Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Fünfter Band. – sechster

211

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

AS
182
M82
Bd.5-6

S114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1837. -38

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

The Cyclopaedia of anatomy and physiology edited by Robert Todd, M. D. Professor of physiology and of general and morbid anatomy in King's College, London. Vol. I. A — Dea. London. Sherwood, Gilbert and Piper. 1836. gr. 8. 812 p.

Dieses ausgezeichnete Werk, welches in einzelnen parts, wovon die bis jetzt herausgegebenen gerade einen starken Band ausmachen, seit dem August 1835 erschien, ist unseres Wissens bis jetzt in keinem deutschen kritischen Blatte angezeigt worden, obwohl es alle bisher in Deutschland und Frankreich erschienenen Wörterbücher, so weit sie die Anatomie und Physiologie betreffen, an Fülle des Materials, an Originalität und Gründlichkeit bey weitem hinter sich läßt und vor allen ähnlichen Unternehmungen die große Anzahl, meist vortrefflicher, dem Texte eingedruckter Abbildungen voraus hat. Dieses Wörterbuch ist ein ergänzendes Seitenstück zu der ebenfalls ganz vorzüglichen Cyclopaedia of practical medicine. Die Verfasser der Artikel sind dem größten Theile nach Engländer, und wir finden unter ihnen die bekanntesten Namen, von denen wir nur folgende nennen: Adams, Alison, Babington, Thomas Bell, Bostock, Brande, Coldstream, Grainger, Grant, Marshall, Hall, Arthur Jacob, Rymer Jones, Kiernan, Knot, Richard Owen, J. C. Prichard, Sharpey, Allen Thomson, W. Yarrell. Mit ihnen haben sich eine Anzahl rühmlich bekannter Pariser Anatomen und Physiologen verbunden, Audouin, Breschet, Deshayes, Dutrochet, Milne-Edwards, Serres ꝛc.

Das Werk umfaßt alle Zweige der Anatomie und Physiologie nach den Abtheilungen: Menschliche Anatomie (allgemeine, chirurgische, pathologische); Physiologie, vergleichende Anatomie, Thier-Chemie.

Um einen Begriff von der Einrichtung des Buchs und der Composition der Artikel zu bekommen, wollen wir zuerst eine Uebersicht des ganzen Inhalts geben und dann diejenigen Abhandlungen herausheben, welche ein besonderes Interesse darbieten. Die Namen der Verfasser stehen in Kursiv dabey.

Abdomen von *Todd*; Absorption, *Bostock*; Acalephae, *Coldstream*; Acids, animal, *Brande*; Acrita, *Owen*; Adhesion, *Phillips*; Adipocere, *Brande*; Adipose tissue, *Craigie*; Age, *Symonds*; Albino, *Bostock*; Albumen, *Brande*; Amphibia, *Bell*; Animal kingdom, *Grant*; Animal, *Willis*; Ankle, region of the, *Brenan*; Ankle, joint of the, *Brenan*; Ankle-joint, abnormal condition of the, *Adams*; Annelida, *Milne-Edwards*; Anus, *Harrison*; Aorta, *Hart*; Arachnida, *Audouin*; Arm, *Hart*; Arm, muscles of the, *Hart*; Artery, *Hart*; Artery, pathological conditions of, *Porter*; Articulata, *Owen*; Articulation, *Todd*; Asphyxia, *Alison*; Aves, *Owen*; Axilla, *Benson*; Axillary artery, *Hart*; Azygos, *Harrison*; Back, *Benson*; Bile, *Brande*; Bladder, normal anatomy, *Harrison*; Bladder, abnormal anatomy, *Phillips*; Blood,

Milne-Edwards; Blood, morbid conditions of the, *Babington*; Bone, normal anatomy, *Benson*; Bone, pathological conditions of, *Porter*; Brachial artery, *Hart*; Bursae mucosae, *Brenan*; Carnivora, *T. Bell*; Carotid artery, *Hart*; Cartilage, *Benson*; Cavity, *Todd*; Cellular tissue, *Grainger*; Cephalopoda, *Owen*; Cerumen, *Brande*; Cetacea, *F. Cuvier*; Cheiroptera, *Bell*; Chyliferous System, *Grant*; Cicatrix, *Dodd*; Cilia, *Sharpey*; Circulation, *A. Thomson*; Cirrhopoda, *Coldstream*; Cirronosis *Todd*; Conchifera, *Deshayes*; Contractility, *Alison*; Cranium, *Malyn*; Cranium, regions and muscles of the, *Todd*; Crustacea, *Milne-Edwards*; Cyst, *Phillips*; Death, *Symonds*.

Am besten finden wir die vergleichend-anatomischen und einige physiologische Artikel bearbeitet. Die Literatur ist in der Regel sehr sorgfältig benützt und die Kenntnißnahme von unseren in der neuesten Zeit in Deutschland gelieferten Arbeiten ist viel umfassender und gründlicher, als man dieß sonst bey englischen Schriftstellern findet. Eine vorzügliche Erwähnung verdienen folgende Artikel.

Die Anatomie der Vögel (Art. aves) von Owen füllt fast 50 Blätter und enthält viel Eigenthümliches. Eine Menge von beygedruckten Holzschnitten erläutert die Beschreibung und sie stellen selbst die kleinen Theile, z. B. das Skelet eines Kolibris, sehr zierlich dar. Zuerst gibt der Verfasser eine systematische Uebersicht der Ordnungen, Nitzsch's Arbeiten sind ihm leider nur aus Meckel's Archiv und den Abhandlungen Anderer bekannt. Hierauf folgt die Osteologie ziemlich ausführlich, eben so die Myologie; die Verdauungs-Organe werden nach den einzelnen Ordnungen beschrieben. Ausführlich und gründlich ist die Beschreibung des Gefäßsystems, worin der Verf. vorzüglich der sehr belobten, in Deutschland, wie es scheint, fast ganz unbekannten Arbeit von Macartney in Rees Cyclopaedia folgt. Zuletzt gibt Owen eine genaue Beschreibung der Federbedeckung; Nitzsch's vortreffliche Pterylographia konnte ihm nicht bekannt seyn, da sie bis jetzt nur theilweise gedruckt ist, und nur als Manuskript für Freunde existirt. Am wenigsten genügend ist die Anatomie der Generations-Organe. Die Abbildungen sind zum Theil Originale, zum Theil Kopien, vorzüglich nach Carus.

Ein ähnliches Lob verdient Owen's Artikel Cephalopoda auf 45 Seiten mit sehr zahlreichen Figuren, eigenen Zergliederungen und Auszügen aus Grant, Féruſſac ꝛc. Die beyden Artikel Acrita und Articulata sind nur kurz.

Sehr zufrieden muß sich Ref. auch über Coldstream's Arbeiten äußern; besonders gründlich ist der Artikel Cirrhopoda, wobey der Verf. die neuesten Untersuchungen von Burmeister, Martin St. Ange und dem Ref. vollständig benützt hat.

Die Artikel Arachnida von Audouin, Annelida und Crustacea von Milne-Edwards verdienen ebenfalls Lob, wie dieß nicht anders zu erwarten war, da es Gegenstände sind, mit welchen die Verfasser seit langer Zeit vertraut sind. Fr. Cuvier's Cetacea sind ein guter, gedrängter, mit Abbildungen begleiteter Auszug aus seiner Hist. nat. des Cétacés mit Benützung einiger seitdem bekannten Arbeiten, namentlich der Manuskripte Hunter's.

Unter den physiologischen Arbeiten nimmt der Artikel Cilia von Sharpey den ersten Rang ein. Bekanntlich gehört der Verf. unter diejenigen, welche schon früher mancherley Interessantes über Flimmer-Bewegung beobachteten, ohne die Ursache des Phänomens in der Ausdehnung erkannt zu haben, wie Purkinje und Valentin. Sharpey gibt nun hier einen sorgfältigen Auszug aus der Schrift der letzt genannten Gelehrten mit einer großen Anzahl eigner Beobachtungen, besonders von Seethieren. Bey diesen kömmt die Flimmerbewegung fast auf allen häutigen Gebilden zu Stande, womit des Ref. anderweitig bekannt gemachte, eigenthümliche Beob-

achtungen ganz übereinstimmen. Dieser Aufsatz füllt über 30 Seiten und ist ebenfalls mit Abbildungen begleitet.

Die größte Vertrautheit mit der Litteratur spricht sich in dem Artikel Circulation von Allen Thomson aus. Dieser bekannte Edinburger Gelehrte, der Sohn des älteren Thomson's, behandelt den Kreislauf hier nach allen Richtungen und gibt als Einleitung eine mit trefflichen bildlichen Darstellungen begleitete Uebersicht über die Form der Blutbahn in dem Thierreiche.

Nicht Gleiches läßt sich von anderen physiologischen Artikeln rühmen. So kennt Milne Edwards (Artikel Blood) die wichtigen deutschen Arbeiten von J. Müller u. a. über das Blut gar nicht und bleibt ganz bey Prevost und Dumas stehen.

Diejenigen Artikel, welche die normale Anatomie des menschlichen Körpers betreffen, können begreiflicher Weise kein solches Interesse haben, da es sich hier nur mehr um eine gedrängte Darstellung des Bekannten handelt. In der pathologischen Anatomie vermißt man ungerne gerade die ausgezeichnetsten Männer, z. B. Hope, Carswell u. a. auf der Liste der Mitarbeiter. Einzelne, selbst kleinere Artikel verdienen jedoch alles Lob. So ist z. B. Bostock's kurzer Aufsatz über Albinos mit den reichsten literärischen Nachweisungen ausgestattet.

Bey allen Artikeln findet sich die Litteratur, wie es auch jetzt bey den ähnlichen medicinischen Wörterbüchern in Deutschland üblich ist, mit kleinerer Schrift am Schlusse zusammengestellt.

Möchte diese kurze Anzeige dazu beytragen, dem Werke auch in Deutschland ein ernstliches Studium zuzuwenden, namentlich sey es dem ärztlichen Publikum empfohlen, welches bey uns sich leider viel zu wenig um Anatomie und Physiologie bekümmert, im Gegensatze gegen Frankreich und England, wo die ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesen Fächern nicht selten berühmte und vielbeschäftigte Aerzte und Wundärzte waren und noch sind.

Rudolph Wagner.

Zoologischer Handatlas von Dr. Hermann Burmeister. Berlin bey Reimer. Heft 1. 1835. Heft 2 und 3. 1836. kl. Fol.

Wenn man die Unzahl von naturhistorischen, blos zum Zwecke des Unterrichts bestimmten Bilderwerke und die noch ungleich größere Menge von kleinen naturgeschichtlichen Schul- und Lehrbüchern betrachtet, so kann man auf zwey sehr falsche Ansichten kommen. Man kann nämlich leicht zu der Meynung verführt werden, das Bedürfniß für diesen Zweig des Unterrichts sey vollkommen befriedigt und es sey auf der andern Seite auch nichts leichter, als ein Buch für Schulen über Naturgeschichte zu schreiben. Hier ist das Gegentheil wahr, unsere Litteratur besitzt für diesen Theil des Unterrichts so unendlich viel Schlechtes und so wenig wirklich Brauchbares, daß Männer vom Fach, wenn sie von Pädagogen oder Dilettanten (wozu wir auch die bey weitem größere Zahl von Lehrern an Schulen rechnen) um ein gutes Handbuch befragt werden, in große Verlegenheit kommen müssen. Die Mehrzahl der einschlägigen Schriften rührt von Lehrern her, die selbst sehr wenig verstehen; andere sind von Männern geschrieben, welche zwar in ihrem Fache gründlich zu Hause sind und die Wissenschaft selbst durch neue Entdeckungen bereicherten, dagegen keinen Begriff von einer zweckmässigen Methode des Unterrichts haben. Wo man auch in die Litteratur der Naturkunde hinsehen mag, man wird überall finden, daß gründliche Forschungen enthaltende Schriften ungleich häufiger sind, als gute Lehrbücher. Ein wirklich gutes Lehrbuch zu schreiben ist in jeder Wissenschaft das schwerste; denn es setzt große Liebe zum Unterricht, viele Erfahrung und eine Geistes-Richtung voraus, welche bey dem offensten und klarsten Sinn für das Allgemeine, auch die kleinste Thatsache einer genauen Prüfung und Würdigung

unterwirft und ihr die richtige Stellung zum Ganzen anweist. Der häufigste Fehler, in welchen die besten Lehrbücher so leicht verfallen, ist der, daß sie Lieblings-Materien des Verfassers, Gegenstände seiner speciellen Studien, in ungehöriger Breite behandeln. Hier gilt dasselbe, was Göthe von den Dichtern verlangt, — den Stoff um sein selbst willen zu ergreifen, auch dann, wenn er dem Subjekt widerwärtig wäre.

Trotz der Ueberbürdung unserer Litteratur mit schlechten Unterrichtsbüchern, kann man aus pädagogischen Gründen nicht wünschen, daß der maaßlosen Production durch Gebot und Verbot, durch zwangsmäßige Einführung besonders verabfaßter Schulbücher irgend ein Ziel gesetzt werde. Denn eben wo das Mittelmäßige und Schlechte so vorherrscht, kann nur eine freye Concurrenz der Produkte einen besseren Zustand herbeyführen; wer wird noch ein Buch schreiben und wer es verlegen wollen, wenn diesem nicht Raum gegeben ist, seine Straße zu ziehen und eine Unterkunft zu finden?

Ref. ist sehr oft um einen empfehlenswerthen Atlas für die Thierkunde befragt worden, ohne eine genügende Antwort geben zu können. Die vielen vorhandenen sind theils ungenau, verzeichnet, gar nicht oder schlecht kolorirt, enthalten zu viel oder zu wenig, geben keine zweckmäßige Auswahl, sind zu populär oder zu streng wissenschaftlich, theils sind sie (und gerade die besseren) zu kostspielig. Ref. freut sich nun, den von Burmeister begonnenen zoologischen Handatlas zu den wenigen guten, die wir besitzen, zählen zu können; derselbe empfiehlt sich durch hinreichenden Umfang, zweckmäßige Auswahl, Treue der Zeichnung und verhältnißmäßige Wohlfeilheit ganz vorzüglich.

Jedes Heft hat 6 Tafeln mit entsprechendem Text, aus verschiedenen Klassen, welche dann am Schluße des Ganzen in systematische Folge gestellt werden müßen. Das erste Blatt, Taf. 8, enthält die Ordnung der Vielhufer unter den Säugethieren; von jeder Hauptgattung eine Art, mit Umrißen der Schädel und Zähne; das Nilpferd erscheint hier fast zuerst in einer naturgetreuen Abbildung, nach einem von Ehrenberg mitgebrachten und nach dessen Angabe aufgestellten Exemplare des zoologischen Museums der Universität Berlin. Das zweyte Blatt, Taf. 12, gibt die wichtigsten Gattungen der Kletter- und Wiedvögel, recht gut kolorirt. Im dritten Blatt, Taf. 20, die nackten Amphibien darstellend, ist zu tadeln, daß die Haut der Frösche ein beschupptes Ansehen hat. Das vierte, den Fischen gewidmete Blatt, Taf. 25, gibt eine gedrängte Darstellung der Stachelflosser in 15 Arten. Ganz vorzügliches Lob verdient Taf. 30, das 5te Blatt dieses Hefts, welches die Arachniden, wozu der Verf. die Myriapoden stellt, behandelt; den schönen und naturgetreuen Figuren der ganzen Thiere sind sehr reinliche und genaue Umrisse der Mundtheile, Palpen u. s. w. beygegeben. Eben so hat dem Ref. die letzte, den Medusen oder Quallen bestimmte Tafel, sehr wohl gefallen. Zeichnung und Colorit sind, ganz dem Gegenstand gemäß, ungemein zart gehalten. In den, in mancher Hinsicht nicht üblen, Abbildungen zu Oken's Naturgeschichte, sehen diese zarten gallertartigen Seethiere, welche man bekanntlich meist gar nicht, oder höchst unvollkommen aufbewahren kann, wie aus Erz gegoßen aus.

In der zweyten und dritten Lieferung ist das Colorit nicht immer so sorgfältig; dieß gilt namentlich von den Säugethieren; Vögel und Mollusken sind besser; recht gut sind die Schmetterlinge; bey den Würmern hätte mehr nach der Natur und mehr Detail in den einzelnen Theilen gegeben werden können. Das Blatt für die Krustenthiere ist gut, warum aber bey einzelnen das Kolorit nach den im Weingeist erlittenen Veränderungen? So sind z. B. die grossen Eyerlappen der Lepaden gelb, statt blau.

Wenn der Verf. den folgenden Heften eine gleiche und noch größere Sorgfalt zuwendet, so wird ihm der Dank des unterrichteten Publikums nicht fehlen und das Unterrehmen wird sich unter dem Heere von Conkurenten den Weg schon bahnen. Männer von Einsicht und Fachkenntniß werden nicht versäumen, diesen Atlas in ihren Kreisen zu verbreiten. Zum Gebrauch für Gymnasien und Gewerbschulen eignet er sich vorzüglich; in der Mineralogie kann und muß man Sammlungen haben; für die Botanik muß der Lehrer ins Freye, in der Zoologie aber, wo Sammlungen selten, schwierig zu erhalten und kostspielig sind, muß man sich an gute Abbildungen halten.

Der Atlas ist auf 40 Tafeln in 7 Heften berechnet und wird illuminirt 11, schwarz 6 Thaler kosten; schwarze Abbildungen nützen aber, gerade in der Schule, wenig oder gar nichts.

Obwohl der Text ausführlich erläuternd ist, so kann nebenben zur Führung in der Systematik doch desselben Verf's. Grundriß der Naturgeschichte (für Gymnasien und hohere Bürgerschulen) 2te Aufl. Berlin 1835, und für den Lehrer und für Studirende auf Universitäten dessen Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bey Vorlesungen, Berlin 1837 empfohlen werden. Der zweyte Band enthält die Zoologie und ist auch allein zu haben. Besonders gut sind, wie aus des Verf's. früheren Arbeiten zu erwarten war, die Gliederthiere behandelt und es scheint uns überhaupt der Verf. vorzüglich in der Systematik seine Stärke zu haben.

Rudolph Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Philosophorum Graecorum Veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit Simon Karsten. Vol. I. Pars altera.

Auch unter dem Titel:

Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae. De Vita ejus et studiis disseruit, fragmenta collegit, Philosophiam illustravit S. Karsten. Amstelodami 1835. 280 S. 8.

Nach langer Unterbrechung, die, laut der Vorrede, durch den belgischen Aufstand verursacht worden, nimmt Hr. Karsten sein verdienstliches Unternehmen wieder auf, die Bruchstücke der Philosophen Griechenlands aufs sorgfältigste zu sammeln und nach allen Seiten zu erläutern. In derselben Weise, wie im ersten Hefte, das im Jahre 1830 zu Brüssel erschienen, die Fragmente des Xenophanes behandelt worden, sind es hier in dem zweyten Hefte die des Parmenides des Großen, wie er von Sokrates bey Plato und von späteren oft genannt wird. Hr. Karsten berichtet zuerst von dem Leben desselben, und folgt in der Zeitrechnung mit Recht vorzugsweise dem Plato, da dieser, wohl nicht ohne Grund, in drey Dialogen versichert, der noch junge Sokrates habe den greisen Parmenides einmal gesehen und mit ihm eine Unterredung gehabt. Die übrigen Nachrichten über das Leben dieses Denkers sind so dürftig, daß sie wenig oder gar nichts erläutern und überall unbefriedigt lassen; gleich nur darüber, in welcher Art er ein Schüler des Xenophanes war und genannt werden darf? — Ar. Metaph. I. 5. *ὁ γὰρ Παρμενίδης τούτου λέγεται μαθητής.* Denn in den Fragmenten verräth sich hievon nicht viel, ausgenommen, daß beyde und Melissus nach ihnen, eine Einheitslehre des Seyns aufstellen, — *ἑνίζουσι*, sagt Aristoteles ebd.; in der Auffassung und Entwickelung aber gehen sie himmelweit auseinander. Xenophanes ist in seiner Grundanschauung durch und durch religiös contemplativ; — *Ξενοφάνης δὲ τούτων πρῶτος ἐνίσας — οὐδὲν διεσαφήνισεν — ἀλλ' εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀποβλέψας τὸ ἓν εἶναί φησι τὸν θεόν*; — und dieß erhellt auch schon aus den wenigen erhaltenen Versen seines Gedichtes; Xenophanes ist daher auch, wie Plato, Widersacher der — zuvörderst homerischen — Poesie, so fern diese dem Begriff und Wesen der Götter Unwürdiges und Widersprechendes fabelt. Parmenides hat jedenfalls dieses tiefe prophetisch-religiöse Gefühl des Göttlichen, als des Welteinigenden und Zusammenhaltenden, nicht gehabt; oder vielmehr die Xenophanische Grundanschauung der Einheit ist von ihm aus dem Bereich des Gefühles auf ein anderes Gebiet übersetzt worden, auf das Gebiet des reinen Denkens, des absoluten Begriffes. (Arist. l. l. *Παρμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι, Μέλισσος δὲ τοῦ κατὰ τὴν ὕλην.*) Durch diesen großen, entscheidenden Schritt entfernte Parmenides sich so weit von Xenophanes, daß, nachdem die geahnte göttliche Einheit zur begriffmäßigen All-Einheit geworden

war, bey jenem das Wort θεός vielleicht gar nicht vorkam, während Xenophanes gerade von dieser Idee der Gottheit ganz erfüllt war, und sie in mehreren Bruchstücken mit großer Einfachheit, Reinheit und Lauterkeit ausspricht; aber auch eben um der Ueberschwänglichkeit dieser Idee willen, an der angemessenen strengen und absoluten Erkenntniß überhaupt manchmal zweifelt (m. s. Xenophanis fr. p. 51. Nr. 14.); während Parmenides diese eben fordert und sie allein, oder doch vorzugsweise gelten läßt. Darauf hat man noch nicht geachtet.

Auf die Commentatio de Vita et studiis Parm. läßt Hr. Karsten die Reliquiae Carminis selber folgen, mit Angabe der Varr. Lectt. und der Orte, wo sie erhalten worden, und mit der gegenüberstehenden lateinischen Uebersetzung. Es sind 150 Verse, oder mit den 5 nur in lateinischer Uebersetzung von dem Arzte Cölius Aurelianus aufbewahrten, und den dreyen, die jetzt das Epiphonema auszumachen scheinen, 158 Verse. Von diesen gehören 111 Verse in den ersten Theil des Gedichtes περὶ φύσεως s. περὶ ἀληθείας; der Rest aber in den zweyten Theil: vom scheinbaren Seyn oder τὰ πρὸς δόξαν. Bey Brandis werden 162 Verse gezählt; theils weil bey Karsten einigemal in Einem Vers zusammengerückt ist, was bey Brandis als einzelne Versstrümmer mitgerechnet wird: theils weil der letztere Einiges eingefügt hat, was Karsten S. 48 unter der Aufschrift: ῥήματα Παρμενίδου ἀπατεῶντα, nachträgt. Hieraus erhellt schon, daß die Fragmente in dieser Sammlung nicht vermehrt sind; aber sie sind vielfältig anders gestellt und zusammengereiht und zwar mit so viel Sinn und Geschick, daß man sagen muß: wenn die Lehren und Dogmen sich nicht so folgten und aneinander schlossen, so hätten sie doch in dieser Ordnung an einander schließen können und sollen. Da eben auf dieser sehr feinen und wohlüberlegten Anordnung dieser Trümmer das Verdienst dieser neuen Ausgabe — hier noch ganz abgesehen von den trefflichen Erläuterungen — beruht, so will ich hier übersichtlich die Folge der Verse bey Brandis und Karsten zusammenstellen; denn Fülleborns Sammlung dieser Bruchstücke des Parmenideischen Lehrgedichtes wird ja doch wenig mehr angeführt und gebraucht, seitdem die von Brandis erschienen. Es folgen demnach

Karsten		Brandis
V. 1 — 32	=	V. 1 — 32
33 — 40	=	39 — 46
41 — 42	(sind neu aber ohne Gehalt)	
43 — 51	=	47 — 55
52 — 76	=	33 — 38 u. 58 — 72
77 — 88	=	83 — 94
89 — 92	=	73 — 76
93 — 111	=	95 — 113.

Mit V. 112 beginnt Karsten den zweyten Theil des Gedichtes: τὰ πρὸς δόξαν und läßt die erhaltenen Verse eben so folgen, wie sie bey Brandis von V. 114 an stehen, nur daß der letztere nach V. 120 ein prosaisches Bruchstück angeblich des Parm. aus Simplicius einschaltet, welches Karsten erst S. 48 nachbringt u. dgl.; nur V. 149 ist von H. Karsten neu aufgefunden aus Galenus. Die Bruchstücke weichen bey diesem, wie in der Aufeinanderfolge, so auch in den Lesarten oft bedeutend von Brandis ab, und meistentheils mit Fug; sey's, daß sie auf Conjectur, sey's, daß sie auf Vergleichung und Benutzung neuer Hülfsmittel beruhen. Aus der neuen Anordnung scheint mir hervorzuleuchten, daß von dem ersten Theil des Parmenideischen Gedichtes, (wie es wohl erst Spätere entzweytheilten) ziemlich alles, jedenfalls das Wichtigste und Bedeutendste erhalten sein mag; denn ziemlich alle möglichen Bestimmungen über das Seyn und Werdens sind hier vorgezeichnet, die auch von anderen Berichterstattern überliefert sind.

Desto mehr muß befremden, daß von der Lehre des Scheines, oder der Physik des Parmeni-

des so weniges überliefert ist. Der Grund hievon ist wahrscheinlich der, daß die Parmenideische Kosmogonie und Naturlehre nicht sehr ins Einzelne ausgeführt war; daß sie, wenn auch ausgeführt, weniger nach abstrakten Naturgesetzen, als vielmehr nahebey in der alten überlieferten Art durch theogonische Zeugungen und Verbindungen, überhaupt durch Genealogien, die Erscheinungen und Vorkommnisse am Himmel und an der Erde zu erklären unternahm. Darauf deuten meines Erachtens Plato im Gastmal S. 195 C. und Macrobius im S. Sc. I. 2. extr. deren Stellen auch Hr. Karsten S. 21 anführt; darauf deutet auch Menander de Encom. I. 5, wenn er dem Parmenides und Empedokles ὕμνους φυσιολογικοὺς zuschreibt und dergleichen, nur kürzere, auch in Platons Phädrus u. a. Dialogen findet. Aus den etwas zahlreicheren physiologischen Bruchstücken des Empedokles, so wie aus den ersten 30 Versen des Parmenides selbst läßt sich muthmaßen, wie jene ὕμνοι φυσιολογικοί, die unfehlbar in den zweyten Theil, welcher den τὰ πρὸς δόξαν, die Lehre von den Erscheinungen der Dinge der Welt abhandelte, gehören, beschaffen gewesen seyn mögen; auch dürften hier außer Hesiods Theogonie und außer den Platonischen Mythen ꝛc. auch noch die ersten acht Reden des Aelius Aristides in Erinnerung gebracht werden, welche selber auch ὕμνοι überschrieben sind. Es ist in den Geschichten der griechischen Philosophie noch nicht genug beachtet und hervorgehoben, wie schwer es den ersten griechischen Physikern und Philosophen wurde, von der in der Mythologie und dem Volksglauben überlieferten und mit dem ganzen Leben im Großen wie im Kleinen engverwachsenen Anschauung und Betrachtung der Ereignisse und Vorgänge in der Natur sich loszumachen, und den zur Betrachtung, Auffassung und Erklärung nothwendigen unbefangenen freyen Standpunct zu gewinnen. Wie tief und vielseitig aber

die Naturanschauung der antiken griechischen Welt mit der vielverzweigten Mythologie und Theogonie verschlungen war, dieß erhellt sattsam schon aus Homer, dem besonnenen Künstler und Menschenbildner in alle Wege, doch aus diesem freylich minder, desto mehr aber aus Hesiod und aus den Orphischen Hymnen, die ja, zum Theil wenigstens, eben in diesen Zeiten bekannt waren und auch schon lange vorher gesungen worden. Man sehe Demosthenes Or. 25 (contra Aristog.) p. 96 Bekker = 772 Reiske, wo auf den 62sten orphischen Hymnus S. 330 bey Hermann hingewiesen wird, zu geschweigen Plato's im Kratylus V. 402 und im Philebus S. 66 u. a. a. OO. und des Pseudo Aristoteles in dem Büchlein περὶ κόσμου cap. 7. und des Euripides im Hippolytus, in den Bakchen u. s. w. An orphische und orientalische Vorstellungen gemahnt auch des Parmenides Weltordnung, wie sie Stobäus in den Ecl. I. c. 23. S. 482 beschreibt. Kurz, überall zeigt sich, daß Parmenides sich in der eigentlichen Naturlehre nicht auffallend erhoben hat, daß er gleich allen seinen Vorgängern (mit Ausnahme des Pythagoras in einigen Puncten) von der herrschenden Mythologie befangen war, und sich von ihr nicht ganz frey gemacht hatte. Diese Befreyung gewann, für alle folgenden Zeiten, erst Sokrates, der deßhalb in der Geschichte der Philosophie als einzig dasteht; er gewann sie dadurch, daß er in Folge seiner berühmten Selbsterkenntniß den Begriff Gottes höher faßte, Gott als Geist und als heilig erhöhte, wie er sich selber als Geist und als zu sittlichem Streben verpflichtet und von Gott bestimmt erkannt hatte. Und es bewährt sich in dieser Periode jenes Wort des liebenswürdigen geistvollen Wizenmann (die Resultate der Jacobischen und Mendelssohnischen Philosophie, untersucht von einem Freywilligen) welcher S. 255 sagt: „Es ist politisch wie theologisch wahr, daß die wahre eigenthümliche Erkenntniß nur in dem

Grade transcendenter werden kann, in welchem es die Geschichte wird. Die Geschichte folgt uns nach bis in eine andere Welt; und sie allein kann das πού στῶ jeder weiteren Entwickelung seyn."

(Schluß folgt.)

Beskrivelser og Jagttagelser over nogle moerkelige eller nye i Havet ved den Bergenske Kyst levende Dyr af Polypernes, Acalephernes, Radiaternes, Annelidernes og Molluskernes Classes, med en kort Oversigt over de hidtil af Forfatteren sammesteds fundne Arter og deres Forekommen, af M. Sars Sogne praest til kind, Medlem af den physiographiske Forening i Christiania. Bergen 1835. 81 S. 4. Mit 15 Steintafeln.

So erfreulich auf der einen Seite die Thätigkeit in der Naturkunde im hohen Norden ist, wo wir nun auch Norwegische Gelehrte neben den Schwedischen auftreten sehen, so sehr ist zu beklagen, daß die hier erscheinenden Schriften wegen der geringen Verbreitung der Sprachen, in denen sie geschrieben sind, sich nur einen sehr beschränkten Eingang verschaffen können. Die Werke von Linné, O. F. Müller, Fabricius waren lateinisch geschrieben und bahnten sich dadurch einen Weg in alle Länder; wer kann es jetzt Jemanden zumuthen, außer dem immensen Material in der Naturkunde und außer einer hinlänglichen Kenntniß der französischen, englischen und italienischen Sprache, ohne welche jetzt kein Naturforscher mehr durchkömmt, noch so viel holländisch, dänisch, schwedisch, oder gar polnisch und russisch zu lernen, um auf die immer mehr an Wichtigkeit gewinnende medicinische und naturhistorische Litteratur dieser Länder Rücksicht zu nehmen? Daher kann solchen Schriften auch nur ein sehr beschränkter Absatz zu Theil werden, der sich gewiß auf das Doppelte erhöhen würde, wenn sie lateinisch geschrieben wären.

Die vorliegende Schrift läßt einen eben so gründlichen als anspruchlosen Beobachter erkennen, welcher aus der reichen und wunderbaren Thierwelt der norwegischen Küsten eine Menge neuer und interessanter Formen kennen lehrt. Der Golf von Bergen und einige benachbarte Fjords zwischen dem 60ten und 62ten Grad nördlicher Breite haben dem Verf. diese reiche Erndte geliefert; er hat hier 47 Polypen, 16 Medusen, 32 Radiaten, 66 Anneliden, 139 Mollusken beobachtet, worunter viele neue Arten und einige sehr merkwürdige neue Gattungen. Der Verf. hat sich übrigens nicht bloß mit einer systematischen Beschreibung der Arten, sondern vorzüglich mit dem Studium der Entwickelung, der Lebensweise u. s. w. beschäftigt. In der Einleitung giebt der Verf. eine sehr interessante Uebersicht über die untermeerischen Regionen, ähnlich wie man bisher die Thier- und Pflanzengeographie über dem Erdboden in die verschiedenen Höhen-Regionen verfolgte; dann folgt eine systematische Uebersicht der beschriebenen (meist neuen) Thiere, sodann deren nähere Beschreibung, mit Charakteristik der Arten und Gattungen in lateinischer Sprache und einer ausführlichen Erläuterung in der Muttersprache, in welcher auch die Erklärung der Tafeln jedesmal beygefügt ist. Ein großer Vortheil wäre es gewesen, wenn sich der Verf. entschlossen hätte, auch diese Kupfer-Erläuterung lateinisch zu geben. Die 15 Tafeln sind vom Verf. gezeichnet und von Prahl in Bergen sauber und deutlich auf Stein gebracht; schön und elegant kann man die Lithographien nicht nennen.

Da Wiegmann in seinem Archiv (Jahresbericht über die Fortschritte in der Zoologie im Jahre 1835) einen Auszug des Wichtigsten, und bey den neuen Anneliden und Mollusken wenigstens eine namentliche Aufführung der Arten gegeben hat, so können wir unsere Leser hierauf verweisen; freylich fehlen diesem Auszuge die Abbildungen.

Das Merkwürdigste und Wichtigste scheint uns Sars Beobachtung über eine Medusе zu seyn, welche, wie es jetzt von den Cirripeden, dem Pentacrinus, einigen Krustenthieren bekannt ist, eine cyklische Entwicklung hat und eine mehrmalige Metamorphose erleidet; die Gattung heißt Strobila und ist Anfangs polypenähnlich und festgewachsen. Wichtig sind auch 2 neue Polypen-Gattungen Pedicellina und Corymorpha.

Die Comatula, welche auch Wiegmann für mediterranea hält, weicht der Abbildung nach doch gar zu sehr von dieser ab, wenigstens von den Exemplaren, die Ref. in Nizza und Cagliari gesammelt hat.

Der billige Preis der Schrift (4 Thaler) mag zur größeren Verbreitung, welche sie im hohen Grade verdient, beytragen.

R. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Vollständiges Handbuch der Mineralogie von August Breithaupt. I. B. Allgemeiner Theil. Dresden und Leipzig. Arnold'sche Buchhandlung 1836.

Der Verfasser ist dem Publikum seit vielen Jahren durch Krystallmessungen und Gewichtsbestimmungen bekannt, welche er mit großer Genauigkeit ausführt und nicht selten mit Glück zur Unterscheidung ähnlicher Species angewendet hat. Breithaupt hat bis jetzt eine Charakteristik der Mineralien herausgegeben, wovon im Jahre 1832 die dritte Auflage erschien; es wird dort schon das vorliegende Handbuch angekündigt. Die Arbeiten Breithaupts tragen im Allgemeinen den Charakter, daß sie aus einem für die Wissenschaft beseelten, immer thätigen Geiste hervorgegangen sind, und wenn sie in dieser Hinsicht alle Beachtung verdienen, so ist dagegen zu bedauern, daß Breithaupt in jenem Theile der Mineralogie, welcher gleichsam ihre zweyte Hälfte ausmacht, in der Mineralchemie nämlich, nur wenig zu Hause ist. Seine Arbeiten haben daher die von Mohs zuerst vorgeschriebene Richtung und liefern zunächst nur Beyträge zur physikalischen Charakteristik; innerhalb dieses von ihm gepflegten Feldes verdankt ihm die Wissenschaft manche Bereicherung.

Da diejenigen Untersuchungen Breithaupts, welche sich auf den allgemeinen Theil der Mineralogie beziehen, bis jetzt nur in einzelnen Abhandlungen in Schweiggers und Erdmanns Journal zerstreut sind, so muß es dem mineralogischen Publikum erwünscht seyn, sie in einem Handbuche, wie das vorliegende, gesammelt und zu einem Ganzen verbunden zu finden. Das Werk ist, wie die Vorrede besagt, auf drey Bände berechnet. Der vorliegende erste Band enthält die Terminologie, Systematik und Nomenklatur.

Die Einleitung behandelt den Begriff und Stand der Mineralogie, die Folge des Vortrages und der Hülfsmittel und Methode des Studiums, und schließt mit Betrachtungen über den Werth des Besitzes mineralogischer Kenntnisse. Es werden gelegentlich die neuesten Lehr- und Handbücher, welche der Verf. als die brauchbarsten bezeichnet, angeführt. Dazu sind einige Bemerkungen gegeben, welche entweder hätten begründet, oder ganz wegbleiben sollen. —

Die Terminologie beginnt mit den äußern Kennzeichen und zwar mit den von dem Verf. sogenannten Hellungskennzeichen, unter welchen Glanz, Farbe Strich, Durchsichtigkeit und Strahlenbrechung abgehandelt werden. Es findet sich darin nichts Neues von Bedeutung. Das zweyte Kapitel begreifft die Kennzeichen der Gestalt. Nachdem bey Gelegenheit der Abhandlung des Artikels von den Axen die zwey großen Krystallabtheilungen der Polyaxien und Monoaxien festgestellt wurden, geht der Verf. zu den polyaxen Gestalten speciell über. Sie werden unter 5 Verhältnissen betrachtet. Das erste ist: Zahl der Flächen, das zweyte: Art und Gruppirung der Flächen, das dritte; Einfachheit der Begränzungstheile, das vierte: Grad der Regelmäßigkeit der Symetrie und das fünfte: Axenlängen. Man kann gegen das Logische dieser Betrachtung nichts einwenden, aber dieses gienge auch nicht verloren, wenn die Folge

der Betrachtung eine andere, nähmlich diejenige wäre, welche in allen andern mineralogischen Werken als die natürlichste und zweckmäßigste bis jetzt gebraucht worden ist. Um z. B. den vollständigen Begriff vom Hexaeder zu bekommen, muß man hier, ziemlich weit getrennt, zusammenstellen: aus dem ersten Verhältnisse: daß es ein Sechsflächner ist, aus dem zweyten: daß die Flächen-Quadrate und ihre Neigungswinkel 90°, aus dem dritten (7 Seiten später) daß es 12 Kanten hat, welche sich in 8 dreykantigen Ecken endigen. Es ist unbegreiflich, daß der Verf. diese Methode für praktisch halten kann, nachdem er doch, wie es in der Vorrede heißt, bereits mehr als 70 mineralogische Lehrkurse gegeben hat. — Dieselbe Weise der Betrachtung wird für die Raumumschließenden Monoaxien fortgesetzt. Unter dem vierten Verhältnisse wird der Begriff von holoedrisch und hemiedrisch gegeben. Er lautet: holoedrisch oder vollflächig ist eine Gestalt, wenn sich von der gezeichneten oder gegebenen Basis, welche parallele Seiten hat, ebenso viele Flächen nach jedem Pole der Hauptaxe neigen und zählen lassen, als die Gestalt an der Basis Seiten hat, hemiedrisch aber, wenn sich nur halb so viel Flächen nach jedem Pole der Hauptaxe neigen, als die Basis Seiten hat. Die Existenz der trigonalen Pyramiden bezweifelt der Verf. besonders ihr Vorkommen am Quärz. —

(Schluß folgt.)

Philosophorum Graecorum Veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit Simon Karsten. Vol. I. Pars altera. etc.

(Schluß.)

Die sogenannten Hymnen des Parmenides und seine Göttermythen mögen aber auch, nach dem ersten Fragmente zu urtheilen, nicht sehr poetisch

anschaulich und entsprechend gewesen seyn; eben dieses läßt auch Aristoteles vermuthen, wenn er (Poet. c. 1.) den Empedokles und seines Gleichen, die wie Homer, dem Metrum zufolge, gemeinhin ἐποποιοὶ hießen, nicht mit diesem Namen, überhaupt nicht ποιηταί, vielmehr φυσιολόγοι genannt wissen will. Wenn nun das Parmenideische Gedicht nicht durch poetischen Schwung anzog, so mochte dasselbe alsbald eben so wenig durch den Inhalt befriedigen, indem die Naturerscheinungen theils minder vollständig aufgefaßt, theils minder verstandesmäßig und rein physikalisch erklärt waren, als es von den nächsten Zeitgenossen und Nachfolgern in der Philosophie, wie Empedokles und Demokritus u. a. geschah. Wenn nun schon diese, und vollends die späteren in eigentlicher Physik reicher waren, und ein folgerechteres System ausführten: so ist begreiflich, daß der eigentliche physikalische Theil des Parmenideischen Gedichtes bald zurück und bey Seite gelassen und so gut als vergessen werden mußte; es ist begreiflich, daß sich eben nur derjenige Theil desselben hauptsächlich erhielt, der die speculative Grundanschauung aussprach; und dieß um so mehr, als gerade dieser Grundgedanke vornehmlich alle nachfolgenden Forscher zumeist beschäftigte, und den eigentlichen Keim zur weiteren Speculation legte, wie dieß aus dem Commentar unzweifelhaft in die Augen fällt.

Hinter den Fragmenten nämlich steht S. 51 — 132 der grammatisch-kritische Commentar; auf diesen folgt S. 135 — 274 der historisch-exegetische de Parmenidis philosophia et placitis; seine Lehrsätze werden hier im Zusammenhang erörtert, erweitert und erläutert aus den Angaben und — grossentheils — Bestreitungen späterer Berichterstatter von Plato und Aristoteles herab bis zu den letzten Neuplatonikern, Simplicius u. a. Nur Damascius ist dem Herausgeber entgangen; freylich bringt dieser kein neues Fragment bey, und substituirt ihm überall unbedenklich den Platonischen

Dialog gleichen Namens (vergl. Damascii Dubitt. p. 38 flg. 91 flg. 128 flg. u. aa. OO.), sein Räsonnement aber, so gut als das des Plato, Aristoteles und anderer trifft eben die Ansicht des alten ehrwürdigen Parmenides selbst. Dieser Theil ist übrigens nicht allein sehr fleißig ausgearbeitet, sondern auch deshalb sehr lobenswerth, daß H. Karsten einigemal wenigstens selber darauf aufmerksam macht, daß in die Parmenideischen Philosopheme nach den späteren Berichten und Erörterungen oftmals viel mehr Bedeutung und Entfaltung hineingelegt ist, als sie in ihrem Ursprunge hatten. Denn Parmenides hat zuvörderst nichts weiter gethan, als den Physikern gezeigt, daß alles Werden, dessen Möglichkeit und Hergang sie durch Annahme dieses oder jenes Elementes zu erklären versuchten, schon ein Seyn, ein Seyendes voraussetze; daß aber dasjenige, was ist, nicht erst werden könne, nicht nöthig habe zu werden; daß folglich, schloß er weiter, das Werden oder μὴ ὄν gar nicht möglich, daß nur das Seyende in Wahrheit sey; und dieses sey eines und unveränderlich — ἕν καὶ ἀκίνητον im Begriff u. s. w. Parmenides kam auf diesem Weg wohl zur Logik und Dialektik — (die sein jüngerer Freund Zeno besonders geübt hat) aber noch gar nicht ins eigentliche Gebiet des Geistes, zur Intelligenz. Zu dieser vorgedrungen zu seyn bleibt das unsterbliche Verdienst des Anaxagoras, welcher um dieses Gedankens willen — οἷον νήφων ἐφάνη παρ' εἰκῆ λέγοντας τοὺς πρότερον, wie Aristoteles Metaph. I. 3. a. E. sagt. Tiefer noch als Anaxagoras drangen ein in das Wesen des Geistes die Sokratiker, indem sie das Moment der Freyheit und Selbstbestimmung desselben in ihren ethischen und religiösen oder theologischen Werken mehr hervorhoben, und die Metaphysik mit der rationalen Psychologie und Theologie bereicherten. Von diesen zeigt sich bey Parmenides noch auch nicht einmal eine Spur; und in Betreff einer rationalen Kosmologie ist eben so wenig zu erwarten, theils schon zufolge des Grundgedankens, theils nach dem Zeugniß der gewichtigsten Philosophen des Alterthumes selbst, des Plato und Aristoteles; letzterer nannte die Anhänger des Parmenides und Melissus nach Sextus Emp. X. (adv. Phys. II.) §. 46. p. 641 Fabric. „στασιώτας τε τῆς φύσεως καὶ ἀφυσίκους," στασιώτας μὲν ἀπὸ τῆς στάσεως, ἀφυσίκους δὲ, ὅτι ἀρχὴ κινήσεώς ἐστιν ἡ φύσις, ἣν ἀνεῖλον φάμενοι μηδὲν κινεῖσθαι; vrgl. ακρ. φυσ. I. 2. und Plato Theot. §. 94. p. 181. Demnach mußte auch die Dialektek oder Metaphysik des Parmenides kurz beysammen seyn, und konnte sich nur im Gegensatz und Widerstreit gegen andere philosophische Ansichten erhalten; sie wurde schon bey Zeno dem Eleaten negativ und eristisch. Erst Plato vermittelte und suchte vom schlechthin Seyenden (ὄντως ὄν) einen Uebergang — nicht zum Nichts schlechthin, — zum ἁπλῶς μὴ ὄν, — sondern zum relativen Nichts, — zum πῶς μὴ ὄν — zur Natur. Die Naturlehre des Parmenides hatte, scheint es, mit seiner Metaphysik keinen näheren Zusammenhang; in ihr traf sein Grundgedanke nach Aristoteles Metaph. I. 4. mit dem des alten Hesiodus zusammen, daß die Liebe das Urprincip der Weltbildung sey; — Πρώτιστον μὲν Ἔρωτα θεῶν μητίσατο πάντων. v. 131 bey Karsten. Ob man als Subject Ἀφροδίτη nach Plutarch (Eroticus c. 13. daselbst Winkelmann S. 155) oder mit H. Karsten S. 120 und 230 flg. u. a. γένεσις oder aus Stobäus Ecl. I. c. 23. S. 482 flg. ed. Heeren δαίμων, ἀνάγκη, oder δίκη ergänze, ändert im Wesentlichen nichts; diese Ausdrücke sind alle von der angenommenen obersten Naturkraft unter sich sehr verträglich; da weder Plato noch Aristoteles, welche beyde diesen Vers überliefert haben, kein bestimmteres Subject angeben, und Plutarch dieses zuerst thut, und die Aphrodite als solches nennt: so dünkt mir das beste, bey diesem um so mehr stehen zu blei-

ben, als es mit des Aristoteles Bericht a. a. O. am Besten stimmt, und eben dieselbe in Verfolg der physiologischen Hymnen nach Umständen auch die anderen Namen von Parmenides beygelegt erhalten konnte, zumal da seine Naturlehre nicht mehr durchhin mythologisch war wie bey Hesiodus. Außerdem wäre das natürlichste und sprachgemäßeste, aus μητίσατο als Subject μῆτις herauszunehmen; allein hiezu berechtigt nichts von alle dem, was uns aus der Physik des Parm. bekannt ist; nirgend scheint er da, wenn auch nur wie Anaxagoras den νοῦς, so die μῆτις, auch nur ἀπὸ μηχανῆς, beygezogen zu haben. Indessen ist gleichwohl bemerkenswerth, daß eine Hindeutung auf etwas Höheres und Logisches in dem μητίσατο liegt, wofür frühere und spätere minder spekulativ ἐγέννησεν, ἔτεκεν u. dgl. zu sagen pflegen.

Aus den bisherigen Bemerkungen mag man wohl abnehmen, daß Ref. den Werth des Parmenideischen Philosophems nicht so hoch anschlägt, als es in unsern Tagen zu geschehen pflegt, von den ganz entgegengesetzten Schulen Hegels und Herbarts. Ohne sonderlichen Einfluß und Erfolg wie seine Physik und Kosmogonie gewesen, verdankt auch seine Speculation ihren Ruf, ihr Gewicht und Bedeutung nur erst dem Plato. Dieser aber faßte den logischen Begriff des Parmenides schon viel tiefer, speculativer und umfangreicher, so daß er sich wiederum mehr dem Xenophanes nähert. Daß Aristoteles nicht sehr viel aus dem Parmenideischen Räsonnement mache, erhellet aus der Metaphysik und Physik. Wenn er (oder Theophrast) gleichwohl in besonderen Abhandlungen adversus Gorgiam, Xenophanem, Zenonem den gemeinschaftlichen Grundgedanken und das einem jeden eigenthümliche Räsonnement erörtert und widerlegt; so hat er darin nicht mehr gethan, als bey anderen Lehren und Gedanken früherer Philosophen; er verräth aber überdieß überall, daß er in jenen Lehren mehr Sophistik als Wahrheitslehre sehe; m. s. σοφ. ελ. I. 9. p. 434 (c. 10. Buhle) II. 7. p. 464 (c. 33. Buhle) und c. 4. p. 457 und überall, wo er auf Zeno und Parmenides zu sprechen kommt. Bey dieser Gelegenheit mag ich auch die Verwunderung nicht zurückhalten, woher es doch gekommen, daß, während jederley Angriffe auf die Aechtheit dieses oder jenes Werkes des Plato und anderer Alten, einen oder den anderen Vertheidiger hervorgerufen haben, das scharfsinnige Bedenken Sochers: Ueber Platos Schriften S. 258 — 294 gegen die Aechtheit des Sophistes, Politikus und Parmenides, als Platonischer Werke, meines Wissens keinen Einspruch, keine Widerlegung erweckt haben, so sehr es in alle Wege auffallen muß, daß Aristoteles auch gar keinen Wink, keine Hindeutung auf diesen Platonischen Dialog: Parmenides, enthält. Denn dessen Sophistes kann man im fünften Buche der Metaphysik Kap. 2. S. 100 — 101, desgleichen auch den Politikus in der Politik I. c. 1. erwähnt finden; hingegen für den Parmenides ist mir auch noch nicht die geringste Spur im Aristoteles begegnet, daß er diesen Dialog gekannt, so wichtig und bedeutend auch in logischer und speculativer Hinsicht die Probleme dieses Dialoges scheinen.

Um von dieser Abschweifung zu H. Karsten zurückzukehren, so ist nur zu wünschen, daß er fürderhin sein Unternehmen, die Fragmente der griechischen Philosophen zu sammeln und zu erläutern, unbeschadet der bisher bewiesenen rühmlichen Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, in rascherer Aufeinanderfolge dem theilnehmenden Publikum möge mittheilen können.

P. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Vollständiges Handbuch der Mineralogie von August Breithaupt. I. B. Allgemeiner Theil. Dresden und Leipzig. Arnold'sche Buchhandlung 1836.

(Schluß).

Nach der relativen Länge der Hauptaxe werden die einfachen Monoaxien in brachyaxe und makroaxe geschieden. Rhombenpyramiden sind brachyax, wenn die Hauptaxe kleiner ist, als die Summe der beyden Queeraxen, dividirt durch 2 oder wenn $a < \frac{b + c}{2}$; im entgegengesetzten Falle makroax. Rhomboeder und hexagonale Pyramiden (Pyramidoeder) sind brachyax, wenn, eine Queeraxe $= 1/\sqrt{2}$ gesetzt, die Hauptaxe kleiner als $1/\sqrt{3}$, sonst makroax u. s. w. §. 142. und die folgenden handeln von den Theilgestalten. Es werden außer den bekannten angeführt:

1) Bey tetragonaler Hauptaxe: Hemipyramiden, Doma, (dieser Name statt horizontales Prisma ist sehr zweckmäßig) Tetartopyramide; sämmtlich vom Verfasser am Vesuvian beobachtet. In ihrer Gruppirung bilden sie die tetragonpyramidalen Diploeder und Triploeder.

2) Bey hexagonaler = Hauptaxe: Tritopyramide, Doma, Hektopyramide; vom Verf. an Apatiten und Bleyspäthen beobachtet. Sie geben in ihren Combinationen die pyramidalen Triploeder und Pentaploeder; Rhomboeder = Zweydrittel oder rhomboedrische Ditritemore; und Rhomboeder = Drittel; an Turmalinen beobachtet.

Wir bemerken hiebey, daß die Beobachtungen, welche hier zum Grunde liegen und die, wie sich von selbst versteht, mit Unbefangenheit angestellt seyn müßen, immer von Werth und Interesse sind, glauben aber, daß man nur mit großer Vorsicht eine Deutung wagen kann, welche einen großen Theil bisher allgemein anerkannter Gesetze umstoßen würde. Der Verf. äußert sich bey mehreren Gelegenheiten, daß durch das Beharren bey dem, was der Trägheit des menschlichen Geistes zusagt und den Gewohnheiten schmeichelt, die Naturwissenschaften nie gefördert werden. Das ist sehr wahr, aber gewiß eben so wahr ist, daß, wenn man Sätze, welche von ausgezeichneten Forschern bey den verschiedensten Untersuchungen als gültig und begründet befunden worden, durch jede entgegenstehende Beobachtung eines Einzelnen, oder durch die Consequenzen, die derselbe daraus zieht, hätte umstoßen lassen, wir uns in einem heillosen Wirrwarr befänden. Der Verf. scheint uns nicht genug berücksichtigt zu haben, daß, wo wir einfache Krystallindividuen zu messen glauben, wir es doch immer nur mit regelmäßigen Aggregaten zu thun haben und daß wir daher Messungen nur bis zu einem gewissen Puncte vertrauen dürfen. —

Es werden weiter die Artikel = Abstumpfung, Zuschärfung und Zuspitzung abgehandelt. — §. 165. wird der Begriff von Krystallsystem gegeben. Er lautet: der Inbegriff aller Krystallenreihen ähnlicher Gestalten, welche auf einerley letzte Gränzgestalten führen, ist ein Krystallisationssystem. Der Verfasser hält es für nothwendig, in diesen Begriff die

Arten der Gränzgestalten aufzunehmen, da gewiße einfache Gestalten in mehreren Kryſtallſyſtemen combinirt erſcheinen.

Der Verf. nimmt nur 4 Kryſtallſyſteme an, indem er das klimorhombiſche und klimorhomboidiſche dem rhombiſchen vereinigt, was nach ihm keine Schwierigkeit hat, da er das von andern beachtete Geſetz der Hemiedrie und Tetartoedrie, inſoferne es geſchloſſene Geſtalten verlangt, aufgiebt. Es iſt nicht recht klar, wie ſich mit dem angenommenen Begriff das angeblich beobachtete Vorkommen von Formen des quadratiſchen und hexagonalen Syſtems mit den theſſeralen Geſtalten verträgt, wenn nämlich die Syſteme dieſelbe Bedeutung haben, wie bey anderen Mineralogen, d. h. gegenſeitig ſtreng abgeſchloſſen ſind.

Die Ableitung der Geſtalten des theſſeralen Syſtems erfolgt nach drey Schemen. Das erſte begreifft die gleichkantigen unter ſich; das zweyte die Ableitung der zweyerleykantigen aus den gleichkantigen; das dritte die der dreyerleykantigen Geſtalten. Die Schemen ſind zweckmäßig triangulär geſchrieben. Der Verf. ſcheint übrigens einen etwas zu großen Werth auf dieſe von ihm zuerſt gebrauchte Schreibart zu legen, denn er macht in einer Note Naumann den Vorwurf, daß er, wo er ſie anwendete, der Originalität nicht erwähnt habe, obwohl am Ende bemerkt wird, daß der Inhalt der Schemen, bey Naumann ganz anders, nur der gebrauchte Triangel derſelben ſey. — Von den Combinationen aus monoaxen und polyaxen Formen wird angegeben: 1) eine Combination des Rhombendodecaeders mit dem Trapezoeder (durch Abſtumpfung der Kanten), wo nach den Meſſungen das letztere in eine Quadratpyramide und in ein Dioctaeder zerfällt; die Winkel des Rhombendodecaeders wurden normal befunden. Melanit. 2) eine Combination des Hexaeders mit dem Pentagondodecaeder, wo die Winkelmeſſungen nothwendig machen, anzunehmen, daß letzteres eine Combination zweyer verſchiedenen Rhomboeder ſey. Am Schwefelkies.

Daß dieſe Beobachtungen in jeder Hinſicht auch mit Rückſicht auf Hemiedrie und Tetartoedrie, gegen das Geſetz der Symetrie anſtoßen, iſt klar. Wenn ſie ſich alſo beſtättigen ſollten, ſo wird dieſes bisher als eines der wichtigſten anerkannte kryſtallographiſche Geſetz gänzlich umgeſtoßen.

Es folgen nun Betrachtungen, wie die theſſeralen Geſtalten als einfache und combinirt monoaxe angeſehen werden können, wie ſie ſchon von Mohs und Naumann angeſtellt worden ſind; die Regeln zur Entwicklung theſſeraler Combinationen; die Ableitung der Geſtalten des quadratiſchen Syſtems. Sehr zweckmäßig und verſtändlich finden wir die Darſtellung der Ableitung hemiedriſcher Geſtalten durch Zahlen, welche die Flächen bezeichnen. Hier ein Beyſpiel: Wenn man ſich in ein Dioctaeder (Ditetragonales Pyramidoeder Brthpt) geſtellt denkt und es ſo richtet, daß eine längere Polkante nach vorne kommt und man bezeichnet die links liegende Fläche mit 1, die rechts liegende mit 2 u. ſ. w. ſo entſpricht.

1. einen Dioktaeder $\frac{12345678}{12345678}$

2. eine Quadratpyramide der Zwiſchenrichtung

$$\frac{1.3.5.7.}{1.3.5.7.} \text{ oder } \frac{2.4.6.8}{2.4.6.8}$$

3. einen Trapezaeder:

$$\frac{1.3.5.7.}{.2.4.6.8.} \text{ oder } \frac{.2.4.6.8}{1.3.5.7.}$$

4. einen Skalenoeder:

$$\frac{12..56..}{..34..78} \text{ oder } \frac{..34..78}{12..56..}$$

Dieſe Art der Darſtellung findet ſich auch im hexagonalen Syſtem angewendet.

Bey den Unterabtheilungen des rhombiſchen Syſtems wird die Kryſtalliſation des unterſchwefligſauren Kalk's als zur normalen Tetartoedrie gehö-

rig bezeichnet, während die gewöhnlichen klimorhomboidischen Formen der schiefen oder gedrehten Tetartoedrie angehören.

Ein besonderer Abschnitt ist der Progressionstheorie gewidmet. Man kann nicht läugnen, daß die Idee dieser Theorie interessant ist, ja, daß sie sogar folgenreich seyn kann; so lange aber die von Breithaupt abstrahirten Gesetze von der Art sind, daß damit ein jeder gemessene oder auch nur eingebildete Winkel als der Theorie entsprechend und als gesetzmäßig erklärt werden kann, ist nicht einzusehen, daß damit etwas Wesentliches gewonnen werden könne. Es wird im Gegentheile die sonst anerkannte Einfachheit der rationalen Ableitungscoefficienten als nicht bestehend bezeichnet und somit der Unterschied krystallographischer und mathematischer Formenableitung, wie man ihn bisher aus der Natur entnommen hatte, allmählig aufgehoben. Mit solchen Licenzen wird es nicht schwer seyn, alle Formen von einander abzuleiten. Die von Breithaupt hervorgehobene Controlle der Winkel durch die Progreßionstheorie, die Möglichkeit, alle wirklichen Dimensionen monoaxer Primärformen zu vergleichen, das Verschwinden die Zweifel über die Wahl der Hauptaxe im rhombischen System ꝛc., Alles dieses bleibt daher zur Zeit ungelöst und wir zweifeln, daß die Breithaupt'sche Theorie, obwohl sie mit vielem Scharfsinn und einem großen Aufwand von Fleiß und Geduld ausgeführt ist, bey den Mineralogen Eingang finden wird. —

Aus dem bisher Angeführten ergiebt sich, daß die Folgerungen, welche Breithaupt aus seinen Beobachtungen zieht, das Grundgebäude der bisherigen Krystallographie erschüttern, und wenn deshalb ein gewisses Mißtrauen dagegen gewiß verzeihlich ist, so ist auf der andern Seite die Sache doch von der Wichtigkeit, daß ihr die eigentlichen Krystallographen mehr Aufmerksamkeit schenken dürften, als sie bisher gethan haben. —

Es folgen, in etwas zu vielen Unterabtheilungen abgehandelt, die Artikel über Verwachsung der Krystalle, Winkelmessung und Bildung der Krystalle, Abnormitäten, Afterkrystalle, Spaltbarkeit, Härte, Schwere ꝛc. —

Der zweyte Abschnitt begreifft die Systematik. Der Verf. giebt folgenden Begriff von Species: Alle diejenigen Mineral-Abänderungen, welche absolut und relativ identisch sind, machen eine Species aus. Der Verf. hält den Erfahrungssatz für sehr wichtig, daß die Abänderungen einer Species, welche in einem Kennzeichen eine Reihe bilden, in der Mitte dieser Reihe mit der größten Frequenz, nach den Extremen hin aber sehr selten auftreten. Es scheint uns hiebey nur darauf anzukommen, wo man die Reihe anfängt.

Wir bemerken in den weiter folgenden Erläuterungen, daß nur von den physischen Eigenschaften die Rede ist; der chemischen Constitution, der Mischungsreihen ꝛc. wird mit keinem Worte erwähnt; nur die Meynung, äußert der Verf. daß, wenn es sich bestättigen sollte, daß Gold und Silber sich in allen Verhältnissen mischen, sie auch nur eine Species ausmachen würden. Dieses klingt seltsam gegen eine andere Aeußerung, daß der polymorphe und syngenetische Carbonspath, nur im spec. Gewicht um 0,02 — 0,03 verschieden, nicht zu einer Species gehören, weil kein Uebergang zwischen ihnen statt finde. Die Mischungselemente dieser Species verhalten sich aber bekanntlich denen des Goldsilbers, was die Verbindung in sogenannten unbestimmten Verhältnissen betrifft, ganz analog. Es sollte also Species mit vicarirenden Mischungstheilen geben können, deren spec. Gew. zwischen 10,5 und 19,5 fallen kann, und wieder andere, wo die Differenzen nicht einmal 0,03 seyn dürften. Das scheint uns auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig bewilligt. —

Am Schluße der Systematik spricht der Verf. von den Unvollkommenheiten des Mineralsystems und bemerkt sehr richtig, daß unmöglich irgend ein Mi-

neralsystem Ansprüche auf Vollkommenheit machen könne, daß aber ein solches dennoch Bedürfniß und um so naturgemäßer sey, je eher es dem Jünger möglich gemacht wird, sich dadurch leicht und sicher in die Wissenschaft einzuführen. Wir sind damit vollkommen einverstanden. —

Bey Abhandlung der Nomenklatur, welche diesen Band schließt, äußert sich der Verf. gegen die von Personen hergenommenen Namen. Wir geben demselben Recht, wenn eine solche Taufe nur aus Complimenten-Macherey hervorgehen sollte und die Namen von Personen gewählt werden, welche eben nicht viel für die Wissenschaft, vielleicht nur etwas für den Namengeber gethan haben; wenn es sich aber darum handelt, einen um die Wissenschaft verdienten Mann zu ehren und dadurch, daß eine wohl begründete Species seinen Namen trägt, die Veranlassung zu geben, daß auch in späterer Zeit noch oft an ihn erinnert werde, so scheint uns solches sehr geeignet und zweckmäßig. — Druck und Papier sind sehr gut; sechs beygegebene Tafeln sind vorzüglich schön ausgeführt.

v. Kobell.

Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen beobachtet am Vesuv und Aetna in den Jahren 1833 und 1834 von Dr. H. Abich.

Vues illustratives de Phénomènes Géologiques etc. Berlin, in der Kuhrschen Buchhandlung, 1837. Groß Queer-Folio. (14 fl. 48 kr.)

In der gegenwärtigen Zeit, wo der Vulkanismus zu den vorzüglichsten Studien der Geologie gehört, wo sich die kleinen Experimente der Laboratorien mit den Beobachtungen, welche die große Natur in den thätigen und erloschenen Vulkanen darbietet, häufig zu gleichem Zwecke vereinigen, können Abbildungen, wie die vorliegenden, nur willkommen seyn und erlangen für eine spätere Zeit noch größern Werth, da thätige Vulkane, wie der Vesuv und Aetna, in ihrer Struktur sehr veränderlich sind, und jeder Beytrag zu einer Geschichte ihrer Bildung und Umbildung Beachtung verdient.

Die vorliegenden Tafeln sind mit einem erläuternden deutschen und französischen Texte begleitet und der Verfasser hat die Absicht, sie in einem zweyten Hefte fortzusetzen, welches die Gruppe der Ponza-Inseln und der Liparen und das vulkanische Gebirge des Vultur im Königreiche Neapel umfassen soll. Der Herausgeber äußert sich in einem Vorworte weiter, daß sich diese Tafeln einem später erscheinenden Werke über die Vulkane Italiens anschließen werden, in welchem die von ihm in den Jahren 1834 — 1836 gesammelten geognostischen Beobachtungen in der Form zusammenhängender Monographien enthalten seyn sollen.

Die erste Tafel giebt eine Charte des Vesuvs vom Jahre 1834 mit einer Uebersicht der Lavaströme und der damaligen Eruptionsspalten.

Die zweyte Tafel stellt in gleicher Weise den Krater des Aetna dar nach dem letzten Ausbruch vom November 1832.

Die dritte Tafel gibt zwey pittoreske Ansichten vom Kraterplateau des Vesuvs. Man sieht den Krater vor und nach der Eruption von 1834 und die durch den Einsturz der oberen Decke entstandenen trichterförmigen Vertiefungen.

Die vierte Tafel gibt ein Bild der Phönomene, welche sich im April 1834 während der Eruptionen auf dem Kraterplateau des Vesuvs zeigten. Man sieht eine Reihe kleiner Eruptionskegel, welche für sich in voller Thätigkeit stehende Vulkane sind und weitere Bildungen nach der Eruption durch Senkungen, Einsturz u. s. w.

Die fünfte Tafel gibt Details über den Einsturz auf dem Kraterplateau. Von besonderem Interesse ist die dargestellte Thatsache, daß ein vertikaler Gang Lavenmassen durchsetzt, welche ursprünglich horizontal geschichtet waren und nun gegen den Gang aufgerichtet sind.

Die sechste Tafel gibt Details zur Bildung der Eruptionskegel; die siebente und achte Tafel pittoreske Ansichten vom Krater und östlichen Abhang des Aetna.

Die neunte Tafel stellt die vereinigten Profile der thätigen Vulkane Italiens dar, theils nach der Aufnahme des Herausgebers, theils nach den Höhenmessungen von Hoffmann.

Die zehnte Tafel gibt einige interessante Einzelnheiten. Wir erwähnen hier einer stockförmigen im Krater des Aetna emporragenden Lavamaße, welche zwey dem Basalt eigenthümliche Struktur-Verhältnisse vereinigt. Die untere Hälfte dieser Maße ist nämlich aus innig verbundenen Spheroiden von verschiedenem Durchmesser zusammengesetzt, während das Gestein nach Oben allmählig die regelmäßige prismatische Struktur des Basalts annimmt. Die Zeichnungen (lithographirt) sind sehr gut, Druck und Papier ausgezeichnet schön.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold. Ophidii. Elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Lugd. Batav. (1837). S. 81 — 93 und I — XXX. mit 10 unkolorirten Steindrucktafeln in Fol.

(Vrgl. gel. Anz. Bd. II. S. 742.)

Von Fr. v. Siebold's Fauna Japonica ist uns eine neue Abtheilung, die dritte, zugekommen, welche aus zwey verschiedenen Abhandlungen besteht; die erste, von Schlegel bearbeitet, befaßt sich mit den japanischen Schlangen, die zweyte, von Temminck herrührend, giebt einen Ueberblick über die Fauna der sundaischen Inseln und Japans.

Schlegels Abhandlung über die Ophidier geht von S. 81 — 93, und ist die zweyte Abtheilung seiner japanischen Amphibien, deren erste wir schon früher angezeigt haben. Die japanischen Schlangen waren bisher wenig bekannt; Kämpfer führte blos zwey Arten auf, von denen indeß die eine nicht einmal Japan bewohnt, sondern den Bewohnern dieser Insel nur durch chinesische Werke bekannt geworden ist; Thunberg hat gar keine Schlangen daselbst gesehen. Mit diesen Thieren wurde man erst in neuern Zeiten besser bekannt, wo Boie eine Sendung solcher Reptilien erhielt, welche er im Jahre 1826 in der Isis beschrieb; sein Bedenken, daß unter den ihm angeblich aus Japan zugekommenen Schlangen manche aus den holländischen Besitzungen in Indien herrühren möchten, hat sich später bestätigt. Seitdem hat die Sammlung zu Leyden reiche Sendungen an japanischen Reptilien durch v. Siebold und Bürger aus Japan erhalten; gleichwohl ist dadurch die Anzahl der Schlangenarten daselbst auf nicht mehr als sechs gebracht worden, und da auch die japanischen Werke keine andern aufführen, so scheint hiemit dieser Theil der Fauna vollständig gekannt zu seyn. Rechnet man hiezu noch vier Meerschlangen, welche sich an den Küsten finden, so kommt die ganze Zahl der einheimischen Schlangen nicht höher als auf 10 Arten. Diese sind auf den beygegebenen 10 Folietafeln in vortrefflichen, wenn gleich unkolorirten Abbildungen dargestellt. Zwar sind die vier Species von Meerschlangen, welche auch in andern als den japanischen Meeren sich einstellen, bereits den Naturforschern bekannt, indeß existirten von ihnen bisher keine guten Figuren; die sechs andern, die Landschlangen darstellend, sind ohnedieß für die Wissenschaften neu. Die Landschlangen gehören den Gattungen Coluber, Tropidonotus und Trigonocephalus, die Wasserschlangen der Gattung Hydrophis an. Ihre Arten sind folgende:

Coluber virgatus, quadrivirgatus und conspicillatus.

Tropidonotus tigrinus und Vibakari.

Trigonocephalus Blomhoffii.

Hydrophis striata, Pelamis, pelamidoides und colubrina.

Die beyden ersten Arten von Coluber haben viele Aehnlichkeit mit dem südeuropäischen C. Elaphis, so wie die dritte, der C. conspicillatus, mit dem gleichfalls südeuropäischen C. leopardinus. Auch der japanische Tropidonotus tigrinus erscheint als Stellvertreter unserer Ringelnatter, während dage-

gen der Tropidonotus Vibakari, sowie der Trigonocephalus Blomhoffii eigenthümliche Formen sind. Daß die vier Meerschlangen auch in andern Meeren vorkommen, ist schon erwähnt. Die Beschreibungen sind vollständig und genau; nur vermißt man ungerne die mit Recht eingeführten lateinischen Diagnosen.

Die zweyte, von Temminck verfaßte und diesem Hefte beygelegte Abhandlung führt den Titel: Coup d'oeil sur la Faune des iles de la Sonde et de l'empire du Japon. Discours préliminaire destiné à servir d'introduction à la Faune du Japon. *) Eine sehr interessante Arbeit, die freylich mit solcher Umsicht Niemand anders als Temminck auszuführen vermochte, dem in Leyden Sammlungen aus jenen Gegenden, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit nirgends weiter zu finden sind, zu Gebote stehen. Denn rühmend soll es von uns anerkannt werden, daß die holländische Regierung zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse ihrer ostindischen Kolonien die kostspieligsten Expeditionen nicht gescheut und zu ihrer Ausführung die tüchtigsten Männer in Dienst genommen hatte; Unternehmungen, die ihre günstige Rückwirkung auf das Reichsmuseum zu Leyden, dem alle Sammlungen in wiederholten, reichen Sendungen zuströmten, nicht verfehlen konnten, so daß hiedurch dasselbe zu einer der größten Anstalten dieser Art in der Welt geworden ist. Haben nun auch gleich ungünstige politische Verhältnisse Holland aus dem früher behaupteten Range unter den großen europäischen Mächten zurückgedrängt: auf dem Gebiete der Wissenschaft hat es sich die Hülfsmittel zum geistigen Wettkampfe mit allen andern Völkern zu sichern gewußt, und in welcher tüchtigen Weise es dieselben zu nützen versteht, davon giebt unter vielen andern Belegen auch die Fauna Japonica einen sprechenden Beweis ab.

*) Diese Abhandlung ist vom November 1835 datirt; durch den Buchhandel ist sie indeß erst seit der letzten Ostermesse angezeigt und verbreitet.

Um aber diese Erfolge herbeyzuführen, hat es große Opfer gekostet. Wir meynen hier nicht den finanziellen Aufwand, den erwähnte wissenschaftliche Expeditionen veranlaßt haben, denn dieser ist keineswegs für einen Staat, wie Holland, ein lästiger, und ist durch die scientifischen, wie durch die materiellen Ergebnisse derselben reichlich aufgewogen worden; wir meynen hier aber jene freudige kühne Hingebung der nach Indien ausgesandten Naturforscher und Aerzte, die Leib und Leben an die Ausführung ihrer Mission gewagt haben, und von denen so mancher unserer, in holländische Dienste übergetretenen Landsleute ein frühes Grab in dem heißen Sande der Sunda-Inseln gefunden hat. Es sey uns vergönnt, mit dem Verf. einen schnellen Ueberblick über die verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen zu werfen, wie sie von der holländischen Regierung seit der Wiederherstellung des Weltfriedens zur Erforschung ihrer indischen Besitzungen veranlaßt worden sind.

Den Anfang dieser Unternehmungen hat Reinwardt gemacht, und ihm ist es geglückt, den heimathlichen Boden nach mehrjähriger Abwesenheit wieder zu erblicken. Ihm folgten Kuhl, van Hasselt, Blume und van Raalten. Die beyden erstern, allzu eifrig und unbesorgt, unterlagen schnell den tödtlichen Einflüssen des ungesunden Klima's von Java; von ihrem Fleiße zeugen die ansehnlichen Sammlungen, die Leyden von ihnen erhalten hat. Blume kehrte mit reicher Ausbeute zurück, und bearbeitet nun in seiner günstigen Stellung am Reichs-Museum den botanischen Theil derselben. Van Raalten, der zurückblieb, dankte die Erhaltung seines Lebens nur einer besondern Bewahrung, als er von einem verwundeten Nashorn angegriffen wurde, das ihn siebenmal in die Luft schleuderte.

Auf die Nachricht von Kuhl's und Hasselt's Tode sandte die Regierung eine neue Expedition nach Java, aus Boie, Macklot, Müller und van Hort bestehend. Es wäre schwer gewesen, wie Temminck

mit Recht rühmt, eine beſſere Wahl zu treffen. Leider wurde der treffliche Boie bald von dem tückiſchen Klima hinweggerafft. An ſeine Stelle trat Diard, der ſchon längere Zeit in Indien ſich aufgehalten hatte und nun in holländiſche Dienſte übergieng; ſeine Reiſe nach Borneo, obwohl nur auf einen einzigen Punct der Küſte beſchränkt, hat dem Nationalmuſeum beträchtliche Bereicherungen verſchafft. Während dieſer Zeit betrieb Hr. v. Siebold ſeine Unterſuchungen auf Japan mit glücklichem Erfolge, und ſeinen eigenen Bemühungen, ſo wie denen ſeines Nachfolgers, des Dr. Bürger, iſt es gelungen, uns mit einer ziemlich vollſtändigen Fauna dieſes ſonſt ſo verſchloſſenen Landes bekannt machen zu können.

Bald nach Boies Tode wurde von der Kolonial-Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Neuguinea und den molukkiſchen Inſeln angeordnet. Macklot, Müller und van Raalten als Zoologen, ein Maler, van Hort und ein Botaniker, Zipelius, begleitet von eingebornen Jägern wurden der Expedition beygegeben. Anſehnliche Sammlungen vom größten Intereſſe für die Wiſſenſchaft, ſorgfältige Zeichnungen und ſehr ausführliche Notizen waren die Früchte dieſer Seereiſe, die aber leider theuer erkauft wurden. Van Raalten, den Angriffen eines wüthenden Nashorns früher glücklich entgangen, unterlag nebſt ſeinem Freunde Zipelius auf Timor den Folgen einer Krankheit, die ſie ſich an den Küſten von Neuguinea zugezogen hatten. An dem Strande von Timor ließ ihnen Macklot ein Grabmal errichten, der ſelbſt bald nach ſeiner Rückkehr nach Java in einem Aufſtande der Eingebornen ein blutiges Ende fand; an ihm hat die Wiſſenſchaft einen großen Verluſt erlitten. So war denn die Commiſſion auf zwey Mitglieder, Müller und van Hort reducirt; ihnen wurde zum Beyſtand van Gelder und Voerdyk zugeſchickt, und Korthals begab ſich nach Batavia an die Stelle von Zipelius. Müller wurde im Jahre 1834 mit ſeinen Gefährten zu einer neuen Expedition ins Innere von Sumatra abgeſandt; neuer Verluſt an Menſchenleben, es erlag ſchnell van Hort in der Blüthe ſeiner Jahre. Was aus den Uebrigen und aus dem für den Verſtorbenen eingetretenen Horner geworden iſt, darüber kann Ref. keine weitere Auskunft abſtatten, da Temminck ſeinen Bericht mit dem Jahre 1835 abſchließt.

So hat denn in einem kurzen Zeitraume eine nicht geringe Zahl der tüchtigſten jungen Naturforſcher, von denen mehrere durch ihre litterariſchen Arbeiten bereits rühmlichſt ſich ausgezeichnet hatten, einen frühzeitigen Tod auf den Sunda-Inſeln, als Opfer unbegrenzten Berufeifers, gefunden. Ihr Name bleibe in den Annalen der Naturwiſſenſchaften in rühmlichem Andenken.

Solche aufopfernde Anſtrengungen, wie ſie ſo eben in der Kürze angegeben wurden, haben natürlich dem Reichsmuſeum in Leyden einen Reichthum an den Natur-Erzeugniſſen der indiſchen Inſelwelt verſchafft, daß hiedurch Temminck in beſten Stand geſetzt war, eine umfaſſende Ueberſicht über ihre Fauna zu entwerfen. Wir gehen nun über zu einer kurzen Mittheilung des weſentlichſten Inhalts dieſer Abhandlung.

(Schluß folgt).

Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca già nunzio presso quella Real corte. Velletri. Tipografia di Domenico Ercole 1835. XVI. 170 S. 8.

Wir machen unſere Leſer durch die Anzeige dieſes Buches mit einer in vieler Beziehung höchſt intereſſanten litterariſchen Erſcheinung bekannt. Denn obgleich daſſelbe nur wenige Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand von Portugal darbietet, ſo löſt es dafür die ſo merkwürdige und in die Entwicklungsgeſchichte aller jetzigen Staaten ſo tief eingreifende Frage, durch welche

Veranlassungen der gegenwärtige, so unheilvolle Zustand von Portugal herbeygeführt wurde, welches der Grund jener Erschütterungen ist, durch welche eines der schönsten Länder Europa's für eine unabsehbare Reihe von Jahren geistiger wie materieller Ohnmacht Preis gegeben wurde.

Der berühmte und hochgeehrte Verfasser schickt seinen Mittheilungen, deren Wahrheit eben so sehr seine in schweren Leiden geprüfte Redlichkeit, wie seine eigene oder seiner Mittheiler Autopsie verbürgen, eine kurze historische Darstellung des blühenden Zustandes der portugiesischen Nation im fünfzehnten und in der größeren Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts voraus. Er erinnert an die Seezüge und Entdeckungen der Portugiesen, an Osorius und Camöens, die Wissenschaftlichkeit ihrer Theologen, und ihren Eifer für Ausbreitung der christlichen Religion in entfernten Welttheilen. Dann erwähnt er den temporären Verfall dieser Blüthe des geistigen Lebens unter der spanischen Herrschaft, jedoch nicht ohne des neuen Aufschwungs zu gedenken, den die Nation unter den ersten Königen aus dem Hause Braganza nahm und bis zum Tode Johannes V bewahrte. Hatten sich unter diesem Könige bereits mehrere Mißverhältniße bemerkbar gemacht, so wurden diese noch fühlbarer, als König Joseph I. ein guter aber unglaublich schwacher Monarch, auf den Thron gelangte. Unter diesem gewann Sebastian Carvalho, Marchese von Pombal, unumschränkten Einfluß auf die Regierung des Landes und behauptete denselben über 25 Jahre lang bis zum Tode seines Gebieters. Von den Grundsätzen abweichend, welche im Laufe von Jahrhunderten Portugals Größe geschaffen hatten, sein Stolz und sein Heil gewesen waren, verfolgte dieser Minister mit nicht geringer Thätigkeit und Consequenz den Plan, jenen Prinzipien Eingang und Herrschaft in Portugal zu verschaffen, von welchen er mit den Weisen seines Jahrhunderts den Sieg der sogenannten guten Sache erwartete.

Es ist merkwürdig, dem Verf., soviel es der Raum erlaubt, in der Darstellung des unheilvollen Conflicts der neuen Lehre mit der alten Doctrin zu folgen und in Kürze die von dem Verf. angeführten Wege zu bezeichnen, deren sich der allgewaltige Minister bediente, das Volk zu bethören und von der Ueberzeugung seiner Väter abwendig zu machen.

Eines der vorzüglichsten Mittel war, dem Verf. zufolge, die bisherigen Lehren bey der Jugend theils in Mißkredit zu bringen, theils ihr den Zugang zu denselben völlig abzuschneiden. Denn nachdem es einmal dem Marchese gelungen war, an die Stelle der im Geiste des Tridentinum's abgefaßten Lehrbücher solche Autoren zu bringen, welche wie Dupint, Febronius, und andere Jansenisten, die alle Ordnung der Dinge, nach welcher sich Kirche und Staat, sich gegenseitig durchdringend, in besonderen Sphären zu dem Einem Ziele bewegen und das Ansehen der Einen die Uebermacht des Andern beschränken sollte, zu zerstören suchten, und an die Stelle lebensvoller Verhältniße die sterile Lehre von der Allgewalt des Staates über göttliche und menschliche Gebote und Rechte als einzig heilbringende Doctrin verkündeten, so bedurfte es nur kurzer Zeit, dieser wohlfeilen Weisheit, welche in Portugal vorzüglich der Oratorianer Antonio Pereiro predigte und der Minister auch fast noch durch jedes Mittel der Staatsgewalt hob, ausschließlichen Eingang zu verschaffen. Der einzige Widerstand in dieser Beziehung war von dem Bischofe von Coimbra zu erwarten, wo die Universität der Stapelplatz der neuen Doctrinen geworden war. Aber hier hatte Pombal vorgesorgt, indem er den Bischöfen Portugals die Freyheit, Hirtenbriefe zu erlassen, gleich anfangs bestritt und diese von der vorgängigen Einholung der königlichen Erlaubniß abhängig machte. Als nun Don Michele dell' Annunziata, der diese Erlaubniß wie natürlich nicht erlangen konnte, von dem Eifer für das Heil der ihm untergebenen Heerde hingerissen, und Gott eher dienen zu müßen erachtend als den Menschen, dennoch einen Hirtenbrief erließ und nach dem Beyspiele des Papstes, seines Herrn, die verderblichen Bücher und ihre Doctrinen verdammte, ließ der Minister den Bischof ergreifen, mit Gewalt, und öffentlich nach Lissabon bringen, in einen Kerker werfen und ihm als Hochverräther den Proceß machen. Zugleich schrieb der König nach Coimbra, erklärte den Bischof für todt und hieß das Capitel zur Wahl seines Nachfolgers schreiten, wozu er den Francesco di Lemos Faria bestimmte. Dieser wurde auch unverzüglich gewählt und ward, einer der eifrigsten Anhänger Pombals, nun auch ein Hauptbegünstiger der neuen Lehre und Bücher. Der rechtmäßige Bischof aber blieb so lange König Joseph lebte, im Gefängniße. *) Bald beurkundeten noch weitere Maßregeln des Ministers Feindschaft gegen kirchliche Ordnung. Den Ordensgeistlichen in Portugal ward verboten, mit den Häuptern ihrer Orden zu Rom in Verbindung zu stehen; der Wirkungskreis der Weltgeistlichen ward durch die Beamten eng begrenzt, die in der Schule von Coimbra erzogen, unangenehme Berührungen des Clerus mit der Staatsgewalt eher vermehrten als verminderten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als Pombal bereits gestürzt und der Bischof von Coimbra wieder eingesetzt worden war, kam dieser auf einer Visitation seiner Diöcese auch nach dem Orte Pombal, wo der abgesetzte Minister wohnte. Als dieser die Ankunft des Bischofes vernahm, machte er sich zu ihm auf und warf sich, seiner ansichtig geworden, zu den Füßen des schwergekränkten Prälaten. Aber auch dieser warf sich nun auf sein Knie umarmte so weinend seinen frühern Beleidiger, der selbst in Thränen zerfließend sich entfernte und keine andern Worte auszusprechen vermochte, als: er ist ein Heiliger, er ist ein Heiliger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold. Ophidii. Elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Lugd. Batav. (1837). S. 81 — 93 und I — XXX. mit 10 unkolorirten Steindrucktafeln in Fol.

(Vrgl. gel. Anz. Bd. II. S. 742).

(Schluß.)

Der Verf. beginnt seine Betrachtung mit den Sunda-Inseln und stellt Borneo voran. Obschon diese Insel an Flächenraum fast Frankreich gleich kommt, so sind bis jetzt doch von ihr nicht mehr als zwey Puncte, Banjarmassing und Pontianak, holländische Faktoreien mit sehr beschränktem Gebiete, bekannt geworden. Die Barbarey der im Innern wohnenden Dajaken, und die Mißgunst der Chinesen, welche die Küsten in Besitz genommen, haben bis jetzt jede Expedition ins Innere vereitelt. Der größte Theil der Fauna Borneo's ist uns daher noch gänzlich unbekannt; das Wenige, was wir von ihr wissen, erregt nur um so mehr unser Interesse für die weitere Kenntniß dieser großen, fruchtbaren Insel. Als bemerkenswerth bezeichnet der Verf. den Orang-Outang *), Semnopithecus Nasica, einen neuen Gibbon, Felis macrocelis nebst zwey andern Katzenarten, Ursus malaianus, Hypsiprymnus ursinus und zwey neue Tupaja. Reichere Ausbeute hat die Ornithologie bekommen: mehrere neue Arten von Hornvögeln, die neue Gattung Colobates, mehrere Pitta von den lebhaftesten Farben, Trogons von einem glänzenden Roth, Spechte und Eisvögel von seltener Schönheit, und Timalien mit ganz besonderem Aufputz. Sehr wenig kennt man Reptilien, den Crocodilus biporcatus, allen Sunda-Inseln zukommend und Emys spinosa; keine Art von Amphibien und Fischen aus den innern Flüssen, und nur einige wenige Pflanzen von den vorhin genannten beyden Puncten.

Von Sumatra, das nur durch die schmale Sundastraße von Java getrennt ist, könnte man erwarten, daß es mit letzterer Insel dieselbe Fauna gemein hätte. Gleichwohl ist dieß nicht der Fall; nur wenige Arten sind es, die beyde Inseln zugleich aufzuweisen haben, mehr Uebereinstimmung findet dagegen zwischen Sumatra und Borneo statt. Als sumatranische Thiere sind aufzuführen der Elephant und der Tapir, die beyde wohl in Ostindien, aber nicht auf Java vorkommen *). Das zweyhörnige Nashorn ist Sumatra eigenthümlich und sonst nirgends wahrgenommen. „Der Bos Banteng oder wilde Ochs von Java, welchen man von dem jetzt gezähmten Büffel oder dem Caribau-Büffel, der wahrscheinlich Indien ursprünglich angehört und wovon der Bos fron-

*) Der Verf. fügt die Bemerkung bey, daß er nun Gewißheit von der specifischen Einheit der Simia Satyrus mit dem Pongo Wurmbii erlangt hätte. Mehrere Felle und Skelete von 4½' Höhe von Borneo ließen keinen Zweifel über diese Identität; ein anderes, aus Sumatra erhaltenes, gleichfalls altes Exemplar beweise, daß dieser Vierhänder beyden Inseln zugehört.

*) Temminck giebt hier an, daß der Tapir sich nicht in Indien finde. Dieß ist jedoch nicht richtig, da derselbe schon vor zwanzig Jahren von dem Major Faraquhar auf der Halbinsel Malakka entdeckt worden ist. (Vrgl. Schrebers Säugth. VI. S. 402).

tatus der Urtypus zu seyn scheint, ist nicht derselbe, der in den Urwäldern Sumatra's vorkommt, wo sich der Bos Arni mit seinen riesenhaften Hörnern findet; dieser Bos Banteng scheint gleichfalls verschieden vom Gaour (Bos Sylhetanus) des Himalaya-Gebirges zu seyn, aus dem man neuerdings eine zweyte besondere Art unter dem Namen Bos Diardii, nach einem aus Cochinchina eingeschickten Exemplare, errichten wollte. Diese wilden Arten unterscheiden sich wesentlich vom Caribau oder Karabau, einer Rasse, die jetzt allenthalben gezähmt ist und der wir, wie erwähnt, den Bos frontatus, welcher wild in den Wäldern Indiens lebt, zuzuzählen kein Bedenken tragen. *). " Häufig ist Cervus Russa und Hippelaphus, von denen der erstere auch auf Java vorkommt, während der kleine Cervus Kuhlii lediglich den Bavians-Inseln eigenthümlich ist. Der Ursus malaianus lebt auf Sumatra, Borneo und Malakka, aber nicht auf Java; der U. euryspilus ist nicht specifisch von ihm verschieden. Die auf Java vorkommenden Schweine, welche hier als 2 besondere Arten unter dem Namen Sus verrucosus und vittatus aufgeführt sind, sollen von einer dritten auf Sumatra vorfindlichen verschieden seyn. Der Orang-Outang, hier und auf Borneo, fehlt Java; die sumatranischen Gibbons und Semnopitheken sind von den javanischen specifisch abweichend. Statt des Galeopithecus rufus, der von Java bis Timor sich findet, stellt sich auf Sumatra der G. marmoratus ein. Von 5 Arten Cladobates gehört eine einzige beyden Inseln an, und 3 andere allein Sumatra. Unter den zahlreichen Eichhörnchen-Arten sind blos 2 beyden Inseln gemeinschaftlich; die Fledermäuse, Pachysomen und Pteropus, sind specifisch verschieden.

*) Diese Stelle habe ich wörtlich mitgetheilt, weil sie einige Bemerkungen nöthig macht. Der Banteng, von Raffles bereits oberflächlich erwähnt, ist noch immer ohne Beschreibung gelassen, so daß man über seine Stellung zu den übrigen Rinderarten nicht im Klaren ist; vermuthungsweise habe ich ihn für eine wilde Rasse des gemeinen Rindes erklärt. Den Namen Bos frontatus habe ich nirgends auffinden können, um so weniger, da der Autor, der diese Benennung gegeben haben soll, von Temminck nicht bezeichnet ist. Den Bos frontalis Lambert kenne ich sehr wohl, allein dieser ist identisch mit Bos sylhetanus Fr. Cuvier von welchem ich nachgewiesen habe, daß er sich vom gemeinen Rinde specifisch nicht trennen lasse. Unrichtig ist es, daß der Verf. den Gaour und Bos sylhetanus für synonym hält; beydes sind gänzlich verschiedene Arten, von denen die erstere sich an den Wisent anschließt. (Vrgl. Schreber's Säugthiere V. 2).

Die Vögel, namentlich die aus den Ordnungen der Hühner und Tauben, dann die Hornvögel, die Pitta, Bartvögel, Eurylaimen, Trogons, und alle die kleinen Arten, welche gewöhnlich im Schatten der unermeßlichen Waldungen hausen, weichen specifisch von den javanischen ab, und wenn sie auch dieselben sind, haben doch die sumatranischen Individuen eine größere Gestalt und lebhaftere Farben. Eine kleine Anzahl ist beyden Inseln eigen und zeigen gar keine Abweichungen; andere, die mehr oder minder umher wandernd sind, finden sich als dieselben auf dem ganzen Archipel wieder; andere zeigen nicht die geringste Verschiedenheit von afrikanischen, und endlich eine große Anzahl, und zwar diejenigen, welche am meisten kosmopolitisch sind, stimmen völlig mit europäischen Individuen überein.

Am besten bekannt ist das auf seinem vulkanischen Boden überaus fruchtbare Java; man hat bereits daselbst 32 Arten von Säugthieren, 455 von Vögeln, und 90 von Amphibien aufgefunden. An Affen kommen vor: Hylobates leuciscus, Semnopithecus Maurus, mitratus, pyrrhus und Cercopithecus cynomolgus. Das Rhinoceros javanicus, der Cervus Russa und die zwey vorhin erwähnten Schweinearten machen das Wild aus. Von Katzen finden sich überhaupt auf den Sunda-Inseln 13 Species. Lepus melanauchen und Pteropus edulis, von häßlichem Geruche, aber

gutem Geschmacke, sind Java eigenthümlich. Der Pavo spicifer bewohnt die Waldungen, dagegen ist der Argus giganteus hier nicht heimisch; er beschränkt sich auf Sumatra und Malakka. Zum Ersatz dafür hat Java die schönen Bankivahühner, die Aijamalas und das javanische Rebhuhn, welches den übrigen Inseln fehlt. Auf dem benachbarten Eilande Madura, so wie in den javanischen Districten Cheribon und Bagalen, wird die unermeßliche Menge eßbarer Vogelnester, von Cypselus esculentus und fuciphagus bereitet, gesammelt, und damit ein sehr einträglicher Handel mit den Chinesen getrieben. Auf der kleinen Insel Nusa-kambang, wo die Rafflesia mit ihren großen, schönen Blüthen wächst, lebt ein Flatterhörnchen, das nicht auf Java sich findet und dem Temminck den Namen Pteromys elegans giebt.

Indem der Verf. mit seinen Betrachtungen sich weiter gegen den Osten wendet, verweilt er zuerst bey der großen, vielfach zerspaltenen Insel Celebes, die jedoch nicht besser als Borneo bekannt ist. Man weiß, daß sie mehrere Arten Säugthiere und eine große Anzahl von Vögeln, welche gänzlich von den javanischen und sumatranischen differiren, aufzuweisen hat; zweifelhaft ist es, ob man ihr mit dem benachbarten Borneo gleiche Flora und Fauna zuschreiben muß. An Säugethieren kennt man Gibbons, Semnopitheken, Tarsius Daubentonii, Phalanger, die Antilope depressicornis, einen grossen Hirsch, vorzüglich aber den Babirussa, der auch auf Borneo vorkommen soll, am häufigsten aber auf Buru (Bouroy) sich aufhält. Hier und in den benachbarten Meeren stellt sich der Dugong ein. Unter den Vögeln von Celebes sind zu bemerken: Papageyen, Hornvögel, Kuckucke (Centropus), schöne Tauben und drey Arten von Megapodius.

*) Temminck bemerkt hiebey, daß Tarsius bancanus Horsf. nur das einjährige Junge derselben Art ist.

Die molukkischen Inseln mit ihrer reichen Vegetation sind der Aufenthaltsort der Hornvögel, großer Tauben, einer Menge Papageyen, worunter die beyden schwarzen Kakadus, der Paradiesvögel, Promerops u. a. Timor ist arm an großen Säugthieren, aber reich an kleinen, unter denen 5 — 6 Arten Chiropteren, ein Phalanger, ein Petaurus und einige Nager; im Innern soll sich ein Büffel, verschieden von der indischen Art, dem Banteng und dem sumatranischen Arni finden. Die Vegetation und die Vögel erinnern an Neuholland; beyden gemein z. B. sind Scythrops, Melliphaga, Phyllornis, Ocypterus.

Von hier an verläßt der Verf. die tropische Region und wendet sich dem höher gelegenen Japan zu. Es erscheint dieses Inselland an Säugthieren weniger bevölkert, als dieß auf den Sunda-Inseln der Fall ist. Von Affen kommt nur der Inuus speciosus vor; von Katzen lediglich die Hauskatze, zahlreicher sind die Hunde, nächstdem Bären, von denen Jesso eine riesenhafte Art aufzuweisen hat, die nicht auf Nippon gefunden wird. Große Wiederkauer und Pachydermen giebt es nicht; der Cervus Nippon erreicht noch nicht die Größe des Arishirsches, die Antilope crispa ist ohngefähr von Schafgröße und merkwürdig wegen ihrer groben, langen und krausen Wolle, und auch das Wildschwein, das diesen Inseln eigenthümlich ist und von dem Verf. für eine eigne Art angesehen wird, ist von kleiner Gestalt. Neu sind ferner 2 pflanzenfressende Chiropteren, Pteropus dasymallus und pselaphon, dann Petaurista leucogenys, mehrere kleine Fleischfresser und Nager und eine sehr große Ohrrobbe.

Aus der Klasse der Vögel scheint Japan keine Arten darzubieten, welche sich besonders von unsern europäischen Typen, oder von asiatischen Grappen entfernen. Der Verf. zählt nicht weniger als 115 Arten auf, welche Japan mit Europa gemein hat. Darunter sind: Falco albicilla, Nisus, Strix Aluco Corvus Corax, Cerone, Frugilegus, Sylvia

phoenicurus, Parus major, Fringilla montana, Spinus, Cuculus canorus, Grus cinerea etc. Mit China hat Japan die herrlichen Hühnervögel gemein, als: Phasianus pictus, nycthemerus, superbus, veneratus, Amherstii etc.

Unter den Reptilien fällt besonders auf der Riesensalamander, Triton japonicus; unter den Krustenthieren manche ungewöhnliche Form, wie z. B. die Maja Kaempferi, die einen Umfang von mehreren Fuß hat, und deren Arme bey den Männchen an vier Fuß Länge erreichen. Unter den Insecten giebt es Formen von ansehnlicher Größe und seltener Schönheit.

A. Wagner.

Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca già nunzio presso quella Real corte. etc.

(Fortsetzung.)

Der Großinquisitor von Portugal, Don Joseph von Braganza, natürlicher Bruder des Königs Don Joseph, wurde von dem Minister willkührlich seines Amtes entsetzt und dieses Tribunal unter die Aufsicht Paolo's de Carvalho's, Pombals Bruder, gestellt, von Rom getrennt und so der schützenden Controle gegen tyrannische Willkühr beraubt, zur Bastille Portugals umgewandelt; endlich das ganze Land von aller Verbindung mit dem Papste abgeschnitten, und damit die Kirche, ihre Doctrin, ihre Güter und milden Anstalten dem willkührlichen Treiben des Ministers und seines Anhangs völlig Preis gegeben. Da das letztere Verfahren insbesondere die Prinzessin von Brasilien und Erbin des Thrones Don Josephs, Maria gegen Pombal auf's Aeußerste erbitterte, so faßte dieser den Plan, die Prinzessin von der Nachfolge auszuschließen und diese mit Uebergehung ihrer auf ihren Sohn Don Jao überzutragen, den Pombal früh mit Männern seiner Gesinnung umgeben hatte. Eine Vermählung mit einer französischen Prinzessin sollte dabey die Hand zur Ausführung bieten. Aber gerade derjenige, welchem Pombal in dieser Sache sein ganzes Vertrauen geschenkt und den er zum Mithelfer erwählt hatte, Seabra, verrieth der Prinzessin den Plan, der dadurch vernichtet wurde, den Verräther jedoch der Rache des Ministers überließ, welcher ihn nach Afrika verbannte, von wo er erst nach dem Tode König Josephs zurückkehrte und das Staatssekretariat des Innern erhielt.

Bey diesem fortgesetzten Streben, den Clerus wie die Laven von der Ordnung der Kirche zu trennen, konnte es nicht fehlen, daß nicht zuletzt bey Beyden die Anhänglichkeit an die Lehren und Gebräuche derselben erlosch, aber auch der Staat selbst dadurch seine eigentliche Grundlage verlor und vor Allem die Moralität fürchterlich litt. Der Clerus, in die neuen Principien eingeweiht, verlangte zu genießen, anstatt wie früher in freywilliger Entsagung sich dem Heile der Nebenmenschen aufzuopfern. Seitdem sich die weltliche Gewalt zum Haupte der geistlichen aufgeworfen, ward die Gunst der Staatsbeamten das einzige Ziel der Geistlichen, ihnen zu gefallen ihr hauptsächliches Streben. Jede gründliche Wissenschaft, mit der Möglichkeit freyer Regung unzertrennlich verbunden, hörte auf; der Unterricht des Volkes verfiel; bald gab es nur eingeschulte, in Theorien befangene, nicht mehr aber unterrichtete Köpfe. Der Sinn für Recht erlosch; es erfolgte Gesetz auf Gesetz, aber jede neue Verordnung verminderte die Achtung davor, untergrub den Gehorsam. So große Sorge hatte aber Pombal für Ausbreitung seiner Staatsgrundsätze gehegt, daß, als er gestürzt wurde, nur solche Männer Kenntniß der Staats-Angelegenheiten hatten, die in seiner Schule gebildet worden waren, das neue System also fortgesetzt werden mußte und Portugal die einmal eingeschlagene Richtung bis in die unseligsten Folgen zu durchgehen hatte.

Die Königin Maria, welche nach ihrem Vater den Thron bestieg und den Marchese seines Ministeriums beraubte, war den Nachrichten des verehrungswürdigen Verfassers zufolge, von Jugend auf Gewissensscrupeln hingegeben. So lange ihr erster Beichtvater, ein unbeschuhter Carmelitenbruder, lebte, wurde dieser unglückselige Hang noch ziemlich in Schranken gehalten; als aber dieser gestorben, und Monsignor Mello, ein Prälat aus altportugiesischem Blute, aber in der neuen Schule gebildet, an seine Stelle getreten war, wurde das Uebel immer ärger und die unglückliche Königin büßte den Umsturz der kirchlichen Ordnung in ihrem Vaterlande mit dem Verlust ihres Verstandes. Ehe es noch so weit mit ihr gekommen war, erzählt der Verf, gab Mello der Königin den Rath, das Inquisitionstribunal abzuschaffen. Als er aber sah, daß die Königin darüber betreten wurde, änderte er schnell seinen Vorschlag dahin, daß er sagte, sie möge darüber auch noch den Rath einiger Bischöfe, welche sich gerade in Lissabon befanden, erholen. Die Königin versprach dieß.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.

2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

Wie reich und mannigfaltig auch in unserer neueren Litteratur alle Felder der Poesie angebaut worden, so liegt doch seit langem dasjenige Feld derselben ziemlich brach, das durch die Erscheinung dieses Werkes mit einem Male im üppigsten Flor reifer Früchte aller edelsten Arten überraschend pranget; wir meynen das Feld des Lehrgedichtes. Dieses ist in neuerer Zeit nicht nur wenig und mit schwachem Erfolg gepflegt worden; es hat sich sogar die Meynung verbreitet, und bey vielen auch festgesetzt, das Lehrgedicht sey, wenn ja noch überhaupt Poesie, doch jedenfalls eine Zwittergattung derselben, und mehr ein Eindringling und Unkraut, als ein einheimisches Gewächs und eine Zierpflanze im Garten der Dichtkunst. Diese Meynung hängt zusammen mit dieser anderen, daß der Poesie überhaupt nicht eigen sey zu belehren, daß sie der Unterhaltung diene, ergötze und erheitere, die Phantasie, nicht aber das Herz bilde, noch zunächst bilden solle. Dieser Meynung steht gegenüber die Ansicht der Alten, die aller Kunst und zumal der Poesie eine Kraft beylegten, den Menschen zu reinigen, und höher und besser zu stimmen; dem gemäß singt Horaz: „Aut prodesse volunt, aut delectare poetae; und Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, Lectorem delectando pariterque monendo.“ Hiemit hat dieser Dichter nur ausgesprochen, was alle griechischen großen Poeten, was auch ihre großen Weltweisen, Plato und Aristoteles deßfalls einstimmig, für die Endabsicht der Dichtkunst ansahen; und was auch die meisten Forscher bis ans Ende des 18. Jahrhunderts nicht anders betrachteten. Während noch Sulzer und seine Zeitgenossen, ja selbst Lessing, — dieser allerdings aus einem freyeren und höheren Begriff, — der Poesie und dem Theater moralische und didaktische Zwecke unterstellten, und nur im unmittelbaren Andringen auf diese Tendenz hie und da im Einzelnen und Ganzen zu weit giengen: so hat sich seitdem, insbesondere von der Schule der Schlegel an, das Vorurtheil so sehr ins Entgegengesetzte gekehrt, daß schon Schiller in den Xenien spottete:

Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Obgleich Schiller's Spott mehr auf die älteren Theorien zielt, so ist es doch gerade Er vorzugsweise, der in seiner Zeit jener moralischen Tendenz entschieden huldigte, freylich von einem höheren Standpuncte aus, als derjenige war, auf welchem der größere Theil der älteren Aesthetiker und der eudämonistischen und sensualistischen Moralphilosophen stand. Denn diese schoben, statt der reinen, humanistischen Moral oder Ethik, die conventionale Moral unter. Jene zielt auf die höhere, lautere Menschheit, unbeschadet dem, daß innerhalb ihres Kreises die mannichfaltigsten, ja beynahe ent-

gegengesetzten Charaktere und Gestalten auftreten, nur daß sie alle nach dem einen höheren Kanon der bessern Menschennatur durchgearbeitet seyn müssen. Dagegen die bürgerlich moralische Tendenz dießorts weniger das allgemeine menschlich-schöne forderte, sondern dieses jedenfalls mit starker Zuthat und hervorstechender Würze conventionaler Tugenden, Gebräuche und Artigkeiten des Zeitgeistes und der Mode verlangte, wie sie eben in den verschiedenen Staaten und Städten, in Ständen und Familien gänge und gäbe waren. Dort wird allgemein gültiges ἦθος und πάθος, Stärke des sinnlichen, wie des geistigen und sittlichen Lebens und Triebes gefordert, deren Wechselspiel, wenn gleich nicht in stätem Gleichgewicht, doch auch in dem Uebermaß der einen oder andern Seite eine natürliche und gesunde Unterlage in der angebornen Stärke der Leidenschaft und Sucht zeigen soll. Hier hingegen findet man sich auch ohne diese Unterlage, wohl gar trotz deren Gegentheil, mit dem Scheine der Kräftigkeit zufrieden gestellt, wenn dieser Schein im übrigen nur innerhalb der eben gültigen Gränzen des sittlichen Verkehrs gehalten wird; während dort alle Affectation der Art ausgeschlossen bleibt. Belege hiefür liefert uns jede Litteratur in ihrem Verlauf; die alte der Griechen und Römer sowohl, als die französische und unsere eigene einheimische. Obgleich die ältere französische Litteratur um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und die neueste, beyde gleich zucht- und sittenlos sind, sowohl an sich, als insbesondere auf das Ländlichsittlich anderer Völker: so ist doch die ältere, ungeachtet all ihrer Verdorbenheit, mit der sie sich sogar manchmal brüstet, ohne Vergleich in alle Wege gesunder, als die jüngere, die nur durchaus widrige, unmoralische Zerrbilder einer überreizten haltlosen Phantasie hinstellt, und dem Geiste und den Forderungen der Poesie geradehin widerstrebt. Denn alle Poesie ist moralisch; sie hat zu ihrem vornehmsten Gegenstand den Menschen, und zwar nur den geistig kräftigen, dessen Verirrungen und Verbrechen sogar gleichwohl noch immer auf einen tieferen und besseren Kern und Gehalt des innern Lebens hinweisen; nur dadurch ziehen uns die Volkslieder aller Völker und Länder und Zeiten an, wie verschieden und schauerlich manchmal die Aeusserung und Erscheinung für uns seyn mag. —

Die Poesie hat zu ihrem Gegenstand den moralischen Menschen, nicht sowohl den forschenden und erkennenden, den intellectualen, als vielmehr den fühlenden und strebenden, den Menschen in seiner Bildsamkeit in sich, und in seinem Wirkungs- und Gestaltungstrieb außer sich. Beyderley Thätigkeiten sind zwar geistiger und moralischer Art; beyde können demnach der Poesie Stoff geben; die erstere ist jedoch hiezu schon darum minder geeignet, weil dort im Reich der Erkenntniß die Thätigkeit des menschlichen Geistes mehr gebunden und abhängig ist, zunächst in der Auffassung der Gegenstände, dann aber auch in der Entwicklung derselben; sie muß dieser folgen; da die Wissenschaft objective Wahrheit und Gewißheit der Erkenntniß zum Zielpunct nimmt. Dagegen hat die Kunst Bewältigung und freye, wiederherstellende Nachahmung und schöne Gestaltung zum Zweck und zur Aufgabe; und sie, die die freye heisset, wählet daher mit Recht vorzugsweise den freyen Menschen, den strebenden und ringenden in seiner tiefsten Erregbarkeit und Ergriffenheit, im Kampfe mit sich und der Außenwelt, in welchem er sein geheim verborgenes Wesen erproben und bewähren, in welchem der prometheische Funken in ihm herausschlagen, zünden, schmelzen, bilden und gestalten und schaffen mag. Frey, bildsam, schöpferisch in seinem Bereich zeigt sich der Mensch im Gefühl seiner selbst, in seinem Sinnen, Wirken und Handeln: so wird er daher dargestellt in der Lyrik, im Drama und im Epos. Und es giebt nur diese drey Dichtarten, die der Form nach sich unterscheiden (Vrgl. Göthe Bd. 49, 151, 120). Allein jede dieser drey Arten spaltet sich theils durch den Inhalt, theils durch die besondere Form und

Begleitung in mehrere Unterarten; so das Epos in das heroiſche, komiſche, romantiſche, lyriſche (des Simonides u. a.) und hiſtoriſche (des Lucanus u. å.); ſo das Drama in Trauerſpiel, Luſtſpiel, Satyrſpiel ꝛc. Farce, Poſſe, Oper, Melodram ꝛc. ſo auch die Lyrik in Hymne, Ode, Lied, Elegie, Satyre ꝛc. Gnomik und didaktiſches Gedicht; denn zur Lyrik gehört dieſe Gattung, wenn ſie rechter Art iſt, wenn ſie nicht mit deſcriptiver Poeſie verwechſelt wird. Die Schilderung iſt zwar ein Element wie jeder Poeſie, ſo auch der didaktiſchen; aber ſie muß hier und dort nur Zuthat und Beywerk bleiben, nicht für ſich allein als Poeſie gelten wollen, noch dafür genommen werden. Eben deſcriptive Gedichte ſind aber die meiſten, die man unter den didaktiſchen aufzählt; und ſchon die Griechen in ihrer unpoetiſchen Zeit haben dergleichen viele aufzuweiſen, von Aratus und Nikander bis zu Oppian und Manuel Philes herab. Noch mehr dergleichen brachte die engliſche Litteratur des vorigen Jahrhunderts zu Tag, deren viele man ſchon aus Duſch (Briefe zur Bildung des Geſchmackes an einen jungen Herrn von Stande) zur Probe genugſam kennen lernen kann. Wie ſehr da auch durch Aufwand poetiſcher Mittel aller Art der Gegenſtand aufgeputzt, wie viel feine Beobachtung, Gleichniſſe, Metaphern, Bilder und andere Mittel der Phantaſie und der Sprache aufgeboten ſeyn mögen: dennoch thun ſie keine poetiſche Wirkung, weder durchhin, noch auf die Dauer.

(Fortſetzung folgt.)

Notizie sul Portogallo con una breve relazione della nunziatura di Lisbona dall' anno 1795 fino all' anno 1802 scritte dal Cardinale Bartolomeo Pacca giá nunzio presso quella Real corte. etc.

(Schluß.)

Der ſchlaue Prälat verfügte ſich nun ſogleich zu den Biſchöfen, beredete ſie, ſeinem Vorſchlage beyzuſtimmen und führte ſie dann am beſtimmten Tage zu der Königin. Als ſie eingetreten waren, ſtellte dieſe ſogleich die Frage an ſie: kann ich ohne eine Sünde zu begehen und mit ruhigem Gewiſſen, kraft meines Anſehens, das Inquiſitionstribunal aufheben? Gewiß, antworteten die Prälaten. Kann ich aber auch, frug die Königin weiter, ohne eine Sünde zu begehen und mit ruhigem Gewiſſen dieſes Tribunal beybehalten, wie es meine Vorgänger auch beybehalten haben? Die Biſchöfe, obwohl über dieſe Frage etwas betroffen, erwiederten, ſie könne auch dieſes. Nun denn, entgegnete hierauf die Königin, wenn ich mit ruhigem Gewiſſen und ohne eine Sünde zu begehen das Tribunal aufheben und beybehalten kann, ſo will ich es beybehalten. Und damit entließ ſie die erſtaunten Biſchöfe. Kurze Zeit darauf ließ ſich Mello nun ſelbſt zum Großinquiſitor ernennen, und gebrauchte das neue Amt, vollends alle Schriften zu unterdrücken, welche für die Einheit der Kirche und das Anſehen des Pabſtes ſprachen. Später, als während der franzöſiſchen Invaſion 12 Portugieſen als Geſandte zum Kaiſer Napoleon abgeſandt wurden, war, der Herzogin von Abrantes zufolge, unter dieſen Männern, welche den Kaiſer für Portugal um einen Fürſten aus ſeinem Hauſe baten, auch der neue Großinquiſitor, der Zögling der Doctrinen von Coimbra. (Mem. de la duch d'Abrantès XI. p. 304. 305).

Der übrige Theil des Buches betrifft die Stellung des Verfaſſers als apoſtoliſchen Nuntius am Hofe von Liſſabon. Er beſchreibt die vielen Mühſeligkeiten und Hinderniſſe, die ihn umgaben und ſeine Bemühungen, Portugal auf ſolide Grundlagen zurückzuführen, erſchwerten. Denn obwohl die Verhältniſſe zwiſchen Liſſabon und dem Pabſte ſich nach Pombals Sturze freundlicher geſtaltet hatten, waren doch noch viele alte Verordnungen in Kraft geblieben und beſchränkten das Anſehen der apoſtoliſchen Nunzien, welche allein den Impuls zu einer freyeren Entwicklung der kirchlichen Verhältniſſe zu geben vermocht hätten. Bald nachher traten unter neuen Formen noch ſtörendere Einrichtungen in's Leben.

Sieben Jahre lang befand ſich Monſignor Pacca als Nuntius in Liſſabon. Es gereicht ihm zum großen Ruhme, in jener kritiſchen Zeit, als Pabſt Pius VI. ge-

fangen aus Rom hinweggeführt worden war und in Portugal dem päbstlichen Ansehen neue Beeinträchtigungen zu werden drohten, diese durch ein eben so kluges als festes Benehmen verhindert zu haben. Als dann nach dem Tode Pius VI. Pabst Pius VII. den päbstlichen Thron bestieg, ernannte dieser in der ersten Cardinals-Promotion auch den verehrten Verfasser zum Cardinal, 23. Febr. 1801, worauf ihm der Prinz Regent von Portugal das Baret zu Queluz überreichte. Im May desselben Jahres verließ hierauf der neue Cardinal, der nun aufgehört hatte, Nuntius zu seyn, Lissabon und begab sich zu Schiffe in den Kirchenstaat. Ehe sich aber der Vers. zur Erzählung seiner Reiseabenteuer wendet, gibt er noch einen kurzen Abriß über den Zustand des Ackerbaues, des Handels, des Seewesens, der Landmacht, der Künste und Wissenschaften, wie er denselben während seiner Anwesenheit in Portugal kennen gelernt hatte. Nach vielen richtigen Bemerkungen und interessanten Thatsachen, wendet er sich dann nochmal auf Pombal, sein Wirken im Innern zu beurtheilen. Er rühmt ihn als einen Mann von nicht gewöhnlichen Talenten, von entschiedenem, aber hochfahrenden Charakter, der keinen Widerspruch duldete, von Ehr- und Herrschsucht voll war, er zählt seine Bemühungen auf, den Adel zu bändigen, Handel und Manufakturen blühend, die Marine beträchtlicher und Portugal von den Fesseln Englands frey zu machen. „Wenn diese Unternehmungen, so schließt der Verfasser seine Memoiren, von Pombal theils zu Ende, theils mit dem Geiste der Mäßigung zu Wege gebracht worden wären, sie würden für das Reich höchst nützlich gewesen seyn und ihm verdienter Massen den Ruf eines grossen Ministers erworben haben. Er besaß alle Mittel die portugiesische Nation reich und mächtig zu machen. Er regierte über ein viertel Jahrhundert in Portugal nicht wie ein Minister, sondern als unumschränkter Monarch ohne Furcht, auf Hindernisse und Hemmungen zu stoßen und hätte somit die ausgedehntesten Plane ausführen können, würde er wirklich die Talente eines Richelieu oder Colbert besessen haben, mit welchen Männern ihn seine Lobredner verglichen. Aber Thatsache ist, daß am Ende seines langen Ministeriums sich keine Wirkungen zeigten, die den guten Anfängen entsprochen hätten. Es blieben in den Provinzen und selbst in der Nachbarschaft von Lissabon lange Strecken unbebauter Länder; man ärndtete weder von den Kolonien noch insbesondere von dem so wichtigen Brasilien die großen Vortheile und die so beträchtlichen Reichthümer, welche dieses ungeheure Land der Industrie des Einzelnen und den Unternehmungen einer weisen Regierung darbietet, die den Handel begünstigt; er förderte die Handelsmarine nicht, die großen Gewinn gebracht haben würde und eine wahre Pflanzschule für die königliche Marine hätte werden können; er unterstützte die schönen Künste nur wenig und ließ auf Portugal das

Joch der Engländer. Es ist wahr, daß er den Adel demüthigte und ihn ehrerbietiger und unterwürfiger unter die Krone machte; aber er handelte dabey wie der Wilde, der den Baum umhaut, dessen Früchte er genießen will. Ein bloßer Scherz über seine Person, eine einzige Bemerkung über eine Handlung des Ministers und irgend ein unbesonnenes Gespräch genügten, um verhaftet zu werden und lebenslänglich in dem Kerker zu schmachten. So geschah es dem Viscont Ponte di Lima, dem Grafen von Obidos, dem Don Emanuel Sousa Calharis, Capitain der königlichen Garde und Großvater des jetzigen Herzogs von Palmella; so andern vornehmen Männern, von denen man einigen in ihrer letzten Krankheit weder den Beystand von Aerzten, noch was das Schrecklichste ist, die Tröstungen der Religion in dem letzten, Augenblicke gestattete. So behandelte er den höchsten Adel des Reiches auf barbarische und unmenschliche Weise; er erniedrigte den Clerus; gab den ersten Anstoß zur Verfolgung der Jesuiten *) durch die Höfe und das erste Beyspiel ihrer gewaltsamen Vertreibung; er öffnete Büchern voll jansenistischen und pseudophilosophischen Inhaltes den bis dahin verschlossenen Eingang nach Portugal; er schnitt für mehrere Jahre die Verbindung Portugals mit dem heiligen Stuhle ab: freylich lauter Dinge, um in dem unseligen 18ten Jahrhundert und noch in dem unsrigen die glorreichen Titel eines erhabenen Mannes und großen Ministers zu erlangen. — Seine Nachfolger im Ministerium hatten weder seine Talente noch seinen festen und durchgreifenden Charakter, weshalb sich das Loos Portugals in mancher Hinsicht nicht verbesserte und die Regierung schwach und gehaltlos ward. Unterdessen erlangten die jungen Leute, welche unter Pombal die Collegien der verderbten Universität von Coimbra besucht hatten, Aemter und Bedienungen in den verschiedene Dicasterien, führten überall dieselben irrigen Maximen ein und bahnten somit den gewaltsamen Umwälzungen den Weg, welche im gegenwärtigen Augenblicke das unglückliche Reich zerrütten.“ Noch ist eine anmuthige Beschreibung der Reise des verehrungswürdige Verfassers von Lissabon über Gibraltar nach Cività Vecchia beygegeben. Noten zu dem Ganzen beschließen das Buch.

C. Höfler

*) Ueber diesen Gegenstand vergleiche man die, deutschen Historikern zu wenig bekannten documents historiques, critiques, concernant la compagnie de Jesus. S. III. n. 21. c. 1. Paris 1830. 8 Nichts lehrt den raschen Uebergang von jansenistischen Grundsätzen zu Revolutionsmaximen besser, als die Lectüre dieses Buches.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.

2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Fortsetzung.)

Es liegt nicht allein am Gegenstand, der da oftmals ferngelegen, zu unbekannt, oder zu wenig anziehend ist, z. B. die Schaafschur, die Geologie u. ä.; denn auch Thomson und unser Kleist haben zwar Gegenstände geschildert, an denen jedes Herz hangt, nach denen es sich sehnt, von denen es träumet. — Aber wie wenige unter uns lesen jene beschreibenden Gedichte noch; wie noch weit wenigere kehren nach einmaliger Lesung und Bekanntschaft mit ihnen gerne und verlangensvoll zu ihnen zurück? Dieß, wird sich jedermann sagen, nur darum, nur in so fern nicht, als das Menschliche, die ethische und intellectuale Charakteristik zu wenig hervortritt; ein Mangel, den Schiller auch an Matthissons manchmal vortrefflicher landschaftlichen Poesie rügte. In allen Gedichten dieser Gattung ist es nie der Gegenstand und Inhalt; nicht z. B. die Landwirthschaft selbst bey Virgil, nicht die Gesundbrunnen bey Neubeck, so nützlich jene in alle Wege, so wirksam diese in vielen Krankheiten seyn mögen, muthen uns zuvörderst und rein an, sondern der lautere Natursinn, das theilnehmende Herz, der klare Verstand des Dichters oder der Personen, die er einflicht, sind es, die zumeist wirken und anmuthen.

Dieß führet abermals auf denselbigen Punct zurück, der schon vorhin berührt worden; daß der Mensch, der sinnige, fühlende, strebende und thätige, der erste und vornehmste Gegenstand der Kunstdarstellung ist; ihn spiegelt, ihn reflectirt die Poesie. Alle Kunst und Poesie ist Spiegelung und Reflex des Genius; — nicht die erste unmittelbare Empfindung, Anschauung, Leidenschaft, Begebenheit u. s. w. nicht sie sind in der Regel poetisch; nur ihr Reflex ist's; nur wenn sie im ebenen Spiegel eines reinen, hellen Gemüthes, wenn sie im Sonnenglanz zurückgestrahlt werden, sind sie poetisch. So im Drama, so im Epos, und so noch vielmehr in der Lyrik. Diese erheischt um so viel helleres Licht, und desto reinern Spiegel, je allgemeingültiger in seiner Menschenthümlichkeit der Lyriker sich selber hinstellen muß; während der Epiker und Dramatiker jedes Unmaß, jede Verzerrung an einer andern Persönlichkeit spiegeln, sie andern fremden Charakteren aufladen kann. Daher die mannichfaltigen Irrungen und Streitigkeiten über den Charakter mancher Lyriker, z. B. des Catullus und Horaz. Dieser reine Spiegel höherer Menschheit war es, den Schiller, — und nicht mit Unrecht — in Bürgers Gedichten zu sehr vermißte; eben dieser Reflex hoher männlicher Haltung und Selbstachtung ist es andrerseits, der, verbunden mit rhythmischer Vollendung, die Klopstockischen frühern Oden, und sie allein, hält, während außer diesen nur weniges von ihm und schwach wirkt, weil die Gegen-

stände, und wenn nicht diese, so doch Sinn und Gefühl und Ausdrucksweise für dieselben sich geändert. Aber jene eine Seite seines Charakters ergreift noch immer jeden Leser wohlgefallend, erhebt und kräftigt ihn verschönernd. Und dieß ist mehr, als Göthe sagt (49, 151): „Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen, wie aus dem Leben."

Gewiß die Poesie thut noch mehr als belehren; sie erziehet, erbaut und bildet, sie formt von innen heraus auch zu äußerlich schöner Erscheinung in geistiger und sittlicher Eintracht. Die Poesie war von jeher die Erzieherin der jugendlichen Völker, wie sie noch auch jetzo vorzugsweise unsere Jugend bildet und ihr den Charakter einprägt, so weit dieser überhaupt durch nicht unmittelbar aus dem eigenen innern Grund und Boden hervorsprießende Motive gebildet und wie in einem alchemischen Proceß umgewandelt und veredelt werden kann. Was der ächte Dichter auch darstelle, er stellt es dar in eingeborner Kraft und Vollkommenheit, mit welcher es uns anziehet, erfaßt und erhebt und erhöhet; — auch wenn er gar keine Lehre einstreuet, so ist doch seine Gefühlsweise, seine Art die Dinge anzuschauen, aufzufassen und zu gestalten, lehrreich, und mehr noch, bildend. — In manchen Fällen wird die Poesie durch Reflexionen über Personen und Verhältnisse allerdings ganz eigentlich lehrhaft; doch liegt es in der Natur der Dichtarten selber, daß solche Reflexionen selten dem Epiker, öfter dem Dramatiker, am häufigsten aber dem Lyriker zustehen. Und eben darum ist er der bildendste, mag er sich selbst und seine Empfindungs- und Denkweise gleichsam als Musterbild aufstellen, oder mag er die Mißstände und Schranken, den Zwiespalt und Mangel an Ebenmaaß an den menschlichen Charakteren und Verhältnissen aller Art mit feiner und gewandter Kunst zeichnen. Für beydes gibt Muster Horaz sowohl in seinen Oden, als andrerseits in den Briefen und Sermonen. Diese sind recht eigentlich didaktische Gedichte, wiewohl sich nicht mehr, vielleicht weniger Denksprüche aus denselben, als aus den Oden ausheben lassen. Wenn diese unmittelbarer in den Charakter bildend andringen, so führen jene zurecht und schärfen die Urtheilskraft für alle menschlichen, sittlichen und geselligen Verhältnisse. Die Poesie lehrt nicht so, daß es ihr um Mittheilung eines bestimmten Wissens was immer für einer Art zu thun ist; sondern so, daß sie eine Stimmung erzeugt, die im Charakter Wurzel schlagen und wachsen und dauern kann und soll. Sie leistet hiemit etwas Höheres als das Lehren ist; sie prägt den Charakter aus; sie ist demnach desto vortrefflicher, je vortrefflicher in jeder Beziehung dieser selbst ist, und je gelungener er in der Darstellung hervortritt. Daß dieser vorbildliche schöne Charakter sehr verschieden seyn kann, und nach Maßgabe der Anlagen und Umstände seyn muß; dieß, weil es unsere Natur so mit sich bringt, versteht sich von selbst, und zeigt sich an allen Dichtern bewährt, vom kriegerischen Tyrtäus und Alkäus bis zum friedliebenden Pindar, und von Hagedorn bis zu Schiller u. a.; jeder aber ist schön in seiner Art. Ist die Poesie von jeher überall die Frucht eines den dringendsten Naturbedürfnissen enthobenen behaglichen Daseyns, einer edleren Menschheit: so ist begreiflich, daß eben sie vorzugsweise das Vermögen zu bilden in sich trage; denn richtig und gut sagt Schiller 9, 1, 238.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Und wiederum:

Wirke Gutes; du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Eben deßhalb macht bey allen gebildeten Völkern die Poesie einen Haupttheil ihrer gesammten Litteratur aus; und bey vielen dem Naturstande noch sehr nahen Stämmen besteht ihr Schriftenthum und ihre Ueberlieferung nur allein in Poesien.

Wenn nun Lehre und Bildung hiernach der Poesie ursprünglich angeboren sind, so ist nicht zu verwundern, daß das Lehrgedicht überall eine der ältesten Dichtarten ist, und überall gleich aufsprießt, sobald nur irgendwo die Poesie zu einer wirklich freyen und selbständigen Kunst erwachsen war. Hesiod ist, wenn nicht älter, gewiß so alt als Homer; seine beyden Gedichte sind didaktisch; durchaus poetischer aber als seine Theogonie sind die Tage und Werke, weil hier Sinn und Gemüth, Thun und Denken, kurz der Charakter des Sängers erbaulich sich ausspricht. In den hebräischen Urkunden macht Hiob nicht mit Unrecht Anspruch auf das höchste Alterthum, und ist wie der Prediger, wie zum Theil die prophetischen Bücher ein Lehrgedicht im edelsten lyrischen Schwung. Der Bhagavadgita ist ein großes in den Mahâbhârata eingeschaltetes Lehrgedicht; und alle die genannten gehören jedes bey seinem Volke zu den ältesten Erzeugnissen; sie alle sind ihrer Natur nach lyrisch. Unter den lyrischen Weisen hat schon die alte Elegie bey den Griechen entschiedene Neigung zur Didaktik im besten Sinne, bey Solon u. a. bis Theognis, der in vollem Maße spruchreich und sententiös ist, anderer Gnomiker und der Lehroden nicht zu gedenken. Die lyrische Poesie ist überall zu jeder Zeit die Mutter jeder anderen gewesen; aus der Ballade und Romanze, überhaupt aus der lyrischen Erzählung sproßt das Epos hervor; Pindar, Simonides u. a. griechische Lyriker nahmen epische Stoffe auf; — aus dem Dithyrambus erwuchs das theatralische Spiel u. s. f. Die Lyrik ist aber auch selbst auf ihrem eigenen Gebiet unbestimmbar mannichfaltig, von der Schilderung, Satyre, Siegsgesang u. a. bis zum Epigramm. Wie dieses, wo der Witz allein ohne Sinn und Gefühl herrscht, aus dem Gebiet der Poesie hinaustritt, sich ihm entfremdet, und nur noch durch die Form — („Bey dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt") — derselben angehört: eben so kann auch das descriptive, das didaktische, das satyrische, und welches andere Gedicht nicht? — ganz aus der Poesie hinausfallen, und ihr nur noch äußerlich, durch das Metrum und andere Formen angehören; so Parmenides und seines Gleichen; so Cl. Rutilius in seinem Itinerarium, so Palämon de ponderibus et mensuris u. a. m. Die Uebergänge sind auch hier, wie überall in der Natur, allmählich und unbestimmbar mannichfach.

Daß selbst der Inhalt, obgleich mit der Form verbunden, nicht das Gedicht ausmacht, dieß kann ganz klar werden an dem Tragiker Seneca und an Lucretius. Jener behandelt die würdigsten tragischen Stoffe, die alle von den großen griechischen Vorgängern (natürlich mit Ausnahme der Octavia) auf die Bühne gebracht worden sind, und sich uns glücklicherweise erhalten haben. Der römische Tragiker ist mit allen Elementen ausgestattet, die den großen Dichter machen; er ist ausgestattet mit einer reichen, blühenden, überwuchernden Phantasie, mit philosophisch gebildetem Verstand, mit Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, mit Feinheit und Schärfe des Witzes, mit überaus glücklicher Gewandtheit, Stärke und Geschmeidigkeit der Sprache wie des Versbaues; er ist überschwänglich blumen-, sinn- und spruchreich. Aber eben diese Ueberschwänglichkeit verdirbt alles zumal. Sie hat aber ihren Grund im Charakter, im Mangel des Gemüthes, und hiemit des Maßes und der Besonnenheit. Er ist darum ganz modern und wie im neuesten Geschmack, da gleichfalls eine wüste ungezügelte Phantasie und Spitzfindigkeit jedes einfache Gefühl und das ganze Gemüth unterhöhlt; freylich mag dieses bey den meisten Lesern und Liebhabern dieser Gattung schon zum voraus unterhödig genug seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Untersuchungen über das Nabelbläschen und die Allantois bey Embryonen vom Menschen und von den Säugethieren von Prof. Mayer in Bonn. (S. 515 — 568).

Eine Reihe von Beobachtungen und Reflexionen über den genannten Gegenstand. Zuerst über das Nabelbläschen und eine historische Uebersicht der Schriftsteller über dasselbe, dann eigene Beobachtungen, in welchen der Verf. an mehr oder weniger reifen Eyern die Persistenz des Nabelbläschens nachweist. Er fand nämlich immer in der wohlerhaltenen Nachgeburt zwischen Amnion und Chorion das kleine birnförmige, zusammengefallene Nabelbläschen, von welchem ein sehr langer Faden bis zum Nabelstrang zu verfolgen war; so in der Placenta reifer Zwillinge, mit schöner Abbildung, eben so in einem vollständigen 6 monatlichen Ey, wo die Entfernung des Nabelbläschens vom Nabelstrang 4 Zoll betrug; ähnliche Beobachtungen und Abbildungen giebt der Verf. von 12- und 13-wöchentlichen Eyern. Diese Angaben, durch schöne Zeichnungen erläutert, sind allerdings schätzenswerth; aber nicht neu; William Hunter giebt schon an, daß er das Nabelbläschen bisweilen noch in reifen Nachgeburten gefunden habe; Dzondi, Velpeau beschrieben dasselbe aus fünf- und sechsmonatlichen Früchten.

Die übrigen Tafeln geben ganz hübsche Darstellungen von Schweins-, Hunde-, Katzen-, Kaninchen-Embryonen mit den Häuten. Daß aber dem Kaninchen das Nabelbläschen gänzlich fehlen soll, ist ein Irrthum; bey allen Nagern ist es nur weniger entwickelt.

Merkwürdiger Weise läugnet der Verf. noch immer den anfänglichen Zusammenhang des Nabelblasengangs mit dem Darmrohr, worüber wohl jetzt bey den Physiologen nur eine Stimme ist. Mayer nimmt an, daß die Nabelblase selbst ihr Contentum ins Gefäßsystem gebe und sich in Blut verwandle; die vena omphalomesaraica soll die Stoffe aufnehmen und ins Blutsystem des Embryo führen; der Dotterstoff soll auf diese Weise ins Blut gebracht werden. — Eben so unrichtig scheinen uns des Verf's. Angaben über die Allantois. Die Allantois des Menschen soll nicht nur die innere Fläche des Chorions, sondern auch die äußere Fläche des Amnions und Chorions überziehen! Die Allantois soll theils zur Aufnahme des Urins dienen, theils dem Embryo ein Organ seiner Expansions-Thätigkeit darbieten, damit sich derselbe im Ey und Uterus freyen Spielraum um sein corpusculum herum zur freyeren Entwickelung verschaffen könne.

2. Beytrag zu einer Anatomie von Pentastoma taenioides R. von C. Ed. Miram in Wilna. (S. 625 — 646).

Während wir uns bisher nur mit den dürftigen anatomischen Notizen von Cuvier über diese merkwürdige Gattung von Entozoen begnügen mußten, erhielten wir bey dem großem Fleiß der gegenwärtigen Forscher im Jahre 1836 drey anatomische Arbeiten über Pentastoma; die Angaben von Owen in den zoological transactions und von Diesing in den Annalen des Wiener Museums haben wir auszugsweise in der Anzeige der betreffenden Gesellschaftsschriften gegeben. Sie ergänzen sich wechselseitig. Diesing hat vorzüglich Pent. proboscideum zergliedert, Owen nur Weibchen von Pentastoma taenioides; wichtig ist daher, was Miram über die männlichen Genitalien dieses Wurms bemerkt. Zwey geschlängelte Organe zu beyden Seiten am Körper hält Miram für die Hoden; sie stehen durch enge Röhren, ductus deferentes, in Verbindung mit einem Gefäße, das der Verf. für ein Samenbläschen zu halten geneigt ist; dieses stößt an zwey fein gebogene Fäden, die Ruthen (cirri), welche durchbohrt zu seyn scheinen, (Diesing fand bey P. proboscideum nur eine Ruthe). Beyde Ruthen, die an ihren oberen Enden etwas dicker sind, befestigen sich mit diesem an ein herzförmiges, innerliches drüsenartiges Organ, das vielleicht als Prostata zu betrachten ist. — Zuletzt giebt der Verf. einige allgemeinen Bemerkungen. Pentastoma taenioides reiht sich im Bau des Darmkanals und der Geschlechtstheile an die Nemetoideen, hinsichtlich des Saugapparats an die Akanthocephalen, hinsichtlich des Nervensystems an die Trematoden, hinsichtlich der äußeren Bildung, namentlich wegen der queren, gegliederten Falten an die Cestoideen an, bildet demnach ein Mittelglied zwischen allen diesen Ordnungen und verbindet sie mit einander.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.

2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Fortsetzung).

Zum Abschluß und zur Vollendung aller poetischen Talente und Elemente wird demnach noch insbesondere Gediegenheit des persönlichen Charakters, Maaß und Besonnenheit gefordert werden müssen. Wenn aber zu jedem künstlerischen Erzeugniß, auch zum kleinsten Sinngedicht, Heilsinnigkeit und Gestaltungskunst erforderlich ist: so liegt eben hierin schon zugleich auch eine Hinweisung darauf, daß die Kunst auf Sinnigkeit wirke, daß sie gestalten und bilden wolle und solle. Die Lehre solcher Art macht eben erst die Poesie selber aus. Daß aber selbst eine wissenschaftliche Theorie, ein System poetisch eingekleidet werden kann, wenn es nur sonst mit energischem Charakter gefaßt ist, dafür mag Lucretius zum Zeugen dienen. So geistlos, widrig, abstoßend und was man weiter sagen mag, das System ist, welches er ergriffen; dennoch wirkt er energischer und poetischer als sein Widersacher, der Cardinal Polignac (in seinem Anti-Lucretius), als Nikander, Ovid oder als Parthenius (de Electricitate l. VI. Romae 1765), als Benedict Stay (Philosophiae recentioris versibus traditae libri X. cum Commentariis Boscowichii etc. Romae 1755 flg.) und viele andere, deren Stoffe einer schönen poetischen Darstellung empfänglicher scheinen. Er wirkt poetischer und übertrifft sie in dem durchhinscheinenden festen Charakter, durch männliche Offenheit, strengen Ernst u. s. w. kurz durch ächte Begeisterung für seinen Gegenstand, so wenig sie den Schein hat es zu seyn; es ist eine Begeistung des Stoffes durch den Charakter des Darstellenden, eben wie in Platons, Thukydides und Tacitus Werken. Es ist demnach die Fassung und Gestaltung des Stoffes, seine Begeistung aus einem ansprechenden Charakter heraus, die das Gedicht zum Gedicht machen; es ist der durchleuchtende Sinn und Geist, wie er das Werk beseelt und aus ihm spricht, der über den Werth eines Lehrgedichtes als einer poetischen Production entscheidet. Auf diesen möchte sonach zuvörderst der Blick zu richten seyn.

Wenn man zum voraus sich erinnert, daß eine gewisse dramatische Lebendigkeit und feste Charakteristik eine auszeichnende Eigenheit der Rückertschen Lyrik ist, so wird man auch den Charakter des Brahmanen gut ausgeprägt erwarten, und zwar nicht bloß in einer oder einigen Stimmungen, Situationen, Verhältnissen und Beziehungen, sondern in einem ganzen, vollen, reichen Leben. Zur Ansicht und Ueberschauung der Welt im Ganzen und Großen wie im Kleinsten und Nächsten ist der Stand eines Brahmanen, zumal so wie hier gefaßt, vielleicht geradezu der geeignetste und vortheilhafteste.

Der freye, gehobene bürgerliche Stand gönnt ihm auch eine ruhige, freye und gehobene Betrachtung; diese aber erhält durch den priesterlichen Stand des Brahmanen sogleich durchweg eine geistige und geistliche Richtung, wonach jedes Einzelne so wie das Ganze überall auf das letzte Höchste und Beste bezogen werden kann und muß, unbeschadet dem, daß auch das Ganze wieder nur für sich, und jedes Einzelne in seiner allseitigen Beziehung und Verhalten zu allem und jedem Anderen betrachtet und erwogen werde. Die gelehrte Bildung eines Brahmanen ruhet fest auf einer uralten reichen Litteratur, theils heiliger Urkunden, theils überaus zahlreicher poetischer wie auch vieler prosaischen Werke in fast allen Gattungen und über alle Zweige des menschlichen Wissens. Die jetzige Lage Indiens ist von der Art, daß es gewissermassen den Mittelpunct der Welt, der asiatischen zumal ohne Widerrede, ausmacht. Neben der einheimischen mannichfaltigen Ueberlieferung in Wort und Werk hat sich dahin gerettet der Rest des alten Parsismus; eben dahin hat seine Ueberschwemmungen ergossen der Islam mit allen seinen Sekten und ihren Schriftenschätzen; dahin endlich ist seit Jahrhunderten das germanische Europa gesegelt; und hier hat zuletzt vor wenigen Jahrzehenten eine Gesellschaft englischer Kaufleute ein großes Weltreich gegründet, von dem selbst das Schicksal Europas nun und in der nächsten Zukunft abhängt. Im Laufe eines halben Jahrhunderts haben die verständigen ausrichtsamen Engländer eindringlicher und nachhaltiger gewirkt und mehr aufgebaut, als frühere Jahrhunderte zerstören konnten. Indien ist der Markt der Welt; dort strömen — von jeher — alle Völker von Ost und Nord, Süd und West zusammen, sich ihren feineren Lebensbedarf zu holen; Sinesen, Mogolen, Tataren, die Bewohner des weiten russischen Reiches, Perser, Araber, Mauren, Europäer und Amerikaner holen sich von dorther Landes- und Kunsterzeugnisse, und bringen dagegen wohl auch ihrer eigenen einige dorthin. Doch diese sind geringfügig gegen die mannichfaltigen Anschauungen und die lebendige Kunde fremder Zustände, die an den besuchenden und angesiedelten Fremdlingen sich darstellen; geringfügig zumal gegen den litterarischen Verkehr und Austausch, der sich erst in diesem Jahrhundert durch das Bemühen der englischen Herrschaft und der Londoner Bibelgesellschaft angesetzt hat. Dem gedrängvollen Schauspiel, das dort sich zeigt und bedeutsam verschlingt, hat Niemand mehr Beruf, Antheil und Aufmerksamkeit zu widmen und es in seiner unberechenbaren Wichtigkeit geistig und geistlich zu betrachten, als ein ruhiger, sinnender Brahmane, dergleichen einer der hier vorgeführte ist, der sich selber gleich Eingangs also schildert:

„Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen, als den Weda der Natur;
Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;
Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angeh'nden halb, halb nicht angeh'nden Sachen.
Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.
Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Bekügelchen an seinem Rosenkranz.

Dieser Gemüths- und Sinnesart zufolge verbreitet sich der Brahman, wie eben Zeit und Gelegenheit und Stimmung ihn veranlassen und treiben, über alle Gebiete des menschlichen Wissens und Wirkens vom Uebersinnlichen und höchsten Idealen zum Sinnlichen und Tagtäglichen um uns her; er ergeht sich da in bald kürzeren, bald längeren Betrachtungen, in Herzensergießungen, Sinnsprüchen und Erzählungen. Häusliche und öffentliche Ereignisse in Freud und Leid, jeder Art Vorkommnisse im Menschenleben, wie in der Natur, das Größeste und Kleinste ohne Unterschied regen leicht an des Brahmanen zartgestimmten feinen Sinn, daß die mitgetheilten Schwingungen sympathetisch und vergeistiget

ab- und ausklingen, und ein volles Concert des Gedankens und Gefühls, eine reine Harmonie zwischen dem Menschen und der Natur und Gott hervortönt. Da sein Sinn und Gemüth nichts ausschließt, was irgend einen Kern und Funken des Schönen, Guten und Wahren in sich verbirgt, so wird nicht leicht ein Leser an dieses Lehrgedicht kommen, der nicht auch für sein bevorzugtes Fach wichtige und bedeutungsvolle Reflexionen, Fingerzeige, Winke und Anregungen finde, und der Weisheit des Brahmanen Dank wisse. Die Weisheit gibt sich kund nicht allein in dem Gehalt an sich, sondern auch in der Form und in der Betrachtungsweise — „Einzelnes nur zu sehn, doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn."

Demnach trifft das Augenmerk des Brahmanen immer den Lebenspunct jeder Sache und stellt ihn rein heraus, ohne sie selber hiedurch vom Ganzen zu trennen; vielmehr sieht er sie eben deßhalb im Ganzen, und als Ganzes allbedeutend. Daher die vielen glücklichen Metaphern, Bilder, Gleichnisse und Wortwendungen, in denen der Brahmane eindringlich und erleuchtend philosophirt, und in denen eben so viel Tiefsinn als Witzspiel sich offenbart. Hiedurch gehört das Werk nicht minder der Philosophie, wie der Poesie an, und ist ächtes Lehrgedicht. Ueber den gegenseitigen Dienst, der Philosophie und Poesie verschwistert, sagt ein kalter aber feiner Denker jetzt vergessenen Andenkens:

„daß der Fortgang der Vernunft sehr von der Vollkommenheit des metaphorischen Theils der Sprachen abhängt. Der Philosoph vermehrt den Vorrath unserer Kenntnisse durch erweisliche Vernunftschlüsse, und der schöne Geist setzt die Schranken derselben durch Erfindung glücklicher Metaphern weiter hinaus. Die Einbildungskraft ist zuweilen eben so tief denkend, als der scharfsinnigste Verstand. Ihr hat man jene glücklichen Ausdrücke zu danken, welche selbst aus der Finsterniß glänzende Lichtstrahlen hervorbrechen lassen. Der witzige Kopf sieht die feinsten und verborgensten Aehnlichkeiten, und sein glückliches Genie findet Mittel, sie auszudrücken. Die Schriften der besten älteren und neueren Dichter und der philosophischen schönen Geister enthalten Schätze dieser Art. Wer sich die Mühe geben und sie aus denselben hervorziehen wollte, würde der Philosophie einen sehr großen Dienst leisten. Ein solches Werk würde die nützlichsten Wahrheiten unter der einnehmendsten Gestalt in sich schließen. Die Erfindung eines Ausdruckes oder eines Bildes kann also oft eben so viel werth seyn als eine Entdeckung. Ein neuer Grund, die schönen Geister zu ermuntern! Der Philosoph sucht stets die Wahrheit, und verfehlt sie oft; der schöne Geist findet sie oft ohne sie zu suchen."

(Schluß folgt.)

Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Fortsetzung).

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

3. Zur pathalogischen Anatomie von Dr. P. Phöbus. Mit 3 Steintafeln. (S. 659 — 674).

Zwey Abhandlungen. Die erstere, größere handelt von der ursprünglicher Knochenverschmelzung. Zuerst spricht der Verf. von der nothwendigen Trennung zwischen ursprünglicher Knochenverschmelzung und zwischen Ankylose. Die ursprüngliche Knochenverschmelzung findet sich am häufigsten in Gesellschaft anderer, größerer Mißbildungen, zumal Hemmungsbildungen. Es wird nun ein interessanter Fall von Verschmelzung zweyer Handwurzelknochen an beyden Händen eines männlichen Skelets ausführlicher beschrieben, diese seltene Abweichung stellt der Verf. mit dem ähnlichen von Rud. Wagner beschriebenen Fall zusammen. Mondförmiges und dreyeckiges Bein sind verschmolzen, ohne daß eine Spur von Naht vorhanden ist. An demselben Skelet sind gleichzeitig der zweyte und dritte Halswirbel, beyde im Ganzen wohlgebildet, durch die ganze Ausdehnung ihrer Bogen verschmolzen, so daß nur an der rechten Seite, unweit des Dornfortsatzes, sich eine kleine durchgehende Spalte zwischen den Bogen zeigt.

Die zweyte kleinere, ebenfalls von einer Abbildung begleitete Abhandlung, betrifft ein sehr interessantes Dorndivertikel, das sich durchaus als ein ächtes charakterisirt, aber nach dem Verf. nicht als Rest des Nabelblasen-

gangs aus der Entwickelungs-Geschichte erklärt werden kann; es befindet sich 3 Fuß 4 Zoll von der Grimmdarmsklappe und mündet mit einer doppelten Mündung in den Darm; zwischen beyden Mündungen ist eine Art Brücke. Das Divertikel zeigt Drüsen und Zotten und eine Klappe. Ref. sieht nicht ein, warum dieses Divertikel nicht doch als Bildungshemmung zu betrachten und aus der Entwicklungs-Geschichte zu erklären sey? Die Stelle im Darm spricht dafür, wechselt übrigens etwas bey allen Divertikeln. Reine Bildungshemmungen giebt es überhaupt nicht; Hasenscharte, spina bifida, Divertikel u. s. w. sind alles fortgeschrittene Bildungen, nur ursprünglich ausgehend von einer Bildungshemmung.

4. De motu vibratorio animalium vertebratorum, observationes recentissimas explicant Joh. Ev. Purkinje et G. Valentin. Cum tabulis duabus (843 — 854).

Die in der Geschichte der Physiologie Epoche machende Entdeckung der Flimmerbewegung haben wir ihrem Werthe gemäß in einer besonderen Anzeige des größeren Werks der genannten Verfasser ausführlicher besprochen. Vgl. Gelehrte Anzeigen Bd. I. S. 202. Die neuen Beyträge bringen wieder reichhaltige Beobachtungen. Die Flimmerbewegung wurde nun auch bey Fischen aufgefunden. Die Schleimhaut der Nasenhöhle flimmert in ihrer ganzen Ausdehnung; die Wimpern sind aber sehr klein und schwach und die Bewegung hört bald auf, wenn der Fisch aus dem Wasser genommen ist. Deutlich flimmert auch die ganze innere Haut der Eyerstöcke, besonders im Ausführungsgange ist die Bewegung sehr lebhaft, am stärksten ist das Flimmern am Rande, der die Mündung umgiebt; die Richtung ist hier, wie im Ovidukt der Vögel von innen nach außen und das Phänomen erhält sich noch 16 bis 20 Stunden nach dem Tod.

Genauer werden die anatomischen Elemente der Flimmermembranen untersucht. Die Schleimhäute zeigen histologische Verschiedenheiten. Ueber der gewöhnlichen Faserschicht liegt eine andere, deren Fasern senkrecht auf der ersteren stehen und auf dieser ein zartes durchsichtiges Epithelium, das die Wimpern trägt. Höchst merkwürdig ist — wenn es sich allgemein bestätigt — das Gesetz, daß die Wimpern in den einzelnen Thierklassen eine bestimmte Conformation zeigen. In allen Wirbelthieren finden sich nicht eigentlich drehrunde, haarähnliche Wimpern, sondern Blättchen, breite, zusammengedrückte Fortsätze Im Menschen und bey Säugethieren (Ochs, Schaf, Kaninchen) fanden die Verff. die Spitze der Blättchen immer wie abgeschnitten. In den Vögeln ist das Ende bald zugespitzt, bald abgerundet. Bey den Amphibien laufen sie spitz zu und ähneln in dieser Hinsicht mehr den Cilien der Mollusken und Polypen; sehr spitz sind sie auch bey Fischen.

Noch theilen die Verff. manche schätzbare Bemerkungen mit, über die wir aber auf die Abhandlung selbst verweisen müßen. Manches ist uns hier, wie in der früheren Schrift nicht recht klar geworden, was in der schwierigen lateinischen Ausdrucksweise liegen mag. Recht interessant sind die beygegebenen Abbildungen, zum Theil mehr schematisch.

Ref. bemerkt hier, daß er sehr viele Beobachtungen der Verff. nachuntersucht und ganz übereinstimmend gefunden hat. Nur in Bezug auf Infusorien muß er wiederholt erklären (was namentlich von den Räderthieren gilt), daß hier viele Wimpern als willkührliche Bewegungswerkzeuge fungiren und nicht zu den Flimmer-Organen gezählt werden können; dieß ist der Fall z. B. bey den Wimperkränzen der Vorticellen, in anderen Fällen z. B. bey den Paramäcien scheint der Wimperüberzug der äußeren Haut allerdings, ähnlich wie bey den Planarien, in die Kategorie der Flimmerorgane zu gehören. — Ref. hat auch kürzlich die Flimmerbewegung auf das Schönste beym Menschen gesehen; so aus der Nasenschleimhaut, die in der Folge einer Operation entblößt war, ferner an einem bereits vor einer Stunde exstirpirten, selbst nicht sorgfältig bewahrten Nasenpolypen. — Beym Menschen findet sich unter dem Flimmer-Epithelium dieselbe perpendikuläre Faserschicht, auf welche erst wieder die Querfasern der Schleimhaut folgen. — Eine besondere Beachtung verdienen gewiß jene, von den Verff. berührten, aber keineswegs noch hinlänglich genau verfolgten runden Bläschen oder Körperchen, welche nach dem Absterben der Flimmerbewegung, wie Perlen-Reihen auf dem Epithelium hervortreten. — Da die Flimmerbewegungen nun auch im Gehirn, am Bauchfell mancher Amphibien, wenn Ref. nicht irrt, von ihm auch in den vasis deferentibus der Wassersalamander gesehen worden sind, so dürfte doch wohl die teleologische Beziehung zur Schleimbeförderung in den Lungen, zur Beförderung des Sperma's bis zu den Eyerstöcken in den weiblichen Genitalien u. s. w., die man anfänglich festhielt, nicht mehr so gerechtfertigt erscheinen, als dieß der Fall war, so lange man das Phänomen auf Athemwerkzeuge und weibliche Genitalien beschränkt glaubte. Daß aber überall, wo das Flimmerphänomen auftritt, dasselbe durch vibrirende Wimpern bedingt ist, erleidet wohl keinen Zweifel, und die von Mayer in Bonn aufgestellten Annahmen einer Flimmersubstanz, eigenthümlicher Biosphären u. dgl. werden von Niemanden getheilt werden, der die Sache nur mit einiger Aufmerksamkeit selbst untersucht.

R. W.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1) Die Weisheit der Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig 1836. 256 S.

2) Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. Von Fr. Rückert. Berlin 1837. 12. 160. S.

(Schluß).

Wem die Wahrheit dieser Bemerkungen des alten Sulzer einleuchtet, der findet hier einen schönen Geist, an dem der vorgeschlagene Versuch sich reichlich belohnt, bey dem nebenbey auch gegen die Hohlheit und Widrigkeit der wüsten Geister, die hie und da in unserer Litteratur umgehen, das beste und kräftigste Gegengift bereitet ist und die besten und kräftigsten Heilmittel für die meisten Schäden, die eben jetzt Köpfe und Herzen quälen, sich finden. Gerade in dem Hinblick auf unsere Zeit und den trüben wirren Geist, der in ihr spuckt, möchte die Weisheit des Brahmanen, die sogleich allgemeine Anerkennung gefunden hat, ganz insbesondere werth- und bedeutungsvoll sich zeigen, wie kein anderes weder poetisches noch prosaisches Product. Sie hält durchweg ein, in einem lebendigen Charakter veranschaulichet, den Rath, der S. 98 Nr. 11. steht:

„Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberflirren!
Ergötzen kann er dich, er kann dich nicht verwirren.“

„Doch wenn dem Schwindel trotzt dein Geist mit fester Stirne;
Bedenke daß es gibt auch schwächere Gehirne.“

„Den Wirbel mehre nicht, worin sie trunken drehn;
Zeig ihnen eh'r den Punct, worauf man fest kann stehn.“

Diesen Punct nun spürt der aufmerksame sinnige Brahmane überall scharfsichtig auf, und stellt ihn klar, eindringlich und beseelend dar; eindringlich und belebend darum, weil sein Busen ruhig, sein Auge hell ist, und durchhin Muth mit Anmuth im Bunde entgegen leuchtet; weil sein Charakter durch Wahrhaftigkeit, Besonnenheit, Herzlichkeit, Festigkeit und Würde anmuthet und einnimmt und so zart als fest stimmt. Es erhellt auf jedem Blatte vom Anfang bis zum Ende, daß der Werth des Lebens, sein Gewinn und seine Schönheit auf äußeren Bedingungen nicht beruhe, daß es sich von innen heraus frey aus sich entfalten, zur Wohlgestalt erheben und in Schönheit, Wahrheit und Heiligkeit verklären soll; daß es seine Vollendung, Verklärung und Heiligung erziele nur durch Heilung der angebornen Gebrechen und der angearteten Verkehrtheiten, durch Erhebung über die Welt und die Natur, ohne jedoch die unbedingten Schranken, die sie uns setzet, zu verkennen oder gegen sie anzustürmen; vielmehr sie ehrend und sich gefallen lassend, mag der Mensch im Bereich auch des irdischen Lebens schon als ein Bürger des besseren Geisterreiches durchhin wandeln, und Ewigkeit und Seligkeit genießen. Hiezu aber wird erfordert eine reine Seelenstimmung und Erhebung des Gemüthes durch Erkenntniß, Kunst und andere Stufen hinauf bis zur Andacht. Sie ist der lebendige Punct, von dem alle Schnell-

kraft des Geiſtes und des Lebens ausgeht, ſie zugleich auch das Ziel, wohin alle Tendenzen desſelben ſich richten. Es gibt aber keine reine religiöſe Stimmung, ohne daß ſie von Achtung der Menſchheit im Ganzen wie in jedem Einzelnen begleitet iſt; ohne daß ſie das Kennzeichen der Menſchheit, die Vernunft, ehrt, und die Rechte und Beſtrebungen derſelben anerkennt, die alle, wenn ſchon nach der verſchiedenen Eigenthümlichkeit der individuellen Charactere ſcheinbar auseinander oder gar zuwider laufend, doch das gleiche und eine Ziel haben, die edlere Menſchheit hervorzurufen, zu befeſtigen und zu verbreiten. Keine Religion demnach ohne Gewiſſenhaftigkeit und keine Gewiſſenhaftigkeit ohne ſittliches Handeln; — eben wie auch Erkenntniß und Wiſſenſchaft kein untrüglicheres Merkmal bey ſich führen, als die Kunſt, das Vollbringen, z. B. die Medicin, Aſtronomie und überhaupt die angewandte Mathematik. Alle Richtungen und Triebfedern des Inneren veröffentlichen ſich in der Art und Weiſe, wie jeder handelt; und die ſittliche Handlungsweiſe bietet den einzigen ſichern Maaßſtab für Religioſität und Gewiſſenhaftigkeit, überhaupt für den Charakter. Könnte hier irgendwo herbe Strenge vorwalten, ſo wird ſie ſich unſcheinbar machen und mäßigen durch den angeborenen Grundtrieb der Sympathie und des Wohlwoliens gegen ſeines gleichen, auch da wo nicht volle Achtung gezollt werden kann; ſie wirken nicht allein im ſittlichen, ſondern ſelbſt im rechtlichen Verkehr und ſtimmen zu Billigkeit, Nachſicht, Milde und Gnade. In dieſem Sinn und Geiſt ſpricht der Brahman ſo herzbewältigend als geiſterhellend; und unter ſeinen Sprüchen ſind nur wenige nachzuweiſen, welche nicht von unmittelbarer Erhebung und Andacht eingegeben und durchglüht ſind; denn es gilt von ihm, was er Seite 45 ſagt:

„Denn Alles wird dem Geiſt ein würd'ges Element,
Was ſchürt die Andachtsglut, in der die Schöpfung brennt.“

Aber auch die anderen Maximen, Reflexionen, Lebens- und Klugheitsregeln haben wenigſtens dieſe andächtige Gewiſſenhaftigkeit zu ihrem durchſcheinenden Grund; und dieſe iſt deſto mehr von Liebe und Milde begleitet, je wahrhaftiger und erhabener ſie iſt, wie die Geſchichte im Leben der Völker und der einzelnen Menſchen bezeugt. Denn überall findet dieſe Seelenſtimmung die Anlage wenigſtens und Möglichkeit zum endlichen Sieg, wie es Seite 12 heißt:

„Aus Finſterniß zum Licht ſteigt eine Stufenleiter,
Die dunkel iſt am Fuß und an der Spitze heiter.“

„Im Schatten ſiehſt du nicht, wie hoch die Leiter du
Aufklommeſt, doch du klimmſt zum Licht auf, klimm nur zu!“

„Wenn du im Licht erkennſt, wie aus dem Licht erſtanden
Nothwend'ge Finſterniß, dann iſt die Welt verſtanden.“

„War Finſterniß einſt Licht, ſo wird ſie Licht einſt ſeyn,
Wann das Entſprungne geht in ſeinen Urſprung ein.“

„Jedweder Sieg des Lichts im ſchwachen Geiſt vollbracht,
Weiſſagt den ew'gen Sieg der lichten Geiſtermacht.“

„Ihn prophezeit die Sonn' an jedem Tage tagend,
Mit einem Strahl von Licht ein Heer von Schatten ſchlagend.“

„Am Abend wird ſie roth vor Scham, daß ſie erlag,
Und träumt die Nacht hindurch vom großen ew'gen Tag.“

Der endliche Sieg des Guten und des Lichtes iſt aber eben nur das Werk Gottes und der Andacht ſelber, wie S. 42 ſagt:

„Wer den kennt, der allein gewirkt hat und gedacht,
Wird ſich nicht rühmen, daß er ſelbſt ein Werk vollbracht.“

„Das Gute, das du thuſt, das thut in Dir der Gute,
Und nur das Böſe kannſt du thun aus eignem Muthe.“

„Das Böſ' iſt, daß du nicht gedenk des Guten biſt;
Was ſein gedenk du thuſt, muß gut ſeyn wie Er iſt.“

Wer mit dieſen und ähnlichen Herzens-Ergießungen und Sprüchen die Lehren S. 56 — 58 und S. 216 flg. verbindet, der wird darin die Löſung vieler Streitigkeiten finden, die eben jetzt unter uns die Gemüther entzweyen. Je größer der Zwieſpalt des Denkens und Handelns, der Widerſtreit der Meynungen und Strebungen, die Zerriſſenheit des Gemüthes in unſerer Zeit wie auf dem philoſophiſchen und religiöſen, ſo auf den politiſchen und äſthetiſchen und anderen Gebieten iſt, deſto zeitgemäßer erſcheint dieſes Lehrgedicht, das man auch einen Verſuch nennen kann, die Extreme zu vermitteln, die Zerwürfniſſe jeder Art auszugleichen und zu verſöhnen, durch eben ſo viel Kraft als Milde. Mag immerhin der Ungeſtüm aufgeregter Leidenſchaften und die Siegesbegier zum Anfang ſolche Verſuche zurückſtoßen; da glücklicherweiſe in der Regel keine der entgegengeſetzten Partheyen einen unbeſtrittenen vollſtändigen Sieg davon trägt, ſo müſſen ſie zuletzt doch immer lernen, ſich zu vertragen und zum mindeſten in äußerer Eintracht und Schonung neben einander zu beſtehen; bis ſie durch die Zeit zu gegenſeitiger Anerkennung und Selbſterkenntniß gebracht worden, und überall einen gebrochenen und getrübten Wahrheitsſtrahl auffinden. Das Beſte iſt, wenn dieſe Verträglichkeit und Anerkennung von innen heraus kommt, wenn ſie nicht das Werk der Noth, ſondern klarer Erkenntniß iſt. Darum wird dieſe im Lehrgedicht billig überall geprieſen und angeregt, überall zum Denken und Forſchen eingeladen und fortgezogen; S. 10:

„Der Niedrigſte wird auch nach etwas Höchſtem geizen,
Das höchſte Höchſte kann den höchſten Sinn nur reizen.“

„Ein Höchſtes iſt Genuß, ein Höh'res ſel'ge Ruh;
Was dir das Höchſte gilt, Erkenntniß ſuche du.“

„In der Erkenntniß iſt Genuß das Suchen ſchon,
Und einſt wird ſel'ge Ruh ſeyn der geſundne Lohn;“

„Wenn alles du als gut im höchſten Gut erkennſt,
Und einen böſen Schein allein das Böſe nennſt.“

„Inzwiſchen mußt du Gut und Böſes unterſcheiden,
Und für das Gute ſelbſt den Schein des Böſen meiden.“

„Erkenntniß, Ruh, Genuß iſt nie bey böſem Muth;
Nur auf des Guten Pfad kommſt du zum höchſten Gut.“

Wie ſehr aber auch empfohlen wird, bedächtig zu forſchen, wie ſehr geſchätzt wird die eindringende Erkenntniß, jenem Triebe wie der Gültigkeit von dieſer wird ihre Gränze gezogen; die Ueberſchreitungen werden bald milde gerügt, bald zürnend, ſtrenge und beiſſend geſtraft; es wird vor ihnen gewarnt, und auf ein Höheres und Höchſtes immer hingewieſen: vollkommen zu ſeyn, nach Vollkommenheit des Seyns in Geſinnung und Charakter wenigſtens immer zu ſtreben. Z. B. S. 172 flg.

„Wo jeder mißverſteht den andern unwillkührlich,
Und mißverſtanden ſelbſt zu ſeyn klagt ungebührlich;
Was bleibt da Lernenden zu lernen? Mißverſtand;
Da lerne lieber nichts! Das iſt gewiß Verſtand!“

„Viel beſſer, daß ein Volk nur einen Irrthum habe,
Als eine Wahrheit für ſich ſelber jeder Knabe.
Viel beſſer, daß den Dienſt ein großer Götz beſitze,
Als jeder für ſein Haus ſich einen kleinen ſchnitze.
Der Unſinn machte mir nicht die Erbitterung,
Als der Geſinnungszwiſt, die Sinnzerſplitterung.“

Dieſe letzteren Uebel, in Indien nicht minder als bey uns und andern Orten daheim, werden bald linder, bald ſchärfer behandelt, und weil ſie das meiſte Unheil ſtiften, nach allen Seiten hin verfolgt, bald bitter und herb, bald ſtrafend und ſchneidend, bald ernſt und mild, immer aber für das

Höchste und Beste begeistert, zurechtgewiesen. Auch hiefür seyen nur wenige Zeilen als Belege gegeben. Seite 51:

„Vergeistigen die Welt ist geistiges Ergetzen,
Doch ein Entsetzliches, sie nur durch Geist zersetzen.
Schad' um die schöne Welt, wenn sie hinweg nur thau't
Der Geist, und nicht daraus mir eine schön're baut;
Wie Wintersonnenstrahl Frostblumen nur zerthauen,
Doch Frühlingsblumen nicht kann wecken auf den Auen."

Und Seite 122:

„Das Raupenvolk der Zeit ist zur Verwandlung reif,
Es trägt sein Todtenkreuz im falben Rückenstreif.
Sie freut der Blätterfraß nicht mehr, des sie sich freuten,
Es treibt sie innre Qual noch einmal sich zu häuten.
Sie wechseln eine Haut, und bleiben Raupen noch,
Und wechselten sie zehn, sie blieben Raupen doch.
Von giftgen Wespen sind die meisten angestochen,
Lebendig innen aufgezehrt an Mark und Knochen.
Und wann an ihnen schon frey werden soll der Sohn
Des Himmels, fliegt mit Hohn ein Schwarm Geschmeiß davon."

In ähnlichem Sinne heißt es S. 120:

„Ein unzufriedenes Geschlecht mit Zorngebärden
Will ändern seine Welt, und selbst nicht anders werden.
Wo, nicht ein äußrer, tobt ein innerlicher Kampf,
Wird selbst des Lebens Lustgebäud' ein Todeskampf.
Den Wehen des Geschicks ist Fehlgeburt entrungen,
Vom Drang des Augenblicks Ruh und Genuß verschlungen.
Ich weiß nicht wo sich wird die Wissenschaft verkriechen,
Die Poesie doch wird unzweifelhaft versiechen.
Wo sich genüberstehn: Unglaub' und Ueberglauben,
Will dir die Seele der, und der die Sinne rauben.
Die Sinne raubt er nicht, doch hat er sie verdumpft;

Die Seele raubt er nicht, doch hat er sie verstumpft.
In diesem Sündenpfuhl, in diesen Jammerfrösten
Kann für die Welt auch nur ein neuer Glaube trösten."

Mehr ins Einzelne einzugehen, würde zu viel Raum einnehmen; die wenigen Proben werden genügen, sinnige Leser auf den reichen Gehalt jeder Art aufmerksam und begierig zu machen. Je gesammelter, bedächtiger und stiller Jemand das Büchlein liest, desto mehr Erhellung, Beruhigung und Erbauung wird er daraus in sich überleiten, und dadurch reingestimmt, so ernst als mild Zeit und Welt betrachten, und das bessere verborgene Leben in sich und in der Ideenwelt leben.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland hat einen ähnlichen Inhalt, wie das Vorige; es enthält kleine bedeutsame Erzählungen, Geschichtchen und Mährchen untermischt mit Sinnsprüchen, Reflexionen und Lehren, z. B. S. 75:

„Wer ist der wahre König? Gott allein.
Wo Könige ein Land einnahmen,
Verwüsten sie's, so weit sie kamen;
Gott heilt ein Herz, so weit er es nimmt ein.

Die Form, wie man sieht, ist hier eine andere und mannichfaltige nach Maßgabe der Originale, denen sie nachgebildet sind. Die Originale sind aber hier arabische und persische Werke, aus denen diese Goldkörner ausgelesen und in poetische Form gefaßt sind. Sie können auch dazu dienen, den Unterschied zwischen dem mohammedanischen und brahmanischen Geist zu zeigen.

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, supparisque ad minimum exarato anno MLVII. Cyrilliano Ostromiri Novogradensis, *Λείψανον* foliorum XII. membraneorum servatum in bibliotheca illmi Comitis Paridis Cloz Tridentini.

Litteris totidem Cyrillicis transscriptum, amplissimis de alphabeti glagolitici remotiori antiquitate et liturgia slavica a. D. DCCCLXX primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis item tribus dialecti Carantanicae seculi X. Monachii repertis itemque speciminibus slavicarum cis Danubium dialectorum ab anno MLVII ad MDCCCXXXV, Calendario slavico a. MLVII aliisque ineditis; addito graeco glagolitae interpretis *πρoκειμένῳ*, latinaque slavicorum omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit et qualemcumque hanc editionem suo studio et peculio procuratam honoris et grati animi causa, quod in quinquennium tractandum edendumque sibi codicem concredidit

Illmo Comiti Paridi Cloz Tridentino
felici Codicis domino
dedicavit Bartholomaeus Kopitar
Augustissimo Austriae Imperatori a Bibliothecae Palatinae Custodia. Cum tabulis aeneis duabus. Vindobonae, prostat apud Carolum Gerold bibliopolam MDCCCXXXVI. LXXX und 86 S. in folio.

Die griechische Sprache, obschon erste und nächste Pflegerin und Verbreiterin des Christenthums, ist, vielleicht, in so ferne sie mehr selbstständigen und ausgebildeten Zungen, namentlich der lateinischen, gegenüber stand, von jeher minder ausschließlich aufgetreten, als diese ihre, besonders auch in Bezug auf das Christenthum, jüngere Schwester. Jene ließ auch ein syrisch-, armenisch-, koptisch- und wahrscheinlich auch ein gothisch-, wie später ein slavisch-liturgierendes Christenthum aufkommen. Rom hingegen, im neuen Glauben seine altgewohnte Herrschaft fortführend, hielt bey allen weitern Eroberungen, die es für diesen Glauben machte, auf dem Grundsatze fest, daß, was Liturgie betrifft, überall keine andere als seine eigene Sprache gestattet werden dürfe. Wie aber keine ob auch noch so streng und sicher durchgeführte Regel ganz ohne Ausnahme bleibt, so ist dieß auch hierin der Fall geworden.

Die Bekehrung der slavischen Nachbarn im Norden und Osten hatten sich wahrscheinlich gleichfrühe sowohl Griechisch- als Lateinisch-liturgierende angelegen seyn lassen. In den Slavenländern an Elbe und Weichsel drang der lateinische Ritus durch. Dasselbe hatte wahrscheinlich auch bey den Slaven im Süden der Donau, wenigstens bey den anstoßenden Carantanen der Eifer des bischöflichen Stuhles zu Salzburg bereits längst erreicht, als ge-

gen Ende des IX. Jahrhunderts von Osten her eine Gegenwirkung eintrat.

Der Grieche Methodius aus Thessalonica, ein Bruder Cyrills des Mähren-Apostels, obschon vom Pabste selbst zum Oberhirten dieser Diöcese aufgestellt, gab zu großem Aergerniß der salzburgischen Priester, aber zu großer Freude der Bevölkerung, Erlaubniß, die Messe in slavischer Sprache zu singen und den Gottesdienst überhaupt in diesem Idiom zu halten.

That er's aus freyer Wahl, da er doch wußte, wie sehr er dadurch gegen die Vorschriften Roms anstieß? Kaum. Wahrscheinlich war schon vorher bey den benachbarten östlichern Slaven diese Art des Gottesdienstes durch die Griechen in Uebung gekommen. Das Beyspiel zog; und Methodius brachte nur um ein Mehreres zu retten ein Opfer, von dessen Unumgänglichkeit er den Pabst Johann VIII. selbst, der ihn darüber nach Rom gerufen, so genügend zu überzeugen vermochte, daß dieser im J. 880 auch seinerseits diese Anomalie einer nicht lateinischen römischen Liturgie genehmigte, wie sie denn auch noch im Jahre 1248 vom Pabste Innocentius IV. bestätigt wurde und in vielen Kirchen, besonders Istriens und Dalmatiens, bis heute fortbesteht.

Ohne Anfechtung mag sie jedoch zu keiner Zeit geblieben seyn. Der römischen Kirche war durch die fremde Zunge jedenfalls die Oberaufsicht erschwert, wenn sie sich dabey auch nicht in der ihr wesentlichen Einheit gefährdet glauben mochte. Darum mußte wohl jedes auch geringfügigere Merkmal, das da dienen konnte, diese kleinere Zahl römisch-slavischer Schäflein von den allmählig auf vierzig Millionen angewachsenen, dem griechischen Ritus zugethanen Slaven in ihrem Kirchenthum äußerlich leichter zu unterscheiden, eine gewisse Wichtigkeit erlangen.

Und so findet sich denn, wie immer es auch gekommen seyn mag, seit undenklichen Zeiten für

die Kirchenbücher der Slaven des lateinischen Ritus eine ganz andere Schrift, ein ganz anderes Alphabet angewendet, als für die der Slaven des griechischen.

Während nemlich die lateinisch-bekehrten und liturgierenden Slaven (Wenden, Böhmen, Polen) die lateinische Schrift sogar für ihre Sprache überhaupt angenommen, überkamen die auf grechische Weise liturgierenden von ihrern Lehrern die griechische; denn nichts anders ist die, sey es mit Recht oder Unrecht nach Cyrillus sogenannte cyrillische, aus welcher unter Peter dem Großen sich auch die gemein-russische gestaltet hat. Die slavisch-liturgierenden römischen Katholiken aber bedienen sich, wie gesagt, seit Jahrhunderten einer Schrift, die eben so sehr von dieser cyrillischen, als von der lateinischen verschieden ist.

Man nennt sie die glagolitische, oder die Glagolitza. *)

Das Vorkommen zweyer so verschiedenen Schriftarten für eine Sprache war allerdings ein Punkt, auf welchen die Forscher im Fache slavischer Alterthümer, neuerlich ohnehin ein wenig in ABC-Kriege verwickelt, ihre Untersuchungen lenken durften.

Die herkömmliche Ansicht, daß sich die Glagolitza erst nach der Hand aus der Cyrillitza gebildet habe, wurde durch den nun seligen Dobrowsky, dessen Wort sich durch alle slawischen und deutschen Gaue eines verdienten Ansehens erfreute, dadurch auf die Spitze getrieben, daß er behauptete, die Glagolitza sey, um zur Beruhigung der Aengstlichen die Verschiedenheit des römischen Ritus vom

*) Einer achtbaren Autorität zufolge ist diese Benennung erst in jüngerer Zeit und zwar zunächst unter lateinisch Liturgierenden als eine Art Sobriquet für ihre slavisch liturgierenden Brüder entstanden, bey deren gottesdienstlichen Evangelien das so oft wiederkehrende glagola (dixit d. h. in illo tempore dixit J.) auffallen mochte. Glagol (verbum, sermo) ist sonst auch der Name des vierten Buchstaben des slavischen Alphabets.

griechischen recht evident zu halten, zwischen den Jahren 1060 und 1222 mit ihren, in nichts an griechische erinnernden Formen absichtlich erst ersonnen, dabey aber als schon vom Kirchenvater St. Hieronymus, bekanntlich einem Dalmaten, selbst herrührend ausgegeben worden.

Gegen diese Ansicht zuvörderst, wobey es sich in Wahrheit um mehr als blos die Buchstaben handelt, tritt nun als eine durch sich selbst siegreiche Thatsache gegenwärtiger Glagolita Clozianus und mit nicht minder guten sonstigen Gründen in den Prolegomenen der Herausgeber auf.

Da man dem Leser dieser Blätter nicht zugleich auch die beyden Kupfertafeln beyfügen kann, die, dem Werke Kopitar's angehängt, das Verhältniß der beyden Alphabete zu einander klar vor Augen stellen, so kann von einer nutzlosen Beschreibung derselben durch Worte, billig Umgang genommen werden. Kurz der Unterschied ist so bedeutend, daß wer die Buchstaben des currenten cyrillischen kennt, sich in den seltsamen krausen Gestalten der Glagolitza durchaus nicht zurechte findet.

Das cyrillische Alphabet macht gleich beym ersten Anblick den Eindruck eines bekannten, denn es ist kein anderes als das griechische, nur mit einigen neuen Zeichen vermehrt. Wogegen das glagolitische unwillkürlich an die alte Runenschrift der germanischen Völker erinnert, nur daß die germanischen Runen mehr wie dürre Stengel, jene slavischen mehr wie strotzende Blumen aussehen, jene mehr unter der Hand des Steinhauers oder Holzschneiders, diese unter der des Malers entstanden scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Fortsetzung).

II. Zoologische Abhandlungen.

1. De Pecorum et Pachydermorum reliquiis fossilibus, in Lithuania, Volhynia et Podolia repertis, commentatio. Scripsit Ed. Eichwald (S. 675 — 760, mit 14 Steintafeln).

Es werden in dieser Abhandlung alle fossilen Säugethierüberreste, zumal die von den Wiederkauern und Dickhäutern, welche in Lithauen, Volhynien und Podolien gefunden wurden und die zum größten Theile in der Sammlung zu Wilna aufbewahrt sind, mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Da die meisten der hier beschriebenen Fragmente bekannten Arten angehören, so wäre es für den mit dem Gegenstande vertrauten Leser bequemer und zeitsparender gewesen, wenn nur die für neu oder zweifelhaft angesehenen Stücke in einer weitläufigeren Schilderung vorgelegt, die andern sicher gekannten aber blos der systematischen Reihe nach aufgezählt worden wären.

Gefunden wurden die fossilen Uebereste vom Pferde, Edelhirsch, Rennthier, Bos primigenius, von Bos priscus wird nur im Nachtrage ein Fragment erwähnt, ferner von Elephanten, unter welchen der Verf. außer Elephas mammonteus die Arten Fischer's, E. proboletes und pygmaeus aufführt, und ihnen eine neue, nach einem obern Backenzahn errichtete Spezies, E. odontotyrannus, beyfügt, welche zur Zeit noch sehr problematisch erscheint. Die übrigen Ueberreste gehören zu Mastodon, Dinotherium und Rhinoceros. In einem kurzen Anhange werden noch Fragmente von Felis Catus, Nagern, Gehörknöchelchen von Fischen und Haifischzähne erwähnt.

Die beygegebenen 14, auf Stein gezeichneten Tafeln gehören zu den schönsten Arbeiten dieser Art, die wir jemals gesehen haben, und es ist nur zu bedauern, daß nicht alle der abgebildeten Gegenstände neu sind.

2. Ueber die Viverra hermaphrodita Pall., oder die Platyschista Pallasii mihi, von Dr. A. W. Otto (S. 1088 — 1102 mit 2 Steintafeln).

Der Verf. erhielt aus der Aken'schen Menagerie, ein Thier, welches er für identisch mit Viverra hermaphro-

dita Pall. ansieht; einer Art, die seit Pallas nicht weiter beschrieben worden ist. Wir glauben, daß der Verf. in dieser Zusammenstellung nicht geirrt hat, können jedoch die Aufstellung derselben als einer besondern Gattung (Platyschista) nicht billigen, da das Thier seinen Merkmalen nach zu Paradoxurus gehört, wohin es auch Gray (Proceedings of the zoolog. soc. of London. II. p. 67) bereits früher gestellt hat. Beygegeben ist eine kolorirte Abbildung des ganzen Thieres, so wie eine besondere Darstellung der Unterbauchgegend.

III. Botanische Abhandlungen.

1. Eine von Dr. Gußone auf europäischem Boden entdeckte Stapelia, als neue Gattung aufgestellt und beschrieben von Dr. Joh. Ch. Mikan. Mit einer Kupfertafel. S. 569 — 598.

Bekanntlich wurde die einzige bisher in Europa entdeckte Stapelia von Gußone auf der Insel Lampedusa gefunden. Herr Mikan erhielt dieselbe auf seiner Reise in Italien im Jahre 1829 lebend von Gasparini in Palermo und brachte sie nach Wien, wo sie seitdem häufig geblüht hat. Er beschreibt die Pflanze nun in der vorliegenden Abhandlung als eigene Gattung, Apteranthes (weil die sogenannte alae an der corona gynostegii fehlen) und gibt zugleich eine Zusammenstellung der bisher über Blüthenbau und Befruchtung der Asclepiadeen bekannten Beobachtungen.

2. Beyträge zur Lehre von der Befruchtung der Pflanzen von A. J. C. Corda. Mit 3 lith. Tafeln. S. 599 — 614.

Ueber diese Arbeit hat bereits Hr. v. Martius in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften am 19. Dec. 1835 (Vergl. Gel. Anzeigen Intelligenzblatt vom 27. Febr. 1836) Bericht erstattet. Der Herr Verfasser zieht aus seinen durch Abbildungen erläuterten Beobachtungen das Resultat, daß wenigstens bey den Nadelhölzern die Befruchtungsschläuche der Pollenkörner durch alle Enhäute bis zur Nucula, und durch das Embryostom selbst in deren Hölung fortsetzen, hier die Pollenfeuchtigkeit ausleeren und durch dieselbe den ersten Keim zur Bildung des Embryo geben. Er spricht zwar nicht entschieden aus, daß demnach der Embryo im strengsten Sinne aus der gerinnenden Fovilla gebildet werde, indessen scheint der Zusatz, daß mit der Bildung und Entwicklung des Embryo's der Inhalt der Parenchymzellen der Nucula sich verändere, flüssig werde und Bildungs- (oder vielmehr Ernährungs-) Stoffe für den Embryo abgebe, auf diese Ansicht hinzuweisen. Sorgfältige und vielfache Wiederholung der zu Grunde gelegten Beobachtung muß entscheiden, ob in der Auffassung und Deutung der Thatsachen keine Täuschung mit untergelaufen sey, umso mehr, da sich in neuester Zeit gewichtige Stimmen gegen die Genauigkeit von H. Corda's Arbeiten (vrgl. u. a. Bischff in der nachstehenden Abhandlung über Lebermoose) erhoben haben.

3. W. Batka, Lauri Malabathri Lamarckii adumbratio. Cum Tabula lith. Seite 615 — 622.

Ausführliche Beschreibung von cinnamomum iners Reinw. oder Malabathrum, wie der Verfasser den Baum nennt, indem er zugleich die Ansicht geltend zu machen sucht, daß dieselbe der Laurus Malabathrica Lamarck, und die Mutterpflanze der früher officinellen folia Indi sey.

4. Commentarius in Remberti Dodonaei Pemptades auctore Richardo Courtois, M. Dr. Horti Botan. Leodiensis directioni adjuncto etc. S. 761 — 840.

Der Verfasser gibt zuerst einige Details über die näheren Lebens-Verhältnisse des Dodonaeus oder Dodoens, der am 29. Juny des Jahres 1518 zu Mecheln geboren wurde und im Jahre 1585 als Professor zu Leyden starb, zählt dann seine Schriften und die von ihm zuerst beschriebenen Pflanzen (102 an der Zahl) auf und schließt daran seinen Kommentar zu den Pemptaden, welcher die Dodoensschen Pflanzennamen auf Linnéische Species zurückführt. Wenn nun auch Einiges in dieser Konkordanz hie und da etwas gezwungen erscheint, so müssen wir im Ganzen doch dem Verfasser Dank wissen für die Arbeit, vorzüglich in so fern uns dieselbe interessante Aufschlüsse gibt, welche Pflanzen in der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bereits in den niederländischen Gärten gezogen worden sind. In dieser Beziehung ist auch ein zweyter Commentar interessant, welchen Hr. Courtois gleichsam als Fortsetzung der Dodoensschen Pemptaden beyfügt. Er enthält den Katalog eines ungefähr 700 Species starken im Jahre 1633 von Bernhard Wijnhouts in niederländischen Gärten gesammelten Herbariums und liefert nicht unwichtige Beyträge zur Geschichte mancher Pflanzenarten.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, *Λείψανον* etc.

(Fortsetzung.)

Daß es überhaupt nur möglich gewesen seyn sollte, zu einer Zeit, wo die klarere cyrillische Schrift bereits gemeinüblich war, eine so sehr abweichende, jedenfalls unbequemere neu einzuführen, ist ganz unglaublich. Und wenn denn doch, wie es wenigstens theilweise der Fall scheint, die eine aus der andern hervorgegangen wäre, so möchte man die Wahrscheinlichkeit höhern Alterthums auf Seite der glagolitischen zu finden geneigt seyn.

Allein an schriftlichen Denkmälern, die dieses höhere Alter der Glagolitza entscheidend zu beweisen im Stande waren, hatte es bisher freylich theils überhaupt gemangelt, theils waren die vorhandenen zu wenig beachtet worden, und was man als das älteste Monument slavischer Kirchensprache ansehen zu müssen geglaubt, das im Jahre 1056 für Ostromir, den Statthalter zu Nowgorod, geschriebene Evangeliarium zeigt die cyrillische Schrift.

Man kann sich daher denken, welche Freude ein so eifriger Slawist wie der Herausgeber empfinden mußte, da Präsident Di Pauli v. Treuheim zu Insbruck ihm Kunde von einem slawischen Codex des höchsten Alters verschaffte, da durch Vermittlung dieses Förderers aller literarischen Bestrebungen, dessen Güte mit vielen Andern, auch Ref. zu rühmen hat, der Besitzer des Schatzes, Graf Cloz zu Trient, ihm denselben nach Wien sandte, und K. daran einen Glagoliten erkannte, der dem ostromirischen Cyrilliten in Alterthümlichkeit, wenn nicht vor, doch wenigstens gleich zu setzen war.

Dieser vom Herausg. nach seinem dermaligen Besitzer benannte, bis 1432 einem De' Frangipani, Herrn der Insel Veglia an der croatischen Küste, gehörige Glagolite ist leider in seinen 12 Pergament-Blättern nur noch ein kleines Bruchstück, vielleicht nur der 40ste Theil von dem, was er nach einigen Andeutungen weiland, da er noch als eine heilige, v. St. Hieronymus eigner Hand herrührende Reliquie in Gold und Silber gefaßt war, gewesen seyn muß.

Daß er bey solchem Umfange entweder die ganze Bibel oder doch beträchtliche Theile derselben, wie die Evangelien, den Psalter, enthalten haben konnte, ist klar.

Die geretteten Blätter enthalten in slawischer Uebersetzung eine unter den Werken des Athanasius (II. 449) vorkommende Charfreytagsrede vollständig; unvollständig aber die Rede des Chrysostomus auf die Verrätherey des Judas (Ed. Savilii LXXIX), die demselben zugeschriebene Predigt am Palmfeste (Ed. Savilii CXL.) und eine des Epiphanius auf die Grablegung Christi. —

Konnte aus diesen Blättern an Sachgehalt allerdings eine größere Ausbeute gehofft werden, so lohnt doch wohl schon das, was sie für die Kenntniß der alten slawischen Sprache und als Beweis für den frühen Gebrauch der Glagolitza leisten, reich-

lich die Mühe, die der Herausgeber ihnen zugewendet.

Er giebt, da es zu viel gekostet hätte, Matrizen für die alten ächt glagolitischen Buchstaben schneiden zu lassen, die doch später, weil die jetzt gewöhnlichen der Propaganda bedeutend von denselben abweichen, nicht weiter zu gebrauchen gewesen wären, die slawische Uebersetzung in gewöhnlicher, nach der des ostromirischen Codex berichtigten cyrillischen Schrift, je in der einen Spalte mit der Wort-Abtheilung und Interpunction des Originals, in der andern aber verbessert. Sodann fügt er sowohl den griechischen Urtext, als eine lat. Uebertragung der sehr freygehaltenen und mit eigenen Zuthaten unterwobenen Version des Slawen hinzu.

An diesen Text des Clozianischen Glagoliten schließt sich nicht unpassend ein Stück eines mit einigen glagolitischen Initialen cyrillisch geschriebenen in Rußland befindlichen slawischen Psalteriums des XI. Jhrh. nämlich Psalm. CIII. 1 — 11 mit noch ungedruckter, von Einigen dem Athanasius, von andern dem Origines zugeschriebener Exegese. Es ist ein wahres Glück, wenn altslawische Denkmäler, wie sich deren noch mehrere in Rußland, manche in Rom und wohl auch anderwärts gefunden haben und finden, gleich von Hause aus in die Hände von Hanka's, Kopitar's, Köppen's, Wostokow's und ähnlicher Herausgeber fallen.

Merkwürdiger Weise war das im Dom zu Rheims als ehrwürdige Reliquie bewahrte, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Evangelienbuch, auf welches die französischen Könige den Krönungseid abzulegen pflegten, nicht etwa in griechischer, oder lateinischer, sondern in slawischer Sprache und zwar auf zwey Spalten einander gegenüber in beyden slawischen Kirchen-Alphabeten, nämlich sowohl glagolitisch als cyrillisch geschrieben. K. sieht es für den ältesten der bisher bekannt gewordenen slawischen Codices an, indem er wahrscheinlich macht,

daß er von Jaroslaw's Tochter Anna, welche die Gemahlin des Königs von Frankreich Heinrichs I., wie eine ihrer Schwestern die des K. von Ungarn, eine andere die des Königs von Norwegen, wurde, im Jahre 1050 aus Kiew nach Paris mitgebracht worden sey. Es scheint, daß dieses nicht der einzige Schatz der Art gewesen, die der bücherliebende Vater dieser, wie vermuthlich seinen andern Töchtern, zugewendet. Sollte derselben nicht etwa gar auch das schon oben genannte für Ostromir, einen Verwandten Jaroslaw's 1056 — 1057 geschriebene Evangeliarium nach Paris gefolgt seyn, und erst unter dem vandalischen Getümmel v. 1792 glücklich wieder den Rückweg zur Heimath gefunden haben?*)

Den Rheimser Codex beklagt K. (S. X.) als verloren und in jenem Tumulte den Flammen geopfert, aber glücklicher Weise verlautet neuerlichst, daß jener unersetzliche Schatz, nur seines leichter zu ersetzenden kostbaren Einbandes beraubt, noch vorhanden ist.

Möge es dem Herausgeber des Glagolita Clozianus beschieden seyn, der Welt nun auch noch einen nicht minder wohl verarbeiteten Glagolita (et Cyrillita) Remensis vorlegen zu können.

Für die kurze aber gediegene Grammatik der Kirchensprache der Slawen, so wie für das gedrängte Lexikon über dieselbe, welche einen höchst willkommenen Anhang zum Clozischen Denkmal bilden, wird sich aus dem rheimsischen ohne Zweifel noch eine sehr ansehnliche Ausbeute ergeben.

Ein wichtiges, uns auch historisch nahe gehendes Denkmal, das der Herausgeber in den gehaltreichen Prolegomenen vorausgeschickt, darf hier nicht übergangen werden. Es besteht aus drey slawischen Formeln, (einer Ermahnung zur Beicht, und zwey Beichtgebeten) die aus einer wahrscheinlich noch frühern

*) Zur Herausgabe desselben durch den Collegienrath den Wostokow hat die K. russische Academie jüngsthin den Demidowischen Preis von 2500 Rubeln bestimmt.

Zeit, als die Rheimser, die Clozische und die Ostromirsche HS., stammen, und bey denen es sich weder um die Glagolitza noch um die Cyrillitza handelt, da sie mit der im übrigen Europa gewöhnlichen, auch von den wendischen, böhmischen, polnischen Slawen angenommenen, Buchstaben geschrieben sind.

Sie finden sich, wie zufällig, an zwey verschiedenen Stellen nämlich fol. 78 u. 158 — 161 einer im übrigen ganz lateinischen HS. der K. Bibliothek in München (Cod. Frising. 226) eingetragen, und waren schon 1807, wohl von Docen (im neuen literarischen Anzeiger Nr. 12), 1814 v. Dobrowsky (in seiner Slowanka p. 249 öffentlich besprochen worden, in der Hoffnung, daß K. als der competenteste Richter sie näher ins Auge fassen würde.

K. hat dieses in den Wiener Jahrbüchern von 1822 (B. XVII. S. 102 — 107) bey Gelegenheit der Recension v. Dobrowsky's Institutiones linguae slavicae dialecti veteris redlich gethan. Und sind sie gleich in der Zwischenzeit auch durch Köppen und Wostokow in des ersteren „Sammlung slawischer Denkmäler außer Rußland." Petersburg 1827)" behandelt worden, so findet man sie mit Vergnügen, da sie an beyden Orten dem Publikum doch minder zugänglich sind, gerne hier neuerdings und noch stattlicher vorgeführt.

K. giebt die drey Stücke in 4 Columnen zuerst nach den ihm durch W. v. Humboldt verschafften Facsimile's, dann nach eigener Schreibweise, die sehr Vieles für sich hat, nämlich mit lateinischen Buchstaben, unter welche nur für jene Laute, die durch keinen einfachen lat. Charakter unzweydeutig dargestellt werden können, cyrillische gemischt sind, hierauf mit Wostokow's ostromirischer Cyrillitza endlich — was den Bewahrern des Originales von großem Werthe ist — in wortgetreuer lateinischer Uebersetzung.

Dazu Bemerkungen über den Schreiber dieser slawischen Zeilen, welchen K. im Freysingischen Bischof Abraham (957 — 992) einem, wie man annimmt, gebornen Carantanen selbst zu finden geneigt ist, dann über den Dialect derselben, dessen Heimat er ins eigentliche Kärnthen setzt, nebst grammatischen Nachweisungen.

Sprache, in der Art, wie es in diesen Untersuchungen der Fall, aufgefaßt, ist immer auch Geschichte, und zwar ein nicht unbedeutsamer Theil der Geschichte jedes Volkes. Aber auch an eigentlich Historischem begleiten diesen Glagolita werthvolle Gaben.

Was dem Historiker vor allem willkommen seyn wird, ist eine auf p. LXXII-LXXVI. der Prolegomenen eingerückte, nach fünf Pergamenthandschriften der Wiener-Bibliothek verbesserte Ausgabe der von einem Salzburger Ungenannten um 873 verfaßten Historia quomodo Bauwarii et Carantani facti sunt Christiani von da an, wo von den letztern die Rede ist. Dieses für unsere frühere Geschichte wichtige Actenstück war zwar schon 1602 v. Frehe in seinen rer. bohem. Script. und, um Canisius, Hansitz, Oefele's zu geschweigen, von Kleinmairn in seiner Juvavia, aber überall mehr oder minder mangelhaft abgedruckt worden.

Nicht minder lehrreich ist ein von Kopitar zusammengestellter Conspectus historiae Slavorum cisdanubianorum chronologicus usque ad obitum S. Methodii (v. J. 334 — 901).

Wie vieles übrigens in diese kaum hundert Blätter zusammengedrängt sey, zeigt der Titel an. Es liegt vor uns die wohlgereifte Frucht eines besonnenen, dreyßig Jahre hindurch auf dieses Ziel gerichteten Forscherfleißes. Wer kaum so viele Stunden auf sie zu verwenden, und, auf dem Boden, auf dem sie gewachsen, sich leider nichts weniger als heimisch fühlend, nur so weit ein Urtheil hat, daß sie vortrefflich ist, wird sich wohl hüten, auf ihr inneres, auch nur für Slawen ganz verständliches Gefüge einzugehen.

(Schluß folgt.)

Nova acta physico-medica academiae caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XVII. Pars 2. Vratislav. et Bonn. MDCCCXXXV. 4.

(Vergl. gel. Anz. Band II. S. 615.)

(Schluß.)

III. Botanische Abhandlungen.

5. Bemerkungen über die Lebermoose, vorzüglich aus den Gruppen der Marchantieen und Ricieen nebst Beschreibung theils neuer, theils kritischer Arten, von Dr. G. W. Bischoff. Mit 5 lith. Tafeln. S. 909 — 1088.

Eine ausführliche Darstellung der Gruppe der Lebermoose, welche sowohl im Texte als in den Abbildungen aufs Neue die Sorgfalt und Treue des Verfassers in der Beobachtung und seine Meisterschaft in der bildlichen Darstellung des Beobachteten bewährt. Die Befruchtungsorgane der Laub- und Lebermoose werden auf das Genaueste in ihren Hauptformen beschrieben, und erörtert, in wie fern sie mit den Genitalien der Phanerogamen übereinstimmen oder von ihnen abweichen. Dann folgen die ausführlichen Charaktere der Ordnung Muscinae und ihrer beyden Familien Musci und Hepaticae. Letztere werden in 5 Tribus, Jungermannieae, Marchantieae, Targionieae, Anthoceroteae und Riccieae getheilt.

Zwey dieser Gruppen sind auch den Gattungen nach monographisch ausgeführt, nämlich die Marchantiaceae mit 8 Gattungen, Marchantia, Dumortiera, Reboullia, Plagiochasma, Lunularia, Conocephalus, Fimbriaria und Grimaldia und die Riccieae mit 4 Gattungen, Corsinia, Oxymitra, Sphaerocarpus und Riccia. Von Blandowia wird bemerkt, daß dieselbe gar nicht zu den Hepaticis, sondern vielmehr zu den Podostemeen gehöre. Was die hieben allegirten Abbildungen von Mniopsis und Lacis in von Martius Nov. gener. et spec. pl. bras. betrifft, so dürfte noch beygefügt werden, daß der Herr Verfasser die Analysen damals ganz nach der Anleitung des Referenten gezeichnet habe, der demnach für ihre Richtigkeit mit einstehen kann.

6. Nachträgliche Bemerkung zu Carus's Abhandlung über Pyronema Marianum. Vol. XVII. P. I. Vom Ober-Bergrath und Professor Dr. Nöggerath.

Der Herr Verfasser erwähnt nur, daß er die von Carus auf den Ueberresten von Kohlen-Meilern gefundene Schimmelart auch schon früh in der Umgebung von Braunkohlenhalden unweit Bonn bemerkt habe.

IV. Geognostische Abhandlungen.

1. Einige Bemerkungen über die Identität der Flötzformation in der alten und neuen Welt, von Dr. F. J. F. Meyen (S. 647 — 656 mit einer Steintafel).

Da dem Verf. nur ein sehr kurzer Aufenthalt in der neuen Welt vergönnt war, und geognostische Untersuchungen ohnedieß die letzten sind, welche eilig abgethan werden könnten, so darf man hier nicht erwarten, die behauptete Identität der Flötzformation in der alten und neuen Welt aus analogen Lagerungs- und Gesteinverhältnissen, sondern nur nach andern Hülfsmitteln nachgewiesen zu sehen. Der Verf. sagt: „Eine kleine Sammlung von Versteinerungen, welche ich im Jurakalke am Gipfel des Feuerberges von Maipu gemacht habe, gab hiezu besondern Stoff; denn eine Vergleichung dieser Versteinerungen mit denen aus den jüngsten Schichten des Jurakalks der alten Welt gab das interessante Resultat, daß die Thiere zu jener Zeit in der alten und in der neuen Welt dieselben gewesen seyn müssen."

Zum Erweis dieses allerdings höchst wichtigen Resultates werden auf Tab. XLVII. in 10 Figuren diejenigen unter den mitgebrachten Versteinerungen abgebildet, welche „einige Bestimmung und Vergleichung zulassen." Aber auch diese bleibt sehr unsicher, da uns lauter Fragmente vorgelegt werden, von denen Ref. nur Fig. 1 und 2 mit einiger Sicherheit für Ammonites biplex anzuerkennen vermöchte, alle andern aber der Art, manche selbst der Gattung *) nach für ungewiß erklären muß. Auf solche unsichere Belege hin nun gleich von der Identität der Flötzformation beyder Welten sprechen zu wollen, scheint demnach vor der Hand noch lange nicht an der Zeit zu seyn. Nicht als ob wir ein solches Resultat gleich a priori bezweifeln möchten, aber wir verlangen, daß es auf festere Grundlagen, als die vom Verf. gebotenen, begründet sey.

*) So z. B. erklärt der Verf. Fig. 7 für ein Pecten, Ref. möchte sie eher für eine Terebratula ansehen; eben so wenig dürfte Fig. 8 eine Cytherea seyn.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Glagolita Clozianus, id est Codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat, Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi Bibliis croaticis, *Ἀσίφανον* etc.

(Schluß.)

Nur über zwey Punkte, in deren Betreff er dem Herausg. resp. Verfasser nicht ganz folgen kann, erlaubt sich Ref. noch einige Worte.

Daß die slawische Kirchensprache der ersten Jahrhunderte jetzt theils, besonders in Rußland, aus Grundsatz, dem neuern Idiom accomodirt, oder ganz gewichen, und also in ihrer Ursprünglichkeit nur mehr aus geretteten Schriftresten, wie die hier besprochenen, erkennbar, theils sonst veraltet und verdunkelt, zu ihrer Zeit lebende Volkssprache gewesen seyn müsse, wird kaum bestritten, fast eben so wenig, daß ihre Heimat im Süden der Donau zu suchen seyn werde. Einige der slawischen Alterthumsforscher glauben diese Heimat bey den zwar früher selbst erst zu Slawen gewordenen Bulgaren, andere bey den Illyriern (Serben und Croaten), die dritten endlich bey den Slowenen (Kärntern, Krainern, Steyrern) zu finden. Unser Verf., selbst ein geborner Krainer, und vor Vielen berufen, über den hervorstechenden Zusammenhang seiner mütterlichen Mundart mit jener altslawischen heiligen Sprache ein Wort zu sprechen, steht unter den letztern.

Aber wenn K. zu seinen sonstigen Gründen für Carantanischen Ausgang der slawischen Kirchensprache noch einen weitern in einzelnen Wörtern findet, die unslawisch seyen, und nicht von den Griechen, sondern nur von den deutschen Nachbarn aus in dieselbe gelangt seyn könnten, so möchte Ref. sich an den Ausspruch eines allgemein auch vom Verf. gebührend anerkannten*) deutschen und slawischen Sprachforschers halten, daß dieselben Wörter eben so wenig gerade deutsche seyen, und daß sie jedenfalls auch von Osten her, von den Gothen, zu den Slawen gekommen seyn können.

Der Stuhl zu Salzburg, der, von Virgilius an, den carantanischen Christen geistliche Hirten sandte, hatte sicher seinen slawischen Schäflein so wenig als seinen deutschen gestattet, bey der Liturgie die Landessprache zu gebrauchen. Daraus wäre zu vermuthen, daß in die kirchliche Sprache der Slawen eher lateinische als deutsche Ausdrücke gedrungen seyn müßten, wie denn auch die Deutschen in der ihrigen wohl wenige oder gar keine Spuren von dem Schottischen (Gaelischen) oder Angelsächsischen ihrer Bekehrer aufzuweisen haben dürften. Zudem ist die Nothwendigkeit, welche sich dem Bischof Methodius wie dem Pabste selbst aufdrang, den Carantanen slawische Liturgie zu gestatten, wohl nur aus dem mächtigen Einfluß des Beyspieles recht erklärbar, das die östlichern Slawen, unmittelbare Nachbarn und Lehrlinge der Griechen wohl schon vor Methodius und Cyrillus geben mochten. So wie denn

*) So gedenkt K. p. V. mit einem Lobe, das auf ihn selber zurückfällt, der seltnen slawischen Sprachkenntnisse eines auch den Deutschen wohlbekannten edeln Lombarder

auch die Sage von Erfindung slawischer Buchstaben, gerade durch diese Heiligen Methodius und Cyrillus, großer Erläuterung fähig seyn mag. *)

Ein andrer noch zu berührender Punkt ist das Alter der slawischen Formeln, die im Münchner Cod. Fris. 226 enthalten sind.

Es kommt dabey alles auf das Alter dieses Codex und seiner verschiedenen Bestandtheile selbst an. K. hält ihn, auf das Urtheil seiner Münchner Freunde, besonders des sel. Bernhart gestützt, für das Handbuch (Vademecum) des Bischofs Abraham (957—994). Grund hiefür ist die Bl. 152 b. — 153 a. eingeschriebene Notiz über den Besitz von Gudago (Godego im Trevisanischen), oder vielmehr der Schluß derselben: quantum mihi pertinet. K. glaubt, dieses mihi müsse nothwendig auf Abraham bezogen werden, da die Besitzung nach den kais. Urkunden v. 972 u. 992. (Meichelb. H. Fr. I. 177. 187.) nur ihm und auf Lebenszeit überlassen war; allein es konnte allenfalls auch noch auf Bischof Albrecht passen, welchem sie auf K. Friedrichs Entscheidung (Meichelb. Hist. Fris. I. 353) im J. 1159 durch Eccelin v. Bassano zurückgegeben werden mußte. Sollte indessen die Notiz, die bis auf die Schlußworte mit jener Schenkungs-Urkunde von 972 — 992 ganz gleichlautend ist, wirklich von Abraham herrühren, so möchte sie doch hier nur eine Abschrift durch andere Hand seyn; denn die Worte: Breve recordationis de curte nostra Godigo vel quicquid ad eam pertinet, welche augenscheinlich die Ueberschrift bilden sollten, sind hier vom Abschreiber in den Text selbst, nämlich nach macelli und vor: et in ejus finibus gesetzt worden. Dazu kommt, daß diese Notiz nicht blos f. 152 b — 153 a., sondern, wie es scheint, wieder von anderer und älterer Hand doch nur bis zum Worte macelli auch auf dem Vorsetzblatte eingeschrieben ist.

Den Haupt-Inhalt dieser HS. v. 169 Bl. in gr. 4. bilden (gegen 30) verschiedene Sermone und Homilien, theils von genannten Kirchenvätern *) theils von ungenannten Urhebern, darunter zwey auf die Freysingischen Patrone St. Maria und St. Corbinian. Eingeschaltet sind einzelne Capitel und Sätze aus verschiedenen Concilien, liturgische Vorschriften und Formeln als Benedictiones, z. B. ad repellendam tempestatem — worin auch der anderwärts als Mermeut vorkommende Mermeunt beschworen wird — „adjuro te Mermeunt qui positus es super tempestatem“ (vrgl. b. W. III. 387), Ordo ad visitandum infirmum, Modus excommunicandi infideles. etc. In all diesem wohl mehr als eine Hand thätig. Mag das Meiste aus dem X. Jahrh. seyn, so geben doch die Federproben wie f. 49 b.: „Penna nihil valuit, dicit qui scribere nescit,“ oder f. 147 b. am Rande var hin brivelin, 162 b. uns ist div zit, 163 b. Swester gib mir daz ze lone vnde sage miner nieftelen schwerlich über die Mitte des XII. Jahrhunderts zurück. Und nicht blos diese Proben möchten von derselben Feder seyn.

Sind nicht erst nach der Hand verschiedene in Text und Format zusammenpassende Quarternionen (nur zwey derselben haben Signaturen) blos vom Buchbinder vereinigt worden, so hat doch der oder

*) Supervenit quidam Sclavus ab Histriae et Dalmatiae partibus nomine Methodius, qui adinvenit slavicas literas et slavice celebravit divinum officium et vilescere fecit latinum sagt Bernhard der Mönch zu Kremsmünster, wie früher jener Salzburger: Quidam Graecus, Methodius nomine, noviter inventis sclavinis litteris linguam latinam doctrinamque Romanam atque litteras auctorales latinas philosophice superducens vilescere fecit cuncto populo ex parte missas et evangelia ecclesiasticumque officium illorum, qui hoc latine celebraverunt.

*) Eine derselben f. 27., obschon lateinisch folgend, führt die griechische Betitelung: ὁμιλεία τοῦ Ἰουστίνου τοῦ Ἰταλικοῦ διακόνου.

haben die Besitzer des Buches die leeren Blätter, Spalten und Stellen benutzt, allerley weitere Dinge einzuschreiben. Dahin gehört die Notiz, die auf dem Vorsetzblatt auf die über Godago folgt, nemlich über Bezüge von Leuten aus Ergoltinga und Radelspona, welche Notiz auf f. 78 b. u. 79 a, wo 51 u. 74 altd. Person-Namen verzeichnet sind, fortgesetzt scheint; f. 126 b. in Enistala sub potestate Liutolfi haec mancipia sunt etc. f. 140 a. Isti sunt testes concambii Abrahae episcopi et Adalperonis: Perahtold etc. f. 147 b. — 148 a. Haec est constitutio venerabilis Ducis Henrici — Ranteshona actum feliciter. *) f. 152 b. die wiederholte und erweiterte Notiz über Gadago. f. 79 a. Sacramentum Hebraeorum (Juden-Eidesformel).

Und unter diese gelegenheitlichen Eintragungen endlich scheinen auch die fraglichen slawischen Formeln zu gehören.

Nur die erste, die nachzusprechende Beicht: Bose gozpodi etc. mag allenfalls, obschon von anderer Hand geschrieben, mit der vorangehenden liturgischen Behandlungsart der Kranken zusammenhängen. Auch stehen nach iz nueka ú nuek amen, von derselben Hand die für den absolvirenden Geistlichen bestimmten latein schen Worte: Confitentibus tibi domine famulis ac famulabus tuis remitte peccata, ut qui intrinsecus conscientia flagellantur, reconciliationis tuae gratia consolentur. Die beyden andern hangen weder mit dem, was vorangeht, noch mit dem, was folgt, irgend zusammen.

Sonstiges, was nach dem Wunsche K's. auf seine Uebersetzung dieser Formeln Licht werfen könnte, hat sich weder in dieser, noch in den übrigen Freysinger Handschriften bisher finden lassen.

Aus dem Gesagten möchte folgen, daß diese slawischen Formeln dem Zeitalter Abrahams, oder gar ihm selbst nicht ganz ohne allen Zweifel zugeschrieben werden dürfen. Gewiß ist übrigens, daß Freysing, wenn nicht mit noch nähern damaligen Slawenländern, doch mit Kärnthen, Krain ꝛc. mancherley, wenigstens administrative Verbindungen hatte.

So lehrt eine Notiz am Schluß des Cod. Fris. 227: Walto episcopus conquisivit ab Arnolfo rege in Carinthia Regalem Capellam apud Lurna cum adjacentibus bonis, postea acquisivit ab eodem rege aliam capellam apud Liburniam cum adjacentibus bonis.

Gotescalchus episcopus impetravit a Rege Heinrico in Carniola bona inter fluvios tres Libniza, Sabum, Zura anno dni MII. Ellenhardus episcopus impetravit a rege H. in Marchia Histria Gubida, Loza, Ozba cum ceteris, a°. MLXXIII. Vergl. Meichelbeck H. Fr. I. 145. 180. 185. 198. 206. 253. 261. 265. 273.

Veranlassung genug für Freysinger Geistliche, sich gelegentlich auch um das Seelenheil ihrer, wenn auch in fremder Diöcese lebenden Untergebenen zu bekümmern.

Wie es sich übrigens mit St. Batho, des Freysingischen Bischofs Ellenhard Sacellan, der bey Arnpeck (chr. Bojoar. col. 74) S. Watho Carinthiae apostolus heißt verhalte, und ob das Schwanken zwischen B und W im Namen etwa gar auf einen gebornen Slawen rathen lasse, mag dahin gestellt bleiben. Ihm freylich könnte man, wenn Arnpecks Benennung Grund haben sollte, jene Formeln mit dem größten Rechte zutrauen. Auch in solchem Falle wären sie gegen ein Jahrhundert jünger.

* * *

*) Diese Ranshofener Constitutio des im Jahre 995 verstorbenen bayr. Herzogs Heinrich, bey K. p. XXXIV. nach Krabinger's Mittheilung abgedruckt, findet sich, besonders in ihrer Beziehung auf die ältern Leges Baiuuariorum, weiter erörtert v. H. Föringer in den bayer. Annalen v. 1835 Abth. für Vaterlandskunde Nr. 36.

Es war eine Zeit, und noch ist sie nicht ganz vorüber, wo unsere Nachbarn jenseits des Rheins, wohl auch die jenseits der Alpen und der Nordsee von dem, was bey uns Deutschen im Garten der National-Literatur aufblühte und reifte, Notiz zu nehmen, keiner oder doch nicht besonderer Mühe werth achteten.

Wie sehr diese Befangenheit, die uns gleichgültig seyn konnte, ihnen selbst nachtheilig gewesen, beginnen sie nachgerade zu erkennen.

Nun aber scheinen wir selbst, unsern östlichen Nachbarn gegenüber, mit einer ähnlichen Befangenheit geschlagen zu seyn. Dinge dieser Art, die, um der Magyaren oder eigentlichen Ungarn zu geschweigen, bey den Slawen, selbst denen, die mitten unter uns wohnen, vorgehen, sind und bleiben uns in der Regel böhmische Dörfer.

Wir sind geneigt, die litterarische Bedeutsamkeit und Selbständigkeit der verschiedenen Völker dieses vielleicht größten der europäischen drey Hauptstämme, wie solches weiland wohl auch unsern westlichen Nachbarn mit uns begegnet ist, an ihrer dermaligen politischen zu messen. Sicher mit einigem Unrecht. Schwerlich dürften die Böhmen und die Polen sich mit ihren altererbten und noch immer im Zunehmen begriffenen Schätzen dieser Art gegen die jüngern des gewaltig aufstrebenden Rußlands im Nachtheile glauben. Ueberdieß sehen ja alle weisen Regierungen in der religiösen, sittlichen und geistigen Ausbildung ihrer Völker die sicherste Bürgschaft alles Bestandes. Und alle wissen, daß diese am besten nicht in neu angeschwemmtem, sondern in altem wahrhaft nationalem Boden wachsen und gedeihen müsse.

Was dem Geschmacke an slawischen Studien in Deutschland vielleicht am meisten hinderlich ist, möchte in der Ungewißheit liegen, welchem der verschiedenen Hauptdialekte man sich, um die reichhaltigste Belohnung zu finden, vorzugsweise zuzuwenden habe. Allein wähle man nun den böhmischen

als den nächsten, den polnischen als den cultivirtesten und die meisten Hilfsmittel gewährenden, den russischen als den politisch-wichtigsten, oder den serbischen, zu welchem in neuerer Zeit Vuk Stephanowitsch's Arbeiten besondere Lust erweckt haben, immer wird man sich damit beruhigen können, daß die slawischen Dialekte einander bey weitem nicht so ferne liegen, als dieß zum Theil bey den romanischen oder germanischen der Fall ist, und daß, wer einmal den einen inne hat, es ohne große Mühe auch zum Verständnisse der übrigen bringen kann.

Noch scheint, wozu übrigens schon mancherley nützliche Vorarbeiten gefördert sind und fortwährend erscheinen, ein Werk zu mangeln, in welchem auch die grammatischen Formen der verschiedenen ältern und heutigen Dialecte übersichtlich und historisch zusammengestellt wären, wie dieses in Bezug auf den allgemeinen slawischen Wörter-Vorrath bereits in Linde's trefflichem polnischen Lexicon und in ähnlichen Arbeiten Anderer, z. B. Jungmanns, zum Theil geschehen ist.

Für blos linguistische Untersuchungen, wie sie, seit die große europäisch-asiatische, oder wie man gewöhnlich sagt, indo-germanische Sprachen-Familie, in welcher das Slawische eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, erkannt ist, immer lohnender gepflogen werden, eröffnen auch, was diese Zunge betrifft, die ältesten Denkmäler die ungetrübteste und verläßigste Quelle.

Erscheinungen, wie die vorliegende, werden am mächtigsten dazu beytragen, den slawischen Studien auch unter uns immer mehr Freunde zu gewinnen.

Bey einem Werke, das sogar diese seine äußere Erscheinung einem ökonomischen Opfer seines Verfassers zu verdanken hat, kommt auch diese und das verdiente Lob einer würdigen typographischen Ausstattung größtentheils auf seine Rechnung.

J. A. Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Polens Paläontologie oder Abbildung und Beschreibung der vorzüglichsten und der noch unbeschriebenen Petrefakten aus den Gebirgsformationen in Polen, Volhynien und den Karpathen, nebst einigen allgemeinen Beyträgen zur Petrefaktenkunde und einem Versuch zur Vervollständigung der Geschichte des europäischen Auer-Ochsen, von Georg Gottlieb Pusch. Stuttgart 1837. XIII und 218 Seiten in gr. 4. mit 16 Steintafeln.

Der Hauptzweck dieses Werkes ist, wie die Vorrede berichtet, eine Ergänzung zu liefern zu des Verf. früher erschienenen „Geognostischen Beschreibung von Polen und der übrigen Nord-Karpathen Länder." Obschon er in derselben die einer jeden Formation angehörigen Petrefakte bereits angeführt hatte, so konnte er doch damals keine Abbildungen, welche nun einmal zur sichern Kenntniß der Versteinerungen in den meisten Fällen nicht entbehrt werden können, beygeben.

Um diesem Mangel abzuhelfen, zugleich auch, um die neuen Entdeckungen und mancherley Berichtigungen aufnehmen zu können, liefert er hiemit ein besonderes Werk, unter dem Titel: „Polens Paläontologie." Es konnte natürlich seine Absicht nicht seyn, alle Arten, welche in Polen, Volhynien und den Karpathen vorkommen, abbilden und beschreiben zu wollen; dieß ist nur hinsichtlich der neuen, oder zweifelhaften, oder nicht hinlänglich naturgetreu dargestellten Arten geschehen, und hat sich mit Recht auch auf solche Varietäten von bekannten Species erstreckt, wenn für sie eine Abbildung wünschenswerth wurde, „um dem für die Wissenschaft unseligen und leider durch egoistische Eitelkeit hochgesteigerten Hange mancher Forscher und Sammler aus jedem lokalen Individuum oder jeder unwesentlichen Abänderung eigene Arten mit neuen Namen zu machen, mit steuern zu helfen."

Fragt man, in wie fern der Verf. diese seine Aufgabe gelöst habe, so glaubt Ref. mit Grund versichern zu dürfen, daß dieß auf die tüchtigste Weise geschehen sey und daß die vorliegende Paläontologie einen höchst schätzbaren Beytrag zur Petrefaktenkunde abgebe. Nicht blos sind hiedurch neue Arten bekannt, und für die Lehre von der geographischen Verbreitung der urweltlichen Organismen neue Anhaltspuncte gewonnen worden, sondern ein Haupt-Verdienst dieser Arbeit sind überdieß die vielen scharfen kritischen Bemerkungen über bereits benannte, aber noch keineswegs untrüglich gekannte Arten, so wie die häufigen allgemeinen Betrachtungen über die Stellung, Begrenzung und Charakteristik der Gattungen, von denen er manche, wie Gryphaea, Amphidonte, Pholadomya, sogar monographisch behandelt. Mit Recht ist er ein Feind der Vervielfältigung der Arten und Gattungen, und hat deshalb manche Noth mit seinem Vorgänger Eichwald, der unter 271 von ihm in Polen gefundenen fossilen Arten nicht weniger als 238 für neu ansehen wollte. Von vorzüglicher Schönheit und Genauigkeit sind die lithographirten Abbildungen, wodurch die sorgfältig ausgearbeiteten Beschreibungen nicht wenig unterstützt und zugleich controllirt werden.

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit den fossilen Pflanzen, deren er nur wenige aufzuführen hat. Dasselbe ist der Fall mit den darauf folgenden Strahlthieren. Desto häufiger sind die Ueberreste von Mollusken, welche den Haupttheil der Arbeit ausmachen. Von Gliederthieren ist weiter nichts als ein problematisches Fragment von einem Trilobiten aufgezählt. Bey den sehr wenigen Ueberresten von Wirbelthieren provocirt der Verf. auf weitere Prüfung der Zootomen. Angehängt sind zwey kleine Abschnitte über das relative Alter des polnisch-schlesischen Moorkohlen- und Letten-Gebirges, so wie über das des karpathischen Klippen-Kalksteins.

Sehr ansprechend ist die hierauf folgende Uebersicht der bisher bekannten Petrefakten in den verschiedenen Gebirgs-Formationen von Polen, den Nordkarpathen, Volhynien und Podolien. Das tertiäre Gebiet allein hat 472 Species aufzuweisen, unter denen 328 allgemein bekannt und 92 als neu anzusehen sind; 50 derselben werden noch im lebenden Zustande angetroffen.

Den Schluß dieses Werkes bildet eine Abhandlung: „Ueber zwey fossile Ochsen-Schädel, nebst einem Versuch zur Vervollständigung der Geschichte des europäischen Auerochsen.“ Mit einer ungemeinen Belesenheit und grossem Scharfsinne sucht hier der Verfasser die neuerdings auch von A. Wagner in seiner Fortsetzung von Schreber's Säugthieren ausführlich dargelegte Ansicht von der specifischen Verschiedenheit des Wisents und Ures zu bestreiten. Trotz der vielen Gründe, welche der Verf. entwickelt, können wir jedoch seiner Meynung nicht beytreten; die Zeugnisse von Seneca, Plinius, dem Niebelungenliede und namentlich von Herberstein sind uns zu gewichtig, als daß wir auf die specifische Vereinigung dieser beyderley Thiere einzugehen vermöchten. Mit völligem Unrechte verdächtigt der Verf. die Zuverläßigkeit von Herberstein. War dieser gleich kein Naturforscher von Profession, so war er doch ein klarer und gebildeter Beobachter. In dem vorliegenden Falle aber ist sein Zeugniß um so entscheidender, da er den Ur, Tur, aus Autopsie kannte, indem er von König Sigismund August, an den er vom Kaiser gesandt war, einen ausgeweideten geschenkt bekam; diesen Tur erklärt er nun, und seine Zeichnung bestätigt es, für eine wilde Rasse des gemeinen Rindes. Um eine solche Identität aufzufinden, sind eben keine sonderlichen zoologischen Kenntnisse, sondern nur ein geübter Auffassungssinn nöthig, den man dem gewandten Diplomaten nicht absprechen wird. Weil aber schon zu seiner Zeit Ur und Wisent (Bison) verwechselt wurden, setzt er der Abbildung des Ures die Aufschrift bey: ignari Bisontis nomen dederunt. Daß er indeß auch den Bison genau gekannt hat, ergiebt sich aus seiner Beschreibung und Abbildung, und um jede Verwechslung mit dem vorigen Thiere zu vermeiden, bemerkt er bey dem Bison: ignari Uri nomen dederant. Solite sich nun auch Herberstein darin geirrt haben, daß er Zubr und Tur dem Wortsinn nach nicht für synonym ansah; hinsichtlich der specifischen Unterscheidung beyderley Thiere, des Wisents und des Ures, müssen wir ihn für einen competen- ten Gewährsmann und Schiedsrichter erklären.

Die fossilen Ueberreste von Ochsenschädeln, deren der Verf. in dieser Abhandlung gedenkt, gehören übrigens dem Bos primigenius und Bos priscus Boj. an.

Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, von J. Jacob Berzelius. Dritte Auflage mit 4 Kupfertafeln. Nürnberg bey J. L. Schrag 1837.

Die Anwendung des Löthrohr's ist für die Chemie und Mineralogie so fruchtbringend und folgenreich gewesen, als kaum irgend eine Erfindung oder Entdeckung für andere Wissenschaften. Das

Löthrohr liefert in vielen Fällen das einzige Mittel zur Erkennung und Bestimmung einer Substanz, besonders, wenn nur kleine Quantitäten davon gegeben sind; es bietet unzweydeutige Kennzeichen dar und führt ohne irgend einen kostspieligen Apparat in der kürzesten Zeit zu Resultaten, welche auf anderem Wege oft nur mit mühesamen und weitläufigen Vorbereitungen und Untersuchungen erlangt werden können. Man ist gegenwärtig im Stande, den größten Theil der Metalle, in was immer für einer Verbindung sie vorkommen mögen, vor dem Löthrohre auszumitteln und nicht selten ist die qualitative Analyse in einer Zeit ausgeführt, in welcher nicht einmal die mechanische Vorbereitung der Probe, z. B. durch Zerreiben, für die Untersuchung auf nassem Wege möglich ist. Eine einzige Schmelzung mit Soda giebt z. B. bey der Arsen- und Antimonsilberblende die wesentlichsten Mischungstheile Schwefel, Arsenik, Antimon und Silber fast gleichzeitig zu erkennen, ein Blasen von einigen Secunden unterscheidet oft die ähnlichsten Mineralien, wie kohlensauern Baryt und kohlensauern Strontian, Felsglimmer und Lithionglimmer, Pyromorphit und arsenikſaures Bleyoxyd, Granat und Vesuvian u. s. w.

Die Kenntniß der Behandlung des Löthrohres ist daher für den Chemiker, Mineralogen und Bergmann unentbehrlich geworden und das vorliegende Werk, welches Alles dahin Einschlägige gründlich behandelt, wurde schon in seiner ersten Auflage mit dem ungetheiltesten Beyfalle aufgenommen. Diese erschien im Jahre 1821, aus der Handschrift von H. Rose übersetzt. Fast gleichzeitig erschien eine französische Uebersetzung von Fresnel und 1822 eine englische von Children. 1828 erschien eine zweyte, bedeutend vermehrte Auflage, und wenn man berücksichtigt, daß seitdem der allgemeine, wie der specielle Theil dieses Werkes in vielen chemischen und mineralogischen Lehr- und Handbüchern dem wesentlichen Inhalt nach abgedruckt wurde, so spricht das Erscheinen einer dritten Auflage noch mehr für den Werth desselben.

Da die Löthrohrversuche ganz besonders für die Bestimmung der Mineralien von Wichtigkeit sind, so findet man das Verhalten der meisten bekannten Specien ausführlich angegeben. Der Verf. bemerkt in der Vorrede mit Recht, daß man zwar Mineralien nicht immer ohne Rücksicht auf die äussern Kennzeichen, blos chemisch bestimmen könne, daß aber eine Vernachläßigung der chemischen Eigenschaften nur zu oft zu Fehlschüssen führe. Es heißt unter andern: „Selbst die Mineralogen unserer Zeit, welche glauben, daß Untersuchungen der äußern Charaktere der unorganischen Körper hinlänglich sind, um diese zu kennen, werden, wenn es ihre im Allgemeinen mangelhaften Kenntnisse in der Chemie erlauben sollten, in vielen Fällen durch das Löthrohr da entscheiden können, wo sie sonst durch ihre einseitigen und kurzsichtig entworfenen Grundsätze betrogen werden.“ — Wir hätten gewünscht, daß dieser Satz weniger allgemein gestellt worden wäre, und daß es hieße: Selbst diejenigen Mineralogen ꝛc.; denn man muß es zur Ehre der Mineralogen unserer Zeit im Allgemeinen anerkennen, daß sie von dem Löthrohr Gebrauch machen, und daß selbst diejenigen, welche es als ein der Wissenschaft fremdartiges Hülfsmittel nicht in diese eingeführt wissen wollen, seinen Werth, man kann sagen, seine Autorität erkennen.

Im allgemeinen Theile hat die vorliegende Auflage wesentlich keine Bereicherung erhalten. Wir wundern uns, daß einige ältere, schon früher nicht beachtete, sowie manche neuere Beobachtungen, welche in gewissen Fällen sehr gute Dienste thun, nicht aufgenommen wurden. So wird für die Erkennung der Phosphorsäure die Methode von Fuchs nicht angeführt, wonach die Probe mit Schwefelsäure befeuchtet wird, und der Flamme eine vorübergehend blaulichgrüne Färbung ertheilt, wenn Phosphorsäure

vorhanden ist. Diese Probe ist für alle Phosphate sehr charakteristisch, und die Erscheinung bey einiger Aufmerksamkeit nicht leicht zu übersehen und hätte um so mehr einer Erwähnung verdient, als sie Fuchs zur Entdeckung der Phosphorsäure im Wavellit führte, wo sie zwey der größten Chemiker, Davy und Klaproth nicht aufgefunden hatten.

Ebenso hätte die Reaction Kupferhaltiger Mineralien mit Salzsäure, die Färbung des Zinkbeschlages mit Kobaltauflösung und die Methode Plattners Erwähnung verdient, das Kupfer aus den Fahlerzen, Kupferkies, aus den arsenikfauern Verbindungen ꝛc. durch Behandlung mit Bley und Borsäure reguliniſch darzustellen.

Im angewandten Theil ist die 2te Auflage bereichert worden, indem das Verhalten der meisten neuen, damals noch unbekannten Specien angegeben ist.

Bey jeder Species ist die mineralogische oder chemische Formel der Mischung angegeben, wo die vorhandenen Analysen eine zuverläßige Berechnung erlaubten. Auffallend ist, daß mehrere Druck- oder Rechnungsfehler, welche sich in der ersten und zweyten Auflage finden, in dieser letzten nicht verbessert worden sind.

So heißt es z. B. bey Mesotyp und Mesolith $\dot{Na}\,\dddot{Si} + 3\,\dddot{Al}\,\dddot{Si} + 2\,\dot{H}$ statt $\dot{Na}\,\dddot{Si} + \dddot{Al}\dddot{Si} + 2\,\dot{H}$; beym Thomsonit $\dot{Na}^3\,\dddot{Si} + \dddot{Al}\,\dddot{Si} + 3\,\dot{H}$ ꝛc. statt $+ 9\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}$; beym Stilbit $\dot{Ca}\,\dddot{Si} + \dddot{Al}\,\dddot{Si} + 6\,\dot{H}$ statt $+ \dddot{Al}\,\dddot{Si}^3$, ebenso beym Heulandit $+ 4\,\dddot{Al}\,\dddot{Si}$ statt $4\,\dddot{Al}\,\dddot{S}^3$; beym Skolezit $\dot{Ca}\,\dddot{Si} + \dddot{Al}\,\dddot{Si} + 9\,\dot{H}$ statt $+ 3\,\dot{H}$; beym Spodumen $\dot{L}\,\dddot{Si}^3 + \dot{A}\,\dddot{Si}^2$ statt $\dot{L}\,\dddot{Si}^6 + 3\,\dot{A}\,\dddot{Si}^2$; beym Helvin $3\,\dot{Mn}\,\dot{Mn} + \dot{Mn}^3\,\dddot{Si}^2 + 2\,(\dot{B}\dot{e}\,\dddot{Si} + \dot{F}\dot{e}\,\dddot{Si})$ statt $\dot{B}\dot{e}\,\dddot{Si}^2 + \dot{F}\dot{e}\,\dddot{Si}^2$; beym Vauquelinit $\dot{Cu}^3\,\ddot{Cr} + 2\,\dot{Pb}^3\,\ddot{Cr}$ statt $\dot{Cu}^3\,\ddot{Cr}^2 + 2\,\dot{Pb}^3\,\ddot{Cr}^2$; bey der Kobaltblüthe $\dot{Co}^5\,\ddot{As} + 5\,\dot{H}$ statt $\dot{Co}^3\,\ddot{As} + 6\,\dot{H}$; beym Nickelocker von Allemont $\dot{Ni}^3\,\ddot{As} + 18\,\dot{H}$ statt $+ 9\,\dot{H}$; beym Wavellit $\dddot{Al}^4\,\ddot{P}^3 + 36\,\dot{H}$ statt $+ 18\,\dot{H}$; beym arsenikfauern Bleyoxyd $\dot{Pb}\,\dot{Cl} + 3\,\dot{Pb}\,\ddot{As}$ statt $+ 3\,\dot{Pb}^3\,\ddot{As}$; beym Schwefelmolybdän $\ddot{Mo}$ statt $\ddot{Mo}$; beym basischen Fluor-Cerium $\dot{Ce}\,\dot{F}^3 + 3\,\dot{Ce}\,\dot{H}$ statt $+ \dot{Ce}\,\dot{H}$.

Wo beyde Arten von Formeln angegeben sind, die chemischen und mineralogischen, da ist zwar öfters die eine oder die andere, in den eben erwähnten Fällen, richtig, aber der Leser kann unmittelbar nicht ersehen, welche die richtige ist. —

Am Schluße findet sich eine Zusammenstellung der oxydirten Mineralien nach ihrem gemeinschaftlichen Löthrohrverhalten, wobey besonders 3 Eigenschaften benützt sind, nähmlich die Schmelzbarkeit, das Aufblähen und das Verhalten zur Soda. Die beyden ersten machen die Hauptabtheilungen aus, das letztere die Unterabtheilungen. Die erste Abtheilung begreift die unschmelzbaren Mineralien. Sie werden in drey Unterabtheilungen unterschieden, nämlich in solche, welche mit Soda zu Kugeln schmelzen, welche mit wenig Soda eine geflossene Kugel, mit mehr aber eine Schlacke bilden, nnd welche mit Soda nur Schlacke bilden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Excerpta ex Organo Aristotelis. edidit, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg.

Auch unter dem Titel:

Elementa Logices Aristotelicae, in usum scholarum ex Aristotele excerpsit, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg. Berlin 1836. 8.

Herr Trendelenburg hat sich zu seinen früheren Verdiensten um Aristoteles und seine Philosophie durch dieses kleine Schriftchen ein neues erworben. In 65 §§. auf 18 Seiten sind hier gewissermassen die Hauptpuncte der peripatetischen Logik ausgehoben; dem griechischen Texte folgt von S. 19 — 36 deren lateinische Uebersetzung; und an diese schließen sich an von S. 37 — 115 Adnotata, die theils einige logische Lehren, theils auch Ausdrücke erläutern, und zumal die Verwandlungen des ihnen zu Grunde liegenden Begriffes hie und da gelehrt andeuten. Ein Index Adnotationum macht den Beschluß. Aus diesen kurzen Angaben ersieht man schon, daß nur das Allernothwendigste hier ausgezogen sich findet; indessen ist auch dieses Wenige schon hinreichend, den großen Unterschied zu zeigen, der zwischen der alten ächten aristotelischen und den späteren und neuesten Logiken statt findet. Diese beginnen bald mit anthropologischen Lehren über das Vorstellen, Dichten und Denken u. s. w. bald mit sogenannten allgemeinen Denkgesetzen. Die letzteren stehen ziemlich unfruchtbar da; denn es wird aus ihnen nichts abgeleitet, und im weiteren Verfolg ihrer gar nicht mehr gedacht. Die anthropologischen und psychologischen Sätze, die von den ersteren vorausgeschickt werden, wollen auch nicht recht sich schicken, in die analytische Logik einzuleiten, und Kant verwarf sie an dieser Stelle geradezu und ausdrücklich.

Aristoteles nimmt einen sehr schicklichen und fruchtbaren Anfang; er geht aus vom Satze, von der Rede, vom λόγος, wie es der Name der Wissenschaft zu fordern scheint; freylich diesen Namen — λογική, διαλεκτική, hat ihr Arist. nicht gegeben; er nennt sie vielmehr Ἀναλυτική, und in anderer Beziehung Τοπική und Μεθοδική, indessen liegt überall der Satz, die Aussage zu Grunde, die er ἑρμηνεία nennt, und in der logischen Schrift dieses Namens behandelt.

Die neueren Logiken setzen von den allgemeinen Denkgesetzen, zu denen sie ganz füglich noch die meisten Axiome des Euklid (κοιναὶ ἔννοιαι in seiner Geometrie) hinzuthun könnten, zu den Begriffen über, reden von ihrem formalen Inhalt und Umfang und ihrer Unter-, Ueber- und Nebenordnung u. s. w. kommen dann zu den Urtheilen und Schlüssen in ähnlicher Weise zu reden, und enden mit Definition, Division und Argumentation.

Aristoteles dagegen redet von den Begriffen nirgend besonders, oder nur eben bey der Definition, wann ihn die Analyse des Satzes darauf führt. Vom Satz, von der Aussage ausgehend, zergliedert er diesen, — ἀναλύει — daher der Name Ἀναλυτική — und findet als seine Elemente, Subject und Prädicat, sprachlich im Allge-

meinen Nomen und verbum — ὄνομα καὶ ῥῆμα. Seine Denklehre hängt deshalb innigst mit der Sprachlehre zusammen, und wird in ihrem weiten Umkreise erst mit der Rhetorik und Poetik abgeschlossen. Zuvörderst betrachtet er in der Logik nur den behauptenden, den indicativen Satz, sowohl rein für sich, als nach seinen objectiven Modalitäten der Möglichkeit, Zufälligkeit, Nothwendigkeit und des Gegentheils; die subjective Modalität, die von neueren Logiken gemeynt wird, gehört nach ihm nicht in die Logik; die subjectivmodalen Sätze, — die problematischen, wie wir sie nennen, wohin auch Wunsch, Befehl, Frage u. dgl. gehören, — berührt er nur in der Poetik und Rhetorik. Nur vom indicativen Satz läßt sich sagen: er ist wahr, oder er ist falsch; und zur Erforschung der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums soll die Logik ein Werkzeug, ein „Ὄργανον," seyn; Irrthum und Wahrheit aber zeigen sich nicht in den einzelnen Vorstellungen, Bildern und Begriffen, als solchen, sondern erst in der Verknüpfung derselben zum Satz, mag dieser dann bejahen, oder aber verneinen. — Ich hätte gewünscht, daß Hr. Trend. den engen Zusammenhang, den Arist. zwischen der Logik und der Grammatik voraussetzt, anerkennt und überall bemerkt, durch recht viele Stellen, wenn nicht im Context, so doch wenigstens in den Anmerkungen, hervorgehoben und bis zur Anschaulichkeit klar gemacht hätte, namentlich auch durch Zuziehung Platonischer Stellen; denn Plato vielleicht noch mehr als Aristoteles, betrachtet die Sprache in Rede und Schrift von ihren einfachsten Elementen bis zu ihren zusammengesetztesten Erzeugnissen als ein Abbild und Analogon des Denkens, zumal im Kratylus. Jede besondere Grammatik ist das treueste Abbild der Logik jedes Volkes; sie ist der Spiegel nicht allein seines Denkens, sondern auch seines Fühlens und aller seiner geistigen Thätigkeit. Nicht mit Unrecht hat daher Aristoteles seine Logik durchhin aus der Sprache entwickelt und durch den grammatischen Wust hindurch, den man ihm zum Vorwurf gemacht, nur desto glücklicher die Büge und Gelenke des Denkens in den Bügen und Gelenken des Redens getroffen. Zum Behuf der philologischen und philosophischen Studien, zumal auf Gymnasien, für welche diese Elementa doch vorzugsweise bestimmt sind, wäre es meines Erachtens höchst vortheilhaft gewesen, wenn dieser Hauptpunct nicht allein für Schüler, sondern auch für die Lehrer nicht mit wenigen Zeilen berührt, sondern mit mehr Stellen belegt und recht überzeugend auseinandergesetzt worden wäre.

Was ferner in dieser Logik gegen viele der Neueren gehalten auffällt, das ist, daß Aristoteles durchaus nicht eine in dem Sinne, wie diese es meynen, reine Logik aufstellt, daß er unbedenklich nicht nur aus der Sprache Regeln abstrahirt, sondern sich eben so unbedenklich auf Anschauung und Erfahrung, auf Zeit- und Raum-Verhältnisse, auf die Erscheinungen der Dinge und andere Thatsachen des Bewußtseyns beruft. Dieß zeigt sich sowohl, wenn er vom Satz aus rückwärts geht auf seine Elemente, die Begriffe, — als wenn er von ihm aus vorwärts geht nach dem, was sich aus ihm entwickeln kann, — begründete Erkenntniß und Wissenschaft und Rede.

In den §§. 3—9 S. 1—3 hebt Hr. Trendelenburg kurze Stellen aus, in denen Aristoteles von der bloßen Verneinung und von der Entgegensetzung handelt, und hienach, wie auch nach der Allgemeinheit und Besonderheit, nach der Unterordnung und Abfolge die formalen Unterschiede der Sätze, ihrer Subjecte und Prädikate bestimmt. Da in der neuesten Philosophie die Macht der Negativität so überaus viel gerühmt wird, so durfte man hier wohl, wenigstens in den Anmerkungen, eine Zusammenstellung der Aristotelischen Lehren über diese auch für seine Philosophie höchst wichtigen Puncte erwarten; hiedurch würden auch manche

herrschende Mißverständnisse sich zerstreuen lassen. Wie mit den Begriffen von Verneinung und Bejahung im Verhältniß zu andern Arten von Gegensätzen, ähnlichermassen stehet es auch mit dem Zwiespalt der Meynungen über Seyn und Nichtseyn — ὄν und μὴ ὄν; das letztere und alle ihm gleichenden nennt Aristoteles ἀόριστα ὀνόματα; durch die Negation, die sich da dem Begriff verknüpft, wird dieser auf Null gebracht; er kann aber durch dieses hindurch, wie in der Trigonometrie der Cosinus, in das positiv Entgegengesetzte übergehen. „Illud vero praetereundum non est hoc loco, quod Thomas Hobbes pro sueto sibi ingenii acumine observavit, apud eas gentes, quibus mos est, verbum substantivum: Est, perpetua ellipsi subintelligere, quales sunt nonnullae orientales (namentlich die semitischen Völker) magnam partem philosophiae barbarae, aut non omnino, aut aegerrime exprimi posse; quum tamen eae gentes non sint minus, quam ceterae, aptae ad philosophandum, et lingua alioquin in rebus ipsis copiosa cultaque utantur.“ Leibnitz Diss. de stylo philosophico Marii Nizolii §. XIV. in Opp. Vol. IV. P. I. p. 48

Schon zu §. 6., oder doch bey §. 11., wo die Kategorien aufgezählt werden, muß man wünschen, Hr. Trend. möchte die Lehre des Aristoteles von den Begriffen durch viel mehr Stellen im Text und durch erörternde Anmerkungen auseinandergesetzt, und einerseits bis in die Metaphysik hinein, andrerseits bis in die Sprache herab verfolgt haben, zumal auf diesem Hauptpunct ein großer Theil seiner Bestreitung der Platonischen Ideenlehre beruhet. Was wir gemeinhin allgemeine Vorstellungen nennen, dafür hat Aristoteles vielerley oft nahe aneinandergränzende Bezeichnungen, die er nach der Verschiedenheit der jedesmal zu erörternden Begriffe, hier diese, dort jene, gebraucht, ohne daß er gleichwohl sie irgendwo fest bestimmte, erklärte und unterschied; er durfte sich deßfalls auf das philosophische und sprachliche Gefühl seiner gleichzeitigen Leser verlassen, wie es uns nicht beywohnt. Die Ausdrücke, εἶδος, γένος, τὸ τί ἐστι, τοτί ἦν εἶναι, τὸ κοινὸν, τ᾽ὸ καθόλου τὸ ἓν ἐν πολλοῖς, und viele andere scheinen manchmal in gleicher und derselben Bedeutung gesetzt, manchmal sind sie offenbar unterschieden. Man sieht aber überall bald, daß Aristoteles die logischen und sprachlichen Abstractionsreihen als ein καθόλου, oder κοινὸν u. dgl., mögen sie in substantiver, adjectiver oder verbaler Form vorkommen, von den realen εἴδεσι und μορφαῖς, von den lebendigen Naturbegriffen, wie sie da stets gleichmäßig ausgeprägt zu Grund liegen, ausgeschieden und ihnen gegenübergestellt haben will. Nur den letztern kommt eine reale Definition (τὸ τί ἦν εἶναι) zu, während die erstern nur eine Nominaldefinition (τί σημαίνει) erfordern. Beyspiele dessen geben in seinen Schriften die Erklärungen über κινεῖν, κινεῖσθαι, κίνησις, φιλεῖν, φιλία u. dgl. und über τὸ νῦν, τὸ ποτὲ, τὸ ὕστερον καὶ πρότερον, φύσις, συμβεβηκός, διαφορά, ἐναντίον u. d. g. vrgl. Metaph. Z. 4. und B 4 und in vielen Stellen der Topik.

In §. 10. wird das oberste Denkgesetz, das des Widerspruches angeführt, aber nicht mit allen Nebenbestimmungen, die ihm Aristoteles gegen die λογικὰς δυσχερείας anderwärts mit gutem Grunde beyzufügen für nöthig fand; man vrgl. Top. IX 4. p. 427 Sylb. π. Ἑρμ. c. 6. pag, 60 Categ. c. 8. p. 51 sqq. Analyt. II. 3 p. 154. Durch diese und andere Stellen, und durch die in der Metaphysik B. IV. (Γ) cc. 3. 4. 5. 7. gegebenen Erörterungen erhält dieses dem Aristoteles so wichtige Gesetz erst seine höchste Bestimmtheit, Gewißheit und Unumstößlichkeit, wogegen auch Hegels Einreden nichts verfangen, auf welchen Hr. Trendelenburg in den Anmerkungen verweiset, und mit welchem er selber dieses Gesetz nicht für das allgemeinste und

durchgängigste alles Denkens zu halten scheint. Dieses Denkgesetz, das festeste und unumstößlichste nach des Arist. Ueberzeugung, hätte eben deshalb mit den nöthigen Nebenbestimmungen und in seinen verschiedenen Ausdrucksweisen aufgeführt werden sollen, damit überdieß auch die reale und objective Bedeutung, die ihm Aristoteles durchweg gibt, ans Licht komme, demnach es nicht allein Denkgesetz, sondern eben auch Naturgesetz ist (s. Metaph. B. 2. p. 35.), ungeachtet in der Natur durch und durch der Gegensatz (τὰ ἐναντία) — herrscht.

(Schluß folgt.)

Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie, von J. Jacob Berzelius. Dritte Auflage mit 4 Kupfertafeln. Nürnberg bey J. L. Schrag 1837.

(Schluß.)

In Betreff der Schmelzbarkeit oder Unschmelzbarkeit als Kennzeichen bemerkt der Verf. in der Einleitung: „Ich bin überzeugt, daß die Temperatur, welche durch die von den Lungen mit atmosphärischer Luft unterhaltene Löthrohrflamme erzeugt werden kann, ihre scharfen Gränzen hat, und daß man z. B. Thonerde, oder Kieselerde nicht schmelzen kann, so kleine Theilchen man auch anwenden mag, und daß daher die Beobachtung von der Schmelzbarkeit und Unschmelzbarkeit der verschiedenen Stoffe nicht so relativ ist zu der Kleinheit der Probe und der Geschicklichkeit des Operators, wie man vermuthet.“ Mit dem ersten Theil dieser Bemerkung ist Ref. vollkommen einverstanden und auch damit, daß gewisse Substanzen, wie z. B. die Kieselerde auch für den geübtesten Bläser unschmelzbar sind, obwohl gewiß nicht geläugnet werden kann, daß einem ungeübten Bläser Proben als unschmelzbar erscheinen, welche ein geübter recht gut zu schmelzen im Stande ist. Aber eben deßwegen, weil die Gränze zwischen Schmelzbarkeit und Unschmelzbarkeit scharf genug sich ausspricht, dürfte man es damit etwas genauer nehmen, als gewöhnlich geschieht. Feine Splitter oder Fasern von Gehlenit, Rotheisenerz, Magneteisenerz und Eisenspath schmelzen nicht selten so deutlich, daß man nicht einmal einer Luppe bedarf, um sich davon zu überzeugen; aber die feinsten Fasern von Kieselerde, wie man sie durch Zersetzung des Schillerspaths von Reichenstein in Schlesien mit Salzsäure erhält, schmelzen nicht. — Die angeführten Mineralien, sowie der Anthophyllit, welcher sich allerdings nur in den feinsten Spitzen rundet, sind als unschmelzbar angegeben. —

Die zweyte Hauptabtheilung begreifft die Mineralien, die sich zu Kugeln schmelzen lassen, die Unterabtheilungen sind wieder durch das Verhalten zur Soda bestimmt. Die dritte Hauptabtheilung begreifft die Mineralien, welche sich nur an den Kanten schmelzen lassen. Es werden hier Feldspath, Albit, Petalit, Nephelin, Wollastonit, und sogar Schwerspath und Gyps angeführt. Diese lassen sich, wenigstens in der Pincette und als feine Splitter, recht gut zu Kugeln schmelzen. Die vierte, eigentlich eine Nebenabtheilung, begreift die Mineralien, welche sich aufblähen.

Die beygegebenen Abbildungen auf vier Tafeln sind wesentlich dieselben, wie in der zweyten Auflage.

Papier und Druck sind sehr schön.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Excerpta ex Organo Aristotelis. edidit, convertit, illustravit Fr. Ad. Trendelenburg.

(Schluß.)

Neben diesem unerschütterlichsten Grundgesetz bringt aber Aristoteles gelegentlich manche andere in Erinnerung, die er nur darum minder erörtert hat, weil sie minder übertreten wurden. Hr. Trendelenburg führt daneben nur noch aus Analyt. pr. I. 32. den Grundsatz an: „daß alles Wahre durchaus mit sich selbst in Uebereinstimmung seyn müsse.“ Hiemit vrgl. man Eth. Nic. I. 8. und Analyt. post. I. 25. p. 241. —

Es ist aber eben auch ein Grundsatz des Denkens, wenn er Metaph. *Γ* c. 4 p. 55 sagt: *Οὐδὲν ἐνδέχεται νοεῖν μηδὲν νοοῦντα ἓν*; und darum habe wie jedes Wort seine feste Bedeutung, so jeder Begriff und Satz — *λόγος* — seine Bestimmtheit. Vrgl. ebd. Bd. IX. (J) c. 1. u. V. (*Δ*) c. 6. Ferner erörtert er ein Denkgesetz Metaph. B. 4 p. 40 fg., daß ausser den zahllosen Einzelnissen auch etwas Allgemeines seyn müsse, wenn es Wissenschaft geben soll. *ἡ γὰρ ἕν τι καὶ ταυτὸν καὶ ἧ καθόλου τι ὑπάρχει, ταύτῃ πάντα γνωρίζομεν.* Demnach — *διὶ τι εἶναι παρὰ τὰ καθέκαστα*, nämlich *τὰ γένη ἀναγκαῖον παρὰ τὰ καθέκαστα εἶναι, ἤτοι τὰ ἔσχατα ἢ τὰ πρῶτα. — τὸ γὰρ ἐπίστασθαι πῶς ἔσται, εἰ μή τι ἔσται ἓν ἐπὶ πάντων*; denn das Unbegränzte — *ἄπειρον* — wiederholt er oft, ist kein Gegenstand der Wissenschaft, ist nicht *ἐπιστητόν*. Vrgl. Analyt. post. I. c. 8. p. 213 Sylb. *Εἴδη*, (Platonische Ideen) *μὲν οὖν εἶναι, ἢ ἓν τι παρὰ πολλά, οὐκ ἀνάγκη, εἰ ἀποδείξεις ἔσται· εἶναι μέντοι ἐν κατὰ πολλῶν, ἀληθὲς εἰπεῖν ἀνάγκη· οὐ γὰρ ἔσται τὸ καθόλου*, (im Schlußsatz) *ἂν μὴ τοῦτο ᾖ. Ἐὰν δὲ τὸ καθόλου μὴ ᾖ, τὸ μέσον οὐκ ἔσται· ὥστ' οὐδὲ ἀποδείξεις* sqq. Nicht minder gilt als Gesetz wenigstens desjenigen Denkens, das sich das Erkennen und Wissen, nicht aber Sophistik zum Ziel setzt, die Begründung der Aussagen und Behauptungen; Analyt. post. I. 2. p. 199 fg. *Ἐπίστασθαι δὲ οἰόμεθα ἕκαστον ἁπλῶς, ἀλλὰ μὴ τὸν σοφιστικὸν τρόπον, τὸν κατὰ συμβεβηκός, ὅταν τὴν τ' αἰτίαν οἰώμεθα γιγνώσκειν, δι' ἣν τὸ πρᾶγμά ἐστιν, ὅτι ἐκείνου αἰτία ἐστὶ, καὶ μὴ ἐνδέχεται τοὔτ' ἄλλως ἔχειν* sqq. Vrgl. ebd. c. 11. p. 255 fg. und c. 17. p. 265. Rhet. I. 7, 27 p. 27 *ἀκρ. φυσ.* I. 1. und II, 3. u. aa. ΟΟ. Vrgl. Plato Phaed. p. 100 cc. 48. 49 sq. Cic. de fato c. 11.

Hieher gehöret ferner Metaph. *Γ*. c. 7. das Axiom: *Μεταξὺ ἀντιφάσεως ἐνδέχεται εἶναι οὐδέν, ἀλλ' ἀνάγκη ἢ φάναι ἢ ἀποφάναι ἓν καθ' ἑνὸς ὁτιοῦν· — — — ὥστε καὶ ὁ λέγων εἶναι ἢ μὴ εἶναι ἀληθεύσει ἢ ψεύσεται* sq. Vrgl. π. *Ερμ.* c. 18. p. 74. Categ. c. 8. p. 47 Analyt. post. I. 8. p. 213. und c. 25. p. 241. Top. II. 2, 6. p. 293. Und was anders denn ein Denkgesetz ist jenes Metaph. J. c. 3. p. 161 *Πᾶν πρός ἅπαν ἢ ταὐτὸ ἢ ἄλλο*? Dieses sagt Plato fast mit denselbigen Worten und erörtert es ausführlicher im Parmenides S. 139: *Οὐδὲν — ταὐ-*

τὸν μὲν ἄρα ἑτέρῳ ἢ ἕτερον ἑαυτοῦ οὐκ ἔσται fgg. und S. 146 A: πᾶν που πρὸς ἅπαν ὧδε ἔχει· ἢ ταὐτόν ἐστιν ἢ ἕτερον· ἢ ἐὰν μὴ ταὐτὸν ᾖ μηδ' ἕτερον, μέρος ἂν εἴη τούτου πρὸς ὃ οὕτως ἔχει ἢ ὡς πρὸς μέρος ὅλον ἂν εἴη. — Ueberhaupt hätte man erwarten dürfen, daß auf die logischen Lehren der Alten mehr, als auf die Neueren, und namentlich auf Platon stäte Rücksicht genommen seyn würde, der fast in jedes größere Gespräch die einen oder andern höchst bedeutsamen Lehren über das Denken und den Gang der Forschung, über die Wege der höhern Erkenntniß eingestreut hat, und noch mehr als durch diese gelegenheitlichen Winke, über die Methode des Denkens und Philosophirens durch die ganze Anlage und Ausführung seiner Dialogen belehret. Wie auf Plato, so hätte in den Anmerkungen auch auf die Stoiker Rücksicht genommen werden sollen, um die alte Logik in ihren vorzüglichsten Wendungen und Phasen zur Kenntniß zu bringen. Durch diese meines Erachtens allein fruchtbaren Berücksichtigungen und Beyziehung der geschichtlichen Entwickelungen würde allerdings das nun kleine Büchlein zu einem Buche angewachsen seyn, es würde aber hiedurch sich recht klar herausgestellt haben, wie richtig Aristoteles mit Plato und a. vom Satze ausgegangen, und wie durchhin die Logik mit der Grammatik aufs engste verknüpft ist; insbesondere endlich und vornehmlich, die Logik würde aus einer Terminologie, was sie nun großentheils ist, zu einer Erkenntniß- und Wissenschaftslehre geworden seyn; und dieß würde Niemand bedauert haben, der die Rath- und Hülflosigkeit der gewöhnlichen Denklehren kennt. Hr. Trendelenburg scheint sichs zur Aufgabe gemacht zu haben, hier eben nichts weiter als einen Grundriß der Hauptpuncte der dürftigen Logik zu geben. Eine solche will jedoch die Aristotelische nicht seyn; sie will zuletzt Wissenschaftslehre seyn, wie aus den 2 BB. der spätern Analytik erhellet. Um dieses zu werden, muß sie weit nach allen Wegen der Erkenntniß nicht blos, sondern auch der Reden umhersuchen, um die Richte zu zeigen; denn, sagt Platon im Kratylus §. 5. S. 385 B: ἔστιν ἄρα τοῦτο, λόγῳ λέγειν τὰ ὄντα τε καὶ μή. Die Wege nun, die von Sprache und Sache aus zur Erkenntniß und zuletzt zur Wissenschaft führen können, sucht Aristoteles auf, und ebnet sie in der Topik. Diese ist noch niemals für sich bearbeitet worden, verdiente es aber vor vielen anderen auch selbst aristotelischen Schriften; möchte daher Hr. Trendelenburg sich entschließen, uns dieselbe in ähnlicher Bearbeitung zu geben, wie er die Bücher von der Seele geliefert hat!

Daß die Aristotelische Logik die Richtung und Rücksicht auf die gegenständliche Erkenntniß nie aus den Augen verliert, zeigt sich hier demnächst in §. 12. wo Hr. Trend. aus Analyt. I. c. 1. die Folge der Fragen angiebt, die gethan werden müssen: ob der Gegenstand ist? und wenn er ist, was er denn ist? und warum? d. h. durch welche Ursachen? z. B. die Astrologie setzte voraus den Einfluß der Constellationen bey der Geburt eines Menschen auf sein Lebensgeschick, ohne sich vorher dessen versichert zu haben, ob ein solcher Einfluß statt finde; deßhalb denn, wenn dieser gesucht und nicht gefunden und erwiesen werden konnte, die ganze Wissenschaft mit ihrem kunstreichen Aufbau dahinstürzen mußte. Desgleichen die Alchymie, ohne sich dessen zu vergewissern, daß die Verwandlung der unedleren Metalle in edlere, daß die Lebenstinctur u. dgl. m. nicht allein möglich und denkbar, sondern wirklich sey, nahm sie dieses an, und operirte auf diese Annahme hin erfolglos, obzwar in andern Beziehungen mit Gewinn. Vielleicht treiben auch wir heuzutage noch Künste und Wissenschaften, deren Ob, wie das der Alchymie und Astrologie, nicht sattsam erprobt ist. Ob zwischen Mars und Jupiter ein Planet sey oder nicht? dieß wurde gefragt; daß da einer sey, haben Lambert und Kant, voneinander unabhän-

gig, mit den triftigsten Gründen und unvergleichlichem Scharfsinn vermuthet; wie er aber da sey, hat erst hinterdrein die Erfahrung gelehrt; eben sie hat auch das philolaische und kopernikanische Weltsystem gerechtfertiget. Diese geringen Andeutungen mögen genügen, auf die Wichtigkeit der obenerwähnten Fragen, wie sie Aristoteles in der Logik weiter ausführt, aufmerksam zu machen. Die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft und Kunst liefert zahlreiche Belege für ihre einflußreiche Bedeutung, und wie ihre Vernachläßigung sich gerächt, ihre Beachtung glänzend bewährt hat. Erst muß vollständig sicher gestellt seyn, daß etwas sey, — ὅτι ἐστὶ, ehe an die wissenschaftliche Begründung aus dem ursachlichen Zusammenhang, an das: διότι ἐστὶ gegangen werden darf.

Weil das: daß etwas ist, und was es ist, in den allermeisten Fällen auf der Erfahrung im weitesten Sinn beruhet, darum gibt Aristoteles dieser so viel Werth, wie nicht leicht ein gewöhnlicher Philosoph thut, und läßt dem Denken wirklich nur das Zusehen, soweit dieß nur gehen mag. Aber von dieser breiten Unterlage, die er dem wissenschaftlichen Erkennen gibt, erhebt er sich dann eben so sicher und vertrauensvoll auf die Speculation in die höheren Räume und Gebiete der speculativen Philosophie, als irgend einer; und zwar vermittelst des Schlußes und der Induction, über welche in §. 17 fgg. S. 5 fgg. die hauptsächlichsten logischen Lehren ausgehoben sich finden, mit den Hauptpuncten, die sich hieran knüpfen, bis zu den Lehrsätzen über die ersten und höchsten Principien §. 50 und fgg. Hier kommt erst recht zum Vorschein, wie die ganze Aristotelische Logik die wissenschaftliche Begründung der Erkenntniß zu ihrem Mittelpunct und zur letzten Aufgabe hat. Hier aber auch kann man viele Bestimmungen und nähere Ausführungen, Nachweisung von Beyspielen im Einzelnen aus den Schriften dieses Philosophen und Anderer, vermissen, was ich hier nicht weiter verfolgen mag, weil Hr. Trendelenburg nach einer anderen Ansicht und Zweck gearbeitet hat. Dieser ist lobenswerth, mag er auf diese oder jene Weise erreicht werden. Für Gymnasien, denen er diese Elementa zunächst bestimmt, würde aber nach meinem Ermessen auf die angedeutete Weise besser gesorgt worden seyn, als durch die zu dürftigen kleinen Sätze. Eben für Gymnasialschüler und Lehrer möchte es auch zuträglicher gewesen seyn, wenn Hr. Trendelenburg einen ausführlichen nicht allein grammatischen und kritischen, sondern eigentlich exegetischen Commentar beygefügt hätte, in welchem er die logischen Lehren ausführte, näher bestimmte, und aus den alten Philosophen, Physikern, Rednern und Exegeten erläuterte. Denn er darf nicht voraussetzen, daß jeder Lehrer, wie vorzüglich er sonst sey, die Werke von Kant, Hegel, Herbart, Twesten, Fries u. a. eben so kenne, wie Er; was aber noch schlimmer ist, so sind diese alle unter sich im Widerstreit, mehr oder minder, und werden eher verwirren als aufklären. Die Neue Darstellung der Logik von Drobisch aber vollends setzt eine breite Kenntniß der seitherigen logischen Lehren zum voraus, um in ihrem abstracten Gang nur verständlich zu seyn; den logisch-mathematischen Anhang aber werden vollends die meisten gänzlich liegen lassen müssen. Erfreulich aber war mir wenigstens doch immer schon dieß, daß auf diese in vielen Puncten höchst eigenthümliche und scharfsinnige Arbeit hier aufmerksam gemacht ist. Denn auf der Sicherstellung der logischen Methoden und Grundsätze beruht der sichere Fortschritt und die Prüfung aller Wissenschaften, wenn auch zunächst nur der Form nach, so doch weiterhin zum Theil selbst dem Gehalt nach. Zu dieser Absicht ist Drobisch's Logik ein vorzüglich schätzenswerther Beytrag; hiezu auch diese Elementa logices Aristoteleae.

In den Gymnasien eingeführt, und von geschickten Lehrern gebraucht, können sie der Jugend höchst nützlich werden für das ganze Leben, und ins-

besondere auch dazu dienen, practisch zu zeigen, daß sich die sogenannten Realien ganz füglich aus den Alten unmittelbar und bis zu einem gewissen Grad besser, als aus den Neueren erlernen lassen. Und allein um dieses Gesichtspunctes willen machte ich oben auf mehreres aufmerksam, was nach meinem Bedünken hätte aufgenommen werden sollen, um eine fruchtbare Verbindung der philologischen und philosophischen Studien zu bewerkstelligen.

J. K.

Traditions tératologiques ou récits de l'antiquité et du moyen âge en Occident sur quelques points de la fable du merveilleux et de l'histoire naturelle, publiés d'après plusieurs manuscrits inédits grecs, latins et en vieux français. Par Jules Berger de Xivrey. Paris, 1836. LXXIII. und 603 Seiten. 8.

Unter den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens hat in neueren Zeiten wohl keiner eine geringere Anzahl von Bearbeitern gefunden — selbst sein Name wird den Meisten unbekannt geblieben seyn — als der, welcher mit der Benennung Teratologie bezeichnet wird. Darunter soll die Kenntniß der wunderbaren, ungewöhnlichen und außerordentlichen Erscheinungen verstanden werden, welche nach den Angaben des Alterthums in der Schöpfung und nach der engern Begrenzung dieses Begriffes von Seite des Verf., insbesondere in ihrem animalen Theile sich vorfinden sollen. Kein Wunder, daß in unserer Zeit, welche vorzugsweise exacten Kenntnissen sich zuwendet, eine Scienz, deren Objekte zum großen Theile fantastischer Art sind, keine besondere Gunst erlangt hat; gleichwohl ist sie zum Verständniß des Alterthums von mehrfacher Bedeutung, und es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß der Verf. sich solchen teratologischen Untersuchungen zugewandt hat. Was den naturhistorischen Theil derselben anbelangt, über welchen Ref. allein ein kritisches Urtheil sich auszusprechen erlaubt, so ist dieser mit Sorgfalt und mit beständiger Hinweisung auf neuere französische Autoritäten, wie Geoffroy Saint-Hilaire und Cuvier, bearbeitet; mit nicht minderer Genauigkeit und mit noch größerer Ausführlichkeit scheint der philologische Theil behandelt, worüber indeß Ref. keine bestimmte Entscheidung sich anmaßt, sondern diese sachkundigen Alterthumsforschern anheimstellt, welche er überhaupt durch vorliegende Anzeige mehr auf das Daseyn eines solchen Werkes aufmerksam macht, als ihnen im Urtheil vorgreifen möchte.

Der Verf. hat die Traditions tératologiques in vier Abschnitten behandelt, deren jedem eine besondere alte handschriftliche Urkunde zu Grunde liegt. Indem er in der Einleitung eine kurze Uebersicht über die Schriftsteller dieses Faches von den ältesten Zeiten an bis herab auf den Kirchenvater Augustinus giebt, der in seinem bekannten Werke, de civitate Dei, von diesem Gegenstande ebenfalls handelt, schließt er an sie unmittelbar die ihm zugänglichen und noch nicht publizirten Urkunden an.

Die erste Urkunde (S. 1 — 330) führt den Titel: „De Monstris et Belluis Liber. D'après le manuscrit latin du Xe siècle appartenant à M. le marquis de Rosanbo. In der Einleitung sagt hierüber der Verf.:

„Dieses Kapitel des h. Augustinus ist offenbar die Hauptquelle des kleinen Traktats de Monstris et Belluis, welchen wir am Ende der Fabeln des Phaedrus in einem Manuscript des zehnten Jahrhunderts gefunden haben, das von Peter Pithou, erstem Herausgeber dieser Fabeln, durch Erbfolge an die Familie Le Peletier gelangt ist und gegenwärtig dem Marquis von Rosanbo, Chef dieses Hauses, angehört. Indem wir im Jahre 1830 die erste Hälfte dieses Manuscripts, das den lateinischen Fabeldichter enthält, publizirten, mußten wir in der Vorrede zu unserer Ausgabe die Geschichte und die sehr detaillirte Beschreibung dieses Manuscripts liefern und wir ließen dem Texte des Phädrus ein Fac simile nachfolgen. Ohne hier in die nämlichen Einzelnheiten einzugehen, sagen wir blos, daß das Manuscript von Rosanbo in Quart auf Pergament und gut gehalten ist, und daß dessen Schrift nicht neuer als das zehnte Jahrhundert seyn kann; es besteht aus 54 Blättern, wovon die Fabeln des Phädrus nur die 38 ersten einnehmen. Ohne Unterbrechung und von derselben Hand folgt dann auf den 16 letzten Blättern der unedirte und anonyme Traktat, welchem ich den Titel gab: De Monstris et Belluis."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

Das vorliegende Buch verdient vornehmlich aus zwey Gründen eine ausführlichere Behandlung. Für's Erste gehört P. Sylvester II. zu den merkwürdigsten, zu gleicher Zeit aber auch zu den am wenigsten erforschten Persönlichkeiten des frühern Mittelalters, mit welchem er auch das im Allgemeinen über diese Periode der Geschichte ausgesprochene Verdammungs-Urtheil lang genug theilte, ja selbst noch bey modernen Schriftstellern theilt, weshalb auch der Gedanke des Verfassers, Gerbert's Leben und das zehnte Jahrhundert durch besondere historische Forschungen zu beleuchten, zu den glücklichsten dieser Art gezählt werden muß. Der zweyte Grund, und welcher besonders denjenigen Theil des lesenden Publikums betrifft, dem es nicht genügt, die Forschungen Anderer vor sich zu haben, bezieht sich auf das historische Material dieses Buches. Der Verf. hat mit meist lebenswerther Genauigkeit die bis jetzt gedruckten Quellen benützt. Zu seinem Unglücke aber sind ihm die neuesten literarischen Entdeckungen in dem Gebiete, das er behandelte, unbekannt geblieben. Wir meynen hiemit die neu aufgefundenen Briefe P. Sylvesters mit dem in Richtigkeit gebrachten Texte der ältern, wie sie dem Vernehmen nach der nächste Band der Monum. Germ. hist. bringen wird, und insbesondere die bis jetzt gänzlich unbekannte historia Francorum Richeri Remensis, welche Gerbert selbst gewidmet ist. Die Forschungen über Geberts Briefe sind Referenten so wenig bekannt, als sie es dem Verf. des vorliegenden Buches waren. Selbst aber mit dem Detailstudium der Zeit beschäftigt, in welche Gerberts Wirken fällt, wandte sich Ref. an den k. Bibliothekar zu Bamberg, Hrn. J. H. Jäck, um wenigstens den Richerus zu erhalten, und somit nicht genöthigt zu seyn, in seinen eigenen Studien auf die Herausgabe jenes Bandes der Mon. Germ. hist. zu warten. Da Hr. Bibliothekar Jäck mit der von ihm bekannten Bereitwilligkeit den Wünschen des Ref. willfahrte, andrerseits dieser zu seinen eigenen Forschungen auch das übrige Detailstudium zu machen genöthigt war, wie der Verf. des vorliegenden Buches, so sieht sich Ref. nicht nur im Stande, die Art und Weise zu beurtheilen, wie der Verf. die bekannten Quellen benützte, sondern auch den Leser dieser Blätter über diejenigen Zusätze, Erläuterungen und Berichtigungen aufzuklären, welche die Geschichte des zehnten Jahrhunderts wenigstens in Bezug auf Gerbert durch die Bekanntmachung des Richerus erhalten wird. Ehe wir jedoch darauf übergehen, sey es erlaubt zu bemerken, daß die Geschichte des Richerus, von welchem unseres Wissens ausser dem vor uns liegenden Bamberger Codex kein zweyter bekannt ist, auf 55 Pergamentblätter mit Schriftzügen des 11. oder 12 Jahrhunderts — auch einzelne Auslassungen von Neben, beweisen, daß dieser Codex nur spätere Abschrift ist, — in klein Folio geschrieben, und die Schrift in vielen Seiten fast vollständig erloschen ist. Richerus fängt

seiner Historie eine Dedication voraus: Domino ac beatissimo patri Gerberto Remorum Archiepiscopo Richerus monachus: Gallorum congressibus in vulumine regerendis imperii pater sanctissime G. auctoritas seminarium dedit. Quam ut summam utilitatem affert et rerum materia sese multis prebet. eo animi nisu complector qua jubentis mira benevolentia pertrahor. Cujus rei initium a vicino ducere volui. res multo ante gestas d. m. hincmarus ante te septimus remorum metropolitanus suis annalibus copiosissime annexuit. Einer Glosse mit schwärzerer Dinte zufolge bekennt er sodann, einiges „ex quodam Flodoardi presbyteri remensis libello“ entnommen, jedoch dieß nicht (nach der Weise anderer Chronisten) wörtlich in sein Buch übergetragen zu haben. Die Geschichte selbst ist in 4 Bücher eingetheilt: das erste (fol. 1 — 15) geht von der Geburt Carls des Einfältigen bis zum Tode König Rudolfs; das zweyte (fol. 15 — 31 b.) enthält die Schicksale Ludwig Outremer's bis zu dessen Tode. Das dritte (fol. 31 b. — 42 b.) beschreibt die Regierung König Lothars; das vierte (fol. 42 b. — 55 b) reicht bis zum Schlusse des Concils von Mouson 16 Juny 991 (dem Vorspiele der Absetzung Gerberts). Nach diesen kurzen Bemerkungen, zu welchen wir nur noch die seiner großen Glaubwürdigkeit hinzufügen, da er im Mittelpunct der Ereignisse seiner Zeit lebte, und obwohl er sein Werk Gerbert widmete, weder ihm ungebührlich huldigte, noch die Handlungen seiner Gegner entstellte, wollen wir uns von Richerus zum Verfasser des vorliegenden Buches wenden.

Dr. Hock beginnt die Geschichte des P. Sylvester mit einer philosophisch-historischen Einleitung.

Er setzt auseinander, das Christenthum sey zunächst nicht eine Lehre, sondern eine Thatsache, wendet sich dann zu der Darstellung der Entwicklung der griechischen Kirche und durchgeht hierauf die Geschichte des Mittelalters nach ihren Hauptrichtungen. So kommt der Verf. nach einer Einleitung von 13 Seiten, deren Inhalt theils zu allgemein ist, theils in zu entfernter Verbindung mit dem eigentlichem Gegenstande seines Buches steht, als daß Ref. näher darauf eingehen könnte, auf die wissenschaftliche Thätigkeit zu sprechen, wie solche im Abendlande unmittelbar den Anstalten entsproß, welche zu Bewahrung des Glaubens und zum Wachsthum in christlichen Tugenden seit den ältesten Zeiten gegründet worden waren. Nach einem kurzen Ueberblick der wissenschaftlichen Bestrebungen von Karl dem Großen zählt er die Männer auf, die in dem Anfange des neunten Jahrhunderts den fränkischen Hof und die christliche Kirche schmückten; beschreibt dann den Kreis von Gelehrten in der Epoche Karls des Kahlen und weist bey der nun folgenden Zersplitterung der Carolinger Macht und Größe nach, wo die Reste christlicher Bildung in allgemeiner Verwirrung sich erhielten und von frommen Mönchen einem glücklicheren Geschlechte, als sie selbst waren, übergeben wurden (wie in Straßburg, Utrecht, Lüttich, Metz, Trier, vor Allem aber in St. Gallen; in Reichenau und Aurillac). Nachdem der Verf. auf diese Art gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts gekommen ist, beschreibt er die vielfachen geistigen Richtungen desselben, durch deren nähere Beleuchtung bereits Mabillon, der des Verfassers hauptsächlicher Geleitsmann ist, den Vorwurf der Finsterniß und Barbarey abwies, womit neuere Geschichtschreiber noch immer das ganze Jahrhundert belegen. Der Verf. nennt Bruno von Cöln, welcher der Mittelpunct jeder geistigen Richtung am Niederrhein wurde, Heinrich von Trier, Wilhelm von Mainz, den Bischof Rather von Verona, Johann von Vendières; erwähnt die Schulen von Rheims, Würzburg, St. Maximin zu Trier, St. Alban zu Mainz, von Fulda, Hirschau, Hildesheim und nennt die vorzüglichsten Kirchenfürsten und Lehrer, die daraus hervorgegangen sind; dann geht er auf die Reformation der Kirchenzucht über, wie sie im zehnten Jahrhunderte von dem Orden von Clugny über Frankreich und Italien ausgieng, und

zeigt, welch ähnliche Bestrebungen gleichzeitig auch in andern Theilen des Abendlandes statt gefunden haben.

Ehe wir jedoch von dieser Einleitung zu dem Leben Gerberts selbst übergehen, ist es nöthig, die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Verf. den oben angeführten Gegenstand behandelte.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Darstellung des Verf von der gewöhnlichen Auffassungsweise des zehnten Jahrhunderts abweicht; dieß ist jedoch ursprünglich nicht sein, sondern wie schon bemerkt, Mabillons Verdienst, welchem der Verfasser so sehr folgte, daß man ihm beynahe das Verdienst eigener, tieferer Forschung abzusprechen sich geneigt fühlt, indem er nicht nur das Eigenthümliche der verschiedenen Schulen viel zu wenig berücksichtigt und geschieden, sondern auch historische Begebenheiten von Wichtigkeit nur im Vorübergehen erwähnt hat. So wird z. B. allgemein angenommen, das zehnte Jahrhundert habe sich von jeder Ketzerey freygehalten, obwohl schon Mabillon praef. ad saec. V. p. XI. aus Ughelli aufmerksam machte, daß die Bischöfe Peter und Gozelin zu Padua Arianer in ihrer Diöcese bekämpften und besiegten. Auch der Verf. führt dieß an, jedoch nicht aus Ughelli, sondern aus Mab. ann. III. praef., ohne sich also die Mühe gegeben haben, die Sache näher zu untersuchen, die für ihn um so bedeutungsvoller seyn müßte, als gerade das Pontificat Sylvester's II. der Wendepunct in der Kirchengeschichte ist, von welchem an eine ununterbrochene Reihe von Häresien das Abendland (cfr. Glab. Rod. II. c. 11. 12.) durchzog. Würde sich aber der Verf. nicht mit einer oberflächlichen Berührung dieses Gegenstandes begnügt haben, so hätte er die Kirchengeschichte mit der Entdeckung bereichern können, daß es wirklich an 50 Jahre dauerte, bis es den Bischöfen von Padua gelang, des Arianismus in ihrer Diöcese vollkommen Herr zu werden. Eine ähnliche Bemerkung muß in Bezug auf die von dem Verf. erwähnten klösterlichen Reformen gemacht werden. Obwohl der Zeit nach einander sehr nahe, ist doch der größte Unterschied, zwischen der Reform, welche z. B. von Clugny und der, welche von dem hl. Romuald ausgieng, und so wahr es einerseits ist, daß „die Sorge um die Jugend und um die Abgeschiedenen" in Clugny besonders gehegt wurde (Hock S. 50), so zeigt es anderseits von geringer Auffassungsgabe für kirchliche Institute, wenn man von diesen beyden Thätigkeiten als von zwey Grundlagen, auf welche Clugny's Macht vornehmlich gegründet war, spricht, und der den Geist und die Grundlagen dieses Ordens vor Allem bezeichnenden classischen Stelle bey Mabillon annales XLII. 92. nicht gedenkt.

Soviel von der Einleitung.

Da wir nun auf das Leben Gerberts übergehen, wollen wir die Nachrichten des Verf. wo sie uns von den Quellen abzuweichen scheinen, berichtigen, und die fehlenden mit Hülfe der Historia Richeri ergänzen.

* * *

Hock.
S. 61.

Gerbert wandte sich zuerst nach Frankeich (gestützt auf Adem. Caban. chr.) Gerbertus natione Aquitanus ex infimo genere procreatus, monachus a pueritia in S. Geraldi Aurelianensis coenobio, causa sophiae primo Franciam dein Cordubam lustrans. (In dem Buche ist wohl nur durch einen Druckfehler Aumillac statt Aurillac zu lesen.

Richer.
fol. 35.

Gerbertus — Aquitanus genere in coenobio Si confessoris geroldi a puero alitus, in grammatica edoctus est. In quo utpote adolescens cum adhuc incertus moraretur, Borellum citerioris Hispanie ducem orandi gratia ad idem coenobium contigit advenisse. Qui a loci abbate humanissime exceptus post sermones mutuos querebatur an in artibus profecti in hispaniis habeantur, sciscitatur. Quod cum promptissime assereret, ei mox ab abbate persuasum est, ut suorum aliquem susciperet secumque in artibus docendum duceret. Dux itaque non abnuens petenti liberaliter favit ac fratrum consensu Gerbertum assump-

Später, etwa 967 wandert er nach Barcellona.
(Man ſieht alſo, daß die Wanderung Gerberts nach Spanien in ſeinem Jünglingsalter geſchah, und nicht, nachdem er, wie Hr. Hock ſagt, mit Adalbero den Bund der Freundſchaft geſchloſſen hatte," ein ganz ungeeigneter Ausdruck für das Verhältniß eines jungen Mönches zu dem Metropolitan von Rheims. Aber ſehen wir bey Richer, was noch vor Gerberts Aufenthalt zu Rheims vor ſich gegangen iſt).

tum duxit atque hattoni (Ausonensi) Episcopo instruendum comisit. Apud quem et jam in Mathesi plurimum et efficaciter studuit.

(Gerberts erſte Römerreiſe).
965 — 967.

Sed cum divinitas galliam jam caligantem magno lumine relucere voluit, predictis duci et episcopo (in) mentem dedit; ut romam oraturi peterent. Paratisque necessariis iter carpunt ac adolescentem commissum secum ducunt. Inde urbem ingressi post preces ante sanctos apostulos fusas bc. rec. papam (Johannem XIII) adeunt ac sese ei indicant. quidquid visum est de suo jucundissime impertiunt. Nec latuit papam adolescentis industria simulque et discendi voluntas. Et quia musica et astronomia in Italia tunc penitus ignorabantur. mox papa ottoni regi germanie et italie per legatum indicavit. illuc hujus modi advenisse juvenem, qui mathesin optime nosset suosque strenue docere valeret. Mox etiam a rege Pape suggestum est, ut juvenem retineret nullumque regrediendi aditum ei ullum preberet. Sed et duci atque episcopo qui ab hispaniis convenerant a papa modestissime indicatur. regem velle sibi juvenem adtempus retinere ac non multo post eum sese cum honore remissurum. insuper etiam gratias inde recompensaturum. Itaque duci ac episcopo id persuasum est, ut hoc pacto juvene dimisso ipsi in hispanias iterum retorquerent. Juvenis igitur apud papam relictus et ab eo rege oblatus est.

(Gerbert bleibt in Rom).

Qui (Gerbertus) nunc rogatus in mathesi se satis posse. Logice vero scientiam se addiscere velle respondit. Ad quam et pervenire moliebatur. nam ad eo in docendo ibi moratus est.

(Gerbert geht von Rom nach Rheims, da ſelbſt Logic zu ſtudieren).

Quo tempore G(erardus?) Remensium archidiaconus in logica clarissimus habebatur. qui a Lothario francorum rege eodem tempore Ottoni regi italie legatus directus est. Cujus adventu juvenis exhilaratus regem adiit atque ut G(erardo?) comitteretur obtinuit. Et cum eo per aliquot tempora hesit remosque ab eo deductus est. Ast etiam logice scientiam accipiens in brevi admodum profecit. G(erardus?) vero cum mathesi operam daret artis difficultate victus a musica rejectus est. G(erbertus) interea studiose nobilitati a predicto metropolitano commendatus ejus gratiam pro omnibus promeruit. Unde et ab eo rogatus discipulorum turmas artibus instruendas ei attribuit.

(Wird Lehrer von Rheims).

Durch dieſen Bericht Richer's wird der eine Verf.'s von einem frühern Aufenthalte Gerberts zu Theil der Erzählung Hugo's Flav. beſtätigt und Rheims entſchieden weg.
mit nicht geringen Zuſätzen vermehrt; andreſeits fällt dadurch deſſen Angabe (und alſo auch des

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

Der nachfolgende Zeitraum bis zum Tode Kaiser Otto's II., über welche der Verf. aus Mangel an Nachrichten hinweggehen zu müssen bedeutet, ist ebenfalls bey Richerus mit wichtigen Notizen erfüllt. Zuerst sucht er die Bemühungen Gerberts auf, die ihm untergebenen Schüler in die Wissenschaften einzuführen. Da die Stelle von allgemeinem Interesse ist, tragen wir kein Bedenken, sie im Originale anzuführen.

„Dialecticam quoque ordine librorum percurrens dilucidis sententiarum verbis enodavit. Inprimis enim porphyrii ysagogas i. e. introductiones secundum victorini rhetoris translationem. Inde etiam easdem secundum manlium explanavit. Cathegoriarum i. e. predicamentorum librum aristelis (aristotelis) consequenter enucleans. Periermenias vero i. e. de interpretatione librum cujus laboris sit appertissime monstravit. Inde etiam topica i. e. argumentorum sedes a tullio de greco in latinum translata et a manlio consule sex commentariorum libris dilucidata suis auditoribus intimavit. Nec non et quatuor de topicis differentiis libros. de sillogismis cathegoricis duos. de ypotheticis tres. deffinitionumque librum unum. divisionumiquoque similiter unum utiliter legit et expressit. Post post quorum laborem cum ad rhetoricam suos provehere vellet. id sibi suspectum erat, quod sine locutionum modis qui in poetis discendi sunt ad oratoriam artem ante perveniri nequeat. Poetas quoque adhibuit quibus assuescendos arbitrabatur. Legit itaque ac docuit maronem et statium terentiumque poetas. Juvenalem quoque ac persium etoratiumque satiricos. Incanum etiam historiographum. quibns assuefaciens locutionumque modis compositos ad rhetoricam transduxit. Qua instructis sophistam ad hibuit. Apud quem ne (?) controversiis exercerentur ac sic ex arte agerent, ut praeter artem agere viderentur. quod oratoris .....? videtur. (?) Sed haec de logica. In mathese quantus sudor expensus sit, non congruum dicere videtur. Arithmeticam enim, qnae est matheseos prima, inprimis dispositis accommodavit. Inde etiam musicam (non) multo ante Galiis ignotam notissimam effecit. Cujus genera in monocordo disponens eorum consonantias sive simphonias tonis ac semitonis. ditonis quoque ac diesibus distinguens tonosque insonis rationabilitor distribuens in plenissimam rationem redegit. Ratio vero astronomiae quanto sudore collecta sit dicere inutile non est, ut et tanti viri sagacitas advertatur et artis efficacia lector comodissime capiatur. quae cum paene intellectibilis esset, tamen non sine admiratione quibusdam instrumentis ad cognitionem adduxit.“

Da auch wir nicht glauben, daß die Geduld unserer Leser ermüdet werde, wenn wir sie mit den astronomischen Erfindungen des kühnsten Geistes des zehnten Jahrhunderts bekannt machen, und Hr. Hock über diesen vielfach bestrittenen Gegenstand aus Mangel an ausführlicheren Nachrichten schnell hinweggeht, so wagen wir es, die bezüglichen Stellen aus unserer Handschrift mitzutheilen:

„Inprimis enim,“ fährt Richerus fort fol. 35. b. „mundi speram ex solido ac rotundo ligno argumentatus minoris similitudine majorem expressit. Quam cum duobus polis in orizonte obliquaret, signa septemtrionalia polo erectiori dedit. australia vero dejectiori adhibuit. Cujus positionem eo circulo rexit, qui a grecis orizon, a latinis limitans sive determinans appellatur, eo quod in eo signa, quae videntur ab. his que non videntur, distinguat ac imitet. (sic) Qua (spera?) in orizonte

sic collocata, ut et ortum et occasum signorum utiliter ac probabiliter demonstraret, rerum naturas dispositis insinuavit instituitque in signorum comprehensione. Nam tempore nocturno ardentibus stellis operam dabat agebatque ut eas in muridi regionibus diversis obliquatas tam in ortu quam in occasu notarent. Circuli quoque qui a grecis paralleli, a latinis aequistantes dicuntur, quos etiam incorporales esse dubium non est, hac ab eo arte comprehensi noscuntur. Effecit semicirculum recta diametro divisum. sed hanc diametrum fistulam constituit, in cujus cacuminibus duos polos boreum et austronothum notandos esse instituit. Semicirculum vero a polo ad polum XXX. partibus divisit. Quarum VI. a polo mensuris distinctis fistulam adhibuit, per quam circularis linea arctici signaretur. Post quas etiam V. diductis fistulam quoque adjecit, que aestivalem circulationem indiceret. Abinde quoque IV. divisis fistulam identidem addidit, unde equinoctialis rotunditas commodaretur. Reliquum vero spatium usque ad notium polum eisdem dimensionibus distinxit. Cujus instrumenti ratio in tantum valuit, ut ad polum sua diametro directa ac semicirculi perductione superius versa, circulos visibus inexpertos scientiae daret atque alta memoria reconderet. Sed hoc ad circulos intellectibiles. Quanto etiam studio errantium siderum circulos aperuerit dicere non pigebit. Qui cum intra mundum ferantur et contra contendant quo tamen arteficio viderentur, scrutanti non defuit. Inprimis enim speram circularem effecit, hoc est ex solis circulis constantem. In qua circulos duos, qui a grecis coluri, a latinis incidentes dicuntur, eo quod in sese incidant complicavit. Inquorum extremitatibus polos fixit. Alios vero V. circulos qui a grecis paralleli, a latinis aequistantes dicuntur, coluris transposuit, ita ut a polo ad polum XXX partes sperae medietatem divideret. Idque non vulgo neque confuse. Nam de XXX. dimidie sperae partibus a polo ad primum circulum VI. constituit. a Primo ad secundum V; a secundo ad tertium IV.; a tertio ad quartum identidem IV; a quarto a quintum similiter V; a quinto usque ad polum VI. Per hos quoque circulos eum circulum obliquavit, qui a grecis loxos vel zone, a latinis obliquus vel vitalis dicitur eo quod animalium figuras in stellis contineat. Inter hunc obliquum errantium circulos miro artificio suspendit. quorum absidas et altitudines, a sese etiam distantias efficacissime suis demonstravit. Quod quemadmodum fuerit, ob prolixitatem hic ponere commodum non est, ne nimis a proposito discedere videamur. Fecit praeter hec speram alteram circularem inter quam circulos quidem non colocavit, sed desuper ferreis atque aereis filis signorum figuras complicavit auisque loco fistulam trajecit, per quam polus coelestis notaretur, ut eo perspecto, machina coelo aptaretur. Unde et factum est, ut singulorum signorum stellae singulis hujus sperae signis clauderentur. Illud quoque in hac divinum fuit, quod cum aliquis artem ignoraret, si unum ei signum demonstratum foret, absque magistro caetera per speram cognosceret. Inde etiam suos liberaliter instruxit. Atque hec actenus de astronomia. In geometria v ro non minor in docendo, cui nihil ante Galliae scriptum habebant, quantus labor expensus sit, sermo impar dicere non sufficeret. Cujus introductioni abacum i. e. tabulam dimensionibus aptam opere scutarii effecit. Cujus longitudini in XXVII partibus diducte novem numero notas omnem numerum significantes disposuit. Ad quarum etiam similitudinem mille corneos effecit caracteres, qui per XXVII. abaci partes mutuati cujusque numeri multiplicationem sive divisionem designarent, tanto compendio numerorum multitudinem dividentes vel multiplicantes, ut pro nimia numerositate potius intelligi quam verbis valerent ostendi. Quorum scientiam qui ad plenum scire desiderat, legat ejus librum, quem scribit ad Constantinum Grammaticum. Ibi enim haec satis habundanterque tractata inveniet.

Bewundern wir, mit welchem Aufwande von Geiſt und Thätigkeit die Wiederherſtellung verloren gegangener Wiſſenſchaft vor ſich ging! Es war natürlich, daß der Ruf eines ſolchen Lehrers bald die engen Gränzen des Frankenreichs überragte, nach Deutſchland wie nach Italien drang, die Anzahl der Zuhörer mit jedem Tage ſtieg und die berühmteſten Lehrer um ihren Ruf beſorgt zu werden anfiengen. Zu dieſen gehörte Otrich zu Magdeburg, deſſen Gelehrſamkeit den Hof Kaiſer Otto's II. verherrlichte, deſſen Streit mit Gerbert der Verf. jedoch, als eine Sage und wegen mathematiſcher Behauptungen entſtanden anführt. Die Sage iſt aber nicht nur hiſtoriſche Thatſache, wie ſie denn auch von Hugo Flav., aus welchem der Verf. ſchöpfte, als ſolche angeführt wird, ſondern zugleich auch von nicht geringem Intereſſe für die Kenntniß des Standpunktes damaliger Wiſſenſchaft. Otrich hatte von Gerberts Eintheilung der Wiſſenſchaften gehört und

brannte vor Begierde, Näheres darüber zu erfahren. Er betrieb deshalb bey den Seinen, einen der Ihrigen nach Rheims zu schicken, der bey Gerbert studiren und die neue Lehrweise dann bekannt machen sollte. Dieß geschah; der neue Schüler faßte aber mehrere Eintheilungen anders auf, als Gerbert lehrte, und hinterbrachte unter Andern, Gerbert ordne die Mathematik der Physik, wie die Gattung der Art unter, während jener beyden Wissenschaften als gleich und coäv hinstellte. Auf diese Weise erhielt Otrich ein Schema der Eintheilungen Gerberts, welches ihn bey näherer Untersuchung zu dem Ausspruche verleiten mußte, Gerbert verstünde nichts von philosophischen Dingen, am wenigsten aber von dem Verhältnisse des Göttlichen zum Menschlichen, ohne dessen tiefere Erkenntniß man gar nicht philosophiren könne. Diesen Ausspruch wiederholte er selbst vor Kaiser Otto II., welcher Gerbert öfters gesehen und seinen Disputationen beygewohnt hatte, und deshalb nicht wenig wünschte, von Gerbert selbst Aufschluß über diese Dinge zu erhalten. Nun geschah es, daß Erzbischof Adalbero das Jahr darauf mit Gerbert nach Rom zog und zu Pavia mit dem Kaiser zusammentraf, in dessen Gefolge sich auch Otrich befand. Kaiser Otto empfieng die beyden Pilger mit großer Ehre und ließ sich von ihnen zu Schiffe nach Ravenna begleiten. Hier befahl er in dem kaiserlichen Pallaste eine große Disputation zu halten, zu welcher der Metropolitan von Rheims, der Abt von Montier — en — Der, Gerbert, Otrich und auch eine Menge von Scholastikern zusammenkamen. Der Kaiser hatte aber Otrich besonders aufgetragen, er sollte Gerbert unversehens mit seinen Streitsätzen angreifen und sich selbst so verhalten, daß er ohne selbst strittige Sätze zu lösen, viele solche hinwürfe und den Gerbert zur Gegenrede reize, um ihn desto leichter zu umstricken.

Der Kaiser eröffnete selbst die Disputation mit einer Rede, in welcher er auf den Nutzen hinwies, welchen die Wissenschaft durch den Ideenaustausch gewänne, und dann die Versammlung aufforderte, ein Schema der Eintheilung der Dinge zu untersuchen, welches ihm in den verflossenen Jahre zugekommen sey. Sogleich erklärte dieses Otrich für das, welches Gerbert seinen Zuhörern vorlege. Als aber dieser es näher besichtigte, erklärte er es für eine Verfälschung seines eigenen Systems, nach welchem Mathematik, Physik und Theologie als derselben Art subordinirt dargestellt werde. Da ihn nun Otrich aufforderte, seine Eintheilung weiter auszuführen und auch die Gründe derselben anzugeben, so entspann sich hierauf eine Disputation, welche sich allmählig von dem ersten Streitpuncte immer mehr entfernte, und auf den Grund der Philosophie selbst übergieng, welchen Gerbert darin erkannte, daß wir aus ihr Göttliches und Menschliches kennen lernten, und die endlich gegen Sonnenuntergang von dem Kaiser geschlossen wurde, nachdem die dialectische Gewandtheit Gerberts, wenn auch nicht einen Sieg über seinen Gegner errungen, doch sich im Verbande mit seiner ungemeinen Gelehrsamkeit auf's Glänzendste gezeigt und ihm neuen Ruhm erworben hatte. *) Mit reichen Geschenken entließ hierauf der Kaiser Gerbert mit dem Erzbischofe von seinem Hofe; sonderbarer Weise erwähnt aber Richerius weder hier noch an einer andern Stelle der Verleihung der Abtey Bobbio, welche Gerbert doch vom Kaiser Otto II. erhielt.

*) Der Verf. scheint S. 63. diese Disputation in das Jahr 982 setzen zu wollen, da er sagt, es sey Otrich wahrscheinlich durch eine 981 erlittene Kränkung zum Angriffe Gerberts gereizt worden. Diese Kränkung, welche im Uebergehen Otrichs bey der Besetzung des Erzstiftes Magdeburg bestand, scheint ihm aber in Folge dieser Disputation widerfahren zu seyn, welche aller Wahrscheinlichkeit nach im Späthherbste des Jahres 980 vorgefallen ist, da Kaiser Otto II. nur in diesem Jahre von Pavia nach Ravenna ging, wie uns deutlich im Richerus erzählt wird, (cf. Böhmers Kaiserurkunden S. 51: (ad a. 980) 5 Dec. Papiae palatio. 25 Dec. Ravennae.)

Da in dieser Beziehung die Briefe Gerberts vielen Aufschluß geben, so führt der Verf. die Erzählung nach den daraus stammenden Nachrichten weiter und berichtet die Schwierigkeiten, welche Gerbert in der Würde eines Abts umgaben und ihn endlich zwangen nach dem Tode Kaiser Otto's II. Italien zu verlassen und nach Rheims zurückzukehren.

Da der Verf. hierauf zur Beschreibung der Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Tode Kaiser Otto's II. kömmt, ein Abschnitt, welcher zu den dunkelsten in der ganzen Geschichte der sächsischen Kaiser gehört, so wollen wir hier wieder zu Richerus zurückkehren, durch welchen das Dunkel fast vollkommen zerstreut wird.

(Fortsetzung folgt.)

Traditions tératologiques ou récits de l'antiquité et du moyen âge en Occident sur quelques points de la fable du merveilleux et de l'histoire naturelle, publiés d'après plusieurs manuscrits inédits grecs, latins et en vieux français. etc.

(Schluß.)

Das Manuscript selbst führt indeß keinen Titel. Der Verf. hielt sich für berechtigt den eben genannten zu wählen, weil er der Natur und der Disposition des Gegenstandes angemessen, und weil in der ersten Abtheilung desselben hauptsächlich das Wort Monstrum, in der letzten Bellua gebraucht ist. Der Verf. dieses Traktats mochte in dem sechsten Jahrhundert gelebt haben. In der ersten Abtheilung desselben, de Monstris, kommen vor Riesen, Faunen, Orpheus, Sirenen, Cyclopen, Androgynen, Astomen, Acephalen, Dracontopoden, u. s. w. In der zweyten, de Belluis, Löwen, Elephanten, Tieger, Cerberus, goldhütende Ameisen, zweyfüssige Pferde u. s. w.

Die zweyte Urkunde (331 — 376) hat die Aufschrift: Lettre d'Alexandre le grand à Olympias et à Aristote sur les prodiges de l' Inde. D'après les manuscrit grecs de la bibliothèque du Roi NO. 113 du supplément et 1685 de l'ancien fonds; avec la traduction francaise. Dieser angebliche Brief Alexanders des Großen an die Olympias und an Aristoteles, auf welches Schreiben sich häufig der Verf. des vorigen Manuscripts bezieht, war im Mittelalter weit verbreitet, und stund, als dem Geschmack des Zeitalters wegen der wunderbaren Fahrten und Abentheuer, die der gefeyerte König in Indien zu bestehen hatte, zusagend, in großem Ansehen. Seit den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst wurde deßhalb auch dieser Brief für würdig des Druckes erachtet, doch erschien er nur in Uebersetzungen, nicht im griechischen Text, den der Verf. hier zum erstenmal nach griechischen Manuscripten des Pseudo-Callisthenes mittheilt, und ihn mit einer französischen Uebersetzung begleitet.

An diese Urkunde schließt sich unmittelbar die dritte (S. 377 — 438) an: Merveilles d' Inde, par Jehan Wauquelin. D'après le manuscrit francais de la Bibliothèque du Roi No. 7518. Dieses in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßte Manuscript ist außer seiner teratologischen Bedeutung auch noch für die Kenntniß des ältern Französischen wichtig.

Zur Ergänzung der zweyten Abtheilung (de Belluis) der ersten Urkunde dient die vierte (S. 438 — 568): Proprietez des Bestes qui ont magnitude, force et pouoir en leurs brutalitez. Extraits de l'ancien manuscrit de Saint-Germain-Des-Prés No. 138. Dieser Titel ist eine Umschreibung, welche vollkommen das ausdrückt, was der Verfasser des Traktats de Monstris et Belluis unter dem Namen Belluae versteht. Vorliegendes viertes Manuscript, welches 1512 geschrieben wurde, ist nicht vollständig, sondern nur im Auszuge, dieser aber in seiner alten Form mitgetheilt.

Diese vier handschriftlichen Documente, nämlich der Tractat, de Monstris et Belluis, der griechische Brief Alexanders über die Wunder Indiens, der Bericht von Wauquelin über denselben Gegenstand und die Auszüge über die ungeheuren Thiere, begreifen in sich die Vorstellungen, welche das griechisch-römische Alterthum und das Mittelalter hinsichtlich der animalen Teratologie hatte. Sie sind der Text, an welchen sich die ausführlichen Commentare des Verf. anschliessen, zu deren weiteren Prüfung Ref. mit dieser Anzeige veranlassen möchte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

Ihm zufolge (fol. 1.) wandte sich Herzog Heinrich von Bayern, des unmündigen Otto's III. Groß-Oheim, in seinem Bestreben, die Krone der Deutschen auf sein eigen Haupt zu bringen, an König Lothar von Frankreich, und schickte deshalb Gesandte an diesen ab, denen der König, wenn er zustimme, das eidliche Versprechen gemeinsamer Verfahrungsweise ablegen sollte. König Lothar that es; die Gesandten schworen im Namen H. Heinrichs und beyde Fürsten versprachen sich zugleich, an einem bestimmten Orte am Rheine zusammenzukommen. König Lothar kam auch wirklich mit seinem Heere durch Belgien (Lothringen) dahin und wurde so seines Eides ledig. Herzog Heinrich aber, welcher besorgte, die deutschen Fürsten möchten glauben, er wolle den französischen König in das Reich einführen, blieb aus, und machte sich dadurch des Treubruchs schuldig. Als dann der König unverrichteter Dinge zurückkehren wollte, fand er die Strasse von den Belgiern (Lothringern) abgegraben oder durch Verhaue versperrt; sein Heer ward, wo die günstige Lage auf Seite der Belgier war, von diesen angegriffen und nur nach hartnäckigem Kampf gelang es den französischen Rittern, sich den Weg in die Heimath zu eröffnen. Als nun aber König Lothar die Lage Deutschlands und Belgiens überdachte, dessen König ein Kind war (nullo regis imperio tenebatur), so beschloß er, den Versuch zu machen, sich Belgien (Lothringen) zu unterwerfen. Er theilte vorerst seinen Entschluß den mächtigen Grafen Odo und Heribert mit und gewann sie, indem er ihnen die Besitzungen gab, welche ihre erst vor Kurzem kinderlos verstorbenen Oheime besessen hatten. Ja sie schworen ihm sogar, so lange in Belgien verweilen zu wollen, bis sie es entweder mit Gewalt erobert haben oder die Belgier sich selbst in die Hände des Königs übergeben würden. Nachdem der König von ihnen dafür nicht blos das eidliche Versprechen, sondern auch Geiseln empfangen hatte, rückte er mit dem Heere vor Verdun, mit welchem nach dem Rathe der Grafen der Anfang gemacht werden sollte. Nach achttägiger Gegenwehr ergab sich die Stadt, worauf der König zu ihrer Bewahrung seine Gemahlin zurückließ; er selbst begab sich nach Laon und entließ sein Heer, obgleich dasselbe aus Liebe zu ihm sich zu einem neuen Zuge bereit erklärte. Während nun der König zu Laon berathschlagte, ob er den Krieg fortsetzen oder von Verdun aus die Belgier auf friedliche Weise für sich zu gewinnen suchen solle, bemächtigten sich der Herzog Theodorich, die Herren Godefrid, Sigefrid, Bardo und Gozilo durch raschen Ueberfall von Seite des Kaufhauses Verdun's, und versorgten es sogleich mit allen Nöthigen, eine ernsthafte Belagerung auszuhalten. Auf die erste Nachricht von dem Verluste der Stadt versammelte König Lothar sein Heer und zog mit 10000 Streitern dahin. Mit großer Erbitterung bestürmten die Franzosen die Stadt und begannen sodann eine re-

gelmäßige Belagerung, welche aber gleich wenig fruchtete, bis, als der König verwundet worden war, die Wuth der Franzosen jedes Hinderniß besiegte, die Maschinen der Belagerten zerstörte, den Muth der Vertheidiger lähmte und dadurch die Stadt zur Uebergabe zwang. Die Fürsten Belgiens wurden den französischen Großen zur Verwahrung übergeben; doch befahl der König, sie nach einiger Zeit wieder frey zu lassen, (sed et congruo tempore reddendos mandavit). Als nun der König auf's Neue dachte, die Marken seines Reiches zu erweitern, befiel ihn im Spätherbste desselben Jahres eine heftige Kolik, welche im 68 Jahre seines Alters seinem Leben ein Ende machte.

So waren die Verhältnisse, in welche des nunmehrigen Abt Gerbert's Wirken fiel und nach welchen die Erzählung des Verf., der nur Eine Einnahme von Verdun durch König Lothar zu kennen scheint, sowie aber auch die Meynung berücksichtigt werden muß, daß es Gerberts Verdienst sey, daß Lothar nicht die Parthey Heinrich's ergriff. (S. 68 und 69). — Der Verf. schildert nun die Thätigkeit Gerberts in den Angelegenheiten des unmündigen König Otto's, vielleicht die glorreichste Epoche in seinem Leben. So umsichtig aber Hr. Hock hiebey im Allgemeinen verfuhr, so scheint ihm dennoch Einiges entgangen zu seyn, was zur genaueren Kenntniß der damaligen Verhältnisse berichtigt werden muß.

Hierzu gehört vor Allem Gerbert's 111ter Brief*) welchen der Verf. zwar S. 76 anführt, jedoch ohne seinen gegen Deutschland entschieden feindseligen Inhalt näher anzuführen. Denn nicht nur bittet darin König Hugo, für welchen Gerbert diesen Brief schrieb, die Kaiser Basilius und Constantin um „eine Tochter des heiligen Reiches" zur Gemahlin seines Sohnes, des König Roberts, wie der Verf. auch bemerkte; sondern der König der Franzosen setzt den griechischen Kaisern auch weitläufig auseinander, welcher Vortheil ihnen aus einer Verbindung mit Frankreich würde, indem er sodann verhindern wolle, daß weder Franzosen noch Deutsche das oströmische Reich ferner beunruhigten. (et enim nobis obstantibus nec Gallus nec Germanus fines lacesset Romani Imperii). So alt und in der Stellung der Dynastie Capet begründet, ist die Verbindung Frankreichs mit Constantinopel. Es wäre jedoch zu wünschen, daß auch andere deutsche Historiker, welchen, wie den engherzigen Prälaten des zehnten Jahrhunderts, Kaiser Otto III. nicht deutsch genug war, aus diesem Briefe die Nothwendigkeit einsähen, welche den Kaiser später bewog, auch um die Hand einer griechischen Princessin zu werben.

Eben so hätte Rec. gewünscht, die Beschuldigung, welche Herzog Carl von Lothringen gegen die Wittwe König Lothars, die Königin Emma und den Bischof Adalbero von Laon über Ehebruch erhob, anders erwähnt zu finden, als von dem Verf. geschah, welcher sie noch vor dem Ueberfall von Laon S. 73 erzählt, während aller Wahrscheinlichkeit nach diese Beschuldigung erst nach demselben, im Jahre 987 oder 988 öffentlich erhoben wurde, wenn nicht vielleicht noch später, wie aus einer Stelle Richers hervorgehen dürfte, welche leider bey dem Binden des Codex zum Fragmente gemacht wurde. Sie findet sich fol. 35. b. mitten in der oben von uns mitgetheilten Erzählung der literarischen Wirksamkeit Gerberts:

„Eodem tempore (?) E. R. (Emma Regina) et ad. L. ep. (Adalbero Laudunensis Episcopus) infames stupri criminabantur. Id tamen latenter intendebatur, nullius manifesto intentionis teste. Sed quia suppresse dictum ad omnium aures devenerat, episcopis visum est, id esse discutiendum, ne frater et coepiscopus eorum infamiae tantae subderetur. a supradicto g (Gerberto?!) metropolitano collecta est episcoporum synodus apud

*) Bouquet ep. 47. X. p. 400.

*) Uebrigens möchte dieser Brief aus manchen Gründen, zu welchen vor Allem die Jugend K. Roberts gehört, erst in die Zeit zu setzen seyn, welche Gerbert an dem Hofe König Hugo's zubrachte.

sanctam magram, locum Remorum disoesaneum considentesque et quaequae utilia pertractantes...

Der Verf. fährt darauf fort, die Wahl Arnulfs, König Lothars unebenbürtigen Sohns zum Metropolitan von Rheims an die Stelle des von Adalbero selbst zu seinem Nachfolger bezeichneten Gerberts zu erwähnen; er schildert die Thätigkeit Gerberts unter dem neuen Metropoliten und geht dann auf den für die letzten Sprößlinge der Carolinger so verhängnißvollen Verrath von Rheims an Herzog Carl von Lothringen über. Auch in dieser Beziehung bietet uns Richerus so viele neue Nachrichten dar, daß wir mit Umgehung der Erzählung des Verfassers auf diesen zurückgehen müssen. Auch Richer verhehlt nicht, daß Hugo Capet und sein Geschlecht auf unrechtmäßige Weise in den Besitz der französischen Königskrone gekommen waren. Aber der Großherzog, schon unter Lothar und dessen Sohn Ludwig der mächtigste Mann im Frankenreiche, hatte eine Klage gegen den Metropoliten von Rheims über Begünstigung Kaiser Otto's II. in dessen Kriegszüge gegen die Franken, unmittelbar nach dem Tode K. Ludwigs, welcher vor Untersuchung dieser Sache gestorben war, durch das Ansehen seiner Person niedergeschlagen und sich dadurch den Metropolitan so sehr zum Freunde gemacht, daß dieser die zum Leichenbegängnisse K. Ludwigs in Compiegne versammelten fränkischen Großen beredete, dem Großherzoge Hugo eidlich zu versprechen, sie wollten vor einer neuen Versammlung sämmtlicher fränkischer Fürsten, die Königswahl auf keine Weise betreiben. Als diese auseinandergegangen waren, begab sich H. Carl zu Adalbero nach Rheims und bat den Metropolitan um seine Hilfe zur Einsetzung in das Erbreich seiner Ahnen. Adalbero aber warf ihm vor, er habe sich immer mit eidbrüchigen und kirchenräuberischen Leuten umgeben und brach, als Karl erwiderte, er wolle die Seinigen nicht verlassen, mit den Worten ab, er könne hiebey ohne die Beystimmung der Fürsten nichts thun. Karl ging nun

nach Lothringen zurück. Als sich dann die fränkischen Fürsten zu Senlis versammelt hatten, eröffnete Adalbero die Verhandlungen mit einer Rede, in welcher er auf die Lage des Reichs und die Nothwendigkeit hinwies, einen kraftvollen König zu erwählen, nicht aber Karln, bey welchem kein Glaube herrsche, (quem fides non regit, torpor enervat) der selbst blöde sey und sich nicht gescheut habe, einem fremden Könige zu dienen und die Tochter seiLehensmannes zur Frau zu nehmen. Wie könne sich der Großherzog (Hugo) von einem solchen, wie vor dessen Gemahlin beugen? Wollten sie einen tüchtigen Fürsten haben, so sollten sie diesen wählen; wollten sie das Gemeinwesen zu Grunde richten, so sollten sie Karln zum Könige machen. Einstimmig wurde auf diese Empfehlung Hugo von den Fürsten zum Könige erwählt und am 1. Juny (so Richerus; doch scheint dieß von einer neuern Hand hineingesetzt worden zu seyn, da der 3te July, welchen andere Schriftsteller und auch Hr. Hock angeben, wahrscheinlicher ist) zu Noyon (Hr. Hock hat unrichtig Nyon) von dem Erzbischofe von Rheims und andern französischen Bischöfen zum Könige gekrönt.

(Fortsetzung folgt).

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826 von Dr. J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von A. Rengger. Aarau, 1835. XXXXVI. und 495 Seiten in 8. mit einer Landkarte und 5 Tafeln Abbildungen.

Wenn unsere Blätter erst gegenwärtig zu einer Anzeige von Renggers Reise nach Paraguay kommen, so ist diese Verspätung durch blos zufällige Umstände, keineswegs aber durch eine Geringschätzung derselben veranlaßt worden. Im Gegentheil, diese Beschreibung erscheint uns für die Kenntniß des südlichen Amerikas von großer Bedeutung, da sie uns über ein Land Aufschluß

giebt, das in letzterer Zeit durch die Willkühr eines Despoten allen Ausländern, selbst den Nachbarn, verschlossen worden ist. Leider konnte der Vers. nicht mehr die letzte Hand an die Ausarbeitung legen; in der Blüthe seiner Jahre übereilte ihn unerwartet schnell ein frühzeitiger Tod, so daß Verwandte und Freunde die Herausgabe des vorliegenden Werkes besorgen mußten. Mit besonderem Danke erkennen wir es an, daß die Herausgeber uns in der Einleitung mit der Lebensgeschichte Renggers bekannt gemacht haben, und wir beginnen daher auch damit, zuerst die wichtigsten Momente aus derselben hervorzuheben.

Rengger ward 1795 zu Baden in Aargau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. An Ostern 1814 bezog er die Universität Tübingen, wo er sich dem Studium der Naturwissenschaften und Heilkunde widmete. Mit welchem Eifer und Erfolge er sich den ersteren hingab, davon zeugt seine akademische Probeschrift: „Physiologische Untersuchungen über die thierische Haushaltung der Insekten"; eine der wenigen Dissertationen, welche sich unter dem Schwall der gewöhnlichen akademischen Abhandlungen bemerklich gemacht hat, indem in ihr eine Menge eigenthümlicher Beobachtungen niedergelegt sind. Im Jahre 1811 promovirte er als Doctor der Medicin, und schon im nächsten Jahre verband er sich mit einem Freunde, dem Dr. Longchamp aus dem Waadtlande, zu einer Reise nach Südamerika, die sie auch alsbald antraten und am 1. Juli 1818 in Buenos-Ayres anlangten.

Die Reisenden beabsichtigten Paraguay zu besuchen und fuhren deshalb den Parana hinauf nach Corrientes. In dieser Stadt kamen sie zu sehr ungünstiger Zeit an, da sie kurz vorher von Artigas, der einige tausend Indianer befehligte, erobert und der rohen Gewalt dieses Gesindels preisgegeben war. Obschon die Reisenden als Ausländer und Aerzte glimpflich behandelt wurden, so konnten sie doch bey dem unruhigen Zustande der Provinz keine größeren naturhistorischen Expeditionen unternehmen, und da zugleich der Hafen von Corrientes gegen Paraguay, wie gegen Buenos-Ayres gesperrt war, so waren sie acht Monate lang in der Fortsetzung ihrer Reise gehemmt. Endlich zogen die Indianer ab, und der Verkehr mit Paraguay war dadurch wieder hergestellt. Die beyden Reisenden ergriffen deshalb die erste Gelegenheit, um sich nach Paraguay einzuschiffen, wo sie auch am 30. Juny in Asuncion, der Hauptstadt dieses Landes und dem Ziele ihrer Reise, ankamen.

Während Rengger und Longchamp in Corrientes nur einen Schauplatz der Anarchie und Verwüstung vor sich sahen, hatten sie von Paraguay, das sie seiner Ruhe und Ordnung wegen überall preisen hörten, so wie insbesondere von dem Beherrscher dieses Landes, Dr. Francia, eine günstige Meynung gewonnen. „Bey den ersten Besuchen aber, welche sie in Asuncion den Personen, an die sie empfohlen waren, abstatteten, erhielten sie Winke über das umsichtige Betragen, das sie zu beobachten hätten, ohne daß man es wagte, in nähere Erklärungen einzutreten. Diese Aufschlüsse wurden ihnen erst von einem seit mehreren Jahren in Paraguay angesessenen englischen Arzte, Dr. Parlet, ertheilt, der ihnen auf jegliche Weise entgegen kam und sie mit dem Charakter und der Regierung des Dictators bekannt machte." Dieser hatte sich allerdings das Verdienst erworben, das Land vor all den Revolutions-Stürmen, welche rings umher die Provinzen verheerten, bewahrt zu haben, aber freylich war es nur die Ruhe des Grabes, welche durch die gewaltsame und blutige Schreckensregierung des Dictators herbengeführt wurde. Zahlreiche Verhaftungen, willkührliche Hinrichtungen und gänzliche Vernichtung seines Handels, hatten bey den Bewohnern eine panische Furcht vor dem unbeschränkten Machthaber erregt. „Unter dem eisernen Scepter dieses Mannes lebten Rengger und Longchamp sechs volle Jahre mit der gesammten Bevölkerung von Paraguay gefangen gehalten, so gut wie wenn ihnen statt eines weiten Landes enge Kerkerzellen zum Gefängniße wären angewiesen worden. Es gehörte, zumal sie als Aerzte mit allen Klassen der Einwohner in tägliche Berührung kamen, ein nicht geringes Maaß von Klugheit dazu, um die argwöhnischen Blicke des Dictators nicht auf sich zu ziehen, was ihnen auch, indem sie sich jeder Art von Einmischung in seine Politik enthielten, vollkommen gelang".

Während Longchamp sich vorzüglich mit Ausübung der Heilkunde befaßte, widmete Rengger seine Zeit mehr naturhistorischen Untersuchungen, und machte mit Genehmigung des Dictators auch verschiedene Reisen ins Innere des Landes. Endlich nach sechs Jahren zeigte sich eine Aussicht zur Erlösung aus der Gefangenschaft. Es hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1825 die englische Regierung dem Dr. Francia die Anerkennung der südamerikanischen Republiken notifizirt, zugleich aber auch für die in Paraguay sich aufhaltenden Engländer die Erlaubniß zur Abreise verlangt. Um nun bey der Freylassung der Engländer nicht das Ansehen zu haben als weiche er der Nothwendigkeit, erlaubte er zu gleicher Zeit einem inländischen Kaufmann mit zwey Brigantinen die Reise nach Buenos-Ayres zu machen. Jetzt, da andere Fremde abreisen durften, hielt Rengger es für den günstigen Augenblick, um gleiche Verwilligung nachzusuchen. Die Antwort des Dictators war: „wir wollen sehen".

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung).

Nun besprach sich aber der neue König mit den Großen wegen Feststellung des Reiches in seinem Stamme und befragte nach ihrem Rathe den Metropolitan von Rheims zuerst durch Gesandte, dann persönlich über die Wahl seines Sohnes Robert zum Könige der Franken. Der Metropolitan antwortete ausweichend, es könnten nicht gut 2 Könige in demselben Jahre ordinirt werden. Nun aber zog der König einen Brief von dem Markgrafen Borellus in Spanien hervor, worin ihm dieser meldete, die Saracenen wären bereits Meister eines großen Theiles des christlichen Spaniens; würde ihm nicht binnen 10 Monaten Hülfe von dem Könige der Franzosen werden, so müsse auch der übrige Theil sich den Ungläubigen ergeben. Nun aber möge der Metropolitan bedenken, setzte König Hugo hinzu, welche Verwirrung in Frankreich entstünde, würde er in dem spanischen Kriege die Beute des Todes werden; es müsse also zur Beruhigung Frankreichs noch ein König gewählt werden. Diesen Gründen widerstand Adalbero nicht länger. Als die fränkischen Fürsten die darauf folgenden Weihnachten zusammenkamen, stimmten auch sie dem Wunsche König Hugo's bey; Robert wurde nun in der Kirche des hl. Kreuzes zu Orleans feyerlich zum Könige gekrönt und erhielt Frankreich von der Maas bis zum Ocean (a Mosa usque oceanum) zu seinem Antheile.

Anstatt aber daß dieses die Hoffnungen Herzog Carls vernichtet hätte, entflammte es ihn nur um so mehr zur Rache. Er versammelte seine Freunde, stellte ihnen mit Thränen im Auge das Unrecht vor, das ihm widerfahren und forderte sie zur Hülfe auf. Sie verhießen ihm dieselbe und Karl bewirkte nun durch Unterhändler, daß Bürger des festen Laon's, die mit ihrem Bischofe wegen der Benützung ihrer Felder zerfallen waren (Adalbero ejusdem urbis episcopus suis civibus plus justo injurias de lege agraria irrogabat), ihm ihre Stadt zu überantworten, eidlich versprachen. Richerus erzählt nun ausführlich, was aus andern Schriftstellern nur in Kürze bekannt ist, wie H. Karl sich glücklich der Stadt an einem Abende bemächtigte, wie Bischof Adalbero auf der Flucht gefangen und vor Karl geführt wurde, der ihn in einen Kerker bringen ließ; wie auch die Königin Emma in des Herzogs Gewahrsam kam, der nun die Stadt mit allem Nöthigen versehen ließ und sich auf eine Belagerung bereitete. (fol. 44.) Als die Könige die Kunde dieser Begebenheit erhielten, überlegten sie, so heftig sie auch über Karl aufgebracht waren, lange, was zu thun sey und zogen dann nach dem sie von der Marne bis zur Garonne ihre Truppen aufgeboten, mit 6000 Rittern zur Belagerung von Laon. Aber bald bemerkten sie, wie fruchtlos bey der vorgeschrittenen Jahreszeit die Belagerung sey und hoben sie zuletzt mit dem Vorsatze auf, sie im Frühjahre wieder zu beginnen. Der Herzog,

der dieß ahnen konnte, dachte um so mehr darauf, dem Feinde jeden Zugang zu der Stadt zu erschweren und ließ Werke an Werke anbringen. Während er aber damit beschäftigt war, gelang es dem Bischof von Laon, Adalbero, welcher bereits gefürchtet hatte, seine Feinde möchten ihn selbst bey dem Könige als Verräther von Laon bezeichnet haben, sich an einem Stricke aus dem Fenster seines Thurmes herabzulassen und zu dem Könige zu kommen, welcher ihn freundlich aufnahm, und mit Anbruch des Frühlings mit 8000 Streitern auf's Neue gegen Laon zog. Richerus beschreibt nun ausführlich die gewaltigen Maschinen, mit welchen K. Hugo die Stadt bedrohte; sie hatten aber bey der festen Lage Laon's noch gar nichts ausgerichtet, als es den Belagerten gelang, die Truppen des Königs zu überfallen, das Lager anzuzünden und den König mit Verlust alles Kriegsgeräthes zur wiederholten Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Gerade um diese Zeit trat ein Ereigniß ein, welches die Lage der Dinge noch mehr zu verwirren drohte.

Der Metropolitan von Rheims, Adalbero, Karls größter Gegner, war von einer heftigen Krankheit befallen worden, und schickte, die Gefahr derselben einsehend, sogleich Gesandte an den König nach Paris ab, er möge nach Rheims eilen, damit Carl sich nicht auch dieser Stadt bemächtige. Ehe der König nach Rheims gelangen konnte, war der Metropolitan auch wirklich gestorben (22. Januar 988., also zwischen der ersten und zweyten Belagerung von Laon, wornach der Verf. S. 77. berichtigt werden muß). Doch gelangte der König an demselben Tage nach Rheims und erhielt von den Bürgern den Eid, ihm Treue zu bewahren und die Stadt zu schützen, wofür er ihnen die freye Wahl eines Erzbischofes zugestand und nach Paris zurückkehrte. Als er daselbst wieder angekommen war, ging Arnulf, König Lothars natürlicher Sohn,

einige Fürsten*) an, sie möchten ihm zu dem Metropolitansitze von Rheims verhelfen; er wolle dann nicht nur seinen Oheim verlassen, sondern auch dem Könige so thätige Hülfe leisten, daß er in Kurzem Laon wieder sein nennen könnte. Auf das Zureden dieser Männer erschien diese Sache auch dem Könige so vortheilhaft, daß er sich auf's Neue nach Rheims begab, die Bürger versammelte, ihnen Arnulf vorschlug und den Vortheil anführte, welchen er selbst und dadurch auch sie durch diese Wahl gewännen. Die Bürger erklärten sich bereit, wenn den König hinlängliche Gründe und Sicherheit dazu bestimmten. Arnulf wurde deshalb vorgeführt und da er über die dem Könige zu haltende Treue nach Aller Wünsche antwortete, von dem Könige und den Fürsten zu dem Kloster des hl. Remigius geführt, wo nach alter Sitte der erwählte Erzbischof von Rheims ordinirt wurde. Hier wandte sich der König zu der Versammlung und sagte: wenn König Ludwig Lothar's Sohn Nachkommen hinterlassen hätte, so wäre es ziemend (dignum) gewesen, daß diese ihm nachgefolgt wären. Da dieß nicht statt gefunden habe, hätten die Fürsten (qui in militari ordine potiores erant) ihn zum Könige erwählt. Da nun von der Linie der Könige Arnulf allein übrig sey und die Fürsten verlangten, er solle, damit seines Vaters Namen nicht in Vergessenheit gerathe, mit irgend einer Ehrenstelle bedacht werden: so solle er schwören, Treue zu halten, die Stadt zu bewahren, nicht nur mit den Feinden (seinem Oheim) keine Gemeinschaft zu haben, sondern diesen selbst Feind zu seyn, und dieß nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich und unter Aussprechung des Fluches über sich selbst, wenn er seinen Schwur nicht hielte, zu versprechen. Von dem schriftlichen Versprechen solle Arnulf ein Exemplar

*) Rich. sagt stipatores; es erhellt aber aus weiter unten, daß es fränkische Große waren, die sich für Arnulf verwendeten, so daß K. Hugo ihnen nachgeben mußte.

dem Könige übergeben, das andere er selbst behalten, damit es, wenn er es nicht hielte, gegen ihn zeuge. Dieß geschah. Als dann dieß dem Könige genügte, verlangten die Bischöfe erst noch, Arnulf solle während der Messe die Eucharistie empfangen und selbst geloben, sie solle ihm zum Verderben gereichen, würde er an dem Könige zum Verräther werden. Auch dieses geschah, obwohl zum großen Unwillen vieler Verständigen, welche, die menschliche Natür kennend, dafür hielten, es sey mit solchen Verpflichtungen gerade der höchste Anlaß sie zu brechen verbunden, und vor einer Darreichung der Eucharistie zum Verderben, und nicht zur Erlösung, zurückbebten. Jedoch Arnulf that so, wie die Könige und die Bischöfe es verlangten und erhielt dann die Ordination. Obwohl nun zu einer solchen Würde erhoben und später auch vom Pabste mit dem Pallium beschenkt, hielt er sich doch für unglücklich, so lange H. Karl, auf welchem die Hoffnung des Wiederaufblühens seines alten Stammes beruhte, der königlichen Würde beraubt war. Selbst aber durch so vielfache Verpflichtungen gebunden, suchte er nun einen Ausweg, durch welchen er Karls Interessen fördern und doch nicht als Verräther (desertor) des Königs erscheinen würde. Er versammelte daher alle Vornehmen seines Sprengels in Rheims, wie zu irgend einem besondern Vorhaben beschickte unterdessen seinen Oheim, er möchte zur bestimmten Zeit Nachts vor Rheims erscheinen, und als dann dieser an die Stadt gekommen war, zog Algerius, ein Priester, auf dessen Treue Arnulf sich vollkommen verlassen zu können glaubte, die Thor-Schlüssel unter dem Kopfkissen des Erzbischofes hervor und ließ das Heer in die Stadt. Bey dem Geschrey und Getümmel, das nun entstand und unter welchem Rheims der Plünderung unterlag, flüchtete sich Arnulf in einen Thurm, wo er sich mit allen denen, die ihm dahin gefolgt waren, in Kurzem dem Herzoge ergeben mußte und nach Laon abgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt).

Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826 von Dr. J. R. Rengger. Aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von A. Rengger. Aarau, 1835. XXXXVI. und 495 Seiten in 8. mit einer Landkarte und 3 Tafeln Abbildungen.

(Schluß.)

Beynahe zwey Monate verflossen, ohne daß weder der Kaufmann, noch Rengger etwas Weiteres erfuhren, so daß dieser bereits die Hoffnung aufgab, bey dieser Gelegenheit Paraguay verlassen zu können, um so mehr, da Francia ihm hatte sagen lassen, daß er ihn an die Spitze der Krankenpflege seiner Truppen stellen würde. Da kommt unerwartet am Morgen des 25. May für den erwähnten Kaufmann der Befehl, um 1 Uhr Nachmittags abzusegeln, und um 11 Uhr erhielten Rengger und Longchamp ihre Pässe. Nach zweyen Stunden also mußten sie bereits an die Abreise gehen, und binnen dieser kurzen Zeit sollten sie ihre Geschäfte ordnen und die Sammlungen packen. Es versteht sich, daß nur das Nothwendigste noch abgemacht werden konnte. Rengger nahm die Gerippe der kleinern, die Schädel der größeren Säugthiere, die Schädel und Füße der Vögel, so wie seine ganze, zum Versenden immer bereite Insektensammlung mit sich, und ließ den übrigen weit größeren Theil seiner Sammlung in den Händen eines französischen Handelsmannes zurück. Aber von dem Zurückgelassenen bekam er nie wieder etwas zu sehen, noch zu hören, und so war er durch die Laune eines Despoten um die Früchte sechsjähriger Anstrengungen zum großen Theile gebracht, ein Verlust, den Rengger sicherlich schmerzlicher empfinden mußte, als die lange Zurückhaltung in Paraguay.

Der Aufenthalt in Amerika war ihm durch das ausgestandene Ungemach so verleidet, daß Rengger mit seinem Freunde unverweilt Anstalt zur Rückreise in die Heimath traf, wo er auch am 16. März 1826 wieder anlangte und zu seinen Verwandten nach Aarau sich begab. Hier erschien im nächsten Jahre von ihm sein: „Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia“. Bey der Unpartheilichkeit der Darstellung erregte diese Schrift große Theilnahme. Wie sie der Dictator aufnahm, erfuhr Rengger, der bis an seinen Tod ohne direkte Nachricht aus Paraguay blieb, nur durch einen in den Times gegen ihn gerichteten Artikel, der die Unterschrift Francia trug und dem Herausgeber mit allen Merkmalen der Aechtheit war zugesandt worden. Da dieser Artikel blos aus pöbelhaften und zum Theil ungereimten Schmähungen

bestand, (wie denn Rengger unter anderm beschuldigt wird, in geheimer Sendung nach Paraguay gekommen zu seyn, um unter dem Deckmantel seines ärztlichen Berufes die Patrioten in Masse zu vergiften), so begnügte sich Rengger, statt aller Widerlegung, das Zeugniß der Einwohner von Paraguay anzurufen, die ja bald, der Freyheit wieder gegeben, zwischen ihm und Dr. Francia richten würden. Der Herausgeber der Times macht bey dieser Gelegenheit aufmerksam auf die Macht, „welche die Presse in den beyden Welttheilen ausübe, indem ein halb barbarischer Despot im Innern von Südamerika genöthigt sey, vor den Schranken der öffentlichen Meynung in Europa zu erscheinen".

Zwey Jahre später gab Rengger seine „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" heraus, ein Werk von ausgezeichnetem Werthe, den es auch zu allen Zeiten behaupten wird. Es zeichnet sich durch klare, scharfe und gewissenhafte Beobachtungen aus, schildert mit musterhafter Genauigkeit den körperlichen Bau dieser Thiere, berücksichtigt ihre hauptsächlichsten anatomischen Verhältniße und stellt in anschaulicher interessanter Weise uns alle hauptsächlichen Momente ihrer Lebensgeschichte vor Augen. Wenn von diesem ganzen Werk auch weiter nichts als die Beschreibung von Cebus Azarae erschienen wäre, diese allein würde hinreichen, um Rengger's eminentes Talent für naturhistorische Beobachtungen zu bewähren, und ihm einen ehrenvollen Rang unter den Zoologen einzuräumen, da durch diese Abhandlung zum erstenmal ein Anhaltspunkt zur Verminderung und Fixirung der Arten unter den amerikanischen Quadrumanen gegeben ist. Wenn man bedenkt, daß ein scharfsinniger Beobachter, wie Azara, bereits über denselben Gegenstand früher geschrieben hatte und daß gleichwohl Rengger noch im Stande war, so viel Neues hierüber mitzutheilen, so wird man seine Leistungen um so mehr zu würdigen wissen.

Nach Vollendung dieses Werkes befaßte er sich mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung. Diese Arbeit gieng jedoch nicht rasch vor sich, da er durch Reisen, durch Ausübung der Heilkunde, besonders aber zuletzt dadurch in der Zeit beschränkt war, daß er die Gräfin von Worcell, die den Sommer in der Schweiz, den Winter in Italien zuzubringen pflegte, als Arzt und Privat-Sekretär begleitete. Mit ihr gieng er im Herbst 1831 nach Neapel, indeß schon im Februar des nächsten Jahres wurde er von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen, die sich zwar wieder in soweit besserte, daß er die Reise nach Aarau unternehmen konnte, allein bald verschlimmerte sich sein Zustand von Neuem, und am 9. Oktober 1832 verschied er. Ihm fiel das herbe Loos, von der Erndte bereits abgerufen zu werden, als er eben erst im Einsammeln der Früchte seiner mühevollen Aussaat begriffen war, und Verwandte und Freunde erzeigen ihm nun die

letzte Ehre, die von ihm noch eingebrachten Garben dem Publikum darzulegen.

Rengger hatte im Plane, eine ausführliche Beschreibung von Paraguay in geographischer, historischer und statistischer Hinsicht zu liefern. Zu diesem Behufe bearbeitete er, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, eine Reihe dahin gehöriger Abschnitte, so wie er dazu zu Hause oder auf seiner Reise in Italien Muße fand. Diese Aufsätze, bis zur letzten Redaktion zum Drucke bereit, fanden sich unter seinen hinterlassenen Papieren und machen das vorliegende Werk aus, das jedoch, nach der Bemerkung des Herausgebers, kaum ein Drittel der von ihm beabsichtigten Reisebeschreibung betragen mag. Mit Recht hat man diese Aufsätze in derselben Sprache abdrucken lassen, in welcher sie von dem Verf. entworfen wurden, da jede Uebersetzung die Eigenthümlichkeit des Originales doch immer mehr oder minder verwischt, und derjenige Theil des deutschen Publikums, für welchen diese Reisebeschreibung bestimmt ist, mit der französischen Sprache hinlänglich bekannt ist. Auf diese Weise sind uns 18 Abschnitte mitgetheilt, denen der Herausgeber noch 2 beygefügt hat, von denen der erstere: „Vermischte Bemerkungen, ethnographischen und naturhistorischen Inhaltes", aus Notizen entstanden ist, welche der Verf. auf fliegenden Blättern, oder als Randnoten in seinem Exemplare von Azara, zum Theil in Amerika, zum Theil in Europa, niedergeschrieben hatte. Der letzte Abschnitt enthält: „Auszüge aus des Verfassers Tagebuche", das leider nicht mehr vollständig aufgefunden wurde.

Haben wir demnach gleich nur Bruchstücke von Renggers beabsichtigtem größeren Werke vor uns liegen, immerhin sind es doch sehr schätzbare Fragmente, die in vielen Beziehungen genügende Aufschlüsse über ein dem Weltverkehr auf längere Zeit entfremdetes Land gewähren. Besonders gilt dieß von den 18 Abschnitten, welche Rengger noch selbst entworfen hat; mit größerer Vorsicht sind dagegen die aus seiner Hinterlassenschaft entnommenen Notizen zu benützen, da sie von ihm zum Theil in der ersteren Zeit seines Aufenthalts in Amerika niedergeschrieben sind, wo er in den dortigen Verhältnissen sich noch nicht so, wie in den späteren Zeiten zurecht gefunden hatte.

Beygegeben sind dem Werke: ein Titelkupfer, Renggers Bildniß enthaltend, ferner 3 Tafeln, meist ethnographischen Darstellungen gewidmet, und zuletzt eine Karte von Paraguay, welche für die Geographie von großem Werthe ist, da hiebey Azara's handschriftliche und bisher nicht publizirte Karten zu Grunde gelegt sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung.)

In Laon führten Oheim und Neffe noch einige Zeit lang den Streit mit Worten fort, bis zuletzt Arnulf dem Herzoge eidlich Treue *) versprach und darauf die Erlaubniß erhielt, nach Rheims zurückkehren zu dürfen. Auf die elbe Art erhielten auch zwey Grafen und Lehensleute Arnulfs (G. et V.) ihre Freyheit wieder; Karl aber hielt nun Laon, Soissons und Rheims mit den dazu gehörigen Städten (oppidis) besetzt.

Als König Hugo Kunde von diesen Vorfällen erhielt, sammelte er sogleich ein Heer von 6000 Mann und bereitete sich, den Herzog so lange in Laon zu belagern, bis dieß in seine Hände fiele. Dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, verbrannte er das Getreide und verwüstete, wohin er kam, Alles mit solcher Wuth, daß er nicht einmal die Hütte einer wahnsinnigen Alten verschonte. Dann rückte er nach Laon; ihm entgegen mit 4000 Streitern Herzog Carl, unter dessen Schaaren, sie anfeuernd und ermunternd sich auch der Erzbischof befand. Als die beyden Heere einander gegenüber standen, zögerte der König ebensowohl als der Herzog, das Zeichen zur Schlacht zu geben, die über das Schicksal der Carolingen entscheiden sollte, bis zuletzt beyde, der Herzog, weil die Anzahl seiner Truppen die geringere, der König, weil seine Sache die schlechtere war, sich ohne Treffen zurückzogen.

Während nun die Sachen so standen, entwarf Adalbero, Bischof von Laon, einen Plan, sich in den Besitz seines bischöflichen Stuhles zu setzen und dem Herzoge, der ihn früher gefangen, die gleiche Unbild zuzufügen. Er sandte deshalb Unterhändler an Arnulf, die diesem vorstellten, Adalbero wolle sich mit ihm, seinem Metropolitan versöhnen und wünschte auch die Freundschaft Carl's zu erlangen; Arnulf möge ihm daher eine Zusammenkunft verstatten. Ohne alles Arg empfing Arnulf diese Gesandtschaft, bewilligte die gebetene Zusammenkunft und ließ sich in dieser vollständig von Adalbero bethören, der ihm des Königs Freundschaft versprach, wenn er ihm die Karls verschaffen wolle und sich selbst, um seinen Worten Glauben zu bereiten, zu allen Versicherungen und Bekräftigungen erbot. So listig hatte aber Adalbero sich zu benehmen gewußt, daß auch der Herzog in die Falle gieng und auf Arnulfs Zureden ihm das Bisthum zurückzugeben versprach, was Arnulf nicht zögerte, dem Bischofe kund zu machen, und ihn selbst aufforderte, so schnell als möglich sich zu ihnen zu begeben. Bereits hatte der Bischof seinen Plan dem Könige entdeckt und diesen mit nicht geringer Hoffnung erfüllt, endlich zum Besitz der wichtigen Stadt zu gelangen, wegen welcher Hugo an den Grafen Otto von Chartres bereits Troyes abgetreten hatte, um nur dessen Hülfe zur Bela-

*) Nur aus einem solchen Spiele von Eiden und Versprechungen, dessen näheres Detail dem Verf. (S. 82 85) unbekannt war, läßt sich der spätere Ingrimm Gerberts gegen Arnulf erklären.

gerung von Laon zu erhalten. Mit geringerer Mühe versprachen jetzt die Umtriebe des Bischofs dieß zu einem glücklichen Ende zu bringen, der den Faden der Unterhandlungen nicht mehr ablassend, sich mit dem Erzbischofe und dem Herzoge besprach und nachdem sie sich unter einander eidlich verbunden hatten, zu dem Könige zurückkehrten, diesen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Arnulf noch sicherer zu machen betrieb Adalbero sogar bey dem Könige dessen Zustimmung zur Wiederaufnahme des Erzbischofes, und Verzeihung seiner Fehltritte, wenn er sich von den ihm vorgeworfenen Beschuldigungen zu reinigen im Stande wäre. Wirklich kam auch Arnulf, von Adalbero bewogen, zu dem Könige, wurde von diesem mit einem Kusse empfangen, und als er sich zu entschuldigen anfing, versicherte jener, es genüge ihm, wenn Arnulf nur künftig unverbrüchliche Treue halten wolle. Er wisse, daß Carl ihm Gewalt angethan habe, daß er diesem nur gezwungen beygetreten sey; er möge nur sorgen, daß er den Verlust von Rheims auf irgend eine Weise wieder gut mache. Könne er nicht wieder in den Besitz der Stadt wie früher gelangen, so solle er wenigstens bewirken, daß Carl sich auch dahin begebe, und nur was er unrechtmäßig sich angeeignet, mit seiner (Arnulfs) Zustimmung besitze. Arnulf versprach dieß alles, wenn er nur des Königs Gnade wieder erlangen und von ihm als Metropolitan geehrt würde. Beydes bewilligte der König und ließ ihn sogar bey Tische zu seiner Rechten und zur Linken der Königin sitzen. Von dieser Zeit an bemühte sich der Erzbischof, seinen Oheim zur Versöhnung mit dem Könige zu bewegen, und begab sich zu diesem Zwecke wieder nach Laon zurück. Ehe ihm aber die wohlgemeynte Absicht gelang, gedieh viel schneller der hinterlistige Plan des Bischofs von Laon zu seinem Ende.

Auch dieser hatte sich von dem Könige nach Laon zurückbegeben, mit seinem Clerus besprochen und dem Herzoge solche Versicherungen seiner Treue gegen Alle gegeben, daß bald in Laon nichts mehr vorging, das ihm unbekannt geblieben wäre. Carln noch sichrer in die Falle zu locken, erbot er sich immer mehr zu neuen Eiden, ja als am Palmsonntag Abends über Tische H. Carl dem Bischofe einen Kelch mit Wein und Brod darreichte und ihn aufforderte, er möchte, wenn er wirklich Treue zu halten gedenke, den Kelch ausleeren; wenn nicht, ihn niedersetzen, und sich selbst das Schicksal Judas des Verräthers ersparen, so ergriff der Bischof, welcher am Morgen Carln und den Seinigen die hl. Communion gereicht und die Palmenweihe vollzogen hatte, den Becher, setzte ihn an den Mund, indem er ausrief, „ich empfange den Becher und will ihn frey austrinken", und als der Herzog hinzusetzte, „und Treue halten," fügte der Bischof noch unter dem Trinken bey „sonst will ich wie Judas untergehen." Nachdem er noch mehrere solcher Verwünschungen gegen sich selbst ausgestoßen und die Gesellschaft sich bereits zur Ruhe begeben hatte, schlich sich der Bischof — denn es war gerade dieß die verabredete Nacht des Ueberfalles — in das Schlafzimmer Carls und Arnulfs, zog unbemerkt die Waffen und Schwerter unter ihren Kopfkissen hervor, und versteckte dieselben. Dann entfernte er unter irgend einem Vorwande den Pförtner, stellte sich mit entblößtem Schwerte unter das Thor und ließ von den Seinigen, die um das Geheimniß wußten, unterstützt, die Feinde herein. So wurden Karl und Arnulf im Schlafe überfallen und ohne Wehr gefangen. Da ihr mir diese Burg entrissen und mich gezwungen habt, wie ein Verbannter davon zu gehen, rief jetzt Adalbero dem überraschten Herzoge zu, werdet ihr nun, freylich mit etwas unähnlichen Schicksale, auch daraus getrieben werden, denn ich bin mein eigner Herr geblieben; ihr aber werdet einem fremden euch beugen müssen. Mit Wuth raffte sich der Herzog aus dem Bette auf, und stürmte obwohl unbewaffnet gegen den Verräther los, ihn seiner Meineide erinnernd; aber eine

Schaar von Bewaffneten drängte ihn auf das Bett zurück und brachte ihn mit seiner Familie und dem Erzbischofe in engen Gewahrsam. Ein zweyjähriger Sohn des Herzogs, auch Carl genannt, wurde allein von einigen Getreuen geflüchtet und entgieng so dem unglücklichen Schicksale seines Hauses. Schnell wurde nun der König von Senlis nach Laon berufen, wo er auf's Ehrenvollste empfangen wurde, und von den Bürgern den Eid der Treue, als wenn sie sämmtlich gefangen worden, und eines andern Rechte verfallen wären, erhielt. Dann kehrte er nach Senlis zurück und hielt daselbst Kriegsrath über den gefangenen Herzog. Zwey Meynungen thaten sich hier vor Allem kund. Die Einen riethen den Herzog gegen eidliche Verzichtung auf jeden Anspruch auf Frankreich für sich und seine Kinder zu entlassen. Andere meynten, er solle so lange verwahrt werden, bis sich zeige, wer sich für ihn verwende, und sich dadurch für seinen Anhänger erkläre. Wäre die Anzahl derselben nur gering, so solle er in Haft bleiben; wäre dieselbe groß, so möge man ihm diesen höhern Rücksichten zufolge entlassen. Diese Meynung behielt die Oberhand und der Herzog wurde daher mit seiner Gemahlin Adelheid, seinem Sohne Ludwig und seinen Töchtern, Gerberge und Adeleidis in das Gefängniß geworfen, das sich für ihn nicht mehr öffnete. In gleichen Gewahrsam wurde auch der Erzbischof, als mit dem Feinde gefangen, der vorausgegangenen Versöhnung ungeachtet, gebracht.

Unter diesen Umständen, deren Kenntniß wir allein dem Richerus verdanken und welche somit dem Verfasser des vorliegenden Buches unbekannt geblieben sind, geschah die in dem Leben Gerberts so wichtige Gefangennehmung des Metropoliten von Rheims. Da der Verf. nach der Erwähnung derselben auf das Conciliabulum von Rheims übergeht, wollen wir ihm, dem Richerus immer zur Seite, dahin folgen.

Es ist merkwürdig, daß dieser der Unterhandlungen, welche mit dem Pabste vor diesem Pseudo-Concil gepflogen wurden, gar nicht erwähnt, sondern nur anführt, da es dem Könige zu Ohren kam, daß einige Freunde Arnulfs über seine Gefangensetzung aufgebracht wären und auch einige Scholastiker bereits schriftlich seine Vertheidigung übernommen hätten, habe er die Bischöfe Galliens und besonders die Comprovincialen (die Diöcesan-Bischöfe von Rheims) zu einem Concil berufen, welches Arnulf entweder wieder einsetzen, oder wenn er sich nicht zu reinigen vermöchte, vollständig verurtheilen sollte (fol. 49.) Von diesem Concil selbst giebt Richer nur einen Auszug der größeren, in der Concilien-Sammlung abgedruckten Acta conciliabuli Remensis (S^{i} Basoli), wobey er jedoch der heftigen Rede des Bischof Arnulfs von Orleans und dessen Invective gegen Rom, welche unstreitig zu dem spätern Umsturze aller Beschlüsse dieser Synode nicht wenig beygetragen hat, gar nicht erwähnt und nur anführt, es sey auf das Dringen der Vertheidiger des Metropolitan's von Rheims geantwortet worden, man habe wegen Schwierigkeit der Reise und der Drohungen der Gegner dem römischen Pabste nichts notificiren können. Aber auch der Verf. umgeht aus einem uns unerklärlichem Grunde diese Rede mit Stillschweigen (Mansi. XIX. p. 131 c.), während er doch S. 92 der in den Acten angegebenen Unterhandlungen mit Rom gedenkt (Mansi. XIX. p. 130) und den hieselbst befindlichen Angaben Glauben schenkt, welche wie Alles, was von französischer Seite über den damaligen Pabst (Johannes XV.) berichtet wird, wie schon Baronius treffend bemerkte, nur unter bedeutenden Modificationen angenommen werden können.

Nachdem nun der Verf. auf das eigentliche Resultat des rheimser Conciliabulums, die Absetzung Arnulfs und die Wahl Gerberts zum Erzbischofe und Metropolitan gekommen, beschreibt er nach den in Gerberts Briefen enthaltenen Nachrichten dessen Thätigkeit in seiner neuen Würde und kömmt dann auf das Ungewitter zu sprechen, das sich nicht lange nachher über diesen zusammenzog. Auch hier gewin-

nen wir wieder durch Richer neue Thatsachen, welche die Lücken in der Kunde dieser Angelegenheiten ausfüllen und das Bekannte wesentlich verändern.

Denn nicht blieb es, wie man bisher geglaubt hat, von Seite der gallicanischen Bischöfe bey der Umgehung des kirchlichen Oberhaupts, einer willkührlichen Auslegung der Canonen und der von einigen Bischöfen geäußerten Invectiven gegen die Kirche zu Rom: als die Bischöfe, welche an dem Conciliabulum Theil genommen hatten, von vielen Seiten Einreden und Widerspruch über ihr Verfahren gegen Arnulf erlitten und auch von dem Papste bereits wiederholte Schreiben darüber eingetroffen waren, hielten sie unter dem Vorsitze Gerberts eine Synode zu Chela,*) deren Acten vollkommen die Gestalt einer Verbrüderung zu Schutz und Trutz in sich tragen und in deren einem Artikel ausdrücklich bestimmt ward, was von dem römischen Pabste gegen die Decrete der Väter angeführt werde, sey als nichtig und ungeschehen zu betrachten, da der Apostel befehle, man solle einen ketzerischen, und mit der Kirche nicht übereinstimmenden Menschen gänzlich meiden. Nur aus einem solchen Rückhalte wie diese Verbrüderung war, ist auch die kecke Sprache zu erklären, welche Gerbert in Bezug auf Rom in dem Briefe an den Bischof Wilderod führte (Hock S. 109,) während zugleich die Ansicht des Verf. über das Motiv der Strenge P. Johannes gegen Gerbert, welcher selbst den Erzbischof von Mainz auf seine Seite zu ziehen hoffte und auf dem Puncte stand, ein Schisma zu erregen, sich dadurch als völlig gehaltlos erweist. Nicht minder möchte diese Synode einen Beweis gegen die Meynung des Verf. liefern, Gerbert sey im Spätjahre 994, also zu einer Zeit, wo es sich vor allem darum handelte, seine Sache in Frankreich durch seine Anwesenheit zu halten und wie er die Seele jenes Bundes von Bischöfen war, je näher die Gefahr von Rom heranrückte, sich ihnen um so weniger zu entziehen, bey König Otto III in Deutschland gewesen. Abgesehen von dem Verstoße, den der Verf. hiebey begeht, indem er den jungen König von sich als Kaiser reden läßt, was Otto erst zwey Jahre nachher wurde, führt er zu einer so gewagten Behauptung auch nicht Einen Beweis an, während auch ohne die oben angeführte Stelle Richer's schon aus der Lage der Dinge hervorgeht, daß der Clerus von Rheims, welcher sich nach dem Verf. seinem neuen Erzbischofe schon Anfang des Jahres 994 zu entziehen begann, dieß erst that, als der römische Abgesandte, den Streit Arnulfs und Gerberts zu untersuchen, das französische Gebiet (Frühjahr 995) bereits betreten hatte. Da uns außerdem gar keine Kunde zugekommen ist, daß K. Otto im Spätherbste 994 in Magdeburg war, wo er doch der bekannten Stelle bey Thietmar gemäß sich aufhielt als Gerbert zu ihm kam; dieß jedoch im Sommer 995 statt fand (cf. Böhmers Regesten ad 995 und Thietmar, der von dem Fürstentage zu Magdeburg spricht), so möchte es wohl keinen Zweifel unterliegen, daß der von dem Verf. erwähnte und Thietmar nacherzählte Aufenthalt Gerberts zu Magdeburg bey K. Otto nach Gerberts Absetzung, welche im July 995 und darauf seine Abreise aus Frankreich statt fand, in den August 995 zu setzen ist. Wie wenig aber für Gerbert, so lange er Erzbischof von Rheims war, der Aufenthalt in Deutschland erwünscht und räthlich war, erhellt auch noch aus Richerus, auf welchen wir jetzt wieder überzugehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Cum a papa romano B (Johanne) abdicatio Arnulfi et promotio Gerberti plurimis epistolarum scriptis calumniarentur etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Fortsetzung).

Während nämlich die französischen Bischöfe jene gegen Rom feindselige Stellung einnahmen, hatten die deutschen Bischöfe, mit richtigem Gefühle in dem Verfahren gegen Arnulph den Keim des Untergangs kirchlicher Freyheit erkennend, den Papst zur ungesäumten Ergreifung ernsterer Maßregeln aufgefordert. P. Johann XV. zögerte daher nicht länger, und sandte den Abt Leo vom Kloster des hl. Bonifacius und Alexius als seinen Legaten nach Deutschland und Frankreich ab. Als dieser nach Deutschland gekommen war, nahmen ihn die Bischöfe ehrenvoll auf, beriethen sich mit ihm über eine zu haltende Synode und schickten dann Gesandte an die Könige der Franzosen ab, mit diesen über Zeit und Ort eines Concils überein zu kommen. Hugo und Robert zeigten sich dem Gesuche willfährig und die Gesandten waren bereits mit günstiger Antwort zurückgekehrt, als sich unerwartet eine neue Schwierigkeit erhob. Es war den Königen hinterbracht worden, die Einmischung der deutschen Bischöfe stamme von dem Bischofe Adalbero von Laon her, welcher im Einverständnisse mit dem Gegner der Könige, dem Grafen Otto von Chartres und Tours, bey dieser Gelegenheit K. Otto von Deutschland nach Frankreich führen, und die beyden Könige daraus vertreiben wollte. Hugo und Robert ließen daher den Bischöfen, welche sich bereits zu dem bestimmten Orte auf den Weg gemacht hatten, sagen, sie könnten daselbst nicht erscheinen, da sie ihre Großen nicht um sich hätten, ohne deren Rath sie weder etwas thun, noch unterlassen dürften. Wollten die Bischöfe dessen ungeachtet das Concil halten, so möchten sie ihre Reise fortsetzen; wenn nicht, zurückkehren. Als nun Adalbero, nicht wissend, daß er bereits angeklagt sey, die Könige ermahnte, dem Legaten entgegen zu gehen, verlangte K. Hugo von ihm, er sollte ihm den jungen Ludwig, Herzog Carls Sohn, den er ihm zur Verwahrung anvertraut hatte, nebst der Burg von Laon zurückgeben. Wie nun der Bischof sich dessen weigerte, beschuldigten ihn die Begleiter des Königs geradezu des Verrathes; er habe Metropolitan von Rheims, Otto Herzog der Franken werden wollen; dieß zu bewirken hätte er die Könige nach Mouson locken wollen, damit sie dort von Otto von Deutschland überfallen würden. Da der Bischof den Plan vereitelt sah, den er mit so vieler Hinterlist geschmiedet hatte, verstummte er; einer seiner Lehensmannen, der ihn vertheidigen wollte, wurde vom Grafen Landrich an den Bischof gewiesen, der nun selbst seine Schuld gestand und auf Befehl der Könige verhaftet wurde; seine Lehensmannen mußten dem Könige schwören.

So erscheint also ein neuer Gegner Gerberts, von welchem die Geschichte bis jetzt nichts wußte, dessen Pläne und Intriguen aber nicht wenig beygetragen hatten, die Sorgen und den Kummer zu

vermehren, von welchen Gerberts Briefe aus dieser Periode vielfache Kunde geben.

Die deutschen Bischöfe waren unterdeß nach Mouson gekommen, welches der König zum Versammlungsort für ein Concil bestimmt hatte; von den französischen Bischöfen, welchen die Könige verboten hatten, dahin zu gehen, war nur Gerbert erschienen. Der Bischof Haimo von Verdun eröffnete das Concil, indem er darauf hinwies, wie oft P. Johann XV., von welchem man bis jetzt immer geglaubt hatte, er habe sich in Betreff Arnulfs in kaum zu rechtfertigendes Stillschweigen eingehüllt, die französischen Bischöfe ermahnt habe,*) sich zu versammeln und den Streit von Rheims zu schlichten; endlich habe er deshalb den gegenwärtigen Abt Leo mit einem besondern Schreiben, das aber Richer übergeht, hieher gesandt. Das übrige ist bereits bekannt und es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß die zu Mouson versammelten Bischöfe nicht plötzlich, als die Versammlung schon geendet schien (wie der Verf. S. 117 berichtet), Gerbert aufforderten, sich der priesterlichen Verrichtungen zu enthalten, sondern daß dieß nach gemeinsamem Beschluße und in Auftrag des Papstes selbst geschah, welchem auch Gerbert sich ferner zu widersetzen nicht für gut fand. Das eigentliche Urtheil, wurde aber auf ein Concil verschoben, das 8 Tage nach Johann dem Täufer in dem Kloster des hl. Remigius zu Rheims gehalten werden sollte.

Mit Beendigung dieser Synode, endigt auch die Geschichte Richer's, aus welcher wir freylich nur dasjenige hervorgehoben haben, was uns für die Geschichte Gerberts von besonderem Interesse zu seyn schien, und das Uebrige den Untersuchungen Andrer überlassen müssen. Es genügt aber bey der großen Glaubwürdigkeit seiner Angaben das Wenige, was von uns mitgetheilt wurde, um die ganze frühere Geschichte Gerberts völlig umzugestalten, und den Verf. zu einer neuen Bearbeitung derselben zu nöthigen.

Von nun an in der Beurtheilung des vorliegenden Buches auf die Allen zu Gebote stehenden Quellen beschränkt, sind wir um so eher im Stande mehr auf die Darstellung des Verf. selbst eingehen und auch die Art und Weise zu beurtheilen, wie er diese Quellen benützte.

Wie jedoch — um in der Erzählung fortzufahren — trotz den nicht schlechthin zu verwerfenden Zeugnißen Aimoin's, Hugo's von Fleuri und Thietmar's, Gerbert die erzbischöfliche Würde, ehe er nach Deutschland ging, nicht niedergelegt haben sollte, wie der Verf. S. 118 und 119 zu verstehen gibt, ist schwer zu glauben und von Hrn. Hock auch nicht bewiesen worden. Denn daß gewisse Briefe Gerberts nichts von einer Absetzung enthalten, beweist nichts zur Sache, solange nicht erwiesen ist, daß er diese nach der Rheimser Synode geschrieben habe, von deren Bestand selbst der Anhang zu Aimoin ausdrückliche Erwähnung thut. Gerade aber, daß Abt Leo bereits im September wieder in Deutschland war (S. 119), beweist, daß bis dahin der Hauptzweck seiner Mission erfüllt war, während Thietmar, nach dessen Erzählung, wie wir früher bemerkten, Geberts Anwesenheit in Deutschland mit mehr als Wahrscheinlichkeit in den July desselben Jahres zu setzen ist, ausdrücklich sagt, Gerbert sey a sedibus suis expulsus zu Otto gekommen. Hingegen muß jedoch zugegeben werden, daß Arnulf nicht sogleich, sondern erst nach dem Tode des K. Hugo's wieder eingesetzt wurde und daß das Erzstift bis dahin seines Oberhirten entbehrte, wodurch sodann jene Bedrückungen desselben entstanden, welche der hl. Abbo, Rector von Fleury, in seinem von dem Verf. übersehenen Briefe an P. Gregor V. für die nachtheiligste Folge des ganzen Streites zwischen Gerbert und Arnulf erklärt (Bouquet X. p. 436). Auch daß Gerbert den König auf dem

*) Non semel et bis litteris suggesit, quatenus nobis in unum collectis tantum facinus justa lance utrimque pensaremus. Rich. fol. 55.

Slavenzuge begleitete, ist nichts weniger als unbestreitbar, indem die Stelle auf welche sich der Verf. deshalb stützt, nur sagt, der Kaiser habe inter bellorum discrimina, quae contra Sarmatas parabantur, an philosophische Fragen gedacht, worin, was H. Hock daraus folgert, um so weniger enthalten seyn möchte, als Thietmar ausdrücklich berichtet, womit sich Gerbert während seines Aufenthaltes in Deutschland beschäftigt habe.

Auch sonst noch dürfte Manches erinnert werden; König Otto hielt im Spätherbste 995 keine Versammlung zu Magdeburg, wohl aber feyerte er Weyhnachten in Köln. Die Charakteristik, welche der Verf. auf, Aimoin (vita st. Abbonis) gestützt, von P. Johann XV. macht, bedarf um so mehr einer Modification, als Baronius bereits sehr richtig darauf aufmerksam machte, wie sehr geschieden werden muß, was Schuld des Crescentius und was freye That des Papstes war. Der Bischof Hanno von Worms starb bereits im J. 979 und konnte daher nicht im Jahre 996 den designirten Papst Bruno (Gregor V.) nach Rom geleiten, sondern dieß that der vita st. Adalberti zufolge der Erzbischof Willigis von Maynz, den auch der Verf. anführt, und der Bischof Adelbold von Utrecht (vita prima n. 21). Ferner ist es mehr als unwahrscheinlich, daß Gerbert dem jungen P. Gregor V. als Rathgeber zurückgelassen worden sey (S. 123.); im Gegentheile, da der Papst nach seiner Krönung ein Concil hielt, in welchem die Angelegenheiten von Rheims zur Sprache kamen, und dann fortwährend sich mit diesen beschäftigte, bis er die Wiedereinsetzung Arnulfs durchsetzte, so ist eine solche Annahme sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit. Warum blieb der Verf. nicht lieber bey der einfachen Thatsache stehen, daß Gerbert sich in dieser Zeit theils mit Studien (er schrieb in Italien die Abhandlung über das Verhältniß des Vernünftigen zum wirklichen Vernunftgebrauche) beschäftigte, theils, wie er selbst ausdrücklich schrieb, über ein Jahr lang von Krankheit heimgesucht wurde? Ebenso wenig erhellt auch, welchen Antheil Gerbert an der Bekämpfung des Gegenpabstes Johann (XVI.) gehabt und welche Belohnung er dafür von K. Otto verdient haben sollte (S. 125, 126); eine Annahme welche desto ungegründeter erscheint, als in dem bekannten Diplom P. Gregor's V. an Gerbert als Erzbischof von Ravenna der Papst ausdrücklich erwähnt: er habe ihm diese neue Würde übergeben, *) eine Stelle, die sich alle jene wohl bemerken dürften, welche in Gerbert nur eine Creatur Kaiser Otto's III. sehen.

Wie ungegründet überhaupt solche Annahmen **) sind, würde noch mehr ins Auge gesprungen seyn, wenn der Verf. auf die Lage des Pontificats und Kaiserthums bey dem Tode P. Gregor's V. größere Rücksicht genommen hätte. So kräftig die Regierung dieses Papstes war, so wenig gelang es ihr doch bey der Kürze ihrer Dauer (v. 996 — 999) und bey den vielen Mißbräuchen, die sich damals in die Kirche eingeschlichen hatten, durchgreifende Reformen einzuführen; gerade deshalb ist es aber für den Verfasser der Lebensgeschichte von P. Gregor's Nach-

*) Es ist bereits auch von Andern darauf hingewiesen worden, wie sehr P. Gregor in diesem Diplom Gerbert gegenüber seine eigne hohe Würde geltend macht.

**) Wir können ein Beyspiel nicht übergehen. Bey Gelegenheit des letzten röm. Concils unter P. Gregor erwähnt der Verf. auch, welchen Kampf es Gerbert gekostet haben mochte, den königlichen Censuren gegen K. Robert, seinen ehemaligen Zögling beyzutreten. Nun wissen wir aber aus Quellen, daß K. Robert gar kein Bedenken trug, Gerbert vollständig aufzuopfern, damit die Kirche von seiner unerlaubten Ehe mit Berta Umgang nähme; ja während sich Gerbert (996) in Rom befand und hoffen mochte, durch Gregor V. wieder eingesetzt zu werden, entließ Robert Arnulf aus der Haft nach Rheims und vereitelte so vollständig Gerberts Plane und sehnlichsten Wünsche. Eine psychologische Annahme, welche wie die obige sich auf keine besonderen Quellen stützt, ist daher gewiß höchst willkührlich, unnöthig, und zeigt zuletzt doch nur, wie ganz anders Personen und Verhältnisse waren, als man sich oftmals dieselben vorstellt.

folger nothwendig, in das Detail auch dieses Pontificats einzugehen, um zu zeigen, ob und in wie fern Sylvester II. in den Fußstapfen seines Vorgängers wandelte. Anderseits erklärt vor Allem die Stellung Otto's bey dem Tode P. Gregors sowohl die Wahl Gerberts zum Papste, als auch gar Vieles der damit verbundenen Gestaltungen. Zu gleicher Zeit verlor P. Otto die Pflegerin seiner Jugend, die geliebte Schwester seines Vaters, Mechthilde, Abtissin von Quedlinburg und seinen Vetter, den Papst, dessen unerschrockenes, kräftiges Wirken nach allen Ländern der Christenheit hin ihn vor Allen auf die Stellung hinführen mußte, die dem gekrönten Beschützer der römischen Kirche geziemte. Diese aber erkannt und sich in diesen Schranken frey und kräftig bewegt zu haben, war die, leider zu wenig verstandene Größe Kaiser Otto's III., durch die er aber in dem Frieden, den er der Kirche gönnte, und durch das gemeinsame Bestreben mit ihr weit über jene Kaiser erhoben wurde, welche in dem Streben nach Allgewalt die Ordnung der Kirche zerrütteten und den Dank der Menschheit gewiß nur sehr wenig dafür verdienten. Glich Kaiser Otto III. in dieser Beziehung dem ersten aller christlichen Imperatoren, Constantin, so fehlte ihm auch an dem erfahrnen Gerbert, welcher bey der zu Rom im Januar 999 (Mansi XIX. p. 238) gehaltenen Synode (mit Unrecht setzt der Verf. diese in den May 998 cf. Mansi l. c.), wenn nicht auch bey dem kurz darauf erfolgten Tode des Pabstes anwesend war, um so weniger ein Sylvester, als Gerbert unstreitig von allen uns bekannten Priestern der damaligen Zeit, welche höhere Würden annahmen, zu einem Pabste neben dem jungen und frommen Otto am besten taugte; diese Uebereinstimmung mit dem Kaiser war es aber vorzüglich, und nicht blos die Verehrung, welche Gerbert dem heiligen Sylvester (I.) zollte, warum Gerbert als Pabst sich Sylvester II. nannte.

Der Verf. erwähnt nun unter den ersten Handlungen Gerberts als Pabst auch den Erlaß der Confirmations-Bulle für seinen frühern Gegner Arnulf, welche der gelehrte Jesuit G. Cossart P. Gregor V. zuschrieb. Wir glauben, daß der Verf. hiebey Recht hat und stützen unsere Meynung auf eine Vergleichung des Inhaltes dieser Bulle mit dem des oben erwähnten Briefes des hl. Abbo an P. Gregor V.; der Verf. hat jedoch nicht für gut gefunden, auf diese Controverse Rücksicht zu nehmen, obwohl durch die eine oder die andere Annahme der Inhalt der Bulle nicht wenig bedingt wird. Cf. Mansi XIX. p. 242. Auch möchte hieher der Brief an die Königin Costanza von Frankreich gehören, welcher von Mansi u. a. P. Gregor V. zugeschrieben wird, aber aller Wahrscheinlichkeit nach von Sylvester II. erlassen wurde. Noch mehr jedoch als in dieser Beziehung verdient der Verf. eine Rüge, wenn er jenes lügenhafte decretum electionis Sylvestri II. als ächt und in den Context aufnimmt. Wohl nur wenige erfundene Urkunden tragen den Stempel ihrer Verfälschung so offen an sich, widersprechen so ganz und gar dem Verhältniß der Personen zu einander, dem Geiste und dem Charakter ihrer Zeit als dieses Document. Es ist wahr, daß wir von Otto III. kein Bestätigungs-Diplom für das Patrimonium Petri haben, wie ein solches von seinen Vorgängern ausgestellt wurde; es muß ferner zugestanden werden, daß in einem gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßten Regestenverzeichniß der römischen Päbste, welches sich handschriftlich in der Bibliothek des Vaticans und der Francescani riformati zu Castel Gandolfo befindet, ausdrücklich diese Urkunde unter Sylvester II. erwähnt wird: anderseits ist es aber ebenso wahr, daß, wenn Kais. Otto Schenkungen an den hl. Petrus machte, er diese vor allem unter P. Gregor und nicht unter Sylvester machte, da jener und nicht dieser ihn krönte und kein Kaiser gekrönt wurde, er habe denn zuerst sich gegen die Kirche wie gegen die Römer verpflichtet; in einer solchen Urkunde aber zu sagen, er (Otto) schenke dem hl. Petrus 8 Grafschaften aus Liebe zu Papst Sylvester, (pro amore magistri nostri Domini Sylvestri Papae) ist dem Geiste der Kirche nach eine förmliche Blasphemie, welcher vielleicht Friedrich II., nicht aber Otto III. fähig war.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Kunst und Alterthum in dem östereichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Tschichka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

In dem kurzen Vorwort erklärt sich der Verf. über den inhaltschweren Titel: Kunst und Alterthum, nicht näher; „die vorhandenen Kunstwerke aller Art — in Verbindung mit den Förderungs-Anstalten" wollte er nach den Daten, Kreisen, Provinzen — wie in einer Kunstgeographie — (wir möchten lieber Kunst-Topographie sagen,) „kurz darstellen; dazu bewogen durch die geringschätzige Flüchtigkeit, womit in den neuesten Kunstschriften und Real-Encyklopädien, Oesterreich, sein Italien kaum ausgenommen, den ärmlichsten Machwerken des Auslandes entgegen gewöhnlich behandelt wird." Auch bezüglich auf andere Artikel der südteutschen Provinzen in den Conversations-Lexicis und Handbüchern jener nordischen Fabriken sind, was die kleinliche, eckelhafte Ueberfülle der letzteren an heimischem Hausrath, und dagegen die allzusichtbare Unkunde und Mißachtung in Geschichte, Leben und Kunst der südlichen Länder anbelangt, längst ähnliche Klagen laut geworden. Nicht eine Bereicherung des gegenseitigen Wissens, wie es jene großartige Lexicographie in der zweyten Hälfte des XVII. und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bezweckte und bewirkte, nein! lediglich die schnelle Füllung einiger typographischen Taschen, woran, wie billig, auch die Nachdrucker ihren guten Theil haben, war und ist das auf die Oberflächlichkeit und Polyhistorie der heutigen Conversation sehr richtig berechnete Ziel.

Was nun wieder das vorliegende Werk betrifft, so befaßt sich dasselbe eigentlich mit der sogenannten abbildenden, beschaulichen Kunst, mit der Architektur, Malerey und Bildhauerey (Plastik), wobey jedoch der Begriff Alterthum (Geschichte), dem Verf. viel weniger klar und geläufig zu seyn scheint. Um indessen nicht eines vorlauten Urtheils überhaupt beschuldigt zu werden, wollen wir vorerst an der Hand des Verf. und uns ganz seiner Leitung vertrauend, die nach Kunst und Alterthum geschilderten Landschaften selbst durchwandern, hie und da nur eine Bemerkung, eine bescheidene Frage einschaltend, woraus dann von selbst einige Schlußbemerkungen hervorgehen werden. Die dem Werke zum Grund liegende Idee und die Kunde über den österreichischen Kaiserstaat verdienen immerhin eine nähere Würdigung.

„Die teutsch-illyrischen Länder;" sollte wohl heißen, die teutschen Länder (Oesterreichs, nämlich Unter-, Ober-, Inner-, Vorder-Oesterreich,) und Illyrien. Oesterreich unter der Enns, Viertel unter Wiener-Wald. Wien, die Hauptstadt des Reichs, und seit Maximilian I. die beständige Residenz der erlauchten Herrscher, steht voran; ihr, der kaiserlichen Burg, der Hofbibliothek, dem Hofgarten, dem Gewächshaus, dem Marstall, der Metropolitankirche St. Stephan, der Schotten-Abtey und anderen Kirchen, den hundert Palästen, den öffentlichen Denkmälern; den Donaubrücken, den vielen Sammlungen und Museen, den Zeughäusern,

Gemäldegallerien, die Gallerie ausgezeichneter Hofschauspieler mit begriffen, der Akademie der vereinigten bildenden Künste ꝛc. sind die ersten 56 Seiten gewidmet; wie es scheint, mit sorgfältiger Benützung der zahlreichen Litteratur, welche in neuerer Zeit die Kunst und Künstler der Kaiserstadt behandelt hat; wobey der Verf. oft in das kleinste Detail der Aufzählung, Beschreibung, Dimensionen, Kosten u. s. w. geht. Auch die in diesem Viertel gelegenen: Neustadt (Wiener), Baden mit der Weilburg, Breitensee, Deutsch-Altenburg, Feistriz, Gutenstein, Kl. Heiligenkreutz, Kl. Neuburg, Lachsenburg mit dem Neuschlosse, Schönbrunn u. s. w. sind bezüglich auf Gebäude und Kunstgegenstände wohl bedacht. Bey Fischamend hätte doch der Ursprung des Namens, Mündung der Fischa, bey Heimburg eben so der Erbauer, Heimo, ein bojoarischer Dynast, K. Arnulphs Mundschenk, bey Medling „der alten Grenzveste" hätten abermals die bayerischen Begründer angedeutet werden können.

Viertel ober dem Wienerwalde. Gamming, Kloster Göttweig, Herzogenburg, Lilienfeld, Melk, (wozu vom Capitul. Keiblinger ein Anhang nachgetragen ist,) sind umständlich beschrieben; aber auch da hätte der Gründer und Stifter von Göttweig, Herzogenburg, Seitenstätten, St. Pölten (St. Hippolyt) erwähnt werden sollen. Für den Erforscher des Alterthums wäre es wichtig zu erfahren, daß die Erbauer von St. Hippolyt an der Trasen, und die von der Abtey Tegernsee in Oberbayern, und die von St. Hippolyt bey Weilheim, und die von St. Hippolyt im Pinzgau ꝛc. ein und dieselben Landherren waren. Dafür hätte mancher vergoldete Kelch und manche silberne Monstranze übergangen werden können. Schallaburg, Tuln, Pechlarn, Kl. Erlach, Beilstein, Ardaker, Holenburg, Sachsengang, Waidhofen, Traismauer, Ulmsfelden ꝛc. würden dem Kenner des Alterthums und der Heroen des Mittelalters sehr lohnende Notizen dargeboten haben.

Viertel unter dem Mannhartsberge. Der Verf. wird doch nicht auch an einen h. Mannhart glauben? Es ist hier von des Ptolemäus Luna sylva die Rede.

Groß-Enzersdorf, Stadt. „Die malerischen Ruinen eines Schlosses, das Einige den Templern, Andere den Bischöfen von Freysing zuschreiben." Waren denn nicht diese Bischöfe längst vor den Templern Herren von Enzersdorf?

(Fortsetzung folgt.)

Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. Von Dr. C. F. Hock. Wien. In Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1837. 239. S. 8.

(Schluß.)

Wir haben fast aus dem dreyjährigen Pontificate Pabst Gregor's nur 14 Bullen und von diesen hat sich der bey weitem größere Theil nur in transmontanischen Klöstern erhalten; wir dürfen uns aber um so weniger wundern, wenn mit der gewiß bedeutenden Anzahl der verloren gegangenen auch die Bestätigungs Urkunde Otto's III. verloren ging, indem nur wenige Monate nach der Krönung des Kaisers die Rebellion des Crescentius ausbrach, der, nach dem Besitze des Kirchenstaates lüstern, jedes Andenken an eine kaiserliche Bestätigung desselben für die Kirche zu vernichten gewillt seyn mußte.

Da sich, was die inneren Verhältniße von Rom betrifft, eine Lücke in der Geschichte findet, glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir einen bisher ungekannten Brief des Pabstes an Otto III., wie er sich auf einem besonderen Blatte in dem Codex des Richerus befindet, abdrucken lassen und diesem einen Aufruf des Pabstes an die Römer folgen lassen.

Silvester episcopus servus servorum dei dilecto suo Ottoni cesari semper aug. imperii decus et insuper apostolicam benedictionem.

Multa vobis per Gregorium Tusculanum ob vestram cautelam demandavi, que fama volans pertulit. Sed que nobis apud ortam inter sacra missarum solempnia perveneruut, non leviter accipienda censeo. Hi namque qui servicio nostro nihil praebuerunt, seditionem et tumultum in ecclesia excitaverunt contra eos, qui romana nobis munuscula offerebant offerrique debere ab aliis acclamabant. Inferbuit acrior ira quod quedam paupercula contra suum judicem apud nos conqueri ausa est, quasi illa conquestio ad invidiam comitis esset facta. Itaque inter sancta sanctorum districtis gladiis inter hostium frementium gladios urbe excessimus. Prima que debuerunt nobis esse hospicia, in adventu nostro cum pridie essent stantia disparuerunt. Secunda tales exitus habuerunt. Sed de his alias. Hoc solum nunc si non propter nos saltem propter vos vestrosque precor ut que nostri juris in Sabino a quibuslibet detinente per vestrum nostrumque legatum in nostrum dominium revocentur, ut indigentiam rerum summoveat presens copia fructuum. data prid. id. jun. per omnia honor.

et quum nuper insignia portarum michaelis archangeli in adriano tempore nocturno sublata sint, omissa preceptione apostolica suis locis jubemus ea restitui. Quod nisi abhinc usque ad proximum apostolorum natalem factum esse constiterit, sint sub gravissimo anathemate, qui hoc sacrilegium commiserunt vel qui celando conscii sunt, donec resipiscant et per dignam ementionem satisfaciant. dat. cal. jun.

So sehen wir Pabst Sylvester fast in derselben unglücklichen Stellung zu dem Grafen Gregor von Tusculum, wie seinen Vorgängern zu Crescentius, zugleich aber auch in Ausübung voller souveräner Gewalt in Rom, welche ihm nur die immer rebellischen Römer, nicht aber der Kaiser streitig machten. Wahrscheinlich sind diese Vorgänge in das Jahr 1001 zu setzen und der Belagerung von Tivoli und der darauffolgenden Empörung der Römer gegen den Kaiser unmittelbar vorausgegangen. Wir bedauern, daß der Verf. selbst nicht auf die eben berührten Ereignisse, deren Kenntniß doch für die Geschichte des Pabstes wie im Allgemeinen der damaligen Verhältnisse von so großer Wichtigkeit ist, und die die beste Gelegenheit dargeboten hätten, von dem Plane zu reden, in dessen Realisirung K. Otto das Heil der Kirche sah, mit dessen Mittheilung aber der Verf. viel zu karg gewesen ist, größere Rücksicht nahm, sondern die Belagerung von Tivoli, bey welcher der hl. Romuald eine so große und segensreiche Rolle spielte, in 6 Zeilen, die Belagerung aber, welche der Kaiser im Palatin aushielt und die zu den schönsten Episoden in dieser Geschichte gehört, in 13 Zeilen und also nur ganz im Vorübergehen erwähnt.

Der Verf. geht nun auf den Tod K. Otto's über, beschreibt den Verlust, welchen Gerbert dadurch erlitten und endlich auch dessen Tod, 12. May 1003. Der hierauffolgende Abschnitt enthält eine Recapitulation der Gesammtthätigkeit Gerberts. Mit Recht setzt ihn der Verf. unter die größten Männer, welche je die päpstliche Tiara schmückte. Wir möchten ihn vorzugsweise auch den Mann einer gewissen typischen Bedeutung nennen. Denn während einerseits seine Erhebung auf den päpstlichen Thron genügt, die Meynung des Tages über mittelalterliche Finsterniß in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen, wurde durch diese im Vereine mit dem Pontificat P. Gregors, in welchem seit langer Zeit zum ersten Male eine Reform der Sitten, eine Zurückführung auf die alten Gebräuche der Kirche unternommen ward, christliche Sitte und christliche Wissenschaft in gegenseitiger Durchdringung zur Schutzmauer des Dogma's wiedererhoben und zu einer Zeit, wo nicht geringe Stürme die Grundfesten der Kirche zu erschüttern drohten, nach allen Theilen der Christenheit hin die wirksamste Abhülfe gebracht. So einsam stehen aber beyde Päpste da, scheinbar so losgerissen von aller Verbindung mit der nächsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft, daß es ein mehr als gewöhnliches Detailstudium voraussetzt, alle die einzelnen, vielfach verschlungenen Fäden herauszufinden, welche das von P. Gregor und P. Sylvester begonnene Werk durch die Ungunst der nächsten Zeiten siegreich hindurch zu einer späten, aber desto schöne-

ren Blüthe brachten. Die Vertilgung der Manichäer in Frankreich und der Kampf des französischen Clerus gegen Berengar müssen in mehr als einer Beziehung die Früchte dieser beyden Pontificate genannt werden; anderer, der größeren Bildung des römischen Clerus, ja der Lehrer P. Gregor's VII. selbst, hat bereits der Verf. erwähnt.

Der Verf. hat in dieser Beziehung Studien gemacht, welche zu vielen erfreulichen Resultaten führten; jedoch wir dürfen es nicht verhehlen — fehlt ihm jener sichere Blick, welcher Personen und Gegenstände in ihrem Totalzusammenhange ergreift und sich nicht scheut, auch die Schwächen seines Helden offen zu gestehen; eine Bemerkung, die sich uns um so mehr aufdringt, als Gerbert mit seinem Bestreben doch nur die Eine Seite der Kirche repräsentirt und die Männer der andern, welche, wie der hl. Odilo von Clugny, der hl. Abbo von Fleuri, der hl. Wilhelm von Dijon, der hl. Romuald und so manche Andere fast ebenso sich um P. Gregor V. reihten, wie Fulbert, Adelbold, Leutherich, ꝛc. um die Richtung Gerberts, selbst so ausgezeichnete Persönlichkeiten waren, daß alle Vorzüge Gerberts ihm nur mit Mühe einen Platz in diesem glänzenden Ringe verschaffen, und der Geschichtschreiber P. Sylvesters und seines Jahrhunderts daher um so weniger versäumen durfte, die eine Richtung der andern gegenüber zustellen.

Ueber dieses Versehen, das von Anfang an in diesem Buche herrscht, indem der Verf. so gefeyerte Männer wie eines Bernward von Hildesheim, eines Franco von Worms, welche Kaiser Otto so nahe standen wie nur jemals Gerbert selbst, gar nicht erwähnt — und aus welchem ein Raisonnement hervorging, welches wie S. 157 und 158 gerechtes Bedenken erregt, wäre wohl noch Manches zu erinnern, würde es nicht gerade selbst auf eine Quelle hinweisen, deren Lehren in einem zu großen Contraste mit denen des zehnten und eilften Jahrhunderts stehen, als daß eine Anwendung derselben auf eine so weit entlegene Periode statt der beabsichtigten Klarheit nicht vielmehr eine ungeschichtliche Begriffsverwirrung hätte hervorbringen müssen.

Nachdem der Verf. noch die Ausbildung der Sage von der Magie und Zauberey Gerbert's in einem besondern Abschnitte behandelte, beschäftigt er sich in einem eigenen Anhange mit Gerberts literarischen Werken, die er besonders aufzählt und ihren Inhalt kurz angiebt. Mit besonderm Fleiße durchgeht der Verf. hiebey die Schrift de rationali, Gerberts Geometrie, deren Beurtheilung nach dem Auszuge des Verf's. wir jedoch Kundigeren überlassen müssen; und endlich die Briefsammlungen, bey deren Benützung der Verf. gänzlich von Mabillon abweicht und in ihnen eine ununterbrochene Reihenfolge von 982 — 1002 erblickt, während jener Gelehrte und alle die ihm folgten, die ersteu Briefe bereits in das Jahr 969 setzen und sie bis zum Jahre 1001 fortführen. Die Gründe, welche der Verf. für diese Verfahrungsweise anführt, scheinen uns auch so kräftig, daß wir nicht zweifeln, sie werden allgemeine Zustimmung finden und bedauern nur, daß der Verf., wie wir schon oben rügten, S. 113 Gerbert im Jahre 994 und S. 193 der Ordnung der Briefe gemäß im Jahre 995 nach Deutschland kommen läßt und dadurch in Widerspruch mit sich selbst geräth. Unstreitig ist die Darstellung S. 193 die richtige. Eine vollständige Ordnung dieser Briefe wird aber wohl erst möglich seyn, wenn sie, was wohl nicht lange mehr anstehen wird, in den mon. hist. germ. auch vollständig abgedruckt seyn werden. Der Verf. verbreitet sich nun noch über die Schriften, welche Gerbert fälschlich beygelegt wurden, liefert sodann eine Anzeige der Litteratur über die Biographie dieses Mannes und giebt in einem eigenen Anhange die merkwürdigsten Briefe, Urkunden und Stellen aus Chroniken, deren er sich als Beweise bediente. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Const. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Kunst und Alterthum in dem östereichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Tschichka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

(Fortsetzung).

„Laa, Stadt und die alte Burg." Woher stammen sie? Kein Wort von Hartek, wo ein Brüderpaar, der letzte gegen die Ungarn gefallene Zweig der gewaltigen Grafen von Playn im Jahre 1260 bestattet wurde. Viertel ober dem Mannhartsberg. Altenburg; wer stiftete diese Benediktiner-Abtey; wer die Cisterzienser zu Zwettel? Deoß und Deosendorf deuten weit zurück. Marchegg, „einst von den größten und mächtigsten Schlössern des Landes? — woher rührt es? Morn, „mit uralten Thürmen und Ringmauern," wem gehört „das hübsche herrschaftliche Schloß" jetzt; wem Morn einst? Doch auch der Veilsteinischen Sippschaft. Kennring; kein Wort von jenem gewaltigen Geschlechte.

Persenbung; „das stattliche, kaiserl. Schloß, welches schon über 800 Jahre besteht;" es stammt ja von den bayerischen Dynasten von Semt- und Ebersberg; einst ein wichtiger Schauplatz.

Ueberhaupt ist in diesem topographischen Handbuche, der vielen und nächsten Anlässe ungeachtet, von dem zu sprechen, was die Cathedralen von Paßau, Salzburg, Freysing, Regensburg für Kunst und Alterthum in Niederösterreich gethan, was dort die bayerischen Dynasten und Abteyen gegründet haben, so viel als nichts bemerkt worden; — das Gegentheil hätte dem Werke unstreitig eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Oesterreich ob der Enns. Mühlkreis: (Michel Fl.) Die Hauptstadt Linz, sehr ausführlich, aber ohne allen Anklang aus der Geschichte beschrieben. Der Stifter von Baumgartenberg und Waldhausen ꝛc. heißt urkundlich Otto von Machland, nicht Marchland; auch ein playnischer Zweig, „Plagienses" der in den Waldfluren (Plagae) des links der Donau aufsteigenden und Böhmen abscheidenden Landrückens (Mog-land!) zu großer Macht und Herrlichkeit gelangte. Pabneukirchen: erinnert an Pabonis nova ecclesia.

„Sprinzenstein, die uralte, gleichnamige Veste mit einer zierlichen Capelle von 1369. Der Eigenthümer? St. Thomas; „imposante Ruinen der Veste Blasenstein." Woher? Traunkreis. Selbst bey der Abtey St. Florian ist das Alterthum völlig übergangen. Bey Kremsmünster wird doch Herzog Tassilo als Gründer im Jahre 772 genannt. Die Abtey Schlierbach 1355 gegründet, schenkte schon K. Heinrich II. als „praedium in comitatu Rapotonis in pago vero Ouliupestale" im Jahre 1005 an Salzburg. Spital am Pyhrn war es nicht zunächst eine jener menschenfreundlichen großartigen Stiftungen der Bischöfe von Bamberg auf ihrem Wege nach den kärnthnerischen Domänen? Steier. Abermals keine geschichtliche Andeutung, kein Wort von den hier gesessenen und zu Grabe gegangenen Markgrafen.

Traunkirchen, einst eine Frauenabtey, an der Stelle der noch ältern Abtey Traunsee, wozu Altmünster, Hallstatt, Ischel, Gmünden, ꝛc. gehörten: da wäre für Kunst und Alterthum viel nachzuholen (m. s. unsere Geschichte der Salzwerke ꝛc.).

St. Wolfgang. Abersee, (Aparinseo) heißt urkundlich das angrenzende Gewässer. Wolfgang, Bischof von Regensburg, dem Bayern und Oesterreich in der Culturgeschichte so viel verdanken, hatte, in jenen politischen Zerwürfnissen, hier, am Falkenstein, ein Asil gefunden. Nach unserer Lesart heißt der Meister, welcher 1481 den Hochaltar mit den herrlichen Gemälden und Schnitzwerken aufstellte, Michael Pacher de Pranek, nicht Praumek. Der angedeutete am Pfarrhofe unter einer Marmorhalle stehende Brnnnen ist sehr sehenswürdig; er hat eine Höhe von 2 Wiener Klaftern, die Schale im Durchmesser 5 Schuhe 2 Zoll. Der Schaft und alle Theile sind aus Metall gegossen. Der Rand der Schale trägt in sehr erhobenen Buchstaben folgende Inschrift: „Ich pin in dem Eren sandt Wolfgang gemacht; abt Wolfgang Haberl zu mansee hat mich betracht, zu nutz und zu frumen dem armen pilgergram; die nit haben Geld und Wein, die sollen pei diszen Wasser fröhlich sein. Anno dm. 1515 jar ist das werk volbracht. Gott sey gelobt, Gott hab uns all imer in acht. Meister Lienhart zu passau hat mich gemacht, durch Meister Lienhart raunacher, statprunmeister zu passau. Heinrich Rustl."

Mit dieser Notiz wollen wir dem Verf. für eine zweyte Auflage seines Werkes gefällig seyn.

Hausruck-Kreis. Der Gründer der Abtey Lambach war Bischof zu Wirzburg, und der letzte Sprosse der Dynasten von Lambach und Wels. Mandsee; einst auch von den Agilolfingern gestiftet. „Der Römerstein im Bäckerhause." Römische Denkmäler sind dort mehrere, insbesondere aussen an der Abteykirche eingemauert. (Sieh das (Chronicon lunae lacencae).

Schauenburg, Aschach, Efferding ꝛc. hätten manches Alterthümliche geboten. Wer gründete die Abtey Wilhering? Wenn wir uns recht erinnern, so befindet sich in der Pfarrkirche Gampern ein gothisches kühn bis zur Decke des Chors hinaufreichendes Sakramentgehäuse; und in der Pfarrkirche zu Gaspoltshofen wird das Hochaltarblatt, der heil. Lorenz auf dem Rost liegend, der höchst täuschenden Verkürzungen wegen sehr hochgeschätzt. Auch sahen wir da vier gute Gemälde auf Holz aus dem XVI. Jahrhundert, dem Vernehmen nach aus der Gegend von Traunkirchen hieher gebracht.

Inn-Kreis. „Die prächtige Stiftskirche zu Mattighofen." Während sich der Marktflecken Mattighofen, nach mehreren Feuersbrünsten sehr verschönert hat, zeigt eben die Kirche des von dem Hrn. v. Kuchel gegründeten Collegiatstiftes großen Verfall. Der Markt Ried, der Sitz des Kreisamtes, reicht weit in das Alterthum hinauf. Von den Merkwürdigkeiten auf dem Hochlande von Yben (Idunum) Ekkelsberg, mit seinem Schnitzwerke und wolkenanstrebendem Thurme, von Feldkirchen, wo die Filialen St. Bartholomä zu Aschau und Maria G'staig nicht unbemerkt bleiben können, und wo insbesondere die einstmalige Pfarrkirche Wilhelm-Altheim, zur Zeit Kaiser Josephs II., wie so viele andere Kirchen der Zerstörung preis gegeben, mit ihren apokalyptischen Sculpturen aus Sandstein, darunter zwey Hunde mit einem Kopfe, von hohem Alterthume zeugen u. s. w. hier kein Wort!

Salzachkreis. Die Hauptstadt Salzburg; Petena hieß einst die Stadt (s. deßfalls die bayer. Annalen 1833 und 1835); nicht Retena; von einer massiven Steinbrücke zu 370 Fuß Länge über die Salzach weiß man da nichts; eine einfache hölzerne Brücke verbindet beyde Ufer; Hohensalzburg, nicht Hohensalza heißt die Festung; die Fürstbischöfe, welche den „schönsten Springbrunnen in Europa," das holländische Glockenspiel, die Reitschule ꝛc. und was den ersten Platz verdient, das große St. Jo-

hannesspital erbauten und gründeten, waren nicht Grafen von Thurn, sondern Grafen von Thun, eine in Tyrol und Böhmen begüterte Familie. Wohl möglich, daß das vom Verf. citirte Reisehandbuch eines Hrn. Emil, das von verhunzten Orts- und Familien-Namen strotzt, auch jene Errata zur Hand gab. Außer Vierthaler weiß der Verf. über das an Kunst- und Alterthum reiche Salzburg keine bessern Quellen aufzuführen. Nicht nur das Gewölbe, auch die dasselbe tragenden Säulen und der Thurm wären an der Franciskanerkirche zu bemerken gewesen. Heß hat sie gezeichnet, das einzige gothische Gebäude in Salzburg, das die wälschen Maurer des Erzbischofs Wolf Dietrich und seiner Nachfolger verschonten. Daß auf dem Nonnenberge ein castrum Juliani stand, davon meldet die Geschichte kein Wort. Die ältesten Urkunden sprechen da nur von einem castrum superius (s. Unser Salzburg unter den Römern, 1816). Nicht auf dem Kirchhofe zu St. Sebastian, in der Vorhalle der Kirche selbst, ist das Grab des Theophrastus Paracelsus, dessen Schädel ein Jünger Galls entragen hat. Roseneggers römische Alterthümer, am Bürgelstein, sammelten sich nicht erst seit 1834, schon vor 20 Jahren wurden die dortigen Ausgrabungen begonnen, und von Zeit zu Zeit die Ausbeuten verkauft. Warum ward der aus dem XII. Jahrhundert stammenden, so viele Gewerke treibenden und in zwey Stollen den Schloß- und Mönchberg durchziehende Albenleitung, wie so manches andern Bauwerks nicht erwähnt? Von dem Alterthum der Heilquellen in der Gastein, vom dortigen uralten Bergbau auf Gold ꝛc. von den neuern Bauten im Markte Hof-Gastein ꝛc. weiß der Verf. nichts zu sagen. Dennoch ist uns dieses Schweigen achtbarer, als die gegen die Geschichte, Geographie, Topographie, Genealogie, Chronologie ꝛc. hundertfach verstossende Red- und Schreibseligkeit, welche sich seit ungefähr 15 Jahren über die Gastein, und Umgebung ꝛc. ꝛc. ergossen hat. Unserer Ansicht nach schreitet die verschleyerte Göttinn der wunderbaren Heilquelle, Hygea, ewig jung und liebreizend, leicht aufgeschürzt, über diese Granitgebirge; (s. Unser Taschenbuch, die Tauern und Gastein ꝛc. zweyte Auflage 1820): kurz und bündig, und aus den Quellen, und durch eigene tiefe Beschauung geschöpft, sollte der Text von und über Gastein lauten. Man hat aber, ohne Ostentation dürfen wir es sagen, unser Original seither in unzählige Fasern zerzaust, und es mit allerley fremdartigem und bunten Zettel und Einschlag verwebt, bald als faltenreiches Unterfutter, bald als Reif- und Schlepprock der göttlichen Jungfrau umgethan. Sogar die von uns aus den Urkunden aufgestellten Wappenschilder hat man, ohne den Unterschied von Blut- und Briefadel und dynastischer Abkunft zu verstehen, mit neuen Zierrathen nachgepinselt.

Bischofshofen. Davon, von der cella Maximiliani etc. wäre viel zu sagen: es ist eines der untrüglichsten chronologischen Wahrzeichen über St. Rupert und die Slaven im VII. Jahrhundert. Die schönen Glasgemälde in der Frauenkirche, welche hier der Verf. aufführt, sind vor wenigen Jahren, wie wir jüngsthin an Ort und Stelle belehrt wurden, bis auf einen kleinen Ueberrest, nach der Abtey Vorau in Steyermark entführt worden: wie konnten die Ortsbehörden eine solche Spoliation zugeben?

Hallein. Hier hätte doch an sein Aufkommen, an die Salinen, erinnert werden sollen.

Hellbrunn. Das schlummernde Kunstgebilde von weissem Marmor in der Neptunsgrotte ist nicht eine Emma von Hohenems; sondern Mabon, des Fürsten Geliebte, die Frau seines Garde-Hauptmanns, wie man aus unsern Rhapsodien ersehen kann.

Kuchel. Nicht der heutige Marktflecken dieses Namens, sondern der nahe St. Georgenberg mit seinem gothischen Kirchlein, die Stelle des ur-

alten durch St. Severin berühmt gewordenen Castellum Cuculle zur Zeit der Völkerwanderung, macht die Gegend so merkwürdig. (s. die bayer. Annalen 1835.)

Goldeck. Den Ritter- und Wappensaal erbaute im J. 1522. nicht ein Christ. Scherenberg, sondern Christoph Graf (Familien-Name), Herr zu Goldeck und Scherenberg, der ritterliche Vertheidiger der Stadt Radstatt gegen die rebellischen Bauern.

Mauterndorf im Lungau. Die Schloß-Capelle zu den HH. Heinrich und Cunigund hätte da auch bemerkt zu werden verdient.

Michaelbeuern, eine von den Grafen von Beilstein und Lebenau gestiftete Abtey.

Mitterfill. Die Burg war der Sitz der obern Grafschaft im Pinzgau, vom Stamme der Grafen von Playn: im nahen Stulfelden hat die Pfarrkirche, die älteste im Oberpinzgau, auf der Südseite ein ächt byzantinisches Portal; Altäre von Marmor ꝛc. Nicht das heutige Radstatt, sondern Altenmarkt in der Nähe an der Enns, ist das Ani der Römer.

Salfelden. Eine der Schloßruinen in der Gegend dieses seit dem jüngsten Brande viel schöner herangebauten Fleckens mit seinem imposanten Landgerichtshause (Schl. Farmach, nicht Farenbach) heißt nicht Rottersberg, sondern Rettenwerd.

Tamsweg. Nicht im Bezirk dieses Fleckens, sondern, 1 Meile davon entfernt, liegt Moßheim, weiland die Hauptburg Lungau's, nun auch der Zerstörung preisgegeben. Wie viel hätte da, und von St. Andrä, Edinfest, Thurmschali, s. Margarethen ꝛc. nicht bemerkt werden können; Lungau, die Heimath der Tauriskер, dann ein römisches Standlager, voll Bergbau, ein Stapel des levantischen Handels über Venedig her; und daher voll von Denkmälern der Kunst und des Alterthums: (s. d. III. Band unserer Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde.) Die Veste Caprun bey Zell in Pinzgau liegt keineswegs auf einem hohen Berge; sondern auf einem Hügel des Hauptthals, dem alten Bisoncio (Piesendorf) gegenüber: nun auch an einen Hintersassen verkauft. Nichts von der Stammburg Playns am berufenen Untersberg, und von der nahen Marienkirche auf der Gemein, welche 4 kostbare Gemälde auf Holz, die auch einst die Burgcapelle zierten, bewahrt? Nebst den Glasmalereyen der Ulrichskirche in der Scheffau sind auch der Altar von Schnitzwerk und das Grab einer heiligen Jungfrau merkwürdig. (S. die bayer. Annalen: Cuculle.) Woher stammen die Standbilder der teutschen Kaiser von rothem Marmor und die aus demselben Stein ziemlich roh gemeisselten Trümmer einer langen Balustrade oder Brunnen-Einfassung, die in der Vorstadt Mühlen, am Fröschelmoos-Garten, und am Aigelhof als Material hervorgucken? Wohl aus der Abtey St. Peter. Wieviel wäre auch in diesem Kreise noch nachzuholen und zu berichtigen?

Tirol und Vorarlberg. Kreis Unterinnthal und Wippthal. Innsbruck, die Hauptstadt des Landes ist, bezüglich auf Kunst, sehr umständlich beschrieben, aber ohne alterthümliche Grundlage: ebenso Hall, Kuefstein, Ambras u. s. w. Zillerthal hätte auch Manches geboten. Kreis Oberinnthal. Die Abtey Marienberg mit einer Zeile abgefertigt. Porta Claudia an der Scharnitz rührt nicht von den Römern, sondern aus dem XVII. Jahrhundert her. Pusterthal, Eisackkreis. Stadt Brixen. Warum nichts vom alten Sabiona, Säben, dem ersten Bischofssitz, nichts von den Isis- und Mithrasbildern der Gegend? (S. Resch u. v. Pallhausen). Nichts von Innichen (Agunt) Tassilo's Stiftung, und andern Denkmälern über Toblach hinab, gegen Windischmatrey hin? An der Etsch, um Botzen. Nicht das wälsche Bolzano, Bauzanum ist der ältere Name.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Neue Wirbelthiere zu der Fauna von Abyssinien gehörig, entdeckt und beschrieben von Dr. Eduard Rüppell. Fortsetzung von Dr. Eduard Rüppell's zoologischem Atlas zu dessen Reisen im nördlichen Afrika. Frankfurt 1836 Lief. 5, 6 und 7 mit 19 lith. Tafeln in Fol.

(Vgl. Gelehrte Anzeigen II. S. 569.)

Der Verf. übergiebt uns hiemit drey weitere Lieferungen von seinen Darstellungen neuer abyssinischer Wirbelthiere; die fünfte ist den Vögeln, die sechste den Fischen, die siebente den Säugthieren gewidmet. Beginnen wir gleich mit diesen.

Von Säugthieren sind in der 7ten Lieferung folgende dargestellt: 1) Antilope reduncа, 2) A. Madoqua, 3) Herpestes sanguineus, 4) H. gracilis, 5) H. Mutgigella, 6) H. Zebra, 7) Viverra abyssinica, 8) Bathyergus splendens. Der Text hat noch die Beschreibung von Capra Walie Rüpp. nachzuholen, von der im ersten Hefte nur die Abbildung nebst der Diagnose und dem in 5 Zeilen bestehenden Anfang der Beschreibung gegeben war.

Ref. hatte bey der Anzeige des ersten Heftes die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Steinbock wohl identisch mit der Capra nubica (Aegoceros Beden) seyn möchte; zu dieser Zusammenstellung hielt er sich, trotz der Differenzen, die er in der Länge der Hörner und des Bartes wahrnahm, für berechtigt, weil beyden gleiche Färbung, namentlich die bunte Zeichnung der Gliedmassen, zukommt. Der Verf. ist jedoch anderer Meynung, indem er von dieser Ziege sagt: „Sie unterscheidet sich von allen bekannten Arten gleich auf den ersten Anblick durch ihr stark convexes Gesichtsprofil und einen länglichten konischen Höcker, der sich zwischen der Basis der Hörner befindet, und sich bey den von mir eingesammelten Individuen als ein eigenthümliches Merkmal über die Stirnfläche erhebt, durch welchen fremdartigen Knochenbau sich diese Art sehr charakteristisch von allen andern wohl unterscheidet."

Diese beyden Merkmale, der Stirnhöcker und die convexe Gesichtslinie, sind jedoch keineswegs, wie der Verf. meynt, der Capra Walie ausschließlich eigen. Schon beym europäischen Steinbock ist bey alten Exemplaren die Stirne ziemlich stark abgesetzt von dem Nasenrücken, und letzterer ist selbst eher etwas gewölbt als flach. An dem Skelete eines alten Ziegenbocks in unserer Sammlung findet sich derselbe längliche konische Höcker zwischen den Wurzeln der Hörner gerade so, wie ihn der Verf. bey Capra Walie beschreibt. Auch die Abbildung von Ehrenberg gibt an seiner Capra sinaitica (synonym mit Aegoceros Beden) einen starken Vorsprung der Stirne beym Bocke an. Dieser Stirnhöcker und die etwas convexe Gesichtslinie würden uns daher nicht abhalten Capra Walie und Aegoceros Beden spezifisch zu vereinigen — wir würden alsdann erstere für ganz alte Individuen ansehen — allein die kürzern Hörner und der kürzere Bart in Verbindung mit den beyden eben besprochenen Merkmalen würde uns gleichwohl von einer solchen Zusammenstellung abhalten, wenn diese Merkmale allen

Individuen constant zukämen. Leider sind indeß Weibchen und eine Reihe von Altersstufen noch nicht bekannt; auch wäre es sehr wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. detaillirte Vergleichungen mit dem Aegoceros Beden mitgetheilt hätte, weil er sie nach Originalen am besten anstellen konnte. Dieser Steinbock lebt übrigens auf den höchsten Gebirgen Abyssiniens, welche wenigstens einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; dem Verf. gelang es nur 2 Exemplare zu erhalten.

Hierauf folgen die beyden Antilopen, nämlich Antilope redunca Pall. und A. Madoqua Ruepp. Erstere ist schon länger bekannt, aber ohne gute Abbildung bisher geblieben; von letzterer läßt es der Verf. ungewiß, ob sie mit A. Grimmia Pall. identisch sey oder nicht. Angehängt ist dieser Beschreibung eine Uebersicht der von ihm auf seiner nordafrikanischen Reise beobachteten und eingesammelten Wiederkäuer, mit lehrreichen Bemerkungen über ihre geographische Verbreitung, so wie über die Synonymik, welche zum Glück durch manche Reduktionen sehr vereinfacht wird. Unter den wichtigeren Bemerkungen der Art ist die hervorzuheben, daß nach seinen Vergleichungen zwischen den Giraffen aus dem südlichen und dem nördlichen Afrika kein spezifischer Unterschied besteht.

Den Ichneumonsarten fügt der Verf. 4 neue bey, nämlich: Herpestes sanguineus, gracilis, Mutgigella und Zebra, von denen unsere Sammlung die erste Species ebenfalls besitzt. Wie er selbst bemerkt, ist es höchst wahrscheinlich, daß H. sanguineus und Zebra identisch sind mit H. madagascariensis und taenianotus von Smith, welcher im South African Quarterly Journal (2e Series No. 2. Cape town. 1834) 5 südafrikanische Arten beschreibt; diese Zeitschrift ist indeß auf dem Continent so selten und überdieß so schwer zu beziehen — sie ist von hier aus seit Jahr und Tagen bestellt — daß auch der Verf. erst in England sie zu Gesichte bekam.

Als eine neue Art giebt sich die Viverra abyssinica zu erkennen, welche in Abyssinien ungleich seltener als die V. Genetta vorzukommen scheint. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. die Bemerkung, daß die Genette du Sénégal und die Genette de Barbarie von Fr. Cuvier, so wie die Genetta pardina Is. Geoffr. und die Viverra maculata Gray sämmtlich Abänderungen von Viverra Genetta sind; wir können ihm in dieser Beziehung nur beystimmen.

Zuletzt folgt noch ein Nager, dem der Verf. den Namen Bathyergus splendens beylegt; der Text bricht jedoch mitten in der Beschreibung ab. Will man nicht eine neue Untergattung aus ihm machen, so wäre er, nach Wiegmanns sehr passender Unterscheidung zwischen Bathyergus und Georhychus (Archiv 1835 S. 337), dieser letzteren Gattung beyzuzählen.

In der 5ten Lieferung sind dargestellt: 1) Otis melanogaster, 2) Corvus crassirostris, 3) Ptilonorhynchus albirostris, 4) Lamprornis tenuirostris, 5) Corvus affinis; 6) C. capensis, 7) Lamprornis rufiventris, 8) L. chalybaeus, 9) Oriolus Moloxita und 10) Prionops cristatus. Eine Menge interessanter kritischer Bemerkungen sind dabey eingestreut, welche man mit Dank annehmen wird und denen nur etwas weniger Animosität gegen manche andre ehrenwerthe Schriftsteller zu wünschen wäre. So z. B. paßt es nicht gut, daß der Verf. hinsichtlich des Wohnortes vom Oriolus melanocephalus Temminck eines „groben Irrthums“ beschuldigt, während er gleich darauf (S. 29) selbst in den Fehler verfällt, diese Art mit O. Monachus zu verwechseln. In seiner Beschreibung des O. Moloxita nämlich behauptet er, daß bey O. melanocephalus das Schwarze an der Kehle bis auf die Brust sich herabziehe, während dieß doch bey gedachter Art keineswegs der Fall ist, sondern nur dem O. Monachus zukommt. Deshalb ist auch der O. Moloxita nicht, wie es der Verf. sagt, mit dem O. Monachus, der von ihm auf-

fallend verschieden ist, sondern mit dem O. melanocephalus zu vergleichen, mit dem er allerdings die größte Aehnlichkeit hat. Ferner sagt ja Levaillant ausdrücklich, daß diese Art zwar nicht im südlichen Afrika brüte, daselbst aber doch in der Zugzeit gefunden werde; wenn also Temminck von ihr angiebt: patrie certaine l' Afrique méridionale, wo ist denn nun der „grobe Irrthum" zu suchen?

Merkwürdig ist es, daß so wie unter den Säugethieren Abyssiniens mehrere eigenthümliche Formen eine auffallende Aehnlichkeit mit solchen Arten haben, welche in den westlichen und südlichen Theilen Afrikas vorkommen, so daß man noch nicht recht weiß, ob jene als gesonderte Arten, oder nur als klimatische Varietäten anzusehen sind, derselbe Fall auch in der Klasse der Vögel eintritt; Beyspiele hievon geben die Gattungen Corvus, Lanius, Lamprornis, Oriolus, Buphaga u. a. Neben einem abyssinischen Trappen beschreibt der Verf. auch einen südafrikanischen, der ihm vom Kaplande unter dem Namen Otis Vigorsii geschickt wurde und von dem er bemerkt, daß es ihm unbekannt sey, wer solche Benennung vorgeschlagen habe. Wir können hierüber die Auskunft geben, daß Smith es ist, welcher in den Proceedings 1830. S. 20 diese Art unter obigem Namen mit einigen Merkmalen dürftig charakterisirt hat; ein schönes Exemplar derselben ist der Münchner Sammlung durch Herrn Feldmesser Leeb am Kap zugekommen.

Die Fische, welche in der sechsten Lieferung vorkommen, sind 3 Arten Scarus, 3 Chaetodon, 2 Holacanthus, 2 Pimelepterus, 2 Scomber, 1 Histiophorus, 2 Thynnus, 1 Elacate, 5 Caranx und 1 Xenodon. Mit Recht beschwert sich der Verf., daß so häufig ohne Grund seine früher gegebenen Namen von Cuvier umgeändert worden sind.

Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate, geographisch dargestellt von Franz Tschichka. Wien, in der Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, 1836. 448 S. 8.

(Schluß.)

Bey Meran kaum des Hauptschlosses Tirol erwähnt; nichts von Mayas, von St. Valentin und Corbinian. Trienter Kreis. Roveredokreis. Ohne alle Geschichte; die doch hier, im Schoos der Alpen lebendiger als irgendwo anspricht. Vorarlberg, Bregenz. Nichts von der ehemaligen Abtey Meherau. Die Burg Montfort stand nicht auf dem Gerhartsberg bey Bregenz, sondern weit hinauf rechts des Rheins über Beuern und Schwebel an die Frutz; wie links Werdenberg, über Sax und Sagans; Feldkirchen inmitten. Wie sich einst die Grafen von Playn und Beilstein östlich, am Chiemsee, zwischen Inn und der Donau hinab, mächtig ausbreiteten, so die Montfort westlich aus hohem Rhätien, den Rhein herab, am Bodensee, und zu den Quellen der Donau hinaus.

Steiermark. Marburger - Cölleier - Brucker - Judenburger-Kreis. Wie kömmt's, daß hier nicht einmal das soviel Alterthümliches nachweisende topographische Lexikon von Schmutz über Steyermark in 4 Bänden angezogen ist? Der Gründerin des Damenstifts Queck, Hemma, hätte auch bey Admont gedacht werden sollen.

Illyrien. Hierunter wird vom Verf. auch Kärnthen und Krain, nebst Istrien, Görz und Triest begriffen. Nichts von dem, was die Hochkirchen von Salzburg, Freysing und Bamberg einst an der Drau, Mur, Laibach, Save, auf dem Solfelde, um Friesach, Villach, Sachsenburg, Bischofslack, für Kunst und Alterthum, was die Khevenhüller, Fugger, Weitmooser ꝛc. als Bergherren gethan haben. Von der alten Metropolis Tiburnia aus, an der Drau und Möll hinauf, und hinein bis zum herrlichen Gotteshaus hl. Blut am Fuße des Großglockners und der einst so viel begangenen Gasteiner- Rauriser- und Fuscher-Tauern: wie viele römische und vorrömische, Ueberreste, und aus dem Mittelalter (S. auch Ambros Aichhorn hierüber;) nicht beachtet!

Die italienischen Länder. Mailand und Venedig und auch andere Städte der beyden Königreiche sind unter Benützung einer sehr zahlreichen Kunst-Literatur überaus sorgfältig geschildert. Der Verf. scheint sich in diesen Provinzen persönlich umgesehen oder von tüchtigen Mitarbeitern solchen Vorschub erhalten zu haben.

Die böhmisch-polnischen Länder. Böhmen: Prag. Wie es scheint: erschöpfend. Nicht

so die Kreise. Mit Mähren, Schlesien, Galicien, ist es derselbe Fall. Das Alterthum allenthalben umgangen: und doch ist in neuerer Zeit eben dort so viel für Alterthum geschehen!

Die ungarischen Länder. Die Hauptstädte: Preßburg, Ofen, Pest, Erlau, Kaschau, Grau, Clausenburg ꝛc. wird der Kunstfreund genügend geschildert finden, ob auch die Comitate, müssen wir dahin gestellt seyn lassen: vielmehr auch bezweifeln. Sehr auffallend ist es immerhin, daß diese Länder, das vielbesprochene und von den Römern so zahlreich bewohnte Pannonien und Dacien, bezüglich auf Alterthum hier so oberflächlich und karg behandelt wurden. Nicht einmal des Tschaiken-Majors von Hohenhausen: Dacia ripensis et mediterranea, Wien 1775, finden wir benützt. Ein Anhang enthält: geschichtliche Notizen über österreichische Künstler. Zweckmässig; aber in manchen Artikeln allzukurz. z. B. Hagenauer, Wolfg., Architekt, geb. zu Straß 1726 ꝛc. Der Ortschaften Straß giebt es nun gar viele in Teutschland, und es hätte daher füglich: bey Salzburg, angefügt werden sollen. Diese Notizen mögen auch noch in der Zahl der Künstler vervollständigt werden. So vermissen wir darin z. B. die berühmten Goldschmiede Volkmar, senior und junior, von Salzburg, welche in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts lebten, und wovon der jüngere im Jahre 1613 zur apianischen Karte von Bayern den Grundplan der Hauptstadt München verfertigte.

Das dreyfache Register über Sachen, Orte und Künstler dient dem Buche um so mehr zur Empfehlung, als heutzutage diese Vehikel in der Literatur allzusehr vernachläßigt werden.

Und nun, in Folge dieser Nachweise, einige Schlußbemerkungen. Hrn. Tschichka's Unternehmen, über Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate ein Handbuch herauszugeben, verdient unstreitig den Dank des in- und ausländischen Publikums. Diese Idee, mit einiger Vollständigkeit ausgeführt, würde aber anstatt eines Bandes, deren drey bis vier bedürfen; wobey das technische Detail immerhin einigen Abbruch erleiden könnte. Desto unumgänglicher wäre der zweyte Hauptbestandtheil, das Alterthum, die topographische Geschichte, mit der ethnographischen und genealogischen Initiative aufzufassen und einzureihen. Dazu gehört aber wissenschaftliche und diplomatische Vorbildung, wie denn überhaupt zu einem solchen Werke zwey Classen von Mitarbeitern, die zugleich vollständige Localkenntnisse besitzen, erfordert werden. Nur die Redaction eines solchen Werkes möchte ein Mann, von ausgezeichneter Erudition, über sich nehmen. Ein Handbuch der Art könnte auch, zum leichtern Vertrieb im Buchhandel, nach den Hauptbestandtheilen des Kaiserreichs in 3 — 4 Parthien vertheilt werden. Man wird dem Herrn Verf. zugestehen, daß er, was die Kunst anbelangt, die in neuerer Zeit in Wien und von Wien neu erschienene Literatur, die dortigen Monographien, Zeitblätter u. s. w. sehr fleißig benützt habe: in Beziehung auf einzelne Provinzen will aber das nicht viel sagen; der Oberflächlichkeit, Mißverständnisse, Unkenntnisse laufen dabey allzuviele unter, und es muß billig befremden, wie Hr. T. aus mancher Provinz eben die gehaltlosesten Broschüren aufgreifen konnte. In der That hört man in manchem entlegenen Landestheile der österreichischen Monarchie die Klage, „daß die Wiener nicht viel davon wüßten.“ Die ausländische Literatur schien der Verf. wie einen verpönten Zollartikel zu vermeiden. Die römischen Alterthümer betreffend: so pflegt der Verf. bey den Ortschaften nur überhaupt darauf hinzudeuten: in vielen Gegenden sind sie ganz übergangen. Wenn dieser Zweig des Alterthums gehörig aufgefaßt werden soll: so muß wenigstens auf die ältern und neuern Schriftsteller, welche allenthalben die römischen Denkmäler, Inschriften u. s. w. umständlich beschrieben, auf Lazius, Gruter, Cluver, Vinandus-Pighius, Eichhorn ꝛc. jedesmal hingewiesen werden. Da Oesterreich seit dem Abgange der Römerherrschaft viermal von Bayern aus bevölkert worden ist; und sowohl die bayerischen Hochstifter und Abteyen, als die Dynasten im Osten so viele Burgen und Städte, Flecken und Klöster erbaut und wieder erbaut haben; so besteht, was nicht oft genug gesagt werden kann, in der Geschichtschreibung, wie insbesondere in Kunst und Alterthum beyder Staaten eine unabweisliche Wechselbeziehung.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Josua Ben Meir, the Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. F. Biallo-blotzky. Vol. I. S. XX. 440; Vol. II. S. 528 London 1835.

Nicht ohne lebhafte Neugierde haben wir diese Chronik in die Hand genommen. Ihr Verfasser ist ein jüdischer Priester, Joseph der Sohn Josua's, des Sohnes Meir, der Spanier. Und ihr Inhalt umschließt gerade jene Periode des christlichen Mittelalters, welche die größesten und in ihren Folgen gewaltigsten Begebenheiten entstehen sah, wir meynen die Zeit vom eilften Jahrhunderte bis in die Mitte des sechszehnten oder in die letzten Jahre Kaisers Karl V. Die bewaffneten Wanderungen der christlichen Abendländer in den Orient, die Constituirung neuer Elemente der Staatsgesellschaft, die Erfindung der Presse, der Feuerwaffen; die Entdeckung einer neuen Welt, das Wiederaufleben der classischen Bildung; Entstehung, Blüthe und Verfall eines großen kirchlichen Weltreiches, kurz jenes allgemeine, kräftige und schöpferisch lebendige Gähren der Geister im Abendlande, aus welchem die neue Weltordnung und das unbestreitbare Uebergewicht christlicher Kunst und Kraft über alle Völker des Erdbodens als letzte Folge hervorgegangen, fallen in den Kreis der vorliegenden Chronik. In welcher Weise christliche und mohammedanische Schriftsteller diese gewaltige Zeit aufgefaßt und in ihren Werken dargestellt haben; wie widersprechend ihre Nachrichten oft über eine und dieselbe Begebenheit, und wie leidenschaftlich und im entgegengesetzten Sinne partheyisch nicht selten ihre Urtheile sind — ist im Allgemeinen hinlänglich bekannt. Sollte man nun nicht begierig seyn zu lesen, was ein jüdischer Priester über diese Dinge denkt, und in welchem Lichte ein mit den festabgeschlossenen und gleichsam krystallisirten mosaischen Bildungsmitteln ausgeschmückter Geist diese weltumkehrende Epoche schildert? Die Juden, in der Mitte liegend zwischen Christen und Moslim, hatten im Mittelalter ausgebreitete Handelsverbindungen und vielseitigen Briefwechsel, wanderten und pilgerten mehr als alle übrigen Völker, waren nicht selten im Besitze europäischer und asiatischer Cabinets-Geheimnisse und konnten Nachrichten einsammeln, welche den fast allgemein in Unwissenheit, Schmutz und Armuth versunkenen Nationen der Christenheit noch lange verborgen blieben. Obgleich als politischer Körper aufgelöst, zeitweise und örtlich auch rechtlos, und wiederholt den Ausbrüchen religiöser Wuth, finanziellen Neides, oft aber auch selbstverschuldeter und hervorgerufener Rache preisgegeben, bewahrten sie auch in den ungünstigsten Verhältnissen wenigstens einen matten Schimmer ihres alten, morgenländischen Erblichtes, und verloren niemals gänzlich aus der Hand jenen goldenen Faden, der sich vom Anbeginn durch das Labyrinth ihrer Geschichte fortzieht, und wie ein geheimes Zauberband die zerissenen Elemente zusammenhält.

Wenn aber das jüdische Volk während der mittlern Zeit in den Wissenschaften, und namentlich in der Historiographie, Welt- und Völkerkunde, nicht das geleistet hat, was seine Weltstellung und Gei-

stesüberlegenheit erwarten ließ; so wird heute niemand mehr bestreiten, daß man den Grund dieser wissenschaftlichen, oder eigentlich historiographischen Unfruchtbarkeit und Armuth nicht ausschließlich in den politischen Stürmen und in der Ungunst staatsbürgerlicher Verhältnisse suchen darf. Ein Volk, dessen Ideenkreis streng dogmatisch abgeschlossen, und durch die gleichsam mit Sinn und Blut zusammengewachsene Ueberzeugung legislativer Vollendung in undurchbrechbaren Schranken festgebannt ist, wird ewig unfähig bleiben die Weltereignisse im freyen Schwunge einiger Geister des alten Heidenthums und der neuen christlichen Bildung zu erfassen und darzustellen. Der Pentateuch, die Venda's, Zendavesta und der Koran verwerfen den seelenbefruchtenden und alles geistige Leben, Entwickeln und Fortschreiten bedingenden Grundsatz: „Prüfet Alles, und behaltet das Beste.“ Schüler der oben genannten Gesetzgebungen werden sich niemals über die Linie trockener und gewöhnlich geistloser Chronikenschreiber erheben. Gleichwie in der mosaischen Cosmogonie die Erde Mittelpunct ist, um den sich Sonne, Mond und das ganze Heer der himmlischen Sternwelt schmückend und dienend herumbewegt, so beachten auch die jüdischen Chroniſten und Reisebeschreiber des Mittelalters, die auf dem Erdboden zerstreuten Trümmer der alten Bewohner Palästina's als die einzig bemerkenswerthe Erscheinung und erkennen in denselben gleichsam den Urfels, das allein Feststehende im Strudel und Getriebe der Zeiten. Das Urtheil über Handlungen der Könige und Völker, die Bestimmungen über Recht und Unrecht sind jedesmal nach dem materiellen Wohl und Wehe der Nachkommen Abrahams abgemessen. Diese beschränkte und falsche Optik der Weltereignisse haftet an den Scribenten dieses Volkes eben so eigenthümlich und gleichmäßig, als sich die ursprüngliche asiatische Gesichtsbildung beynahe an jedem Einzelnen bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat. Selbst das Beste, was seit Josephus in diesem Puncte von jüdischen Gelehrten geschrieben wurde, bleibt noch hinter der Mittelmäßigkeit zurück. Oder was leistet denn der gepriesene Reisebericht Benjamins von Tudela, wenn man aus ihm das sittliche und geistige Leben der von ihm besuchten Völker, den Stand ihrer Gewerbsthätigkeit, oder die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt sind, die Polizey ihrer Städte, ihr numerisches Verhältniß, Handel, Ackerbau, Unterricht, Wissen und Glauben erfahren will? Hätten die blinden Nationalvorurtheile diesem übrigens nicht ungelehrten Manne nur einen Funken Beobachtungsgeist in eben benanntem Sinne gelassen, so hätte er uns, besonders auf seiner Wanderung durch Griechenland in den finstern Zeiten des zwölften Jahrhunderts, eine Fackel aufgezündet zur Beleuchtung des jetzt so vielfach besprochenen und doch so wenig gekannten mittelalterlichen Zustandes jener Gegenden. Aber Rabbi Benjamin wie alle seine Landsleute sieht in Patras, in Theben und auf der ganzen durch so viele Umwälzungen erschütterten Länderstrecke der alten griechischen Welt nichts als die zerstreuten Judenkolonien, so daß in unserem Sinne zu reden aus seinem Werke so viel als nichts zu lernen ist.

Ein nicht viel günstigeres Urtheil fürchten wir über die vorliegende Chronik des Judenpriesters Joseph, des Sohnes Josua, fällen zu müssen. Im Gefühle der historiographischen Unzulänglichkeit seines Volkes möchte er gerne diese Lücke in der jüdischen Literatur ausfüllen und ein seit fünfzehnhundert Jahren gleichsam brach liegendes Feld wieder anbauen und befruchten. Denn, schreibt er in seiner Vorrede, seit Josephus bis auf ihn herab sey kein Geschichtschreiber in Israel aufgestanden. Er wolle nur die Leiden seines Volkes unter den Goj vom Untergange Jerusalems bis auf seine Zeiten schildern und die Kriege der Völkerkönige in Judäa und Jerusalem, die Vertreibung der Kinder Israel aus Tzarphath und Sphard (Frankreich und Spanien), in Summa eine Chronik von Tzarphath, Sphard

und dem Hause Osman des Türken mit allen Plagen und Verfolgungen dieser Aegyptier gegen Israel erzählen. Vergleicht man mit dieser Stelle seiner Vorrede in der Venetianer Ausgabe auch noch den vollständigen Titel, wie er im hebräischen Texte der Amsterdamer Ausgabe steht, so meint der Leser vorneweg in diesem Buche eine zusammenhängende Erzählung der Schicksale, Verfolgungen und Unterdrückungen der Israeliten in Europa, Afrika und Asien zu finden, und zwar von dem Zeitpuncte an, wo uns die Schriften des Philo und Josephus verlassen, nach festem System und inneren Zusammenhange, mit Angabe jeweiliger Centralpuncte jüdischer Bildung und Nationalität; besonders aber mit wohl beglaubigten Angaben über Volkszahl, Handels-Verkehr und Reichthum der gebrochenen und langefort nach Wiedervereinigung strebenden Massen. Joseph Ben Josua leistet aber nicht, was Titel und Vorwort seines Buches versprechen; er liefert keine Fortsetzung jüdischer Annalen; er läßt die große, mehr als tausendjährige Lücke zwischen der stürmenden Einnahme Jerusalems durch Titus und den Metzeleien, welche Gottfried Bouillons Avantgarden unter den Judenkolonien am Rheinstrome, in Gallien und Germanien verübten, ganz unausgefüllt; giebt keinen allgemeinen Ueberblick, erhebt sich nirgends zur Höhe eines Geschichtschreibers oder auch nur geistvollen Chronikers, schöpft auch aus keiner den christlichen Scribenten jener Zeit verborgenen Quelle, übersetzt im Allgemeinen eigentlich nur, wie er selbst sagt, die Chroniken der Könige von Aschkenas, d. i. Germanien, und benützt für die Greuelscenen in den Rheinstädten insbesondere die Berichte des Leviten Elieser. Das Ganze ist ohne alle historische Anordnung und Sichtung, etwa wie ein schlechtes Zeitungsblatt indigeste tanquam acervus, ohne Kapitel und Eintheilung, ohne Absatz und Ruhepunct wie Sand ohne Kalk zusammengewürfelt.

Zum Vortheile der Leser hat der Uebersetzer

diese verworrene Masse in zwey ziemlich gleichstarke Bände vertheilt, und die Begebenheiten von Adam bis Karl V., unter dessen Regierung Rabbi Joseph lebte und schrieb, dem ersten; die dem Verfasser gleichzeitigen Ereignisse aber von 1520 — 1553, jedoch mit fortlaufender Paragraphenzahl, dem zweyten Theile zugewiesen.

Der Verf. selbst stammt sowohl väterlicher als mütterlicher Seite von einer spanisch-jüdischen Priesterfamilie ab, die zugleich mit ihren Verwandten und Glaubensgenossen bey der großen Judenverfolgung durch Ferdinand und Isabella, „dem Satan jener Tage," nach Avignon entwich, wo Rabbi Josua, der Erzpriester und Vater unsers Autors sich häuslich niederließ und die Dame Dolza zur Frau erhielt. In der Folge zog er mit der Familie nach Genua und ließ sich endlich nach vielen Wanderungen, Kümmernissen und widrigen Schicksalen im genuesischen Städtchen Novi am Ausgange des Gebirges nieder. Hier vermählte sich sein um 1496 zu Avignon geborner Sohn Joseph im 22. Lebensjahre mit der Priestertochter Paloma und begann vorliegendes Chronikenbuch für seine Glaubensgenossen zusammenzutragen „zum ewigen Angedenken ihres von den Aegyptiern aus Sphard und Tzarphath erlittenen Unrechts." Titel, Styl und Gedanken dieses Werkes sind ganz biblisch-orientalisch: Sefer dibre hajamim lemalche Tzarphath umalche baith Othoman hathugar etc.*) d. i. Das Buch der Worte der Tage der Könige von Frankreich und der Könige des Hauses Othomann des Türken ꝛc. sind die ersten Worte des langen Titelblattes; und der Text selbst ist wenigstens zu vier Fünftheilen aus Bildern und Phrasen des alten Testaments zusammengesetzt: besonders liefern Propheten, Psalmen und Hiob

*) ספר דברי הימים למלכי צרפת ומלכי בית אוטמאן התיגר

für pathetische Stellen ein reiches und oft schwunghaftes Contingent. Oft fühlt man sich versucht Rabbi Joseph mit den geschmacklosen und nach althellenischer Ausdrucksform haschenden Chronikschreibern von Byzanz, namentlich mit Leo Diaconus zu vergleichen; allein man hätte Unrecht, weil erstere ihre classische Lappen oft sinnlos und lächerlich auf armseliges Grundgewebe nähen, letzterer aber durchweg im gleichen Tone verharrend seinen ganzen Bau mit althebräischem Materiale zusammensetzt. Nur werden in dieser Weise manchmal verhältnißmäßig unwichtige Vorfälle, wie z. B. der tödtliche Hintritt seines 17jährigen Sohnes, mit den melancholischen und hoffnungslos verzagenden Ausdrücken Hiobs vielleicht zu comödienhaft eingeführt. Namentlich wird (II. 133) die um 1530 durch das Austreten der Tiber verursachte Ueberschwemmung der niedern Stadttheile Roms wie in den mosaischen Schriften die Sündfluth und allgemeine Vertilgung des menschlichen Geschlechtes beschrieben: „Und am 6. Tag des achten Monats ließ der Herr über Rom und seine Umgegend regnen, und die Fenster des Himmels waren offen. Und am siebenten Tag brachen die Brunnen der großen Tiefe auf, und die Wasserfluthen waren über der Erde ꝛc.“ Mit mehr Tact sagt er, II. 50, von der Niederlage Franz I. bey Pavia: „Die Erschlagenen im fränkischen Heere lagen wie Dünger auf dem Felde und wie Korn hinter dem Schnitter, welches niemand sammelt.“ — Der Leser wird in den vorstehenden Zeilen gesehen haben, daß Rabbi Joseph auch in seinen geographischen und ethnographischen Bezeichnungen sich ganz an jüdische Vorstellung und Ausdrucksform hält. Die Erde, so weit sie den Schauplatz seiner Chronik bildet, theilt sich bey ihm in die Länder der Ismaeliten und Edomiten, d. i. der Mohammedaner und der Christen, welche letzteren auch häufig mit dem Namen der Unbeschnittenen bezeichnet sind. Edom im engern Sinne bedeutet Italien und insbesondere die Stadt Rom. Sphard, Tzarphath und Aschkenas stehen für Spanien, Gallien und Germanien; Yavanim und Land Yavan sind die Byzantiner und das byzantinische Reich, und Thugar (die *Τύχαροι* des Pachymeres) die Türken.

Was den Geist betrifft, in welchem Rabbi Joseph seinen Stoff behandelt, so ist vor Allem zu bemerken, daß von jenen ärgerlichen Scenen und widerlichen Unmoralitäten der Romanischen Völker des 15. und 16. Jahrhunderts, welche den vom Meinungskampfe erhitzten Schriftstellern jener Zeit eine so reichliche Ernte liefern, hier nirgend Meldung geschieht, und namentlich Paul III. Sohn, der berüchtigte Peter-Ludwig, Herzog von Parma, hier nicht schlimmer behandelt wird, als Gottfried von Bouillon oder St. Ludwig von Frankreich, was einem nicht wenig auffällt, wenn man die Nachrichten der italienischen Schriftsteller, besonders Botta, über diesen Mann vergleicht. Rabbi Joseph kennt nur ein Verbrechen, die Kinder Israel bedrücken; aber auch nur eine Tugend, dieselben nicht plündern, in ihrem Gedeihen nicht hemmen, und bey gerichtlichen Streitigkeiten ihnen Recht geben. Alle übrigen Handlungen der Ismaeliten und Edomiten scheinen ihm von gleichem moralischen Werthe zu seyn. So wird I. 171 Gott und die Gerechtigkeit des bürgerlichen Magistrates von Köln gepriesen, weil letzterer zwey von christlichen Wechslern boshafter Weise der Falschmünzerey angeschuldigten Rabbinern nach Urtheil und Recht nicht hatte die Hände abhauen lassen, sondern von den unschuldig Angeklagten nur ein Geschenk von 138 Kronen genommen habe, obgleich „die rasenden Heiden“ schon Anstalten zur Vollziehung eines ungerechten Spruches machten, „in die Trompeten stiessen, und das Horn bliesen im Hause ihrer Eitelkeit und die Glocken anschlugen mit den Stricken der Gottlosigkeit. Singet dem Herrn ein Loblied, denn er hat vortreffliche Dinge gethan.“

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Josua Ben Meir, the Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. F. Biallo-blotzky. Vol. I. S. XX. 440; Vol. II. S. 528 London 1835.

(Schluß.)

Einem solchen Manne mußte die gleichzeitig mit ihm sich erhebende und Wurzel fassende Kirchenreform eine ganz gleichgültige, ja kaum bemerkte, noch viel weniger in ihrer Tiefe, Bedeutung und Folge erfaßte Erscheinung seyn.

Um zu zeigen, wie dieser Judenpriester eine Begebenheit von solchem Gewichte in seinen Annalen darstellt, wollen wir den einschlägigen Absatz vollständig hieher setzen. Nachdem er die Mamluken-Metzeleyen Sultan Selims in Kahira beschrieben hat, fährt er im nächsten Paragraph 530 (I. 430) in folgender Weise fort:

„Und es begab sich, als der Papst Julius begann das große Hochgebäude zu bauen, welches in Rom ist, daß er aussandte die Franciskaner-Mönche in alle Länder der Unbeschnittenen. Und er gab ihnen Gewalt zu lösen und zu binden, und zu befreyen die Seelen vom Verderben. Und sie zogen aus und schrieen mit lauter Stimme: „Nehmet weg die Ringe aus den Ohren eurer Weiber und Töchter und bringet sie für den Bau des Hochgebäudes, und ihr werdet eure und eurer Angehörigen Seelen von der Qual erlösen.“ Und es begab sich nach dem Tode des Julius, daß Papst Leo wieder aussandte, und sie gingen wie zuvor in die Städte von Aschkenas, und sie waren übermüthig. Und es begab sich, wenn immer die Deutschen sagten: „Wie könnt ihr solche Dinge reden, und wie kann das Volk dieses thun?“ daß sie stolz antworteten: „Ihr sollet verflucht seyn, wenn ihr nicht glaubet; denn es ist kein Glaube in euch, und ihr sollet ein Abscheu seyn allem Fleische.“ Und es war ein gewisser Martin, ein Mönch, ein gelehrter und weiser Mann, und er sagte zu ihnen so: „Warum schämt ihr euch nicht laut zu reden, und solchen Unsinn zu sagen?“ Und die Priester konnten keine Antwort geben, und fuhren fort mit Thorheit nach ihrer Weise; und sie thaten ihn in den Bann im Jahre 1518. Und Martin's Grimm erglühte: und Martin that seinen Mund auf und predigte laut gegen den Papst, und gegen die Albernheiten und die Gräuel der Päpste; allein an jenen Mann*) glaubte er doch immer. Und viele sammelten sich um ihn, und er machte ihnen Gesetze und Vorschriften, und redete Aufruhr gegen die weisen Männer der Kirche; und er wollte erklären nach eigener Einsicht ihr Gesetz und die Worte Pauli; und sie wandelten nicht mehr nach den Anordnungen der Päpste, und ihre Satzungen sind zwey verschiedene Satzungen bis auf diesen Tag.“ —

Hier wendet sich der Text wieder plötzlich nach Aegypten mit den Worten: Und das Volk von Alexandria erhob sich von allen Seiten und erschlug die Mameluken ꝛc.“ Erst Bd. II. §. 1024 kommt Rabbi Joseph noch ein Mal auf diesen Gegenstand zurück, um in wenigen Zeilen die Verwirrung Deutschlands und die vom Kaiser dagegen versuchten Heilmittel zu schildern:

„Und Martin war weise; ja er war eifrig bemüht

*) d. i. Jesus.

zu verfassen und zu ordnen viele Werke und Reden für ihren Glauben und ihre Lehre, und er brachte die Satzungen des Papstes in übeln Geruch unter den Bewohnern Germaniens; und sie stellten keine gegossenen Bilder mehr auf, und priesen auch die Heiligen nicht mehr in voriger Weise; und vieler Herz war in Verwirrung, denn einer sagte, „Ich halte es mit dem Papst," und ein anderer erklärte sich für Luther, (denn dieses war sein Zuname). Und die Priester waren Schuld, denn sie waren nur auf Gewinn bedacht, und wandelten nach den Eingebungen ihres eigenen Herzens, und hatten verderbet ihren Wandel auf der Erde.

Und es begab sich als der Kaiser zu Regensburg war, daß sich dort die Edlen Germaniens in großer Zahl um ihn sammelten und zu ihm sprachen, „Wie lange sollen wir noch zwischen zwey Meynungen halten; ist der Papst Gott, lasset uns ihm folgen; ist aber Martin Gott, lasset uns ihm folgen. Und jetzt wollen wir mit einander rathen um zu erkennen, was zu thun, auf daß keine Schuld über uns komme." Und der Kaiser schwor ihnen mit den Worten: „Nach drey Jahre Zeit will ich den Papst und seine Kardinäle und weisen Männer hieher bringen und wir werden sehen, was aus seinen Träumen werden soll." Und das Ding gefiel ihnen, und sie glaubten ihm, und zogen weg von ihm im Frieden."

Rabbi Joseph ist nicht zufrieden, sein Volk im Allgemeinen als Mittelpunct und letzten Grund der Welteregnisse zu setzen; er selbst für seine Person hält sich noch für einen besondern Günstling des Gottes seiner Väter, der ihm, unter andern Zeichen sichtbarer Gunst, auch den verderblichen Ausgang des von Karl V. gegen Algier gerichteten Angriffs lange vorher im Traume zu Genua offenbaret habe (II. 332). In der Verschwörung Fiescho's, die er als Augenzeuge mit anderweitigen Nachrichten in der Hauptsache ganz gleichlautend (II. 421) erzählt, erblickt der fromme Rabbi ebenfalls den Finger Gottes, und gibt klar genug zu verstehen, daß Fiescho's Ehrgeiz durch eine höhere Macht erweckt worden sey, um auch Gianettino Doria ins Verderben zu stürzen, und durch seinen Untergang eine Ungerechtigkeit zu bestrafen, die sich derselbe gegen zwey Individuen des jüdischen Volkes erlaubt hatte. Salomon den Sohn Samuels und seinen Sohn Moses hielt Gianettino gebunden auf seiner Galeere im Hafen zu Genua, um ein reiches Lösegeld zu erpressen. Rabbi Joseph befreyte den alten Mann gegen Ablieferung eines Türkensklaven, vermochte es aber nicht für den jungen Moses drey Türken oder dreyfachen Geldbetrag zu stellen, wie es mit Härte und Uebermuth der junge Doria verlangte. „Moses blieb weinend auf dem Sclaven-Schiffe und erhob seine Augen gegen Himmel; und der Herr sah dieses Ding, und es war übel in seinen Augen. Und es erhob sich sein Zorn gegen Gianettino und sein Verderben kam wie ein Wirbelwind." — Nach der Katastrophe, in welcher bekanntlich beyde junge Nebenbuhler oder Parteyhäupter den Untergang fanden, versäumte Rabbi Joseph nicht die Befreyung des jungen Moses als eine der wichtigen Folgen dieser Umwälzung darzustellen. Gekränkte Eitelkeit, Ehrgeiz, italienische Herrschsucht, geheimes Triebwerk der Anhänger Franz I. und Karl V., die zu jener Zeit die Eingeweide der Republik zerfleischten, als erste Quelle dieser Begebenheit zu betrachten, fällt ihm gar nicht ein. Der Mensch, besonders der Heide, ist ihm nur willenlose Materie in der Hand Gottes, um Heil oder Verderben über das Haus Jacob zu bereiten. Wahrhaft, Sleidanus, Sandoval und Thuanus, die Zeitgenossen unsers Chronisten schreiben nicht so! Aber auch Josephus und Philo, die letzten Nationalhistoriker aus der Tempelzeit, schreiben nicht so. Ueberhaupt sind alle jüdischen Geistesproducte aus der Schule von Alexandria den literarischen Erzeugnissen der Schulen von Tiberias und Babylon in Geschmack- und Darstellungsweise aus natürlichen Gründen überlegen. Man schreibt an ersterem Orte besser, und ist weniger engherzig, weil die Berührung mit den griechischen Meisterwerken in Poesie, Philosophie und Geschichte den Geschmack läuterte

und — nach unserer Weise zu reden — eine freyere Weltansicht erzeugte. Von diesem Einflusse der schönen und correcten Geister des Alterthums sind Rabbi Josephs Schriften frey geblieben. Man findet hier den reinen Talmudisten mit der ganzen Entschiedenheit und Unduldsamkeit der Synagoge, aber auch mit ihrem felsenfesten Glauben an die hohe Bestimmung und an den endlichen Triumph der Kinder Jacobs über Edom und Ismael; jedoch mit dem Unterschiede, daß jene cabbalistischen Spielereyen mit Zahlzeichen und Buchstaben hier in weit geringerer Menge vorkommen als in den übrigen Schriften der Secte von Tiberias. Als Quellenstudium zur Kunde des Mittelalters, oder auch nur einer Periode desselben, eignet sich dieses Buch in keinem Sinne; ja nicht einmal jene Thatsachen, die sich kurz vor der Geburt des Verf., oder selbst während seiner Lebenszeit zutrugen, sind vollständig, critisch und historisch richtig dargestellt. So z. B. wird die Entdeckung der Neuen Welt dem Castilier Americo zugeschrieben und zugleich erzählt, die Spanier hätten in jenem Lande große Ströme gefunden, in deren Wellen sich eine überschwengliche Fülle von Silber, Gold und Edelsteinen wälzte wie nirgend auf der Erde; auch Riesen, hoch wie Cedern, seyen von dort durch die Spanier gebunden nach Europa gebracht worden, obwohl gewöhnliche Menschen im Vergleiche mit diesen Ungeheuern nicht größer als Heuschrecken waren. Aber auch für jenes unnennbare, überschwengliche Gefühl, für jene unstillbare, seelenentkörpernde und mit dem Wesen des Christenthums innigst verschmolzene Sehnsucht nach dem Himmlischen, die man für das mystische Centrum des Mittelalters hält und worin heute wieder viele Gemüther Rettung gegen die Schlechtigkeit der Zeiten suchen, bietet Rabbi Josephs Buch keine Nahrung.

Zum Schlusse muß auch noch von der Uebertragung dieses Werkes aus dem Hebräischen in das Englische, wie sie Hr. Biallobloţky besorgte, Einiges bemerkt werden. Wie schwierig es sey, neuhebräische Texte, besonders geographische und andere europäische Eigennamen in denselben zu entziffern, weiß jedermann, der je ein solches Buch in die Hand genommen. Oder hat die alte, leicht lesbare assyrische Quadratur nicht in den meisten Alphabet-Zeichen das Unterscheidungslose der babylonischen Keilschrift angenommen? Um ein Buch dieser Art zu übertragen sind gründliche Kenntnisse in Geographie und Geschichte unerläßlich, oder man wird Unsinn zu Tage fördern, wie es unter andern in der lateinischen Uebersetzung der Reise Benjamins von Tudela geschehen ist. In diesem Puncte verräth Hr. Biallobloţky eine Unkunde und einen Mangel an Combinationsgabe, wie man sie einem Anfänger kaum verzeihen könnte. Von den beynahe unzähligen Irrthümern, welche man in Erklärung der Orts- und Personen-Namen beyder Bände entdeckt, wollen wir Beyspiels halber nur einige bemerklich machen, weil ein Versuch alles Verfehlte zu rügen und zu verbessern gar zu weitläufig und zu ermüdend wäre.

Band I. S. 38. ist von den Metzeleyen die Rede, welche die jüdischen Kolonien durch einen fanatischen Haufen Kreuzsoldaten im Gebiete des Erzstiftes Köln erlitten, unter andern in den kölnischen Städtchen Nuys und Alnahr (d. i. Aldenahr) die das Hebräische Original נוסא Nusa und אילנירה Alnira schreibt, Hr. Biallobloţky aber für Nossen bey Dresden, und für Algir-ah erklärt. S. 49 übersetzt er: בריסבורק d. i. be Reisburg, d. i. in Regensburg, irthümlich mit Presburg, da doch ב die Präposition und Reisburg die gemeine Aussprache des benannten Stadtnamens ist. Noch verfehlter ist S. 55 die Deutung des ungarischen Grenzfluß-Namens Leyta, welchen das Original לינטאזי Lintasi, schreibt, und der Uebersetzer für Lienz oder Linz in Tyrol erklärt, dessen Fluß jetzt Drave heisse. Hätte er den Text besser angesehen, würde er ohne Zweifel

לוטאזי Leutasi gefunden haben. Und da zu gleicher Zeit vom Angriffe des Kreuzheeres auf die an der Mündung dieses Flusses in die Donau gelegenen ungarischen Grenzstadt Altenburg die Rede ist, so hätte man ohne großen Aufwand von Scharfsinn und geographischem Wissen leicht errathen können, daß hier nicht von Lienz in Tyrol die Rede sey. Ein eben so ungünstiges Vorurtheil gegen Hrn. Bl. erweckt, S. 65, seine Bemerkung über den Namen des Armenischen Emirs, welcher im ersten Kreuzzuge Antiochia an Tancred verrieth. Die fränkischen Chroniken nennen ihn Pyrrhus, Rabbi Joseph אימיר פיראס Emir Phyros, ganz richtig und gleichlautend mit den Arabischen Chronisten, wo er أمير فيروز Emir firus heißt. Hr. Biallobl. aber liest Emerpherius mit dem Beysatze, daß er vielleicht auch den Namen Ephemerius getragen habe. S. 164 wird bey Gelegenheit einer durch ganz Frankreich verhängten Judenverfolgung erzählt was in einer Stadt ביבלואיס bi Blois, geschehen sey. Hr. B. begeht hier den nämlichen Fehler, wie bey bi Reisburg; er erkennt die Präposition nicht und meint, es sey von Calatayud in Arragonien nahe bey Alt-Bilbilis jetzt Baubola die Rede, da hier doch die französische Stadt Blois an der Loire gemeint ist. Wenn er S. 280 im hebräischen Texte דיריל'קו Dirilco, statt קירלוק kyr-Luka (der bekannte Magnat am Hofe des letzten griechischen Kaisers), u. S. 288. דור Dor statt דוד Daud, David (letzter Kaiser von Trapezunt) liest; so ist dieses nur ein Beweis mehr, daß grammatikalisches Verständniß des Hebräischen noch nicht hinreiche, um die Chronik Rabbi Josephs zu übersetzen. Vielleicht könnten wir die Critik sogar über manche gemeine Textphrase ausdehnen und z. B. S. 176, nicht mit Unrecht behaupten, daß בעל נפש Baal nefs deutlicher übertragen werden könnte als mit Lord of life, um den frommen Lebenswandel des französischen Königs Philipp II. zu bezeichnen. Baal heißt in der Chronik Rabbi Josephs öfter auch Heilig, Heiligkeit, z. B. Baal Dominik für Sanct Dominicus, gerade wie in Syrien heut zu Tage noch Mar, heilig und Herr bedeutet: Mar-Butrus sagt das gemeine Volk zu Damaskus für Herr Peter und Sanct Peter. Wäre es also in der benannten Stelle nicht sachgemäßer zu sagen, „König Philipp lebte wie ein Heiliger, denn er wollte nicht dulden, daß man lästere und fluche, u. s. w.?“ Wie mittelmäßig die Kenntnisse des Herrn Uebersetzers in der Erdbeschreibung seyen, liefert eine Anmerkung desselben zu Paragraph 589, in welchem die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen erzählt wird: „Sie umschifften das Land Kusch am großen Ocean auf der Abendseite und bogen dann rund herum gegen die Zierde der Länder und den Orient.“ Diese Stelle ist für jedermann klar, Hr. Biallobloţky aber glaubt die Erklärung beyfügen zu müssen, daß unter „Zierde der Länder“ hier Palästina zu verstehen sey, weil dieses Land in mehreren Stellen der hl. Schrift und, nach Buxtorf, auch bey den Rabbinen Zierde, Herrlichkeit, הצבי, Hatzabi genannt werde.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn. I. Bd. Freiberg 1833, 1022 S. in 8. mit einer lith. Zeichnung. II. Bd. 1836, 828 S. mit 4 lith. Zeichnungen.

Erster Abschnitt.

Ein Handbuch der Geognosie, welches mehr oder weniger den Werner'schen Ansichten huldigt, muß in unsern Tagen für Viele eine besondere, fast seltsame Erscheinung seyn. Denn so wenig auch die Stimmführer in dieser Wissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung hinsichtlich ihrer positiven Lehren miteinander stehen, darüber wenigstens scheinen alle einverstanden zu seyn, daß die Werner'sche Theorie von der Gebirgsbildung eine für immer beseitigte Sache sey. Tritt nun ein Schriftsteller, wie der unsrige, mit dem offenen Bekenntnisse auf, daß er sich ihr gleichwohl noch immer mehr oder minder anschliesse, so werden nicht Wenige schon von vorn herein über diese Arbeit, als hinter dem Zeitgeiste zurückgeblieben, den Stab brechen.

Freylich, wer weiß, daß die neuen Ansichten über die Gebirgsbildung noch lange nicht in eine durchgängige Harmonie mit einander gebracht sind, der wird es doch für wahrscheinlich finden, daß es hier schwache Seiten geben müsse, welche mit Erfolg angegriffen werden könnten. Und da es in der Geschichte auch nicht ohne Beyspiel ist, daß der Stein des Sisyphus, mit großer Anstrengung eben erst auf den Gipfel hinaufgewälzt, eilenden Laufes wieder zu dem alten Standorte zurückgekehrt ist, so könnte eine Umkehr zu der verlassenen ältern Lehre, wenigstens eine Annäherung an dieselbe, für nicht ganz unmöglich erachtet werden, falls es anders den Bemühungen des Verf. und Gleichgesinnter gelänge, einen solchen Anstoß herbeyzuführen. Wie dem auch seyn möge, auf jeden Fall ist das Werk eines Mannes, der seit dreißig Jahren mit der Geognosie sich theoretisch und praktisch beschäftigt, einer gründlichen Prüfung werth.

Die beyden vorliegenden Bände behandeln den präparativen Theil der Geognosie, und zwar mit großer Ausführlichkeit, die dadurch nothwendig geworden ist, daß der Verf. seine modificirte Werner'sche Theorie zu rechtfertigen und die entgegenstehenden vulkanistischen Ansichten zu bekämpfen hat. Daß hiebey die polemische Seite in manchen Fällen den Vorzug vor der apologetischen hat, liegt in der Natur der Sache, und es wird dieses Verhältniß auch so lange sich nicht ausgleichen, bis uns nicht die Chemie festere Anhaltspuncte, als bisher über die Bildungsweise der organischen Welt gewähren wird. Wir werden in unserer Anzeige dieses Handbuchs der Geognosie vorzüglich diejenigen Parthieen hervorheben, welche der Bekämpfung der neueren Ansichten gewidmet sind.

Der präparative Theil, wie er uns in beyden Bänden als ein geschlossenes Ganzes vorliegt, umfaßt 7 Abschnitte, von denen die 3 ersten den ersten Band unsers Handbuches ausmachen. Dieser beginnt mit einer kurzen allgemeinen Einleitung, auf

welche als erster Abschnitt eine „besondere Einleitung zu den, in den folgenden Abschnitten anzustellenden Betrachtungen“ kommt.

Der zweyte Abschnitt enthält: „Betrachtung mehrerer allgemeinen physischen Eigenschaften und kosmischen Verhältnisse des Erdkörpers, welche über dessen Entstehung Aufklärung geben.“ In diesem Abschnitte hat uns insbesondere das Kapitel über die eigenthümliche Wärme des festen Erdkörpers angesprochen. Bekanntlich haben Beobachtungen in Grubenbauen dargethan, daß die Temperatur mit der Tiefe zunehme, so daß sie nach Einigen mit 25 Metres, oder nach Andern mit 17,6 Toisen um 1° C. wachse. Das Innere der Erde müßte demnach im Zustande eines feurigen Flusses sich befinden, wenn diese Progression constant einhielte. Der Verf. erinnert jedoch mit Recht hiegegen, daß eine solche fortwährende Zunahme nicht erwiesen sey, daß ferner die bey diesen Beobachtungen benützten Barometer keineswegs hinlänglich vor dem Zutritt der Grubenluft geschützt gewesen, daß die durch Arbeiter und Geleuchte entwickelte Wärme zu gering, dagegen die durch den Pulververbrauch, der in großen Gruben jährlich 300 — 400 Centner beträgt, gar nicht in Anschlag gebracht worden sey, und daß in allen Berggebäuden, besonders in Steinkohlengruben, beständig Zersetzungsprozesse vor sich gehen, welche die Temperatur erhöhen.

Aus solchen accidentellen Verhältnissen ergiebt sich dann häufig eine besondere Steigerung der Temperatur in tieferen Räumen.

„Einestheils pflegt nämlich die Mehrzahl der gangbaren Baue der meisten Gruben in den größern Teufen zu liegen, und hier folglich auch das meiste Geleuchte und Pulver consumirt*) und die meiste Wärme durch Reiben entwickelt zu werden; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die oben bezeichneten Zersetzungen, vermöge des höheren Luftdrucks und der schon durch die ersterwähnten Veranlassungen gesteigerten Temperatur, in den Tiefbauen schneller fortschreiten als in den Hochbauen. Anderntheils pflegt aber auch der Wetterzug in den tiefern Abtheilungen der Gruben stets ungleich matter zu seyn als in den obern, und die erwärmte Luft folglich in erstern in derselben Zeiteinheit vielmal weniger durch Tagesluft ersetzt zu werden, als in den letztern.“

Wegen der großen Verschiedenheit, welche schon die Belegung der Baue in der Temperatur hervorbringt, findet man daher in denselben Gruben bey gleicher Teufe nicht selten einen bedeutenden Unterschied der Wärme *). Auch haben die neuerdings im sächsischen Erzgebirge angestellten Versuche über die Erdwärme ergeben, daß die Verschiedenheit der Temperatur der Grubenluft einen entschiedenen Einfluß auf die Temperatur der ganzen Gesteinschale äussert, in welcher sich das Thermometer befindet, so daß dasselbe, selbst wenn seine Kugel auch bis 3′ sohlweise in das Gebirge eingesenkt ist, gleichwohl von dem Wärmewechsel der Tagesluft noch sehr auffallend afficirt wird.

*) Als ein belehrendes Beyspiel der Art führt der Verf. die Grube Beschert-Glück an, wo auf v. Trebras frühere Anordnung in Gesteinnischen 2 Thermometer aufgehängt sind, von denen das erstere bey 568′ Tiefe länger her fortwährend $9\frac{3}{8}$° R. zeigt, während das um 307′ tiefer aufgehängte $12\frac{1}{5}$° angiebt. Dabey sind jedoch folgende Verhältnisse wohl zu berücksichtigen. Die tiefste, neuerdings eingebrachte Stollensohle der Grube liegt blos 94,5′ saiger über dem obern dieser beyden Thermometer. Um das Jahr 1820 aber waren in den Bauen über dem obern der gedachten beyden Thermometer nur 17 Arbeiter angelegt, welche jährlich 13 Ctnr. 26 Pfd. Pulver verschossen und 4 Centner 28 Pfd. Rüböl verbrannten. In den zwischen beyden Thermometer-Teufen befindlichen Bauen verbrauchten dagegen 140 Mann jährlich 67 Ctnr. 14 Pfd. Pulver und 33 Ctnr. $99\frac{1}{2}$ Pfd. Rüböl. Die Baue unter dem tiefern Thermometer waren aber überhaupt mit 233 Mann belegt, von denen jährlich 163 Centner 6 Pf. Pulver verschossen und 74 Centner $17\frac{1}{2}$ Pfd. Rüböl verbrannt wurden.

*) In dem Schachte der Maschine von Oaltfield in 182 Toisen Teufe fand man bey voller Belegung die Temperatur zu 77° F., während dieselbe nach mehrmonatlicher Sistirung aller Arbeit nur zu 66° F. getroffen wurde.

Als einen weiteren Gegenbeweis gegen die oben erwähnte Progression in der Temperatur-Zunahme des Erd-Innern hätte der Verf. noch die Verhältnisse des Meerwassers anführen können, indem dieses mit der Tiefe an Wärme abnimmt. So z. B. fand man unter 67° n. Br. die Oberfläche desselben = 0°, und in einer Tiefe von 4300' = — 2°, 7. Nahe am Aequator ($3\frac{1}{2}$° s. Br.) ergab sich die Temperatur an der Oberfläche = 23°, während sie in der Tiefe von 6000' nur $5\frac{5}{8}$° C. betrug. Eine solche beträchtliche Kälte in der untern Region des Meeres könnte aber, trotz des Hinströmens des kältern, daher schwerern Wassers von den Polen her, nicht statt finden, wenn der Erde jene vorausgesetzte Wärmezunahme gegen ihren Mittelpunct hin zukäme. Das siedende Wasser des Meeresgrundes müßte nothwendig aufsteigen und den obern Schichten (in einer Tiefe von 4—6000' von oben her) einen höhern Temperaturgrad mittheilen, als er durchgängig nach den Beobachtungen gefunden wird.

Der dritte Abschnitt: „Ueber die Oberflächen-Verhältnisse des festen Erdkörpers", und der 4te Abschnitt: „Von den Ueberresten organischer Geschöpfe in der festen Masse des Erdkörpers und den Aufschlüssen über die Bildung der letztern, welche die Verhältnisse jener Körper gewähren", enthält nichts, das hier unsere weitere Berücksichtigung auf sich zöge.

Wichtiger in dieser Hinsicht und zugleich umfangsreicher ist der fünfte Abschnitt: „Von den Beziehungen der atmosphärischen Körper zu der Entwickelung der Fossilienmassen des Erdballs und der Ausbildung seiner Oberfläche." Der Verf. betrachtet hier zuerst sehr detaillirt die fortwährenden Einwirkungen der Luft, des Feuers, (namentlich der vulkanischen Gewalten) und des Wassers auf die feste Erdmasse. Alsdann geht er zu der sehr ausführlichen Erörterung über, welchen Antheil diese Kräfte an der ursprünglichen Bildung des Erdkörpers genommen haben, und somit kommt er demnach auf ein Gebiet, auf welchem der Gegensatz der Meynungen seit längerer Zeit einen heftigen Kampf entzündet hat.

Der Verf. betrachtet zuerst den Einfluß, den das Wasser bey der Erdbildung gehabt hat. Nach ihm sind Sand, Grus, Thon und Lehmen durch Zersetzung der Gebirge entstanden. Indem nun das Steingerölle, Grus und Sand durch feine mechanische oder chemische Niederschläge wieder unter einander zusammen gekittet wurde, sind daraus „die zahlreichen Gesteine hervorgegangen, welche man im Allgemeinen mit dem Namen der Breccien, Conglomerate und Sandstein bezeichnet, je nachdem die conglutinirten Gesteintheile in denselben aus groben, noch eckigen und scharfkantigen Gesteintrümmern bestehen, oder aus ähnlichen, jedoch abgerundeten Brocken, oder endlich aus feineren und gleicheren, höchstens die Größe von Erbsen und Bohnen erreichenden Körnchen."

Diese, auch von der vulkanistischen Schule fast allgemein angenommene Entstehungsweise der Conglomerate wird indeß von dem Verfasser bedeutend beschränkt, indem er für viele derselben, nach dem Vorgange von Jameson, Gerhard, v. Raumer und Andern, eine chemische Bildung zuläßig findet. Die sogenannten Geschiebe erscheinen alsdann nur als geodenähnliche, durch die Krystallisationskraft bewirkte Ausscheidungen aus der Hauptmasse, wie denn viele Sandsteine eine große Menge wirklicher Quarzkrystalle enthalten, oder zum Theil lediglich aus lauter kleinen, innig in einander greifenden Quarz-Krystall-Gruppen zusammengesetzt sind. Die mechanische Entstehungsweise nimmt der Verf. zunächst für alle jene Breccien und Conglomerate in Anspruch, deren „inneliegende Geschiebe und Gesteinstücke" mit den in der Nähe anstehenden älteren Gebirgsgesteinen übereinstimmen und in deren Beschaffenheit jedesmal (wie dieß namentlich im Thüringer Walde der Fall ist) ein Wechsel eintritt, so wie die Grundgebirge einen andern Charakter annehmen.

Dieselbe Bildungsweise trägt der Verf. auch auf viele Sandsteine und Grauwacken über, indem diese von den aus mehrerley Gesteinen zusammen geführten Conglomeraten und Breccien nur hinsichtlich der Größe ihres Korns verschieden seyen. Für den Verf. giebt es daher mechanisch und chemisch gebildete Conglomerate.

Diese Annahme der doppelten Entstehungsweise ist allerdings ein Uebelstand in der Theorie. Da sich nun die chemische Bildung vieler Sandsteine und Conglomerate durchaus nicht läugnen läßt — wie wir denn zur Unterstützung dieser Annahme gleich nachher noch weitere Gründe beybringen werden — so möchte schon der Consequenz wegen die Conglomeratbildung überhaupt als das Ergebniß eines chemischen Processes angesehen werden. Sind solche Conglomerate auch aus Stücken gebildet, die mit anstehenden Gebirgsarten gleichartig sind, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie mechanisch von diesen losgerissene und zusammengeschwemmte Trümmer sind. Theils können es einfache Ausscheidungen, wie die Kieselschiefer- und Quarzstücke, aus der Hauptmasse selbst seyn, theils wie die Granit und Porphyrstücke, fortwährende Versuche des anstehenden Grundgebirges sich nochmals zu constituiren, welches Anstreben jedoch beständig unterbrochen worden und daher in Trümmerbildung übergegangen ist. Wir werden zu einer solchen chemischen Erklärungsweise nothwendig hingewiesen werden, wenn sich zu den sogenannten Geschieben keine analogen Gebirgsmassen ausmitteln lassen. Mit der Versicherung des Verf., daß diese früher vorhanden gewesen seyen, bey der Conglomeratbildung aber eine gänzliche Zerstörung erlitten hätten, wird sich nicht Jedermann zufrieden geben, da diese Fälle zu oft eintreten. Einer der denkwürdigsten ist der von Veltheim über das Hornquarz-Conglomerat mitgetheilte, den der Verf. nicht anführt, der aber sehr lehrreich ist. Die sogenannten Geschiebe dieses Hornquarz-Conglomerats nämlich sind faust- bis fußgroß, stets rund und fast vollkommen sphärisch, selten plattgedrückt. Das Innere dieser Kugeln umschließt einzelne Glimmerschüppchen oder porphyrartig auftretende krystallinische Quarzkörner, ja zuweilen sollen selbst kleine Feldspathkörner darin vorkommen. Was aber am Wichtigsten ist, wir sehen uns nach einer in größern Massen anstehenden, einigermassen selbständigen Gebirgsart, welche sich mit dem Hornquarz vergleichen ließe, sowohl am Harze, als in allen entferntern Gebirgen vergeblich um. Um dieses Räthsel zu lösen, bleibt mit v. Veltheim kein anderer Ausweg übrig, als diese Hornquarzkugeln nicht für Geschiebe, sondern für der Bildung der Gebirgsart gleichzeitige Ausscheidungen der Kieselerde, d. h. für chemisch gebildete Bestandtheile anzusehen.

Gegen die mechanische Ansicht, daß Conglomerate bloße zusammengeschwemmte Trümmer früherer Gebirgsarten seyen, spricht ferner nicht wenig der Umstand, daß diese „Geschiebe“ keineswegs nach den Gesetzen der Schwere vertheilt sind, so daß die größten und schwersten zuerst, die kleinern und leichtern zuletzt niedergeschlagen erscheinen. Nicht blos das Rothliegende am Rande des Harzes, am Kyffhäuser, im Thüringer Walde u. s. w. zeigt gewöhnlich feinkörnige Schichten zu unterst, groß- und grobkörnige dagegen darüber, und zwar in mehrfacher unregelmäßiger Wiederholung, sondern eine solche, den Gesetzen der Schwere zuwiderlaufende Anordnung der sogenannten Geschiebe kann man auch oft genug im fränkischen Keupersandstein wahrnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hoffmann's Uebersicht der orograph. und geognostischen Verh. im nordwestlichen Deutschland. S. 592.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn ꝛc.

(Fortsetzung).

Mit der Regelmäßigkeit der Schichtung und des Wechsels der Schichten verträgt sich aber ebenfalls die Annahme einer mechanischen Bildungsweise der Sandsteine und Conglomerate nicht. Wären sie bloße Zusammenschwemmungen, so könnten ihre verschiedenen Formationen nicht einen bestimmten Charakter behaupten. Wie verschieden ist z. B. nicht der Keuper- von dem Liassandstein (Griessandstein), obschon beyde in Franken nur durch eine, meist nicht sonderlich mächtige Lage vom Liaskalk geschieden sind. Wie auffallend ist nicht in jenem grobkörnigen Sandsteine der regelmäßige Wechsel mit bunten Thonen und Mergeln, von welchen gewöhnlich zwey grüne Schichten eine viel mächtigere braunrothe einschliessen. Wäre dieser Keuper mit seinen Thonen, Gipsen, Dolomiten und Kohlen weiter nichts als eine mechanische Ablagerung, wie käme es dann, daß nicht alle diese Bestandtheile in einer verwirrten Masse durcheinander geworfen, sondern regelmäßig auseinander gehalten sind?

Betrachtet man dagegen den Liassandstein, so sieht man ein höchst feinkörnigee Gefüge, das dem Gesteine eine zucker- oder griesartige Beschaffenheit giebt. Gewöhnlich sind ihm höchst feine Glimmerschüppchen beygemengt, während die mächtigen Massen bunter Thone fehlen. Welches sind nun die Gebirgsarten gewesen, aus deren Zerstörung dieser Griessandstein hervorgegangen ist, und welches die Gewalten, die seine Bestandtheile in ein solches feines Pulver zermalmt und doch wieder in regelmäßiger Schichtung zusammengefügt haben? Wie kommt es ferner, wenn überhaupt die Bildung der Gebirgszüge nicht der Act einer individualisirten, chemischen Thätigkeit ist, daß dieser Griessandstein in Franken lediglich dem Jurazuge angehört, demselben seiner ganzen Länge nach von der Donau bis Banz selbst nur meistentheils seinen Fuß bildet, ohne sich nach Osten und Westen auszubreiten, in welcher letzteren Richtung er doch eine weite Fläche zu seiner Ausbreitung vor sich gehabt hätte? Solcher Fragen könnten wir noch viele beyfügen, wenn es nicht schon an diesen genug wäre, um darzuthun, daß eine chemische Bildungsweise allen Sandsteinen zugesprochen werden müsse.

Wenn aber Werner, der den Sandsteinen eine mechanische Bildung zuschrieb, zur Begründung seiner Theorie doch noch die früher vorhandenen Urgebirge als die Massen bezeichnen konnte, welche das Material zu den Sandsteinen und Conglomeraten hergaben, so hat dagegen die neuere vulkanische Schule mit ihrer Hebungstheorie auch diesen Vortheil verloren. Denn da sie aus der geneigten Schichtenstellung der Grauwacke den Schluß gezogen hat, daß diese früher vorhanden als das Vorgebirge und mithin also die älteste und erste Formation der Erdrinde sey, so bleibt ihr ja gar kein Material mehr übrig, aus dessen Zerstörung sie die Grauwacke mit

allen andern Conglomeraten ableiten könnte. Hic Rhodus, hic salta.

Mit der Mehrzahl der Geognosten rechnet der Verfasser auch die Kohlen zu den Erzeugnissen mechanischer Art, herrührend von der Zerstörung und chemischen Zersetzung der vorweltlichen Pflanzen. Indeß gesteht er am Ende (§. 397) doch selbst, daß man mit dieser Erklärung nicht vollkommen ausreiche:

„Ungeachtet der zahlreichen Gründe, welche der Allgemeinheit nach für die unmittelbare Abstammung der Kohlen von organischen, an deren jetzigen Fundorten aufgehäuften Körpern sprechen, darf man inzwischen doch keineswegs läugnen, daß die Natur auch wohl einzelne Parthien brennlicher Fossilien auf anderen Wegen gebildet haben könne. Vielleicht wurden ansehnliche Massen organischen Stoffes erst völlig aufgelöst, um später wieder als chemischer Niederschlag an ganz willkührlichen Puncten abgelagert zu werden. Vielleicht setzte die Natur aber auch einzelne Parthien brennlicher Fossilien unmittelbar aus ihren Urstoffen zusammen. Daß der wesentlichere Bestandtheil derselben, der Kohlenstoff, sich häufig, ohne erst aus organischen Körpern entlehnt zu seyn, als integrirender Bestandtheil von Mineralien niedergeschlagen hat, zeigt ja das Vorkommen des Graphits, des Zeichenschiefers, des Alaunschiefers und vieler Kohlensäure enthaltender Mineralien, welche den ältesten Fossilienmassen des Erdkörpers eigenthümlich sind, zur Genüge.

K. v. Raumer *) war wohl der erste, welcher den Kohlen eine chemische Bildungsweise vindicirte, ohne mit dieser Hypothese gerade sonderliches Lob einzuerndten. Er sagt:

„Die Untersuchung des schlesischen Gebirges hat mich mehr und mehr überzeugt, daß die Ansicht, Steinkohlen seyen mineralisirte Wälder, irrig sey. Sie traf freylich mit der meines Erachtens auch irrigen, daß die Conglomerate (welche die Steinkohlen begleiten) aus mechanischer Zerstörung früherer Gebirge hervorgegangen sind, gut überein. Ich möchte die Folge von der halbmetallischen Glanzkohle, die keine Vegetationsspur zeigt, bis zum fast vegetativen Holze des jüngsten Gebirges als eine Entwicklungsfolge eingeborener Pflanzen-Embryone betrachten. Sie hören auf mit dem Erscheinen der vollkommen ausgetragenen und ausgebildeten Pflanzenwelt."

*) Das Gebirge Niederschlesiens. S. 165.

Eine analoge Erklärung gab neuerlich auch v. Schubert *):

„Bey vielen Kohlenlagern scheint es unwidersprechlich, daß die Ueberfülle des lebensempfänglichen Stoffes nur zum Theil eine besondere organische Gestalt gewonnen hatte; zu diesen Anfängen einer individuellen leiblichen Entfaltung steht die unausgestaltete Masse der Kohle in solchem überwiegenden Verhältniß, wie etwa die Masse des nährenden Eyweißes und Dotters in einem seit Kurzem bebrüteten Eye zu dem noch kaum bemerkbaren Keim der Frucht."

Die gewöhnliche Ansicht von der Bildung der Kohlenflötze verwickelt sich in zu viele Schwierigkeiten, als daß sie sich allgemein empfehlen könnte. Welche ungeheure Menge von Pflanzen wäre nicht nöthig, um compacte Massen von Kohlenflötzen zu liefern, welche eine Mächtigkeit von 20, 30, 50, 100, ja stellenweise selbst von 300' haben! Welche unermeßlichen Zeiträume müßten nicht verlaufen seyn, um solche Depots zu Stande zu bringen! Und da die Kohlenlagen beständig und wiederholt mit Schichten von Schieferthon, Sandstein u. a. abwechseln, indem 20 — 30, selbst 100 und mehr verschiedene Flötze in einem Kohlenrevier übereinander geschichtet sind; wie oft hätte sich hier nicht die Entstehung und Zerstörung der Pflanzenmassen wiederholen müssen. Wie reimt es sich aber mit diesem beständigen Vernichtungs- und Zertrümmerungsprozeß, daß Kohlen, Sandsteine, Kalkstein, Schieferthon und Porphyre der Kohlentruppe nicht in einem wüsten Gemenge durcheinander liegen, sondern in regelrechter Anordnung über einander geschichtet sind?

Wenn die Kohlenbildung blos ein Werk des Zufalls, eine gelegentliche Zusammenschwemmung von zerstörten Vegetabilien, ein Spiel ungeregelter Gewalten ist, wie läßt sich ferner die Gesetzmäßigkeit in der fortlaufenden Entwicklungsreihe dieser Ablagerungen von Kohlenstoff erklären? Im Urgebirge erscheint derselbe im Graphit als ein fast metallischer Stoff, von dem noch Niemand seinen sekun-

*) Die Geschichte der Natur I. S. 415.

dären Ursprung aus vegetabilischen Gebilden behauptet hat. Derselbe vertritt, wie z. B. im Passauischen, in Gneuß und Glimmerschiefer zuweilen den Glimmer, nimmt dann dessen schuppige Form an, wird also ein wirklicher Gemengtheil dieser granitischen Felsarten und muß mithin gleichen Ursprungs mit Feldspath und Quarz seyn. An ihn schließt sich der Anthrazit an, der zumal das Uebergangsgebirge charakterisirt, und sich durch seinen halbmetallischen Glanz auszeichnet. Dieser geht allmählig in Steinkohle über, die noch ohne Spur von vegetabilischer Struktur ist, bis endlich in den jüngsten Gebirgen die Braunkohle, mit ihrer meist deutlichen Pflanzentextur, die im bituminösen Holze am vollkommensten ausgeprägt ist, auftritt. Hier sehen wir also klar die fortschreitende Tendenz der Kohlenstoff-Ablagerungen sich zu gesonderten Pflanzenindividuen heranzu bilden. Im Ur-, Uebergangs und Flötzgebirge unterliegen diese Ablagerungen noch den gewöhnlichen Gesetzen der Mineralwelt, und verhalten sich ganz so, wie die mit ihnen wechselnden Schiefer, Sand- und Kalksteine; nur dem geringsten Theil ihrer Masse gelingt es, individuelle organische Ausbildung zu erlangen. Erst in den jüngsten Gebirgsablagerungen, auf welche die Schöpfung der oberirdischen, noch jetzt fortdauernden organischen Welt erfolgte, erst in diesen wird der mineralische Charakter der Kohlen zurückgedrängt, der vegetabilische erlangt die Oberhand, und die neue Pflanzenwelt tritt aus ihr zum erstenmale an das Licht des Tages hervor.

Indem man demnach mit v. Raumer die Kohlenbildung als eine ursprüngliche, gleich der der übrigen Gebirgsarten, gelten läßt, haben wir den großen Vortheil für uns, daß wir uns nicht mehr mit der Erklärung plagen dürfen, warum die Kohle in ihren Lagerungs-Verhältnissen sich ganz wie die Felsarten verhalten, und warum wir in ihr eine ähnliche Entwicklungsreihe, wie in den Kalk- und Conglomeratbildungen wahrnehmen. Obschon nun diese Ansicht von der Entstehung der Steinkohlen zu keinem der beyden Theorieen gehört, welche Walchner *) „nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft allein für zuläßig“ ansieht, so könnte doch über kurz oder lang eine Zeit kommen, in welcher sie für die allein zulässige erklärt würde.

Der Verf. geht hierauf zur Führung des Beweises über, daß nicht blos die sogenannten gekitteten, sondern auch die chemisch gebildeten Gesteine in einer allgemeinen Wasserbedeckung sich formirt hätten. Wir gehen hier gerne näher auf seine Deduction ein, da sie nicht blos für sein Vorhaben sehr beweisend ist, sondern zugleich auch — freylich wider den Willen des Verfassers — ein sehr sprechendes Zeugniß für des Verf. frühere Behauptung angiebt, daß zwischen gekitteten und chemischen Gebilden kein wesentlicher Unterschied in der Bildungsweise vorhanden sey.

Der Verf. macht zuerst aufmerksam, daß sich die gekitteten Gesteine in vielfachem Wechsel mit Gesteinmassen, von chemischer Entstehung finden. So z. B. trifft man häufig zwischen die Grauwacken eingelagert: Thonschiefer, Kalkstein, Quarz, Feldspath-Porphyr, mandelsteinartigen Thonstein, Serpentin, Grünstein, Gabbro, Granit, Glimmerschiefer und mancherley Metalle. Eben so zeigt sich zwischen die Conglomerate, ächten Sandsteine, Thone, Schwarz- und Braunkohlen häufig eingeschichtet: Eisenthon, Feldspath-Porphyr, Pechstein, Basalt, Porphyrschiefer, Kalkstein, metallische Fossilien, Steinsalz u. s. w.

Dabey nimmt man in vielen Fällen einen deutlichen Uebergang der sogenannten mechanischen Erzeugnisse in die chemischen wahr. So entwickelt sich aus Grauwacken, Conglomeraten und Sandsteinen in Abständen von wenigen Fuß bis zu mehreren Lachtern nach und nach Grauwackenschiefer, Thonstein, Porphyr, Quarzfels, Kalkstein ꝛc. Solche

*) Handbuch der Mineralogie II. 884.

Uebergänge zwischen grobem Sandstein und Porphyr haben z. B. v. Raumer und Beudant sehr klar beschrieben. Aus diesen chemischen Gebilden findet man aber auch weitere Uebergänge in andere ähnliche, in ihnen liegende. So ist nichts gewöhnlicher, als den Grauwackenschiefer durch Ueberhandnehmen kleinerer Quarzparthien in demselben in Quarzfels und durch allmählige Einmengung von Hornblend-Blättchen oder Feldspath- und Hornblende-Theilchen endlich ganz in Hornblendeschiefer, Grünstein und Grünsteinschiefer übergehen zu sehen. Bey Schwarza im Thüringer Walde liegt im Grauwackenschiefer ein grobflaseriges Gneußlager, welches durch die thonschieferähnliche Beschaffenheit seines Glimmers die innige Beziehung deutlich an den Tag legt, in welcher dasselbe zu dem Hauptgesteine der Gegend steht. Mit anderen chemisch gebildeten Gesteinmassen sind endlich Grauwackenschiefer, Grünstein ꝛc. an den beyderseitigen Gränzflächen so innig durch- und verwachsen und gleichsam verzahnt, daß man daraus nothwendig auf die Gleichartigkeit ihrer Abstammung schliessen muß.

Die nahe Verwandtschaft zwischen den sogenannten gekitteten und chemischen Erzeugnissen wird aber vom Verf. noch weiter dadurch erwiesen, daß in beyden oft dieselben Versteinerungen angetroffen werden, und daß da, wo solche Gebilde mehrmals miteinander wechseln, mit höchst wenigen Ausnahmen, der entschiedenste Parallelismus ihrer Lagen sich einstellt. Mit Sicherheit darf man also annehmen, daß die chemischen Gebilde eben sowohl als die Conglomerate im Schooße und durch Vermittlung des Gewässers sich erzeugt haben.

Der Verf. schließt von hier aus weiter auf die Urgebirge. Er zeigt zuerst, daß in denselben nur eine mäßige Anzahl von Fossilien enthalten ist, die in den vorhin betrachteten jüngern Massen nicht vorkommen.

„Es ist der Hauptsache nach derselbe Feldspath, Quarz, Glimmer, Talk, Thonschiefer, Serpentin, Kalkstein, Gips, Diaklas ꝛc. und dieselbe Hornblende, Jade ꝛc., welche die betrachteten neueren Gesteine chemischer Abstammung zusammensetzen und auch wesentlich als die Bestandtheile jener ältesten Massen auftreten. Dieselben Erze von allerley Metallen, die im Grauwackgebirge, im rothen Sandsteine, alten Flötzkalksteine ꝛc. in Lagern und als eingestreute Gemengtheile vorkommen, finden sich auch im Urgebirge unter ähnlichen Verhältnissen vor. — Zugleich zeigen sich die harmonirenden Bestandtheile in den Massen beyder Altersstufen zu völlig gleichen Verbindungen vereint. In beyden erblicken wir dieselben Grünsteine, Gabbro's, Porphyre, Syenite, Glimmerschiefer, Gneuße, und Granite, aus denselben Fossilien zusammengesetzt.“

Es ist ferner bekannt, daß zwischen der Grauwacke und dem unterliegenden Urgebirge öfters ein vollkommener Uebergang statt findet. Als ein recht auffallendes Beyspiel hievon führt der Verf. die Gegend von Peniz am Fusse des Erzgebirges bis gegen das Fichtelgebirge an. Auf den Granit folgt daselbst Gneuß, der die engsten Verwandtschaftsbeziehungen zu jenem zeigt. Dieser Gneuß geht weiter hin in dünnschieferigen Glimmerschiefer über, der bereits untergeordnete Thonschiefer-Massen einschließt. Noch weiter nördlich verläuft sich der Glimmerschiefer in Thonschiefer, dem man an dem glimmerähnlichen Glanze die Entwicklung aus dem vorhergehenden Gesteine noch eine große Distanz hindurch ansieht. Zuletzt fangen diese Schichten an, matteres Ansehen und im Kleinen einen unebenen und zuweilen fast erdigen Bruch anzunehmen und bald stößt man nun auch auf Lager von Grauwacke.

Wie es schon diese Uebergänge erwarten lassen, nimmt man endlich auch in solchen Fällen zwischen den Schichten der Grauwacken, Grauwackenschiefer, und Kalkstein, und denen der unterliegenden Thonschiefer, Glimmerschiefer und weitern Gesteinmassen des Urgebirges den vollkommensten Parallelismus wahr.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn ꝛc.

(Schluß des ersten Abschnittes).

Aus diesen Thatsachen folgert der Verf. im §. 418, und wir können ihm hierin nur beystimmen, daß sich die Urgebirge unter Umständen entwickelt haben, welche den Verhältnissen, unter denen der auf ihnen aufliegende Thonschiefer, Kalkstein, Quarz, Kieselschiefer, Grünstein und Granit des Uebergangsgebirgs gebildet wurden, in hohem Grade ähnlich waren.

Von §. 445 erörtert der Verf. die Frage: welcher Umfang den Erzeugnissen des Feuers im Erdkörper beyzumessen seyn möchte. Er macht zuerst auf die große Meynungs-Verschiedenheit aufmerksam, welche bey den Geognosten hinsichtlich der Anzahl der Gesteine, die als vulkanische Gebilde anzusehen seyen, besteht. Nach Werner galten nur diejenigen Massen für vulkanisch, die in allen wesentlichen Eigenschaften mit den Erzeugnissen der noch thätigen Vulkane übereinstimmten. Der Verf. bemerkt hiebey, daß Werner ihren Umfang allerdings noch mehr beschränkte, als sein eignes Princip es verlangte, indem er weder an die Existenz dichter, basaltartiger und doleritischer Lava, noch an die Lavanatur vieler Obsidiane glaubte.

Der Verf. betrachtet nun die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit, welche zwischen den jetzigen vulkanischen Gebilden und den sogenannten alten besteht. In ersterer Beziehung findet er in beyden vorkommend den gewöhnlichen Basalt, den Leuzitfels, Obsidian und Bimsstein und allenfalls auch den basaltischen Grünstein und gewisse sehr dichte Abänderungen des sogenannten Eisenthons, die wohl nichts als eisenschüssige, dichte Feldspathe sind.

Weit mannigfacher ist aber die Verschiedenheit, welche zwischen den jetzigen vulkanischen und den sogenannten alten besteht:

„Namentlich begreifen die ersteren kein quarziges und jaspisartiges, oder nur Quarz als Gemengtheil führendes Gestein, wie die Granite, Greisen, viele Porphyre und selbst die Trachyte mehrerer Gegenden sind, keinen ächten Syenit, Grünstein, Gabbro, Saussuritfels, Perlstein, keinen Paulitfels, Kalkstein, Mergel, Arragon, Serpentin ꝛc., keine größeren Massen von Magneteisenstein, Schwefelkies, Kupferkies, Thoneisenstein und anderen metallischen Fossilien und keinen ächten, schon dem Weichen sich nähernden Eisenthon, keine Wacke und Grünerde, so wie keine bituminösen Gesteine, endlich aber im Wesentlichen auch keine, aus abgerundeten Stücken oder Geschieben unveränderter älterer Gesteine aufgehäufte Massen.“

„Dagegen enthalten die angeblichen alten Laven nirgends die so ausgezeichnet scharfen, glänzenden, glasigen und unverwitterbaren, an der Oberfläche der Ströme in fantastisch gewundenen Formen emporstarrenden Schlackenmassen, welche einen so ausnehmend großen Theil aller neueren vulkanischen Erzeug-

nisse ausmachen. Die Granite, Syenite, Paulit- und Saussurit-Felsmassen, Greisen und Serpentine, so wie mehrere andere hieher gehörige Gesteine, zeigen sich aber nicht einmal von blasiger, geschweige von schlackiger Beschaffenheit und gehen auch niemals in dergleichen Gesteine über. Die vielen blasigen Gesteine der sogenannten alten Laven gehören fast ausschließlich den Eisenthonen und Wacken, oder wenigstens den Mittelgesteinen zwischen diesen und den Basalten, so wie den eigentlichen Grünsteinen, den Feldspath- und Thonporphyren, den Trachyten und allenfalls noch den Porphyrschiefern an, sind nur matt und schimmernd, und mit wenigen Ausnahmen gerade die verwitterbarsten Massen der Gebirgsparthien, in denen sie vorkommen."

Ein anderer wichtiger Unterschied besteht nach dem Verf. darin, daß die Blasenräume der angeblichen alten Laven meist ausgefüllt und nur parthienweise halb oder ganz offen sind und die vielartigsten Fossilien umschliessen, während die neueren Laven nur leere, aber mit dem für ihre Entstehungsart so charakteristischen Schmelze ausgekleidete Blasen erblicken lassen; höchstens haben sich in ihnen zuweilen Sublimate abgesetzt.

Der Verf. erinnert ferner daran, daß in den ungarischen Trachyteonglomeraten, in den Trachyten und Perlsteinen Mexiko's, in den Eisenthonen und ähnlichen Gesteinen der Faröer-Inseln der Opal wesentlich zu Hause ist, und zwar nicht blos als Kluftausfüllung, sondern sehr häufig als integrirender Bestandtheil des Gesteines selbst. Nun aber kommt Opal nie in ächten Laven vor, und kann es auch nicht, weil er nur durch Coagulation entstanden ist.

Endlich sind vielen der angeblichen alten Laven, namentlich dem basaltischen Gebirge und dessen Tuffen, die Bimssteine völlig fremd. Auch zeigen sich die wahren Basaltlaven gewöhnlich um ein Merkliches rauher und schärfer als die eigentlichen Basalte. Außerdem enthalten die basaltischen und trachytischen Gesteine nicht selten beygemengte kleinere und größere Parthien kohlensaurer Kalkerde, nächstdem aber auch oftmals eingesprengten Serpentin; von beyden Beymengungen ist in den ächten Laven bis jetzt nirgends etwas gefunden worden.

Indem der Verf. auf solche Weise zahlreiche Verschiedenheiten zwischen den sogenannten alten und den neuen Laven heraushebt, sind wir mit ihm der Meynung, daß es keinen bedeutenden Ausschlag geben könne, daß zwischen einigen wenigen Gesteinen beyder, und namentlich den basaltischen und trachytartigen Massen und dem Leuzitfels, eine bedeutende Annäherung statt findet.

„Dieser Umstand zeigt nur, daß die Natur eben sowohl gewisse Fossilienverbindungen auf ganz verschiedenen Wegen zu erzeugen vermochte, als bestimmte einzelne Fossilien, wie Feldspath, Glimmer, Augit u. s. w. — Allerdings könnten inzwischen auch wohl in ansehnlicher Tiefe im Erdkörper ausgedehnte basalt- und leucitfelsähnliche Massen ꝛc. vorkommen und die Laven zu einem gewissen Theile von diesen abstammen. In dieser Annahme dürfte um so weniger etwas Gezwungenes liegen, da die Hauptbestandtheile des Basaltes in großer Menge einzeln in den Urgebirgen vorkommen. Eben so kann unter diesen Umständen das gleichmässige Auftreten des Obsidians als entschiedene Lava und als integrirender Theil eines Gebirgs von anderer Entstehung nicht so ausserordentlich befremden."

Wenn nun aber schon die Natur der Gesteine keinen unzweifelhaften Grund für die vulkanische Entstehung der Basalte und Trachyte, und also noch weniger für die der Granite, Syenite, Grünsteine ꝛc. abgiebt, so können, wie der Verf. weitläufig darthut, anderweitige Gründe für eine solche Bildungsweise noch weniger von den Formen dieser Masse, oder von ihrem Aggregatzustande unter sich, oder von ihren Einwirkungen auf um- und einschliessende Gesteinmassen entnommen werden. Wir können über diese lange Erörterung rasch hinüber gehen und wer-

den nur wenige Bemerkungen aufnehmen, da Wir uns schon früher über mehrere dieser Puncte, namentlich über die Basaltbildung *) im ähnlichen Sinne ausgesprochen haben.

Besondere Beachtung verdient in dieser Erörterung die sehr genaue Schilderung der Verhältnisse, unter welchen der Syenitgranit bey Weinböhla und Hohenstein auftritt, denen der Verf. nach eigenen Untersuchungen, das vulkanische Ansehen benimmt. Von diesen Verhältnissen ist ebenfalls in unsern Blättern früher gesprochen worden, worauf wir der Kürze wegen verweisen. Sehr zu berücksichtigen ist auch das, was der Verf. im §. 464 über das vielfältige Vorkommen von Versteinerungen in den sogenannten vulkanischen Gebilden anführt; ein Umstand, welchen für ihren feurigen Ursprung eben kein günstiges Zeugniß abgiebt. Auf eine sehr gründliche faktische Weise hat auch der Verf. im §. 479 den vulkanischen Ursprung des Gipses widerlegt.

Auf diese Art bestreitet der Verf. mit Ruhe und Umsicht die verschiedenen vulkanischen Hypothesen, welche er mit Recht tadelt, daß ihre Tendenz nur auf die Erklärung einer gewissen Summe von Eigenthümlichkeiten jener angeblichen Laven berechnet ist, während sie den hauptsächlichsten Theil der an diesen Gesteinmassen wahrnehmbaren Verhältnisse völlig auf sich beruhen lassen. Wenn es nun gleich nicht zu läugnen ist, daß der Verf. in manchen Fällen mehr zu beweisen sich vorgenommen hat, als zur Zeit möglich ist; in der Hauptsache hat er fast durchgängig die Unhaltbarkeit der vulkanischen Ansichten scharf und gründlich nachgewiesen. Leider fehlt es noch immer zur weiteren Entscheidung des Streites an unpartheiischen unbefangenen Beobachtungen. Wenn man erwägt, wie unrichtig die Verhältnisse des Dolomits in Franken, oder des Granits bey Zscheila, u. s. w. zu Gunsten der Feuerhypothesen dargestellt wurden; wie ganz anders, und den neptunischen Ansichten vollkommen angemessen, spätere vorurtheilsfreye Beobachtungen dieselben Verhältnisse gefunden haben, so darf man mit Zuversicht darauf rechnen, daß auch in andern Fällen noch mancher Stein des Anstoßes in solcher Weise beseitigt werden wird.

*) Bayerische Annalen. 1833. S. 113, 234 u. f.

Als Schlußresultat vorstehender Betrachtungen stellt der Verf. (§. 483) auf:

„Alle diejenigen Gesteinmassen, an denen nicht der volle, früher entwickelte Habitus der Feuerbildungen wahrnehmbar ist, den die Individualität dieser Massen an derselben vorauszusetzen berechtigt, mit Werner noch den neptunischen Massen anzureihen und die vulkanischen Producte demnach auf die Erzeugnisse der sogenannten neuern Vulkane zu beschränken, ohne indeß zu läugnen, daß dieselben ausgedehnte Massen basaltischer Gesteine in sich begreifen.

Indem der Verf. hiemit Punct für Punct die vulkanistischen Hypothesen bestritten hat, erschrickt er (S. 869) nun auf einmal selbst über seine eigene Kühnheit: „öffentlich eine Meynung zu bekennen, welche die Mehrzahl der neueren Geognosten vom ersten Range aufgegeben hat.“ Er gesteht, daß er tausendmal den innigen Wunsch gehabt habe sich den vulkanistischen Ansichten anschliessen zu können, daß ihm die Entscheidung für das eine oder das andere der beyden geognostischen Systeme eine peinliche Unruhe verursache, daß er aber durch keine Rücksicht sich abhalten lassen könne, demjenigen sich zuzuwenden, das ihm zur Zeit die größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheine.

Allerdings gehört gegenwärtig ein nicht geringer Muth dazu, sich mit fast allen Stimmführern in der Geognosie in Widerspruch zu setzen, und Ansichten in ein System zusammen zu stellen, welche man ein für allemal abgethan zu haben vermeinte. Hat doch schon früher in öffentlichen Blättern ein Dilettant, der in dem unglücklichen Wahne ist, daß

ihm in der Geognose auch eine Stimme zustünde, mit fast naivem Bedauern gemeldet, daß es in Freyberg und München noch Leute gäbe, die horribile dictu! nicht an die Infallibilität der neuen geognostischen Lehren glauben. Auf viel Lob und Dank wird daher der Verf. vor der Hand nicht rechnen dürfen; sein Werk ist für eine kommende Zeit geschrieben.

Der Schluß dieses Bandes (von §. 492 an) handelt: „von der Summe des Einflusses der atmosphärischen Körper auf die Entwicklung der gegenwärtigen Oberflächen-Beschaffenheit des festen Erdballs.“ In diesem Kapitel muß natürlich öfters von der Heberei die Rede seyn, von der der Verf., wie sich aus dem Vorstehenden erwarten läßt, kein sonderlicher Freund ist. Die Hebung Chili's i. J. 1822 läßt er noch bestehen, weil ihm die gegentheiligen Berichte Cumings damals nicht bekannt seyn konnten, der zu derselben Zeit an Ort und Stelle war, und gleichwohl von dieser angeblichen Hebung des Grund und Bodens, auf dem er wohnte, zu seinem und der Chilesen Erstaunen erst aus Europa Nachricht erhielt; fast möchte es in diesem Falle bedünken, als ob die geistreiche Mr. Graham, die zuerst Nachricht von diesem Phaenomen gab, mit den Geognosten einen etwas schalkhaften Scherz sich hätte erlauben wollen.

Ohne concrete Gegengründe zu haben, widersteht dem Verf. ebenfalls die Hypothese von der Emporhebung Schwedens, weil er mit Recht nicht abzusehen vermag, wie ganze Länder ohne auffallende Zerrüttung ihres innern Baues empor getrieben werden könnten. Wir glauben, daß in diesen Blättern erwähntes Phänomen durch detaillirte Angaben seinem wahren Verhalten nach dargelegt worden ist.

Noch weniger kann der Verf. auf die Beaumont'sche Hebungstheorie der Gebirge eingehen; sie stößt ihn in ihrem Princip, wie in ihrer concreten Durchführung von sich. Als völlig irrig erweist er sie in Bezug auf das Erzgebirg, Fichtelgebirg, den Harz und den Thüringer Wald. Gegen diesen Theil der vulkanischen Lehre braucht man jetzt nicht mehr ernstlich anzukämpfen, da er bereits über seinen Culminationspunct hinausgekommen ist, und schon nach einigen Jahren seiner nur noch als einer geologischen Curiosität gedacht werden wird.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Studio et opera Antonii Boczek, societatis scientiarum boemicae et aliarum membri, nec non professoris publici. Tomus primus, ab anno 396 — 1199. Olomucii 1836 in Typographia Aloysii Skarnitzl.

Ein Quartband, XXIV. Seiten als Vorrede, und 355 Seiten Text, auf weissem, kernhaften Papier, mit großartiger, durchaus rein gehaltener Schrift.

Wir fahren fort, in diesen Blättern von den Erscheinungen Nachricht zu geben, welche im Gebiete der Geschichte und Landeskunde der nördlich und östlich angränzenden Staaten einen eben so rühmlichen als reellen Aufschwung literärischer Thätigkeit verbürgen. Wie Ober- Unter- und Inner-Oesterreich, wie Oberungarn und Böhmen; so ist es auch Mähren, diese gesegnete, in vielen Theilen wunderschöne Landschaft, mit ihrem Kernschlage von slavischer und germanischer Mischung, das in seiner frühesten und frühern Geschichte der Ur-, der ein-, durch- und rückgewanderten Stämme, der Bodencultur, der Wirthschaft und des Handels, der Christianisirung und dynastischer Patrimonial-Herrschaft, mannigfaltige Bluts-, Geschicks- und Wahlverwandtschaften zu Bayern darthut.

Die March, Morava, einst Marus, wovon das heutige Mähren, das weithin bis in die Sudeten hinauf und hineinreichende Land, fließt südlich der Donau zu und nicht nördlich, wie die Oder und Opau, wie die Moldau und Elbe. Ein wichtiger Fingerzeig in der Geographie und Ethnographie; denn er beweist, daß Mährens Mittelalter, und damit seine heutige Civilisation und politische Wichtigkeit, vom berühmten Marchfeld an der Donau, von den Feldlagern der bojoarischen Heroen ausgegangen sey.

Abgesehen von der Urgeschichte Böhmens, Bayern's und Mährens, von der heran- und eingedrungenen Römerherrschaft, von den Durchgängen und Niederschlägen der (spätern) Völkerwanderung: — so ist es eben Bayern, mit seinen früher geordneten und gereiften Grundelementen, Anlagen und Bürgschaften, Standschaften, Körperschaften und Stiftungen, — das längst sedentäre Bayern war es, worauf die materielle und geistige Oberherrlichkeit des von der Vorsehung berufenen Frankenreichs, durch die carolingische Dynastie, den Hebel stützen konnte, auch dem Osten des Abendlandes, wie dem Westen und Süden die christlich-germanische Verfassung einzupflanzen. Daraus ist auch das all- und gleichmählig sich entwickelnde Mittelalter Mährens, mit seinem gedeihlichem Prädialprincipe, und dem wohlverstandenen, den Wechselverhältnissen in der Natur treu nachgehaltenen Feudalsysteme unstreitig hervorgegangen; der wahre Brauch, himmelweit verschieden von jenem Mißbrauche, der die Oberflächlichkeit der heutigen um allodiale und feudale Pfründen buhlenden Ideologen in und auser den repräsentativen Kammern als angestammtes System ausgeben. Die Quellen und Denkmäler dieser angeerbten, einem thatkräftigern Zeitalter angehörigen, Verfassung und Verwaltung zu sammeln,

zu läutern, zu vervollständigen; — ist also ein großes Verdienst; und in mancher Hinsicht weit mehr eine dem Nachhalt der Staaten-Systeme zusagende Bereicherungs-Wissenschaft, als sie der Industrialismus der Zeit irgendwo zu gewähren vermag.

Das durchaus lateinisch geschriebene Werk beginnt mit einer Dedication desselben an Anton Friedrich Grafen von Mittrowsky, Herrn zu Mitrowic' und Nemysl auf Wiesenberg in Mähren, k. k. Geheimenrath, obersten Kanzler und Präses der Studien-Hofcommission, vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied u. s. w. — mit Recht; denn auf Kosten und unter den Auspicien dieses erleuchteten Staatsmannes und um die Wissenschaften höchstverdienten Mäcen's ist dieses Werk hervorgegangen. Auch diese schlagende, den Dünkel und das Unvermögen des heutigen Liberalismus in seinem Rauschgoldflitter so oft enthüllende Thatsache ist nicht zu übergehen. Während z. B. in Frankreich (wer blickte mit uns nicht voll Abscheu weg von den alle Geschichte und Wissenschaft vernichtenden constitutionellen und repräsentativen Gräueln in Spanien und Portugal!) die Capacitäten der Nation, zwar ausgezeichnet durch Talent, Erudition und Diensteifer, und an die Spitze der literärischen Institute gestellt, (die angestammte Pairschaft hat sich auch dort wohlbemerkbar zurückgezogen) — sich vielfältig vergeblich und ohne sichern Erfolg für ihre Fächer und das Leben abmühen, während sie Jahr aus Jahr ein Etats, Budgets und Petitionen verfassen, welche die Minister der Kammer mit beredter Theilnahme vorlegen; wofür sie, an die Intelligenz der Nation, an ihren Ruhm, an das „Volksbewußtseyn" appellirend, für die Hauptstadt des Reiches — (von den Provinzen ist kaum jemals die Rede) — die zur Nach- und Anschaffung der Bücher, zur Fortsetzung der Bibliotheken, zur Unterstützung der literarischen und historischen Institute nothwendige Summen fordern — ihnen ängstlich entgegen harren — welche Summen dann vielfältig bekrittelt, bezwackt, auch wohl vertagt, in der Regel den weit dringendern Staatsausgaben, und den Universal- und Central-Bedürfnissen nachstehen müssen; (wobey die fortschreitende Nation ihre Geschichte nur erst vom Julius 1830 und von der Hauptstadt aus, datirt); während solcher parlamentarischer Oscillationen und Retardationen — haben die Lords und Herrlichkeiten, und Gilden in den Grafschaften Old-Englands, wie die Standesherren, Primaten und Körperschaften in den Provinzen Oesterreich's, Preussen's, Rußland's ꝛc. schon gehandelt; denn da steht die wahre Notabilität, vielfältig mit der Capacität vereint, der großbegüterte und daher volksthümlich thätige und selbstständige Landadel noch allenthalben an der Spitze der Institutionen, auf eigenem Boden; und gleichgeltend am Hofe, wie im Volke, vermögen diese staatsklug berufenen und betrauten Departements- und Provincial-Chefs, wahre Autoritäten! aus eigenen Mitteln und aus den seit Jahrhunderten, regelmäßig gewidmeten und gewahrten Stiftungen ohne Redseligkeit und Gepränge gar viel des Guten und Rühmlichen zu bewirken. Die Staatsmaschine trägt nun einmal überall, eben, weil sie, wiewohl bedingt nothwendig, nur Maschine und nicht Organ ist, die edlen und fruchtbaren Keime des Familien- und corporativen Lebens nicht in sich; und welche National-Interessen bedürfen einer religiösen und zarten Pflege mehr, als die der Sitte, der Erziehung und des Unterrichts, überhaupts die der vaterländischen Geschichte und Verfassung?

Da die Vorrede wichtige Aufschlüsse über die diplomatische Geschichte Mährens, und ihre Quellen enthält; so glauben wir sie nicht überschlagen zu dürfen. Daß Böhmen noch immer erst der Zustandebringung eines umfassenden diplomatischen Codex entgegen sehen müsse; (daß dort die Landstände übrigens munificent für die Bearbeitung der Geschichte sorgen, haben wir jüngsthin bemerkt,) habe neulich auch Palacky sehr be-

klagt, sagt der Herausgeber des vorliegenden Werkes, und er preist sich und Mähren glücklich, durch den oben genannten erlauchten und der guten Sache so wohlwollend entgegen gekommenen Mäcen dieses schöne Ziel früher erreicht zu haben. Von den ersten Anfängen der mährischen Geschichte bis zum Jahre 1306, da die Dynastie der Přèmysel erloschen, werde dieses Diplomatarium aus vier Bänden bestehen.

Zwar habe bereits Gelasius Dobner mit größtem Fleiße für die böhmische und mährische Geschichte gesammelt; dennoch sey ihm Vieles unzugänglich oder unbekannt geblieben. Nur allein für diese erste Periode (Mährens von 396 bis 1199) hätten Dobner und Andere kaum 150 Urkunden aufbringen können, wovon wegen Uncorrectheit und Irrthümern kaum 50 stichhaltig wären. Hr. Boczek liefere dagegen schon in diesem Bande 378 Urkunden und Regesten, und bereits seyen deren über 2200 zur Herausgabe gesichert. Einen weiteren Zuwachs erwartet Hr. B. für die Geschichte Mährens und für sein Staatsrecht, wenn es gelingt, die zur Zeit noch schmerzlich vermißte, aber sehr gehaltreiche Cerronianische Manuscripten-Sammlung wieder für das Land zu erwerben.

Wir erinnern uns, jüngsthin in der Vorrede Palacky's zum ersten Bande seiner Geschichte Böhmens gelesen zu haben, daß ihm über Böhmen nur zwey ächte Urkunden des IX. Jahrhunderts, und vom X. Jahrhundert auch nur zwey abschriftlich aus Mähren mitgetheilt werden konnten.

Für höchstwichtig achtet Hr. Boczek jene dem IX. Jahrh., nämlich dem Zeitraum von 863—884, als die Cathedralen von Olmütz und Brünn durch die mährischen Apostel Cyrill und Methodius eingeweiht, und von den Herzogen Groß-Mährens, von Ratis (Rastices, Retimar) und Swatopluck ausgestattet wurden, angehörigen Briefe.

Diesen reiht sich zunächst die um das Jahr 1030, nach Vertreibung der Hungarn, vom Herzog Biretislaw den hh. Peter und Clemens zu Olmütz gegebene Stiftungs-Charte an. Hierauf folgt, was Severus, Bischof von Prag, und Hildegardus von Hradisch „gradicensis antiquissimus Moraviae chronographus" handschriftlich bewahrt haben.

Auf den Grund dieser einheimischen Denkmäler und der hungarischen und teutschen Scribenten waren nun der Zweifel und Hypothesen über Beginn, Lage, Gränzen, Bekehrung ꝛc. des mährischen Reiches gar viele zu lösen und zu berichtigen. Indem sofort Hr. B. als bestimmt annimmt, daß der h. Cyrilli J. 863 bereits in Mähren angekommen, und dessen Bruder, Methodius, Erzbischof von Mähren i. J. 884 da noch am Leben gewesen; (in den neuesten Wiener-Jahrbüchern der Literatur kam auch Hr. Prof. Filz über ein Erzbisthum Lorch davon zu sprechen), bezeichnet er die merkwürdigern Epochen und Regenten des Landes der Reihe nach umständlicher und berichtiget zugleich die älteste Aufzählung der Bischöfe von Olmütz: eben so wird die Reihenfolge der angestammten Herzoge und Markgrafen, Wenzeslaus, Otokars II. Enkel, König von Böhmen, und Markgraf von Mähren, war 1305 — 1306 der letzte, aufgeklärt und vervollständigt. — Polen und Hungarn hatten Mähren öfter überzogen. Im J. 1241 war es dem tapfern Jaroslaw von Sternberg gelungen, die vorgedrungenen Tataren wieder aus dem verwüsteten Mähren zu werfen: die von denselben verbrannten Klöster und Städte werden urkundlich nachgewiesen.

Im J. 1278 rückt Rudolph von Habsburg, der Besieger Otokars, auch in Mähren ein; Bruno, Bischof von Olmütz, und Heinrich, Bischof von Basel, (dieser dem habsburgischen Hause heimathlich zugewandt,) werden als Statthalter in Mähren bestellt. Als solcher erscheint Bischof Bruno

nun allerdings in einem ganz andern Lichte denn früher, da wir ihn aus der bayerischen und salzburgischen Geschichte, als Otokars Partheygänger, an der Spitze böhmischer Mordbrenner auf seinen Streifzügen bis Traunstein und Reichenhall kennen lernten. Die Volkssagen von Milota und Dedic, vom Geschlechte der Rosenberge, als hätte er den König Otokar auf dem Schlachtfelde verrathen und dafür die Landeshauptmannschaft in Mähren erhalten; von der Landschaft Troppau, (slav. und in den Urkunden: Opawa) als einem polnischen Herzogthume, obgleich von den Geschichtschreibern vielfältig nacherzählt, werden hier als Fabeln erwiesen. — Ebenso, was man im Herzogthum Troppau als Denkmäler der Quaden erkannt haben wollte. Besonders wichtig scheint, daß nun aus den vorliegenden Urkunden die Anfänge fast aller teutschen Colonien in Mähren, und ihrer Wohnstätten nachgewiesen werden können. Herz. Bratislaus siedelte um das Jahr 1030 die ersten Teutschen an der Oder und Opau an; im Anfang des XIII. Jahrhunderts, unter Anführung des Teutsch-Ordens, der Mönche von Welehrad, und des Markgrafen Wladislaus kamen deren weit mehr herein; Bischof Bruno aber, (ein Graf von Schaumburg in Westphalen), gründete die meisten teutschen Colonien mit Volk (Edlen und Gemeinen) aus dem Bisthum Minden, aus Oldenburg und Schaumburg (Schauenburg!) und zwar in den Kreisen Troppau und Prerau (Krag Prerowky): das hier zehent- und lehenpflichtig und jede Classe standesmässig angesiedelte Volk schätzte sich glücklich auf dem neuen heimathlichen Boden, und erwuchs, wie unter ähnlichen Verhältnissen allenthalben, freudig und stark bis zum heutigen Tage. Läge hierin, in solchen augenfälligen Thatsachen, nicht eine Lehre auch für die neueste Zeit, allenfalls für die viel besprochenen Colonisationen um Algier und Oran, wo in der unsern Vätern, insbesondere mittels des Krummstabes, so geläufigen und sichern Kunst zu colonisiren, bisher das moderne und liberale Frankreich noch immer ein theures Lehrgeld bezahlt, und worauf wir unter andern auch in den „Bemerkungen über den (vermeyntlichen) Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit," (München 1833), hindeuteten? Nicht minder möchten sich auf den herrlichen Fluren Mährens, Schlesiens und anderer Feudalprovinzen Oestreichs die mit dem innern Culturgang nachhaltiger Volks- und Staatswirthschaft so wenig vertrauten Culturs-Apostel und ihre fortschreitenden Nachbeter einigen Trost erholen — wenn sie desselben fähig wären.

Schon im J. 1213 war die Stadt Freudenthal im Genusse des Magdeburger Rechts, und Uncow (Neustadt) hatte es im Jahre 1223 von Freudenthal angenommen, während man bisher diese Receptionen in Mähren erst als zu Ausgang des XIII. Jahrhunderts erkannt hatte. Wie bald und leicht sich doch im allmähligen verständigen Entwicklungsgange und frey vom revolutionären Zudringen das Bleibendzweckmässige von Volk zu Volk vererbt! Die Dynastie der Premysl verstand es, Städte zu bauen und jeder derselben das gedeihlichste Lebensprincip einzupflanzen. Hr. Boczek führt eine lange Reihe davon auf.

Eine überaus reichliche Quelle der mährischen Geschichte kam dem Herausgeber auch in den besonders und sorgfältig verwalteten Archiven von 59 aufgehobenen Klöstern zu statten, wozu von oben die wohlwollendste Bewilligung erfolgte. Und welche Massen und Schätze von Urkunden und Handschriften thaten sich ihm nicht im erzbischöflichen Palast zu Olmütz, im dortigen Domcapitel, und am erzbischöflichen Lehenhofe zu Kremsier auf!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Studio et opera Antonii Boczek, societatis scientiarum boemicae et aliarum membri, nec non professoris publici. Tomus primus, ab anno 396 — 1199. Olomucii 1836 in Typographia Aloysii Skarnitzl.

(Schluß.)

Nur für den Zeitraum von 1026 bis 1306 allein konnte Hr. B. daraus mehr als 300 Documente benützen, während bisher davon kaum 10 bekannt geworden waren. Dazu kommen die Archive der noch bestehenden Abteyen und des mährischen Guberniums (die Cisterzienser waren von jeher gar fleißige Sammler). Sogar von der Abtey Oslowany hatten sich wieder über 80 Urkunden des XIII. Jahrhunderts wohlerhalten vorgefunden, die man als durch die Hussiten verloren, so sehr bedauert hatte. (Auch in Bayern kam uns in mancher Stadt und Beamtung auf die Frage um Archiv und Registratur die Klage entgegen, daß Kriege und Brand alles aufgezehrt hätten, während uns der Modergeruch der in feuchten Gewölben aufgehäuften Papiere etwas ganz anderes vermuthen ließ.)

Das Archiv der Probstey St. Hippolyt zu Znaym (zuverläßig wie St. Hippolyt zu Zell im Pinzgau, und zu Weilheim in Oberbayern eine von dort ausgegangene Stiftung der Huosier (Andechs), hat sich vollständig erhalten: überhaupt eine große Anzahl von Urkunden, die man bisher vergebens in den Druckschriften suchte. Der Herausgeber hat z. B. die bis zum Jahre 1108 zurückreichenden Urkunden der uralten Abtey Leitomysl und die meisten Documente jener ältesten Abtey Mährens, der zu Breunau, und ihrer Filialprobsteyen, in Rayhrad, Brunow und Polic, bis zum Jahre 1045 zurückgehend, wie andere von längst verschollenen Stiftern ebenfalls wieder ans Licht gezogen. Die Urkunden der in Mähren gesessenen Tempelherren, der Johanniter, des Teutschordens, der Kreuzträger, u. s. w. — an allen Orten und Enden hat Hr. Boczek, wie sichs erprobt, deren gesammelt, sie gesichtet, geordnet; — mit unermüdlicher Hingebung. Hieby rühmt er am Schlusse dieses lehrreichen Rechenschaftsberichtes die vorzügliche Theilnahme und Förderung von Seiten des Hrn. Grafen von Inzaghi, k. k. Geheimenraths und Gouverneurs von Mähren, des hochwürdigsten Fürsten und Herzogs Ferdinand Maria, Erzbischofs von Olmütz, (ein Graf Chotek, bekanntlich zu Prag an der Cholera gestorben;) des Dom- und Freyherrn von Rolsberg, ständigen Rectors zu St. Anna und Archivars des olmützischen Domcapitels; des Herrn Ant. Möller, Archivdirectors des Guberniums und der aufgehobenen Klöster u. s. w.

Was den Codex selbst anbelangt, so hat Herr Boczek damit eine ausgezeichnete Quellenkunde, nicht nur bezüglich auf die inländischen handschriftlichen oder bereits gedruckten Hülfsmittel und Scriptoren, sondern insbesondere auch auf die

auswärtigen Diplomatarien und Geschichtforscher, auf ältere und neuere Sammlungen, dargethan; Die Acta SS., Canisius, Baluz, Goldast, Muratori, Eccard, Ludewig, Lünig, Salagius, Harduin, Gerken, Gudenus ꝛc. bis Pertz, sind fleißig benützt; von Dobner, Piter, Dobrowsky, Richter; von Fejer, (cod. diplom. hung.) von den Brüdern Pez, Lambeccius, Hansitz, Rauch ꝛc. versteht sich das ohnehin; auch Aventin, Gewold, Hund, Falkenstein, Ried, Oefele, Schannat, die Monumenta boica etc. bis auf die neueste Zeit, und nachbarliche Mittheilungen aus dem bayerischen Reichsarchive haben wir mit Vergnügen treu und redlich allegirt gefunden. Meichelbeck scheint Hrn. B. unbekannt geblieben zu seyn. Dennoch kam die freysingische Kirche und ihre Gefolgschaft mit dem mährischen Vorland öfter in Berührung; noch mehr fiel uns auf, daß hier nirgends der für Mähren, für seine Kirchengeschichte ꝛc. so wichtige Codex diplomaticus zur Juvavia, wie ihn Herr v. Kleinmayer aus den ächtesten und lautersten Quellen kritisch zusammengestellt hat, und woraus spätere Autoren und Sammler mit Recht lieber als aus andern Werken geschöpft haben, namhaft gemacht worden ist. Die mannigfaltige Ausbeute hat Hr. B. theils in vollständig abgedruckten Urkunden, theils als Regesten und Excerpten gegeben und eingereiht; öfter mehr, als nothwendig und schicklich seyn möchte.

Der Codex beginnt mit dem J. 396 n. Chr. Es ist ein Excerpt aus dem Leben des hl. Ambrosius von Paulinus: Fritigil, eine Königin der Marcomanen, war mit ihrem Manne durch Sendschreiben von Mayland aus dem Christenthum und freundlichen Verhältnissen mit den Römern zugewendet worden. Die zweyte Urk. ist v. J. 504; Pabst Symmachus verleiht dem Theodor, Erzbischof von Lorch in Oberpannonien, das Pallium; die dritte, nur im Rubrum angezeigt, wie die vierte, betrifft die Zinspflichtigkeit der Slaven im erzbischöflichen Sprengel des h. Bonifaz, und den von Carl M. im J. 791 über die Avaren erfochtenen Sieg. Unter N. V. ist, nach Hansitz und Fejer, vom Jahre 798 das vollständige Brevet abgedruckt, womit Papst Leo III. dem salzburgischen Erzbischof Arno, nachdem Lorch von den Avaren zerstört und der bischöfliche Stuhl nach Passau übertragen worden, Pannonien anvertraut. Die offenbar falsche Lesart: „ecclesia Juvaviensis, quae et Petrina nuncupatur," würde hier nicht eingeschlichen seyn, wenn Hr. B. den von Kleinmayer'schen Codex dipl. juv. zur Hand gehabt hätte. Denn hierin ist eine Reihe von Diplomen aus der Kanzley P. Leo III. und Carls M. enthalten, worin anstatt Petrina, ausdrücklich Petena und ecclesia petenensis geschrieben steht; und wir haben in den bayerischen Annalen des J. 1833 u. 1835, wie in den Beyträgen zur teutschen Länder- und Völkerkunde, zunächst im II. Bande 1826, jene wichtige Variante Petena, und die großen Verdienste des Bischof Virgils (Arno's Vorgänger) um die Civilisirung der Slaven näher erörtert. Der N. VIII. J. 805, nach Lorch gesetzte Markgraf Warnarius ist der in der bayerischen Geschichte merkwürdig auftretende Dynast Werinher (Berthold). N. XII. und XIII. die Ausstattung von Nieder-Altach, (in Bayern) mit Gütern an der Bielach in Avaria, und die Theilung der Diöcesen zwischen Aquileia und Salzburg haben zu Mähren nur eine sehr entfernte Beziehung: noch entfernter liegen, wenn nicht unter Berufung auf Hormayr'sche Schriften Personen- und Ortsverwechslungen da obwalten, N. XVII. XX. etc. die Zuweisung eines Waldes zu Pirchwang im Atergau an das Kl. Mondsee betr. Der Comes terminalis Theodoricus, in Niederösterreich gebietend, war N. XVIII. allerdings, wie wir z. B. in der Geschichte der Salzwerke nachgewiesen haben, (Graf Dietrich) in Oberösterreich zu Hause. Der fidelis et familiaris Vasallus des K. Ludwig, Oatagerus (N. XX.) an der Enns ist ein

traungau-bayerischer Dynast, und hat mit den mährischen und böhmischen Otokaren nichts gemein. N. XXXII — XXXIV den aus Mähren zum salzburgischen Erzbischof Luipram geflüchteten und dann am Plattensee (zu Unter-Moosburg heute Altenburg) angesiedelten Fürsten Priwina und seinen Sohn Chocil (Chadaloh) betr. sind nothwendig mit N. IV. u. V. im Cod. diplom. juv. zu ergänzen. Der in N. XXXV. als Schenker nach St. Emmeram zu Regensburg aufgeführte Graf Wilhelm mit Erbeigenthum an der Aist und Norden links der Donau in Oestreich, ist, wie wir nachgewiesen haben, ein playnischer Ahnherr. In N. XLI. wieder Kl. Altachische Güter in Oesterreich, ohne Beziehung auf Mähren betr. ist actum Hostanmuntinga, villa regia (Ostermuthing an der Salzach,) nicht Hestermuntinga zu lesen, N. XLVI. Chocil comes etc. ao. 868, abermals eine Personen-Verwechslung, die weit irre führen könnte. Nicht Chocil, Priwina's Sohn, sondern Graf Chadaloh (slav. Chozil), einer der chiemgauischen Dynasten, welche wir längst illustrirt haben (s. z. B. S. 79 im II. Bd. unserer Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde; im Jahrgang 1831 der von Kerzischen Literatur-Zeitung über die österreichische und bayerische Geschichtschreibung; in der Geschichte der Salzwerke München 1836. II. 208): diese Urkunde gehört also ebenfalls nicht hieher. Ferner N. LXVIII. LXIX. was sollen diese und andere Oesterreich nur rechts der Donau berührende Urkunden in einem mährischen Codex? N. LXXXV, LXXXVI unter Berufung auf das Archiv für Südteutschland — abermals eine für die Genealogie, zunächst für die mährische Regentengeschichte sehr verfängliche Combination auf kaum haltbaren Probabilitäten der modernen Historiographie. Hr. B. scheint den hier vom K. Arnulph ao. 898 im Hoflager zu Ranshofen am Inn, mit Gütern in Kärnthen a. d. Gurck ꝛc. belehnten Dynasten Zwetboch für den Zwentibold (slav. Swatopluk) Herzog der Mährer, oder für einen Nachkommen desselben zu nehmen. Dieser Herzog war l. N. LXXVII. um das Jahr 894 verstorben. Wir halten jenen Zwetbach für einen bayerischen dieß- und jenseits der Tauern reich begüterten Dynasten; wenn schon Wiching, früher Bischof in Mähren, dann zu Passau, als Vicekanzler diese Urkunden gegenzeichnete. Jedenfalls ist der hier N. CI., CII. CIII. als testis aufgeführte Zwentipolch nicht ein mährischer Fürst, sondern ein Enkel des bayerischen Dynasten Adelbert, (zuletzt Erzbischof von Salzburg) und der erlauchten Nihina, der Schwester des Markgrafen Liupold, wie wir auch vorlängst erwiesen haben, (Beyträge zur t. Länder- und Völkerkunde II. Bd. S. 58, 62 ꝛc. und Geschichte der Salzwerke II. Bd. S. 121) und sofort gehören auch diese Urkunden nicht hieher.

Der in N. LXXXVII. ad an. 898 aufgeführte Dienstmann K. Arnulphs, Heimo, der Erbauer Heimburgs, in Aribos, seines Stammesvettern Grafen-Ambacht, kann aus dem cod. diplom. juv. viel umständlicher gewürdigt werden: wie wir ihn auch hiernach umständlich commentirten. N. CXXXIV. u. CXXXV. enthält die merkwürdige Dotation des Markgrafen Siegfrid (aus dem Zweige der Dynasten von Tengling und Lebenau im Salzburggau), durch K. Heinrich im Jahre 1045 längs der March (Maraha) Leitach, Sulz, Fischach, Teya und Donau angewiesen. Auch N. CXLVIII. Graf Conrad. Filius Rudolphi, ao. 1055, in Gegenwart der Herzogin Juditha dem hl. Peter zu Olmütz ein Stück Land opfernd, scheint uns vom Hause Playn-Beilstein. N. CLIII. „Siffridus filius comitis Sigehardi (des obigen Sigefridus) custos termini polonici et castellanus in Gradech, ao. 1059 beschenkt ebenfalls den hl. Peter zu Olmütz: denn im Gefolge der salzburgischen und passauischen Missionäre, an der Spitze der fränkisch-bayerischen Heerfahrten und im Großhandel mit bayerischem Salz

für Wachs, Honig und Pferde ꝛc. waren unsere Primaten und Hallgrafen in Mähren längst einheimisch und mit den dortigen Fürsten verschwägert worden. Das Fragmentum Monsianum, ein schätzbares Attribut der Archive zu Olmütz, hat solche Widmungen und Verbindungen bewahrt.

Wie man sich z. B. S. 201, 216, 220, 239, 243 dieses Codex überzeugen kann, so erscheint in der mährischen Geschichte kaum ein notabler Name, der zufällig oder beziehungsweise auch in der auswärtigen Diplomatik, oft weit von der Heimath, involvirt, nicht von Hrn. B. mit größter Sorgfalt hier gewahrt worden wäre. So sehen wir den einige Jahre aus Mähren flüchtigen Bischof Heinrich von Olmütz in Böhmen, in Bayern, zu Ursberg in Schwaben, und zu Corbei in Westphalen. Aber an der Stelle vollständiger Urkunden würden diesem Zweck auch öfter kurze Regesten genügt haben.

Doch —, wir sind, im sichtbaren Interesse für ein so wichtiges und verdienstvolles Unternehmen im Nachbarland, dessen eigene Geschichtschreibung auch nur mittels unserer Quellen und Forschungen, insbesondere der neuern, gedeihen kann, schon allzuweit über die Gränzen einer literarischen Anzeige gerathen: — die Freunde und Kenner gründlichen Wissens und Strebens werden indessen darüber nicht ungehalten seyn, und mit uns dem baldige Erscheinen des zweyten Bandes mit Verlangen entgegensehen.

v. Koch Sternfeld.

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, the antiquities, the Arts and Sciences, and Literature of Asia. Calcutta, printed at the Bengal Military Orphan Press, by G. H. Huttmann. 1836. 213 Seiten mit XXI Kupfertafeln in 4.

Wie sehr das Studium der Naturwissenschaften an Verbreitung gewinnnt, davon zeugen unter andern auch die Asiatic Researches auf eine erfreuliche Weise. Die Pflege dieser Studien, ist nun nicht mehr dem alten Europa allein überlassen; wie die Mutter-Wespe in den mannigfaltigen Geschäften ihres Haushaltes allmählig an den Nachkömmlingen eine bereitwillige Beyhülfe findet, so tragen jetzt die von dem Mutterlande ausgegangenen Niederlassungen in Amerika, Afrika und Asien kräftig zur Förderung der Naturwissenschaften bey. Namentlich regt sich in Ostindien unter den Engländern ein lebhafter Eifer, und dieß nicht blos bey den Gelehrten von Fach, sondern auch bey den Offizieren der höhern und niedrern Dienstgrade. Diese regere Theilnahme an naturhistorischen Studien hat denn auch die litterärischen Arbeiten in diesem Gebiete so gemehrt, daß sie jetzt immer eigne Abtheilungen in den Asiatic Researches ausmachen. Die vorliegende, deren Druck erst mit Ablauf des vorigen Jahres vollendet worden *) und die uns also ungemein schnell zugekommen ist, zeichnet sich durch wichtige Abhandlungen, zumal im Gebiete der Paläontologie aus, deren wir daher in unsern Anzeigen mit größerer Ausführlichkeit, als wir sie sonst Denkschriften einräumen, gedenken, zumal da es noch einige Zeit dauern wird, bis dieser Band allgemeiner zugänglich geworden ist. Mit Vergnügen sieht man, wie sich die äussere Ausstattung der neueren Bände, und namentlich die artistischen Darstellungen gegen die frühere Zeit gebessert haben.

I. Paläontologische Abhandlungen.

1. Sivatherium giganteum, a New Fossil Ruminant Genus from the Valley of the Markanda, in the Sivâlik Branch of the Sub-Himálayan Mountains. By Hugh Falconer, M. D., Superintendent Botanical Garden, Saháranpur, and Captain P. T. Cautley, Superintendent, Doáb Canal (S. 1 — 24 mit 1 Kupfertafel.)

Das Sivatherium (von Siva, dem indischen Gotte und θηρίον) **) ist eine der merkwürdigsten Entdeckungen im Gebiete der antediluvianischen Thierwelt. Seine Ueberreste wurden in der Nähe des Markandaflusses, in einem der schmalen Thäler, welche sich zwischen dem Kvarda-dun und dem Thal von Pinjor in der Sivalik- oder vorhimalayischen Hügelkette erstrecken, gefunden und zwar zugleich mit den fossilen Knochen von Elephanten, Mastodon, Nashorn, Flußpferd u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die vorletzte Abhandl. ist datirt: Nepal, Sept. 1836.

**) Von dieser Abhandlung haben bereits englische und deutsche Journale Notiz genommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

Erster Artikel.

Dieses Werk erscheint zwar selbstständig, ist aber eigentlich nur die Einleitung zu dem größeren Werke über die Kawisprache auf der Insel Java, wie der überlebende Bruder im Vorwort sagt; denn W. v. H. starb vor dem Abdruck desselben. Es ist das Vermächtniß eines großen Geistes, der sich thätig und mächtig auf vielen Gebieten des Lebens gezeigt hat, am dauerndsten und nachhaltigsten aber wohl als Forscher auf dem philosophisch-ästhetischen und sprachlichen Gebiet.

An Umfang der Kenntnisse auf dem letzteren Felde möchten ihm wenige auch nur nahe, geschweige denn gleich kommen; denn er schloß keine Sprache, weder alte noch neue, weder europäische, noch asiatische oder amerikanische, selbst keines der polynesischen Idiome von seiner Kenntnißnahme aus; ohne Rücksicht darauf, ob sie eine reiche oder arme oder gar keine Litteratur und Schrift haben, spürte er in ihnen allen nach den Spuren und dem Ausdruck der menschlichen Seele und ihrer Geschichte; der Geist aber, mit dem er sie erforschte und prüfte, ist einer der feinsten und philosophisch-gebildetsten gewesen, wie er deßfalls schon aus dem Briefwechsel mit Schiller und aus anderen lehrreichen Abhandlungen u. Aufsätzen sattsam bekannt ist.

Es ist überflüssig, zu seinem Ruhme hier mehr Worte zu machen, und unnütz, den frühzeitigen Verlust dieses preiswürdigen Mannes zu betrauern, der, an der Schwelle des Alters erst stehend, schon abgerufen ward. Seine uns nachgelassenen Arbeiten bezeugen für alle Zukunft seine bleibenden Verdienste, geben die lehrreichste Unterhaltung und Beschäftigung, und lassen auch die ihn nicht gekannt haben errathen, was der edle Mann seinen näheren Freunden im Zusammenleben mit ihnen, im συμβιοῦν, συμφιλολογεῖν καὶ συνενδουσιάζειν gewesen seyn muß.

Es ist nicht meine Absicht, das hier nach lebenslangen Studien und Zurüstungen in einem großartigen Gusse vollendete Werk zu kritisiren, oder eine vollständige Analyse desselben zu geben; vielmehr, um zu seinem Studium einzuladen, wird genügen, eine kurze Anzeige seines Inhaltes nebst Andeutung einiger gewonnenen Hauptsätze. Hierauf will ich meine Bemerkungen und Ansicht über den hier behandelten Gegenstand folgen lassen, wie sie sich bey meinen Sprachstudien bisher ergeben haben.

„Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beyden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.“ §. 1. S. 2—3.

In §. 2. 3. kommt „Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwicklungsganges.“ — Der Ueberblick der Geschichte mit der gesammten Ueberlieferung in ihr, von der Gegenwart rückwärts bis zu

ihren Dämmerungen, zeigt uns einerseits einen naturnothwendigen Zusammenhang, so daß alle ihre Erscheinungen als Ursache und Wirkung verknüpft, einander bedingen und erklären. Andrerseits aber zeigt sie uns eine mehr oder minder freye und unbedingte Macht in einzelnen Individuen, deren Wirksamkeit unberechenbar bestimmend eingreift. Je weiter in die Vorzeit zurück, desto seltener begegnen uns solche einzelne Individuen; sie werden da meistens zu Collectivnamen und Symbolen wie Orpheus ꝛc.; für die Urzeit aber verschwinden auch sie gänzlich und es bleibt nur noch die Sprache als Maß des Culturstandes. „In dieser Epoche begleitet die Sprache nicht die geistige Entwickelung bloß, sondern nimmt ganz ihre Stelle ein.“ Sie ist „kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe.“ —

„Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frey, die Sprachen aber als gebunden, und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.“ —

Ihre Erforschung öffnet uns den Blick in eine Zeit,

„wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren, und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.“

Sie wurzelt in einem innerlichen sich frey entwickelnden Lebensprincip,

„dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isolirt dastehen.“ — „Die Verschiedenheit der Sprachen läßt sich als das Streben betrachten, mit welchen die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beywohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“

Dieser Satz wird kurz und kräftig ausgeführt und gezeigt, daß die Hervorbringung der Sprache ein inneres Bedürfniß der Menschheit ist, ihre geistigen Kräfte zu entwickeln, nicht ein äußerliches für den geselligen Verkehr. Humboldt hält dafür, daß

der Kreis ihrer Urformen geschlossen sey, weil er wahrscheinlich findet, daß

„dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen angewiesen war.“

Sehr gut wird dann §. 4. von der Geisteskraft gesprochen, daß sie das wahrhaft schaffende Princip in dem geheimnißvollen Entwickelungsgange der Menschheit ist; und die schöpferischen Kräfte des Genies werden dadurch charakterisirt,

„daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln, oder Ideen unterzuordnen.“

Dieses Genie der Völker offenbart sich überall zunächst in ihren Kosmogonien und Eschatologien; und doch ist hier einzelnen genialen Individuen noch mehr Einfluß auf die erste Gestaltung und weitere Ausbildung zuzugestehen, als auf die erste Sprachbildung, in der der Genius eines Volkes dergestalt heraustritt, daß da kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden darf. Chinesisch und Sanskrit z. B. sind in Kraft je ihres Volks und Sprachgenius so entgegengesetzt, daß man

„die Möglichkeit allmähliger Entwickelung einer aus der andern aufgebend, jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachenbildung betrachten wird.“ —

Vortrefflich wird hierauf zwischen Civilisation, Cultur und Bildung ein klarer Unterschied gemacht und bemerkt, daß Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniß zu einander stehen; und behauptet, daß

sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes, eine dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität liege, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beyhülfe schöpfen laßt.“

Dieß dünkt mir noch ziemlich problematisch, nicht minder auch die Behauptung (S. 22. 23), daß

„ganz vorzugsweise (vor den Römern und Grie-

chen) die Indier es verstanden, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beygesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen."

Die griechischen Colonien in Italien, Gallien, Hispanien, Nordafrika ꝛc. haben doch weithin und tief auf die Eingebornen gewirkt und sie gehoben; die Römer aber haben den ganzen Westen Europa's latinisirt und sich assimilirt. Indien sandte aber nie, so viel wir wissen, Colonien aus, wohl aber wanderten viele Hindu's aus, diejenigen nämlich, welche Anhänger des Buddhismus waren, und in den Verfolgungen und Kriegen unterlagen. Diese Verdrängten lassen sich schicklicher mit den ersten verdrängten Judenchristen und mit späteren gezwungen oder freywillig das Vaterland und die Heimath aufgebenden und unter fremden Völkern sich ansiedelnden Secten, z. B. William Penn u. a. vergleichen. Die Religion wirkt allerdings ergreifender als jede andere Wirksamkeit; sie jedesmal bekehrt eben; auf sie hätte daher der verblichene Verf. wohl mehr achten, sie in ihrer grundumkehrenden Wirksamkeit besonders und ausdrücklicher erwägen dürfen, als in den §§. 3—6 geschehen ist, wo er in dem Ueberblick der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts dieselbe erst in ihrer Folge durch die verschiedenen Generationen hindurch betrachtet, und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet:

„Das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseyns auf dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Bewegung in Wanderungen Kriegen u. s. f., die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen aneinander ketten, endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Dazu kommt noch die weitere Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

In diesen Betrachtungen ist ein großer Reichthum tiefsinniger, geschichtlich begründeter, Herz und Verstand erhebender Ideen und Wahrnehmungen in nächster Beziehung auf die Sprache niedergelegt, ein Reichthum, der, kaum eines Auszuges fähig, im Buche selbst nachgelesen und beherzigt zu werden verdient.

Im 7. §. S. 36. fgg. wird hierauf der Uebergang zur näheren Betrachtung der Sprache gemacht; indem diese, aus der Geisteskraft erwachsend, und mit ihrer Entfaltung verwachsen,

„als die erste nothwendige Stufe erkannt wird, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind."

Die Eigenthümlichkeit des Geistes und Characters einer jeden Nation liegt in ihrer Sprache und deren Bau versiegelt. Jede einzelne Sprache mit ihren Sprossen muß in das Bild eines organischen Ganzen aus Einzelnheiten zusammengesetzt werden; dann erst dürfen die Formen verglichen, und die Uebereinstimmung und Abweichung gesucht werden. Den feineren Organismus einer jeden lehret uns aber weder Lexicon noch die Etymologie und Formlehre noch auch die Syntaxis, sondern nur ein lebendiges Sprachgefühl; die Sprache darf niemals als ein Erzeugtes, als ein ἔργον, sie muß als stäte Erzeugung, als ἐνέργεια aufgefaßt und betrachtet werden; diese Energie gehört aber den Nationen an, und hat zum Zweck das Verständniß.

„Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig als möglich in seinem Zusammenhange aufgefaßt und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus." S. 42—45.

Dieß wird sofort weiter ausgeführt und S. 46 gesagt:

„Man muß durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muß zu übersehen im Stande seyn, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken,

als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. — Die Identität, wie die Verwandtschaft der Sprachen muß auf der Identität und Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich seyn kann."

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Die Beschreibung ist hauptsächlich nach einem sehr gut erhaltenen Schädel entworfen, der nur am Scheitel, an der Schnauze und an einigen andern Stellen etwas beschädigt war. Die Gestalt desselben ist sehr auffallend, 1) durch die Größe, welche sich der des Elephanten nähert, 2) durch die ansehnliche Entwickelung und Weite des Schädels hinter den Augenhöhlen, 3) durch die 2 divergirenden Hornzapfen, welche von der Stirne zwischen den Augenhöhlen entspringen, 4) durch die Form und Richtung der Nasenbeine, welche mit einem großen Vorsprung über die Schnauze hinausreichen und die äußern Nasenlöcher in einem spitzen Bogen überdecken, 5) durch die große Massivität, Weite und Kürze des Gesichts vorwärts vor den Augenhöhlen, und 6) durch den großen Winkel, unter welchem die Mahlfläche der obern Backenzähne von der der Schädelbasis abweicht.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen nun weitere detaillirte Ausführungen. Das Seitenprofil giebt diesem Schädel ein Ansehen, das von dem jedes andern Thieres verschieden ist. Von vorne gesehen, ist er etwas keilförmig, indem die größte Weite am Scheitel liegt, von wo sie sich allmählig gegen die Schnauze verschmälert. Die Jochbögen sind ganz verborgen und keineswegs vorspringend; die Stirne ist breit und flach, und seitlich in 2 Convexitäten erhöht; die Augenhöhlen sind besonders weit. Leisten oder Streifen sind nicht vorhanden; die Oberfläche ist glatt. Vom Scheitel bis zur Nasenwurzel bildet die Stirnfläche eine gerade Linie mit einem schwachen Vorsprunge zwischen den Hörnern.

Auf jeder Seite des Oberkiefers finden sich sechs Zähne, welche in allen Hauptmerkmalen mit denen der Wiederkäuer übereinkommen; doch lassen sich Kennzeichen für die drey hintern Backenzähne angeben, durch welche sie sich von denen gedachter Thiere unterscheiden. In Bezug auf die Kürze der Kinnladen ist nämlich die Breite dieser Zähne, im Verhältniß zur Länge, größer als in jener Ordnung gewöhnlich ist. Ferner sind die Zähne weniger prismatisch, sie haben auf ihrer inneren Fläche keine accessorischen Pfeiler, und was sie von allen Wiederkäuern hinlänglich unterscheidet, ist der Umstand, daß der innere Halbmond ihrer Schmelzplatten, anstatt eine einfache Kurve darzustellen, zickzackartig große Buchtungen bildet, was einigermassen an das Elasmotherium erinnert. Uebrigens nähern sich die zwey vordern Backenzähne beyder Kinnladen auf eine merkliche Weise, und die Kaufläche sämmtlicher Backenzähne ist nicht horizontal, sondert bildet eine schwache Kurve.

Zwischen und hinter den Augenhöhlen entspringen auf dem Stirnbeine zwey kurze, dicke, konische Fortsätze. Sie verschmälern sich schnell gegen die Spitze, unterhalb welcher sie in diesem Exemplare abgebrochen sind; sie steigen so gerade von der Stirne auf, daß ihre Achse senkrecht auf der Grundfläche steht, wobey sie zugleich unter einem beträchtlichen Winkel auseinander weichen. Von ihrer Basis aufwärts sind sie ohne Runzeln, indem ihre Oberfläche glatt und eben ist. Sie sind offenbar die Knochenzapfen von zwey, zwischen den Augenhöhlen gelegenen Hörnern.

Eine Verletzung des Stirnbeins zeigt, daß seine äußere und innere Platte, wie beym Elephanten, weit voneinander getrennt sind und große Zellen bilden. Der Jochfortsatz des Schläfenbeins ist lang und erstreckt sich vorwärts, um sich mit dem correspondirenden Fortsatz des Jochbeins zu vereinigen, mit schwacher Vorragung oder Convexität. Die beschädigten Scheitelbeine scheinen von der Beschaffenheit des Rindes gewesen zu seyn.

Das Hinterhauptbein nimmt einen weiten und hohen Raum ein; es ist seitlich in 2 Flügel ausgebreitet, welche an dem obern Rande des Foramen magnum beginnen und sich aus- und aufwärts fortsetzen. Die Gelenkfortsätze dieses Knochens sind ganz wie bey den Wiederkäuern beschaffen.

Die Nasenbeine haben eine breite und gewölbte Basis, werden in ihrem Verlaufe schnell schmäler, und endigen sich in einer abwärts gebogenen Spitze, welche die äußern Nasenlöcher überragt, in ihrem vordern Verlaufe sind sie von dem Oberkieferbein durch eine weite Ausbuchtung getrennt.

Die Oberkiefer zeichnen sich aus durch ihre Kürze, so wie durch ihre aufwärts gehende Richtung nach vorn. Ueber den Zwischenkiefer läßt sich nichts Bestimmtes sagen, da die Schnauze vorn verstümmelt ist. Das Jochbein ist massiv und ziemlich vorspringend. Die Augenhöhlen liegen weit vor und abwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Der Verf. geht dann §. 9. zur Betrachtung der Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt über; er sondert zuförderst aus die Lautform, und den von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachten Gebrauch; — der letztere gründet sich auf die Denkform, welche als allgemein gültig in allen Sprachen, wenige Modificationen abgerechnet, zu Grunde liegt, und überall sich gleichet.

„Dagegen ist (S. 49.) die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der innern Sprachtendenz gegenüber stellt."

Aus beyden zusammen geht die individuelle Form jeder Sprache hervor. Sehr gelungen ist demnächst die Ausführung des Satzes, daß die Sprache das bildende Organ des Gedankens ist; daß die subjective Thätigkeit im Denken ein Object bildet, das als solches in der Sprache aufs Neue wiederkehrend wahrgenommen wird; und daß Verstehen und Sprechen nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft sind. Es wird ferner S. 55 bemerkt, daß

„durch die Sprache auch in einzelnen Wörtern die Möglichkeit gegeben ist, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften."

Diese Bemerkung muß jedoch auf unvermischte Sprachen eingeschränkt werden; denn in gemischten Sprachen gehen sich oft die nächsten Begriffszeichen einander nichts an, z. B. im Englischen heaven und celestial, Himmel und himmlisch; so auch im Türkischen; auch einsylbige Sprachen, wie die sinesische, schließen alle Etymologie von sich aus.

Weiterhin wird S. 56 fg. vermuthet, daß Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde Volk versetzt, dessen Sprache mit mehr Schwierigkeit lernen, als die ihres eigenen Volkes, weil erst die Stammanlage überwunden werden müsse, und diese doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückbleibe. Diese Vermuthung dünkt mir nicht eben wahrscheinlich, außer so fern sie vielleicht den physiologischen Laut meynt. — Sehr wahr sagt H. S. 59.

„Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunctes in der bisherigen Weltansicht seyn, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theiles der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigene Welt-, ja seine eigene Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden." —

Schon die allerersten Anfänge der Sprache sind nicht auf die bloße Nothdurft beschränkt, wie die der sogenannten Wilden beweisen; weil außer

dem von außen Gegebenen sich in der Sprache immer sofort ein mehreres zufolge der Harmonie ansetzt, welche zwischen der Natur und unserer Geistesform statt findet. Eben deßhalb ist die Sprache niemals vollendet, sondern stets im Wachsthum.

S. 61. „Die Sprache besteht neben den schon geformten Elementen ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal festgeformten Elemente bilden zwar eine gewissermassen todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich."

— — „Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Daseyn des Menschengeschlechts gemein."

Nur durch die Schrift wird sie in einzelnen Perioden der Geschichte mit bestimmteren Formen und Bedeutungen festgehalten; im Ganzen aber bilden die Nationen und die Menschenstämme, die sie sprechen, an ihr fort, während die einzelnen Menschen, während auch die einzelnen Generationen nach kurzer Wirksamkeit vom Schauplatz abtreten. Jeder Einzelne und jede Fortzeugung vermag auf die Sprache einzuwirken nach Verhältnissen; diese wirkt aber eben so entgegen auf jene, und formt und bildet ihren Sinn und Charakter, ihre Auffassung und Denkweise und ihren gesammten Gedankenkreis — aber in jedem auf eine individuelle Weise.

„Alles Verstehen ist daher, sagt der Vers. S. 64., immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen;"

und eben hierin zeigt sich die Gewalt, die der Einzelne über die Sprache hat; es zeigt sich hierin die Freyheit. —

„Ist aber auch die Freyheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen, ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freyheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren."

Das Bisherige gibt einige Andeutungen, und

um den Geist dieses Werkes zu charakterisiren, meistens wörtlich, aber nur aus den ersten 9 Paragraphen entnommene Gedanken, auf den ersten 65 Seiten, deren das Buch 414 zählt, wozu aber noch weiter 100 Seiten: Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache ꝛc. kommen. Es würde eine mühselige und gleichwohl wenig lohnende Arbeit seyn, auf diese Weise fortzufahren. Schon das bisher Ausgehobene reicht hin, die Tiefe und den Umfang dieses bedeutenden Werkes zu ahnden; und statt aller Kritik und jedes theilweisen Widerspruches und Andersmeynens dünkt es mir ersprießlicher und gerathener, über die in diesem Buche verhandelten Probleme in Betreff des Grundes und Ursprunges der Sprache überhaupt, und ihre vornehmsten Stammverschiedenheiten einige Bemerkungen hier etwas ausführlicher mitzutheilen; vielleicht daß diese von selbst wiederum zu dem bisher besprochenen Werke zurückführen, und dann gehörigen Orts noch mehr daraus mitgetheilt werden muß.

Der Ursprung der Sprache ist schon vielfältig der Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen und sehr allgemeiner Theilnahme gewesen sowohl im Alterthum, als in neueren Zeiten.

Der Ursprung der Sprachen aber, der Grund ihrer Verschiedenheit und ihr Einfluß auf die geistige Ausbildung hat die Forschung bisher weniger angezogen, wiewohl er nicht minder wichtig, eben so schwierig, aber noch einflußreicher ist und der Beobachtung und Erfahrung näher zu finden scheint. Diese letztere Untersuchung ist aber mehr oder minder von der Beantwortung der ersteren abhängig und hiedurch bedingt, so daß sie ohne jene nicht wohl vorgenommen werden kann. Ueber jene erstere Frage hat sich jedoch eine gewisse wenn auch nicht ganz übereinstimmige, doch aber auch nicht widerstreitvolle Meynung angesetzt, welche, ohne eben bestimmt ausgesprochen zu seyn, doch leicht bemerkt wird, durchhin zu Grund zu liegen; wie dieß gleich an dem vorliegenden Werk ersehen werden kann.

So pflegt es immer zu geschehen bey allen Problemen, die unwiderstehlich anziehen und reizen, zu deren Lösung jedoch nicht hinlängliche Bedingungen und Vordernisse gegeben sind; aus den versuchten Auflösungen und Erörterungen wird eine mittlere Proportionale gezogen, es wird eine approximative Lösung als allgemein gültige Meynung voraus angenommen, bis neue Fünde gethan, neue Entdeckungen gemacht werden, die den Vorwurf näher oder entfernter betreffen; oder bis der Blitz des Witzes, die Leuchte des Genius neue Seiten und Zugänge zur Sache zeigt, und die ganze Frage vielleicht umstellt.

Für die oben berührten Aufgaben und deren mögliche Lösung steht der Anschein in diesen neuesten Zeiten günstiger, als jemals hiebevor; die Menschenstämme und Völker mit ihren Sprachen über den ganzen Erdball hin sind größtentheils viel bekannter geworden, als vordem; und verhältnißmäßig sehr alte Sprachen, zum Theil mit einem sehr ansehnlichen Schriftenthum sind entdeckt, und in den Bereich der Sprachforschung aufgenommen worden; in ihnen fehlt es nicht an den schärfsten Gegensätzen mit andern Sprachen, an einander widerstreitenden Erscheinungen, deren Ecken und Kanten allerorten die Forscher stupfen und stacheln, den Bau jeder Sprache für sich, ihre Eigenheiten, so wie ihre Uebereinstimmung mit andern und ihre Abweichungen, und zuletzt aller untereinander aufzusuchen, auszugleichen, und nach Möglichkeit zu erklären. Hinter der Vermehrung und Erweiterung des linguistischen und ethnographischen Materials stehen wohl auch nicht zurück die Untersuchungen über die gesammte, insbesondere aber über die menschliche Natur, was für Keime, Anlagen und Kräfte sie mit sich führe; was für Richtungen und Entwickelungen dieselben nehmen können; in welchem Maaße sie von äußeren und inneren Umständen und Schranken bedingt und abgeändert werden. Deutsche, Engländer, Franzosen u. a. haben wie die geistige Natur des Menschen in seinem Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, so auch seinen leiblichen Bau und die Gliederung, desgleichen die Verhältnisse der festen und flüssigen Theile desselben unter den mannichfaltigsten Umständen und Einflüssen, zum Gegenstand emsiger und genauer Untersuchungen gemacht.

Indessen bleibt noch immer zu bedenken, ob alle das hiemit Vorbereitete ausreiche zur Lösung der obigen Probleme? denn diese fragen nach dem Ursprung; aller Ursprung aber und aller Anfang des Werdens scheint immer und überall, nicht allein der sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch der Spähe des Gedankens sich zu entziehen, und vor ihnen wie ein Irrlicht in die Ferne zurück zu fliehen. Jede Erhellung des nächsten dunklen Fleckes zeigt nur eine neue und größere ungeahnte Tiefe des Dunkels, das dahinterliegt. Sonnenmikroskope haben in jedem Tropfen Heere von Aufgußthierchen gezeigt; aber das Geheimniß der Materie und des Organismus nur weiter zurückgeschoben; die Teleskope, je weiter ihre Tragkraft geht, haben zwar Doppel- und Nebelsterne, haben Welten wie es scheint im Entstehen und Vergehen, und neue unermeßliche Lichtmeere gezeigt; aber auch hinter diesen nur ein weiteres tieferes Dunkel. Ein Gleiches läßt sich von der Elektricität, dem Galvanismus und Magnetismus in allen seinen Erscheinungen sagen. Demnach bleibt nichts übrig, als entweder sich zu bescheiden, oder zu philosophiren und speculiren, und nicht etwa nur ein wenig, sondern viel, wem es gegeben ist. (Cic. de Or. II. 37.) Denn die Geschichte, die man zunächst fragen möchte, gibt auf jene Fragen nach dem ersten Ursprung keine erklärende Antwort; sie selber beginnt erst später, und konnte erst in der Periode ausgebildeter Sprache und Schrift entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Folgendes sind die Hauptdimensionen des beschriebenen Schädels nach englischem Masse.

Vom Vorderrande des großen Loches bis zum ersten Backenzahn .	18,85″
" " bis zur Schnautze . .	20,6
Höhe von der Wölbung der Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins bis zur Mitte des Stirnbeins hinter den Hörnern . . .	11,9
Von der Spitze der Nasenbeine zu dem obern zerbrochenen Rande des Hirnschädels .	18,0
Breite des Hinterhaupts	22,0
— zwischen den Augenhöhlen, obere Ränder	12,2
— " " " untere " .	16,2
— " " Jochbögen	16,4
— der Basis des Schädels hinter den Warzenfortsätzen .	19,5
— zwischen dem äußern Rande der Hörner an ihrer Basis .	12,5
— zwischen ihren abgebrochenen Spitzen .	13,65
Des großen Lochs Längs-Durchmesser .	2,3
" " " Quer- " .	2,6
Höhe der Hornzapfen über der Stirne . .	4,2

Unter einer Menge von Knochen, in der Nähe des Fleckes, wo der Schädel gefunden worden war, eingesammelt, zeigte sich auch das Fragment eines Unterkiefers, der sicherlich dem Sivatherium und nicht unwahrscheinlich sogar demselben Individuum, das so eben beschrieben wurde, angehörte. Die Form des Knochens, wie der noch erhaltenen Zähne, kommt mit der des Büffels überein; nur daß jener Kiefer ums Doppelte den von diesem Thiere übertrifft.

Dieß ist Alles, was man bisher vom Sivatherium kennt. In einem von der Redaction der Asiatic Researches beygefügten Note wird gesagt, daß Capitän Cautley später Gelegenheit hatte, einen Schenkel, Schienbein, Fußwurzel, Metatarsus und die Phalangen dieses Thieres, noch im Gesteine eingeschlossen, zu sehen, daß sie aber von Arbeitern herausgebrochen wurden, bevor er Messungen davon genommen hatte.

So gut erhalten auch im Allgemeinen der beschriebene Schädel ist, so konnte er doch wegen einiger Beschädigungen nicht über das Vorhandenseyn von Eck- und Schneidezähnen, so wie über etwanige Hörner auf dem Scheitel Aufschluß geben. Der Analogie gemäß läßt sich indeß schliessen, daß keine Schneidezähne im Oberkiefer vorhanden gewesen, indem solche nur beym Kameel und Lama vorkommen, wo der vorderste Backenzahn von den übrigen abgerückt ist, während bey allen andern Wiederkäuern, wo die Backenzähne gedrängt aneinander, und zugleich Hörner auf der Stirne stehen, keine Schneidezähne sich vorfinden. Nach einer andern Analogie mit der vierhörnigen Antilope muthmassen die Verf., daß das Sivatherium auf dem Scheitel, der beschädigt ist, vielleicht noch ein Paar Hörner getragen haben möchte. Wegen der Form der Nasenbeine, die denen des Tapirs sehr ähnlich sind, schließen zuletzt noch die Verf. daß das Sivatherium vielleicht mit einem kurzen Rüssel hätte versehen seyn können.

Aus der ganzen, mit großer Umsicht und Scharfsinn geführten Untersuchung geht hervor, daß das Sivatherium der Ordnung der Wiederkäuer angehört, unter welchen es eine eigenthümliche, ganz ausgestorbene Familie bildet. Hoffentlich erhalten wir bald weitere Aufschlüsse über die Beschaffenheit der übrigen Theile des Knochengerüstes.

Um von der Größe dieses Thieres eine richtige Vorstellung zu gewinnen, fügen die Verf. noch folgende Vergleichung mit dem Elephanten und dem einhörnigen Nashorn bey:

	Elephant.	Sivather.	Nashorn.
Vom großen Loch bis zum ersten Backenzahn . .	25,1″	18,85″	24,9
Größte Breite des Schädels	26,0	22,0	12,05
" " " Gesichts zwischen den Wangenbeinen	18,5	16,6	9,2
Größte Höhe des Schädels	17,8	11,9	10,05

Die Verf. haben dieser Art den Namen Sivatherium sivalense gegeben, und sie auf einer Tafel dargestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Was sie aber Verwandtes aus späteren Zeiten berichtet, wie z. B. aus der lateinischen Sprache die neueren romanischen, wie aus dem Sanskrit zunächst das Bali und Prakrit, und weiterhin die neueren Sprachen Ostindiens sich gebildet haben, — dieß, so ungenügend auch hier sogar die Nachrichten sind, verdient allerdings sorgsame Beachtung, in so fern es Analogien und Fingerzeige gibt; aber fordert auch ängstliche Behutsamkeit und Vorsicht, daß nicht zwey sehr verschiedene Zustände vermischt und zu gleichartig angenommen und von dem Hergang in dem einen auf den Hergang in dem anderen leichthin geschlossen werde. Eben deshalb weil die Verhältnisse und Zustände der unmündigen Kinder unter uns ganz andere sind, als für jene Urzeiten der Menschheit, kann auch die Art und Weise, wie sie zur Sprache kommen, nur in wenigen Puncten als Vorgang dienen und in die Nichte leiten. Sich bescheiden in diesen Fragen fällt manchen leicht, anderen schwer; leichthin auf sich beruhen lassen, was, unversucht, schwer, ja unmöglich zu seyn bedünkt, geziemt sich nicht für den Verstand und Fleiß; und ohne eine Probe gewagt zu haben, weiß Niemand, wie weit die Kräfte gehen, und was zu leisten und auszuführen möglich sey. Mag das Dunkel immer groß und größer und dichter werden, genug, wenn es nur immer mehr zurückweicht, und dem Licht um uns her immer größeren und helleren Raum gibt. Wenn denn nun doch nimmermehr der Anlaß fehlt, noch der Trieb ruhet, nach dem Grund der Sprache und nach dem Ursprung der Sprachen der Menschenstämme zu fragen: was bleiben denn für Mittel und Wege zur Antwort, was für Methoden zu einer wenigstens annähernden Auflösung jener Probleme? Immer doch nur Erfahrung und Speculation! — Erweiterte Erfahrung, ausgebreitete Bekanntschaft mit Sprachen muß vorausgesetzt und gefordert werden; — je genauer diese Bekanntschaft, je mannichfaltiger und verschiedenartiger diese Sprachen, desto fruchtbarer werden die Ergebnisse seyn.

Offenbar darf ferner gefordert werden getreue Achtsamkeit auf die Menschen, auf die einzelnen, wie auf die Stämme und Völker nach Zeit- und Lebensaltern, Geschlechtern, Anlagen, Temperamenten und leiblichen wie seelischen Unterschieden u. s. w., worauf als auf einer festen und gesicherten Grundlage das Lehrgebäude einer gründlichen d. i. philosophischen Erkenntniß des Geistes und der Natur des Menschengeschlechtes in ihrem gegenseitigen Zusammenhange und gegliederten Wachsthum sich erhebe, und als Leuchtthurm über das weite Meer hin glänze, das hier befahren wird.

Doch alle Sprachen zu kennen, ist schlechthin unmöglich; auch nur möglichst viele zu kennen, ist nicht minder schwierig; wird aber dieß noch mehr, wenn die andere unerläßliche Forderung, ihre Unterschiede und Einstimmigkeiten aus höheren Grün-

den zu erkennen, zugleich erfüllt werden soll! Beyde Erfordernisse finden sich in seltenem Bunde, und beyde in gleich hohem Grade in W. v. Humboldt vereiniget, so daß deßfalls neben ihm nur sehr wenige genannt werden können. Denn unter den Philosophen von Namen war keiner Philolog im eigentlichen Sinn, man müßte denn Schleiermacher hieher rechnen. Von den Philologen aber war keiner Philosoph, so daß er da einigen Namen hätte. Die Philosophen haben sich, alle bedeutenden, entweder der Natur zugewendet, wie Aristoteles und Cartesius, Kant und Schelling, oder demnächst mehr der Mathematik, wie Plato und wiederum Cartesius nebst Leibnitz. Denn dieses letzteren allumfassenden Geistes Sprachstudien galten ihm selber noch nicht als Zweck, sondern nur als Mittel für die Geschichte. Daher ist Rec. weit entfernt von dem Unterfangen, dieses Werk zu kritisiren, zu mäkeln; er begnügt sich, wie gesagt, hier seine Gedanken und Ansichten zu geben, wie sie im nächsten Zusammenhang mit den vorliegenden Fragen stehen, und hofft hiedurch dieses Meisterwerk nur desto kräftiger zu empfehlen und zum Nachdenken über seinen reichen Inhalt einzuladen und vorzubereiten. Denn es ist in demselben ein Versuch gemacht, eine Philosophie der Sprache aufzustellen, dergleichen wir bisher noch nicht hatten.

Es ist da keine sogenannte philosophische Sprachlehre gegeben; sondern eben Philosophie der werdenden Sprachen. Die Werke der ersteren Art enthalten oft nichts philosophisches, als etwa die Anwendung gleichviel welches Systemes auf die Sprache im Allgemeinen, meist wie sie als Ideal in ihrer Vollendung vorschwebt. Die Sprache in philosophischer Betrachtung läßt eben so viele Systeme und Ansichten zu, als die Welt selber; denn die Sprache ist eben unsere eigenste Weltschöpfung, und, wie alle Selbsterkenntniß, schwer, ja unmöglich ohne einen Gegensatz. Jene allgemeinen oder philosophischen Sprachlehren, so verdienstlich und werthvoll manche für alle Zeiten sind, z. B. Harris, Sylvestre de Sacy, Bernhardi u. a. werden doch von denjenigen leicht gering geachtet, die darin einen Schlüssel zu besonderen und den einzelnen Sprachen suchen, und — nicht finden. Es ist dieß allerdings ein Mangel der erwähnten Werke, daß sie vom Allgemeinen keinen Uebergang zum Besonderen zeigen, daß sie vom jenseitigen — metaphysischen — Ufer keinen Weg und Steg zum diesseitigen — empirischen und historischen bauen können. Allein welche rationale Wissenschaft vermag als solche dieses zu thun? Vermag denn die Arithmetik, wie weit auch immer fortgesetzt, je in die Geometrie, und diese in die Mechanik überzuleiten? Ja auch innerhalb der Geometrie selber gibt es keinen natürlichen unmittelbaren Uebergang von der geraden zur Kreislinie, so wenig als innerhalb der Arithmetik von der Addition zur Subtraction. Dialektische Wortfähren fördern auch nicht weiter als zu Wörtern und Schemen, die in ihren Wassern unten schweben. Hier scheint nur freye besonnene Setzung überzuhelfen, Setzung, die, wenn sie nicht wie in den arithmetischen und geometrischen Operationen von Natur aus gleichsam zu Tage liegt, nur das Ergebniß reicher und reifer Erfahrung und tiefsinniger Speculation und Combination seyn kann, wie sie bey Keppler für die Astronomie, bey Schelling für die Naturphilosophie und gewissermassen hier bey Humboldt für die Sprachenphilosophie deutlich in die Augen fällt. Darin eben unterscheidet sich das angezeigte Werk von den sogenannten philosophischen allgemeinen Grammatiken, daß diesen allen mangelhafte Erfahrung, Kenntniß nur eines Sprachkreises, nicht der vielen wirklichen zu Grund lag; — de Sacy's kleines unschätzbares Büchlein macht hier wohl eine Ausnahme, allein der Verf. wollte nicht philosophiren, wollte nur Regulative aus seiner Erfahrung für Jünglinge geben. Humboldt aber sieht auf noch mehr Sprachen hin, als de Sacy, und sucht Gründe

und Erklärungen für die mannichfaltigen Vorkommnisse und Erscheinungen in denselben. Die entgegengesetzten Werke, die von Einzelnheiten ausgingen und diese anhäuften, konnten bisher eben auch nicht viel fruchten; sie konnten, wie z. B. Adelungs Mithridates, nicht ohne jene philosophische und allgemeine Grammatik auch nur verständig vergleichen, geschweige denn erkennen, so edles und mannichfaltiges Material sie auch lieferten. Zwischen der Metaphysik der Sprache, gleichsam dem Herzen dieser Wissenschaft, und den sonderheitlichen und einzelnen Sprachadern liegen nämlich mehrere Geflechte und überleitende Systeme, die zum Theil noch erst ihre Untersuchung und Bearbeitung erwarten, nicht allein die harmonische, comparative und historische Grammatik, dergleichen wir, wenigstens Beyträge, in den Werken von J. Grimm, Fr. Diez (Grammatik der romanischen Sprachen), K. M. Rapp (die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt ꝛc.), Lassen (Instit. linguae Pracr.) Franz Bopp, Jul. Fürst, Buttmann und Kühner u. a. besitzen; — sondern insbesondere die schwierigste, diejenige, die von der Metaphysik zur Kosmologie der Sprachen überleiten, und hier historisch zutreffen soll. Auch hier, das sieht man leicht, hilft nicht dialektische Spinnweberey, sondern nur auf Erfahrung begründete tiefspeculative Setzung.

Erfahrung demnach, Empirie, Kunde so vieler Sprachen als nur möglich, darf und muß hier gefordert werden. Aber es steht hier wie in der Physik und der Naturbeschreibung.

„Kann der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir (sagt Göthe zur Farbenlehre §. 720. Bd. 52.) ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bey ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, u. s. w.“

Der Zoolog und Botaniker mag mancher Varietäten und Spielarten entrathen und sich entschlagen, wenn er nur in jeder Gattung, in jeder Familie den Grundtypus gefunden und sicher erkannt hat, daß er nach ihm das Sonderheitliche beurtheilen, daß er wie Cuvier und Sternberg, was ihm sogar von urweltlichen Thieren und Pflanzen, wenn auch noch so fremdes, und nur in Trümmern, vorgelegt wird, doch abzuleiten, und nach seinem Geschlechte zu bestimmen weiß. — Etwas ähnliches sucht Humboldt's Werk zu leisten; es sucht die Grundtypen der Sprachen zu gewinnen und festzustellen. Vielleicht darf auch der Sprachforscher manche Spielarten und Verkrüppelungen auf seinem Felde wenig beachten, wenn er nur die Urphänomene der Sprache überhaupt, und die Urtypen der Stammsprachen sicher wäre gefunden zu haben. Der Sprachforscher findet sich hier dem Denklehrer begegnend von entgegengesetzter Richtung; jener geht vom Einzelnen zum Allgemeinen und zu den Gründen zurück; dieser schreitet von der reinen Logik zur angewandten herab; in dieser betrachtet er das Denken bedingt und gehemmt durch die Besonderheiten des Denkenden einerseits, und durch das Gedachte andrerseits. So ist auch jede obzwar allgemeine Sprachlehre, die aber doch zunächst auf Anwendung abzweckt, (dergleichen eine ist: Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre, entworfen v. Joh. W. Meiner Leipzig 1781) bedingt sowohl durch die Art derer, die sie sprechen, als durch den Bereich, auf den sie dieselbe hinwenden.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

2) Note on the Fossil Crocodils of the Siválik Hills. By Captain P. T. Cautley. (S. 25 — 38 mit 2 Tafeln).

Es sind 2 sehr gut erhaltene Fragmente, von denen hier die Rede ist, nämlich 1) der vordere Theil des Schädels von einem erwachsenen Thier, wo Ober- und Unterkiefer vereinigt sind, und 2) die hintere Hälfte des Schädels. Das Eingreifen des vierten Zahns des Unterkiefers in ein Loch des obern, die Form und Lage der Schädellöcher ꝛc. bezeichnen diese Fragmente als den wahren Krokodilen angehörig und, wie die Vergleichung ausweist, mit Crocodilus hiporcatus, der einzigen Art, wovon der Verf. Schädel hatte und die noch in diesen Flüssen lebt, sehr nahe verwandt.

Hinsichtlich der Häufigkeit der in den Sivälik-Bergen vorkommenden fossilen Thier-Ueberreste stellt der Verf. folgende Stufenfolge auf: 1) Mastodon und Elephanten, als die häufigsten, 2) Wiederkäuer, 3) Flußpferde, 4) Krokodile, Gharial und Schildkröten, 5) Nashörner, Schweine und Pferde, 6) Raubthiere, 7) Fische. Die Vertheilung derselben ist verschieden. Die Mastodon, Elephanten ꝛc. auf einigen Puncten in großer Menge, räumen an andern den Flußpferden und Sauriern ihre Stelle ein. An manchen Orten fehlen die letztern mit den Schildkröten gänzlich; an andern, wo in einem Mergellager zugleich Süßwasser-Conchylien (hauptsächlich mit den gegenwärtigen Unionen übereinstimmend) vorkommen, bestehn fast alle dieselben begleitenden Ueberreste aus denen des Krokodils und Gharials. Hinsichtlich der Größe übertreffen diese fossilen Arten die lebenden nicht. In derselben Abhandlung wird auch noch ein anderes Krokodil beschrieben:

The Fossil Ghariál *) of the Siválik Hills. Zwischen dem Sutlej und Jumna ist eine große Menge fossiler Ueberreste, meist von den Bergabhängen und Wasserrissen gesammelt. In dem Umbwalla-Paß jedoch war der Verf. so glücklich, ein großes Knochenfragment in seiner ursprünglichen Lage zu finden, in einer Schichte von Sandstein, auf der Vorderseite eines Felsens, den eines von diesen geschlängelten schwachen Flüßchen begrenzt, welche die steilen Bergabhänge gegen das Hauptrinnsal durchfurchen. Die Ueberreste sind jedoch nicht auf den Sandstein beschränkt, sondern finden sich auch im Thone und in dessen Conglomeraten.

In den aufgenommenen fossilen Schädeln konnte der Verf. keine Verschiedenheit von den noch lebenden Gharials finden. Außer Schädeln ist auch noch eine große Menge von Zähnen, Knochenschildern, Rippen, Wirbeln ꝛc. gefunden worden, die aber wegen der geringen Differenzen, die an diesen Theilen zwischen Gharials und Krokodilen wahrgenommen werden, sich nicht auseinander scheiden ließen.

*) Der Verf. bemerkt, daß das Wort nicht Gavial, sondern Gharial heiße.

3) Note on the Fossil Hippopotamus of the Siválik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley (S. 39—53).

Zahlreiche Ueberreste von diesem Thiere, unter ihnen namentlich 3 fast vollständige Schädel, haben den gelehrten Verff. dargethan, daß dieses fossile Flußpferd nicht blos vom lebenden, sondern auch von den übrigen bisher bekannten fossilen Arten spezifisch abweicht. Sie haben mit großer Genauigkeit und Scharfsinn diese Unterschiede auseinander gesetzt, indem sie sich, in Ermanglung von Skeletten der lebenden Art, an Cuviers bekannte Arbeiten in den Recherches sur les ossemens fossiles hielten.

Diese fossile indische Art unterscheidet sich von allen andern Flußpferden gleich auf den ersten Anblick durch das Vorhandensenn von 6 Vorderzähnen, während den übrigen nur 4 zukommen. Bey der lebenden afrikanischen Art sind bekanntlich diese Zähne im obern Kiefer etwas gekrümmt, im untern gerade vorwärts gestreckt, und die beyden mittlern bedeutend größer, als die andern. Bey der fossilen indischen Art sind diese großen Zähne durch kleinere, aber in größerer Anzahl ersetzt, indem, wie erwähnt, 6 derselben vorhanden sind. In der obern Kinnlade sind sie etwas niederwärts gekrümmt, in der untern vorwärts gestreckt; der Durchmesser dieser Zähne, welche Cylinder mit abgestumpften Enden sind, ist geringer in der obern, als in der untern Kinnlade, und die mittleren sind einigermassen stärker als die seitlichen. Nebst den 6 Vorderzähnen hat unser fossiles Thier die obern Eckzähne auf dem Querdurchschnitt von einem nierenförmigen Umriß, währenddem der untere birnförmig ist. Die Backenzähne gleichen denen der lebenden Art und kommen auch in derselben Anzahl vor.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Die angewandte Logik betrachtet das Denken einerseits in seiner Abhängigkeit und Verknüpfung mit allen übrigen intellectualen und moralischen Thätigkeiten des Menschen, und nennet sich Schrankenlehre des Denkens unter psychologischen Einflüssen, wohl auch Didaktik und Asketik. Andrerseits beachtet sie das Denken in seinem Verhältniß zu den verschiedenen Objecten des Wissens, demnach sich das Denken anderer Mittel, Wege, Methoden und sonstiger Hilfen bedient in der Arithmetik, anderer in der Geometrie, anderer in den übrigen Theilen der mathematischen Wissenschaften, anderer in der Naturbeschreibung und Naturerklärung, anderer endlich in den moralischen Wissenschaften, die aus innerer Erfahrung und Beobachtung stammen. Die Logik wird da Topik und Organon der besonderen Wissenschaften. Desgleichen, nachdem in der allg. Grammatik die reine vollkommene Sprache als Idee aufgestellt worden, so muß zur angewandten Grammatik fortgeschritten, und zunächst gleichsam die Schrankenlehre derselben erörtert werden, demnach die Sprache überhaupt vom Anfang an nicht sofort mit der Idee übereinstimmt, sondern sich, von verschiedenen Ausgangspuncten aus, durch mannichfaltige Windungen und Wendungen erst zur Gleichheit und Ebenmäßigkeit mit der Idee entwickelt und nähert. Auf diesem Wege wird die Grammatik von den allgemeinen anthropologischen Bedingungen und Schranken zu den ethnologischen herabsteigen, die sowohl in den psychischen Anlagen und Entwicklungsstufen, als in dem physiologischen Bau der Menschenstämme und Rassen ihren Grund haben. — Ob sie das auf aprioristischem Wege kann? — Wenn so, gut; — und gewiß, falls sie genug Reichthum an Erfahrung hat, und ihre Voraussetzungen und Differenzirungen jedesmal mit den Gliedern und Gelenken der Natur übereintreffen, wie es Plato will. Der eine Gesichtspunct kann und muß sie hier stets in die Richte leiten, daß sie mit den geschichtmäßigen Erscheinungen im Ganzen und Großen übereintreffen soll. Hier dann hört das Geschäft der allg. Grammatik auf; unmittelbar an sie schließen aber an die speciellen Grammatiken, wie sie von ausgestorbenen und lebenden Sprachen aus Schrift und Rede sich ergeben. — Wie dem speculativen Physiker die Coincidenz seiner Speculationen mit den Naturerscheinungen als Zielpunct vorschwebt, so leitet den philosophirenden Grammatiker der Gesichtspunct zurecht, daß seine Entwickelungen und Voraussetzungen zusammentreffen sollen mit der Historie, so weit in dieser auch die Kunde der Sprachen und ihrer Entwickelungen enthalten und bewahrt ist. Soweit aber die Geschichte in die Runde und zurücke reicht, finden wir zwar immer alle Erdtheile bevölkert, doch tritt nach ihrem Zeugniß ohne Widerrede Asien und kaum etwas später Europa,

als der wichtigste wie für die Kunde der Vorwelt überhaupt, so auch der Sprachen hervor. Und die Sprachen dieser beyden Erdtheile sind glücklicherweise bisher am bekanntesten und bestehen, ein Theil in mannichfachen Ausartungen und Vermengungen, ein anderer Theil durch einen mehr oder minder reichen Schatz alter Schriften und anderer Ueberlieferung.

Eben sie scheiden sich ziemlich genau in 3 — 4 Hauptstämme, in den ostasiatischen oder sinesischen, in den hochasiatischen oder tatarischen, in den indoeuropäischen, und in den vorder- und westasiatischen, arabischen oder semitischen. Die afrikanischen und amerikanischen Sprachen sind zwar, wenigstens mehrere der letzteren, grammatisch bearbeitet, mir jedoch gänzlich unbekannt, bis auf dasjenige von ihnen, was sich in Adelung — Vaters Mithridates Th. III., in Prichard Bd. II. Buch 3, in Monboddo (v. Ursprung und Fortgang der Sprache Bd. I.) und manchen Reisebeschreibungen darüber findet. Keine von ihnen allen besitzt eigene Litteratur; und so lehrhaft sie in mancher Rücksicht seyn mögen, mir scheinen sie doch nur ein pathologisches Interesse einzuflößen; und für den Arzt können krankhafte Gefäße und Knochen und widernatürliche Auswüchse anziehender als gesunde werden. Die amerikanischen Sprachen insbesondere verrathen in dem Princip der Einimpfung und Pfropfung eine Annäherung an den tatarischen Stamm. Hie und da möchte ich in der gänzlichen Verschiedenheit bald der Wurzeln, bald auch der Pfropfreiser, in ihrer Vermummung, durch welche die nächstgelegenen und in vielen Stücken offenbar verwandten Idiome fast unkenntlich werden, Absichtlichkeit vermuthen; wie ja auch Gaunerbanden aus willkührlich gewählten Wörtern einer Sprache ihr eigenes Rothwälsch sich zusammensetzen, und auch Schulkinder sich wohl die Sprache auf ihre Art zurichten; und dieß desto leichter, je kleiner der Kreis dessen ist, was sie sich vorstellen. Eben deshalb mag es auch angehen, daß nach Chamisso's Reisebericht auf einigen Südsee-Inseln der jedesmalige Herrscher eine (wohl nur zum Theil in einzelnen Benennungen) neue Sprache gebietend einführt. Es bleiben zwar, auch abgesehen von den afrikanischen und amerikanischen Idiomen, auch in der alten Welt noch viele theils alte Sprachreste, theils neuere, die sich unter die oben genannten 4 Stämme noch nicht oder nur nothdürftig einfügen würden. Darüber sind erst mehrere Berichte und Aufklärungen zu erwarten; und wo keine Litteratur vorhanden, oder auch nur dürftige Bruchstücke, da wird wohl immer mehr Dunkelheit zurückbleiben, als bey den schriftsäßigen Sprachen, weil dort jeder geschichtliche Anhalt und Sicherheit fehlt, z. B. beym Baskischen, Gälischen und zum Theil selbst beym Finnischen. Doch gehören sie wohl alle zum indoeuropäischen Stamm, obgleich auch viele Aehnlichkeiten mit den tatarischen Sprachen hervortreten. Jene obenerwähnten vier Sprachstämme haben für den Sprachforscher den ersten Rang, wie die sie sprechenden Völker für den Geschichtforscher; jene Sprachstämme sind jeder in mehreren Verästelungen und Verzweigungen bekannt, und haben jeder eine bedeutende Litteratur; die jüngste darunter, die tatarische, zählt freylich, so viel man bis jetzt weiß, kaum so viele Jahrhunderte zurück, als die anderen Jahrtausende. Die Verschiedenheit und der Gegensatz der Zungen, sowohl in den Wurzeln als in Ableitung, Bau und Redefügung zeigt sich darin so groß und umfassend, daß es nicht schwer fallen könnte, alle übrigen diesen vieren bey und unterzuordnen, wenn an einer gezwungenen Tablatur etwas gelegen wäre. Die Völker der semitischen und der japhetischen oder indoeuropäischen, so wie der tatarischen Zunge gehören alle zu der sogenannten kaukasischen Rasse; obwohl überall einige Mischungen dort mit der libyschen und Negerrasse, hier mit der Mongolischen und Malayischen zwischenlaufen. Alle Geschichte, alle ältere Ueberlie-

ferung und Litteratur zeigt sich demnach auf die kaukasische Rasse eingeschränkt, und nur die Sinesen machen eine Ausnahme. Um von ferne der Ueberlieferung etwas näher zu kommen, könnte man sie Kainiten nennen, oder auch Chamiten. Diese mögen, in Asien zerstreut, in Afrika weit ausgebreitet und Homers *Αἰθίοπες* gewesen seyn,

τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν,
οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος —

deren einige Reste bis tief im Norden zur Wüste Schamo oder Gobi und in Dekkan hie und da bis heute sich erhalten haben sollen. (H. F. Link Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde Th. I. und II. Abschn. 3.) Durch strenge Absonderung einerseits, so wie durch längere oder kürzere theilweise Vermischung, durch weiteres Zuthun des Landes und der Luft u. s. w. könnten vielleicht die körperlichen und seelischen Eigenheiten gekeimt und wachsend sich fortgeerbt haben, die als Kennzeichen der Rassen angegeben werden. Doch auch nur über die Zahl und Merkmale dieser Rassen sind ja die Naturforscher selber noch nicht einig, wiewohl ihre äussersten Unterschiede stark in die Augen fallen, und dreye in der alten Welt schon den Griechen und Römern bekannt waren; die Aethiopen schon von den Zeiten Homers an; die mongolische aber allem Anscheine nach dem Herodot (IV. 19) und Hippokrates (*π. ἀερ. ὑδ. τοπ.* c. 46. 47) gewiß aber den späteren, (Ammian. 31, 2 u. a.)

Die Rassen, unbestimmt wie viele, und nur als extreme Varietäten genommen, unterscheiden sich durch sehr auffallende und hartnäckige Beschaffenheiten der Seele und des Leibes zumal. Den Körperbau in Beziehung auf die Rede, wie sie verlautbart, angesehen, so kommt es vornehmlich auf die Athmungs-Werkzeuge, auf Lunge, Brust, Kehle und Kopf an. Die Brust, gleichsam der Resonanzboden, wie im Bau der Geschlechter verschieden, macht auch zwischen der männlichen und weiblichen Stimme einen

wesentlichen Unterschied, nicht allein bey den Erwachsenen, sondern auch bey den Heranwachsenden, sobald nur die geschlechtliche Entwickelung beginnt; so daß, auch ohne Beyhülfe des Auges, nur allein vermittelst des Gehörs, männliche und weibliche Stimmen der jungen und alten in der Regel ohne Irrthum sich unterscheiden lassen. Eben so viel, wenn nicht sogar mehr als auf Brust, Kehlkopf, Stimmritze, Stimmbänder und die ganze Luftröhre mag auf die Lautgebung Einfluß haben der Bau des Schädels und der Mundhöhle; eben dieser Schädelbau ist von den Physiologen bey der Bestimmung der Rassen ganz besonders in Betracht gezogen und mehr beachtet worden, als die erstgenannten Theile. Es läßt sich zum voraus leicht ermessen, daß nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf die Verlautbarung seyn werden das Zurückweichen der Gehirnknochen und Hervorstehen der Kiefer und Eßwerkzeuge, die vorstehenden Backenknochen (wodurch der innere Mundraum erweitert wird), ferner eine gestülpte, gepletschte oder anders geformte Nase, dann die verschiedene Größe und Stellung der Zähne, endlich wulstige Lippen, Mund, Zunge und Gaumen. (Vrgl. Vaters Mithridates Th. III. Abth. I. S. 292 — 293 über Gaumen und Zunge der Hottentotten); nichts zu sagen von mancherley Gewohnheiten z. B. den Kopf zu viereckten, in den durchstochenen Lippen Knochen zum Schmuck zu tragen u. a. d. A., was auch auf die Sprachorgane vielleicht wirken kann; auch nichts zu sagen von den Ohren, die in Folge der angehängten gewichtigen Zierrathen wohl auch gewisse Modifikationen des Tones und Lautes fordern mögen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Bey einer Vergleichung der Schädel der fossilen mit der afrikanischen Species ergiebt sich gleich eine auffallende Verschiedenheit in der Lage der Augenhöhle, indem diese bey jener weiter nach vorn gerückt und dadurch der ganze Umriß des Kopfs verändert ist. Es verhält sich nämlich die Länge von den Gelenkfortsätzen des Hinterhauptbeins bis zum vordern Orbitalrande zu der Länge von da bis an die Schnauze in der lebenden Art = 9: 15 und in der fossilen = 9: 15½. Aus der sehr detaillirten Vergleichung der Verf. heben wir nur noch aus, daß die obere Schädelfläche der fossilen Art, anstatt in einer flachen, etwas ausgehöhlten Linie, wie bey dem lebenden Flußpferde zu verlaufen, zwischen den Augenhöhlen beträchtlich niedergedrückt ist, wodurch die obern Ränder der letztern verhältnißmäßig erhöht sind: Die Breite des Hinterhauptbeins verhält sich zu seiner Höhe, in der lebenden Art = 2: 1, in der fossilen indischen = 3: 2.

An der Unterkinnlade ist der Hauptunterschied in der Form des Astes wahrzunehmen, dessen großer herabsteigender Fortsatz mehr entwickelt ist. Dieser sonderbare, der Gattung eigenthümliche, vom Winkel herabsteigende Anhang ist hier minder schmächtig zulaufend und massiver als bey der lebenden Art; der hintere Rand ist mehr rund und der vordere, welcher an dieser gekrümmt und vorwärts gerichtet ist, ist bey der fossilen gerade und ohne weitere Auszeichnung. Der Kronenfortsatz ist nicht so stark vorwärts gerichtet. Der Raum zwischen den Eck- und Backenzähnen ist hier, wie in der obern Kinnlade, mehr verkürzt.

Die fossile indische Art ist aber auch verschieden von der fossilen europäischen, wie sie Cuvier nach dem Exemplare in der Sammlung des Großherzogs von Toskana beschrieben hat. Die Haupt-Differenzen sprechen sich am besten durch Vergleichung der Dimensions-Verhältnisse aus. Die Länge der Scheitelgegend ist bey der fossilen europäischen Art noch geringer, als selbst bey der lebenden. Die Auszeichnung der Eck- und Vorderzähne, nach Anzahl und Form, ist dem Hippopotamus sivalensis eigenthümlich. Am Unterkiefer gleicht der Raum zwischen den beyden Aesten, und der innere Winkel, der von ihnen gebildet wird, nicht der Florentiner Art, sondern nähert sich mehr dem des lebenden Thieres; der absteigende Fortsatz differirt, wie vorhin angegeben.

Auch das von Buckland in den Reliquiis diluv. beschriebene fossile Flußpferd von Lancashire unterscheidet sich durch 4 Schneidezähne und andere Merkmale.

Folgendes sind die hauptsächlichsten Dimensionsverhältnisse:

	Lebende Art.	Fossile europ.	Fossile indische.
Länge von den Gelenkfortsätzen des Hinterhauptsbeins bis zum mittlern Vorderzahn . .			22,6″
Länge v. obern Rand einer Augenhöhle zur andern . . .	9,85″	11,85″	12,4
Weite zwischen den Jochbögen	15,75	17,7	14,4
— = der innern Seite des Jochbogens und der Oberfläche des Hirnschädels . .	5,1	5,1	3,8
Höhe des Schädels v. Hinterhauptsloch bis zur Hinterhauptsleiste	5,5	7,5	6,8
Weite zwischen den untern Winkeln der Hinterhauptsleiste .	11,0	12,8	9,7
Länge der Backenzahn-Linie .	10,25	11,85	9,48
Entfernung zwischen dem Fache des ersten Backenzahns und des Eckzahns	4,3	6,7	1,4
Entfernung von der Höhe der Hinterhauptsleiste bis zum mittlern Vorderzahn . . .	25,2	29,9	23,15
— zwischen dem ersten oder hinfälligen Backenzahn u. den mittlern Vorderzähnen . .	6,8	8,3	3,8

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Demnach mag es nicht überraschen, daß hier diese, dort jene Buchstabenklasse gänzlich oder theilweise fehlet, z. B. die Lippenbuchstaben, von denen man erwarten möchte, daß sie sich in allen Sprachen finden werden, weil die Fertigkeit, sie hervorzubringen, schon der Säugling an der Mutterbrust zu erwerben scheinet. Und wie viele Laute fehlen nur gleich unserer hochdeutschen Sprache, wenn man sie auch nur mit unseren Mundarten, und vollends wenn mit den nächstgelegenen europäischen und dann den entfernteren vergleicht. Die Mundarten unterscheiden meistentheils, z. B. die bayerische und schwäbische, ein zweyfaches a, ein dreyfaches e (in heben, geben, sehen, gehen ꝛc.), ein zweyfaches ei und au u. s. w. Wie viele Laute endlich gibt es, z. B. das Schnalzen und Schnackeln der Hottentotten, die durch die Buchstaben keines Alphabets ausgedrückt werden können. Um hier gleich Einiges über Laut und Schrift zu bemerken, so bestehen zwar alle Sprachen aus Vokalen und Consonanten, wir zählen jener fünf, das Sanskrit aber zwey mehr, einen Vokal l und r, die wir nicht haben; jeder kann weiter lang oder kurz seyn; sie vervielfältigen sich sehr nicht allein durch den Umlaut, sondern dadurch, daß sie spitz oder dumpf, offen oder dunkel ꝛc. hervorgestoßen werden, z. B. in der bayerischen Mundart Aff, haben, die Gärte; der Stadel, in der Mehrzahl die Stadel u. d. gl. Noch mehr aber, wenn sie aus zweyen und dreyen zu einem Zwielaut oder Diphthong verschmelzen, wie im Deutschen und Italienischen, z. B. figliuólo u. a. m. Es ist nicht schwer von jedem beliebigen Laut zu allen Elementen des reichsten Alphabetes hinüber zu leiten, z. B. vom reinsten Vokal a aus durch das Schwa oder den spiritus lenis zum asper oder h und ch, g, gh, k, kh, oder auch vom i theils zu e theils zu Jod, und durch j zu g, das wie das arabische ج (gain) sich dem r nähern kann. Vom a zu u führen fast unmerkliche Stufen, u aber vor Vokalen wird leicht w und b, f, p. u. s. f.

Legen wir hier das griechische und lateinische Alphabet zum Grunde, die Vokale alle lauten an mit dem Schwa, dem spiritus lenis oder asper, welche beyde der Grieche in der Schrift bezeichnet, der Römer aber nur den asper mit h; dieser geht eben dem Römer häufig in den Säuseler über, wie in ἓξ, sex, ἕρπω, serpo etc. Im Russischen haben im Anlaut, seltener im Inlaut die Vokale a, e, u gerne den Vorschlag j; daher hat das russische Alphabet eigene einfache Buchstaben für diese Vokale ja, je, ju, neben dem a, e, u und i. Die Vokale lauten aus entweder rein, oder mit der Nunnation, die mehr oder minder genäselt seyn kann, im Sinesischen scheint es, sehr nasal, in dem arabischen Casuszeichen aber gar nicht (nach Stryda Inst. Gr. ar. §. 2. S. 4.) Oder

mit dem Hauch (im Arabischen Elif ا, im Sanskrit visarga, der aus einem Säuseler entsteht, und unter Umständen wiederum zu ihm werden kann. Hieher gehört auch, daß die ältere lateinische Sprache das endigende s vor Consonanten abstieß: certissimu' nuntiu' mortis u. dgl. vergl. Cic. Orator c. 48). Wie im Lateinischen i zu j und u zu v wird, so werden auch im Sanskrit die Vokale l und r — (auch im Böhmischen sind sie Vokale, nur daß nicht zweyerley Buchstaben für sie da sind) — nach Umständen zu Consonanten, und heißen daher mit Recht Halbvokale. Vergl. Schmeller die Mundarten Bayerns S. 107 flg. Aber auch die Grund-Consonanten können theils gehaucht, aspirirt werden (wie im Sanskrit b, bh, p, ph; im Griechen π und φ, κ und χ), theils erweicht, wie im Böhmischen, theils durch den Hauch zu den Säuselern hingeführt werden, wie im Griechischen τ zu δ und θ, welches zu s wird; und im Arabischen د (dal) zu ذ (zal oder ðal) und ط (ta) zu ظ und rückwärts ص zu ض. Die T Laute haben sich im Sanskrit in zwey Reihen gespalten, in die cerebrales oder linguales, und in die dentales; hiezu zeigt sich im Semitischen nur ein Ansatz in dem Unterschied des ت und ط. Die T Laute neigen vorzugsweise zu den Säuselern und Ziscern; daher unser c und z. Ueberhaupt scheint jeder Vokal, außer der näheren oder ferneren Verwandtschaft unter seinesgleichen, eine geheime Vorliebe zu diesen oder jenen Consonanten zu haben; und umgekehrt, jedem Consonanten über seine nächste Verwandtschaft hinaus, eine Neigung zu gewissen Consonanten einer anderen Reihe, je nach Umständen, beyzuwohnen.

Ueber dieß und ähnliches läßt sich nach keiner Seite hin zum voraus etwas bestimmtes sagen; das Besondere und Eigenthümliche hängt deßfalls ab von der Articulations-Anlage, von Uebung und Gewohnheit; und diese sind bedingt durch den früher erwähnten Bau der Mundtheile und übrigen Stimmwerkzeuge. Nach Stämmen und Nationen differirt daher die Vorliebe zu diesen oder jenen Lauten und Lautverbindungen sowohl im An- als im In- und Auslaut; nach Stämmen und deren Zungen differiren auch die Lautübergänge, wie die indoeuropäischen Sprachen, und innerhalb dieses Kreises das Sanskrit verglichen mit den von ihm abstammenden, desgleichen das Latein gegen die neueren romanischen, und das Germanische in allen seinen Sprößlingen beweisen. Dasselbige gilt vom semitischen und türkischen Sprachkreis. All das hat jedoch auf die Sprache, wiefern sie des Geistes Dienstbote ist, keinen unmittelbaren Einfluß; — es müßte alle Articulation, wodurch es immer sey, gar zu sehr zerquetscht werden, so daß viele Homonymen und andere Verschlingungen und Abschwächungen der Begriffe und Gedanken entständen. Keine Rasse, kein Stamm hat alle möglichen Laute und Lautverbindungen sich zugeeignet; von der schwer zu bestimmenden Anzahl der möglichen Combinationen der einfachen und zusammengesetzten Vokale und Consonanten in An- In- und Auslaut zu Sylben, wählt sich jeder Stamm nach seiner Neigung und nach seinem Bedarf, und wo die getroffene Auswahl nicht ausreicht, da hilft nach, wie im Sinesischen, die verschiedene Betonung. Sogar läßt manchmal die Sprache von den früher beliebten Combinationen manche späterhin fallen, z. B. die deutsche Wr (in Wrasen, jetzt Wasen und Rasen), die griechische πτ in πτόλις, πτόλεμος, wovon sich späterhin nur πτολεμαῖος erhalten; so μν nur in μνάομαι und seinen Sprößlingen, aus dem sanskrit. manas; während hier kein mn im Anlaut erscheint, zeigt sich im Griechischen keine Spur von dem freylich auch im Sanskrit seltenen Anlaut ml.

Aus all dem, was bisher über Lautlehre nur berührt worden, glaube ich schließen zu dürfen, erstens, daß es unstatthaft ist, anzunehmen, es gebe

Urlaute, welche, wie Fulda mit spitzfindigen Scharfsinn wollte (bey Steeb Versuch ü. d. Menschen nach den vorzüglichsten Anlagen in seiner Natur ꝛc. im 3ten Th.) die Natur erzeugt und deren Begriffe mit den Organen eine wesentliche Verbindung haben (sollen), z. B. K, das hohl aus Kehle und Gaumen komme, bedeute Hohles, Dicke, Ab- und Einschnitt, Bergung, Finsterniß und Kühle, Klang u. s. w. Davon weiterhin mehr. Zweytens, daß es keine natürliche Sprache gebe, wenn unter dieser eine solche verstanden wird, in welcher die Laute durch ihre angemessene Verwendung so zur fast unmittelbaren Erkenntniß der Dinge beytragen sollen, wie in der Malerey die an sich keiner Figur gleichen Farben mit der Tafel, worauf, und mit dem Pinsel, Oel und Wasser, wodurch sie aufgetragen werden, zur ähnlichsten Gestaltung, zum Porträt sich hergeben. Natürliche Sprache möchte eher die heißen, wenn es eine solche gäbe, die sympathetisch wirkte, etwa wie der Empfindungslaut, wie die Musik; allein jener wirkt sympathetisch doch nur als unarticulirt, im Seufzer, Geächz u. s. w.; sobald er articulirt wird, so wird er allgemeines Zeichen, und wie die Musik conventionell im Seufzen, Jauchzen u. a. Die Articulation und Lautlehre ist hienach wohl physiologisch bedingt, zum Gedanken aber sehe ich nicht, daß sie ein anderes als sehr untergeordnetes und großentheils willkührliches Verhältniß habe, worüber jedoch erst späterhin etwas mehr gesagt werden soll. Das große Gewicht, das man jetziger Zeit auf die Lautlehre legt, scheint mir auf übertrieben materialistischen Grundsätzen zu ruhen; — animi imperio, corporis servitio magis utimur. Alterum nobis cum dis, alterum cum beluis commune est. — Ita utrumque per se indigens, alterum alterius auxilio eget. Zwar verräth der Ton und Schall aller Dinge immer etwas von ihrer innern Natur, aber doch nur etwas, mögen sie nur tönen, oder, einige wenigere, auch schreyen und singen; nur der Mensch spricht in articulirten bedeutsamen Tönen sein ganzes inneres Wesen und Leben aus.

Worin die Articulation, desgleichen worin jeder einzelne Laut bestehe, das kann man, so wenig als die Farbe dem Blinden, Niemanden beschreiben und definiren; jeder muß es durch Versuch und Experiment an sich selbst finden; so sind nach Kants Bemerkung der linke und rechte Arm vollkommen gleich gebaut, nur daß die Ader, Muskeln und Fasern gerade die entgegengesetzte Lage haben, die nur durch die Anschauung gefaßt werden kann. Was aber im Gesang die Modulation, dasselbe ist in der Sprache die Articulation; der Gesang aber ist Brustton; die Sprache aber ist Mundton; oder nur in der Sprache läßt sich zischeln, wispern, flüstern und raunen, weil die Mundtheile das Meiste thun, den sachte ausgehenden Luftstrom zu brechen und zu biegen; dagegen der Brustton kann nur tönen im Durchgang durch die Kehle, er kann nur hell lauten, langgezogen oder kurz abgestoßen, hoch oder tief; er kann wohl auch voller oder leiser tönen, nie jedoch Geflüster und Geraune werden. Kein Thier hat so bewegliche Mundtheile, wie der Mensch an Zunge, Wangen, Mundöffnung; die Mundtheile der Thiere sind dagegen fest und mehr oder minder starr; so der Schnabel der Vögel; von diesen haben diejenigen, die pfeifen und etwas sprechen lernen, einen hohlen Schnabel und eine freyere Zunge. Auch der Mensch, wenn er pfeift oder schwegelt, muß er den Mund runden, wölben und festigen, und so den schwächeren oder stärkeren Luftstrom modulirend ausstoßen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Ausser der bisher beschriebenen Art, welcher die Verff. den Namen Hippopotamus sivalensis beylegen, unterscheiden sie noch eine andere kleinere nach 2 Fragmenten. Das eine derselben ist ein Unterkiefer, mit 5 Backenzähnen, von denen einer der hintern vollständig und der letzte falsche Backenzahn hinlänglich markirt sind, um das Alter des Thieres zu bestimmen; dieses war schon erwachsen. Der erste und zweyte vorgerückte Cylinder des hintern Backenzahns waren abgerieben und der dritte oder hintere im Keimzustande, aber vollständig aus dem Fache heraus. Die Form dieses Zahnes unterscheidet sich von der des großen Flußpferdes durch die Abwesenheit des Kleeblattes, die Kronen von jedem Hügelpaare haben auswärts eine halbmondförmige Gestalt, ähnlich wie bey den Wiederkäuern, die Kaufläche nach außen geneigt, sehr ähnlich der Beschreibung, welche Cuvier vom Hippopotamus minutus gegeben hat. Die Form dieses Unterkiefers ist eigenthümlich durch Schlankheit und Ungleichheit in der Höhe, während sie bey dem großen Flußpferde gerade und massiv ist.

Das andere Fragment ist ein sehr beschädigter Schädel, der nur noch eine Reihe Backenzähne enthält. Diese besteht in drey hintern permanenten und in dem letzten falschen Backenzahn, welcher letztere die schon beschriebene, halbmondförmige Figur zeigt. Die andern Backenzähne sind sehr abgerieben, auffallend breit im Verhältniß zu ihren Dimensionen von vorn nach hinten und haben eine schiefe Mahlfläche, wie sie in dem andern Fragment beschrieben worden. Die große Differenz in der Breite der Mahlfläche in der obern und untern Kinnlade, wie sie beym Nashorne vorkommt, würde, wenn beyde Fragmente einem kleinern Flußpferde von derselben Art angehörten, eine Species mit ziemlich ungewöhnlichen Eigenthümlichkeiten constituiren. Die Verff. schlagen für sie den Namen Hippopotamus dissimilis vor. Ueber die Zahl der Vorderzähne konnten ihre Exemplare keinen Aufschluß geben.

Nach der Anzahl der Vorderzähne wollen nun die Verff. die sämmtlichen Arten von Flußpferden unter folgende 2 Untergattungen vertheilen:

Genus Hippopotamus.

I. Subgenus. Hexaprotodon.

1. Species. H. sivalensis.
2. „ H. dissimilis. NB, ob zu dieser, oder zur andern Untergattung.

II. Subgenus. Tetraprotodon.

1. Species H. amphibius.
2. „ H. antiquus Cuv.
3. „ H. minor „
4. „ H. medius „
5. „ H. minimus „

Von H. sivalensis wird folgende Diagnose aufgestellt: H. dentibus primoribus utrinque sex subaequalibus; laniariis difformibus: superioribus nempe quoad sectionem transversalem reniformibus, inferioribus pyriformibus; cranio elongato; oculo ad medium caput fere attingente; facie ad latera valde sinuata.

Außer Schädeln und Kiefern von dem H. sivalensis ist noch eine große Anzahl von Knochen des übrigen Skelets vorhanden, welche die Verff. jedoch aus Mangel an einem Skelet von der lebenden Art, zur Zeit nicht weiter verglichen haben.

4. Specimens of the Hippopotamus and other Fossil Genera of the Sub-Himálayas in the Dádúpur Collection. By Lieutenant H. M. Durand, Engineers. (S. 54—59 mit 2 Tafeln).

Die vorhergehende Abhandlung von Falconer und Cautley, so detaillirt und umsichtig sie auch ausgearbeitet ist, entbehrt doch, zum Schaden größerer Deutlichkeit, der Abbildungen. Diesem Uebelstande wird nun durch gegenwärtige Abhandlung Durand's zum großen Theile abgeholfen, indem seine zwey Kupfertafeln hauptsächlich der Darstellung des Schädels von demselben Flußpferd, das wir vorhin unter dem Namen Hippopotamus sivalensis kennen lernten, gewidmet sind. Der Text ist übrigens dürftig, ohne weitere Vergleichungen und Bestimmungen.

Die größte Anzahl der hier erwähnten Ueberreste stammt aus den tertiären Hügeln zwischen dem Jumna und Pinjor her, wo sie gewöhnlich in einem Kalksandsteine vorkommen; eine Ausnahme findet sich bey Dudgehr, wo Säugthiere und Reptilien zugleich mit Conchylien in einem rothen Mergel enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Der Gesang steht zwischen dem unarticulirten Laut, dem Schrey und der Rede des Menschen in der Mitte, und ist auch bey den Vögeln, die gellen und schlagen, Ausdruck der gegenwärtigen Empfindung, des bestimmten Daseynsmomentes; siehe Amusement Philosophique sur le langage des Bêtes. Paris 1739.

Das Schwegeln, desgleichen der reine Gesang bey Menschen und Vögeln enthält eigentlich weder Vocale noch Consonanten; Annäherungen zu beyden lassen sich hören bey denjenigen, die einen einförmigeren Schlag haben, dergleichen der Wachtelschlag ist; und so schallt im Ruf des Kukuks etwas diesem Namen ähnliches, und im Gekrächz des Raben etwas wie grrâ. Der Schrey und Schall der Vierfüsser, des Rindes, Schafes, Hundes, Pferdes ꝛc. nähert sich mehr und mehr dem materiellen und individualisirenden Consonantismus; ihn aber rein hervorzubringen, dazu sind ihre Zungen, Gaumen, Lippen ꝛc. nicht beweglich genug, und ihre Töne sind meistentheils Kopf- oder Cerebraltöne.

Der Vogelsang gellt in fast unmerklichen Abständen — διέσεις — rascher oder gezogener meist in höchster Höhe, wie bey der Nachtigall; der Gesang, und ihm nach, alle Instrumentalmusik, ist Manifestator des Gefühls; die Sprache dagegen ist Aeußerung des vorstellenden Bewußtseyns, des Denkens und Begreifens. Die Musik, und namentlich der Gesang strebt, um seiner Erklärung und Erhellung willen, zu dem Worte hin. Die Sprache führt an und für sich Bedeutsamkeit, Unterschiedenheit in ungetrennter Verknüpfung mit sich; sie hat daher das Musikalische nur als untergeordnetes Element in ihrem Dienst, zunächst als Betonung; sie strebt aber Musik und Gesang zu werden auf einer höhern Potenz, vornehmlich wenn sie das bewußthafte Gefühl ausspricht, und überhaupt die innere Welt verklärt und in ihrer Harmonie gefaßt herausstellt; in der künstlerischen Prosa und Poesie daher behält sich die Rede das Musikalische vor, den Numerus, die Rhythmik und Metrik, bis zu ihrer Conjunction und Vereinigung mit der Musik. Gesetzt auch, daß der Mensch in der Kindheit seines Geschlechtes gleichsam singend gesprochen, was Monboddo bey Steeb a. a. O. vermuthet zu haben scheint, so ist dieser Anfang von jenem Ende, der rhythmischen und metrischen musikalischen Rede, doch himmelweit verschieden. Aber jener Anfang ist an sich im höchsten Grad zweifelhaft, in keinem Fall aber Anfang der Stammsprachen, die durch die Menschenrassen durchgehend jetzo noch herrschen oder einmal geherrscht haben. In all diesen herrschet die allgemeine Vorstellung, der Begriff; nur erst mit diesem entstand die Sprache überhaupt; und mit der Unterschiedenheit des Vorstellens überhaupt auch die Verschiedenheit der Sprachen.

Jede Sprache birgt einen eigenthümlichen Geist, jede verräth, versteckter oder offener, eine besondere Auffassungs- und Denkweise; und diese läßt sich geschichtlich eben nur in den Sprachen aufsuchen und entwickeln.

Ueberaus mannichfaltig aber und bis zum Gegensatz und Widerstreit auseinanderlaufend, wie die Sprachen vorliegen, sieht man wohl, daß ohne Beyhülfe der Vermuthung und Speculation es kaum angehen wird, jene sprachenerzeugende Grundstimmung, jenen sprachbildenden Grundton des Geistes aufzusuchen und zu bestimmen; denn dieser Grundton kann möglicherweise in Folge veränderter Stimmung, die nach der einen Seite hin dauernde Verstimmung, Mißstimmung, werden mag, vielfach ab- und abweichen, ohne daß er sich vielleicht je wieder in Consonanz und Harmonie auflöse. Dieß darf man schon nach dem vermuthen, was die Völkerkunde uns lehrt, welcher zufolge wir in jeder Menschenmasse zwar einige vorgeschrittene, in jeder aber auch mehrere hinabgesunkene und wilde Geschlechter und Stämme finden; und dieß erprobt sich eben auch an den Sprachen. Wilde Geschlechter und Stämme zeigen uns sicherlich nicht den Urstand unseres ganzen Geschlechtes; der Naturmensch ist sicherlich weder verwildert gewesen, noch viel weniger Thier; gewiß war er eben Mensch, in der Anlage.

Von seiner Anlage aus konnte und durfte der Mensch nicht sofort sinken, wenn er nicht verkommen und untergehen sollte; er mußte demnach zunächst vorschreiten zur Entwickelung seiner Anlage. Was aber in ihm lag, sowohl geistlich, als leiblich? das scheint freylich schwer zu bestimmen und zu bezeichnen; es genügt aber auch das Allgemeine: Fähigkeit zu Vernunft und Rede, zu ratio et oratio — mit einem Wort: zum λόγος.

Möglich daß, bevor die Fähigkeit zu einiger Fertigkeit erwuchs, der Mensch noch fester als nachmals gleichsam an der Nabelschnur der Natur hing, und in der erhaltenden und bewahrenden Uebereinstimmung mit ihr durch Instincte, Triebe und Ahnungen festgehalten wurde, die in dem Grade sich verdunkelten und erloschen, als die Reflexion und Besinnung stärker und freyer ward, durch die sie ersetzt werden sollen; möglich auch, daß auch dann noch bey diesem Uebergang ihn eine Zeitlang eine ungestörtere Empfindsamkeit für die geheimen Kräfte und fördernden Einflüsse an der Brust der Natur hielt, bis er sich stark genug fühlte und vermeynte, auf eigenen Füßen stehen, selbst gehen, und sich zu seinem Wohle und nach seinem Willen leiten zu können. Aber abgesehen von diesen und ähnlichen Möglichkeiten zwingt alles, anzunehmen, daß der Mensch nicht mit Stupidität begonnen haben könne. Wohl aber mag er mit Verwunderung und Staunen (admiratio) ins Leben erwacht und allgemach zu sich selbst gekommen seyn; Verwunderung und Staunen mag der Affect gewesen seyn, der ihn zur Vorstellung und Besinnung brachte, wie er ihn später trieb nach den Gründen zu forschen und zu philosophiren. Plato Theaet. §. 32. p. 155; Olympiodor zum 1. Alk. S. 24. Arist. Metaph. I. 2. med. Fabricius zu Sextus Emp. IX. 24. pag. 554. die Ausll. zu Cic. N. D. I. 1. Hippocrates, π. διαιτ. I. 17. pag. 159. πολλοὶ θωυμάζουσι, ὀλίγοι δὲ γιγνώσκουσιν. Dazu vergleiche man Lucret. V. 83 (oder VI. 58 fgg.). Hor. Ep. I. 6 pr. Plut. Symp. V, 7. 1. u. de recta aud. rat. p. 44 B. u. daſ. Wyttenbachs Anm. S. 381. 382. Das Thier und der verwilderte Mensch haben nur den Sinn der Gegenwart, nicht den der Vergangenheit noch Zukunft (Cic. de Off. I 4, 11), sie kennen nur Schrecken und Furcht oder sind auch gegen diese unempfindlich und leben vom Strom des Wechsels fortgerissen. Verwunderung aber und Staunen figiren den Sinn, sie fixiren in ihm die Erscheinung, und indem sie ihn anfangs dieser unterwerfen, erheben sie ihn über dieselbe und befreyen ihn; die Verwunderung und das Staunen stauen und hemmen den Strom der

Eindrücke, den Fluß der Schemen, welche die Dinge in seinen Sinn werfen, und halten sie fest zur Betrachtung, Ueberlegung und Besinnung,*) zur Platonischen ἀνάμνησις, Erinnerung, die hier wohl mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, als das Aristotelische γραμματεῖον, ἐν ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον π. ψ. III. c. 4. §. 11. cf. Plat. Theaet. p. 191 u. 195. Freylich wo dieser höhere Sinn von Geburt aus fehlte, oder durch was immer für Verschuldung verloren gegangen ist, da scheint er der Natur, so wie der Kunst und Beyhülfe Anderer unersetzlich; und schon für den Verlust der äußern Sinne durch Krankheiten u. dgl. leistet die Natur nur selten einigen Ersatz durch Verfeinerung eines der andern; s. H. Reimarus Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß S. 75 Note; für jenen höheren Sinn aber kann sie keinen Ersatz geben. Aber zum Glück fehlt er von Geburt aus fast nie; im naturgemäßen Zustand ist der Mensch lautere Empfänglichkeit für die Auffassung der Natur, ihrer Erscheinungen und Beziehungen zu dem Wunder seines und alles Daseyns um ihn her und über ihm; hiezu ist er leiblich wie geistlich eingerichtet und organisirt; und hiemit ist ihm wie durch eine vorherbestimmte Harmonie verknüpft die Möglichkeit und Nothwendigkeit, dasjenige, was ihn erstaunt und anhält, was er verwundert festhält, zu verlautbaren, sey es auch vorerst nur durch den Schrey der Verwunderung. Jeder Affect entlockt dem Menschen einen Laut und Schrey; und selber der cultivirte Mensch spricht wohl mit sich selbst und hält Monologen, auf daß das in seinem Inneren aufgerührte ihm empfindlich werde, daß das Verwirrte sich sondere, gliedere und klarstelle. Sind da schon Affect, Leidenschaft, und Ausruf gleichzeitig und verhalten sich wie Inneres und Aeußeres, so gilt dieß eben so sehr, wenn nicht in höherem Grade von Vernunft und Sprache. Der Schrey und Ausruf aber wird Laut und Sprache mit dem Erwachen des Geistes; die Lautgelenkung, die Articulation fällt zusammen mit der Wahrnahmsgliederung; die eine ist ohne die andere nicht möglich; sie halten gleichen Schritt vom Anfang bis zum Ende, wie sich an Neugebornen von den ersten Monaten an bemerken läßt; sie schreyen nicht blos, wenn es ihnen unbehaglich ist; sie gurren auch, wenn sie behaglich daliegen, immer mehr und mehr der Articulation sich annähernd, sie gurren und maulwerken noch mehr, wenn sie angesprochen werden, und sympathetisch machen sie Bewegungen des Mundes nach, und in dem Maß mehr und mehr, als sich die Bilder fixiren und scheiden. Die Gleichzeitigkeit aber enthält hier das Verhältniß, wie Sonnenaufgang und Tageshelle; obzwar beyde in einem und demselben Momente erfolgen, ist gleichwohl das eine Ursache, das andere Wirkung; die Vorstellkraft, das Denken, der Geist ist Ursache und Urheber der Lautgelenkung oder Articulation. Diese und die gesammte Materiatur der Sprache, soweit sie vom Anfang herein bestimmt werden kann, ist demnach bedingt und abhängig, vom Geist, von der Seele; und in diesem muß meines Bedünkens wie der Ursprung der Sprache im Allgemeinen, so insbesondere auch der Ursprung der Verschiedenheit der Sprachen, nicht zwar eben ihrer Leiblichkeit nach, wohl aber in ihrem Bau und ihrer Beseelung gesucht werden; eine Verschiedenheit die in ihrer Rück- und Wechselwirkung auf den Geist selbst und seine Entwickelung unberechenbare Folgen gehabt hat und über den Bildungsgang des Menschengeschlechtes die schönsten Aufschlüsse giebt, wie sie Humboldt in dem vorliegenden Werk scharfsinnig und geistreich vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zu den Zeichen des achtzehnten Jahrhunderts rechnet Montesquieu die Abnahme dieser Anlage. „On ne saurait croire jusqu' où a été dans ce siecle la décadence de l'admiration.“ Pensees diverses.

A. d. R.

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Ausser den Ueberresten vom Flußpferd stellt der Verfasser am Schlusse noch einige andere dar. Von dem Fig. 2 a, 2 b, 2 d, Pl. V. und Fig. 6. Pl. IV. sagt er, daß sie von einem in seiner Art bisher einzigen Exemplare genommen seyen. „Es ist ein Kieferfragment von irgend einem Pachydermen, unterscheidet sich aber wesentlich von allen, mit denen es verglichen wurde.“ Nach der Ansicht der Figuren würde man diese Zähne für annähernd an die der Mastodons halten; in einer Anmerkung der Redaktion aber wird gesagt, daß Falconer diese Zeichnung nicht für ganz genau erklärt, und daß die Originale einen von ihm und Cautley ebenfalls gefundenen, bisher unbekannten Dickhäuter angehörten, dem sie den Namen Choerotherium beylegten. Auch sind noch Fragmente von Sus sivalensis Falc., Sivatherium und dem früher erwähnten fossilen Krokodil abgebildet.

5. Note on the Fossil Camel of the Siválik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley (S. 115 — 134 mit 2 Taf.)

Abermals eine sehr gründliche Arbeit von den zwey schon mehrmals genannten ehrenwerthen Verfassern, und zwar über eine Gattung, von der bisher fossile Ueberreste mit Sicherheit nicht bekannt waren, da die von Bojanus unter dem Namen Merycotherium beschriebenen Kamelszähne nicht mit Bestimmtheit als fossil nachzuweisen sind, und ein Schenkelfragment nach einer Zeichnung von Cuvier nicht mit voller Gewißheit dieser Gattung zuerkannt worden ist. Und wenn auch diese wenigen Stücke ächt wären, so würden wir an ihnen doch sehr wenig Aufschlüsse über die Beschaffenheit der vorsündfluthlichen Kameele gewonnen haben.

Unter den fossilen Kameelsknochen, welche die Verff. aufgefunden haben, unterscheiden sie zwey Arten, von denen sie die größere, welche dem auch in Indien einheimischen Dromedar nahe steht, Camelus sivalensis, die andere kleinere, welche mehr dem Lama verwandt zu seyn scheint, Camelus antiquus nennen. In gegenwärtiger Abhandlung ist nur von der ersteren Art die Rede.

Obschon keine ganzen Schädel aufgefunden wurden, so sind doch hinlänglich Fragmente desselben vorhanden, um seine Gestalt kennen zu lernen. Aus der Vergleichung ergiebt sichs, daß die Form des Schädels, die Richtung der Nähte, und die Zahl und Beschaffenheit der Zähne sehr ähnlich der noch existirenden, einhöckerigen Art sind. Auffallend ist bey der fossilen Art die größere Weite zwischen den aufsteigenden Aesten des Unterkiefers, wodurch gleichfalls eine entsprechende größere Weite des Schädels als beym lebendigen Kameel bedingt ist. Auch hat der aufsteigende Ast bey der fossilen Art mehr Aehnlichkeit mit dem des Ochsen, als des Kamels. Bey letzterem nämlich entspringt der aufsteigende Ast fast unter einem rechten Winkel, hat eine beträchtliche Breite und sein Kronfortsatz ist kurz, gerade und massiv. Beym fossilen Kameel ist der aufsteigende Ast so schief als beym Ochsen; seine Breite ist nicht ungewöhnlich und sein Kronfortsatz ist lang, etwas rückwärts gekrümmt und schmächtig. Ausser diesen Differenzen findet man auch noch an dem Condylus der fossilen Art einen größeren Querdurchmesser, seine Verhältnisse sind viel schlanker und die Depression an seinem obern Rande tiefer.

Von dem übrigen Knochengerüste, zumal von den vordern Gliedmassen, sind ebenfalls mehrere Fragmente gesammelt worden, die keine erhebliche Verschiedenheit von der lebenden Art wahrnehmen lassen.

Aus der vorstehenden Darstellung ergiebt es sich, daß wir das Camelus sivalensis als eine eigenthümliche, von dem Dromedar verschiedene Art betrachten dürfen. Die Verff. bedauern, daß sie ihre Vergleichungen nicht auf Camelus bactrianus ausdehnen konnten; indeß glaubt Ref. nicht, daß sie hiedurch ein anderes Resultat erlangt hätten, da wenigstens Daubenton vom Schädel des zweyhöckerigen Kameels keine andere Differenz, als daß das Stirnbein in der Mitte minder vertieft ist, erwähnt. An Größe übertraf übrigens die fossile Art um 1/7 die indische Kameelsrasse.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Die Lautlehre möchte erst zu ihrer höchsten Bedeutenheit gelangen bey der Sprachenvergleichung, und ist folglich hier bey der Untersuchung des Grundes von der Verschiedenheit der Sprachen minder wichtig. Vorerst scheint aber zu diesem Behuf auf die Entfaltung des Geistes und seiner Thätigkeiten im Denken geachtet werden zu müssen, zumal schon ein uralter Spruch besagt, daß die Grammatik überhaupt und jeder Sprache insbesondere nur eine angewandte Logik sey.

Die Grammatik wurde von jeher oft eine angewandte Logik genannt; Sprechen demnach würde seyn ein an- oder vielmehr herausgewandtes Denken. Dieser Ansicht lag es nahe, die Sprachlehre nach der Logik einzurichten, ja von ihr abzuleiten; hat ja Aristoteles hinwieder die Logik großentheils aus der Grammatik abgeleitet. Und allerdings, wiefern alles, Vorstellen, Empfinden Begreifen, kurz alles was im Bewußtseyn vorkommt, Denken genannt wird, und hinwiederum dieß allein ausgesagt werden kann, was im Bewußtseyn da ist, so rechtfertigt sich jene Ansicht. Allein da die Logik das Denken in viel engerem Sinne nimmt, da sie von jeher nur Analytik, nur formale Denklehre seyn will: so wird sie sich nicht über das ganze Gebiet der Rede erstrecken lassen; und wirklich, gleich ihre Eintheilung der Begriffe, und was sie sonst von ihnen lehrt, hilft der Grammatik nichts; jene redet von klaren und deutlichen, von bejahenden und verneinenden, von unter-, über- und nebengeordneten u.s.w. Begriffen, und unterscheidet kaum Nomen und Verbum, geschweige, daß sie das eine und das andere, wie die Grammatik thut, weiter eintheile, z. B. in abstracta und concreta, in materialia, collectiva, appellativa etc. In der Betrachtung der Sätze kommt die Logik etwas näher der Grammatik; doch auch da behandelt jene nur den objectiven Satz, sey er kategorisch, hypothetisch, oder disjunctiv, sey er assertorisch, problematisch oder apodiktisch; die Grammatik dagegen betrachtet ihn nicht minder nach seiner subjectiven als objectiven Modalität, welcher gemäß er einen Wunsch, Befehl, Endzweck und Folge, Bedingung, Absicht, Ursach und Wirkung aussagt. In all dem verräth die Grammatik mehr metaphysischen als logischen Gehalt. Vollends die Syllogistik liegt der Grammatik ganz abseit, man müßte denn diese als Beweislehre im Periodenbau und rhetorischen Enthymem ꝛc. finden wollen. Um der Sprachlehre zum Unterbau zu dienen, dürfte wohl die Logik selber nicht allein durchgeführter, sondern auch in sich begründeter seyn, als sie's ist; des Aristoteles Organon, l'art de penser, Reimarus Vernunftlehre, und neuere Bearbeitungen derselben sehen einander gerade so viel und nicht mehr gleich, als die Physik des Plato und Aristoteles, des Carteſius, Erx-

leben und späterer einander gleich sind; zu geschweigen des Grundrisses einer ersten Logik von dem eben so grämlichen als scharfsinnigen Bardili, und ähnlicher reformatorischer Versuche. Förderlicher möchte in mancher Hinsicht die transcendentale Logik Kants und seiner Nachfolger erscheinen; denn sie greift tief in die Metaphysik ein, und die Sprache hat, wie gesagt, viel Metaphysisches in ihrem Grunde; ja es ließe sich vielleicht eine Metaphysik der Sprache als Gegenbild der Metaphysik der Natur aufstellen, und eben an der Sprache die transcendentale Logik kurz und bündig vorstellig machen. Denn die Sprache ist menschliche Schöpfung, wie die Welt ist göttliche Schöpfung; — die eine wie die andere Schöpfung vollzieht sich und kommt zu Stande durch den λόγος, durch Zahl, Maß und Verhältniß, durch den Verstand und das Wort. Wie diese Welt Abbild der Idee Gottes, so ist die menschliche Schöpfung in der Sprache zunächst Nachbild und Nachschaffung dieser Welt um uns; sie ist Recreatio, wenn man mit Worten spielen mag; — sie ist aber nebenbey auch mehr oder anderes, sie ist freye Schöpfung und Fortzeugung; sie ist Procreatio. Denn die Rede sagt aus, nicht nur was ist, sondern auch was nicht ist (ἐστὶ λέγειν τὰ ὄντα καὶ μή. Plat.); vieles läßt sich sagen, was nicht vorstellen, (z. B. ein viereckiger Kreis), vieles sagen und vorstellen, was nicht denken und begreifend erkennen. Die Sprache ist die Ausstralung (ἔκλαμψις) des Lichtes im Menschengeiste, wodurch er sich selbst und die Welt erhellet und erleuchtet; ὡς ὄψις ἐν ὀφθαλμῷ, νοῦς ἐν ψυχῇ Ar. Top. I. 14 p. 288 Sylb. Vernünftiges Denken und Reden ist eines; eines διάνοια καὶ λόγος, πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὐτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη, διάνοια· τὸ δὲ γ' ἀπ' ἐκείνης ῥεῦμα διὰ τοῦ στόματος ἰὸν μετὰ φθόγγου κέκληται λόγος. Plato Soph. §. 106. S. 263 D. fgg. vgl. Theaet. §. 114. fg. S. 189. 190. cf. Arist. π. ἑρμ. c. 1. u. Categ. pr.

Die Sprache zersetzt und verbindet; auch im Denken, wie in der schaffenden Natur, in der νόησις und φύσις, läßt sich alles auf Entbindung und Verbindung zurückführen, auf διάκρισις und σύγκρισις, überhaupt auf κρίνειν und εἰδοποιεῖν. vrgl. Göthe Gesch. der Farbenl. Th. 53. S. 21. Ob der Mensch ohne Sprache denken könne, darüber ist viel gestritten worden; — gewiß ist, er vermag nur unklar und höchst eingeschränkt zu denken; ein größerer Zusammenhang und umfassendere Gedankenreihen fordern schlechterdings ein abkürzendes Bezeichnungsvermögen. Hievon geben schon die Taubstummen hinlänglichen Beweis; sie lassen sich nicht anders als durch einen Stellvertreter der Sprache cultiviren und vermenschlichen. Auch fühlt und weiß jedermann, daß ihm, was er auch vorstelle und denke, nicht klar, fest, gewiß und sicher sey, bis daß er das bedeutsame Wort dafür gefunden, oder sich selber gemacht hat; im Worte verauswendiget und festiget, krystallisirt sich gleichsam die Vorstellung, der Gedanke. Vernunft und Sprache, Gedanke und Wort sind wie die Endpuncte einer Linie, wie die Pole des bewußten menschlichen Lebens, das aus dem uns dunklen Grunde aufleuchtet, und sich in die geistliche und leibliche Seite differenzirt. Eben um dieser Doppelseitigkeit willen schickt sichs besser, die Betrachtung weniger transcendental, als vielmehr anthropologisch zu halten, weil es hier weniger auf das Allgemeine, als auf die Besonderung in den Menschenstämmen, und zumeist in ihren Sprachen abgesehen ist, wo die Anthropologie selbst in die Physiologie übergehen sollte. Im Ganzen aber steht der Satz fest: ἡ ῥητορικὴ ἐστιν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ, Ar. Rhet. I, 1, 1. Das ganze bewußthafte Leben der Einzelnen, wie unsres ganzen Geschlechtes liegt in der Sprache veröffentlichet vor; und eben deshalb vermag die Sprache in die geheimen Falten und Tiefen der menschlichen Seele hineinzuleiten, wenn nur ihr Anfang und ihre Ent-

wickelung gefunden wäre. Der Ursprung der Sprache aber ist, wie schon vorhin gesagt worden, zu suchen in der geistigen und leiblichen Organisation des Menschen; denn sein Geist, sagt Plato, wohnt in die Seele, und die Seele in den Leib eingepflanzt; die Seele aber ist das frühere und ehrwürdigere (προτέρα καὶ πρεσβυτέρα), ist die Gebieterin und Urheberin. Das Wesen der Seele verbirgt sich uns, gleich dem Wesen aller anderen Dinge und enthüllt sich uns nur in dem Maß, als es sich offenbaret. Ob ihr eine Erinnerungsfähigkeit aus einem früheren Leben einwohne, wie Plato lehrte? oder ob ihr nach Des Cartes und Leibnitz gewisse Notionen und Axiome angeboren? ob ihr gewisse leere Formen und Kategorien nach Kant a priori eigen seyen? oder ob alles in und an ihr aus der Sinnlichkeit erklärt werden solle nach Epikur und gewissermassen nach Locke u. a.? Dieß sind Untersuchungen, die, an sich gewichtig und einflußreich, hier doch nur in Erinnerung gebracht werden dürfen. Hier auf dem psychologischen Standpuncte genügt es zu sagen, daß wenn auch nicht klare und bestimmte Begriffe und Gesetze von vorne herein der Seele mitgegeben, ihr doch Anlagen (δυνάμεις) einwohnen, welche, wie die organischen Keime, die einen leichter und schneller, die anderen schwerer und langsamer zu Fertigkeiten und Werkthätigkeiten (ἐνεργείαις) sich entfalten. Das Kind bringt Augen und Ohren mit auf die Welt, hört aber nicht, noch sieht es eigentlich werkthätig in den ersten Tagen; es schmeckt nur Muttermilch, vielleicht auch daß es die Mutter rieche; und hat nur das Gefühl seines Zustandes, des Behagens und des Gegentheils, das sich durch Gurren und Schreien Luft macht. Das Kind bringt mit sich auf die Welt auch die Gangwerkzeuge; diese lernt es aber erst später und allmählich werkthätig — ἐνεργείᾳ — gebrauchen zum sichern aufrechten Gang. Dieß Gehör, Gesicht und der sichere aufrechte Gang sind selber wiederum nur die Vorbedingung, gleichsam das a priori (die πρώτη ἐντελέχεια, Aristotelisch zu reden) für die höheren Künste der Musik, der Malerey und Orchestik und Choreutik. Wie fern die Seele in den Bereich der Natur gehört, gelten auch von ihr alle die obersten Naturgesetze; auch über sie herrscht das Gesetz der Trägheit, demnach sie Neigung hat, in dem Zustand zu verharren, in welchem sie eben steht, bis sie durch irgend einen, innerlichen oder auswärtigen Anstoß und Eindruck bewegt und bethätiget wird, vrgl. Ar. ακρ. φυσ. VIII. 2. sq. p. 149. 154. 163. Wird aber die Menschenseele erregt, so erfolgt eine Mittheilung der Bewegung nach der Art und Richtung der bewegenden Kraft, — hier zunächst auf die Sinne, und auf das Lebensgefühl überhaupt. Und da es in der Natur nichts bloß und allein Leidendes gibt, da alles zugleich einerseits zwar passiv, andrerseits aber aktiv ist, so wird auch der Wirkung immer die Gegenwirkung entgegengesetzt und gleich seyn. Die Seele wirkt entgegen nach ihrer Art, eben wie sie auch nach ihrer Art die Einwirkung erleidet und annimmt; und in dieser ihrer Art oder Natur besteht eben ihre aprioriſche und transcendentale Anlage im Fühlen, Anschauen, Denken und Urtheilen. Auf diese ihre Gegenwirkung, auf ihre Kraft des Widerstandes und Feststellens deutet schon Aristoteles An. post. II. cap. ult.; er vergleicht die unaufhörlich in die Seele einströmenden Eindrücke, Bilder und Schemen der Dinge nicht unschicklich einem flüchtigen Heere, wo einer den anderen verdrängt und fortstößt, bis erst einer sich dem Feinde wieder stellt, dann ein zweyter und dritter und vierter sich ihm gesellt, zuletzt alle Stand fassen und sich dem nachdringenden Feinde neuerdings entgegenstellen.

(Fortsetzung folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

6. Note on the Felis cristata, a new Fossil Tiger, from the Siválik Hills. By Hugh Falconer and Captain Cautley. (S. 135 — 142 mit 2 Figuren.)

Aus den tertiären Schichten der Sivalik-Berge stammt auch ein fast vollständiger Schädel einer großen fossilen Katze her, die hiernach von allen andern Arten dieser Gattung als specifisch verschieden sich ausweist.

Die Eigenthümlichkeiten dieses Schädels ergeben sich am deutlichsten aus der Profilansicht und sind folgende:

1) Die relative Kürze des Gesichtstheils von den hintern Fortsätzen des Stirnbeins an bis zu dem Rande der Schneidezähne; dagegen die Länge des Hirnschädeltheils von jenen Fortsätzen an bis zur Hinterhauptleiste; die Verhältnisse sind = 124 : 155. In dieser Beziehung differirt die Felis cristata von allen andern Arten, bey welchen, wie Cuvier gezeigt hat, der Gesichtstheil den hintern übertrifft.

2) Der Umriß der Oberfläche des Hirnschädels und des Gesichtstheiles. Die Gesichtslinie steigt mit einer geringen Krümmung, etwas gewölbt und keineswegs geschlängelt, zu den hintern Fortsätzen des Stirnbeins auf. Die Hirnschädellinie setzt ohne Winkel fort, und läuft rückwärts horizontal bis zur Hinterhauptleiste, so daß, wenn der Kopf auf die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins und die Backenzähne aufgesetzt wird, die Grundfläche des Schädels mit seiner Scheitelfläche parallel liegt. In dieser Beziehung differirt er auffallend von allen Katzenarten, bey welchen die Hirnschädellinie mehr oder weniger, entweder in einer Kurve, oder einem Abhange, gegen die Hinterhauptleiste herabsteigt.

3) Das Vorspringen der Sagittal-Leiste, welche auffallend das aller andern Katzenarten übertrifft.

4) Die Höhe des Hinterhaupts, welche relativ größer, als bey den übrigen Arten, ist.

5) Die erhöhte Lage der Jochbögen und der stark gekrümmte Umriß ihres untern Randes.

Unter den großen Katzenarten nähert sich der fossile Schädel dem des Tigers noch am meisten an, indeß unterscheidet er sich von diesem nicht bloß durch geringere Größe, sondern auch durch andere Merkmale, die die Verff. sehr sorgfältig auseinander setzen. Eben so geben sie die unterscheidenden Merkmale von den andern großen Arten an. Auch von der in der Gailenreuther Höhle aufgefundenen Felis spelaea weisen sie die Verschiedenheit nach. Diese nämlich differirt durch überwiegende Größe, Breite der Stirne, Höhe der Jochbögen, Lage der untern Augenhöhlenlöcher und unbeträchtliche Sagittal-Leiste. Viel kleiner ist zuletzt die Felis antiqua, deren Existenz überhaupt sehr problematisch erscheint, da Cuvier nichts als einen Backenzahn und ein Stückchen Kiefer aufführt, und Ref. Fragmente von ihr weder in der Münchner-Sammlung, noch in den, an Petrefakten aus den Muggendorfer Höhlen viel reicheren Universitäts-Sammlung zu Erlangen, noch in der Gailenreuther Höhle selbst auffinden konnte.

Einige der Hauptdimensionen von Felis cristata sind im Vergleich zum Tiger folgende:

	Felis antiqua.	Felis Tigris.
Länge von der Hinterhauptleiste bis zu den Schneidezähnen . . .	10,9''	14,1''
Breite zwischen den Jochbögen.	8,0	9,5
Von der Hinterhauptleiste bis zum Rande der hintern Augenhöhlenfortsätze	6,0	7,5
Von da bis zu den Fächern der Schneidezähne	4,9	6,6
Höhe vom Hinterhauptloch bis zur Hinterhauptleiste	4,1	4,2
Länge der Nasenbeine . . .	2,8	4,2
Breite der Stirne zwischen den hintern Augenhöhlen-Fortsätzen .	3,1	4,2

7. Note on the Ursus sivalensis, a new Fossil Species from the Sivalik Hills. By Captain Cautley and Hugh Falconer (S. 193 — 200). *)

In den an urweltlichen Thieren so reichen Ablagerungen der Sivalik-Berge sind auch zwey Skeletfragmente, welche die Verff. einer untergegangenen Bärenart, von ihnen Ursus sivalensis genannt, zuschreiben, gefunden worden. Sie bestehen in zwey Stücken. Das eine ist die an der Symphysis und am aufsteigenden Aste beschädigte rechte Hälfte des Unterkiefers; das andere ein Schädel, der zwar an einigen Stellen verletzt ist, gleichwohl aber die Hauptverhältnisse erhalten hat. Die drey hintern Backenzähne und die beyden Eckzähne sind bey ihm noch vorhanden; die Lückenzähne und Schneidezähne sind zwar ausgefallen, zeigen jedoch noch ihre Fächer.

(Fortsetzung folgt).

*) Es werden zwar im Texte 2 Figuren citirt; sie sind aber in den Tafeln nicht aufzufinden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Zu diesem festen Stand aber kommen nach Aristoteles die Eindrücke im Gedächtniß — μνήμη —; und die gehörige Scheidung, Entbindung und Verbindung (σύγκρισις καὶ διάκρισις, ἀνάλυσις καὶ σύνθεσις) und Formung (εἰδοποιία) hat zu ihrem Ergebniß die Erfahrung, die Künste und Wissenschaften. Divide et impera gilt nicht allein politisch, sondern auch noetisch, wie es denn auch schon der alte Spruch besagt: qui bene distinguit, bene docet. Für die Sprache frägt es sich daher zuvörderst: was und wie die Menschenseele aufnimmt? was und wie sie scheidet, zersetzt und zusammensetzt, hinein und herausbildet.

Wie vorhin gesagt worden, die Seele ist, wie der Körper, durch Stoß und Mittheilung der Bewegung erregbar, und wirkt auch entgegen, wie die Körper; diese aber thun es je nach der Verschiedenheit der Einwirkung, sehr verschieden. Durch einen hinreichenden Stoß wird ein Stück Holz aus seinem Platze gerückt, indem es nebenher die Kraft des Stoßes bricht und zurückprellt; durch Hitze wird es gedörrt, daß es zerlechzet, durch Glut verkohlt, durch Feuer eingeäschert, so daß es zugleich das Feuer erlöscht. Die Pflanze wird durch das Licht, das sie einsaugt, gefärbt, durch die Wärme bis zur Zeitigung durchgegohren; durch Thau und Feuchte wird sie ihrer Art gemäß durchsäftiget, durch Mulm u. a. genährt, daß sie wachse und erstarke. In alle dem nimmt sie auf; alles was wächst und lebt, bedarf zu seiner Selbsterhaltung, der Nahrung; indem es aber diese zu sich nimmt, so erweicht es dieselbe, zersetzet sie, scheidet und stoßt aus, was seiner Natur und Art nicht angemessen ist: dagegen das dieser Verwandte und Dienliche hält es fest und verwandelt es mit allerley Wegen und Kräften in seine eigene Wesenheit und Natur. So assimiliren sich Gewächse und Thiere dasjenige, was sie zu sich nehmen; sie einverleiben es sich zum Behuf der eigenen, und späterhin auch zu der Erhaltung je ihrer Gattung. Dieß thut die ψυχὴ φυτικὴ s. θρεπτικὴ der alten Physiker, worüber ausführlich und faßlich Galenus π. δυν. φυσ. im ersten Buche u. aa. OO. handelt. Wie der allgemeine Lebenstrieb verfährt, so verfahren auch die besonderen Triebe und Sinne, jeder in seiner Weise; nur wie da leiblich aufgenommen und einverleibt wird, so geschieht hier dasselbe seelisch, es wird eingebildet und vergeistiget. Zunächst schmeckend im engeren Sinne und riechend nimmt das lebendige Wesen ein Kleinstes von Stoff zu sich und verwandelt es nicht mehr leiblich, sondern seelisch, in Empfindung eigenthümlicher Art. Das Getast gehört dem Menschen vorzugsweise; wiewohl alle lebendigen Geschöpfe das allgemeine Gefühl haben, so tasten fühlend doch nur die Fingerspitzen und Hände, die dem Menschen allein

eignen, und wie zum Taſten, ſo zum Ergreifen dienen; mit Recht nennt Ariſtoteles die Hand οἷον ὄργανον τῶν ὀργάνων, und Anaxagoras ſagte, weil der Menſch Hände habe, darum ſey er das verſtändigſte Weſen; dieſen Satz kehrt Ariſtoteles berichtigend um und ſagt π. ζ. μορ. IV. c. 10. S. 106 Sylb.: der Menſch habe darum Hände, weil er verſtändig iſt, — τὸ φρονιμώτατον τῶν ζώων. Vrgl. Cic. de N. D. II. 60 und Galenus π. χρείας μορ. l. I. totum. Hörend und ſehend ſo wie taſtend nehmen wir von den auswärtigen Vorkommniſſen nichts an und auf, als je ihre ſinngemäße Form — εἶδος, ἰδέα, Idee — dieſe aſſimilirt, bildet ſich ein die Seele und ſorgt hiedurch für ihre Selbſterhaltung und Erweiterung, für ihr Wachsthum; ſie ſelber, als Geiſt, heißt Gefäß und Form der Formen, — τόπος τῶν εἰδῶν. οὐ γὰρ ὁ λίθος ἐν τῇ ψυχῇ, ἀλλὰ τὸ εἶδος· ὥστε ἡ ψυχὴ ὥσπερ ἡ χείρ ἐστιν· καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανόν ἐστιν ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν. Arist. π. ψ. III. 8. Dieß Gleichniß erläutert und führt er aus Probl. 30, 5 S. 218. Das Geſicht hienach ergreift das Geſchehene als Fläche nach ſeinem Umriß, nach ſeiner Färbung und Begränzung, worin ſich ſeine Form und ſein Inneres kund gibt (ſchädliche giftige Gewächſe z. B. verrathen ſich, ihr Inneres, meiſtentheils ſchon durch die Farbe ꝛc.); das Getaſt verkündigt Weichheit und Härte der Gegenſtände, und viele andere Beſchaffenheiten und Gegenſätze derſelben in vielerley Arten und Stufen, wofür wir nicht einmal jetzt noch genügende Bezeichnungen haben. Hörend nehmen wir wahr den Schall in ſeiner Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, Stärke und Schwäche; er tönt aus dem Inneren der erſchütterten Form der Dinge heraus und dringt wiederum ins Innere formend, und ſogar ja auf der beſtäubten Glasfläche, wenn ſie geſtrichen wird, mannichfaltige reguläre Klangfiguren geſtaltend. So tritt überall das Innere der Dinge heraus ſchon für die Sinne, wenn der Geiſt die ſinnlichen Dinge auf ihre Form anſehen will. vrgl. Cic. Acc. l. II. 5. Lucullus a. m. OO. Jeder Sinn nimmt auf, und zwar eben die ihm angemeſſene Form eines Dinges, die Verhältniſſe und Beziehungen, die es zu ihm hat, und durch welche er ſich erhält, ergänzt und erweitert. Jeder Sinn urtheilt — κρίνει — er entbindet und verbindet die ihm eben wahrnehmbaren aber ſtoffloſen Formen; ἡ μὲν αἴσθησίς ἐστι τὸ δεκτικὸν τῶν αἰσθητῶν εἰδῶν ἄνευ τῆς ὕλης. Ar. π. ψ. II. 12 a. A. cf. π. αἰσθ., insbeſondere c. 7. Und Analyt. post. II. c. ult. ἔχει γὰρ πάντα ζῶα δύναμιν σύμφυτον κριτικήν, ἣν καλοῦσιν αἴσθησιν. sq. Jeder Sinn nimmt auf nicht allein das eben ihm Angemeſſene, nebenbey nimmt jeder auch auf gewiſſe ihnen allen gemeinſame Wahrnahmen — κοιναὶ αἰσθήσεις —. dergleichen Bewegung und Ruhe, Geſtalt, Größe, Anzahl, Einheit u. m. a. ſind, ſ. Ar. π. ψ. III. c. 1. Jeder, indem er das ihm Zugewieſene verkündiget, deutet überdieß von ſeinem Einen auf eine Mehrheit und Mannichfaltigkeit hin, wodurch jedes Ding, und er auch, ſich ſelbſt ergänze und begründe. In manchen meiſt krankhaften Fällen übernimmt daher auch wohl ein Sinn die Dienſte mehrerer anderer, ſo gut er es vermag. (S. Brandis über pſychiſche Heilmittel und Magnetismus.) Indem aber der Sinn ſo, nicht mehr ſtoffliches, aufnimmt, thut er etwas Höheres, er vernimmt die Formen und Beſchaffenheiten in ihrem Neben- und Nacheinander; er vernimmt ſie und eignet ſich dieſelben an als Vorſtellungen, und zwar ſofort als allgemeine Vorſtellungen — καὶ γὰρ αἰσθάνεται μὲν τὸ καθέκαστον· ἡ δὲ αἴσθησις τοῦ καθόλου ἐστίν, οἷον ἀνθρώπου, ἀλλ' οὐ Καλλίου ἀνθρώπου sq. Arist. Anal. post. II. c. ult. §. 7. vgl. hiezu des Themiſtius Paraphraſe. fol. 14 vers 4, und den

Commentar des Zabarella in Opp. log. S. 1267 flgg. *)

Hiemit mag allenfalls das Vorstellungsvermögen der Thiere am Ende seyn, das menschliche Denken aber beginnt vielmehr von da an erst. Haben uns die Sinne schon den Gegenstand, das auswärtige Vorkommniß, zersetzt und wieder als eines und verknüpft aufgedrungen: so verfolgt nun auch der Verstand eben den gleichen Weg, um die Erscheinungen noch mehr in seine Gewalt zu bekommen, sich sie zu unterwerfen, sich hiedurch zu ergänzen; — ἀνάγκη ἄρα, ἐπεὶ (ὁ νοῦς) πάντα νοεῖ, ἀμιγῆ εἶναι, ὥσπερ φησὶν Ἀναξαγόρας, ἵνα κρατῇ, τοῦτο δὲ ἐστιν, ἵνα γνωρίζῃ. Arist. π. ψ. III. 4, 3. Der Verstand muß leidlos (ἀπαθὲς) und unvermischt und rein seyn hiezu, d. h. nach Kant, er muß gewisse ursprüngliche, leere, aber auf die Natur der Dinge um ihn her berechnete und angemessene Anschauungs- und Denkformen zu eigen haben, die ihren Inhalt und ihre Erfüllung von der Sinnlichkeit bekommen. **)

Daß, und warum selbst dem Verstande jede Bewältigung der Art nur durch das Wort und durch die Rede einigermassen und etwas vollständiger gelinge, das wird weiterhin klar werden. Der Verstand also, seiner eigensten Natur zufolge, scheidet und zersetzet anders, und weiter noch, als die Sinne gethan haben, und bezeichnet seine Extracte; er setzt zusammen, vermischt und verbindet auch wieder, bald mit mehr oder weniger Belieben und Willkühr, bald nach dieser oder jener Absicht, nach diesem oder jenem geheimen oder bewußten Gesetz u. s. f. und bezeichnet auch diese Mischungen, Vereinbarungen und Geschlinge. Er unterscheidet Klassen, Arten, Gattungen; — er zergliedert je einzelne Wesen einer Art — nach ihren Gliedern und Gelenken und Organen — μέρη ἀνομοιομερῆ —; er zersetzt diese, und zerlegt überhaupt alles bis zu den letzten Elementen, Urstoffen und Ursachen ꝛc. Ar. ακρ. φυσ. I. 1. princ. Er richtet sein Augenmerk nicht allein auf das was als Ganzes und als Beharrliches erscheint, sondern bemerkt und bezeichnet eben sowohl auch, was an diesen erscheint, ab- und zugeht, ihnen kürzer oder länger oder aber immer irgendwie anhaftet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn diese Behauptung des Aristoteles richtig ist, so folgt daraus, daß vielen verwilderten Stämmen der Sinn, als δύναμις κριτική, fehle, wenn sie, z. B. die Huronen, keine allgemeinen Ausdrücke haben z. B. für Baum, Wasser, sondern nur für Eiche, Buche, Tanne; wenn sie Wasser im Eimer mit einem durch und durch andern Wort bezeichnen, als etwa Wasser im Brunnen oder im Bach u. s. w. Sie unterscheiden sinnlich scharf, so viel man nur fordern kann; aber das gleichnothwendige Verallgemeinerungs-Vermögen, die Abstraction fehlt ihnen hiernach fast gänzlich, sie sehen ganz wörtlich vor lauter Bäumen den Wald nicht. Begreiflich, daß ihnen mit der Abstraction auch aller Witz (im besseren, älteren Sinn dieses Wortes) und mit dem Witz und Scharfsinn aller menschliche Verstand, die Kultur und Gesittung mangelt. Das ist aber nicht der Zustand des ursprünglichen Naturmenschen, sondern nur des herabgekommenen und verwilderten.

**) Die Uebereinstimmung und Harmonie der menschlichen Erkenntnißkräfte zu den uns umgebenden Welterscheinungen und Wundern hat kein Philosoph sinnvoll dichterischer erklärt, kein Dichter sinnig-ahndungreicher gesungen als Plato im Timäus. Es herrscht zwischen dem Natur- und dem Menschengeiste nach Plato eine harmonia praestabilita nach des Schöpfers Anordnung; sie ist aber menschlicherseits gestört, und die Bestimmung unseres zeitlichen Lebens ist eben dieß, jene vorherbestimmte Harmonie, denkend und wollend, in Erkenntniß und Gesinnung wiederherzustellen und uns von der Last des Irdischen zu entbinden, durch die μελέτη θανάτου, und durch den Tod in den Zustand der reinen Einstimmung befestigter und unabirrbarer zurückzukehren. Plato's Philosophie ist das System harmonischer Zusammenstimmung.

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Sehr auffallend ist hier die Beschaffenheit der Zähne. Der Reißzahn oder der vorletzte Backenzahn im Oberkiefer hat bekanntlich bey den Bären zwey Spitzen nach seiner Länge, und einen Höcker auf der Innenseite, gegenüber der hintern Spitze; die beyden hintern Backenzähne sind länglich und der letzte hat noch einen besondern gekerbten Ansatz. Die eigentlichen Fleischfresser ferner unterscheiden sich auffallend von den Bären dadurch, daß ihr Reißzahn 3 Spitzen hat, und ihr Höcker auf der Innenseite vornen steht, während die hintern Backenzähne in ihrer Anzahl beschränkt und rudimentär sind. Der fossile Schädel zeigt in genannten Beziehungen eine auffallende Annäherung an diese Fleischfresser.

Der vorvorletzte Backen- oder Reißzahn ist größer, namentlich breiter, als die beyden hinteren, und um $\frac{1}{2}''$ länger als der entsprechende beym Ursus spelaeus. Anstatt, wie bey allen Bären, 2 Spitzen zu haben, hat er 3, und der innere Höcker steht nicht rückwärts, sondern ist vorgerückt, gegenüber der mittlern Spitze. Er hat demnach eine große Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Zahne der Hyäne.

Die beyden letzten Backenzähne, anstatt, wie bey den Bären, länglich zu seyn, sind hier quadratisch. Der vorletzte ist sogar etwas länger als der letzte, hat, wie bey den übrigen Bären, außen zwey Spitzen, und indem auf der Innenseite die Furche zwischen den Spitzen fast verwischt ist, erscheinen diese nur wie ein großer Höcker; in dieser Beziehung findet eine entfernte Aehnlichkeit mit dem correspondirenden Zahne des Hundes statt.

Noch mehr verschieden von den gleichnamigen Zähnen sämmtlicher Bärenarten zeigt sich der letzte Backenzahn bey diesem Ursus sivalensis. An seiner äußern Seite hat er, wie bey den Bären, 2 Spitzen, und auf seiner innern eine durch 3 schwache Furchen undeutlich abgetheilte Kuppe. Ein Ansatz, der sonst in dieser Gattung normal ist, fehlt hier; der einzige Theil, welcher als denselben vertretend betrachtet werden könnte, ist eine flache Scheibe an der Innenseite, abwechselnd mit der hintern äußern Spitze und zum Theil der hintern Portion derselben entgegen stehend.

Die Schneidezähne sind an diesem Schädel ausgefallen; die Fächer zeigen die gewöhnliche Anzahl von sechs. Die Eckzähne sind groß; der rechte ganz, mit Streifen auf der innern und hintern Seite. Die Lücke des ersten falschen Backenzahns ist dicht hinter dem Eckzahn; die des zweyten ist nahe am ersten und der Zahn scheint 2 Zangen gehabt zu haben. Für einen dritten falschen Backenzahn wäre kein Raum mehr vorhanden gewesen.

Im Unterkiefer sind 6 Backenzähne vorhanden gewesen, von welchen die zwey vordern falschen und der hinterste Zahn ausgefallen sind. Der erste falsche Backenzahn stund dicht hinter dem Eckzahn, und der zweyte wieder gedrängt am ersten und fast in Berührung mit dem dritten. Dieser dritte ist, gleich dem Reißzahn des Oberkiefers, von beträchtlicher Größe und deutlich dreyspitzig; es ist dieß eine anderweitige Aehnlichkeit mit der Hyäne, indem jener Zahn sehr mit dem zweyten falschen Backenzahne dieser Gattung übereinkommt. Unter den 3 Spitzen ist nur die mittlere hauptsächlich entwickelt.

Der vorvorletzte oder Reißzahn ist so beschaffen, daß er außer der Länge keine Form erkennen läßt. Der vorletzte oder erste Höckerzahn ist länglich, obschon die Breite ansehnlicher ist, als sonst in dieser Gattung, und die Krone ist minder mit Höckern besetzt. Vom letzten Höckerzahn ist nur noch das Fach vorhanden, was ziemlich schief gegen die übrige Zahnreihe gestellt ist; es ist unbeträchtlich, so daß der Zahn verhältnißmäßig schmal gewesen seyn muß.

Die Zahnformel für diese fossile Art wäre demnach folgende: Schneidezähne $\frac{6}{6}$, Eckzähne $\frac{1.1}{1.1}$, falsche Backenzähne $\frac{2.2}{3.3}$, wahre Backenzähne $\frac{3.3}{3.3}$, in Allem also 38 Zähne.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung)

All dieses Thun hat mehr als einen Zweck: zvvörderst will der Verstand hiedurch, wie gesagt, die unaufhörlich andringende Gewalt der wechselnden sinnlichen Eindrücke hemmen — mit der Aufmerksamkeit, und sie hiedurch bewältigen und seiner Macht und Herrschaft unterwerfen; weiterhin aber will er gleichfalls eben hiedurch die ihm feindselige oder undienstbare Natur unter seine Botmäßigkeit bringen, oder zum wenigsten sich ihrer Gewalt und Herrschaft entziehen, so weit und gut es gehen will. Dieß gelingt dem Menschen nur durch Vernunft und Sprache und im Verein mit seines Gleichen, und nur schritt- und stufenweise; der Mensch ist aber von Natur gesellig, er ist ein ζῶον πολιτικόν. Wo die Natur dem Menschen feindlich, schädlich und verderblich entgegentritt, da wird sein Widerstand, sie abzuwehren, hervorgerufen und sein Wille vornehmlich bethätiget und erhöhet. Die Gegenstände werden nicht schlechthin nur und allein wahrgenommen; jede Wahrnehmung ist zugleich von einer Empfindung der Lust oder Unlust begleitet, die leiser oder stärker seyn kann; auch beym Sehen z. B. sobald das Licht für das Auge grell oder zu düster ist; oder beym Hören, wenn der Schall für das Ohr zu dröhnend, zu leise oder sonst wie widrig ist, so tritt für die Sinne Anstrengung und größeres oder geringeres Mißbehagen ein. Geruch und Geschmack bringen eben nur Empfindungen, angenehme oder unangenehme.

Alle Vorstellungen sind sonach mehr oder minder mit Empfindungen, behaglichen oder unbehaglichen vergesellschaftet, sind herzlich; daher sagt unter uns noch immer das Volk: ich habe in meinem Herzen gedacht und gesagt; eben wie Homer ὃν κατὰ θυμὸν καὶ κατὰ φρένα ποιῶν. Hat der Mensch seine Bedürfnisse befriedigt, fühlt er sich in ruhiger wacher Behaglichkeit: so erfreut ihn selbst das unwillkührliche Spiel seiner Vorstellungen, das unbewuß. und unabsichtlich nach dem Ergötzen und nach dem Schönen hinzielt; womit sich weiterhin sittliche Gefühle, der Achtung, der Liebe, des Vertrauens u. s. w. verbinden. Jenes Spiel der Vorstellungen führt aber oft auch zu Thätigkeiten und Handlungen, und erzeugt entsprechende Werke, seyen sie vorerst auch noch so roh; das Handwerk schreitet durch die Technik und Aesthetik fort bis zum Kunstwerk in unzähligen unmerkbaren Stufen.

Von der äusseren Natur aufgedrungene und aus der eigenen inneren Natur stammende und freythätig gesetzte Zwecke bestimmen und fördern mannichfaltig das Denken und das Handeln, Wirken und Schaffen des Menschen, dort zu den nothwendigen das Leben schützenden und besserstellenden Handwerken, — hier zu den dasselbe verschönernden und veredelnden Künsten und Wissenschaften; vor allem voraus aber zur Gesittung und endlich zur Sittlichkeit. Diese ist aber bey jedem einzelnen die späte

und schwererrungene Frucht eines langen Kampfes mit seiner Natur; sie ist die höchste Aufgabe des menschlichen, geistigen Lebens; die erste Erregung aber desselben erfolgt in dem Gefühl der Andacht, und wohl gleichzeitig mit der sinnlichen Erregung von außen überhaupt. Wunderbar nämlich, wie in der amphibischen, dem Diesseit und Jenseit zugekehrten und verwandten Menschennatur das Sinnliche und Uebersinnliche verknüpft und vereinbart sind, erweckt jeder sinnliche Eindruck, staunenerregend, beyderley Kräfte und Richtungen in ihr; jeder bedarf nicht allein der Ergänzung durch andere aus seinem Bereich, sondern auch der allseitigen Begründung durch alle bedingten Ursachen und ihren gegenseitigen Zusammenhang hindurch bis zum letzten und obersten Grunde.

Das Gesetz der Ursachlichkeit ist eine der ursprünglichen Denkformen; von der unermeßlichen und unvollendbaren Reihe der Folgen und Bedingungen, die in der Natur sich darstellt, springt der Menschengeist um so natürlicher und nothwendiger unmittelbar auf den höchsten und obersten Grund über, auf die Idee Gottes, als mit dieser nicht allein alle Erkenntniß endigt, sondern eben sie auch die Ahndung der übersinnlichen Allmacht, das Gefühl der Abhängigkeit und Ergebung erweckt, und hiedurch die sittliche Natur begründet, welche von der Seite der Sinnlichkeit her auch schon durch die Geselligkeit und Sympathie vorbereitet, vorangelegt ist. Die Philosophie als die Wissenschaft betrachtet, den strengsten allseitigen Zusammenhang aller der mannigfaltigen endlosen Reihen der verursachten Dinge und überhaupt alles Bedingten nachzuweisen und vollständig darzustellen, so hatte demnach Baco Recht zu sagen, daß sie obenhin gekostet, von Gott abführe; vollständig eingesogen aber zu Gott führe; und nicht allein das Volk erklärt alles, was ihm unbegreifliches in der Natur aufstoßt und im Leben begegnet, dadurch, daß Gott es gethan hat, daß Gott allein es weiß und macht; sondern jeder, an das Denken und die Erforschung des ursachlichen Zusammenhanges strengmathematisch gewöhnte Mann findet sowohl in der äußeren Natur, als in seinem Innern, im Leben der Einzelnen und in der Geschichte der Völker, Erscheinungen, Vorfallenheiten und Ereignisse genug, bey denen er, wie der gemeine Mann, zur Idee Gottes zurückgehen und sich vor ihm beugen wird, dann zumal, wenn eine ethische Erregung, ein innigeres Gefühl hinzukommt.

In wie fern all unser höheres Denken, oder mindestens ein großer Theil desselben auf der sinnlichen Wahrnehmung ruht, von ihr ausgeht, auf eben dieselbe sich zurück bezieht, in wie fern das Denken die anschauende Erkenntniß zur Unterlage hat, wird auch das geahndete Uebersinnliche, zumal wenn das Gefühl desselben schwächer wird, durch die Phantasie eine Unterlage, ein Substrat, bekommen, um Gegenstand des Schauens und Vorstellens zu werden, wie dieses eben vorherrscht. Hier mögen mancherley Hypostasen hervortreten, theils abwärts führende, theils auch aufwärts führende, die sich zum Begriff und zur Idee läutern.

Alle äusseren wie inneren Wahrnehmungen und Gebilde führen auf einen Hauptunterschied, daß nämlich einiges mehr Dauer und festen Bestand hat, anderes aber wie der Schatten beyhergeht und mehr Wechsel und Wandel zeigt; um hiebey wieder einen Blick auf die Sprache zu werfen, so scheinen jenen die Nomina substantiva, diesen die Adjectiva und Verben zu entsprechen; und weil die Natur kein abgestandenes, kein todtes Produkt ist, vielmehr stets wirkt und schafft und umändert; so werden vermuthlich die Wörter der zweyten Klasse wenigstens die zahlreicheren seyn; eben sie auch vorzugsweise die Beziehungen und Verhältnisse der Dinge im Denken bestimmen; sie endlich vornehmlich werden die subjectiven Stimmungen und die Modalität des Denkens in sich aufnehmen und darstellen.

Ein unübersehbares Feld gegebener und freythätig erzeugter Vorstellungen, Begriffe, Empfindun-

gen, Ahndungen in unbestimmbar mannichfaltigen Verschlingungen, mit eben so vielen Bezeichnungen, breiret sich vor dem Blicke aus. Für jetzt jedoch wenden wir den Blick hievon noch ab, und bemerken, das Bisherige zusammenfassend, daß der Mensch durch alle Stufen des Empfindens, Wahrnehmens und Begreifens, zwar mit der Außenwelt verbunden, zugleich sich von ihr unterscheidet; er scheidet sich von ihr aus und stellt sich ihr gegenüber; fühlt und erkennt sich frey und selbstthätig (αὐτοκίνητος), und trotz aller Veränderungen an ihm als denselbigen, beharrlich und stätig (συνεχής), als Macht und Kraft. Sich der Außenwelt zu erwehren, sich ihr gegenüber selbständig zu erhalten, das würde dem Menschen kaum oder wenig gelingen, wenn er nicht vor allem voraus die Erscheinungen in sich festhalten und beliebig wieder erwecken könnte, wenn er nicht Gedächtniß (retinentia nennt es daher sehr gut Lucret. III. 675) und Erinnerung hätte, vrgl. Ar. An. post. IV. c. ult. Metaph. I. 2. u. π. μνήμης καὶ ἀναμνήσεως. Dieß heißt aber eben so viel als: wenn er nicht Sprache hätte. Durch die Sprache erhebt er sich über die Thiere; im sprachlosen, ja selbst im sprachdürftigen Zustand steht er dem Thiere noch ganz nahe. Rede aber im altdeutschen (und noch in unserem Redlich), wie noch im Holländischen Reden, bezeichnet, wie das griechische λόγος, beydes, Verstand oder Vernunft und Sprache; der Name schon spricht da für die engste Verbindung beyder; schon Plato, sahen wir oben, erkannte das Denken als ein innerliches Gespräch, desgleichen auch Aristoteles Anal. post. I. 8 p. 212 Sylb. (οὐ γὰρ πρὸς τὸν ἔξω λόγον ἡ ἀπόδειξις, ἀλλὰ πρὸς τὸν ἐν τῇ ψυχῇ); insbesondere aber haben sich die Stoiker weitläuftig und ausführlich über den λόγος ἐνδιάθετος und den λόγος προφορικός d. i. über Vernunft und Sprache verbreitet; s. Sextus Hypotyp. Pyrrhon. I. c. 14. Philo Jud. de Vita Moysis l. III. p. 672 C. Wyttenbach S. 378 (= 292 flg. Lips.) zu Plutarch. de recta aud. rat. c. 13. p. 44 A.

(Schluß folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

I. Paläontologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Nachstehendes sind die Dimensionsverhältnisse der beschriebenen Backenzähne, wobey zur Vergleichung die des Ursus spelaeus mit aufgenommen sind. Als Maßstab ist der französische Metre gewählt.

Backenzähne des Oberkiefers.	Ursus sivalensis	Ursus spelaeus
Länge des letzten Backenzahns .	0,28	0,48
Breite = = . . .	0,3	
Länge = vorletzten = . . .	0,3	0,31
Breite = = = . . .	0,3	
Länge = vorvorletzten = . . .	0,32	0,21
Breite = = = . . .	0,22	
Backenzähne des Unterkiefers.		
Länge des letzten Backenzahns .		0,26
= = vorletzten = .	0,29	0,32
Breite = = = .	0,19	
Länge = vorvorletzten = .	0,335	0,33
= = letzten falschen Backenzahns	0,25	
Breite = = = =	0,12	

Die von den Zähnen hergenommenen Eigenthümlichkeiten dieser fossilen Art werden noch von mehreren andern, auf der Form und Größe des Schädels beruhenden unterstützt. Während der Schädel des Ursus spelaeus nur 17,9″ von den Schneidezähnen bis zur Hinterhauptleiste mißt, beläuft sich beym Ursus sivalensis dieselbe Dimension auf 19″. Sehr ausgezeichnet ist ferner diese Art durch ihren geradlinigen Umriß und den Mangel irgend einer beträchtlichen Krümmung. Von den Nasenbeinen an bis zwischen die Augenhöhlenfortsätze ist fast eine gerade Linie. Von hier rückwärts zeigt sich nur eine schwache Wölbung und die Sagittal-Leiste springt in einer starken Kuppe über die Scheitelbeine hervor. Keine Bärenart hat ein so gerades Cranium. Der Ursus spelaeus unterscheidet sich auffallend durch das starke Abfallen der Stirne gegen die Nasenwurzel; der Eisbär nähert sich zwar im Pro-

fil dem Ursus sivalensis ganz an, aber außer der Verschiedenheit in der Größe, hat jener nichts von der vorspringenden Sagittal-Leiste, welche diese fossile Art so sehr auszeichnet; alle andern Bärenarten haben ein mehr oder minder convexes Profil. Noch ist zu bemerken, daß statt eines Unteraugenhöhlen-Loches 3 getrennte und fast gleich große vorhanden sind.

Vom Schädel sind folgende Dimensionsverhältnisse hervorzuheben:

	Ursus sivalensis	Ursus spelaeus.
Breite zwischen den hintern Augenhöhlenfortsätzen	5,45″	4,7″
Länge von da bis zu den Schneidezähnen	9,3	8,6
Breite der Stirne zwischen den Augenhöhlen	4,7	
Breite der Schnauze über den Eckzähnen	4,8	
Zwischenraum zwischen den Eckzähnen	2,7	
Weite des Gaumens in dem Zwischenraume zwischen den Reißzähnen	3,35	

Vom übrigen Knochengerüste ist zur Zeit keine weitere Spur aufgefunden worden.

Die Verff. sind, wie erwähnt, der Meynung, daß diese neu entdeckte fossile Art den Bären zuzuzählen sey. In dieser Zusammenstellung gehen sie aber sicherlich zu weit; die Form der Backenzähne weicht in mehreren Stücken so auffallend von jener Gattung ab, daß wir die fossile Art nicht mit ihr zusammenstellen dürfen. Weil diese ungleich mehr, als die Bären, auf die animalische Nahrung hingewiesen war und also mehr als ein reissendes Thier in der Urwelt auftrat, schlagen wir vor, sie mit dem Namen Agriotherium sivalense zu bezeichnen.

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Indication of a New Genus of the Carnivora, with Description of the Species on which it is founded. By B. H. Hodgson, Esq. Resident in Nepal (S. 60—68 mit 1 Tafel.)

Hodgson, der die Zoologie bereits durch die Auffindung so vieler neuer Thierarten in Indien bereichert hat, macht uns in dieser Abhandlung mit einer neuen Gattung Sohlengänger unter dem Namen Ursitaxus bekannt, welche in natürlicher Verwandtschaft mit Ursus, Mydaus und hauptsächlich mit Taxus steht. Von ihr stellt er gleich im Anfange seiner Abhandlung folgende Gattungsmerkmale auf:

„Backenzähne $\frac{4}{4}$ mit bärenartigen Flächen, aber von marderähnlicher Disposition; der Höckerzahn des Oberkiefers glattkronig, schmal, rechteckig und schmächtiger als der Reißzahn; keiner im Unterkiefer; jederseits oben 2, unten 3 falsche Backenzähne; Habitus des Thieres dem des Dachses ähnlich, aber ohne äußerliche Ohren; Afterdrüsen wie beym Mydaus.“

Der Ursitaxus mauritus, wie Hodgson die neue Art benennt, ist ein kurzbeiniges, schwerfälliges Thier, von Habitus und Größe des Dachses, von dem es wesentlich im Zahnbaue, in dem Mangel äußerlicher Ohren ꝛc. abweicht. Der Verf. konnte nur ein einziges Exemplar aus dem Thale von Muckwanpur erlangen, das an dem südlichen Fuße der letzten Bergreihe gegen Indien liegt, und stammt also aus Nepal her. Es lebt in unterirdischen Höhlen und kommt nur selten ans Tageslicht.

Das Gesicht ist konisch und spitzt sich nach vorn zu; die Stirne ist breit und niedergedrückt, wie bey dem Otter, die Augen klein; die Ohren nackt und fast menschenähnlich, aber der Helix fehlt ganz. Der Hals ist kurz und dick, der Leib noch dicker, die Füße kurz und stark. Vorn und hinten sind 5 Zehen, von denen blos die vordere Hälfte frey ist; die untere Seite mit einer nackten, weichen Sohle zum vollkommenen Sohlengehen, und mit einem Ballen am Anfang jeder Kralle. Die Krallen der vordern Füsse sind viel länger, schärfer und gekrümmter, als die hintern. Die Afterdrüsen sind ganz anders als beym Dachs und kommen mit denen des Mydaus überein.

Der Pelz besteht aus starren, straffen, dichtstehenden Haaren; Gesicht, Unterleib und Innenseite der Beine zum Theil nackt. Die Färbung ist dunkel gelblich und schwarz, und zwar sind beyde Farben durch eine Linie, die von der Stirne längs der Flanken bis zur Schwanz-Wurzel läuft, voneinander geschieden, so daß die erstere über ihr, die andere unter ihr vorkommt. Die dunkle Färbung des Gelbs am Obertheile entsteht durch eine Vermengung von schwarzen und gelben Haaren. Der kurze Schwanz ist etwas rückwärts gekrümmt und von gleicher Färbung mit dem Rücken.

Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel	2′	8″
Länge des Schwanzes allein	0	5
— — — mit den Haaren . . .	0	$6\frac{1}{2}$
— vom Carpus (incl.) bis zum längsten Finger	0	$4\frac{1}{3}$
Länge von der Ferse bis zur längsten Zehe	0	$4\frac{1}{2}$
— des Kopfes	0	$6\frac{3}{6}$
Entfernung von der Nase bis zum vordern Augenwinkel	0	2
Entfernung von da bis zur Ohröffnung .	0	$3\frac{1}{4}$
Längste vordere Kralle	0	$1\frac{1}{2}$
— hintere —	0	$0\frac{5}{6}$

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 5Π SS.

Schluß des ersten Artikels.

Daß die inwendige Rede zur auswärtigen werde, dazu zwingt eben die Nothwendigkeit des Denkens, das Gedächtniß und die Erinnerung. Die Sprache ist die natürliche und erste Gedächtnißkunst oder Mnemonik. Ueber diese siehe Arist. π. ψ. III. 3. §. 4. und außer den daselbst von Trendelenburg beigebrachten Stellen vergl. Ar. Top. VIII. 5. p. 419 (c. ult. §. 8. Buhle) und π. ἀνήμης c. 2. Quintilian XI. 2.

Den mnemonischen und logischen Nutzen der Sprache und die unumgänglich nothwendige Bezeichnung der Vorstellungen und Gedanken durch Wörter ganz im Allgemeinen hat unvergleichlich klar und wahr in Kürze auseinandergesetzt Leibnitz in seinen: Unvorgreifflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, Opp. Vol. VI. P. II. Es wird das Beste seyn, den großen Mann selbst reden zu lassen; er sagt da §. 5.

„Es ist aber bey dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meynung Andern anzudeuten, sondern auch unseren Gedanken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten, nicht allezeit Geld zahlt, sondern sich an dessen Statt der Zettel oder Merken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nämlich Zeichen dafür braucht, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedenken. Daher wenn er sie einmal wohl gefasset, begnügt er sich hernach oft, nicht nur in äußerlichen Reden, sondern auch in den Gedanken und innerlichem Selbstgespräch das Wort an die Stelle der Sache zu setzen. (§. 6.) Und gleichwie ein Rechenmeister, der keine Zahl schreiben wollte, deren Halt er nicht zugleich bedächte, und gleichsam an den Fingern abzählte, wie man die Uhr zählt, nimmer mit der Rechnung fertig werden würde: also wenn man im Reden und auch selbst im Gedanken kein Wort sprechen wollte, ohne sich ein eigentliches Bildniß von dessen Bedeutung zu machen, würde man überhaupt langsam sprechen, oder vielmehr verstummen müssen, auch den Lauf der Gedanken nothwendig hemmen, und also im Reden und Denken nicht weit kommen. (§. 7.) Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man Stufenweise zum Facit schreitet, und beym Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt. Woraus erscheint, wie ein Großes daran gelegen, daß die Wörter als Vorbilder und gleichsam als Wechselzettel des Verstandes wohl gefaßt, (bien formés) wohl unterschieden, zulänglich, häufig (expressifs), leichtfließend und angenehm seyn.“ — (§. 8.) „Man hat demnach die Kabbala oder Zeichenkunst nicht nur in denen hebräischen Sprachgeheimnissen, sondern auch bey einer jeden Sprache nicht zwar in gewissen buchstäblichen Deuteleyen, sondern im rechten Verstand und Worte zu suchen.“

So weit unser großer Lehrer. —

Auch Aristoteles π. ἑρμ. c. 1. sagt: ἐστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωνῇ, τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα· καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ· καὶ ὥσπερ οὐδὲ γράμματα πᾶσι τὰ αὐτά, οὔτως οὐδὲ φωναὶ αἱ αὐταί· ὧν μέντοι ταῦτα σημεῖα πρώτως, τὰ αὐτὰ

πᾶσι παθήματα τῆς ψυχῆς· καὶ ὧν ταῦτα ὁμοιώματα, πράγματα ἤδη τὰ αὐτά.

Die Wörter der Sprache sind demnach Zeichen der Vorstellungen, wie Berkeley sagt (bey Hamann 7, 3), „daß allgemeine und abstracte Ideen nichts als besondere sind, aber an ein gewisses Wort gebunden, welches ihrer Bedeutung mehr Umfang oder Ausdehnung gibt und zugleich uns jener bey einzelnen Dingen erinnert.“ Hiedurch ist die Naturnothwendigkeit der sprachlichen Zeichenkunst nicht bloß aus der Eingeschränktheit unserer Fassungskraft erklärt und begründet, sondern eben so sehr aus der Natur der Anschauung, die begrifflos ist und darum dem Geiste schlechterdings nicht genügen kann. Die sprachliche Zeichenkunst dringt sich uns demnach auf zuvörderst als mnemonisches Mittel, Anschauungen und Begriffe festzuhalten; dann als gleichsam algebraisches oder logisch-analytisches Mittel, die Operationen des Denkens leicht und kurz zu vollziehen; ferner als topisches Mittel, von der Sprache aus über jeden Gegenstand gewisse Gesichtspunkte, Ansichten und Seiten zu erhalten, mittelst welcher wir, wenn noch die Beobachtung hinzukommt, die Eigenthümlichkeit und das Wesen so wie die Beziehungen und Verhältnisse eines Dinges in erweitertem Umfange und gründlicher zu fassen und zu erkennen im Stande sind.

Zu dieser Erweiterung und Ergründung dient insbesondere die in jeder Sprache unabweisbare Metapher, die von der Vergleichung und Combination ausgeht (welche nebst der Analyse und Synthese die vornehmsten Operationen der Phantasie und des Verstandes sind) und das combinatorische Vermögen, Witz und Scharfsinn gleichmäßig übt und schärft.

„Es ist offenbar, daß die Metaphern einer Sprache, sagt Sulzer, alle Wahrheiten in sich fassen, welche man nur halb gesehen, oder von weitem erblickt hat, ohne sie entwickeln zu können. Es ist aber unläugbar, daß jeder Mensch weit mehr Wahrheiten empfindet, als er zu beweisen im Stande ist. Denn so wie es Ideen gibt, die man nur auf eine anschauende Art fasset, so gibt es auch anschauende oder unentwickelte Schlußreden.“

Endlich aber zeigt sich die sprachliche Zeichenkunst als das erste und vornehmste Mittel der menschlichen Geselligkeit, zu gegenseitiger Anregung, Mittheilung und Verständigung, zum Austausch der Gedanken und Empfindungen und zur Einigung. Die Sprache demnach, als befestigend die Wahrnehmungen und Begriffe, und sie verauswendigend, verbindet Menschen mit Menschen, erhebt sie über die flüchtige Gegenwart und verleiht ihrem Denken und Wirken Dauer. Sie leistet dieses als Zeichenkunst, als Symbolik; und nicht mit Unrecht wurde in den älteren philosophischen Schriften in eigenen Abschnitten gehandelt: von der symbolischen Erkenntniß; siehe Locke' Essays on human Understanding l. III. Leibnitz Nouveaux Essays l. III. Bülfingeri Dilucidationes §. 280 — 283. Baumgartens Metaphysik §. 248. flg. 459 flg. Lamberts Neues Organon Th. II. a. Auf. Maimons Versuch einer Transcendentalphilosophie mit einem Anhang über die symbolische Erkenntniß; Sulzer Verm. phil. Schriften Bd. II. u. m. a.; dem gemäß handelt auch Destutt Tracy im Systeme d'Idéologie nach einer Art Psychologie und Logik am Ende: de la Métaphysique ou — Grammaire generale!!

Hiemit ist die Nothwendigkeit der sprachlichen Bezeichnungskunst für jedermann hinlänglich und einleuchtend erwiesen; sie zeigt sich in jeder Sprache verwirklicht; nur die Möglichkeit ist hiemit nicht erwiesen, nicht erklärt, wie die Vorstellung nothwendig das Wort, wie der Begriff sich die sprachliche Form erzeuge und verlautbare.

Dieses in Beziehung auf die natürliche und Ursprache zu versuchen, wie es der tiefsinnige Fulda in seinem Wurzellexicon unternommen hat, würde zu weit führen, ohne doch ein erkleckliches Resultat zu geben; und da die eine Ursprache, wenn es je

eine einige und in größerer Ausdehnung und Dauer gegeben hat, doch irgendwie in der einen oder anderen der früher bezeichneten 3 — 4 Stammsprachen, oder in allen zumal mehr oder minder erhalten und in Resten und Trümmern, Aehnlichkeiten und andern Einzelnheiten aufbewahrt seyn könnte: so wird es gestattet seyn, im Verfolg immer mehr auf das historisch vorliegende und gegebene Sprachmaterial in dem angegebenen Kreise hinzublicken und nach diesem gleichsam die Fahrt hinzulenken.

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

II. Zoologische Abhandlungen.

(Fortsetzung).

Auf die Beschreibung der äußerlichen Theile folgt eine ziemlich ausführliche des Knochengerüstes, wovon wir hauptsächlich nur auf die Zähne Rücksicht nehmen. Der Schädel hat im Allgemeinen große Aehnlichkeit mit dem des Otters; dasselbe gilt von den Schneide- und Eck-Zähnen, welche indeß bey dem Bärendachs dicker, kürzer und derber sind, als bey jenem. Auch die Backenzähne sind nach demselben Modell gestaltet, aber an Anzahl geringer, als bey dem Bärendachs, und die schneidenden Fortsätze der Kronen sind fast verwischt. Auch hat der Otter einen sehr starken platten Ansatz an dem obern Reißzahn, und einen außerordentlich breiten queren Höckerzahn hinter ihm, während der Bärendachs am Reißzahn einen zwar flachern, aber schmälern Ansatz, und der Höckerzahn eine schmächtigere Fläche hat. Das Uebrige ist schon in der Charakteristik der Gattung angegeben. Das Gebiß des Dachses ist gänzlich von dem des Bärendachses verschieden.

Abgebildet ist der Kopf, Vorder- und Hinterfuß von der Unterseite, so wie der Schädel nebst der besondern Darstellung der obern und untern Zahnreihe.

2) Description of three New Species of Paradoxurus, inhabiting the Southern, Central and Northern Regions of Nepal respectively, with Notices of the Habits and Structure of the Genus. By B. H. Hodgson. S. (72 — 86.)

Es sind drey Arten dieser schwierigen Gattung, welche hier nach dem Leben beschrieben werden.

1) Paradoxurus hirsutus Hodgs. ist sicherlich identisch mit Viverra Bondar Blainv., welche letztere von Blainville nach einem Gemälde beschrieben worden ist. Die Länge dieser Art beträgt von der Schnauze bis zum Schwanz-Ende 45″; der Schwanz ist fast so lang als das Thier. Die Färbung ist hellgelb, mit Schwarz stark getüpfelt, und ohne alle Zeichen und Linien auf dem Leibe. Nase, Oberlippe, Schnurrbart und ein breites Band, von hier aus über die Wangen, Ohren, Kinn und Unterkiefer verlaufend, die Vorderfüße und die hintern von der Ferse an zugleich mit dem letzten Schwanzdrittel sind schwarz oder schwarzbraun. Die Sohlen und Schnauze sind bräunlich fleischgrau; die nackten Theile der Lippen, Ohren und der Genitalgegend rein fleischfarben.

Der Pelz ist zweyerley Art; straffe, 2¼″ lange Haare untermischt mit Wolle. Der Schwanz ist cylindrisch, allmählich sich verschmälernd, an der Basis dick, nicht greifend, ausgestreckt, fast horizontal getragen und die Spitze etwas gehoben. Das Weibchen hat vier Zitzen. Diese Art ist in den offenen Gegenden Nepals, so wie in den brittischen Distrikten auf der linken Seite des Ganges zu Hause.

2) Paradoxurus nipalensis Hodgs. Diese Art ist 48 — 50″ lang, wovon der Schwanz fast die Hälfte ausmacht; sie ist robuster, als die vorige. In dieser Beziehung, so wie durch den gerollten Schwanz und kürzeres Gesicht weicht sie wesentlich von P. hirsutus ab und kommt dagegen mit P. Typus Cuv. überein.

Der Pelz besteht aus 1½″ langen, schieferfarben, röthlichgelb und schwarz geringelten Haaren und kürzere, schieferfarbener Wolle; hiedurch wird im Allgemeinen die Färbung katzen- oder bräunlichgrau, ohne alle Flecken auf dem Leibe. Mitte des Halses, Brust, Bauch und die Innenseite der Gliedmassen rein röthlichgelb; Schwanzspitze, Pfoten, Ohren, Lippen, Kinn, eine krumme Linie auf den Wangen, und ein länglicher Flecken über den Augen schwarz. Das Weibchen hat 4 Zitzen.

Gereizt konnte dieses Thier eine gelbliche, stinkende Flüssigkeit aus 4 Poren, von denen je zwey auf jeder Seite des Afters lagen, von sich geben. Die Organe, welche diese Feuchtigkeit aussondern, sind zerstreute, körnige Flecke, (specks), von welchen keine Gänge zu den Poren sichtlich sind. Aehnliche Poren sind bey den andern beyden Arten nicht vorhanden, obschon die Sekretion bey allen existirt. Dieser Secretions-Apparat hat bey allen 3 Arten dieselbe Lage und Form; er besteht aus zwey mandelförmigen Drüsen, von denen jede eckweise auf eine Seite des männlichen Gliedes oder der weiblichen Geschlechtsspalte gestellt ist. Gedrückt geben diese Drüsen aus zahllosen kleinen Poren eine stark riechende, helle, dicke Substanz, gestandenem Honig ähnlich, von sich.

Diese Art ist in der Centralregion von Nepal sehr gemein; sie verläßt niemals die Waldungen und selten die bergigen Gegenden.

5) Paradoxurus lanigerus Hodgs. Diese Art, welche auf die nördliche Gegend Nepals beschränkt ist, mißt nur 32″, woron der Schwanz blos 12″, also wenig mehr als 1/3 der ganzen Länge ausmacht. Die Ohren sind an der Außenseite behaart, und der Schwanz ist ungerollt. Der Pelz besteht ganz aus Wolle, vollkommen ähnlich der eines grobwolligen Schaafes; sie ist ohngefähr 1″ Zoll lang und in Flocken vereinigt, welche ein gekräuseltes Ansehen veranlassen. An den Beinen und im Gesichte ist der Pelz kürzer. Die Farbe ist einförmig erdbraun, am Unterleib heller und ins Gelbliche fallend, die Schurren sind weiß und die nackten Theile graulich fleischfarben.

Zuletzt folgt noch eine anatomische Beschreibung des Paradoxurus hirsutus in beständiger Vergleichung mit Viverra Rasse.

3) Note on the Eurinorhynchus griseus, by J. T. Pearson, Esq., Assistant Surgeon, Curator Mus. As. Soc. (S. 69 — 71 mit Abbild.)

Dieser schon früher unter dem Namen Platalea pygmaea Linn. bekannte, aber äußerst seltene Vogel wird hier ausführlich nach einem Exemplare beschrieben, das an der Edmonstones Insel, welche etwas nördlich von der Mitte von Sangor Sand gelegen ist, geschossen wurde.

4) Notices of the Ornithology of Nepal. By B. H. Hodgson (S. 143 — 192 mit einigen Fig.)

Eine Menge neuer Arten werden in diesem Aufsatze charakterisirt; da indeß von ihnen keine Diagnosen, sondern blos ausführliche Beschreibungen gegeben sind, so begnügen wir uns mit der einfachen Aufzählung ihrer Namen und überlassen sie weiterer Prüfung.

1) Acht neue Arten von Cinclosoma, nämlich C. nipalensis, albigula, grisauris, monilegera, melanura, coerulatae, rufimenta und setafea.

2) Neue, dickschnäbeligeFinken. Der Verf. ist nach der leidigen Weise der Engländer ein Freund von recht vielen Gattungen. Da er nun die neuen Arten dickschnäbeliger Finken nicht sämmtlich unter die Gattungen Coccothraustes, Corythus und Pyrrhula, zu welcher er ohnedieß manche nur fragweise gestellt hat, bringen kann, so errichtet er eine besondere Gattung Munia, von der es nicht die Mühe lohnt, hier ihren Charakter mitzutheilen. Wenn die Zersplitterungssucht in gleicher Weise fortschreitet, werden endlich fast alle Arten zu Gattungen sich erheben. Was die eben erwähnten betrifft, gehören sie alle nach unserm Ermessen zur großen Gattung Fringilla. Der Verf. vertheilt seine neuen Arten folgendermassen:

Coccothraustes melanozanthos und carnipes.
Corythus Sipahi und subhimachalus.
Munia rubroniger, acuticauda und lineoventer.
Pyrrhula nipalensis und Epauletta.

Ferner: Carduelis nipalensis und Emberiza nipalensis.

Auch sondert er noch eine neue Gattung ab, Fringalauda, deren einzige Art er F. nemoricola nennt.

3) Neue Gattungen von Tauben. Der Verf. will aus 2 neuen Arten 2 neue Gattungen machen, was uns als eine sehr überflüßige Bemühung erscheint. Die eine nennt er Ducula insignis, die andere Toria nipalensis.

4) Neue Gattung von Sylvien. Aus kleinen Vögeln, welche die Sylvien mit den Certhien verbinden, und in mehreren Stücken an das Genus Sibia Hodgs. erinnern, macht der Verf. die neue Gattung Yuhina mit drey Arten, die er Y. gularis, occipitalis und flavicollis nennt.

5) Neue Eulen. Da die Gattungen, in welche man neuerdings das sehr natürliche Genus Strix zerfällt hat, durch Mittelglieder in einander verlaufen, so kann der Verf. seine neuen, und sehr interessanten Arten in ihnen nicht füglich unterbringen, weßhalb er in manche Verlegenheit kommt. Diese fällt indeß von selbst weg, wenn man die Gattung im Linneischen Umfang bestehen läßt. Die Arten sind folgende: Ulula? newarensis, Bubo? cavearius. Bubo nipalensis (28 — 30″ lang), Noctua tubigera und Tarayensis, Scops Sunia und Lettia.

6) Neue Papageyen: Palaeornis? nipalensis und Palaeornis schisticeps.

7) Neue Arten von Pomatorhinus und seinen Verwandten. Der Verf. behauptet die generische Verschiedenheit von Cinclosoma und Pomatorhinus, und ordnet letzteren Timalia und Prinia als Untergattungen unter. Die neuen Arten sind:

Pomatorhinus (Erythrogenys) Gouldii, schisticeps und ruficollis; Timalia nipalensis und pellotis; Prinia? (Suya Hodgs.) criniger.

8) Neue Motacillen: Dahlia docilis, Enicurus schistaceus, fuliginosus und immaculatus, Motacilla alboides und (Budytes) calcarata. Schnabel und Füße von Toria, Yuhina und Ducula sind abgebildet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Philosophie de l'économie politique, ou nouvelle exposition des principes de cette science, par J. Dutens, Inspecteur-général des ponts- et chaussées etc. Paris, 1835. 2 Bände. 8.

Der Verfasser dieses Werkes hat bereits im Jahre 1804 eine Schrift über politische Oekonomie geschrieben, (analyse raisonnée des principes fondamentaux de l'économie politique) worin er die damals bey der französischen Regierung vorherrschenden Ansichten des Merkantilsystems vertheidigte. Er betrachtete das Sperrsystem mehr aus dem politischen Gesichtspuncte und die Aufmunterung im Inlande Waaren zu fabriciren, die man zuvor vom Auslande holte, als ein Hereinrufen von Bürgern, welche bisher schon mit ihrem Nahrungswesen dem Inlande angehörten, während sie politisch die Kraft eines fremden Staates verstärkten. Dieß konnte wenigstens für einen Versuch gelten, einer nicht länger haltbaren Meynung eine neue Stütze unterzuschieben. In dem vorliegenden Werke versucht es nun der Verfasser abermals, ältere Lehren, die seit lange keinen Vertheidiger mehr gefunden, wieder aufzufrischen. Er glaubt nämlich bemerkt zu haben, daß Adam Smith und seine Schüler die französischen Oekonomisten keineswegs widerlegen. Vornehmlich habe Smith übersehen, daß Quesnay auf weit höherem Standpunct stehe, als er. Quesnay betrachte nämlich alle Nationen der civilisirten Welt als ein Ganzes, während Smith nur ein und noch überdieß ein vorherrschend Handel- und Gewerbetreibendes Volk, nämlich England im Auge habe. Darum rede er bloß von der Arbeit und dem Kapitale als Quellen des Reichthums, und übersehe den Boden. Wenn aber auch eine einzelne Nation von Gewerben und Handel allein sich erhalten könne, so sey dieß doch der Gesammtheit aller Nationen unmöglich. Aus diesem höheren Gesichtspunkt sehe man bald, daß die Landwirthschaft die Hauptsache sey. Dieß werde denn auch in der neuern Lehre von der Bodenrente wieder anerkannt, welche ausdrücklich zugestehe, daß die Grundrente von dem Ueberschuß an Gütern herrühre, den der Landbau über den Verbrauch der mit ihm beschäftigten Arbeiter liefert, oder daß sie ein reines Geschenk sey, das die Vorsehung dem Menschen über die Kosten der Bearbeitung des Bodens gewähre. Nun läßt sich aber kaum etwas Unrichtigeres denken, als diese Behauptung. Denn eben das ist ja die Hauptdifferenz der ältern und der neuern Lehre von der Bodenrente, daß Adam Smith noch mit den Physiokraten der Meynung war, die Mitwirkung der Natur sey es, der man ursprünglich die Bodenrente verdanke, während die neuere Schule keine ursprüngliche Bodenrente zugesteht, sondern nachweist, daß sie erst in Folge der Differenz in den Beyschaffungskosten des auf einem gewissen Markte erforderlichen Bedarfes von Erdfrüchten bey den Feldern entstehe, von welchen man die Früchte mit weniger anderweitigen Kosten zu Markt bringen kann, als die ungünstigsten Umstände erfordern, unter denen ein Theil der unentbehrlichen Zufuhr herbeykommt.

In einem neuoccupirten Erdstriche, wo sich je-

dem genug Land zur Bearbeitung darbietet, ist die ganze Aernte Vergeltung des Samens, der Abnützung der Geräthe und Gebäude, des Unterhalts der Arbeiter und der Nutzung aller dieser Auslagen; die Nutzung des Bodens hat noch gar keinen Tauschwerth, so lange überall genug Boden zu haben ist: hier ist denn noch von gar keiner Bodenrente die Rede.

Nimmt die Bevölkerung der neuen Ansiedelung so zu, daß die auf den nächstgelegenen oder fruchtbarsten Ländereyen gebauten Erdfrüchte nicht mehr den Bedarf decken, so muß der Preis derselben so weit steigen, daß sich der Anbau minder fruchtbarer oder entfernterer Felder lohnt. Die Besitzer der zuerst occupirten können aber auch ihre Früchte zu dem höheren Preise absetzen: sie erhalten also einen Ueberschuß über ihre bisherigen Auslagen und den üblichen Gewinn der angewendeten anderweitigen Kapitale, und in ihm eine Vergeltung für die Nutzung des Bodens, der den ganzen Bedarf nicht zu liefern vermag und in dessen Besitz sie sich Anfangs setzten. Damit erst wird solcher Boden ein Gut von Tauschwerth. Man sieht leicht ein, daß, so oft derselbe Markt einen neuen Zuschuß von Erdfrüchten bedarf, dessen Beyschaffung höhere Kosten erfordert, als die Zumarktbringung der bisherigen theuersten Zufuhr, die Preise aufs Neue steigen und den Besitzern aller bey den bisherigen niedrigen Preisen bauwürdigen Ländereyen einen Zuschuß zu der bisherigen oder überhaupt Rente verschaffen, was dann den Tauschwerth dieser Ländereyen entweder erhöht oder neubegründet.

Darum, daß in solcher Weise ein Grundstück Rente gibt, das früher keine gab, ist in dessen Rohertrag gar keine Aenderung erfolgt; die Natur gewährt dem Besitzer nicht mehr, als Anfangs: nur der Anspruch ist gestiegen, den die Nachfrage der Nahrungs-Bedürftigen dem Grundbesitzer bey der Zumarktbringung seiner Aernte an das Gesammtproduct der Nation zugesteht, oder der Tauschwerth der Erdfrüchte.

Nach der Meynung des Verfassers ist aber die Bodenrente das produit net der ältern Oekonomisten, das man als ein Geschenk der Natur empfängt.

Hiernach würde die Natur sich desto freygebiger erweisen, je mehr in einem Lande die Bodenrente wüchse, das heißt, je höher aus Mangel an fruchtbarem oder wohlgelegenem Boden die Beyschaffungskosten jedes neuen Zuschusses zum bisherigen Getreidbedarf und die Preise der Bodenerzeugnisse überhaupt stiegen, was ein offenbarer Widerspruch ist. Hiernächst fehlt der Verfasser noch darin, daß er den bekannten Satz, daß die Bodenrente nicht den Preis der Erdprodukte bestimme, sondern umgekehrt eine Folge des Steigens dieses Preises ist, so versteht, als würde die Bodenrente gar nicht von den Consumenten gezahlt (le fermage n'entre pour rien dans le prix du blé et ne peut retomber sur le consommateur). Denn nur in dem Preise des Getreides, das von den schlechtesten Feldern zu Markte kommt, mag wenig oder gar keine Rente enthalten seyn; von dem gleichhohen Preise der Erdfrüchte von fruchtbareren oder wohlgelegenen Ländereyen geht nothwendig immer ein Theil als Rente an den Grundbesitzer. Die Rente ist wohl ein Bestandtheil des Preises, der für alles Korn im Ganzen gezahlt wird, nicht aber ein Bestimmungsgrund der Höhe dieses Preises. Uebrigens nimmt er auch die weitere Behauptung Ricardo's allzustrict als wahr an, daß die Kosten der Beyschaffung des letztbegehrten Zuschusses von Erdfrüchten zu dem Bedarf eines Marktes die Bodenrente erhöhe. Die erste und eigentliche Ursache der Erhöhung der Bodenrente ist vielmehr die Steigerung der Getreidpreise, welche in Folge des Anwuchses der Bevölkerung vorübergehend eintreten würde, auch wenn alle Ländereyen gleichergiebig wären. Erst nachdem die höheren Preise gewissermassen eine Prämie auf stärkere Zufuhr legen, fragt es sich, ob diese zu den bis-

herigen Kosten oder nur zu höheren geschehen kann; im ersten Falle sinken die Preise bald wieder auf den alten Stand, im letzteren bleiben sie auf dem Satze stehen, der die höheren Kosten der neuen Zufuhr deckt.

Nachdem sich der Verfasser in solcher Weise bemüht hat, die neuere Lehre von der Bodenrente mit der einseitigen Ansicht der Physiokraten vom produit net zu vereinigen, bringt er deren weiteren Irrthum vor, daß die Gewerb- und Handeltreibenden keinen Ueberschuß über ihren Verbrauch liefern und darum dem Nationalreichthum nichts zusetzen. Sie, so wie die Dienstleistenden, nennt er den Grundbesitzern gegenüber die salarirte Volksklasse. In gleicher Weise sind nach ihm salarirte Nationen diejenigen, welche Gewerbswaaren ausführen. Auf die Einwendung, daß sich ja doch in der Hand der Gewerbtreibenden Reichthum sammle, erwiedert er: dieß sey nur ein Uebergang des ursprünglich beym Grundbesitzer entstandenen produit net in andere Hände, wenn er im innern Verkehr erworben werde; wenn im Aussenhandel, blos eine Art Tribut des in der Technik minder fortgeschrittenen Landes an das weiterentwickelte, der aufhöre, wie dort die Gewerbe sich ausbilden. Dabey ist es ganz consequent, das Kapital blos als aufgesparten und umgeformten Reinertrag des Bodens anzusehen.

Aber unbegreiflich ist es, wie der Vers. vom Kapitalzins und Unternehmergewinn sprechen kann, ohne das Haltlose jener ältern Ansicht wahrzunehmen. Denn was ist der Kapitalzins anders, als ein Ueberschuß der Productpreise über die Auslagen, ein produit net, das der Consument des Products dem Kapitalisten ganz eben so bewilligt, wie die Bodenrente dem Grundbesitzer? Beyde sind hoch oder niedrig, nach Verhältniß der Seltenheit von Boden und Kapital und der Nachfrage nach Producten, zu deren Herstellung man diese bedarf.

In einen andern Widerspruch verfällt der Verfasser, wenn er den heut zu Tage allgemein zugestandenen Satz annimmt, daß es im Interesse der Gesammtheit liege, alle Producte zu möglichst niedrigen Kosten zu erzeugen, und doch dabey behauptet, von der Größe der Bodenrente hänge die Bereicherung einer Nation ab. Offenbar läßt sich nichts Vortheilhafteres denken, als wenn die Erzeugungskosten der Erdfrüchte im Ganzen oder wenigstens auf den Ländereyen vermindert werden könnten, deren Anbau die höchsten Kosten verursacht. Damit würde der Getreidpreis sinken und ein Theil der Bodenrente verschwinden, die bisher nur eine Folge des Unterschieds der Productionskosten auf den verschiedenen Ländereyen gewesen. Aber gerade diese Verminderung der Rente sollte dem Verfasser wie eine wirthschaftliche Calamität erscheinen, nachdem er hohe Bodenrente als ein wohlthätiges Geschenk der Natur gepriesen.

Uebrigens, wie richtig es auch ist, daß Verringerung der Productionskosten wie eine Bereicherung der Consumenten wirkt, so ist doch nicht zu übersehen, daß nicht alle Arten der Kostenminderung gleich vortheilhaft auf die Volkswirthschaft im Ganzen wirken. Unbedingt günstige Folgen hat eine Ersparniß am Stoff und am fixen Kapitale. Ein Sinken der Kapitalzinsen und der Bodenrente bringt wohl den Consumenten und Unternehmern Vortheil, den Kapitalisten und Grundbesitzern Nachtheil; doch ist dieser weniger zu beachten, da er selten die Existenz derselben bedroht. Rührt dagegen die Kostenersparung daher, daß der Lohn sinkt, oder daß man weniger Arbeiter bedarf, sey es überhaupt, oder weil man sie durch Maschinen ersetzt, so kann sie im ersten Falle dauernd, im letztern wenigstens vorübergehend einen Theil der Bevölkerung in Noth bringen. Ist insbesondere ein Sinken des Lohns die Ursache, so ist der Vortheil der Consumenten rein auf Kosten der Arbeiter errungen und die Kostenersparung läuft nur auf eine andere Theilung der bisherigen Gesammtproduction hinaus, wobey

der Arbeiter einen kleineren Theil, als bisher, erhält; es sey denn, daß er durch den Ankauf der forthin wohlfeileren Producte für seinen Lohnentgang entschädigt wäre, was wohl nie der Fall ist. Dieser Punct ist bisher noch von keinem Schriftsteller gehörig berücksichtigt worden, und auch in vorliegender Schrift ist er gänzlich übersehen.

(Schluß folgt.)

First Part of the nineteenth Volume of Asiatic Researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for enquiring into the History, etc.

II. Zoologische Abhandlungen.

(Schluß.)

5. Sketch of an undescribed Hooded Serpent, with Fangs and Maxillar Teeth. By Dr. Th. Cantor. (S. 87 — 93 mit 3 Tafeln.)

Eine merkwürdige, neue Gattung, vom Verf. Hamadryas genannt, und mit folgenden generischen Merkmalen bezeichnet:

Caput latum, subovatum, deplanatum, rostro brevi, obtuso. Canthus frontalis obsoletus. Buccae tumidae. Oculi magni, prominentes, pupilla rotunda. Nares late apertae, laterales, duorum scutellorum in confinio. Scuta rostralia frontalibus minora; scuta supraorbitalia scuti verticis ejusdem magnitudinis, scutella praeorbitalia duo, postorbitalia tria; scuta occipitalia maxima, sex magnis scutis circumdata. Dentes veneni antici, pone quos pauci dentes maxillares. Gula squamosa. Collum dilatabilis. Truncus teres, abdomine rotundato, squamis laevibus, per series obliquas dispositis, imbricatim tectus. Cauda brevis, scutis et scutellis tecta.

Die einzige Art benennt der Verf. Hamadryas Hannah und giebt von ihr folgende Diagnose: Superne olivaceo-viridis, striis sagittalibus nigris cincta; abdomine glauco, nigro-marmorato; cauda fere $\frac{1}{6}$.

Zu dieser Beschreibung haben wir nur noch die Angaben über die Länge zuzusetzen. Von 4 Exemplaren, welche der Verf. erhielt, hat das geringste eine Länge von 7′ 11,8″, das größte von 9′ 9,7″; nach der Angabe der Eingebornen sollen sie über 12′ groß werden.

Obschon diese Schlange im Allgemeinen sehr mit den Brillenschlangen übereinkommt, so hebt doch der Verf. mehrere Merkmale hervor, nach welchen sie als besondere Gattung von ihnen abgesondert werden kann. Diese weisen sich nach seinen Angaben, wobey er allein auf Naja tripudians Rücksicht genommen hat, durch folgende Stücke aus:

1) Durch Kieferzähne hinter den Giftzähnen. Es ist zu bedauern, daß der Verf. auf Zahl und Beschaffenheit dieser Zähne nicht näher eingegangen ist. Aus der Abbildung des Schädels zu schliessen, sind hinter dem großen Giftzahn auf dem Oberkiefer noch 4 kleinere, welche aber gleichwohl die Gaumenzähne an Größe übertreffen.
2) Durch den Dorn am Os occipitale inferius, welcher größer als bey Naja ist.
3) Durch die Integumente des Kopfes. Zur Vergleichung ist der Kopf von Naja tripudians mit abgebildet; Ref. muß indeß hiebey bemerken, daß während allerdings die indische und egyptische Brillenschlange gewöhnlich nur ein Os postoccipitale besitzen, bey unserm in Branntwein aufbewahrten Exemplare von Naja tripudians dasselbe, wie bey Hamadryas, in zwey zerfallen ist.
4) Durch die Integumente auf der untern Seite des Schwanzes. Während nämlich diese bey den Brillenschlangen mit lauter getheilten Schildern besetzt ist, kommen bey Hamadryas anfangs lauter einfache und nachher erst die getheilten Schilder.
5) Durch die Färbung.
6) Durch die Nahrung, welche bey dieser Gattung hauptsächlich in Schlangen besteht.
7) Durch ihre Größe, welche die der Brillenschlangen übertrifft.

Obschon die hinter dem Giftzahne folgenden (und auch in dieser Gattung wahrscheinlich undurchbohrten) Zähne des Oberkiefers in der Familie der Giftnattern etwas Gewöhnliches sind, so läßt sich doch die Aufstellung von Hamadryas, als einer von Naja geschiedenen Gattung, wohl rechtfertigen.

Dieser Abhandlung sind 3 Tafeln beygegeben, von denen die erste Kopf- und Halsstück von der obern und untern Seite darstellt und kolorirt ist; die dritte giebt die Hauptheile des Körpers in Umrissen. Die zweyte Tafel liefert die Abbildung des Schädels nebst anatomischem Detail des Drüsenapparates des Kopfes, woraus ersichtlich ist, daß derselbe nach dem Typus der Brillenschlange, wie ihn Meckel an den Naja lutescens dargestellt hat, gebildet ist.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. Berlin, Posen und Bromberg in Kommission bey Mittler. 1836. 4. VIII. u. 40 S.

Herr Arnold, Professor und Gymnasial-Direktor in Königsberg, welcher diese kleine Schrift in einer mit vieler Wärme geschriebenen Dedikation dem Herrn geheimen Hofrath Jakobs in Gotha zugeeignet hat, glaubt nach dem Vorwort durch richtigere Entwicklung und Darlegung des Inhalts, durch Treue der Uebersetzung, dann auch durch metrische Genauigkeit in dieser Bearbeitung der a. p. mehr als seine Vorgänger geleistet zu haben. Was er in diesen drey Punkten gethan, geht nach seiner Vorw. S. VII. geäusserten Meinung auch die Philologen an, während diese in den andern Stücken (für Kritik, Grammatik, Antiquitäten) nicht viel Neues und Bedeutendes darin finden werden. Im Uebrigen hat er die Schrift für Freunde der alten Literatur, für Gebildete überhaupt, besonders aber für Schüler der beiden höhern Klassen bestimmt, sowohl zur Privatlektüre, als auch zur Grundlage des Unterrichts in der Poetik oder der Aesthetik.

Referent will zuerst die Uebersetzung dann Anmerkungen und Einleitung betrachten. Was der ersteren Treue betrifft, so läßt sich die große Mühe nicht verkennen, welche sich Herr A. gegeben hat, dieser Anforderung Genüge zu leisten. Als Probe davon mögen die ersten zehn Verse hier stehen:

Wenn an das menschliche Haupt ein Maler den Hals von dem Pferde
Wollt' anfügen und mit buntfarbigen Federn umkleiden
Glieder zusammengetragen umher, daß widerlich endet'
Oben ein reizend gestaltetes Weib in den dunkelen Fisch sich:
Ließ' Euch solches man schau'n, hielt Einer das Lachen, Ihr Freunde?
Glaubt, Pisonen, es nur, es ähnelte solchem Gemälde
Völlig das Buch, worinnen des Fiebernden Träumen vergleichbar
Nicht'ge Gebilde sich fänden, daß weder der Fuß, noch das Haupt auch
Zukäm' einer Gestalt. — „Stets hatten die Dichter und Maler
Was sie immer nur wollten zu wagen die gleiche Befugniß."

Ref. hat auch nur ganz Weniges, wie V. 28 das Wort tutus in der Uebersetzung übergangen gefunden:

Wer zu ängstlich sich fürchtet vor Sturmwind, kriecht an der Erde.

Ebenso findet sich nur ganz selten ein wahrlich, doch, so, auch, nur hinzugethan, wo der Sinn es nicht zu erfordern schien, wie V. 65. 112. 219. 259. 317. 456. Er macht nicht oft den deutschen Ausdruck stärker, als der des Originals V. 12. immitia das Wildeste; V. 49. abdita rerum der Dinge Geheimstes. V. 260. In scenam missos cum magno pondere versus — Verse, entsandt zur Bühne mit centnerschwerem Gewichte. Dagegen schwächt er den Ausdruck des Originals hie und da, indem er z. B.

359 bonus Homerus der Gute, 374 Symphonia Töne, 398 concubitus Verbindung, 401 insignis der Berühmte, 403 exacuit reizte, 471 minxerit netzte, 474 acerbus beschwerlich übersetzt. Auch sonst noch möchten gegen die Richtigkeit der Uebersetzung im Einzelnen allerlei Einwendungen zu machen seyn. So hat Herr A., ohne Zweifel in Rücksicht der metrischen Schwierigkeit, die der Gebrauch der andern adversativen Partikeln erregte, in mehreren Stellen doch so gebraucht daß nach dem Dafürhalten des Ref. ein unrichtiger Sinn herauskommt. So übersetzt er V. 389, 390 delere licebit, Quod non edideris; nescit vox missa reverti: ausstreichen ja kannst du, Was du heraus nicht gabst; nicht kehrt das entsendete Wort doch. Hier bewirkt die unrichtige Stellung der Partikel am Ende des Satzes, daß sie ihren adversativen Sinn verliert, und, was ein Gegensatz gegen das unmittelbar vorhergehende seyn soll, die Gestalt eines fördernden Grundes für denselben angenommen hat. Uebrigens findet sich hier in dieser Stelle noch die Unregelmäßigkeit, daß der lateinische Text eine andere Interpunction hat, als die Uebersetzung. Jener hat V. 388. nach annum ein Doppelpunct: und macht aus V. 389 einen zusammenhängenden Satz, während diese mit delere einen neuen, durch ein Punct vom vorhergehenden getrennten Satz beginnt. Andre Stellen, in welchen ebenfalls durch unrichtiges Nachsetzen von Doch gefehlt ist, sind V. 26. 27. 77. 112. 176. 182.

Er übersetzt V. 29: Qui variare cupit rem prodigialiter unam — wer Eins strebt zu verändern in Staunen erregender Weise. Man sieht schon am folgenden: Delphinum silvis appingit, wie variare zu nehmen sey, so nämlich, daß dieselbe Sache eine große Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen darbieten soll. Herr A., der mit seinen Vorgängern hier verändern übersetzt, hätte wenigstens in einer Anmerkung angeben sollen, in welchem ungewöhnlichen Sinne dieses Wort hier zu nehmen sey. Er folgt V. 32. der Lesart Bentley's: Aemilium circa ludum faber unus —, ohne durch die schönen Beweisstellen, wodurch B. die Möglichkeit der Deutung: unus: omnium optime capillos et ungues exprimet, nachweist, sich zur richtigen Uebersetzung hinleiten zu lassen; er übersetzt: Bey des Aemilius Schule ist einer der Schmiede geschickt wohl — und sagt in der Anmerkung: unter diesen, d. i. Handwerkern, mag einer (oder der andere) Nägel.... formen können. Denn unus so zu nehmen, verbietet doch offenbar der Sprachgebrauch. Desgleichen V. 34: Infelix operis summa — Doch unglücklich zugleich im Gesammtwerk. Aber eine Bildsäule ist ja kein Gesammtwerk; das Ganze und das Gesammte sind ja nicht Eines. Im V. 45 übersetzt er: promissi carminis auctor der verheissende Dichter, und sagt dazu unten, es bedeute ganz einfach: ein Dichter, der sich daran begibt — verheißt — etwas zu dichten. Hier hat Hr. A. nicht bedacht, daß wenn man promissi blos so nimmt, es ein ganz müßiges und leeres Wort werde, das man den edeln Dichter unmöglich kann sagen lassen. Die in dem Wort liegende Emphase kann uns um so weniger befremden, da wir Deutsche ebenfalls etwas versprechen statt viel versprechen sagen, wofür verheissen natürlich nicht gesagt werden kann. In den Versen 48 — 51: Si forte necesse est, Indiciis monstrare recentibus abdita rerum; Fingere cinctutis non exaudita Cethegis Continget. — Wenn etwa es nöthig, daß durch neue Bezeichnung der Dinge Geheimstes man aufschließt, fügt es sich wohl, daß man nie Erhörtes den schlichten Gethegen Bildet — wird durch zwey Unrichtigkeiten der Sinn für den Leser, der durch's Deutsche sich helfen will, sehr dunkel und beynahe unverständlich. Es ist schon oben bemerkt, daß der Superlativ im Deutschen für abdita eine überflüssige Steigerung sey. Aber abdita

rerum steht hier wie Sat. 2, 8, 83 ridetur fictis rerum ohne allen partitiven Sinn; es ist das noch nicht Bekannte, welches, für den Leser oder Zuhörer früher noch gar nicht vorhanden, nicht aufgeschlossen, sondern, was monstrare auch allein heissen kann, gezeigt, dargestellt werden soll. Uebersetzt man ferner mit Hrn. A. non exaudita nie Erhörtes, so muß der Leser, welcher das Lateinische durch die deutsche Uebersetzung, nicht die deutsche Uebersetzung durchs Lateinische verstehen lernen will, nothwendig glauben, es sey hier die Rede nicht von neuzubildenden Wörtern, die von den Cethegern ja nicht erhört, sondern nur gehört werden konnten, sondern von Sachen, deren Wunderbarkeit früher unerhört gewesen sey. Auch hier hilft die Anmerkung zu V. 50 dem Verständniß der Uebersetzung nicht nach. Was der Dichter V. 72. vom usus sagt: Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, wird durch Hrn. A's. Uebersetzung ebenfalls dunkel und unrichtig: Der beym Sprechen das Urtheil gibt, und das Recht und die Richtschnur. Abgesehen davon, daß loquendi hier doch eigentlich nur mit Sprache richtig wiedergegeben werden kann, mußte die Uebersetzung auszudrücken wissen, daß der Gebrauch nicht beym, sondern über das Sprechen, über das Material der Sprache verfügt; noch unrichtiger ist zu sagen, der Gebrauch habe beym Sprechen das Recht; was allerdings durch die richtige Präposition schon minder schlimm geworden seyn würde. Jedenfalls sollte hier eine Anmerkung die zweyte und dritte Klasse der vom Uebersetzer gedachten Leser aufs Richtige leiten. Aber sie fehlt auch hier. Unrichtig und undeutlich für solche Leser, denen ja allein dte Uebersetzung gewidmet seyn kann, ist auch der 90ste und 91ste Vers übergetragen:

Indignatur item privatis ac prope socco
Dignis carminibus narrari coena Thyestae:
So erregt Unwillen es auch, in gemeinen, dem Sockus
Ziemenden Liedern erzählet zu werden, dem Mahl des Thyestes.

Herr Arnold sagt in der Anmerkung: „wenn es auch dunkel ist, so glaube ich doch die Wendung nicht ändern zu dürfen, daß dem Mahle des Thyestes es Unwillen erregte u. s. w.“ Aber wenn auch unsere Sprache das Mahl so personificiren könnte, woran Ref. sehr zweifelt, so durfte eine uns so fremde Vorstellung nicht durch die verrenkte Satzbildung noch mehr erschwert werden. Zudem lag es offenbar näher, indignari in seiner ersten Bedeutung etwas seiner unwürdig halten, zu nehmen; und privatis durch gemein wiederzugeben, ist vollends ganz unrichtig, sowohl nach der allgemeinen Bedeutung des Wortes, als nach dem Zusammenhang in dieser Stelle. Petri, den übrigens Ref. dem Hrn. A. nicht gleichstellen möchte, hat besser übersetzt: In gewöhnlicher, ja fast komischer Sprache zu schildern. Ref. glaubt, daß privatus hier wie außerdem in manchen Stellen bürgerlich heiße. Nicht minder werden Leser der zweyten und dritten Klasse ungewiß seyn, was sie aus dem unmittelbar folgenden Vers machen sollen: Jeder behaupte geziemend den Ort, der ihm durch das Loos ward.

(Fortsetzung folgt).

Philosophie de l'économie politique, ou nouvelle exposition des principes de cette science, par J. Dutens, Inspecteur-général des ponts- et chaussées etc. Paris, 1835. 2 Bände. 8.

(Schluß.)

Wir übergehen einige andere schwache Seiten die der Verf. bey seinem Bestreben zeigt, die Lehre der Physiokraten mit den Ergebnissen neuerer Forschungen zu vereinigen, und deuten nur noch den Hauptirrthum an, in dem er mit allen andern Anhängern des physiokratischen Systems sich befindet. Sie übersehen nämlich, daß jeder Umtausch zwey

Gütermengen voraussetzt, und gehen nicht bis auf die Form zurück, in der das neue Product eines Jeden vorhanden ist.

Vermöge dieses Irrthums finden sie es nicht unmöglich, daß der Grundbesitzer den vollen Werth seiner Bodenrente theils unmittelbar, theils umgeformt in Gewerbswaaren, theils in damit eingetauschten Fremdwaaren selbst verzehre und doch die Gewerb- und Handeltreibenden von eben derselben Rente leben sollen. Zwar versucht hier Hr. Dutens eine Verbesserung der ältern schroffen Lehre der Physiokraten, indem er zugiebt, die Gewerbtreibenden producirten allerdings ein Aequivalent für das, was sie von den Grundbesitzern erhielten; aber sie verzehrten genau dieselbe Gütermasse während ihrer Production und vermehrten daher den National-Reichthum nicht.

Allein auch der Grundbesitzer verzehrt seine Rente, während sein Boden auf's Neue bestellt wird und Frucht bringt. Daß dieß nicht ganz in Natur, sondern zum Theil nur in den Gegenwerthen geschieht, die er dafür eintauscht, hat er mit dem Gewerbsarbeiter und mit dem Kapitalisten gemein dessen Vermögen in einem Gewerbsunternehmen steckt. Soll aber der Ueberschuß entscheiden, der am Schlusse jeder Periode in den Wirthschaften dieser verschiedenen Klassen über den eigenen Verbrauch vorhanden ist, so müßte erst nachgewiesen werden, daß in der Regel die Grundbesitzer größere Ersparnisse ansammeln, als die Gewerb- und Handeltreibenden und die Dienstleistenden. Es ist indeß ganz vergeblich, Jemand über diese Dinge zu belehren, der nicht vor Allem fragt, was denn ursprünglich und isolirt betrachtet, die Unterhaltsmittel jedes Einzelnen, oder die neuen Güter sind, auf die er mit seinen immer wiederkehrenden Bedürfnissen hingewiesen ist. Eine einfache Zergliederung zeigt nun, daß Keinem andere Güter von Tauschwerth immer aufs Neue zu Gebot stehen, als die Leistungen der eigenen Arbeitskraft und die Nutzungen seines Vermögens (hierunter den Boden inbegriffen). Die Technik des Landbaues wie der Gewerbe hat nur zum Zweck, jenen ursprünglich neuen Gütern die Form zu geben, in der sie dem Bedürfniß am besten dienen, und aller Umtausch von Producten ist im Grunde nichts Anderes, als ein Umtausch von Arbeiten und Vermögensnutzungen, wobey Niemand dauernd Käufer seyn kann, der nicht eben so anhaltend neue Gegenwerthe darbietet.

Diese inneren und ursprünglichen Beziehungen der Production und des Tauschverkehrs kennt nun Herr Dutens gar nicht; es ist aber hier nicht der Ort, sie ausführlicher zu entwickeln. Wir bemerken nur noch, daß er nicht bloß das physiokratische System, sondern später, in der Lehre vom Handel, sogar auch das Verbotwesen zu vertheidigen sucht. Nachdem er früher ausdrücklich zugestanden, daß möglichst wohlfeile Production die Hauptbedingung des wirthschaftlichen Gedeihens eines Volkes sey, sucht er später die Nothwendigkeit des Gewerbschutzes durch hohe Zölle und Verbote daraus zu beweisen, daß ja doch jeder Producent gegenüber von den vertheuerten Producten der beschützten Gewerbe auch seine Waaren vertheuere, immer der Lohn proportional mit den erhöhten Güterpreisen steige, die armen Gewerbsarbeiter Schutz bedürften, und was dergleichen oberflächliche Behauptungen mehr sind, mit denen man sich nirgend häufiger als in Frankreich über den Fortbestand ungeschickter älterer Regierungsmaßregeln tröstet, die dem Vortheil einer Partey dienen.

Aus alle dem geht hervor, daß die Wissenschaft durch die Schrift des Hrn. Dutens nichts gewonnen hat: wer mit der Litteratur des Faches bereits bekannt ist, dem bietet sie keine Belehrung; einen Anfänger aber würde sie durch die Erneuerung längst widerlegter Irrlehren verwirren.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. ꝛc.

(Fortsetzung).

Wer das Lateinische versteht, weiß auch das Deutsche zurechtzulegen, da ihm bekannt ist, daß sortiri oft ein Empfangen bezeichnet, welches vom Loose nicht abhängt. Jene aber werden sich besinnen wie denn die Tragödie ihren Ort (Platz) durchs Loos empfange, nachdem gerade zuvor V. 86 von den bestimmten (in der Natur einer jeden Gattung von Drama liegenden) Gesetzen gesprochen war. Auch hier hat das Streben des Uebersetzers, treu zu seyn, der Richtigkeit Eintrag gethan. Gleich unrichtig und für das Verständniß dessen, was der Dichter sagen will, nachtheilig ist V. 119 finge übersetzt: Folge der Sage, wo nicht in sich Einstimmiges bilde! In der Einleitung S. 7 wird fingere richtig mit erfinden gegeben; in den Anmerkungen aber ist kein Fingerzeig über diesen Vers. Gebildet wird auch der vorhandene Stoff, den etwa Homer liefert; finge hätte hier offenbar mit schaffe gegeben werden sollen. Jura neget sibi nata V. 122 wird übersetzt: vernein' er, Rechte für ihn sey'n da — was wieder einen falschen Sinn gibt, da jura hier nur Gesetze heissen kann. Ganz verfehlt erscheint dem Ref. die den V. 128 — 130 gegebene Deutung: „Schwer ist's eigenthümlich zu sagen Bekannteres! Besser wirst du die ilische Dichtung jedoch ausspinnen in Akte, als wenn du vorbringst, was noch keiner gekannt und gesehn hat." Herr Arnold sagt in der Anmerkung: öfters ist es bey Horaz der Fall, daß ein Zwischenredner eintritt und einen Einwurf macht; so auch hier: es ist schwer, communia — in Bezug auf famam sequere — d. i. was Alle kennen, Allen ein Gemeingut ist, auf eine eigenthümliche, neue (originale) Weise und also überhaupt, anziehend (so daß es gefalle,) zu sagen. Der Dichter erwiedert darauf: und demnach nimmst du besser das Bekannteste, (d. i. selbst die Ilias) zum Stoff deines Dramas u. s. w. Hier hätte Hrn. A. schon das einzige tuque V. 128 bewegen sollen, auf seine höchst gezwungene Erklärung zu verzichten. Denn wenn auch difficile est proprie communia dicere das heissen und seyn könnte, was Herr A. mit früheren Auslegern will, so kann der Dichter seine Gegenrede und Widerlegung nimmermehr mit tuque anfangen, indem auch diese Uebersetzung ganz unrichtig dem que die Bedeutung von jedoch beylegt. Ausserdem aber kann proprie dicere das nicht heissen, was Herr A. will. Communia ist das Abstracte, proprie das Concrete: es ist schwer, sagt Horaz, aus Begriffen Gestalten zu machen, welche auf der Bühne so auftreten, daß man Individuen darin zu erkennen glaubt. Es ist dieselbe Beobachtung, welche in unsern Tagen den historischen Romanen den Vorzug vor den andern verschafft hat. Dieser Deutung kann man freylich die Frage entgegenstellen: wo denn communis in der Bedeutung

abstract vorkomme? Ref. antwortet darauf: diese Bedeutung liegt in dem Ausdruck loci communes nach der Beschreibung, welche Cicero de Orat. 3, 27 von denselben gibt. Von diesem Kunstausdruck hat der Dichter ohne Zweifel hier das Wort entlehnt. — Besonders stark verfehlt findet Ref. auch V. 310 flg.: „Quell und Anfang ist die Vernunft vom richtigen Schreiben; Leicht dann können den Stoff nachweisen sokratische Bücher. Und ist dieser besorgt, so folgen die Worte von selber.“ Hiezu die Anmerkung: wenn im Allgemeinen die Vernunft entwickelt (formelle, geistige Bildung gewonnen) ist; wenn der Inhalt, der Stoff der Dichtung (der Gedanke, welcher sodann in eine Dichtung zu verwandeln, in eine Gestaltung zu versinnlichen, zu verkörpern ist,) aus den aufgehäuften Schätzen der Weisen leicht entnommen werden mag: so ist endlich die Darstellung mittels der Worte ein sich von selbst Ergebendes. Rem V. 310. 311 mit Stoff (für ein Drama) zu übersetzen ist nach des Ref. Dafürhalten gegen den Sprachgebrauch. Aber, wenn sich auch Stellen fänden, womit man das vertheidigen könnte, so hätte den Ueb. vor dieser Deutung der zwey Verse das abhalten sollen, daß der Dichter in den unmittelbar folgenden fünf Versen 312 — 316 auseinandersetzt, welche res in Socraticis chartis zu erholen sey; Qui didicit, patriae quid debeat etc. Dieß übersetzt Hr. A.: Wer dann gelernt u. s. w.; und dieses dann, statt dessen etwa nur ein da eingefügt werden konnte, beweist, daß er nicht gesehen hat, was Hor. eigentlich mit der Philosophie hier wollte. Hiedurch leidet auch seine Erklärung in der Einleitung Noth. Rem ist nichts als das sapere selbst; dessen praktische Seite allein (312 — 316) für den Dichter Werth hat. Es ist auch nach den von Hor. oben gegebenen Anweisungen gar nicht denkbar, daß er jemals einem angehenden Dichter rathe, sich den Stoff in philosophischen Büchern zu holen. Göthe beklagt in einem noch nicht lange in diesen Blättern angezeigten Buche deutsche Dichter neuerer Zeit mehrfältig darüber, daß sie nichts erlebt, und darum keinen rechten und nachhaltigen Stoff haben, da jenes Andere, aus Büchern Entnommene, nicht ihr wirkliches Eigenthum sey. Sollte das nicht noch viel mehr die Ansicht des Alterthums und insbesondere unsers Dichters seyn?

Auch die Sprache dieser Uebersetzung an sich läßt im Einzelnen vieles zu wünschen übrig. Einmal kann sie, wie die Vossische, nur von denen durchgehends verstanden werden, welche auch das Original verstehen können. Dieß schließt eine der vom Uebersetzer gedachten Klassen seiner Leser, die Gebildeten (so fern diese eine von den Gelehrten gesonderte Klasse ausmachen) aus. Es wird auch immer gleich vergeblich bleiben, durch solche Uebersetzungen, deren Muster Voß ist, das klassische Alterthum der Lesewelt näher zu bringen. Was hier nöthig sey, hat Wieland richtig gesehen, wenn gleich seine Ausführung vielfältig Tadel verdient. Aber der Deutsche ist so geneigt, die Ansprüche der Muttersprache nachzusetzen — während offenbar die Ansprüche beyder Sprachen ganz gleich sind —, daß es gar nicht aussieht, als könnte uns ein Uebersetzer das werden, was Amiot dem Montaigne geworden ist. Ferner erlaubt sich der Ueb. im Ausdruck und in der Stellung allerley Unstatthaftes. In den oben zur Probe ausgehobenen Versen übersetzt er V. 6 isti tabulae fore librum persimilem: es ähnelte solchem Gemälde völlig das Buch. Nun ist aber ähneln sich der Aehnlichkeit nur nähern: weshalb völlig ähneln eine Art contradictio in adjecto ist. V. 7 Aegri somnia übersetzt er: des Fiebernden Träume. So V. 13 serpentes avibus geminentur, daß man Vögel mit Schlangen in Eins verschwistere — was wieder aus leicht begreiflichen Gründen nicht gesagt werden kann. Und wer möchte Ausdrücke und Verbindungen ertragen, wie V. 20, 21: den Armen, dem Schiffbruch schwimmend Entfloh'nen; Vers 144: ut speciosa dehinc mira-

cula promat: damit hierauf er die herrlichen Wunder hervorlangt — wo der modus (wie auch V. 150) falsch und die durch das deutsche Wort erregte bildliche Vorstellung unwürdig ist; V. 245: velut innati triviis: wie die Gebornen betretener Ort; V. 352: maculis, quas incuria fudit: Mängel, so Versehen ausgoß? Auch das ist dem Ref. aufgefallen, daß der Ueb. öfters jene Trennung des Prädikats oder des Attributivs von seinem Subject und Substantiv, wodurch dann ein besonderer Satz oder eine Appositon entsteht, angewandt hat. Mortalia facta peribunt V. 68 übersetzt er ohne alle Noth in zwey Sätzen: nur sterbliche Werke, vergehn sie! Hic et in Acci Nobilibus trimetris apparet rarus V. 258: Hier aber erscheint er Selten in Accius Trimetern auch in den edlen. Aehnliches V. 26. 198. 285. 400. 412. 425. Man wird bey solchen Ausstellungen die Schwierigkeiten des Metrums entgegen halten: aber das Metrum hat nur seinen Werth nach dem Sinn; und wenn dieser darunter leidet, muß doch wohl lieber etwas freyer übersetzt werden, als Herr A. in den meisten Stellen, wiewohl auch mit Ausnahmen wie V. 417. 428, gethan hat. Wenn er z. B. V. 123 flebilis Ino weinerlich übersetzt, so hat er damit allerdings einen Daktylus, während das richtigere, wiewohl nicht erschöpfende thränenreich ein Amphimacer ist. Aber das metrisch passende weinerlich macht, daß Horaz, so weit es auf diese Uebersetzung ankommt, eine falsche Anweisung gibt. Eine weinerliche Person gehört in die Komödie; in der Tragödie wird sie bewirken, was weiter oben steht: male si mandata loqueris, aut dormitabo aut ridebo. Aehnliches könnte noch in manchen Stellen nachgewiesen werden. Ref. scheut sich nicht, die Ueberzeugung zu bekennen, daß der dritten Klasse von Lesern, die Hr. A. erwartet, nur durch prosaische, rein deutsche Uebersetzungen gedient sey, nach denen metrische allerdings noch zur Vergleichung gegeben werden mögen. Es kommen aber auch in dem prosaischen Theile der Schrift hie und da Mängel in der Sprache vor, namentlich ein jetzt ausserordentlich verbreiteter Fehler, dem aber Gelehrte und Schulmänner eben darum desto eifriger entgegenarbeiten sollten: „kurz also in Beziehung auf unser Werk das Gesagte zusammenfassend, so setzt es die Kunst als solche voraus.“ — „Speciell zum Drama sich wendend, wird nun als erste Forderung die Treue in der Darstellung der Sitten u. s. w. zu fordern seyn.“ So S. 5 und 8. Auch in der Interpunktion erscheint öfters ein Fehler, den Ref. vorzüglich bey norddeutschen Schriftstellern, wie Fr. v. Raumer und Gans, wahrgenommen hat, die Setzung eines Kommas inmitten eines Satzes, wo Subject und Prädikat durch keinen Zwischensatz getrennt sind. Dieß z. B. S. 3: „sie (die Gefühls-Weisheit) mag sich mit ihrem Antheile begnügen, und sich bestreben durch allmähliges Bewußtwerden ihrer selbst, jenen Namen zu verdienen.“ Was nach selbst zu viel, das ist nach bestreben zu wenig. Aehnliches S. VII. 1 a. 3 b. 4 b.

Bevor Ref. zur Einleitung übergeht, glaubt er nur ganz Weniges über die dem Text und der Uebersetzung unterlegten Anmerkungen sagen zu müssen. Es sey, sagt Hr. A. S. VII., hier meist nur das schon von Andern Gesagte enthalten. Es ist zum größern Theile Sinn- und Sach-Erklärung, und bildet so eine gewisse Vermittlung zwischen Einleitung und Uebersetzung, womit sich die Leser, welche Hr. A. die Gebildeten nennt, so ferne sie überhaupt die Schrift zur Hand nehmen, zufrieden gestellt sehen werden. Schüler der zwey obern Klassen aber, denen diese Bearbeitung ebenfalls bestimmt ist, können bey diesen Anmerkungen Andrer Commentare doch nicht entbehren, wenn sie die a. p. für sich lesen wollen. Für diese wird der von Schmid und Obbarius jetzt zu erwartende Commentar trotz dem unfreundlichen Seitenblick des Hrn.

A. S. VII. ohne Zweifel viel fruchtbarer werden, als die hier gegebenen Anmerkungen.

Die Einleitung ist das, worauf Hr. A. selbst, und zwar mit Recht, den größten Werth legt. Ueber die Analyse und Synthese des Inhalts sagt Hr. A. S. 6 b.: „Da er (Horaz) bloß die äußere Form der Poesie, Versmaaß und die solchem angemessene Sprache, hier entlehnt; — ohne Zweifel, um auf eine anziehendere, eindringlichere Weise seine Lehre anzubringen; — da er die Uebergänge, Gelenke, durch keine äusserliche bestimmt wahrnehmbare Mittel bezeichnet; da hiezu noch seine eigenthümliche Kürze und dadurch schwerere Verständlichkeit kommt: so macht alles dieses zusammen es dann zu keinem leichten Geschäfte, die innere, zum Grunde liegende Gedankengliederung und die organische Einheit gewahr zu werden.“ Hr. A. hat hier einen Punct berührt, von welchem Ref. glaubt, daß er klar und ausführlich auseinander gesetzt werden sollte, bevor man horazische Dichtungen erklären oder kritisch behandeln will. Es gibt vielleicht ausser Aristoteles keinen Klassiker, der seinem Leser so oft die Ergänzung der Mittel- und Verbindungsglieder überließe, wie Horaz; und diese seine Eigenthümlichkeit wächst mit seinen Jahren, so daß seine spätesten Gedichte dieselbe in verstärktem Grade aufweisen. Dazu kommt noch die große, vielleicht hier und da allzu künstliche Mannigfaltigkeit der Formen und Einkleidungen, hinter denen er die Fugen seiner Gedanken oft versteckt. Es wäre eine artige Aufgabe für einen Philologen, dieß namentlich an den Episteln darzuthun, und dadurch die Unstatthaftigkeit der Meynung Peerlkamps über das dritte Buch der Oden auch denen zu beweisen, welche dieselbe nicht, wie der verdienstvolle Orelli in seiner eben jetzt erschienenen Ausgabe der Oden und Epoden, von vorne herein schon erkannt haben. In dieser Eigenthümlichkeit des Dichters nun liegt die Hauptschwierigkeit für die Erklärung der a. p. Hr. A. sagt zwar: die Gedankengliederung lasse sich hier ganz wohl erkennen. Aber mehr oder weniger wird jeder Erklärer aus dem vom Ueb. selbst angegebenen Grunde seine eigenen Ansichten in die a. p. hineintragen, und, daß ein gewisser Gedankengang der des Dichters gewesen seyn müsse, wird wohl keinem zu beweisen möglich seyn. So gibt Hr. A. dem 7ten Abschnitt der a. p. V. 119—35 die Ueberschrift: Wahl und dem gemäße Behandlung des Stoffes, und sagt: „das Bisherige enthält das Allgemeine; jetzt kommt es zum besondern Theile. Vorzugsweise ist hier von der epischen und zunächst von der dramatischen Kunst die Rede u. s. w.“ Diese seine Ansicht der bezeichneten Stelle übt wesentlichen Einfluß auf seine Meynung von der ganzen a. p. aus. Er erkennt in derselben „die wesentlichsten und allgemeinsten Forderungen und Gesetze in Hinsicht eines Dichterwerks und eines Dichters, im innigsten Zusammenhange und in strengster logischer, (systematischer) Ordnung und Einheit.“ Desgleichen hängt von seiner Ansicht jener Verse die Meynung, S. VII. ab, daß die a. p. in dieser Gestalt als Grundlage des Unterrichts in der Poetik oder der Aesthetik dienen könne. Aber dem Ref. wenigstens ist gewiß, daß Horaz in der ganzen a. p. keine andre als die dramatische Poesie im Auge hatte, und daß, was er etwa V. 136 — 152 beyspielsweise aus Homer und vom cyklischen Dichter beybringt, nur eine am Epos gezeigte dramaturgische Anweisung ist, da die hier gegebenen Lehren für das Drama ebensowohl als für das Epos passen. Denn für jenes angenommen, fügen sie sich sehr gut zu den übrigen dramaturgischen Regeln; für das Epos gedeutet, geben sie in der That nur das Unwesentliche, so daß man sich wundern müßte, wie Horaz in seinen Anforderungen an das Epos gegenüber denen an das Drama sich so sehr beschränken mochte, während er anderswo doch deutlich ausspricht, wie sehr das Innere, Wesentliche der homerischen Gesänge ihn anziehe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. ꝛc.

(Fortsetzung).

Ueberdem findet Ref. schon von Vers 89 an keine andre als dramaturgische Lehren, so daß er nicht wüßte, wie es mit der auch von ihm anerkannten Einheit dieses Lehrgedichts zu reimen wäre, daß Horaz jene voran und hintennach, und in die Mitte die Regeln für den epischen Dichter stellte. Hr. A. hat auch nicht angegeben, in welchen Versen von 119 an er vom epischen Dichter gesprochen findet. Er sagt wohl S. 8., Hor. wende sich vom V. 153 an speciell zum Drama: und demnach müßte er vorher über beydes, Epos und Drama, zugleich gesprochen haben. Bey der wesentlichen Verschiedenheit beyder wäre das offenbar ein bedeutender Fehler des Dichters gewesen. Aber wenn man nur die Verse 125 — 129: Si quid inexpertum scenae committis, etc. ansieht, kann man gar nicht daran denken, daß Horaz hier ein Epos gemeynt habe. Durch diese Divergenz der Ansicht von der Bestimmung der a. p. wird auch nothwendiger Weise der Gedankengang, den man darin findet, vielfältig modificirt. Dazu kommen noch abweichende Deutungen einzelner Stellen, von denen oben Proben gegeben worden sind. Da nun eine durchgehende Beurtheilung des von Hrn. A. gegebenen Gedankengangs nicht anders gegeben werden könnte, als indem Ref. die ganze Einleitung wenigstens ihren wesentlichen Puncten nach in diese Anzeige aufnähme, die Schrift aber von den Philologen selbst eingesehen zu werden verdient, so zieht es Ref. vor, den Gedankengang der a. p., wie er ihm erscheint, hier aufzuzeichnen, ohne deswegen behaupten zu wollen, daß er das Richtigere durchweg getroffen habe.

I. 1 — 13. Der Dichter muß ein in sich harmonisches Ganzes geben. Eine wilde, ungeregelte Phantasie bringt dieses nicht hervor. Hiegegen ist die schöpferische Freyheit des Dichters keine Einwendung. Diese Freyheit, so gewiß sie unangefochten bleiben muß, ist doch nicht so ungemessen, daß der Dichter zusammenkoppeln darf, was in der Natur unvereinbar ist. II. V. 14 — 31. Was hier verführt, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern das Bestreben, diesen zu heben. Hiedurch verleitet bringt man fremdartige Dinge an, in deren Darstellung man sich etwas zutraut, und bedenkt nicht, daß dieß leere, die innere Armuth verrathende, von selbst gleichsam wieder abfallende Zierrathen seyen, ein Aufwand, unter dem die Sache selbst mißräth. Die Einheit des Ganzen ist das Erste. Dagegen fehlt man, indem man's recht schön machen will. Jeder einzelne Theil der Schönheit hat seinen eigenen Abweg, auf den man sicherlich geräth, wenn man auf diese einzelne Schönheit vorzugsweise sein Augenmerk richtet und sein Vertrauen setzt. Dieß geschieht, wo der Mann nicht gebildet ist. III. V. 32 — 37. Nur der Gebildete, der Principien inne hat, ist im Stande, ein Ganzes zu schaffen, wozu der Mann,

der bloß Kunstfertigkeit im Einzelnen hat, nie gelangen wird; und das ist für den, welcher etwas schaffen möchte, ein elender Zustand. IV. V. 38 — 46. Darum muß, wer als Schriftsteller auftreten will, sich prüfen, wozu er fähig und vorbereitet ist. Wer seinen Gegenstand mit der rechten Gewalt über ihn (potenter) gewählt hat, dem fehlt es sicherlich nicht an der Darstellungsweise und klaren Ordnung. Gute Anordnung wird da seyn, wo immer der Theil zuerst erscheint, den die Natur der Sache voranstellt, und wo man den jugendlichen Drang, sein Bestes gleich zu Anfang zu geben, zu beherrschen, seine Vorräthe zu sparen weiß. Aber er muß auch so weit der Kritik gegen sich selbst mächtig seyn, daß er, indem er das Eine behält und stehen läßt, Anderes ganz aufgiebt. Dieser ordnende und sondernde Geist muß auch in der Wahl des Ausdrucks sich finden lassen. V. V. 47 — 72. Im Allgemeinen gilt für die Wahl des Ausdrucks die Regel, daß man bey Wörtern bleibe, die gäng und gebe sind, da der Geist des Dichters dann erst groß ist, wenn er das Gewöhnliche zu beleben und in eine Verbindung zu bringen weiß, durch welche es neu erscheint. Neue Vorstellungen bedürfen allerdings neuer Ausdrücke; und wo man's nicht mißbraucht, wird ein besonders den Griechen nachgebildetes Wort gute Aufnahme finden. Denn wenn frühere Schriftsteller die Sprache bereichern durften, wird es auch spätern gestattet seyn müssen. Nur muß der neugebildete Ausdruck (V. 59) charakteristisch seyn. Die Sprache ist auch ihrem Material nach keineswegs stabil und für immer abgeschlossen, sondern auch die Wörter entstehen, leben und vergehen. Der Mensch mit allem Menschlichen, auch dem Größten, gehört der Vergänglichkeit an, und so auch die Zeichen, durch die er seine Gedanken mittheilt. So wird der Gebrauch, welcher in diesen Dingen willkührliche Macht übt, Ausdrücke, die für uns veraltet sind, wieder in Gang bringen und jetzt gültige außer Umlauf setzen. VI. V. 73—98. Versmaaß und Dichtungsart sind genau verwandt, so daß durch stillschweigende Uebereinkunft unter den Menschen für jede Dichtungsart ihr eigenthümlich passendes Versmaaß angenommen ist. Und wie das Maaß, so muß der Ton (Styl) der Sache angemessen seyn. Daher ist's eine der ersten Anforderungen an den Dichter, daß er beyde wohl zu handhaben wisse. Womit jedoch nicht gesagt ist, daß der Charakter einer Gattung der Poesie nicht einzelne Ausnahmen und Abwechselungen im Tone gestatte, welche sogar durch Personen und Umstände gefordert werden können. VII. V. 99 — 113. Regelmäßige Schönheit erfüllt noch nicht die Aufgabe des Dichterwerkes. Es muß das Gemüth ansprechen, um Illusion hervorzubringen. Was anspreche, lehrt die Natur selbst: nur die wirkliche Empfindung bringt die Empfindung hervor. Wenn du selbst vermöge der Vertiefung der Phantasie in den Gegenstand mit deinem Helden fühlst, so findest du auch die Darstellung, welche auf der Bühne bewirkt, daß deine Zuschauer dasselbe fühlen müssen. Denn so will's die Natur, daß man den wahren Ausdruck der Leidenschaft nur dann finde, wenn die Leidenschaft das eigene Gemüth erfüllt, und das inwendig erzeugt hat, was nachher als Zeichen der innern Thätigkeit, als Wort herauskommt. Leidenschaftliche Darstellung ohne äußern Grund zur Leidenschaft ist nur lächerlich. VIII. V. 114 — 130. Hat jeder Stoff seinen Charakter, der seinen allgemeinen Ton bestimmt, so haben die einzelnen Partieen — Rollen — wieder ihren eigenen, der eingehalten werden muß; und zwar erstens wieder einen allgemeineren Charakter, der ganzen Klassen von Menschen nach Stand, Alter, Beruf, Herkommen und Heimath gemein ist; zweytens einen individuellen, geschichtlich gegebenen, ja nach der Eigenthümlichkeit der auf die Bühne gebrachten Personen, von denen man also nur solche Aeusserungen des innern Lebens darf sehen und vernehmen lassen, welche der Mythus schon berichtet, oder solche, die

zum Mythus passen. Wer es versucht, eine neue Individualität ohne mythische und historische Basis zu schaffen, muß ihr wenigstens einen durchgängig erkennbaren Charakter verleihen. Aber aus Begriffen Gestalten, aus Abstractem Concretes zu machen, ist so schwer, daß man eher noch die Ilias in ein Drama umwandeln könnte. IX. V. 131 — 135. Immer noch hat der bekannte Mythenkreis Stoff genug, um ein neues Drama darin finden zu können. Nur muß man nicht eben das Gewöhnlichste, Bekannteste daraus aufgreifen; und da der Stoff uns in griechischen Quellen und Mustern vorliegt, muß man weder Uebersetzer, noch steifer Nachahmer seyn, der auf die Selbstständigkeit verzichtet. X. V. 136 — 152. Nothwendig unglücklich muß es dem gehen, welcher den Mund gleich anfangs voll nimmt; anfängliche Spannung bringt bald Ermattung; er macht sich durch die Unmöglichkeit noch höher zu steigen, und nur denselben Ton zu halten, lächerlich. Hier leuchtet Homer jedem Dichter vor (auch dem dramatischen, der in jugendlichem Drange wohl versucht seyn kann, die effectreichen Scenen gleich anfangs zu verschwenden). Er fängt sachte an, und steigt allmählig, so daß auch das Uebernatürliche Illusion macht, und führt den Leser gleich mitten auf den Schauplatz, auf dem alles so geordnet ist, daß jedes Einzelne als integrirender Theil des Ganzen erscheint. XI. V. 153 — 178. Das sicherste Mittel, auch bey einem grotesken Stoffe, wie er oft bey Homer erscheint, natürlich zu bleiben, ist ein aufmerksames Studium der Charaktere zunächst der Eigenthümlichkeiten jedes Alters. Wer das Kind wie ein wirkliches Kind u. s. w. auftreten läßt, stellt auch das Uebrige richtig dar, da denn der Zuschauer so sehr an die Wirklichkeit, welche er an sich und andern wahrnimmt, erinnert wird, daß er dem Eindrucke des Stückes sich ganz hingibt. Ein Fehler in solchen Charakterzeichnungen stört am allermeisten. XII. V. 179 — 188. Von den beyden Arten, den Zuschauer mit Begebenheiten bekannt zu machen, ist die Erzählung die, welche den geringern, und das Vorgehenlassen der Handlung auf der Bühne die, welche den stärkern Eindruck macht. Man wird also der letztern den Vorzug einräumen müssen. Dennoch giebt es Fälle, in welchen die Erzählung durchaus allein, und die Aufführung auf der Bühne durchaus nicht anwendbar ist. z. B. wo etwas Gräßliches, Entsetzliches, oder wo eine dem Maschinisten unerreichbare Sache geschehen soll. Solcherley auf die Bühne zu bringen würde der Illusion geradezu entgegen seyn. XIII. V. 189 — 190. Das Drama soll nicht über und nicht unter fünf Acten seyn. XIV. V. 191. Es soll kein Gott den Knoten lösen, wenn dieser auf andrem Wege lösbar ist. XV. V. 192—201. Es sollen höchstens drey Personen zugleich auftreten. Aber als eine einzige weitere Person mag der Chor erscheinen, jedoch immer nur mit Aeusserungen, die in genauer Beziehung auf den Gegenstand des Stückes stehen. Der Charakter des Chors muß Wohlwollen, Friedfertigkeit, Nüchternheit, Gesetzlichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit seyn. XVI. Vers 202 — 219. Die Musikbegleitung, an sich nichts Wesentliches, ist erst durch die größere Ausdehnung der Thaten und durch das Bedürfniß der minder gebildeten Zuschauer gehoben worden. Der Bürger des an Macht schnell wachsenden (römischen) Staates begann in seinem täglichen Leben mehr Genuß zu suchen: und so wollte er auch etwas Schöneres im Theater, während seinem Mangel an Bildung die Poesie des Stückes keine Befriedigung gab. Daher der prunkende Aufputz und die stärkere Musik. So auch (nämlich durch die Ansprüche der Zuschauer, welchen man in ihrer nationalen Weise durch praktisch-verständige und sententiöse Reden — Ep. 2, 1, 103 flg. — einerseits, und durch religiösen Styl andererseits gefällig seyn wollte) nahm der lyrische Theil des Dramas einen ernstern Ton an: man suchte in demselben durch Fülle und Schwung der Rede, durch praktische Sentenzen

und übernatürliche Weisheit mehr Effekt zu machen. XVII. V. 220 — 250. Das Satyrspiel, welches der griechische Tragödiendichter je auf seine drey Trauerspiele folgen ließ, hatte den Zweck der Abwechslung und Unterhaltung. Demnach müßte, wenn man ein solches schreiben wollte, unter Beobachtung des scherzhaften Charakters des Satyrspiels, seine unmittelbare Verbindung mit der Tragödie im Auge behalten werden und das gemeine Komische deswegen demselben ferne bleiben. Denn es würde der ernsten Tragödie selbst Nachtheil bringen. Eben so wenig aber dürfte der Ton zu hoch gehalten seyn. Halbgötter als Personen im Satyrspiele können nicht sprechen, wie die gemeinen Schälke der neueren Komödie. Es wäre eine Aufgabe, worin nicht der Stoff, der aus Bekanntem genommen werden könnte, sondern die Art der Darstellung das Schwerste wäre. Denn auch die Satyrn müßten, ihrem mythischen Charakter treu, als wahre Kinder der Natur, mit keinerley städtischem Anflug, und roh ohne Gemeinheit und Zotenreisserey dargestellt werden. Gebildeten könnte weder das Eine noch das Andere gefallen. XVIII. Vers 251 — 274. Der jambische Trimeter (Senarius) ist der für das eigentliche Drama (ausser den Chorgesängen, wovon oben V. 216) allgemein angenommene Vers. (Die Verse 220 — 250 über das Satyrspiel sind als Digression zu betrachten). Obgleich scheinbar leicht gebildet, hat dieser Vers doch seine streng einzuhaltenden Regeln, welche zwar von älteren römischen Dichtern nicht gekannt oder nicht geachtet wurden, aber deswegen doch feststehen. Wo vom Publikum keine Kritik geübt wird, muß der Dichter sie um so strenger gegen sich selbst üben. Nur bey Griechen ist zu lernen, was die Kunst in dieser Hinsicht fordert. Hat ein Plautus vor Zeiten dennoch mit seinem Rhythmus wie mit seinem Witze Glück gemacht, so darf uns das nicht bewegen, uns die Sache gleich bequem zu machen. XIX. V. 275 — 288. Tragödie und Komödie haben wir von den Griechen, auch wo man die Scene nach Italien verlegte, was ganz löblich war. XX. 289 — 291. Auch fehlt es uns durchaus nicht an der Anlage zur dramatischen Poesie, sondern nur am ausdauernden künstlerischen Fleiße. XXI. V. 291 — 308. Dieser aber ist gerade dem Dichter am wenigsten entbehrlich. Kopflose Menschen suchen die Genialität in der Formlosigkeit, oder in abstossen der Form. XXII. Vers 309 — 332. Ich will einmal zusammenfassen, was zum Dichter vorzugsweise gehört. Erstens Durchbildung des ganzen Menschen mit Hülfe der Philosophie, besonders die des Gemüths und der Willenskraft. Zweytens aufmerksame Beobachtung des wirklichen Lebens, dessen Nachbildung ein Geschäft der Schaubühne ist. Wie wichtig das sey, sieht man oft an Stücken, welche ohne inneren Gehalt, allein durch richtige Darstellung des menschlichen Treibens großen Eindruck machen. Drittens die Phantasie, die innere, schon in der Sprache der Griechen sich kundgebende Fülle, welche durch die Art unserer Jugendbildung (vrgl. Sat. 1, 6, 75) freylich nicht genährt und ausgebildet, sondern abgestumpft wird. XXIII. V. 333 — 346. Mit diesen drey Eigenschaften ausgerüstet, kann man ein Drama zu Stande bringen, das seinen Zweck, Belehrung und Unterhaltung erreicht. Alles was zur ersteren mit aufgenommen wird, muß kurz, alles was für die letztere, muß natürlich und wahrscheinlich seyn. Die Mischung des Publikums, ja die Sache selbst verlangt die Vereinigung des Belehrenden und Unterhaltenden; die rechte Art derselben sichert den Absatz und die Dauer des Buches.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

Zweyter Artikel.

Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihres Einflusses auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes kann nur da einigermassen richtig ermessen werden, wo eine Litteratur vorhanden ist. Diese aber finden wir bis heute, die Sinesen ausgenommen, nur bey den semitischen und japhetischen, d. i. bey den Völkern der kaukasischen Race; auf dieser ihre Sprachen werden daher die folgenden fragmentarischen und aphoristischen Bemerkungen unverholen losteuern. Sie gehen aus von der Sprache der Kinder nach ihrem subjectiven und objectiven Gehalt, wenden sich gegen die Onomatopöie in den besseren Sprachen, und werden versuchen, aus der Erinnerung, aus der Innensetzung der äußerlich und innerlich wahrgenommenen Schemen und Formen, aus der Gewalt der Empfindung in ihrem Zusammenhang mit der leiblichen Organisation und mit dem geistigen Leben das Entstehen des Wortes anzudeuten, und wie dieses mit dem freyen Begriffe sich gliedere, oft sich von der Natur entfernend, doch am Ende und im Ganzen immer wieder zu ihr zurückgerufen. Denn ein sicherer Instinct leitet hier zunächst den einzelnen, und eben derselbe nebst dem Nachahmungstrieb bewirkt, daß dasjenige, was bey dem einen hervorbricht, sofort leicht die andern ergreift, und bey ihnen als Ergriffenen haftet, wie schon Plato am Anfang des Kratylus von dem ὀνοματοποιὸς und ονοματοδίτης angedeutet hat.

Aus dem ursprünglichen Kampf der Natur und der Freyheit im Menschen geht gleich allem anderen, was ihn auszeichnet, auch die Sprache hervor; beyde sind da gewissermaßen durch den Vocalismus und Consonantismus repräsentirt; wie jene, so lassen auch diese eine unbestimmbare Reihe von Combinationen, Permutationen und Variationen nach verschiedenen Beziehungen, Richtungen und Entwickelungen zu, deren jede gleichwohl ihre bestimmten Gesetze haben muß. Ob die Meynung, daß die Wurzeln der Sprachen einsylbig, oder die entgegengesetzte, daß sie mehrsylbig seyen, mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe; ob die Redetheile oder der Satz das Ursprünglichere in der Sprache gewesen? Dieß und anderes kann, wenn gleich nicht entschieden, doch hiebey durch einen Rückblick auf das früher Gesagte der Entscheidung vielleicht näher gebracht werden.

Es ist bereits im Vorigen gelegentlich bemerkt worden, daß die Lautgelenkung mit der Wahrnahmen-Gliederung zusammentreffe; und diese Bemerkung bestätiget ein Blick auf die Kinder. Das Kind — infans — fängt erst im 2ten Jahre an zu lallen und zu sprechen; warum? — Theils weil erst die zum Sprechen behülflichen Glieder ihm zu eigen werden müssen, weil es dieselben erst üben, und durch werkthätige Uebung als ihm dienstbar und zu mannichfachem Behuf brauchbar erfahren muß, ehe

es dieselben zum Lallen und Reden anwendet; theils, weil es den unabgemarkten leeren Raum seines Einbildungs- und Vorstellungsvermögens erst mit Bildern und Schemen sammt deren Zubehören erfüllt und einigermassen ausgeschieden und aufgeräumt haben muß, ehe es etwas zu äußern, zu sagen hat. Zwar äußert das Kind, sofort von der Geburt an, durch Zappeln, Gebärden und Schreyen, — aber nur sein trübes Gefühl des Mißbehagens, des Schmerzens und des Bedürfnisses, je nachdem sein jeweiliger Zustand dasselbe erregt. Ehe die Kinder in den ersten Wochen noch fest und stät sehen und hören, erweckt sie dieses Selbstgefühl im Schlafen und Wachen und treibt sie zu zappeln, zu schreien; dergestalt, daß sie auch wohl noch späterhin über den eigenen Schrey zusammenfahren, so sehr erschüttert er sie. Dieß die erste Erregung von ihrem Innern heraus; dieß die erste Aeußerung; diese erste Aeußerung ist aber schlechthin nur selbwärtig, sie beziehet sich schlechthin auf den jeweiligen Daseynsmoment; sie ist Schrey, aber nicht Sprache; denn diese beziehet sich auf Gegenstände, innere oder äußere, gleichviel, — wenigstens vorzugsweise, und unterscheidet diese auch lautlich. Das Kind aber siehet noch alles ganz und verworren, es faßt ὁλα καὶ συγκεχυμένα, wie Aristoteles ακρ. I. 1. a. E. sagt, scheidet und verbindet noch nicht. Wie die Chemie erst die starren Körper schmelzt und in Fluß bringt, um sie dann aufeinander wirken zu lassen, und sie zusammenzusetzen und zu gestalten: eben so verfährt der Geist; er zerlegt und zersetzt die Dinge mannichfach, um sie sich anzueignen, um sie als maßgiebig füreinander, als in vielseitiger Gemeinschaft und Wechselwirkung unbeschadet ihrer Selbstständigkeit und Wesenheit kennen zu lernen. Damit, daß er etwas durch die Sinne gegebenes aufnimmt und innensetzet, ist es nicht sofort auch auseinandergesetzt und klar und unterscheidbar; erst nach der vollständigen mehr oder minder gelungenen Zersetzung gelingt auch die Zusammensetzung und tritt die freye Setzung ein, und entsteht der Satz und mit ihm das Wort. Der gleiche Gang wie bey den sinnenfälligen Gegenständen, zeigt sich auch bey den seelischen und ethischen; das Kind fühlet sich bedürftig; es strebt und verlangt in Folge des Bedürfnisses, nach Aeußerem, das es erlange, in sich ansetze, sich aneigne. Wie dort, ist es auch hier eine Art Assimilationsproceß, der sich im Kinde vollführt und in allen seinen Bewegungen und Thätigkeiten sich fortsetzet zum Behuf der inneren Füllung, der πλήρωσις, wie Plato im Philebus sagt. Den ganzen Verlauf dieses Thuns und Leidens begleitet das Kind mit dem ihm möglichen Gebärden- Zungen- Ton- und Mienenspiel; es heftet Blick und Aufmerksamkeit stät auf denjenigen, der sich mit ihm abgeben, und reden mag, es gurret behaglich und maulwerket sympathetisch; es fängt allgemach an, Zunge und Lippen zu bewegen, und leichte Töne hervorzustoßen, ohne daß eben ein heftiger Drang, ein Schmerz ihm einen Schrey auspresset. Jene Töne sind anfangs noch unbestimmt und unarticulirt und unstät eben wie die Vorstellungen; sie sind weder rein vocalisch, noch rein consonantisch; gelenkigen sich aber immer mehr; sie sind, wie bey Thieren, und wie der Vogelsang, vornehmlich Empfindungslaute; sie haben daher keine oder nur wenig objective, aber desto mehr selbwärtige Bedeutung. Jene fehlt, weil der Gegenstand noch nicht im Innern festgehalten haftet, und sohin Erinnerung, Besinnung und Unterscheidung fehlen. Kinder, wenn sie gurren und gällen, thun es nicht eben eigentlich einsylbig, sondern meistentheils mit einem abgeänderten modificirten Nachhall; diese Töne aber sind meistens langgedehnt, und kommen aus Kehle und Nase mit der Zunge, sind gutturale, cerebrale und nasale, z. B. g, r, n, l und mancherley schnalzende Töne mit dumpfem Vocal, der meistens zwischen a und o inmitten schwebt, doch näher dem a. Sobald sie aber deutlicher articuliren, und Dinge benennen, so

verdoppeln sie gern selbst einsylbige Wörter, wie Fuß; sie thun es durch die Reduplication, wie in Papa, Mama, Tatta, Mimi, Nini, Pepeh! u. d. gl. m. Die Reduplication herrscht dem entsprechend wirklich in vielen — kindischen — Sprachen, wie Humboldt hie und da bemerkt, und besonders im §. 25 ausführt.

Aber sobald die Kinder anfangen, wenigstens unsere Sprache aufzunehmen und nachzumachen, da heben sie allerdings meistentheils nur eine Sylbe heraus, eben die betonte; sie meynen da aber mit einer Sylbe, mit einem Worte dennoch eine volle Aussage, meistens einen Wunsch u. dgl. oder eine Begebenheit, von der nur das eben bezeichnendste ausgehoben wird, z. B. von: „Wilhelm hat sich an den Kopf gestoßen," nur das stoß mit der auf die Kopfstelle zeigenden Gebärdung. Eine solche Sylbe unterscheidet sich von dem Naturlaut der Interjection nur durch mehr Articulation; in beyden liegt zunächst nur selbwärtige — subjective — Bedeutung — des eigenen Gefühles und Zustandes, und dessen, was von dem Aeusseren den größten und stärksten Eindruck gemacht hat, was vorzüglich aufgefallen ist. Beyde ferner schließen einen ganzen Satz in sich; doch ist die Aussage, der Satz des kindlichen einfachen Lautes schon bezeichnender, weil articulirter, als der bloße Empfindungslaut; der letztere kreischet gewöhnlich, wird aber, wenn die Empfindung gemildert ist, Sang und Klang, und verbindet sich gern mit Gebärdung und Gliederspiel. Obzwar nicht völlig das letztere, so fehlt doch wohl die erstere allen Thiergeschlechtern; denn das Antlitz ist der bedeutsamste und edelste Theil des menschlichen Leibes; aus ihm spricht die Seele heraus, aus dem Auge sieht sie, man möchte fast sagen, sie legt sich heraus. Jedenfalls hat der ruhige, leisere Empfindungslaut viel mehr Modulation und Gelenkung als der ursprüngliche Schrey; die Articulation macht sich stufenweise besser und besser, so wie die Wahrnahmen eben sich gliedern. Jene Modulation erhält sich in der einen Sprache und bey einem Volke mehr, als bey dem andern; niemals aber wird sie Gesang; keine Sprache keines Volkes wird eigentlich gesungen, wiewohl die eine mehr als die andere modulirt und betont.

Vom Empfindungslaut und von dem kindlichen Lallen und Tallen aus erhellet auch sogleich, daß die ursprünglichsten Sprachen die wenigsten schallnachahmenden Wörter werden aufweisen können, — eben weil die selbwärtige Empfindung noch ganz und gar über die Anschauung vorherrscht; erst allmählig setzt sich jene leicht und schnell in diese um; wir auch bey allem, was uns überrascht und stark anregt und rührt, bemerken erst unsere Empfindung getroffen; wir verweilen nur nicht in derselben, sondern eilen zur gegenständlichen Auffassung und Wahrnahme, weil sie die Grundlage des Gebrauches und der Behandlung der Dinge ausmacht, an denen uns, gewerbsamen, das meiste gelegen ist! Onomatopöische Sprachen finden sich nirgend, und auch dergleichen Wörter nur wenige trifft man bey wenigen Völkern, sogar selten für allbekannte, nur hörbare Schälle z. B. für donnern und Donner, tonat, tonitru, βροντᾶν, arabisch ra'ada, ra'dun, persisch tundyden, tunder, sanskritisch sphurj, svan u. dgl. bezeichnen alle mehr das allgemeine Tönen und Dröhnen; so auch das russisch slavonische grom, gremjet und das türkische Koerüldemek, Koerüldy. Weder im Vokal noch im Consonanten zeigt sich etwas Stätes und Durchgängiges; auch sind die meisten unserer schallnachahmenden Wörter späteren Ursprungs; z. B. zwitschern, trillern, zirpen; und dergleichen mögen Dichter und andere, wenn sie ihrer nöthig haben, noch alle Tage machen; denn wir, der Natur ferne stehend, wollen wieder an sie hinan, während jene ersten Menschen eben durch die Sprache sich von der Natur loswanden und in sich selbst einkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Des Horaz Brief an die Pisonen oder über die Dichtkunst. (Als Einleitung in die Aesthetik, für Schulen und für Gebildete überhaupt.) Urschrift, Uebersetzung, Erklärung. Von August Arnold. ꝛc.

(Schluß.)

XXIV. V. 347 — 365. Den einen und den andern Mangel muß man jedem Werke der Art zu Gute halten, weil die Kraft dem Willen nicht immer entspricht. Wo das Gute überwiegt, läßt man sich auch einzeln erscheinende schwächere Partien gerne gefallen. Aber wie möchte einer uns zumuthen, ihn als Dichter anzuerkennen, wenn das Schwache und Geringe in seinem Werke das Durchgängige ist, und das Gute nur in der Gestalt weniger, zerstreuter Körner erscheint? Doch nicht alles ist Fehler, was dem Beschauer gewöhnlicher Art so heißt. Es gibt Dichterwerke, die nur in großen Partien beschaut seyn wollen, an die man deshalb den Maaßstab der ins Einzelne gehenden Kritik nicht anlegen darf; und wieder andere, welche studirt seyn wollen, wenn man ihre Schönheiten erkennen soll.

XXV. V. 366 — 378. Nur Eines bleibt hier ausgemacht: der Dichter darf nicht mittelmäßig seyn, weil er sich nicht, wie Andere, dazu bekennt, daß er mit seiner Kunst eines der gewöhnlichen niedern Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft befriedigen wolle, sondern einen außergewöhnlichen Genuß höherer Art verspricht. Er leistet nichts, wenn er nicht etwas Treffliches leistet. XXVI. V. 379 — 384. Gerade in diesem Stücke aber ist die Meynung am meisten verdorben. Jeder traut sich eher zu, ein Dichter zu seyn, als etwas Anderes, sogar in bloß mechanischen Künsten. XXVII. V. 385 — 390. Um so nothwendiger ist, daß der Dichter sein Urtheil über seine eigenen Sachen durch fremdes Urtheil berichtigen und durch Aufschub der Bekanntmachung sich läutern lasse. XXVIII. V. 391 — 407. Die Poesie ist nicht ein Zeitvertreib, ein Spiel müßiger Stunden. Sie ist etwas Ernsthaftes, Großes und Heiliges, und wird als ein Solches von dem Stoffe, den die alten großen Dichter verarbeiteten und von den Zwecken, die sie im Auge hatten, dargestellt und von jenen Meistern selbst repräsentirt. XXIX. V. 408 — 425. Als eine so große und herrliche Sache, erfordert der Dichterberuf nicht nur das entschiedene Talent, sondern auch den Fleiß und die Anstrengung, welche mit der natürlichen Anlage ganz gemeinschaftlich wirken muß. Aber den Fleiß hält die Eitelkeit unserer Zeit für das Unnöthigste, während man ihn bey ganz gewöhnlichen mechanischen Dingen für unentbehrlich ansieht. Jeder ernennt sich flugs selbst zum Dichter, ohne zuvor zu lernen, was dazu gehört, und die äussere Lage solcher Dilettanten bewirkt, daß sie in der Regel Menschen genug finden, die sie in ihrer eiteln Selbsttäuschung bestärken. XXX. V. 426 — 437. Wenn es um die Sache selbst und um ein richtiges Urtheil Andrer zu thun ist, muß man die, welche urtheilen sollen, nicht bestechen. Dankbarkeit oder Hoffnung benimmt, wie jeder Affect, dem Urtheile die Selbständigkeit, und läßt die Bestochenen die Wahrheit nicht erkennen, so daß sie selbst sich über ihre Meynung vollkommen täuschen. Das Umgekehrte möchte wohl das Richtigere seyn, daß man nämlich auf solche Weise — durch Wein, Leckerbissen, Wohlthaten — die kennen lerne, deren Urtheil nicht zuverläßig ist. XXXI. V. 438 — 451. Der wahre und einsichtsvolle Freund als Kritiker wird mit strenger Wahrheitsliebe verfahren, und die Freundschaft nicht darein setzen, daß er dem Dichter auf Kosten der Wahrheit eine kleine Demüthigung erspare, weil es um eines Gedichtes willen nicht der Mühe werth sey, einen Freund zu kränken. XXXII. Es ist deswegen wohl der Mühe werth, weil das Festsetzen in dieser Einbildung, daß man ein Dichter sey, während man keiner ist, für den Geist die traurigsten Folgen hat. Denn gerade in diesem Falle wächst die Eitelkeit bis auf einen Grad, der vom wirklichen Wahnsinn kaum noch unterschieden werden kann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Wie mit Donner, so verhält es sich mit allen Wörtern, welche Schälle und nur Hörbares bezeichnen, z. B. singen und Sang, Canere, Cantus, ἄδειν, ᾠδή (ganna, ginnâun), türkisch irlàysh, persisch a'vàzeh u. m. a. Da alles, was außer dem Menschen in der Natur schallet, nur unartikulirt tönet und singet, so muß schon eben um der Artikulation willen die Schallnachahmung unvollkommen, ja unmöglich seyn, denn, sagen die alten Grammatiker τῶν φωνῶν αἱ μέν εἰσιν ἔναρθροι καὶ ἐγγράμματοι, ὡς αἱ ἡμέτεραι· αἱ δὲ ἄναρθροι καὶ ἀγράμματοι, ὡς ὁ ἦχος τοῦ πυρὸς, καὶ ὁ κτύπος τοῦ λίθου ἢ τοῦ ξύλου· flg. Bekker Ann. grr. p. 771.

Der articulirte Laut demnach vereinbart sich mit der gelenken Empfindung und Wahrnahme; in Beziehung auf diese letzteren beyden kann die Sprache demnach eine zweifache Richtung nehmen, die sich schon im kindlichen Charakter entscheidet und offenbart; sie kann sich mehr auf die Seite der Anschau und des Objects stellen, und dahinüber mehr oder weniger von der Empfindung mitnehmen; sie, oder der in ihr waltende Geist kann die Anschauung alsbald wieder nach aussen kehren und in ihrer Auswärtigkeit mannichfach beziehen, oder dieselbe in sich, im Innern befestigen und sie, je nach der Rührigkeit der Seele, in sich herum bewegen; der sprachschaffende Geist kann die Anschauungen und Wahrnahmen entweder mehr zum Spiele seiner inneren Empfindung, oder zum Spiel und Behagen der Phantasie, des Witzes und Verstandes verwenden. Diese verschiedenen Richtungen scheiden und zeigen sich frühzeitig wie bey Kindern, so bey kindlichen, d. i. Sprachen in ihren Anfängen z. B. im Griechischen bey Homer. Je mehr Achtsamkeit auf die Gegenstände gerichtet wird, desto sinnenfälliger erscheint ihr Verband, ihre Abhängigkeit, kraft welcher z. B. der Baum feststeht und nur auf und in dieser Erde wurzelt, durch Regen und Sonnenschein ꝛc. gedeihet, blühet und Früchte trägt u. s. f. Je mehr Erfahrung, desto mehr ursachliche Verschlingung und Synthesis, dergleichen nur gleich im Achilleischen Scepter Homer bemerklich macht, und woraus die Physik und Dialektik erwächst, die den Griechen allein eignen.

Wenden wir uns von der Beobachtung der Kinder zur Betrachtung des muthmaßlichen kindlichen Menschengeschlechtes, so leuchtet ein, daß auch da die Sprache vom Empfindungslaut angehoben haben und in eben dem Maaße entwickelt worden und fortgeschritten seyn möchte, so wie die mehrerwähnte Assimilation vollzogen und der innere Raum gefüllt und aufgeräumt, geordnet worden war. Nur durch dieses Verfahren allein werden die Erscheinungen unser Eigenthum und können als solches im Denken behandelt und völlig begriffen werden; dahingegen

die Aussendinge starr und störrig und verschlossen sind und bleiben, es sey denn, daß wir sie in den inneren Sinn aufnehmen, infaßlich haben und schmelzen und abermals Form gewinnen lassen — durch sich selbst, oder durch unser Zuthun; der innere Sinn, in welchem sie sich neu formen und von innen heraus gestalten, dieser schafft die Sprache und öffnet den Mund, wie er ihm das Innere der Dinge erschließet. Der innere Sinn, das Bewußtseyn webt und lebt in selbwärtigen Empfindungen, es füllet sich und webt in Vorstellungen, in Schemen und Umrissen der Dinge und desjenigen, was an ihnen beyhergehet und ihnen anhaftet; es füllet sich mit geschichteten und gegliederten — articulirten Erscheinungen — zunächst zwar der einzelnen Dinge; allein diese werden im Vorstellen, in der Erinnerung sofort mehr oder minder allgemeine Bilder, die nicht mehr an ihrem Ort und an ihrer Zeit haften. Dagegen aber müssen sie, wenn sie ja doch im Innern haften sollen, desto mehr unter einander zusammenhangen und sich, wenn auch sogar ganz willkührlich, verknüpfen lassen. Denn Einzelnes und Isolirtes behalten wir schwer im Gedanken; irgend wie Verbundenes aber leicht, — eben zufolge der Geselligkeit der Begriffe und Vorstellungen. Diese Geselligkeit derselben ist einerseits eine gesetzmäßig metaphysisch logische oder dialektische im Sinne Platons, der von ihr unter der Benennung κοινωνία im Sophistes u. a. O. handelt; theils aber eine ästhetische, von Zeit und Raum, von Anschauung und Empfindung abhängige und bedingte, und beruht auf den Gesetzen der Ideenassociation, die im Denken und Forschen, im Phantasiren und Dichten, im Streben und Handeln, in Ruhe und Leidenschaft sehr verschieden, immer aber einflußreich wirksam hervortritt. S. Bardili über die Gesetze der Id. Ass. Diese Gesetze müssen hier wenigstens in Erinnerung gebracht werden; sie sind:

a) Das Gesetz der Continuität und Contiguität — im Raum; — Ordnung und Gewohnheit; Metonymia.

b) Das Gesetz der Simultaneität in der Zeit; Gleichzeitigkeit, Coexistenz; Synekdoche.

c) Das des Gegensatzes und Contrastes; Antithesis; les extrêmes se touchent; Scharfsinn und gemischte Empfindungen.

d) Das der Aehnlichkeit; Witz (im besten Sinn) und Combination, Gleichnisse, Metaphora.

e) Das Gesetz endlich der Ergänzung, welches als das allgemeinste alle anderen unter sich befaßt und leitet.

Auf diesen Gesetzen der Ideenassociation beruhet die früher erwähnte mnemonische und topische ꝛc. Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Sprache; jene Gesetze gelten und wirken überall und bey allen Völkern zumal in der Sprache; sie müssen zumal bey der Ableitung und Entwickelung des vielfachen Sinnes der Wörter in Betracht gezogen werden; sie wirken aber weder bey Einzelnen noch bey Völkern alle gleichmäßig, sondern bey den einen überwiegt und herrscht vor das Gesetz der Aehnlichkeit, — bey den witzigen; bey anderen das Gesetz des Contrastes — bey scharfsinnigen; bey anderen das der Contiguität und Ergänzung, — bey beobachtenden und tiefsinnigen u. s. w. Auf die Ideenassociation wirkt aber ganz besonders belebend und unterscheidend ein die Kräftigkeit und Energie der Vorstellung, das sie erregende oder begleitende oder ihr folgende Gefühl, der Trieb, die Leidenschaft, kurz die energischen Empfindungen. Diese streben nach aussen und wollen tönen und müssen tönen und sich äussern, wenn sie nicht das Leben in ihrem Feuer verzehren oder doch umqualmen sollen. Die Tonkunst spricht vorzugsweise und nur allein die Empfindung an; doch redet man auch von musikalischen Gedanken, von dem Gedan-

ken, der einem Tonstück zum Grunde liegt, — und nicht mit Unrecht, in wie fern die Empfindung sich gerne und leicht in die Anschauung des sie bewirkenden Gegenstandes, und in seine Vorstellung übersetzet. Vorläufig bedünkt mir, aus energischer Empfindung entwickelt sich der Semitismus; wie aus energischer Anschau und Vorstellung der Japhetismus oder Arismus.

Die Empfindung tönet; der Begriff aber articulirt den Ton. In der Natur tönt nicht alles; und was tönt, tönet daher unarticulirt, selbst Kind und Mensch im Zustande der Begrifflosigkeit und namenlosen überwältigenden Leidens und Schmerzes. Jede Wahrnehmung, jeder Begriff, jede Erkenntniß ist von Empfindung und Gefühl begleitet; — dieß mag jedermann leicht an sich bemerken, dann zumal, wann er einen schwierigen Satz mit dem Verstand bewältiget, oder selbst eine ihm wichtige Wahrheit gefunden hat. Das Gefühl aber tönt und lautet, und wirkt sympathetisch, es erzeugt Mitgefühl; was von innen kommt, das dringt auch zum Innern. Mitgefühl wirkt zuvörderst der Schrey der Leidenschaft, im Aechzen, Jauchzen u. dgl., Mitgefühl wirkt aber auch der ruhige behagliche Ton, in dem gesunde Kinder, und selbst Tauben und andere Vögel gurren; das Wort aber erregt Mitgefühl und Mitvorstellung zugleich, und eine durch die andere; es wirkt sympathetisch, und mehr noch syndoketisch. Der musikalische Ton wirkt Gefühl, gibt eine Stimmung und geht zu Herzen; der Ton, wie schon gelegentlich bemerkt worden, webt Klangfiguren auf bestäubten und gestrichenen Glasflächen; er theilt den Nerven gewisse Schwingungen mit, und — wem es beliebt, der mag sogar sagen — er configurirt vielleicht selbst im Gehirn, — gewiß aber webt er in der Seele Figuren, Schemen (und Schatten oder Echo's) der Dinge, geistige empfindliche Formen — Ideen. Eben durch diesen Ausdruck von Ideen, von Vorstellungen und Begriffen erhebt sich der sprachliche Laut, Wort und Rede, über den bloßen Empfindungslaut, über die Interjection und über den musikalischen Ton; — eben durch diesen Ausdruck von Ideen erscheint die Sprache als Wirkung und Werk des Verstandes oder der Vernunft, genug, des λόγος. Dieß hat schon Aristoteles richtig erkannt und bis in die Articulation hinein scharf bestimmt: π. ψ. II. 8. §. 9. flg. ἡ φωνὴ ψόφος τίς ἐστιν ἐμψύχου — μετὰ φαντασίας τινος — σημαντικός; und über die Articulation, die er διάλεκτος nennet, s. 2. ιστ. IV. 9. p. 107.

Unter Schall (ψόφος), Stimme (φωνή) und Lautgliederung (διάλεκτος) ist ein Unterschied; die Stimme kommt durch kein anderes Organ als nur durch den Kehlkopf (φάρυγξ) zu Stande; daher haben die Thiere keine Stimme, die keine Lunge haben. Verlautbarung oder Lautgelenkung aber ist die Gliederung der Stimme durch die Zunge (διάλεκτος δὲ ἡ τῆς φωνῆς ἐστι τῇ γλώττῃ διάρθρωσις); die Selbstlauter bringt die Stimme und der Kehlkopf (λάρυγξ) hervor; die Mitlauter aber die Zunge und die Lippen; aus beyden zusammen besteht die διάλεκτος. Was demnach keine oder eine nicht gelöste Zunge hat, οὐ διαλέγεται, verlautbaret, redet nicht u. s. w. vgl. ebd. I. p. 5. Sylb. und Probll. S. X. §. 31. 32. (38. 39 Bekker): τὰ δὲ φωνήεντα ποιεῖ μετὰ τῶν ἀφώνων τὴν διάλεκτον· ἔστι δὲ ὁ λόγος οὐ τὸ τῇ φωνῇ σημαίνειν, ἀλλὰ τοῖς πάθεσιν αὐτῆς, καὶ μὴ ὅτι ἀλγεῖ ἢ χαίρει· τὰ δὲ γράμματα πάθη ἐστὶ τῆς φωνῆς· ὁμοίως δὲ οἵ τε παῖδες καὶ τὰ θηρία δηλοῦσιν· οὐ γὰρ ποῦ οὐδὲ τὰ παιδία φθέγγονται τὰ γράμματα. vrgl. ebd. S. XI. wo Aristoteles durchhin Probleme περὶ φωνῆς abhandelt, und gleich im ersten §. über Taubstummheit sagt: ὅτι ἀπὸ τῆς αὐτῆς ἀρχῆς εἶναι δόξειεν ἄν ἥ τε ἀκοὴ καὶ ἡ φωνή· ῥᾷστα δὲ δοκεῖ διαφθείρεσθαι ἡ διάλεκτος οὖσα εἶδος φω-

νῆς καὶ χαλεπώτατα ἐπιτελεῖσθαι · σημεῖον δὲ ὅτι μετὰ τὸ γενέσθαι πολὺν χρόνον ἐνιοί ἐσμεν · τὸ μὲν γὰρ πρῶτον ὅλως οὐδὲ λαλοῦμεν οὐδέν, εἶτα ὑφέ ποτε ψελλίζομεν u. s. w. s. das. Septalii Comm. Und Alexander in den Probll. I. 148 S. 297 sagt: τοῖς μὲν ἀνθρώποις ἡ φωνὴ καὶ ὁ λόγος βραδέως τελειοῦται, τοῖς δὲ ἀλόγοις εὐθέως, ἢ μετὰ βραχὺν χρόνον, διότι ποικιλωτέρα καὶ τεχνικωτέρα καὶ διδαχῆς μᾶλλον δεομένη · ἡ δὲ τῶν ἀλόγων ἁπλουστέρα καὶ φυσικωτέρα μᾶλλον ἢ ψυχικωτέρα. Auſſer den obengenannten Lippen und Zunge, weiß Ariſtoteles, daß auch die Zähne ſehr vieles zur Lautgliederung beytragen c. myr. II. 16 p. 46. 47 III, 1. πολλὰ γὰρ πρὸς τὴν γένεσιν τῶν γραμμάτων (der ſchreibbaren Laute) οἱ πρόσθιοι τῶν ὀδόντων συμβάλλονται. Räſeln aber, ſagt er Probll. XI. §. 2. und 4. thun beſonders gerne die Tauben, eben weil Gehör und Zunge oder Rede Ein Princip *) haben, und

*) Philosphie fondée sur la Nature de l'homme en 223 Aphorismes par le Baron Massias. Strasbourg 1835. Im 17ten Aphorism ſagt er: L'Ouie, sens social, qui suppose quelqu'un qui communique avec nous, qui suppose intelligence qui parle et intelligence qui comprend, apporte à l'homme non-seulement les affections et la pensée de ses semblables, mais encore tous les bruits et toutes les harmonies de l'Univers. L'oreille et l'organe vocal sont soeur et frère jumaux. Celui-ci répète instinctivement ou volontairement les sons inarticulés ou articulés que l'autre lui communique.

§. 18. Deux sens intérieurs lui ont été donnés, l'un pour le sentiment, l'autre pour la pensée. Au sytème nerveux viscéral correspondent la vie organique et les affections instinctives; au système nerveux cérébral correspondent la vie de relation et les fonctions réflexives.

§. 19. L'Atmosphére dans laquelle il est plongé lui fournit à chaque instant le principe de son animation, et l'aliment de la vie.

der Naſalton eine ſtarke Erſchütterung im Gehirn hervorbringt; vrgl. Probll. S. XXXIII. §. 14. und über die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der gelenkigen Laute ſ. Arist. π. ἀκουστῶν p. 78 — 80 flg. sylb. §. 40. flg. Mit Ariſtoteles ſtimmt in dieſem Puncte der Articulation ganz überein Galenus, der de Dogm. Plat. et Hipp. II. 4. p. 235 ſagt: ἡ γλῶττα — ὄργανον οὐ φωνῆς, ἀλλὰ διαλέκτου τε καὶ διαλέξεως, ὁποτέρως ἂν ὀνομάζειν ἐθελήσῃς — τὸ πρῶτόν τε καὶ ἴδιον ὄργανον τῆς φωνῆς ὁ λάρυγξ u. m. a. vrgl. Galenus de locis aff. l. IV. c. 7 wo er den Unterſchied von φωνή und διάλεκτος genau beſtimmt. Kürzer als dieſe iſt Plato zwar über die Sinnenlehre und Wirkungen im Timäus S. 64 flg. und S. 67 flg. über das Gehör; den höchſten Endzweck aber gibt er an S. 47 φωνῆς τε δὴ καὶ ἀκοῆς περὶ πάλιν ὁ αὐτὸς λόγος, ἐπὶ ταὐτὰ τῶν αὐτῶν ἕνεκα παρὰ θεῶν δεδωρῆσθαι, daß wir den Wohllaut der Rede (λόγος) und Muſik vernehmend dadurch die urſprüngliche göttliche Harmonie in uns und den Einklang mit der reinen vollen Weltſymphonie herſtellen möchten. Vrgl. Arist. π. αἰσθ. c. 1. s. f. p. 3 sylb.

(Fortſetzung folgt).

§. 20. La vie est mouvement d'assimilation, de sécrétion, de croissance et de décroissance, avec ou sans conscience, ayant pour fin la conservation des espèces par la réproduction d'individus semblables.

§. 21. Ainsi, le principe qui connaît, connaît au moyen de l'organisation.

§. 23. L'esprit conçoit, ainsi que le corps, il sécrète (si j'ose m'exprimer ainsi) les germes des perceptions, comme le corps sécrète les germes des corps qu'il reproduit.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.
Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.
Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Die öffentliche Sitzung am 25. August dieses Jahres zur Feyer des Geburts- und Namensfestes Seiner Königlichen Majestät wurde von dem Secretär der zweyten Classe, Hrn. Ober-Medicinalrathe Dr. Döllinger, als Vertreter des abwesenden Vorstandes, mit folgendem Vortrage eröffnet.

Hochansehnliche Versammlung!

Im Staate, wo jedes würdige menschliche Streben, welches auch seine Richtung sey, Schutz sucht und auf Förderung rechnet, muß auch das Wissen eine Stelle, und das freye Forschen nach Wahrheit jene sichernde Ruhe finden, ohne welche es von sich ab, nach außen, gezogen würde, und das Beste verlöre, von dem allein das Gedeihen alles wissenschaftlichen Strebens abhängt, die Unbefangenheit der Untersuchung. — So wird uns denn begreiflich, wie zu einer Zeit, ähnlich der unsern, nach Staaten erschütternden und die Wohlfahrt der Einzelnen gefährdenden Zeitläufen, mit dem allgemein über die cultivirte Welt verbreiteten Völkerfrieden und der wohlwollenden Gesinnung der Staaten gegen einander die Wissenschaften selbst einen Aufschwung erlebt haben, und mit einer Kraftäußerung, ja in einem Umfange cultivirt werden, wie es keine Zeit vor uns glänzender aufzuweisen vermag.

Je deutlicher es uns aber wird, daß die Wissenschaften, ihrem Wesen nach, Kinder des Friedens, Erzeugnisse der Ruhe sind, desto mehr muß es uns wundern, wenn bey einem tieferen Eingehen in das wissenschaftliche Treiben unserer Zeit es nicht verborgen bleiben kann, wie sehr es noth thue, daß in das Wissen ein selbstischer Halt, und in die Forschung nach Wahrheit die innere Ruhe komme, wie sie als von aussen gegebenes Bedingniß gefordert wird. — Wenn erst vor Kurzem ein europäischer Staatsmann ersten Ranges sich dahin aussprach, die wahre und uneigennützige Verehrung der Wissenschaften habe unter uns abgenommen, und es herrsche ein

leidenschaftlicher, beengter, exclusiver Geist, so kann es nicht übel gedeutet werden, wenn wir mit Freymüthigkeit einer Gedankenreihe folgen, welche freylich unserer Eigenliebe nicht schmeichelt, aber doch, unsere Lage aufklärend, den sichern Weg sehen läßt, auf welchem wir ohne Gefahr des steten Strauchelns wandeln sollen.

Wir besitzen und schaffen eine unermeßliche Menge Kenntnisse, aber in unserer Mitte grünt nicht der Baum der Erkenntniß; wir haben des Wissens der Hülle und Fülle, aber die Weisheit hat sich von uns abgekehrt; unstet schwankt der Blick des Forschers, gespensterartig herumschweifende Irrlichter ziehen ihn von der Anschauung der wahren Quelle aller Erleuchtung ab; gelehrte Untersuchungen ermangeln nur zu häufig der Sicherheit des Standpunctes, von dem ausgegangen werden soll, und der Bestimmtheit des Ziels, nach welchem gestrebt wird; das — alles und jedes Wissen verknüpfende — Band ist gelöset — und die einzelnen Zweige der Wissenschaften sind zerrissen.

Wie könnte es aber auch anders seyn? Wir, die jetzt Gegenwärtigen, gehen aus einer Zeit hervor, in welcher Umwälzungen der gewaltthätigsten Art und verschiedensten Weise in nie gesehener Schnelligkeit auf einander folgten, und wo man das Feststellen versuchte, nur um Gelegenheit zu erhalten, das Gewordene umzustürzen. Nun mag aber das Weltenschicksal verfügen, was es will, Glück oder Unglück mag sich über die Menschen ausbreiten, es giebt immer Einige, welche sich ihres Privatvortheils wegen mit der trostlosen Lage versöhnen, und Andere, denen allgemeines Glück nicht behaglich erscheint; kein öffentlicher Zustand kann eintreten, der nicht einer oder der andern Richtung menschlicher Gesinnung zusagte. —

So ist denn das gegenwärtige europäische Volk auf eine ganz sonderbare Weise vom Schicksal erzogen; welche Stürme auch gewüthet haben, und wie schnell die Ereignisse wechselten; jedes hat seinen Antheil an unserer Bildung, von jedem ist in eines jeden Gemüthe eine andere Spur zurück. Nichts kann daher die gegenwärtige Generation unternehmen, worein sich nicht die Herrschaft, welche vergangene Zeiten auf den Geist der Einzelnen ausübten, mischte, und wie sollte sie fähig seyn, sich mit innerer Ruhe der von der Vorsehung herbeygeführten öffentlichen Ruhe vollständig zu erfreuen!

Schlimmer noch als diese Spaltung der individuellen Gesinnungen, als dieses zerreissende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Bestand hatte noch haben konnte, ist ein allgemeines Uebel, auch von der jüngstvergangenen Zeit ausgeboren, die allgemeine Verbreitung nämlich eines eigenthümlichen antihistorischen Sinnes. —

So Vieles, was bestand und uns in der Kindheit und frühen Jugend mit heiliger Scheu erfüllte, wurde vor unsern Augen zerstört; die ehrwürdigsten Institutionen der Völker wurden zu Tagesereignissen herabgewürdigt; das Alte verging, und Neues konnte nicht bestehen. Nun ist es uns wie dem Seefahrer, der, wieder ans Land gestiegen, die Festigkeit des Bodens nicht gewöhnen kann und ein Schwanken wie auf seinem Schiffe zu fühlen glaubt. Das Vertrauen auf die Dauer des Bestehenden ist geschwächt; der Glaube an eine allwaltende Vorsehung, die das Menschengeschlecht zum Guten erziehe, hat sich in Zweifel aufgelöset, und an die Stelle der Belehrung, die wir in der Geschichte suchen sollten, macht sich egoistisch einseitiges Selbstvertrauen geltend.

Eine solche antihistorische Gesinnung, wie sie überall vorherrscht, ist es nun auch, die unserer Literatur ihren Charakter einhaucht. Und so haben wir denn jetzt statt großer umfassender Werke, in welchen sich eine neuere Denkweise mit den tief eindringenden Ideen der Vorzeit paart und das Neugedachte an glücklich ausgesprochene ewige Wahrheiten behutsam anzuschmiegen sucht, rhapsodische Ausflüge ohne festen Ausgang und sicheres Ziel. An die Stelle der Folianten unserer Voreltern treten magere Journalhefte, dem Tage geweiht und in vierundzwanzig Stunden veraltet. — Die Schulen der Gelehrsamkeit, die wir am Alterthum bewundern, und von denen uns selbst das verflossene Jahrhundert erhebende Beyspiele aufstellt, sind dem kleinlichen Sectengeiste und selbst der Keckheit individueller Beschränktheiten gewichen. — Ohne Vertrautheit mit dem schon ehedem in den Wissenschaften Geleisteten, ohne klare Einsicht in das, was man wollen soll, wird auf Entdeckungen ausgegangen, und nicht so gar selten muß ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforschter Wahrheit vertreten.

Es wäre jedoch tollkühn, behaupten zu wollen, daß die gegenwärtige Zeit gar nichts eigenthümlich lobenswerthes an sich trage; und sinnlos wäre der Ausspruch, es werde dermalen nichts den Wissenschaften Ersprießliches hervorgebracht. Gerade wenn der Glaube schwankt, hebt sich das Bedürfniß neuer Forschungen empor; wenn Zweifel das menschliche Herz beklemmen, strebt es nach haltbarer Wahrheit. Wo jede Schranke gewichen ist, da mag gerne das Genie einen neuen Flug wagen.

Und wer wollte verkennen, wie viel die Naturforschung in Auffindung und genauer Bestimmung von Naturprodukten aller Art, in Erforschung der Körperwelt durch die glücklichsten Versuche, weit hinaus über alles vorher Geschehene täglich leiste! — Nicht entgehen kann es uns, mit welcher Tiefe philosophische Denker (deren

Beſitz ſich jedes Zeitalter zur Ehre rechnen würde) in die innerſten Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingedrungen ſind. Dankbar erkennen wir die Erleichterungen, womit unſere Philologen uns zum Eingehen in das Alterthum einladen; und mit Vergnügen bewundern wir den hiſtoriſchen Scharfſinn, der uns ſo manche dunkle Erſcheinung der Vorzeit deutlich vor Augen führt und manches alt hergebrachte geſchichtliche Vorurtheil vergeſſen läßt.

Doch ein ausgebreiteter Blumenmarkt iſt noch lange kein hochſtämmiger Wald, in deſſen Laubendaches Schatten unſere Enkel ruhen, aus deſſen tüchtigem Holze ſie ſich dauerhafte Hütten zimmern können. — Das iſt eben der größte Fehler des wiſſenſchaftlichen Treibens unſerer Zeit, daß es zuviel vom Treibhauſe, zu wenig von geſetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freyer Natur auf organiſche Weiſe emporſtrebenden Stammes in und an ſich hat.

Seit ihrer Entſtehung hat die k. Akademie der Wiſſenſchaften das Namensfeſt des Landesregenten alljährlich durch eine öffentliche Verſammlung zu feyern geſucht; eine Einrichtung, welche ſich urſprünglich ſchon mehr auf das Gefühl, wie nothwendig es ſey, daß alles wiſſenſchaftliche Streben ſich auf das, was dem ganzen Staate Mittelpunct iſt, beziehen müſſe, um innere Haltung zu gewinnen, als auf eine äußere, wenn auch noch ſo beachtenswerthe Convenienz gründete. — Wenn wir daher in der heutigen Feyer des Namensfeſtes des Königs einen alten Gebrauch erneuern, ſo ſind doch die Empfindungen, mit welchen wir dieſelbe begehen, ganz andere als die einer bloß durch das Herkommen gebotenen Feyerlichkeit. Warnend ſteht vor uns die Geſchichte, den Abgrund aufdeckend, zu welchem das Forſchen führt, fehlt ihm jene geiſtige Centrirung, ohne welche die Gedanken wie Kartenblätter auseinanderfallen — und an der erhaben feſten Stellung unſers großherzigen Königs Ludwig auf ächt hiſtoriſchem Grund und Boden erkennen wir das Vorbild, dem nachzuſtreben eine Pflicht iſt, welcher wir aus überzeugter Einſicht freudig folgen.

Hierauf verlas Herr Conſervator Dr. Lamont einen Vortrag über die Nebelflecken, der bereits im Drucke erſchienen iſt; zuletzt Hr. Oberbergrath Dr. Fuchs eine Abhandlung über die Theorien der Erde. Von dieſer wird ein Auszug nachgeliefert werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Genug zur Erläuterung der Copula, des lebendigen Bandes, das Wahrnahme und Laut als gewordene verbindet; nicht aber völlig genug um zu erklären, wie die Vorstellung das Wort und der Begriff in seinen Verhältnissen die Formen des Wortes erzeugt, und durch die Sprachwerkzeuge hindurch gebährt. Es ist nun nochmal zu wiederholen, daß der Begriff, die Idee, die abgezogene Form der Dinge sey; daß sie, meiner Meynung nach, ausgeschieden werde in dem Feuer der Empfindung. Um in dem Bilde zu bleiben, die Empfindung, der wirksame Begriff, ist wie ein chemischer Proceß; die Begriffsmasse in der Glühe und im Fluß schmelzt und bewegt die von der Hitze der Empfindung und Leidenschaft abhängigen, verbundenen Sprachwerkzeuge, daß sie verlautbaren, und zwar so verlautbaren, wie es die von dem kräftigen und lebendigen Begriff mitgetheilte Vibration, Schwingung und Stimmung mit sich bringt, und er es erheischt.

Der Laut aber, das Wort wirkt zurück anziehend und gestaltend; es macht den noch flüssigen Begriff gestocken, daß er gleichsam wie ein Krystall anschießt, sich befestiget und leuchtet. Jeder Begriff, als ein ursprünglich Aufgelöstes und Flüssiges trachtet zu gestocken in Wort und That; — jeder Begriff, Idee, Vorstellung, als ein Inneres, muß sich im Menschen veröffentlichen durch Wort und That, wie in der Natur durch Farbe, Gestalt, Geruch ꝛc. von einem inneren Formtrieb aus. Dieser Formtrieb, Phantasie und Verstand, Witz und Scharfsinn in sich vereinigend, wirkt in der höchstgebildeten menschlichen Natur von selbst und wie bewußtlos, aber dennoch gesetzmäßig gleich dem Instinct, und heisset da wegen seiner Schöpfungen Genie. Die Sprache nun ist Schöpfung des gemeinsamen menschlichen und nationalen Genies, wie ich Humboldts Lehre verstehe. Zwar Adelung (Vom deutschen Styl a. E.) hat die Frage aufgeworfen, ob ein Genie, das er mit vielen Anderen als die lebhafte Thätigkeit der sogenannten untern Seelenkräfte erklärt, Verstand haben müsse? welcher zu den obern Seelenkräften gerechnet wurde. Adelung erklärt sich dahin, daß die Genies meistentheils auch Verstand haben, doch nicht eben nothwendig. Wenn demnach weiter oben die Sprache für Wirkung und Werk des Verstandes, und wie sich vorhin ergab, gar eines feurigen Verstandes erklärt wurde: so mag dieß manchen eben so befremden, als uns in der jetzigen Zeit Adelungs obige Frage und Untersuchung auffällt; die Frage dort, wie hier das Befremden, beyde gründen sich auf eine zersetzende und zerstörende Anatomie der Seele und des Geistes; dieser ist stets in seiner Ganzheit mit allen seinen Kräften, diese nur in verschiedenen Graden, thätig und wirksam; aber für dieß Zusammenwirken und Ineinandergreifen hat durch die Abstractionen der Psychologen die Sprache fast jede Bezeichnung

verloren. Dennoch aber wird man leicht einräumen, daß das sprachschaffende Genie der Menschheit mit sehr sicherem, wenn auch nicht klar bewußtem Verstande verfuhr; man wird für diesen Ort gestatten, den Verstand ein schöpferisches Vermögen zu nennen; er faßt und nimmt ein nicht bloß, er gibt auch aus, er verauswendiget, was er gefaßt hat, durch die Sprache. Dieß vermöchte er aber kaum je, und am wenigsten am Anfang, zu Stande zu bringen, wenn ihm nicht eine Empfindung und Leidenschaft — man erräth leicht, was diese Worte hier bezeichnen sollen, — ein Feuer einwohnte, das die körperlichen Organe zu seinem Dienste erweicht, schmeidiget, stimmt und anschlägt. Nicht die Empfindung, auch nicht die kalte Vernunft, jedwede für sich allein, schuf die Sprache; diese ist Wirkung, Werk und Werkzeug nur eines in mehreren Richtungen zusammenwirkenden Vermögens, der freyen selbstthätigen Ein- und Ausbildungskraft, — des Verstandes. Oder sage man dafür: Formtrieb, wie vorhin; so zeigt sich dieser Formtrieb in der ersten Sprachschöpfung als ein Instinct; der Instinct kann als das Apriorische in den Thieren angesehen werden, demnach sie, jedes nach seiner Art, in das angemessene und vorherbestimmte Verhältniß zu je ihrer Gattung und zu der übrigen Welt treten, so weit diese einem jeglichen von ihnen gehört. In dem Maaß, als der Mensch höher steht, denn jedes andere Geschlecht der Leblinge an der Erde, in demselbigen Maaße steht auch sein Instinct, sein Formtrieb höher; einige Trümmer und Reste niedrigerer Instincte im Menschen abgerechnet, gilt nur noch das Genie als eine Art Instinctes, gilt als eine unerklärliche Ergriffenheit wie von einer höheren übermenschlichen Macht, und als ein dieser gemäßes Hervorbringen. Das Genie wird, wie der Instinct, von den Psychologen als eine Einheit der mannichfaltigen tieferen Kräfte des Geistes und Gemüthes anerkannt, die der Auflösung widersteht, oder wenn ja schmilzt, so eben, gleich dem Diamant, wiederum in eine unfaßbare Einheit verflüchtiget; oder ohne diese bleibt gar nur das Phlegma zurück. Das Genie wird gezeichnet als die geistige Kraft, in welcher die Gegensätze sich völlig durchdrungen haben; es schwebt und lebt zwischen Freyheit und Nothwendigkeit, Bewußtseyn und dem Mangel desselben; es ist feurig und kalt und dgl. m. Wirklich thuts das Feuer allein nicht; Zweck, Mittel und Einheit scheinen fast bedeutsamer, (wie gleich beym Bildguß), diese aber setzt der sogenannte Verstand, oder auch die Vernunft, die Urtheilskraft, oder was sonst für andere Abstractionen die Denker in je ihrer Sprache gemacht haben; den Griechen war die höchste ganze geistige Thätigkeit ein ἐνθουσιασμός. Wirklich liegt das Genie auf der Gränzscheide, wo, wie Lichtenberg bemerkt, immer die unerklärlichsten Geschöpfe liegen; im Thierreich die Amphibien, die im Wasser und in atmosphärischer Luft leben; der Mensch selbst lebt zugleich im Reich der Natur und Nothwendigkeit, und in dem des Geistes und der Freyheit; das Genie aber endlich scheint von der Geburt aus mit der innern Harmonie des Geistes ausgestattet zu seyn, welche Plato den übrigen zum Zweck setzt; so daß es vorzugsweise der Liebling der Gottheit — θεῷ φίλος — genannt wird. Das Genie hat nach den Künsten und Wissenschaften, in denen es schafft, unter uns einen verschiedenen höheren oder niedrigeren Werth; vom Genie der Tugend und Kunst und Philosophie bis zum Genie für Mechanik liegt eine sprossenreiche Leiter; das erstere aber meynte Plato. Hier genügt zunächst das eine, daß das Genie so feurig als kalt wirke, (wer weiß denn, was das Feuer an und in sich sey und wie sich selber fühle?), so begeistert und schwärmend, als besonnen, und daß es bilde, daß ihm ein Formtrieb einwohne. Dieser urkräftige Formtrieb oder Instinct, der den Thiergeschlechtern beywohnt, dergleichen einer das Menschengeschlecht in der Sprachschöpfung leitete, hat eine doppelte Seite, eine psychische,

beym Menschen sogar noetische oder verständige, und eine leibliche, organische.

Weil der erste Factor, der des Verstandes, weitaus überwiegt, weil er auch den zweyten bestimmt, ihn anregt, und die Richtung und Entfaltung gibt, darum hört der aus beyden zusammengewachsene Formtrieb im Menschen auf, gewöhnlicher Instinct zu seyn; er wird Vernunft, ein freythätiges Vernehmen und Innewerden des Genehmen und Angemessenen, ein Vernehmen dessen, und ein sich das, und sich dem anbequemen, was um den Menschen, was in ihm und über ihm ist; er wird Verstand; der die flüchtigen Erscheinungen zum Stand bringt, indem er das Volatile aus und abscheidet, und nur das bestandhafte Wesen bindet und figirt. Diese Vernunft, deren Leben und Wirksamkeit über sich hinaus, und auch in die leiblichen Dienstboten und Organe übergeht, und sie bestimmt, diese Ein- und Ausbildungskraft, dieser Verstand, in welchem Licht und Wärme noch unzersetzt in ursprünglicher Kraft und Eigenheit wirken, ist das Apriorische im Menschen, ist sein einziger Instinct, der ihm alle die vielerley Instincte ersetzt, mit denen die Geschlechter der Thiere ausgestattet sind; dieser Formtrieb schafft ihm die Sprache; er hebt zu Kunst und Wissenschaft, sein Sehen und Tasten, in der Malerey und Bildnerey, sein Hören in der Rede und Musik. Leiblicherseits ist dem Menschen weniger Kraft und Fertigkeit von vorneherein mitgegeben, als den meisten Thieren, die ihn an Schnelligkeit, Schärfe der Sinne ꝛc. übertreffen; dennoch aber ist er auch leiblicherseits bevorzugt vor allen durch aufrechten Gang und deßhalb freye Hand und durch die Sprachwerkzeuge; denn mit diesen ist ihm das weitgreifendste Vermögen gegeben zu allem, was ihn weit über sein Bedürfniß und seine Bequemlichkeit, weit auch über den Kreis dessen hinausführen kann, was alle und jede Thierklassen zu vernehmen ein für allemal umgränzt und vorherbestimmt sind. Die Meß- und Rechenkunst, als apriorische Wissenschaft am weitesten und festesten durchgeführt, reicht über den gemeinen Lebensbedarf hinaus; sie aber ist jedem Einzelnen und dem Geschlechte schwer genug geworden, so weit zu entwickeln, daß ihre Anwendung so gewiß und sicher zutreffe, wie z. B. die Biene ihre angeborene aber höchst beschränkte und bewußtlose Meß- und Baukunst im Gezimmer ihrer Zelle sicher ausübt.

Dem Menschen war nicht nöthig, daß die Mathematik in den Körperbau verwachsen, physiologisch angeboren sey; genug, daß er für den Anfang bestehen, sich erhalten, weiterhin aber in behaglichem Daseyn und bey Muße (διαγωγή Ar. Metaph. I. 2.) das abgezogene und allgemein gültige Messen, und Zählen und Wägen, (den λογισμός, die ratio) frey und bewußt in sich entfalten, aufklären und ausüben konnte. Kinder lernen, ungeachtet dem, daß die Mathematik eine apriorische Wissenschaft ist, das Zählen und die Zahlen, desgleichen die Unterschiede der Aufeinanderfolge in dem Gestern, Heute und Morgen und andere Zeit- desgleichen auch Raumverhältnisse nicht vor dem 3ten und 4ten Jahre ihres Lebens sicher fassen; oftmals erst nachdem sie schon lange deutlich sprechen, und vieles richtig unterscheiden; es hält schwer, auf Vergangenheit oder Zukunft, zumal bestimmte Zukunft ihren Blick zu richten, noch schwerer, ihn da zu fixiren und festzuhalten. Sie leben nur in der Gegenwart, und diese dehnt sich erst in dem Maße aus, als ihre Erinnerung und Besinnung sich dehnt und weiter reicht. Mit der Erinnerung scheidet sich die Vergangenheit von der Gegenwart, welche in diesen Kinderjahren noch mit der Zukunft zusammenfällt. Hieraus folgt, — um dieß beyläufig zu sagen, daß die Zahlwörter wohl in keiner Sprache Stammwörter seyn werden; und daß zwey etwas unbestimmte Zeitformen (Aoriste) die ersten tempora seyn werden, wie wir beydes im Semitischen und auch im Indoeuropäischen finden γράφω, ἔγραφον; γράψω, ἔγραψα; γέγραφα, ἐγε-

γράφειν. Diese zwey Zeitunterschiede nimmt der Verstand zuerst wahr, sie demnach bezeichnet und verlautbart er auch zuerst. Denn es ist nun wohl sattsam erörtert, in welchem Sinne hier oben behauptet worden, daß der Verstand die Sprache schaffe, daß er den Ton angebe, stimme und forme. In jedem Klange klingt die ganze Tonleiter durch bis zu seiner Octave, lehren die Akustiker (Erxlebens Naturlehre §. 258. 291 fgg); und jeder Ton kann als Grundton gesetzt und angenommen werden. Was vom Klang und Ton im Allgemeinen gilt, mag sich auch auf den Laut einigermassen anwenden lassen, daß er nämlich nach und auslaute, um sich zu ergänzen, und mit anderen in Beziehung zu treten, eben wie die Dinge und die Begriffe aufeinander hinweisen, sich aufeinander beziehen, und einander ergänzen, wie schon früher angedeutet worden. Die Grundtöne, oder vielmehr Grundlaute in jeder Sprache sind frey gesetzt, und fordern einander nach festen Gesetzen; denn wie nicht alle Töne in der Musik zusammenstimmen und klingen, desgleichen nicht alle Laute und Lautformen in der Sprache; die Semitin singt und spricht aus einem anderen Grundton und Grundlaut, als die Japhetin, und diese wiederum aus einem andern als die Chamitin und andere Rassen; sie gehen aus von einem andern Grundton sowohl abseiten des Geistes als des Leibes, des Tonwerkzeuges; die Stimmung ist eine scharf unterschiedene, sowohl die seelische, als die körperliche, und sie offenbart sich in Vocalen und Consonanten und deren Verbindungen; sie offenbaret sich in der Betonung und in den Formen, in casus, genus, numerus, in den Verbalformen, in temporibus, modis u. dgl. m. endlich in dem Satze, in der Rede, in der Poesie und gesammten Literatur eben wie in der Geschichte und dem Leben der zugehörigen Völker. Den Grundton und die Grundstimmung herauszuhören, herauszuspüren ist die Aufgabe der philosophischen Sprachvergleichung; einiges mag hiebey auf die Rassenunterschiede ankommen. Der musikalische Leser mag die zwischen dem musikalischem Ton und dem sprachlichen Laut angedeutete Analogie vergleichend und unterscheidend weiter verfolgen; vielleicht, daß manches dadurch erläutert und aufgehellt werden kann. Der Nichtmusikalische aber mag sich freuen, daß er die weitere Ausführung hier nicht zu befürchten hat, indem Rec. sich von der Natur und Kunst und Menschenhülfe in der Musik völlig verwahrloset frey heraus bekennt, und von den Tönen, deren Consonanzen und Dissonanzen, den Auflösungen, den Tacten u. dgl. m. weder sicheres Gefühl, noch klaren Begriff hat. Die Seelenstimmung indessen, die in einem Tonstück herrscht und durchklingt, merken wir alle leicht, sey sie eine freudige, oder schmerzliche, eine ruhige und gemüthliche, oder eine leidenschaftliche und strebsame. Sie ist es, die uns in der Musik ergreift, und als die Physiognomie derselben sympathetisch auf uns einwirkt. Von diesem mir ganz fremden Gebiet mich wegwendend will ich zuvörderst bemerken, daß die alten Grammatiker stoischen Bekenntnisses und Glaubens das Wort und die Sylbe und begreiflich auch den musikalischen Ton als Körper betrachteten, *) und ihm dem zufolge die drey Dimensionen des Raumes beylegten: Länge und Kürze; Höhe und Tiefe; die Breite aber fanden sie im Hauch. Priscian l. I. 5. in. p. 539 Putsch.

(Fortsetzung folgt.)

*) Chrysippus und seine Anhänger erklärten alles für Körper, was wirket. Sen. Ep. 106. An Bonum corpus sit? Bonum prodest; facit enim; quod facit, corpus est: Bonum agitat animum et quodammodo format et continet; quae ergo propria sunt corporis, ea corporis bona sunt: corpora ergo sunt: et quae animi sunt; nam et hic corpus est. Bonum hominis necesse est corpus sit, cum ipse corporalis u. s. f. u. Ep. 117. Sapientiam bonum esse dicunt (Stoici); sequitur, ut necesse sit illam corporalem quoque dicere. At sapere non putant ejusdem conditionis esse. Incorporale est, et accidens alteri, id est, sapientiae; itaque nec facit quidquam nec prodest sqq. Vrgl. Lipsii Physiol. Stoicae I. II. Diss. 4 et 5. u. Lucret. IV. v. 529 fgg. daf. Lambin u. a. AA. Menage zu Diog. Laert. VII. 55 sq.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Körper oder nicht, das mögen die Physiker ausmachen; jedenfalls ist der Ton und Laut auch eines der Dinge, die auf der Grenzscheide zweyer Reiche liegen; denn offenbar spielen beyde, obzwar sinnlich wahrnehmbar, eine sehr geisterhafte und geheime Rolle; der musikalische Ton erregt Empfindungen und Gefühle, der sprachliche, folglich bedeutsame Laut erweckt neben diesem noch insbesondere Anschauungen und Vorstellungen, des Sinnlichen nicht mehr, als des Un- und Uebersinnlichen. Der Tonsetzer kann nur seine innere Stimmung, seine Empfindungen und Gefühle ausdrücken, er kann nur unklar Gedanken, und nur mißbräuchlich manches Sichtbare, Blitz und Donner ꝛc. in seine Sprache übersetzen; diese regt aber doch an und kann sogar bis zur Bewegung und zum Tanz fortreissen. Jeder Künstler ist Poet und Schöpfer, nur in einem andern Stoff und nach einer anderen Technik; und vermag hienach der eine mehr als der andere. Für mannichfaltigen Ausdruck scheint die Farbe schon empfänglicher zu seyn; wenigstens kann der Maler nicht allein sichtbare Gegenstände, Landschaften u. dgl. sondern in seinen Personen und ihren Handlungen die Leidenschaften, Gesinnungen und Bewegungen ziemlich verständlich ausdrücken und all das auf farbige Flächen in Figuren übertragen. Die Mathematik übersetzt alles, was ihr nur irgend meß- und zählbares und Verhältniß habendes Quantitatives vorkommt, in ihre netten geschmeidigen Formeln, Bewegung und Ruhe, Schall und Strahl, Zeit und Raum mit allen seinen Configurationen, und in neuester Zeit sogar die Vorstellungsmassen und Vorstellungsreihen, ihre Störungen und Selbsterhaltungen *) Im weitesten Umfang und nach allen Seiten und Richtungen endlich vermag die lautbare Sprache zu übersetzen, und Quantitatives wie Qualitatives, Substanzen und Accidenzen, Sinnliches und Unsinnliches zu bezeichnen und zu bestimmen; sie ist für alles empfänglich, was der Begriff freythätig schafft, für Wahrheit wie für Irrthum; sie kann sagen das was ist, und auch das was nicht ist; sie ist wie der Raum bey Plato παν-δεχὲς, alles aufnehmend; sie ist wie der Geist τόπος τῶν εἰδῶν, Gebärmutter u. Amme (τιθήνη) der freyen, selbstgeschaffenen Begriffe. Hiedurch gibt sich die Sprache kund als eben vorzugsweise zu selbwärtigem Behuf, zu geselligem und mittheilsamem Gebrauch des menschlichen Herzens; unsere innere Welt mit ihrem Gehalt und ihrer Gestalt tritt durch die Sprache in tönender Plastik heraus, unterstützt von Gebärdung und Mienenspiel und an-

*) Die Mathematik innerhalb ihres eigenen Bereiches übersetzt geometrische Probleme in arithmetische; sie drückt die Parabel z. B. und Hyperbel algebraisch aus; und hinwiederum stellt sie höhere Gleichungen durch parabolische Kurven dar; sie beweist analytisch und geometrisch, daß z. B. die imaginären Wurzeln immer paarweise vorkommen u. dgl. m.

derem Ausdruck der Seele. Die Sprache theilt nicht mit die Gegenstände der äußern, sondern die der innern Welt; jene theilt sie nur mit, inſoferne und wie sie jedesmal eben im Gemüth abgeſchattet ſind; die Gegenstände und Vorkommniſſe des inneren Sinnes ſind in unſere freye Gewalt gegeben, und von unſerer Willkühr abhängig, ſoweit dieſe nur reicht, und nicht durch die Schranken theils unſerer inneren theils der äußeren Natur gehemmt und eingefangen iſt demnach z. B. Bäume; nicht wirklich als redend und denkend behandelt werden können, wie der Fabuliſt ſie etwa einmal vorſtellt; demnach Geiſter nicht geſehen noch betaſtet werden können u. dgl. m. Dieſe Erweiterung ihres Gebietes über jedes andere Darſtellungs- und Aeuſſerungsmittel verdankt die Sprache ihrem mnemoniſchen und ſymboliſchen Charakter, von dem früher geſprochen worden, und dem faſt unberechenbaren Reichthum von einfachen und zuſammengeſetzten Lauten und Lautverbindungen, die der Menſch durch ſeine Stimmorgane hervorzubringen und nach Regeln und Geſetzen zu verwenden im Stande iſt.

Hieraus erhellet auch ſogleich, wie nothwendig und unerläßlich es iſt, von der freyen, willkührlichen Begriffsbildung oft und immer wieder zur Betrachtung der Natur, zur Vergleichung mit ihren Bildungen und Erſcheinungen zurückzukehren, fort und fort auf die Natur zurückzuſehen, und die bewußtloſe, zufällige Ideenaſſociation durch die Beobachtung des Naturlaufes zu regeln und zu berichtigen. Aus der unbeſtimmbaren Mannichfaltigkeit der Laute und ihrer Verbindungen aber ergibt ſich die Richtigkeit der früheren Behauptung, daß jedes Volk nur einen geringſten Theil der möglichen und lautbaren Combinationen zu zweyen, dreyen, vieren u. ſ. f. und der Variationen ſich zueigne; man bedenke nur das Eine, daß das Wort: Roma allein 24 Anagrammen gibt, von denen 20 faſt in allen Sprachen vorkommen; mr aber iſt ſlavoniſch-ruſſiſcher Anlaut in mrii = ſterben, (ſanskrit mr mit Vocal r) und mrakj = die Dunkelheit; demnach würden 22 Verſetzungen lautbar ſeyn; und will man hier als Vocal das r (R) gelten laſſen, ſo lauten auch rmao u. rmoa, die 23te und 24te Verſetzung; wenigſtens bietet das Sanskrit mit r anlautend die Wurzel: rph oder rmph bey Roſen Radices sanscr. S. 243; bey Wilſon werden ſie auch als riph, rimph aufgeführt, und ſo auch bey Carey, A Grammar of the Sungskrit language im Appendix S. 72. Sechsbuchſtabige für uns lautbare Verbindungen aus unſerem Alphabet laſſen ſich beyläufig 80 Millionen herausbringen; kurz die möglichen Combinationen ſind in allen Sprachen der Welt, die jemals da geweſen, oder noch da ſind, nicht erſchöpft; ihre Zahl, Maß, Verhältniß und Gefüge, ihr ἀριθμός variirt in jeder Sprache; die Grammatik jeder beſondern Sprache hat die Thatſache zu beſtimmen, welche jede gewählt habe, wie ſchon Plato öfter angedeutet hat, Phileb. cc. 7. et. 8. p. 16 f. — 19 Sophist. p. 253 §. 81. Dieſe Erwägung ſcheint der Annahme des tiefſinnigen Fulda nicht günſtig zu ſeyn. Wenn man aber andrerſeits bedenkt, daß die Farben eine ſinnlich-ſittliche Wirkung haben, wie Göthe z. Farbenl. Bd. 52. §. 758. fgg. ausgeführt hat, wie das Gleiche auch von Tönen und ihren Conſonanzen, von Geſtalten und Figuren und deren Bewegungen gilt: ſo wird man geneigt werden, jenem tiefen Sprachforſcher einzuräumen, daß die Grundlaute und deren organiſche Configurationen im urſprünglichen reinen Zuſtand der Menſchheit maleriſch und mit gewiſſen Empfindungen verſchwiſtert geweſen ſeyen. Nur daß ſich davon Vieles und Beſtimmbares in den verſchiedenen Sprachen erhalten haben ſollte, dieß iſt mir nicht wahrſcheinlich; und wenn ja doch, ſo möchten dieſer Art ſinnige Naturlaute zuerſt im Semitiſchen zu ſuchen ſeyn; denn hier, namentlich im Arabiſchen, ſind die einfachſten, reinſten und re-

gelfestesten Lautgesetze, zumal über die Verhältnisse der Vocale und Consonanten; und gerade die Buchstaben, welche die Kinder zuerst hören lassen, mögen besonders bedeutend und gleichsam naturkräftig seyn. Ob zwar beyde Klassen mehr das Selbwärtige, Empfindung und Vorstellung mehr, als das Auswärtige, das Object, bezeichnen: so wohnt doch dem Vocal bey wenn auch nicht Leidenschaft, so doch Affect und Erregung des Gemüthes; dem Consonanten aber mehr ruhige Stimmung, Anschauung und bestimmter Inhalt. Wirklich dienen uns noch die reinen Vocale an und für sich: ah! he! o! ih! uh! u. dgl. zum Ausruf mannichfacher Gemüthswallungen. Der Vocal erscheint im Semitischen, namentlich im Arabischen, viel lebendiger, beseelender, wahrhaft geistiger, als in irgend einer Sprache, sowohl in den Casus und der Nominalbildung, als in den Verben, in deren Vocibus und Modis. Wie aber die Consonanten eine gewisse Verwandtschaft und Vorliebe zu diesen oder jenen Vocalen haben, dieß zeigt sich am auffallendsten in den tatarischen und den verwandten Sprachen; wo gewisse rauhe Consonanten aus der Klasse der gutturalen, palatalen und lingualen Buchstaben, so weit es auch die Schrift zuläßt (ق = q غ = g, ح = ʿh ط od. th) durchaus die hellen Vocale a, o, u nach sich fordern; die glatten dagegen (ك = k, ڭ = g oder j, ه = glattes h und ت = t) rufen die trüben Laute e, oe, ü. Aehnliches gilt in der ungarischen Sprache, nur daß die lateinische Schrift für die Rauhheit und Glätte der Consonanten nicht verschiedene Buchstaben hat. Paul Beregszászi, scheint es, hat diese Eigenheit in seiner Muttersprache zuerst wahrgenommen; in seinem „Versuch einer magyarischen Sprachlehre mit einiger Hinsicht auf die türkische und andere morgenländische Sprachen, Erlangen 1797 §. 15. S. 29 sagt er:

„Die Vocale lassen sich in zwey Klassen eintheilen; die eine machen a, o, u, und die andere e, oe, ü aus; das i ist beyden Klassen gemein. — Diesem nach werden auch die magyarischen Wörter alle in eben so viele Klassen eingetheilt: Diejenigen nämlich, worin a, o, u vorkommen, gehören zu der ersten; und worin e, oe, ü sind, zu der zweyten Klasse. Nur hieraus läßt sich erklären, warum im Magyarischen nicht mehr als 2 Declinationen, 2 Comparationen und 2 Conjugationen sind. (—im Grunde nur eine, wie im Türkischen, da der Flexionsvocal durch den des Stammes gefordert ist). Ferner warum die Charakter- und Servil-Buchstaben, — die pronomina suffixa und afformantia, die Postpositionen und — die Ableitungssylben für Substantive, Adjective ꝛc. ihren Vocal beständig aus der Klasse hernehmen, zu der die Wörter selbst, welchen solche angehängt werden, gehören, z. B. has der Bauch im Dativ hasnak; aber kéz die Hand, im Dativ kéznek; jó gut, jóság die Güte; bö reichlich, böség der Ueberfluß; hasam mein Bauch, kezem meine Hand, von kert wird kertem ich habe gebeten, aber von vart wird vartam ich habe gewartet ꝛc.“

„Ich kann mich nicht enthalten, sagt der treffliche Mann in der Note S. 32, hier gelegentlich zu äussern, daß ich bey dieser Entdeckung vor Freude sprang, und mit jenem Philosophen ausrief: εὕρηκα! εὕρηκα!“

Indessen, mit diesen und viel mehr ähnlichen Bemerkungen, die theils schon gemacht sind, theils in der Zukunft noch gemacht werden mögen, wird doch kaum Jemand es unternehmen, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, was zuerst, was dem zunächst und weiterhin, und wie jegliches in der Urzeit verlautbart worden. Sehr wahrscheinlich aber ist, daß die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft zu den allerersten Gegenständen gehörten, welche benannt worden sind, ehe der Mensch noch seines Gleichen etwas Mehreres mitzutheilen hatte. Gen. 2, 19. Ohne Zweifel aber, wenn nur erst einige gleichsam elementarische Laute und Wörter gesetzt waren, so erweiterten und breiteten sich diese aus, theils in der Bedeutung, im Begriff, theils in der Form, in ihrem Leib, nicht nur nach der Aehnlichkeit des Eindrucks, sondern auch nach der Aehnlichkeit der Empfindung, welche von den Dingen erweckt wurde. Was gleiche oder ähnliche Empfin-

dung erweckte, wie ein anderes vielleicht der Art nach ganz verschiedenes Ding erregt hatte, mochte daher, ohne weitere Rücksicht auf den Gegenstand, mit dem gleichen und ähnlichen Laut oder Wort charakterisirt werden, wie wir noch alle Tage bey der Aussage über den Schmack der Früchte, Speisen und Getränke thun. Solche Ausdrücke einer Sprache, die auf der Aehnlichkeit der Empfindung beruhen, die von ganz ungleichartigen Dingen hervorgebracht werden kann, dürfen nicht für übergetragen und metaphorisch angesehen werden, sondern sind ursprünglich transcendental, d. h. sinnlichen und unsinnlichen Dingen gemein. Dergleichen transcendentale Ausdrücke sind z. B. ens, unum, bonum, pulcrum etc. Gut, der Empfindung gemäß und ohne Uebertragung, wird eben alles genannt, was der Natur des Subjects zusagt, was ihm genehm, sey es dann diesem oder jenem Sinne angemessen, sey es sittlich oder heilsam oder sonst wie behülflich zu irgend einem Zwecke. Eben so das Schöne, das dem Guten verwandt ist; das Wort wird nicht vom Sinnlichen auf das Unsinnliche übergetragen, sondern, höchstens kann man sagen, der Begriff, aus der Empfindung erwachsend, erweitert und klärt auf seinen Horizont über beyde Hemisphären, wie nach dem Vorgange Platons im Phädrus Plotin de Pulcrit. sehr gut zeigt, und wie im engeren Bereich der Natur jeden die Ausdrücke: Magnetismus, Elektricität, Galvanismus u. dgl. m. zu überzeugen hinreichen, nur daß hier das Wort sich mit dem Begriff der Erscheinung und seines Eindruckes weiter und weiter ausdehnte von einem einzelnen durchaus bestimmten Fall zu einem allgemeinen Naturgesetz. Beyderley Erweiterungen der Sphäre eines Wortes scheinen in jeder Art Sprache möglich; aber Umbildung eines Begriffes und mit ihm seines Wortes scheint nur in ableitenden, flectirenden und überhaupt mehrsylbigen Sprachen möglich zu seyn, oder doch durch Zusammensetzung und Umschreibung nur unvollkommen ersetzt

zu werden. Auf diesem Wege, sollte man vermuthen, kann der Mensch die bezeichneten Objecte nicht so sich unterwerfen, sie beherrschen, (κρατεῖν, ἵνα γνωρίζῃ) und im Denken und Sprechen gleichsam Versuche mit ihnen anstellen, wie es dort geschieht; der Versuch aber ist der Vermittler zwischen Subject und Object, wie Göthe Bd. 50 S. 8 flg. gut ausgeführt hat.

Die einsylbigen und unflectirenden Sprachen lösen den Menschen nie von den Objecten ab, machen ihn nie frey, selbständig und zum Herrn seines Denkens: die ableitenden, abstrahirenden und mehrsylbigen aber mögen ihn durch das Uebergewicht des subjectiven Antheils wohl weit und ganz vom Objecte dann und wann abführen, dieses ihm aus den Augen und außer Acht setzen; allein dieser Nachtheil ist nicht so groß als jener; denn mit all seinem Thun und Denken in die Mitte der Natur gestellt und in sie allseitigst verschlungen, kann er nicht allein von freyen Stücken, er muß sogar, von der Natur gezwungen, immer wieder an die Objecte gehen, und an diesen sein freyes Schaffen in der Sprache prüfen und zurechtweisen. Unbeschadet seiner Freyheit, Selbständigkeit und sogar Willkühr, findet zugleich die wahre Naturnothwendigkeit statt, die den Menschen niemals ganz aus ihrem Kreis entläßt, die in den Sprachen der zweyten Klasse aber das freye selbstthätige Princip hemmt und beschränkt. Durch den — sprachlichen — Versuch, — in Wortbildungen jeder Art und Satzgefügen, — entsteht uns das richtige Verhältniß und die angemessene Wechselwirkung zwischen den Erscheinungen als Vorstellungen, und deren Erkenntniß; zwischen beyde tritt die Sprache als Vermittler und Versuch.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

In der Sprache muß ein weites Feld für freye und willkührliche Schöpfungen und Vorstellungen, folglich auch für Irrthümer und für Aberwitz offen seyn, wenn sie der Boden werden soll, worauf die Wahrheit und Erkenntniß erwächst. Oder von Seite des Verstandes her angesehen, muß man sagen: ohne die Abstraction ist keine allgemeine Vorstellung, kein Begriff und folglich auch keine Erkenntniß, ja keine ächte Menschenthümlichkeit möglich. Um dasjenige, was hier gemeynt ist, etwas zu erläutern, sehe man Adelung-Vater's Mithridates Th. III. Abth. 3. S. 323 flg. wo nach dem Missionar Sagard berichtet wird:

„Die Huronen kennen keine Ableitung und Zusammensetzung; daher die Wörter, so analog sie auch in ihrer Bedeutung seyn mögen, durchaus keine Aehnlichkeit im Laute miteinander haben. — Sie können kein Substantiv anders ausdrücken, als vereinigt mit dem Pronominal-Adjective. Es ist ihnen unmöglich: Vater, Mutter, Oheim, Großvater u. s. w. zu sagen. Sie müssen diesen Wörtern ein: mein, dein, sein, anhängen. Es ist ihnen unmöglich, eine Qualität einer Substanz auszudrücken, ohne die Substanz zugleich zu nennen. Sie haben keine Adjective, noch weniger Abstracta derselben, wie gut und Güte. Sie sagen: ihr seyd gut, schlecht; aber nicht: gut, böse ꝛc. für sich allein. Wenn von einer Handlung die Rede ist, so machen sie gewöhnlich keinen Unterschied zwischen der Handlung, dem Handelnden, dem Object der Handlung, und der Art und Weise, wie sie vorgenommen wird. Sie drücken alles durch Ein Wort aus. Sie haben also viele Wörter, welche eigentlich Phrasen sind u. s. f. — Die Verba bezeichnen fast immer die Handlung mit dem Object der Handlung, und nur wenige bestimmen das Handeln schlechthin. Sie haben daher kein Wort, um zu sagen: schneiden, sondern viele Wörter, welche das Schneiden gewisser Dinge bedeuten, z. B. Fische zerschneiden, Holz schneiden, Kleider schneiden, den Kopf abschneiden, den Arm abschneiden u. s. w. Alle diese Verba weichen ganz voneinander ab. Sie haben kein Wort für den einfachen Begriff des Gebens, obwohl Sagard in seinem Wörterbuche drey Seiten mit Wörtern füllte, welche das Geben verschiedener Dinge bedeuten" u. s. w.

Und auch Charlevoix sagt ebend. S. 328:

„Die verba activa vervielfältigen sich — im Huronischen — so vielfach, als es Gegenstände gibt, auf welche die Handlung übergeht, z. B. das Wort für essen, verändert sich eben so vielmal, als es eßbare Sachen gibt. — Einen Menschen sehen, und: einen Stein sehen, sind zwey verschiedene Verba. Eben so: sich einer Sache bedienen, die dem gehört, der davon Gebrauch macht, oder dem, mit welchem man redet, dieß sind auch eben so viele verschiedene Verba."

Dieß reicht wohl hin, um den Werth des Abstractions-Vermögens und seinen Einfluß auf die Sprache und durch diese zurück auf die ganze Bildung fühlbar zu machen. Von der freyen Abstraction, sey sie auch oft irrthümlich, von der freyen Hypostasirung, drohe sie auch überzuschnappen, wie in quiddítas, haecceitas u. ä. hängt in der Sprache die Etymologie, und von der Analysis und Synthesis insbesondere die Flexion ab. Welcher Art diese auch seyn mag, man darf sie bey allen einigermassen gebildeten Völkern, was immer für einer Zunge vermuthen, da nur Abstraction und sprachliche Flexion und Etymologie die Menschen befreyen

und selbständig machen können; — und wirklich etymologisiren und flectiren die meisten Sprachen. Auf diesen Punct ist daher die Aufmerksamkeit desto mehr zu richten, je weniger sich nach den früheren Bemerkungen hoffen läßt, daß jemals die Wurzeln und Stammlaute von vornherein werden bestimmt werden.

Es ist schon mehrmalen gesagt worden, die Form der Dinge werde von den Sinnen, von jedem in seiner Art aufgenommen; sie werde dem schaffenden werkthätigen Verstand interjicirt und subjicirt (wenn man mit Worten spielen, aus der Sprache philosophiren mag, — was gar oftmals unabsichtlich und versteckterweise, aber dann nur desto irreführender geschieht;) durch diese Interjection und Subjection unter den Verstand vollende sich die Assimilation, und setze sich die Wahrnahme um in eine freye Vorstellung; und diese erst könne nun in der Sprache frey bezeichnet, und im Denken beliebig behandelt werden; denn sie ist durch Abstraction dem sinnlichen Complex enthoben und für sich blosgestellt. Es ist aber auch öfters bemerkt worden, daß jede Form jedes Sinnes nebenher gewisse gemeinsame Empfindungen (κοιναὶ αἰσθήσεις) mit sich führe; (Arist. π. ψ. III. 1. vrgl. Theophrast. π. αἰσθ. §. 36. p. 28 Steph.) daß jede Form, gleich einem Gewächs, nach allen Seiten hin ranke, mit anderen sich verschlinge, verquicke und zu ergänzen strebe zu einem vollen lebendigen Begriff, zur Idee; — daß jede Form ꝛc. sich stät oder beweglich, wirksam oder leidend ꝛc. zeige; daß an jeder mancherley An- und Beywesen erscheine mit kürzerer oder längerer Dauer ꝛc. Dieses und Aehnliches mehr auf die Sprache bezogen, so ist oft und viel hinüber und herüber gestritten worden: ob jedem Worte eine bestimmte sonderheitliche Anschauung und Vorstellung zum Grunde liege, die sich durch Uebertragung erweitere; oder ob gleich von vorne herein das Allgemeine früher als das Besondere bezeichnet worden, und der Sinn mancher Wörter erst im Verlauf der Zeit ins Engere und Bestimmtere sich zusammengezogen habe? Diese Streitfrage kann sich jeder leicht aus den schon früherhin aus Aristoteles nachgewiesenen Stellen so weit lösen, als es möglich ist; denn eine absolut scharfe und entscheidende Antwort läßt sich darauf nicht geben, wenn man nicht des uranfänglichen Zustandes der Menschheit sicher und gewiß ist. Mit Aristoteles stimmt nahebey Lessing, der irgendwo bemerkt, Baum sey sicherlich früher gesagt worden, als Fichte, Eiche u. s. w. Die Sanskrit-Grammatiker geben ihren Sprachwurzeln immer die allgemeinsten und unbestimmten Bedeutungen; die arabischen Lexicographen dagegen stellen meistentheils eine ganz specielle scharfbestimmte Auslegung voran. Alle Wörter sind Zeichen des Allgemeinen und Gemeinsamen, keines ein Eigenname im strengsten Sinne, wie er der einzelnen concreten Anschauung entspräche: nur das mehr oder minder Allgemein, das in engerem oder weiterem Kreis Gemeinsame macht den Unterschied; der Kreis aber mit seinen vielen Innenkreisen wird ganz anscheinbar, wenn eben das Allgemeinste und Umschließendste voran gestellt wird. Wo dieses geschieht, da scheint, wenn auch nicht eben schon das lebendige Sprachgefühl vergangen zu seyn, doch jedenfalls eine beliebte Ansicht, ein Grundsatz eines Systems vorzuherrschen, ohne auf die Natur des Vorstellens und des Vorgestellten und die Verschiedenheiten beyder nach bestimmten Fällen und Klassen Rücksicht zu nehmen. Denn gegen Lessings vorhin erwähnte Meynung mag gleich gesagt werden, daß Stämme, die mit scharfen und fein unterscheidenden Sinnen wahrnehmen, aber dagegen wenig abstrahiren, wie die Huronen u. a., gewiß eher die Arten als die Gattungen und Geschlechter ausgesondert und bezeichnet haben werden.

Ein anderer Streitpunct ist: welcher Redetheil der erste und ursprünglichste in der Sprache sey? ob das Nennwort, oder ob das Verbum? Dann ob der Satz das Erste gewesen, aus dem allmählich im

Laufe der Zeit die einzelnen Theile sich abgetrennt und selbständig gegliedert haben, oder ob die Rede von einzelnen Andeutungen zum Satz vorgeschritten sey? Fichte z. B. über den Ursprung der Sprache (in Niethammers Philos. Journal) entscheidet sich für das infinitive Verbum als das erste Sprachelement; Andere für das Nennwort. Auch hier wird kaum für die eine oder andere Seite schlechthin entschieden werden können; nur psychologische und ethnologische Rücksichten mögen in einzelnen Fällen ein sicheres und befriedigendes Resultat geben. Es sind dieß Fragen, dergleichen überall vorkommen, die, weil sie zu allgemein gestellt sind, keine einfache Antwort zulassen, dergleichen sie doch erwarten. Denn während im Griechischen ὕειν, τίειν, χέειν, βύω u. a. unstreitig Wurzeln sind, finden wir in andern Sprachen dafür abgeleitete. Sprachen, die nicht flectiren ꝛc. bieten zur Antwort auf jene Fragen nichts als eben den Begriff; dieser kann aber mit demselben Laut durch alle Kategorien der Sprache hindurchgehen, wie denn gleich das englische round Substantiv, Adjectiv, Adverb, Präposition und Verbum, sowohl actives als neutrales ist, und in alle den grammatischen Kategorien wie den Laut so den Begriff, diesen nur nebenbey modificirt, beybehält. So verhält es sich aber eben im Sinesischen mit fast allen Wörtern oder Sylben.

Auf das Sinesische kommt Humboldt in seinem Werke durchhin oft zu reden, insbesondere in §. 25. S. 373 flg., wo er erwägt, „ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sey;“ und auch weiterhin im Anhang über die Bilderschrift; ihr und ihren verwandten widmet Humboldt überall viel Aufmerksamkeit, z. B. dem Barmanischen in §. 24. u. a. So ausgebreitet auch der einsylbige Sprachbau im Osten Asiens und auf den dortigen Inselgruppen bis nach Amerika *) hinüber ist, so kann ich ihn doch nicht für so bedeutend halten als er hier gilt. Unverholen gestehe ich, jene Sprachen nicht zu verstehen; indessen, wie weit die Durchsicht von Marshman, Abel-Remüsat, *) Leyden u. a. Abhandlungen über diesen Zweig zu einer Meynung berechtigt, so bekenne ich, daß mir die sinesische Sprache und Schrift, wenn schon uralt, doch nicht primitiv zu seyn bedünke, primitiv in dem Sinn, daß sie in Laut und Satzform näher als andere Zeugen, auf den ursprünglichen Geist und Gang der Sprache überhaupt, und ihrer Verschiedenheit insbesondere hinwiese. Würde die sinesische Sprache, wie die unseren und allermeisten anderen mit Buchstaben, statt mit ideologischmnemonischen Zeichen geschrieben, so würde sie eine der leichtesten der Welt zum erlernen seyn;

*) De lingua Othomitorum Diss. auctore Em. Naxera Mexicano Philadelphia 1835 kenne ich nur aus den Gött. Gel. Anz. 1836. St. 33. Die Sprache ist einsylbig und dem Sinesischen verwandt. In anderer Rücksicht, zumal der Schrift-Erfindung ist anziehend: Pickering über die indianischen Sprachen Amerikas, A. d. Engl. übers. von Talvj (Jakob) Leipzig.

*) Marshman Elements of the Chinese Grammar Serampore 1814. Außer der Grammatik auf 566 S. gibt sie auf besonders gezählten 56 S. eine kleine sinesische Schrift Ta-Hyoh mit Uebersetzung und Wörterbuch (Praxis). Abel-Rémusat Elemens de la Grammaire chinoise etc. Paris; und ebend. Essai sur la langue et la Litterature Chinoises etc. Paris 1811 mit fünf Platten, Text, Uebersetzung und grammatischlexicalischen Commentar. Auch in seinen Recherches sur les Langues Tartares Bd. I. kommt Mehreres über das Sinesische vor, namentlich im 4ten Kapitel in der Grammatik des Mandschuischen u. s. w. Leyden Ueber die Indochinesischen Sprachen Hinterindiens in den As. Researches Vol. X. Ferner sehe man De l'influence de l'Ecriture sur le Langage etc. suivi de Grammaires Barmane et Malaie et d'un Aperçu de l'Alphabet Harmonique pour les Langues Asiatiques etc. (gekrönte Preisschriften des k. Instituts in Frankreich) par A. A. E. Schleiermacher. Darmstadt, 1835.

Ueber das Lautsystem der Sinesen s. Remüsats Grammatik §. 43. S. 23 flg. und über ihre Schrift mit 14 Buchstaben u. a. m. sieh Neumanns asiatische Studien Bd. I.

denn weil jedes Wort, oder vielmehr jede Sylbe unter allen Umständen ganz unverändert bleibt, und seine grammatische Geltung — als Nomen, Verbum, Partikel u. dgl. immer erst durch seine Stelle, durch seinen Platz im Satze erhält, so verwandelt sich die ganze Grammatik in eine kurze Wortstellungslehre, gleichsam eine Taktik und Terrainlehre. Der Abgang aller Etymologie im engeren Sinne däucht mir für das Denken und Sinnen in dieser Sprache noch nachtheiliger, als der Abgang aller Flexionen, auch abgesehen davon, daß die Anzahl der möglichen Sylben an sich beschränkt, und für die sinesische Zunge auf 450, durch Abänderungen des Tones auf 1200 zusammen gezogen ist, folglich sehr bald und in den meisten Fällen zur Zusammensetzung die Zuflucht genommen werden muß.

Das Indosinesische Sprachsystem hat nach Marshman 183 flg. drey Kennzeichen: those of being originally monosyllabic, nearly all intonated, and without inflection. Das Sanskritsprachsystem dagegen, setzt er, ist vielsylbig, wechselt die Betonung nicht (?) und wandelt ab. Gerade nun die strenge Einsylbigkeit nebst der Betonung machen mich an der Ursprünglichkeit, — nicht am Alterthum — dieser Sprache etwas irre; was einsylbig sey, was nicht, das hängt von der Uebung ab; z. B. weit wird schon im Munde vieler Deutschen, wenn sie es ächtschwäbisch aussprechen wollen, zweysylbig, und so beynahe alle unsere Diphthongen für Franzosen, und noch mehr für Neugriechen, Schnauzbart z. B. wird in dieser ihrem Munde 4 — 5 sylbig, bis sie die Organe eingeübt haben. Diphthongen sind aber in keiner Sprache das Ursprüngliche, überall setzen sie sich erst später an, und in vielen Sprachen, gerade den reinsten, kommen sie niemals zu großer Herrschaft, z. B. nicht im Semitischen; die sinesischen Diphthonge scheinen überdieß mannichfaltiger und zusammengesetzter zu seyn, als in allen übrigen Zungen zusammen. Auch der Nasalton im Auslaut und selbst im Anlaut scheint

dort weitere Herrschaft zu haben, als sonst irgendwo; eben auch er kann kaum für ursprünglich gelten. Ueberall da, wo die bestimmte reine Lautgelenkung nachläßt, wird das mehrsylbige Wort bald einsylbig, und dann zumal, wann der Ton zur Herrschaft gelangt; alsdann folgt Verschluckung und Zusammenzwängung der Sylben, die gar wohl zur Einsylbigkeit führen konnte, wenn sie schon auf den ersten Entwicklungsstufen einer Sprache das Uebergewicht erhielt, als weder die Ableitung, noch die Beugung einen weiten und festen Spielraum sich verschafft hatten.

Aber auch die Wortbetonung ist nirgend etwas ursprüngliches; und seit den Jahrhunderten, daß sie im Deutschen die Obermacht führt, sind viele Wörter zumal in den Mundarten einsylbig geworden, die es von Haus aus nicht sind; und im Böhmischen herrscht der Ton nicht vor; folglich darf da und kann da nicht so das Tonlose der Sylbe verschluckt werden, wie bey uns und von den Engländern in ihrer Sprache geschieht.

Sieht man endlich auf die Erweichungen der Consonanten, auf ihre Abschleifung und Verwandtschaft zu bestimmten Vocalen; so läßt sich nicht ohne Grund vermuthen, daß in den vielen sinesischen Diphthongen mancherley Consonanten untergegangen seyn mögen. Wie viel oder wenig hiebey der eigenthümliche Bau der Nasse, der die Sinesen zugehören, gewirkt haben kann, dieß anzugeben liegt gänzlich außer meinem Bereich. Nach all dem erräth man leicht, daß mir die sinesische Sprache als eine in der Materiatur des Wortes und Begriffes erstorbene, eigentlich todte und verfallene Sprache vorkommt, welcher eben deshalb nur ein äusseres Hülfsmittel der Wortfolge blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Fortsetzung).

Sieht man demnach auf den sinesischen Sprachbau, so wäre die obige Frage leicht entschieden, die Frage: ob der Satz das erste gewesen, aus dem allmählich im Laufe der Zeit die einzelnen Theile sich abgetrennt und selbständig gegliedert haben? oder ob die Rede von einzelnen Wörtern und deren Gliederung zum Satze fortgeschritten sey? Das Sinesische baut den Satz, Stein an Stein fügend. Dagegen das Huronische, wie aus einer Stelle Sagards erinnerlich seyn wird, besteht großentheils aus Phrasen, — und kann vielmals nicht anders als in ganzen Sätzen sprechen.

Weil demnach die geschichtliche Erfahrung nicht weiter hilft, so wenden wir uns desfalls wieder an die entsprechendsten und unserem Gegenstande nächsten Analogien und Vorbilder. Das Auge sieht Farben und Umriß oder Fläche; das Ohr hört den Ton und wie er in Zwischentönen abklingt — geschwinder oder langsamer; das Getast empfindet den Widerstand je eines Körpers auf die mannichfaltigste Weise, und jeder Sinn vernimmt und verkündet neben her noch die κοιναὶ αἰσθήσεις, Bewegung, Ruhe, Einheit, Anzahl, Intension und Extension (Größe und Grad), endlich Discretes und Stätiges ꝛc. Der Verstand faßt einen Begriff als eine syntheticsche Einheit der Apperception, die sofort, so wie sie näher betrachtet wird, sich in eine Vielheit von Merkmalen auseinanderschlägt, sich ungetrennt in eine unbestimmbare Menge von Theilvorstellungen, — wesentlichen und unwesentlichen aufschließt. Beyher spielen überall ein die Begriffe der Einerleyheit und Verschiedenheit, der Einstimmung und des Widerstreites, des Inneren und Aeußeren, der Materie und Form und der Vergleichung überhaupt.

Die Natur endlich in allem, was sie schafft, setzt alle Theile zumal an; — der Keim birgt sein ganzes Gewächs, die Eichel birgt die Eiche in sich, die kleinsten eingewickelten Theile entwickeln sich nur aus ihrer Unsichtbarkeit und Verborgenheit durch Vergrößerung und entfalten und gliedern sich mit der Zunahme der Größe und Stärke mehr und mehr bis zu einer gewissen Selbständigkeit und einem eigenen Daseyn am ganzen Stamme; und nur wenige Theile, wie Blüthe und Frucht, treibt das Gewächs erst später; wann es das Endziel seiner individualen Entwickelung erreicht hat, dann setzt es zur Erhaltung und Entwickelung seiner Gattung an. Und wie im Gewächsreich, so verfährt die Natur auch im Thierreich. Und auch der Künstler, der Maler, der Dichter, der Bildhauer, er schreitet zwar in der Bearbeitung seines Stoffes nur von Stelle zu Stelle, von Theil zu Theil, aber, wie die Natur, muß er, bevor er irgend Hand anlegt, die Idee des hervorzubringenden Bildes im Ganzen und in allen seinen Theilen scharf und klar und bestimmt gefaßt haben.

Nach diesen und ähnlichen Analogien und Vorbildern dürfte man vermuthen, daß die anfangenden Sprachen zuerst Sätze bezeichnet haben werden, wie denn die Interjection, der Empfindungslaut noch immer und überall satzumfänglich ist, und wie dergleichen Wörter die Sprachen wohl auch späterhin wieder schaffen, dergleichen etwa im Griechischen sind: κριωφαγέω, σωφρονέω und σωφρονίζω, σαλπίζει (sc. ὁ σαλπιγκτής), βροντᾷ, ἀστράπτει u. dgl. Von dieser Art kann man einige amerikanische Sprachen zu seyn ansehen; — sie unterscheiden sinnlich scharf und bezeichnen demnach eben so; aber sie verallgemeinern zu wenig, sie unterscheiden und gliedern zu wenig mit dem Verstand, so daß ebendeshalb ein Satz sich weder in Materie noch Form mehr gleich sieht, sobald nur ein oder das andere Moment in demselben sich ändert. Wenn man sagt: die Sprache habe mit dem Satz begonnen; aus ihm habe sich das Einzelne abgelöst und das Wort gegliedert zu allen seinen Functionen: so kann das manchen Leser überraschen und bedünken, die Sache werde hiedurch nur auf den Kopf gestellt. Indessen ist diese Idee und Ansicht von der Sprache, die in neuerer Zeit öfters berührt worden ist, schon im Grunde die des Plato, wie ich noch im weiteren Verfolg anführen werde; und sie hat nicht mehr hinter sich, als der allgemein gäng und gebe Satz, daß die Prosa später sey als die Poesie — litterarisch nämlich und im Ganzen. Denn Niemand wird hoffentlich jene Meynung so verstehen, als ob kein einzelnes Wort außer dem Satze da gewesen sey. Denn der Satz ist das Gewebe; „das Wort aber ist, wie Plato im Kratylus S. 388 sagt, ein belehrendes Werkzeug, und ein das Wesen unterscheidendes und sonderndes, wie die Weberlade für das Gewebe.“ Das Gewebe ist eine Syntheſis; es gibt aber keine Syntheſis — auch im Denken und Urtheilen nicht — ohne vorgängige Analyſis, d. h. — im Satz, ohne Wort! Der Satz aber entscheidet und zersetzt sich zu oberst in die beyden Pole des Subjectes und des Prädicates — vrgl. Plato Cratyl. p. 387 Arist. π. ερμ. c. 3. 4. Hermann de em. rat. Gramm. gr. l. II. c. 2. p. 127 flg. — sie lösen sich zuerst vom Satze, sie setzen sich zuerst selbständig — durch die Form, oder durch ihre Stelle. Neben Subject und Prädicat als Ur-Theilen des Urtheils wird in den Logiken als ein solcher noch genannt die Copula, das Ist! — Das Ist, für sich, kommt aber zu weder dem Subject, noch dem Prädicat, weder der Materie, noch der Form; es besagt, wie Schelling vom Seyn überhaupt lehrt, das Ineinanderscheinen des Wesens und der Form, die ewige Geburt des Subjectes im Prädicate, und die gleichewige Wiederaufnahme des Prädicats im Subjecte; — es besagt eben nur die Syntheſis, die ungetheilte Einheit und Gleichsetzung der Materie und Form; es besagt dasselbige, was das algebraische Gleichheits- und geometrische Aehnlichkeitszeichen. Jede Gleichung ist entweder vollständig, oder unvollständig; — desgleichen jeder Satz! Nur die Definition aber und Beschreibung ist sprachlich eine vollständige Gleichung, so weit diese hier verlangt werden kann; nur die Definition und Beschreibung ist, was in der Algebra die Formeln: $8^3 = 8.8.8$ oder was $x^2 - y^2 = (x + y)\ x\ (x - y)$ oder was $9 = 3 + 3 - 7 + 4 + 8 - 2$. u. dgl. m. Aber der unvollständige Satz auch enthält eine Gleichung, dergleichen eine aber, wie $15 = 30 + .. - ...$ oder dergleichen $7 = 17 - ...$ ist; und wie ja selbst die Quadratwurzel jeder Zahl und überhaupt die Wurzel aus x^{2n} allezeit einen doppelten Werth erhält und sowohl positiv als negativ genommen werden kann, und die Gleichung demnach im Allgemeinen eine doppelte Auflösung zuläßt. Wie Platon gesagt haben soll: ὁ θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ (Plat. sympos. VIII, 2.): so darf man sagen: ὁ ἄνθρωπος ἀεὶ λογίζεται, er redet d. h. er raitet immer; ob richtig oder unrichtig er raitet und rechnet, darauf kommt es der Grammatik nicht an, sondern der Logik. Daß aber jene Copula, jenes Band, jenes Gleichheitszeichen lange in der Tiefe des Gedankens verborgen (in profundo

demersam — penitus abstrusam — nach Demokritus bey Cicero Acc. I. 12, 44. und II. 10, 32. —) gelegen, und — sprachlich — nicht herausgetreten, dieß ist um so natürlicher und begreiflicher, weil in dem Ist die erste ursprüngliche Thätigkeit des freyen Denkens sich offenbart.

Der Setzung, die durch das Ist ausgesprochen wird, geht voraus die Erregung und Füllung — πλήρωσις — mit Setzbarem; das verbum substantivum — ῥῆμα ὑπαρκτικόν s. οὐσιαστικόν ist daher, gleich allen andern zu Hülfsverben herabgesetzten, überall mehr oder minder materiell; man erinnere sich nur an die Hülfsverben der romanischen Sprachen: avere avoir und habèr neben tenèr und tèr im Spanischen und Portugiesischen; desgleichen neben essere und ser auch estàr, und essere stato, être, devenir, venir, aller u. m. a. sie sind aus ihren concreteren Bedeutungen zu abstracter Allgemeinheit erhoben worden, und zumal das verbum substantivum ist meistentheils aus mehreren Verben zusammengesetzt, d. h. es ist irregulär und unvollständig. Daraus aber, daß das Ist, die Copula später aufschießt, folgt nicht, daß auch das Verbum überhaupt spät, oder gar später als das verbum substantivum aufgegangen sey. Es dient häufigst zur Conjugation der Verben, aber vornehmlich der späteren mehr ausgebildeten und gegliederten, nicht jedoch der beyden Urzeiten; wo es aber, wie im Persischen und Türkischen auch diese machen hilft, da kann man in der Regel schließen, daß diese Conjugation aus einem früheren gänzlichen oder theilweisen Verfall der Sprache hervorgesproßt und späteren Ursprungs sey, wie eben gleich im Neupersischen. Denn zum Stellvertreter der Setzung oder Gesetztheit eignet es sich allerdings gar sehr, eben wie auch die Pronomina und demonstrativa Stellvertreter oder Anzeiger gleichsam der Anschauung sind. Kurz, mag immerhin logisch die Copula die Wurzel und der Stellvertreter aller Verben seyn, — grammatisch ist das Seyn — Esse — gar kein Verbum, sondern so wie das Pronomen gegen das Nomen, so kann es gegen das eigentliche Verbum ein Proverbum genannt werden; und wie jenes im Satze der flectirenden Sprachen fehlen kann, so fehlt dieses in den von den arabischen Grammatikern nominalgenannten Sätzen, und wird durch das Pronomen tertiae personae هُوَ (huva) ersetzt; wenn nicht die Zeitanzeige ein tempus und sohin ein bestimmteres Verbum nöthig macht. Vrgl. Leibnitz De stylo philosophico M. Nizolii §. 14. Opp. Vol. IV. P. I. p. 48. Daher sagt man auch gewöhnlich: die Copula sey in das attributive Verbum verschmolzen; dieß ist logisch richtig, hilft aber doch gegen logische und dialektische Scherereyen nichts — διὸ οἱ μὲν τὸ ἔστιν ἀφεῖλον, ὥσπερ Λυκόφρων, οἱ δὲ τὴν λέξιν μετερρύθμιζον, ὅτι ὁ ἄνθρωπος οὐ λευκός ἐστιν, ἀλλὰ λελεύκωται, οὐδὲ βαδίζων ἐστίν, ἀλλὰ βαδίζει· ἵνα μὴ τὸ ἔστι προσάπτοντες, πολλὰ εἶναι ποιῶσι τὸ ἕν, ὡς μοναχῶς λεγομένου τοῦ ἑνὸς ἢ τοῦ ὄντος· πολλὰ δὲ τὰ ὄντα, ἢ λόγῳ, — ἢ διαιρέσει — καὶ ἢ δυνάμει ἢ ἐντελεχείᾳ etc. Aristot. ακρ. φυσ. I. 2.

Abgesehen aber auch von diesen uralten λογικαῖς δυσχερείαις, sieht man den eben angeführten Beyspielen gleich an, daß die Copula mit dem Attributiv verschmolzen, dem Satze nicht nur grammatisch, sondern auch logisch ein etwas anderes Gepräge gibt. So wichtig sie auch immer seyn mag, die Grammatik darf und muß sie mit dem Prädicat oder Attributiv zusammenfassen. Die sowohl logischen als zugleich grammatischen Satzelemente, Subject und Prädicat nun sind, jedes entweder einfach, (wie: Gott ist gerecht) oder zusammengesetzt; und diese Zusammensetzung besteht entweder in dem Verhältniß der Inhärenz, oder in dem der Dependenz, oder grammatisch ausgedrückt, entweder in dem Verhältniß der Concordanz, oder in dem des Regimen; auch können beyderley Verhältnisse zusammenstehen (z. B. der

allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde lenkt und regiert das Größeste wie das Kleinste zu einem großen Endziel ꝛc.). Im schlechten, einfachen, incomplexen Satz kommen nur die beyden Glieder der Setzung oder Gleichung, Subject und Prädicat vor; die Copula, wie gesagt, kann manchmal fehlen.

In der Behandlung des complexen Subjectes und Prädicates aber läßt sich an den drey Hauptsprachstämmen der kaukasischen Rasse die Ablösung und Gliederung oder Flexion der Theile noch recht gut nachweisen, so verschieden sie auch hier im übrigen sind. Das durch ein Attribut determinirte Subject, desgleichen jeden ähnlichen Prädicatstheil — macht die Sanskritin gerne zu Einem Worte in der karmadhâraya genannten Zusammensetzung; demnach das Adjectiv unflectirt, in seinem Grundstamm dem Nennworte angequickt wird; wie wir auch sagen: der Biedermann, statt der biedere Mann, so kann sie aber alles der Art sagen, z. B. Sauerwein (e, es, en) statt sauren Weines u. s. f. sie sagt adhipati gerade wie wir: Oberherr und dgl. m. Natürlich daß die Flexion wohl auch gebraucht werden kann, und eintreten muß, sobald das Adjectiv von seinem Nomen durch zwischen eingeschaltete Wörter getrennt, sobald es eben als abgelöset erscheint. Im Deutschen haben sich dergleichen Zusammensetzungen jetzt meistens zu Eigennamen gemacht z. B. Gutmann, und daneben auch Gutermann, Eitelwein. Auch die bahuvrîhi, tatpurusha u. s. w. genannten Compositionen haben sich bey uns, zwar in der Sprache überhaupt, zumal aber in den Familiennamen erhalten, z. B. der Gernewitz, Gerngroß, Großschädel, Gareis, Störenfried, Springinsfeld, der Haudegen und viele andere.

Im Türkischen wird die Concordanz des Attributs durch seine Stellung vor dem zugehörigen Nomen ohne weitere Flexion angezeigt, z. B. ziyâdeh kâmil ve ôqumush bir adem überaus vollkommen und gelehrt ein Mann (ein überaus vollkommener u. gelehrter Mann) bleibt in allen casibus und im Plural sich gleich bis auf âdem, welches allein declinirt wird. Sobald aber das Adjectiv in substantiver Bedeutung gesetzt ist, so muß es flectirt werden, wie jedes Nomen. Umgekehrt verfährt der Semite, der das Adjectiv nachsetzt; und der Araber flectirt es überdieß. So viel kürzlich von der Inhärenz und Concordanz. Die Dependenz aber oder das Regimen tritt sanskritisch gerne in der bahuvrîhi und tatpurusha genannten Zusammensetzung ein, demnach sie liebewund statt von Liebe verwundet, honigtrunken u. dgl. m. sagen. Alle der Art Compositionen im größesten Umfang hat Rückert glücklichst nachgebildet, so weit nur eben das Vermögen unserer Sprache reicht. Im Semitischen wird die Einheit des Wortes, wie des Gedankens, erreicht durch den status constructus, durch die Einheit des Tones, der auch auf die Wortform, auf die Vocalisation, wirkt. Im Türkischen sagt man: اوِ صاحِبي (Haus-Herr desselben = Hausherr) und اوِڭ صاحِبي (evuñ sâhiby = des Hauses — Herr desselben, der Hausherr). Dieß mag vorläufig genügen, um die Ansicht zu erläutern, daß, und wie die einzelnen Wörterklassen sich aus dem Satze zu selbständigen Gewächsen herausgebildet haben können. Daß die gerade entgegengesetzte Ansicht nicht minder möglich gedacht werden kann, versteht sich aus dem vorerwähnten Satz, daß die Wurzel jeder Zahl mehrere Werthe hat. Dieser Werth besteht in unserem Falle wohl schwerlich in der Lautgelenkigkeit, sondern vielmehr in der Denkgelenkigkeit der Völker; und diese hat wohl auch ihre bestimmten Perioden, welche in der kaukasischen Rasse mit der Scheidung der Semiten und Japhetiden bezeichnet sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes, von Wilhelm v. Humboldt. Berlin 1836. 4. XI. 511 SS.

(Schluß.)

Vor dieser Periode mag man sich die Sprache der Menschen unflectirt, und folglich die Satztheile auch nur durch ihre Stellung bestimmt denken; wenn man nicht lieber annimmt, daß jene Gränzscheide zweyer Perioden durch ein physisches und psychisches Ereigniß bezeichnet gewesen, dergleichen die Mythologie aller alten Völker kennt und auch Plato im Staatsmann berührt hat. Ein dergleichen Ereigniß tritt bey jedem Einzelnen ein, dann zumal, wenn er — in der Kindheit — sich der Naturleitung entzieht, und der Selbstleitung durch den Begriff vertraut; — dieß geschieht immer nur theilweise und nur allmählich eben so, wenn er vom Instinct was immer für einer Art und im weitesten Sinne abfällt, und sich durch Lust und Gier, Erinnerung, Begriffe ꝛc. bestimmt; die Antinomie, der Widerstreit der Naturgewalt und der Selbstbestimmung herrscht in jedem Einzelnen wie in den Völkern das ganze Leben hindurch; ihre naturgemäße Stellung und Einstimmung der ersteren unter der andern ist allgemeine Aufgabe und das Rechte. Bey Völkern oder vielmehr bey Geschlechtern und Stämmen ist es ein dergleichen Ereigniß, wenn sie die Organisation der Natur in der Familie, im Patriarchenthum ꝛc. verlassen, und diesen ersten Naturstaat in einen Begriffsstaat, verwandeln und übersetzen, sey es nun durch Ueberwältigung zur Despotie, oder so, daß die Hausväter, weil in ihnen allen noch der gleiche Charakter lebendig ist, gemeinschaftlich ihre Verhältnisse in Begriff und Gesetz umsetzen, und die Demokratie stiften. In dieser herrscht der ethische Begriff der Gleichstellung, dergleichen in der Sprache die Personwörter ausdrücken.

Neben den transcendentalen Ausdrücken, neben dem Satz mit Subject, Prädicat und Copula sammt deren Gliedern sind sprachlich von ganz besonderer Wichtigkeit die Personwörter, zu denen meistens mehrere andere reflexive und quantitative Begriffe und Wörter gesellt werden. Die Personwörter mit den verwandten unterscheiden sich von anderen Wörterklassen darin, daß sie nach ihrem logischen Gehalt nicht bestimmt werden können, daß dieser in der Anschauung gegeben seyn muß. Im Gegensatz mit den anderen Redetheilen dienen die Pronomina, den Begriff, das Allgemeine wieder gleichsam auf die Anschauung, auf die Individualität zurückzuführen, wie zum Eigennamen zu stempeln; die verwandten zugezählten aber dienen zur Vergleichung und Bestimmung des Umfanges. In den Personwörtern, den demonstrativen u. a. weiset die Sprache auf den letzten Endzweck alles Denkens, Begriff und Anschauung in Eins zu bilden; zu diesem Ende wird alle Wahrnehmung in den Begriff übersetzt, sucht alle und jede Wissenschaft das von der Natur Gebotene, Unmittelbare,

zu vermitteln und mindestens theilweise zu begründen; und um deswillen muß jede Art Forschung und auch die Sprachschöpfung sich erst von der Natur entfernen, um mit bewußter Gewißheit und freyer Selbständigkeit in ihrer Vollendung als Erkenntniß und Wissenschaft sich der Natur gleich und über sie zu stellen. Die Personwörter nun haben von vorne herein diese Richtung; im Ich und Du insbesondere tritt vorzugsweise bedeutsam die ethische Gleichstellung und Anerkennung hervor; und die drey sprachlichen Personen kann man mit Mann, Weib und Gesinde vergleichen. Fast in allen Redetheilen kann man eine ihnen entsprechende Abtheilung nachweisen, zumal unter den Präpositionen, die zur Anschauung zurückzuführen bestimmt ist.

Die Copula dagegen, das Ist, so wie auch Bejahung und Verneinung nebst den Causalpartikeln stehen auf der logischen Seite. Und hienach entscheidet sich auch hier die frühere Frage: ob allgemeine oder sonderheitliche Begriffswörter die ersten gewesen? dahin, daß dieß so schlechthin nicht bestimmt werden könne, daß es eben auf den Begriff, und folglich vor allem auf den ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechtes ankomme, wie dieser eben angenommen wird; daß demnach beydes gleich möglich gewesen, und beydes abwechselnd statt gefunden haben werde.

Eben diese Antwort erfolgt auch auf die andere Frage: ob die Selbständnisse oder die Beygängnisse früher bezeichnet worden, ob das Nomen oder das Verbum der erste Redetheil gewesen? wenn man auch davon absiehet, daß jedes Wort bestimmter Redetheil erst durch Flexion und im Satze wird; da aber gehen beyde nothwendig immer neben einander her. Den Verbalbegriff darf man in den Wurzeln wohl nur insofern als vorherrschend betrachten, als im Verbum ein ganzer Satz oder doch das Hauptstück desselben liegt, und insofern als viele Nomina Satzgefäße sind und die Richtigkeit der Benennung demnach auf der Richtigkeit des Urtheils (λόγος) beruhet, wie schon Plato im Kratylus S. 387 fgg. ausführt, wonach z. B. ἕκτωρ und Ἀστυάναξ das gleiche besagen; hierin stimmen alle Sprachen mit Plato's Bemerkung; auch hastin = mann praeditus st. Elefant, pâdapa = pede bibens für vixa = crescens d. i. Baum und die vielen arabischen Namen für Schwert, Löwe, Kameel ꝛc. sind lauter abgekürzte Urtheile. Zwar der Imperativ strebt nach Einsylbigkeit; jeder andere Satz aber wird naturnothwendig Mehrsylbigkeit fordern, wenn man vom Sinesischen absiehet, das mir überdieß nur durch Verfall der Sprache überhaupt, und nur unrein einsylbig geworden zu seyn vorkommt. Die sanskritischen Wurzeln sind zwar weitaus der größeste Theil einsylbig; sie enthalten aber trotz dem schon Zusammensetzungen, wie von einigen Pott in den Etymologischen Forschungen nachgewiesen, und von noch mehreren vermuthet hat; zudem enthalten sie vielfältig so harte Consonantenverbindungen, daß ich dergleichen am Anfang der Sprachen nicht denken kann, soweit hier überhaupt von einem Anfang nach dem unergründlichen Uranfang der Sprache die Rede seyn kann.

Die semitische Zweysylbigkeit mit meistens drey Buchstaben dünkt mir weitaus das Wahrscheinlichste, zumal hier namentlich im Arabischen die reinste und leichteste Lautgliederung statt findet, demnach niemals zwey Consonanten eine Sylbe weder anfangen noch schließen, und überhaupt eine so deutliche und sonore Lautgelenkung und Articulation noch jetzo herrschet, daß sie den ganz Landfremden sogar sich bemerklich macht, wie der treffliche amerikanische Capitain Riley (Schicksale und Reisen an der Westküste und im Süden von Afrika) sogar von den Mauren mehrmal erinnert.

Die Begriffe der Einsylbigkeit und Mehrsylbigkeit mit einem oder zwey und drey Radicalen, auch nur in Beziehung auf den relativen Anfang

der Sprachen und selbst derer innerhalb der kaukasischen Rasse darf man nicht zu sehr urgiren; und Humboldt selbst macht S. 395 fg. nach Gesenius und Ewald auf diesen Punct aufmerksam, daß das Princip der Dreystabigkeit im Semitischen sich allmählich festgesetzt und ausgebreitet habe. Es hängt diese Erscheinung nahe mit der Frage zusammen, die Humboldt in §. 4. behandelt, ob sich die Sprachen mit eins oder nach und nach entscheiden? Sie gehen jede, urtheilt Humboldt richtig, aus einem bestimmten Grundton, den sie im Verfolg durchführen, mit dem sich jeder vorhergesetzte und eingeübte Ton dann irgendwie in Einklang setzen muß. Und mit dem Gedanken wächst und verfeinert sich die Sprache nicht nur material, sondern auch formal. Aber wie sie im Lauf der Zeit manches Material absetzt, und liegen läßt, — verborum vetus interit aetas — eben so stoßt sie auch manche Formen ab. So verwandt z. B. die Sanskrita, Römerin und Griechin sind: das Passivum hat sich jedwede auf ihrem ganz eigenen Wege geschaffen, die Römerin fast wie die Schwedin durch r = s. Sie gleichen sich im Grundbau, nicht aber im Ausbau; demnach haben die genannten drey Schwestern (einer noch unbekannten Mutter) auch nur 2 — 3 Tempora ursprünglich gemein, wiewohl sie jedwede deren mehrere und auf sehr entsprechende Weise nachgetrieben haben. Das Gleiche gilt von den Modis; diese hat nur die Griechin in aller Vollkommenheit ausgebildet; im Sanskrit ist der Precativus und Conditionalis ein etwas schwacher Nachtrieb; dagegen hat es den Modus Let' fallen lassen, so wie die Griechin die Verbalformen der Wiederholung (παιτάασκον etc.) nach Homer nebst verschiedenen Ortscasus in σε, θεν, θι u. a. m. außer den gemeinen Umlauf und Gebrauch hat kommen lassen; hinwiederum hat erst nach Homer das sogenannte Perfectum Ium weiter und weiter um sich gegriffen. Eine ähnliche Entledigung von Reichthum an Verbalformen zeigen die andern semitischen Mundarten gegen das Arabische, und zeigen in dem Casus und Numerus die neueren germanischen Sprachen gegen den ältesten Stamm derselben; und im Türkischen und Ungarischen sind wohl zu keiner Zeit von keinem Verbalstamm alle möglichen Formen auch nur versucht worden, geschweige, daß sie im Umlauf sollten gewesen seyn; s. Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammatice demonstrata auctore Sam. Gyarmathi Göttingen 1799 S. 240 fgg. Hinwiederum hat sich die neuere dänische und schwedische Sprache bey dem Verfall der alten Formen zwey Declinationen (oder wie soll man's nennen?) geschaffen, eine unbestimmte durch Vorsetzung, und eine bestimmte durch Anquickung des Artikels; und in dem letzteren Verfahren treffen sie mit der Walachischen nahebey zusammen; s. Jo Alexi Grammatica Daco-Romana sive Valachica Viennae 1826. S. 37 fg.; und die romanischen Sprachen haben aus dem Zerfall der lateinischen sich, wie sie jetzo erscheinen, einfache Tempora gemacht, die gleichwohl zusammengesetzt sind, z. B. das französische j'aimerai aus dem Infinitiv aimer mit dem praesens des verbi avoir, so das Italienische crederei, crederesti etc. aus credere + ebbi, avesti, ebbe etc. S. Fernow Italienische Sprachlehre Bd. I. S. 244 fgg. und Sandvos Spanische Sprachlehre. S. 48 fg. yo librarlo he wofür die jetzige Sprache sagt: yo lo libraré u. d. m. Vrgl. Sylv. de Sacy in Notices et Extraits etc: Vol. IV. p. 640 fg.

Aus diesen wenigen Beyspielen leuchtet schon sattsam ein, daß die Sprachen vielhundert und tausendjährige Gewächse sind, die sich aus einem bestimmten Keim entwickeln, in üppigem Laubwerk wuchern, in Ueberfülle von Aesten und Zweigen, Augen, Trieben und Blüthen sich ausbreitend bekronen, von Zeit zu Zeit theilweise absterben, und hinwie-

derum neu sich erquicken; sie bilden sich mannichfaltig um in Gehalt und Gestalt, ohne je aus ihrer Art zu schlagen; sie wachsen so lange je ihr Lebensprincip, der Nationalgeist, kräftig treibt, und altern und verdorren, sowie dieser abnimmt und abstirbt. Selbst die mannichfachsten Mischungen der Völker vermögen nicht die Grundanlage einer Sprache vom Grund aus umzuändern, wie am Neupersischen und andern ersichtlich ist; so wenig als jeder Art Impfungen den sie tragenden Baum im Keim und dessen Grundtrieb umändern. Was aber den Ansatz zu einem Keim aus der Möglichkeit zur bestimmten Wirklichkeit erweckt, was ihn labet und coagulirt: dieß in Wahrheit zu erspähen, darf nur von einem Genius erwartet werden, in welchem vollständige Bewältigung des historischen und empirischen Materials mit Feinheit und Tiefe durchdringender Geistesskraft und mit rein menschlich und dichterisch gestaltender Phantasie und Combinationsgabe in einträchtigem Bunde sich vereinigen und zusammenwirken. Dieses demnach beyseite gelassen, so weiß man, daß das keimende Gewächs, der Baum, wächst durch Ansatz, von außen aufnehmend, das Aufgenommene innerlich umbildend und das Umgebildete und Angeeignete wiederum mehr oder minder an sich selbst hervortreibend und ans Licht bringend in mannichfaltigen kleineren Organismen. Dieses auf die Sprachen angewandt und namentlich auf die Flexionen, wie dieselben der vollständig gegliederte Satz fordert; so möchte man vermuthen, daß auch sie, wenn sie ja Gewächse sind, wie es die in Frage genannten drey Sprachklassen der kaukasischen Rasse, jede auf einer andern Stufe, doch wohl sind, nicht durch bloßen äußern An- und Zusatz, sondern durch Intussusception wachsen und sich organisiren werden. Wie es eine jede thut, dieß bleibe einem andern Artikel vorbehalten; nur dieß mag hier schon zum Voraus bemerkt werden, daß die durch wundervolle Zeichnungen, durch Farbenglanz und mehr Aehnliches

ausdruckvolle Sanskrita mit ihren Schwestern, der plastisch ausgearbeiteten, in Gehalt und Gestalt vollendeten Hellenide und Römerin über die musikalische Semitin, und selbst über die in Perioden prachtvolle architektonische Türkin nicht in dem Maaß mehr Vorzüge aussprechen zu dürfen scheint, daß ihr Sprachbau der weniger vollkommene genannt werden könnte. Es möchte auf dieses Urtheil vermuthlich die Werthschätzung der bezüglichen Litteraturen und der Leistungen in jeder Einfluß gehabt haben; vorerst aber ist diese Werthschätzung noch immer nur für die Griechen fest begründet und unbestreitbar; sodann aber ist auch der Sprachbau als solcher noch etwas ganz anderes, als die Literatur, das Schriftenthum, das sich überall nur sehr trümmerhaft erhalten hat. Wenn die Hellenide sammt der römischen und Sanskrit-Literatur die objective Seite des menschlichen Geistes ausspricht und repräsentirt: so prägt die semitische die subjective Seite aus; sie stellt in der alten Welt und für Asien das Gemüth dar, und läßt schon in ihrem Vocalismus, und dem übrigen Lautverhalt eben soviel, ja wohl sogar mehr hohen und tiefen Sinn, mehr Innigkeit und Zartheit der Empfindung und des Gefühls, mehr lautere Seele und Geist durchscheinen und durchklingen, als viele der indoeuropäischen Idiome. Aus diesem Grunde wird es wohl auch kommen, daß bey keinem semitischen Volke eine feste Mythologie ausgebildet worden und festgewurzelt ist; daß von ihnen die ursprüngliche Gotteslehre mehr oder minder rein, von den ältesten Zeiten Abrahams her bewahrt worden, daß endlich von ihnen allein alle monotheistischen Religionen mit Anerkennung eines freyen supramundanen Gottes, Weltschöpfers und Regierers ausgegangen sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

G. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

Die Absicht des Verf. ist, aus den fünf Reden, welche Hegel als Rector des Gymnasiums zu Nürnberg von 1809 bis 1815 gehalten hat, nicht nur die pädagogischen Ansichten und Grundsätze des Mannes, sondern auch seine gesammte Wirksamkeit in dem gedachten Amte darzulegen. Den Inhalt dieser Reden giebt Hr. Kapp S. 9. f. also an:

„In der ersten Rede handelt Hegel vom Geist und Zweck der Gymnasien, und zeigt, daß das Studium der Alten in ihrer eigenthümlichen Sprache und das grammatische Studium die Grundzüge des Princips ausmacht, welches die gelehrte Schule charakterisirt.

In der zweyten geht er zur Disciplin als der Bildung zum sittlichen Charakter über, und spricht es aus, daß nur der überhaupt gebildete Mensch auch ein sittlich gebildeter seyn könne;

In der dritten Rede verbreitet er sich ausführlicher über das Verhältniß der Schule und des Schulunterrichtes zur sittlichen Bildung des Menschen überhaupt;

In der vierten knüpft er an die Entlassung der Abiturienten die nähere Betrachtung über das Verhältniß der Gymnasialstudien und der Berufswissenschaft;

In der fünften erkennt er die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Erziehung der Jugend als eine der guten Früchte dieser Zeit dankbar an, und schließt und greift so mit einem prophetischen Worte über die Erscheinungen der Jugend dieser Zeit in die Geschichte unserer Tage.“

Eine Beurtheilung der in diesen Reden ausgesprochenen Ansichten Hegels liegt unsrem Zwecke fern, der auf die Beurtheilung der Anwendung gerichtet ist, die hier von denselben gemacht worden ist; doch möchte es geeignet seyn, da sie die Grundlage der ganzen Schrift bilden, sie mit einigen Worten zu charakterisiren, indem wir aus der historischen Einleitung des Hrn. K. das zu ihrer rechten Würdigung Nöthige vorausschicken. Nachdem Hegel „unter dem Donner der Schlacht von Jena“ seine Phänomenologie des Geistes vollendet hatte, suchte er, weil alle höhern Lebensinteressen im Norden von Deutschland gefährdet erschienen, ein Asyl in Bayern, und nachdem er einige Zeit die Bamberger Zeitung redigirt hatte, wurde ihm die „seinem innersten Berufe auf den ersten Blick so unpassende“ Stelle eines Rectors des k. Gymnasiums zu Nürnberg mit der Professur der philosophischen Vorbereitungswissenschaften verliehen. Er wurde also durch den Drang der Umstände in einen Berufskreis gebracht, der seinem geistigen Streben nicht entsprach, zu dem er jedoch dadurch eine gute Vorbereitung genossen hatte, daß er vor seinem Auftreten in Jena etwa acht Jahre Hauslehrer gewesen war.

Diesem gemäß mußte ihm der Lehresberuf mehr

Sache der Abstraction, als eigentlicher Lebenszweck seyn. Vergleichen wir daher diese Reden mit den Darstellungen des oben besprochenen Werkes, so finden wir uns, obgleich die in demselben ausgesprochenen Ansichten vielfach, und in der Hauptsache durchaus mit jenen zusammentreffen, doch hier öfters auf den Standpunct der Reflexion gestellt, wo das Leben in der Schule Anderes gebietet. Wir wollen hierbey nur auf Eines aufmerksam machen, auf die strenge Abgränzung der Wirksamkeit der Schule im Verhältnisse zur Familie und zur Kirche. In der zweyten Rede finden wir nämlich eine freundliche Verständigung zwischen Aeltern und Lehrern, aber in der dritten wird die unmittelbare Einwirkung der Schule auf ihre Zöglinge auf das Studienhaus beschränkt, außer demselben werden diese allein der Gewalt der Aeltern oder der Aeltern-Stelle bey ihnen Vertretenden anheim gegeben, denen es freystehen soll, welche Freyheit sie ihnen gestatten, welchen Umgang sie ihnen erlauben, und welche Art von Vergnügungen sie ihnen zugestehen wollen. Die Beaufsichtigung des Kirchenbesuchs wird nur als eine Tradition und alte Gewohnheit betrachtet, indem diejenige eigenthümliche Art der Beschäftigung mit der Religion, die nicht in den Schulunterricht fällt, dem kirchlichen Zwecke angehöre. Wohlthuend ist übrigens die sich in mehreren Reden aussprechende Sorge für die bedürftigen Schüler der Anstalt; und überhaupt enthalten dieselben so viel Treffliches, was von reiner Achtung für das klassische Studium und regem Eifer für die Erhaltung und die rechte Pflege desselben zeugt, daß man Hrn. K. die Verbreitung derselben unter ein größeres Publikum, sofern die Herausgeber von Hegels Werken damit einverstanden sind, nicht genug danken kann. In wie fern wir aber mit seiner Art der Benützung dieser Reden einverstanden seyn können, soll das Folgende zeigen.

Fürs Erste ließe sich wohl an und für sich eine Einwendung erheben gegen die Zerstücklung der Reden, um unter verschiedenen Rubriken das Dahingehörige anzubringen, indem so die disjecta membra den Eindruck nicht hervorbringen können, den die von Anfang bis zu Ende wohl durchdachten Reden machen, wenn man sie im Zusammenhange liest, was Ref. aus eigener Erfahrung sagen kann, der sie zuerst aus diesen Auszügen, und dann erst in ihrer Vollständigkeit kennen lernte. Doch wir wollen das Einzelne ins Auge fassen.

Nach dem geschichtlichen Eingange, von dem oben das Wesentliche bereits angegeben wurde, betrachtet Hr. K. (nach der vorgedruckten Uebersicht des Inhalts) Hegel als Gymnasial-Rector, I. Wie er sein Amt begriffen: 1) als Grammatik, 2) als Disciplin, 3) in der höhern Einheit beyder als der Zucht des Willens durch den Gedanken. Abgesehen davon, daß es nicht recht deutlich ist, wie überhaupt Hegel sein Amt als Grammatik begreifen konnte, ist zu bemerken, daß durch diese Rubricirung den Ansichten desselben ein sehr schlechter Dienst geleistet wird; denn, was wir in den angeführten Stellen der Rede lesen, zeigt uns, daß er zwar allerdings nach S. 21. das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden könne, als den Anfang der logischen Bildung, und in Folge dessen S. 25. nicht nur als Mittel, sondern auch als Zweck betrachtet; allein er hat in dem Vorhergehenden ausführlich von der Bedeutung des Studiums der Alten in ihrer eigenthümlichen Sprache gehandelt; er hat S. 16. ausgesprochen: „Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß, wer die Werke des Alterthums nicht gekannt hat, gelebt hat, ohne die Schönheit zu kennen;“ und stellt das Studium der Alten (S. 23) dem grammatischen Studium geradezu als den andern Grundzug des Princips der gelehrten Anstalten gegenüber; so daß Hegel nach seinen Worten keineswegs so einseitig erscheint, als er hier dargestellt wird.

Ueber die Disciplin finden wir reichliche An-

deutungen der Ansichten Hegels, die von dem größten Interesse auch für den seyn müssen, der nicht in Allem, wie oben angedeutet worden ist, mit ihnen einverstanden seyn kann; namentlich sind seine Worte über den nöthigen Ernst bey der Beaufsichtigung des Privatfleißes sehr zu beherzigen. Sieht man sich aber nach dem um, was er über die höhere Einheit der Grammatik und Disciplin gesagt habe, so sucht man, an den in der Ueberschrift angeführten Stellen vergebens; denn man findet nur wenige Worte, in denen Hr. K. aus dem Vorhergehenden das als Resultat zieht, was vorne als dritter Punct angegeben ist.

Daß die Ansichten Hegels über Erziehung und Unterricht aus den hier zu Grunde liegenden Reden im Allgemeinen dargethan werden können, läßt sich nicht in Abrede stellen; ob diese aber Stoff genug enthalten, um daraus die Amtsführung Hegels förmlich systematisch zu entwickeln, möchte sich von vorne herein bezweifeln lassen; doch wir wollen sehen, wie dieses gelungen ist.

Herr K. theilt ein: II. Wie er dasselbe (sein Amt) verwaltet habe: 1) die Sache, 2) die Personen. Nach den Unterabtheilungen sieht man, daß er damit sagen wollte: wie er sein Amt verwaltete und in welchen Verhältnissen er dabey zu den ihn umgebenden Personen stand. Von der Sache heißt es: a) Inneres, nach dem Princip: α) der Einrichtung, β) der Durchbildung, γ) der Erhaltung, δ) nach durchschreitenden Einrichtungen. Die Entwickelung zeigt, wie Hegel die umgeschaffene Anstalt auf den Grund des alten Melanchthonschen Gymnasiums errichtete, wie er sie im zweyten Jahre mehr durchbildete, und sie, nachdem ihr im dritten Jahre die Gefahr der Auflösung gedroht hatte, in gleicher Weise fortdauernd erhielt, doch so, daß er dabey einzelne „durchweg fortschreitende" Einrichtungen traf, nämlich die Durchführung des Religionsunterrichtes durch alle Klassen der Anstalt und die militärischen Uebungen für die Schüler der Oberklasse im zweyten Jahre, und im dritten die Einführung der öffentlichen Deklamationen, und im siebenten die förmliche Einrichtung der beyden Primärklassen. Ueber alle diese Puncte erfahren wir, was Hegel, freylich auf höhern Antrieb, wie in seinen Reden zu lesen ist, für seine Anstalt that; wir erfahren also doch Handlungen von ihm; erstaunen müssen wir aber, wenn Hr. K. weiter eintheilt: b) Aeusseres, α) Fonds, β) Lokal, γ) Unterrichtsmittel.

(Fortsetzung folgt).

Academiae Georgiae Augustae inaugurationis sacra saecularia religioso et solemni ritu publica cum gratulatione celebranda in dies XVII. XVIII. XIX. Septembris hujus anni MDCCCXXXVII. rite indicunt et omnes, quotquot academiae huic et literis favent, ad societatem laetitiae suae observanter et officiose invitant Prorector Fridericus Bergmann, Dr. et Senatus academicus. Gottingae. 4.

Die Universität zu Göttingen feyert am 17. 18. und 19. September ihr erstes Säcularfest, und ladet zu dieser Feyerlichkeit alle gelehrten Anstalten Deutschlands durch ein Programm ein, welches untersucht, quam curam respublica apud graecos et romanos literis doctrinisque colendis et promovendis impenderit. Referent glaubt durch einen wörtlichen Auszug aus dieser gelehrten Abhandlung allen denjenigen gefällig zu seyn, welchen entweder gemeinsames Streben nach Wissenschaft, oder besonderes Interesse an dem Gedeihen und dem Flore der Universitäten und der Geschichte ihres Werdens von Wichtigkeit ist.

Viele Jahrhunderte hindurch scheint es den Völkern und Fürsten gar nicht eingefallen zu seyn, es könne von ihrer Seite etwas für die Wissenschaft und den Un-

terricht geleistet werden. Dichter wurden zwar geehrt und unterstützt, aber nur, weil sie bey öffentlichen Feyerlichkeiten zur Erhöhung des Vergnügens beytrugen. Aber öffentliche Lehrer hatte auch die Dichtkunst nicht (S. 2).

Indessen ging doch die Literatur und der Jugend-Unterricht bey den Griechen von den Dichtern und vorzüglich von Homer aus, indem in den Schulen der Grammatisten die homerischen Gedichte an die Spitze der Bildungsmittel gestellt wurden. Aber diese Grammatisten lebten zu Athen und Creta nur von dem Solde einiger Privaten ohne alle Unterstützung vom Staate (S. 3).

Aus diesen Privatschulen der Grammatisten ging die Grammatik und Philologie hervor, weil den Lehrern daran lag, daß ihre Schüler die homerischen Gedichte, die sie lesen lernten, auch verstanden; aber auch hier findet man keine Spur einer Unterstützung durch den Staat (S. 4).

Selbst das hochgerühmte königliche Museum zu Alexandria war keineswegs ein Institut für den Unterricht durch besoldete Lehrer. Von den hier versammelten Gelehrten wurde nichts gefordert als gelehrte Untersuchung der literarischen Schätze Aegyptens und der gesammelten Bibliothek. Wenn einige dieser Gelehrten, wie Callimachus, Zenodotus u. a. sich außer dem Museum dem Unterrichte widmeten, so war dieß Sache ihres Privatfleißes (S. 5. 6.).

In Rom wurde diese Angelegenheit ganz so wie in Griechenland betrieben. Orbilius und Verrius wurden von den Vätern, deren Kinder sie unterrichteten, aber durchaus nicht vom Staate bezahlt (S. 7).

Aus den Schulen der Grammatisten gingen zu Athen die Knaben zu den Gymnasien über, aber auch von den Lehrern dieser Anstalten ist nicht bekannt, daß sie von dem Staate besoldet worden sind (S. 8 9).

Eben dieses gilt auch von den darauf folgenden Schulen der Rhetoren und der Philosophen, indem auch die Rhetoren in Griechenland ihre Besoldung nur von ihren Schülern erhielten, wie uns z. B. von Isokrates bekannt ist, daß er für seinen Unterricht 10 Minen festgesetzt habe. In Rom wurden die Rhetoren anfangs sogar aus der Stadt gewiesen, und als etwas später diese Strenge in Vorliebe für die Beredsamkeit überging, gelangten die Lehrer derselben zwar manchmal zu großen Reichthümern, und selbst zur Senatorswürde; allein sie wurden nie vom Staate, sondern entweder von einzelnen Vornehmen oder von ihren Schülern besoldet. Und so war bis zu Vespasian's Zeiten weder in Griechenland noch in Rom irgend ein öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit (S. 10 — 11).

Die Philosophen hielten zwar großentheils diese Art des Gewinnes für zu niedrig, und Plato setzte unter andern für seine Vorträge gar keine Bezahlung aus; aber sie bereicherten sich durch die von freundlich gesinnten Königen ihnen freywillig gemachten Geschenke, während ihnen der athenienſische Staat nichts verschaffte als Gebäude, in welchen sie ihre Vorträge halten konnten. Desto auffallender war der Volksbeschluß ((CXVI. Olymp.)), daß nur ein vom Senat und Volk Aufgestellter einer Schule vorstehen dürfe, und wurde schon im nächsten Jahre wieder aufgehoben, und sein Urheber sogar zu einer Strafe von 5 Talenten verurtheilt. (S. 11 — 12.)

In Rom ganz dieselben Verhältnisse! Auch hier finden wir keine Spur davon, daß der Senat oder der Regent gesetzlich etwas für Philosophen gethan habe, obschon viele derselben von Regenten aufgenommen, und als Freunde behandelt wurden (S. 12).

Was die übrigen Lehrgegenstände betrifft, so wurde Geschichte in damaliger Zeit gar nicht gelehrt, weil man glaubte, sie könne durch fleißiges Lesen von Jedem selbst erlernt werden. Die Naturwissenschaften wurden sehr wenig betrieben, und selbst Mathematik wurde nur in die Schulen einiger Philosophen aufgenommen. Daß bey den Römern Arithmetik fleißiger als bey den Griechen betrieben wurde, war nicht Folge der Liebe zur Wissenschaft, sondern Beabsichtigung des Haushaltes (S. 13. 14.)

Ungeachtet dieser Vernachläßigung der Schulen von Seite der Staaten und der Regenten waren doch manche Städte Griechenlands, vorzüglich Athen, reich an Lehrenden und Lernenden. Wahrscheinlich haben diese Städte, weil ihnen an einer großen Anzahl der Besuchenden gelegen war, doch den Lehrern einige Unterstützung zugetheilt. Aber in Rom erhielten sie vor Vespasian gewiß nichts; denn dieser Kaiser und bald nach ihm die Antonine waren die ersten, welche den Gelehrten ein öffentliches Lehramt übertragen, und sie aus der Staatscasse besoldet haben. Und von da fing das ganze Verhältniß des Studienwesens an, eine neue Gestalt anzunehmen, und nach und nach in die Form, welche wir heut zu Tage noch haben, überzugehen, und es war, wie Juvenal singt, et spes et ratio studiorum in Caesare tantum. (S. 14. 15.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

G. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

(Fortsetzung).

In Betreff des ersten Punctes, bey dem man interessante Aufschlüsse über den damaligen Stand der Nürnberger Anstalt erwarten sollte, hören wir nur, daß Hegeln nur ein sehr mittelbarer Einfluß auf die Geldmittel verstattet war, und daß er nichts desto weniger dieses erste Moment alles Aeussern nicht aus dem Auge verlor, indem er in der dritten Rede „so bewußt als zart äußerte: daß man nicht durch voreilige Erwähnung den zu erwartenden allerhöchsten Entschließungen über die Festsetzung der Etats und des Fonds der Anstalt vorgreifen dürfe;“ allein: „ob und wann diese Festsetzung erfolgte, erfahren wir aus den Reden nicht weiter.“ — Was gewinnen wir hiemit in der Kenntniß der Amtsthätigkeit Hegels? Nichts anderes, als daß wir hören, daß es ihm, wie natürlich, nicht einerley war, wie es um den Fonds stand; ob er sich energisch darum annahm, ihn zu vermehren, wie zu vermuthen ist, oder nicht, darüber schweigen die Reden; ein sicherer Beweis, daß sich aus denselben ein Bild der ganzen Amtsführung nicht entwerfen läßt. Ueber die Lokalitäten erfahren wir ebenso nur, daß Hegel sich an den Verbesserungen, wie sie ein weitläuftiger Geschäftsgang bey gutem Willen für die Sache gestattete, genügen ließ. In Betreff der Lehrmittel wird für gemachte Geschenke gedankt. Was gibt es doch dabey, das seine Amtsführung auszeichnete, das nicht von dem unbedeutendsten Manne, der den Geschäftsgang einigermaßen verstanden hätte, ebenso geschehen wäre?

Betrachten wir ferner, was Hr. K. über die persönlichen Verhältnisse, in welchen Hegel als Gymnasialrector stand, berichtet, so müssen wir erst die Stellung hervorheben, die Hr. K. dem Rector anweist (S. 76): „Von oben herab erwarten die höheren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz und stets bereitwillige Erfüllung ihrer Befehle und Anordnungen; zur rechten Seite steht das Lehrer-Collegium, und dieses zählt der Natur der Sache nach oft die jüngsten und ältesten Männer zu seinen Mitgliedern; links neben bewegt sich das Publicum der Väter der Stadt und des gesammten statistischen Umkreises der Schule und spricht mit und noch öfter ein; nach unten endlich verzweigt sich die aus diesem Publicum sich immer neu gebährende Schülerzahl, um derentwillen die ganze Anstalt da ist, für deren höhere Bildung also alle die genannten Einflüsse, Bedürfnisse und Ansprüche des Staates, der Schule und des Publicums in steigend anwachsender oder zu läuternder Kraft stets und immer auf den gegebenen Punct bezogen und vermittelt werden müssen. Und in die Mitte dieser theils vernünftigen, theils erst vernünftig zu machenden Mächte ist nun der Vorsteher einer gelehrten Schule gestellt; er hat von Allen oft das Widersprechendste zu vernehmen, sich gegen Alle aber auf die ihnen genehmste Weise zu äussern, und

das Urtheil ist dennoch und ebendeßhalb bereits zu dem Grundsatz geworden: wie der Director, so die Anstalt.“

Als Mittel, sich in diesen verworrenen Verhältnissen zu helfen, gibt er „Selbstüberwindung und Selbstentsagung“ an. Wie bewies diese Hegel? S. 80:

„Er redet stets nur von der „„allerhöchsten oder allergnädigsten Regierung““ von dem „„Königlichen General-Kommissariate““ und nur einigemale von „„Sr. Excellenz dem Hrn. General-Kommissär,““ aus deren Händen die Schüler ihre Preise zu empfangen hatten. Weitere schmückende Beywörter der vorgesetzten Behörden waren und sind dort nicht im Gebrauche. Jedoch, wo er auch sonst von den Königlichen Behörden spricht, ist es nur der Ausdruck „der Ehrfurcht und der tiefschuldigsten Dankbarkeit für die Reihe königlicher Wohlthaten oder deren Wirkungen, und die erhabene Sorge der Regierung für die öffentlichen Unterrichts-Anstalten.“

Finden wir hierin etwas anderes, als was die amtliche Stellung gebot? Was sollen wir aber dazu sagen, wenn wir weiter lesen S. 81:

„Dieses gebildete Benehmen muß aber ferner unsere Achtung in um so höheren Anspruch nehmen, als es Hegel ist, der sich so benimmt. Es leidet nämlich keinen Zweifel, und wir müssen es hier aussprechen, daß er selbst nicht erst später, sondern schon damals seine nächsten Vorgesetzten, so wie überhaupt, so auch in dem Begriffe seines Amtes, übersehen hat.“

Sollte wirklich daraus, daß einer seinen Vorgesetzten übersieht, oder zu übersehen glaubt, ein Recht hervorgehen, sich ungebildet oder anmassend diesen gegenüber zu benehmen, oder ein besonderes Verdienst daraus erwachsen, wenn er es nicht thut? Sollte nicht die richtigere Einsicht, wo sie sich wirklich vorfindet, durch ruhige Vorstellungen, bey denen das bestehende Verhältniß nicht verletzt wird, sich geltend machen können? Wie ungeeignet hat aber Hr. K. Hegel im Folgenden mit seinen Vorgesetzten verglichen? Muß, wenn tiefere Abstraction in seinen Worten ersichtlich ist, deßhalb ihm auch nothwendig eine größere Fähigkeit zum Handeln verliehen gewesen seyn? und dieß ist es doch gerade, worauf es hier ankommt. Wie kann es ferner dazu dienen, eine besondere Achtung zu verschaffen, wenn man sieht, daß jemand in einer öffentlichen Rede gegen etwas nicht auftritt, wovon man *vermuthet*; daß er es mißbillige, wie es hier von den Preisvertheilungen heißt, die denn doch, wenn gleich nur allzuhäufig ein nicht eben reiner Ehrgeiz dadurch entflammt wird, ihr Gutes haben, wenn ihnen strenge und allseitige Beurtheilung zu Grunde liegt und sie nicht als abgethane Belohnung betrachtet werden, sondern als Ermunterung von der errungenen Stufe nicht rückwärts, sondern vorwärts zu schreiten, was von Hegel in seinen Reden an mehreren Orten nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Und sollte wirklich eine abweichende Ansicht vorhanden gewesen seyn, so mußte doch jede Einwendung der amtlichen Vorstellung oder der wissenschaftlichen Erörterung vorbehalten bleiben, sie durfte aber in keiner Weise mit dem Vollzug der von oben her anbefohlenen Feyerlichkeit in Verbindung gebracht werden. Wie kann man doch einem Manne, wie Hegel, es zum Verdienste anrechnen, daß er dieses eingesehen hat? Wollte Hr. K. dieses Verhältniß berühren, so hätten wohl zur Ehre Hegels andere Quellen dafür eröffnet werden können, denn die Männer sind noch da, welche allein für ihn hätten sprechen können; die öffentliche Rede beurkundet nur die Wohlanständigkeit von seiner Seite.

Auffallend sind die Grundsätze, die Hr. K. im Folgenden von dem richtigen Benehmen eines Schulvorstandes gegen das Lehrer-Collegium aufstellt. Hat sie Ref. recht verstanden, so kommt es nach denselben darauf an, daß er die Karten

unter dem Tische zu mischen versteht, und auf seiner Ansicht beharrt, ohne sich durch die Aussprüche seiner Kollegen darin irre machen zu lassen. Wie soll aber dabey ein gegenseitiges Vertrauen bestehen, auf dem doch gewiß das Erziehungswerk als ein Werk der Liebe, auf dem das Heil einer jeden Anstalt beruht? durch dieses allein ist die schwierige Aufgabe „freye Wechselwirkung stets mit mechanischer Causalität zu verbinden“ leicht zu lösen. Der freundlich gegebene Befehl des Vorstandes in Allem, worin ihm alleinige Bestimmung zusteht, wird mit unbedingtem Gehorsam aufgenommen werden, und die berathende Stimme des Collegiums, wo diese erheischt wird, ihre Berücksichtigung finden, so daß der Vorstand mit selbstverläugnender Erwägung jeder Ansicht an sich gleiche Geltung mit der seinigen beylegen, und aus allen zusammen den nicht vorher schon abgemachten Beschluß entnehmen wird; auch wird in solchem Verhältniß jede anständige Erinnerung des Untergebenen Gehör finden, und jede Anmaßung, wo sie irgend hervortreten sollte, bey den übrigen Mitgliedern des Lehrer-Collegiums die verdiente Mißbilligung und Zurückweisung erfahren.

Was geben uns aber die Reden Hegels über sein collegiales Verhältniß? Sie enthalten natürlich nur Ausdrücke der Convenienz, aus denen sich nicht recht entnehmen läßt, wie er mit allen *gelebt* habe. Hiefür hätten sich wohl auch noch bessere Zeugnisse auffinden lassen. Wenigstens erinnert sich Ref. mehrfach gehört zu haben, wie er in einem freundlich belehrenden Verhältniß seinen Amtsgenossen gegenüber stand.

In Betreff des Verhältnisses zum Publicum, welches natürlicher Weise in diesen öffentlichen Reden allein offen hervortritt, ist die liebevolle Belehrung Hegels wohl zu beachten und zu ehren, so wie auch die Worte des Hrn. K. über dieses Verhältniß sehr viel Treffendes und Wahres enthalten, und von Einsicht und Erfahrung zeugen, so daß dieser Theil der Schrift zu dem Beachtenswertheſten in derselben gehört. Ueber Hegel eigentliches, inneres Verhältniß zu den Schülern, enthalten diese Reden, wie Hr. Kapp S. 106 selbst zugibt, keinen Aufschluß. Ref. kann nach den ihm zugekommenen Mittheilungen, nur angeben, daß er sich mit einer Genauigkeit, wie es bey seinen vom Gymnasialzweck entfernten Studien nicht zu erwarten war, um die Fortschritte der Einzelnen bekümmerte; ja sogar die Mühe nicht scheute, die von den Lehrern verbesserten Arbeiten der Schüler nochmals durchzusehen. Uebrigens ist, wie schon bemerkt worden ist, hier seine Sorge für die Unbemittelten rühmend zu erwähnen.

Hierauf geht Hr. K. zu den „Ergebnissen“ über, zu denen er sich mit einigen „erziehungsgeschichtlichen Blicken“ den Weg bahnt, die von gehässigen Seitenblicken auf Bayern begleitet sind; und hier erfahren wir die Bedeutung des zweyten Theils des von ihm gewählten Titels, in den Worten: „Es wird doch wohl von keinem Urtheilsfähigen geläugnet werden, daß Hegel schon vor beynahe dreyßig Jahren auf der Höhe der Gymnasialbildung unserer Zeit stand, und diese Höhe somit in seinen fünf Reden repräsentirt, also geistig vergegenwärtigt hat.“

(Schluß folgt.)

Academiae Georgiae Augustae inaugurationis sacra saecularia religioso et solemni ritu publica cum gratulatione celebranda in dies XVII. XVIII. XIX. Septembris hujus anni MDCCCXXXVII. etc.

(Schluß.)

Unter den von den Kaisern errichteten Schulen kennen wir am meisten die athenensische, welche schon Hadrian und Antoninus Pius in ihren Schutz genommen,

Marcus aber so erweitert hat, daß er für den Gründer derselben angesehen werden kann. Es wurde an dieser Anstalt Philosophie aller Schulen von je zwey Professoren, und von eben so vielen Sophisten oder Rhetoren Beredsamkeit überhaupt, und gerichtliche (forensis) insbesondere gelehrt. Es scheint, daß die Vorträge der Sophisten von allen Studirenden besucht werden mußten, die der Philosophie aber der Willkühr überlassen waren. Die Sophisten erwählte der Kaiser selbst, die Wahl der Philosophen aber überließ er dem Herodes Atticus. Rechtshändel der Professoren, und selbst der Studirenden, wenn sie von Wichtigkeit waren, wurden vor dem Proconsul verhandelt (S. 16). Neben den besoldeten Professoren konnten noch viele Andere Unterricht ertheilen, und keine Stadt, in welcher solche öffentliche Schulen eingeführt waren, genoß zum Nachtheil einer anderen ein ausschliessendes Recht. Dabey blieb den Professoren unbenommen, neben ihrer Besoldung einen bestimmten Betrag von ihren Zuhörern zu fordern; aber auch den Studirenden stand es frey, welchen Professor sie hören wollten.

Von da an dehnte sich die Vorsorge der Kaiser für die hohen Schulen immer mehr aus, die schädlich gewordene Lehr- und Lernfreyheit wurde beschränkt u. s. w., aber auch Rechtswissenschaft, und vielleicht auch Arzneykunde zu lehren angefangen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß im griechischen und römischen Alterthume, als noch mores pro legibus erant, öffentliche Staatsschulen nicht existirten, und auch nicht nothwendig waren. In unsern Tagen aber, wo leges et rescripta pro moribus sunt, würde ohne dieselben ein Rückfall zur alten Barbarey zu fürchten seyn. (S. 19.)

Das Christenthum unterordnete in der Folge alle Künste und Wissenschaften der Theologie, und so entstanden im sogenannten Mittelalter an vorzüglichen Kirchen und Klöstern, wenn auch nicht immer mit glücklichem Erfolge Schulen, aus welchen sich großentheils die späteren Universitäten entweder durch Verbindung mehrerer Professoren, wie zu Paris, oder durch Verbindung der Studirenden selbst, wie zu Bologna bildeten. (S. 20. — 21).

Das Interesse der Fürsten an den Universitäten wuchs um so mehr, je mehr diese mit dem bürgerlichen Leben

in immer nähere Verbindung kamen, und es in Deutschland allgemeine Gewohnheit wurde, daß kein Kirchen-Vorstand, kein Richter, kein Anwalt, kein Arzt, selbst kein Lehrer an gelehrten Schulen mehr angestellt wurde, wenn er nicht an einer Universität studirt hatte. (S. 22).

So wurden die Universitäten nach und nach gleichsam die Pflanzschulen für die Bedienstungen im bürgerlichen Leben. Es läßt sich nicht läugnen, daß aus dieser Veränderung viele Vortheile hervorgiengen; aber Niemand, welcher über unsere Lage aufmerksam nachdenkt, wird auch die große Gefahr verkennen, welche von daher den Schulen, und selbst dem Gedeihen der Wissenschaften in Deutschland droht: denn je kleiner die Anzahl derjenigen wird, welche aus reinem Triebe sich zu unterrichten, und aus großartigem Verlangen sich auszubilden, die Universitäten besuchen, desto mehr ist zu befürchten, daß das Studium und die Wissenschaft selbst herabgewürdigt werde, und das, was der Sitz aller Gelehrsamkeit war, zu schmutzigen Werkstätten nach blossem Erwerb strebender Kunstfertigkeiten (in sordidas quaestuosarum artium officinas) herabsinken möge, (S. 23) da doch eine wissenschaftliche Ausbildung nur durch Erkenntniß eines Höheren, als das, was blosse Lebsucht befriediget, möglich wird, weßwegen auch alle jene berühmten Männer, welche unserer Universität dieses ganze Jahrhundert als Vorstände gegeben waren, mit Recht darin übereinkamen, daß sie nicht eine blosse Werkstätte technischer Geschicklichkeiten, sondern Sitz aller Gelehrsamkeit und Weisheit seyn solle; und wenn sie schon nicht jene bürgerliche Unabhängigkeit früherer Universitäten genießt, so wurde ihr dafür Lehr- Denk- und Lebensfreyheit gegeben und erhalten. (S. 24).

Diesem wörtlichen Auszuge aus dem angeführten Programme hat Ref. nichts mehr beyzusetzen, als erstens die Bemerkung, daß demselben (von S. 25—49) gehaltvolle, theils erläuternde, theils beweisende Anmerkungen beygegeben sind, welche die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verfassers auf eine vorzügliche Weise beurkunden; und zweytens den herzlichen Wunsch, daß die ruhmwürdige Georgia Augusta noch lange blühen, und nicht erliegen möge dem Drange und dem zerstörenden Wechsel der Zeit!

Gelehrte. Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs de ses habitans, l'islamisme et son influence: la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement; la non contagion de cette maladie; les quarantaines et les lazarets; avec une carte de Constantinople et du Bosphore de Thrace. Par A. Brayer, D. M. P. Tom. I. — XVI. 1 — 447. II. 1 — 510. Paris, 1836.

Neun Jahre lebte der gelehrte Verfasser als praktischer Arzt in Constantinopel und legt die Summe seiner Erfahrungen in zwey Bänden dem Publikum vor. Die Pest und der Beweis, daß sie in Constantinopel während der neun Jahre seines Aufenthaltes nicht ansteckend gewesen sey, ist der Hauptgegenstand seiner Schrift. Um sein Thema gründlich zu behandeln, eingewurzelte Vorurtheile zu besiegen und seinem mit der in Europa allgemein herrschenden Ueberzeugung von der Contagiosität der türkischen Pest in geradem Widerspruch stehenden Resultate eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, mußten Topographie von Stambul und seiner umliegenden Quartiere, mußten Sitten und Gebräuche, Leidenschaften und Vorurtheile, Religion, Dogma und Kultus, worin oft Ursachen zu Krankheiten oder Prädispositionen zu gewissen Uebeln liegen, Gegenstand seiner Beobachtungen seyn. Er prüft die verschiedenen Nationen, aus welchen die Bevölkerung Estls besteht, in Beziehung auf ihre moralischen und intellectuellen Fähigkeiten, ihre Gemüthsart und ihre Leidenschaften; und um dieses zu erwirken, mußte er das Wesen des Islam, Uebung und Einfluß dieser Religion auf die herrschende Nation, ihre Gesundheitspolizey, so wie den gegenwärtigen Zustand der türkischen Gesittung in allen ihren Theilen untersuchen. Bis in die geheimsten Funktionen, was ihm nur als Arzt möglich war, verfolgt er das Leben und malt mit alles durchforschendem Blicke bis zur innersten Scene einer Osmanly-Haushaltung. Man lernt in diesem Buche Constantinopel und vorzugsweise seine türkischen Bewohner kennen wie sie sind; man merke aber wohl, nicht das öffentliche, sogenannte Staatsleben und die politischen Beziehungen mit dem Abendlande werden hier behandelt, sondern das Privatleben der Türken von der Geburt bis zum Grabe in allen seinen Verhältnissen und Verzweigungen wird vorzugsweise von einem gewissenhaften intelligenten Beobachter auf die Bühne gestellt. Daß in einem Gemälde dieser Art die Rede mehrfach auf äusserst delikate und nicht selten schlüpfrige Gegenstände fallen mußte, war unvermeidlich. Der Verf. besitzt aber einen so bewunderungswürdigen Tact und weiß seiner Sprache so verecunde und zarte Wendungen abzugewinnen, daß ihm Leser der feinfühlendsten und sittlich strengsten Natur ohne Unterbrechung folgen können. Ob aber für solche, die den Orient und seine Sittengeschichte nicht aus eigener Anschauung kennen, in Brayers Buche die Reinheit der Phrasen hin und wieder nicht auf Kosten der Deutlichkeit bewahrt wurde, ist freylich eine andere Frage. Aber wie soll man auch mitten in

Europa eine gewisse Partie des morgenländischen Lebens enthüllen, zu welcher Martial und Petronius Arbiter den Commentar liefern? Das Leben der nichtmohammedanischen Bestandtheile der konstantinopolitanischen Bevölkerung, als da sind: Armenier, Griechen, Juden und Europäer oder sogenannte Levantiner, wird hier ebenfalls mit so unterhaltenden und treffenden Zügen geschildert, daß wir dem Verf. unter allen Sittenmalern Constantinopels ohne Bedenken den ersten Rang zugestehen. Olivier kommt ihm nahe, auch Walsh liefert sein Contingent zur Kunde dieser Weltstadt; allein diese Herren, so wie Michaud, Mac-Farlane und das übrige Heer der morgenländischen Reisebeschreiber umfassen mit ihrer Kritik gewöhnlich das ganze türkische Reich, sammeln alte Inschriften, liefern antiquarische Abhandlungen, oder verlieren sich in den Irrwegen der Politik, während unser Verf. eine lange Reihe von Jahren mit Schärfe und Talent das Leben der Hauptstadt allein ins Auge faßt.

Aphorismen und prätiöse Sentenzen wird man in einem solchen Werke nicht leicht finden, wohl aber allenthalben auf einen Reichthum aus dem wirklichen Leben gegriffener und durch ein geheimes Band zu einem wohl gerundeten Ganzen verschlungener Einzelheiten stossen, von welchen man nicht wohl Auszüge machen kann und die man deswegen im Buche selbst nachsehen muß. Der Verf. tritt vorsichtig auf und hütet sich wohl, aus dem Umstande, daß er die türkische Pest in Estpel während seines Aufenthaltes als nicht contagiös erkannte, Corollarien auf absolute Nicht-Ansteckbarkeit dieser furchtbaren Seuche im Allgemeinen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen abzuleiten und eben dadurch einen Umsturz der großen europäischen Pestpolizey in Aussicht zu stellen: sein eigenes Gemüth weicht beynahe zaghaft vor den Folgen seiner wissenschaftlichen Forschung zurück. Er fordert vielmehr die Regierungen auf in allen Staaten, die gewöhnlich der Pest unterworfen sind, ähnliche Forschungen über das Contagium anzustellen, und er zweifelt nicht, daß man allenthalben dasselbe Resultat finden werde, welches er als Conclusum seiner constantinopolitanischen Beobachtungen aufzustellen sich im Gewissen für verbunden achte: „die Pest sey nur eine Epidemie, welche durch die vorherrschenden Südwinde, die hohe Temperatur, die schwere Luft, die feuchte Hitze und die daraus sich entwickelnden dichten Nebel vorzüglich zwischen der Sommer-Sonnenwende und der Herbst-Tag- und Nachtgleiche erzeugt, durch die rauhen Nordwinde aber wieder erstickt werde, ohne an und für sich ansteckend zu seyn.“

Nach seiner Ansicht haben die europäischen Staaten das Verschwinden der Pest aus den christlichen Ländern nicht ihren strengen Sanitätsgesetzen, sondern einer höhern Lage gegen Nord, einem mit größerer Sorgfalt betriebenen Anbau des Bodens, so wie den Fortschritten in den medicinischen Wissenschaften überhaupt zu verdanken. Man habe in Europa die Elemente vertilgt, welche nöthig seyen, um der Pest Eingang und Entwickelung zu verschaffen.

Eine nähere Prüfung der Vordersätze, die den Verf. zu einem solchen Schlusse berechtigen, ist überhaupt der Tendenz dieser Blätter fremd und eine kritische Beleuchtung eines so wichtigen, aber noch so sehr bestrittenen Gegenstandes der medicinischen Polizey insbesondere nicht unsere Sache, non nostrum inter vos tantas componere lites. Wir müssen daher den ganzen Inhalt des II. Bandes mit all seinem Reichthum und Scharfsinn unberührt überschlagen, um allenfalls Plan und Ideengang des ersten Theiles kurz zu berühren, von dem wir schon oben bemerkten, daß er durchweg als Vorspiel und Grundlegung der im zweyten Theile eingeschlossenen Abhandlung über constantinopolitanische Pest und Epidemie und über Quarantäne und Lazarethe zu betrachten sey.

Dieser ganze erste einleitende Theil trägt die besondere Aufschrift: „Topographie von Konstantinopel und allgemeine Gesundheitspflege seiner Bewohner," und zerfällt für sich in sieben Kapitel, welche mit vierzehn angefügten, äußerst reichhaltigen, Anmerkungen nicht weniger als 440 Seiten füllen.

Kapitel I. kommt für sich allein an Umfang beynahe den sechs übrigen gleich und behandelt nach einem kurzen Ueberblicke über Clima, Lage und Bauart von Stambul die ganze Aussenseite seines Beobachtungsgebietes, was er auch mit dem scholastischen Terminus „circumfusa" bezeichnet, — in sechs Ausflügen, deren erster sich über die Vorstadt Pera oder das Quartier der Europäer verbreitet. Eine malerische Beschreibung der Begräbnißplätze aller Nationen, der Fernsichten von Dolma-Bachtsche, verschiedener Naturscenen, des Sonnen-Untergangs, eines großen türkischen Kaffeehauses gibt der zweyte Excurs. Der dritte führt uns auf die andere, 1 3/4 Stunden lange Hafenseite von Estpel, beschreibt Mauthhäuser und Waarenlager, den berüchtigten Fanar, die alten Stadtmauern, die Seite am Marmara-Meere mit kräftig gezeichneten Bildern des Volkslebens, und schließt mit einem eben so genau als umständlich erhobenen Berichte, wie türkische Scherife von erprobter Frömmigkeit gewisse Krankheiten mit Anhauchen, Reiben und Gebet gegen Erlegung von fünf Para heilen. Der vierte Excurs umfaßt das eigentliche alte Constantinopel, seine Bazare, Paläste und Tempel, die Reinlichkeit der Türken neben dem Schmutze einer Raya-Haushaltung. Die asiatische Vorstadt, die Prinzeninseln und das Entzücken und die unbekannten Genüsse, die ihre Luft und Stille spenden, schildert der fünfte. Den Bosporus aber und wie Leute verschiedener Nationen auf der Anfurt von Topchane die Barke besteigen, malt in lebendigen Farben der sechste Excurs, aber er malt à la Walter Scott, à la Irving, jeden Schritt, jede Wendung, voll Wahrheit und Gefühl. Eine Mondnacht im Platanenhaine ober Buyuk-dere und die Heimfahrt bey Mondschein auf dem Silberstrome des Bosporus entlockt diesem gemüthvollen Fremdling einen Strom frommer, milder, beseligender Empfindungen. Des Lobes der Gondeliere von Stambul, ihrer Redlichkeit und Ruhe, ihres Benehmens und gesunden Sinnes, besonders wenn sie — wie die meisten — Moslimen sind, wird in diesem reichhaltigen Abschnitte ebenfalls mit Wärme und Theilnahme gedacht. Wir möchten keinem Leser rathen, bey Gelegenheit dieser vortrefflichen und dem Gemüthe wohlthuenden Charakteristik der türkischen Gondeliere einen Vergleich zwischen ihnen und ihren christlichen Handwerksgenossen von Neapel, Livorno, Triest oder Genua aufzustellen; er würde vielleicht finden, daß die Wirkungen der Ehre und Moral, worauf die christlichen Abendländer die Rechtlichkeit ihrer Handlungen zu begründen suchen, in Gegenwart positiver Interessen nicht selten viel schwächer sind, als das fatalistische Räsonnement eines moslimischen Barkenführers: „Wenn Gott wollte, daß ich reich wäre, „spricht dieser", so hing es nur von ihm ab; wenn ich es nun nicht bin, so ist dieß ein Zeichen, daß es nicht in seiner Absicht liegt, daß ich es sey. Warum sollte ich es durch Zurückhaltung fremden Eigenthums werden wollen?"

Kap. II. behandelt das muselmännische Bekleidungswesen (Applicata), die ganze männliche und weibliche Toilette einschließlich der Beschneidung und der türkischen Bäder mit einer ins Einzelne gehenden Genauigkeit.

(Schluß folgt.)

G. W. F. Hegel als Gymnasial-Rector. Oder die Höhe der Gymnasial-Bildung unserer Zeit. Von D. Friedrich Kapp, Director des k. Gymnasiums zu Hamm. Minden 1835.

(Schluß.)

Ist hier nur von Ansichten die Rede, so stimmen wir gerne bey, wenn man uns zugiebt, daß um jene Zeit schon so mancher Andere auf demselben Standpuncte stand, ohne von Hegel darauf gestellt worden zu seyn; soll aber auch von praktischen Erfolgen die Rede seyn, wie ja Hr. K. diesen Reden überhaupt eine praktische Bedeutung zuzugestehen scheint, und etwa darunter verstanden werden, daß unter Hegel vorzugsweise diese Höhe der Gymnasialbildung, namentlich in der Anstalt, der er vorstand, sich offenbart habe; so möchten wir fragen: Möchte er, der von den bayerischen Studienanstalten eine so niedrige Meynung hat, es sich bekennen, daß das Nürnberger als ein bayerisches Gymnasium mit einem preußischen jetzt auf gleicher Stufe stehe? Wenn er schon dieses ungern zugesteht, so fragen wir weiter: Ist der Stand dieses Gymnasiums wohl noch derselbe, als vor zwanzig Jahren, oder ist es etwa zurückgeschritten? Hr. K. wird gegen die Leistungen Anderer nicht so ungerecht seyn, daß er dieses behaupten wollte, und er wird zugeben müssen, daß wir Grund und Boden verlieren, wenn wir von jenen Reden aus auf etwas Anderes als auf die Ansichten Hegels schließen wollen.

Wenn unter den Ergebnissen weiterhin angeführt wird, daß Alles, was irgend auf den Gymnasien gelehrt und betrieben wird, unter dem Character der Grammatik zu stehen habe, so müssen wir wiederholen, daß dieß Hegels Ansicht nach seinen Reden keineswegs war, und daß dadurch sicherlich nichts Anderes, als eine einseitige Verstandesbildung bezweckt werden würde; wenn aber eine philosophische Propädeutik in der obersten Klasse für ungeeignet gehalten, und dagegen gefordert wird, daß von unten auf dem philosophischen Denken vorgearbeitet werden müsse, so können wir uns dem bey Nr. 1. Angegebenen zu Folge, nur einverstanden erklären. Im Folgenden gibt sich ein offenbares Mißverständniß, wenn nicht eine absichtliche Verdrehung kund, wenn von Bayern behauptet wird, daß man hier „mit den Gymnasien auch Gewerbe- und landwirthschaftlichen Schulen geradezu verbunden habe.“ Wie sehr hier die frühere Verordnung, daß die hinlänglich vorgebildeten Schüler von den Gewerbschulen an den Realgegenständen an den Gymnasien Theil nehmen sollen, statt deren jetzt in jenen Anstalten für besonderen Unterricht in diesen Gegenständen gesorgt ist, mißverstanden oder verdreht worden sey, zeigt der Zusatz, daß man solche Anstalten errichten solle, so viel man wolle, nur aber nicht in unseren für den Geist seyenden Uebungsschulen des Geistes, wo die Sache zunächst um der Sache willen verarbeitet werden muß.“ Gerade dieß, was er zugibt, und nichts Anderes, ist ja in Bayern geschehen; man hat Anstalten für die Gewerbsbildung errichtet, um das classische Studium in den gelehrten Schulen desto ungetrübter erhalten zu können.

Zum Schluße heißt es: daß zum wahren Unterricht nichts mehr und nichts weniger gehöre, als Philosophie, und zwar „keine von allen Philosophieen, sondern die Philosophie.“ Hierzu sprechen wir wiederholt unsere Beystimmung aus; allein wenn im Folgenden eben doch die Hegelische Philosophie als die Philosophie κατ' ἐξοχήν bezeichnet und von den Philologen geradezu verlangt wird, daß sie „endlich Hegel'sche Philologen seyn sollen, so können wir nur in die von Hr. K. selbst gebrauchten Worte einstimmen: „Eins schickt sich nicht für Alle.“

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiène et les moeurs de ses habitans, l'islamisme et son influence: la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement.

(Schluß).

Wenn er im Gegensatze der moslimischen Reinlichkeitsliebe die Ursache der unglaublichen Unsauberkeit der abendländischen Völker in jenem Geiste religiöser Melancholie finden will, der beym Anblicke des Luxus, der Ausschweifungen, der Verbrechen und Schändlichkeiten, welche zur Zeit eines Tiberius und seiner Nachfolger die Erde befleckten, die Tugend in Versagung aller körperlichen Wohlgefühle als unwürdig der hohen Bestimmung des Menschen setzte; so wissen wir zwar nicht, ob jedermann derselben Meynung seyn könne: so viel aber ist klar, daß Hr. Brayer ein sinnvoller, billiger, mit tiefem Blicke in die menschliche Natur und in das Wesen der Dinge überhaupt eindringender Beobachter ist und in medicinisch-philosophischer Beziehung für Constantinopel und die Türkey beynahe dasselbe leistet, was Michel Chevalier's Briefe in politisch-industrieller Hinsicht für Neu-York und Nordamerika geleistet haben.

Was Kap. III. über Nahrung (ingesta) der Osmanly, ihre Mäßigkeit, ihren Pilav und ihr Hammelfleisch so wie über ihr strenges, bey harter Arbeit und schwächlichem Körper häufig schädliches Fasten gesagt wird, ist ohnehin beynahe allgemein bekannt. Eben so eignet sich auch der Inhalt des Kap. IV., in welchem von den äussern Zuständen und geheimsten Funktionen des Körpers die Rede ist, weniger zu umständlicher Zergliederung. Kap. V. giebt auf wenigen Seiten die Tageschronik einer türkischen Haushaltung aus der untern oder arbeitenden Volksklasse und bespricht überhaupt die Thätigkeit, welche durch freywillige Bewegung des Körpers (gesta) verrichtet wird. Hieher gehören Wachen und Schlafen, häusliche Bequemlichkeit, Unterhaltung, Spiel, Sitzen, Gehen u. s. w. — Kapit. VI. dagegen von bedeutendem Umfange (193 — 333) ist in anthropologischer Beziehung von großer Wichtigkeit, da es von den Sinnen-Eindrücken (percepta) und allen ihren Folgen in einer zum Theil neuen und philosophischen Methode handelt. Nach kurzer Bemerkung über die Feinheit der fünf äußern Sinne und den Grund dieser Erscheinung an den Muslumanen geht er in weitläufige Erörterungen über die innern, moralischen und intellectuellen Sinne nach der in neuer Zeit begründeten phrenologischen Methode ein. Mit den Anhängern dieser Wissenschaft nimmt er als unbestreitbar an, daß gewisse Anlagen am Menschen allzeit eine gewisse Form des Schädels bedingen, und daß, im Normalzustande, gewisse Gestaltungen des Schädels nicht ohne gewisse Anlagen bestehen können.

Demzufolge erklärt er Anlagen und Fähigkeiten der byzantinischen Türken nach den Protuberanzen ihres Schädels, was an diesem Volke zu weit

zuverlässigeren und untrüglicheren Resultaten führe als an Europäern, bey welchen die Befriedigung einer Unzahl wahrer oder falscher Bedürfnisse ihrer Civilisation alle dahin bezüglichen Anlagen in einem solchen Grade schärft und entwickelt, daß die ihr Daseyn bezeichnenden Erhabenheiten des Schädels beynahe alle von gleicher Höhe seyen und dem Phrenologisten keinen sichern Anhaltspunct der Erkenntniß gewähren. Dagegen beschränke der vom Koran gefesselte Muſulman die Gränzen seiner wahren Bedürfnisse in einem solchen Grade, daß er die unterscheidenden Zeichen der ihm eigenthümlichen Leidenschaften noch in ihrer ganzen Entwickelung sehen lasse. Religiöser Glaube und unerschütterliche Anhänglichkeit der Türken an ihr Gesetz liefern demnach unserm Verf. den Eintheilungsgrund ihrer moralischen Anlagen. Er findet einen Theil derselben durch den Koran abgestumpft, unterjocht und beynahe ausgelöscht, andere innerhalb der Schranken der Mäßigung gehalten, wieder andere auf den höchsten Grad, beynahe bis zur Ueberspannung, gesteigert und entwickelt. Unter eine dieser drey Categorien bringt er alle in den Lehrbüchern der Phrenologie aufgeführten geistigen Fähigkeiten des Menschen; und wenn wir den Inhalt dieser Categorien summarisch hiehersetzen, so geschieht es mehr, um den Gang seiner allerdings neuen Beobachtungsmethode zu zeigen und anschaulich zu machen, was der Leser eigentlich in diesem Buche finde, als um nachzuweisen, daß sich der Verf. nirgends getäuscht habe und die Wirklichkeit überall seiner Theorie entspreche. In die Categorie der durch den Einfluß des Koran abgestumpften moralischen und intellectuellen Vermögen der Osmanly fallen der Hang zu Haß, Zank und Zerstörung, zu List und Verstellung, zu Stolz und Eitelkeit; Gedächtniß für Thatsachen und Formen; Sinn für örtliche und räumliche Beziehungen, Leidenschaft für Reisen und Erdkunde; Wortgedächtniß; Gefühl für Farben-Harmonie, Talent für Maler- und Bildhauerkunst; Geschick für Rechenkunst; Sinn und Anlage für Wohllaut und Musik; für Mechanik und Architektur; Poesie, Einbildung, Erfindungsgeist, Mimik und Nachahmungstrieb; endlich physisches Urtheil durch Vergleichung sinnlicher Gegenstände, metaphysisches durch Nachdenken über die letzten Gründe der Erscheinungswelt, — Witz und Satyr. — In die zweyte Classe, oder unter die durch den Koran in den Schranken der Mäßigung gehaltenen Vermögen rechnet unser Verfasser die Liebe für Kinder; Anhänglichkeit an den Wohnplatz; Freundschaft und Geselligkeit; Verlangen nach Eigenthum, Gewinn und Erwerb. — In die dritte Categorie endlich, oder in die Zahl der durch den Koran auf den höchsten Grad der Entwickelung gesteigerten Vermögen stellt er den Hang zur physischen Liebe mit allen ihren Zweigen und Abarten; dann Güte, Wohlwollen, Sanftmuth, Mitleiden und Empfindsamkeit; muſulmanische Höflichkeitsbezeugungen; Gewissenhaftigkeit, Sinn für Recht und Unrecht; Behutsamkeit und Vorsicht; Festigkeit, Beständigkeit, Ausdauer und Hartnäckigkeit; religiöses Gefühl, Theosophie, Religion und islamitische Tugendlehre und religiöse Praktiken. —

Man muß gestehen, ein Volk unter allen diesen, das ganze physische und moralische Wesen des Menschen umfassenden Beziehungen mit dem Blicke eines Philosophen geprüft, beschrieben und dargestellt, bietet ein eben so lehrreiches als anziehendes Gemälde, besonders wenn dieses Volk mächtig und von großer Bedeutung auf der Weltbühne war oder noch ist. Man denke sich diesen wichtigen Abschnitt des Buches nicht etwa als eine dürre Nomenclatur, als eine mit logischer Kunst geordnete Begriffs-Staffeley, als ein Skelett ohne Rundung, Farbe, Weichheit und Leben: im Gegentheile wird uns hier ein Bild voll Wahrheit, Kraft und Fülle aus dem türkischen Lebensspiel unter das Auge gestellt, wie man es, unseres Wissens, in keinem anderen Werke dieser Art finden wird.

Das VII. und letzte Kapitel des Buches behandelt Gesundheits- und Körperpflege im weitesten und umfassendsten Sinne des Wortes, sowohl bey der muſulmanischen als nichtmuſulmanischen Bevölkerung der Hauptstadt. Dieser Theil ist besonders reich an Details aus den inneren Scenen constantinopolitanischer Haushaltungen, und besonders wichtig für europäische Aerzte, welche das Theater ihrer Thätigkeit und ihres Lebenserwerbes am Bosporus aufzuschlagen gedenken. Viele Vorurtheile und Selbsttäuschungen unerfahrner Leute über Anerkennung und glänzenden Lohn europäischer Aerzte in Stambul würden hier Berichtigung oder vielmehr Enttäuschung finden. Sehen könnte man, wie sich der Stolz abendländischen höheren Wissens und der Dünkel unserer Schultheorie im Angesicht der alten Empirik des Morgenlandes, seiner Unwissenheit und seines unerschütterlichen Vertrauens auf eine das Geringste umfassende göttliche Providenz des Gewinnes wegen demüthiget und unterordnet. Der Verf. weiß seinen Gegenstand besonders in diesem Abschnitte mit einer solchen Fruchtbarkeit zu behandeln, daß wir mit dem äussern Leben auch das innere, neben der physischen auch die moralische Seite, besonders an den nichtmuſulmanischen Theilen der Bevölkerung, in immer gleich anziehenden und belehrenden Bildern erblicken. Gegenseitige Unduldsamkeit und Sittenstrenge der armenischen Sekten, die Lebens-Stadien türkischer und griechischer Weiber, ihre Vorzüge, ihre Toilette und Buhlerkünste sind mit der gedrückten Lage der Kinder Israels, mit der Fadheit der Peroten und der babylonischen Sprachverwirrung und Leerheit der Levantiner hier im schönsten Zusammenhange dargestellt. Die langweiligen Gesellschaften der levantinischen Familien von Pera, das maschinenmäßige Sprachtalent und der abenteuerliche Charakter der jungen Leute jenes Quartiers und ihr moralischer Unwerth sind stehende Artikel aller Beschreibungen von Constantinopel. Wer sich in fremden Zungen üben will, findet dort freylich die beste Schule, da er nicht selten vier bis fünf Sprachen in einer einzigen Phrase hören kann. Auf die Frage: Warum sie ein kleiner Zufall ihres Sohnes so gewaltig erschüttert habe, antwortete Herrn Brayer eine perotische Dame von Rang: „Ognun korkmasmi per son paedi, d. i. Ist nicht jeder für sein Kind besorgt?“ — Von den fünf Wörtern dieses Satzes sind zwey italienisch, eines französisch, eines türkisch und eines griechisch. *)

Um die Sitten eines Persers von Ispahan zu kennen, muß man Hadschi-Baba lesen, obgleich ein Roman; von Constantinopel dagegen findet man, unserer Meynung nach, nur im Buche unsers Verfassers das ächte und wohlgetroffene Bild.

Fallmerayer.

Supplement to the Account of the Rev^{d}. John Flamsteed, the first Astronomer-Royal. By Francis Baily. Esq. London 1837. — 76 Seiten 4.

Indem wir den Inhalt des schätzbaren Werkes, wozu der gegenwärtige Nachtrag gehört, in Nro. 31 dieser Zeitschrift angezeigt haben, unterließen wir nicht, die vielfachen, für das Gedeihen wissenschaftlicher Untersuchung hemmenden, Zwistigkeiten zu berühren, die zwischen Newton und Flamsteed bestanden, und die Hr. Baily besonders hervorgehoben hat. Die Art und Weise indessen, in welcher Hr. Baily die Veranlassung und die Folgen jener unseligen Zwistigkeiten dargestellt, fanden nicht allseitige Billigung, und Manche glaubten darin eine Ungerechtigkeit gegen Newtons Andenken zu erblicken. Auf welche Weise und von wem diese letztere Ansicht geltend gemacht wurde, geht aus der vorliegenden Schrift nicht deutlich hervor: nur eine Flugschrift

---

*) Ognun قور قمز مي per son παιδί? – Ποῖος θέλει νὰ compri ἕνα lepre vivo, d. i. Wer will einen lebendigen Hasen kaufen? hört man nicht selten auch auf den jonischen Inseln rufen.

von Hrn. Whewell („Newton and Flamsteed“) wird im Vorübergehen erwähnt. Jedenfalls hat sich Hr. Baily veranlaßt gefunden, seine frühere Ansicht durch eine neue und weitläufige Darstellung zu unterstützen, wovon hier das Wesentliche angedeutet werden soll.

Man bringt als Beschuldigung gegen Flamsteed vor, daß er Newtons Lehre von der Gravitation, und die daraus abgeleitete Mondtheorie, ohne sie gehörig zu verstehen oder beurtheilen zu können, als ungegründet und nutzlos verworfen hat; daß er aus kleinlicher Eifersucht seine Mondbeobachtungen vor Newton zurückhielt; daß er, um große Erwartungen, denen der Werth seiner Arbeiten nicht entsprach, rege zu erhalten, seine Beobachtungen der Oeffentlichkeit entzog, woraus denn jene auffallenden Umstände und Zögerungen beym Drucke der Historia Coelestis zu erklären seyen. Hr. Baily unternimmt nun durch eine sorgfältige Zusammenstellung von Documenten und Thatsachen (die aus dem großen Werke entlehnt sind) diese Beschuldigungen umständlich zu widerlegen: und wir geben gerne zu, daß ihm dieses im Allgemeinen gelungen ist. Indem wir aber den würdigen und aufrichtigen Charakter Flamsteeds, welchen der Hr. Verf. zuerst in das gehörige Licht gestellt hat, anerkennen, können wir nicht unbedingt den Resultaten beystimmen, zu welchen die vorliegende Schrift führt, insbesondere scheint es unläugbar, daß Flamsteed, durch das übermüthige und ungerechte Benehmen seiner Gegner gereizt, vielleicht auch dem Einflusse eines kränkelnden Alters nachgebend, in einzelnen Fällen anders geschrieben und gehandelt hat, als er bey ruhiger Stimmung gethan haben würde.

Am Ende sind einige Zusätze und Verbesserungen zum großen Werke beygefügt.

1) An Address to Astronomical Observers, relative to the improvement and extension of the Astronomical Society's Catalogue of 2881 principal Stars. By Francis Baily.

2) Continuation of Researches into the Valve of Jupiters Mass. By G. B. Airy Esq.

3) On the Fime of Rotation of Jupiter. By G. B. Airy Esq.

Diese kleinen Aufsätze, die uns von den Verfassern zugesendet worden, stellen wir hier nicht in Folge einer

besondern Verbindung oder Verwandtschaft des Inhaltes neben einander: sie gehören nur in so ferne zusammen, als sie neu sind und Berücksichtigung von Seite der practischen Astronomen verdienen.

1) Der erste Aufsatz ist eine Aufforderung an die practischen Astronomen, diejenigen Sterne des Katalogs der Astronomischen Societät wiederholt zu beobachten, welche in neuerer Zeit entweder gar nicht, oder nicht hinreichend sicher bestimmt worden, oder bey denen die neueren Bestimmungen bedeutend von einander abweichen. Es sind Verzeichnisse von etwa 300 Sternen, wovon vorzugsweise Beobachtungen verlangt werden, beygegeben.

Höchst merkwürdig sind die Unterschiede, welche zwischen den von verschiedenen Astronomen gelieferten Bestimmungen sich vorfinden. So zählt Hr. Baily hundert Sterne, wo in Rectascension der Unterschied über eine halbe Secunde in Zeit, und zwanzig, wo in Declination der Unterschied über zehn Secunden beträgt; während bey allen angewendeten Instrumenten der mögliche Fehler weit unter diesen Gränzen steht. In manchen Fällen mögen Rechnungsfehler zu Grunde liegen; häufig wird aber auch der Umstand wirksam seyn, daß von einigen Astronomen das Beobachten ungeeigneten Gehülfen überlassen wird.

Uebrigens wird man sich nicht wenig wundern, daß Hr. Baily, indem er diejenigen aufführt, welche Bestimmungen der Sterne des Britischen Katalogs in neuerer Zeit geliefert haben, nur einen Astronomen vom Kontinente — Hrn. Argelander — genannt hat.

2) In dem zweyten Aufsatze wird eine Reihe von beobachteten Elongationen des vierten Jupitertrabanten gegeben, woraus das Verhältniß der Masse des Jupiter-Systems zur Sonnenmasse hervorgeht 1 : 1048,8. Dieß ist die dritte Reihe, welche der Hr. Verf. bekannt gemacht hat. Kaum wird es möglich seyn, durch dieselbe Beobachtungsmethode die Jupiters-Masse genauer zu bestimmen, als es bereits durch die Bemühungen des Hrn. Airy geschehen ist.

3) Der dritte Aufsatz enthält eine Bestimmung der Rotationszeit des Jupiter, abgeleitet aus Beobachtungen des großen dunkeln Flecken, der gegen Ende des Jahres 1834 und am Anfange von 1835 sichtbar gewesen ist. Der Hr Verf. findet die Rotationsperiode $= 9^h\ 55'\ 21,''3$ mittlere Sonnenzeit. Durch eine viel genauer geführte und besser begründete Untersuchung hat Hr. Mädler diese Periode um 5,″2 größer bestimmt (Astron. Nachr. 280.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von Schubert.

St. Leopold bei Livorno am 30. August 1837.

Noch nie habe ich die Worte des vielsinnigen Verses:

Inveni portum, spes et fortuna valete!

in ihrer näher liegenden Bedeutung so tief empfunden, als in der Stunde, in welcher ich gestern vor vier Wochen den Hafen von Livorno vor mir sah, auf dessen festem sicheren Boden ich jetzt ausruhe. Von dem Augenblick unserer Einschiffung in Beirut (schon am 16. Mai) hatten wir, auf einem schwerfällig gebauten Schiffe, bald mit einem hartnäckig widrigen Winde, bald mit Windstille zu kämpfen; ein Sturm verschlug uns zwischen Patara und den Ruinen von Myra an die Grabmälerstätte bey Kakamo, ein anderer führte uns in die Bucht des herrlichen Patmos; so waren seit der Abreise aus Syrien fast vier Wochen vergangen, als wir endlich in dem uns schon ganz vaterländisch anblickenden Syra landeten. Der ungewissen Fahrt auf einem Segelschiffe müde, wollten wir den übrigen Theil der Seereise mit einem Dampfschiffe machen; als wir deßhalb nach Vollendung einer vierzehntägigen Quarantäne in Syra, mehrere Wochen in Athen vergeblich auf ein österreichisches Dampfschiff gewartet hatten, entschlossen wir uns, abermals nach Syra zurückzukehren, um von da auf einem französischen Paketboot den freylich längeren Weg über Malta und durch die Meerenge von Messina nach Livorno zu nehmen. Wir sollten jedoch erfahren, daß der Dampf der Kessel zu gewissen Zeiten eben so wenig in der Hand des Menschen stehe, als der Wind des Himmels. In Malta fanden wir das Dampfschiff Sesostris, das einen französischen Admiral (und Gesandten) von Marseille nach Konstantinopel hatte führen sollen, unterwegs aber Schaden an seiner Maschine gelitten hatte. Jener Herr Admiral nahm jetzt zur Fortsetzung seiner Reise unser gesundes Dampfschiff; uns aber, mit noch mehr als zwanzig anderen Passagieren versetzte man auf das gelähmte, welches sich durch das beständige Herumhämmern an seiner halb zerbrochenen Maschine und dem schadhaften Räderwerk dennoch nie in den Trab noch weniger in den Galopp der gewöhnlichen Dampfschiffe versetzen ließ, und bey dem Sturme, der uns noch am vorletzten Tage unserer Reise nach Elba zurückschleuderte, uns in ziemliche Gefahr setzte. Doch, das Alles ist nun, Gott Lob! vorüber, der Hafen des lieben Festlandes ist gefunden, und ich hatte bey der 35tägigen Dauer unserer Quarantäne schon bisher und habe noch fortwährend Muße genug, auf die ganze zurückgelegte Reise wie auf ein zwar etwas saures, aber wohlgelungenes Werk meines Lebens zurück zu blicken.

Ich darf wohl sagen, ich habe in einem wei-

ten, reichen Umfange jene Länder und Gegenden der Erde gesehen, denen die bedeutungsvollsten, die erhabensten Zeiten der Geschichte unseres Geschlechts ihr Gedächtniß eingeschrieben haben; nicht nur die Stätten der „Wunder der alten Welt", die von Menschenhänden gemacht und deßhalb, mit Ausnahme der Pyramiden Aegyptens, in Staub versunken sind, sondern die Stätten und Denkmale jener Wunderwege habe ich besucht, welche eine höhere Hand den Menschen führte und deren Folgen deßhalb so bleibend, so ewig waren, als die Hand, von welcher jene Wege bereitet wurden. Und nicht mit leeren Händen bin ich aus dem Heimathlande der alten Wunder zurückgekehrt; die Natur hat mir, als einem alten Gastfreund und Diener ihres Hauses, überall wo ich ihre Hallen betrat, Gastgeschenke dargereicht, köstlichere, als jene, welche die freygebigen Phäaken dem scheidenden Gastfreunde mitgaben; der jugendliche Fleiß meiner treuen, eifrig forschenden Reisegefährten, Dr. Johannes Roth und Michael Erdl aus München, hat aus den Schatzkammern der afrikanischen Naturreiche, im Thal und in der Wüste am Nil, aus jenen des indischen Gewässers am rothen Meere, wie aus denen des peträischen Arabiens am Sinai und in der Araba, aus denen der südwestlichen und westlichen Küstenländer des Mittelmeeres, in Palästina, Syrien und Kleinasien, so werthvolle Gaben davongetragen, daß ich, wenn sie erst alle dem unsichern Meere entronnen und in der Grotte der vaterländischen Nymphen geborgen sind, schon durch diese wissenschaftliche Ausbeute allein alle Mühe der Reise als überreich belohnt betrachten werde.

Von den vier Reisebarometern, die wir aus München und Wien mit uns nahmen, hatten uns zwar die Stöße des Sturmwinds auf dem Meere und die eines schwerfällig schreitenden alten Kameles in der Wüste von Suez drey zertrümmert, aber auch das vierte uns noch übrige war hinreichend, um vorläufig eine sehr fühlbare Lücke der bisherigen Höhenmessungen zu ergänzen, um die Lage einiger der wichtigsten Punkte der arabischen Wüste und ihrer Gebirge, so wie Palästina's und Syriens, über dem Meer zu bestimmen.

Ich kenne Ihre Geduld und Nachsicht aus alter Erfahrung; auf diese Nachsicht rechne ich, wenn ich, zunächst um das etwas großsprecherisch lautende Wort ein wenig zu rechtfertigen, das ich vorhin über den Umfang meiner nun zurückgelegten Reise sprach, hier vorläufig nur einige farbige Linien über die Landkarte ziehe, um meinen Weg durch die Länder des Ostens zu bezeichnen.

Von unserer Fahrt auf der Donau hinab nach dem schwarzen Meere, will ich nur weniges erwähnen. Obgleich im Ganzen die Donaugegenden von da an, wo der mächtige Strom die deutsch redenden Länder seines Ursprunges verläßt, zu den Gegenden am Rhein, die ich ein Jahr vorher besuchte, in Beziehung auf die Naturschönheiten der Ufer, sich nur eben so verhalten, wie das Interesse, das die Geschichte der Rheingegenden hat, zu dem, das die Geschichte der untern Donauländer gewährt; so werden uns dennoch die Gegend von Orsova, wie die Herculesbäder bei Mehadia und noch mehrere Punkte von einer ähnlichen erhabenen Schönheit, neben dem vielen Herrlichen, das wir auf unserer Reise sahen, in gutem Andenken bleiben. Das schwarze Meer ließ uns in einer seiner Ruhestunden über seine Wogen kommen; von den auf ihm einheimischen Schrecknissen erfuhren wir nichts.

Mit Recht hat man die Gegend am Bosporus einen Lustgarten der Erde genannt. Seine Thalschluchten erwählte sich die gebärende Fülle zu ihrem Ruhebette, auf seinen Höhen thronet die Kraft; im Schatten der hohen Platanen und im Dufte der Rosengärten hat alle Lust der Sinne ihre Zauberpaläste aufgeschlagen. Es sind zwey mächtige Welttheile, zwey reiche Königinnen, die sich hier in ihrem Festtagsschmucke begegnen und besuchen; Europa in dem einfacheren aber bedeutungsvolleren Gewand

der Kunst; Asia in dem Prunk des natürlichen Reichthums. Die alte und neue Kaiserstadt des Ostens, Constantinopel, ziehet das Auge des westeuropäischen Fremdlings, als das Schauspiel einer nie gesehenen Pracht an sich. Sie ist, fester gebaut als die des Perserkönigs, eine Brücke, auf welcher vorhin die Kräfte des Ostens zum Westen, jetzt aber vorherrschend, denn der Tag hat sich geneigt, die Kräfte des Westens zum Osten ihren Lauf nehmen. Wir fanden die Herrscherin auf dem Krankenlager einer eben ausgebrochenen heftigen Pest. Dennoch sprach sie zu uns im Stolz ihrer Kraft: nicht die Macht des andern Europa's, sondern die einer höheren Hand hat meine Mauern zerrissen und mich gebeugt; die Fahne des Propheten in Ejubs Moschee unter den hohen Platanen ist noch wohl bewahrt, auf der hehren Sophia, dem Prachtgebäude der Christenheit, stehet der Halbmond noch fest, bis die Sonne eines andern Tages, denn der eurige ist, ihn vertreibt.

Die immer heftiger werdende und weiter in das Land vordringende Pest nöthigte uns, unsern anfänglichen Plan zu ändern, nach welchem wir schon von Constantinopel aus die Landreise in Kleinasien, und zwar mit dem Besuch von Brussa (Prusa) und des hohen Olymps beginnen wollten. Die Schönheit der Küstengegenden der Propontis, vor allem aber des Chersoneses und des Hellespont, gewährten einigen Ersatz für den versäumten Besuch des paradiesisch schönen Brussa. An der Küstengegend des alten Troja, die wir auf unserer vorgehabten Landreise hatten besuchen wollen, kamen wir (weil eine englische Familie hier ausstieg) so nahe vorüber, daß wenigstens das Auge weithin über die Gegend sich ergehen konnte. Das jetzt langsam schleichende Gewässer des Skamander verbirgt sich im hohen Schilf; ein altes Gemäuer und ein vereinzelter Grabhügel stehen wie überlebende, vom Alter entstellte Greise mitten in der neuen, ihnen fremdartig gewordenen Umgebung da; nur der hohe Ida, mit seiner auffallenden Gestalt blickt noch als derselbe auf die Stätte herab, deren Geschichte im Liede lebt.

Tenedos wie Imbros berührten wir nicht nahe, desto mehr aber das fruchtbare, bergige Lesbos, an welchem mehrere unserer Mitreisenden ausstiegen. Wir blieben einen großen Theil des Nachmittags an seinen Ufern und bey einbrechender Nacht leuchteten uns von seinen Höhen die Herbstfeuer der Hirten, welche nach der grausamen Sitte des Landes ganze Striche des Buschwerkes und der jungen Waldungen anzünden, um sich durch den Gräuel dieser Verwüstungen ein wenig Weideland für ihre Schaafe und Ziegen zu verschaffen. Noch bey Nacht landeten wir in der Bucht von Smyrna; die aufgehende Sonne beleuchtete uns die Höhen des Sipylos und die grünende Ebene am Ausfluß des goldreichen Hermos. Mehr als der Duft der blühenden Orangengärten in dem heiß und niedrig gelegenen Smyrna, zogen uns nach einigen Tagen die Cypressen des hoch und einsam auf dem Gebirg gelegenen Budjah an sich, das wir während unseres Verweilens in der Gegend vorherrschend zum Aufenthaltsort wählten. Wir beschränkten uns indeß nicht auf die Nähe von Smyrna, sondern besuchten von hier aus das Thal des Kaystros und die Ruinen der einst hochgepriesenen Fürstin unter den Städten Kleinasiens: die Ruinen von Ephesus. Der Umkreis der eigentlichen alten Stadt hat längst aufgehört eine Wohnstätte der Menschen zu seyn; nur der Ziegenhirt sucht sich etwa, wenn er im Frühling da die Heerden weidet, bey den Ruinen des alten Stadiums eine Schlafstätte. Ueber den Marmorstufen des mächtigen Theaters, das einst von den Stimmen der Tausende wiederhallte: groß ist die Diana der Epheser, krächzt nun die vorüberziehende Schaar der Dohlen; der Tempel der großen Göttin selber, den die alte Welt als eines ihrer sieben Wunder gepriesen, ist ein Feld der hohen Disteln und der wildwachsenden Opopanaxpflanze geworden; von sei-

nen majestätischen Säulen bezeugen nur noch wenige, halb zertrümmerte Reste die Herrlichkeit der andern, welche die Herrscher des östlichen Kaiserreiches zum Schmuck der hehren Sophia in Constantinopel hinwegholten. Dennoch sind auch die Trümmer des alten Ephesus noch höchst bedeutungsvoll und des aufmerksamen Betrachtens werth; die Hand der Barbaren hat sie nicht hinwegzunehmen vermocht, ihr Name hat sich bey dem Volk des Landes erhalten, während man von dem an dem nachbarlichen Mäander gelegenen Colossä, noch mehr aber von Laodicäa kaum noch die Stätte kennt. Ein Dörflein der Turkomannen liegt etwa eine halbe Stunde Weges von den Ruinen des alten Ephesus aufwärts. Auch hier stehen mächtige Ruinen, namentlich die der vormaligen Johanniskirche, auf deren Gewölbe das Kreuz wie der Halbmond dem Elend der Zeit unterliegen mußte; denn auch die Moschee, in welche die Kirche verwandelt worden, steht nun als verödetes Gemäuer da.

Eine andere Reise führte uns in das noch immer reiche Thal des Hermus. Magnesia ist durch seine Schönheit als Stadt der schönen Lage am Fuß des Sipylos und in der reizenden Ebene werth; über das einst mächtige Sardis ist die Stunde des Unterganges und der Verheerung (augenscheinlich durch Erdbeben) wie ein Dieb in der Nacht gekommen. In den zerrissenen Mauern der (angeblichen) Burg des Crösus prangt nun, statt Goldes, die goldfarbene Blüthe der Herbst-Amaryllis (Amaryllis lutea); zwischen den Ueberresten der römischen Herrlichkeit hat der wandernde Hirte sein Zelt aufgeschlagen; von den Ruinen der christlichen Kirchen wüßten es die beyden einzigen Christen, die noch als Mühlenpächter auf der Stätte von Sardis leben, nicht, daß dieß einst Kirchen waren, hätte es nicht der reisende, der alten Baukunst verständige Fremdling ihnen gesagt. So ist die Hauptstadt des alten Lydiens gefallen, während manche andere im Flußgebiet des Hermus oder in seiner Nähe gelegenen Städte noch immer, wenn auch unter andern Namen fortbestehen, namentlich Philadelphia, das sich in der Zeit des Kampfes am längsten gegen die Türken gehalten, und das noch jetzt eine Gemeinde der (freylich nur türkisch sprechenden) Christen hat, so wie das durch seinen Mohnbau und Handel mit Opium wohlhabende Thyatira (jetzt Kara Hissar).

Von Smyrna nach Alexandria machten wir die Fahrt auf einem türkischen Schiffe, das 130 türkische, nach Mekka gehende Pilgrime (Hadschi's) führte. Auf dieser Fahrt erfuhren wir freylich alle Beschwerden, die das Reisen auf einem solchen Schiffe und in solcher Gesellschaft mit sich führt, doch fehlte es dazwischen auch nicht an Punkten und Zeiten des erquicklichen Ausruhens. Zweymal hatte uns der Sturm, einmal Chios gegenüber, das andermal nahe bey dem alten Halicarnaß in Buchten verschlagen, deren Gebirge und Pflanzen für den Naturforscher vom höchsten Interesse waren; das dritte Mal führte und hielt er uns fest in dem Hafen des reichbegabten Rhodus, dessen eben reifende Orangen uns von der Seekrankheit heilten, dessen mittelalterliche Herrlichkeit eben so wie seine Natur uns lehrreich beschäftigten.

Das modern sich verschönernde, reiche Alexandria ließ uns unter seinen Palmengärten die rauhen Stürme bald vergessen, die uns auch von Rhodos aus bis zu den Nilmündungen begleitet hatten. Wir bemerkten nichts vom Winter, als wir am Weihnachtsfest im Schatten der Palmen die frische Frucht der Dattel und des Pisangs genossen und am Duft der blühenden Rosen und Nelken, in einem auf europäische Weise eingerichteten Garten uns erquickten; vielmehr belästigte uns bey den Obelisken aus Heliopolis und an der Schuttstätte der alten Sternwarte die Sonnenhitze, wie an einem unserer heissen Frühlingstage.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von Schubert.

(Fortsetzung).

Der segenbringende Nil war wieder in sein gewöhnliches Bette, zwar noch sehr vollen Laufes, zurückgekehrt; nur in den Niederungen und zwischen den eingedämmten Fluren bildete das zurückgebliebene Wasser noch Teiche und kleine Seen, als wir in den letzten Tagen des Jahres die Reise von Alexandrien nach Cairo antraten. Die meist langsame Fahrt, zuerst auf dem Mahmuts-Canal, dann aufwärts den Nil gab uns vielfach Gelegenheit, zu Fuße dem Ufer entlang zu gehen. Auf den Wiesen des blühenden Klees, auf denen die Lerche sang und die Heerden der Lämmer weideten, glaubte man sich in einen schönen Maitag des Vaterlands versetzt, wenn nicht dazwischen die Felder voll der, blühende und reifende Kapseln tragenden, Baumwolle, die Haine der Palmen und die Reihen der gelbblühenden Mimosen an dem Rande der Felder, so wie das fremdartige Geschrei der Vögel des Landes die Selbsttäuschung gestört hätte. Während das furchtbare Erdbeben vom ersten Tag des Jahres in Palästina ganze Städte und Dörfer zerstörte und selbst in Cairo einige Häuser stürzte, hielt uns ein Orkan in der Nähe der alten, fast ganz von der Erde verschwundenen Sais fest. Doch schon am andern Tage wurden wir diesen Fesseln entrissen, und am dritten Januar beleuchtete uns die Morgensonne das riesenhafteste der sieben Wunder der alten Welt: die Pyramiden bey Ghizeh.

Die sich selber gleich und treu gebliebene Bauart und Herrlichkeit des mächtigen Cairo zog mich gleich in den ersten Stunden meines Aufenthaltes mehr an, als dieß Constantinopel gethan hatte; zu der hohen Bedeutung, welche die Geschichte der Umgebung von Cairo giebt, gesellt sich die reizende Fülle des Nilthales, dessen Schönheit durch den allenthalben angränzenden Hintergrund der Wüste nur noch erhöht wird. Cairo gewährte uns freundliche Aufnahme und bereicherte unsere Sammlungen wie den inneren Schatz der Kenntnisse und Erfahrungen. Aegypten ist ein Baum, der zwar jetzt von einer scharfen Scheere hart beschnitten, an welchem aber auch zugleich der beachtenswerthe Versuch gemacht wird, das Reis einer neueren Zeit einzupfropfen, deren künftige Früchte freylich nur Der kennt, der den Gärtner zu dieser Arbeit bestellte. Wir sahen die Stätte und den noch stehenden Obelisken der alten Priester- und Sonnenstadt On oder Heliopolis, besuchten die ruhmeswerthen Anstalten in Abusabel, waren über der Stätte des alten Memphis in Sakkarah und zweymal bei den Pyramiden von Ghizeh, und genossen überhaupt Alles, was die Nähe von Cairo der Wissenschaft wie den Erquickung begehrenden Sinnen Schönes und Kostbares darbeut, im

reichsten Maaß. Doch genossen wir nicht allein, wir verarbeiteten auch das uns geschenkte Material, und die Aussicht ins Nilthal und auf die Pyramiden, vom platten Dache unserer Wohnungen, fand uns am Abend meist eben so befriedigt von der Arbeit der Hände als in der lieben Heimath.

Mit dem natürlichen Reichthum und der Lebendigkeit des Nilthales bildet die so nahe angränzende Wüste einen Contrast, wie mir, in solcher Stärke, kein anderer in der Natur bekannt ist. Der Winter ist nicht so verschieden vom Sommer, die Nacht nicht so sehr vom Tage, als die Wüste von den Nilgefilden; denn der Winter wie die Nacht lassen Baum und Gesträuch und Wohnungen der Menschen wie der Thiere unverletzt und unverändert bestehen; nur das Gewand des Grüns oder die Farben fehlen, welche die Sonne hinzu thut. Die versteinerten Palmenwälder aber, durch deren Todtenfelder wir auf unserer ersten Tagreise durch die Wüste kamen, weckt keine Frühlingswärme wieder auf; den grotesken Formen dieser verödeten Felsen giebt kein Tageslicht eine andere Färbung. Am meisten möchte ich den Contrast, den die Wüste mit dem fruchtbaren Lande bildet, mit jenem vergleichen, den das Hineintreten in einen hochummauerten Kirchhof unmittelbar aus dem Gewühl einer Stadt macht, in welcher ein Volksfest gefeyert, oder ein Jahrmarkt gehalten wird. Die Denkmale des stillen Friedhofes der Wüste, an denen wir auf unserer Reise von Cairo nach dem rothen Meere und von diesem nach Palästina vorüberkamen, haben noch ein besonderes Interesse; sie sind mit den Erinnerungen an den Zug der Heere Israels aus Aegypten nach dem Lande der Verheißung bezeichnet. Wir schlugen den Weg gegen Suez ein. Die ganz eigenthümlichen und schwer zu beschreibenden Unbequemlichkeiten, welche das Reiten auf Kameelen hat, waren schon am andern Tage zu etwas Gewohntem, und darum Erträglicheren geworden; dieser sich immer gleichbleibende Takt des Bewegens treibt zuletzt zum Gesange an, welchem der Anblick der Wüste einen ernsteren Text unterlegt.

Etwa 14 Stunden von Bezatin gegen Nordost in Ost findet sich das Thal des Greibur (Etham), dessen Abgränzung von der westlichen Gegend, deren Schluchten einiges Weideland für Ziegen und Schaafe umschließen, durch ein schwärzliches, chaotisch zerrissenes vulkanisches Gebirge, Greibur genannt, bezeichnet ist. Diese Gegend gewährt durch das grünende Gesträuch ihres Bodens den Caravanen einen erwünschten Lagerplatz; bedeutungsvoll in vorzüglichem Maaße wird sie dem Reisenden durch das Thal, das sich gegen Ost in Süd an dem südlichen Abhange des Attakabergzuges nach dem rothen Meere hinabsenkt und durch die auffallenden Umrisse der Gebirge, die sich zur Rechten der Caravanenstrasse nach Suez, Ost in Norden, hinziehen. Wir sollten an diesem Orte die Schreckniße der Wüste in ihrem höchsten Maaße erfahren; denn während wir Andern mehr aus der Ferne die für den Forscher der Natur wie für den der Geschichte Israels (welches hier auf des Herrn Befehl nach dem Schilfmeer ablenkte, nach 2 Mos. 14) höchst anziehenden Punkte betrachteten, hatte einer der jungen Reisegefährten, mit der Flinte auf dem Rücken, dem Zuge des gründlicheren Forschens sich hingegeben; er war in die Thäler des Gebirges, das von Etham zur Rechten der Caravanenstrasse nach Suez liegt, hinabgestiegen, ohne aus ihnen, bei einbrechender Nacht, den Ausweg und Heimweg zu unserer Caravane zu finden. Was daß heiße, in der Wüste und zwar bey Nacht sich zu verirren, das kann nur der mitfühlen, der die Wüste kennt. In diesen Felsenthälern nirgends der Fußtritt eines Menschen, nirgends die Stimme eines Thieres. Die zernagten Knochen von Schaafen und Kameelen lassen nicht auf die Nähe der Wohnung eines Hirten oder eines Kameeltreibers, sondern auf die der Hyäne schließen, die nur das beständige Abfeuern des Gewehres von ihrem

Ausfall auf den Verirrten abhält. Ein Schall wird gehört; es ist nur das Auffallen eines hinabgerollten Steines, den der Fuß des am Abhang Hinaufklimmenden losriß, bald ist alles wieder so unbeschreiblich still, daß der Verlassene den Schlag seines eigenen Herzens hört. Die aufgehende Sonne weckt am Abhange des Hügels einen hellen Schimmer auf. Ist es etwa das noch glimmende Feuer, um welches bey Nacht Hirten saßen, oder ist es ein von der Höhe herabrieselnder, so sehnlich erwünschter Stral des Wassers? Der Verirrte naht sich; es ist kein glimmendes Feuer, kein Wasser, sondern das glänzende Fraueneis das in ganzen Lagern aus diesen Hügeln hervorragt. Unser Einsamer im stillen Thale, hatte weder das laute Schreyen unserer Beduinen, oder das öfters sich wiederholende Losschießen der Gewehre gehört, noch das hellflammende, in der ganzen Nacht unterhaltene Feuer gesehen; durch drey Thäler und über ihre Bergwände hatte er sich hindurchgearbeitet; bey dem oben erwähnten vulkanischen Gebirge Greibur, im Westen vom Nachtlager, war er wieder auf die Strasse der Kameelzüge gekommen; von einer Caravane nothdürftig erquickt, ohne den nach ihm ausgesendeten landeskundigen Beduinen und dem Dragoman zu begegnen, hatte er zuletzt den richtigen Weg gegen Suez eingeschlagen, den wir, weil es derselbe war, auf welchem er sich gestern Abend von uns entfernt hatte, am Morgen nach langer Berathung fortgesetzt hatten, indem wir hofften, ihn hinter einem der nächsten Hügel auf uns wartend zu finden, und in dieser Hoffnung durch die vermeyntlichen Spuren eines europäisch bekleideten Fusses bestärkt waren. Erst in der Nacht fanden wir uns wieder zusammen.

Bey Suez erfreute uns zuerst der Anblick des rothen Meeres mit den Seethieren des Indischen Gewässers. Wie reich ist dieses Meer im Vergleich mit dem Mittelmeer! Von Suez fuhren wir über den schmalen Meeresarm auf einem Schifflein hinüber, während unsere Kameele den weiten Umweg um das Ende der Bucht nahmen. Wenn auch auf die Gegend bey dem Brunnen Mosis, dem hehren Attaka gegenüber, nicht jenes verklärende Licht fiele, das die Geschichte auf sie wirft, so wäre sie schon durch den erhabenen Ernst, mit welchem sie die Seele anspricht, höchst bedeutungsvoll. Es war (Sonntags am 19. Februar d. J.) ein Frühlingsmorgen des rothen Meeres, den wir hier feyerten; die Palmen am Quell, von keiner beschneidenden Menschenhand entstellt, entfalteten die Kolben ihrer Blüthen, im Schatten ihrer Wipfel sang ein Vogel ein für uns neues niegehörtes Lied; das Meer, in dessen lasurblauer Farbe ich nie ein anderes Meer gesehen, ruhete in sabbathlicher Stille, der Himmel war so klar und blau, daß er das forschende Auge jede Schlucht, jeden Felsenvorsprung am Attaka und dem ihm gegenüber gelegenen Gebalah erkennen, und dasselbe tief hineinschauen ließ in das breite, allmälig ansteigende Thal, das zwischen beyden hinanführt gegen den unserer Erinnerung tief eingeprägten Greibur. In jenem Thale, südwärts dem Attaka, dem Thale Hiroth der Bücher Mosis (2 Mos. 14), waren die Heere Israels gelagert, als Pharao's Rosse und Wägen sie ereilten; von dort aus gingen sie hinab ins Schilfmeer, das hier eine Breite von 5 Stunden hat; dieß bezeugen nicht nur die geheiligten Urkunden, sondern, so lebendig ist hier noch die Erinnerung an das große Ereigniß; es bezeugt es jeder unmündige Knabe der hier umwohnenden Beduinen, denn er hat es seinen Vater erzählen hören, wie dieser von dem seinigen es vernahm.

Wir behielten den größten Theil des Tages die unvergleichbare Aussicht nach dem Meere und nach dem jenseits gelegenen Gebirge, an dessen vereinsamtem Abhange ein griechisches Kloster liegt; am späteren Nachmittag zeigten sich im Süden die fernen Höhen des Djebbel-Pharaun und zugleich bildete uns die Fata Morgana, die Dichterin der Wüste, so täuschend ein Land der Palmen vor, das

sich, wie an einem Strome, dessen Ufer grünen, zum Meere hinzog, daß selbst der junge Beduine, der mein Kameel begleitete, den Schein für Wahrheit hielt. Erst am andern Nachmittag um 4 Uhr zeigten sich uns nach einem langen Wege durch die dürre, mit Feuersteinen bestreute Sandfläche, wirkliche Palmen, beym Brunnen Havarah (Marah), dessen klare, aber bittere Wasser dem Erdreich ein Grün entlocken, an dem das Auge des Reisenden ein Ausruhen, die Gazelle ihre nächtliche Weide findet. Unsere Kameele hatten etwa drey Viertelstunden jenseits Marah gelagert, uns war die Sonne bei den Palmen von Marah untergegangen, wir erreichten die Ruhestätte in später Dämmerung.

Die Felsenhöhen des Hamman oder Djebbel Pharaun bestehen aus Feuersteinkalk, an den sich gegen Osten der Sandstein anschließt. Wir zogen einige Stunden lang an der Ostseite des Gebirges, dessen Stirn sich gegen das Meer erhebt; hierauf kamen wir in das Thal Ganderah oder Elim, in welchem das Wasser eines hindurchgehenden Regenbaches oder der Quellen des Gebirges so lose bedeckt unter dem Sande schläft, daß unsere Beduinen schon nach einigen Stichen der Schaufel Wasser fanden. Ausser diesem hat diese Gegend auch noch ihre natürlichen Brunnen, bei denen einige unserer Beduinen der Caravane vorausreitend die Schläuche füllten. Mit dem Thier und dem Menschen zugleich findet auch die Pflanze ihre Nahrung; das hohe Gebüsch der Tamariske bekleidet mit seinem dunklen Grün den Boden, über dasselbe erhebt sich die Palme. Die Wüste ließ uns indeß noch vor Abend dieses Tages einen anderen ihrer verborgenen Lustgärten sehen, welcher ungleich schöner, obwohl kleiner war, denn der bei Ganderah.

In dem engen, erhaben schönen Felethale, das vom Gebirg wieder zum Meer hinab führt, grünet am Sumpfe des Regenwassers ein Wald von hohem Rohre; an den Wänden des Gesteines, wie auf der Sohle des Thales, begegnete uns zum erstenmale die Pflanzenwelt Arabiens in ihrer größeren Fülle; Vögel vom Geschlecht des Wüstenhuhnes liefen truppweise, die Mutter mit den Jungen, über den Weg hinüber. Statt des Grüns in jenem Thale der Felsen erfreute uns am andern Tage das tiefe Blau des Meeres, an welchem wir während der Stunden des Morgens so nahe hinritten, daß unsere Kameele öfters den näheren Steig durch das seichte Wasser der Buchten nahmen. Zu unserer Linken erhub sich der vielgipfliche Mokhatal mit seinen Zinnen, Felsenwänden und Engthälern, welche dem Auge des vorüberziehenden Naturfreundes wie ein Räthsel des Morgenlandes erscheinen, das in dem erhabenen Worte, einen tiefen, verborgenen Sinn vermuthen läßt. Wie gerne wären wir da hinauf gestiegen, wo auf dem Hochrücken des Syenits, des Urtrapps und des Porphyrs, deren Trümmer auf diesem Wege überall zwischen den Feuersteinen hervorblickten, der Steinbock des asiatischen Gebirges weidet, und der rothgelbe Geyer seinen Felsenhorst hat. Doch auch die Ebene am Meere, bey dem wir am Abend lagerten, gab uns zu sehen und zu forschen genug. Schon der heutige Wind wälzte seine Wogen kräftig gegen den Strand, dessen bunte Geschiebe das kalkhaltige Wasser zu einer natürlichen Mosaik verbunden hatte; wie heftig mag erst das Bewegen dieses leicht aufzuregenden Gewässers gewesen seyn, als die beyden Schiffe, deren Wrack, noch sehr frisch aussehend, über den Felsenboden geschleudert da lag, hier ihren Untergang fanden. Selbst die große, schuppige Küstenschnecke und die buntfarbige Patelle hatten sich tief in den Spalten des Küstengesteins angesaugt, wo sie sicher vor dem Sturme, nicht aber vor der sammelnden Hand waren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von Schubert.

(Fortsetzung).

Schon in Aegypten hatten uns europäische Sammler viel von dem Reichthum der Meeresküste bey Tor gesagt. Wir wendeten uns deßhalb noch weiter vom Gebirg hinweg gegen Süden, und zogen, am ersten Tage von einem Sturme begleitet, über die Ebene Raa (eine Fortsetzung der Wüste Sin). Bey Saib, einem Beduinendorfe vor Tor sahen wir zuerst die hohe Doompalme, eine Bewohnerinn Oberägyptens so wie dieser Küstengegenden des rothen Meeres. Im Palmenthale abwärts, nahe am Meere, ist das sogenannte Bad des Moses; ein Quell von warmem Wasser, in welchem ein Fischlein von dem seltenen Geschlecht des Lebias lebt. Wie der melodische Laut der Cymbel oder des metallenen Triangels, ertönte der Gesang der arabischen Cicaden, als wir uns spät am Abend den Bäumen bey Tor naheten. Wir blieben hier einen Tag und hatten Gelegenheit genug zu errathen, was diese Gegend in einer anderen heißeren Zeit des Jahres dem Sammler darbieten könne.

Selbst die Mauern der wenigen Häuser, aus denen Tor besteht, sind aus den kalkigen Gehäusen der indischen Lithophyten gebaut; auf den weithin streichenden Corallenbänken ruht die sonderbare Gestalt des Fungiten und mit ihm zugleich die Menge der Schnecken und Muscheln, welche zu den schönsten Zierden unserer Sammlungen gehören.

Von Tor aus zogen wir in der kaum merklich aufwärts steigenden Ebene Rakabah zum Fuße des Gebirges Serbal, welches, so nahe es auch am Morgen erschien, dennoch erst am Abende erreicht ward. Wir hatten das Zodiakallicht noch nie so leuchtend gesehen, denn am Abend des 26. Februars, da wir an der Mündung des engen Felsenthales Chabron uns gelagert hatten. Diesem herrlichen Thale, das wir am nächsten Vormittag durchzogen, fehlt nichts, als die fleißige Hand der Mönche, wie jene am Sinai sind, um es in eine fortlaufende Reihe von Gärten zu verwandeln; denn es ist ein Bächlein Wassers da, das erst nahe vor dem Ausgange des Thales versiegt, und das üppige Gedeihen der Mannatamarisken, der syrischen Seidenpflanze, die Palme und andere Gewächse des Südens, zeugen von der natürlichen Kraft des Bodens.

Das Gebirge ist Syenit, in welchem sich mächtige Gänge von Hornblendeschiefer, Grünstein und basaltischem Gestein zeigen. Ein beschwerlicher Gebirgssteig, der sich im Angesicht des nahen Katharinaberges aus dem Thal hinauflenkt, und der zu

Fuße erstiegen werden muß, führt hin nach dem Hochthale Slav, dessen Beduinen zu jenem Stamme gehören, der vormals zum Christenthum sich bekennend, vor etwa drey Jahrhunderten bey einer Streitigkeit mit den Mönchen des Sinai abfiel, und zu dem Mahomedanismus zurückkehrte. Dennoch mögen diese Beduinen auch mit den Christen es nicht ganz verderben, da sie vielen Genuß vom Kloster und von den dasselbe besuchenden Fremden haben; sie sind deshalb vor andern Stämmen dienstfertig und gefällig.

Der letzte Tag der Reise nach dem Sinai durch das Slavthal und an den Felswänden des Herbathales hinauf, welches mehr einer Schlucht oder Spalte des Gebirges, denn einem Thale gleicht, war ein sehr beschwerlicher; bis fast zur Ohnmacht ermattet kamen wir an den Mauern des St. Katharinaklosters an. Die jüngern Gefährten wurden, wie die Sitte jenes Hauses ist, in einem Korbe am Seil empor gezogen, und so in eine obere Oeffnung des Kastellartigen Klosters hineingelassen; wir andern stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, leicht zu verschließenden Gang mit dem äussersten Hof des Klosters zusammenhängt. Dort, im Garten, war jetzt eben die lieblichste Zeit des Frühlings gekommen; der Mandelbaum und die Pfirsiche hatten fast verblüht; die Aprikosenbäume standen (wie wir sie schon im Januar bey Cairo sahen) in voller Blüthe; die Birnen und Aepfel waren nahe am Aufbrechen. Nach einer mehr als 14tägigen Reise durch die Wüste erschien uns der achttägige Aufenthalt im St. Katharinakloster und seinen blühenden Gärten, wie ein Ausruhen im Paradiese. Der beständige Anblick des Horeb, und der seltenere des Sinai, dessen Majestät etwas tiefer im Innern des Hochrückens verborgen thronet; das Wandeln im Thale Raphidim und in der Wüste Sinai erregten Gefühle, wie das Naheseyn einer andern höhern Welt des Geistigen. Was wir während des achttägigen Aufenthaltes am Sinai für die Wissenschaft gewonnen und geleistet, das werden unsere späteren Bearbeitungen des gewonnenen Stoffes bezeugen; uns erschien in mancher Hinsicht die Ausbeute, welche diese Gegend uns gab, als die bedeutungsvollste von der ganzen Reise.

Vom Sinai nahmen wir unsern Weg nach dem Ailanitischen Meerbusen, durch das Scheiththal, nach dem Mandaro oder Salthal. Von den Höhenpunkten aus, welche unsere Caravanenstraße in den ersten anderthalb Tagen erstieg, zeigt sich der Sinai am deutlichsten und besten, während ihn von andern Seiten her, bald der Madrin und der Katharinenberg, bald der Radoa und der Rabah, dann der Horeb verdeckt. Bisher war die vorherrschende Gebirgsart der Thalwände noch der Syenit und Porphyr gewesen, mit häufigen Gängen von zuweilen kuglichem Basalt; am Ende des Salthales zeigt sich das Gebirge Tih, das aus Sandstein und Kreidekalk bestehet, und welches die braunen Fittiche seiner Sandsteinmassen weithin über die niedrigeren Ausläufer des Urgebirgsrückens verbreitet. Wie eine Fata Morgana in fester Form erscheint das Gebirge des Thales Ghirrisi, das wir am 9. März durchzogen, wenn es jetzt Pfeiler und Mauern wie von zusammengestürzten Tempeln, dann aber architektonische Zierrathen von kleinerem Maasstabe, bald in halberhabener, bald in durchbrochener Arbeit nachbildet.

Von unbeschreiblicher Wirkung auf das Auge und auf die empfindende Seele ist der Hinausblick aus dem engen Thale Samora (Sara) nach dem Ailanitischen Meerbusen und nach dem jenseits desselben majestätisch sich emporthürmenden ostarabischen Gebirge. Der Engpaß hat Aehnlichkeit mit jenem, der von Nizza aus bey Saorgio nach dem Col di Tenda führt, seine Umrisse sind jedoch noch ungleich

großartiger und erhabener. Die Küstenebene der Nuäbe war, wie der Körper der hier anwohnenden Beduinen, von dem Gewande in dem Grün ihrer Frühlingspflanzen nur Stellenweise bedeckt; doch gaben uns auch diese einzelnen Stellen viel Neues und Werthvolles für unsere Sammlungen. Ein Brunnen mit schlechtem Wasser, Mauern dabey, denen statt des Gesteins die Massen der Orgelcorallen (Tubipora) ihre Festigkeit gaben, innerhalb der Mauern Palmgärten, mit Ueberresten von Hütten, die nur zur Zeit der Dattel-Monate von ihren Besitzern bewohnt sind — das waren Gegenstände, die in dieser Gegend die Neugier des Reisenden eben so sehr beschäftigten, wie etwa sonst der Anblick einer Stadt voll prächtiger Paläste den durch sie Hindurchreisenden gewährt. Die Fischer in den Hütten Nagaiat bey den Doompalmen, an denen wir am 11. März vorüberkamen, hatten keinen einzigen Kahn, um mit ihm etwas tiefer ins Meer zu stechen. Die Fülle der Fische, deren frisches Fleisch sie und die Ihrigen ernährt, deren an der Sonne gedörrtes durch Verkauf und Tausch ihnen Kleidungsstücke verschafft, und andere Bequemlichkeiten oder Zierden des Leibes, drängt sich in der reichen Bucht von selber in die roh gearbeiteten Netze; der halb verwilderte Hund, der bey der Hütte seinen Aufenthalt sucht, erhascht mit den Füßen und Zähnen, was er zur Stillung des Hungers bedarf.

Das liebliche Frühlingsgrün des Gaaforathales, durch welches der Richtweg führte, schien den Springhasen und Gazellen Preis gegeben; am Felsenwege, der von jenem Thale nach dem Wadi Bussaial führt, glaubten wir Ueberreste römischer Inschriften (von Zahlen) zu bemerken. Nicht ohne Vorsicht lagerten sich unsere Beduinen in einer, von dem Richtweg abgelegenen, durch Sumpf und Felsenvorsprünge sehr geschützten Bucht, an dem von ihnen sogenannten Vorgebirge Dschillaladi. Wir fanden uns hier in dem Gebiet eines andern Beduinen-Stammes, der dem ihrigen nicht sehr befreundet ist. Obwohl jedoch das Nachtlager hier vor andern Ueberfällen geschützt erschien, war es dieß nicht vor dem Sturm, der in der Nacht unser Zelt über uns zusammenstürzte.

Wir kamen am 12. März in die Gegend, über welche hinauswärts selbst der kühne Burkhard nur mit seinem durchs Perspektiv blickenden Auge vorgedrungen war. Er hatte Akaba und die ganze Umgegend des alten Aila und Eziongeber nur durchs Fernrohr gesehen, weil seine Beduinen sich nicht in die Gränzen des feindseligen, streitlustigen Stammes wagten; wir konnten, geschützt durch die Furcht vor Aegyptens Macht, ruhig über diese Gränzen einziehen. Das Kastell Akaba liegt am Fuße des Gebirges in einem Hain von Palmen; Ibrahim Pascha hat 50 Arnauten, die unter einem türkischen Commandanten stehen, in die kleine Feste gelegt, welche eigentlich zunächst ein Vorrathshaus für die nach Mekka ziehenden Pilgrime ist. Hier bey Akaba ging es durch mancherley Drangsale: unsere Beduinen, die uns gern weiter begleitet hätten, machten sich, nachdem sie eilig unser Gepäck abgeladen hatten, sogleich wieder auf den Rückweg, wie es uns schien, auf Befehl des Commandanten. Wir waren nun ganz in der Gewalt dieses Mannes, der uns in der Nacht 12 Männer seiner Besatzung (ein verdächtiges Gesindel), vorgeblich zum Schutz gegen die „bösen Beduinen“ als Wache aufnöthigte, für unsere Weiterförderung ungeheure Forderungen machte, zuletzt aber dennoch, weil man mich durch ein Mißverständniß, welches ich nicht veranlaßt hatte, für den Consul einer europäischen Macht aus Cairo hielt, durch ein Geschenk an Geld sich abfinden ließ.

Die Sorge für das Herbeyschaffen der nöthigen Kameele und für unsere sichere Begleitung bis in eine der Städte Palästina's war dem großen Scheikh der Araba, dem Scheikh von Gaza über-

tragen, der alljährlich für den Zug der Pilgrime nach Mekka tausend Kameele stellt. Der Schutz dieses mächtigen Oberhauptes war für die Sicherheit einer Reise durch das ganze Gebiet vom Mittelmeer bis zu dem östlichen Gebirge der Araba (dem Gebirge Edoms) hinlängliche Bürgschaft; nur jenseits des Gebirges konnte er uns nicht begleiten, weil er als Verbündeter des Ibrahim Pascha mit den Beduinen von Korek im Krieg war.

Der Wohnsitz des Scheikh von Gaza, das weitläufige Beduinenlager oder Dorf, das, wie dieser Theil der Wüste, den Namen Araba führt, ward von Akaba aus, in anderthalb Tagen erreicht; unsere Araber hatten ungewöhnlichen Drang und Eile nach der Heimath, denn morgen feyerte man da den großen Bairam und den Frühlingsanfang. Uns war der Tag des Aufenthaltes kein verlorner, wir sahen uns mit eigenen Sinnen zu den Zelten Ismaels oder Edoms versetzt; so unverändert treu ist dieses Volk der Wüste der Sitte der Väter geblieben. Das Wettrennen auf edeln arabischen Rossen, das der Sohn des Scheikh (ein neunjähriger Knabe) mit einem seiner Vettern hielt, der mit ihm von gleichem Alter war, dann ein Tummeln der Kameele, bildete die augenfälligste Belustigung des Bairams; höher stand den Beduinen die minder augenfällige des Zusammenkommens in dem großen Zelte des Scheikh, des Tabakrauchens und Wassertrinkens.

Wir sollten aber nicht bloß die Schönheiten und Annehmlichkeiten der erhabenen Natur der Araba, wir sollten auch ihre Schreckniſſe kennen lernen. Am Tage unserer Abreise aus dem Lager überfiel uns ein Orkan der Wüste, der uns so dicht in das nächtliche Dunkel seiner Sandwolken und Sandwirbel verstrickte, daß wir das Weiterziehen gern aufgebend, nur froh seyn mußten, daß uns das ausgetrocknete Bett eines Winterstromes, hinter seinem erhöhten Rand und dem Gebüsch der Tamariske, einen nothdürftigen Schutz gewährte. Doch schon am Abend legte sich der Sturm; am andern Tage erreichten wir, während ein furchtbares Gewitter sich entlud und seine letzten Donner und Regengüsse auch die Ebene trafen, die Mündung des herrlichen Mosesthales (Wadi Musa), das neben dem Berge Hor vorüber zu den Ueberresten der alten Höhlen- und Gräberstadt Petra hinaufführt. Auf dem Gipfel des Hor, bey Aarons Grabmal, genießt man eine weite Aussicht über die ganze Breite der Araba; vor allem anziehend ist jedoch die, in das östliche Hochland: das Vaterland Hiobs und seiner Freunde. Aarons Grabmal ist den Mahommedanern so heilig, daß selbst die Vorüberreisenden, wenn sie von fern den Gipfel des Hor mit dem viereckigen, von ihren Glaubensgenossen errichteten Grabgebäude erblicken, einen Steinhaufen errichten, und ein Opfer schlachten. Auch aus sehr alter Zeit finden sich in einer Kluft des Gebirges Ueberreste von Bauwerken, und bis zum östlichen Abhang des Hor erstrecken sich die Höhlenwohnungen und Grabstätten von Petra.

Das römische Amphitheater, wie der wohlbehaltene Tempel des Friedens, so schön auch beyde sind, machen zwischen den Resten des fremdartigeren, abgelegnen Alterthums dieser Edomitenstadt einen ähnlichen Eindruck des Modernen, wie das kleine Theatergebäude, das in Verona im römischen Amphitheater steht, zwischen den Gemäuern von diesem macht. Nur in Palästina und am Antilibanon, im Westen von Damaskus, fanden wir vereinzelte Bauwerke in den Felsen gehauen, von ähnlicher Art, in welcher das alte Petra nach riesenhaft weitläufigem Maaßstabe im Thale und an den Abhängen der Felsen bis hinan zum Nest des Steinfalken sich ausgebaut hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Aus einem Briefe des Herrn Hofraths von Schubert.

(Schluß.)

Nur ungern kehrten wir aus der Richtung nach Osten gegen das uns verschlossene Korek hin, wieder nach der Araba zurück, die wir jetzt ihrer Breite nach bis zum alten Jordansbette, das am westlichen Gebirgsrande seinen Verlauf nahm, durchzogen. Unsere Beduinen machten sich und uns auf der ersten Tagreise von Wadi-Musa aus auf die Möglichkeit eines feindlichen Ueberfalles gefaßt; wir erreichten jedoch unangefochten jene Gegend der Mährchen der Wüste, da der runde bewegliche Stein liegt, der sich von selber, und neuerdings schneller denn sonst, hinab nach dem Ailanitischen Busen bewegen soll, wo sein Ankommen den jüngsten Tag und das letzte Gericht verkünden wird; dann das vielfächige, wegen des giftigen Zaubers seines Brunnens gefürchtete Mirsabathal, und das wahrhaft furchtbare Kalkgebirge Assapha (Madara), dessen Ersteigen, das fühlten wir schon jetzt während der Morgenstunden des 23. März, in einer spätern, heisseren Jahreszeit — leicht durch den Widerprall der Sonnenstralen vom weißen, nackten Gestein und durch seine eingeschlossene Luft dem Leben, oder wenigstens der Sehkraft des Auges gefährlicher seyn könnte, als der vermeyntliche Zauberbrunnen von Mirsaba. Schon auf der Höhe jenes Gebirges, noch mehr jenseits desselben trafen wir öfter auf Bauwerke der alten römischen Stationen, dazwischen auch solche aus noch älterer Zeit; die grünenden Weideplätze und Lager der Beduinen wurden häufiger, bis wir endlich, in der Nähe des alten Bersaba, nach vierzigtägigem Verweilen in der Wüste, „da kein Säen noch Erndten ist," wieder die ersten Saatfelder und gemauerte, feste Wohnstätten der Menschen fanden.

Hebron, wo wir während des Osterfestes ruhten und uns erquickten, ließ uns zwar, als Christen, nicht in das Innere des mächtigen Moschee-Gebäudes blicken, das die zweyfache Höhle und Abrahams Grab umfaßt; desto ungehinderter durchforschten wir die an seltenen Pflanzen reiche Stätte des Haines Mamre. Wir fanden die Luft hier so lieblich, wie sie bey uns in den Tagen des May ist, denn Hebron liegt fast dreytausend Fuß über die Meeresfläche erhöht; ein erfrischender Wind, wie wir ihn so lange nicht mehr empfunden, wehte durch die Zweige der eben in voller Blüthe stehenden uralten Pistazienbäume und durch das Haschisch-Gesträuch. Außer der Luft und der Gestalt mancher Nachbarthäler, die uns lebhaft an die Gegend

von Muggendorf erinnerten, außer den bekannteren Formen mancher Pflanzen, die sich mit den unbekannten mischten, und der Stimme des Finken, der sich in den Bäumen bey Jesaias Grabe vernehmen ließ, fanden wir in Hebron noch nähere Anklänge aus dem Vaterlande: eine Anzahl deutsch redender, meist aus Polen gebürtiger Juden. Wir wohnten bey dem gelehrten Oberrabiner, einem gebornen Spanier; seine Frau wie ihre sämmtlichen Verwandten waren Deutschredende. Durch die hier wohnenden Juden wurde mir auch ein aus riesenhaften Werkstücken erbautes Gemäuer, das einen Hofraum umschlossen zu haben scheint, als „Abrahams Wohnung" gezeigt; es liegt ostwärts der Straße nach Jerusalem, etwa eine reichliche Stunde von Hebron entfernt; nicht weit von ihm, oder dem an Weingärten sehr reichen Engthale, zeigten meine Führer mir Nathans des Propheten Grab, und am jenseitigen Abhange des Hügels die Reste eines arabischen Gebäudes, das Davids gewöhnliche Wohnung während seines Aufenthalts in Hebron gewesen seyn soll. Die Stätte wird von ihnen und den Bewohnern der Gegend Jluel (auch Kuar) genannt.

Ein Theil der Reisegesellschaft, zu welchem auch ich gehörte, machte die Reise von Hebron gen Jerusalem zu Fuße. In dem grünenden Engthale, das seine Wasser aus Salomos versiegeltem Brunnen und seinen fest gemauerten Teichen empfängt, genossen wir zum drittenmale in diesem Jahre die Blüthenzeit des Frühlings. Denn wie vom 9. Januar an bey dem Obelisken von Heliopolis, unweit Cairo, wie am 28. Februar in den Gärten des Katharinenklosters am Sinai, so blühten jetzt am 28. März die Aprikosen und andere Fruchtbäume in „Salomo's verschlossenem Garten." Die Gegend um Bethlehem ist lieblich und hehr, wie ein Gesang der Hirten in heiliger Nacht. Wir begrüßten sie heute nur auf einige Stunden, denn von Jerusalem aus besuchten wir sie von Neuem.

Was ich von unserem fast dreywöchentlichen Aufenthalte in Jerusalem, der noch immer auf ihren Bergen festgegründeten Städtekönigin, und ihrer Umgegend zu sagen hätte, das läßt sich schwer in die Form dieses kurzen Namensverzeichnisses der Durchgangspuncte unserer Reise zusammenfassen. Ich erwähne nur, daß wir die Stadt und ihre Umgegend mit mehrfachem (auch naturhistorischem) Interesse durchforscht, die Höhenpuncte so gut als möglich barometrisch bestimmt, und manche, vielleicht nicht ganz unwichtige Wahrnehmungen gemacht haben. Eine zweyte Reise nach Bethlehem dehnte sich bis Tekoah und in die höhlenreichen Engthäler, in denen noch jetzt, wie einst David und seine Männer, ganze Schaaren von Kriegern einen Sicherheits- und Bergungsort finden könnten. Das sogenannte Labyrinth gibt an Ausdehnung der Adesbacher Grotte oder Triest nichts nach, und die ganze Landschaft umher ist ein Land der Höhlen.

Eben so die Thäler im Süden und Südwesten der Stadt, namentlich das vom St. Philippsbrunnen und jenes von St. Johann, welche beyde mich eben so wie jene bey Hebron sehr an die ihnen ähnlichen Thäler des Kalkgebirges bey Muggendorf erinnerten. Der Weg von Jerusalem nach der Stätte des alten Jericho geht meist durch eine gräßliche Einöde der Berge und Thäler. Es ist kein Todtenhaus, wie die Wüste, es ist ein Sterbebette der Natur, an dem man da vorüberkommt. Bey Jerichos (wenigen) Trümmern, wird das Land wieder grünend; hier sahen wir die ersten blühenden Granaten dieses Jahres; außerdem gibt der Feigenbaum den Bewohnern des armen Dörfleins, das sich an die Stätte der alten Stadt gesetzt hat, seine Früchte. Die Ufer des Jordans sind durch

das Dickicht der Pappeln und Weiden, unter die sich die südliche Form der Mimosen mischt, fast unzugänglich gemacht. Desto weniger sind es die des todten Meeres, auf dessen schweres, dunkles Wasser das Gebirge des Pisza in erhabener Majestät herunterblickt. Eine Thebais des gelobten Landes, nicht durch ihre Natur, sondern durch die sie bewohnenden Einsiedler, war im westlichen Gebirge vom todten Meere, die Höhlenstadt Santa Saba, dessen Kloster, ein sonderbar wie aus den Ecken und Mauer-Kanten mehrerer verschiedenartiger Kastelle zusammengesticktes Gebäude, dennoch in der wilden Einsamkeit des unteren Kidronthales einen imponirenden Eindruck auf die Sinne macht. Ein Jahrhundert der früheren Kämpfe mit den feindseligen Beduinen hat hier auf das Werk des andern vorangegangenen gebaut, ohne nach einem Einklang seines Werkes mit dem älteren zu fragen; zuletzt hat der Wohlstand des frommen Pflegeortes der Pilger im jetzigen Jahrhundert dem älteren Gemäuer die Krone des thurmartigen Gipfels, mit seinen Zinnen hinzugefügt. Die griechischen Mönche sind fast überall gute und glückliche Gärtner; selbst in dieser Wildniß haben sie jede Ecke der kleinen Hofräume mit Blumen und Bäumen bepflanzt.

Der Weg von Jerusalem nach Sichem geht an bedeutungsvollen Ruinen vorüber und durch sie hindurch. Dort schaut Rama-Samuelis mit gebietendem Ernst auf Gibea-Sauls Trümmer herab, da war Michmas, und hier fleußt noch in erquickender Frische, aus den Ruinen, der Brunnen von Beerath. Durch weit ausgedehnte Gärten und Pflanzungen von Feigenbäumen naheten wir der Felsenstätte von Bethel, in deren Nachbarthale das Gebüsch von den eben aufgeblühten Rosen des Landes geröthet war (15. April). Siloah, noch jetzt unter dem gleichlautenden Namen bekannt, thront in einem Sattel des steil vom Thale an steigenden Gebirges. Libna hat sich am grünenden Thal gebettet.

Jenseits der steilen Höhe voll blühenden Ladangesträuches erhebt sich die Ebene mit üppig blühenden Saatfeldern allmählich gegen den Fuß des vielgipflichen Garizim. Zwischen dem nördlichen Abhang dieses quellreichen Berges und dem südlichen des Ebal lag an der Mündung des Thales da, wo Josephs Grab und Jakobs Feld mit Jakobs Brunnen gezeigt wird, das alte Sichem. Das neue, das jetzt Nablus heißt, hat seine Stätte etwas höher hinauf im Thale gegen Westen gerückt. Seine Orangengärten, am Abhang des Garizim, standen eben in voller Blüthe, deren stärkerer Duft sich mit dem der blühenden Oelgärten, am Fuße des Ebal, vermischte. Mit den Marmortrümmern von Herodes goldenem Palast zu Samaria hat der da wohnende Türke die Mauern seines Hauses gebaut. Die Stufen, vielleicht eines Tempels, dienen zur Schwelle des Ziegenstalles; an die noch aufrechtstehenden Säulen der königlichen Prachtgebäude lehnt der Feigenbaum seine veralteten Zweige. Die Kirche, welche St. Helena, die Pflegmutter der christlichen Baukunst, über das Gefängniß erbauen ließ, in welchem Johannes der Täufer enthauptet seyn soll, erscheint als prächtige Ruine. Auf der Höhe, jenseits des ansehnlichen arabischen Dorfes Pyrka zeigt sich, in weiter Ferne, das Mittelmeer.

Die Ebene Jesreel, das Gefilde Esdrelon, ist ein gastlicher Tisch der Natur, den jedes Jahr von neuem mit der Fülle der Speisen bedeckt, von neuem aber auch die vergebliche Spende hinweghebt, weil keine Gäste kommen, die ihrer genießen. Aus alter Zeit säet sich hier noch der Saame der Getreidearten aus, welche einst Saatfelder bedeckten, von Menschenhänden besäet. Der Eber vom Ge-

birge Gilboa wie von dem kleinen Hermon mästet sich von den Aehren des Weizens und Kornes, die Gazelle ruhet wiederkäuend in der hohen, vom blühenden Mohn buntfarbigen Saat, durch welche der herumziehende Hirt seine Heerden der Schafe und Ziegen hindurchtreibt, die hier aus Uebersättigung mehr zertreten als abweiden. Die Morgensonne strahlte über den Gebirgen Gilboas, da Saul und Jonathan kühn wie die Adler der Uebermacht der Feinde begegneten und ihr erlagen; ihnen gegenüber erhub sich der waldige Hügelzug, der zum Carmel ansteigt, im Westen der Ebene, auf welche im Norden und Nordosten das Gebirge von Nazareth mit dem kleinen Hermon an seiner Spitze den Fuß ansetzt, und der Thabor, ein einsamer Fremdling, einzig in seiner Form, herabschaut.

Dort lag Endor, da jenseits sind die Ruinen von Nain; die Zelte der Hirten, bey denen wir vom Wege abweichend mit Milch uns erquickten, finden in stürmischer Zeit ihren festeren Stützpunkt bey den Ruinen Jesreel. Die Wasser des Kison scheinen am grünenden Fuß des Gebirges, das gegen Nazareth hoch ansteigt, mehr zu ruhen, als zu fließen. Der Weg geht durch die Schlucht des hohen Grases hinauf, dann wieder abwärts, am Gebirge des Kalkes, voll einzelner Höhlen, und noch einmal westlich gewendet, läßt er den Wanderer in das Thal von Nazareth und auf das am Abhang liegende Städtlein sehen. Ein lieblicher Anblick; das Land hat hier den hohen Ernst der Gebirge Juda's und Ephraim's abgelegt; wie an der nährenden Brust der Mutter trinkt das Thal vom Wasser des Quelles, der den Marienbrunnen füllt, die Kräfte eines beständigen Frühlings. Die Höhlen der alten Grabstätten, der Stadt gegenüber, beschattet mit der rothen Gluth der blühenden Zweige ein Garten der Granaten.

Ein heftiger Sturm, der jedoch nur in der Wüste hätte furchtbar seyn können, machte uns die Bergungsstätte im lateinischen Kloster noch werthvoller, als sie dieß schon durch die Freundlichkeit der Bewohner geworden war. Nazareth war uns zu einem Ausruhe- und Stützpunkte für alle weiteren Wanderungen durch die umliegende Gegend, welche noch jetzt die Grundzüge jener Schönheitsfülle der Natur an sich trägt, die einst Palästina zum Lande des Wohlgefallens machte. Der Weg zum Thabor, wie der zum Carmel, führt noch durch Reste uralter Eichenwaldungen. So, wie die Höhe des Thabor in der Fülle der Blumen, der balsamischen Kräuter und der Bäume, und mit der hehren Aussicht über die Berge, Thäler und Gewässer des Landes, hatte ich mir den ersten Wohnsitz unseres Geschlechts oft geträumt; nun war es, als würde der Traum Erfüllung. Wir fanden da einen syrischen Christen, der schon 35 Tage auf dem Gipfel des Berges einsam im Gebet verweilte, und noch 5 Tage hier bleiben wollte; mir schien die Aufgabe nicht schwer.

Einen Eindruck von ganz anderer Art als der Thabor, aber immer eben so mächtig als dieser, macht der majestätische Carmel, dessen von Schluchten und Höhlen vielfach durchschnittener Abhang, dessen Felsenwände am Meere gegen Norden und Osten ein Schutzgemäuer dichter Waldungen und fruchtbarer Felder und Wiesen bildet. Das ganze neugebaute Carmeliterkloster ist das prächtigste, gastlichst eingerichtete Klostergebäude, das ich in Palästina sah. Es liegt fast in der halben Höhe des Berges (600 Fuß über Kaipha), bey der großen Grotte des Elias; die Aussicht nach dem an dem Fuß der Felsen anbrandenden Meere, nach dem südwestlichen Abhang des Libanon und dem beschneiten großen Hermon über die Ebene von Akre und das Thal Kison ist so hehr, daß Reisende, welche jetzt

öfter von den vorüberſegelnden europäiſchen Schiffen aus dieſe gaſtliche Stätte beſuchen, ſchon hier einen Begriff von den Schönheiten Paläſtina's empfangen können. Ibrahim Paſcha hat zur Erleichterung der Aufnahme von Gäſten und Pilgrimen dem Kloſter ein Gebäude geſchenkt, das er nahe bey dieſem zu ſeinem eigenen Sommeraufenthalt hatte bauen laſſen. Wenige Puncte der Erde ſcheinen ſo wie dieſe Gegend geeignet zu einem Geneſungsorte vieler langwierig Kranker, denen das unruhig bewegte Europa keine Linderung gewährte.

Cana iſt durch das letzte Erdbeben größentheils zu einem Schutthaufen geworden. Von Tiberias am See Galiläas ſtehen nur die Mauern und ein Theil der alten Burg, beyde, wie es ſcheint, aus dem feſter bauenden Zeitalter der römiſchen Weltherrſchaft. Dennoch hielten die hier wohnenden Juden, darunter manche deutſch redende Familien, an der ihnen vielfach theuern Stätte feſt; ſie wohnten in Bretterhütten über den Trümmern, darunter viele der Ihrigen vom Erdbeben begraben liegen. Der See in ſeinem tiefen, gegen die Winde geſchützten, von den Stralen der Sonne und dem Dampf der heißen Quellen und Bäche kräftig erwärmten Keſſelthale, genießt ein Palmen-Klima des ſüdlichſten Arabiens; ſeine Ufer könnten ein wirkliches Treibhaus ſeyn, darinnen die Gewürze und Blumen Indiens ihr Gedeihen fänden. Jenſeits der vom blühenden Oleandergebüſch gerötheten Bucht liegt Magdala (El Mideſchel), in der Heimath der wilden Turteltauben; die Stätte Kapernaums wird nur noch durch das Gemäuer eines verfallenen Khans und durch das Steinpflaſter der alten, feſtgebauten Landſtraße kenntlich, die hier vom See über das Gebirge führte. Dieſes Gebirge dießſeits und jenſeits des obern Jordans gewährt die herrlichſte Ausſicht über den Tiberias- und Merom-See, ſo wie auf Gileads grünendes Hochland.

Unſer Weg gen Damascus führte uns zwey Tage lang nahe am Fuße des beſchneiten Djebbel Scheikh (des großen Hermon) hin, über eine Hochebene, deren Eichen- und Piſtazienwälder den Verwüſtungen der ſpäteren Zeiten noch jetzt nicht ganz erlegen ſind. Man iſt hier ganz im Gebiet des quellen- und ſumpfreichen Baſaltgebirges, deſſen weſtliche Gränze wir ſchon nahe bey Canaan, am Berge der Seligkeiten und an dem Keſſelrand des Tiberias-See's betreten hatten. Die hohen Minarets von Damascus erheben ſich wie Leuchtthürme einer Inſel aus einem Meere der Gärten. Faſt zwey Stunden lang ritten wir durch dieſen Wald der Obſtgärten; nahe eine Stunde braucht man, um von dem einen äußerſten Thor durch die lange, gerade Gaſſe („die da heißet die richtige"), dann durch die Bazars der nordweſtlichen Seite der Stadt zum lateiniſchen Kloſter zu gelangen, das uns eine freundliche Aufnahme und Pflege gewährte. Auch in Damascus darf jetzt der in ſeiner eigenthümlichen Kleidung einherreitende oder gehende Europäer keine Aeußerungen der Unduldſamkeit mehr fürchten; ſelbſt der ſeltene Anblick der fränkiſch gekleideten Frauen erregte nur eine ſtille Verwunderung. Wir lernten in den Bewohnern von Damascus einen kräftigen, arbeitſamen Menſchenſchlag achten, deſſen Hand zu Werken der Künſte und der Gewerbe eine Geſchicklichkeit zeigt, wie kein Volk der andern von uns beſuchten Gegenden des Morgenlandes. Die Waſſer des Amana und Pharphar beweiſen noch jetzt ihre für den Menſchen wie für Thiere und Pflanzen erquickenden Kräfte.

Da, wo, faſt eine halbe Tagereiſe von Damascus, gegen Baalbek hin, die Straße das waſſerreiche Thal durchſchneidet, das durch das Kalkgebirge des großen Hermon hinausführt zu der Hochebene ſeines nordweſtlichen Abhanges, werden Bauwerke und kunſtreiche Arbeiten in halb erhabener

Art gesehen, welche den Sieg des Abraham über die Könige darstellen, die Lot und die Herrscher des südlichen Jordanslandes gefangen führten. Man schreibt sie dem Salomonischen Zeitalter zu. Etwas weiter im Thal hinauf ist eine Stätte der Felsengräber, wie sie in Petra und in manchen der Thäler Palästina's gefunden werden. In Baalbeck zeigt sich ein Riesengeschlecht der Trümmer und Bauwerke, das den Anläufen des Krieges wie der hinwegräumenden Arbeit des Friedens seit länger denn zwey Jahrtausenden Trotz bot. Selbst die Macht des Erdbebens hat nur einzelne Zerrüttungen, nicht den Umsturz der fest geschlossenen Massen bewirken können.

Den Weg zu den Cedern des Libanon deckte noch, bei der ungewöhnlich langen Dauer des dießjährigen Winters, Schnee und Eis. Dennoch errangen sich meine beyden jungen Freunde, Roth und Erdl, durch einige mühsame Tagreisen den Kampfpreis der Erforschung auch dieser Gebirgsgegend. Sie wurden im Thale Eden von dem Scheikh der Maroniten sehr gastfreundlich aufgenommen. In Beirut trafen wir von Neuem zusammen und weilten noch gegen 10 Tage hier am Fuße des Libanon, in der heißen Küstengegend, bis sich ein griechisches Schiff fand, das uns zur Heimreise über Athen geschickt schien. Wie es uns mit dieser Fahrt ergangen, das habe ich schon im Eingange meines Briefes angedeutet. Für die vielen Beschwerden derselben bot uns schon der fünftägige Aufenthalt auf Patmos einen Ersatz; der Aufenthalt in dem altberühmten Griechenland, das unter seinem Herrscher, der mit der Wärme eines Jünglings und mit der Kraft eines Vaters sein Volk liebt, sich wieder verjüngt, gewährte uns ein heimathliches Ausruhen. Wir hatten die alte Wohnstätte der Weisheit gesehen, die von oben her dem Geist des Menschen entgegenkommt; wir sollten jetzt auch noch die alte Heimath jener Weisheit schauen, die, wenn sie rechter Art ist, von unten her, wie die Pflanze dem Lichte, den Kräften der obern Weisheit sich entgegenringt.

Auch auf der weiten Heimreise gab uns der Anblick einiger, vorhin noch nicht gesehener Inseln des Archipelagus, der zweytägige Aufenthalt in der Bucht von Malta, die nahe Beschauung der Südwestküste von Sicilien, besonders aber die des mächtigen Aetna einen großen Genuß. An dem Stromboli fuhren wir in so unmittelbarer Nähe vorüber, daß wir mehrere Stunden lang, mit der Uhr in der Hand, die nach regelmäßigen Pausen sich wiederholenden Aufwallungen seiner Feuermassen beobachteten. Selbst jener sonst unerwünschte Sturm, der uns von der schon nahen Küste von Livorno zurückwarf, mußte noch zur Erhöhung unseres wissenschaftlichen Genusses etwas beytragen, weil er uns das genauere Betrachten der für die Geschichte des älteren Bergbaues so bedeutungsvollen Insel Elba und das lehrreiche Verweilen in einer ihrer reichsten Buchten gewährte. Zum zweyten Male der Küste von Livorno genaht, scheuchte uns kein Sturm mehr von derselben zurück, und wir genießen die fünfwöchentliche Windstille seiner Quarantaine, wie andere aus dem Morgenland herkommende Reisende, bis wir, nach etlichen Tagen, auch mit den andern Reisenden, die aus den südlichen Gegenden kommen, das Loos einer nochmaligen, 14 tägigen Quarantaine gegen die Cholera, an den Gränzen Modena's oder des Kirchenstaates theilen werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn. Freiberg. I. Bd. 1833, 1022 S. in 8. mit einer lithographirten Zeichnung. — II. Bd. 1836, XVIII. und 850 S. mit vier lithographirten Tafeln.

Zweiter Abschnitt.

(Vergl. Gel. Anz. S. 225 f. f.)

Der sechste Abschnitt, mit welchem der zweyte Band des vorliegenden Handbuches der Geognosie beginnt, handelt in einer sehr ausführlichen Weise „von den Struktur-Verhältnissen des festen Erdkörpers.“ Der Verf. betrachtet sie nach drey verschiedenen Beziehungen, wie er sie an den Gesteinen, an den Gesteingruppen und an dem Ganzen der Erdkruste wahrnimmt. Gesteine nennt er Aggregate gleichartiger oder ungleichartiger Mineral-Individuen, deren Zusammensetzungs-Verhältnisse bereits in Massen von etwa 1 — 2 K. Fußen völlig hervortreten. Als Gesteingruppen bezeichnet er die Verbindungen, in welchen die Gesteinmassen zunächst wieder innerhalb größerer, geschlossener Räume nach bestimmten Gesetzen sich vereinigen; die einzelnen Gesteinmassen einer solchen Gruppe ergeben alsdann ihre Glieder. Aus dem verschiedenartigen Verbande der Gesteingruppen geht endlich unmittelbar das Ganze der uns bekannten Erdkruste hervor.

I. Was zuerst die Gesteine anbelangt, so unterwirft sie der Verf. einer dreyfachen Betrachtung nach ihrer Zusammensetzung, ihrer Absonderung und ihrer Gestalt und Ausdehnung.

Nach ihrer Zusammensetzung sind die Gesteine scheinbar einfach oder deutlich gemengt; die Verschiedenartigkeit der letztern wird ausführlich dargelegt, und zuletzt in kurzen Beschreibungen ein Verzeichniß sämmtlicher, gleichzeitig der Struktur und den Gemengtheilen nach verschiedenen, in großen Massen in dem Erdkörper auftretenden Gesteine entworfen.

Die Absonderungen der Gesteinmassen unterscheidet der Verf. als einfache (elementare) und combinirte; erstere in folgender Weise:

1) die unregelmäßige Absonderung,
2) die Schichtung,
3) die großmassige Absonderung,
4) die schalige Absonderung, welche entweder gerade oder umlaufend schalig ist,
5) die säulenförmige Absonderung,
6) die heraedrische, dieß Wort im thunlich weitesten Sinne genommen.

Von diesen Absonderungen findet sich bloß die Schichtung, die unregelmäßige, geradschalige und säulenförmige Absonderung häufig für sich allein bey den Gesteinmassen vor; die übrigen trifft man immer nur im Vereine mit einer oder mehreren anderen an.

1) Von der unregelmäßigen Absonderung sagt der Verf.: „Unregelmäßig abgesonderte Gesteinmassen sind gewöhnlich nach allen Richtungen von Klüften durchzogen, welche das Ganze derselben bald in größere, bald in kleinere Parthien von völlig verschiedenen Formen trennen. Porphyr, Kalkstein, Syenit, Grünstein ꝛc. lassen oftmals diese Art der Absonderung wahrnehmen.“

2) Wie sichs erwarten läßt, spricht der Verf. mit großer Ausführlichkeit von der Schichtung. Er versteht unter ihr „diejenige Absonderung, vermöge welcher das Ganze einer Steinmasse der Hauptsache nach parallel der Fläche, über oder an welcher sich dieselbe allmählig auf- oder angebaut hat, in plattenförmige Theile gesondert ist.“ Nachdem er die mannigfaltigen Verhältnisse der Schichtung erörtert hat, geht er zur Beantwortung der Frage über, ob die Schichten ihre gegenwärtige Lage schon ursprünglich, oder durch ein späteres Ereigniß eingenommen haben. Mit Werner ist er der ersteren Ansicht zugethan, und obschon er einzelne spätere Aenderungen zugesteht, bekämpft er doch die jetzt ziemlich allgemein verbreitete Meynung, als seyen die Schichten ursprünglich horizontal abgelagert und wären aus dieser Lage nur durch spätere Hebungen gebracht worden. Wir verweilen etwas länger bey dieser Discussion, da sie sich auf eine der Lebensfragen der geognostischen Theorien bezieht.

Wie Ref. schon früher gethan hat, macht auch der Verf. auf die Unähnlichkeit aufmerksam, mit welcher Hebungen von Gesteinschichten in der historischen Zeit gegen jene Emportreibungen erfolgten, wie sie von der Hebungstheorie in unbekannte Zeiträume hineinverlegt werden. Wo man nämlich historische Zeugnisse von eingetretenen Hebungen hat, da erfährt man auch allenthalben von gewaltigen Zerreissungen und Zerspaltungen der Gebirge. Dieselbe Verwüstung sollte man nun erwarten, wenn durch den Andrang der Granite, Syenite, Porphyre, Grünsteine, Basalte ꝛc. von unten her die geschichteten Massen aus der söhligen Lage in die aufgerichtete gebracht worden wären.

„Das Empordringen jener als vulkanisch bezeichneten Gesteine würde nämlich die söhlig geschichteten Gebirgskörper ohne Frage in eine Menge einzelner Bruchstücke getrennt und diese in alle erdenklichen verschiedenartigen Lagen versetzt und selbst die minder zerstückten und verrückten Felder derselben theilweise vielfältig zerknickt und in mancherley Richtungen umgebogen haben, und es würde daher das Ganze in eine gewaltige Masse ganz isolirter, vielfältig zerborstener und nach allen Richtungen verkippter und über einander geschobener Schollen getrennt worden seyn, zwischen welchen man überall die hervorgedrungenen Granite, Porphyre, Grünsteine, Basalte ꝛc. erblicken müßte. Ist dieß aber der Anblick, den die geschichteten Gebirge und namentlich die Ur- und Uebergangsgebirge gewähren? In welchem ausgedehnten Bereiche finden wir nicht die Schichten derselben, ohne irgend eine bedeutende Trennung ihres Zusammenhanges, bald ein Stück söhlig fortsetzen, bald sich in Form ungeheurer Kuppeln wölben, bald mehrmals hinter einander gewaltige Falten werfen?“

Als Beyspiele führt der Verf. die Kohlenlager des großen Kohlengebirgs-Depots von St. Etienne und Rive de Giev an, welche da, wo sie dicht an dem Urgebirgsrande des von dem Kohlendepot erfüllten Bassins hinlaufen, sämmtlichen Biegungen dieses Randes folgen, ohne zerrissen zu seyn. Eben so setzen die Kohlenlager des Burgker und Potschappler Kohlenreviers über den Rücken, in welchen der Porphyr des hohen Eichberges ausläuft, ohne alle Unterbrechung hinweg. In diesen und andern Fällen aber den Schichten eine Ductilität zuzuschreiben, vermöge welcher sie sich stellenweise auf das Doppelte und Dreyfache ihres ursprünglichen Flächeninhaltes, ohne zu zerreissen, hätten ausdehnen lassen, ist eine von den Hypothesen, die man in Ermangelung chemischer Haltpuncte zu Hülfe ruft, dadurch aber den alten Räthseln, statt sie zu lösen, nur noch neue zufügt.

Ganz unmöglich ist es ferner, wie der Verf. weiter bemerkt, die wellen- oder zickzackförmigen Biegungen der Schichten, wie sie namentlich das niederländische Uebergangs- und Kohlengebirge in großer Ausdehnung wahrnehmen läßt, durch Emporhebungen zu erklären.

„Wäre die hebende Kraft nämlich unmittelbar unter den so seltsam gefalteten Massen wirksam gewesen, so sieht man durchaus nicht ein, weßhalb dieselben nicht im Ganzen vor derselben gewichen und ohne sich so wunderbar zu falten, was nur bey einem ausserordentlichen Widerstande von oben möglich gewesen

wäre, gehoben und in eine höhere Lage versetzt worden seyen. Hätte sich die aufwärts wirkende Kraft aber seitwärts, z. B. längs den Ardennen, thätig erwiesen, so wäre durch dieses Ereigniß allein zwar wohl eine Aufrichtung, aber in keinem denkbaren Falle eine der wirklich bestehenden ähnliche, mehrmals wiederholte Ueberkippung der Gebirgsschichten hervorzubringen gewesen."

Sehr bestimmte Kriterien gegen die Schichtenerhebung entnimmt der Verf. auch noch von dem schon vorhin erwähnten Kohlengebirge von St. Etienne.

„Bey demselben findet man nämlich, daß die steile Tiefe seines aus Urgebirgen bestehenden Bassinsrandes vielorts zunächst durch ungemein grobe Conglomerate und Breccien ausgestürzt ist, und daß erst auf die durch diese Ausfüllungsmasse gewährte, schwebendere Unterlage die feinen Sandsteine, so wie Schieferthon und Kohlenflötze, aufgelagert sind. Zweytens zeigt sich, daß die Gebirgsschichten des Kohlengebirgs den ausgezeichneteren Erhabenheiten in dessen Mitte von allen Seiten zufallen, so, daß die größte Einsenkung der Schichten immer unter den Kuppen der Höhen liegt. Drittens beobachtet man aber allgemein, daß die plattenförmigen Glieder desselben, wo sie eine sehr geneigte Lage haben, durchaus mit wachsender Teufe in der Mächtigkeit zunehmen, welche Erscheinung namentlich auch bey dem Rinstädter Braunkohlengebirge beobachtet worden ist. Alle diese Verhältnisse deuten aber mit Bestimmtheit darauf hin, daß sich der Bassinsrand und die Schichten des bemerkten Kohlendepots noch gegenwärtig in derselben Stellung gegen den Horizont befinden, welche denselben vor, während und sogleich nach der Bildung der ganzen Kohlengebirgs-Parthie angehört hatte."

So wenig als durch Hebungen aber die steilen Schichten in ihre gegenwärtige Stellung gebracht worden seyn können, eben so wenig kann dieß durch allgemeine Senkungen geschehen seyn, wie der Verf. weiters nachweist. Er tritt daher der Wernerschen Ansicht über die ursprüngliche Schichtenstellung bey, und betrachtet die Krümmungen der Schichten, wenigstens ihrer ersten Hauptanlage nach, als primitive. Hiemit will er jedoch, wie bereits erwähnt, keineswegs in Abrede stellen, daß nicht nach dem Absatze der Gesteinmassen hie und da spätere partielle Veränderungen der Schichtenlage eingetreten seyen. Als Ursachen, welche solche herbeygeführt haben können, bezeichnet er das Fortgleiten von nur abgesetzten Massen in der Richtung ihres Einschiessens, ohngefähr wie eine auf einer schiefen Fläche ruhende Teigmasse; dann den Seitendruck der Massen, ferner Senkungen und endlich Zerspaltungen der Erdkruste.

3) Ueber die kugelige Absonderung ist hier keine weitere Bemerkung beyzufügen.

4) Unter unbestimmt massiger Absonderung will der Verf. folgende verstanden wissen:

„Wenn die Centralattraktion der sich niederschlagenden Mineraltheile, oder die Zusammenziehung des in der Erhärtung begriffenen Gesteins in Widerstreit mit der gleichzeitig thätigen Tendenz der Masse tritt, sich in plattenförmige und säulenförmige Körper zu sondern, so zertheilt sich die ganze Gesteinmasse zunächst in Parthieen, welche zwar gemeiniglich nicht allzu ungleiche Dimensionen nach den drey verschiedenen Hauptrichtungen zeigen, doch aber nicht rund sind, sondern im Gegentheile sehr unregelmäßig gestaltete eckige Körper bilden."

Das Volumen der einzelnen Gesteinkörper, welche durch diese Art der Absonderung gebildet werden, fällt selten bis auf ein Kubiklachter herab, zuweilen bildet ein einziger derselben die Masse eines halben Berges. Man hat diese niemals ganz allein vorkommende Absonderung wesentlich bey dem Basalte, Felsitporphyr und einem sehr quarzigen Sandsteine (bey Zittau) wahrgenommen.

5) Die schalige Absonderung theilt, wie die Schichtung, eine Gesteinmasse in plattenförmige Körper; diese zeigen aber keinen Parallelismus mit der Unterfläche der Gesteinmasse, deren integrirende Theile sie bilden.

6) Die säulenförmige Absonderung, so wie

7) die hexaedrische Absonderung veranlaßt keine besondere Bemerkung.

Von den einfachen Absonderungen geht der Verf. zu den combinirten über, welche aus 2 — 5 Arten zusammengesetzt seyn können. Zum Schlusse der Betrachtungen über die Verhältnisse der Gesteine

folgen noch Bemerkungen über die Gestalt und Größe der Gesteinmassen.

II. Von der Erörterung der Struktur der Gesteinmassen wendet sich der Verf. zur Auseinandersetzung der Struktur der Gesteingruppen. Letztere unterscheidet er wieder in Gebirge und in gangartige Lagerstätten. Von den Gebirgen sagt er, „daß sie durch Absatz auf dem jedesmaligen Oberflächenbestande des Erdballes entstanden sind, und demgemäß die Gestalt großer concentrischer Schalen (oder Schalentheile) der Erdkugel an sich tragen," während die gangartigen Lagerstätten „durch Ausfüllung innerhalb der ersteren erzeugter, mannigfach gestalteter, leerer Räume gebildet worden sind." Dem zu Folge theilt sich diese Erörterung in 2 Abtheilungen, von denen die eine von der Struktur der Gebirge, die andere von der Struktur der gangartigen Lagerstätten zu handeln hat. Der lagerartigen Massen ist von dem Verf. deßhalb nicht besonders gedacht, weil sie als integrirende Theile der Gebirge zugleich mit diesen betrachtet werden.

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit und Gründlichkeit finden wir hier die Struktur der gangartigen Gesteingruppen geschildert. Der Verf. unterscheidet 5 verschiedene Arten derselben, nämlich:

1) Gänge oder Ausfüllungsmassen einzelner spaltenartiger Räume (Spaltengänge);
2) Stockwerke oder Ausfüllungsmassen ganzer Systeme unregelmäßiger Spalten, welche ein Stück Gebirge in Gestalt eines körperlichen Netzes erfüllen (Netzgänge, eigentlich Spaltennetz-Gänge);
3) Butzenwerke oder Ausfüllungsmassen von Höhlenräumen (Höhlengänge);
4) keilförmige stehende Stöcke oder Ausfüllungsmassen tiefer Rachen oder schluchtartiger Räume (Rachelgänge), und
5) kegelförmige stehende Stöcke oder Ausfüllungen von Erdfällen (Trichtergänge).

Ueber das Verhalten der Gänge in der Teufe herrschen bekanntlich unter den Geognosten sehr differente Ansichten. Während nämlich Werner ihnen nur eine beschränkte Erstreckung in die Tiefe zuschrieb, behaupten dagegen alle, welche den Gangmassen eine vulkanische Entstehung beylegen, daß die Gänge durch die ganze uns bekannte Erdkruste hindurch bis in diejenige Teufe niedersetzen, in welcher der Sitz der feurigen Thätigkeit sich befinden soll. Diese Ansicht ist es, welche der Verf. bestreitet. Während er nämlich es nicht läugnen will, daß eine geringe Zahl von Gängen bis in die oben bezeichnete unbekannte Tiefe reichen möge, behauptet er dagegen, daß bey weitem die meisten viel eher ihr unteres Ende finden. Die Mehrzahl der Gänge hält zwischen 200 — 1000 Lachter Länge inne; blos eine geringe Zahl erreicht 3000 — 4000 Lachter Länge, und nur sehr wenige setzen auf Erstreckungen von mehreren Meilen ins Feld. Daß dieser Streitpunct nicht schon längst erledigt ist, rührt nur davon her, daß selten Gelegenheit gegeben ist, unmittelbare Beobachtungen über das Verhalten der Gänge in der Teufe anzustellen. Die meisten derselben setzen nämlich zu tief nieder, als daß, bey der schnellen Steigerung der Schwierigkeit des Abbaues mit zunehmender Teufe, deren unteres Ende erreicht werden könnte. Wo dieß aber auch möglich wäre, so geschieht es doch in der Regel deßhalb nicht, weil der Bergmann kein Interesse hat, Gänge weiter zu verfolgen, die sich in einer gewissen Tiefe bereits ganz zusammen gedrückt, oder zu Klüften zerschlagen und mitunter zugleich auch erzleer zeigen. Gleichwohl mangelt es keineswegs an Erfahrungen über die Endigung der Gänge und diese hat der Verf. im §. 622. zusammengestellt. Sie sind hinlänglich, um die vulkanische Ansicht von der Ausfüllung der Gänge vollkommen zu wiederlegen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handbuch der Geognosie. Mit Rücksicht auf die Anwendung dieser Wissenschaft auf den Betrieb des Bergbaues bearbeitet von K. A. Kühn ꝛc.

(Schluß).

III. Die dritte Abtheilung dieses sechsten Abschnittes handelt von der Struktur der Erde. Sie befaßt sich zuerst mit der Lagerung der Gebirge, dann mit dem Verbands-Verhältnisse der Gebirge und gangartigen Lagerstätten miteinander, und endlich mit den gegenseitigen Verbands-Verhältnissen der gangartigen Lagerstätten unter sich. Auch hier sind es wieder die Gänge, denen der Verf. eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Dieses Kapitel in Verbindung mit dem, was schon vorher über denselben Gegenstand gesagt ist, ist das Vollständigste und Gründlichste, was in neuerer Zeit über die Lehre von den Gängen erschienen ist; es ist ebenso interessant für den theoretischen Geologen, wie für den praktischen Bergmann. In einem eigenen Anhange unterwirft der Verf. zuletzt die verschiedenen Theorien von der Gangentstehung einer kritischen Prüfung. Seiner Ansicht nach, welche im Wesentlichen die Werner'sche ist, sind die Gänge als Spalten zu betrachten, die später ausgefüllt wurden. Diese Ausfüllung sey theils durch seitliche Infiltration, theils von oben her erfolgt; von unten her könnten in einigen wenigen Fällen nur solche Gänge erfüllt worden seyn, deren Massen den verschiedenen Arten der noch jetzt von den Vulkanen erzeugten Laven und der Moya mehr oder weniger gleich kämen. Gerne bekennt jedoch Ref., daß ihm die hier und in andern Schriften beygebrachten Gründe für die spätere Ausfüllung der Gänge keineswegs befriedigt haben, wie es denn offenbar noch immer nicht an der Zeit ist, über diesen Gegenstand etwas Genügendes beyzubringen.

Der siebente Abschnitt, womit zugleich dieser zweyte Band abschließt, führt die Aufschrift: „Von dem geognostischen Systeme und der geognostischen Nomenclatur, Charakteristik und Physiographie." Als geognostische Species erklärt der Verf., in Uebereinstimmung mit den meisten neueren Geognosten, nicht die Gesteinmassen, sondern die Gestein(massen) gruppen. Zur Entwerfung eines geognostischen Systemes müssen diese wieder, gemäß dem Vorhergehenden, in zwey Klassen zerfällt werden, nämlich in die Klasse der Gebirge und in die der gangartigen Lagerstätten. Bleiben wir in unserer Anzeige nur bey der ersteren stehen.

Die Klasse der Gebirge sondert der Verf. in folgende Ordnungen:

1) Urgebirge,
2) Uebergangsgebirge,
3) Sekundärgebirge (Flötzgebirge),
4) Tertiärgebirge,
5) Basaltisches (Recidiv-) Gebirge,
6) Aufgeschwemmtes Gebirge,
7) Vulkanisches Gebirge.

Zur Rechtfertigung der Aufstellung des basaltischen Gebirges, als einer neuen Ordnung, führt er an, daß dieß consequenter Weise geschehen müsse, sobald man die sehr zweckmäßige Trennung des Flötz-

gebirges von dem Tertiärgebirge anerkenne. „Dann muß nothwendig das basaltische Gebirge (auch wenn man es aus dem neptunistischen Gesichtspuncte betrachtet) als eine besondere Ordnung aufgestellt werden, da dasselbe rücksichtlich des größeren Theiles seiner Masse dem Ur- und Uebergangs-Gebirge viel näher verwandt ist, als dem Tertiärgebirge."

Die einzelnen Species, in welche der Verf. die eben genannten Ordnungen abtheilt, sind folgende:

1) Das Urgebirge läßt, ihm zu Folge, keine Trennung in mehrere Species zu. Die Gründe, welche er hiefür angibt, sind klar, und könnten noch durch das chemische Verhalten verstärkt werden:

„Die einzelnen Gesteinmassen, welche dasselbe (das Urgebirge) zusammensetzen, wiederholen sich nämlich so oft in der Aufeinanderfolge; sie ersetzen sich gegenseitig so häufig in dem Allignement der Platten, welche sie bilden; sie treten theilweise an so vielen Orten als unbestimmt massige Gebirgsglieder auf, welche gleichzeitig neben einander aufgebaut sind, oder einander gegenseitig einschliessen, oder in plattenförmigen Gliedern inne liegen, oder diese durchschneiden; sie gehen endlich so gewöhnlich nach allen Richtungen ineinander über, daß man dieselben sämmtlich nur als Glieder derselben Gebirgsgruppe betrachten kann."

2) Das Uebergangsgebirge theilt der Verf. in 3 Gruppen:

Grauwackengebirge,

(Selbständiges) Uebergangs-Kalkstein-Gebirge und Uebergangs-Porphyr-Gebirge mit Einschluß des Trachytes.

Es ist also hier, den neueren Ansichten entgegen, der englische old red sandstone noch mit unter dem Grauwackengebirge begriffen, wofür hinlängliche Gründe entwickelt werden.

3) Das Flötzgebirge ist folgendermassen abgetheilt:

Kohlen- und rothes Sandstein-Gebirge.

Altes Flötzkalkstein- oder Zechstein-Gebirge.

Buntes Sandstein-Gebirge.

Muschelkalkstein-Gebirge.

Keuper-Gebirge.

Gryphitenkalkstein- (Lias-) Gebirge.

Eisensandstein-Gebirge.

Jurakalkstein-Gebirge inclus. der Weald-Gesteinmassen.

Quadersandstein-Gebirge, und

Kreide-Gebirge.

Mit dem Verf. sind wir einverstanden, daß das Kohlengebirge nicht, wie es jetzt so häufig geschieht, von dem rothen Sandstein gesondert werden könne. Beyde bestehen nämlich (vrgl. S. 755) im Wesentlichen aus sogenannten mechanischen Gebilden. In beyden finden sich hin und wieder Thonstein- und andere Felsitgestein-Lager. Beiden kommt eine höchst verwandte Flora zu, die in dem rothen Sandsteine nur ungleich spärlicher ausgebildet ist, als in dem Kohlengebirge. Endlich liegt letzteres an mehreren Orten zwischen Ablagerungen von deutlichem rothen Sandsteine inne. Daß sich aber das Rothliegende großentheils abweichend auf das Kohlengebirge abgelagert findet, spricht keineswegs für eine specifische Trennung beyder, indem sich ein solches Verhalten auch bey den jüngern und ältern Gliedern anderer conglomeratartiger Gebirge ebenfalls einstellt.

Ebenso kann es Ref. nur billigen, daß der Verf. den Eisensandstein (Gries- oder Liassandstein) als selbständige Species aufstellt. Daß seine Versteinerungen mehr oder minder mit denen des Gryphitenkalks übereinkommen, genügt noch nicht, ihn mit letzterem zu einer geognostischen Species zu verbinden; sein petrographischer Charakter ist ein anderer und ein eigenthümlicher. Auch tritt er, wie Ref. hinzufügen kann, im bayerischen Juragebirge in einer Mächtigkeit auf, die bey weitem die des Liaskalkes übertrifft, und also mit beyträgt, diesem Sandsteine seine Selbständigkeit zu sichern.

4) Bey dem Tertiärgebirge hat der Verf. nur für das Gebirgsdepot Mittelfrankreichs und eines

Theils von Deutschland und der Schweiz die Aufstellung von Abtheilungen versucht. Da diese Gebirgsordnung erst in den letzteren Jahren mehr Aufmerksamkeit gefunden hat, so wäre jeder Versuch, für dieselbe jetzt schon allgemein gültige Unterabtheilungen aufzustellen, ein voreiliger.

5) Das basaltische Gebirge trennt der Verf. in keine einzelne Species, „da die Hauptglieder desselben sämmtlich den Charakter felsitischer Beschaffenheit an sich tragen, meistens innig unter einander verflößt sind, und sich oftmals gegenseitig ersetzen.“

6) Das vulkanische Gebirge, so wie 7) das aufgeschwemmte Land bilden ebenfalls jedes nur eine einzige Species.

In der Nomenclatur glaubt der Verf. einige Aenderungen machen zu müssen. Er erklärt nämlich die Benennungen „rother Sandstein, Muschelkalkstein, Gryphitenkalkstein und Quadersandstein“ als nicht ganz bezeichnend und sachrichtig. Denn erstlich komme die rothe Farbe auch andern Sandsteingebirgen zu; dann sey der Muschelkalkstein nur dem Zechstein gegenüber reich an Conchylien zu nennen; ferner fänden sich Gryphiten, wenn gleich von andern Arten, auch in dem Jurakalksteine; endlich sey die quaderförmige Absonderung keineswegs auf den Quadersandstein beschränkt. Statt jener vier Namen schlägt er daher vier andere vor: „Kohlen- und Felsitsandstein-Gebirge, weimarisches Kalksteingebirge, Liaskalkstein-Gebirge und pirnaisches Sandstein-Gebirge.“

Erstere Benennung hält der Verf. für passend, da das damit bezeichnete Gebirge durch das so häufige felsitische Bindemittel und durch die in untergeordneten Gliedern darin vorkommenden Felsitgesteine charakterisirt werde. Zwar führten auch einige jüngere Sandsteine etwas Felsitsubstanz, diese komme aber darin mehr in einzelnen verwitterten Körnchen, dann als Bindemittel und niemals in ganzen Gebirgsgliedern vor. Die Namen „weimarisches Kalkstein-, so wie pirnaisches Sandstein-Gebirge“ sind auf Humboldts Vorschlag angenommen, da die damit bezeichneten Gebirge bey Weimar und Pirna sehr verbreitet und zuerst näher bezeichnet worden seyen. Der englische Name Lias-Kalkstein könne allgemein adoptirt werden.

So richtig auch die vom Verf. gemachten Einwendungen gegen die erwähnten älteren vier Namen sind, so wenig möchten doch dagegen die von ihm vorgeschlagenen neuen zu empfehlen seyn, da ihnen ebenfalls keine allgemeine und ausschließliche Gültigkeit zukommt. Denn was den rothen Sandstein anbetrifft, so ist ihm doch, wie der Verf. selbst bemerkt, der Feldspathgehalt nicht allein zustehend; im Keuper namentlich macht er oft einen sehr wesentlichen Gemengtheil aus, wenn gleich er in ihm nicht als besonderes Gebirgsglied auftritt. Gegen die Benennung „weimarisches und pirnaisches Gebirge“ sprechen alle die Gründe, welche die Zoologen gegen die von Lokalitäten abgeleiteten specifischen Namen beybringen; sie sind zu allgemeinern Bezeichnungen durchaus unpassend. Behalten wir daher die alten Namen: rother Sandstein, Muschelkalkstein, Quadersandstein bey, da sie nun einmal allgemein üblich geworden sind und eben deßhalb alle Zweydeutigkeit verloren haben. Für die nichtssagende Benennung Liaskalkstein, Liasschiefer hat Ref. schon früher die sehr bezeichnenden Namen Rauchkalkstein und Rauchschiefer vorgeschlagen, da eine trübe Rauchfarbe allen Gliedern dieser Formation eigenthümlich ist, und sie hiedurch sehr auffallend von dem lichten Jurakalkgebirge unterscheidet. Eben so hat er für den, auf einer irrigen oder doch wenigstens nur auf einer subjektiven Ansicht beruhenden Namen Liassandstein, den der Verf. als Eisensandstein bezeichnet, die Benennung Griessandstein in Vorschlag, welche sowohl die feinkörnige Beschaffenheit dieses Sandsteins angiebt, als auch von jeder hypothetischen Ansicht sich frey hält.

Noch weniger werden sich des Verf. Namen für einzelne Gebirge der nordfranzösischen Tertiärablagerungen empfehlen. So will er die Argile plastique als „soissoner Geschütt- und Sandstein-Gebirge," den sogenannten pariser Meersand als „fontainebleauer Geschütt- und Sandstein-Gebirge" bezeichnet wissen.

Endlich soll der vom Verf. vorgeschlagene, nach Analogie der Benennung Uebergangsgebirge gebildete Ausdruck Recidivgebirge (statt Flötztrapp- oder basaltisches Gebirge) darauf hindeuten, „daß das damit bezeichnete Gebirge (nach der hier noch beybehaltenen Wernerschen Ansicht) gleichsam durch einen Rückfall des Entwickelungsprocesses der Erdkruste in einen früheren Zustand erzeugt worden ist." Aber eben deßhalb, weil dieser Name Recidivgebirge auf einer Ansicht beruht, welche die Wenigsten mit dem Verf. theilen, wird er sich keinen sonderlichen Eingang in der Geognosie verschaffen. Ueberhaupt wäre es schlimm, wenn weniger sachliche Eigenschaften als hypothetische Meynungen die Namengebung in der Geognosie bestimmten; es würde dann jede neue Hypothese zugleich die alten Namen abschaffen und neuen eine ephemere Stelle anweisen.

Hiemit ist die präparative Abtheilung dieses Handbuches geschlossen, und es sollte uns freuen, wenn ihr recht bald die applicative nachfolgen würde.

Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauche für Studienanstalten und Gewerbschulen, von Dr. Joh. Andr. Wagner. I. Band. Naturgeschichte des Thierreichs. Kempten 1837. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 304 S. in 8.

Die zweyte Auflage dieser Naturgeschichte des Thierreichs hat nicht nur ansehnliche Erweiterungen erhalten, indem dießmal bey den Wirbelthieren fast alle deutschen Arten aufgenommen und kurz charakterisirt worden sind, sondern sie hat auch beträchtliche Umänderungen erfahren, wie sie der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nothwendig gemacht hat. Denn obgleich dieses Handbuch zunächst nur bestimmt ist, in die Naturgeschichte des Thierreiches einzuführen, daher es auch vorzüglich blos das wissenschaftlich Wichtigste, so wie das für das praktische Bedürfniß Nützlichste hervorzuheben hat, so muß es doch seiner ganzen Anlage und organischen Gliederung nach auf dem Standpuncte ruhen, den dermalen die Wissenschaft behauptet. Aus diesem Grunde mußten hauptsächlich in den untersten Thierklassen, deren Kenntniß seit der ersten Auflage am meisten gefördert worden ist, bedeutende Umarbeitungen vorgenommen werden.

Die Anzahl der Klassen ist dießmal mit einer vermehrt, indem die Krustenthiere von den Insekten abgetrennt wurden. Diese Sonderung machte sich nothwendig, da gemäß der neuern Untersuchungen von Rud. Wagner und Burmeister die Rankenfüßer nicht länger ihren Platz bey den Mollusken einnehmen können, sondern den Gliederthieren zugewiesen werden müssen, unter welchen sie am nächsten den Krustazeen verwandt sind, so daß sie füglich mit denselben verbunden werden können. Weil aber hiedurch die Unähnlichkeit der Krustenthiere mit den Insecten noch größer wird, als sie es bereits war, so ist es naturgemäßer, erstere als selbstständige Klasse auszuscheiden, um so mehr, da man an den Respirationswerkzeugen ein sehr bestimmtes Unterscheidungsmerkmal vor sich hat. Hiedurch ist die Anzahl der Klassen auf neun gebracht, wovon vier auf die Wirbelthiere, fünf (Mollusken, Insecten, Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere) auf die wirbellosen Thiere kommen. Zur Feststellung einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Klassen hat sich der Verf. nicht etwa wegen Erleichterung des Studiums für den Anfänger bequemt, sondern sie erscheint ihm als das nothwendige Ergebniß unserer dermaligen Kenntniß von der thierischen Organisation, denn je mehr in den untern Thierklassen analoge Bildungstypen mit den höhern dargethan werden, desto mehr wird man auch auf Reduction der Klassen hingewiesen.

Wie in der ersten Auflage, ist auch in dieser zweyten eine vorzügliche Rücksicht auf die nützlichen oder schädlichen Thiere genommen, und namentlich den einheimischen eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Regesta, sive Rerum boicarum Autographa, e Regni scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang inceptum, nunc autem cura Maximil. Bar. de Freyberg, ord. equest. sti Georgii commendatoris et Archivii regii directoris etc. continuatum. Vol. VI. continuationis II. Monaci impensis regiis 1837.

Ein Quartband zu 399 S. auf tüchtigem Papier, durchaus mit lateinischer Schrift (Cicero Antiqua auf Mittel Kegel) gedruckt; er enthält über 3000 Regesten, vom J. 1320 bis 1331 einschliessig; im Anhange wird zum vorausgegangenen V. Bande noch eine Anzahl Regesten von 1314 bis 1320 aus der Zeit der römischen Könige Ludwig und Fridrich nachgetragen. In der Hauptsache schreiten diese Regesten in der für Bayern und Teutschland gleichwichtigen Periode K. Ludwig des Bayern fort; ja sie begreifen eben den verhängnißvollsten Zeitabschnitt seiner im Innern und Aeussern, in Kirche und Staat, viel befehdeten Herrschaft; eine Phase des Heimath- und Weltlebens, dessen Anschauung und Entwicklung den Geschichtschreibern und Publicisten, den Staats- und Cathedermännern nicht genug empfohlen werden kann, um nicht in schiefe und flache Urtheile zu verfallen; oder sie als „leitende Ideen" nachzuschreiben. Was Regesten sind, und was sie seyn sollten; die nicht leichte Aufgabe, gute, bündige Regesten zu verfassen; — davon haben wir in diesen Blättern in der Anzeige des V. Bandes gesprochen. Wer sich einmal in diesem Fache zu einem Grad von Meisterschaft hinaufgearbeitet hat; wem einmal hierin die Schlüssel zu binden und zu lösen geworden sind; dem sollte dieser Beruf gleichsam als Monopol, zum Frommen der Wissenschaft und der practischen Zwecke, vorbehalten seyn. Allein, des vorräthigen Materials ist zu viel; die Anforderungen, dasselbe zugänglich und es zum Gemeingut zu machen, die Pergament- und Papier-Massen der Verwesung zu entziehen, sind zu vielseitig, als daß nicht auch hier verschiedene Behandlungsweisen statt fänden. Der Werth der Regegesten beruht aber nicht minder auf der Receptivität dessen, der sich ihrer bedienen will; sie sind ein Spiegel, der viel oder wenig beschauen läßt, je nachdem sich ihm eine Physiognomie gegenüber stellt. Federleichte Polyhistoren, woran es der heutigen Literatur bekanntlich nicht gebricht, wie verschrobene und verschraubende Annalisten, welche so gerne die Geschichte erfinden, aber nicht finden, können substanzirte Regesten nicht brauchen.

Auch durch diesen Regestenband wird sowohl dem Königreiche Bayern in dem heutigen Umfange sein guter Theil, als den Nachbarländern; mannigfaltige Notizen und Hinweisungen gehen daraus für Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Thüringen, Hessen, Baden, Würtemberg, für Tyrol und die Lombardei, — für die ehemaligen Reichsstädte ꝛc. hervor.

Nicht nur von den Klöstern Ober- und Niederbayerns und der Pfalz, auch von jenen in Schwaben und Franken, der Bisthümer Augsburg,

Wierzburg, und Bamberg ꝛc. sind viele Urkunden regiſtrirt, was um so schätzbarer ist, als die Monumenta boica und andere in der Herausgabe begriffene in- und ausländischen Quellen-Sammlungen selbst mit großem Geld- und Zeitaufwande gefördert, dem Bedarf und regen Forschungsgeiste nicht folgen können; und so finden wir hier z. B. aus den Urkunden von Bielenhofen, Marburghausen, Ellwangen, Enzelthal, Pattendorf, Seligenporten, Heiligenstatt, Meilenbrunn, Hailsbrunn, Megdenbrunn, Kaisheim, Ebrach, Theres, Medling bey Gundelfing, Petershausen, Heidenheim, Ahausen, Herrieden, Castell, Rotenburg, Roggenburg, Heiligenthal, Waldsassen, Holzkirchen, (in Franken) Kl. Sulz, Schwarzach, Eßlingen, Rötenbach, Worbis, St. Lorenz bey Trient, Schönau (in Franken) Schafhausen, Weylenberg, Ursberg, Rebdorf, St. Waldburg, Michelfeld, St. Ulrich, Neuenburg, Wilzburg, Pruel, Seveling. (Söflingen bey Ulm), Frauenrode, Elisabethenzell, von den zunächst um Bamberg, in Regensburg, und Nürnberg bestandenen Abteyen u. s. w. geschöpft. Aus dem Bereich der dynastischen Diplomatik bemerken wir die Hohenloh, (vorzüglich ergiebig), die Hohenzollern, die Oettingen, Truhedingen, Wertheim, Castell, Henneberg, Wolfstein, Leuchtenberg, Abensberg, von der Teck; — König Heinrich von Böhmen und Polen, als Landgraf von Tyrol gewährt der innern Landes- und Rechtsgeschichte viel Stoff: die altfreyherrlichen Geschlechter von Salach, Haslang, Rehberg, Waldeck, Freundsberg, Rothenburg, Hals, Rienek, Gemünden, Schauenberg u. s. w. sind, obgleich die Obergewalt der Advokaten der Hochstifter und Klöster bereits der Landeshoheit Platz gemacht hat, noch in Kraft und Verkehr; der Teutschorden erwirbt und gewährt viel; noch sind Laut und Schrift, insbesondere in den Länder- und Ortsnamen, in der Topographie der Abstammung viel getreuer und verständlicher; Eystätt, Böheim, Nieder- und Ober-Altach, St. Gans, Titmanning, Berthersgaden, Wirceburg, Babenberg, Bischarn u. s. w. anstatt Eichstädt, Böhmen, Alteich, Sargans Tittmonning, Bertholdsgaden, Würzburg, Bamberg, Fischhorn ꝛc.

In materieller Hinsicht, in Beziehung auf den Haushalt der Fürsten und des Volks, auf Familien- Personen- und Sachenrecht, auf die fruchtbare Mannigfaltigkeit des Eigenthums und des Nutzgenusses; auf Kirchen und auf die Stiftungen allenthalben in ihrer Obhut, zu allen Zwecken der Sitte und Pietät und Humanität, der Bodencultur, des Verkehrs und Handels — wie reichhaltig für jeden, der die Körner von der Spreu zu sondern weiß, ist nicht auch dieser Band! Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, hier auf jedem Blatte den Charakter des Zeitalters von K. Ludwig so bestättigt zu finden, wie wir ihn bey manchen Anlässen bereits ausgesprochen haben, z. B. in der Parallele zwischen der österreichischen und bayerischen Geschichtschreibung, zwischen Hormayr und Buchner ꝛc. (s. kathol. Lit. Ztg. von Kerz, Mainz in der Millerischen Buchhandlung Jahrgang 1831 II. Bd. in drey Abtheilungen.) Nichtsweniger als eine starre, knechtische, unauflösliche, unverrückbare Adel- und Zunftwirthschaft — wie uns die mit den Elementen der zeitgemässen Volkswirthschaft nur oberflächlich bekannten Neologen und die Bewegungsmänner glauben machen wollen; wie hätte sonst K. Ludwig zur Behauptung seiner Krone aus den gewährleistenden Ständen nach unserm heutigen Geldwerth so viele Millionen aufbringen und sie wieder durch alle Adern des Heimath- u. Marktlebens, der Familien und Körperschaften, auf dem Wege des Allods, der Lehen und Pfandschaften, vertheilen können? Allenthalben wo ein wahres Bedürfniß, wie ein wirklicher Ueberschuß an Betriebscapital vorwaltete, um gewerb- und geldreiche Städte, finden wir das Grundeigenthum allmählig entbunden; finden Frohnen und Zehnten und Naturalgaben abgelöst; der Adel und die Klöster bo-

ten dazu selbst die Hand und sicherten sich mittels der Kaufschillinge wieder neue Renten und Effecten, begreiflich aber nicht aus dem Papierhandel; die Mon. boic., die gleichzeitigen Urkunden von Kl. Anger, von Weihenstephan, Scheftlarn, Neustift ꝛc. enthalten Hunderte von solchen Loskäufen um München, aber nichts desto weniger war das Princip der Stabilität und der Conservation Regel; das Prädialprincip (s. den III. Bd. unserer Beyträge zur teutschen Länder- und Völkerkunde ꝛc. 1833) war und blieb der Schwerpunct aller Binnen-Länder (Ruralstaaten) in und um Bayern.

München, die Haupt- und Residenzstadt, schritt in ihrem dritten Lebensstadium fort, wie wir das in jener Parallele angedeutet haben; ihr Localprincip extensive; (das nun geldvermögende Patriciat, im ersten Stadium der zur Stadt gezogene Landadel; im zweyten der autokrate Kern der intensiven Ausbildung des städtischen Gemeinwesens; jetzt, in der dritten Epoche, bey kraftvoller und wohlthätiger Wechselwirkung einer den natürlichen Verhältnissen des Landes entsprechenden Hauptstadt;) so erwirbt München wieder rund umher Landeigenthum.

Eines der sogenannten historischen Taschenbücher, worin die moderne Historiographie sich gefällt, und womit die ehrenfeste und ernste Geschichte kleinen und großen Kindern als Naschwerk, oft gleich dem Kinderspielzeug mit mancherley nicht unschuldigen Färbungen in die Taschen gesteckt wird, behauptet: „Ludwig habe mit Fug begünstigte Geister und Werkzeuge (?!) den wehr- und seßhaften Ständen des Landes vorgezogen.“ Nie ist an dem Andenken K. Ludwigs ein größeres Unrecht begangen worden; und Buchner hat mit Recht geschrieben: „eine Specialgeschichte der Städte des Mittelalters, besonders der Reichsstädte wird Ludwigs Ruhm unsern Nachkommen in seinem vollen Glanze offenbaren.“ Ludwig hatte, im Drang der Umstände belehrt, die Anlagen und Bürgschaften seines Landes und Volkes tief erkannt; hiernach Vorpflichten und Vorrechte, die Autonomie aller gewährleistenden Klassen und Körperschaften, geordnet, und sie gepflegt: man lese sein Rechtsbuch und die Regesten. Es sey uns gestattet, bey ihrer Durchblätterung nur Einiges namhaft zu machen. S. 1 — 7 ꝛc. Die Klöster Altach, Aldersbach, St. Niklas, stellen zu Vilshofen die Stadtmauern wieder her, wie es denselben „von Gewohnheit“ zugehört hat. Der gute Brauch, die Observanz! S. 6 — 8. Den Bischöfen und Domkapiteln stehen nun nicht mehr Advokaten, sondern Prokuratoren zur Seite. S. 9. Heinrich Graf von Görz und Tyrol, eignet einem höher gestellten Edelmann eine adeliche Wittwe mit ihren Nachkommen. Das war das zeitgemässe Mittel, wie die Theilung der Kinder, so befremdend das auch heutzutage klingen mag, die Clientel zu üben, die Hülfsbedürftigen zu schützen, ihnen die Vorpflichten der Mächtigern zuzuwenden. Wenn erst neulich wieder ein bayerischer Geschichtforscher den Brauch, die Kinder einer da und dorthin gehörigen Familie zu theilen, bejammerte; so liegt hier offenbar ein Mißverständniß zum Grunde. Die Kinder wurden ja nicht barbarisch ihren Aeltern entrissen: sondern bey reiferem Alter fanden sie gesetzlich auf den Gütern ihrer Leibherren ein sicheres Fort- und Unterkommen. Das waren die einfachen, organischen Armen-Pflegschaften. Eben so irrig ist die jüngst aufgewärmte Ansicht, daß die Servi in Bayern fast römischen Sklaven gleichgestellt gewesen wären. Wo fände sich dann ein Beyspiel, daß römische Servi Tempel gegründet und ausgestatten hätten, wie es so vielfältig die bayerischen Barscalci et Servi auf ihren Ländereyen an Kirchen und Zellen schon im VII. und VIII. Jahrhundert gethan haben? (Cod. diplom. juv. p. 26 etc.) S. 10. Ott der Noner verkauft Güter zu Non an St. Zeno, womit abermals ein uraltes Geschlecht, ad nonas bey Reichenhall erwiesen ist. Die Augsburger sichern sich bey Heinrich, König von Polen und Böhmen, und Grafen in

Tyrol, den Handel in diesen Ländern. S. 11. Das Domcapitel zu Regensburg, die Aebte von Priesling, Prüel, Stadtamhof ꝛc. treten gegen die Bedrückung und Verläumdungen eines gewissen von Rom gesandten Gabrielis muthvoll auf: „avaritiam nuntii episcopus hoc modo detegit, et imputationes falsas et calumniosas ab eo sibi factas repellit.“ Diese Zeiten sind vorüber. S. 13. Die Herzoge Heinrich, Ott und Heinrich untersagen nach Meynung Hartliebs von Puechberg ein dem Kloster Niederaltach und dem Markte Platling (Wlá-ha, Wlat slav. Feuchtigkeit, Sumpf, wie heute noch!) schädliches Uroar zu Isargemünd. Dieselben bestättigen dem Kloster Aldersbach sein altes Vorrecht, daß jeder dortige Bruder (Mönch) für die Leute des Klosters vor Gericht und Schranne, zu Hof, und zu Taiding Zeugenschaft geben könne. S. 15. Graf Ludwig von Oettingen schlichtet auf seinem Landgericht auf der Goldburg die Entschädigungs-Ansprüche verschiedener Abteyen, Bürger und Stiftungen gegen Conrad von Lierheim ꝛc. S. 19. Bernhart, Fürst von Anhalt, ist einer der ersten, der dem K. Ludwig in seinen Absichten auf Brandenburg mit Reichslehen entgegen kömmt. S. 22. K. Ludwig gründet das Spital zu Ingolstadt, und widmet dazu Patronate. Noch wird viel Wälschwein, Vinum latinum, von Botzen und der Umgegend, im Handel, und als Gutsrente nach Bayern bezogen; zugleich aber auch über Regensburg hinab, links der Donau noch viel Wein gebaut. Das Edelgeschlecht der Wintzer zu Wintzer, damals ein viel besuchter Wein- und Waarenstapel, (portus M. b.) mit dem Stadtrechte von Teckendorf N. 73 trug gleichsam das Zunftpanner dieses bayerischen Culturzweigs. Vom früher am Inn und an der Mangfall stark betriebenen Weinbau, (cella vinaria, Kl. Weyarn,) wovon wir ein andermal, so wie auch von jenem um Weltenburg sprechen werden, verlautet nichts mehr. S. 24. Ein unverkennbares Wahrzeichen des alten Tempelguts, des Zehentrechts. Die Herzoge

bestätigen der Abtey Raitenhaslach von ihren Kästen zu Weilhart und Oetting aus aller Gült, es sey Getreid, Pfenning, Wein oder welcherley Dienst, das Zehentrecht.“ Auch so S. 94 aus dem Kasten zu Chamb für Walerbach. Damit war den Landesfürsten, wie den Stiftungen zugleich, und auf einfache Weise genügt.

S. 25. Gottfried von Eppstein erhält von K. Ludwig für die Dörfer Steinheim und Telkelnstein das Stadtrecht von Frankfurt. S. 31. Ebenso der Markt Aibling das Stadtrecht von München. Aibling war damals noch, und seit der Carolinger Zeit, viel bedeutender, im Verkehr über Tyrol gegen Italien ꝛc. S. 33. „Cunz Rudolph verkauft von rechter Armuth und Hungersnoth wegen sein Gut zu Hattenhofen an das Kloster Fürstenfeld.“ S. 37. Die Velber (Velbár) aus Pinzgau stammend, mächtige und öfters übermüthige Lehenmänner des Bisthums Regensburg im Brichsenthal; dieses ist ein Vermächtniß der Hnosier, deren Wurzel uns mehr und mehr mit jenen der Chiemgauer und Playen und Beilsteine ein- und dieselbe zu seyn scheint. In der Geschichte der Grafen und Grafschaft von Lebenau der Erbvögte von Seeon, und Erb-Oberst-Schiffrichter zu Laufen, (Salzstapel von Reichenhall und Hallein) mehr hievon. S. 40. den Krieg zwischen den Yrichaern und den Hantschuchstarn zu St. Pölten, (in Oesterreich,) um ihr Hantbereich, (Handschuhmacher und sogenannte Neßler,) schlichtet Bischof Albrecht von Passau: (Diöcesan-Gerichts- und Grundherr). S. 44. Mauthfreye Salzabfuhr aus Berchtesgaden vor Burghausen und Schärding, anstatt von, wird es heissen müssen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Regesta, sive Rerum boicarum Autographa, e Regni scriniis fideliter in Summas contracta. etc.

(Schluß.)

S. 49. Die Abteyen Stams und Frauenchiemsee, dieses auch aus der Zeit der Agilolfinger, tauschen Ländereyen um Botzen und Mays. S. 51. Viel Verkehr mit Weinbergen längs dem Mayn, von Babenberg herab. S. 54. Die Bürger von Regensburg und Prag liefern die gegenseitig vorenthaltenen Frachtgüter aus, und begünstigen sich in ihrem Handel: alte Cultur im bayerischen Wald. S. 56. Die Abtey St. Mang (Magni) räumt den Bischöfen von Augsburg den Schloßberg zu Füssen (wo der hl. Magnus die Unholden Allemanniens um Hohenschwangau bezwang, s. den I. Band unserer Beyträge) ein; noch heut zu Tage eine der merkwürdigsten Burgen nach Lage und Bauart. S. 65. Bey Gelegenheit einer Güterverhandlung zwischen dem Kloster Seligenporten und C. von Strolenvels unter den Bürgen und Zeugen die zahlreiche Sippschaft der Rindesmaul, (anderwärts liest man auch Ringesmaul) und Swepfermann. S. 65. Testament des Chunr. Herrn von Wolvesberg: Vollstrecker die Phinzing, Kudordorfer ꝛc. von Nürnberg.

Die Patricier der Reichsstädte waren vielfältig die Positäre der Fürsten und Landherren. Die Siegelmäßigkeit, das Notariat, war noch Vorrecht der Stände und Personen, nicht der Aemter. S. 65. Die Herzoge „behelfen sich“ zur Hochzeit ihrer Schwester mit einer allgemeinen Viehsteuer, zur Beschwerde der Domcapitel ꝛc. S. 69. Die Herzoge von Oesterreich, auch „Kung Friedrich von Rome“ verständigen sich mit Frau Johanna von Montbligart (Mömpelgart), Gemahlin des Grafen Ulrich von Phirt, um ihre Reichslehen und Allodien. S. 70. Verleihung der peinlichen Gerichtsbarkeit „über alle Stuck, die den Menschen an ihr Leben, an Haut und Har geet“ an den Teutschorden im Dorfe Ellingen. S. 72. Graf Wilhelm von Montfort, einer der Getreuesten K. Ludwigs, ernennt am 15. Sept. 1322, zu Argen (Langenargen am Bodensee) aus seinen zahlreich anwesenden Brüdern, Verwandten und Freunden, die Vögte und Pfleger seines Hauses und seiner Kinder; (er hatte damals nur eine Tochter, „Metze“) er testirt und zieht zu K. Ludwigs Feldlager. Am 23. September gibt dieser „ze Velde bey Oetting vor seinem Streit“ dem vielbegünstigten Kloster Fürstenfeld zur Mehrung des Gottesdienstes Gericht, Zoll und Boden zu Wildenrod. (Am 28. Sept. hatte die große Schlacht bey Mühldorf statt.) Später sehen wir obigen Grafen Wilhelm wieder wohlbehalten und mit Beute heimkehren.

Die vielen Verpfändungen, welche K. Ludwig vor jenem entscheidenden Tage zur Aufbringung der Kriegsmittel allenthalben gewährte, lassen in den Haushalt und in die Geldwirthschaft vieler Familien, Körperschaften und Städte blicken; es wäre der Mühe werth, diese Baarsummen von Anlehen, Wiederlösungen, Loskäufen ꝛc. zusammen zu stellen;

so, wie die dadurch mobilisirten Krondomainen des teutschen Reichs in Teutschland, in Böhmen ꝛc.: die Juden von Regensburg hatten für den Augenblick mit 20,000 Mark Silber ausgeholfen; diese „seine lieben Kammerknechte" verpfändete Ludwig dann S. 104 um neue Summen an seine Brüder. Erst, als er gesiegt hatte, wurden ihm Geld und Verbündete im reichlichern Maaße; erst dann verbürgen sich Brüder und Freunde aufrichtiger für ihn, wogegen Ludwig S. 76, 78 den Nürnbergern Gnaden spendet; und der „gesammten Pfaffheit im Lande Bayern innerhalb Tunaw und dishalbe" — alle von Päbsten und Kaisern erhaltene Rechte erneuert. In der That, der Muth und die Langmuth Ludwigs mußte gleich unermüdlich seyn. S. 83. Neue Gegenrüstungen: Graf Hermann von Broburg schwört zu Herzog Lupolt von Oestreich und seinen Brüdern. S. 84 und 150. Münzverhandlungen zu Regensburg und Nürnberg, mit Rücksicht auf Frankreich und Brabant. S. 93. Die Stadt Kreuwelsheim (Kreulsheim) um 1000 Pfd. Heller an Hohenloh verpfändet. S. 105. München und Nürnberg begünstigen sich im gegenseitigen Handel. S. 113. Johann, König von Böhmen, erhält für seine Dienste zu 10,000 Mark Silber, (dazu kamen reichliche Lösegelder der gefangenen Grafen und Herren,) drey Städte in Böhmen selbst zum Unterpfand. S. 116. Die bischöflich Regensburgischen auch aus dem VII. Jahrhundert stammenden Güter um Partschinns in Tyrol. S. 120. Ecclesia in oppido Stutgarten filia ecclesiae in Altenburk, der Probstey Beutelsbach, die Grabstätte schwäbischer Dynasten, auf Betrieb Eberhards Grafen von Würtemberg einverleibt. Kaiser Ludwig hatte doch auch wieder Credit zum Ankauf von Herrlichkeiten; so S. 121 von den Hohenfelsern das Haus Falkenstein (im bayerischen Wald) mit Gericht und Leuten um 4000 Pfd. Reg. Pf. S. 124. Societas Peruziorum de Florentia Venetiis commorans quittirt zu Avignon den Bischof von Bamberg um 1000 Goldgulden: daher stammen wohl die Grafen Laperouse? S. 123. Stiftung von Frauenzell am Schopfloch bey Prennberg. S. 126. „Solitudo Traynreuth" bey Waldsassen, Einöde, (waldumschlossene Ortschaft,) aber nicht eine Wüste, wie man öfter solitudo irrig deutet. S. 131. Friedrich Burggraf von Nürnberg bewirkte vom K. Ludwig die meisten Stadtrechte und war unstreitig der eifrigste Gründer von Burgflecken und Städten. Die Burgen selbst folgten allgemach den erloschenen Dynasten — ins Grab der Zeit. Hieher gehören Kirchenlamnitz, Gundlach, Wunsaß, Stauf, Rostal, Wunsiedel, Mussen, Bergel, Katzendorf ꝛc. S. 143. Sigfried von Rotenburg im Innthal des Königs Gläubiger. S. 148. Albrecht, Bischof von Passau, Oheim der Herzoge von Oesterreich wird in ihr Bündniß gezogen. S. 150. Die Herren von Hohenloh geloben den Bürgern von Rotenburg zu Zimmern den schlechten Richter für einen bessern auszutauschen. S. 152. Die Bürger und Juden zu Rotenburg hatte K. Ludwig um 8000 Häller an die Hohenlohe verpfändet. S. 190. Berthold von Hegnenberg und Dietrich der Pylichstorfer sühnen zwischen K. Ludwig und Herzog Friedrich von Oesterreich. S. 192. Bischof Wolfram von Wierzburg verkauft dem Domcapitel auf Wiederlösung alle Zölle in der Stadt und am Mayn um 1000 Pfd. Häll. S. 201. Herzog Lutzmann von Tegke dient dem Herzog Albrecht von Oesterreich um 300 Mark Silber, vom Uechteland bis zum Lech her, aber nicht weiter. S. 204. Die Chlosner, Burggrafen und Richter zu Vilshofen, noch später dort viel begütert. S. 206. Heinrich, Richter zu Pernau, von den Mönchen von Waldsassen gefangen und gefesselt, resignirt, und gibt ein Dorf obendrein; wogegen ihm die Mönche die Aufnahme eines seiner Söhne, in so fern solcher tauglich, in ihr Kloster zusagen.

S. 212. Einigung zwischen dem Erzbischofe von Maynz und dem Grafen von Nassau zur gegenseitigen Vertheidigung. S. 239. Die Herzoge ge-

währen dem Friedrich Mauthner zu Burghausen (dortige reiche Spitalstiftung ist von ihm,) das Vorrecht, Alle, die in sein Haus Vilzheim, (an der kleinen Vils, erst seit neun Jahren Ruine) geflohen kommen, aufzunehmen, zwey Tage zu beherbergen, und dann eine Meile fürder zugeleiten.

S. 241. Einige bayerische Klöster in der Regensburger Diöcese kaufen sich von einer ausserordentlichen Besteuerung des Erzbischofes von Salzburg los: Chritzenkirchen (Kreuzkirchen bey Mitterfels,) rührt wohl aus der Periode des h. Rupert her; (s. Altenbuch, ꝛc. im Donaugau im III. Bde. uns. Beyträge) aber wo wäre das Kloster Neunhausen zu suchen?

S. 253. Niclas von der Leyen bekennt, daß er um 110 Pfd. Hell. ein Mann des edlen Hrn. Grafen Georg von Veldentzen geworden sey ꝛc. Eine ehrenhafte Weise, sich ein Capital oder eine Rente zu verschaffen. Die Persönlichkeit litt dadurch, durch die Hörigkeit, so wenig, als heutzutage durch den Staats- oder Privatdienst. S. 255, 258. Friderico Burggravio de Nurenberch, secretario suo, (Cabinetsrath, geheimer Kanzler) sagt K. Ludwig; S. 258 auch seinen lieben, getreuen, heimlichen nennt ihn der Kaiser. S. 259. Rechtsspruch der: Wernhart Grans, Ekart von Leybentz, Rüger von Radeck, Heinrich von Seibertsdorf und Heinrich von Lampoting, zwischen dem Erzbischof von Salzburg und dem edlen Manne Friedrich von Törring in der Grafschaft Titmäning, (einst mit der eben heimgefallenen Burg Tetelheim, der Grafenhort Tengling.) Die ganz besonderen Vorrechte der Törringer zu Alt- und Neutörring über die dortigen Bürger und Insassen ꝛc. lassen an die Tradition glauben, daß die heutigen Grafen von Törring, als alte Ministerialen der Dynasten von Tengling und Lebenau, durch eine erlauchte Ahnfrau sich emporgeschwungen haben; obgleich jene höhere Gerichtsbarkeit in der Katastrophe Caspars, des Törringers, hundert Jahre später, wieder verloren ging. S. 272. Die Hohenloh verkaufen an den Bischof von Wierzburg ihren Antheil an der Stadt Volkach unter Aufzählung vieler Localverhältnisse. Wie Amtsgebiete, so gab man damals auch weite Waldrevieren an Familien in Ambacht und zur Hegung. Wenigstens war die Verwaltung sehr einfach, und über hohe Forsttaxen, über Weide- und Streuentzug, keine Klage. Diese Klagen werden, wie wir anderwärts nachgewiesen haben, erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, in Folge des verkannten Prädialprincips, und in den Bauernkriegen laut. Es fehlte auch damals nicht an Forstleuten: der Weilhart allein (im Innviertel,) zählte deren acht. Der Holzmangel, und sofort die hohen Holzpreise in mehreren Gegenden worüber sich nun so viele Stimmen erhoben, mußten so kommen; im Gefolge ganz neuer lediglich commerzieller und emancipirender Principien, was jedoch zu bekennen, und zu sagen, die Klagenden nicht die Unbefangenheit haben. Die Grundherrlichkeit hatte bisher unstreitig am wirksamsten dem unbemessenen Abtreiben der Wälder Ziel und Maaß geboten. Nun aber der Grundherr meist nur auf den jährlichen Bezug seiner Rente beschränkt, und fast aller Einsprache über die Bewirthschaftung der grundpflichtigen Güter enthoben ist, oder diese Güter freygekauft werden müssen; — da greift der Bauer zuerst und zügellos in seinen Waldboden, um etwa auch noch als ein rüstiger Cultivateur zu gelten, und, mit landgerichtlichen Attesten, einen Octoberpreis heimzubringen.

Als ob die Natur, indem sie jeder Bodenart ihren prädestinirten Charakter aufprägte, nicht selbst das heilsamste Culturgesetz manifestirt hätte? (S. den (vermeyntlichen) Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit; München, 1833.)

So wie es im Mittelalter bey der Mannigfaltigkeit gesetzlicher Wege, aus seiner Persönlichkeit und aus seinem Boden die sicherste Rente zu ziehen

(die wahre Freyheit des Eigenthums!) gar nicht verpönt seyn konnte, ein freyes Gut wieder zum Lehen aufzutragen; so nahmen auch Adel und Bürger keinen Anstand, von Fürsten und Abteyen Güter und Grundstücke auf Leibrecht, auf Lebenszeit, zu erwerben; was beyden Theilen vielfältig zusagte; wie diese Regesten ebenfalls lehren. Der große Unterschied zwischen einst und jetzt wird dem besonnenen Forscher bald klar; die Stabilität und Autorität der Familien, und die über den blossen numerären, zersetzenden Geldcalcul gestellte Gebundenheit des Bodens, die Güter als ständige Grössen! — Diese Kategorien des Erbganges, des Lebens, und der Wirthschaft sind aufgegeben. Damit hängt noch eine andere Wahrnehmung zusammen, die ein Hauptgebrechen unserer heutigen Landwirthschaft und legislativen Tendenzen näher würdigen läßt; der Mangel an Betriebscapital, dort, wo solches am nothwendigsten wäre, in den Bauerschaften. Auch im XIV. Jahrhundert hatte sich das Geld in Städten, Klöstern, auf Handelsplätzen, auf Burgsitzen, dessen Adel im Solddienste der Fürsten reich geworden, sehr angehäuft: desto ärmer an Baarschaft war das platte Land.

Aber ohne einige Baarschaft in der Hand kann der Bauer — nicht Bauer seyn. Unter solchen Umständen griffen die verständigen Güterbesitzer nach dem einfachsten Mittel: sie nahmen Capitalien von den Geldleuten, und gewährleisteten ihnen dafür einen Theil ihrer Naturalien, in Gülten und Küchendiensten. Das ist der Rentenkauf, und damit war gewöhnlich beyden Theilen geholfen. Ein ungeheueres Capital an Grundrenten war durch diese Institution schon damals mobilisirt, aber auf eine dem Heimathleben und der Stabilität in Herrschaft und Wirthschaft ganz anders zusagende Weise, denn heutzutage. Während die moderne Mobilisirungsmethode im Grundeigenthum dasselbe selbst zertümmert, eine der Hauptquellen der Geschäftsbankerote in den Gerichten, Rentämtern, Hypotheken- und Steuer-Behörden; und Jahr aus Jahr ein Tausende von bäuerlichen Familien von Haus und Hof treibt: (was freylich momentan viele Taxen und Sporteln abwirft; ein finanzieller Uebereitz, der, wie selbst in den französischen Kammern anerkannt worden, oft nichts weniger, als ein Zeichen vom nachhaltigen Wohlstand und Reichthum des platten Landes ist;) bewahrte die Weisheit unserer Väter sorgfältig die Kategorien der Güter und ihre erbrechtliche Bemayerung. Nur die Früchte, nur die Rente, waren Gegenstand des Verkehrs, des Tausches und Kaufes; und so wurde, um die Frucht zu genießen, nicht der Stamm selbst entwurzelt. Unter ähnlichen Cautelen kann das Leibrecht, die Freystift ꝛc. jetzt noch vielfältig zusagen. Es scheint auch, daß der Rentenkauf, das Obereigenthum, selbst in den Augen der fortschreitenden Repräsentation wieder einigermassen Gnade gefunden habe. Der vorliegende Regestenband dürfte sohin in keiner landständischen Bibliothek fehlen. Und wenn es in China und Japan eine löbliche Sitte ist, daß aus der kaiserlichen Kanzley, in recht niedlichen und schönlakirten Kästchen auf Seidenpapier am Neujahrstage jedesmal die Regesten des abgelaufenen Jahres an die Mandarinen, und an Alle, welche in den öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen oder Theil zu nehmen haben, versendet werden; so möchten im Abendlande ähnliche Souvenirs, etwa jedesmal vor der Einberufung der Kammern, nicht unschicklich seyn. Eine andere Idee ginge dahin, auf Hochschulen einen Cursus über vaterländische Regesten zu gründen.

v. KochSternfeld.

Berichtigungen.

Zu Nr. 153. S. 194 Spalte 1 Z. 11 v. u. statt Kennring lies Kuering; Z. 9 v. u. st. Persenbung l. Persenbrug. S. 195 st. Gren l. Eren; Z. 1. v. u. st. lunae lacencae l. lunaelucense. Nr. 154. S. 206 Z. 4. v. o. statt Meherau l. Mehrerau; Z. 15 v. o. st. Cölleier- l. Cilleierkreis, Z. 20. v. o. st. Quek l. Gurk.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. Continet I. Quaest. de orationum Olynthicarum Demosthenis ordine, II. Quaest. de epitaphio atque erotico Demosthenis. III. Quaest. de litibus quas Demosthenes oravit ipse. IV. Quaest. de fontibus historiae Demosthenis. Lipsiae MDCCCXXXVII. sumptibus Jo. Ambr. Barth.

Die ersten drey Abhandlungen dieses Buches sind nacheinander einzeln als Quaestionum Dem. particula prima, secunda, tertia, die erste 1830 S. 84, die zweyte 1831 S. 90, die dritte 1834 S. 166 erschienen; mit der vierten (1837. S. 115) wurde zugleich obiger allgemeiner Titel, der das Ganze zu einem mäßigen Bande verbindet, ausgegeben. Da hiedurch nur äußerlich die Gestalt eines neuen Buches gewonnen und seit dem Erscheinen der ersten Hefte manches von Andern besprochen worden ist, so mag eine kurze Angabe des Inhaltes genügen.

I. De orationum Olynthicarum Demosthenis ordine. Der Verf. vertheidigt die gewöhnliche Folge der Olynthischen Reden, welche sämmtliche Handschriften geben, gegen die Anordnung, welche Dionysius von Halicarnassus in dem Briefe an Ammäus erwähnt, (wornach die erste Rede die dritte, die zweyte die erste, die dritte die zweyte Stelle einnimmt) und die neuern Bearbeiter des Demosthenes als die richtige vorgezogen haben. H. W. hatte hierin als Vorgänger Gerhard Becker, aber die eigenthümliche ausführliche Art der Behandlung gebührt ihm. Was sich für die gewöhnliche Ordnung anführen läßt, ist mit großem Fleiße zusammengetragen; gewinnt vielleicht mancher Leser dennoch keine Ueberzeugung, so ist dieß in der Schwierigkeit der Sache, zum Theile auch in dem jugendlichen Eifer gelegen, womit der Verf. in dieser seiner ersten Schrift ungeeignetes gesammelt, anderes unrichtig erklärt hat; vieles könnte eben so gut das Gegentheil zu zeigen, gebraucht und noch manches zur Vertheidigung der Dionysischen Ordnung angeführt werden; die Meynung, die hier geltend gemacht ist, daß die drey Reden von den drey von Philochorus erwähnten Hülfsleistungen der Athener für die Olynthier abhängig zu machen seyen, hat er selbst bereits widerrufen.

Es mag auffallend scheinen, daß wir von drey Reden, die über denselben Gegenstand gehalten sind, ihre natürliche Folge nicht zu unterscheiden vermögen; es fehlt nicht an Verschiedenheit und Abweichungen selbst geschichtlicher Art, wohl aber an der Kenntniß, diesen historischen Andeutungen ihre richtige Erklärung zu geben, da die Redner nicht selten einzelne Ereignisse hervorheben, welche die Geschichte nicht aufzuzeichnen würdigt; dahin gehört die Erwähnung von Pagasä und den Thessalern in der ersten und zweyten Rede, die gewiß nicht ohne Bedeutung in der dritten fehlt; letztere ist überhaupt mehr eine Invective gegen die Redner seiner Zeit, als Verderber und Schmeichler des Volkes, gegen das πρὸς χάριν δημηγορεῖν, welche durch die

Olynthische Angelegenheit nur einen schicklichen Anhaltspunct gewonnen hat; ihre nähere Beziehung ist unbekannt, und darin liegt die Schwierigkeit der Entscheidung. Nur eine für die Folge der Reden nicht unbedeutende Spur, welche für die Ordnung der Handschriften spricht, und auch unserm Verf. (p. 28. — 72.) nicht entgangen ist, scheint uns gesichert zu seyn; der Redner kann nemlich nicht umhin, über den Gegenstand, der so zu sagen an der Tagesordnung ist, kurz seinen eigenen Antrag zu stellen; dieß geschieht gewöhnlich mit den Worten φημὶ δεῖν oder einem andern gleichbedeutenden Ausdrucke, womit der Sprechende besonders seine Ansicht über den streitigen Gegenstand angedeutet, und dahin alle Aufmerksamkeit gelenkt wissen will. Nun ist der Antrag der ersten Rede, man möge durch Abstimmung den Beschluß fassen, den Olynthiern Hülfe zu leisten, und eiligst dazu die Anstalten treffen, zugleich aber auch Gesandte nach Olynthos schicken, welche diesen Beschluß des Volkes dort verkünden, Muth erregen, und eine mögliche, vielleicht zu befürchtende Ausgleichung mit Philippus verhindern sollen. *) Dieses setzt voraus, daß damals, als unsere Rede gehalten wurde, die Frage vorgelegt war, ob man den Olynthiern Hülfe leisten solle, oder nicht, und daß die Abstimmung des Volkes darüber noch nicht erfolgt war; dadurch kündigt sich diese Rede als aus jener Zeit an, in welcher die Gesandten der Olynthier nach Athen gekommen waren, und dort um Hülfe nachgesucht hatten. Der Antrag der zweyten Rede, welche jene Ausgleichung als unmöglich schildert, geht dahin, man möge den Olynthiern die schnellste und kräftigste Hülfe gewähren, zugleich aber zu den dem Philippus feindlich gesinnten Thessalern Gesandte schicken, dieses dort zu verkünden und noch mehr sie gegen den König aufzureizen *). Man darf als sicher annehmen, daß Dem. zuerst angetragen, die Olynthier selbst von der ihnen beschlossenen Hilfe in Kenntniß zu setzen, und erst später den Zusatz gemacht habe, Gesandte nach Thessalien zu schicken, nicht aber umgekehrt. Darum glauben wir, so wenig wir auch die Ansicht des Verf. billigen, Dionysius habe nicht absichtlich und mit Bewußtseyn, sondern nur aus Versehen die Reden anders geordnet, der in allen Handschriften überlieferten Ordnung und den Aussagen des in der Demosthenischen Geschichte gut unterrichteten Libanius folgen zu müssen; künftige Untersuchungen in dieser Sache lassen nicht mehr als die bis jetzt seit Westermanns Abhandlung erschienenen, ein bedeutendes und sicheres Ergebniß hoffen; nur neu entdeckte historische Quellen könnten eine zuverläßige und größere Einsicht in das Einzelne verbreiten.

II. De Epitaphio atque erotico Demosthenis. Der Verf. pflegt von dem ersten Anfange zu beginnen, und seinem Gegenstande eine dem Leser nicht immer erwünschte Ausführlichkeit zu geben; hier genügt es ihm nicht, die bekannten Leichenreden von dem Entstehen dieser Sitte bis auf Demosthenes herab aufzuzählen; auch alle spätern, die wir noch besitzen, bis in das XV. Jahrh. werden namentlich angeführt, selbst Trikupis Reden auf Lord Byron und Karaiskakis sind nicht umgangen; gelegentlich findet sich unter vielem bekannten manche gute Bemerkung, einzelnes auch unrichtige, wie über

*) I. 2. ἔστι δὴ τά γέ μοι δοκοῦντα ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν καὶ παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην . . . πρεσβείαν δὲ πέμπειν ἥτις ταῦτ' ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασιν. Denn von der Art der Unterstützung §. 17. φημὶ δὴ διχῇ βοηθητέον εἶναι τοῖς πράγμασιν ὑμῖν.

*) II. 11. φημὶ δὴ δεῖν ὑμᾶς τοῖς μὲν Ὀλυνθίοις βοηθεῖν καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα, οὕτως ἀρέσκει μοι· πρὸς δὲ Θετταλοὺς πρεσβείαν πέμπειν, ἣ τοὺς μὲν διδάξει ταῦτα, τοὺς δὲ παροξυνεῖ. conf. I. 24. Die nachfolgenden Worte zeigen, daß die Athener damals noch nichts Thatsächliches für die Olynthier geleistet hatten und widerlegen die Annahme jener, welche unsere Rede von einer dreymaligen Hülfleistung abhängig machen.

Isokrates Panegyrikus, den Hr. Westermann von der berathenden Rede mit Unrecht ausschließt, und dadurch den politischen Lebenszweck dieses Mannes verkennt. Die Leichenrede auf die in der Schlacht bey Chäronea Gefallenen, welche unter den Reden des Demosthenes steht, aber in alter wie in neuer Zeit vielen Zweifel erregte, wird auch hier wie zu erwarten war, dem großen Redner abgesprochen; jedoch ist sie kein so unwürdiges und niedriges Product, als der Verf. meynt, nur nicht im Geiste und in der Kraft der Beredtsamkeit des Dem.; wäre sie wirklich von ihm, so hätte das Urtheil des Syrianus, Dem. habe sich in dieser Art von Reden, weil es ihm an Uebung fehlte, wenig hervorgethan, seine volle Gültigkeit; die Aehnlichkeit mancher Stellen mit Plato und Isokrates, woraus eine sclavische Nachahmung hervorgehen soll, ist nicht so groß, als dem Verf. scheint, sie liegt in der Natur der Sache und in der Theorie der Rede; alle mußten von der εὐγένεια τῆς πόλεως, der παιδεία, den ἐπιτηδεύματα sprechen. Aber es fehlt die Kraft und die Wärme, wie die dem Dem. eigene Fülle der Gedanken; statt der leeren Aufzählung der attischen Stämme und ihrer mythologischen Beziehung erwarten wir eine Vorstellung der Ereignisse, der Nothwendigkeit des Krieges, des Verhältnisses, in welchem jetzt die Griechen zu Philippus stehen; selbst die Ehre, daß man ihn, durch dessen Thätigkeit der Krieg geführt werden, gewürdigt, die Rede zu halten, und dadurch die Anerkennung der Nothwendigkeit des Kampfes bezeichnet habe, was in der Rede für die Krone sehr schön hervorgehoben ist, würde Demosthenes nicht übergangen haben, eben so wenig Ausfälle auf Verräther im Innern des Staates; kurz die Leichenrede von ihm würde, wenn auch indirect, zugleich eine Lobrede auf seine Leitung der Staatsangelegenheiten enthalten; aus diesen und andern Gründen, wozu wir auch die Verschiedenheit der Sprache rechnen, wird diese Rede wenig Beyfall finden, sollten auch einzelne (wie neulich H. Krüger) in ihrem Urtheile schwanken und mehr für als gegen die Aechtheit stimmen. Noch weit mehr, als gegen den Epitaphios, ist gegen den Eroticos zu erinnern, wenn er aus der Hand des Dem. seyn soll; aber die Vergleichung mit den Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Lysias, Plato, Fronto u. s. w. kann lehren, wie die Alten dasselbe Thema stets einer neuen Behandlung fähig hielten und ihre Vorgänger zu überbieten nicht verzweifelten; Fronto jedoch kannte, wie dessen erste Worte deutlich zeigen, diesen angeblichen Erotikos des Dem. nicht. Er nennt seine Rede die dritte, da Lysias und Plato bereits vor ihm geschrieben hätten; aber sie ist die vierte, denn unser Erotikos fällt der Zeit nach zwischen diese und behauptet die dritte Stelle.

III. De litibus quas Demosthenes oravit ipse. Von den Processen, welche Dem. in eigener Person geführt hat, bilden die einen die Grundlage seiner rednerischen Thätigkeit, andere den Uebergang zu dessen politischem Wirken, wieder andere, meistens von Gegnern angeregt, legen seine ganze Staatsverwaltung offen dar. Dadurch sowohl, als auch durch die Behandlung, indem der Verf. neue und unerwartete Aufschlüsse darbietet, ist dieser Theil von dem bis jetzt erschienenen der anziehendste und vorzüglichste. Nach einer kurzen Darlegung des Processes gegen die Vormünder des Dem. äußert H. Westermann seine Bedenken gegen die Aechtheit der dritten Rede wider Aphobus; er glaubt nicht nur in der Sprache, sondern besonders in Sachen des dermaligen Gerichtsverfahrens Schwierigkeiten zu finden, so daß er die ganze Rede nur für eine Uebung eines spätern, im attischen Gerichtswesen unerfahrnen Rhetors hält. Wir überlassen die Prüfung oder vielmehr die Lösung der hieher gehörigen auffallenden Stellen den in jenen Rechtsverhältnissen Bewanderten und bemerken, daß von Seite der Form und Sprache sämmtliche Reden über die Vormundschaft ein von den spätern verschiedenes Gepräge tragen;

schon die Alten haben sie ganz oder theilweise für Arbeit seines Lehrers, des Isäus, gehalten; Böckh hat die beyden Reden gegen Onetor für nicht Demosthenisch erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, d. Z. Professor der Philologie und Universalgeschichte am K. K. Lyceum zu Salzburg.

(In den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Band 69. 1835. Januar, Februar, März. pag. 49—76 des Anzeige-Blattes, und B. 70, 1835. April, May, Junn, Anzeigeblatt p. 27—43. Mit einem diplomatischen Anhang, enthaltend die Nr. I—IX. p. 43—62.)

Herr Filz bekämpft auch hier wieder, wie früher in seiner Abhandlung über das wahre Zeitalter des hl. Ruperts, die Ansichten des gelehrten Jesuiten M. Hansiz und aller jener, die ihm in neueren Zeiten gefolgt sind. Diesesmal, wie mir vorkommt, mit besserem Erfolg und besserer Kritik, als in der Geschichte von der Ankunft, dem Wirken und Hinscheiden des hl. Ruperts. Mit großer Gründlichkeit erweist er das Irrige der bisherigen Ansicht, als sey Laureacum vor der Diocletianischen Verfolgung bereits der Sitz eines Bisthums gewesen. Auch nach dem Siege des Christenthumes über das Heidenthum waren die erzbischöflichen oder bischöflichen Sitze in solchen Städten errichtet worden, wo „der höchste Civil-Senat mit dem Statthalter oder Präfect, oder ein untergeordnete Magistrat sich befand" (pag. 57. init.). Lorch dagegen ist, der Notitia zu Folge, nur der Sitz des Befehlshabers der II. Legion, des Commandanten der Donau-Flotille und einer Schild-Fabrik. (p. 58). Die Legende des hl. Florians thut von einem Bisthume, oder wohl gar Erzbisthume keine Meldung, und giebt überhaupt solche Umstände an, welche auf einen bischöflichen Sitz zu Laureacum zur Zeit, als Florian gemartert wurde, ganz und gar nicht schliessen lassen (pag. 53. 54).

Der erste bekannte Bischof von Lorch ist Zeitgenosse des hl. Severinus, Constantius, welcher jedoch bey jener allgemeinen Wanderung der Romaner von Laureacum nach dem Rugilande sich seiner Heerde angeschlossen haben wird (pag. 59). Hr. F. weist ganz mit Recht das in den Monum. boic. XXVIII. II. p. 195, 196 befindliche Schreiben des Pabstes Symmachus an den Theodor als unächt zurück (p. 63—65 und Bd. 70, Anzeigebl. im Anfange Nr. IV. u. V. p. 52, 53).

Bis hieher hat alles seine Richtigkeit. Laureacum kann keinen ältern Bischof vor Constantius, also in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts aufweisen, und dieser ist noch dazu mit den Seinen auf den Rath des hl. Severin (cap. 30. vita St. Severini) weiter Donauabwärts gezogen. (Ich finde indessen in der vita S. Severini kein Wort darüber, daß die christliche Gemeinde zu Lorch den Priester Constantius zu ihrem Bischof erwählt, da der hl. Severin diese ihm angebotene Würde ausgeschlagen; wohl aber kommt Constantius als Bischof der Stadt Laureacum c. 29. vor, den der h. Severin durch einen abgeschickten Mönch, Namens Valens, vor feindlichen Ueberfällen warnen läßt). Auch giebt es keinen Erzbischof von Lorch, und selbst der von Lorch vertriebene Vivolo, den doch der Papst selbst ordinirt hatte, erscheint nur als Bischof, nicht als Erzbischof. Wenn jedoch die urkundlich vorkommenden Bischöfe Erchanfrid und sein unmittelbarer Nachfolger Otkar vom Hrn. F. (schon Pagi bey Hansiz I. p. 38. äußerte diese Meynung) zu Land- oder Regionar-Bischöfen gemacht, und der Lorcher Kirche abgesprochen werden (p. 67. 68); so möchte eine solche Ansicht gleichwohl noch einigem Bedenken unterliegen. Denn

1tens zeigt die Urkunde Nr. 66. der Mon. boic. XXVIII. II. p. 54. auf eine förmliche Transferirung einer bischöflichen Kirche hin, indem Reliquien vom Bischofe Vivolo in der neu eingeweihten Kirche zu Passau hinterlegt werden.

Otilo erat nomen ejus (ducis) et annum unum fuit patria ista in sua potestate antequam consecrata erat ecclesia ista et nomen episcopo qui fundebat oleum uiuolo qui posuit reliquias Sanctorum in domum dei etc. . . . et constituit diem sollemnem in Kal. nouembris.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. etc.

(Fortsetzung).

Man müßte, meynt H. W., mehr als menschliche Kraft haben, um vorauszusehen und zu wissen, daß der Gegner dieses vorbringen werde; der Diebstahl sey so vor Augen liegend, ut ne judicatione quidem opus sit. Allerdings ist die Beziehung und Uebereinstimmung unläugbar, aber Aeschines hat sie nicht selbst erdacht, er sagt, er habe vernommen, gehört, erfahren, Dem. werde dieses oder jenes vorbringen, und erfahren konnte er allerdings um so mehr, je länger der Proceß hinausgedehnt wurde. Wir haben keine Controversreden beyder Parteyen, um über den Gebrauch jener προκατάληψις rücksichtlich des Beklagten entscheiden zu können; wäre die Vertheidigungsrede des Leptines erhalten, so fänden wir vielleicht nur das, was Dem. von ihm andeutet, gesprochen. Manches wird bey Aeschines erwähnt, was Dem. gegen ihn vorbringen werde, und ist widerlegt, doch in Dem. Rede findet sich keine Spur davon.

Will man aber auch wirklich Bedenken tragen, daß Aeschines so vieles von dem erfahren habe, was Dem. vortragen wollte, d. h. daß die Reden so gehalten worden, wie wir sie jetzt besitzen, so ist bekannt, daß diese erst nach der gerichtlichen Verhandlung zur öffentlichen Herausgabe bearbeitet wurden; Aeschines hatte also alles, was Dem. zu seiner und des Ktesiphon Vertheidigung gesprochen hatte, vernommen und was konnte ihn nun hindern, von manchem, was er aus dem Munde des Dem. gehört hatte, in der Ausarbeitung seine Einsprache zu thun und in Form der προκατάληψις zu widerlegen? nur glaube man nicht, daß solche einzelne Bemerkungen den Charakter der Rede geändert hätten; dieser einzige Umstand erklärt alles zur Genüge. Wozu hatte Aeschines auf die geschriebene Rede des Dem. und deren Herausgabe zu warten nöthig, und wie konnte ihm jener unglückseligste aller Gedanken kommen, den ihm H. W. leiht, lange nach dem Processe, nachdem Dem. seine Rede öffentlich ausgegeben hatte, über diese herzufallen, seine Klage nach ihr einzurichten und in dieser die Anschuldigungen gegen Dem. nicht nur bis auf die Zeit der gerichtlichen Verhandlungen des Processes, sondern vier Jahre noch über diese hinaus nach deren Beendigung auszudehnen? — ein Verfahren, daß ihn allen Zeitgenossen nicht nur als deutlichen Betrüger darstellte, sondern auch lächerlich genug machte; denn weiter konnte Thorheit und Verblendung nicht gehen. H. W. meynt, Aeschines sey wohl der Mann gewesen, der, um der Nachwelt die Wahrheit zu verhüllen und bey dieser sich einzuschmeicheln, so etwas gewagt habe; *) ihm erst sey es gelungen, den Heuchler zu entlarven.

*) Aeschinem vero, hominem tam callidum quam pravum, cum reputaret ex scriptis aeternae memoriae tradendis homines a posteris judicari, ad hoc perpetua infamiae recordatione exacerbatum, orationem olim habitam retractasse, quaedam mutavisse, alia ex adversarii sermone desumpta dolose addidisse, omnino

Dabey wird ſtillſchweigend vorausgeſetzt, daß die Zeitgenoſſen, die durch wenige Worte mit einer nackten Darſtellung der Wahrheit den ganzen Ruhm des Aeſchines für immer vernichten konnten, ungeſtraft eine ſolche Frechheit duldeten und hingehen ließen.

Dieß ſind allgemeine Bemerkungen, die ſich gegen die Annahme jener neuen Hypotheſe aufdringen; ſie haben nicht die Kraft vollgültiger Beweiſe, ſind keine τεκμήρια, ſondern nur εἰκότα; indeſſen H. W. ſelbſt hat Aeſchines Worte: εὑρίσκεται γὰρ ἡ ἀλήθεια ἐκ τῶν εἰκότων als Motto ſeiner Quäſtionen gewählt; auch wären wir gerne geneigt, ſolche allgemeine Betrachtungen aufzuopfern, wenn die Unterſuchung des einzelnen — des wichtigſten — Ueberzeugung gäbe, und zur Annahme irgendwie nöthigte; aber gerade hier finden wir keinen einzigen Haltpunkt, und wo der Verf. nur Fehlgriffe, Bösartigkeit und Schlechtigkeit des Aeſchines erblickt, ſehen wir nichts als willkührliche Behauptungen oder Mißverſtändiſſe des H. W. wie z. B. über den Anfang der Dem. Rede. Aeſchines hatte die Forderung geſtellt, ſein Gegner ſolle die Klageſchrift in derſelben Folge, Punct für Punct, widerlegen; ſonſt ſey zu beſorgen, daß er durch ſeine Gewandtheit die eigentliche Frage in den Hintergrund ſtelle, Nebenſachen hervorhebe, und dadurch die Richter gewinne und täuſche. Dieſe Forderung des Aeſchines war natürlich und billig; Dem. konnte die beſondern Klagepuncte nur wenig oder ſchwach widerlegen; das Geſetz war gegen ihn; er mußte, wenn er anders den Vortheil haben und nicht unterliegen wollte, den Gang der Darſtellung völlig ändern, er mußte ſeine Verwaltung des Staates als das Wichtigſte hervorheben, die beſondern Klagepuncte aber, da er ſie doch nicht ganz umgehen konnte, nur gelegentlich und erſt dann, wenn die glänzende Schilderung ſeiner Verdienſte um den Staat keinen nachtheiligen Eindruck mehr befürchten ließ, berühren. Alles dieſes mußte Aeſchines, der ſeinen Gegner wohl kannte, leicht vorausſetzen. H. W. hält gleichwohl dieſe natürliche und wohlbegründete Forderung für anmaſſend und ungeſetzlich *), und weil Dem. am Anfange ſeiner Rede ſagt, es ſtehe jedem frey ſich zu vertheidigen, wie er wolle, **) ſo glaubt er ſich, man weiß nicht wie, ſofort zu dem Schluße berechtigt, Aeſchines habe erſt nach

id efficere voluisse, ut ad multas criminationes Demosthenes non respondisse, alias temere repetiisse, ipse immerito damnatus esse videretur, num est incredibile? Non est ita. Qui negat id potuisse Aeschinem facere, is neget etiam Ctesiphonteam ab eo unquam scriptam atque habitam esse, qua clarius atque memorabilius nullum in universa historia extat exemplum malignitatis atque impudentiae. At, inquies, Demosthenes quoque suam pro Ctesiphonte dictam orationem retractavit. Concedo, dummodo ne id eum post retractatam Aeschineam fecisse opineris.

*) Hoc quoque arroganter et, ut statim apparebit ex ipsis Demosthenis verbis, ad legem haud accommodate dictum; quamvis enim nonnunquam oratores a judicibus petant, ut ordinem, quo dicendum sit, praescribant, tamen hoc dicis causa ab eis fieri existimo, qui rebus suis et eloquentiae fidentes adversarium quovis modo se profligare posse putant. Lege cautum tantummodo erat, ne quis ἔξω τοῦ πράγματος diceret. Hier wie anderswo liegt die Anſicht zu Grund, daß den Rednern geſetzlich verboten war, ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν. Dieß iſt unrichtig, nur im Areopag galt jenes Geſetz, nicht in den übrigen Gerichtshöfen.

**) In his nihil quidem dictum de laesae legis criminatione sub finem demum disceptanda, quod auguratur Aeschines; sed hoc quoque a mentiendi fallendique artifice non inconsulto dictum vel scriptum potius esse censeo. Scilicet ne compilasse adversarium ad ejusque orationem suam conformasse videretur, potissima hinc desumsit, alia de suo addidit, quae aliquam haberent verisimilitudinem. Huc pertinent etiam quae sequuntur . . . haec pravum Aeschini ingenium suppeditavit, haec mera invidia, mero calumniandi judicesque exacerbandi studio dicta sunt, sed a viro eloquentissimo.

dem Erscheinen von Dem. Rede, um einigen Schein des Rechtes zu retten, jene Forderung hinzugesetzt. Nun zeigen aber die Eingangsworte in der Rede des Dem. unwiderlegbar, daß Aeschines wirklich im Gerichte solches (und mit allem Rechte) gefordert hatte; wäre des letztern Rede auch verloren, so müßten wir dieses schon aus jenen Worten nothwendig folgern und voraussetzen, und wie konnte diese Forderung anders gestellt werden, als wir sie jetzt in des Aeschines Rede lesen? Der Verf. bürdet diesem die ungereimtesten Thatsachen auf, um ihn dann nach Gebühr dafür züchtigen zu können.

Die Vorzüglichkeit der Reden, das Eigenthümliche der hier vorgetragenen Ansichten, und die Gelehrsamkeit, mit welcher der Verf. sie zu vertheidigen weiß, hat uns bewogen, dabey länger, als der Zweck dieser Blätter gestattet, zu verweilen; eine ausführliche Zergliederung gehört in eine besondere Bearbeitung; ob nach Professor Rauchenstein auch andere auf H. W. Forschungen Rücksicht genommen haben, ist uns unbekannt, aber wir zweifeln, daß wer die beyden Reden im ganzen sowohl, als im einzelnen betrachtet hat, jenen Ergebnissen seine Zustimmung ertheilen könne.

Nach dem unglücklichen Kampfe bey Chäronea traten die Gegner des Dem., die sich früher nicht an ihn gewagt hatten, theils persönlich mit öffentlichen Klagen gegen ihn auf, theils reizten sie andere dazu und unterstützten diese im Geheimen mit all ihrer Kraft und Macht; aber die Gunst des Volkes, dessen Sache er stets mit Liebe und Wärme verfochten hatte, war ihm, was selten geschieht, auch in der bedrängten Lage geblieben; seine Feinde mußten ohne Erfolg, manchmal sogar mit Schmach — sie erhielten nicht die nöthige Stimmenmehrheit und wurden selbst der Sykophantie wegen bestraft — abziehen; nur in einer, jedoch sehr bedeutenden Sache, dem Harpalischen Processe unterlag er. Von diesen Vertheidigungsreden, die Dem. für seine eigne Sache gesprochen hat, ist keine erhalten, dagegen führen zwey Klagereden wider Aristogiton dessen Namen, zu deren Betrachtung H. W. übergeht. Die letztere ist wenig bedeutend, erstere aber sicher aus sehr alter Zeit. Lykurgus hatte den Aristogiton angeklagt und Dem. jenen unterstützt; auch blieb der Beklagte die Antwort nicht schuldig: er schrieb nach Photius ἀπολογία πρὸς τὴν ἔνδειξιν Λυκούργου καὶ Δημοσθένους. Gleichwohl hat der häufige Gebrauch von kühnen, unserem Redner ganz ungewöhnlichen Bildern, das Haschen nach seltenen Ausdrücken, und vieles andere Eigenthümliche, schon unter den Alten den Dionysius die Unächtheit auszusprechen bewogen. Die Rede kündigt sich als δευτερολογία an, und hat außer Dem. den Lykurgus Niemand in dieser Sache unterstützt, so folgt von selbst, daß sie wirklich nicht gehalten und von einem Sophisten als Uebungsstück geschrieben ist; dies sucht H. W. vorzüglich durch die Aehnlichkeit mit der Rede des Dinarchus gegen Aristogiton zu beweisen und er hat auf Manches, was der Beachtung werth ist, aufmerksam gemacht. Uns scheint die Rede zu wenig im Geiste und in der Sprache des Dem., um sie diesem zuzuschreiben; aber auch zu kräftig und lebendig, sie für das Werk eines Sophisten zu halten; sie trägt durchaus den Charakter des öffentlichen Lebens und ist eines Redners der Zeit des Lykurgus nicht unwürdig; vielleicht daß ein Mißverständniß sie für ein Werk des Dem. zu halten veranlaßte.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Nähe der gefürchteten Awaren und Slawen mochte indessen schon frühzeitig die Bischöfe von Lorch bestimmen, das, größere Sicherheit bietende Passau zum

Asyl sich zu erwählen, und dies gab der Stephanskirche zu Passau ihren Ursprung. Der Lorcher Kirchensprengel, im Osten durch das Vordringen der Awaren bis zur Enns so bedeutend geschmälert, konnte nur im Westen Ersatz für seine Verluste suchen, ohne daß die Bischöfe hierbey auf Hindernisse gestossen wären, da ja weder zu Passau, noch zu Regensburg Bischöfe existirten, die ihnen hätten Einhalt thun können. Die Zustände östlich der Enns waren ferner von solcher Beschaffenheit, daß sich unschwer voraussehen ließ, es werde sich das so häufig angefallene und geschädigte Laureacum auf die Länge nicht zu halten vermögen. Und so bereitete sich alles zur dereinstigen Aufnahme des Bisthumes von Laureacum nach Passau vor, bis das Unglück Lorchs den Vivilo und seine Geistlichkeit zum Auszuge nach Passau nöthigte. Herzog Otilo nahm die Flüchtenden liebreich auf, und der Gläubigen Dienstleistungen unterstützten den Bischof Vivilo bey der neuen Niederlassung auf das Eifrigste. Die Kirche des hl. Stephans, die seit dem Beginn des 7. Jhrhdts. zu Passau bestanden (M. B. XXVIII. II. p. 35). ward jetzt nach Uebertragung des Bisthums von Lorch nach Passau, als der neue Sitz des Bischofs, auf eine dieser Würde entsprechende Weise hergerichtet, und die neue Cathedrale am 1. November des J. 738 feyerlich eingeweiht. Otilos Freygebigkeit gegen das neue Bisthum — sie war durch Urkunden bekräftigt worden — weist eine spätere Bestätigungs-Urkunde (898. 9. Septemb.) nach. Dies waren, meiner Ansicht nach, die Anfänge des Bisthumes Passau, dieß ist Passaus Zusammenhang mit der Lorcher Kirche. Wenn sich nun später die Bischöfe von Passau als die Nachfolger der Lorcher Metropoliten betrachteten, so hatten sie hiezu durchaus kein Recht, da Lorch zu keiner Zeit Metropole war. —

Was die Zerstörung Lorchs durch die Awaren vor dem Jahre 737, 738 angeht, so erlaube ich mir zu bemerken, daß der Ausdruck Aribo's in der Vita St. Emmerammi (AA. SS. T. VI. Septemb. 22. p. 475. n. 5.) hinsichtlich der verwüstenden Kriege zwischen Awaren und Bajuwariern ziemlich allgemein gefaßt sey, und Lorch als in der Zerstörung der Städte begriffen, nicht ausdrücklich und namentlich bezeichne: „ita ut à vastantium manibus circa amnem Anisem interjacentem depopulatae urbis paene desertae esse viderentur, ut saltus bestiis in augmentum daretur intelligi.“ — Laureacum räumten nach der Vita S. Severini (c. 30. p. 110 bey Falkenst.) die Romaner, und die Germanen besetzten die von Einwohnern entblößte Stadt. Daß die seit 568 vordringenden Awaren gerade diesen festen Platz zerstört hätten, sagt auch eine Stelle der Hagiographen und Chronisten; zudem waren die Awaren, als ein Reitervolk, eben nicht sonderlich in der Kunst, feste Städte zu nehmen, bewandert. Und selbst die Zerstörung Lorchs gleich nach Ankunft der Awaren, oder später zur Zeit des hl. Emmerams angenommen,— so ist doch so viel gewiß, daß ein militärisch so wichtiger Punct, wie die Umgegend Laureacums, bald wieder befestiget wurde. So sehen wir, um nur von späteren Zeiten zu reden, unter Carl dem Großen in jenen Gegenden die Heere sich sammeln zum beschwerlichen Zug wider die Awaren, und Luitbald, der Stammvater unseres erlauchten Königshauses, legte noch im Jahre 900 in der Nähe des alten Laureacums seine schützende Ennsburg an (Annal. Fuldens. Part. V. bey Pertz I. 415, und Hund, Metrop. ed. Ratisb. I. 234).

Wenn Hr. F. p. 66. §. VIII. des Zeitalters des hl. Ruperts erwähnt in einer Beweisführung, daß Lorch keine Metropole gewesen; so ist dieß auf den ersten Anblick iedem Unbefangenen auffallend und befremdend; denn der Gründer der Kirche von Salzburg scheint auf keine Weise mit den Geschichten von Passau und Lorch in Verbindung zu stehen. Aber man giebt sich bald wieder zufrieden, so bald man gelesen hat, wie St. Rupert, zur Zeit des Auftretens des hl. Columban's in Alamannien, nach Bajuwarien gekommen, und dort mit dem besten Erfolg das Christenthum gepredigt, wie er nach der „glaubwürdigsten“ Lebensbeschreibung des Heiligen, Donauabwärts bis an die Grenzen von Unterpannonien gefahren, und auf seiner Rückkehr die aus dem Schutt sich erhobene und wieder bevölkerte Stadt Lorch besucht und daselbst wohlthätig gewirkt. Diese Reise, welche die Vita primigenia ihren Heiligen unternehmen läßt, blieb wie Hr. F. p. 67 sagt, „nicht ohne wohlthätige Folgen für das Ufer Norikum, denn bald darauf ward daselbst die Ausbreitung und Erhaltung der christlichen Religion durch Land-Bischöfe besorgt, von welchen Erchanfrid einer gewesen, der dieses Amt, wie Schritovin rechnet, vom J. 600 — 624 verwaltete.“ —

Ich sagte, man giebt sich, nach Durchlesung des Vorstehenden wiederum zufrieden, und hört auf, sich darüber zu verwundern, wie nun S. Rupert in die Geschichten der Kirchen von Passau und Lorch eingreifen könne. Denn hier hat man das bekannte System des Hrn. F. über St Ruperts frühere Ankunft, nämlich im J. 580, in Bajuvarien vor sich; Salzburg wird 582 gegründet, und St. Rupert stirbt nach 40jährigem Wirken als der ächte Apostel Bayerns den 27. März 623.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Antonii Westermanni quaestionum Demosthenicarum liber primus. etc.

(Schluß).

Der Harpalische Proceß wurde früher nach den allgemein überlieferten Aussagen der Alten beurtheilt; selten ließ sich ein Einspruch vernehmen, erst die neuere Zeit, welche überhaupt das Verdienst hat, die einzelnen Nachrichten sorgfältiger zu prüfen und ihre Glaubwürdigkeit abzuwägen, aber auch nicht selten dabey das Ganze zu wenig beachtet, suchte theils aus den widersprechenden Erzählungen, welche noch überdieß oft das Gepräge einer Sage tragen, theils aus dem Charakter des Mannes, dessen Vaterlandsliebe allen Versuchungen des Makedonischen Goldes widerstanden hatte, jenen Flecken gänzlich zu tilgen; vorzüglich mußte einem ähnlich gesinnten, kräftigen Geiste, dem jede Halbheit an sich unerträglich ist, wenn er einmal in dem Redner ein Ideal erblickte, jener Vorwurf ein unleidlicher Widerspruch seyn; am deutlichsten sprach sich Niebuhr darüber in seinen historischen und philologischen Schriften aus, mit einer Entschiedenheit, bey der wir nur die historische Begründung vermissen:

„Es giebt in der Geschichte kein Beyspiel einer so gesegneten Wirksamkeit wie die des Demosthenes: sein großer Erfolg, die Entschlüsse, wozu er seine Stadt und andere wunderbarlich begeisterte, würde das Mindere gewesen seyn, auch wenn ein glücklicher Ausgang den Erfolg der Weltgeschichte umgewandelt hätte. Mehr und unabhängig vom Glück war, daß er sein Volk bildete und veredelte: die empfänglichen unter den Aelteren wurden durch seine Predigt neugeboren, und eine Jugend, deren frische Gemüther er geweiht hatte, war unter sie getreten: daher standen die Athenienser der hundertzehnten Olympiade hoch über denen der hundertsechsten.

Freylich fielen sie doch und verläugneten ihren Lehrer und Meister; durch Drohungen bestürzt, als Alexander von Indien sich wieder nach Westen wandte und nirgends in der Welt ein Bundesgenosse war. Das verwundete Demosthenes tiefer als irgend ein Unglück seines Lebens; aber wenn das Wort seines Vorwurfs bitter lautete, so glühte die Liebe des Herzens doch unvermindert. Als der Augenblick möglicher Befreyung gekommen war, die Führer der Republik das Rechte beschlossen hatten, aber eifersüchtig und mit beklommenen Gewissen die Zurückberufung des großen Mannes, neben dem sie gering waren, gegen den sie gesündigt hatten, verzögerten; — da gesellte er sich, ein treuer Ekkard, zu ihren Gesandten, sein selbst uneingedenk, nichts für sich fordernd, um für sein Vaterland und die Sache seines Lebens zu werben: da verzieh er ohne Groll dem ungetreuen Hyperides, weil er Athen heilsam war, und gab ihm Muth, sich wieder als den Freund des erhabenen Meisters zu denken, mit sich selbst zu versöhnen und gefaßt zu sterben.

Deshalb vornämlich habe ich ihn einen Heiligen genannt; ich beneide den nicht der anders richtet. Sein ganzes Leben als Bürger, seine Ehre sind ohne Flecken und Wandel. Und es wäre doch endlich Zeit, daß das alte Lied von der Bestechung durch Harpalus verstummte. Die Vorsehung, welche gestattet hat, daß die Ehre des edelsten aller Staatsmänner für Leichtgläubige lange verunglimpft war, hat alle Umstände der Verhandlung so erhalten lassen, daß die Schändlichkeit der Verläumdung am Tage liegt, als ob wir Zeitgenossen wären."

Zu bedauern ist, daß Niebuhr die Beweisführung nicht selbst geliefert hat; niemand würde mit mehr Wärme und Kenntniß gesprochen haben; es wäre gewiß mehr geleistet worden, als spätere Versuche vermögen. Allgemeine Ausrufungen und

Vergleichungen werden die Sache nicht aufklären *); auch betrachtet Hr. W., dem Niebuhrs Ausspruch unbekannt geblieben war, weniger die Umstände des Processes, als die Rede des Dinarchus gegen Demosthenes. Wir haben von diesem Redner noch drey Klageschriften, sämmtlich die Harpalische Geschichte betreffend, gegen Dem., Aristogiton, Philocles. Die erste hatte der Polyhistor Demetrius aus Magnesia, ein Zeitgenosse des Cicero, für unächt erklärt, nicht ohne Verwunderung, daß man die vielen Reden des Dinarchus, mehr als hundert und sechzig, nicht kenne, und die gegen Dem., welche er nicht geschrieben, ihm zueigne; sie sey durchaus nicht im Charakter der ächten Reden des Dinarchus. Diesem Urtheile folgt H. W.; die meisten Beschuldigungen gegen Dem. seyen aus Aeschines Rede gegen Ktesiphon mit auffallender Uebereinstimmung übertragen, die Sprache sey kaum eines attischen Redners würdig, der Gegenstand aber für einen Sophisten späterer Zeit sehr anlockend. Die Aehnlichkeit mit Aeschines muß zugegeben werden, ohne daß daraus die Unächtheit abzuleiten wäre; die Redner machten sich kein Gewissen einander abzuschreiben; dagegen verdienen die sprachlichen Gründe besondere Aufmerksamkeit; im Allgemeinen aber muß bemerkt werden, was Hr. W. verschweigt, daß Dionysius, der, was Schreibart und Charakter der Rede betrifft, genauere Kenntniß als irgend einer zeigt, jene Angabe des Demetrius nur erwähnt, ihr zu widersprechen; ihm gilt unsere Rede gleich den beyden übrigen, als ein ächtes Product des Dinarchus. — Einen neuen Versuch, den Dem. von aller Schuld frey zu sprechen, liefert eine im vorigen Jahre erschienene Promotionsschrift der Universität Marburg.**) Der Verf. weiß, nicht ohne Scharfsinn, verschiedene Angaben zu entkräften oder sie so zu ordnen, daß sie sich wechselseitig aufzuheben oder ihre Kraft zu verlieren scheinen; dies beweist nur die Verschiedenheit der Ueberlieferung, die im Einzelnen häufig ihre Gestalt ändert, keineswegs die gänzliche Unrichtigkeit: Dem. und die Beklagten hatten auf Untersuchung vor dem Areopag angetragen; nach sechs Monaten sprach dieser sein Urtheil gegen sie aus; ein besonderes Gericht der Heliaea bestätigte diesen Spruch. Diesem kann man nur durch die, wie uns scheint keineswegs begründete Annahme begegnen, daß der Areopag und die Richter von den Makedoniern bestochen waren; oder daß Furcht vor Alexanders Rückkehr aus Asien sie zur ungerechten Verurtheilung verleitet hatte; ersteres finden wir von zwey Gerichten ganz unglaublich; und wenn letzteres, so gab es genug Schuldige zu verurtheilen, wozu auch den Unschuldigen? Dem. muß mit Harpalus in nähere Verbindung getreten seyn, obschon er sich anfangs gegen dessen Aufnahme erklärt hatte. Er war auch hierin nicht dem Phokion gleich, der jede Annäherung mit jenem zurückgewiesen, und dadurch sich jedem Verdachte entzogen hatte. Auf entschiedene Ueberführung deutet Dinarchus gegen Aristogiton §. 15. *καὶ Δημάδη μὲν καὶ Δημοσθένει, οὐδεμίαν ὥστε δεῖν συγγνώμην ἔχειν, ὅτι δῶρα καθ' ὑμῶν ἐξηλέγχθησαν λαμβάνοντες, ἀλλ' ἐτιμωρήσασθε, καὶ δικαίως, οἷς εἰ μὴ πάντα, ἀλλὰ πολλά γε σύνιστε χρήσιμα πολιτευομένοις.* (Eine Stelle, die wenn sie einerseits schlimmes zugesteht, von der andern Seite unerwartet rühmliches aussagt). Hätten die Athener auch später Dem. Verurtheilung für ganz ungerecht gehalten, so würden sie bey seiner Zurückberufung, wenn

*) H. Westermann, nach der Erzählung des Processes p. 118. Haec quis est cui persuadeant revera Demosthenem, ab Harpalo largitione corruptum esse, dum reputet Themistoclem, Aristidem, alios multos praeclaros viros inimicorum invidia oppressos in exilium ivisse? Vrgl. Eysell. p. 52. 56.

**) Demosthenes a suspicione acceptae ab Harpalo pecuniae liberatus. Commentatio inauguralis quam ad summos in philosophia honores rite adipiscendos amplissimo philosophorum Marburgensium ordini offert Georgius Friedericus Eysell Cassellano — Hassus. Marburgi 1836. S. 69.

sie auch ihre eigene Schuld nicht bekennen wollten, doch die Strafe von fünfzig Talenten völlig getilgt haben; sie haben ihm ihre Zahlung nur erleichtert, und damit ihr früheres Urtheil bestätigt. Erfreulich erscheint darum, was Pausanias II. 33 erzählt, und es ist zu wünschen, daß eine spätere Kritik die Gültigkeit dieses Zeugnisses nicht vernichte: der Makedonier Philoxenus, habe nach Ermordung des Harpalus dessen Zahlmeister in Rhodus aufgefangen, von ihm das Geständniß der Namen aller jener, die von seinem Herrn Geld empfangen hatten, so wie der Summe erzwungen, und die Anzeige sogleich nach Athen geschickt; unter diesen fand sich Dem. Name nicht. Diese Nachricht konnte, da Harpalus bald nach seiner Flucht aus Athen getödtet worden war, noch vor Beendigung des Processes anlangen und mußte, wenn sie anders zuverläßig war, nicht ohne Einfluß auf jenen seyn; auch nach der Verurtheilung mußte dieß, wenn so ein Zeugniß allein noch fehlte, sowohl bey den Athenern, als bey den spätern die Unschuld des Redners erweisen; nirgends finden wir eine solche Wirkung.

Diesem dritten Hefte ist ein Exkursus: de repetitis locis in orationibus Demosthenis als Ausführung dessen was der Verf. p. 15. bemerkt hat, beygegeben. H. W. erklärt sich mit Recht gegen das Urtheil Brougham's, der im Edinburgh Review und später in seiner Antrittsrede als Rector der Universität Glasgow zu beweisen suchte, Dem. habe in den verschiedenen Reden, in welchen er sich wiederhole, absichtlich aus oratorischen Gründen kleine Aenderungen gemacht, und sich verbessert. Brougham hatte seine Beweise aus der vierten philippischen Rede geschöpft, welche von den Kritikern allgemein als ein aus den ächten Werken des Redners zusammengesetzter Cento erkannt ist und alle Spuren fremder Arbeit trägt. Nur eine Wiederholung von Bedeutung (einzelne Gedanken, die wiederkehren, kommen nicht in Rechnung) findet sich im Dem.; was in der Rede gegen Androtion über diesen vorgetragen ist, lesen wir mit denselben Worten in der Rede gegen Timokrates. Dazu aber war, wie H. W. zeigt, besondere Veranlassung. Timokrates hatte seinen Antrag zu Gunsten des Androtion gestellt, und stehet mit diesem in Verbindung. Da nun beyde Reden für Diodorus geschrieben sind, so ist die Wiederholung nicht ungeeignet und vielleicht auf besondern Wunsch des Klägers gegeben; auch ist sie in der letztern Rede deutlich angedeutet; Timocr. §. 159. *λέξω δ'οὐδὲν ὧν ἀκηκόαθ' ὑμεῖς, εἰ μή τινες ἄρα ἐπὶ τοῖς Εὐκτήμονι γιγνομένοις ἀγῶσι παρῆσαν.*

IV. De fontibus historiae Demosthenis. Die Ueberzeugung, bemerkt der Verfasser, daß die Nachrichten von dem Leben und Wirken des größten Redners mit vielem fabelhaften und falschen verwebt uns überliefert seyen, habe ihn auf die Untersuchung der Quellen selbst geführt; die Ursache der Verfälschung findet er in der Partheylichkeit der Zeitgenossen, dann in der Leichtgläubigkeit der diesen folgenden Geschichtschreiber, endlich in den Declamationen der spätern Rhetoren.

Letztere waren indeß ohne allen Einfluß auf die Geschichte. Ihre Bemerkungen, so weit sie uns bekannt sind, kündigen sich nicht als historische Wahrheiten, sondern als beliebig fingirte Beyspiele an, die, leicht erklärlich, dem Charakter und den Lebens-Umständen vorzüglich der Redner angemessen erfunden werden. H. W. gibt S. 80 seq. eine Sammlung dessen, was davon noch erhalten ist; nichts von diesem ist aus dem Gebiete rhetorischer Uebungen, in die Geschichte gewandert; daher auch nicht wahrscheinlich, daß Geschichtschreiber, denen reiche Fundgruben zu Gebote standen, aus den Declamationen früherer, uns nicht erhaltener Rhetoren geschöpft und aus Unwissenheit diesen einen historischen, von den Verfassern selbst weder gewünschten noch geahnten Werth beygelegt haben sollten.

Die Geschichtschreiber, welche den früheren folgten, wie Diodorus, Plutarchus bilden keine besondere Quelle, so lange nicht bewiesen wird, daß sie vieles willkührlich gestaltet und kühne Combinationen an die Stelle alter Ueberlieferung gesetzt haben; eine Schrift eigener Art ist die geistreiche und ideale Schilderung bey Lucianus, worüber wir eine vollständige Entwickelung gewünscht hätten, der

Verf. verweist uns auf eine zu erwartende Abhandlung von Ranke. Demnach bleiben für uns als besonders wichtig die Urtheile der Zeitgenossen, die, auch von Gegnern, selten ganz grundlos und ohne alle Veranlassung sind. H. W. gibt nicht eine Kritik der Nachrichten über Dem. Leben, sondern eine Charakteristik der Männer, die über diesen etwas geschrieben hatten; er selbst gesteht, er habe keineswegs alle Irrthümer nachweisen als vielmehr die Quellen prüfen wollen, wornach ein künftiger Bearbeiter die Lebensverhältnisse des Redners geläutert und unverfälscht darstellen könnte. Dadurch ist der Verf. aus dem engen Kreise einer biographischen Untersuchung in das weite Feld der Litteraturgeschichte getreten, und da gewöhnlich von Schriften berichtet wird, von welchen sich außer den Namen nichts erhalten hat, so ist wenig erbauliches über sie und ihre Verfasser zu lesen; auch das Ergebniß kann nicht als sicher betrachtet werden; ein im allgemeinen selbst ungünstiges Urtheil, welches das Alterthum gegen einen Schriftsteller über die Behandlung der Geschichte ausgesprochen hat, ist noch kein gültiges Zeugniß, daß diese oder jene Thatsache, die spätere aus ihm schöpften, willkührlich ersonnen und demnach bedeutungslos sey, wie man z. B. von Idomeneus glaubt. Weil Diodorus in der Beurtheilung des Philippus ganz abweichend von Theopompus ist, so glaubt er in jenem eine andere Quelle als diesen zu erkennen; dagegen weise die Bitterkeit und Strenge, mit welcher bey Justinus sowohl Philippus als die Athenienser geschildert werden, auf den tadelsüchtigen Theopompus; wohl möglich; aber Diodorus konnte in Erzählung von Thatsachen gleichwohl diesem folgen, ohne dessen Urtheile über Personen zu billigen. Da so wenige Bemerkungen sind, denen man nicht mit gleichem Rechte eine andere gegenüberstellen kann, so müssen wir diese ganze Behandlung als wenig fruchtbar erklären. Schwerlich würde sie der Verf. gegeben haben, wenn ihn nicht eine besondere Veranlassung dazu aufgefordert hätte. Er hatte vor einigen Jahren die Schrift des sogenannten Plutarchus, das Leben der zehn Redner, bearbeitet und darzuthun gesucht, daß es nicht nur ein ächtes Werk des Plutarchus sey (hierin folgte er dem A. G. Becker, wiewohl er sich Quaest. Dem. II. 25 noch sehr zweifelhaft ausdrückt) sondern daß daselbst Berichtigungen der ausführlichen Lebensbeschreibung des Dem. niedergelegt seyen; eine Annahme die sicher auf Widerspruch rechnen durfte; die Rechtfertigung jener Ansicht wird hier gegeben, diese und die kritischen Zusätze zu jener Ausgabe sind das überwiegende der ganzen Untersuchung. Jene Schrift trägt als äußere Zeichen der Aechtheit die Autorität der Handschriften, und die noch gewichtigere, daß sie im Kataloge von Lamprias, dem Sohne des Plutarchus, aufgeführt ist; gewiß ist sie aus keiner spätern Zeit, denn die spätesten in ihr erwähnten Schriftsteller, Dionysius und Cäcilius, sind aus der Zeit des Augustus. Dagegen kann man erwähnen, daß sich Plutarchus rhetorischen Studien überhaupt nicht geneigt zeigt; Demosthenes und Cicero sind nicht geschildert weil sie Redner waren, sondern weil sie Bedeutung in ihrem Staate hatten. Ueberall spricht sich die größere Liebe zur Poesie und Philosophie deutlich aus; von ihm erwartet man eine Schilderung der vorzüglichsten Redner am wenigsten. Ferner ist die Darstellung nicht im Geiste des Plutarchus, endlich finden sich auffallende Widersprüche mit den Biographien. Diesem Bedenken wird entgegnet, daß hier nur das Material zu einer künftigen Bearbeitung vorliege, dann daß die Abweichungen wirkliche Verbesserungen der früher geschriebenen Biographien seyen; die neu hinzu gekommenen Fehler sollen in der Absicht gegeben seyn, sie zu widerlegen. Auf diese Art kann H. W. alles erklären, ohne zu überzeugen, ja selbst ohne das ganze nur wahrscheinlich zu machen; die angeführten Stellen haben uns wenigstens keine Bestätigung seiner Ansicht geliefert, sie dienen vielmehr den Gegnern zum Beweise; hätte Plutarchus, als er das Leben des Dem. geschrieben, die hier vorgekommenen Abweichungen nicht gekannt, und erst später solche als merkwürdig sich aufgezeichnet, so würde er ganz unkundig und unbesonnen, und gewiß nicht mit solchem Erfolge sich an jene Biographie gewagt haben; alles was hier angegeben ist und noch weit mehr, mußte er schon damals wissen und gesammelt haben. Eine nähere Untersuchung liegt hier außer unserm Zwecke und es ist zu wünschen, daß Professor Sauppe, der eine Ausgabe jenes Büchleins angekündigt und die Unächtheit zu zeigen versprochen hat, dieses Versprechen bald erfülle.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins im Jahre 1836. Herausgegeben von C. F. Gauß und W. Weber. Göttingen 1837. 8. 103 S. mit Tabellen und 10 Steindrucktafeln.

Bekanntlich beschäftigt sich Hr. Hofrath Gauß seit mehreren Jahren mit Ausbildung der Lehre des Magnetismus: nur einen Theil seiner Entdeckungen und Ideen hat er indessen bisher der Publicität übergeben. Ein Theil derselben, insbesondere auf den Erdmagnetismus sich beziehend, bedurfte einer weitläufigen Begründung durch Beobachtungen von einer Genauigkeit und Ausdehnung, wie sie bisher die Wissenschaft nicht aufzuweisen hatte.

Die hiezu erforderlichen Beobachtungen herzustellen ist der Zweck des „Magnetischen Vereines," der nach der Aufforderung und unter der Mitwirkung des Hrn. Hofr. Gauß zu Stande gekommen, in mehrfacher Beziehung als ein erfreuliches Ereigniß bezeichnet zu werden verdient.

Der Erdmagnetismus äußert sich, wie bereits ältere Beobachtung gezeigt, und die neuere Untersuchung von Humboldt, Arago, Kupfer näher nachgewiesen hat, auf zweyfache Weise, durch periodische Gleichungen (Ab- oder Zunahme) und durch unregelmäßige Störungen. Die letzteren, höchst auffallend in ihren Wirkungen und noch unerklärt in ihrer Entstehungsweise sind bisher ausschließlich der Gegenstand des Magnetischen Vereins gewesen, der bereits zu Ende des vorigen Jahres neun thätige Stationen zählte, und in neuerer Zeit sich noch weiter ausgedehnt hat. Die auf solche Weise gewonnenen reichhaltigen Materialien haben die Gründung einer periodischen Publication herbeygeführt, wovon die gegenwärtige Schrift als erster Jahrgang sich ankündiget. Der Zweck ist zunächst die Bekanntmachung der Arbeiten des magnetischen Vereines; in welcher Weise dieses geschehen soll, wird durch folgende Worte der Einleitung näher bezeichnet:

> „Die Beobachtungen und ihre graphischen Darstellungen sollen nicht blos mit denjenigen Erläuterungen und Bemerkungen, welche in einer unmittelbaren Beziehung auf dieselben stehen, begleitet werden, sondern zugleich mit anderen Aufsätzen, in welchen Gegenstände aus dem weiten Gebiete des Erdmagnetismus, die darauf bezüglichen Instrumente, ihre Berichtigung und Behandlung und die mannigfachen davon zu machenden Anwendungen Platz finden werden."

Obwohl ein bedeutender Theil dessen, was die vorliegende Schrift enthält, bereits im Wesentlichen durch frühere Schriften des Hrn. Hofraths Gauß bekannt geworden ist, so wird es bey der Wichtigkeit und Vollständigkeit der neuen Mittheilung wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn wir auch auf das Bekanntgewordene unsere Anzeige ausdehnen.

In der Einleitung erhalten wir eine Uebersicht der frühern Untersuchung des Erdmagnetismus, ihres Fortganges, ihrer Vervollkommnung, bis zur Bildung des magnetischen Vereins. Das Werk selbst ist in fünf Abschnitte getheilt.

Der erste Abschnitt handelt von magnetischen Observatorien und den darin aufzustellenden Instrumenten. Das erste magnetische Observatorium, nach kleinerem Maßstabe angelegt, errichtete im Jahre 1828 Hr. von Humboldt in Berlin: fünf

Jahre später kam das Göttinger Observatorium zu Stande. Dieses letztere, in der Nähe der Sternwarte erbaut, bietet ein Muster dar in Beziehung auf Zweckmäßigkeit und sorgfältige Berücksichtigung aller auf die Beobachtung wirkenden Umstände; es ist frey von allen Eisentheilen, gewährt für die Instrumente eine feste, isolirte Aufstellung und schützt sie vor dem Luftzuge. Der magnetische Apparat unterscheidet sich von den früheren durch wesentliche Vortheile: erst durch die Gaußische Einrichtung ist es möglich geworden, den magnetischen Bestimmungen die Schärfe zu geben, die früher den astronomischen Beobachtungen ausschließlich zukam. Ein starker Magnetstab, an einem ungedrehten Seiden- oder Metallfaden, horizontal aufgehängt, trägt an einem Ende, und zwar in senkrechter Lage gegen seine Axe, einen Spiegel: in einiger Entfernung (etwa 16 Fuß) ist ein Theodolit aufgestellt und darunter eine Scala (ein Meter in Millimeter eingetheilt) befestiget, deren Bild in dem Spiegel des Magnetstabes durch das Theodolitenfernrohr gesehen wird. Die Oscillationen des Magnetstabes zeigen sich demnach auf der Scala. Die Beobachtung geschieht nach einer neben dem Theodoliten aufzustellenden Secundenuhr. — Hier sind nur die Haupttheile des Apparates erwähnt: in der vorliegenden Schrift selbst findet sich nebst der Beschreibung auch eine detaillirte Zeichnung sämmtlicher Theile, wornach jeder Mechaniker im Stande seyn wird, den Apparat anzufertigen und aufzustellen.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem in den Beobachtungs-Terminen anzuwendenden Verfahren. Bekanntlich beginnen die Terminbeobachtungen an dem letzten Samstage der Monate Januar, Merz, May, July, September, November, Mittags 12 Uhr, und werden ununterbrochen in Intervallen von 5 Minuten bis zum Mittage des folgenden Sonntags fortgesetzt. Die früher eingeführten Nebentermine fallen in Zukunft weg. Da der Magnetstab beständig oscillirt, so ist das Beobachtungsverfahren darauf berechnet, die Oscillationen zu eliminiren: dazu würde es hinreichend seyn, den Stand der Nadel an zwey um die halbe Schwingungsdauer derselben von einander entfernten Momenten zu beobachten. Alsdann würde das Mittel aus den zwey beobachteten Magnetständen die Richtung des magnetischen Meridians für das Mittel der Beobachtungszeiten angeben. Genauer wird das Resultat, wenn man sechs Beobachtungen vereinigt, wie dieß von allen Theilnehmern der Terminbeobachtungen angenommen worden. Uebrigens können die Intervalle zwischen den einzelnen Beobachtungen verschieden gewählt werden, so, daß immer das Mittel der sechs beobachteten Magnetstände dem Mittel der Zeiten entspricht.

Der dritte Abschnitt enthält einen Auszug aus dreyjährigen Beobachtungen der magnetischen Declination in Göttingen. Vom 1. October 1834 angefangen sind regelmäßig Declinationsbeobachtungen um 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Mittags daselbst gemacht worden. Zwar reichen sie noch nicht hin, über den Betrag der monatlichen Mittel und der jährlichen Abnahme mit Sicherheit urtheilen zu lassen, vielmehr mögen sie zum Beweise dienen, daß die zufälligen Störungsursachen zu bedeutend sind, um durch die Beobachtung weniger Jahre aus dem Resultate entfernt zu werden. Den Gang im Allgemeinen deuten die vorhandenen Bestimmungen hinreichend an: insbesondere ergiebt sich von dem Vormittag auf den Nachmittag eine nie fehlende Zunahme der Declination, deren Betrag mit den Jahreszeiten, sohin auch mit der Stellung der Sonne, einen so auffallenden Zusammenhang kund giebt, daß das Verhältniß von Ursache und Wirkung nicht zu verkennen ist. Eine zweckmäßige Combination zeigt, daß das Mittel aus den Vormittags- und Nachmittags-Beobachtungen keiner weitern Ungleichheit unterworfen ist, als derjenigen, die aus der Secular-Abnahme und den anomalen Störungen entsteht. —

Der vierte Abschnitt enthält die Beschreibung eines kleinen Apparates zur Messung des Erdmagnetismus nach absolutem Maße für Reisende. — Die Intensität des Erdmagnetismus gehört nicht blos zu den Elementen, von welchen die Erscheinungen wesentlich abhängen, sondern auch zu denen, die einer vollkommen scharfen Bestimmung fähig sind. Die anzuwendende Bestimmungsmethode vermittelst des Magnetometers gehört bekanntlich Hrn. Hofrath Gauß eigenthümlich zu und findet sich in seiner Abhandlung: Intensitas vis magneticae terrestris ad mensuram absolutam revocata. Gottingae 1833. entwickelt. „Diese Anwendung des Magnetometers," sagt Hr. Prof. Weber am Eingange dieses Abschnittes, „welche gestattet, die Resultate der Erfahrungen, die in den entferntesten Welttheilen zu den verschiedensten Zeiten und mit nie verglichenen Apparaten erhalten worden sind, mit einander numerisch zu vergleichen, wird in diesen Blättern in der Folge häufiger besprochen, und es wird successive Alles mitgetheilt werden, was zu ihrer Ausführung zu wissen nöthig ist, sowie Alles, was zur Erläuterung des Geschäfts dabey dienen kann. Deßgleichen werden auch die Resultate dieser absoluten Messungen zur Sprache gebracht werden und ihre Benützung zu einer wissenschaftlichen Begründung der Lehre vom Galvanismus."

Da die Intensitätsmessungen nach der angezeigten Weise einen großen Apparat und eine Aufstellungsart fordern, welche die Ausführung für Reisende unmöglich machen würden, so hat Gauß in dem „Astronomischen Jahrbuche" von Schumacher für das Jahr 1836 einen kleineren, für Reisende geeigneten, Apparat angegeben, dessen Gebrauch hier durch Vorschriften und Beyspiele näher erläutert wird. Der Apparat besteht aus einer kleinen Bousole, einem kleinen Magnetstabe, den man an einem Seidenfaden zum Schwingen aufhängen kann, und einem Maßstab von der Länge eines Meters. Die Genauigkeit einer vollständigen Messung, die mit allen Vorbereitungen nicht über eine Stunde Zeit erfordert, schätzt Hr. Prof. Weber auf den 200sten Theil des Intensitätswerthes.

Der fünfte Abschnitt enthält einige Erläuterungen zu den Terminszeichnungen und Beobachtungszahlen. Die Terminbeobachtungen sind im Jahre 1836 vollständig oder zum Theile in Berlin, Breda, Breslau, Catania, Freyburg, Göttingen, Haag, Leipzig, Marburg, Mailand, Messina, München, Palermo, Upsala, gemacht worden. Von sämmtlichen Terminen finden wir am Ende dieses Abschnittes graphische Darstellungen, von den drey letzten werden auch die Beobachtungszahlen vollständig mitgetheilt. Indem wir auf die wunderbare Uebereinstimmung und Gleichzeitigkeit der Störungen hinweisen, die sich insbesondere in den Zeichnungen so augenscheinlich darstellen, führen wir zum Schlusse folgende hierauf bezügliche Stelle des Werkes selbst an:

„Für jetzt kann es noch gar nicht unser Beruf seyn, diese räthselhafte Hieroglyphenschrift der Natur zu entziffern: wir müssen vorerst unser Bestreben nur seyn lassen, Abschriften von dem, was sich darbietet, zu sammeln, und denselben immer mehr Zuverläßigkeit, Treue und Mannigfaltigkeit zu verschaffen: reichem Stoff wird, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, dereinst auch die Entzifferung nicht fehlen."

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sieht man sich nach dem Beweise für die Filzische Behauptung um, daß St. Rupert die Ausbreitung der christlichen Religion im Ufernorikum durch Landbischöfe besorgt habe; so findet man, mit Ausnahme der Stelle in der Vita primigenia, welche die Donaureise und die Rückkehr und eine Einkehr in Lorch erzählt, Nichts, was derselben irgend das Wort spräche. Sie ist ein kühner Schluß aus jener Stelle der Vita primigenia,

etwa in der Art: Wenn St. Rupert bis zur Gränze Unterpannoniens gefahren und bey seiner Rückkehr zu Lorch sich aufgehalten, werde er auch für die Verbreitung des Christenthums in jenen Gegenden nicht unthätig gewesen seyn; und da nun in den ersten 2 Decennien des VII. Jahrhunderts der Bischof Erchenfried erscheint, so ist es dem H. F., der seinen Heiligen, wie bemerkt, gerade in diesem Zeitpuncte und kurz vorher thätig seyn läßt, eine ausgemachte Sache, daß Erchenfried unter Rupert und auf dessen Befehl als Landbischof im Ufer-Noricum werde gewirkt haben.

Es fragt sich indessen, ob St. Ruperts Donaureise wie sie die Vita primigenia berichtet, auch in der That vollführt worden sey? Diese Vita primigenia ist im Jahre 873 (Siehe Conversio Carentanorum bey Kleinmayern, dipl. Anhang p. 16), also in beträchtlicher Zeitentfernung vom Zeitalter St. Ruperts gefertigt worden. Sie bildet einen Theil der so berühmten Conversio Carentanorum, einer Vertheidigungsschrift der Diöcesan-Rechte der Salzburger Kirche über die östlichen Slawenländer von einem ungenannten (Salzburger) Geistlichen verfaßt: Zuerst erzählt er, wie die Bavoarier (durch St. Ruperts Bemühen) Christen geworden, und dieß bildet den Inhalt der Vita primigenia, (welche H. F. Band 64 p. 42 des Anzeigebl. wiewohl ohne Beweis „eine schriftliche Tradition aus der Zeit des Bischofs Arno“ nennt); hierauf fügt der Anonymus ein Verzeichniß der Bischöfe und Aebte der Kirche von Salzburg bey, (p. 9 bey Kleinmayern dipl. Anhang) und geht dann auf sein Hauptthema, die Bekehrung der Carantanen und Avaren über, welche von Salzburg aus unternommen wurde. Nach Kleinmayern p. 7 not. a, soll bereits Pagi Zweifel gegen diese um das Jahr 873 geschriebene Vita primigenia geäußert haben; Hansiz aber „rettete das Alterthum dieser Vita primigenia gegen diese Zweifel T. II. p. 975“ (daselbst jedoch kann ich von einer Widerlegung des Pagi nichts finden). — Allerdings drängen sich uns bey aufmerksamer Durchlesung Zweifel auf: ob nämlich den Verfasser dieser Schutzschrift der Salzburger Kirche nicht die Lust angewandelt, bereits den h. Rupert in diese Regionen des untern Pannoniens ziehen oder respective fahren zu lassen, um so gleichsam schon gleichzeitig der Gründung von Salzburg, oder selbst noch vor dieser seine geistlichen Rechte auf die dortigen Einwohner zu begründen. Daß S. Rupert, er mochte 582, oder 696 angekommen seyn, eine so weite Fahrt dahinab nicht unternehmen konnte, außer unter den größten Gefahren, wird sogleich begreiflich, wenn man sich erinnert, daß bereits seit 568 die Avaren in diesen Strichen bis zur Enns saßen, daß sie um die Mitte des VII. Jahrhunderts und im Jahre 696 gleichfalls noch das Land östlich der Enns besetzt hielten, und daß sie in den angegebenen Zeitpuncten stets Feinde ihrer westlichen Nachbarn gewesen. Was mich in meinem Zweifel an der Aussage der Vita primigenia rücksichtlich dieser Reise des heil. Ruperts noch mehr bestärkt, ist der Umstand, daß die ihrer Fertigung nach um Vieles (vielleicht um 70 Jahre) älteren breves notitiae ecclesiae Salisburgensis, welche doch mit großer Umständlichkeit die Geschichte der Gründung und aller dieser Gründung vorhergehenden Begebenheiten (p. 31. cap. I. bey Kleinmayern dipl. Anh., woselbst der Ausdruck: Item Theodo dux dedit ei (Ruperto) potestatem circumire regionem Wabarorum etc. beherzigenswerth ist) erzählen, von dieser Donaureise bis hinab ins untere Pannonien durchaus keine Erwähnung machen, sondern, was auch natürlicher und Ruperts Zwecken angemessener ist, sie lassen ihn zum Behufe der Auswahl eines passenden Sitzes im Lande der Bayern umhergehen. Was wollte er bey den Awaren machen, wenn er bloß darauf ausging, sich einen tauglichen Sitz auszusuchen? Der ganze Vortrag der Vita primigenia mit der Donaureise und der Pannonia inferior erinnert an geographische Verhältnisse, die dem Zeitalter Ruperts, es sey nun das VI. oder VII. Jahrhundert, durchgehends fremd waren. Diese Pannonia inferior öffnet sich den Christen erst nach den Kriegen Karls des Großen mit den Awaren, nach deren förmlicher Besiegung.

Auf welche Veranlassung die Donaureise in die Vita primigenia gekommen, ist schwer zu sagen. Muthmaßlich seit dem Erwachen der Eifersucht zwischen den Passauer und Salzburger Kirchenfürsten. Erstere bielten an ihrer (vermeintlichen) erzbischöflichen Würde, ihre (Lorcher) Kirche übertraf an Alter S. Ruperts Stiftung, daher erlaubten sich die Passauer Clerici, voll solcher Gefühle des Vorranges, Ausdrücke, wie sie etwa im Codex von Mattsee (Pertz Archiv Bd. III. p. 110) zu lesen sind: Ann. DCXV. Vilo romanus laureac: Archiepiscopus etc. Beato Ruperto Juvavo conceditur habitare. Eine solche Sprache forderte natürlich die Salzburger heraus, das Alter ihrer Kirche und deren Diöcesanrechte an Sclavinien ꝛc. zu vertheidigen. So beyläufig mag die Donaufahrt, und der Besuch des heimkehrenden Rupert zu Lorch der Vita primigenia einverleibt worden seyn. Es ist übrigens dieselbe Lebensbeschreibung, welche mit ihrer Unbestimmtheit gleich anfangs „tempore Hildeberti Regis Flandorum anno scilicet regni illius III. (II.) etc.“ (Kleinmayern dipl. Anhang p. 7) den Zankapfel unter die Gelehrten geworfen, und die die Zeit des Todes dieses Heiligen in ähnlichen unbestimmten Ausdruck (die resurrectionis domini nostri Jesu Christi. Ibidem p. 9.) gefaßt hat.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. ꝛc.

(Fortsetzung).

Häufig kam er auch, bald amtlich, öfter aber confidentiell, mit den meisten sich besonders hervorstellenden Personen des großen Drama's in Berührung, sah das griechische Leben im Familienkreise nicht weniger als auf der öffentlichen Bühne, beobachtete und prüfte gleichsam bis in's Einzelne Flotte und Landheer beyder streitenden Theile, genoß als redlicher und menschlich gesinnter Mann Ehre und Achtung der Mohammedaner und Christen, wohnte als Augenzeuge ihren Seegefechten bey, besah ihre Schlachtfelder auf dem Lande, und konnte Maaß und Bereich der beyderseits in's Spiel gebrachten geistigen und materiellen Kräfte vielleicht richtiger bemessen, als die vielen dithyrambisch berauschten, unzählige Flotten und Türkenheere vernichtenden, wunderverkündenden und Themistokleſſe erweckenden Herolde des insurgirten Griechenvolkes im Mittelpunct von Europa. Wenn man aber einen und denselben Gegenstand so lange Zeit und in so verschiedenen Phasen beobachten kann, wird es am Ende schwer, sich über die Natur desselben zu täuschen, besonders wenn man entweder einen von Natur schon nüchternen, oder doch wenigstens nicht aller Berichtigung unzugänglichen Sinn besitzt. Man fürchte aber nicht, am Verf. dieser Denkwürdigkeiten eine jener eisigen diplomatischen Seelen zu entdecken, die lange schon von aller menschlichen Rührung emancipirt die Weltereignisse als Ziffern und das menschliche Geschlecht überhaupt nur als ein mathematisches Problem betrachten. Uns scheint im Gegentheile Hr. Prokesch selbst von jener damals in Europa epidemisch herrschenden Schwärmerey für das hellenische Wesen — wenigstens vor seiner Ankunft auf griechischem Boden — nicht frey gewesen zu seyn. Wie so viele andere, glaubte auch er in ein Land zu kommen voll Säulengänge und malerischer Ruinen, und große Städte mit geschmackvoll erbauten Palästen, mit Orangen-Gärten, tiefen Gräben und hohen Mauern, und darin wohl gar noch jenes ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν der Homerischen Gesänge im Kampfe mit Asiatischen Unholden zu finden. Allein der Anblick des kleinen, schmutzigen, alle Bilder des Elends und der Geduld zur Schau stellenden Hütten- und Sumpf-Städtchens Mesolongi, wo er zuerst den classischen Boden betrat, zeigten ihm schnell, was Neugriechenland sey, und das bange Ahnen der Einwohner, welches ihre Mienen und Worte verriethen, erschütterten gleich anfangs seinen Glauben an die Unbesiegbarkeit der hellenischen Phalangen. Jedoch bleibt er der Hauptsache nach während der ganzen langen Kreuzfahrt, besonders aber im ersten Jahre derselben, von den Bildern der alten Geographie Griechenlands so beherrscht, daß man in seinen häufig wiederkehrenden, endlosen historisch-topographisch-archäologischen Beleuchtungen der türkischen und griechischen Länder immer noch Polybius und Strabo

zu hören glaubt. In solchen Dingen steht Hr. Prokesch nicht selten auf gleicher Höhe mit jenen deutschen Gelehrten, die in ihren Handbüchern der Geographie des neuen Griechischen Reiches auf der Halbinsel Morea gewisse Ortschaften als heute noch bestehend aufzählen, die bereits vor mehr als 2000 Jahren mit Grund und Boden schon vom Meere verschlungen waren. Es war überhaupt bis dahin weder unserm Verfasser, noch sonst jemand eingefallen, in Hellas etwas anderes als reine Hellenen zu suchen, oder nur über die volle und durchgängige Anwendbarkeit des zweyten Buches der Iliade so wie der Reisebeschreibung des Pausanias auf das heutige Morea und Rumelien die leisesten Bedenken zu erheben. — Was den moralischen und geistigen Werth des Volkes betrifft, so schwanden hierin seine Ideale freylich, je länger er blieb und je mehr er sah. Besonders lehrte ihn ein längerer Aufenthalt auf der Insel Poros, dieser Muttererde großer Künstler, und heute noch von zahlreichen Trümmern alter Denkmäler gleichsam bedeckt, daß althellenischer Kunst- und Schönheitssinn von diesem Boden völlig gewichen sey.

„Was ist noch übrig von diesen Griechen (des Phidias)? O sage nicht, edles Beyspiel veredle. Seit Jahrhunderten wohnen sie unter den Trümmern, worin der edelste Geschmack sich bewahrt, und ich wundere mich nicht, daß sie nichts Aehnliches hervorgebracht haben, denn Armuth, Unterdrückung und die veränderte Richtung ihrer Furcht und ihrer Hoffnung erklären diese Lähmung; aber es schmerzt mich zu sehen, daß sie nicht für diese Trümmer Achtung zu bewahren, von ihnen nicht wenigstens die Art, sie zu gebrauchen, gelernt haben. Du siehest das herrlichste Gesimse zum Pflastersteine entwürdigt, die Säule als Mauerblock eingekalkt, das Götterbild zum Mörser ausgehöhlt, den feinsten Knauf zur Mühlplatte verwendet; du siehst alles und jedes schief, unzweckmäßig, geschmacklos angebracht. Die Denkmale der großen Zeit der Griechen haben keinen schlimmern Feind als die heutigen Griechen, die verachtend auf sie blicken, und die Europäer belachen, die da kommen, um einige Pfenninge aus dieser reichen Schatzkammer zu rauben. Ich weiß, daß die Regierung des dermaligen Griechenlands einige flüchtige Blicke auf die Bewahrung dieser Denkmäler warf; es wäre auch gar zu unklug, wenn sie es nicht thäte, da ja eben diese Reste ihre Titel bey der europäischen Mitwelt sind; aber ich weiß auch, wie wenig das Volk im Allgemeinen auf der Höhe steht, seine Vorfahren aus ihren Werken zu beurtheilen, und ich erinnere mich hier der Aeusserung eines angesehenen Griechen auf Syra, der wahrhaftig damit das Trachten und Sehnen der großen Mehrzahl seiner Mitbürger aussprach. „Wenn ihr mir einen Sack voll Metall bringt und fordert dafür zehn Piaster, so wage ich die geforderte Summe; bringt ihr mir aber in demselben Sacke alle Pythagoras und Pherekydes herbey, so gebe ich nicht zehn Parades darum."

Hätte Hr. Pr. nur einige Ahnung von den materiellen Revolutionen gehabt, welchen das griechische Volk zwischen dem classischen Zeitalter und der Gegenwart erlegen ist, so würde ihn der verkommene Zustand der Menschen und die barbarische Armseligkeit ihrer Wohnorte weniger überrascht, weniger peinlich berührt haben. So meynte er in den Gegenden, und namentlich in Korinth, wo sich der alte Name bis heute erhalten hatte, auch noch etwas vom alten Glanze der Stadt zu finden, und kann nach Besehung der Oertlichkeit seinen Unmuth über die bittere Täuschung nicht verbergen.

„Wo bist du, wiedererstandenes Korinth? Du, nach Dio Chrysostomus einst der Stolz und der Stern Griechenlands! — Welch ein Wechsel! Nein, ich habe ähnlichen nicht gesehen. Ephesus liegt in Trümmern, und kaum eines Menschen Fuß wandelt über ihr — aber man erkennt sie im Tode noch; die Gebeine weisen den Riesen. Wer aber erkennt Korinth? — Ausgelöscht — weggetilgt bis auf die Spur fast — und denselben Boden entadeln die erbärmlichen Kothtrümmer der neuesten Korinth, ein Haufen ekler Reste, gerade erkenntlich genug, um gegen die Erbauer zu zeugen. Wie tief muß ein Volk gefallen seyn, das auf den Mutterboden der Kunst und des Geschmackes roh, wie der roheste Barbar einer immer wüsten Steppe seine Wohnstätte zusammenstoppelt! —

Im Betreffe der allgemeinen politischen Ansichten scheint uns Herr Prokesch weder den puritanischen Schwindel eines Milton, eines Sidney und Anderer zu theilen, die da für möglich hielten, eine Regierung zu gründen, welche ganz leidenschaftlos, ganz verständig, ganz uneigennützig wäre; noch auch

in die Zahl jener Gelehrten zu gehören, welche ein Buch gleich für gefährlich halten, wenn es nicht auf jeder Seite unterthänigste Kniebeugungen gegen die öffentliche Macht enthält. Hr. Prokesch ist billiger und meynt, freyer und glücklicher könne man nirgend leben als in Smyrna, wo es für den fränkischen Bewohner weder Abgaben, noch Polizey, noch Conscription, noch Censur, noch überhaupt irgend eine Last, Form oder Schranke, die der Sitten ausgenommen, gebe. Er weiß aber auch, daß diese Uebel von der Natur der menschlichen Gesellschaft weniger oder mehr unzertrennlich sind, und daß folglich die Völker besser thäten, ihren Zustand durch Geduld und Klugheit langsam zu verbessern, als nach Art der Griechen auf dem Wege der Gewalt Abhülfe zu suchen. Bey diesen aus dem ganzen Buche hervorscheinenden Gesinnungen ist leicht zu errathen, was er eigentlich vom Aufstande der griechischen Provinzen gegen die Regierung des Sultans denkt. Er brachte aber seine Meynung über dieses Ereigniß nicht ex officio schon von der Heimath her, sondern schuf sie erst, nachdem er Menschen und Dinge in der Nähe gesehen hatte.

„Blut und Mord, Barbarey, Elend und Jammer, Leichtsinn und Unwissenheit (in Griechenland) überall und überall! — Glaube mir (du weißt, ob ich dieß mit Schmerz sage), dieses Volk ist nicht dazu bestimmt, sein eigener Herr zu werden. Laß sie schwätzen auf den Polstern unserer Hauptstädte von Heldenthaten des Tages und von Altgriechenland, und uns verdammen, die wir wagen, ein abweichendes Urtheil zu äußern. Wir haben nicht die Hände in den Schooß gelegt, wie sie — wir sind hieher gegangen und haben geprüft an Ort und Stelle. Das Wort der Freyheit ist bald ausgesprochen, und sie ist in Europa ein Modeartikel, wie ein anderer. Wer die Gewalt reizt, ohne sie besiegen zu können — wer namenloses Elend über Millionen herabruft, ohne Entschädigung dafür zu bieten, ist ein Verbrecher! — Sein Gemüth mag ihn lossprechen; sein Verstand verdammt ihn. Solche leichtsinnige Schreyer haben von jeher die Ketten fester gezogen; sie sind die thätigsten Helfershelfer der Tyrannen, die eigentlichen Hochverräther an der Sache der Menschheit. Mißlungene Versuche, in denen zuletzt die wortreiche und thatarme Tugend zum Prauger geführt und verhöhnt ward, haben in einer Zeit, wie die unsere, billig an der Möglichkeit der Freyheit selbst zweifeln gemacht und sie einem Traume, einer müßigen Erfindung der Einbildung gleichgestellt. Wie soll dieses Land zur Freyheit reif seyn, wo das Volk darunter nichts anders versteht, als seinerseits sich auf die Polster und Teppiche der Türken setzen zu können, wo dessen Leiter unter erhabener Maske niedrige Gesinnungen bergen — und wo es keinen einzigen Mann gibt. (II. 477).“

Dieses Gemälde ist freylich düster und den Vorstellungen, welche man damals bey uns über die Griechen hatte, eben nicht ähnlich. Hr. Pr. war kaum zehn Monate in den griechischen Gewässern, als er allen Glauben an griechische Weisheit, und griechischen Patriotismus, an Palikarenkraft und Mirakel der Branderkähne, an die kriegerischen Erfolge der Insurgenten zu Wasser und zu Lande, so wie an ein glückliches Ende des Aufstandes verloren hatte. Bey Erblickung des ägyptischen Lagers auf Kandia war sein Auge hell genug die heranziehende Katastrophe in ihrer ganzen Ausdehnung vorherzusehen. „Wo ist eine Kraft in Griechenland, welche den 16.000 Mann Ibrahims widerstünde?“ — Er sah überall keine, und erklärte alles, was man immer von den Mitteln, die Ueberfahrt und Landung zu verhindern, sagte, für eitel Geschwätz. Die Aegypter werden ohne Hinderniß sich einschiffen, überfahren, landen, und Navarin werde vermuthlich der Punct seyn, den sie zuerst angreifen und wahrscheinlich auch nehmen werden, worauf sie dann auf der Halbinsel festen Fuß hätten und von den Griechen allein nie und nimmermehr ausgetrieben werden könnten. Ohne Hülfe von Aussen sey ihre Rettung unmöglich, ihr Untergang gewiß. Sind diese Vorhersehungen nicht alle buchstäblich in Erfüllung gegangen? ist die Unzulänglichkeit der griechischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande nicht nach Umfluß weniger Monate schon auf eine ganz Europa traurig überraschende und auf der Landseite sogar wenig ehrenvolle Weise zu Tage gekommen? Man vergesse aber ja doch nie, daß die aus der

Insurrection geretteten Trümmer der klugen und schirmenden Politik des russischen Kabinetes ausschließlich ihr Heil verdanken. Wenn Sallustius sogar die großen Geschichtwerke der alten Griechen für unkritisch und rhetorisch entstellt erklärte, was soll man dann von der historischen Literatur des neugriechischen Freyheitskampfes urtheilen?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gelehrten Frankreichs zur Zeit Ludwigs XIV., deren Aufmerksamkeit in Durchforschung und Bearbeitung ihrer vaterländischen Geschichte auch auf die Geschichte der bayerischen Herzoge, welche ja in die fränkische verflochten ist, gelenkt wurde (Hansiz. Germ. Sacr. II. p. 33 in fine), fanden die Ansicht der Salzburger mit der fränkischen Geschichte im Widerspruche stehend, und bald bildete sich die 2te, also (auch abgesehen von jenen Stimmen des XV. und XVI. Jahrhunderts) neuere Meynung heraus. Unmöglich könne S. Rupert unter den Frankenkönigen Childebert I. oder II. nach Bayern gekommen seyn. Dieß Ereigniß müsse nicht in der zweyten Hälfte oder am Ende des VI., sondern um ein Jahrhundert später, am Ende des VII. Säculums Statt gefunden haben. Die Gründe, mit denen sie ihre Behauptung unterstützten, fanden bald in Deutschland, trotz der gegentheiligen Ansicht (Gebrüder Metzger, Bernard, Petz u. a.) allgemeinen Beyfall, vorzüglich als Mabillon dieselbe vertheidigte, und verdrängte bald das Salzburger Traditions-System fast aus allen Büchern, welche diesen Gegenstand zu behandeln hatten. Zur höchsten Ausbildung und Vollendung jedoch hat es der gelehrte Jesuit Marcus Hansiz in seiner Germania sacra Tom. II. p. 33. — 65 u. p. 919 — 926; dann p. 974 — 980 gebracht. — Indessen gaben die Salzburger ihr System darum noch nicht verloren, vielmehr rüsteten sie sich aufs Neue zum Streit wider ihre Gegner, die das hohe Alter ihrer Stiftung anzutasten gewagt hatten. Es erschien das Chronicon San Petrense 1772, fol. und in den achtziger Jahren eine deutsche Bearbeitung desselben in 2 Bänden. Zugleich erwarb sich Kleinmayern in seiner Juvavia, 1784. fol. das Verdienst, die zwey sich bekämpfenden Ansichten, iede mit ihren triftigsten Gründen ausgerüstet, p. 97 — 128 zusammenzustellen (wie wohl schon der Jesuit und Beichtvater des Churfürsten Max. Joseph. III., Dan. Stadler in seiner 1762. 4. erschienenen Bayerischen Geschichte ꝛc. p. 31 — 56 etwas Aehnliches unternommen), und sie so jedem Unpartheiischen zur weiteren Prüfung darzulegen. Er selbst, obgleich er Parthey genommen für die Tradition, findet die Gründe der einen wie der andern Meynung von solchem Gewichte, daß er sich zu einer völligen Entscheidung, entweder für das ältere oder jüngere System nicht bringen kann, „sondern zuzuwarten gedenkt (p. 121), bis sich vielleicht noch eine alte Urkunde oder Geschichte entdecken läßt, welche für die eine oder die andere Meynung den klaren Ausschlag gibt.“

Dazu scheint indessen, selbst nach den Schätzen, welche die Säcularisation der Stifter und Klöster uns gebracht, wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, und ein Quellenzuwachs, wie ihn der gelehrte Kleinmayern herbenseufzt, dürfte schwerlich zu erwarten stehen. Beschränkt auf das längstbekannte Quellenmateriale, muß man sich schon entschließen, nach sorgfältiger Prüfung desselben, entweder dem alten Systeme zu huldigen, oder dem neueren Mabillon-Hansizischen zu folgen. Denn im Punkte der früheren oder späteren Ankunft des hl. Ruperts hilft ein System des Schwankens, wo man bald dem einen, bald dem andern sich zuschlägt, um es mit Keinem zu verderben, rein zu gar Nichts. Dieß fühlend, und die Untersuchung von Neuem aufnehmend, auch die fränkischen, longobardischen, slavischen Historien, sowie die allgemeine und Kirchengeschichte mit in den Kreis der Untersuchung hereinziehend, haben in neuester Zeit namhafte Gelehrte *) ihre Partey ergriffen. Der Benedictinermönch und Professor der Geschichte und Philologie am kk. Lyceum zu Salzburg, Herr Michael Filz, nahm mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn das alte Salzburger Traditionssystem schon i. J. 1831 in Schutz.

(Fortsetzung folgt).

*) Schon Carl Theod. Gemeiner meynte, der Streit sey nicht beendigt, die Acten wären nicht geschlossen! — v. Koch-Sternfeld steht oben an, siehe Pertz Archiv III. 305. — In der Recension des Buchner'schen Werkes (kath. Lit. Zeit. 1831. April. p. 13.) — In verschiedenen Aufsätzen in den bayerischen Annalen. — In seinem neuesten Werke, die deutschen, bayerischen, österr. Salzwerke. München 1836. p. 31 des Textes. p. 108, 114. 117. der Noten; endlich in s. akad. Rede v. J. 1837. p. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. ꝛc.

(Fortsetzung).

Das vorliegende Werk ist der Zeit seines handschriftlichen Entwurfes nach vielleicht das erste, in welchem die Dithyrambe, die Fabel, der Roman durch Wahrheit und historischen Tact verdrängt wird. Man wird in Europa mit jedem Jahre nüchterner. An den Griechen alles schlecht, an den Türken hingegen alles schön finden, wie es einige wollen, wäre eine eben so große, und noch weit unerträglichere Partheylichkeit, von welcher sich Hr. P. vollkommen rein zu erhalten verstand. Er zürnt auf die Griechen, daß sie so barbarisch, so unwissend, so schlecht, so thöricht sind; aber es ist der Zorn eines Liebenden, der den Gegenstand seiner Neigungen weise und tapfer finden möchte, und stark genug, den Sieg über einen unmenschlichen Dränger durch eigene Kraft zu erringen.

Diese Erläuterungen sollen hinreichen, den Geist des Buches und seines Verfassers zu kennen. Was den Inhalt selbst betrifft, so können wir den archäologischen und topographischen — folglich den bey Weitem größten Theil desselben, unmöglich ausführlicher berühren, ohne schon bey ähnlichen Veranlassungen Gesagtes und allerwärts Bekanntes hier wieder zu sagen, und die Geduld der Leser zu ermüden. Denn was will man unterrichteten Leuten heute noch von Smyrna, von Troja, von den Dardanellen, vom Bosporus, von Constantinopel und seiner Umgegend Neues oder Ueberraschendes erzählen? Und doch verbreitet sich Hr. P. über alle diese Gegenstände mit einer Weitläufigkeit und Fülle, mit einer Kritik, Belehrung und Schärfe, die nur aus dem gereizten Gemüthszustande zu erklären ist, in welchem der Verf. in die östlichen Länder schiffte. Manche Gegend, z. B. Syra, Smyrna, Milo, Athen, Chios, Nauplia, Kreta und ihre Küstenstädte berührte er während seiner Quecrfahrten vier bis fünfmal, und jedesmal wird bey meistens längerem Aufenthalte derselbe Gegenstand von einer neuen Seite betrachtet, wird alles was Alte und Neue darüber geschrieben, zusammengestellt, mit der Gegenwart verglichen, kritisch gesichtet, getadelt und verbessert. Namentlich wird Pausanias in Beleuchtung wichtiger Plätze ganz in diese Denkwürdigkeiten hineingezogen, und eben dadurch ein bedeutendes Anschwellen derselben erwirkt, was insbesondere von Athen, Mycenä und Korinth und der Strasse zwischen beyden letztgenannten Städten, die er mit der Secunden-Uhr in der Hand beschreibt, zu verstehen ist. Megara, Skyro, Sicyon und der alte Stadtgrund von Clazomenä erhalten auch ihren reichlich zugemessenen Antheil, um von Smyrna, Troja, dem Labyrinthe und den Dardanellen zu schweigen, welche allein den größern Theil des I. Bandes ausfüllen. Er behandelt den jedesmaligen Gegenstand seiner archäologischen Forschungen so erschöpfend, so umständlich, daß man häufig alles entbehren kann, was andere vor und nach ihm darüber geschrieben haben. Dabey hat er die Ge-

wohnheit, wie man es gleich im Eingange des II. Bandes in Beziehung auf die Insel Kreta sehen kann, alle über irgend einen fraglichen Punct nur irgendwo aufzufindenden historischen Notizen zusammenzustellen, gerade wie es Pausanias in der alten, und Hr. von Hammer in seinen Türkischen Geschichten in der neuesten Zeit gethan haben. Diese Methode gewährt doppelten Vortheil, sie füllet schnell ein Buch und sorgt für die Bequemlichkeit und Neugierde einer gewissen Klasse von Leser. Warum hat aber Hr. Pr. die einzelnen Pinselstriche seiner polyhistorischen Malerey nur aus Druckschriften entlehnt? Warum hat er in seinem Drange nach Vollständigkeit, und bey seinen wiederholten Kreuz- und Queerzügen durch Inseln und Continent nicht auf gewisse handschriftliche Nachrichten und Chroniken sein Augenmerk gestellt, die nicht in Klöstern, wo man sie gewöhnlich sucht, sondern in Händen von Privatleuten, z. B. auf Naxos, in Athen u. s. w. trotz wiederholter Verwüstungen dennoch hin und wieder zu finden sind? So z. B. würde seine endlose Diatribe über Alt- und Neu-Athen an Reiz und Belehrung bedeutend gewonnen haben, wenn er mit theilweiser Umgehung der allen Lesern des Pausanias ohnehin schon bekannten und auf die Gegenwart gar nicht mehr anwendbaren Beschreibungen verschwundener Herrlichkeit, Bruchstücke einer Chronik gegeben hätte, worin griechische Mönche das Schicksal der Stadt Athen, während der großen Strömungen nordischer Völker im Mittelalter überlieferten. Bey Hrn. Pitaki, dessen Bekanntschaft er doch machte, besonders aber in der Familie Acciajoli, welche im 15. Jahrhundert die Herrschaft über Attica besaß, hätte er reiche Ernte halten und statt seiner Klagen in Prosa und Versen uns unwissende Abendländer belehren können, daß Athen nach den Zeiten des Pandecten-Kaisers Justinian viele Menschenalter hindurch öde lag, daß die Häuser einfielen, in den Strassen Bäume wuchsen, und zuletzt sich die ganze Stadt in einen zusammenhängenden Oelbaumwald verwandelte, der von streifenden Slavenhorden in Brand gesteckt den größern Theil der alten Denkmale verzehrte und im Schutte begrub. *) Die Einwohner hatten sich nach Salamis geflüchtet und dort das von Hrn. Prokesch ebenfalls besuchte Ampelakia erbauet, wo sie aber bis auf schwache Ueberbleibsel durch wiederholte Ueberfälle der Seeräuber zu Grunde gingen. Zeit und Umstände der Erbauung und Wiederkolonisirung von Neu-Athen wäre an dieser Quelle in gleicher Weise zu erfahren gewesen, so wie die Entwaldung des Hymettus und die Anlage von Koluri bey gänzlicher Verödung der alten Stadt Salamis. Mit welchen Augen würde er auf dieser Insel das von ihm so viel besprochene Kloster Phaneromeni betrachtet haben, wenn er gewußt hätte, daß der große Ceres-Tempel von Eleusis das Material zu seiner Erbauung geliefert habe? Wir haben aber Gründe zu glauben, daß Hr. Prokesch damals in der griechischen Sprache noch nicht dieselbe Fertigkeit besaß, die er sich in der Folge angeeignet hat. Denn wenn man in den „Erinnerungen aus Egypten" seine Entzifferung des etwas unleserlichen letzten Pentameters der bekannten Inschrift auf der Memnonssäule zu Theben mit dem Originale vergleicht, so kann man keinen starken und geübten Hellenisten erkennen. Dieser Umstand, und dann die blinde Voraussetzung, Griechenland sey in der Hauptsache von den Stürmen des Mittelalters unberührt und gleichsam auf dem friedlichen und ufervollen Strome der Zeit fortschwimmend an die Gränzen der Türkenherrschaft herabgekommen, erklären diese Nichtauffindung und Nichtbenützung neuer Erkenntnißquellen zur Genüge.

Was den Styl des Verf. betrifft, kann man

*) *Αἱ οἰκίαι περισσότεραι ἔπεσον, οἱ δρόμοι ἐχέμισαν ἀπὸ δένδρα, καὶ ἡ πόλις κατήντησεν ὅλη ἕνα δάσος ἐλεεινόν. οἱ λῃσαὶ ἔβαζον φωτιὰν εἰς τὰ δένδρα, καὶ αὐτὰ καιόμενα κατέκαιον καὶ τὰς ἀρχαίοτητας* etc.

ihm wenigstens in diesem Werke die Kunst frische und lebenswarme Bilder zu entwerfen über das was er gesehen und erfahren hat, nicht absprechen. An rührenden und interessanten, und die Einbildungskraft des Lesers theils angenehm, theils peinlich erschütternden Parthien fehlt es in einem so umfassenden und in einer so bewegten Zeit entworfenen Gemälde natürlicher Weise auch nicht. Wir rechnen hieher vorzüglich die Erzählung von dem Schicksal des 13jährigen Psarioten-Mädchens Theophania; dann das unerwartete Zusammentreffen des Verfassers mit griechischen Seeräubern in einem Hause auf Anti-Poros, die Schilderung eines Seesturmes zwischen Chios und Mytilene; die Beschreibung eines nächtlichen Seetreffens zwischen Griechen und Aegyptiern in den Gewässern von Candia; dann die Darstellung einer Scene aus den Türkengräueln auf der besagten Insel, und endlich das Abenteuer bey Kephissia zwischen Athen und Marathon. Die erste, vierte und fünfte dieser echten Memoiren-Scenen wurden als besonders effectvoll durch die öffentlichen Blätter fleißig ausgebeutet, und man hat der ganzen Länge nach erzählt, wie Hr. Prokesch auf seinen einsamen Wanderungen in der Umgebung der Hafenstadt von Syra bey einer Wasserquelle das kluge und verständige Psara-Mädchen Theophanie mit einem Paar seiner jüngern Geschwister fand, wie sie eben dem 90jährigen Großvater einen frischen Labetrunk besorgte. Vater und Mutter waren bey der Verheerung von Psara umgekommen und der Greis mit sieben Enkeln, unter welchen die 13jährige Theophanie die älteste war, hatte sich eine Erdhöhle auf Syra zur Wohnstätte ausgegraben. Stroh und ein irdener Topf waren die Meubel, Zwiebel und Feigenblätter die Nahrung; vor der Catastrophe war die Familie reich und glücklich. Den Antheil des menschlich gesinnten Fremdlings am Loose dieser Unglücklichen, die Erzählungen des Greises über den Fall der heimathlichen Insel, und die klugen Reden des Mädchens muß man im Buche selbst nachlesen. Bey seiner nächsten Wiederkehr auf Syra sagte Hrn. Prokesch sein Beauftragter, daß man zwar die Hütte erweitert, eine Thüre vor die Oeffnung gesetzt, und das Dach sorgfältiger geschlossen, auch den täglich zugewiesenen Bedarf an Holz und Reis dankbar angenommen, eine bessere Behausung in der Stadt aber und weitere Hülfe zu beziehen sich wiederholt geweigert habe, obgleich in der Zwischenzeit der unter den Flüchtlingen wüthende Typhus auch tödtlich in diese Hütte gedrungen sey, und bereits Theophanie selbst ergriffen habe. „Diese Hütte gebühre ihr, habe das edle Mädchen geantwortet; Gott habe sie ohnedieß vor allen ihren Landsleuten begnadigt; sie wolle sich dessen nicht übernehmen, die üble Nachrede sitze an der Heerstrasse.“ — Was nun folgt (II. 9 — 16) wird Niemand ohne Erschütterung lesen, viele werden es sogar für den schönsten Abschnitt des Buches erklären, wir aber unterlassen es mit den Worten des edeln Wohlthäters das Gefühl zu schildern, welches ihn beym Eintritt in das durch seine Sorgfalt verschönerte Häuschen und beym Anblicke der bereits vom Todesengel begrüßten Theophania ergriff. Ihre letzten Reden, seine Sorge; das langsame Hinwelken, das letzte Aufflimmern, die entseelte und mit Blumen geschmückte Hülle dieses engelreinen Geschöpfes werden ihrem Freunde und Wohlthäter — wir wissen es gewiß — länger und tiefer im Andenken bleiben als alles Staatsgeschwätz der griechischen Volkstribunen sammt den romanhaften Kriegsberichten ihrer Freunde und Gehülfen zusammengenommen. Bey einer dritten Wiederkehr auf die Insel, fand Hr. P. die Hütte leer und die ganze Familie hingerafft, den Tod allenthalben reichliche und langdauernde Ernte haltend. Und man wundert sich noch, daß Griechenland so menschleer ist. Viele werden sogar versucht seyn zu glauben, die Freyheit selbst sey um einen solchen Preis zu theuer erkauft. Und wenn nun erst so viel Elend, Zerstörung und Verderben auch noch vergeblich wäre!

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seine Gründe, wodurch er die frühere Ankunft des hl. Ruperts zu erweisen bemüht ist, haben auf mehrere angesehene Geschichtsforscher einen so starken Eindruck gemacht, daß sie dieß alte System, wie es ihnen durch Hr. F. Gründe befestigt dargeboten ward, mit entschiedenem Beyfall aufnahmen. Ihr Beyspiel dürfte für jene Klasse von Schriftstellern und Geschichtsliebhabern, welche, des eigenen Urtheils in solchen schwierigen Dingen entbehrend, meist Andern zu folgen gewöhnt sind, im hohen Grade verführerisch seyn; und so käme denn bald der Tag heran, an welchem das lange triumphirende Mabillon-Hansizische System besiegt, und als ein unstichhaltiges zu Grabe getragen würde. Hr. F. hat bis erst vor einem Jahre etwa Keinen gefunden, der seinen Argumenten entgegen getreten wäre. Es war aber in der ersten Hälfte des Jahres 1836 (Wiener Jahrbücher der Literatur, Band 73. p. 242 — 268, Band 74. p. 147 — 179) einer seiner Ordens-Brüder, Hr. Blumberger zu Göttweih, der, die Quellen in der Hand, mit Ruhe und Würde des Hrn. F. beyde Werke über diesen Gegenstand geprüft hat, und zu dem Resultate gekommen ist (p. 179 des 74ten Bandes): „S. Rupert habe am Ende des VII. Jahrhunderts das Christenthum in Bayern gegründet.“

Vorauszusehen ist, daß H. F. gegen Hr. Blumberger, der sich in seiner Recension manche Fehler (z. B. p. 169 flg. über Paul. Diac.) hat zu Schulden kommen lassen, in Kurzem auftreten dürfte. Ueberhaupt scheint sich mir Alles so zu gestalten, daß dem schon mehr als anderthalb Jahrhundert anhaltenden literarischen Streit über diesen Gegenstand nicht sein Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet wird.

Und nun zur Sache selbst!

I. Congestum Arnonis und die breves notitiae.

a) Ihr Alter.

Ein dem Ereignisse von S. Ruperts Ankunft in Bayern gleichzeitiges Document, man nenne es nun Urkunde, Chronik oder Biographie, gibt es nicht. Erst dem Umstande, daß nach dem Sturze des agilolfingischen Herzogthrones durch Karl den Großen eine neue Dynastie über Bayern regierte, und daß bey diesem Wechsel des Regentenhauses das Gut der Salzburger Kirche (welches sie der Freygebigkeit und dem frommen Sinne der agilolfingischen Herzoge (Congest. bey Kleinmayern dipl. Anh. p. 19 — 23), aber auch der edlen und freyen Bajuvarier (ibidem p. 23 seq.) verdankte) gar leicht gefährdet werden konnte, und daher gegen jeden Anfall sicher gestellt werden mußte, verdanken wir die erste schriftliche Verzeichnung aller derjenigen Schenkungen, welche seit ihrer Gründung durch den heil. Rupert der Kirche desselben gemacht worden sind. Bischof Arn ließ theils aus den vorhandenen Urkunden, theils aus dem Munde wahrheitsliebender und sehr alter Männer geistlichen und weltlichen Standes, die Namen der Schenker und des Beschenkten ausziehen und verzeichnen, und legte dieß Verzeichniß der Besitzungen der Salzburger Kirche dem großen Frankenkönige mit dessen Bewilligung vor. Durch einen solchen Akt schien ihm S. Ruperts Kirchengut gegen alle Eingriffe hinlänglich gesichert. Arn that dieß in demselben Jahre, als Karl M. die Regierung in Bajuvarien nach Vernichtung des Landesherzogthums selbst übernahm, *) im Jahre 788. — Leider ist das Original-Verzeichniß, welches Karln übergeben wurde, nicht auf uns gekommen, dafür aber eine Abschrift in ziemlich sonderbarer Form, (darüber s. Kleinmayern Juvav. dipl. Anh. p. 18, 19 not. a, und Chronic. Gotwic. B. I. p. 57, woselbst das Fac simile, und eine verkleinerte Abbildung des Congestums zu sehen ist, und von Koch-Sternfeld über Arns Nachlaß, in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften Bd. V. p. 340), welche der Ueberschrift nach im Jahre 798 gefertigt worden ist. Aus dem vom Chronicon Gotwicense mitgetheilten Fac simile erkennt man die Schriftzüge zu Ende des VIII. Jahrhunderts, und ungeachtet der Ausstellungen, welche Kleinmayern in diesem Fac simile gemacht hat, dürfte doch schwerlich das Apographum später, als in den Beginn des IX. Jahrhunderts zu setzen seyn.

(Fortsetzung folgt).

*) Congest. apud Kleinm. dipl. Anh. p. 30. „eodem anno, quo ipse (Carolus rex) baioariam regionem ad opus suum recepit.“ Passauer und Freysinger Urkunden verhehlen nicht, diese für Bajuvarien so merkwürdige Katastrophe anzumerken: z. B. Mon. Boic. XXVIII. II. p. 13, 14. Nro. XIV. Acta est haec carta regnante domno Charlo — — in primo anno quando adquisivit gentem bajuuariorum. Meichlbeck I. pars instrum. p. 80. Nr. C. Factum est etiam anno, quo Domnus Rex Karolus Bavariam acquisivit, ad Tassilonem clericavit.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. ꝛc.

(Fortsetzung).

Wenden wir uns lieber zu des Vrfs. unerwartetem Zusammentreffen mit Seeräubern auf Anti-Paros und lassen ihn selbst erzählen, wie er wider Willen eine Nacht in ihrer Gesellschaft hinbrachte.

„Wir waren dem Primaten des Ortes, einem Mönche empfohlen, der die sonderbarste Wirthschaft von der Welt führte. Der erste Anblick, da wir bey ihm eintraten, überraschte uns auf wenig angenehme Weise. Gesindel aller Art lag im großen Zimmer auf dem Boden herum, oder saß um einen runden Tisch, auf dem eben Mahlzeit gehalten wurde. Der Mönch, ein junger, langer Mann, stand daneben wie eine Säule aufgerichtet, und schien sich seiner Gäste zu freuen. Auf dem Divan schliefen zwey Männer in schwarzer kephaloniotischer Kleidung mit schwarzer hellroth umgeschlagener Wollenmütze; ein dritter Kephaloniote, eine kleine, gedrungene Gestalt, mit Pistolen und Messern bewaffnet, schien den Vorsitzer am Tische zu machen. Kaum waren wir in die Thüre getreten, so sprang dieser auf, grüßte meinen Gefährten und mich, lud uns ein mit ihm zu essen, verlangte dringend, daß wir ein Backwerk mit ihm brechen, weckte eben so ungestüm die übrigen, die gleiche Freundlichkeit bewiesen, und mit uns thaten, als ob wir uns seit Jahren kennten. Es wurden gesulzte Fische, Käse, warme Ziegenmilch mit Honig, Eyer und Wein gebracht, und auf das lustigste bis in die Nacht geschwätzt. Man fragte, was uns auf diese verlassene Insel brächte; wir antworteten; man sprach über den Krieg, prahlte mit den Heldenthaten der Griechen, schimpfte auf Türken und machte sich in vorhinein über die Aegypter lustig. Ich hatte die Griechen bis jetzt überall sehr ernsthaft, zurückhaltend, fast unheimlich stille gefunden; schon die laute Lustbarkeit der Leute, in deren Mitte wir uns befanden, ließ nicht bezweifeln, welch ein Handwerk die Hauptpersonen derselben trieben. Es lag etwas so Wüstes in ihren Zügen, es war so viel Leichtfertiges und Gelenkiges in ihrem Benehmen; die Leute waren, wenn ich so sagen darf, so ganz Ohr und Auge in jedem Augenblicke, und bewahrten in dem Taumel, den sie zu lieben und zu beeilen schienen, so ganz ihre Besonnenheit, daß ich sie nicht einmal für Anfänger auf der gefährlichen Lebensbahn nehmen konnte. Schon als wir in den Hafen gekommen waren, hatte ich zwey Mistiks daselbst gesehen, und diese waren so weit zurückgezogen, daß wir derselben nicht früher ansichtig werden konnten, als bis es für uns auf dem Ruderboote zu spät war, umzukehren. Die beyden Hauptpersonen waren die Eigenthümer dieser Raubschiffe; der dritte nannte sich Kapitän einer Tartane, die ebenfalls im Hafen stand und dieselbe Bestimmung wie die beyden Mistiks zu haben schien; die übrigen Leute gehörten theils zu ihrem Gefolge, theils waren es geflüchtete Mönche aus Kreta, theils Leute aus dem Dorfe, zwey andere aber durchreisende Apostel d. h. Abgesandte der Regierung, um das Volk durch Gespräche über die Nothwendigkeit und den sichern Erfolg des dermaligen Kampfes zu unterhalten, zu bestärken und aufzuregen. Die Leute schienen sämmtlich unter sich im besten Einverständnisse.

Als es schon tief in der Nacht war, ging die Thüre auf und ein Kerl, schwarz und groß, in brauner Filzjacke, den Leib mit rother Binde gegürtet, worin eine Menge Waffen staken, trat ein. Er schoß einen Blick nach mir, als wollte er mich aufzehren, und sprach dann insgeheim mit dem Lustigsten aus der Gesellschaft, der ihn auf die Seite genommen hatte. Mir wurde dabey etwas unheimlich zu Muthe; es konnte mir nicht entgehen, daß das Gespräch uns betreffe, aber es war unmöglich eine Sylbe davon zu vernehmen. Die Würfel lagen nun einmal.

„Was wollt ihr den ehrlichen Mann in die Kälte hinausstossen, ohne ihm durch ein Glas Wein den Magen zu erwärmen?“ sagte ich, da der Kephaloniote dem Matrosen den Wink gegeben zu gehen. Da-

bey schenkte ich mein Glas voll und reichte es dem schmutzigen Kerl hin, der es unter einer Menge ausgestossener Flüche und Verwünschungen nahm und leerte. „Was bringt ihr uns Neues?“ fuhr ich fort; aber der Kephaloniote ließ ihn nicht antworten, indem er ihn zur Thüre hinausschob. Das Gesicht des Kapitäns hatte sich geändert, es herrschte ein finsterer Zug darin vor, der von allen Anwesenden bemerkt wurde und unter ihnen die frühere Lustbarkeit erstickte. „Es liegt ein Kriegsschiff im Hafen von Naussa,“ sagte er mir jetzt, „und ihr seyd vom Bord?“ Ja, antwortete ich, was weiter? „Ihr habt mir das noch nicht gesagt,“ fuhr er fort. Was kann euch daran liegen? erwiderte ich. „Scherzet nicht,“ sagte er, indem er mich wilder anblickte; „Ihr wißt gar wohl, was uns daran liegen kann. Sagt mir aufrichtig, wer seyd Ihr und was will euer Schiff in Naussa?“ Wir sind Reisende am Bord dieses Schiffes. Habt Ihr den letzten Sturm vergessen, daß Ihr fraget, was wir in Naussa machen. Wir gehen unter Segel, sobald es der Wind zuläßt. Daher auch meine Eile, Anti-Paros noch heute zu besuchen. Mehrere Gefährten bringen die Nacht in Parechia zu, und erwarten mich morgen daselbst.

„Eure Kriegsschiffe“ unterbrach mich jetzt der Kapitän der Tartane, „machen Jagd auf uns, aber in diesem Hafen lachen wir derselben. Sie glauben, sie seyen Herren in diesen Gewässern und möchten uns wie Hunde in den Grund schießen; aber wir haben bessere Augen.“

Was sagt ihr das mir? antwortete ich dem Manne. Ihr macht Jagd auf die Kauffahrer, die Kriegsschiffe machen Jagd auf Euch; das ist so der Gang. Ist's anders gewesen, seit dem die Welt steht? Was haltet Ihr Euch darüber auf, und was geht das im Ganzen mich an?

Die Gesellschaft brach in großen Lärmen über die Ungerechtigkeiten der Kriegsschiffe, über die Grausamkeit der christlichen Regierungen, über die Beschwerden der Zeit aus, und der Eine und der Andere mischten Drohungen ein, die ich mir Mühe gab zu überhören. Der Wein erhitzte noch mehr, und ich glaubte einen Augenblick, man werde mich und meinen Gefährten in Stücken hauen, aber in dem Schweigen meines lustigen Kephalonioten fand ich Beruhigung und Hoffnung. Mitten in den Lärm hinein schrie ich daher, so stark ich konnte: Was wollt ihr? Schlaget mich todt; was wirds euch fruchten? Ihr werdet wie feige Kerls davonfahren und euch wird niemand etwas anhaben können, das weiß ich wohl; aber das Kriegsschiff wird, sobald ich bis morgen Abends nicht in Parechia zurück bin, vor der Insel erscheinen, bewaffnete Bote werden kommen, die Soldaten werden in ihrer Wuth die Häuser euerer ehrlichen Freunde, die euch dermalen beherbergen, und das unseres trefflichen Wirthes niederbrennen. Diese braven Leute, die so viel für euch thun, werden dafür leiden; ihr freylich nicht. Ich habe euch für besonnene Leute gehalten, die ihren Freunden nichts Uebles wollen, und für ehrlich genug, um denen, welche mit euch im Vertrauen zehrten, welche ihr selbst zu Tische ladet, nichts anzuhaben. Glaubet ihr, ich wußte nicht, daß ich eures Gleichen hier finden würde? Was liegt daran, sagte ich zu Parechia, da ich das Boot bestellte, die machen den Krieg den Schiffen, aber nicht einem Reisenden, der ausser ein Paar Thalern und einem schlechten Mantel nichts mit sich nimmt. Zum Ueberflusse nahm ich ein Schreiben vom tapfern Vassiopulo an unsern braven Wirth; das schützt mich gegen Alles, sagte ich, denn es stellt mich in des Wirthes Schutz. Da ist es; seht! Leset es vor, wackerer Wirth!

Nothgedrungen gab ich das Schreiben, das ich bis jetzt zurückgehalten hatte, weil es, nebst meinem Namen, auch Vaterland und Stand enthielt, was mich beydes dieser Gesellschaft nicht empfehlen konnte. In der Lage aber, in der ich nun einmal war, und da überdieß die Räuber schon Bericht über das Schiff hatten, dem ich angehörte, so fiel diese Rücksicht weg. Meine Rede hatte Eindruck gemacht. Der Wirth, der zu fürchten begann, nahm meine Partey, und einer der Apostel, nachdem er das Schreiben laut vorgelesen hatte, beiferte für einen Mann der Regierung zu gelten, rühmte Vassiopulo und schloß seinen langen Vortrag mit der Phrase: „Kapitän Antonio! die Fremden sind unser.“

„Wer nimmt euch dieselben?“ sagte der Kephaloniote, „glaubt ihr, wir sind auf den Kopf gefallen? — fürchtet euch nicht!“ wandte er sich an uns.

Was soll ich fürchten, antwortete ich ihm, Ihr seyd bey Vernunft, und euer Kamerad ists auch, und viele ehrliche Leute hier im Kreise sind es; aber ich ärgere mich, daß uns die andern die lustige Nacht verderben. Schafft Wein her, da sind zwey Thaler! Ein Türke, der früher aufsteht, bis sie vertrunken sind!

Und nun war das Ungewitter beschworen. Man zechte und lachte bis gegen zwey Uhr des Morgens. Es wurden in Menge Späße und Geschichten erzählt; dann warf sich jeder auf die Divans hin. Mich und meinen Gefährten aber brachte man in ein Nebenzimmer, wo ein Bette bereit war, und wo ich mich überzeugte, daß es sich auch unter Seeräubern erträglich schlafen lasse.“ —

Von Stürmen, Seegefechten und Türkengräueln, während des letzten Kampfes, besonders auf Kreta, hat man uns schon so viel erzählt, liest

man in den meisten Reisebüchern aus jenen Gegenden noch immer so viel Umständliches, daß wir derley Dinge füglich unberührt lassen können. Und was die Monstrositäten betrifft, welche sich die Türken an vielen Orten, besonders aber auf der Insel Kreta, gegen ihre empörten Knechte erlaubten, und von welchen Hr. Prokesch (II. 231.) ein empörendes Beyspiel erzählt, weiß jedermann, der gerecht seyn will, daß man den Griechen alter und neuer Zeit, daß man überhaupt allen Völkern der Christenheit in gewissen Zeiten und in gewissen Umständen wenigstens die gleichen, wo nicht viel umfassendere und noch empörendere Schändlichkeiten nachweisen könnte. Eben so ist es bekannt, daß die Kretenser, sowohl christliche als mohammedanische, an Bosheit, Grausamkeit, Lügenhaftigkeit und Tücke von jeher alle benachbarten Völker übertrafen. Aber wozu wäre es gut, solche Aergernisse jetzt, wo die Leidenschaften ruhen, einseitig wieder ins Andenken zu rufen? Ist es nicht tröstlicher, dem Leser in einer freundlichen Scene den Beweis zu liefern, daß menschliches Gefühl, daß Großmuth und Edelsinn auch den Türken, den alten Bedrängern Griechenlands, nicht überall fremd geblieben sey?

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ein Werk ähnlicher Art, wie das eben angeführte Congestum, auch indiculus Arnonis genannt, sind die breves notitiae ecclesiae Salisburgensis (bey Kleinmayern Juvav. dipl. Anh. p. 30 — 47 von Cap. 1 — 25. inclusive). Sie mögen, da sie mit Erwerbungen unter Arn schliessen, zur Zeit dieses Vorstandes, und zwar, da Arn einigemale als Erzbischof vorkommt (p. 42 und 43), nach dem Jahre 798 gefertigt worden seyn, und enthalten eben auch Urkunden-Auszüge, wie das Congestum. *) Allein auch diese notitiae besitzen wir nicht im Originale, sondern was wir haben, ist gleichfalls eine Abschrift, aber aus dem XIII. Jahrhundert, wie dieß Hr. F. Bd. 64. p. 28. §. 4, ausdrücklich bezeugt.

Was beyde Salzburger Documente, das Congestum aus dem Ende des VIII. oder Anfang des IX. Jahrhunderts, und die breves notitiae aus dem XIII. Jahrhundert enthalten, ist bereits berührt worden, nämlich: Auszüge aus Urkunden, die bey Gelegenheit der Schenkungen, welche die bajuvarischen Herzoge ꝛc. seit Ruperts Ankunft und Gründung seines Sitzes zu Salzburg an die dortige Kirche gemacht, auf feyerliche Weise ausgestellt worden waren. **)

*) Siehe pag. 44. Cap. XV., woselbst es ausdrücklich heißt: „quod concambium inter cæteras Kartas continetur.“

**) Kleinmayern Juvav. dipl. Anh. p. 31 publice confirmavit (Theodo Dux), und p. 32 Theodo dux . . . dedit — — Sancto Rudberto episcopo, vel ad ipsam sedem perpetualiter confirmavit. Damit vergleiche man Legg. Bajuvar. ed. Mederer Lit. XVI. c. 15. p. 235 und Lit. I. c. 1. p. 36. Diese letztere Stelle sagt: Omnia quecunque donauerit pro redemptionem anime sue. Hoc per epistolam confirmet propria manu sua ipse, et testes adhibeat. VI. vel amplius etc. Daß der Ausdruck der brev. notit. „confirmavit,“ „publice confirmavit“ nicht auf sogenannte Bestätigungs-Urkunden gedeutet werden könne, wie H. F. Bd. 64. p. 30 anzunehmen scheint, geht klar aus demselben Ausdruck der legg. bajuv. hervor. Der Sinn dieses Wortes ist also: „der Herzog hat auf öffentliche Weise seine gemachten Schenkungen durch Urkunden bekräftigt,“ nicht aber; der Herzog hat früher gemachte Schenkungen bestätiget. Es ist hier von keinen Confirmations-Urkunden, sondern von feyerlich ausgestellten Diplomen über so eben gemachte Schenkungen die Rede. Wenn im Contexte des Congestums auf solche Urkunden nicht ausdrücklich hingewiesen wird, wie in der brev. notit. p. 44, so ist doch nicht minder gewiß, daß der ursprüngliche Verfertiger desselben, Arn, solche Diplome vor gehabt und zu seinem Zweck ausgezogen haben müsse. Ich darf nur an dasjenige, was über den Beweggrund zur Abfassung des Congestums früher gesagt wurde, so wie an die, in der agilolfingischen Periode in voller Kraft stehenden Legg. bajuv. erinnern, welche bey allen Vergabungen an die Kirche zum Heil der Seele eine feverlich hierüber ausgestellte Urkunde vorschreiben.

Da weder das Congestum, noch die breves notitiae Original-Documente, sondern nur Abschriften sind, so begreift es sich, daß das ältere Apographum aus dem Ende des VIII. oder Anfang des IX. Jahrhunderts den Vorrang vor dem jüngern des XIII. Jahrhunderts behauptet. Vergleicht man den Inhalt beyder mit einander, so spricht auch hier die größere Einfachheit des älteren Documentes zu dessen Gunsten.

b) Ihr Inhalt.

Das Congestum will keine Urkunde in bester Form vorstellen, sondern gleich der Eingang gibt an, was man hier zu suchen habe, nämlich: Aufzählung der Schenker und der Schenkungen, welche letztere an die Salzburger Kirche gemacht wurden, in der Hrodbertus der Bischof und Bekenner zugleich mit seinen Genossen begraben ruht. Daß diese Aufzählung aus Urkunden gezogen sey, wurde bereits in der Note 4 bemerkt. Die Reihe der Schenker eröffnet jener Herzog Theodo, welcher den heil. Rupert aufnahm (Kleinm. Juv. dipl. Anh. p. 19, 20, 21), und so bedeutende Vergabungen der zu Salzburg gegründeten neuen Kirche S. Ruperts machte. Darnach werden alle jene Herzoge aufgeführt, welche der besagten Kirche sich freygebig erwiesen, bis auf den letzten agilolfingischen Herzog Thassilo II. herab, und zwar in dieser Reihenfolge: Ruperts Theodo, und sein Sohn Theodebert, und Theodeberts Sohn und Nachfolger Huibert, dessen Nachfolger Otilo genannt wird, der Vater des unglücklichen Thassilo II. (p. 21 — 25). Hierauf folgen jene Freye und Edle des Landes, die mit Erlaubniß der Herzoge Otilo und Thassilo der Salzburger Kirche Güter geschenkt (p. 25 — 26, init.). Alsdann werden alle Pfarrkirchen im Salzburg- und Chiemgau, im Gaue Intervalles und Isengau namhaft gemacht (p. 26 — 28); und jetzt erst, nachdem alles mit der Hauptkirche von Salzburg von Theodo bis auf Otilo, Thassilo und Karl M. unmittelbar zusammenhängende ohne die mindeste Unterbrechung oder Einmischung vorgetragen worden, *) geht der Verfasser des Congestums zur Gründung Nonnbergs durch S. Rupert (p. 28 — 29) und zur Dotirung dieses Nonnenklosters durch den Herzog Theodebert über: daß dieser Herzog kein anderer seyn kann, als der Sohn jenes Theodos, der S. Rupert in seinen Landen empfing, erhellt aus der brev. notit. p. 33, 34. cap. III. An die Dotirung Nonnbergs ist gleich die Geschichte mit der Gründung der Maximilians-Celle im Pongau angehängt, wobey in der Kürze und mit Klarheit der Streit zwischen Virgil und Otilo (p. 29, 30) kurz vor dem Schlusse des Ganzen erwähnt wird, welchen Schluß erstens die Zeitangabe, wann das Congestum gefertiget, und zweytens ein Zeugen-Verzeichniß bildet (p. 30).

Eine andere Ordnung hält der Verfasser (Hr. F. nimmt eine Zahl von wenigstens 3 Personen als Arbeiter an diesem Documente an p. 28.) der breves notitiae ein, obwohl er im Grunde denselben Gegenstand behandelt. Auch er beabsichtigt nicht, eine Urkunde in optima forma zu geben, sondern er will nur unter der bey allen Arten von schriftlichen Aufsätzen im Mittelalter gewöhnlichen Anrufung des göttlichen Namens, kurze Nachrichten geben von der Errichtung der Kirche oder des Bisthums Salzburg, so wie von den Schenkungen, welche fromme Christen zu ihrem Seelenheil an die besagte Kirche gemacht haben (Kleinmayern Juvav. dipl. Anh. p. 30 in fine). Des ersteren Punctes halber mußte die Bekehrung des heidnischen Herzogs Theodo und seiner Vornehmen durch den heiligen Rupert vorangestellt werden, desgleichen auch, daß S. Rupert vom Herzog die Erlaubniß erhalten, sich einen zum Bischofssitze tauglichen Platz im Lande der Bawarier auszusuchen (brev. not. p. 31 cap. I.) Die erste Ansiedelung am Wallersee vertauschte der Heilige mit der Niederlassung auf den Ruinen von Juvavo und Herzog Theodo dotirte den neuen Sitz mit vielen Gütern, seine Schenkungen durch feyerlich ausgestellte Urkunden bekräftigend (brev. not. p. 31, 32 Cap. I.). Anstatt der einfachen, klaren Weise des Congestums zu folgen, welche in einem Zuge aufzählt, was für Güter die bayerischen Herzoge nach Theodo bis auf Tassilo II. herab an Salzburg geschenkt; berichtet das Cap. II. p. 32 — 33. die Gründung der Maximilians-Celle im Pongau, Theodos Krankheit, und wie dieser (dahinsterbende) Herzog seinem Sohne Theodebert das Herzogthum Bayern und S. Ruperts junge Stiftung empfiehlt. Der neue Herzog schenkt der Celle beträchtliche Waldungen (p. 32 in fine, Cap. II.). Lediz und Urso empfehlen ihre Neffen Wernher und Dulcissimus dem h. Rupert zum Unterrichte und zum geistlichen Stand an der Salzburger Kirche, worauf diese, am dortigen Münster genährt und gelehrt, vom Heiligen die Hälfte von ihrer Verwandten Güter in der Villa Albina als Lehen sich erbitten und erhalten; sie besaßen dieselben geraume Zeit, und übertrugen sie, mit Erlaubniß der Salzburger Kirchen-Vorstände an ihre Neffen, welche sie wieder lange Zeit hindurch als Lehen besaßen.

(Fortsetzung folgt).

*) Hr. F. hält dieß, Bd. 64. p. 26 für ein Abbrechen der Theodebertischen Schenkungen und wider alle Ordnung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. ꝛc.

(Fortsetzung).

Hr. Prokesch hatte das Feld von Marathon besucht und im Klosterhofe zu Brana eine schöne, reiche, etwa 18jährige Albaneserin aus der Gegend von Jannina gefunden, die mit drey weiblichen und zwey männlichen Begleitern ebenfalls über Kephissia nach Athen und von dort zu ihren Landsleuten nach Hydra ziehen wollte. Sie reiste an demselben Morgen, aber früher als Hr. P. vom Nachtlager weg. Stolze Pappelreihen und Olivenpflanzungen verkündeten das sieben Viertelstunden entlegene, herrliche, wasserreiche Kephissia, und Hr. P. in Betrachtung über Naturfülle und Reichthum dieser reizenden Ortschaft vertieft, ritt eben am Fuße des Pentelicon langsam fort, als er einen Pistolenschuß von der linken Seite der Strasse vernahm.

„Ich wandte unwillkührlich das Haupt," erzählt er (II. 448.) „und gewahrte meine flüchtige Albaneserin mit ihrem Gefolge unter Bäumen, abgesessen alle; der eine Mann hielt drey Pferde an den Zügeln, der andere war vorgetreten; ich sah noch die Pistole in seiner Hand. — Rief er mich? — Da ich mein Pferd zur Linken lenkte und auf die Gruppe losritt, sprangen die Frauen vor. Sie schienen jetzt erst Muth zu bekommen, mir zu winken. Aus ihrem Munde erfuhr ich die unerwartete Nachricht, die Türken streiften von Theben herüber, und hätten Kephissia besetzt. Ein Hirte, aus diesem Orte entsprungen, hatte vor wenigen Minuten diese böse Neuigkeit gebracht. Hierauf waren sie von der Strasse schnell unter diese Bäume entwichen, die sie nur dürftig verbergen konnten. Unschlüssig, oder vielmehr rathlos durchspähten sie zuerst die Gegend, um dann zu thun, was ihnen Gott eingeben würde. Da sahen sie mich den Berg herabkommen, und der eine Mann sprang heraus und rief mich durch seine Pistole. Ich mochte ihnen in Brana ein Mann geschienen haben, dem das Leben noch ein menschliches Herz im Busen gelassen hatte. Wohin? fragte mich das holde Weib, wohin? und weinte vor Angst. Zurück, antwortete ich. Unmöglich erwiederte sie, das Gebirge kann nicht undurchstreift bleiben. Athen liegt vor uns. Ach dahin, dahin! —

Freylich lag Athen vor uns — aber offenes Feld bis dahin! In diesem Augenblick ritten zwey Reiter den Weg herab — fünf andere folgten. Es waren Türken! — Höllenangst erfaßte uns. Die Männer rissen die Pferde hinter das Gebüsch. Wir warfen uns alle zu Boden. Des Himmels Schutz wachte sichtbar über uns. Eine schreckliche halbe Stunde brachten wir zu, bis sie vorüber waren. Sie ritten unbesorgt und gleichgültig nach Kephissia zu, ohne auch nur den Blick auf unsere Seite zu werfen. Aber nun war der Rückzug wirklich nicht zu wagen, das Bleiben gefährlich und das weitere Hinabsteigen fast tollkühn. Nach einigem Bedenken beschlossen wir dennoch das Letzte. Wir hatten einen einzigen schwachen Halt der Hoffnung, den Umstand nämlich, daß ich fränkische Kleider trug und diese von den Türken geachtet werden konnten; auch meine Leute waren fränkisch gekleidet; ein Diener, den ich vom Schiffe mitgenommen hatte, stack sogar in seiner Soldatenjacke. Türken von Negropont (und aus diesem Orte war der Haufen, der in der Umgegend von Theben lag) konnten diese Farben kennen.

Wir beschlossen daher, daß die Frauen mit Hülfe unserer Mäntel sich möglichst vermummen sollten — daß sie mit mir die gerade Strasse nach Kephissia hinabreiten würden, um keinen Verdacht zu erregen — daß wir aussen am Orte vorüberzögen, wo wir hoffen konnten, in der Mittagstunde nicht viele Augen auf uns zu locken — daß wir uns, wenn wir dennoch gefragt würden, für europäische Reisende gäben,

deren Schiff im Piräus läge und die Marathon besucht hätten; endlich, daß die beyden Albaneſen, die zu Fuß waren, ſich, allen Fußſteigen ausweichend, während der Nacht in die Ebene und nach Athen zu ſchleichen ſuchen und bis dahin im Walde ſich verborgen halten ſollten. Dieſen gewagten Entſchluß einmal beredet und gefaßt, eilte ich nach der Straſſe um zu ſehen, ob ſie bis Kephiſſia rein wäre. Ich entdeckte nicht ein menſchliches Weſen auf der ganzen Linie bis dahin, ſelbſt das Reiterhäuflein hatte einen Fußſteig zur Rechten eingeſchlagen und war nur durch die Hügel verborgen. Voll Zuverſicht im Herzen kehrte ich wieder. Schnell wurden die Mäntel abgebunden, Weſten, Halsbinden, Käppchen auf eine Weiſe benützt, die uns trotz der Gefahr lächeln machte. (Lange Beſchreibung der ſchönen Albaneſerin und jedes einzelnen Theiles ihrer eigenen Toilette). Das große Auge voll dunkler Glut, die blendend weiße Geſichtsfarbe, das reiche, glänzende Haar, die edle Haltung, die reizenden Formen — und flüchtig, mit Tod, Mißhandlung, Sclaverey bedroht, die letzte erbärmliche Hoffnung auf einen unbedeutenden Fremdling geſtützt, dem ſie nur einmal in ihrem Leben begegnen ſollte, und für den ſie keine Bürgſchaft hatte, als die Zuverſicht der Unſchuld! —

Ich drückte ihr den Hut auf die klare Stirne und gab ihr den Mantel um — wir ſaßen auf — empfahlen uns dem Himmel — und lenkten nach der Straſſe. Keine Seele noch, ſo weit das Auge reichte! — Ihre Begleiter blickten uns lange nach — dann verloren wir ſie aus dem Geſichte. Es war 11 Uhr vorüber, und die Sonne brannte heiß. Nach einer ſtarken Stunde Weges, hart am Bache, den ich zwiſchen Kloſter Pentele und den Marmorgruben überſchritten hatte, und hier wieder fand, hörte ich plötzlich Pferdegetrappel. Herauf aus dem Thale zur Rechten, zwiſchen hochverſchlungenen Ranken, windet ſich ein Pfad; ich blickte hin, — da war der früher geſehene Reiterhaufen vor uns — auf wenige hundert Schritte! Er hatte das Feld durchſtreift und wieder nach der Straſſe eingelenkt. — Todtenbläße war im Antlitz der Frauen, und ich glaube, auch in dem meinigen; ganz gleichzeitig ſah ich vor uns einige Wachen, welche die hohen, epheuumwundenen Pappeln bis dahin verborgen hatten. Keine Flucht war möglich — auch für den Gedanken dazu keine Zeit, denn von den Reitern war der vorderſte unſer kaum anſichtig, ſo ſprengte er auf uns zu. Er ritt ein herrliches Pferd nnd war ſelbſt ein herrlicher Jüngling. Das ſah ich auf hundert Schritte weit und meine Zuverſicht kehrte wieder. Wir ritten eben durch den Bach — auf zehn Schritte hielt er an, und wie erſtaunt über unſern Aufzug, ließ er ſeinem Pferde die Zügel. „Wer ſeyd Ihr?“ war ſeine erſte Frage. Officier eines öſterreichiſchen Kriegsſchiffes. „Wie kommet ihr hieher?“ Mein Schiff ſteht im Piräus. Ich beſuchte Athen und das berühmte Feld von Marathon, wie alle Franken, die dieſes Land betreten. „Und dieſe hier?“ — Sie zitterte an meiner Seite. — Mein Weib, antwortete ich feſt. „Euer Weib?“ — Ja. — Da lächelte er wie ein Engel, denn ich ſah, er wußte alles, — nahm eine Orange aus dem Laß und gab ſie mir mit den Worten: „Die Hitze drückt ſie nieder; das wird ſie erfriſchen.“

Er war unſer Retter. Vorüber an der Wache ritten wir, welchen er einige Worte zurief, die mein Dollmetſch nicht verſtand — vorüber am Orte, aus deſſen Ruinen kein neugieriges Auge blickte. An einer verwüſteten Moſchee, neben der eine türkiſch ummauerte Quelle fließt, unter dem Schatten eines uralten Maulbeerbaumes hielten wir einen Augenblick an.

„Dort iſt Athen!“ rief der Jüngling und ſprengte, keinen Dank erwartend, von dannen. Meine albaneſiſchen Frauen weinten vor Rührung und riefen ein über das andere Mal den Namen der Jungfrau an. Nach anderthalb Stunden erreichten wir den wüſten Anchesmos und bald darauf Athen. Am nächſten Morgen ſchiffte ſich meine ſchöne Freundin nach Hydra ein. —

Man ſieht, Hr. Prokeſch iſt ein Mann, der in den verwickeltſten und in ganz unvorgeſehenen Umſtänden ſich zu helfen weiß, der nicht nur Bücher- und Schulgelehrſamkeit, ſondern auch Welt, Menſchen, Leidenſchaften und die Art ihnen zu begegnen kennt. Aus ſeinem Urtheile über die griechiſchen Mönche erſieht man aber auch noch, daß er ſich der Engherzigkeit gewiſſer Nationalvorurtheile erwehrt, und ſich überhaupt aus den Feſſeln eitler Ueberſchätzung des Wiſſens bereits losgewunden hat. Er gehört unter die wenigen, wenn er nicht gar der einzige unter den zahlreichen Beſchreibern des neugriechiſchen Lebens iſt, welche an den romäiſchen Mönchen auch die gute Seite erkennen, ihre Unwiſſenheit erträglich finden, und nur die gemüthliche Seite des Inſtituts betrachtend ihnen ſogar den Vorzug vor ihren Brüdern im Abendlande einräumen, „weil ſie vom Teufel ſcholaſtiſchen Wiſſens weniger verſucht, der Natur weniger entwandt, durch Händearbeit ſich nährend und vollauf beſchäftigt, ein Bild

des Friedens geben, welchen man nur durch Abgeschiedenheit von der Welt zu erwerben im Stande ist.“ Die griechischen Klöster sind bis auf den heutigen Tag das geblieben, was die Abendländischen zur Zeit St. Benedikts von Nursia und St. Bonifacius von Maynz waren, d. i. Bauernhöfe, Landwirthschafts-Anstalten, Sammelplätze für Ackergeräthe, Samenkorn und Bücherrollen. Die griechischen Mönche sind Bauern, welche in St. Basilius Kleide Heerden weiden, Kühe melken, Schafe scheeren, Pflug und Ruder führen, die Erndte besorgen, Oelbäume impfen, Wein keltern und die kleinsten Dienste in Haus und Stall besorgen, während die bey weitem geringere Zahl das vorgesteckte Maaß von Schulgelehrsamkeit anfüllend sich der Laufbahn kirchlichen Ehrgeizes anvertrauen, aber auch als Archimandriten und Bischöfe, wie uns schien, den Erwerb zeitlichen Gutes und das Gelangen zu einem gewissen ökonomischen Wohlstande als die vorzüglichste Sorge ihres Lebens betrachten. Wenn man uns zugesteht, daß Langweile der größte Feind, und wahre Zufriedenheit im Allgemeinen nur auf dem Wege der Arbeit zu erringen ist, so muß man von diesen ascetischen Bauern nach der Regel St. Basilius mit mehr Achtung sprechen als es bey uns üblich ist. Bey Ref. sind die Gefühle von Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm einst der Anblick des Klosters St. Elias auf der Insel Hydra einflößte, heute noch lebendig, und er wundert sich nicht wenig, in keiner der zahlreichen Reisebeschreibungen durch Griechenland diese merkwürdige Erscheinung erwähnt zu finden. Das Kloster liegt auf der Spitze des kegelförmig von der Stadt aufsteigenden, meistens dürren Felsengebirgs, der Aufgang ist steil und dauert länger als anderthalb Stunden. Hier war einst eine traurige, sturmdurchsauste Steinöde, ohne Baum, ohne Pflanze, ohne Wasser, ohne Wohnung: jetzt findet der staunende Wanderer dort ein ganz von Stein erbautes längliches Viereck, oder Einstockgebäude mit Zimmern, Sälen und Zellen;

Kirche und Glockenhaus, Gärten, Aecker, Weinberge, Brunnen, Feigen- und Pfirsichbäume, hohe Mauern und Terrassen durch die Mühseligkeiten einiger armen Ascceten geschaffen, die ein byzantinischer Priestermönch vor nicht langer Zeit vom Berge Athos hiehergeführt. Sie brachen die Spitze des Bergkegels ab, hoben in langen Zeilen den schieferartigen Felsengrund aus, um Erde und Fläche zu gewinnen, sicherten die mühvoll gewonnenen Ebenen durch amphitheatralisch aufsteigendes Terrassengemäuer, trugen fruchtbares Erdreich aus den Schluchten und Rissen in Körben zu ihrer neuen Schöpfung hinauf, und verwandelten buchstäblich durch den Schweiß ihres Angesichts die traurig öde Heimath der Stürme in einen lachenden Wohnsitz der Glückseligkeit. Der Schöpfer dieser Kolonie, hervorragend an Wuchs über alle Klosterbrüder, ehrwürdig von Angesicht, kraftvoll, von festem Charakter und heller Einsicht, ganz einem jener Heroen und Städtebegründer der Vorzeit ähnlich, welche die dankbare Nachwelt unter die Himmlischen versetzte und durch jährlich wiederkehrende Feste ehrte, blickt heute nicht ohne geheime Seelenfreude auf das Werk seiner Hände, und erzählt dem Fremdling mit eben so viel Einfachheit der Rede als Schonung für die angeborne Schwachheit der Menschen, die das Gute und Nützliche allenthalben so lange hindern, als sie es vermögen, wie er standhaft und am Ende erfolgreich die Hindernisse bekämpft habe, die sich so vielfach dem Gedeihen seiner Niederlassung entgegenstellten. Er ist Priester und Fürst. Seine Untergebenen gehen niemals in die Stadt, wissen nichts von Ehrgeiz und politischen Ränken, kennen überhaupt kein Gut als selbstgeschaffene Unabhängigkeit, nähren und kleiden sich, bauen und verschönern ihren Wohnsitz mit dem Ertrage ihrer Händearbeit und mit dem ungebetenen Almosen mitleidiger Fremdlinge, die den gastlichen Sinn und die Tugenden dieser Mönche ehren.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unterdessen vertrieb eine Invasion der benachbarten Slaven die von Salzburg aus in den Pongau bestimmten Geistlichen, und die Maximilians-Celle lag lange Zeit hindurch zerstört.*) Jetzt (am Ende des II. Cap) besinnt sich der Verfasser, daß er durch das bisher Gesagte, oder durch diese, wie sie H. F. p. 29 nennt, „höchstwichtige Episode" von seinem Hauptgegenstande abgekommen. *) Er kehrt daher im III. Capitel p. 33. 34 zu S. Ruperts Stiftungen zurück, indem er die Gründung und Dotirung Nonnbergs für Ruperts Nichte Ehrentrud durch den Heiligen und den Herzog Theodebert berichtet (Vergl. hiemit Congest. p. 28, 29). — Das Cap. IV. p. 34 enthält fernere Vergabungen desselben Herzogs Theodebert, der Nonnberg dotirt, der also jenes Theodos Sohn ist, welcher aus S. Ruperts Händen die Taufe empfing. Des sterbenden Theodo's Ermahnungen, des Heiligen Kirche zu unterstützen, hat er gehorsam befolgt. Von demselben frommen Sinn beseelt (eadem quoque intentione p. 34. Cap. IV.) schenkte Hzg. Huibert, der Sohn und Nachfolger des Theodebert, Mehreres der Salzburger Kirche, unter andern ein weitläufiges Jagdrevier, welches Eingangs des Kap. V. p. 34. in fine p. 35 beschrieben wird. Der edle Mann Madelhelm schenkt gleichfalls einen Theil seines Jagdgebietes an den Ufern der Alben her; worauf noch einige Schenkungen des Hzgs. Huibert folgen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Brev. notit. p. 33. cap. II. multis temporibus (zweymal), und multo tempore dieß sind Ausdrücke, die füglich aus Mabillon AA. S. S. O. S. B. Saec. II. p. 1060 berichtigt werden können. Man darf schon der Aussage eines Mabillon, der mit Geist und Sprache der Legenden so sehr bekannt war, in Bezug auf Erklärung der Diction in solchen Producten Vertrauen schenken! Am wenigsten sollte eine gesunde Kritik auf solche vage Ausdrücke hin Argumente bauen, oder irgend ein besonderes Gewicht legen, wie ich sehe, daß H. F. es thut, p. 29, 32, 33, 46.

H. F. rechnet p. 31, 33 aus Lediz und Urso, und deren Neffen Wernher und Dulcissimus, dann wieder der letzteren Neffen 3 Generationen heraus. Allein die Neffen des Lediz und Urso erhielten von S. Rupert selbst das Lehen auf Lebenszeit, und Wernher und Dulcissimus übergeben es wieder an ihre Neffen vertragsmäßig gleichfalls auf Lebenszeit (complacitabant usque ad obitum eorum. Cong. p. 30). Es ist also hier nicht mehr zu rechnen, als die Lebenszeit der Oheime vom Tage des aus Ruperts Händen empfangenen Lehens an, und jene ihrer Neffen. Die Oheime, Wernher und Dulcissimus, welche als Geistliche und Zöglinge (F. p. 46) des h. Rupert das Lehen vom Heiligen auf ihre Bitten erhielten, mögen den H. Rupert überlebt, und lange Zeit (multo tempore habentes) im Genusse des Lehens gewesen seyn; aber schwerlich werden sie es „am Ende ihrer Tage auf ihre Söhne (F. p. 46 Zeile 8 von unten), und von diesen auf ihre Enkel gebracht haben," weil S. Ruperts Zöglinge, als Geistliche seit ihrem Eintritt ins Clericat kaum verheirathet gewesen seyn dürften: wenigstens scheinen die von Lediz und Urso präsentirten Wernh. und Dulciss. nicht verehelicht gewesen zu seyn. — Der Ausdruck des Congest. p. 30 „usque ad obitum eorum" ist nicht mit: „bis zu deren Tod" zu übersetzen, sondern „auf Lebenszeit." Wurmhari und Cissimo bitten den S. Rupert um die Nutznießung der Güter, welche ihre Verwandte der Kirche geschenkt, auf Lebenszeit, und Beyde übertrugen vertragsmäßig dieselben ihren Neffen gleichfalls auf Lebenszeit, und so bleiben diese Güter Lehen der Salzburger Kirche bis auf Otilos Zeit; bis nämlich Urso der Capellan seine Bitte um Belehnung mit jenen Gütern stellte. Das usque ad obitum ist also die in der Vertragsformel ausgesprochene Zeit, auf wie lange das Lehen überlassen wird; nicht aber eine Aussage, welche berichtet, die Neffen Wernhers und Dulcissimus seyen wirklich gestorben. Sind die Neffen — denn Neffe, nepos, nicht Enkel ist hier zu übersetzen — des Wernh. und Dulciss. jene im Zeugen-Verzeichniß der brev. notit. aufgeführten Dulcissimus und sein Bruder Otmar, beyde Priester, die auch noch als Wohlthäter der Salzburger Kirche p. 40. vorkommen, zur Zeit Otilos und Tassilos; so ist das Zeitalter des h. Ruperts unverkennbar in dem Beginne des VIII. Jahrhunderts zu setzen.

*) Brev. notit. cap. II. in fine. p. 33 quia igitur, schließt er die Abschweifung, perdifficile est, omnia pariter adnotare, quae domnus Rudbertus in eadem regione perfecit etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung 1835.

Erster Artikel.

„Deutsche Mythologie von Jacob Grimm" so lautet der kurze und einfache Titel für ein großes Werk eines der gelehrtesten Männer unsres deutschen Vaterlandes. Es bedarf dieses Buch keiner empfehlenden Anzeige des Unterzeichneten, überall ist es schon mit großem Beyfalle aufgenommen worden. Ohnehin muß Ref. als Jurist vom Fache seine Kühnheit bevorworten, daß er sich in dieser Anzeige an ein strenge genommen außerhalb seiner Sphäre liegendes Unternehmen wagt. Allein das Buch enthält für Jeden, dem die Lebensverhältnisse und die Schicksale des Germanischen Volksstammes von Interesse sind, so viel schätzbare, belehrende und ungemein unterhaltende Aufschlüsse, daß Ref. aus dieser Rücksicht sich gedrungen fühlt, den Lesern dieser Blätter einige Auskunft und Mittheilung über das in Rede stehende ächt vaterländische Werk zu geben. Er will und kann daher hier blos eine Anzeige im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht eine Recension des speciellen Inhaltes dieses schönen Buches liefern und nur hin und wieder möge es vergönnt seyn, eine Frage der Kritik aufzuwerfen, zuvörderst aber einige allgemeine Bemerkungen voranzuschicken.

Grimm fängt seine Bücher mit Vorreden an, die ihm die Herzen seiner Leser gewinnen, während der Inhalt der Werke selbst über seine Gelehrsamkeit staunen macht. Nicht ohne Rührung kann Ref. an das liebevolle Vorwort gedenken, mit welchem der dritte Band der deutschen Grammatik in die Welt trat. Es ist dasselbe an einen Einzelnen, an den eben von einer schweren Krankheit genesenen Bruder des Verfassers gerichtet, so auch jetzt die Vorrede zur Mythologie an einen Freund, an Dahlmann. Es thut wohl, hier die Person zur Person sprechen zu hören, es thut dem Leser wohl, hindurch zu fühlen, daß der Gelehrte sein Herz nicht unter Folianten und Quartanten begrub, sondern daß es lebendig schlägt in der Brust. Steht der einzelne Leser freilich dem Verf. fern, sind seine Beziehungen zu ihm ganz andere, als die derjenigen Person, zu der er spricht, ist er ihm vielleicht ganz fremd, dennoch kann er sich des Gedankens nicht erwehren, es sey in gewisser Weise die angeredete Person doch der Repräsentant der vielen Menschen, die diese freundlich gebotene Gabe freudig aufnehmen und empfangen. So beginnt also der Verf. sein Werk mit den Worten: „Lieber Dahlmann" und richtet an diesen Freund eine vorbereitende Abhandlung, welche zuerst sehr schön den Gegensatz zwischen Sage und Geschichte bezeichnet, dann auf den Plan, der bey dem Werke beobachtet ist, eingehet, und insbesondere noch das Verhältniß der deutschen Mythologie zu den Götterlehren anderer Völker hervorhebt. Wir können es uns nicht versagen, einige Worte, den zuerst erwähnten Punct betreffend, hier mitzutheilen, weil sie die Sache so ganz in ihrem eigenthümlichen Wesen bezeichnen, daß sie kaum anders wiedergegeben werden könnten:

„Sage und Geschichte sind jedwedes eine eigene Macht, deren Gebiete auf der Grenze sich in einan-

der verlaufen, aber auch ihren gesonderten, unberührten Grund haben. Aller Sage Grund ist nur Mythus, d. h. Götterglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt: ein viel allgemeineres, unstäteres Element, als das historische, aber an Umfang gewinnend, was ihm an Festigkeit abgeht. Ohne solche mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig, als ohne geschehene Dinge die Geschichte. Während die Geschichte durch Thaten der Menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die Sage als ein Schein, der dazwischen glänzt, als ein Duft, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die Geschichte, sondern ist überall neu und frisch, unaufhörlich wiedergeboren wird die Sage. Festen Schrittes am irdischen Boden wandelt die Geschichte, die geflügelte Sage erhebt sich und senkt sich: ihr weilendes Niederlassen ist eine Gunst, die sie nicht allen Völkern erweist. Wo ferne Ereignisse verloren gegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Theil davon zu hegen; wo der Mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die Geschichte zu Stütze. Wenn aber Mythus und Geschichte inniger zusammentreffen und sich vermählen, dann schlägt das Epos ein Gerüste auf und webt seine Faden." —

Was nun den Plan anbelangt, den der Verf. bey seinem Werke befolgt hat, so ist dieser im Ganzen genommen analog derselbe, wie wir ihn in seiner deutschen Grammatik und in seinen deutschen Rechtsalterthümern antreffen. Was er für die Sprache, was er für das Recht gethan, das wollte er mit denselben Mitteln auch für die Religion thun. Er wollte zeigen, daß dasselbe Volk, welches eine wohlgefügige Sprache redete, welches eines sinnvollen Rechtes genoß, auch „erfüllt gewesen sey von dem Glauben an Gott und Götter, beseelt von großartigen Vorstellungen von höheren Wesen." In einem Puncte jedoch befolgt der Verf. hier einen andern Gang. In jenen beyden andern Werken sind Sprache und Recht, sowohl der Völker des skandinavischen Nordens, als auch der übrigen germanischen Stämme, als nahe verschwistert und verwandt, auch gemeinschaftlich berücksichtigt worden; hier hingegen tritt die scandinavische Mythologie mehr in den Hintergrund. Wir erkennen die Gründe, die den Verf. zu dieser Anomalie bewogen haben (S. V.), vollkommen an; es war hier in der That nothwendig, um der falschen Kritik zu begegnen, welche bald den Ursprung der nordischen Mythologie verdächtigt, bald das alte Deutschland ganz und gar seiner Götterlehre beraubt hat, es war zu diesem Zwecke nothwendig bey der Darstellung mit der „Deutschen Armuth" zu beginnen und hier vor Allem das Alter der deutschen in so vielen Puncten mit der nordischen übereinstimmenden Mythologie festzustellen. Hieraus läßt sich dann ein richtiger Schluß auf das Alter der letzteren ziehen, so wie umgekehrt aus der Aechtheit der nordischen Götterlehre auf die Aechtheit der deutschen. Ueber den Zusammenhang dieser Mythologien läßt sich der Verf. ausführlicher S. 8. vernehmen: „die nahe Verwandtschaft der Sprache, die nachweisliche Gemeinschaft vieler Ausdrücke des Cultus durch alle deutschen Sprachen, die Identität mythischer Begriffe und Vorstellungen, die ähnliche Weise, wie sich die Heldensage an den Mythus knüpft, die Mischung des mythischen Elementes mit den Namen von Pflanzen und Gestirnen, die gleiche Umwandlung der Götter in Teufel, der weisen Frauen in Hexen, die Gleichheit der Volkssagen und Kindermährchen, das Ineinandergreifen der Götterlehre und Rechtsverfassung," alles dieß sind Beweise für die Verwandtschaft des Mythus der Deutschen und Scandinavier. Die nordische Götterlehre selbst ist nun aber in dem vorliegenden Werke nur in so fern berücksichtigt worden, als sie mit der deutschen zusammentrifft, wo sie hingegen in ihren Eigenthümlichkeiten auftritt, ist sie ausgeschlossen geblieben.

Der Verfasser mag es uns zu Gute halten, er hat uns durch seine früheren Werke verwöhnt, er möge das Gefühl der Täuschung nachsichtig beurtheilen, welches wir empfanden, als wir in einem Werke unter dem Titel: „deutsche Mythologie" (den er doch auch hier in gleichem Sinne versteht, s. S. 71 und 72) nicht ganz das Analoge antreffen sollten, als in den Büchern unter den Titeln: „deutsche

Grammatik," „deutsche Rechtsalterthümer." Wir billigen auf der einen Seite sein Verfahren, wir können gegen die ihn bestimmenden Gründe nichts einwenden und doch thut es uns leid, daß es also hat seyn müssen. Am Schlusse der Vorrede sagt dann der Verfasser: „zu einer großartigen gelehrten Bearbeitung eignet sich der ganze Umfang altnordischer Mythologie im höchsten Grade, hat sie aber noch nicht hervorgerufen." Eben diese Worte haben aber nur noch mehr dazu beygetragen, den Wunsch in uns lebendig zu machen, aus seiner Feder eine solche Bearbeitung hervorgehen zu sehen. Wir lassen uns hierin gerne der Ungenügsamkeit zeihen.

Nachdem nun der Verfasser in der Vorrede sich über das Verhältniß der Götterlehre unserer Vorfahren zu der der Römer, Griechen, Kelten und Inder ausgesprochen und hiebey besonders darauf aufmerksam gemacht hat, wie man zwischen der bestehenden wirklichen Verwandtschaft der deutschen und römischen Mythologie auf der einen und der Interpretatio Romana deutscher Götter auf der andern Seite wohl unterscheiden müße, kommt er noch auf einen andern sehr wichtigen Punct zu sprechen, der hier füglich nicht übergangen werden konnte. Sehr entschieden nämlich erklärt er sich gegen die Ansicht, nach welcher die Eddalehre größtentheils auf Erborgung aus dem Christenthume beruhen soll. Dieß führt ihn weiter, das feindliche Verhältniß zwischen Christenthum und Heidenthum, den zerstörenden Einfluß des ersteren auf dieses und endlich den Umstand näher hervorzuheben, wie das besiegte Heidenthum „noch seine flüchtige Habe gleichsam in des feindlichen Heeres Mitte zu sichern strebte" (S. XVIII). Hier gerade befinden wir uns auf einem Puncte, wo wir nicht völlig mit dem Verfasser übereinstimmen können; nicht etwa, als ob wir die so eben in Kürze zusammengestellten Facta in Abrede stellen wollten, diese haben ihre völlige Richtigkeit, sondern wir können uns nicht ganz an seine Beurtheilung dieser Facta anschließen. Sehr richtig und schön bemerkt der Verfasser:

„Der Sieg des Christenthums war der einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidenthum; für die gewonnene Ruhe der Seele, für den verheissenen Himmel gab der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren." (S. 4)

Ferner:

„Anderntheils zerstörte und unterdrückte die Frömmigkeit christlicher Priester eine Menge heidnischer Denkmale, Gedichte und Meynungen, deren Vernichtung historisch schwer zu verschmerzen ist; allein die Gesinnung ist tadellos, welche uns ihrer beraubt hat. An der reinen Uebung des Christenthums, an der Tilgung aller heidnischen Spuren war unendlich mehr gelegen, als an dem Vortheil, der später einmal, wären sie länger stehen geblieben, für die Geschichte aus ihnen hätte hervorgehen können." (S. 5.)

Endlich:

„Wir dürfen annehmen, wenn schon das Heldenthum noch eine Zeit lang lebendig hätte wuchern und gewisse Eigenthümlichkeiten der Völker, die ihm ergeben waren, schärfer und ungestörter ausprägen können, daß doch ein Keim des Verderbens und der Verwirrung in ihm selbst lag, welchen es ohne Dazwischentritt der christlichen Lehre zerrüttet und aufgelöst haben würde. Ich vergleiche das Heidenthum einer seltenen Pflanze, deren farbige, duftende Blüthe wir mit Verwunderung betrachten, das Christenthum der weite Strecken einnehmenden Saat des nährenden Getreides." (S. 5 und 6).

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, vom Ritter Prokesch von Osten. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. ꝛc.

(Schluß.)

Hier wohnt Friede, Genügsamkeit, Thätigkeit und Ordnung, folglich auch jene wahre und einzige Glückseligkeit, welche unsere Natur hienieden erträgt und erringen kann. Warum redet man aber so wenig von diesem Institute, warum besucht der Europäer vorzugsweise irgend ein altes spannenhohes epheuumranktes Mauerwerk? warum bewundert man nur einen wilden Grivas und verzeichnet in den Jahrbüchern nur den Namen des Klephten-Kapi-

täns, der das Dorf verbrannt und die Flur verwüstet hat? Für das milde Gestirn, welches den Frieden bringt, die Leidenschaften in der menschlichen Brust bezähmt, die Blume aus der Erde lockt, aus der Felsenspalte die Weinrebe, aus dem dürren Boden die alles befruchtende Quelle hervorruft und die Wüste in einen Garten verwandelt, hat unsere Neugierde kein Auge und unsere Rede selten ein schönes Wort!

Im Gegensatze mit dieser Gerechtigkeit, welche unser Verf. den griechischen Mönchen widerfahren läßt, hätte er aber auch bey Veranlassung seines Besuches der Ruinen von Ephesus die alten Bewohner derselben wegen ihrer Liebe für Weisheit und Gelehrsamkeit nicht gar zu stark rühmen sollen, da man, nach Athenäus, in dieser Stadt einst von Obrigkeitswegen öffentlich bekannt machte: „Will einer bey uns gelehrt seyn, so ziehe er aus, und sey es anderswo.“ Wohlthuend aber ist auf der andern Seite für alle jene, die in den Dingen das rechte Maaß lieben und allenthalben die Menschen auf ihren wahren Werth zurückführen möchten, Hrn. Prokesch's in einer frühen Periode schon eingestreute Bemerkung, daß man z. B. unter den Benennungen griechischer Minister, General u. s. w. sich keineswegs Verhältnisse vorstellen soll, denen ähnlich, in welchen sich so betitelte Männer in unsern Staaten befinden. Diese Namen, meynt er, wurden von den Griechen erborgt, wie Kleider, um sich bey uns mittels dieser Masken den Eintritt zu verschaffen. Sie urtheilten eben richtig, daß wir bald den Rock für den Mann nehmen, und so uns für eine Menge Eigenschaften entschädigen lassen würden, die ihnen mangeln. Heute weiß dieses freylich jedermann; aber der Irrthum, diesem von uns Abendländern in allen wesentlichen Puncten abweichenden Volke dennoch unsere Gesetze und Gebräuche aufladen zu wollen, ohne seinen Widerspruch zu reizen, scheint noch nicht allgemein erkannt zu seyn. Daher das Taktlose, mit welchem besonders die französischen Griechenfreunde häufig ihren Beystand bemassen. Durch Absendung von Proklamationen, Broschüren, Cocarden, Uniformen und Feldwebeln wollten diese eine sinkende Revolution beleben und ein zur Verzweiflung gebrachtes Volk retten. Von Ungereimtheiten dieser Art findet man im Buche mehrere Beyspiele. Unter andern fand Hr. Prokesch einst bey dem griechischen Kriegsminister mehrere Druckschriften, neugriechische und französische aus Frankreich gesandt. Sie betrafen meist Gegenstände, welche durch ihre Wahl und Behandlung auf grelle Weise die völlige Unkenntniß der Verfasser mit griechischen Kriegs- und Landesverhältnissen belegten. Der Minister, der sich mit einer solchen abmühte, gestand ihm, daß er aus dem Geschwätze nicht klug werden könne. Und er habe recht gehabt. Die Broschüre gab den Griechen Rathschläge, wie sie eine gute Reiterey entbehren und mit einer mittelmäßigen auskommen könnten; wie sie es anzufangen hätten, um eine solche in Eile zu schaffen. Es wurde dabey vorausgesetzt, daß es in Griechenland nicht an Pferden mangle, und daß der Mann geübt sey im Sattel zu fechten. Viele Beyspiele aus den französischen Kriegen wurden angeführt, und der vielen Worte kurzer Sinn war eigentlich, daß im Nothfalle ein Strick die Dienste des Steigbügels, des Gebisses und Zügels thun könne. Den Griechen, die weder Pferde haben, noch reiten können, noch sich eines andern Steigbügels bedienen, wenn sie sich ja manchmal auf einen Gaul oder ein Maulthier setzen, als eines Strickes, mußten, nach Hrn. P's. Meynung, derley Vorschläge wie Spott klingen.

Obwohl der gelehrte Verf. öfter, als es nöthig ist, Verse macht, und auch noch die Beschreibung seiner letzten Tour von Athen über Kalamaki nach Sicyon, Phlius, Nauplia und zur See nach Mytilene mit einem Epilog in Versen endet, so wird der Leser dennoch mit Referenten der Meynung seyn, diese Denkwürdigkeiten gehören in die kleine Zahl jener der Revolution gleichzeitigen Schriften, aus welchen einst die leidenschaftslose und ruhig erwägende Nachwelt die einzelnen Züge zu einem treuen Gemälde jener merkwürdigen Begebenheit schöpfen wird.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung 1835.

(Fortsetzung).

Sollen wir gegen diese Grundsätze streiten? Gewiß nicht, wir stimmen ihnen vollkommen bey. Trotz dieser Aeußerungen des Verfassers glauben wir aber doch, daß er das deutsche Heidenthum ein wenig zu lieb habe. Auch wir fühlen uns auf dem Gebiete der Wissenschaften durch Nichts mehr angezogen, als durch alles dasjenige, was das Leben und die Geschichte des Volksstammes der Germanen betrifft; die Schönheit der Sprache, die Reichhaltigkeit, Einfachheit und Consequenz des Rechts, Alles dieß wird Jeden, der einen heimischen Sinn hat, fesseln, ja die Beschäftigung mit diesen Gegenständen wird ihm so manche süße Stunden bereiten. So also auch das Studium des Glaubens unserer Ahnen und Alles, was damit im Zusammenhange steht. Wir finden es daher nicht nur begreiflich, sondern auch natürlich, daß man alle diese Dinge ausnehmend lieb gewinnt, daß man also auch gegen eine Potenz, die in den das Volk belebenden Geist zerstörend eingreift, wenn sie eine andere als das Christenthum wäre, ein gewisses Mißbehagen empfindet. Es wäre nach den oben mitgetheilten Worten des Verfassers eine große Ungerechtigkeit gegen ihn, wenn man ihm ein solches Mißbehagen gegen die auf das Heidenthum zerstörend einwirkende christliche Religion zuschreiben wollte; es scheint uns aber, als ob er glaube, die Bekehrer der Germanen seyen in ihrer Auffassung des Heidenthums ungerecht gewesen, weil sie in den Göttern Dämonen erkannt hätten. Ihnen macht der Verfasser an verschiedenen Stellen den Vorwurf, sie hätten eben durch jene Idee das Heidenthum auf eine gehässige Weise entstellt, um dasselbe seinen bisherigen Bekennern um so verabscheuenswerther zu machen.

Nach seinen vorhin angeführten Aeusserungen wird uns der Verf. darin beystimmen, daß, so wie Christus gerade zu rechter Zeit, wo die Noth schon am größten war, in die Welt gekommen ist, es auch gerade die rechte und höchste Zeit war, daß dem germanischen Heidenthume durch die Verkündigung des Christenthums ein Ende gemacht wurde, denn trotz aller seiner Naivität, trotz aller seiner freundlichen und lieblichen Seiten, war es doch sehr abscheulich. Aber eben dieß führt uns auf einen von dem Verfasser völlig unberücksichtigt gelassenen Hauptpunct, auf die Frage, was denn eigentlich das Heidenthum für eine Bedeutung hatte? was die Götter der Heiden waren? Bey der Durchlesung des Buches sind wir immer auf diese Frage zurückgekommen, wofür hält denn der Verfasser die Götter der Heiden? und wir haben uns nicht genug wundern können, daß das Buch, welches über so viele bisher unbekannte Dinge die herrlichsten und überraschendsten Aufschlüsse gibt, nicht ein Wörtchen von dem spricht, was eigentlich der Kern aller Mythologie ist.

Der Verfasser stellt bey seinen Untersuchungen immer nur das Factum hin: die Deutschen hätten an diese oder jene Gottheit geglaubt u. s. w. Waren denn aber diese Götter bloße Phantome der Einbil-

dungskraft, an welche die Heiden, von ihren Priestern belehrt oder betrogen, glaubten, oder hatten sie eine Realität? Waren sie das Erstere, nun, dann wollen wir über die Dummheit unserer Vorfahren und der aufgeklärten Völker des Alterthums, die sich Jahrhunderte lang dergleichen Dinge haben aufbürden lassen, nur geradezu den Stab brechen. Hier liesse sich wenigstens die Stupidität in keinem Falle analog hinweg interpretiren, wie es Rogge (Gerichtsverfahren der Germanen S. 201) in Betreff des Instituts der Ordalien durch die Fiction versuchen zu müssen geglaubt hat, diese seyen in der heidnischen Zeit nur selten vorgekommen, und hätten seit der Einführung des Christenthums, falls der Angeschuldigte sie bestand, auf einem frommen Betruge beruht. Es bleibt also in jenem Dilemma nur das Zweyte übrig: die Götter der Heiden müssen eine Realität gehabt haben. Sie wurden also nicht bloß als Wesen gedacht, sondern sie waren selbst wirkliche Wesen, denen unrechtmäßiger Weise in Folge des Abfalles von Gott, von den Menschen göttliche Verehrung gezollt wurde. Auf einem solchen Standpuncte, selbst wenn das Heidenthum auch mit Verehrung guter Geister begonnen haben mag, war doch für die Menschen die größte Gefahr, daß der „Lügner von Anfang" sich ihrer bemächtigte, und daß er zuletzt mit seiner Schaar der gefallenen Engel selbst Gegenstand der Anbetung und Verehrung wurde. Vielleicht möchte hier die häufig gebrauchte Parallele entgegengestellt werden, jener göttlichen Verehrung höherer Wesen entspreche die Verehrung der Heiligen in der katholischen Kirche. Obschon der Verfasser anzudeuten scheint, als seyen in der Entwicklung des Menschengeschlechts gleichsam drey Stadien: Heidenthum, katholische Kirche und Reformation, und als sey, was wohlthätige Einwirkungen betreffe, ein fast gleiches Verhältniß letzterer zur katholischen Kirche, wie das dieser zum Heidenthume anzunehmen (S. XXI. S. 5. S. 61 Note), so besorgen wir von ihm einen solchen Parallelismus in der Weise, wie er gewöhnlich vorgebracht wird, nicht, da er die Lehre der katholischen Kirche über jenen Punct zu genau kennt (S. XXI.).

Wir sind demnach der Meynung, die christlichen Glaubensboten hatten so unrecht nicht, wenn sie die Götter der Heiden für Dämonen erklärten, denn der ganze Zustand des Heidenthums ist ein dämonischer und schon in den Psalmen steht geschrieben: „alle Götter der Heiden sind Dämonen." Die Dämonen sind aber keine Phantome, sondern sind eben die gefallenen Engel im Dienste des mit ihnen vom Himmel herabgestürzten Fürsten der Finsterniß. Dieser ist es, der die Völker zum Abfalle von Gott verleitet und zu dem Heidenthume geführt hat. Dieß trägt daher nicht nur den Keim des Verderbens und der Verwirrung in sich, sondern ist selbst Verderben und Verwirrung. Es folgt dieser Abfall den gewöhnlichen Gesetzen des Falles; mit der Länge der Zeit wächst die Schnelligkeit und die Entfernung, welche das im Falle Begriffene von seinem Ausgangspuncte erreicht. Wenn also die Germanen noch nicht bis zu „dumpfbrütendem Niederknien vor Götzen oder Klötzen" gekommen waren, (? s. S. 20), so hat dieß seinen Grund in den Planen der göttlichen Vorsehung, welche dieses Volk noch zu großen Dingen bestimmt hatte und ihm die rettende Hülfe durch Christus in einem früheren Stadium des Abfalles sendete, als manchem andern Stamme. Aber dessen ungeachtet waren die Germanen doch schon weit genug unter der Leitung ihrer Götter, wie die denselben dargebrachten Menschenopfer (S. 26) zur Genüge beweisen, auf der von Gott hinwegführenden Bahn vorgeschritten.

Wir gehen nunmehr zu einzelnen Parthien des Werkes selbst über. Die „deutsche Armuth" hat denn doch — Dank sey es der unverdrossenen Mühe und dem Fleiße des Verfassers — einen Raum von 710 und, wenn man den Anhang hinzurechnet, von 872 enggedruckten Seiten ausgefüllt. Das gesammte Material ist in 29 Kapitel getheilt, von denen das

erste eine Einleitung bildet, deren Inhalt in Verbindung mit dem der Vorrede, bereits in dem Bisherigen berücksichtigt worden ist; das zweyte führt die Ueberschrift: Gott und beginnt mit der etymologischen Erklärung dieses zur Bezeichnung des höchsten Wesens gebräuchlichen Wortes. Wo aber stammt dieses Wort her? Der Verfasser ist nicht abgeneigt, das deutsche Gott mit dem Persischen khôda zu vergleichen, wenn dieses durch eine starke Verkürzung aus dem Zendischen qadâta (a se datus, increatus, Sanscr. svadâta) hervorging. Unser „gut" sowohl als den Namen der „Gothen" hält der Verfasser für unverwandt mit Gott. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Bemerkung in Betreff der Gothen ist leicht zu gewinnen, hinsichtlich des Wortes gut hingegen sträubt sich das Gefühl gegen die Trennung desselben von Gott. Das ist eine alte Meynung, die fast alle Leute, von Kindesbeinen an, haben, daß Gott (Goth. Guth) und gut (Goth. Gods) zusammengehören. Es wäre eine logische Inconsequenz Gott von gut abzuleiten, aber man trennt sich schwer von dem Gedanken, daß beyde Worte nicht in einem Zusammenhange stehen sollten.

[Die Einwendungen dagegen sind folgende: 1) der im Gothischen ungewöhnliche Wechsel von th und d; allein Grimm sagt an einer andern Stelle (Gramm. I. S. 62) selbst, daß th und d sich sehr nahe gestanden haben müssen. Gudja (sacerdos) muß doch wohl mit Gott (Deus) im Zusammenhange stehen. 2) Der Uebergang von u und o; doch ist (Gramm. Bd. 1. S. 40) funa und fôn angeführt, die in ganz ähnlichem Verhältnisse zu einander stehen. Bey Wörtern, die so uralte Sprachbildungen sind, darf eine Unregelmäßigkeit der Art nicht befremden. Auf jeden Fall stehen der Vergleichung mit dem Zend. qadâta und Persischen khôda viel größere Schwierigkeiten entgegen: denn überall wo das Zend. sv in q erwandelt, behält das Gothische den Sibilanten, also z. B. Zend. qasâ, Goth. svistar für Sansc. svasri (Schwester). Ueberdieß ist eine Zusammenziehung kaum anzunehmen, wo der wichtigste Buchstabe so ganz verschwindet und so den Charakter einer einfachen Wurzel annimmt, wie Guth. Sollte das Wort nicht vielleicht zu dem Sanscr. Guh (sich verbergen) gehören? *)]

Unter den germanischen Beynamen, welche Gott beygelegt werden, führt der Verfasser auch Sihora im Vergleich zu Sigidrohtin an (S. 18) und ist der Meynung, daß aus jenem Worte der Ausdruck Sire herzuleiten sey. Allein, so scharfsinnig diese Hypothese auch ist, so möchte doch, so lange sie nicht durch neue Gründe unterstützt wird, und so lange insonderheit das Wort Sihora selbst, welches bloß in Augustins Briefsammlung vorkommt, nicht noch anderwärts gefunden wird, bey der viel näher liegenden Ableitung von Senior, Seigneur, Sieur stehen zu bleiben seyn.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Otilos Besiegung durch die Franken-Fürsten — hier Könige genannt — und seine Abführung nach dem Frankenreich wird hierauf kurz vorgetragen, sowie seine Rückkehr auf den Herzogsstuhl und seine Vergabungen an die Salzburger Kirche (p. 35. Vrgl. wegen Aufeinanderfolge der Herzoge Huibert und Otilo das Congest. p. 22., woselbst Huiberts Vergabungen an Salzburg ausführlicher aufgezählt sind). — Dies giebt dem Verf., der zu Ende des II. Capitels im besten Zuge des Erzählens war, eine erwünschte Gelegenheit, auf die

*) Die hier in [ ] eingeschlossenen Bemerkungen verdanke ich dem sprachkundigen Hrn. Dr. Friedr. Windischmann.

Geschichte des Streites zwischen Otilo und den Bischof Virgilius zu kommen, welche er oben abgebrochen. Er thut es, im Cap. VI. Cap. VII. p. 35. 36. Urso, Otilo's Kapellan und treuer Gefährte in der Gefangenschaft, welcher vom Geschlechte derer Männer von Albina war, bat seinen Herrn um die Lehensverleihung jener Güter, die Herzog Theodebert dem hl. Maximilian und St. Rupert gegeben. Otilo, der Verhältnisse nicht kundig, — er wußte nicht, welche Vergabungen Theodo und sein Sohn Theodebert dem hl. Rupert in dieser Gegend gemacht — gewährte seines Kapellans Bitte, indem er ihn mit den Gütern zu Alben und der seit langen Zeiten zerstört daliegenden Maximilians-Celle belehnte. Virgil, der Ausländer, welcher nach diesem (postea) mit Otilo's Bewilligung den bischöflichen Stuhl Salzburgs bestieg, begab sich, sobald er sich über diese Sache gehörig unterrichtet, zum Herzog, Recht, d. i. die Rückgabe der seiner Kirche entzogenen Güter zu begehren. Aber der Herzog wollte durch Entziehung des Lehens seinen Kapellan nicht betrüben, während Virgil auf der Gerechtigkeit seiner Sache bestand, und für dieselbe eine große Zahl geistlicher und weltlicher Zeugen anführt, (Man vergleiche die einfache und klare Erzählung dieses Streites im Congestum p. 29 in fine p. 30., die unmittelbar an die Gründung der Maximilians-Zelle geknüpft, nicht aber von einander gerissen ist, wie hier in der brev. not). —

Cap. VIII. p. 37. werden die Schenkungen des Hzgs. Otilo an die Maximilians-Zelle aufgezählt, für welche dieser Herzog eine besondere Vorliebe bezeigte. Das IX. Capitel, p. 38 enthält Hiltrudens, Thassilos Mutter und Pippins Schwester, Schenkungen nach ihres Mannes (Otilo) Tode; auch was der Herzog Thassilo selbst, mit seiner Mutter, der Salzburger Kirche vergabte. Im X. Capitel, p. 38 folgen nun die Schenkungen der edlen bayerischen Männer, da bis daher nur jene der Herzoge Bayerns aufgeführt wurden. (So die Ueberschrift: Huiusque praenotatae V. traditiones ducum Bavariae regionis. etc. Ex hinc notantur traditiones nobilium hominum etc.) Der Verf. hält sich bey der „überraschenden Menge von Schenkungen“ (F. p. 35) nicht mehr an eine strikte Zeitfolge, wie er es bey den Schenkungen der vom Vater auf den Sohn, und vom Vorfahr auf den unmittelbaren Nachfolger sich folgenden Herzoge zu thun gezwungen war; sondern er zählt diese Güterschenkungen auf, wie ihm die Urkunden darüber eben zur Hand kamen. So z. B. was zur Zeit Otilo's der edle Mann Milo hergegeben. Die Edelfrau Tisa schenkt ihr Eigen zu Monticulus am Flusse Salzaha zur Zeit des Herzogs Theodebert; worauf wieder, zum Beweis des Gesagten, die Schenkung eines edlen Vgo zur Zeit Otilo's folgt. *)

Das XX. Capitel berichtet die Stiftung von Otting zur Zeit, als Thassilo II. unter seines Oheims Pippin Vormundschaft stand, durch den Grafen Guntharius (p. 38); worauf im XII. Capital p. 39—42 die Namen und Güter der getreuen, edlen und gemeinfreyen (mediocres) Männer verzeichnet werden. Das Uebrige der brev. notit. vom Cap. XIII. p. 42 — Cap. XXIII. incl. p. 47. hat für den streitigen Gegenstand kein Interesse mehr.

Dies ist der genaue Inhalt und die Folge der Materien jener 2 Documente der Salzburger Kirche, auf welche alle bayerischen und salzburgischen Geschichtsforscher von jeher, und zwar mit vollem Rechte, das größte Gewicht gelegt haben (S. v. Koch Sternfeld, in den Abhandlungen der k. Akad. d. W. Bd. V. p. 340. 341). und noch legen. Nicht zu übersehen ist, daß beyde, das Congestum und die breves notitiae, wie oben gezeigt wurde, Auszüge von Urkunden enthalten, welche getreu die Namen der Schenker und des Geschenkten angeben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem Theodebert, unter welchem Tisa vergabte, einen jüngeren Herzog zu den Zeiten Otilo's zu machen, ist deshalb kein Grund vorhanden, weil es, wie gesagt, dem Verf. hier bey den frommen Gaben der Edlen nicht mehr um eine genaue Folge der Herzoge zu thun ist. Es ist also kein anderer Herzog, als der oben in der Herzogs-Reihe aufgeführte Theodebert, der Gründer von Nonnberg und der Maximilianszelle, und jenes Theodo's Sohn, der St. Rupert aufgenommen. Hr. F. hat also p. 35 nicht ganz Recht, wenn er behauptet, daß zu den Zeiten des hl. Ruperts noch keine einzige Schenkung von irgend einem Edlen oder Freyen an die Kirche Salzburg vorkommt.« — Dieselbe Nachläßigkeit (Hr. F. nennt es p. 26 ordnungswidrig), sobald es sich nicht mehr um Aufzählung der herzoglichen Schenkungen handelt, gewahren wir im Congestum p. 23 in fine, vergaben Boso und sein Bruder Joannes mit Erlaubniß des Herzogs Thassilo, desgleichen p. 24. Onno (Anno) und sein Sohn Sigiunolf und Sigibald der Richter ꝛc., ferner Graf Grimbert (König Pippins Vertrauter, brev. not. p. 40)., dann Dignolus, Agilulf, alle mit Thassilo's Bewilligung. Die Freye Tisa dagegen (vergleiche oben die brev. notit. p. 38) nimmt ihre Schenkung mit Bewilligung des Hzgs. Otilo vor, worauf die übrigen Wohlthäter der Salzburger Kirche zur Zeit Thassilos aufgeführt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Mythologie. Von Jakob Grimm. Göttingen in der Dietrichschen Buchhandlung. 1835.

(Schluß des ersten Artikels.)

In dem zweyten Kapitel, welches den Gottesdienst der Germanen im Allgemeinen zu seinem Gegenstande hat, stellt der Verfasser zuerst alle diejenigen der deutschen Sprache eigenthümlichen Ausdrücke zusammen, die sich darauf beziehen. Schon selbst diese gestatten einen Hinblick in die Art und Weise der deutschen Gottesverehrung; sie bestand in Gebet und Opfern; mit dem ersteren war Händefalten, Kniebeugen und Hauptentblößen verbunden. Aus den S. 20 angeführten Stellen geht aber auch hervor: Neigen und Niederfallen vor Götterbildern. Daß neubekehrte Christen bey ihren Gebeten heidnische Gebräuche bewahrt haben, ist sehr wahrscheinlich; sie zollten jetzt dieselbe demüthige Verehrung dem wahren Gotte. Es sind indessen die meisten dahin gehörenden Handlungen von der Art, daß das menschliche Gemüth, ohne daß sie aus dem Heidenthume hinübergebracht würden, leicht gerade auf diese Aeusserungen seiner Andacht verfallen kann. Daß aber die auf S. 21 angegebene Anweisung, das Kreuz zu machen, in irgend einer Verbindung mit dem Heidenthume stehe, möchte doch sehr zu bezweifeln seyn. Auch bey diesem Abschnitte bietet sich dem Verfasser, wie immer, die Gelegenheit zu den vortrefflichsten sprachlichen Bemerkungen. So sehr man auch geneigt seyn möchte, die gewöhnliche Bezeichnung des Opfers durch blôtan, dahin zu erklären, daß dieses Wort so viel bedeute als „bluten machen“ und daraus dann einen Schluß auf den Charakter der deutschen Opfer zu ziehen, so wird doch dargethan (S. 23), daß jenes Wort durchaus nicht mit bloth (sanguis) im Zusammenhange stehe, dagegen auf das griechische φλοιδόω (entzünden, verbrennen) hingewiesen. Unter den Worten, welche hostia, victima bedeuten, findet sich auch das althochdeutsche zëpar vor. Dieß führt (S. 25) zu einer interessanten Erörterung über das Wort „Ungeziefer,“ welches ursprünglich das nicht Opfermäßige oder vielmehr die nicht opfermäßigen Thiere bezeichnet haben würde. In einigen Gegenden Deutschlands bedeutet: „Gezifer“ so viel als „Geflügel“ besonders das eßbare, welches auf dem Markte feil geboten wird. Der Verfasser geht sodann die einzelnen Arten von Opfern durch, unter denen die Pferdeopfer die ansehnlichsten gewesen zu seyn scheinen. Daher das so häufig in der christlichen Zeit vorkommende Verbot des Genußes des Pferdefleisches, weil es Sitte war, von dem Fleische des Opferthieres zu essen, daher auch der Schimpfname „Rosseschlächter,“ mit welchem die Christen die Heiden schalten. Vermuthlich wurde (S. 31) das zu opfernde Thier gleich bey seiner Geburt im Voraus zu jenem Zwecke auserwählt und bezeichnet, woraus sich der bisher dunkle Ausdruck majalis sacrivus oder votivus in der Lex Salica, so wie der Umstand erklärt, daß bey mehreren Schriftstellern das lateinische hostia durch friscing (Frischling) übersetzt wird. Auch auf die Farbe der Thiere wurde Rücksicht genommen (S. 33) und zwar

wurden besonders weiße auserwählt. Woraus mag sich wohl der in Bayern vorkommende Gebrauch erklären, daß bey dem Offertorium bey Todtenämtern von den Laien öfters eine schwarze Henne dargebracht wird? Zu dem Opfer gehörte auch der Trank und hier kommt das sogenannte Minnetrinken ebenfalls in Betracht (S. 36). Der Verfasser bringt damit die bekannte Erzählung des Jonas von dem Opfer der Alemannen in Verbindung, welches diese, als gerade der heil. Columban zu ihnen kam, dem Wodan bringen wollten. Sie saßen dabey um eine große Bierkufe herum und es scheint sich die Stelle dahin zu erklären, sie hätten Wodans Minne getrunken. Dieß Wort hat ursprünglich nicht die Bedeutung, „Liebe," sondern Gedächtniß (der Verf. weiset auch auf das lat. me-min-i), und bringt den Gedächtnißtrank sehr richtig in Verbindung mit dem Opfer. In der christlichen Zeit schloß sich daran das „S. Johannis Minne trinken" und „S. Gertrud Minnen trinken" an.

Bey der Untersuchung über die Tempel der Deutschen, welche den Inhalt des vierten Kapitels bildet, wird zunächst der Umstand hervorgehoben, daß in den ältesten Zeiten der Waldkultus der vorherrschende gewesen sey. Tacitus legt dafür in mehreren Stellen sowohl in der Germania als in den Annalen und Historien ausdrückliches Zeugniß (S. 42) ab, aber auch ohne es selbst zu wissen, gibt er in dem 43sten Kapitel des zuerst genannten Werkes davon noch auf eine andere höchst merkwürdige Weise Kunde. Er spricht nämlich von einer Gottheit mit den Worten: ea vis numini, nomen Alcis. Diese Alx ist aber weiter nichts als das gothische Alhs, welches eine heilige Stätte bedeutet. Außer dieser einen Bezeichnung werden deren noch die beyden andern, welche gleiche Bedeutung haben, berücksichtigt, nämlich haruc und paro. Hierauf folgt dann eine große Menge von Beyspielen über die Baumverehrung bey den Germanischen Stämmen; wir heben hieraus nur noch die Bemerkung hervor, daß die königlichen Bannwälder des Mittelalters aus heidnischen Hainen hervorgegangen zu seyn scheinen und daß das Recht des Königs an die Stelle des Cultus getreten sey, der den heiligen Wald der Benützung und Gemeinschaft des Volkes entzog (S. 45). Als Schluß dieser Untersuchungen finden sich dann die Zeugnisse über die von den Deutschen zur Gottesverehrung benützten Gebäude. Daß sie wirklich Tempel gehabt und erbaut haben, unterliegt darnach keinem Zweifel, doch konnten manche dieser Gebäude, von denen die angeführten Stellen sprechen, nach des Verfassers Meynung auch römische seyn, deren sich die Germanen zu ihrer Gottesverehrung bedient hatten (S. 55). Daß Monumente der Art heut zu Tage fast gänzlich untergegangen sind, erklärt sich leicht daraus, daß man bey Einführung des Christenthums gewöhnlich Kirchen an ihre Stelle setzte, zu deren Errichtung dann auch das alte Mauerwerk benützt wurde.

Einer Erörterung über die Priester bey den Germanen ist das fünfte Kapitel gewidmet. Der Verfasser führt zuvörderst die verschiedenen Benennungen an, unter welchen sich die Priester vorfinden, und weiset auf den nahen Zusammenhang ihres Amtes mit dem richterlichen hin. Eben dieser Umstand dürfte auch wohl berechtigen, den Ausdruck Sühner, der öfters in Glossen (z. B. Graff, Diutiska Bd. 1. S. 135 judex, soneo. S. 499 dominus arbiter, truhtin suanari; vergl. ebendaselbst S. 170: judicium, sona) zur Bezeichnung des Richters vorkommt, ebenfalls auf den Priester zu beziehen, da sein Amt vorzugsweise im Sühnen bestand (vergl. meine deutsche Gesch. Bd. 1. §. 13 Note 6 und 39). Vieles hieher Gehörige hat der Verfasser bereits in seinen Rechtsalterthümern abgehandelt, weshalb er auch auf dieselben verweiset, insonderheit in Betreff der priesterlichen Bedeutung, welche der Adel bey den Germanen einnimmt. Auch wir sind ganz dieser Ansicht, daß die adelichen Ge-

schlechter als die „Bewahrer der Ehe“ d. h. des religiösen Gesetzes, der religiösen Tradition, vorzugsweise auch die priesterlichen waren. Dieses schließt aber nicht aus, daß der einzelne schlechthin freye nicht adeliche Hausvater nicht ebenfalls hätte Priester seyn können; auch er hatte unstreitig als Oberhaupt einer Familie innerhalb dieser eine priesterliche Gewalt. Daher glauben wir, daß der Verfasser zu scharf in der bekannten Stelle des Tacitus in der Germania (c. 10.) zwischen dieser hausväterlichen Gewalt und der priesterlichen sondert, wenn er S. 60 sagt: „eine merkwürdige Beschränkung der Priestergewalt und ein Zeichen, wie weit in dem eigentlichen Privatleben das Recht des freyen Mannes ging,“ um so mehr, da im Norden (S. 62) jeder Jarl oder Herfir (wobey der Verfasser hinzufügt: „wenn er schon kein Priester war“) Opfer verrichten konnte.

Eine äußerst interessante Abhandlung bildet unter der Ueberschrift: Götter, den Inhalt des sechsten Kapitels. Der Verfasser stellt hier jedoch, indem er mit Recht den Nachrichten des Tacitus vor denen des Cäsar den Vorzug einräumt, nun im Allgemeinen folgendes Resultat fest, (S. 71) daß „in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Religion der Deutschen wesentlich auf Götter beruhte; tausend, zwölfhundert Jahre später hat sich unter dem nördlichen Volkstheil, der seinen angestammten Glauben zuletzt für den neuen hingab, das alte Göttersystem am vollständigsten bewahrt. An beyden Endpuncten des Heidenthums da, wo es in der Geschichte für uns auftritt und untergeht, haftet durch Sprache und nie abgebrochene Ueberlieferung das mittlere Deutschland vom fünften bis zum neunten Jahrhundert. Um diese Zeit erscheinen uns die Gestalten der Heidengötter in dem schwachen und feindseligen Licht, das Berichte der Neubekehrten auf sie warfen, erblichen und verworren, immer aber noch als Götter.“

Hierauf folgen dann die Resultate der Forschungen nach dem Vorkommen von Götterbildern, und es ist der Verfasser der Ansicht, daß, wenn auch die Römer keine bestimmte Nachricht über diesen Punct geben, doch zu vermuthen sey, daß das innere Deutschland (S. 73) Tempel und Bilder bewahrt habe. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Schwankende des Sprachgebrauches, in dem häufig das nämliche Wort zur Bezeichnung eines Gottes, seines Bildes und seines Tempels gebraucht wird. Die Kenntniß der einzelnen bey den spätern Schriftstellern über Götterbilder sprechenden Stellen, beginnt mit dem bekannten Berichte des Sozomenes über die Christenverfolgung des Athanarich, welcher die Bildsäule eines Gottes vor die Wohnungen der des Christenthums Verdächtigen hinführen ließ; hiemit wird sehr passend der Wagen der Göttin, von welchem Tacitus spricht und das Carroccio der lombardischen Städte in Vergleich gestellt (S. 74). Die drey Götterbilder, welche nach der Erzählung des Walafried Strabo der heil. Gallus bey den Alemannen zertrümmert und in den Bodensee geworfen hat, werden (S. 76) durchaus dem germanischen Cultus vindicirt. Die über diesen Gegenstand handelnde Stelle des erwähnten Biographen ist auch in anderer Hinsicht sehr merkwürdig, indem sie eine Schilderung des in Verfall gerathenen Christenthums giebt. Nach Berücksichtigung der Nachrichten über Götterbilder bey den Friesen wird die Bedeutung des Wortes Irminsul in Betracht gezogen. Wir heben hieraus einstweilen nur das hervor, daß auch dieses Wort zu denjenigen gehört, bey welchen der oben erwähnte schwankende Sprachgebrauch Statt findet; es bietet sich noch später die Gelegenheit dar, diesen Gegenstand zu berühren. Den Schluß dieses Kapitels bildet eine Abhandlung über die Interpretatio Romana der deutschen Götter (s. oben). Indem es den Römern zwar allerdings mehr auf eine halbe Deutlichkeit, als auf eine Aufbewahrung der barbarischen Götternamen ankam, so sind sie doch in ihren Bezeichnungen nicht

ganz willkührlich zu Werke gegangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bezeichnung Mars dem deutschen Gotte Ziu, Mercurius für Wodan und Jupiter für Thor angewendet worden ist. Dieses Resultat gewinnt der Verfasser vorzüglich durch eine sehr schätzbare Untersuchung über die Wochentage, indem er dafür hält, daß die siebentägige Woche, so wie die Benennung der einzelnen Tage durchaus römischen Ursprunges sey und man die römischen Namen erst ins Deutsche übersetzt habe. Merkwürdig ist hier die dänische Benennung des Samstages mit: Löverdag, d. h. Badetag, womit (S. 90) eine Stelle aus einem Gedichte über die Schlacht bey Fontenay (Boucquet, Script. rer. Gall. VII. 304) in Verbindung gebracht wird, wo es heißt: Sabbatum non illud fuit, sed Saturni dolium. In dem zweyten Artikel werden wir auf die einzelnen Gottheiten und den übrigen Inhalt dieses schätzenswerthen Buches eingehen.

Dr. Phillips.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

c) Gewinn aus diesen Documenten für die altbayerische Geschichte überhaupt und insbesondere für die agilolfingische Herzogs-Reihe seit der Zeit des heiligen Ruperts.

Welchen Gewinn zieht 1. die altbayerische Geschichte überhaupt aus Quellen, die ich so eben mit aller Treue zu schildern versucht habe? Geben diese Quellen 2tens über die Zeit v. St. Ruperts Ankunft, über sein Wirken in Bojoarien die gehörigen Aufschlüsse? Theilen sie uns 3tens die Namen der Regenten mit, welche seit Ruperts Niederlassung über das Land geherrscht? —

Was die erste Frage angeht, so ist es seit langer Zeit ausgemacht, daß keine Quellen für den agilolfingischen Zeitraum so hochwichtigen Aufschluß ertheilen, als die oben angeführten. Vortrefflich hat von Koch Sternfeld am angeführten Orte p. 341 gezeigt, welche schätzbaren Nachrichten „über den Flächenraum, über die regierende Dynastie mit ihren inneren Rechten und auswärtigen Verhältnissen, über das Volk in seiner Abstammung und in seinen Bestandtheilen, Sprachen, Uebergang, Wirthschaft und Sitte, über den Stand der bürgerlichen und religiösen Cultur u. s. w.“ dem Nachlasse des Bischofs Arn zu entnehmen seyen. — Die Zeit von St. Ruperts Ankunft betreffend, so begnügt sich die Quelle mit dem Berichte, ein Herzog Theodo habe den Heiligen aufgenommen, sey mit seinen Vornehmen von ihm getauft worden und habe seinen bischöflichen Sitz reich begabt. Das Wirken dieses Heiligen ist durch Angabe seiner verschiedenen Stiftungen schon ausführlicher in beyden Documenten, am ausführlichsten in der brev. notit. behandelt. — In Bezug auf die Namen der Regenten findet sich hier die vollste Befriedigung. Was der Vers. des Congestums (und auch der brev. notit.) wollte, ist eine Zusammenstellung (Congestum) derjenigen Herzoge, und anderer frommen Schenker, die der Salzburger Kirche fromme Vergabungen machten. Ihn interessirte nur, 1tens Wer geschenkt hatte, 2tens Was geschenkt worden war.

Schenker und Geschenk wurden aus den vorliegenden Urkunden ausgezogen, und in eine Schrift zur Uebersicht zusammengetragen. — Ist nun Beydes, der Name des Vergabers, und des vergabten Objects genau nach den Original-Auszügen der Urkunden in der Abschrift aus dem Ende des VIII., oder dem Anfang des IX. Jhrhdts, und in jener Copie aus dem XIII. Jhrhdt. wiedergegeben, und — einige Schreibfehler abgerechnet — hat man nicht Ursache hieran zu zweifeln; so ließe sich nach Durchlesung beyder Abschriften der Urkunden-Auszüge so viel Gewißheit erlangen, daß alle jene Herzoge, welche der Kirche von Salzburg Güter geschenkt haben, hier aufgeführt seyen. Diejenigen, welche Nichts dahin vergabt, sind natürlich auch nicht verzeichnet! — die Namen der geschenkten Objecte sind gleichfalls richtig aufgezeichnet worden, und noch ist es, meines Wissens, Niemanden eingefallen, dieß zu bestreiten. Auch weisen spätere Jahrdte. die volle Richtigkeit dieser Schenkungen aus den ersten Zeiten Salzburgs bis auf Thassilo II. herab nach. Wurden nun die geschenkten Güter richtig und selbst in den neuern Zeiten noch nachweisbar eingetragen, warum sollte man weniger gewissenhaft hinsichtlich der Schenker verfahren seyn? —

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Three voyages in the black sea to the Coast of Circassia etc. by the Chev. Taitbout de Marigny, Consul of H. M. the king of the Netherlands at Odessa. London 1837. XV. und 303 S. 8.

Laut der Vorrede ist dieß eine ergänzte und berichtigte Ausgabe der zu Odessa 1836 in französischer Sprache erschienenen Reisebeschreibung des Vrfs. Was in dieser von seiner Handschrift ausgelassen oder ihr beygesetzt wurde, findet sich hier eingerückt.

Hr. v. M. war dreymal, 1818, 1823 und 1824, auf der Küste Circassiens; das erstemal, wo sein Aufenthalt am längsten dauerte, als Handlungsgehülfe eines Genuesers, der von der Krimm aus dort ein Waarenlager unterhielt; später mit einem niederländischen, auf Versuche von Handelsverbindung ausgerüsteten Schiffe.

Sein Tagebuch — denn das ist die Schrift — giebt seine Erfahrungen und Beobachtungen mit, wie es scheint, so wenig Zuthat eigener Meynung, daß man Vertrauen zu ihm fassen kann; um so mehr, da er die Fehler des Volkes, das er mit sichtbarer Liebe schildert, weder verschweigt, noch zu entschuldigen sucht. Auf die alte Geographie ist Rücksicht genommen, jedoch nur oberflächlich. Eben so unergiebig für die Naturkunde wie für die Geschichte, hat das Buch gleichwohl unzweifelhaften Werth, weil es ein so kennenswerthes als wenig bekanntes Volk kennen lehrt.

Bevor der Verf. die erste Reise antrat, versicherte er sich des Schutzes eines circassischen Fürsten. Dieß ist für jeden Fremden, welcher das Land betreten will, ein unentbehrliches Geleite. Wer keinen Konak, d. h. Schutzherrn hat, verfällt dem ersten, der ihn aufgreift, als Sklave. Dagegen ist man nicht nur seiner Freyheit sicher, sondern auch aller Förderung gewiß, wenn man einen mächtigen Mann zum Konak hat; denn diesen verpflichtet die Landessitte, für seinen Schützling alles zu wagen und aufzuwenden. Auch Eingeborne begeben sich zuweilen, wenn sie Feindes Gefahr nicht anders abzuwehren wissen, in solch einen Schutz. Dem Vers. gewährte dieses Verhältniß, worein er mit dem Fürsten Mehemet Indar Oglu trat, nicht nur volle Sicherheit bey allem Mißtrauen, welches den Leuten sein Kommen aus der Krimm auf einem mit Russen bemannten Schiff erregte; sondern auch den Vortheil zahlreicher und zum Theil vertrauter Bekanntschaften, wodurch ihm, ob er gleich nicht tiefer in das Land kam, Einsicht in die Verfassung und die Sitten zu Theil wurde.

Das bis jetzt unabhängige Circassien nimmt den größten Theil der westlichen Hälfte des Landes zwischen dem schwarzen Meer und dem kaspischen ein. Darin sind die größten Höhen des Kaukasus. Die Grenze ist nördlich der Kuban und der Terek, südlich das Land Imirete. Die Circassier nennen sich selbst Adighen. Sie theilen sich in mehrere Stämme. Der Verf. kam nur mit denen in Berührung, welche der Küste, und zwar dem nördlicheren Theile, zunächst wohnen; diese heißen ins-

gesammt Abasen; die Unterabtheilungen führen eigene Namen.

„Eine schwärmerische Freyheitsliebe und ein unbezwinglicher Heldenmuth macht die Circassier den angrenzenden Ländern furchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen sie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, stürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte verschonten Einwohner in die Sclaverey. Auch vor den Gefahren der See schrickt ihre Raublust nicht zurück; auf leichten Fahrzeugen, an deren Vordertheil ein Ziegenkopf abgebildet ist, fahren sie aus und fallen die Schiffe an, die sich der Küste nähern.“ S. 9. 23.

„Den ersten Stand machen die Fürsten aus, die als Oberhäupter des Landes gelten. Ihre Macht ist größer oder geringer, je nachdem sie mehr oder weniger Verwandte, Bundesgenossen und Lehenleute haben. Nicht selten bringt die Tochter eines Fürsten diese Würde ihrem Manne zu; doch ist das Ansehen derselben in diesem Falle geringer, als wenn sie durch Kriegsthaten erlangt wird. Der zweyte Stand sind die Edelleute, die zuweilen durch Heirathen in ein großes Geschlecht zu beträchtlicher Macht gelangen. Die Lehenleute, der dritte Stand, sind Unterthanen eines Fürsten, dessen Besitzungen sie anbauen und dem sie Kriegsdienste leisten. Jeder hat etwas Land und Vieh zu eigen; darauf, so wie auf die Person des Lehenmannes und seiner Familie, hat der Fürst kein Recht; ist ein Unterthan mit seiner Lage nicht zufrieden, so kann er abziehen und sich anderswo niederlassen. Freylich verkauft manchmal ein Fürst einen Unterthan als Sklaven; aber dieß geschieht zur Strafe und nicht anders als in Folge eines durch eine Volksversammlung gesprochenen Urtheils. In Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die drey Stände nur wenig von einander. Die Sklaven sind meist Kriegsgefangene; sie werden mild behandelt, und wenn sie im Lande heirathen, so werden ihre Kinder gewöhnlich Lehenleute.“ S. 47 — 49.

Von der Gestalt des Landes bekam der Verf. sogleich nach seiner ersten Ankunft die einladendste Vorstellung. „Ich fragte, ob wir mit Begleitung die Umgegend besehen dürften. Es wurde bejaht und ein Führer bot sich an. Wir betraten eine reizende Fläche, durchschnitten von einem Flusse und beschattet von Platanen, Eschen, Hagbuchen und wilden Birn- und Apfelbäumen, vermischt mit Weinstöcken, die sich daran hinauf rankten. Wir kamen an einen dichten Wald und durch diesen auf schmalen Stegen an eine aus vier einzeln stehenden Gemächern zusammengesetzte und mit Bäumen umgebene Wohnung. Wir wurden in das zum Empfange von Fremden dienende Gemach geführt, an dessen Ende eine große Kamin nach tatarischer Art angebracht war; Bänke mit Matten bedeckt an beyden Seiten, und die Wände geschmückt mit Sätteln, Zäumen und Waffen. Es war die Wohnung eines eben abwesenden Fürsten, der ein Verwandter meines Konak war.“ S. 25.

Der Verf. durfte seine Waaren nicht ans Land bringen, bis in einer Volksversammlung der Einfuhrzoll festgesetzt, und von seinem Konak die Haftung sowohl dafür, als für sein und seiner Mannschaft Betragen, übernommen war. Solche Versammlungen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vorsitz hat der Fürst. Wer sprechen soll, bestimmt weder Rang noch Alter; stets wird denen das Wort gegeben, die sich durch Verdienste oder Wohlredenheit besondere Achtung erworben haben. In diesen Versammlungen werden auch fast alle Rechtshändel entschieden. Zur Richtschnur dienen alte, im höchsten Ansehen stehende Rechts-Gewohnheiten. Eine Vorstellung von dieser Rechtspflege kann folgender Spruch geben. Ein Landherr hatte eine Ziege auf seinem Felde bemerkt und einem Bauer befohlen, sie wegzutreiben. Der Bauer hatte ihr

durch einen Steinwurf ein Bein gebrochen, dieses darauf mit einem Stücke Tuch umwickelt. Die Ziege war in das Haus ihres Eigners zurück und dort dem Kamin zu nahe gekommen; das Tuch an ihrem Beine hatte Feuer gefangen, worauf sie hinweg und durch ein anstoßendes Waizenfeld gerannt war und dieses in Brand gesteckt hatte. Auf die Klage des Eigenthümers wurde der Landherr, als der erste Urheber des Schadens, zum Ersatze verurtheilt. — Todtschlag wird mit einer Vermögensstrafe, die nach Umständen und nach dem Range des Erschlagenen bestimmt wird, gebüßt. Sie besteht in Vieh, Häuten, Waffen, Sklaven und anderer Habe. Selten ist der Schuldige im Stande, sie allein aufzubringen; seine Verwandten und Freunde tragen bey. S. 51 — 54. 66.

Die Circassier haben kein Buch; sie sind des Lesens und des Schreibens unkundig. Die wenigen Türken, die unter ihnen wohnen, sind die einzigen Briefsteller. Man bedarf aber auch keiner Briefe, sondern besorgt alle Mittheilungen in die Ferne durch Boten. Verträge werden in Gegenwart von Zeugen, und zuweilen eidlich, abgeschlossen. Gesänge haben sie, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue gepriesen, Untreue und Feigheit gegeißelt wird. S. 71. 106. 131.

Von dem Christenthume sind noch Spuren übrig. In den heiligen Hainen, wo der Gottesdienst geübt wird, steht ein Kreuz. Man feyert den Sonntag, und das Wort, das ihn bezeichnet, hat die Bedeutung: Tag des Herrn. Der Freytag heißt der große Fasttag: indessen wird nie gefastet. Gegen Ende Octobers wird ein Todtenfest mit Gebeten für die Verstorbenen begangen. Die Glaubenslehre aber ist erloschen. Ein höchstes Wesen wird verehrt, daneben aber viele Untergottheiten, wie Merissa oder Mereime, die Mutter Gottes genannt, welche die Schutzgöttin der Bienen ist. Gebete und Opfer werden durch untadeliche Greise dargebracht. Einen Priesterstand giebt es nicht. Der Mann, welcher dem Gottesdienste vorsteht, hat nicht nur in seiner Jugend die Waffen getragen, sondern ergreift sie noch jetzt, sobald es nöthig wird. Die Zeit des Gottesdienstes, gewöhnlich einmal in der Woche, bestimmt er selbst. Er tritt vor das Kreuz und beginnt mit dem Opfer, wozu man eine Ziege oder ein Schaf, ausnahmsweise einen Stier nimmt. Mit einer von den Kerzen, die am Fuße des Kreuzes stehen, verbrennt er einige Haare des Thieres an der Stelle, worauf der Streich geführt werden soll, und gießt ihm von dem Getränke, Buza genannt, etwas auf den Kopf. Jünglinge, meist Sklaven, stehen hinter ihm mit Bechern, die mit diesem Getränke gefüllt sind, und mit Schnitten von ungesäuertem, mit Käse gefülltem Brode. Nach dem Opfer nimmt er einen Becher und etwas Brod, weiht beydes dem höchsten Wesen und übergiebt es dem ältesten unter den Anwesenden, der sodann davon ißt und trinkt. Nun wird ihm mehr Getränke und Brod gereicht; er weiht es, unter verschiedenen Gebeten, den übrigen Gottheiten nach einander und giebt davon den übrigen Alten zu essen und zu trinken. Hiernächst wird eine Mahlzeit gehalten, wozu neben dem Opferfleische die von jeder Familie mitgebrachten Lebensmittel dienen. Gewöhnlich macht Spiel, Tanz, auch Pferderennen den Beschluß. Der Kopf des Opferthieres wird dem höchsten Wesen geweiht und auf einem Baumzweige oder einer Stange nicht weit von dem Kreuze befestiget; die Haut fällt dem Vorsteher des Gottesdienstes zu. Diesen Handlungen wohnen auch Mahomedaner in achtungsvoller Haltung bey. Der Islam ist vor langer Zeit eingedrungen, hat aber nur unter den Großen Anhänger, und nicht eben eifrige, gefunden. S. 73 — 84. 214.

„Selten wird der Sohn eines Vornehmen in dem väterlichen Hause erzogen, gewöhnlich übergiebt man ihn zur Erziehung dem ersten tüchtigen Manne, der sich dazu erbietet. Der Atalik, d. i. Pflegevater, holt das Kind, zuweilen insgeheim, ab und

giebt es einer Amme; sobald es dieser nicht mehr bedarf, fängt die Erziehung an. Sie besteht in allen Leibesübungen, die zur Vermehrung der Stärke und Gewandtheit beytragen, Reiten, Ringen, Schießen mit dem Bogen oder mit Feuergewehr; in der Abhärtung gegen Hunger und andere Mühseligkeit; in der Anleitung, Raubzüge geschickt zu unternehmen; auch in Uebung der Urtheilskraft und Bildung der Rede für den Vortrag in der Volksversammlung. Diese Erziehungsweise stand auch bey Benachbarten in solchem Rufe, daß die Tatar-Khane in der Krimm gewöhnlich ihre Söhne nach Circassien, zur Erziehung durch einen Atalik, sandten. Kehrt der Jüngling zu seinem Vater zurück, so feyert dieser die Heimkehr durch ein Fest-Mahl, zu welchem die ganze Verwandtschaft eingeladen wird. Der Atalik geht reichlich beschenkt nach Hause und genießt hinfort in der Familie seines Zöglings das unverbrüchliche Recht und Ansehen eines Anverwandten." S. 56. 57.

Die Circassier sind mäßig und begnügen sich mit geringer Nahrung, ausgenommen bey Festmahlzeiten, die zum Theil jährlich wiederkehren, z. B. an den Jahrestagen der Bestattung eines Großen, welche sie mit kriegerischen Spielen feyern. S. 30. 33.

„Sie empfangen und geben gern Geschenke. Was ihnen gefällt, begehren sie unbedenklich; ebenso darf man sie um das Ihrige ansprechen. Dieß geht so weit, daß manchmal ein Armer seine Lumpen einem Reichen hingiebt, um dessen Rock zu erhalten. Ich sah einst den Sohn meines Konak barfuß heimkommen, weil unterwegs ein Fußgänger, der übel beschuhet war, ihn um seine Schuhe gebeten hatte." S. 93.

In den Sitten ist ein großer Abstand gegen andere Morgenländer. Es wird z. B. für unschicklich gehalten, so wie diese, auf kreuzweise gelegten Beinen oder auf den Fersen zu sitzen. Tritt man in ein Zimmer, so stehen alle Anwesende auf und nehmen nicht eher wieder Platz, als nachdem der Eingetretene sie dazu aufgefordert hat. S. 31. 112.

Vielweiberey ist nicht üblich. Für eine Braut muß ihrem Vater ein Kaufpreis von dem Bräutigam entrichtet werden; gewöhnlich ein Panzerhemd, Flinten, Säbel, Pferde und etliche Ochsen. Die Frau wohnt in einem besonderen Gebäude und bekommt den Tag über ihren Mann nicht zu sehen. In späterem Alter hebt sich jedoch diese Beschränkung auf. Die häuslichen Arbeiten werden größtentheils von der Frau und den Töchtern geleistet. Auch Fürstentöchter bereiten die Zeuge, worein sie sich kleiden, selbst. S. 35. 37. 88. 130.

Zwey schlimme Gewohnheiten entstellen die edlen Anlagen dieses Volkes. Die eine ist die Ehrlichkeit des Stehlens. Entdeckter Diebstahl wird freylich schwer gebüßt; wer aber so geschickt zu stehlen weiß, daß er nicht überwiesen werden kann, erwirbt sich damit Achtung. Es ist sogar der größte Vorwurf, den ein Liebhaber von einem Mädchen zu hören bekommen kann, daß er noch nie eine Kuh gestohlen habe. Selbst der kleine Enkel des Fürsten, welchen der Verf. seinen Konak nennt, war ein geschickter Dieb; erst acht Jahre alt stahl er zwey Ziegen. Nur besondere Verträge oder Bande der Verwandtschaft und Gastfreundschaft gewähren Schutz gegen diese Antastung des Eigenthums. S. 53. 87. — Die andere Ungebühr ist das Verkaufen von Kindern als Sklaven in die Fremde. Ein Vater darf seine Tochter und ein Bruder seine Schwester, wenn sie elternlos ist, verkaufen. Nur Fürsten thun es selten. Der Verf. bemühte sich vergebens, seine Bekannten von der Schädlichkeit dieser Gewohnheit zu überzeugen. Im Gegentheile behaupteten sie, der Verkauf sey eine Versorgung. Und freylich wird er meist von den Mädchen selbst so angesehen; ja es geschieht wohl, daß eine, die freygelassen und reich beschenkt aus der Fremde heimkehrt, bey anderen das Verlangen erregt, auch verkauft zu werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet. Director of the Roy. As. Society cet., vindicated of certain published remarks of Colonel Vans Kenedy, President of the Bombay branch of the Roy. As. Society, by Sir Graves C. Haughton Knt. cet. (Extracted from the Asiat. Journal for November 1835). London 1835.

II. Die Philosophie der Hindu. Vedânta-Sâra*) von Sadânanda, Sanskrit und teutsch zum erstenmale übersetzt, und mit Anmerkungen und Auszügen aus den Scholien des Râma Tîrtha begleitet, von Dr. Othmar Frank. München gedruckt 1835. Leipzig bey Fried. Fleischer. XII. S. Vorrede, 21 S. Sanskrit Text, 98 S. Uebers. u. Anmerk. in 4to.

Erster Artikel.

Aus den Berichten der Griechen und Römer von der, bey ihnen berühmten indischen Weisheit sehen wir nun wohl, daß wirklich vielfache, wahre Kunde davon, wie von Indien überhaupt, zu ihnen gekommen war. In denselben bemerken wir aber auch so Manches entstellt, halb, mißverstanden, Mangel an Unterscheidung der verschiedenen Secten und Systeme, Zeiten und Orte, daß gegenwärtig nur derjenige, welcher der indischen Sprache, Philosophie, Mythologie u. a. schon mächtig, das Irrige aus den sanskrit Werken selbst zu berichtigen im Stande ist, nützlichen Gebrauch davon machen kann. Nicht Zuverläßigeres gewährt uns, was wir von den Mohammedanern, Portugiesen, Missionären, und verschiedenen Reisenden erhalten haben.

Indien blieb sofern Jahrtausende lang in wesentlichen Beziehungen verschlossen. Anders ist es nun, seitdem von den Engländern dort eine Welt vielförmiger, geistiger Bildungen und literarischer Schätze geöffnet, und immer zugänglicher gemacht wird. Dadurch ist auch bekannt geworden, daß die philosophische sanskrit Literatur einen großen Reichthum von Original-Werken enthalte, und überdieß noch, daß selbst die philosophischen und Religionsschriften anderer Völker, wie die buddhaistischen der Chinesen, Tübetaner, Nepalesen, Mongolen u. a. von den herrschenden Ideen der Hindu, wie von ihrer philosophischen Sprache durch Uebersetzungen aus sanskrit Werken und Auffassung abgeleitet sind.

Von W. Jones, Ch. Wilkins, H. Th. Colebrooke u. a. erhielten wir frühe schätzbare Mittheilungen, Uebersetzungen einiger zur indischen Philosophie und Mythologie gehörigen Werke und Auszüge aus Anderen. Aber dieses alles und selbst was der letztere noch vor wenigen Jahren in den Transactions of the Royal Asiatic Society aus den besten sanskrit Werken über die philosophischen Systeme der Hindu geliefert hat, konnte bisher nicht

*) Die Sanskrit Lautzeichen deutet Ref. auf die, in seiner Grammatica Sanskr. bestimmte und von ihm überall beobachtete Weise an, nämlich mit unseren Buchstaben nach teutscher Aussprache, jedoch mit Ausnahme von sch, wofür sh, und von w, wofür v stehet.

hindern, daß man in dem herrschenden ind. System das Entlegenste zu sehen glaubte. Ohne Kritik urtheilte man lieber nach abgeleiteten, getrübten Canälen. Die Uebersetzer waren auch eben in Rücksicht auf die wesentlichen, eigenthümlichen und leitenden Ideen und Begriffe der Philosophie schon durch die Sprache aus der (aus dem, kraft einer ausgebildeten, philosophischen Nomenclatur längst mächtigen Sanskrit) und in die sie übertrugen, zum Theil auch durch den, ihnen neuen speculativen Standpunct der Werke nicht ungehemmt. Bey den Teutschen konnten ausserdem die, selbst nach England noch immer nur sparsam gebrachten Hülfsmittel theils wegen der äussern Verhältnisse (bey langer Sperre des Continents u. d.) schwer Eingang finden, theils wegen ihres eigenen philosophischen Bildungsprocesses, in dem sie eben begriffen waren, lange wenig Empfänglichkeit treffen, und nicht leicht zur Anerkennung kommen. Davon möchte man nur wenige, wie Herder u. a. ausnehmen. Je tiefer das Wesentliche der indischen Philosophie in den fremden Sprachen der Uebersetzer untergieng, desto auffallender mußte das zufällige, nationelle Gewand, die ausländische Gestalt und Farbe, vorstechen, zurückstossen, und die höhern Ideen verdecken. Demnach konnte wohl das oberflächliche Aeussere dem tiefer Liegenden vorgezogen werden. Selbst der sich überlegenerer Einsicht Bewußte blieb lieber an den Vorurtheilen von Pantheismus, Emanation u. d. hängen, die doch in materieller Bedeutung sinnlos, in metaphorischer vielsinnig, weder in einzelnen indischen Ausdrücken, in denen man sie suchte, noch in den gebrauchten Bildern und Gleichnissen, die man zu weit verfolgte, noch weniger im ganzen System, das man nicht kannte, gegründet sind.

Unter den Engländern in Indien und von dort her entstanden, ich rede nicht von den tiefer Eingedrungenen, besonders zwey verschiedene Deutungen. In der einen wurde die indische Lehre von dem einzigen, unentzweyten, höchsten Geiste, welche in den vorzüglichsten, hl. classischen Schriften, wie in den philosophischen ausführlich begründet, das Wesen des Brahmaismus ausmacht, als abstracter Deismus erklärt, wo nicht gar gerühmt; aber von der damit verknüpften Mythologie, den Göttern und ihren Verhältnissen abgesehen, oder über sie nur ein Urtheil der Verwerfung gefällt, wozu freylich in ihrer Ausschweifung Stoff genug liegt. In der anderen Deutung wurden bey noch ärgerem Mißverständniß des, nur philosophisch zu fassenden Theiles, allein die Götter, ihre Geschichten und Verhältnisse, der Greuel des Polytheismus, der blinde Götzendienst hervorgehoben. — Die in der Mitte liegende, so oft wiederholte Lehre z. B. Manu XII. 119., daß der höchste Geist alle Götter sey, konnten die Einen, bey allen Erklärungen der Art und Weise wie er sie sey, und was sie (die wesentlichen, grossen Götter) seyen, nicht vereinbar finden, während Andere in ihm lieber den bösen Geist sahen. — Man vermochte nicht zu dem Gedanken zu kommen, sich die Schwierigkeit zu heben, die in der richtigen Auffassung der eigenthümlichen Gestalt und Namen liegt, in welchen der Brahmaismus die Idee des ewigen Wesens mit der des lebendigen Geistes und seiner Lebensmomente zu verbinden gesucht hat.

Unter den Teutschen konnte erst vor einigen Jahrzehenten durch Erlangung der nöthigsten literarischen Hülfsmittel eine entschiedene Neigung zu dem der Sache unentbehrlichen, Sanskritstudium entstehen. Ref. übergeht hier sein eigenes Streben. Nur die mehr laut gewordenen Bemühungen glaubt er erwähnen zu müssen.

Ein Zufall richtete nämlich die Aufmerksamkeit einiger Gelehrten besonders auf die großentheils mißverstandene Bhag. Gîtâ. Mit Uebergehung des ihnen unbekannten, vielen Anderen, nahmen sie von dieser Episode des Mahâbhârata, die einer eigenthümlichen Gestaltung des indischen Geistes angehört, Veranlassung, die indische Philosophie unter

dem Namen Jogalehre, nicht sowohl in dem an sich schon vieldeutigen Sinne der Einigung, die so verschieden ist, als die Art der Einigung und der Gegenstand, mit dem die Einigung geschieht, als vielmehr in dem der Vertiefung in das hohle Abstracte darzustellen. Dadurch ward die indische Philosophie in unbestimmte Allgemeinheit, da ohne Einigung kein Denken geschieht, und in Vermischung mit andern Systemen gezogen, nach welchen der letzte Schritt der Einigung ins Leere शून्य, z. B. des Buddhaismus, geht, denen die indische Philosophie gerade entgegengesetzt ist. Von nun an aber hat der berühmte, in der Sache das Wort nehmende Philosoph in seinen meisten Schriften sich ausführlich zu zeigen bemüht, wie schlecht das sey, was sich nur zwischen der leeren Abstraction und der rohen Sinnlichkeit in Indien umher getrieben habe, und treiben könne. Hätte der zu frühe Hingeschiedene Sprachkenntniß, Unbefangenheit und Zeit genug gehabt, die geeignete indische Literatur mit den wesentlichen Puncten seiner eigenen Philosophie zu vergleichen, wie ganz anders würde sich ihm das indische Wesen geoffenbart haben? — Jedoch dieses übergehen wir mit anderen Versuchen, wie der ist, die ganze Weisheit der Hindu als ein magnetisches Hellsehen darzustellen, nach dem, einem frühe verlornen Licht Schauen, dieselben zurückgestrebt hätten.

Während dieser Mißverständnisse las H. Th. Colebrooke in der Roy. As. Society zu London seine gelehrten Abhandlungen on the Philosophy of the Hindus mit Angabe der dazu gehörigen beträchtlichen sanskrit Literatur und mit Auszügen aus mehreren sanskrit Werken, insbesondere über das Vaedānta System aus den Sūtren des Bādarājan'a u. a. Den Werth dieser Abhandlungen kann wohl der am besten würdigen, welcher die, in der englischen Sprache gegen den Ausdruck der Philosophie liegenden Schwierigkeiten durch Kenntniß des Sanskrit und der Sache zu heben im Stande ist. — Am auffallendsten ward er mißverstanden selbst von einem Engländer, dem Präsidenten der gelehrten Gesellschaft in Bombay, Col. Vans Kenedy, bey dem man sich weder Mangel der Sprachkenntniß, noch der Literatur denken sollte. Er beschuldigt Colebrooke des sonderbaren Mißverständnisses, daß dieser den Vaedānta für einen materiellen Pantheismus halte, indem er behaupte (Transact. II. 17. 39.): Vjāsa lehre in den Sūtren the important tenet of the Védánta, that the supreme being is the material as well as the efficient cause of the universe — The notion, that the versatile world is an illusion (Májá), does not appear to be the doctrine of the Text of the Védánta cet. Dagegen vertheidigt Kenedy: der Vadānta sey vielmehr ein geistiger Pantheismus, a most refined system of spiritual Pantheism, altogether unknown to the Philosophers of Europe, und das Universum darin eine leere Täuschung. Die Antwort darauf an Kenedy, welche statt des kranken Directors H. Th. Colebrooke *) der Secretär der asiat. Gesellschaft in London, Sir Graves C. Haugthon, in Wenigem gab, wurde mit Kenedy's ausführlichen Remarks im III. Vol. der Transactions, und dann dieselbe vermehrt, aber ohne diese remarks, besonders unter dem obigen Titel gedruckt.

(Fortsetzung folgt).

*) Sein, am 10. März 1837 erfolgter Tod ist für die indische Literatur der größte Verlust. Vor Kurzem folgte ihm sein hoffnungsvoller Freund Fr. Rosen in der Blüthe des Alters. Sir Charl. Wilkins, der erste Uebersetzer von Bh. Gītā u. a. war verflossenes Jahr vorausgegangen.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

Es ist daher die im Congestum und den brev. notit. aufgeführte Herzogs-Reihe eben so genau und richtig, als es das Güter-Verzeichniß ist. In beyden Abschriften läßt sich, wenn man nur mit keiner, gleichviel in welchem Sinne, vorgefaßten Meynung daran geht, die ununterbrochene Folge von jenem Theodo, der den hl. Rupert empfing, bis auf Thassilo II. hinab in der Art genau nachweisen, daß jedesmal auf den Vater der Sohn, oder auf den Vorfahr der unmittelbare Nachfolger kommt. Es schenkten also Ruperts Theodo und dessen Sohn und Nachfolger Theodebert, und wieder Huibert Theodeberts Sohn und Nachfolger der Kirche zu Salzburg. Hier geht es vom Vater auf den Sohn und Enkel. Daß diesem Enkel jenes Theodo, der Salzburg dotirte, der Hzg. Otilo unmittelbar gefolgt, bezeugt dieselbe Stelle (Congest. p. 22.), und diesem folgt bekanntlich sein Sohn Thassilo II. Ganz dieselbe Ordnung geben die breves notitiae: Auf St. Ruperts Theodo folgte im Herzogthum und in der frommen Freygebigkeit gegen Ruperts Stiftung sein Sohn Theodelbert, und diesem Herzog Huibert, der Sohn und Nachfolger des Hrzgs. Theodebert. Von Otilo ist zwar auf eine weniger bestimmte Weise geredet, wie im Congestum, indem es unterlassen worden ist, ihn als Huiberts unmittelbaren Nachfolger ausdrücklich zu bezeichnen; allein wir wissen, auch ohne uns auf das Congestum zu berufen, aus andern unverdächtigen Quellen, daß Otilo unmittelbar auf Huibert folgte (vita S. Bonifacii apud Pertz II. 345. cap. 8. §. 23, und cap. 9, p. 346. §. 28, — Aus Passauer Urkunden, Mon. Boic. XXVIII. II. p. 3. Nr. I).

Daß der sterbende Theodo seinen Sohn Theodebert das Herzogthum Bayern und St. Ruperts neue Kirche anempfiehlt, hat Hrn. F. p. 37 zur Annahme bewogen, diesen Theodo, der ein um Vieles früher lebender sey, weil er den hl. Rupert empfangen, vom Tetrarchen Theodo und seinem gleichnamigen Sohn Theodebert, beyde bekannt aus Paul Diac. (L. VI. cap. 21. p. 906. ed. Hug. Grot., Cap. 35. p. 913, 914 und cap. 43, p. 919. cap. 44. p. 920) zu unterscheiden (F. p. 35). Denn der sterbende Theodo sey Allein-Regent, da er ja das Herzogthum Bayern seinem Sohne und Nachfolger übergebe und empfehle, was er, wäre er der Tetrach gewesen, nicht hätte thun können: weil er alsdann nur seinen Theil dem Sohn hätte zu empfehlen gehabt, nicht aber das Ganze. Hr. F. spricht p. 37. 38. von austrasischen, im südlichen Bajuvarien unter fränkischen Schutze regierenden, und von den ächt-bayerischen wohl zu unterscheidenden Agilolfingern, auf welche Distinction ich später zurück kommen werde. Durch diese Distinction wächst die Reihe der agilolfingischen Herzoge um einige Glieder, nämlich: 1 Theodo und 1 Theodebert mehr, und Theodo der Tetrarche würde wegen der Rupertschen und Emmerammischen Theodone, Nro. III. erhalten. Desselben Tetrarchen Sohn, Theodebert, der sich in die Longobardischen Händel mischte, wäre dieses Namens der IIte. Dieselbe scharfe Unterscheidung zwischen dem Rupertschen Theodo und seinem Sohn Theodebert, und zwischen dem Tetrarchen Theodo mit seinem gleichnamigen Sohn Theodebert treibt Hr. F. p. 26, und p. 35 zur Behauptung: die Schenkungen der Herzoge nach Theodebert, dem großen Wohlthäter Salzburgs, seyen „unterbrochen, durch die ganze Zeit nämlich, da die Salzburgische Kirche ohne Bischof war, und nur von Aebten des Stiftes St. Peter geleitet wurde, Ansologus, Savolus, Ezzins, die nicht Secundar Aebte, sondern wirkliche Aebte waren, und wovon jeder erst nach des andern Tod" (oder auch Entsetzung, wie bey Anzologus, siehe Kleinmayern Juv. dipl. Anh. p. 9). „folgte. Ein langer Zeitraum, der schon im 2ten Capitel" (was ich übrigens oben als eine nicht zu Ende geführte Episode erklärt habe) „der brev. not. bestimmt bezeichnet wird, ein Zeitraum, der für die Kirche von Salzburg, sowie für ganz Bayern von vielfach traurigen Folgen war." Aber eine Unterbrechung der schenkenden Herzoge ist für denjenigen, der ohne vorgefaßte Meynung die brev. notit. durchliest, nirgends wahrzunehmen, indem der Text, der im II. Capitel die abgebrochene Episode enthält, schon im III. Capitel einlenkend auf seine Hauptmaterie von Theodeberts Dotirungen Nonnbergs, und Cap. IV. von weiteren Schenkungen desselben Herzogs an die Salzburger Kirche spricht, bis auf jenen Passus, der den Uebergang zu Theodeberts unmittelbaren Nachfolger und Sohn macht: Tradidit ad eandem sedem ipse dux Theodebertus (es ist ohne Widerrede derselbe, der Nonnberg dotirt) in Sundergow, villam dictam Opinga etc. — et haec omnia ibidem perenniter, legitimeque confirmavit (Ueber die wahre Bedeutung dieses Wortes s. oben die Note 4). Eadem quoque intentione Huibertus Dux filius et Successor Theodeberti Ducis tradidit u. s. w. und von Huibert geht die Aufzählung p. 35 auf Otilo des Thassilo's Vater über.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaedānta-Sāra*) von Sadānanda. Sanskrit und teutsch ꝛc.

(Fortsetzung.)

Haughton's erste Erklärung, welche sich auf Rammohun Roy's Behauptung beruft, daß die Vaedāntinen annehmen, die Gottheit sey die wirkende und materielle Ursache des Universums, und welche durch den Beyfall der k. as. Gesellschaft selbst zugleich eine authorisirte Abweisung der sehr ungerechten Beschuldigung ward, veranlaßte den Referenten, wegen der vielen wissenschaftlichen Beziehungen der Remarks und des darin Betheiligten eine umfassende Erklärung über dieselben in einem Schreiben an Sir Gr. Haughton vom Febr. 1835 zu senden (worauf dieser sich in seinem Reply beruft (S. 7.), später aber im May 1835 in einer Sitzung der philos. philol. Classe der k. bayer. Akad. d. W. über „das Vorurtheil von einem herrschenden Pantheismus der Hindu" mit Beziehung auf jene Remarks zu lesen. Dann erschien im Asiat. Journal and monthly register, October 1835: The Védánta System von Colon. Vans Kenedy in Reply to Sir Gr. C. Haugthon, und im November 1835 ebend.: Reply of Sir Graves Haughton to Col. Vans Kenedy. Zuletzt erhielt Ref. die Schrift unter obigem Titel vom Verf. Der Streit ist merkwürdig theils wegen seines Gegenstandes, theils wegen der Art, wie ihn die genannten englischen Gelehrten von ihrem Standpuncte der Locke'schen Philosophie aus führten. Um jedoch den, das innerste Wesen des Vaedānta betreffenden Punct nicht abgerissen, sondern im Ganzen an seiner Stelle erklären zu können, glaubt Ref. erst eine ausführlichere Anzeige der zweyten Schrift geben zu müssen, wozu er einige Bemerkungen vorausschickt.

Vaedānta, vaeda-anta, des Wissens-Ende, (Schluß, Ziel) wird das herrschende System der indischen Philosophie genannt, wozu die obige Schrift durch Angabe seines Wesens (Sāra) einleitet. Philosophie der Hindu heißt es κατ' ἐξοχήν. Dieselbe ist auf ihre hl. Schriften gebaut, welche auch von Vaeda ihren Namen haben, und von denen, da ihre Theile von verschiedenen Zeiten, Orten und Urhebern stammen, das Ganze jedoch wohl über 3000 Jahre alt ist, sie die ausgleichende, systematisch schliessende Verbindung ausmacht. Sie wird in dem alten Gesetzwerke von Manu und in vielen folgengenden Schriften gelehrt, und hat eine entsprechende Herausbildung in der indischen Mythologie, welche sich durch fast alle Theile der indischen Literatur zieht. Da sie durch die fortgesetzte Ausbildung, die sie von dem ersten Stande im Staat ununterbrochen erhalten hat, immer herrschend geblieben ist, auch die nächste genetische Verbindung mit den übrigen indischen Systemen der Philosophie, sowohl denen, welche die Väden anerkennen, als den Lehren der Bauddhen und Dschainen u. a. hat, überdieß mit einigen berühmten anderer Völker in einer

innigen Verwandschaft steht: so hat sie wohl Anspruch auf unsere nähere Erforschung, und eine weitere Auseinandersetzung darüber möchte in diesen Blättern, wo bisher noch kein Werk dieser Art angezeigt worden ist, um so weniger unzweckmäßig erscheinen, als sie wenig gekannt, und selbst von sanskrit Gelehrten im Wesentlichen verkannt wird. Sie könnte zur Ueberzeugung führen, daß ein anderer Maaßstab und daß andere Voraussetzungen zu ihrer Beurtheilung als die bekannt gewordenen erfordert, und ihr Stoff aus anderen Quellen als den gebrauchten zu schöpfen sey.

Wir wollen zuerst aus dem Werke selbst einen Begriff des Vaedânta geben, sofern es aus einem Compendium der lange vielseitig ausgebildeten Philosophie (das kaum jünger als tausend Jahre ist) geschehen kann.

Der Verf. Sadânanda nennt im Eingange das Princip, worin er zum Vadânta einzuleiten, seinen Standpunct über der Entzweyung von der Einheit aus, nehmen will, mit den Worten: „Dem (mit Brahma identischen, vrgl. S. 59, 49, 50) Geiste nahe ich, der ungetheilt, seyend, denkend, selig, die Fassung des All ist," u. s. w. S. 1. Der Grund zu solcher Voraussetzung, wodurch in der Geschichte der Philosophie die Stelle und der Charakter der indischen bestimmt ist, liegt in dem Gesammtergebniß der ganzen Entwicklungs- und Bildungsstufe des indischen Geistes selbst. — Dann giebt der Verf. seiner Einleitung gemäß aus dem Vortrage des, im höheren Geiste wohnenden Lehrers (Guru), die vier Hauptpuncte seines Inhaltes an. — S. 1. Z. 8. — Diese sind:

I. Der Befähigte, Empfängliche, Befreyung wünschende. Vrgl. S. 3, Z. 6. — 15. प्रमाता der durch sein Maaß der Erkenntniß den Beweis bestimmt.

II. Das Object, d. i. das zubeweisende, reine Bewußtseyn, das die Einheit des Brahma mit dem lebendigen Geiste hat. S. 3, Z. 6. — S. 10, Z. 14. — S. 13. Z. 2.

III. Das Band, des in der Einheit Zubeweisenden und der Beweisführung aus den Vâden. S. 12, Z. 3. — S. 15, Z. 19.

IV. Der Endzweck, d. i. die Aufhebung des Bewußtlosen, welches in dem Zubeweisenden der Einheit mit Brahma ist, und die Erlangung der Seligkeit in der ihm eigenen Form. S. 15. Z. 19 ff. 23 ff.

Die Art und Mittel der Befähigung zum Vadânta-Wissen, die keine geringe Anstrengung fordern, werden (S. 1, Z. 8 — S. 3, Z. 5) hier nach ihrer Steigerung angegeben. Einzeln findet man dieselben in den Vâden, in Manu und andern Werken der Ethik und Gesetzgebung ausführlich gelehrt. Im Verlangen nach Befreyung vom Bewußtlosen eilt der Vorbereitete, beruhigten Gemüthes, aber „ergriffen vom Feuer der vorübergehenden Welt, in der die Gegensätze Geburt und Tod u. a. sind, mit glühendem Haupte wie zur kühlenden Wasserfluth, zur Belehrung des Guru."

Dieser beginnt S. 3. Z. 16. seine Lehre mit einem, hier wenigstens noch zu übergehenden, Gleichnisse von der „Erhebung des Nichtwesens im Wesen und der Erhöhung oder Steigerung dieser Erhebung." Denn da nach S. 2, Z. 14 f. „nur (der höchste Geist) Brahma das ewige Wesen ist, alles davon (verschiedene विविक्तम् S. 12. Z. 14.) Andere nicht ewig" ब्रह्मैव नित्यं वस्तु ततोऽन्यदखिलमनित्यमिति विवेचनम् so wird, um dessen Entstehung zu erklären, der Anfang von da, wo dieses noch nicht war, gemacht. „Das Wesen Vastu, seyend, denkend, selig, unentzweyt, Brahma" (S. 3, Z. 17.) ist nach den Vâden (S. 55 ff.) selbst „Wissen und Offenbaren" ज्ञानं ज्ञाप्तिः. Das Nichtwesen avastu, ist aber

im Wesen (das Endliche im Unendlichen) durch Umwandlung entstanden (Seite 12, Zeile 6. वस्तुविवर्त्तस्यावस्तुन:). Was offenbar werden, was zum Bewußtseyn kommen soll, ist erst verhüllt निगूढम् (S. 3, Z. 20), bewußtlos अज्ञानम् (dieses ist Einigen पूर्व्वज्ञानं vorhergehendes Bewußtseyn) S. 3, Z. 17, dem Wissen entgegengesetzt ज्ञानविरोधि S. 3. Z. 19, unempfindlich जडम् ebend., dem Dunkel gleich तमोवज्जडम् S. 55. Man kann dieß, das erst werden soll, weder seyend, noch nicht seyend nennen S. 3, Z. 18., weder ὄν noch οὐκ ὄν, vielmehr μὴ ὄν, das so Nichtseynsollende, sondern das als Bewußtloses aufgehoben werden soll. Es ist nach den Vâden die von den drey Ureigenschaften (Gun'en) aller Dinge eingenommene, mit ihnen verborgene Macht des Geistes Gottes (S. 3, Z. 20. 18.) त्रिगुणात्मकं —देवात्मशक्तिं सगुणैर्निगूढाम् (Die drey Gunen bestehen überall in den zwey, sich entgegengesetzten, gespannten äussersten Polen, mit ihren, in verschiedenem Uebergewichte einer Seite, darin möglichen, Verbindungsmitten; wie z. B. Licht und Finsterniß mit Trübung (Färbung); bewußt und unbewußt mit ihrer differenzirten Verknüpfung u. d. m.). — Sie ist als reale Möglichkeit δύναμις, प्रतिविम्बम् Bild der in ihr enthaltenen Dinge, ihre vorausgehende Aehnlichkeit, ihr Schatten छाया Göttin des Schattens, auch der Wille und Hunger zu seyn अशनाया u. d. — Das Ich ist sich hier noch unbewußt, noch nicht in gesonderte Selbstständigkeit gekommen, अहमज्ञ: S. 3, Z. 19.

Die Entwicklungsstufen des lebendigen Geistes als Ich (Selbstbewußtseyn), welche überall dem Wesen der Philosophie zunächstliegend anerkannt werden, sind im Vaedânta, der eine Geistesphilosophie ist, auf eine Art dargestellt, daß es Ref. zweckmäßig findet, die Momente und Grade des Fortschreitens dieses Systems hier nach den drey vorzüglichsten Stufen, der Entwicklung desselben zu bezeichnen. Diese geschieht gemäß der verschiedenen Beziehung des Bewußtlosen und des Bewußtseyenden aufeinander, 1) in der Einheit, der ersten Durchdringung 2) in der Ausscheidung, 3) in der innigen Vereinigung.

1) In der ersten Stufe wird das Bewußtlose entweder als Eines (S. 3. Z. 20. S. 4. Z. 1), nach dem Willen zur Gesammtheit derer, die im Bewußtlosen, das in's wiederscheinende Leben geht, mit Verschiedenheit sind, oder als Vieles (S. 4. Z. 11.) nach dem Willen zur Gesondertheit derselben gesetzt. Gesammtheit und Gesondertheit sind aber kraft der Durchdringung des Ganzen und des Getheilten. S. 4. Z. 13.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Von einer Unterbrechung der Schenkungen der Herzoge ist also weder im Texte der breves notit. noch im Congestum pag. 23, welches ganz mit dieser Herzogsfolge übereinstimmt, auch nicht die mindeste Spur für ein unbefangenes Auge zu entdecken. Wollte man aber aus dem Ausdrucke der brev: notit. p. 32: Interea vero Theodo dux infirmabatur commendavitque filio suo Theodelberto Ducatum Bavariae etc. folgern (wie H. F. l. cit.), dieser Theodo sey Herzog des ganzen, ungetheilten Bayerns gewesen, und könne sohin der Tetrarch zu Anfang des VIII. Jahrhunderts nicht seyn, so wäre diese Folgerung irrig: denn sollte der Urkunden-Excerpirer beym todtkranken Theodo und bey des Sohnes

Uebernahme erst von der Theilung Bajuvariens in 4 Provinzen sprechen, und sagen, der dahinscheidende Vater habe eben nur seine Landesportion dem Sohne übergeben; dazu mochte er weder Zeit noch Lust haben, da so etwas dem oben angegebenen Zwecke der brev. not. im Grunde fremd war; und dann mögen ihn auch noch andere Gründe bewogen haben, so zu schreiben, wie er wirklich geschrieben. Theodo nämlich hatte sich bey der Theilung immer noch eine Art von Oberaufsicht über seine Söhne und das ganze Land vorbehalten, welche dann wieder auf den ältesten seiner Söhne Theodebert übergehen sollte, (wie wir ein ähnliches Verhältniß bey Ludwig des Frommen Söhnen wahrnehmen), und in diesem Falle wäre der Ausdruck: commendavitque ducatum Bavariae etc. vollkommen gerechtfertigt. Als warnendes Beyspiel, daß man sich durch solche Ausdrücke der Chronisten überhaupt nicht zu Folgerungen fortreißen lasse, dienen die oben aus Paul Diac. angeführten Stellen, wo es vom Theudebert des VIII. Jahrhunderts, als den erwiesenen Sohn des Tetrarchen Theodo, cap. 21. L. VI. p. 906, heißt: Ansprandus fugit Clavennam — — venit ad Theudebertum Bojoariorum ducem, und p. 913. 914 cap. 35, woselbst Theudebert Bojariorum ductor genannt wird. Läßt sich aus diesen Stellen wohl folgern, er sey Herzog des ganzen Bajuvariens gewesen, und habe alle Bajuvarier beherrscht? Eben so nennt Paul Diac. cap. 44. p. 920, den alten Theudo einen Dux Bajoariorum gentis, und doch wissen wir anderweitig, daß es gerade dieser Theodo war, der mit seinen Söhnen die Landestheilung vorgenommen hatte; so wie wir wissen, daß der von Paul Diac. ein Herzog der Bayern genannte Theudebert, als Theodo's Sohn in dieser Theilung begriffen und also ein Regent des ganzen Bayerlandes gewesen seyn konnte. Zu solchen Schlüssen verführt nur das Befangenseyn in eine vorgefaßte Meynung, welcher der Sieg verschafft werden soll.

Vom Herzoge Theodo, den S. Rupert getauft, bis auf Odilo und Thassilo folgen sich also die agilolfingischen Herzoge, welche an Salzburg Schenkungen gemacht — andere finden sich hier nicht verzeichnet —, unmittelbar, ohne die mindeste Unterbrechung aufeinander. Und zuverläßig giebt diese, durch zwey, aus Urkunden gezogene, Documente (das Congestum und die brev. notit.) wohlbefestigte Herzogsreihe die nöthigen Aufschlüsse über das wahre Zeitalter S. Ruperts. Wie diese beyden, den Salzburger Urkunden entnommenen Herzogs-Verzeichnisse in ihrer schönen Uebereinstimmung ihre weitere Bestätigung durch ähnliche, gleichfalls aus Urkunden geschöpfte Nachrichten erhalten, — später; denn nachdem ich mich bemühte, zu zeigen, was man, immer der Natur der Quelle getreu, aus dieser für die altbayerische Geschichte zu erlangen vermöge hinsichtlich der agilolfingischen Regenten-Reihe, untersuche ich nun, wie Hr. F. seine Quelle (hier das Congestum und die brev. notit.) behandelt habe.

d) Die Filz'sche Benutzung dieser Documente.

H. F. stellt p. 25, 26 seine Forderungen an das Congestum Arnonis so hoch, daß dieses seiner Natur nach sie gar nicht erfüllen kann. Wahr ist es, und es wurde oben bereits gesagt, daß Arn zur Sicherung des Salzburger Kirchengutes ein Verzeichniß der Schenker und geschenkten Güter, anhebend von der Stiftung durch S. Rupert, fertigen ließ und Karl dem Großen vorlegte. Ob es aber eine förmliche Urkunde mit der invocatio nominis divini, mit der Eingangsformel, dann dem vollständigen Verzeichniß der Geber und Güter als Textformel, endlich mit der Schlußformel, den Zeugen, dem Datum et Actum u. s. w. gewesen, dieß wissen wir nicht, weil das in Karls Hände übergebene Document leider für uns verloren gegangen ist. Ich glaube aber, daß die bey St. Peter erhaltene Abschrift aus dem Ende des VIII. oder dem Anfang des IX. Jahrhunderts das Wesentliche desjenigen enthalte, was Arn im Jahre 788 zum Schutze seiner Kirche dem großen Karl übergeben hatte: das Verzeichniß nämlich der Schenker und Schenkungen, wie sie theils aus vorliegenden Urkunden, theils aus dem Munde wohlunterrichteter geistlicher Personen am Münster zu Salzburg und von den Gau-Behörden waren zusammengetragen worden. Das Congestum, wie schon öfter gesagt, bezweckt ganz und gar nicht, eine Urkunde in gehöriger Form zu seyn; daher fallen sämmtliche strenge Anforderungen, die H. F. p. 25, 26 unter der Voraussetzung an das Document macht, es müsse ein Diplom in optima forma gewesen seyn, in ihr Nichts dahin. Wer mehr Muße hatte, als dem Verfasser des, Karl dem Großen im Jahre 788 vorzulegenden Güter-Verzeichnisses der Salzburger Kirche vergönnt seyn mochte, der konnte, wie wir das an dem nach dem Jahre 798 gefertigten brevibus notitiis bemerken, schon weiter aushohlen, und zunächst von St. Ruperts Ankunft, Bekehrungsgeschäfte, Sitzaufsuchen u. dergl. umständlicher reden. Auch fand derjenige, der uns das Congestum in der Form geliefert, in welcher wir es noch besitzen, nur die vergabenden Personen und das vergabte Gut für seinen Zweck merkwürdig; dieß besagt gleich der Eingang. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaedânta-Sâra*) von Sadânanda. Sanskrit und teutsch ꝛc.

(Fortsetzung).

a) Die Gesammtheit समष्टि Samashti ist hier (als die Ungeborne, Eine अजा एका S. 4, Z. 2.) durch Darstellung edler Grundformen die reinen Wirklichkeiten der Natur hervorbringend. Der ihr inwohnende Bewußtseyende ist allwissend, das ganze Bewußtseyn offenbarend, Ursache der Welt, der Herr ईश्वर Îs'vara; die Gesammtheit ist durch Hervorbringung vom Ganzen sein productiver Leib, u. s. w.

b) Die Gesondertheit व्यष्टि vjasht'i (S. 4. Z. 11) ist durch Darstellung nicht so edler Formen, minder reine Wirklichkeiten hervorbringend; der ihr inwohnende Bewußtseyende ist प्राज्ञ: theilkundig, nicht allwissend प्रायेणाज्ञ:. Die Gesondertheit ist durch Hervorbringen des Ich-setzens (अहङ्कार des sich sondernden Selbstbewußtseyns) und der Wirkungen desselben sein productiver Leib. Der vielgestaltig geoffenbarte, Theilkundige ist der eben Entstandene, dem noch keine Unterscheidung zukommt. S. 4. Z. 21. 22. f.

Beyde Bewußtseyenden aber, der Herr und und der Theilkundige sind, wie die Gesammtheit und die Gesondertheit von einander ununterschieden, (gleich Wald und Bäumen, See und Wellen) in Einheit; beyde vernehmen die Wirksamkeiten des Bewußtlosen, welche vom Bewußtseyn erleuchtet, innerlich übersinnlich sind. Hier ist demnach in der Einheit eines Unendlichen und Endlichen immanent die Entwicklung ihres Unterschiedes in Einem, die innere und äußere Leiblichkeit (S. 4, Z. 18, 19). und ihre Ineinslösung, Ruhe, Allherrschaft u. s. w.

Beyde haben noch in sich ein reines Bewußtseyendes, das nicht einwohnt, unbefangen, aber die Fassung von beyden, von ihnen ununterschieden, unentzweyt, ruhig, ein Viertes ist.

Es wird in dieser Stufe ausdrücklich erinnert, daß die Gesammtheit und Gesondertheit mittelst der Durchdringung व्यापित्वेन des Ganzen und Besondern sey. Durchdringung ist aber hier nur im Denken.

2) In der zweyten, von der ersten auch der Art nach verschiedenen, Stufe, nämlich in der Unterscheidung विवेक geschieht die Entstehung

a) durch die vom ausgeschlossenen Bewußtlosen bewirkte Deckung आवरण des unausgeschlossenen, nicht zur vorübergehenden Welt gehörigen, Geistes, gegen die schauende Vernunft, wodurch das, seine Gestalt in der Vernehmung des Ewigen habende,

Ich sich gebunden, gesondert erscheint, sich in seiner Besonderung bewußt wird.

Wodurch der Geist sich selbst als Anderen engegensetzt, der, von sich unterschiedene Andere (विविक्तमन्यत्) wird, ist eben das अस्मत् das (zuerst S. 3 Z. 19 noch seiner bewußtlose) Ich, das hier S. 5 Z. 17 als das Andere gesondert, gebunden, für sich seyend gesetzt wird; in welchem aber zuletzt das Ich, der Geist frey mit sich selbst identisch wird. S. 12, Z. 1. S. 15, Z. 19. S. 18, Z. 8. f. Die Macht der Bedeckung des Geistes durch das Bewußtlose S. 5, Z. 11 bezieht sich auf ज्ञानविरोधि auf das das Wissen hemmende Bewußtlose S. 3, Z. 19. und auf das अस्मज्ञ: das Ich als bewußtlos, ebend.

Die Deckung ist daher zu fassen, als geschehend durch die Erhebung des Nichtwesens aus seiner Einheit mit dem Wesen, aus der Einheit der Zeiten कालयोग (nach einer anderen Stelle), worin es das, mit dem Subject vereinte, Object war, da es nun geschiedenes Object, in Spannung mit dem Subject ist, wodurch, indem sich das Subject auch verselbstständigt, als gebundenes Ich für den Geist hält, die, im unausgeschlossenen Geiste seyende Einheit verborgen wird.

Mittelst der Bedeckung des Geistes geschieht demnach die Absonderung des Einzelnen in ihm, seine Verselbstständigung durch das Princip der Ichsetzung अहङ्कार. Die durch Bedeckung getrübte Anschauung der Vernunft sieht in dem Einzelnen, der nur im Geiste seine Form von der Vernehmung des Ewigen hat, das Ausgeschlossene, Ich. So wäre auch die „aus der Totalität geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseyns geistiger Wesen."

b) Die Unterscheidung Vivaeka geschieht zweytens durch Ausscheidung (विक्षेप Entäusserung), wodurch von dem, dem Bewußtlosen inwohnenden Bewußtseyenden die fünf Elementenprincipien तन्मात्राणि, aus diesen der übersinnliche Leib सूक्ष्मशरीर, लिङ्गशरीर und die äussere Leiblichkeit स्थूलशरीर entstehen. Die Macht, welche diese Welt hervorbringt, ist demnach der, dem doppeltmächtigen Bewußtlosen inwohnende, doppeltmächtige Bewußtseyende, der durch aus sich selbst Hervorbringen des Stoffes स्वप्रधानता und durch Einziehen desselben उपादन (Seite 5, Z. 22. Seite 6, Zeile 1. 4) in der Bestimmung des Anderen selbstbestimmend, schöpferischer Geist ist. *)

Der übersinnliche Leib ist durch कोशत्रय, drey Grundkräfte (Krafthüllen, Keime) gegliedert; nämlich: a) den Natur-Vernunftkeim der fünf äusseren Wahrnehmungen, der das individuelle Beziehungsleben genannt wird (S. 6, Z. 22 व्यावहारिको जीव:); b) den Verstandeskeim mit den fünf Wirkungsorganen; c) den Keim der fünf Lebensfunctionen.

In dem Verstande Manas ist auch die Thätigkeit der durch Anmassung (अभिमान) wirksamen Macht des Ichsetzenden Ahankāra S. 6, Z. 18 (welcher Manu I. 14 ईश्वर der Herr genannt wird), der weiter in der äusseren Leiblichkeit als eine vom Sankara (Siva) bestimmte innere Thätigkeit vorkommt, wie manas vom Monde bestimmt genannt wird. S. 9. Z. 20. 21.

Diese drey Keime oder Kräfte in den genannten drey Sphären mächtig, sind nach dem Grund

*) Die beygesetzte Erklärung dieser innerlich, geistig begriffenen Beziehung aus einem äusserlich materiellen Gleichnisse, das vom Verhältnisse der Spinne zu ihrem Gewebe hergenommen ist, würde man mit Unrecht für einen indischen Gedanken an Emanation halten.

ihrer Verwandtschaft vertheilt, und bilden in ihrer Vereinigung den übersinnlichen Leib, der aus den drey Kräften des Wissens, Wollens und Wirkens gestaltet ist. — Das ihrer Gesammtheit einwohnende Bewußtseyende ist Brahma, Hiranja garbha, das ihrer Gesondertheit einwohnende ist Siva Taidshasa. Beyde nehmen durch die übersinnlichen Verstandes-Thätigkeiten die übersinnlichen Objecte wahr, sind aber wie die Gesammtheit und Gesondertheit in einer Einheit.

Durch eine eigene Theilung und Combination der genannten fünf Elementen-Principien entstehen die äusserlichmateriellen Wesen S. 8, Z. 12 ff., die fünf Sinnesobjectivitäten S. 8, Z. 18., die 14 Welten und die vier Gattungen der Lebenden, wo die beyden, diesen Hervorbringungen nach Gesammtheit und Gesondertheit inwohnenden, Bewußtseyenden, in jener der Allmensch, in dieser der Allgeist (das All विश्व S. 9, Z. 9 ff.) sind. Der Allgeist ist genannt, weil er, ohne den übersinnlichen Leib verlassen zu haben, in den äusserlich materiellen zuerst eingeht. S. 9, Z. 15.

Aber diese beyden inwohnenden sind, gleich jener Gesammtheit und Gesondertheit, auch hier nicht getrennt: S. 9, Z. 23. S. 10, Z. 1 ff. so S. 4, Z. 22, 23.

Wie der Herr und der Theilkundige die hohen, übersinnlichen Wirksamkeiten des Bewußtlosen vernehmen (S. oben S. 4, Z. 22): so vernehmen der Allmensch und der Allgeist die fünf Sinnes-Objecte, die fünf Bewegungsarten, und die vier intellectuellen Thätigkeiten, welche vierzehen Momente, jedes von eigenen, hier genannten höheren Mächten, Göttern, regiert werden. S. 9, Z. 16.

Wir haben demnach in den vorausgehenden zwey Entwicklungsstufen drey Arten der Ausbreitung (प्रपञ्च das auch Gegensatz, Welt u. a. bedeutet) S. 10, Z. 4, in der ersten die der Ursache कारण; in der zweyten die des übersinnlichen und die des materiellen Leibes स्थूलसूक्ष्म-कारणशरीरप्रपञ्चाः. Die beyden letzteren entstehen aus den तन्मात्रेभ्य: den fünf Elementen-Principien, welche im Geiste selbst ihren Ursprung haben. S. 6, Z. 5.

Aber die sämmtlichen Ausbreitungen bilden nur eine mächtige Ausbreitung, und das denselben einwohnende Bewußtseyende, indem es, wenn man zurückschreitet, vom All und Allmenschen unmittelbar beginnt, und im Herrn beschlossen ist, ist nur Eines. S. 10, Z. 4 ff.

Von diesem einen Inwohnenden nun wird auch hier (wie oben S. 5, Z. 5 ff.) unterschieden das Nichtinwohnende अनुपहितम्, als von beyden, von der einem ganzen Ausbreitung प्रपञ्च und von dem ihr inwohnenden Einem ungetrennte अविविक्तम् als das Prädicat (वाच्यम् das Auszusprechende) des großen Vâdasatzes: „Dieses Ganze ist wahrhaft Brahma selbst," सर्वं खल्विदम्ब्रह्मैव S. 10, Z. 10 f. Die großen Vâdensätze महावाक्यानि, worin die wesentlichen Lehren des Vaedânta ausgesprochen werden, sind wie *ἱεροὶ λόγοι* aus den Vâden gezogen.

In den zwey genannten Stufen der Einheit und Unterscheidung wird die Entwickelung der Ausbreitungen und der, ihnen inwohnenden Bewußtseyenden durch आरोप Erhebung aus der inneren Beziehung, — die höhere Erhebung अध्यारोप wird durch Gleichsetzung des Verschiedenen S. 10, Z. 12 f.

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

Unrichtig ist es, wenn Hr. F. p. 26 behauptet: „Dieß Verzeichniß der Wohlthäter und Schenkungen — — reiche nur bis auf das erste Jahr der Regierung Virgils“ (745); da er doch selbst p. 35 eingesteht, von der Stiftung von Otting durch Gaugraf Guntharius redend, die Versetzung jener Abten an die Kirche Puorn (brev. notit. p. 39 cap. XI. Michaelbeuern) sey nur mittels des Congestums (Kleinm. p. 25, 26) zu errathen. Daselbst ist aber zu lesen, wie der Dominus rex (eher Karl M., als Pippin) ipsam cellam injuste abstractam per mercedis sue augmentum iterum revocandum absque ulla contradictione concessit. Auch ist die Uebergabe der Celle Garoz (Gars) durch Thassilo II. an die Salzburger Kirche über diesen Zeitpunct (Virgils erstes Jahr) weit hinaus (Siehe p. 23 und Mon. Boic. I. p. 4).

Eben so unrichtig ist die Behauptung: „Die Schenkungen von Theodos Sohne Theodebert seyen in der Mitte abgebrochen, und wider alle Ordnung erst nach den Gaben der andern Herzoge und der Edlen fortgesetzt.“ — Da ja von einem solchen Abbrechen in der Mitte auf der ganzen Seite 22 bey Kleinmayern Juv. dipl. Anh. auch nicht die geringste Spur zu finden ist, sondern gleich auf Theodeberts Schenkungen jene seines Sohnes und Nachfolgers Huibert ohne irgend ein Einschiebsel mit dem bekannten Uebergang: successor namque filius ejus Huibertus etc. folgen. (Wie soll von diesem einzigen Wörtchen ejus die Hansitzische Zeitrechnung abhängen!? siehe F. p. 28). Von Huibert geht die Aufzählung zu Otilo und Thassilo fort, stets ohne Unterbrechung. Erst p. 23 beginnt das Congestum die Aufzählung der Schenkungen der freyen Bojoarier, ohne sich mehr an die, durch die Herzogs-Reihe gebotene Folge zu halten, wie dasselbe Verfahren an der, weniger Ordnung haltenden brev. notit. p. 38, 39 gleichfalls bemerkt wurde. Dieß ist jedoch bey dem einen, wie beym andern Documente bloß eine kleine Nachlässigkeit, die dem Bearbeiter der Urkunden-Auszüge bey der großen Menge der Schenker und Schenkungen, zumal in der notit. p. 38 — 42, und der auch nicht unberächtlichen Zahl im Congestum p. 23 — 26, sehr wohl nachzusehen wäre. Was aber die Rückkehr des Congestums p. 28 seq. zu den herzoglichen Schenkungen betrifft, so hängt diese genau zusammen mit dem Plane, zuerst alles aufzuzählen, was mit den herzoglichen und andern Schenkungen an die Hauptkirche zu Salzburg von Theodo bis auf Thassilo II. herab in unmittelbarer Verbindung und Folge stand, dieser Aufzählung ein Verzeichniß sämmtlicher Pfarreyen zu Thassilos, oder respective Bischof Arns Zeiten (die brev. notit. haben es nicht) folgen zu lassen, und erst alsdann von der Stiftung Nonnbergs und der Gründung der Maximilians-Celle zu reden (S. oben den Abschnitt: Inhalt), weil sich diese Geschichten, ohne Verwirrung zu erzeugen, nicht füglich in die Aufzählung der Schenkungen an die Salzburger Hauptkirche aufnehmen liessen. Ein Blick auf die brev. notit. beweist, daß die Aufnahme jener Geschichten eben nicht zur Klarheit und Ordnung beygetragen habe.

Es ist richtig, daß das Schenkungs-Verzeichniß der brev. notit. stärker ist, als jenes des Congestums; aber es giebt auch Stellen im ersteren Documente, welche aus dem Letzteren sich ergänzen lassen. Man vergleiche Otilos Schenkungen p. 22 des Congestums mit jenen der brev. notit. p. 35 Cap. V. in fine. Ueberhaupt sind beyde Documente ihrem ganzen Wesen nach dazu bestimmt, sich wechselseitig zu unterstützen, und sie lassen sich in dieser Beziehung nicht wohl trennen. Der größere Reichtum der brev. notit. kommt sehr wahrscheinlich auf Rechnung ihrer späteren Abfassung, so wie die Kargheit und Kürze des Congests jener ursprünglichen Abfassung im Jahre 788 zuzuschreiben seyn dürfte.

S. 27 werden wir vom H. F. belehrt, daß das Congest, weit entfernt, eine von Bischof Arno befohlene und unter seiner Aufsicht geschriebene Urkunde zu seyn, weder eine treue, noch vollständige Abschrift von der wahren Urkunde Arnos, sondern weiter nichts, als etwas Zusammengetragenes (Congestum), die Privat-Arbeit eines Menschen sey, der weder Fähigkeit, noch Fleiß, noch Gewissenhaftigkeit besaß. „Er redet mit dem Berichte von dem Processe Virgils im Jahre 745 und benutzte die dabey erschienenen Zeugen zum täuschenden Beschlusse seines Machwerkes, wie man sich selbst zur Evidenz überzeugen kann, wenn man sie mit den Zeugen der brev. not. Cap. VII. zusammenhält.“ H. F. findet, daß alle seine hohen Anforderungen; die er im Eingange an das Congestum gemacht, unbefriedigt bleiben. Es ist kein Original, keine Urkunde, sondern nur eine Abschrift. Dieß sagte uns bereits 1784 Kleinmayern Juv. dipl. Anh. p. 19, not. a, und jeder der v. Koch-Sternfelds vortreffliche Abhandlung über Arns Nachlaß in den akademischen Schriften gelesen, weiß aus Seite 340 (Band V.) zur Genüge, daß das Congest ein Apographum und kein Original ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaedânta-Sâra *) von Sadânanda. Sanskrit und teutsch ꝛc.

(Fortsetzung).

Der Verf. führt nun z. B. Z. 14 ff. der Reihe nach an, was Verschiedene irriger Weise unter dem nachfolgenden Geiste प्रत्यगात्मन् verstanden haben, wo er jeden vorausgehenden von dem Andern darauf, durch drey jenem entgegengesetzte Gründe widerlegen läßt. Dann fährt er fort Seite 11, Z. 21 f. „Nicht der Verstand, nicht der Wirkende u. s. w., sondern der Denkende, Seyende u. s. w. (s. oben vrgl. S. 50) ist nach den Vâden der Geist, der in der Vernehmung अनुभव der Weisen offenbar wird, und durch den jene verschiedenen, irrig als der Geist angegebenen, Momente geoffenbart werden. S. 12, Z. 3 f. Denn das, in den genannten Irrlehren Aufgestellte, das nur aus der Naturunempfindlichkeit जड entstanden ist, kann nicht der Geist seyn, weil es (nur in der Unterscheidung vom Subjectiven ein objectives Ansehen hat, so im Reflex, wie der materielle Sinnesstoff घट seyend) nicht ewig ist. S. 11, Z. 23. In diesem Sinne wird in den Vâden der, über den Gegensatz erhabene Verstand manas von dem Verstande unterschieden, welcher nur in der Trennung der Gegenständlichkeit, des Subjectiven und Objectiven ist. S. 16. Z. 10.

3) Die dritte Entwicklungsstufe ist demnach die der Vereinigung, durch eine Steigerung der vorausgehenden अध्यारोप d. i. durch Erhebung über jene Erhebung, Beherrschung der ersten Erhebung. Das, in der anfänglichen Entwicklungsstufe gesetzte, seiner unbewußte Ich, welches in der zweyten vom unausgeschlossenen Geiste gesondert, ausgeschlossen, in Leiblichkeit gebunden, sich unterscheidendes Ich ist, faßt sich in der dritten mit dem allgemeinen Geiste in einer Einheit als lebendige, geistige Persönlichkeit S. 15, Z. 19. 20 ff., als Ich, das frey ist, kein Band hat u. s. w. अहम् – सततं विमुक्तः – न मे ऽस्ति बन्धः ० S. 18, Z. 9.

Dieses zu erklären, wird erst zu dieser höheren Erhebung durch Rückschluß अपवाद von den Bedingten auf die Bedingenden so geführt, daß die Ausbreitung des vom Bewußtlosen anfangenden Nichtwesens, das im Wesen durch Umwandlung entstanden ist, ihre Bestimmung, ihr Maaß मात्रत्वम् vom Wesen habe, S. 12, Z. 6 ff.; demnach auch das Bewußtlose und das dem Bewußtlosen inwohnende Bewußtseyende, welches vom Herrn beginnt S. 5, Z. 4, sein Maaß, seine Bestimmung und Ursache in dem die Fassung von jenen seyenden, nichtinwohnenden, bewußtseyenden Vierten, Brahma. S. 12, Z. 14 ff.

Nun wird die Beziehung von beyden aufeinander gesetzt, von dem Bestimmenden und dem durch dieses Bestimmten. Es werden nämlich (S. 12, Z. 16 ff.) die sämmtlichen vorausgehenden Entwickelungen, nach ihren zwey Hauptunterschieden genommen, nach ihrer, kraft der Durchdringung des Denkens gesetzten, Gesammtheit und Gesondertheit. Jeder von diesen kommt eine, im वाच्य bestimmte Objectivität und eine, im लक्ष्य bestimmte Subjectivität zu. — Demnach ist Erstens a) die durch das Pronomen der dritten Person तद् tad dies angedeutete, im Unsichtbaren zu fassende, Gesammtheit des Bewußtlosen, mit dem ihr inwohnenden Bewußtseyenden, der allwissend u. s. w. ist, und mit dem ihr nicht einwohnenden Bewußtseyenden, der von beyden ersten ungetrennt अविविक्त ist, (dieses Drey) durch Einheit offenbarend, in dem Prädicat वाच्य dem Auszusprechenden, objectiv; b) der Nichteinwohnende, der die Fassung des ihren Formen einwohnenden ist, ist im लक्ष्य dem Zubezeichnenden das Subject. Dies bedeutet demnach eine hohe, objectiv-subjective Objectivität. (Darin ist wohl der Sinn des मम योनिर्महद्ब्रह्म o Bh. Gītā XIV. 3. 4.) vrgl. Vjāsa I. 110. Zweytens a) die durch das Pronomen der zweyten Person त्वम् tvam du angedeutete, im Nichtunsichtbaren zu fassende, Gesondertheit des Bewußtlosen mit dem ihr einwohnenden Bewußtseyenden und dem ihr nichteinwohnenden Bewußtseyenden, der von diesen beyden अविविक्त ungetrennt ist, dieses Drey durch Einheit offenbarend, ist im वाच्य Prädicat objectiv; b) der nichteinwohnende, der die Fassung des ihren Formen einwohnenden ist, ist im Zubezeichnenden लक्ष्य das Subject. — Du bedeutet demnach eine hohe, objectiv-subjective Subjectivität. Das letztere zu bezeichnende Subject in dieser ist das Du, welches genannt wird das Nachfolgende, selige Vierte Bewußtseyende (Seite 13, Z. 1) प्रत्यगानन्दं तुरीयं चैतन्यम् — Eben so wie Brahma (S. 12, Z. 16), dem die Fassung und die Bestimmung des vom Herrn ईश्वर beginnenden Bewußtseyenden zukommt, तुरीय der Vierte und der unentzweyte Glückliche S. 5, Z. 6 f. genannt wird.

Beyde, auf diese Art im tad und tvam Unterschiedenen, werden nun, nach einem der großen Vādensätze, durch Gleichung in einer Einheit begriffen. Nämlich in dem Urtheile तत्त्वमसि dies bist du, wird das Band सम्बन्ध die copula durch Thesis, Antithesis und Synthesis bestimmt S. 13, Z. 2 ff. Das Gesammtband ist der dritte Hauptpunct des Vaedānta oben S. 3, Z. 7. Da in dem, durch Gesondertheit endlichen Lebenden der persönliche, einzelne Nichtunsichtbare im Du zu fassen ist; in dem aber, durch Gesammtheit Unendlichen das unendliche Wesen, Brahma, das Unsichtbare im Dies; da ferner beyde durch ein dreyfaches Band, welches den Unterschied und die concrete Einheit begreift, verknüpft sind; so faßt dadurch, daß Brahma sich selbst im lebenden Geiste hat, dieser sich durch das Gleiche, Ungetheilte auch in Brahma. Es ist hier die Einheit des von der Form des Allgemeinen bestimmten Denkens mit dem von der Form des Besonderen bestimmten in einem Denkenden. In diesem Sinne läßt der Dichter Krishna von seiner doppelten Natur reden Bh. Gītā VII. 4. 5. ff. u. a. O.

Diese erfüllte Einheit im Denkenden hat nach Aufhebung des Widerspruches des Unsichtbaren und Nichtunsichtbaren in Einem das nichtwidersprechende, positive Moment des ungetheilten Denkenden. S. 15, Z. 15.

Dadurch entsteht dem dieses Wissens Empfänglichen S. 15, Z. 21 die, durch die Form des Ungetheilten bestimmte Gedankenthätigkeit der höheren Gleichung, in welcher die erste (tad = tvam) begriffen ist, nach einem anderen der großen Vädensätze, welcher (im Jadshur Vaeda) ist: अहम्ब्रह्मास्मि nämlich: das Ich oder der lebendige Geist ist eines mit dem unentzweyten Brahma, dem höchsten Wesen.

Das Ungetheilte (अखण्ड) ist demnach keine leere Einheit, keine bloße Aufhebung des Unterschiedes des äusserlich Unsichtbaren und Sichtbaren, die nichts übrig läßt. Dem tad und tvam kommen auch über diesen Unterschied, jenseits, wo beyde Bestimmungen in eine, sich daraus zum Ergebniß bildende, Einheit gehen, die nicht leer ist, noch andere Eigenschaften, der Gesammtheit und Gesondertheit, der gemeinsamen und besonderen Formen zu, so wie der Objectivität und Subjectivität in jeder, im tad und im tvam, von welchen jenes die Formen der Gesammtheit, dieses die Formen der Gesondertheit enthält, und die beyde im Ungetheilten sind, durch dessen Formen die Gedankenthätigkeit des einzelnen Empfänglichen bestimmt wird.

Auf diese Art wird die Bestimmung, das Maaß, wie die Ursache des lebendigen Geistes in Brahma gesetzt S. 16, Z. 9; daher die Potenzirung durch Rückschluß von dem Bedingten auf die Bedingung, die Gleichung des tad und tvam mittelst eines dreyfachen Bandes, und so die Form des Ungetheilten im Denken. Die einzelne Persönlichkeit im Ich eignet sich vermittelst des subjectiven Du das objective Dies an, oder das Einzelne wird durch die Einheit der Gesammtheit und Gesondertheit des Objects und Subjects d. i. durch Aneignung des Gleichen सामानाधिकरण्य Beziehung des Identischen auf sich selbst. Diese Aneignung geschieht mittelst der Durchdringung व्यापित्वेन des Denkens von dem Denkenden, der das in das Leben des Einzelnen gegangene Bewußtlose nach Gesammtheit und Gesondertheit durchdringt. S. 4, Z. 13. S. 16, Z. 11. Was demnach im concreten Ungetheilten erkannt werden soll, begreift auch alle auseinandergesetzten Entwickelungen, in allen einzelnen Lebenden, alles was aus der Spannung der Absonderung in Eins gelöst, umfangen wird लीयते. Diesen Sinn hat der Vaedânta in den so oft in den Väden, in Manu u. a. vorkommenden Stellen: alles im Geiste, den Geist in allen, den Geist durch den Geist zu fassen.

Dieses eben ist der Gegenstand des Vaedânta, das reine Bewußtseyn, das die Einheit des Lebenden und Brahma hat. S. 3, Z. 6.

Das der Erhebung आरोप, in der Steigerung अध्यारोप Nachfolgende प्रत्यक् (S. 15, Z. 23) ist das, durch die Form des Ungetheilten bestimmte, Denkende. Im Nachfolgenden ist das Ungebrochene, und der nachfolgende (lebendige) Geist selbst das reine Bewußtseyn, das reine Denken; Brahma aber das Denken, welches von jenem reinen Denken zum Object gemacht wird. S. 16, Z. 1. So erkennt sich Brahma in dem von ihm hervorgebrachten Anderen mit sich selbst identisch, und der lebendige Geist erkennt sich mit ihm identisch. In diesem Sinne ist zu verstehen in Prabodha Tshandrodaja S. 1, die, die Fülle der Seligkeit besitzende unbefleckte, die Erkenntniß des eigenen Geistes habende Hoheit verehre ich सान्द्रानन्दमुपास्महे तदमलं स्वात्मावबोधम् महः. Vrgl. Vaed. Sâra Anmerkung S. 50. 52. Und die nämliche Bedeutung hat die Beziehung des Brahma auf sich selbst, ebend. im Schol. S. 75, Z. 4. 5. जीवब्रह्मयोरपि स्वरूपतो भिन्नयोरैक्यम् मिश्रीभावः das ist: Die Einheit der beyden, des Lebens und Bra-

hma, die nach ihrer Selbstform geschieden sind, ist eine Art der inneren Beziehung, wie Mischung u. s. w.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf die Geistesfähigkeiten desjenigen, der das Congestum, „diese Privat-Arbeit," gefertigt, einen Schluß machen zu wollen, finde ich sehr gewagt. Im Puncte der Gewissenhaftigkeit soll das p. 30 befindliche Zeugen-Verzeichniß gegen den Verfasser entscheiden, und H. F. nennt desselben Verfahren p. 25, 35 und 50, Betrug überhaupt, argen Betrug, ein falsches Zeugniß. Der Umstand aber, daß die Cap. VII. der brev. notit. erscheinenden Zeugen im Processe Virgils auch am Ende des Congestums zum Vorschein kommen, stempelt dieß Zeugniß noch nicht zu einem falschen, und denjenigen, der es dort einrückte, zu einen Plagiator oder wohl gar Betrüger. Denn aus dem, was ich oben über das Alter beyder Documente vorgebracht, wird soviel klar geworden seyn, daß eine Abschrift aus dem Ende des VIII. oder höchstens dem Beginne des IX. Jhrhdts. nichts entlehnen, oder, richtiger, stehlen könne, aus einer andern Abschrift, die erst im XIII. Jahrhundert verfaßt worden ist. Nur die Annahme, das Original der brev. notit., unter Erzbischof Arn, also nach 798 gefertigt, sey dem, in den letzten Jahren des VIII. und Anfangs des IX. Jhrhdts. schreibenden Zusammenträger vorgelegen, könnte dem Plagiate oder dem Betruge einigermaßen das Wort reden. Wer wird aber diese ziemlich vage Muthmassung bis zur Höhe des Beweises steigern können, der aus dem anspruchlosen Copisten jenes Traditions-Verzeichnisses, wie es Bischof Arn für Carl M. abfassen ließ, einen faulen, unfähigen, und gewissenlosen Betrüger macht? — Schon Hr. Blumberger im 74. Bande der Wiener Jahrb. d. Lit. 1836 hat gründlich gezeigt, daß H. F. an das Congestum übertriebene Forderungen gemacht, und daß vom Betruge an demselben keine Spur wahrzunehmen sey. Ohnehin ist das Verzeichniß am Ende des Congests für uns nicht die Hauptsache; sondern der eigentliche Inhalt desselben, und diesen nennt H. F. p. 27. „wahr und aus ächten Quellen entnommen, nämlich das Verzeichniß der Schenkungen, so wie die Namen der bayerischen Herzoge und der übrigen Wohlthäter." — H. F. erkennt hier die wahre Natur seiner Quelle, aber nur um nach dieser vorübergehenden Anerkenntniß sich von Neuem in die vorige Befangenheit zu stürzen. Denn sogleich geht er daran: „das Wahre und Aechte des Inhalts im Congestum sorgfältig von dem zu unterscheiden, was blos aus dem Kopfe des Compilators hinzugegeben ist." — Es ist jedoch schon mehrmals bemerkt worden, daß der Verf. des Congests durch die Reihe der sich ununterbrochen aufeinanderfolgenden, schenkenden Herzoge Bayerns an strenges Einhalten dieser Herzogsfolge gebunden war. Wir können indessen zugeben, daß es in den dem ursprünglichen Verfasser — und dieser ist, bis auf weitere gründlichere Beweise vom Gegentheil, immer der für Carl M. zum Schutze seiner Kirche arbeitende Bischof Arn — vorliegenden Diplomen nicht geheißen habe: Post hunc vero successit filius ejus, oder: Primum quidem tradidit Theodo: Succedente vero filio ejus Theodeberto u. s. w. Aber eben aus diesen Diplomen ersah der eigentliche Auctor des Congests, wie die schenkenden Herzoge vom Vater auf den Sohn und Enkel sich folgten. Schrieb daher Arn: Successor namque filius ejus Huibertus dux etc.; so nahm er dies nicht aus seinem Kopfe, sondern er ersah es aus Urkunden; er fand dort auf Theodebert seinen Sohn Huibert folgen, und hatte demnach völlig Recht, zu schreiben: Successor namque filius ejus Huibertus dux. Nur wer, wie H. F. p. 27, annimmt, das Congest sey der an Carln M. übergebenen förmlichen Urkunde durchaus nicht verwandt und stelle sich als eine Privat-Arbeit eines unfähigen, faulen und gewissenlosen Menschen dar, der kann am Ende seiner Betrachtungen über dieß Document fragen: „Kann seine (des Compilators) Aussage, oder vielmehr sein Einfall beweiskräftig seyn? — Darf man hier nicht zweifeln, ob er die Wahrheit wissen konnte und sagen wollte?" —

Hat H. F. von der Natur des Congests zu viel begehrt, was diese nimmermehr leisten konnte; so ist die nächste Folge dieser überspannten Forderung, daß er den Werth dieses Documentes herabsetzen muß. Es ist ihm eine obscure Compilation, der es rücksichtlich der bayerischen Herzogs-Reihe an aller Beweiskraft gebricht, der Compilator selbst ist ein Plagiator, ja, ein arger Betrüger!

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIIIe siècle, appartenant à la bibliothéque royale, pour la société de l'histoire de France, par M. Champollion-Figeac. a Paris, chez Jules Renouard 1835. (VII. 370 S. 8).

Das Manuskript der königlichen Bibliothek zu Paris, welches der Titel erwähnt und das hier zum ersten Male abgedruckt erscheint, beginnt mit einem Proömium, in welchem der altfranzösische Verfasser dieser Handschrift als seine Absicht ausspricht, die Chronik Isidors „in Auftrag und zum Vergnügen des Herrn Grafen von Militrée“ in die Vulgarsprache zu übersetzen und, wo diese und andere Chroniken zu kurz seyen, „einige gute Worte der Wahrheit“ hinzuzufügen. Der Chronik Isidors, die im Manuskripte 21 Seiten einnimmt, ließ er ein anderes Proömium (le prologue en vulgal) folgen, in welchem er als den nunmehrigen Endzweck seiner Arbeit bekennt, der kurzen Chronik des spanischen Bischofs hinzuzufügen, „was der Römer Eutrop von der Geschichte von Rom schrieb,“ und zwar nach der Redaction desselben durch Paulus Diaconus. Dieser habe aber die Geschichte Eutrops zweymal umgeschrieben, wovon die erste Schrift mit: premier en Italie, die zweyte mit: ensi coment dient li autre, beginne. Zur kritischen Würdigung dieser Angabe des uns sonst unbekannten Uebersetzers der Geschichten des Paulus Diaconus fand H. Champollion-Figeac für gut, ehe er sich in weitere Untersuchung der Uebersetzung selbst einläßt, den Leser mit dem interessanten Ergebniß seiner Vergleichung der Handschriften des Paulus Diac. an den Pariser Bibliotheken bekannt zu machen. Diese aber bilden nach ihm von selbst drey Classen. Die zu der ersten Classe gehörigen Manuskripte beginnen mit: res romanas, oder Romanum imperium, endigen mit: ad majorem scribendi diligentiam reservamus, und erweisen dadurch ihren Inhalt als den Grundtext von Eutrops Breviarium ohne irgend einen fremdartigen Zusatz. Die der zweyten Classe beginnen sämmtlich mit primus in Italia, dem Anfange der Ueberarbeitung des Eutrop durch Paulus Diaconus, und enthalten außer dem Breviarium auch noch des Paulus Zusätze in sechs, in manchen Handschriften auch in sieben Büchern, in Allem also 16 bis 17 Bücher. In der Regel geben alle Handschriften dieser Classe immer genau an, wo Eutropius aufhörte und Paulus Diaconus anfing; wo aber dieser aufhörte, ist eine Frage, welche erst durch Vergleichung mit anderen Handschriften gelöst werden kann. Zu der zweyten Classe rechnete H. Champollion-Figeac 12 Codices, die er mit ihren Numern anführte; zu der dritten gehören nur 2, die zwar ebenfalls mit primus in Italia beginnen, aber deren erstes Buch schon um 260 Zeilen mehr zählt, als dasselbe in den Handschriften der zweyten Classe einnimmt, und die außer dieser beträchtlichen Vermehrung des Inhalts der 16 Bücher, noch acht neue Bücher enthalten. Diese

24 Bücher zusammen bilden die sogenannte historia miscella, deren Ausscheidung nach einzelnen Theilen und Verfassern von jeher die Gelehrten vielfach versuchten und nun auch H. Champollion nach den Angaben des altfranzösischen Uebersetzers mit eben so vielem Glücke als Scharfsinn unternahm.

Schon Muratori machte darauf aufmerksam, — was sich auch dem Inhalte nach von selbst ergiebt — daß die letzteren 8 Bücher der historia miscella nicht von Paul Diaconus sind, noch von ihm seyn können. Es frägt sich also nur, von wem sind die vorhergehenden 16 mit ihren bedeutenden Zusätzen, durch welche sie sich von der erstgenannten Ueberarbeitung und Fortsetzung des Eutropius durch Paulus Diaconus unterscheiden? Unstreitig auch von Paulus Diaconus, wie aus der Aehnlichkeit des Styles, wie vor Allem aus der Vergleichung der obenerwähnten Angaben unsers Uebersetzers mit dem Texte der Handschriften der dritten Classe (der historia miscella) erhellt, so daß also Paulus Diaconus nicht nur das Breviarium überarbeitete und fortsetzte, sondern auch diese Ueberarbeitung und Fortsetzung noch einmal überarbeitete und mit neuen Zusätzen vermehrte (worauf sein Werk durch eine uns unbekannte Hand, vielleicht des Landulphus Sagax, dasselbe Schicksal zum dritten Male erlitt, (vrgl. Muratori praef. in hist. miscell. p. 2). Die historia miscella besteht also demnach aus vier Theilen, wovon zwey den Paulus Diaconus zum Verfasser haben.) Introd. p. XVI.)

Um aber auf das Manuskript der altfranzösischen Uebersetzung zurückzukommen, so hatte diese den Text einer der Handschriften der zweyten Classe vor sich und endigt wie diese mit der Niederlage der Gothen durch Narses. Daß aber der Diacon sein Werk wirklich mit dieser Epoche schloß, wird nicht nur durch die Angabe Leos von Ostia, I. c. 15., sondern noch vielmehr durch einen Brief desselben Pauls an die Herzogin Adelberga von Benevent bewiesen, welchen die französische Uebersetzung enthielt und den auf diesen Wink hin H. Champollion-Figeac in den angeführten Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris suchte, und, nachdem er so vielen Gelehrten entgangen war, auch wirklich im lateinischen Originaltexte zu finden das Glück hatte. Da sein Inhalt von vielem Interesse und er selbst kurz genug ist, um den Leser nicht zu ermüden, so mag er, als ein schönes Denkmal der Bildung des achten Jahrhunderts, hier eine Stelle finden:

Domne Adilperge eximie summeque ductrici, Paulus exiguus et supplex. Cum ad imitationem excellentissimi comparis, qui nostre etatis solus poene principum sapientie palmam tenet, ipsa queque subtili ingenio, sagacissimo studio, prudentium archana rimeris, ita ut phylosophorum aurata eloquia poetarumque gemmea tibi dicta in promptu sint: hystoriis etiam seu commentis tam divinis inhaereas quam mundanis: ipse, qui elegantie tue studiis semper fautor extiti, legendam tibi Eutropii historiam tripudians obtuli. Quam cum avido, ut tibi moris est, animo perlustrasses, hoc tibi in ejus textu, preter immodicam etiam brevitatem, displicuit, quia utpote vir gentilis, in nullo divine historie cultusque nostri fecerit mentionem. Placuit itaque tue excellentie, ut eandem historiam paulo latius, congruis in locis, extenderem, eique aliquid ex sacre textu scripture, quo ejus narrationis tempora evidentius clarerent, aptarem. At ego, qui tuis semper venerandis imperiis parere desidero, utinam tam efficaciter imperata facturus, quam libenter arripui! Ac primum, paulo superius ab ejusdem textu hystorie narrationem capiens, eamque pro loci merito extendens, quedam etiam temporibus ejus congruentia ex divinis legibus interserens, eandem sacratissime hystorie consonam reddidi. Et quia Eutropius usque ad Valentis tantummodo imperium narrationis sue in ea seriem deduxit, ego deinceps, meo ex majorum dictis stylo subsecutus, sex in libellis, superioribus in quantum potui haud dissimilibus, usque ad Justiniani Augusti tempora perveni; promittens, Deo presule, si tamen aut vestre sederit voluntati, aut mihi vita comite, ad hujuscemodi laborem majorum dicta suffragium tulerint, ad nostram usque aetatem eandem hystoriam protelare. Vale, divinis domina mater fulta pre-

sidiis, celso cum compare, tribusque natis et utere felix.

Die altfranzösische Uebersetzung reducirte die von Paul Diaconus angeführten sechs Bücher in drey kleinere und endigte mit der Phrase et toute Italie retome à lo impere; so auch die lateinischen handschriftlichen Codices der Pariser Bibliothek: Italiam ad reipublicae jure reduxit; nicht aber die Handschrift, nach welcher Muratori den Paulus Diaconus veröffentlichte; dessen ungeachtet glaubte der Herausgeber zu der Annahme berechtigt zu seyn, Paulus Diac. habe mit der bey Muratori folgenden Phrase über die Longobarden sein Wort zum Abschlusse gebracht. In dem Manuskripte folgt hierauf eine abgekürzte Uebersetzung von Paul Warenfrieds Geschichte der Longobarden, endlich die Geschichte der Normanen und die Chronik Robert Guiscars, (nach der sehr gelungenen Emendation des H. Ch. F.) unter dem Titel: histoire de li Normant laquelle compila un moine de Mont de Cassin et li manda à lo abbé Désidère de mont de Cassym.

(Fortsetzung folgt.)

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vaedānta-Sāra *) von Sadānanda. Sanskrit und teutsch ꝛc.

(Schluß des ersten Artikels.)

So wird der vierte Punct, der Endzweck प्रयोजन S. 3, Z. 8 des Vaedānta erreicht; indem die, durch das Ungetheilte bestimmte, Gedankenthätigkeit, mit dem Ebenbilde des Urdenkenden verbunden, dadurch, daß sie das im Nachfolgenden ungebrochene, über das Unbewußte erhabene Brahma zum Object hat, das, in dasselbe (Nachfolgende) eingegangene, Bewußtlose aufhebt, und demnach das Denken in die Einheit löst, umfängt, welches durch die Form des bloß Getheilten, Gebrochenen bestimmt, in der Wirkung des Endlichen ist, auf diese Art das Einzelne Gesonderte in die Gesammtheit, den individuellen Geist in die Gemeinschaft der lebendigen Geister und alle in Einen erhebt.

Der bloße Reflex des Gebrochenen (in Object und Subject getrennten) wird im Ungetheilten, Selbstoffenbarenden, oder das getrübte Gegenbild wird in der selbstleuchtenden Form aufgehoben. S. 16, Z. 5. Diese Aufhebung geschieht in der Durchdringung व्याप्ति, अतिव्याप्ति der durch die Form des Ungetheilten bestimmten Gedankenthätigkeit, in der innigen Verbindung mit dem Urdenkenden. S. 16. Z. 11. In der Durchdringung wird das Durchdrungene ein anderes nach der Form des Durchdringenden. Vrgl. Vaed. Sara Schol. S. 79. Z. 6. 7. 15. Der im Indischen herrschende Begriff der persönlichen Durchdringung und Durchdringbarkeit, von der ersten Entstehung der Dinge an, bis zur Vereinigung im Höchsten, da auch das ewige Fortbestehen der individuellen Geister im Einen begriffen wird, schließt alle Vorstellung von Emanation aus, und beweist seine Bedeutung und Macht in der Mythologie und in den Götterverhältnissen, wie Ref. in der Erklärung eines indischen Denkmals gezeigt hat, das den Uebergang des Siva in Vishn'u darstellt. *)

Von den sich nun anschliessenden weiteren Ideen ist hier nur noch Einiges des Werkwürdigeren, dem Original möglichst treu, beyzufügen. In Bezug auf den Unterschied des Denkens, das durch die Formen des Naturunempfindlichen bestimmt ist, wird S. 16. Z. 16 ff.) erklärt, daß nach Vertreibung des Bewußtlosen, das im allgemeinen, unsichtbaren, durch die Sinne bestimmbaren Sinnes-

*) In einer Sitzung der k. Akad. d. W. den 3. Juny 1837.

stoff statt hat, die Offenbarung des im Selbst befindlichen Denkenden eintrete, wodurch auch das Naturunempfindliche erkannt werde. Wie, wenn ein Licht aus einem, mit verschiedenen Gegenständen erfüllten, Raume das Dunkel vertreibt, diese sich selbst offenbaren; so in dem Bereiche der Vergegenwärtigung der, einem jeden eigenen Geistesform vor dem Urdenkenden: weil hier Rücksicht darauf geschieht, wie sich ein Jeder bestimmten Gedankenthätigkeiten (z. B. der Richtung des Denkens u. s. w.) ergiebt, werden auch diese geoffenbart, und so die individuellen Geistesformen (in ihrem Verdienst) erkannt. — (साक्षात्करणम्) ist das sich in und vor dem höchsten Geiste Fassen. Bey Manu VIII. 84. ff. ist das Gewissen, da wo es in dem Zeugen geweckt wird, dargestellt als ein Wissen in und mit dem innersten Geiste.

Vrgl. परम् ब्रह्म प्राप्नोति साक्षात्करणा औपाधिकलिङ्गशरीरनाशात् ब्रह्मैक्यं गच्छति Manu. VI. 85. Schol.)

Unter den bestimmten Gedankenthätigkeiten, die S. 16. Z. 23 — S. 18. Z. 17 auseinandergesetzt werden, ist S. 18. 2. die Richtung des Denkens auf Eines doppelt, nämlich: das, durch die Form des, kein Zweytes habenden Wesens bestimmte, Denken ist entweder mit der Umwandlung, durch welche der Unterschied in das Wissende, das Wissen und das Zuwissende, gesetzt wird, ohne daß diese geeinigt würden; oder es ist über dieser Umwandlung. In jenem Falle wird in den drey Getrennten, ohne Rücksicht auf ihre Einigung doch das Eine erkannt. Selbst im Erscheinen der Zweyheit offenbart sich nur das unentzweyte Wesen S. 18. Z. 5. ff., das über zwey erhabene, zumalerscheinende, ungeborne Ich, immer frey, nicht vom Geiste der Umwandlung eingenommen, ohne Fessel u. s. w. Im anderen ist das, durch die Form des Einzigen Wesens bestimmte Denken mit Rücksicht auf die Einigung jener drey getrennten Momente im noch innigeren Einswerden mit diesem Wesen. Wie (S. 18. Z. 13.) beym Nichtempfindbarwerden des durch die besondere Eigenschaft des Wassers bedingten, Salzes nur die ganze Eigenschaft des Wassers erscheint; so offenbart sich beym Nichtvortreten des durch die Form des einzigen Wesens bedingten, Denkens nur die ganze Form des einzigen Wesens. Obschon aber hier der Mangel der äussern Thätigkeit gleich ist dem im tiefen Schlafe, so ist doch der Unterschied, daß in jenem Zustande der Richtung des Denkens auf Eines wahre Wirklichkeit, im Schlafe aber Nichtwirklichkeit ist. S. 18. Z. 16. (Der Schlaf wird im Vaedānta öfters als दृष्टान्त Beyspiel aus dem Sichtbaren gebraucht, und als solches erklärt, das beym Aehnlichen einen großen Theil Unähnliches enthält).

S. 18. Z. 17. ff. werden die Mittel zu jener erhabenen Richtung des Denkens angegeben, S. 19. Z. 7. ff. die Hindernisse. — Unter den Mitteln ist (S. 19. Z. 2.) die Richtung des Denkens auf Eines, welche mit der, den Unterschied setzenden Umbildung verbunden ist. Unter den vier Hindernissen wird zuerst genannt die Hinschmelzung in Unthätigkeit, welche in der Trägheit der Gedankenbewegung besteht, die vom Nichtgestützwerden durch das ungetheilte Wesen kommt, लयस्तावदखण्डवस्त्वनवलम्बेन चित्तवृत्तेर्निद्रा·

Im Vaedānta wird überall möglichste Gedankenthätigkeit gefordert, das Bewußtlose aufzuheben. Durch sie besonders soll die individuelle Gestalt des einzelnen Lebenden charakterisirt werden.

Othmar Frank.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIIIe siècle, cet.

(Fortsetzung.)

Ohne uns nun in das Detail der Untersuchungen des Herausgebers über den Verfasser dieser Chronik einzulassen, welche mit dem Jahre 1078 endigt und der Dedication gemäß nicht nach dem May 1086 geschrieben werden konnte, da Abt Desiderius in dieser Zeit als Victor III. den päpstlichen Thron bestieg, wollen wir nur den hauptsächlichsten Erörterungen folgen, durch welche sich der scharfsinnige Herausgeber dieses Buches das Verdienst erwarb, durch Auffindung eines neuen Geschichtswerkes und durch Ermittlung eines längst vermißten Quellen-Schriftstellers die Kunde früherer Zeiten mit einem wesentlichen Beytrage vermehrt zu haben.

Inhalt und Form dieser Chronik sind von den bereits bekannten Geschichten der Normannen in Unteritalien, wie z. B. eines Wilhelms von Apulien, des Gaufredus Malaterra ꝛc. so sehr verschieden, daß sie keinem von diesen beygelegt werden kann, und also ein anderer Autor gesucht werden muß. Dieser aber findet sich in einem gewissen Amatus, welcher nach Leo von Ostia und Petrus Diaconus nicht nur eine Geschichte der Normannen schrieb, sondern diese auch dem Abte Desiderius widmete. (Leo Ost. III. c. 35; Petrus diac. de viris illustribus c. 20.). Schon früher hatten Gelehrte, z. B. der Italiener Marcus, Herausgeber des Petrus Diaconus u. A. den Verlust Amats bedauert und sich, jedoch vergeblich, bemüht, ihn wieder aufzufinden; wie weit man aber damals von einer richtigen Vorstellung über diese Geschichte der Normannen entfernt war, erhellt daraus, daß selbst Baluz ihren Verfasser zu einem Erzbischof von Bordeaux machen konnte. Diese Meynung wie die übrigen darüber gangbaren Hypothesen werden jedoch von H. Champollion-Figeac mit Gründen, welche aus dem Inhalte dieser Geschichte selbst entnommen sind, schlagend widerlegt, und statt dessen gezeigt, der Verfasser derselben sey kein anderer, als der im Jahre 1093 als erster Bischof von Rusco in der Erzdiöcese Benevent im Geruche der Heiligkeit verstorbene Mönch Amatus (cfr. AA. SS. Bolland. 31. August), dessen nähere Lebensumstände im vorigen Jahrhunderte Gegenstand eines heftigen literärischen Streites geworden sind.

Du Chesne kannte bereits die französische Bearbeitung dieser Geschichte der Normannen, jedoch nur in einer schlechten Copie, hielt sie aber dennoch für wichtig genug, um sie im zweyten Bande seiner scriptor. rer. Norman. zu veröffentlichen; aber der Tod verhinderte dieses Unternehmen. Aus seinem Nachlasse benützte sie Gauttier d'Arc zu dem ersten Bande seiner uns nicht näher bekannten histoire des conquêtes des Normans en Italie, en Sicilie et en Grèce. 1830. So lange also der lateinische Grundtext nicht aufgefunden wird, wäre es schon auf diese Autoritäten hin ein wahrer Gewinn, einen treuen Abdruck der altfranzösischen Uebersetzung vor uns zu haben; um so mehr ist dieß aber der Fall, da wir mit dieser Geschichte die eigentliche Quelle nicht bloß der Angaben Leos von Ostia über die Normannen,

sondern auch eine ausführliche Ergänzung der Lücken in den übrigen Geschichtschreibern der Eroberungen jenes Volkes in Unteritalien erhalten.

Ehe wir aber auf den Inhalt der hystoire selbst übergehen, müssen wir noch einer anderen Entdeckung gedenken, welche eine Folge des bisher beschriebenen Resultates der gelehrten Forschungen des Herausgebers ist. Es erhellt nämlich, daß die erst von Carusius, dann von Muratori bekannt gemachte historia sicula, ab ingressu Normannorum in Apuliam usque ad annum 1282, von welcher bereits der zuletzt genannte Gelehrte bemerkte, daß sie mehr als Einen Verfasser habe, ihrem früheren und größeren Theile nach, von Niemand anders, als von dem Verfasser der hystoire de li Normant geschrieben worden ist, wie sie sich auch wirklich als Chronique de Robert Viscart, eigentlich de un noble Baron de Normandie, liquel estait père Robert, in dem Codex der altfranzösischen Uebersetzung, unmittelbar sich an die hystoire anschliessend, befindet. Beyde ergänzen sich gegenseitig; die Chronik bezieht sich häufig auf die hystoire, und was hiebey dem Beweise über ihren gemeinschaftlichen Ursprung noch abgehen möchte, wird durch die Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers selbst ergänzt und bestätigt. Der Herausgeber bezeichnete aber die historia sicula mit dem Titel chronique de Robert Viscart, weil in dem von dem Bischofe Amatus herstammenden Theile (bis 1085) von Robert ausschließlich die Rede, und das Uebrige bis 1099, von wo an bis 1282 drey Erweiterungen und Hinzufügungen sichtbar sind, nur eine gehaltlose Compilation aus Malaterra ist, die sich in ihrer Zergliederung für nichts weniger als für ein Werk des Verfassers des früheren Theiles, unseres Amatus, darthat.

Die Uebersetzung selbst giebt sich aus äusseren und inneren Gründen als ein Werk des dreyzehnten Jahrhunderts zu erkennen; wer sie aber verfaßt habe, und wer der Graf von Militrée sey, für den sie unternommen wurde, ist gleich unbekannt. Herr von Champollion glaubt in diesem einen Sohn König Karls II. von Neapel und Grafen von Mileto vermuthen zu dürfen.

Bischof Amatus, oder vielmehr der Mönch Amatus beginnt seine Geschichte der Normannen mit einem Proömium, in welchem er darlegt, wie an den Normannenfürsten Richard und Robert sich die jesai'sche Prophezeihung über Cyrus erfüllte und dieses ihm, einem schwachen, friedfertigen Mönche, die Veranlassung gewesen sey, die Geschichte der Kriege dieser Fürsten, nach dem Vorgange des Paulus Diaconus, zu beschreiben. Zugleich gehörten beyde Fürsten zu den Wohlthätern des Klosters, so daß er mit dem Beystande Gottes, welchen er für sich in einem nun folgenden Gebete herabruft, und mit dem Segen seines Abtes das schwierige Werk wohl unternehmen zu können hofft. In 8 Büchern folgt darauf die Geschichte. Von diesen enthält das erste in 44 (eigentlich 43) Capiteln Ursprung und Herkunft der Normannen von der Insel Nora, ihre Niederlassung in der Normandie, ihre Eroberung von England, wie ihre Theilnahme an den Kreuzzügen der französischen und burgundischen Ritter gegen die Saracenen in Spanien. Ohne jedoch bey diesen Erzählungen, noch bey dem Berichte des Schicksales der Normannen, welche sich nach der Einnahme von Barbastro i. J. 1063 in den Sold der griechischen Kaiser begeben hatten, weiter zu verweilen, als unumgänglich nöthig war, um diese Gegenstände nicht ganz unberührt zu lassen, wendet sich Amatus bereits im 17. Capitel der Erzählung des ersten Auftretens der Normannen in Unteritalien und der für sie selbst so folgenreichen Hülfe zu, welche bekanntlich 40 normännische Pilger dem Fürsten Guaimar bey der Belagerung von Salerno durch die Saracenen leisteten. Hier stossen wir bereits auf eine Thatsache, welche uns von nun an immer gegenwärtig bleibt, und die für die kritische Würdigung der vorliegenden Geschichte von entschei-

dender Wichtigkeit ist: nämlich die genaue Uebereinstimmung der von Leo von Ostia in seiner Geschichte von Monte Casino aufgenomenen Erzählungen von den Kriegen und Ansiedelungen der Normannen in Unteritalien mit den Berichten unseres Amatus, welcher deshalb in allen diesen Dingen als die eigentliche Quelle Leo's angesehen werden darf.

So stimmen I. c. 17, 18, 19, 20 fast wörtlich mit Leo's c. 37. des zweyten Buches überein, nur mit dem Unterschiede, daß Amatus ausführlicher, Leo gedrängter ist. Während z. B. Leo von dem tragischen Ausgange des Streites der 2 normännischen Großen nur berichtet „ut Gisilbertus Guilelmum occideret," erzählt Amatus: „Gisilbert – lo (Guillerme) géta d'un lieu moult haut dont il fut mort. Et quand cestui fu mort ot cestui ceste dignité que estoit viceconté de toute la terre. Nach Leo siegen die Normannen in drey Schlachten über die Griechen und werden in der vierten bey Cannä geschlagen; nach Amatus siegen die Normannen fünfmal und werden das sechste Mal bey Cannä geschlagen und während die Schlacht bey Vaccaricia nach Leo die dritte war, welche die Normannen gewannen, ist sie bey Amatus die zweyte, welche die Normannen, durch einen Zuzug verstärkt und ermuthigt, verloren. Von 3000 Mann blieben nur 500 übrig, worauf von ihren 6 Anführern 2 bey Athenulf, Abt von Monte Casino blieben et li autre avec li sien chevalier a faire chevalerie avec lo prince de Salerne, c. 22. Nun erst ging Melo, der die Normannen zum Kriege gegen die Griechen bewogen hatte, über die Alpen zu Kaiser Heinrich I., was Leo bereits nach der Schlacht bey Cannä geschehen läßt und daher von einer zweymaligen Reise Melo's nach Deutschland erzählt. Amatus kennt nur Eine und berichtet dann dessen Tod und Begräbniß en l'eglize de Babiparga. i. J. 1020. cap. 23.

Die Verhältnisse mit dem Fürsten Pandulf von Capua werden von Beyden im Wesentlichen übereinstimmend erzählt, A. c. 24, 25; L. c. 38. 39; nur daß Leo mehr Rücksicht auf Monte Casino, Amatus aber auf Salerno nimmt und bey dem Zuge Kaiser Heinrichs I. nach Unteritalien erzählt, der Erzbischof von Cöln, des Kaisers Feldherr, habe auch Salerno belagert. XL. jours fu assiégé Salerne. Mès por ce que la cité estoit forte à prendre prist ostage del filz de lo prince de Salerne et o gloire de triumphe retorna à lo cort de lo impéreor. c. 24. So erzählt auch Leo, Troja habe sich dem Kaiser freywillig übergeben, II. 41; Amatus aber, I. c. 26. der Kaiser habe die Stadt nicht erobern können; Widersprüche, welche eine Vereinigung dennoch zulassen. C. 27 des A's entspricht wieder c. 42 Leo's, nur ist A. hier etwas kürzer; c. 28 A's dem c. 43 L's, jedoch erzählt Amatus die von dem h'. Benedictus bewirkte Heilung Kaiser Heinrichs auf eine von der Leo's etwas verschiedene Weise; c. 29 A's. entspricht wieder dem c. 41. Leo's. Die nächsten Capitel 30, 32. sind dem Amatus eigenthümlich und enthalten die Einsetzung der Neffen Melo's in die ihnen von dem Kaiser angewiesene Grafschaft Teano und die glücklichen Kriege der Normannen mit dem Longobarden Petrus, Rayners Sohn. C. 33 entspricht dann wieder dem c. 48. Leo's und c. 34, A's. dem c. 49 L's, jedoch ist es für die Critik Leo's merkwürdig, daß Amatus die Bedrückungen, welche das Kloster von Monte Casino von dem Fürsten Pandulf von Capua erfuhr, weitläufiger und mit stärkeren Farben berichtet, als jener (A. I. c. 34.); und während Leo umständlich die Flucht des rechtmäßigen Abt's von M. C., Theobald, nach Neapel erzählt, (II. c. 60.) weiß Amatus nur von dessen Entweichung von Capusita nach St. Liberator und berichtet in demselben Capitel (35) den Tod des Abt's, den Leo erst in c. 63 erzählt. Solcher geringer Abweichungen, welche sämmtlich und im Einzelnen aufzuzählen ermüdet, ist das

ganze Werk voll. Ganz eigenthümlich sind dem Amatus die Capitel 37 — 40 und dieses ausgenommen, wo er im Hauptsächlichen mit L. c. 48. übereinstimmt, auch die noch übrigen des ersten Buches, welche zusammen die Erzählung von den weiteren Unthaten Pandulfs und der Art und Weise enthalten, wie zuerst Sergius von Neapel, dann aber Pandulf den normännischen Grafen Ranulf durch Verschwägerung für sich gewannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

Weil jedoch gerade das Congest die Herzogs-Folge ohne die mindeste Unterbrechung von Theodo bis Thassilo II. (p. 21 — 23) giebt, und dieß mit des Hrn. F. System im Widerspruche steht; so hat sich derselbe bemüht, das Document als ein in dieser Beziehung unzuverläßiges darzustellen, und seinen bisher allgemein anerkannten hohen Werth als eine der vorzüglichsten Quellen der altbaierischen Geschichte zu schmälern.

Besser als dem Congestum ist es den brevibus notitiis bey Hrn. F. ergangen. „Ihre bestimmten Zeugnisse sprechen laut und entscheidend gegen die Zeitrechnung des Hansiz“ (F. p. 28). Dieß Document (brev. notit.) beruht in seinen Aussagen auf ächten und ursprünglichen Urkunden, die der Verfasser (hier ist nur Einer aufgeführt, aber gleich im nächsten Absatze derselben Seite werden es wenigstens 3 Personen) zur Zeit des Erzbischofs Arno lebend, einsehen und benutzen konnte. Was Hr. F. p. 28 über die verschiedenen Personen sagt, welche an diesem Documente gearbeitet haben sollen, setzt uns billig in Erstaunen. Ich darf die Leser zuversichtlich auf die oben genau nach dem Texte mitgetheilte Inhalts-Anzeige der brev. notit. verweisen, und ich fordere Kenner des Styls mittelalterlicher Schriften zum Urtheile auf, ob in diesem Documente von seinem Beginne (p. 30. bey Kleinmayern bis zum XIII. Capitel exclusive (p. 42). eine so bedeutende Veränderung in der Schreibart wahrzunehmen sey, daß man aus ihr auf eine bestimmte Anzahl von Abfassern, und, noch mehr auf dieser verschiedener Abfasser Talente schliessen könne! — „Die ersten und wichtigsten vier Capitel,“ sagt Hr. F. p. 28, „sind unverkennbar von einem bedachtsamen, redlichen, fleißigen Manne, der sich einen festen Plan vom Ganzen entworfen, dies in Capitel getheilt, und sie mit geeigneten Titeln versehen hat. Wäre das Ganze von diesem nämlichen fortgeführt und vollendet, so hätten wir ohne Zweifel eine getreue Abschrift der Urkunde (?) Arno's. Aber schon vom 5ten bis zum 12 Capitel folgt die Arbeit eines sehr verwirrten und unbehülflichen Kopfes“. — — „Endlich vom XII. Capitel angefangen bearbeitete die Schenkungen der Edlen und Freyen ein besserer Kopf mit Aufmerksamkeit und Fleiß“ — Von einer solchen Durchdringung, solche Schriftsteller aus ihren Producten zu erkennen und darnach zu charakterisiren, habe ich, wie ich gestehen muß, keine rechte Vorstellung. Wie ich die Sache angesehen, ist aus dem früher Vorgetragenen klar. Unmöglich jedoch kann ich über den Charakter des Verf. der ersten 4 Capitel mit Hrn. F. einverstanden seyn; da dieser „bedachtsame, redliche, und fleißige Mann“ sich schon im II. Caput. p. 32 in fine, p. 33, bis: quia igitur perdifficile est etc. in eine Digression einläßt, die er, sich plötzlich besinnend, daß er von seinem Gegenstande (St. Ruperts Stiftungen und der Herzoge Geschenke) sich entferne, abbricht und unvollendet läßt. Den Faden nimmt er, oder, da H. F. für cap. VI. einen andern, und zwar einen Confusionarius als Verf. annimmt, dieser verwirrte Kopf wieder auf Cap. VI. pag. 35, 36, um die Cap. II. begonnene Erzählung zu Ende zu bringen. —

Theodo's Sohn, Theodebert, der vom sterbenden Vater das Herzogthum Bayern empfangen, und St. Ruperts Anstalten beschützt, ist kein vom Franken-König eingesetzter, sondern ein ächt-agilolfingischer Herzog, von Regensburg bis an die Grenze Kärnthens unbeschränkt, gewaltig, sagt H. F. p. 30. und geht nun §. 5. zur Behauptung über, daß die 4 ersten Capitel der brev. notit. offenbar gegen das Hansizische System zeugen. Es ist unstreitig eine der Blössen dieses Systems, daß es, trotz dem ausdrücklichen Zeugnisse der brev. notit. p. 31. cap. I. und der vita primigenia, den Rupert'schen Theodo nicht vom Heidenthume zum Christenthum, sondern blos von der Irrlehre zum wahren Glauben bekehren läßt. Hansiz hätte hier unbedenklich, in Erwägung des Zustandes des Christenthums in Bayern zur Zeit als St. Rupert daselbst eintraf, den Herzog Theodo als einen Heiden annehmen dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIIIe siècle, cet.

(Fortsetzung).

Von dem Anfange des zweyten Buches der ystoire sind nur die vier ersten Kapitel neu: der Tod des älteren Guaymar von Salerno, die Succession seines gleichnamigen Sohnes und wie dieser, über Pandulf wegen der Unbilde erzürnt, die dieser an der Tochter der Herzogin von Sorrento, Guaymars Nichte, verübt hatte, die Normannen gewinnt und den völligen Sturz Pandulfs vorbereitet. C. 5 u. 6. stimmen schon wieder, wenigstens theilweise, mit Leo's c. 65 überein; den ganzen großen Rest des zweyten Buches aber, wenige Capitel ausgenommen, von c. 8 — 10 und 14 — 35 drängte Leo in sein großes c. 67 des zweyten Buches; c. 11 — 13 beziehen sich auf Leo's c. 65; die von c. 35 — 40 folgenden Capitel Amat's scheint Leo umgangen zu haben, aber schon c. 40 A's entspricht wieder Leo's c. 69, und c. 41 u. 42 dessen 71. Capitel.

In diesem Buche entwickelt die ystoire durch Anlage und Inhalt wahrhaft dramatische Schönheiten, und, obwohl nicht immer aufs Genaueste ausgeschieden werden kann, was der Uebersetzer zur Ausschmückung des Werkes hinzugethan haben mag, so leuchtet doch genug hervor, was den Ausspruch rechtfertigt, Amatus habe nicht blos eine dürre Chronik, sondern eine Geschichte geschrieben, die ihm aus voller Seele floß und zu deren Grundlagen er das höchste Gesetz über alles menschliche Treiben nahm, das Walten der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, wie es sich im Sturze des Bösen, in dem Siege überlegener moralischer Kraft und in dem ohnmächtigen Bemühen, die beschlossene Ordnung (*Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*) zu stören, offenbart. Die Schlachten der Normannen um den Besitz des eroberten Apuliens sind von ausnehmender Schönheit und erinnern unwillkührlich durch die Lebendigkeit der Darstellung an die schönsten Schlachten-Beschreibungen des Heldengedichts über den Kreuzzug gegen die Albingenser, obgleich gerade in dieser Beziehung, die manchmal wörtliche Uebereinstimmung der ystoire mit dem Texte Leo's die Vermuthung, es sey die poetische Haltung eine Zugabe des Uebersetzers, ferne hält und sie dem von dem Verf. behandelten, seinem Wesen nach poetischen Stoffe zu eigen macht Aus dieser Poesie des Gegenstandes erklärt sich auch allein, warum Wilhelm der Apulier, dessen historisches Gedicht nebst Leo's Chronicon bisher die Hauptquelle der Geschichte der Eroberungen der Normannen in Unteritalien war, das aber nun mit diesem zugleich durch die viel wichtigeren und ausführlicheren Angaben der ystoire in den Hintergrund gestellt wird, mit solcher Leichtigkeit die Thaten der Normannen in Versen beschreiben und sich dennoch so genau an die Thatsachen zu halten vermochte.

In dem dritten Buche, das um 5 Capitel

mehr als das vorige (50 c.) enthält, findet zwar noch immer vielfacher Bezug auf Leo von Oſtia ſtatt; er hört aber auf ausſchließlich Geleitsmann zu ſeyn und an ſeine Stelle tritt nun Wilhelm von Apulien. Da der Inhalt dieſes Buches, das die Kriege der Normannen mit den Päbſten und die erſten Eroberungen Robert Guiscards in Calabrien beſchreibt, mehrmals deutſche Verhältniſſe berührt, ſo möchte eine genauere Analyſe desſelben nicht unzweckdienlich erſcheinen.

Das erſte Kapitel ſtimmt noch mit Leo II. c. 79, das zweyte mit L. c. 80, dann im Allgemeinen c. 3 — 11 mit L. III. c. 16, c. 12, mit II. c. 67 überein. Es iſt bemerkenswerth, daß Amatus im Widerſpruch mit Leo II. c. 81., aber in Uebereinſtimmung mit Hermannus contractus, von der Excommunication Benevents durch P. Clemens II., jedoch auch überhaupt von den Verhältniſſen dieſer Stadt zu der Zeit des Zuges K. Heinrichs II. nach Apulien, nichts erwähnt, wodurch alſo wohl die Meynung Pagi's, der die Nachricht von jener Excommunication als falſch verwirft, beſtättigt werden dürfte. Auch Amatus giebt an, P. Clemens ſey delà de li mont geſtorben, was die neueſten Forſchungen beſonders Uſſermann's (Episc. Babenb. Suidegerus c. 31), als fälſchlich darthun, und die Abtey des hl. Thomas de Apoſtela bey Peſaro als den Ort bezeichneten, wo P. Clemens am 9. October 1047 ſtarb (et ala à Dieu. Amatus c. 14).

Wichtiger ſind die Nachrichten A's, welche ſich auf P. Leo IX. beziehen. Cestui Lion ſchreibt Amatus c. 15. estoit moult bel et estoit rouz et estoit de stature seignoriable et estoit de letre bon maistre, c. 15. Bekanntlich zog dieſer Pabſt den Angaben Leo's zufolge viermal, in den Jahren 1049, 1050, 1051 und 1053 nach Apulien. Das erſte Mal wallfahrtete er nur zu der Kirche des hl. Michael auf den Berg Garganus und befand ſich bereits am Palmſonntage, 19. März, in Monte Caſino, ſpeiſte daſelbſt mit den Mönchen, ſtieg aber an demſelben Tage wieder den Berg herab, und, nachdem er Montags die Kirche des hl. Moritz bey der Inſel Limata geweiht hatte, eilte er ſogleich nach Rom, wo er noch zeitig genug zu der Feyer des gränen Donnerſtags ankommen konnte, cf. Leo II. 81; welche Angabe Pagi (ad Baron. 1049 VIII.) ohne Grund in das Jahr 1050 ſetzen zu müſſen glaubte. Von dieſer Reiſe erzählt Amatus wohl nur deshalb nichts, weil der Pabſt auf derſelben noch in keine Berührung mit den Normannen kam.

Zwar erwähnt er bereits c. 15 eines Zug's P. Leo's nach Apulien (cestui Pape Lyon combati contre la symonie, et ala par les cités et o saintes prédications rempli l'eclize de la foi de Christe; il fist li synode, c'est la congregation de Salerne, et trova que toutes li ordene de de l'églize estoient toute occupée de la fausse symonie); aber dieſe Nachricht bezieht ſich offenbar auf die zweyte Reiſe des Pabſtes im J. 1050, wo dieſer ſich auf St. Peter und Paulstag in Monte Caſino befand und von da über Capua nach Benevent ging, Leo Oſt. II. 84. Daß der Pabſt in dieſem Jahre auch nach Sipont ging, und daſelbſt auf einer Synode 2 ſimoniſtiſche Biſchöfe abſetzte, lernen wir aus Wibert (Vita S. Leonis. II. c. 6.); daß er damals nach Benevent, Capua, Monte Caſino und Monte Gargano kam, erzählt der Chronographus Sancti Benigni; daß er aber in dieſem Jahre auch eine Synode zu Salerno hielt, lernte man erſt aus Amatus kennen, der hiebey noch beſonders hinzufügt, der Fürſt dieſer Stadt Guaymar habe dem Pabſte viele koſtbare Geſchenke gemacht, et lui promist de soumetre soi à estre fidel à li commandement. Von ihm lernen wir auch im folgenden Capitel (15), daß der Pabſt von Salerno nach Melfe (hier wohl Amalfi) ging:

„opponère contre li fait de li fortissime Normant et lor proia qu'il se devissent partir de la

crudélité et laissier la moleste de li poure. Et lor mostra coma Dieu est parsécuté quant li poure sont parsécutez, et comment Dieu est content quant est bien fait à li poure; et lor comment que fidèlement doient guarder li prestre et les chozes de l' églize. Et les conforta en faire bien et offerte à Dieu et quils soient continent et caste envers lor voizins et lor proxime; et en toute vertu les conforma. Et reprist lo defette des évesques et fai qu'il non soient taisant, més enseigna lor langue à presier. Et puiz s'en torna à Rome et puiz se remist à le váe pour corrigier les autres cités;"

— eine Erzählung, welche den von dem Chronogr. St. Benigni angegebenen Grund der Reise P. Leo's bekräftigt: ut habitatores terrae illius si posset, aliquo modo relevaret ab oppressione (Achers Spicil. P. II. p. 382). Erst jetzt erwähnt Amatus der Ereignisse von Benevent aber auf eine Weise, welche die Verwirrung eher steigert als hebt: Et quant cil de Bonivent oïrent tant de perfection et de Sanctité en lo pape, chacèrent lo prince et sousmitrent soi à la fidelité soe, eaux et la cité. Et retorna lo pape en celle part et rechat gratiousement ce qui lui estoit donné. Da hiemit des Chronogr. des Klosters der hl. Sophia übereinstimmt: Beneventum Papae Leoni conceditur, propter quod plurima dissidia comissa sunt (ad a. 1050), Herm. contr. aber erzählt, Pabst Leo habe in diesem Jahre Benevent excommunicirt, und da Wibert gleichwohl von einem Aufenthalt desselben in dieser Stadt im J. 1050 weiß, so lassen sich so verschiedene Angaben wohl nur so vereinigen, daß man Wiberts Angabe als die früheste annimmt, die Hermanns als die zweyte, und die des Chronisten von St. Sophia und Amat's als die im J. 1050 zuletzt erfolgte. Daß aber in Benevent damals Bewegungen vor sich gingen, welche die dem Anscheine nach einander so sehr widersprechenden Maßregeln des Pabstes rechtfertigten, geht auch aus andern Berichten hervor, auf die wir zurückgehen müssen, ehe wir mit der Erzählung Amat's fortzufahren im Stande sind.

Denn als der Papst nun zum dritten Male (i. J. 1051) nach Apulien kam und seine Gesandten nach Benevent vorausgeschickt hatte, die völlige Aussöhnung der Stadt mit der Kirche zu Stande zu bringen, so thaten die Bürger diesen vielfache Unbild an, so, daß P. Leo sich von Capua, wohin er bereits gekommen war, nach Salerno und von da in das benachbarte Kloster la Cava begab, wo nun erst die Aussöhnung mit den Beneventanern auf ihre, und ihres Erzbischofes flehentliches Bitten zu Stande kam. (Chron. Cavense und Chron. S. Sofiae ad a. 1051); so, daß der Pabst, dessen Gesandte bereits am 16. Juny nach Benevent gekommen waren, erst nachdem Fürst Pandulf und dessen Sohn Landolf daraus vertrieben worden waren, am 13. August 1051 in die Stadt einzog. Dieß vorausgeschickt erklärt sich erst vollständig der Bericht Amat's, der nun fortfährt, c. 16: „Der Pabst berief nun den longobardischen Fürsten Guaymar und die Normannen nach Benevent, die ihm auch daselbst treulich dienten. Und es bat der Pabst den Guaymar und Drago die Stadt zu vertheidigen und wies sie an, was sie anordnen sollten damit die von der Stadt weder bedrückt noch gekränkt würden. Drago versprach zu thun, was der Pabst ihm aufgetragen hatte und versprach, wenn er dafür Vergebung seiner Sünden erlangte, für die Vertheidigung der Stadt Benevent zu kämpfen." „Més que li Normant, fährt Amatus c. 17 fort, non se porent si délogier coment li autre gent restreindre. Puiz se parti Drogo de Salerne, et lo pape s'en ala avec lo prince Guaymére. Wohin? Wohl auch nach Salerno, weshalb es wohl heißen muß „parti Drogo a Salerno." „Die Normannen aber, (fährt die ystoire weiter fort), welche um Benevent sind, griffen die von Benevent an und das Gerücht kömmt zu den Ohren des Pabstes wie das Versprechen Drago's nichtig war."

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Daraus aber gleich zu folgern (F. p. 30, n. 1.), weil Theodo ein Heide war, so ist er ein weit älterer und früherer Herzog in Bayern gewesen, als der Tetrarche Theodo (von 680 — 718 regierend), dieß scheint mir ein viel zu rascher, um nicht zu sagen, übereilter Schluß zu seyn; denn Theodos Heidenthum giebt noch keinen Grund, daß man ihn um 120 Jahre früher ansetze. Kommt ja doch selbst im fränkischen Reiche das Daseyn von Heiden und Anhängern heidnischer Gebräuche noch kurz vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts vor (Pertz III. p. 18, 19 zum J. 745 post Christ.), und heidnische Herzoge, wie Radulf in Thüringen, Gunzo in Alamannien, regierten den Franken unterworfene oder, wenigstens zu ihrem Reiche zählende Völker mit Genehmigung von Königen, wie Clotar und Dagobert.

Ueber die drey Generationen, die uns H. F. p. 31 herausrechnet, ist schon oben das Nöthige in der Note 6 erinnert worden. Wie aber, nachdem man sich überzeugt, daß von drey langen Generationen hier unmöglich die Rede seyn könne, „der Bericht des II. Capitels (F. p. 31) augenscheinlich auf einen weit älteren Herzog Theodebert, den Wohlthäter der Kirche Salzburg zurückdeute," und, „wie hieraus augenscheinlich bewiesen werden soll, daß die Copula im Congestum: Successor namque filius ejus Huibertus Dux, diesen Herzog irrig und mit Unrecht zum Sohne eines weit früheren Theodebert mache, und endlich wie somit die Zeitrechnung des Hansitz gänzlich falsch und nichtig sey," bedarf, da die Prämissen als falsch erwiesen wurden, auf denen sich diese Folgerungen stützen, keiner weitern Widerlegung.

Das V. Capitel, welches nach H. F. p. 31 eine auffallende Veränderung in dem festen (?) und sichern Gange der Erzählung, in Sprache und Styl kund giebt, möchte ich wohl gegen die Anschuldigungen des H. F. (p. 31: „Unsinn und Verwirrung ist an die Stelle getreten") in Schutz nehmen. Ende des IV. Capitels wird vom Herzoge Huibert eine bona silva an Salzburg geschenkt. Was ist nun natürlicher, als auf das Jagdrecht und die Beschreibung dieses Reviers, welches Salzburg durch die Schenkung zuständig geworden, überzugehen, eine Beschreibung, der man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie der Schenkungs-Urkunde Huiberts wörtlich entnommen ist, weßhalb hier der Styl, der Natur des zu beschreibenden Gegenstandes angemessen, in etwas vom kurz vorhergehenden des Cap. IV. und der darauf folgenden Schenkung Madalhelms — welcher übrigens gleichfalls einen Theil seiner Jagd an das Stift vergabte, — verschieden erscheint. Sogleich kehrt der Sammler wieder zum Herzog Huibert zurück, und geht der Reihe nach auf Otilo, und seinen unglücklichen Kampf mit den Frankenfürsten über. Hier herrscht also im ganzen Cap. V. mit Bezug auf das Ende des Cap. IV. weder Unsinn noch Verwirrung.

H. F., der p. 33 mit Rücksicht auf den langen Zeitraum von 3 Generationen die Behauptung hinstellt, daß nach einem so langen Zeitraum unmöglich noch natürliche Schüler des h. Ruperts vorhanden seyn können, ruft mit großer Selbstzufriedenheit aus: „Man braucht nur consequent zu denken und zu bleiben, um das Unsinnige und Falsche der Hansizischen Zeitrechnung klar einzusehen." !! — Den Punct indessen mit Chunialdus und Kisilarius, dann mit Isinhardus vir nobilis et filiolus Presbyteri senis Chunialdi, hätte H. F. p. 33, 34 eben so wenig wie jenen Madelhoch Presbyter filius Madelgor Cancellarii Theodonis Ducis (brev. not. p. 36) berühren sollen; denn hier reicht er hinsichtlich Isinhards nicht wohl mit einem: „wahrscheinlich ein Abkömmling eines weit ältern Isinhards, den der selige Chuniald bekehrt und getauft hatte" aus. Den Sohn des Kanzlers Theodo betreffend, wird Jeder vom H. F. erwarten, daß er diesen Madalgor zum Kanzler seines später lebenden Tetrarchen Theodo macht. Wegen Chuniald und Gisilar, des h. Ruperts 2 Kapellane, verweise ich der Kürze halber auf die AA. SS. T. VI. septemb. 24. p. 708 seq. p. 711, 712, Nr. 20, 23. und p. 713.

Die S. 35 vom H. F. gleichsam als Consequenzen aus dem Vorhergegangenen gezogenen Sätze Nr. 1 und 2. sind bereits oben widerlegt worden. Nro. 3. wird angeführt, was denn eigentlich die Verfasser der beyden Salzburgischen Documente in Verwirrung gebracht habe, nämlich: „die lange Unterbrechung (p. 35) der Schenkungen von dem Tode jener Zeitgenossen des h. Ruperts, Theodo und Theodebert bis auf den Herzog Huibert (wir haben keine Unterbrechung wahrnehmen können!); besonders aber die Namensgleichheit jener weit ältern und der weit spätern Herzoge Theodo und Theodebert" hat diese Verwirrung leicht erzeugt. Aber die Verfasser hatten ja ihre „ächten und ursprünglichen Urkunden und Quellen vor sich" (F. p. 28), aus denen sie so Namen, wie Schenkung schöpften, und konnten demungeachtet irre werden, wahrlich, das nenne ich Unbehülflichkeit (p. 31) der Verfasser! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIIIe siècle, cet.

(Fortsetzung.)

„Der Papst seufzte und war betrübt über das Unheil (damags) und sprach: ich werde Wege finden, wie die Stadt vertheidigt, und der Uebermuth der Normannen gebrochen werden kann. Guaymère vertheidigte Drago und schwor mit einem furchtbaren Eide und entschuldigte ihn, daß diese Dinge nicht mit dem Willen des Grafen Drago geschehen waren (quar moult estoit prodome). An Drago wurden Boten geschickt, um ihn den Schaden (molesto) wissen zu machen, der denen von Benevent angerichtet worden war. Aber ehe der Bote ihn traf, traf diesen die Nachricht, daß Drago erschlagen worden sey, 10. August, vrgl. c. 22. Der Bote kehrte darauf zurück, und sagte es dem Pabste und dem Fürsten. Der Pabst weinte und noch mehr weinte Guaymère, als sie die Kunde von dem Tode Drago's vernahmen, denn er (wahrscheinlich Guaymère) hatte unheilbare Wunden empfangen. Denn er (Guaymère) fürchtete, es möchte der Tod Drogo's für ihn verderblich (pestilence) seyn und er sah, daß für ihn Minderung an Gunst und Ehre daraus entspringen möchte. Am Himmelfahrtstage der hl. Jungfrau (15. Aug). las der fromme Pabst Messe und bat Gott für die Sünden, welche Drago begangen hatte, und sprach ihn durch sein apostolisches Ansehen von allen seinen Sünden los. Und nachdem er die Messe gelesen hatte, kehrte er nach Benevent zurück und blieb dort eine gute Weile. Und Gott, um zu zeigen, von welchem Verdienste und von welcher Seligkeit der heilige Pabst sey, zeigte viele Wunder durch seine Heiligkeit und gutes Leben (c. 18 — 20). Nun folgt c. 21. die Erzählung von dem zerbrochenen Becher des hl. Remigius, welche Bruno (Episc. Signiensis in vita St. Leonis P. IX.) aus dem Munde Papst Gregors VII. und Wibert nach dem Zeugnisse des anwesenden Erzbischofes von Besançon auf eine mit Amatus fast vollkommen übereinstimmende Weise berichten; c. 22. enthält die näheren Umstände der Ermordung Drago's, die aus der historia sicula Muratori's hinlänglich bekannt sind; c. 23. kömmt Amatus wieder auf P. Leo zurück. „Und Pabst Leo, nachdem er von Benevent fortgegangen war, wünschte die Zerstreuung und Vernichtung der Normannen und verlangte Hülfe vom Kaiser Friedrich (Heinrich III; Amatus oder der Uebersetzer verwechseln den päbstlichen Kanzler Friedrich mit dem Kaiser) und von dem König von Frankreich und von dem Herzog von Marseille (? del duc de Marcelle) und von allen Seiten verlangte er Hülfe. Und er versprach ihnen Ablaß ihrer Sünden zu geben und ihnen große Geschenke zu geben um daß sie dafür das Land von der Bosheit der Normannen befreyen sollten. Und keiner von ihnen, die einen, weil sie die Macht der Normannen fürchteten, die andern wegen der Freundschaft, die sie mit ihnen hatten, wieder andere, weil

sie nicht gebeten worden waren, erfüllte den Befehl des Pabstes. Und der Kanzler Friedrichs (des Kaisers — Gebhard Bischof von Eichstet, nachher P. Victor II. Vrgl. darüber Leo Ost. II. c. 84) bedachte nur die Bosheit der Normannen, nicht aber auch die Schlechtigkeit der übrigen, welche in diesem Theile wohnten, und sagte: Wenn ich hundert weibische (effeminat) Ritter hätte, so würde ich mit allen Rittern der Normandie kämpfen. Und hierauf liefen sie zu den Waffen und versammelten sich von Gaeta, Valbine und der Mark; hiezu gesellten sich Leute aus dem Marserlande und von andern Grafschaften und wie zahme Schaafe wurden sie geschickt gegen den starken Wolf. Der Bote des Fürsten von Salerno kam zu dem Pabste und sagte ihm, daß der Fürst von Salerno nicht beystimmen wolle, zur Vernichtung der Normannen; denn er hatte große Zeit darauf verwendet, sie zu versammeln und er hatte sie um vieles Gold erkauft (rachatez) und hielt sie wie einen kostbaren Schatz. Und er ließ denjenigen sagen, die gegen die Normannen kamen: ihr werdet finden, was ihr sucht. O Schmach (o triste)! ihr werdet Fleisch seyn für die verzehrenden Löwen: wenn sie euch berühren werden, so werdet ihr spüren, welche Kraft und welche Stärke in ihnen ist: geht und erprobt die Schwachheit (folie) der Normannen und ihr werdet sehen, daß an euch das Wort erfüllt werden wird, das der Prophet David sprach: Einer wird Tausend verfolgen und zwey werden zehn Tausende in die Flucht jagen. Und als das Volk dies hörte, wurde es sehr bestürzt und die Ritter verloren das Herz (remainrent sans cuer) und begannen in ihre Heimath zu kehren. Und die Schaar (compaingnie) der so starken und tapfern Normannen versammelte sich; aber der Pabst wurde von seinem Volke verlassen und wandte sich nach Neapel. Und in dieser Zeit war in ganz Italien Bewegung" c. 23 — 26. Auf diese Weise gewinnen wir die früher unbekannte Thatsache von einem bereits i. J. 1051 mißlungenen Zuge des Pabstes gegen die Normannen. Es ist jedoch merkwürdig, daß Amatus weder der Aufreizungen des Pabstes durch die Apulier (Gaulfr. Malaterra I. c. 14. Guill. Apul. II. p. 259. S. R. I. V.), noch des Complottes derselben, alle Normannen in Apulien zu ermorden (Malaterra I. c. 13), noch der Bitten des griechischen Heerführers Argirou's, der Pabst möchte Italien von den Normannen befreyen, gedenkt, da es doch aller Wahrscheinlichkeit nach damals auf eine gemeinsame Schilderhebung gegen diese lästigen Ankömmlinge wenigstens von Seiten der Griechen und Apulier abgesehen war, wie dieß unter Anderm aus den Kriegen der Griechen mit den Normannen im folgenden Jahre erhellt. (Vrgl. chronic. Northmannicum ad a. 1052 ap. Mur. S. R. I. V. p. 278 IV.).

Amatus beschreibt hierauf den Tod des Fürsten Guaymar von Salerno, welchen er durch Prodigien angedeutet sieht, die Bestrafung der Uebelthäter und die Einsetzung des jungen Gisolf's, Guaymar's Sohnes, durch die vereinten Bemühungen seines Oheims, Guido, und der Normannen, c. 27 — 33, Leo Ost. II. 87. „Als nun der Papst sah, daß der Fürst Guaymar gestorben war, welcher den Normannen beystand (estoit en l'ayde), so bereitete er sich, die Normannen zu vernichten; er versammelte mehr Leute als er früher hatte, und hatte 300 Deutsche bey sich und begann gegen die Normannen zu ziehen (i. J. 1053.) Als man nun durch öffentlichen Ruf erfuhr, daß der Pabst kam, so war man sehr erfreut (in Apulien). Aber Johann Bischof von Salerno, (einer der ausgezeichnetsten Prälaten seiner Zeit, welchen P. Leo von dem Bisthum Pästum zu dem Erzbisthum von Salerno befördert hatte, vrgl. Mansi coll. concil. XIX. p. 673.) hatte nicht geringen Kummer wegen der Vision, die ihm erschien. Denn von den Schmerzen seiner gewöhnlichen Krankheit gepeinigt, ließ er sich hintragen, wo der Körper des hl. Apostels Matthäus

liegt, und schlief daselbst unter seinen Schmerzen ein. Nun erschien ihm der hl. Apostel Matthäus und sagte ihm, was kommen müsse. Und sagte ihm: Ich verspreche Dir, daß Du von Deiner Krankheit genesen wirst. Aber ich verkünde Dir, daß Dein Tod nicht mehr sehr fern ist. Der Pabst kömmt mit seinen Rittern, um die Normannen zu verjagen, aber die Seinigen werden geschlagen, zerstreut, gefangen und getödtet werden. Und nach diesem wird er selbst nach Rom zurückgehen und dort sterben. Und er wird seinen Zug nur wenig überleben; denn es ist vor dem Angesichte Gottes beschlossen, daß wer gegen die Normannen aufstehen wird, um sie zu vertreiben, wird entweder bald sterben, oder große Trübsal haben. Denn dieses Land ist von Gott den Normannen gegeben; denn wegen der Verkehrtheit derjenigen, welche es inne hatten und wegen des Bundes (parenteze), den er mit ihnen gemacht hat, hat der gerechte Wille Gottes das Land ihnen zugewendet; denn das Gesetz Gottes und das Gesetz des Kaisers befehlen, daß der Sohn in dem Erbe seines Vaters nachfolge. Der Bischof erwachte hierauf gesund und wohl, und wie die Vision war, so geschah es auch. Der Pabst wurde von dieser Ritterschaft begleitet, und ehe er nach la Cité (Civitella) kam, versammelte er die Edelleute, und machte den Robert, genannt Octomarset zum Gonfalonier von la Cité und des Heeres. Und dann kamen sie nach la Cité das ist ein Schloß, welches genannt ist la Cité! Denn hieher kamen ihnen die Normannen entgegen. Und der Pabst und die Ritter hofften durch die Menge ihres Volkes zu siegen. Und als die Normannen gekommen waren, sandten sie Botschaft an den Pabst und verlangten Friede und Eintracht und versprachen jedes Jahr der hl. Kirche Zins und Tribut zu entrichten, und sie wollten die Länder, die sie mit den Waffen erobert hatten, aus der Hand des Stellvertreters der Kirche empfangen. Und sie zeigten die Fahne, mit welcher sie von der Hand des Kaisers mit dem Lande belehnt worden und wie es ihnen bestätigt worden sey. Der Pabst sprach nicht (nach Guill. Apul. drangen die Deutschen mit Ungestüm auf ein Treffen: Papa licet tumidis varia ratione renitens Non animos gentis potuit sedare superbae etc.); sondern es sprach der Kanzler und bedrohte sie mit dem Tode und schlug ihnen vor, (aus Italien) zu entweichen; und das Eine und das Andere ist den Normannen sehr beschwerlich, und noch sprach (der Kanzler) den Boten mit Drohungen (par manache) und that ihnen Schimpf an. Die Gesandten der Normannen entfernten sich und brachten ihre Botschaft zurück, welche ihnen sehr mißfiel. Der Mangel an Lebensmittel bedrängte die Normannen und nach dem Beyspiele der Apostel nahmen sie die Kornähren und drückten sie mit den Händen und so assen sie das Korn und durch den Hunger bestürmt, verlangten sie, entweder fortzuziehen oder sich zu schlagen. Und der Pabst mit den Bischöfen stieg auf die Mauer von la Cité und betrachtete die Menge seiner Ritter, um sie von ihren Sünden zu absolviren und erließ ihnen die Buße, welche sie für ihre Sünden thun mußten. Raynolf und Rayner wurden als Fürsten dieses Theiles erwählt, die die Fahne in die Höhe hoben und mit einer großen Menge Menschen vorangingen; aber nur ein geringer Haufe Deutscher folgte ihnen. Und die Normannen machten 3 Schaaren, von denen die eine befehligt und geführt ist von der Hand des Grafen Umfroy, die andere vom Grafen Riechart, die dritte von Robert Viscart. Und die Deutschen legen sich den Schild an den Arm und ziehen das Schwert, und die Normannen, kühn wie die Löwen nehmen die Lanze. Und der Graf Riechart läßt (despart) die Deutschen und eilt an ihnen vorbey (gegen die Italiener) und der Graf Umfred rückt von der andern Seite vor und Robert Viscar dringt ein, und die Deutschen schauen hinter sich, um ihre Hülfstruppen zu sehen, aber kein Longobarde kam nach ihnen, denn alle waren geflohen. Diese Deutschen, welche sich

daselbst befanden, wurden alle getödtet, keiner entrann bis auf Einen, welchem die Normannen aus Mitleid das Leben schenkten, und sie verfolgten die Fliehenden und ergriffen und tödteten sie. Das Gepäck des Pabstes und all der Seinigen und die Kostbarkeiten seiner Kapelle wurden von denen in Cité geraubt. (Dieß und noch viel größere Unbilden von Seite der Einwohner von Civitella bezeugt auch eine Lebensbeschreibung P. Leos bey Borgia memorie storiche della città di Benevento. T. II. p. 322) c. 34 — 38. Das Uebrige, was P. Leo IX. betrifft, ist zu bekannt, als daß es hier nochmal erwähnt werden sollte. „Der Erzbischof von Salerno, setzt Amatus noch hinzu, c. 29., der die Vision gesehen hatte, war im 5. Monate (Sept. 6. Id.) todt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der §. 7. p. 36 — 38 stößt das Mabillon-Hanszische Herzogs-Verzeichniß um, und macht uns p. 36 i. f., p. 37 mit der oben schon berührten Unterscheidung zwischen einem fränkischen, nur in Süd-Bayern regierenden, von den Franken-Königen eingesetzten Seitenstamm der Agilolfinger, und zwischen ächtbayerischen Agilolfingern, den wahren und erblichen Bayer-Herzogen, deren Sitz zu Regensburg ist, bekannt. Es ist hier nicht der Ort, auf eine so wichtige Untersuchung, wie die Abstammung der Agilolfinger ist, gebührend einzugehen; wir wollen nur, wenn von austrasischen Agilolfingern geredet wird, einfach dagegen bemerken, daß solche nicht im südlichen Bayern, an der Grenze der Longobarden und Slawen, sondern zwischen der Buchonia und dem Rheine gesucht werden müssen, wie Chrodoald bey Fredegar (cap. 52. p. 630, ed. Ruinart.) und sein Sohn Farus (ibid. cap. 87, p. 656). Von Garibald I. — und dieß gilt auch von den übrigen aus Gregor. Turon. und Paul Diac. bekannten Bayer-Herzogen — ist es nun wohl eine bey den meisten Forschern bayerischer Geschichten ausgemachte Sache, daß dieser Herzog, obwohl im fränkischen Dienst, dennoch der Abstammung nach ein Bajuvarier gewesen, wie, in ähnlichen Verhältnissen die Alamannen-Herzoge Buielin und Leuthar, Leutfrid und Uncilen, und Leuthar II. am fränkischen Hofe Würden bekleideten, ohne daß man deßhalb nöthig hätte, diese Herzoge ihrer alamannischen Abstammung zu berauben, und sie zu Franken zu machen. Wir laufen aber nicht geringe Gefahr, durch diese neue Unterscheidung, eigentlicher Spaltung des agilolfingischen Stammes in zwey Aeste, in einen austrasisch-fränkischen und in einen ächtbayerischen, in einen von den Franken beherrschten Regentenzweig des südlichen Bayerns, und wieder in einen andern der zu Regensburg als vom ächten Bayerstamm seinen Herzogsstuhl aufgeschlagen (p. 37), auch das Volk der Bajuvarier unter Herrschern von so verschiedener Abstammung getrennt und gespalten zu sehen, der eine Theil bajuvarischer Bevölkerung im Süden, unter den fränkisch-austrasischen Herzogen und fränkischer Oberleitung: der andere Theil nördlich der Gebirge zur Donau unter Regenten aus des Volkes Mitte, und, wie H. F. p. 30 nicht undeutlich zu verstehen giebt, unabhängig von den Franken und von fränkischen Einflüssen, also auch heidnisch. Wir dürfen indessen, bis weitere Beweise für die Existenz eines solchen, nach Regenten-Familie und nach Stämmen gespaltenen und zerrissenen Volkes uns zukommen, an der Richtigkeit dieser aufgestellten Behauptungen vorläufig noch zweifeln.

Auch mit diesem zweyten Salzburger Documente (brev. notit.) ist Hr. F. auf eine Weise verfahren, die kein Unbefangener billigen wird. Insbesondere hat er den ersten vier Capiteln der brev. notit. einen außerordentlichen hohen Werth beygelegt, der, weit entfernt, dem Wesen der Quelle entnommen zu seyn, lediglich wieder aus seiner befangenen Ansicht im Puncte der früheren Ankunft des h. Ruperts in Bayern zu erklären ist.

2. Arnold von Bohburg.

Seite 38, §. 8. verwirft H. F. eine dritte für die agilolfingische Herzogsreihe sehr wichtige Quelle als „schlecht und unbrauchbar," die doch, wie ich erweisen werde, eben so gut aus Urkunden geflossen ist, wie die Salzburger Documente, nämlich: die Stelle in Arnolds von Bohburg Werk De miraculis St. Emmerammi L. I. cap. I. p. 495, 496, no. 1 und 2. (AA. SS. T. VI. Sept. 22.). Im Verzeichnisse der Bayer-Herzoge steht oben an Dioto, dem keine Söhne im Herzogthume folgten (es ist derselbe, unter welchem S. Emmeramm gelitten). Ein anderer Theodo, unter dem S. Rupert mit andern Dienern Gottes nach Juvavium kam und daselbst starb.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit françois inédit du XIIIe siècle, cet.

(Fortsetzung.)

Im 40. Capitel kommt Amatus auf die Unbilden der Regierung des Fürsten Gisolf von Salerno zu sprechen, durch welche sich dieser die normannischen Grafen entfremdete, aber schon c. 44. kehrt er zu den Verhältnissen mit den Päbsten zurück. Hier aber entspricht c. 44. dem c. 87. Leo's, c. 45. dem 89 und 91. c. Leo's. Bey der bekannten Erzählung von der Wegführung des Schatzes von Monte Casino auf Geheiß P. Stefans IX. weicht Amatus von der Angabe Leo's ab, der diesem die Absicht zuschrieb, c. 99., seinem Bruder Gottfried statt Heinrich IV. damit die Kaiserkrone zu verschaffen gewollt zu haben: Amatus sieht darin nur eine Demonstration gegen die Normannen, c. 47: cestui si esmouvoit toute la gent qu'il pooit avoir et faisoit son pooir de destruire li Normant, puiz qu'il fu pape o toute la mort soe pensa de les detruire. Més pourceque la mort lui estoit voisine non pot complir sa volonté. Auch das letzte Capitel, welches die Wahl Desiders zum Abte von M. Casino erzählt, enthält eigenthümliche Angaben, welche bey Leo III. 9, vergeblich gesucht werden.

Waren Leo von Ostia und Gauffridus Malaterra schon im dritten Buche nur schwache Geleitsmänner, so verlassen sie uns in dem vierten beynahe vollständig. Auch die Ereignisse dieses Buches hat Leo in ein, noch viel kürzeres Capitel zusammengedrängt, und was bey Amatus den eigentlichen Inhalt bildet, die Unthaten Gisulfs von Salerno, sein hinterlistiges eidbrüchiges Benehmen gegen die Normannen, wie gegen seine eigenen Unterthanen, sein Geiz und seine Habsucht, die Bedrückungen von Geistlichen und Layen und seine übrigen Gräuelthaten, die Amatus nicht auszusprechen wagt, „damit die Luft dadurch nicht befleckt würde," und die zusammen endlich seinen Sturz herbeyführten, hat weder der Eine noch der Andere der obenerwähnten Chronisten aufgezeichnet; auch Wilhelm von Apulien nicht, welcher die Begebenheiten in Unteritalien weitläufiger und genauer mittheilt als Leo von Ostia und Gauffridus Malaterra. So können wir zwar wieder einzelne Capitel erwähnen, welche wie 8, 11, 13, 28, mit Leo III. 16, oder wie A's. 5. mit Malat. I. 17; A's. 18 mit Malat. I. 30 ꝛc. übereinstimmen und zwar wie Leo II. c. c. manchmal bis auf den Wortlaut, aber immer giebt Amatus auch noch einige neue Daten und ergänzt damit die oft nicht unbeträchtlichen Lücken, welche sich bey beyden Schriftstellern finden.

In den 28 Capiteln des fünften Buches erzählt Amatus bekanntere Ereignisse, daher finden auch wieder häufigere Beziehungen besonders auf Malaterra statt. So A's. 8 zu Malat. 3. 4. 6; A's. 13. zu M. 8.; A's. 15, 16, 17, 18 zu M. 10; A's. 19 zu M. 12. 13; A's. 21, 25, zu M. 14. 15; A's. 22 zu M. 16; A's. 23 zu M. 26.

A's. 12 — 16 zu Leo III. 16. Jedoch ist hier wieder zu bemerken, daß die Angaben Amats immer reichhaltiger sind, als die der übrigen beyden; ferner daß Amatus sonderbarer Weise von dem Streite Herzog Roberts mit seinem Bruder, dem Grafen Roger, nichts erwähnt und somit c. 26. eine Lücke in der Erzählung läßt, welche Malaterra mit mehr als 20 Capiteln ausfüllt. Möglich, daß diese, weil sie sich in der chronique de Robert Viscart (der historia sicula Vaticana) nicht findet, erst durch den Uebersetzer entstanden ist. Das sechste Buch enthält in seinen ersten Capiteln die Streitigkeiten des Grafen Richard mit Wilhelm Mostarola und den Grafen von Aquin, welchen Leo III. das 25. Capitel gewidmet hat, in das er Alles hineindrängte, was Amatus in 12 Capiteln erzählt. Von da wendet sich Amatus sodann zu den Begebenheiten des Feldzuges in Sicilien im Jahre 1071, c. 13. vergl. Leo III. 16, 45; auch Malaterra, der die Verhältnisse von Apulien übergeht, tritt hier theilweise wieder als Geleitsmann ein, so A. c. 18, Mal. II. c. 45. III. 1. Was jedoch den Ausgang des Streites um Aquino betrifft, der die Herrschaft der Normannen zu erschüttern drohte, so giebt keiner von beyden so genaues Detail als Amatus allein, der diesen noch die sechs letzten Capitel des fünften Buches widmete und theilweise auch noch in dem siebenten Buche davon handelt. Wir begnügen uns, künftige Leser darauf aufmerksam zu machen.

Da aber von den oben erwähnten Geschichtschreibern auch das erste Zusammentreffen Robert Guiscard's mit P. Gregor VII. nur lückenhaft und unvollständig erzählt wird, so dürfte dieses als eine Sache von größerer Wichtigkeit, auch eine ausführlichere Mittheilung erfordern.

„Als Herzog Robert in Bari krank darniederlag, so daß man an seinem Aufkommen verzweifelte, ja sogar nach Rom bereits die Nachricht gekommen war, der Herzog habe das Zeitliche gesegnet, so sandte P. Gregor VII., welcher in diesen Tagen auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben worden war, einen Boten an die Herzogin, welche er schon für verwittwet hielt. „Unheilbarer Schmerz, so lautete die Botschaft (c. 8.), hat die heilige Kirche von Rom befallen über den Tod ihres theuersten Sohnes, des Herzogs Robert. Die Cardinäle sammt und sonders und der ganze Senat sind über diesen Todesfall höchst betrübt und erblicken darin ihren eigenen Untergang und das Dahinschwinden jeder Friedenshoffnung. Damit Du aber (la toe noblité) das Wohlwollen des Pabstes und von welcher Liebe und Zuneigung er gegen deinen Gemahl erfüllt war, erkennest, so bringe deinen Sohn hieher, damit er nach der Anordnung der Kirche aus ihrer Hand alle die Güter erhalte, welche sein Vater von unserem Vorgänger (zu Lehen) empfangen hat.“ Als der Herzog, schon wieder ganz hergestellt, diese Botschaft empfieng, dankte er dem Pabste für seine freundlichen Gesinnungen und versprach ihm, treu zu dienen. Nachdem aber der Pabst erfahren hatte c. 9., Robert sey noch am Leben, so ließ er ihm seine Freude darüber bezeugen und ihn nach St. Germano zu einer Zusammenkunft entbieten. Der Herzog versammelte deshalb seine Ritter; als er aber mit ihnen nach Ripalla gekommen war, kam der Abt Desiderius von Monte Casino zu ihm, und lud ihn im Namen des Pabstes ein, nach Benevent zu kommen, wohin sich der Pabst bereits begeben hatte (cf. Leo Ost. III. 36, welcher aber auch nicht mehr erzählt, als daß P. Gregor 1073 mit Abt Desiderius nach Benevent kam und von da nach Rom zurückgieng). Herzog Robert begleitete den Abt zu dieser Stadt, vor deren Thoren er sein Quartier aufschlug. Der Pabst aber wohnte in dem großen Palaste in der Stadt. Als dieser nun den Herzog auffordern ließ, zu ihm in die Stadt zu kommen, so weigerte sich deß Robert, die Streitsucht und den Haß der Einwohner gegen ihn zum Vorwande nehmend, und als er von die-

ser Meynung nicht abzubringen war, gieng der Pabst über ihn erzürnt aus Benevent fort und begab sich nach Capua, wo Roberts Gegner, Fürst Richart, wohnte (pour donner favor à lo prince Richart).

Der Herzog beschloß hierauf, dem Pabste zum Trotze (pour despit) den Fürsten mit Krieg zu überziehen c. 10., und verband sich nicht nur zu Venafro mit den Söhnen Burells, welche dem Fürsten die Treue aufgesagt hatten, (liquel se estoient partut de la fidèlité de li prince), sondern machte auch einen von diesen zu seinem Feldhauptmanne und nahm und verbrannte nun dem Fürsten mehrere Schlösser und Städte; ja er drang sogar bis nach Aquino und bewirkte, daß die Gräfen sich parteyten und zwey von ihnen den Fürsten von Capua verließen c. 11. Unterdessen hatte aber dieser einen Bund mit dem Pabste geschlossen und beyde bestrebten sich nun, den kriegerischen Herzog von Land und Leuten zu bringen c. 12. Pabst Gregor ging nach Rom zurück und da er daselbst keine Mittel fand, seinen Plan auszuführen, ließ er die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter, die Gräfin Mathildis deßhalb um eine Zusammenkunft bitten. Diese wurde gehalten, und die Gräfinen versprachen hiebey dem Pabste eine Hülfsmannschaft von 30000 Rittern, und darunter 500 Deutsche. Auf dieß erwiederte der Pabst: „Sind wir des Schutzes Gottes und seiner Apostel sicher, so können wir die Normannen mit 20000 Rittern angreifen, und besiegen, da auch Graf Richard mit den Seinigen für uns ist.“ Die Gräfinen aber entgegneten dem Pabste: „wenn unsere Truppen vor den Feinden fliehen würden, so wäre dieß große Schmach für uns. Denn dann würden die Leute sagen, die Frauen suchen Dinge, die sie nichts angehen; es ist ihnen recht geschehen, daß sie beschämt worden sind, denn sie wollten es machen, wie die Fürsten es treiben. Damit wir also den Sieg über die Normannen davontragen, möge uns Ew. Heiligkeit so viele Leute mitbringen lassen, daß wir die Ehre des Sieges haben und die Besitzungen des Fürsten der Apostel aus den Händen der Feinde befreyen.“ Auf dieß widersprach ihnen der Pabst nicht weiter und überließ die Ausführung der Sache ihrer Meynung und ihrer Verfügung. Nachdem sie hierauf noch eine eifrige Berathung gepflogen hatten, beriefen sie auch noch den Fürsten Gisulf von Salerno und ermahnten ihn, ebenfalls Truppen zu besolden und Geld zur Bezahlung der Ritter zu bringen. Gisulf ließ sich auch nicht zweymal mahnen, da er voll Begierde war, den Herzog zu Grunde zu richten, obwohl dieser der Mann seiner Schwester war. Anstatt aber Geld zu bringen, brachte er nur schlechte Stoffe u. dgl. so daß die Römer ihn für einen Narren hielten. Hierauf bestimmte der Pabst Monte Cymino zum Vereinigungsplatze mit Gisulf, der mit einer guten Anzahl von Rittern dahin kam. Als ihn aber die pisanischen Ritter im Gefolge des Pabstes daselbst gewahrten, welchen er früher Waaren abgenommen und ihre Pilger theils ertränken, theils in Fesseln hatte werfen lassen, so schrieen sie, es sterbe Gisulf und jeder, der ihm helfen will, so daß der Pabst für ihn in Furcht gerieth und ihn in der Nacht heimlich nach Rom schickte. Die Berathung aber über den Zug gegen die Normannen wurde so vereitelt. Unterdessen (c. 14.) hatte der Pabst einen Legaten nach Benevent geschickt, der den Weg der Güte versuchen und Robert auffordern sollte, dem Pabste auf seine Klagen genug zu thun. Demüthig antwortete nun Robert, er sey sich nicht bewußt, weder gegen den Befehl des Apostelfürsten, noch gegen den seines Herrn, des Pabstes gehandelt zu haben; auch wolle er nicht zögern, auf des Pabstes Geheiß zu erscheinen, nur möge er ihm den Tag bestimmen. Zu gleicher Zeit gingen die pisanischen Ritter, welche im Heere des Pabstes waren, Gisulfs wegen, nach Hause, und der Herzog, welcher von den Rüstungen Kenntniß erhalten hatte, kam jetzt wirklich an dem ihm vom Legaten bestimmten Tage mit Frau und Kindern und einem stattlichen

Gefolge nach Benevent und wartete daselbst drey Tage auf den Pabst und, als er dann von dessen Herannäherung hörte, zog er ihm aufs demüthigste entgegen.“ Den weitern Ausgang dieser Angelegenheiten meldet Amatus nicht; es ist aber aus andern Quellen bekannt, daß er in der Unterwerfung Roberts unter Pabst Gregor bestand (Vrgl. Fiorentini memorie di Matilda p. 201).

Auch der übrige Theil des siebenten Buches, die Bemühungen des Abt Desiderius, Friede zwischen dem Herzoge und dem Fürsten von Capua zu vermitteln, die Kriege Roberts mit Balalarde (cf. Malat. III. 5.), seine Unterhandlungen mit den ost- und weströmischen Kaisern ꝛc. betreffend, verdienten eine ausführlichere Mittheilung, würde diese nicht die Grenzen einer Anzeige zu sehr übersteigen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

Dieser Theodo hatte zu Nachfolgern seine Söhne Diotpert und Grimald: auf welche Huibert folgte, derselbe Huibert, der dem h. Georg und S. Emmeramm die curtis Pirchinuach (Birkenwang bey Ror) schenkte, wie die Urkunden besagen. Unter Huibert fand des h. Bonifacius Ankunft in Bayern statt. Nach Huiberts Tode gelangte unter dem Fürsten Pippin Udilo zum Herzogthume, unter dem Bajuvarien in Bisthümer eingetheilt wurde u. s. w. Daß aber diese Herzogs-Liste durchgehends aus Urkunden geschöpft sey, nicht bloß die Schenkung von Pirchinwach durch den Herzog Huibert an das Kloster St. Emmeramm, wie H. F. p. 38 will, dieß beweiset eine andere Stelle desselben Arnolds von Vohburg cap. II. p. 498, col. 2 in fine, no. 13. Sie lautet: Duces vero, qui ante hunc principem (Carl. M.) sub regibus Francorum Baioariae regebant ducatum, quae bona beato Emmerammo contulerint, pitacia eorum et testamenta penes nos (zu St. Emmeramm) satis indicant inventa. Also auch Arnold, obwohl zur Zeit Conrads des Saliers lebend, entnahm sein oben gegebenes Verzeichniß der agilolfingischen Herzoge aus den Urkunden des Emmerammer Stiftes; natürlich führt Arnold nur solche Herzoge auf, welche die Kirche des h. Emmeramm beschenkten; wie die Salzburger Documente gerade nur solche gegen ihr Stift freygebige Herzoge bewahren. — Aus diesem Verzeichnisse Arnolds lernen wir zuerst, daß Emmeramms Dioto vor Ruperts Ankunft in Bayern gelebt, und daß dem Kinderlosen ein anderer Theodo (ein Heide, sagen die brev. notit. und die vita primigenia), unter dem S. Rupert eingetroffen, gefolgt sey. Dieses gleichfalls aus Urkunden geschöpfte Verzeichniß bietet die größte Uebereinstimmung mit den beyden Salzburgischen. Es gewährt aber auch den Vortheil, daß es uns einen Bruder Diotperts, jenes Theodeberts der brev. notit. p. 32, cap. II. angiebt (Grimald), und aus der Vita S. Corbiniani cap. 19, p. 13 bey Meichelbeck I. pars instrum. lernen wir einen dritten Sohn des alten Theodo, Theodoald kennen, dessen Wittwe zu seinem Unglück Grimoald geheirathet. Es hat also, nach Arnolds von Vohburg den Urkunden entnommenen Verzeichniß jener Theodo, der S. Rupert aufnahm und sich zum Christenthume bekehrte, drey Söhne, mit denen er, laut der Vita S. Corbiniani, das Land in 4 Theile theilte. Dieser Theodo ist also zugleich der Tetrarch.

3. Necrologium San-Petrense.

Drey Herzogs-Reihen, wovon zwey aus Salzburger, und die dritte aus Emmerammer Urkunden gezogen, habe ich bisher aufgeführt, und deren Uebereinstimmung mit einander nachzuweisen gesucht. Ein viertes Verzeichniß bietet uns „der uralte Nekrolog des Stiftes St. Peter,“ wie es H. F. p. 33. in fine nennt, der jedoch, was die Herzogs-Reihe angeht, in Bezug auf St. Ruperts frühere Ankunft diesem Documente keine Beweise (wenigstens nicht in der vorliegenden Abhandlung) entnehmen zu wollen scheint. — Dieß Necrologium San-Petrense ist ein Document ganz eigener Art, über dessen Alter verschiedene Meynungen im Umlaufe sind. (Mederer, Stck. I. pg. 29. giebt es als ein Manuscript vom J. 1004. an, während die San-Petrenses und Kleinmayern mit dem Nekrologe höher hinauswollen). Uralt wird es genannt (Kleinmayern p. 120), und war, wo nicht vor, doch sicherlich in Arnos Zeiten, (ibidem p. 116) ja vielleicht gar seit der Gründung der Kirche von Salzburg begonnen (ibid. p. 120). — Doch gesteht Kleinmayern p. 555, dieses Nekrologium oder Sterberegister sey einem alten Saalbuche vom J. 1004. vorgesetzt. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder oder Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach alttentschen Handschriften der katholischen Kantonsbibliothek in St. Gallen. Herausgegeben von Dr. Titus Tobler. Zürich, Orell und Füßli 1837. 464 u. LVIII. Seiten gr. 8.

Manche, denen Stalders schweizerisches Idiotikon bekannt ist, möchten vielleicht fragen, wozu noch ein besonderes appenzellisches? Dagegen frägt der Verf. des vorliegenden Werkes: wie ist ein genügendes schweizerisches überhaupt möglich, ehe ihm ein appenzellisches . . . bis zürcherisches vorangegangen ist?

Wer jene Frage stellt, will sich mit dem zur Zeit möglichen oder vorhandenen Guten begnügen, wer diese, geht auf das mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit in der Folge erreichbare Beste los; denn überall, auch in wissenschaftlichen Dingen, bringt Theilung der Arbeit, Beschränkung auf Aufgaben, die sich völlig gewältigen lassen, ihren eigenen Segen. Wie gerne wir die Gründe jener erstern Frage gelten lassen, so willig schließen wir uns der zweyten an, da, der sie stellt, rüstig und kein Opfer scheuend gleich damit angefangen hat, sie durch die That zu beantworten.

Daß er darüber, was er wollte, mit sich im Reinen war, zeigt die Einleitung, die dem Werke vorangeschickt ist. Wir werden, indem wir uns an diese halten, wohl den kürzesten Weg gewählt haben, unsern Lesern einen Begriff zu geben von dieser Schaustellung der in der Sprache ausgedrückten Eigenthümlichkeiten eines Völkleins, das, wie klein es auch sey, gewiß unter die interessantesten des Schweizerlandes zu rechnen ist.

Was dem Menschen oft begegnet, daß er Heimat und Vaterland nie höher schätzt, als wenn sie ihm mehr oder minder in der Ferne liegen, hat auch unser Verf. an sich erfahren.

Während seines Aufenthaltes zu Wien, wo er dem Studium der Arzneywissenschaft oblag, waren, wie er Eingangs erzählt, diejenigen seine angenehmsten Augenblicke, die ihm unter Vergegenwärtigung der Eigenthümlichkeiten seines Vaterlandes hinflossen.

Unter diesen Erinnerungen hielt er am liebsten die an Laute und Ausdrücke der heimatlichen Mundart fest. Was die sonst treue Bewahrerin dessen, was ihr einmal geläufig gewesen, die Zunge, in der Fremde wieder zu geben nicht ganz willig war, nahm er sich vor, ins Vaterland zurückgekommen, zum Gegenstande förmlichen Forschens und Sammelns zu machen. Damit begann er denn im Jahre 1827 auch wirklich.

Eine im J. 1833 durch eine appenzellische Buchhandlung verbreitete Nachricht über sein Vorhaben, war in ihrem Erfolge, wie zu erwarten, wenig geeignet, ihn darin zu bestärken. Allein, auch

zu Opfern bereit, setzte er seine Sammlung muthig fort; und so ist sie denn, in einer, wie die Blätterzahl weiset, ansehnlichen Gestalt von Zürich aus jüngst ans Licht getreten.

Der Verf. ließ sich von Haus aus angelegen seyn, all dasjenige, was vor ihm in dieser Art Lexicographie geleistet worden, möglichst kennen zu lernen, um sich daraus Regeln für sein eigenes Verfahren abzuziehen.

Nicht unzweckmäßig legt er in der Einleitung das Ergebniß seiner Durchmusterung der verschiedenen sowohl bey den Deutschen, als bey den Italienern, Franzosen und Engländern in diesem Fache erschienenen Arbeiten nieder.

Er theilt sie erstens nach ihrer Ausdehnung, ob sie sich nämlich auf kleinere oder auf größere Sprachgebiete erstrecken, in specielle und in allgemeine, sodann nach ihrem Zwecke in praktische und in mehr wissenschaftliche ein.

Von seinem Standpunct aus und nach seiner Ansicht hebt der Verf. überall die speciellen über die allgemeinen, die praktischen über die wissenschaftlichen hervor.

Unter den Deutschen werden als solche specielle Richey's hamburgisches, Ziegler's ditmarisches, Strodtmanns osnabrückisches, Reinwalds Hennebergisches, Schmidt's westerwäldisches Idiotikon belobt.

Von allen allgemeinen glaubt der Verf. annehmen zu dürfen, daß sie ein zu großes Feld ausstecken, um jedes Stück desselben gehörig zu bestellen. Daher müsse kommen, daß derjenige, welcher sich praktisch belehren wolle, manches vermissen werde, was er suche, und manches entübrigen könne, was er finde, also ein zweyfaches Uebel zugleich. So finde z. B. in Stalders schweizerischem Idiotikon der Appenzeller Mehreres theils falsch, theils ungenügend, Vieles suche er vergebens.

Der Verf. versichert aus eigener mehrjähriger Erfahrung, daß es schwer halte, sogar in einer kleineren Gegend, wie Appenzell, wo man doch überall Freunde und Bekannte habe, den nöthigen Baustoff aufzutreiben. Von völliger Erschöpfung des Gegenstandes könne schon gar keine Rede seyn. Es lasse sich zwar hie und da ein hülfreicher Sammler finden, aber nicht allen stehe in diesem Geschäfte nebst gehörigen Vorkenntnissen auch das hinreichende Maaß unverdrossener Kritik zur Seite. Und mancher Landstrich bleibe geradezu unabgeärntet, weil man sich keinen Schnitter darauf zu gewinnen wisse.

Unter den Idiotiken, in welchen die praktische Richtung vorherrscht, weiset der Verf. einigen italienischen, die dabey meist auch specielle sind, den Ehrenplatz an. Diese sind nämlich darauf angelegt, vom dialektischen Ausdruck auf den richtigen der Schriftsprache zu führen. Und diesem Hauptzwecke ist sogar der, den Nichteingebornen das Verständniß der localen Mundart-Wörter und Redensarten zu erleichtern, untergeordnet. So wenig Werth und Bedeutsamkeit wird dabey der Mundart als solcher zugestanden.

Von den Franzosen bemerkt der Verfasser, daß ihre Arbeiten der Art gewissermaßen zwischen den praktischen der Italiener und den mehr wissenschaftlichen der Deutschen die Mitte halten. Vielleicht mit Unrecht zählt er bey erstern die Werke, die das Bretonische, und bey den Engländern die, welche das Gaelische oder Irische betreffen, zu den Idiotiken; denn hier stehen nicht bloße Mundarten, sondern grundverschiedene Sprachen in Frage. Dagegen sind mehrere neuere wahre Idiotika *) der Engländer **) nicht zu des Verfassers Kenntniß gelangt.

*) Die bey den Deutschen, wie es scheint durch Richey zuerst, in Umlauf gebrachte Benennung Ἰδιωτικόν (scil. Λεξικόν) ist den übrigen Nationen fremd geblieben.

**) z. B. Die v. Boucher, Brockett, Forby, Grose, Jennings, Pegge, Wilbraham.

Der Verf. hat nichts vergessen, was die praktische Nützlichkeit solcher Arbeiten ins Licht stellen kann. Nachdem er sie auch in ihrer Beziehung auf den Schulunterricht ins Auge gefaßt, gibt er ein paar Beyspiele von Aufgaben, *) wie sie sich durch Uebertragung in die reine Schriftsprache zur Erlangung der nöthigen Sicherheit im richtigen Ausdruck fruchtbar erweisen könnten.

Keine Frage, daß ein denkender Lehrer, mit oder ohne Idiotikon, schon auf den ersten Stufen alles Unterrichts den mütterlichen Dialekt der Kleinen besonders des platten Landes im Gegenhalt der Schriftsprache vielfältig dazu benutzen kann, wozu auf höherer Stufe die Muttersprache fremden Sprachen gegenüber so wirksam ist, nämlich zur Uebung des Verstandes im Unterscheiden, Vergleichen, kurz im selbstthätigen Denken.

Das etwas bedingte Lob größerer Wissenschaftlichkeit in solchen Arbeiten wird „dem gelehrten, Bücherstaub entgegenwehenden Deutschen" zugesprochen. Dieser, obschon ausgezeichnet als Gelehrter und durch Sammlerfleiß, verstricke nicht selten die besten Dinge, welche für das Geschäftsleben so befruchtend wären, in eine Unzahl von Citaten und unnöthig heraufgeholten fremdartigen Ausdrücken. Gerade eine solche gelehrt fromme Ausstattung erschwere das Gedeihen deutscher Idiotika, auch der vorzüglichsten, unendlich; denn ein Volk habe nur dann Empfänglichkeit und Leselust zu einer Schrift, wenn diese nicht zuweit seinen Gesichtskreis überschreite. Dazu komme mitunter noch, um den zum Volke führenden Weg vollends zu versperren, die Einführung einer ganz neuen alphabetischen Ordnung.

Gleichwohl zeigt sich der Verf. weit entfernt, das Verdienst eines mehr wissenschaftlichen Bestrebens, auch in solchen Dingen, zu verkennen. Ja er zieht aus seiner Untersuchung selber den Schluß, daß man bey Bearbeitung von Idiotiken im Allgemeinen nach zwey Seiten hin streben müsse, nach einer praktischen und einer mehr wissenschaftlichen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die eine, kürzere lautet: Lug einmal, du, Bübli, wie schön die Blust die Bäume ziert; denn das Bröm ist aufgegangen, und gar niedliche Blächlein weiße, auch rothbackige gucken füren. Im Sommer wird es dann recht frey, im erfrischenden Schatten unter dem üppigen Laub und unter dem Blätsch Birnen und Aepfel zu liggen und zu ruhen. Aber einist noch töller ist es im Herbst, da die Früchte der Bäume reif sind, grigelet dick stehen, und von dem geschüttelten Dolder herunterbregeln u. s. w.

Ystoire de li Normant et la chronique de Robert Viscart, par Aimé, moine du Mont-Cassin; publiées pour la première fois, d'après un manuscrit français inédit du XIIIe siècle, cet.

(Schluß.)

Das achte Buch enthält die völlige Unterwerfung Apuliens durch die Eroberung von Salerno und Amalfi durch Herzog Robert, und zuletzt auch dessen Tod; Begebenheiten, die freylich auch aus andern Schriftstellern hinlänglich bekannt sind (Malat. III. 1 — 4. 41 ꝛc. Leo Ost. III. 45. 57 ꝛc.); allein mit solcher Ausführlichkeit wie hier wurden sie noch von keinem uns bekannten Schriftsteller behandelt. Noch einmal erwähnt Amatus der Unthaten Gisolfs, besonders gegen die Amalfitaner, die er zu Wasser und zu Lande beunruhigte und deren Gefangenen er täglich ein Glied des Körpers abhauen ließ, bis sie die fast unerschwinglichen Lösegelder erlegten oder starben. Er hatte Caperschiffe ausgesendet, die ohne Unterschied alle Schiffe aufbringen sollten, um seine Schätze zu vermehren, so daß er Genuesen und Pisaner zugleich beraubte;

wegen der Größe seines Reichthums aber dünkte er sich mehr als jeder andere und bedrückte, wen er nur konnte, nur den Pabst nicht, gegen welchen allein er Treue und Gehorsam bewahrte. Als nun die Amalfitaner sich diesem unterwerfen wollten, rieth er ihnen selbst, sich Gisulf zum Herren zu nehmen; sie aber boten hierauf dem Herzoge die Herrschaft über ihre Stadt an. Noch suchte der Pabst durch den Abt Desiderius zwischen den beyden Fürsten zu vermitteln; auch die Herzogin, Gisulfs Schwester, suchte ihrem Bruder wenigstens den Besitz von Salerno zu erhalten; da aber Gisulf in seinem Trotze verharrte, brach endlich der Krieg zwischen Beyden aus, der der Herrschaft der Longobarden in Unteritalien vollends ein Ende machte und Gisulf zwang, dem Erbe seiner Väter flüchtig den Rücken zu kehren.

Eine solche Hungersnoth brach aber, als Hzg. Robert gemeinschaftlich mit Richard von Capua Salerno belagerte, in dieser unglücklichen Stadt aus, die Gisulf im Innern plünderte, und deren Kirchenschätze er selbst nicht schonte, daß Amatus (Si licet parvum componere magno) ihr Elend mit dem Jerusalems nicht ganz mit Unrecht zu vergleichen wagte. Endlich wurde Robert durch einen glücklichen Ueberfall Herr der Stadt und zwang nun Gisulf nach kurzer Zeit, sich mit der Burg zu übergeben und selbst zu dem Pabst nach Rom in's Exil zu wandern. Nun belagerte Herzog Robert auch Neapel; als er aber dann seine Hände auch über Benevent ausstrecken wollte, traf ihn die Excommunication des Pabstes, 3. May 1078. Am 5. April desselben Jahres starb Fürst Richard von Capua. Seine und H. Roberts Wohlthaten an Monte Casino beschreibt noch das 35. Capitel, mit welchem die ystoire sich schließt.

Die nun folgende chronique de Robert Viscart et de ses frerès ist wie schon oben bemerkt, die historia sicula vaticana Muratori's (S. R. I. VIII. p. 745), wobey nur zu bemerken ist, daß die Verse S. 754 in Prosa übersetzt sind (l. c. 12). und (von S. 764 Zeile 23 von unten auf bis S. 765, Zeile 16 des lateinischen Textes) in der Uebersetzung eine Lücke ist. Die Chronik selbst ist in zwey Bücher getheilt, wovon das erste mit Castrinovenses idem faciunt des lateinischen Textes (S. 768) schließt; das zweyte beginnt mit der Uebersetzung des darauffolgenden: post superatam derselben Seite und reicht bis post mortem comitis Rogerii, jedoch ist auch gegen Ende noch eine Lücke, indem die Uebersetzung II. c. 11. von debitam intulerunt p. 774 Zeile 15 von unten an zu S. 777 post debellatam (II. c. 12) springt.

Nun folgt nebst einem überaus dürftigen Glossarium eine kleine, unedirte hystoria Roberti Guischardi, in welchem die merkwürdige Stelle über diesen Fürsten vorkommt: hoc de illo constans habetur quod nisi morte preoccupatus fuisset, filium suum Boamundum imperatorem faceret, se vero regem Persarum, ut sepe dicebat, constitueret, viamque Jherosolimorum, destructo paganismate, Francis aperiret; dann zwey Urkunden, wovon die eine die Schenkung der Kirche des hl. Cassian von Olziate an die Abtey Clugny, v. J. 1093, die andere die Gründung der Kirche unser lieben Frauen von Gymara zu Sciacca in Sicilien durch die Princessin Julietta, Schwester des Königs Robert i. Jahre 1103 enthält. Von den Zugaben bey Weitem die beste ist eine Abhandlung von Du Cange über die normännischen Familien. Sie enthält die Genealogie der Söhne Tancred's von Hauteville, welche durch Noten des Herausgebers beleuchtet wird.

C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder oder Reime; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenn zwar der Verf. auch dasjenige, was ein Idiotikon gewissermaßen zu einem Gemälde des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Meynungen, Sitten und Gebräuche eines Volkes, zu einem Gemälde, das erst die Folgezeit gehörig zu schätzen wissen wird, machen kann, der wissenschaftlichen Seite zuschlägt, so ist dieß ein Punct, den wir leicht zugeben können; denn Sachen sind immerhin mehr als Worte und Formen von Wörtern. Aber strenger genommen, glauben wir, daß das Wissenschaftliche an einem Wörterbuche, es sey ein allgemeines oder ein idiotisches, zunächst in grammatisch und historisch begründeter und möglichst systematischer Darlegung eben seiner Wörter bestehen müsse.

Dem sey wie ihm wolle. Unser Verf. hatte sich's zur Aufgabe gesetzt, ein, so viel als erreichbar wäre, vollständiges specielles, und dazu, ohne die wissenschaftliche Richtung ganz auszuschliessen, praktisches Idiotikon seines kleinen nächsten Vaterlandes, des Cantons Appenzell, *) zu Stande zu bringen. Ob er seine Aufgabe gehörig gelöst, müßte besser noch, als unser Urtheil, der Anklang zeigen, den sein Buch bey seinen Landsleuten finden wird.

Wie weit die Specialität gehe, läßt sich daraus ermessen, daß der Dialekt des Ländchens selbst wieder in vier Unterdialekte: den innerrhodischen, mittelländischen, hinterländischen und kurzenbergischen geschieden wird, die so merkbar von einander abweichen, daß z. B. die Kurzenberger (Bewohner der Höhen nächst Rheineck) den übrigen Appenzellern eben wegen ihrer eigenen Zunge zur Zielscheibe des Witzes und Spottes dienen.

Der Verf. wollte, daß sein Buch als ein ganz und gar praktisches jedem im Volke zugänglich und verständlich wäre. Dieser Zweck legte ihm eine weise Vorsicht in Behandlung alles dessen auf, was irgend an's Obscöne streifen konnte. Ein Punct, in welchem sich ein auf Leser von mehr gelehrter Bildung berechnetes Werk auch eher auf das „Castis omnia casta" verlassen darf.

*) Dieser Canton streicht vom Rheine an nur 9 Wegstunden in der Länge und 4 in der größten Breite. Das Land ist gegen Mittag ein hohes, meist bergrastes Gebirge, sonst reich an Hügeln, arm an Ebenen, mit Wohnungen bis hoch hinauf üppig übersäet. Die Bevölkerung steigt über 50,870 Seelen, und der reformirte Bestandtheil Außer-Rhoden ist das bevölkertste stadtlose Land von Europa, nach der Volkszählung von 1837 mit 10,270 Menschen auf einer Geviertmeile. Vrgl. Ueber Bewegung der Bevölkerung und das Verhältniß derselben zum Lande ꝛc. mit besonderer Berücksichtigung des Cantons Appenzell. Ein Beytrag zur Biostatik von Dr. Titus Tobler. St. Gallen 1835. Georg Rüsch, Beschreibung des Cantons Appenzell. St. Gallen und Bern 1835.

Aus demselben Grunde sind alle Wörter lediglich wie sie nach der örtlichen Aussprache lauten und, also geschrieben, für einen Nicht-Appenzeller manchmal seltsam und räthselhaft genug aussehen, aufgeführt und gereiht. Froh ist man, ihnen häufig in Parenthese auch eine mehr schriftdeutsche Gestalt gegeben zu finden. *) Dabey ist von aller Ausscheidung nach Stamm- und Vorsylben Umgang genommen **) und die Anordnung der Artikel die gewöhnliche alphabetische, nur daß sich der Verf., was er hinterher sehr beklagt, von J. Chr. Schmid und Stalder hatte verführen lassen, b und p — ch, k und q — d und t — f und v zusammenzuwerfen, ja daß er dieß nicht bloß zu Anfang der Wörter, wie jene gethan, sondern der Consequenz zu lieb auch im Innern der Wörter durchgeführt. In der That versieht sich, durch die sonst ziemlich mit der üblichen stimmende Reihenfolge sicher gemacht, der Leser nicht leicht, daß er z. B. Gof erst nach Gopp, Gott, Goz — sp zwischen sa und sch — st zwischen sch und se zu suchen habe.

In Bezeichnung der dialektischen Laute geht der Verf. seinen eigenen Weg. Es wäre allerdings, wenn je die verschiedenen Special-Idiotika in ein allgemeines verarbeitet werden sollen, gar sehr zu wünschen, daß einmal eine gewisse Gleichförmigkeit, die gewiß für die Mehrzahl solcher Laute möglich ist, gesucht und erzielt würde. Dieß wird aber, da fast jedes Ohr, von Jugend auf in idiotischen Angewöhnungen mehr oder minder befangen, manchmal einen und denselben Laut anders hört, selbst trotz solcher Feststellungen, wie sie z. B. in K. M. Rapp's Physiologie der Sprache (1836) versucht sind, noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Und so übt denn jeder, der etwas der Art zu Papier bringt, die freye Kunst, wenn nicht neue Buchstaben, doch Modificationen von Buchstaben zu erfinden, nicht immer zu sehr bekümmert, ob auch andere als er und etwa seine nächsten Mundartgenossen daraus klug werden mögen. Die allenfalls zum Besten gegebene Hinweisung auf Zeichen des Schrift-Idioms, welchen auch ihrerseits in den verschiedenen deutschen Gauen nichts weniger als immer genau dieselben Laute untergelegt werden, ist mitunter ein sehr unzuverlässiges Aushülfsmittel.

Unser Verf. reicht, was die Consonanten betrifft, ohne neues Zeichen aus. Er hat, im Vorbeygehen gesagt, innerhalb seines Ländchens die Grenzscheide gefunden, wo das jedem Nichtschweizer auffallende Ch zu Anfang der Wörter aufhört und das K des übrigen Deutschlands anfängt. An Vokalen und Diphthongen hingegen unterscheidet er nach Klang und Dauer (qualitativ und quantitativ) nicht weniger als 29 Modificationen. Zu 23 derselben hat der Verleger, den der Verf. unter diejenigen zählt, „welche die Literatur auch von einer andern als von der Geldseite her kennen," neue mit Accenten und Quantitätszeichen versehene (deutsche) Typen anfertigen lassen.

Es hat nämlich der Verf. auf die Angabe und Bezeichnung der Quantität mehr Sorgfalt verwendet, als wohl jemand vor ihm in einem deutschen ähnlichen Werke. Diese Art Verhaltens in der Aussprache ist aber auch gerade im appenzellischen Dialekt hervortretend genug, und wirft manches Licht auf die von unserer neudeutschen so sehr verschiedene Quantitierung der alten Sprache. Das oft wesentliche Dynamische, den Sylbennachdruck im einzelnen Worte zu bezeichnen, ist, um den Druck nicht zu sehr zu complicieren, einsweilen unterlassen worden, dafür aber durch Musiknoten ein Begriff ge-

*) Diese scheint jedoch nicht immer ganz getroffen. Z. B. S. 171 liest man: „errönna (erinnern)," obgleich, aus der darauf folgenden Anmerkung zu schließen, das irrinnan oriri der ältesten Sprache wohl erkannt ist. Wahrscheinlich Druckfehler.

**) Wobey freylich ein mehr sprachforschender Leser nicht immer am besten berathen ist. Doch ein solcher wird und darf sich überhaupt das Blättern nicht verdrießen lassen.

geben von dem eigenthümlichen Gesang, der in der Sprechart dieses auch sonst ausnehmend musikalischen Völkleins *) bemerkbar ist.

Bey jedem Ausdruck ist angegeben, welchem Bezirk er eigen, ob er in der niedrigen, ob in der gebildeteren, oder gar in der schweizerischen Canzley- und Schriftstellersprache vorkomme, ob im verächtlichen, scherzhaften u. dgl. Gebrauche. Eigentliche und uneigentliche Bedeutung sind sorgfältig geschieden. Auch ist bey Wörtern, die sonst auch schriftdeutsch und nur in gewissen Bedeutungen dialektisch sind, angemerkt, ob sie auch in den übrigen Bedeutungen vom gemeinen Appenzeller verstanden werden oder nicht. Ueberall reichliche Beyspiele der Anwendung, mit Redensarten, Sprich- und Witzworten des sarkastischen Völkleins, örtlichen Anekdoten, Liedchen **) u. dgl. freygebig durchwürzt.

Was nun endlich den eigentlich wissenschaftlichen Theil betrifft, mit dem der Verf. nebenbey sein Werk ausgestattet wissen wollte, so hat er ihn in die Form von Anmerkungen gegossen, welche sehr vielen Artikeln in kleinerer Schrift beygegeben sind. In diesen wird „Analogie, Historie und Etymologie“ besprochen, ob und wie nämlich a) das Wort in andern, zunächst schweizerischen und oberdeutschen ***) Mundarten und Sprachen — darunter wird der benachbarten romanschen besondere Aufmerksamkeit gewidmet, — ob und wie es b) in älteren besonders appenzellischen, und in den ältesten deutschen Schriften vorkommt, und welches endlich c) die Grundbestandtheile seyen, in die es zerlegt oder von denen es abgeleitet werden könne.

Hier und in einem stattlichen chronologischen Verzeichniß seiner literarischen Quellen zeigt der Verf., daß auch er den Staub aus geschriebenen und gedruckten Büchern der Bibliotheken zu Wien und St. Gallen, wo es galt und Gelegenheit gab, nicht all zu sehr gefürchtet habe, und namentlich unter b) liefert er höchst dankenswerthe neue Belege.

In Bezug auf c) ist der gute J. E. Kaindl sein beliebtester Gewährsmann, und wenn er sich auf andere einschlägige Werke der neuesten historisch-grammatischen Schule nur hie und da zufällig beruft, so mag davon theils bestimmte Absicht — er schreibe keine Grammatik, sagt er — theils die Entfernung seines Wohnortes von solchen, wo dergleichen literarische Hülfsmittel immer zu Hand sind, der Grund seyn. Indessen, wie innig sich auch Grammatik und Lexicon gegenseitig bedürfen und unterstützen, es kann den Verf. ob seinem Verfahren kein Vorwurf treffen. Er gibt, was er geben wollte und zu geben hatte; und dieses ächt und durchaus verläßig. Auf die Sicherstellung und Bewährung der aufgenommenen dialektischen Angaben ist eine seltene Mühe verwendet und das Manuskript nicht bloß von dem würdigen Herman Krüsi, weiland Pestalozzis rath- und hülfreichem Jünger, nun Vorsteher des Schullehrer-Seminars zu Gais, mit seinen Alumnen kritisch durchgangen worden, sondern hat auch bey mehreren sachkundigen Männern verschiedener Bezirke eine förmliche Controle passiert.

(Schluß folgt.)

*) Zwey-, drey-, vierstimmiger Gesang in Haus und Kirche ist unter ihm etwas ganz Gewöhnliches.

**) Von den kurzen Liedchen, die den bayerischen Tanz-Reimen (Schnitterhüpflein) entsprechen — etwas anders ist der ächt appenzellerische Kühreihen — sagt der Verf, daß sie meistens durch nicht reinappenzellischen Dialekt und Mangel an gesundem appenzellerischen Mutterwitz überrheinischen Ursprung verrathen.

***) Eine noch wenig benutzte Fundgrube eröffnete sich der Verf. an dem handschriftlich hinterlassenen Werke J. S. V. Popowitsch's „Vocabula austriaca et styriaca“ auf der k. k. Bibliothek zu Wien. Außerdem wurden viele sowohl handschriftliche als gedruckte ältere Vocabularien durchgangen.

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Fortsetzung).

Derselbe gesteht auch p. 119, 120, die Schwächen dieses Documentes, indem er sagt: „Zudem muß man in den alten Necrologiis nicht jedesmal oder durchgängig die letzte (höchste, äußerste) Genauigkeit suchen. Manche Personen werden in verkehrter Ordnung und Reihe gesetzt, manche ganz weggelassen. Sie sind insgemein von verschiedener Hand. Oft durch eine andere gleichzeitige, oder auch wohl jüngere Hand ein Namen eingeschoben oder an die Seite hingesetzt. Gebrechen, von welchen das sonst seines Alters wegen sehr verehrliche St. petrische Necrologium der, so es selbst eingesehen, nicht ganz frey sprechen kann.“ — Aus dem Chronicon St. Petri theilt Mederer St. III. p. 107, 108 (und Kleinmayern p. 102, §. 122.) eine dem besagten Nekrolog entnommene Herzogsliste mit, von der zu bemerken ist, daß sie nicht Herzoge allein, sondern auch deren Gemahlinen und Kinder enthält, wie dieß schon die Ueberschrift aussagt: Ordo ducum defunctorum cum conjugibus et liberis. Den Individuen männlichen Geschlechts, gleichviel ob sie regierende Herzoge oder deren Söhne sind, stehen jene weiblichen Geschlechts zur Rechten.

Theoto . . . Folchaid;
Theoperht . . Elinhast;
Crimolt . . . Pilitruth;
Theotolt . . Waltrat;
Thassilo . . Liutpirc;
Crimolt . . . Rotrud;
Huiperht . . Hiltifrid;
Otilo.

Unter der Rubrik: Ordo ducum virorum cum conjugibus et liberis, erscheinen:

Thassilo . . Liutpirga;
Deoto . . . Hrodrud.

Die gesperrten Namen Thassilos und Liutpirgs, die einmal unter der Rubrik der verstorbenen Herzoge, das anderemal unter jener der noch lebenden vorkommen, erkennt man leicht für Thassilo II. und seine Gattin, die langobardische Königstochter in beyden Listen. Zuerst hatte eine gleichzeitige Hand die Lebenden in die Liste eingetragen, und nach ihrem Ableben, ohne daß sich bestimmen läßt, wie lange nachher, muthmaßlich längere Zeit nach Thassilos II. Tode, trug eine Hand in das Verzeichniß der verstorbenen Herzoge und ihrer Frauen und Kinder, welches Thassilos Vater, Otilo, schließt — er ist 748 gestorben, seine Gattin war bekanntlich noch bis zum Jahre 754 am Leben, — auch den Thassilo ein. Aber entweder war derjenige, welcher dieß Geschäft vornahm, über die Verwandtschafts-Verhältnisse Otilos und Thassilos schlecht unterrichtet, oder er stand dem Todesjahre Thassilos zu entfernt, oder es gebrach ihm am Raume, um den letzten agilolfingischen Herzog die gebührende Stelle in der Todten-Liste nach Otilo zu geben, oder endlich es war ihm im allgemeinen darum zu thun, den Thassilo in diese Liste, gleichviel wie, untergebracht zu haben. Und so kam denn Thassilo mit seiner Liutpirga gleich auf Theotolt und Waltrat. Daß es gerade der zweyte Thassilo war, geht aus der Vergleichung der Liste der Lebenden mit jener der Todten hervor. Der lebende und der verstorbene hat dieselbe Gemahlin. Und die Annahme, dieser Thassilo, der auf Theotolt folgt, sey irgend ein uns unbekannter agilolfingischer Herzog, Liutpirga könne wohl, entweder seine Frau, oder auch seine Schwester seyn, kann darum nicht in Betracht kommen, weil wir nach Theotolt und Crimolt die bayerischen Herzoge recht genau kennen. Man konnte ihn und seinen Nachfolger Crimolt, für Theotolts Söhne ausgeben. Liutpirc und Rotrud wären dann Töchter Theotolts, also Schwestern Thassilos und Crimolts. Dem steht entgegen, daß es schwerlich bloßer Zufall seyn könne, wenn zwey Personen verschiedenen Geschlechts, die zu Anfang des VIII. Jahrhunderts gelebt, und noch vor der Mitte desselben gestorben — (sie werden vor Otilo aufgeführt) seyn sollen, gerade dieselben Namen führen, wie ein von der Mitte des VIII. Jahrhunderts an regierender agilolfingischer Herzog und seine Gemahlin. Hier müssen beym Eintragen in die Liste der Verstorbenen Versehen begangen worden seyn, wie wir sie oben aus Kleinmayern angegeben haben. Freylich entscheidet hier erst die Einsicht des Nekrologs selbst und hauptsächlich die diplomatische Beurtheilung der verschiedenen Handschriften in demselben.

Trotz den Mängeln dieses Documents steht selbst diese Liste mit den Salzburgischen und Emmerammischen Herzogsreihen in gutem Einklang. Theoto, der S. Rupert empfing, eröffnet die Reihe. Theoperht, sein Sohn folgt. Crimolt, aus Uribo und Arnold von Vohburg, so wie Theotolt, ebenfalls aus Uribo bekannt, sind die Söhne des Tetrarchen Theodo. Daß Thassilo und Crimolt, die auf Theotolt folgen, nicht an diese Stelle gehören, bemühte ich mich eben zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Leibnitz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

Daß die königliche Bibliothek zu Hannover mehrere noch ungedruckte Handschriften von Leibnitz besitzt, ist dem gelehrten Publikum schon von verschiedenen Seiten her kund geworden; *) daß aber auch die erste Druckschrift desselben, nämlich seine bisher fast allgemein für verloren gehaltene Dissertation de principio individui auf dieser Bibliothek sich befindet, haben bisher wohl nur Wenige gewußt. Denn selbst die neueren Werke und Handbücher der Geschichte der Philosophie enthalten hierüber keine Nachricht, und beschränken sich auf die bloße Angabe des Titels jener Dissertation, von der bekanntlich Ludwig Dutens im zweyten Bande der von ihm gesammelten und herausgegebenen Werke Leibnitzens nur die Vorrede des Jakob Thomasius und die der Disputation angehängten Propositiones aus Ludovici's Historie der Leibnitzischen Philosophie mit der Bemerkung mitgetheilt hat: Ipsa disputatio a. G. G. Leibnitio die 30. Maii ann. 1663. habita, primum authoris nostri cognitum opus, nostras exactissimas inquisitiones effugit. Und wirklich scheint Ludovici unter allen Schriftstellern, welche über Leibnitzens Leben und Philosophie geschrieben, der einzige gewesen zu seyn, der diese Dissertation selbst besessen und gelesen hatte. Seit jener Erklärung Dutens aber hat man sie bis auf die Gegenwart für verloren geglaubt, und zwar um so mehr, als inzwischen selbst Jacobi (m. s. dessen Werke, Bd. IV. Abth. II. S. 102) auf diesen Verlust wiederholt aufmerksam gemacht hatte, ohne daß hierauf von irgend einer Seite her eine Mittheilung über ihre Wiederauffindung erfolgt wäre.

Nun erfahren wir aber durch Hrn. Dr. Guhrauer, daß es nicht einmal einer Wiederauffindung dieser Dissertation, sondern für das größere Publikum nur eines Wiederabdruckes derselben bedurfte, indem die Existenz derselben der Königlichen Bibliotheks-Verwaltung zu Hannover keineswegs verborgen gewesen, sondern, daß sie nur in so ferne als eine wieder aufgefundene zu betrachten sey, als sie seit siebzig Jahren von den philosophischen Geschichtschreibern vermißt worden, und selbst ihr Vorhandenseyn, als eines Unicums, in der bezeichneten Bibliothek noch nicht zur Oeffentlichkeit gelangt war.

*) Krause erwähnet S. 351 seiner »Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft« (Göttingen 1829) eines Auszuges aus diesen in Hannover aufbewahrten Handschriften, welche ihm Hr. Professor Schmeißer im J. 1812 mitgetheilt habe, enthaltend eine Abhandlung unter dem Titel: Expositio instituti rationis circa principia scientiae generalis; und eine zweyte, betitelt: Aurora s. initia scientiae generalis a divina luce ad humanam felicitatem, die jedoch nur ein vollständiger Entwurf dieser Schrift sey, und 43 Hauptgegenstände derselben aufzähle, deren vier letzte folgende sind: Theologia naturalis. De veritate religionis christianae. De concordia christianorum et conversione gentilium. De societate Theophilorum.

Es ist daher immerhin sehr dankenswerth, daß Hr. Dr. Guhrauer diesen interessanten Fund von Neuem der Publicität übergeben hat; und wenn, wie von einigen literarischen Blättern jüngst berichtet worden, es seine Absicht ist, auch die noch vorhandenen ungedruckten Manuskripte Leibnitzens nach und nach herauszugeben, so kann man ihm nur alles Glück zu diesem Unternehmen wünschen, dessen Realisirung längst von allen Verehrern des großen Mannes mit lebhaftestem Verlangen entgegengesehen worden und deßhalb sicher die größte Theilnahme und Anerkennung finden wird.

Ueberhaupt ist es in hohem Grade erfreulich, daß das Studium der Geschichte der Philosophie jetzt von so vielen Seiten her auf das lebhafteste betrieben wird, und fast jeder Theil derselben, jede einzelne gewichtige Erscheinung auf ihrem Gebiete specieller Sammlungen, Forschungen und Bearbeitungen sich zu erfreuen hat. Die Bedeutung, die in diesem neu erwachten historischen Streben für die Gegenwart liegt, ist wohl unschwer zu verkennen.

(Fortsetzung folgt).

Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder oder Reime; ꝛc.

(Schluß.)

Mit ähnlichem Fleiße ist die, beym Drucke solcher Werke doppelt wichtige Correctur, und zwar mit Ausnahme der ersten 27 Bogen vom Verf. selbst besorgt. Diese fielen in die Zeit, wo der appenzellische Idioticograph, der sich nicht bloß auf seinen Bergen wohl umgesehen haben wollte, in bescheidener Stille eine Reise nach Cairo, Jerusalem und Constantinopel angetreten hatte. Mit einer

schönen Ausbeute an Beobachtungen sowohl als an Gegenständen der Natur und des Alterthums zurückgekommen, wendete er sich wieder mit ganzer Liebe dem vaterländischen Sprachwerke zu.

In Einzelheiten einer solchen Sammlung einzugehen, erlaubt die Bestimmung dieser Blätter nicht wohl. Es ruft bereits der alte Jos. Scaliger aus:

Si quem dura manet sententia judicis olim
Damnatum aerumnis suppliciisque caput,
Hunc neque fabrili lassent ergastula massa,
Nec rigidas vexent fossa metalla manus;
Lexica contexat; nam, caetera quid moror, omnes
Poenarum facies hic labor unus habet.

Gilt dieß von Lexicographen überhaupt, so ist es von Idioticographen dreymal wahr. Seine Bemühungen, zur Zeit bekanntlich noch ziemlich frey vom Verdacht, bloß in literarischer Industrie ihren Grund zu haben, können nur aus reiner aufopfernder Liebe zur Sache selbst hervorgehen. Wer wollte, was jener gutmüthig bringt und was ohne ihn wohl gar nicht bestünde schwarz auf weiß, selbst da, wo es eine Blöße bieten sollte, beschnarchen oder Maaß geben, wie es hätte gebracht werden müssen.

Um aber denn doch zu zeigen, wie der Verf. seinen Stoff im Allgemeinen behandelt, heben wir einen einzelnen unter den größeren Artikeln aus.

Senn, m., Mehrheit — nna, (—na, H.)

1) Der Oberkuhhirt (bey einem Senntem). De Senna öberchoh, den Hirten mit seiner Herde zur Nützung des Futters bekommen. Daher der Senn chond, er fahrt fuert. Vrgl. Handbueb. Sprw. Wenn Enn lang Senn gseh ist, werd er nüd gern Handbueb. Wenn en Handbueb Senn werd, lueget- er gern oba-n'us, wenn jemand erhöht wird, schaut er leicht zu gerne auf Andere hinunter.

2) Der Eigenthümer eines Senntems. allg.

Unter der Mh. **Senna** versteht man gewöhnlich die Hirten überhaupt d. h. **de Senn ond de Handbueb.** *)

senna, sehr selten, das was **senntma**.

Der **Sennachäs**, ein gemeiner Käse, wie er im Großen von den **Sennen** bereitet wird. Gegensatz: **Purachäsli**, ein kleiner Käse, wie ihn der Bauer macht.

Die **Sennachue**, eig. eine zu einem **Senntem** gehörende Kuh; in weiterer Bedeutung eine große schöne Kuh.

Das **Sennaguet**, ein größerer Grund oder Gut, dessen Nutznieſſung während einer kürzeren Zeit ein **Senn** mit seiner Herde übernimmt.

Die **Sennahosa**, gelbfarbige lederne oder zwilchene, mit einem Gemisch von Eidotter und Safran gefärbte Beinkleider, dergleichen die **Sennen** tragen.

Das **Sennaschmalz**, die von einem **Sennen** bereitete Butter. Gegensatz: **Puraschmalz**, welches, im Kleinen bereitet, für weniger fett gehalten wird.

Die **Sennaschotta**, süße Molken, wie sie **Sennen** bereiten, zum Unterschiede von **Pfannaschotta**. J. M. H. **) Ein Theil H. spricht überall **Senachäs**, **Senachue**, **Senagroſt** (Hirtenkleider) u. s. f. aus.

Das **Senntem** Mh. w. E., ***) auch e **Senntem Chüe**, das was **en Huffa Vech**, nemlich eine Herde von 24 Kühen und einem Zuchtstiere. Freylich ist diese Zahl so bestimmt nicht immer, und man zählt bald über, bald, doch seltener, unter 24 Kühe, während man sich der gleichen Bezeichnung bedient. †)

*) Hier einige nicht sehr anziehende Specialia über die Reinlichkeit dieser Gesellen, wobey ihre Inexpressibles eine große Rolle spielen.

**) Innerrhodisch, mittelländisch, hinterländisch.

***) Mehrheit wie Einheit.

†) Hier ein paar pikante Stellen aus appenz. Druckschriften, in welchen das Wort Senntem auf Menschen, ja gar auf Rathsherren angewendet ist.

Die **Sentemschella**, eine kupferne Prachtglocke, oberhalb sehr breit, dann bauchig und nach unten schmäler zulaufend. Von der **Sentemschella** unterscheidet sich die **Wädschella** (Weidglocke), welche viel kleiner, und an der keine Pracht ist.

senntma unth. Z. m. h. *), eine Herde Vieh (**Senntem**) halten (vom Eigenthümer). allg.

sennela J. M., **sennla** H. unth. Z. m. h. in der Lebensart der Hirten begründet seyn.

Die **Sennerey** J. M. H., **Senerey** H., die Wirthschaft des **Sennen**, das Hirtenwesen.

sennisch J. M. K., **senisch** H. E. u. Uw. in der Lebensweise bey einem **Senntem** begründet, echt hirtenmäßig. So nennt man die Hosen **sennisch** wenn sie schön gelb, oder wohl von Kuhkoth beschmutzt sind.

Die **Sennhötta**, die Hütte, worin der Senn während seines Aufenthalts auf den Bergen wohnt und die Milchwirthschaft betreibt. Wohn-, Schlaf-Zimmer und Küche sind da in einer Person.

Das **Sennli**, ein kleiner, oder verächtlich, ein **Senn**.

Anmerkung. **Senn**, **senntna**, **Sennerey**, **Sennten** oder **Sennthum** (in Glarus eine Herde von 24 — 30 Kühen) in andern Kantonen. — Im Vorarlberg und Toggenburg ist **senna** unser **häsa**, **häsla**. Im Oberrieder Sämtis gehören drey Leute zusammen: **Senn**, **Zuesenn**, **Schorrbueb**. Von dem Arlberge machen 100 (centum) Kühe ein **Senntem** aus, wozu folgende Mannschaft gehört: **Senn**, **Zuesenn**, **chlei Zuesenn**, **Bueb** und **Batzger**. Auch die Bündtner, Glarner haben ihren **Zuesenn**. Für unsre **Senntemschella** im Bern. Oberl. **Plumpe**, in andern Kantonen **Trichle**.

*) unthunliches Zeitwort mit haben.

Im Allgemeinen ist **Senn** ein schweiz. und oberd. Schriftwort (bayer., kärnth. **Sendin** Bergmagd), romansch: ina chischada **Senntem**, Alpenheerde; segniun unser **Senn**. Nach ihm kommt il tersiel (bedeutet sonst auch **Herbstgras**), der milkt und das Holz herbeyschafft. Bey einer größern Herde gibt es zwey tersiels, in gron e in pintg. Darauf der paster, welcher die Kühe hütet. Er hat meist einen Helfer, buob. Agf. suner, sunrae eine Herde. Müller (Gesch. 2, 1, 113) hat urkundlich (1330) **Senntum** und Hirtentum. In diesem zu Achen geschlossenen Verkommnisse konnte leicht verschrieben werden, und ich möchte nicht mit ihm zweifeln, (3, 2, 236), das obige **Senntum** nicht eher aus **Senty** (Sanitätshaus U. 1410) zu deuten. „Item Stäris **Sentum**" Zellw. Urk. *) 1, 1, 157 u. 158. „Stäris **Sennthum** zwai lember." In einer Urk. 1468 findet sich **Sennhof** und es wird damit der Begriff verbunden „ouch vich ziechen und bi drißig küen sumren und wintren." „Hand zwänzig vnd vier küh in dieselben Alp tryben" Zellw. Urk. 2, 2, 263. Pecuaria ein **sänten** oder haufen vichs; das Vychhirten vnd **sänten**, die kunst vnd art mit dem Vych umbzegon." Fries **) „**Sennen** vaccarii" Gesn. hist. a. 1, 58 (Schilter zitirt so; allein ich fand das Wort l. c. nicht). „**Säna** (die) pecuarius. das Sänten" Maal. ***) „**Sennhütten**, darinnen man käß macht, Caseale" Maal. „**Sentem Kuh**" LB. †) 1585 A. 141. „Wenn einer für sich allein alpen will, mag er nicht mehr als 25 küh haben; und wenn zwey oder mehrere miteinander alpen, so sollen sie auch nicht mehr als 52 Kühe an ein **Sennten** thun." LB. Uri in Siegw. Strafr. 38 *).

Um zur Etymologie überzugehen, so könnte man aus Scherz. gl. mit **send**, **sent**, synodus, **sendbann**, bannus synodalis, **sentmäßig** synodalis, **sind**, **synd**, synodus viel Lärm schlagen; man könnte der Ableitung aus dem lat. centum, engl. cent, fr. cent. in Breite das Wort sprechen; aber ich neige mich zu dem, was Rixner (HW. 2,150) auf Schranks Alpenreise verweisend, sagt: der **Senne** von **senden**, quasi mit dem Viehe vom Hause und Hofe auf die Alpen Weggesendeten." Damit muß zugleich Gesinde, holl. gezin, und namentlich die Zusammenstellungen bey Adelung verglichen werden.

* * *

Wir wünschen schließlich recht sehr, daß diesem appenzeller Idiotikon bald auch andere von den übrigen schweizerischen Mundart-Gebieten folgen mögen. Sie werden sich mit dem Stalderischen (zu welchem übrigens ein ums Doppelte vermehrtes Manuscript von seinem Verfasser hinterlassen seyn soll), ja mit einem, das noch allgemeiner und durch und durch wissenschaftlicher gehalten wäre, Licht empfangend und Licht gebend, recht gut vertragen.

So könnten sich, scheint es, auch in unserm Bayern die historischen Vereine der einzelnen Kreise durch Veranlassung solcher Sammlungen, die auf nicht gar viel minder alterthümliches, als da Grabhügel, Mauern, Pergamente und dergleichen sind, ausgehen, nachhaltigen Dank verdienen. Als Muster für solche specielle Arbeiten dürfte in manchen Stücken unbedenklich dieser appenzellische Sprachschatz empfohlen werden.

*) J. K. Zellwegers Urkunden zu desselben Geschichte des appenz. Volkes. 3 Bd. Trogen 1830—1837

**) Frisius.

***) Pictorius.

†) Landbuch des K. Appenzell Innerrhoden v. 1585 wieder gedruckt St. Gallen 1828. 4.

*) Constantin Siegwart—Müller Strafrecht der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell. St. Gallen 1833.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Leibnitz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

(Fortsetzung.)

Nur zu vernehmlich spricht sich darin die allgemeine Unzufriedenheit mit den neueren Gestaltungen der Philosophie und dem anarchischen Zustande aus, in welchem sie schon seit Langem sich befindet. Alles fühlt das Unbehagliche, das Peinliche dieses autoritätslosen Zustandes, dieses rastlosen Umherschweifens in der Irre ohne Führer und Leitstern, und immer lauter und dringender wird das Bedürfniß, nur irgend einen festen Standpunct zu gewinnen, um von diesem aus sich wieder orientiren zu können. Wie nun das Studium der Geschichte der Philosophie allein es ist, durch welches eine solche Orientirung gelingen kann, so dient es zugleich auch dazu, der eingerissenen geistigen Anarchie Schranken zu setzen, indem es das beste und sicherste Mittel gegen alle Systemsucht und Ueberschätzung eigener Ideen ist. Denn wer einmal zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangt ist, daß nur dasjenige System, das alle ihm vorausgegangenen in sich aufgenommen hat und ihre Vermittlung, Ergänzung und höhere Steigerung ist, das sich also an der Hand der Geschichte der Philosophie stetig entwickelt hat, einen Anspruch auf Wahrheit und Bedeutung haben könne, der wird hinlänglich die großen Anforderungen fühlen, die an ein neues System ergehen, und sich nicht ohne den entschiedensten innern Beruf an den Aufbau eines solchen wagen, wenn überhaupt hier von einem eigentlich neuen Aufbaue die Rede seyn könnte, und nicht vielmehr das ganze Geschäft des Einzelnen sich nothwendig nur auf einen weiteren Ausbau beschränken müßte. Traurig auch wäre es, wenn die ganze frühere Arbeit des forschenden Menschengeistes eine vergebliche gewesen, und immer nur wieder das alte Gebäude bis auf den Grund abgebrochen, und von Jedem ganz von vorne angefangen werden müßte. Aber auch nicht um bloße Wiedererneuerung verschollener Systeme, um blindes Annehmen früherer Vorstellungen und Ansichten kann es sich bey solcher geschichtlicher Begründung handeln, sondern lediglich um Verarbeitung des ganzen historischen Stoffes mittelst eines gleichsam geistig-chemischen Processes, durch den aus allen Systemen das Wesenhafte, Wahre und Beständige ausgezogen und das Zufällige, Falsche und Bestandlose davon abgeschieden wird. Denn jedes philosophische System von Einfluß und Bedeutung hat eine hinfällige, sterbliche Hülle, aber auch einen unvergänglichen, fortwirkenden Geist, und diesen von jener abzusondern und mit dem philosophischen Bewußtseyn der Gegenwart wieder lebendig zu verknüpfen: möchte wohl die Hauptaufgabe aller Speculation, aber auch zugleich ihre größte und schwierigste Kunst seyn.

Eine um so rühmlichere Anerkennung verdient es daher, daß die zur Lösung dieser Aufgabe erfoderlichen geschichtlichen Vorarbeiten jetzt so thätig betrieben werden, und daß namentlich den eigentlichen philosophischen Lehrern der Menschheit, Plato und

Aristoteles, ein so eifriges Studium von Neuem gewidmet wird. Nach diesen beyden aber möchte unter den neueren Philosophen wohl keiner es mehr verdienen, mit specialgeschichtlichem Fleiße behandelt zu werden, als Leibnitz, dessen Bedeutung für die deutsche Philosophie noch lange nicht hinreichend besprochen und gewürdiget ist. Leibnitz selbst gehört zu denjenigen, dessen Philosophie in dem innigsten Zusammenhange mit der des Alterthumes steht.

Schon seine erste philosophische Bildung war eine gründliche geschichtliche durch ihren Zusammenhang mit der Scholastik. Wie man auch über diese urtheilen mag, ihren großen Werth in Beziehung auf gründliche historisch-philosophische Bildung wird Niemand in Abrede stellen können. Die Scholastik hing noch unzertrennlich mit der ganzen früheren Geschichte der Philosophie und namentlich der des Alterthums zusammen. Mit ihrem Sturze und ihrer Verdrängung durch neue selbständige Systeme ist ein Bruch zwischen der alten und neuen Welt entstanden, eine fühlbare Lücke, die nach und nach immer mehr sich erweitert hat, am größten aber durch die Kantischen Erschütterungen geworden ist. Seitdem fehlt der frühere Zusammenhang des philosophischen Bewußtseyns der Gegenwart mit dem der Vergangenheit, und dieser Mangel läßt sich selbst durch ein erst nachträgliches Studium der Geschichte der Philosophie, wie es jetzt allein noch besteht und bestehen kann, nur schwer mehr ersetzen. Man vergleiche nur unsere jetzigen Lehr- und Handbücher der Philosophie. Ein neues spekulatives Bewußtseyn, eine neue Anschauungsweise hat die alte fast ganz verdrängt, eine neue Kategorientafel den ganzen Horizont verändert. Die geistige Kette, durch welche die frühere Zeit noch mit dem Alterthume in lebensvoller Verbindung stand, ist in vielen Beziehungen gelöset und zerbrochen, und was davon auf uns gekommen, sind nur noch einzelne Ringe und Bruchstücke derselben. Allgemein ist jetzt die Klage über Ungründlichkeit des philosophischen Unterrichts und Studiums. Diese Ungründlichkeit ist aber eben so leicht zu erklären, als zu entschuldigen; denn sie ist eben nur eine nothwendige, unabwendige Folge jenes großen, in der Philosophie selbst vor sich gegangenen Bruches zwischen der alten und neuen Welt. Es ermangeln Lehrer, wie Schüler der geschichtlichen Basis, durch die sich der philosophische Geist namentlich während des Mittelalters herangebildet hat. Und mit dieser festen Grundlage der Wissenschaft sind auch allmählig ihre strengen Formen geschwunden, die jedenfalls eine treffliche Gymnastik des Geistes waren, so wenig sie auch sonst genügen mochten.

In dieser Beziehung ist denn auch Leibnitzens Dissertation de principio individui merkwürdig, indem sie beweiset, wie dieser große Geist durch das Studium der scholastischen Philosophie den ersten Grund zu dem spekulativen Gebäude gelegt, daß ihn mit solchem Ruhme überlebt hat. Aber nicht bloß darum, sondern auch wegen der Wahl des Gegenstandes, die höchst wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf die später von ihm eingeschlagene philosophische Richtung war, ist sie wichtig. Die hier zu untersuchenden Fragen führten ihn unmittelbar auf den Gegensatz der Platonischen und Aristotelischen Philosophie zurück, und hätten ihn schon an und für sich veranlassen müssen, diese selbst zu seinem näheren Studium zu machen, wenn er nicht bereits von seinem Lehrer, dem wackeren Jakob Thomasius hiezu Anleitung erhalten und schon vor seiner Disputation mit dem Gedanken sich getragen hätte, eine conciliationem Philosophiae Platonicae et Aristotelicae zu schreiben. Eben diese frühzeitige Bekanntschaft mit der alten Philosophie und die lebhafte Neigung zu ihr, die durch seinen nachherigen Lehrer Weigel in Jena neue Nahrung erhalten, ließen ihn auch nicht bey der Philosophie seiner Zeit stehen bleiben, sondern die scholastische Grundlage nur zum Ausgangspuncte und zum Mittel neuer Fortschritte benützen.

Als ein solcher erster Ausgangspunct ist auch diese früheste Druckschrift des damals sechszehnjährigen Leibnitz zu betrachten, indem sie noch ganz dem scholastischen Standpuncte angehört. Aber gerade dieser letztere Umstand mußte gerechte Zweifel über die Richtigkeit der von den bisherigen Biographen Leibnitzens gelieferten Angabe rücksichtlich seines akademischen Bildungsganges erregen, indem hiernach Leibnitz diese Dissertation erst nach seiner Rückkehr von Jena geschrieben und vertheidiget hätte, wogegen jedoch eben die scholastische Richtung spricht, welcher Leibnitz in dieser Dissertation noch huldiget. Diesen Widerspruch darzuthun, und zu diesem Behufe das Verhältniß gegenwärtiger Schrift zu der Bildungsgeschichte ihres Verfassers bis zum Zeitpuncte ihrer Abfassung zu erörtern, ist die erste Aufgabe, welche sich der Herausgeber in seiner kritischen Einleitung mit Recht gestellt hat.

(Fortsetzung folgt).

Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, ꝛc.

(Schluß).

Der hierauf folgende Huiperht und sein Nachfolger Otilo harmoniren mit den Salzburger und Emmeramer Verzeichnissen, desgleichen mit der Vita S. Bonifacii.

Vier Verzeichnisse bayerischer Herzoge:

1. aus dem Congestum Arnonis.
2. Aus den brevibus notitiis.
3. Aus der Schrift Arnolds von Bohburg.
4. Aus dem Necrologium San-Petrense, von denen die drey ersteren aus Urkunden genommen sind, sichern uns die Reihe der agilolfingischen Herzoge von der Ankunft des h. Ruperts bis auf Thassilo II. herab auf eine Weise, die keine Hyper-Kritik zu erschüttern im Stande ist. Denn was hier aus dieser Quelle gewonnen ist, hat, gegen jede andere, nicht aus ihr genommene Herzogsreihe gehalten, den unbestrittensten Vorzug. Die Mönche von St. Peter in ihrem Auszug der neuesten Chronik, 1784, haben daher Unrecht, wenn sie behaupten: „In so lange nicht die Theodonen in solche Richtigkeit gebracht sind, daß auch keine Bischöfe und Aebte, die die Kirche Salzburgs regierten, dürfen ausgemustert werden, in solange würden sich die St. Petrensischen Mönche von ihrer — — uralten Uebergabe (Tradition) nicht abwendig machen lassen, noch minder eines andern überreden“ (Kleinmayern p. 109, §. 131.) d. h. die Reihe der Bischöfe und Aebte von Salzburg bestimmt die Reihe der bayerischen Herzoge. Allein, ich wiederhole es, die Mönche haben darum Unrecht, weil die Reihe dieser Salzburger Vorstände, wie sie in der Conversio oder vielmehr nach der Vita primigenia vorkommt, erst im Jahre 873 verfaßt, weil zwar jene des anonymen Poeten aus dem Anfange des IX. Jahrhunderts mit der vom J. 873 übereinstimmt (Kleinmayern p. 117); die angeblich älteste jedoch aus den Zeiten Arno, oder wohl gar noch früher im Necrologio San-Petrense gerade die aller fehlerhafteste ist (Kleinmayern p. 116) und an Mängeln leidet, die wir gelegentlich dieses Necrologs als Quelle angegeben haben. *) Welches Vertrauen sollen wir nun in eine Liste setzen, von der wir wissen, daß sie erst in der zweyten Hälfte des IX. Jahrhunderts gefertigt, zwar, wie wir eingestehen wollen, nach Vorlage älterer Listen; aber eben an diesen älteren Verzeichnissen haben wir jene Mängel und Fehler entdeckt. Wir können indessen selbst zugeben, die Liste vom Jahre 873 sey ächt, wenn sie gleich nicht den Vorzug hat, wie unsere bayerische Herzogs-Liste, auf Diplomen zu beruhen; welche der beyden Listen verdient alsdann größere Beachtung, die Bischofs-Liste, oder das aus den besten Quellen geschöpfte Herzogs-

*) Aus einem Berichte des königl. Legationsrathes von Koch-Sternfeld an die Frankfurter Gesellschaft d. d. 15. Nov. 1820 in Pertz Archiv Bd. III. p. 101 seq. p. 106 ist zu ersehen, daß man alle Ursache hat, der Salzburger Bischofs- und Aebte-Reihe nicht unbedingt zu trauen, indem in einem Codex membr. in 4., K. N. 251 überschrieben, über den hl. Rupert und seine ersten Nachfolger in der Abtey, Einschiebsel von einer ganz neuen Hand aus dem 18. Jahrhundert sich zeigen, wovon der Urtext keine Spur erwähnt: dieß geschah vermuthlich, um den Ursprung des Stifts hinaufzurücken.

Verzeichniß? Sicher das Letztere! — Und darf nun nach den Regeln der Kritik die Forderung gemacht werden, man solle eine durchaus bewährte, mit den übrigen Quellen im Einklange stehende Liste der agilolfingischen Herzoge, von Theodo II. an bis auf Thassilo II. nach der Liste der Salzburger Kirchen-Vorstände, die sich dieser Vorzüge keineswegs zu erfreuen hat, bestimmen? Gewiß! dieß wäre eine höchst ungerechte Forderung!

Ist nun in der Folge der bayerischen Herzoge von S. Ruperts Theodo bis auf Odilo, den Vater des letzten regierenden Agilolfingers, nirgends eine Unterbrechung sichtbar, sondern läßt sich bey jedem Gliede nachweisen, wer ihm gefolgt; sey es nun in der Art, daß auf den Vater der Sohn, oder auf den Vorfahrer der unmittelbare Nachfolger kommt: so kann man hiernach auch die Zeit bestimmen, wann S. Rupert nach Bayern gekommen. Theodo und sein Sohn Theodebert wirkten für dieses Heiligen Stiftung, Rupert überlebte den erstern; folglich haben wir bis zu Odilo im Jahre 737 zwey Herzoge, erstens Theodebert, zweytens seinen Sohn Huibert.

Es ist diesem nach erstens in die Augen fallend, daß, bey der angegebenen und wohlbegründeten Folge der agilolfingischen Herzoge, der heil. Rupert in der zweyten Hälfte des VI. Jahrhunderts unmöglich nach Bayern gekommen seyn kann. Seine Ankunft muß vielmehr in das Ende des VII. Jahrhunderts gesetzt werden. Da wir ferner die ununterbrochene Reihe der bayerischen Herzoge von Ruperts Auftreten in Bayern bis auf Thassilo II. nicht nur aus den drey Salzburgischen Dokumenten, sondern auch aus Arnold von Bohburg kennen (mit Ausnahme Theodoalds, den uns die Vita S. Corbiniani giebt); so folgt

Zweytens, daß es in der angegebenen Zeit neben diesen Herzogen unmöglich noch andere gegeben haben sollte, die in andern Theilen des Landes die Herrschaft ausgeübt hätten. Die Möglichkeit der Coexistenz mehrerer Herzoge vor S. Ruperts Ankunft wird damit keineswegs in Abrede gestellt, allein, dieß historisch zu erweisen, fällt beym Mangel der Quellen unmöglich.

H. F. hat die Dokumente, die wir in Bezug auf die Herzogs-Reihe aufgezählt und erläutert, höchst willkührlich und ganz gegen ihre Natur behandelt, indem er von ihnen entweder zu viel forderte, oder sie zu sehr erhob, oder zu tief herabsetzte. Alles dieß ist geschehen, um der Salzburger Tradition die Oberhand zu verschaffen. Was H. F. p. 48 — 54 sagt: „das alte System stehe mit keinem andern Dokumente in Widerspruch," das ließe sich ohne besondere Mühe widerlegen. Es ist zunächst diese eigenthümliche kritische Behandlung, welche H. F. den Dokumenten zugewendet hat, die uns zur Ueberzeugung führt:

1. H. F. Angriff auf das Mabillon-Hansiz'sche System sey nichts weniger als gelungen,
2. das besagte System ruhe der Hauptsache nach auf festem Grunde in Ansehung der bayerischen Herzogs Reihe, da es mit den urkundlichen Auszügen des Congests, der brev. notit. und des Arnolds von Bohburg übereinstimme und selbst dem Necrologium San-Petrense nicht widerspreche.

Noch besser würden wir den Filz'schen Angriff auf das Mabillon-Hansiz'sche System in seiner Nichtigkeit darstellen können, wollten wir uns über den religiösen Zustand Bajuvariens zu Ende des VI., im VII. und VIII. Jahrhundert bis auf Bonifacius verbreiten. Ein durchgehend haltloser Punct im Systeme des H. F. ist das Wormser-Episcopat des heil. Rupert im VII. Decennium des VI. Jahrhunderts (570); denn es ist bekannt, daß die rheinischen Kirchen um vieles älter, als die Kirchen von Salzburg, Regensburg, Freysing seyen, weil Salzburg von einer rheinischen Kirche aus gegründet wurde. Aber die Kirchen von Worms und Speyer können ihre Bischöfe urkundlich nicht höher, als in die Zeiten Dagoberts hinaufführen. Die Beweise siehe bey Löbel in den Act. Theodoro-Palat. T. VII. p. 149 und 153. Auch ist hergestellt, daß die fränkischen Vornehmen — und S. Rupert war ja: ex regali progenia Francorum ortus — Ende des VI. Jahrhunderts noch keine bischöflichen Würden bekleideten. (Siehe von Roth's academische Rede 1830, „vom Einfluße der Geistlichkeit unter den Merowingern" S. 15, Not. 55.)

Schließlich verdienen einige starke, leidenschaftliche Ausdrücke, deren sich H. F. wider seine Gegner bedient, eine Rüge: z. B. p. 48 „wenn ... (die bayerischen Gelehrten) den Gesetzen der Vernunft folgen, und wenn sie, diese verläugnend, dem Hansizischen Systeme sich überlassen" — p. 39 Hansizens Behauptung „kann und muß nur Abscheu und Unwillen erregen." Ebendaselbst findet H. F. das Hansizische System „nicht nur irrig, sondern auch boshaft," und auf derselben Seite der Ausruf: „Welch ein frevelhafter Spott gegen ein hochheiliges Kirchenhaupt" (S. Rupert)!

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

P. Rutilii Lupi de figuris sententiarum et elocutionis libri duo. In usum scholarum explanavit Friedericus Jacob, Director Lubicensis. Lubecae apud bibliopolam de Rohden, 1837. XVI. 56.

Während in den Schriften der uns bekannten griechischen Rhetoren die Beyspiele, welche zur Erklärung der Theorie angeführt werden, fast insgesammt aus den erhaltenen Reden, großentheils des Demosthenes, selten der andern genommen sind, finden wir in obiger lateinischen Bearbeitung eines beschränkten Theiles der Rhetorik, der sogenannten Figurenlehre, die Belege theils aus unbekannten Rednern, wie Charisius, Cleochares, Daphnis, Demochares, Hegesias, Pytheas, Stratocles u. a., theils aus verloren gegangenen Reden bekannter wie des Lysias, Demosthenes, Lycurgus, Dinarchus, geschöpft, und da diese für sich immer einen vollständigen Gedanken bilden, so besitzen wir hierin eine Sammlung schöner, vorzüglich ausgearbeiteter Sentenzen griechischer Redner. Diese Reichhaltigkeit der Beyspiele war es, welche Ruhnken seine (bekanntlich hoch geschätzte) Ausgabe zu besorgen bewogen hatte; dennoch ist dieß nur ein Auszug oder Compendium, welches Rutilius Lupus (zur Zeit des Augustus) aus den vier Büchern seines ältern Zeitgenossen, des Gorgias, wie es scheint, zum Gebrauche der lateinischen Jugend veranstaltete. Wer aus den Schriften des Cicero weis, welchen Werth die Alten auf diese Lumina orationis gelegt haben, und wie in dem Unterrichte in der Rhetorik diese Lehre einen integrirenden Theil bildete, wird nicht so verächtlich wie Ruhnken, auf die Sache selbst sehen. Der neue Herausgeber versucht es gerade zu, den alten Gebrauch wieder einzuführen und die Brauchbarkeit des Rutilius als Hülfsbuch zur Auffindung und Darstellung eigener Gedanken hervorzuheben; die Schüler der obern Classen der Gymnasien werden angehalten, ähnliche Gedanken und Sätze aufzufinden und sie in dieselbe Form zu kleiden, in welcher sie bey Rutilius erscheinen; erst wenn sie in dieser Methode gehörig geübt sind, wird zur Bearbeitung eines besonderen Thema geschritten, während der gewöhnliche Uebergang von dem Uebersetzen in das lateinische zur Bearbeitung eines eigenen Stoffes in dieser Sprache viel zu schwierig erscheint, und gewöhnlich nur Worte, selten aber Gedanken in richtiger Folge hervorbringt. Dieß Verfahren können wir nur billigen; doch bedarf es dazu nicht gerade des Rutilius; dieselben Dienste und für den ersten Anfang gewiß noch besser leistet das vierte Buch des Auctor ad Herennium.

Diese Rücksicht auf die Schule war für die Constitution des Textes nicht ohne Folge; der Herausgeber mußte bey jeder verderbten Stelle — und ihre Zahl ist nicht gering — immer etwas dem Gedanken Entsprechendes und Verständliches, wenn auch die Richtigkeit der Worte nicht zu verbürgen war, setzen; die genaue Angabe der Varianten — auch das neue von C. Schöpfer aufgefundene kleine Fragment ist benutzt — gestattet jedoch dem Leser die Prüfung jeder Aenderung und kann bey manchem die Veranlassung geben, das Richtige zu fin-

den. Viel trägt dazu bey, den geeigneten Ausdruck des Originals sich zu vergegenwärtigen, überhaupt lohnte es sich der Mühe, diesen schönen Gedanken auch wieder ihre schöne Sprache, aus der sie übertragen sind, zu leihen; aber nur dann, wenn man mit den attischen Rednern sehr vertraut ist, wird man sich mit der Hoffnung etwas Erträgliches oder Genügendes zu leisten, schmeicheln dürfen. H. Dir. Jakob hat sein kritisches Talent auch hier dargelegt; wie sehr man aber Grund hat, oft abweichender Meynung zu seyn, mag ein Beyspiel darthun; wir wählen II. 19.

AETIOLOGIA. Hoc schema efficitur ratione brevi et sententiosa, ita ut quod dubium est visum, ad certam fidem adduci videatur. Quod vobis, Athenienses, in suadendo assentiuntur, vos fallere possunt. Nam dictum ad voluntatem auditoris obscurat veritatem quaestione utilitatis. Sed ab iis qui suadent, quod vobis non jucundum est, decipi non potestis. Non enim sententias vestras valent commutare, nisi vobis evidens bonum sui consilii patefecerint.

Die Leseart der Handschriften ist obscuratum erat quaestione, woraus R. Stephanus mit richtigem Gefühle des erforderlichen Gedankens obscurat omnem utilitatis inquisitionem machte; Ruhnken legt mit seltenem Mißgriffe in jene Worte die Bedeutung: nam assentatio latebat sub quaestione utilitatis. Was Hr. Jacob schreibt: obscurat veritatem, giebt zwar dem Gedanken die erforderliche Allgemeinheit, wornach nur das Präsens stehen kann, setzt aber jener veritas die quaestio utilitatis entgegen, welche doch wie die folgenden Worte evidens bonum lehren, den Zweck des Sprechenden bilden; das Richtige ist obscurat quaestionem utilitatis. Es gehört dieser Gedanke zu den

wenigen bey Rutilius, von welchen wir das Original selbst nachzuweisen im Stande sind; es sind Worte eines Redners, welcher sonst nie bey unserem Autor erwähnt ist, des Isokrates aus der Rede über den Frieden §. 10.; wir geben die Stelle im Zusammenhange sowohl zur Berichtigung mancher Bemerkungen der Herausgeber, als auch um die Art des Uebersetzens der Alten betrachten zu können:

καίτοι προσῆκεν ὑμᾶς ὑπὲρ ὧν ἡβούλεσθε ζητεῖν τὸ τῇ πόλει συμφέρον, μᾶλλον τοῖς ἐναντιουμένοις ταῖς ὑμετέραις γνώμαις προσέχειν τὸν νοῦν ἢ τοῖς καταχαριζομένοις, εἰδότας ὅτι τῶν ἐνθάδε παρόντων οἱ μὲν ἃ βούλεσθε λέγοντες, ῥᾳδίως ἐξαπατᾶν δύνανται· τὸ γὰρ πρὸς χάριν ῥηθὲν ἐπισκοτεῖ τῷ καθορᾶν ὑμᾶς τὸ βέλτιστον, ὑπὸ δὲ τῶν μὴ πρὸς ἡδονὴν συμβουλευόντων οὐδὲν ἂν πάθοιτε τοιοῦτον· οὐ γὰρ ἔστιν ὅπως ἂν μεταπεῖσαι δυνηθεῖεν ὑμᾶς, μὴ φανερὸν τὸ συμφέρον ποιήσαντες.

Man könnte hier die Vermuthung aufstellen, daß nicht nur der Name des Redners, welcher unentbehrlich ist, sondern auch anderes noch ausgefallen, und der Gedanke in seiner Vollständigkeit, wie wir ihn bey Isokrates lesen, lateinisch übertragen war.

Leibnitz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

(Fortsetzung.)

Er geht dabey zuvörderst von dem Zeitpuncte, da Leibnitz, nach übereinstimmenden Berichten, die Universität seiner Vaterstadt Leipzig bezog, nämlich im Frühjahre 1661, und dem auf dem Titel der Dissertation angegebenen Tage ihrer Erscheinung, den 30. May 1663, als den festen

Puncten für seine Untersuchung aus, und knüpft daran die Fragen: welche Lehrer in der Philosophie und Mathematik und den übrigen damit in Verbindung stehenden Wissenschaften derselbe während des hier abgesteckten Zeitraumes gehört habe; wie weit der Complex der Einflüsse und Bedingungen gehe, welche die Schrift de principio individui in ihrer Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit, wodurch sie mehr oder weniger zu allen späteren Leistungen in einem gewissen Gegensatze sich verhält, hervorbringen halfen, und bis zu welchem Grade sich das historisch darüber bis jetzt Ermittelte in der innern Beschaffenheit der Schrift selbst nachweisen lasse, und uns ihr Verständniß erleichtere.

Da nun aus den Quellen und sämmtlichen daraus geflossenen Biographien Leibnitzens sich die Thatsache ergibt, daß Leibnitz überhaupt auf zwey Universitäten, nämlich zu Leipzig und zu Jena, Vorlesungen gehört, und beyde Universitäten auf seine wissenschaftliche Bildung die reichhaltigste Wirkung geäussert, jedoch eine Wirkung, die in gewissen wesentlichen Stücken nothwendig eine sich entgegengesetzte war, und da dem zu Folge der junge Leibnitz die Aufgabe hatte, diese hervortretenden inneren Gegensätze in seinem Geiste auszugleichen, so entsteht zunächst die Frage: Wann trat diese für die Geschichte seiner Bildung, wie für die richtige Unterscheidung und Würdigung seiner ersten Schriften so wichtige Epoche ein: vor der Abfassung der Schrift de principio individui, oder nach derselben? und wieder: wann hat Leibnitz diese seine Abhandlung geschrieben: vor seinem Abgange nach der Universität Jena, oder vielmehr erst nach seiner Rückkehr von dort in seine Vaterstadt, d. h. trafen Leibnitzens Aufenthalt und Bildung in Jena in den Zeitraum vor oder nach dem Frühling des Jahres 1663. Bey der sich hieran anknüpfenden Untersuchung sind die beyden Hauptbedenken, fürs erste, daß, wenn Leibnitz, wie bisher allgemein angenommen worden, diese Abhandlung erst nach seiner Rückkehr von Jena geschrieben hat, es nothwendig auffallen muß, daß keiner der Jenaer Professoren, namentlich Erhard Weigel, darin genannt, ja auch nur von ferne angedeutet ist, während doch gerade Weigel auf Leibnitz eine höchst bedeutende und eigenthümliche Wirksamkeit geübt hat; und fürs zweyte, daß diese Dissertation in einem unverkennbaren Gegensatze zu denjenigen späteren Schriften Leibnitzens steht, welche er ebenfalls noch als Hochschüler (zwischen den Jahren 1664 und 1666) geschrieben hat, indem diese schon eine entschiedene Erhebung über die scholastische Philosophie beurkunden, während sich jene erste Abhandlung noch ganz innerhalb des Gebietes der Scholastik bewegt. Zu diesen Bedenken gesellt sich aber noch überdieß der Widerspruch zwischen den Angaben Eckharts (in dessen Lebenslauf Leibnitzens) und denen der Acta Eruditorum in Bezug auf den Aufenthalt und die Studien Leibnitzens in Jena und über gewisse andere Lebensumstände, welche mit dieser Angelegenheit zusammenhingen, ein Widerspruch, der seine Lösung und Entscheidung zu Gunsten der letzteren Quelle durch den Opp. IV, I. 19 — 20. befindlichen Brief, den Leibnitz als Student aus Jena an seinen Lehrer Jakob Thomasius nach Leipzig d. d. 2. Sept. 1663 geschrieben hat, findet, und woraus also mit voller Bestimmtheit hervorgeht, daß Leibnitz zu allererst nach dem 30. May 1663, also nach gehaltener Disputation de principio individui seine Vaterstadt verlassen, daß er nämlich damals nach Braunschweig zu seinem Oheim und alsdann nach Jena sich begeben, wo er den Sommer zu seiner Bildung benutzte.

An diese erste Untersuchung schließt sich sodann (S. 36) die weitere Frage: welche Deutung dieser Schrift in Ansehung ihres Gegenstandes, Princips und der Methode, in einer genetischen Betrachtung der gesammten Leibnitzischen Philosophie gege-

ben werden könne. Das Resultat dieser Erörterung ist (S. 44) dieses, daß auf die Aufgabe an sich selbst, auf die Frage über das Princip der Individualität, kein besonderes Gewicht zu legen sey, dahingegen der Geist der Dialektik, welcher, von dem besonderen Gegenstande abgesehen, in dieser Schrift walte, nämlich der Nominalismus, seinem geschichtlichen und dem innern Begriffe nach, hervorzuheben sey. Denn man sehe den nämlichen Geist durch alle Phasen der Entwicklung der Leibnitzischen Philosophie, als einen charakteristischen Typus wiederkehren. So isolirt daher diese Dissertation (S. 38) in Bezug auf spätere, reifere Produktionen dieses großen Geistes sich darstelle, so werde doch durch die Beschaffenheit dieser ersten Jugendleistung Leibnitzens Philosophie von einem neuen Gesichtspuncte aufgeschlossen. Denn es sey von nicht geringer Bedeutung, daß Leibnitz, dessen welthistorische Stellung in den wichtigsten Bezügen als eine vermittelnde sich bekunde, schon hier, da er noch Scholastiker gewesen, für den Nominalismus oder, im modernen Sinne des Worts, für den Realismus sich entschieden. Darin zeige er sich als den Beweger der Geschichte, daß er, noch wie durch Instinkt, des Princips sich bemächtigt habe, wodurch der zur Zeit noch fortdauernde Kampf der Ansichten und Interessen zu Gunsten des Fortschrittes des menschlichen Geistes zuletzt entschieden werde. Der Herausgeber weist sodann (S. 40 ff.) zum Belege, wie tief der Nominalismus in Leibnitz Wurzel gefaßt, auf die Lobrede hin, welche derselbe mehrere Jahre später in der Abhandlung de stylo philosophico, mit besonderer Beziehung auf Physik, dem Nominalismus gehalten. Was dort in Klarheit als eine freye Reflexion sich ausspreche, die nämliche Tendenz habe sich in der Dissertation de principio individui in konkreten Formeln und Bestimmungen einen Ausdruck gegeben.

Hier wird nämlich gefragt (§. 2.), welches das reale oder physische Princip in endlichen geschaffenen Substanzen sey, wodurch diese von dem Verstande als individuirte, numerisch verschiedene Wesen (entia) gedacht werde. Die kategorische Antwort Leibnitzens hierauf ist (§. 4.), jedes Individuum individuire sich durch die Totalität seiner Natur, seines Begriffes: pono igitur: omne individuum sua tóta Entitate individuatur. Hier sey allerdings, bemerkt der Herausgeber (S. 44), eine Verwechselung der verschiedenen Kategorien der Quantität und Qualität, keine von beyden sey in Frage und Antwort rein gedacht, wenigstens werde in der Antwort die Quantität, worauf es eigentlich ankomme, im Grunde schon vorausgesetzt. Diesen dialektischen Fehler übergehend und die jener Bestimmung zu Grunde liegende konkrete und unmittelbare Auffassung der Natur berücksichtigend, sey zu bekennen, daß, für jene Zeit, in Leibnitzens nominalistischer Entscheidung etwas Großes liege, nämlich die Anerkennung der Selbstständigkeit und Gesetzmäßigkeit der Natur der Dinge gegenüber der Reflexion endlicher Geister. Es sey aber überdieß dieser Gedanke von Leibnitz ausdrücklich (§. 25.) ausgesprochen. Die Skotisten nämlich setzten in ihrer Haecceitas eine Relation der Dinge zu dem Verstande. Leibnitz verwerfe sie aber. In den göttlichen Verstand könne keine Relation fallen, nach dem Grundsatze: non cadit in Deum accidens. „Sed si omnis intellectus creatus tolleretur, illa relatio periret, et tamen res individuarentur, ergo tunc se ipsis.“ Eine weitere Folge dieses Principes, vielleicht nur ein modificirter Ausdruck desselben sey die Bestimmung: das Princip der Individualität, d. h. hier den Begriff des Dinges in seiner Totalität, als ein Positives zu setzen, in sich selbst nach seinen inneren Bestimmungen Beschlossenes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, Philosophiae Doctor, in Lyceo Hannoverano Conrector, Societatis Litter. Teutonicae sodalis. Editio altera auctior et emendatior. Jenae typis et sumtibus Friderici Frommann. 1835. 8. XVIII. und 478 Seit.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae. Kritisch berichtigt und erläutert von Reinhold Klotz. Leipzig bey C. B. Schwickert. 1835. 8. XX. und 635 S.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis. Ad codd. Mss. recens collatorum editionumque veterum fidem denuo recognovit, aliorum ineditam suamque annotationem, excursus et indices adjecit Georgius Henricus Moser, Ph. Dr. Gymn. Ulm. Rector et Prof. tres tomi. Hannoverae in bibliopolio aulico Hahniano. 1836. 8. T. I. XXVIII. und 612 S. T. II, 478 S. T. III. 437 S.

Das uns in den drey genannten Ausgaben dargebotene philosophische Werk des vielseitigen Römers gehört zu denen, welche dadurch, daß sie die wichtigsten und zugleich mehr der praktischen Seite der Philosophie angehörigen Gegenstände behandeln, vor andern vielfach gelesen und deßhalb auch bearbeitet worden sind. Ist nun dieses viel allgemeinere Interesse, das natürlicher Weise das mehr Praktische und Populäre vor den in die schwierigeren Theile der Wissenschaft zurückgehenden Untersuchungen voraus zu haben pflegt, ein sich von selbst aufdringender Grund der größeren Verbreitung dieser Schriften, so ist ein anderer wohl in der Persönlichkeit des Schriftstellers selbst zu suchen, der als Staatsmann und Redner von vornherein schon in solchen die wichtigsten Fragen des Lebens berührenden Untersuchungen ein Vertrauen zu erwecken im Stande ist, das für andere Gegenstände der Philosophie ebendaraus minder hervorgehen kann. Denn die Redekunst, auf die doch eigentlich alle Studien Ciceros und auch seine philosophische Bildung ursprünglich abzweckten, ist durchaus eine populäre Kunst, und hat, wie vorzüglich Aristoteles in seiner Rhetorik darzuthun sucht, keineswegs die Aufgabe, in irgend ein besonderes Gebiet des Wissens vollkommen einzudringen, sondern vielmehr die Schätze allgemeiner Lebenserfahrung und vorzüglich der Staatswissenschaft zu benutzen, um daraus die Sätze und Prämissen zu entnehmen, durch deren kunstgeübte Anwendung und Verbindung wir die beabsichtigte Ueberzeugung bey den Zuhörern hervorzubringen vermögen.

Sehen wir nun gleichwohl Cicero sich auch nicht wenig mit den dialektischen Untersuchungen der neuern Akademie beschäftigen, so erkennt er hierin, wie er selbst an mehreren Orten gesteht, die Wichtigkeit dieser Disciplin für die eigentlich formale

Seite der Rhetorik an, indem diese vorzüglich geschickt macht, dadurch, daß jede Sache ab utraque parte betrachtet wird, das Wahrscheinliche zu erkennen; denn eben darin treffen die Rhetorik und die akademische Philosophie, freylich aus verschiedenen Gründen, zusammen, daß beyde nicht auf das Wahre, sondern eben nur auf das Wahrscheinliche ausgehen. Für die Rhetorik läßt sich die Wichtigkeit dieses Grundsatzes wohl nicht leicht verkennen. In wiefern aber derselbe auch für die Philosophie gelten könnne, diese Frage würde, als eine zu ausführliche Untersuchung verlangend, hier jedenfalls zu weit abliegen. So viel scheint gewiß, daß er für die ganze Art und Methode des Philosophirens, die Cicero befolgt, mag man nun Mängel oder Vorzüge darin erkennen, von größter Bedeutung ist, und für einen Bearbeiter solcher philosophischer Schriften läge wohl darin Aufforderung genug, eine Kritik dieses Grundsatzes zu versuchen, worin eine der Philologie und philologischer Behandlung eines Autors fremde Aufgabe erblicken zu wollen, gewiß unrichtig wäre. Ueberhaupt glauben wir, läge einem Herausgeber philosophischer Werke, der mehr als einen möglichst berichtigten Text zu liefern vorhat und eine umfassendere Bearbeitung seines Schriftstellers beabsichtigt, ob, auch die philosophische Benutzung desselben im Auge zu haben und dieselbe gewissermassen als eine Monographie für die Geschichte der Philosophie zu betrachten, wodurch größeren Werken auf diesem Gebiete bestens vorgearbeitet würde. Cicero, dessen Wichtigkeit für die Kenntniß solcher Systeme, die uns in den Originalschriften verloren gegangen sind, nicht zu verkennen ist, und dessen Darstellung sich vor den sonstigen Compilationen der Griechen, die sich erhalten haben, höchst vortheilhaft auszeichnet, würde gleichwohl das kritische Talent und die Combinationsgabe eines Herausgebers würdig genug beschäftigen, da wir aus Darstellungen, die solchen Werken entnommen sind, die wir selbst noch besitzen oder wenigstens in lauterern Quellen erhalten haben, ersehen können, wie er manchmal etwas ungründlich zu verfahren pflegte. Hier gäbe es ohne Zweifel Stoff genug zu Erläuterungen und Berichtigungen.

Ob und in welchem Grade wir nun die drey vorliegenden Ausgaben nach diesem Maaßstabe beurtheilen können, werden wir nunmehr zu zeigen versuchen.

Hr. Kühners Ausgabe erscheint hier in der zweyten Bearbeitung, im Wesentlichen den Plan der ersten nicht verlassend, sondern nur in vermehrter und verbesserter Gestalt. Da Hr. K. keine eigenen Hülfsmittel zur Constituirung des Textes besaß, so gibt er, wie in der ersten Auflage einen Abdruck der Wolfischen, so hier in der zweyten der Orellischen Recension. Jedoch unterließ er keineswegs, die Varianten nach dem Orellischen Apparat durchgängig einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, wovon die Folge war, daß sein Urtheil öfter von dem was Or. in den Text nahm, abwich; dadurch ist denn natürlich auch zwischen seinem Text und dem Commentare eine Ungleichheit entstanden, die schon der Rec. in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft gerügt hat, und die allerdings auf den ersten Anblick etwas befremdet, wenn man z. B. in den Noten mit Entschiedenheit etwas, auch urkundlich nicht besser Empfohlenes, zurückgewiesen findet und es dennoch in dem Texte lesen muß; gewiß aber wird es jedem recht entschuldigungswürdig erscheinen, wenn er es, wie wir, als Folge einer Hr. K. durchaus eigenen Bescheidenheit annimmt, die gewissen höchst anspruchsvollen Arbeiten gegenüber um so wohlthuender uns berührt, als in vielen Fällen Hr. K. wirklich das Wahre gesehen zu haben scheint.

Der Commentar selbst enthält außer der Prüfung der Lesarten, Erläuterungen des Sprachgebrauches theils im Allgemeinen, theils insbesondere

der philosophischen Ausdrucksweise Ciceros, ferner des Gedankens einzelner Stellen und ihres Zusammenhangs, mit den nöthigen historisch-philosophischen Nachweisungen und ist in beyder Hinsicht ziemlich reichhaltig und im Ganzen durchaus befriedigend.

Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Prolegomena, die vorzüglich zur philosophischen Erläuterung dieser Schrift bestimmt sind, und folgende Abschnitte enthalten:

I. De universa philosophia apud Romanos.
II. De Cicerone ejusque universa philosophia.
III. De Ciceronis philosophia morali.
IV. De Tusculanis Disputationibus.
V. De fontibus, quibus Cicero usus est in Tusculanis.
VI. De proprio Ciceronis philosophandi genere.
VII. De disputandi genere, quo Cicero usus est in Tusculanis.
VIII. De pretio, quod statuendum est Tusculanis.
IX. De critica Tusculanarum.

Daran schließt sich ein Conspectus von jedem einzelnen Buche.

Man kann aus den Ueberschriften selbst leicht den Gang der Untersuchungen abnehmen, die denn im Ganzen recht gründlich und klar durchgeführt sind und gewiß im Allgemeinen den Leser auf den richtigen Standpunct stellen, den philosophischen Gehalt dieser Bücher zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Leibnitz's Dissertation de principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit u. Comp. 1837. gr. 8. 86 S.

(Schluß.)

Die Voraussetzung jeder Negation, argumentire Leibnitz, sey selbst ein Positives. Es seyen, dieß sind des Herausgebers Worte Seite 45, Ahndungen schlummernder Genialität. Das Schlechte in diesen Argumentationen rühre von dem Haften an dem starren Ens der scholastischen Metaphysik und dessen gegebenen fixirten Bestimmungen her, was die Ursache der meisten Irrsale auf dem Boden jener Spekulation sey. Klar und übersichtlich, wie Leibnitzens Abhandlung gehalten sey, werde sie übrigens überhaupt mehr für einen willkommenen Beytrag zur nähern Kenntniß der Geschichte der scholastischen Philosophie anzusehen seyn, als daß sie eines weitläufigen Commentars bedürfte, welcher zu bald in die allgemeine Geschichte dieser Philosophie selbst hinüberführen würde.

Nachdem der Herausgeber mit diesen und einigen anderen Bemerkungen den Inhalt und die Tendenz der Dissertation im Allgemeinen zu charakterisiren gesucht hat, bespricht er S. 50 ff. in Kürze auch noch die ihr angehängten Corollarien, berichtet sodann das Nähere über das Vorkommen des auf der königl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Exemplares dieser Dissertation, *) und fügt schließlich S. 56 — 60 als eine Art von Ergänzung der historischen Einleitung des Thomasius, welche er weniger wegen ihres wissenschaftlichen Gehaltes, als der darin enthaltenen persönlichen Beziehungen auf Leibnitz habe mitabdrucken lassen, einige kurze Noti-

*) Sie ist in Quart gedruckt und mit noch acht akademischen Dissertationen zusammengebunden, welche sämmtlich zur Familie Leibnitz einen Bezug haben, und worunter sich auch die beyden juristischen Abhandlungen unseres Leibnitz befinden, das Specimen quaestionum philosophicarum ex jure collectarum, sammt den noch ungedruckten drey Corollarien, und der zweyte und selbstständige Theil seiner juristischen Abhandlung: De conditionibus, welcher nachher, mit der ersten in Ein Ganzes zusammengeschmolzen, in die Specimina juris aufgenommen worden.

zen über das Leben und die Schriften der von Leibnitz benutzten Schriftsteller bey.

So weit die kritische Einleitung, welche Hr. Dr. Guhrauer der Leibnitzischen Dissertation vorausgeschickt hat, die aber leider, wie auch das Uebrige, voll der unverzeihlichsten und, mit Ausnahme zweyer, auch nicht einmal verzeichneter Druckfehler ist. So findet sich z. B. gleich in der Vorrede des Thomasius S. 62, Z. 10 eine Lücke, in der nicht weniger als sieben Worte ausgelassen sind, nämlich nach quas die Worte: in hanc cathedram eduximus, theses metaphysicae: quae etc. Was aber den Inhalt der Dissertation de principio individui selbst betrifft, über den wir oben lediglich des Herausgebers Bemerkungen wiedergegeben, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, Hr. Dr. Guhrauer möchte demselben eine größere Aufmerksamkeit und ausführlichere Darstellung geschenkt haben, da doch Leibnitz, selbst in seinen späteren Jahren noch unter denjenigen speculativen Fragen, „worüber die tieferen Scholastiker Ansehnliches gedacht und geschrieben hätten," das Princip der Individualität ausdrücklich angeführt und anderwärts bekannt hat, daß es ihn niemals gereut habe, sich mit dieser scholastischen Frage schon in seiner Jugend beschäftigt zu haben. Namentlich aber wäre es verdienstlich gewesen, wenn zugleich gezeigt worden wäre, welche Entwicklung dieses Princip in der späteren Periode der selbständigen Gestaltung der Leibnitzischen Philosophie gefunden, und wie sich überhaupt die Leibnitzischen Bestimmungen dieses Principes zu dem gegenwärtigen Standpuncte der Spekulation verhalten. Eine solche specielle historisch-kritische Darstellung und Entwickelung des Principes der Individuation wäre gewiß höchst interessant und belehrend, vorausgesetzt, daß sie nicht bloß in der bekannten Manier unternommen würde, die Alles und Jedes nur unter die abstrakten Begriffs-Bestimmungen der immanenten Dialektik subsumirt. Und es wäre eine solche Untersuchung um so zeitgemäßer, als es nicht an vielfachen Parallelen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart gerade in dieser Beziehung fehlen würde. Denn auch jetzt noch herrscht gewissermassen der alte Gegensatz des Nominalismus und Realismus, wenn auch in anderem und gesteigertem Sinne, und ist durch Hegel einer neuen Krisis nahe gebracht worden. Und nicht minder ist das Individuelle und die Frage nach seiner spekulativen Bedeutung von Neuem Gegenstand, ja einer der Hauptpuncte der Spekulation geworden, besonders seit der Begriff der Persönlichkeit wieder in den philosophischen Vordergrund getreten, und sich hieran die höchsten Fragen, unter anderen auch die der Unsterblichkeit, mit dem lebhaftesten Interesse geknüpft haben. Wie viel Unklares aber noch in diesen wichtigen und entscheidenden Begriffen enthalten, wie sehr sie noch der Erörterung und tieferen Begründung bedürfen, ist wohl nicht erst nöthig zu bemerken. Und so wird denn auch hier eine geschichtliche Orientirung von großem Nutzen und Belange seyn, und deßhalb insbesondere Leibnitz die sorgfältigste Würdigung als derjenige verdienen, dessen ganzes System, wie schon Jakobi *) bemerkt hat, vom Begriffe der Individualität ausgeht und darauf zurückkehrt.

H. Beckers.

*) Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelsohn. Neue verm. Ausg. 1789. Beyl. VI. Womit zu vergleichen Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur. Zweyte Aufl. 1803. S. 38, und Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. B. III. S. 449.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Im ersten Abschnitte wird gleichsam als die erste Anmuthung, welche die Philosophie an die Römer machte, jene von den Athenienſern an dieſelben geſchickte, aus drey berühmten Philoſophen, dem Akademiker Carneades, dem Peripatetiker Critolaus und dem Stoiker Diogenes beſtehende Geſandtſchaft bezeichnet. Dieſem fremden Einfluße jedoch trat der altrömiſche Sinn des M. Porcius Cato entgegen, von dem Cicero berichtet, daß er noch in hohem Alter ein studiosus in griechiſcher Bildung, vorzüglich rhetoriſcher, geworden ſey. Erſt mit dem Verfall der römiſchen Verfaſſung konnte die griechiſche Wiſſenſchaft beſſern Eingang finden, und hier war es vorzüglich die Stoiſche und Epikuriſche Lehre, welche die Römer zu feſſeln vermochte. In dem Puncte kann jedoch Ref. nicht mit dem Hrn. Verfaſſer übereinſtimmen, wenn er, als Urſache hievon annimmt, daß der römiſche Charakter überhaupt entweder zu einer finſtern Strenge oder zu einer keine Grenze kennenden Ueppigkeit auch im Leben ſich hinneigte. Iſt aber damit zugleich der Charakter jener beyden Syſteme bezeichnet, ſo leuchtet von ſelbſt ein, daß, da ja auch in Griechenland dieſe jetzt bey weitem die vorherrſchenden waren, im Verlauf der Philoſophie ſelbſt die wahre Urſache zu ſuchen ſeyn muß, zu der jene nur als ein untergeordnetes Moment hinzutreten mußte. Denn in Wahrheit war ja außer dieſen zwey Schulen nur noch eine dritte gewiſſermaſſen ſkeptiſche oder dialektiſche, die der Neu-Akademiker, im Leben, welche zwar aus der beſſern ältern Philoſophie ein Princip jedoch nur einſeitig feſthielt, und nur etwa für die Bildung im Reden einen mehr allgemeinen Einfluß erlangen konnte. Die letzten alterthümlichen Syſteme in ihrer durchgebildeten Vollendung, von denen das großartigſte, das Platoniſche, mit einer wirklichen Ahnung und Vorbedeutung einer neuen durch andere Grundpfeiler geſicherten Wiſſenſchaft geſchloſſen hatte, konnten der Welt, die nur mit einer großen Frage, — die auch wirklich die größte in der Philoſophie iſt, und die gerade jene beyden Syſteme in der größten Schärfe und Entſchiedenheit ausſprachen, — beſchäftigt war, darum nicht mehr eine beſtimmtere Anhänglichkeit abgewinnen, weil ſie allerdings in dieſer Frage einen weniger ſichern Beſcheid wußte, und in ihrer ganzen Organiſation durchaus eine ungetrübte wiſſenſchaftliche Strebſamkeit, zu der die Welt damals kaum die geiſtige Freyheit finden konnte, erforderte.

Im zweyten Abſchnitte werden zunächſt aus Cicero ſelbſt, und vorzüglich aus der Einleitung zu

dem ersten Buche der Tuskulanen die äußern Gründe angegeben, die ihn zur Philosophie und zur Abfassung philosophischer Schriften bestimmten und sodann sein Wirken in derselben etwas charakterisirt. Dieser Punct, nämlich die Beurtheilung seines Eklekticismus, den er selbst im vierten Bande der Tusk. kurz so bestimmt: nos institutum tenebimus, nullíusque (v. nullísque) unius disciplinae legibus adstricti, quibus in philosophia necessario pareamus, quid sit in quaque re maxime probabile, semper requiremus — gehört gewiß nicht zu den leichtesten, will man anders zwischen zu hoher und zu geringer Schätzung die Wahrheit finden. Vielleicht würden wir am besten thun, hier auf die in diesen Blättern angezeigte Schrift von Van Heusde: M. Tullius Cicero φιλοπλάτων etc., so wie auf die Anzeige selbst, zu verweisen, wollen aber doch noch bemerken, daß Hr. K. Ansicht, Cicero hätte gewiß, wären theils die Römer, theils er selbst genug gebildet gewesen, um in den innersten Sinn der Platonischen Philosophie einzudringen, diese vollständig adoptirt und in lateinischer Sprache den Römern vorgelegt, schon durch das zum ersten Abschnitte Gesagte einigermassen berichtigt werden muß. Denn so gewiß wir auch in der Platonischen Philosophie eine höhere Stufe der philosophischen Bildung nicht verkennen können, so gewiß hatte doch auch die Philosophie selbst in ihrem Fortschreiten von diesem Systeme zum Stoicismus und Epicureismus einen wirklichen Fortschritt zu ihrem Ziele gemacht.

Im dritten Abschnitte rückt der Hr. Verf. unserm Werke näher, indem er die ethische oder Moral-Philosophie als den Theil bezeichnet, welcher der Hand Ciceros am meisten zu verdanken gehabt, worauf sein Verhältniß hierin zur neuern Akademie und zur Stoa bestimmt wird, und kurz die Umrisse der stoischen Lehre zur Sprache kommen. Von den zwey Arten der Bearbeitung dieses Theils der Philosophie, der einen, die als δογματικὴ oder θεωρητικὴ, der andern, die als παραινετικὴ bezeichnet wird, werden die Tusculanen der letztern zugewiesen, indem ersterer nur die Bücher de finibus bonorum et malorum anheimfallen. Gewünscht hätten wir, daß Hr. K. die veteres, denen er die Theilung der Philosophie in drey Theile vindicirt hat, näher bestimmt hätte, damit man nicht mit andern und namentlich Ritter in der Geschichte der alten Philosophie auch Platon darunter verstehe. Dieß widerspricht seiner ganzen Auffassungsweise der Philosophie, so weit wir sie aus seinen Schriften kennen, die durchaus die Philosophie gerade in ihrer Einheit begreift, und geht aus den von Ritter angeführten Gründen auch gar nicht nothwendig hervor.

Im vierten Abschnitte wird zunächst die Zeit der Abfassung und Vollendung der Tuskulanen auf das Jahr 46 — 45 vor Christus bestimmt, und sodann recht gut der Zusammenhang der einzelnen Untersuchungen: von der Verachtung des Todes, der Ertragung des Schmerzes, der Bekämpfung aller Gemüthsaffectionen (in zwey Büchern) und zuletzt der zu einem glücklichen Leben sich selbst genügenden Tugend, in eben diesem letzten Puncte dargestellt. Vielleicht wäre noch zu bemerken gewesen, daß das erste Buch einem großen Theil seines Inhaltes nach, indem es von dem Wesen und der Unsterblichkeit der Seele handelt, jener oben genannten Eintheilung gemäß zwar in die Physik gehörte, in der eigentlichen Abzweckung aber, nämlich die Furcht vor dem Tode dadurch zu beseitigen, allerdings dem ethischen Theile zufällt.

Der fünfte Abschnitt giebt die Quellen an, aus denen Cicero in den einzelnen Büchern schöpfte, so jedoch, daß er nie ganz abhängig von seinem Originale gewesen und daß man immer eine höchst kunstreiche Benutzung der griechischen Schriftsteller bey ihm wahrnehmen könne, die sich wirklich bis zu einem freyen Reproduciren erhebe. Letzteres dürfte vielleicht nicht durchgängig der Fall seyn, in-

dem es nicht unwahrscheinlich ist, daß er öfter, als Hr. K. anzunehmen scheint, mehr übersetzt als nachgebildet habe, und namentlich in dem ersten Buche der Tuskulanen die kunstreiche Verarbeitung des Stoffes an einigen Stellen weniger glänzend hervorzutreten scheint, was freylich wohl auf Rechnung der besonderen Schnelligkeit, mit der diese Bücher abgefaßt sind, zu stellen ist.

Im sechsten Abschnitte, der von der philosophischen Methode Ciceros handelt, wird diese von dem Hrn. Verfasser erklärt als im Wesentlichen mit der Sokratischen übereinstimmend und an diese sich enge anschließend. Diese Ansicht kann Ref. auf keine Weise theilen. Wir denken, der Hr. Verf. wird uns zugeben, daß, wenn man von Sokratischer Methode spricht, man doch vornehmlich die sich zu denken habe, welche wir aus den Platonischen Dialogen, und unter diesen vornehmlich aus denjenigen kennen lernen, welche wir vorzugsweise Sokratische nennen. Diese scheint uns aber gerade im Wesentlichen von der verschieden zu seyn, die Cicero am natürlichsten und geläufigsten ist, und wirklich in den meisten Fällen dünkt uns die Annäherung dieser an erstere eine nur mehr äußerliche und erzwungene zu seyn. Und wenn Cicero selbst auch gerne darauf Anspruch machte, in Sokratischer Weise zu philosophiren, so wollen wir doch nicht ungerecht seyn, und ihn nach diesem Maaßstabe beurtheilen, der ihn nicht selten tiefer stellen würde, als wenn man auch noch eine andere, seiner ganzen Denkweise und Bildung angemessenere Art ihm zugiebt, in der er gewiß einen höheren Rang einehmen wird. Läßt er sich jemals eigentlicher in die dialogische Form ein, wie wir dieß im ersten Buche der Tuskulanen von vorn herein sehen, so hat er gewiß einen recht maulfaulen Unterredner sich gewählt, der ihm mit dem Ausdrucke heraushilft: Sed nihil te interpellabo, continentem orationem audire malo, und mit der Einwendung Cicero's: Quid! si te rogavero aliquid, non respondebis? hat es so viel nicht auf sich. Ja an einer andern Stelle, im IV. Bd. 4ten und 5ten Capitel nimmt er gar keinen Anstand, die Verfahrungsweise, die ihm am meisten zusagt, zwar nicht im Gegensatz mit der Sokratischen, sondern mit den Definitionen der Stoiker, gerade mit dem Ausdrucke zu bezeichnen, welcher in dem Platonischen Protagoras gegenüber der Sokratischen Kürze, die rednerisch-sophistische Weitschweifigkeit, mit welcher der Abderite so gerne einher segelt, höchst anmuthig darstellt. In der angeführten Stelle sagt M. Utrum igitur mavis? statimne nos vela facere, an quasi e portu egredientes paululum remigare? und wiederum, nachdem er dem A., der den Ausdruck nicht versteht, die Erklärung gegeben: quaerebam igitur, utrum panderem vela orationis statim, an eam ante paululum dialecticorum remis propellerem. Und nachdem er, dem Verlangen des A. entsprechend, der beydes vereinigt wünscht, in dem ersten Stücke Genüge geleistet, geht er im 14ten Capitel nun zu dem andern über, mit den Worten: habes ea, quae de perturbationibus enucleate disputant Stoici; quae logica appellant, quia disseruntur subtilius. Ex quibus quoniam tanquam e scruposis (scrupulosis K. und Kl.) cotibus enavigavit oratio, reliquae disputationis cursum teneamus: worauf recht ungeduldig der A.: nunc vela quae modo dicebas exspectamus et cursum. Damit vergleiche man nun die Stelle im Protagoras, wo Hippias, da Protagoras und Sokrates sich nicht über die zu befolgende Methode vereinigen können, als Vermittler auftritt p. 337 A. *ἐγὼ μὲν οὖν καὶ δέομαι καὶ συμβουλεύω, ὦ Πρωταγόρα τε καὶ Σώκρατες, συμβῆναι ὑμᾶς ὥσπερ ὑπὸ διαιτητῶν ἡμῶν συμβιβαζόντων εἰς τὸ μέσον, καὶ μήτε σὲ τὸ ἀκριβὲς τοῦτο εἶδος τῶν διαλόγων ζητεῖν τὸ κατὰ βραχὺ λίαν, εἰ μὴ ἡδὺ Πρωταγόρᾳ, ἀλλ' ἐφεῖναι καὶ χαλάσαι τὰς ἡνίας τοῖς λόγοις, ἵνα μεγαλοπρεπέστεροι καὶ εὐσχημονέστεροι ὑμῖν*

φαίνωνται, μήτ' αὖ Πρωταγόραν πάντα κάλλων ἐκτείναντα οὐρία ἐφίντα φεύγειν εἰς τὸ πέλαγος τῶν λόγων ἀποκρύψαντα γῆν, ἀλλὰ μέσον τι ἀμφοτέρους τεμεῖν. — Hat man hiemit und überhaupt durch den Umstand, daß eine nicht bloß aus mehreren sich einander ablösenden Reden bestehende, sondern wirklich durchgeführte dialogische Form sich so äußerst selten in Cicero's Schriften findet, schon einen äußern Grund gegeben, warum seine Methode nicht als eine Sokratische anerkannt werden kann, so ist wohl auch die Einwendung hier nicht an der Stelle, daß auch ohne dieses äußerliche Zeichen von kurzen Fragen und Antworten die dialektische Methode selbst schon das wahrhaft und innerlich Dialogische sey, indem das Wesen desselben eben darein zu setzen sey, daß kein Schritt in der Untersuchung gemacht werde, der nicht so zu sagen durch eine wissenschaftliche Controlle gesichert sey, ob nun diese der Schriftsteller durch die Person des Mitunterredners bezeichne, oder ob, in Ermanglung derselben, die beystimmende Ueberzeugung eines Jeden dieselbe auszuüben habe. Denn auch diese Probe, dünkt uns, würde Cicero's Dialektik nicht in jedem Schritte vertragen, und mancher Punkt dürfte sich finden, an den sich jenes ἀκριβὲς εἶδος τῶν διαλόγων angehängt hätte, über den aber das mit vollen Segeln fahrende Schiff leicht und großartig hinwegkommt. Wo man auch nicht ausdrücklich jene Methode, die man von Aristoteles herleitet, und die seit ihm wohl vielfach benutzt worden ist, befolgt findet, daß nämlich mehrere, in ein oder dem andern philosophischen Systeme bewanderte Männer ihre Ansicht in fortlaufender Rede darlegen, was eigentlich gar nichts mehr mit dem Dialogischen gemein hat, ist die Untersuchungsweise doch dem Wesentlichen nach dieselbe. Uebrigens leuchtet bey jener Auffassung des Dialogischen, wo es nicht zu ferne liegt, den Unterredner mit dem Chor in der Tragödie zu vergleichen, von selbst ein, daß es wirklich nicht zufällig, sondern in der ganzen Bedeutung desselben begründet ist, daß er, was wohl schon manchmal zu etwas verwundernden Bemerkungen Anlaß gegeben hat, in jenen ächt Sokratischen Dialogen, immer eine wahrhaft an's Naive grenzende Anspruchslosigkeit und Entblößung von jedem gelehrten Anstrich zeigt. Anders muß dieß natürlich da seyn, wo der Zweck nicht so wohl im Suchen einer Wahrheit als in Bekämpfung eines falschen Weisheitsdünkels besteht, wohin eben diejenigen Dialogen zu rechnen sind, in denen sich Sokrates mit den damaligen angeblichen Meistern in der Philosophie, den Sophisten, in die Untersuchung einläßt. Diese bilden in demselben Verhältniß gleichsam die vorbereitende Grundlage zu den eigentlich Sokratisch untersuchenden, als, nach der bekannten Ueberzeugung eben dieses Sokrates, aller Forschung nach der Wahrheit die wissenschaftliche Reinigung von aller eingebildeten Wissensmeynung als eigentliche Weihe zur Philosophie vorausgehen müsse. Diese Unbefangenheit ist demnach das wahre Organ aller frey von jederley Selbsttäuschung fortschreitenden Untersuchung, und dürfte vielleicht eben die Hauptschwierigkeit für alle Nachahmung dieser Methode enthalten. Eben darum aber, weil sie einen Philosophen im eminenten Sinne voraussetzt, wird man Bedenken tragen müssen, sie dem Cicero ohne weiteres beyzulegen. Spielt nun der Hr. Verf. durch einen leichten Uebergang die Sokratische Methode in die der neuern Akademie des Carneades hinüber, so müssen wir ihm eben auch darin widersprechen, wenn er beyde für eins zu halten scheint, indem wir eher geneigt wären, die neuere Akademie für die umgekehrte Sokratik anzusprechen, indem Sokrates in keinerley Weise eine schwebende Unentschiedenheit als nothwendiges Resultat jeder Untersuchung ansah, sondern vielmehr mit dem natürlichen Streben nach einer Versicherung an die Forschung ging, während sich in der als Grundsatz ausgesprochenen Akatalepsie der Neu-Akademiker schon eine philosophische Befangenheit erkennen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Dadurch scheint uns aber auch der Schluß, den der Hr. Verf. aus diesem ganzen Abschnitte zieht, daß Cicero eher für einen akademischen Sokratiker als einen eigentlichen Anhänger der neuern Akademie zu halten sey, nicht vollkommen erschöpfend und befriedigend zu seyn. Cicero läßt sich eben mit keinem solchen Namen bestimmen, er hing weder einem andern Systeme gründlich an, noch hatte er sich selbst ein eigenes, in sich innerlich zusammenhängendes, System gebildet, sondern sein ganzes Philosophiren ist nur subjektiv verknüpft und hat sein Centrum darin, was der Hr. Verf. selbst beschreibt als die sana mens, tenerrimo quodam honesti judicio conjuncta, quae nulli disciplinae adstringendam se tradit.

In dem siebenten Abschnitt wird noch specieller dann die Art der Untersuchung der sich Cicero in den Tuskulanen bedient, beschrieben, welche Auseinandersetzung selbst schon gegen die Ansicht des Hrn. Verf., die wir im vorigen Abschnitte zu berichtigen suchten, zu sprechen scheint.

Wenn wir endlich mit dem, was im achten Abschnitte von dem Werthe, den die Tuskulanischen Bücher besitzen, gesagt wird, in den meisten Stücken gerne übereinstimmen, so will es uns doch nicht recht angemessen bedünken, wenn der Hr. Verf. offenbar mehr mit Rücksicht auf gewisse Systeme, als auf das Wesen der Philosophie selbst, dieser eine austeritas und einen tetricus ac difficilis sermo zueignet, der erst durch eine geschickte Verbindung der Redekunst gemildert und gewissermassen wohlschmeckend gemacht werden könne. Sollte nun aber wirklich die Philosophie nicht ohne den aus einer andern Kunst entlehnten Glanz der Rede in ihrer eignen Sprache mit einer Leichtigkeit und Schönheit sich bewegen können, die jene illecebrae ac lenocinia sermonis, wie sie der Hr. Verf. nennt, nicht nur in den subtilern Untersuchungen, sondern überhaupt und durchgehends ohne Nachtheil verschmähen kann, und ohne in ein trockenes steriles genus dicendi zu verfallen? So wenig braucht man mit bloßem Schmuck, der nur etwas äußerlich hinzukommendes ist, die philosophische Sprache auszustatten, daß vielmehr diese gar nicht anders als schön und erhaben seyn kann, wenn man nur angemessen den Gegenständen und dem großen Ziel, nach dem die Philosophie hinstrebt, nämlich der Wahrheit, spricht. In diesem Stücke könnte eher die Redekunst in die Schule der Philosophie, als diese in die Schule der Redekunst gehen. Natürlich können wir nach dem oben Gesagten dem Hrn. Verf. auch

nicht unbedingt beystimmen, wenn er p. 10 sagt: Atque, uti in Ciceronis orationibus rhetoricisque libris summum romani sermonis splendorem et majestatem, summamque ac vix imitandam artem admiramur, ita hae philosophicae disputationes egregium formae dialogicae specimen exhibent, in qua oratio, artis regulis minus adstricta, liberius evagatur et gratam quandam negligentiam sequitur.

Dazu kommt nun noch im neunten Abschnitte eine kurze Geschichte der Textkritik und Aufzählung der von Orelli gebrauchten Hilfsmittel, mit Bezeichnung der von ihm und dem Hrn. Verf. gewählten Abkürzungen.

Den Beschluß machen sodann die conspectus der einzelnen Bücher, die durchgängig das Lob der Gründlichkeit und Ueberschaulichkeit verdienen. Besonders zeichnet sich in letzterer Hinsicht das Schema aus, das im vierten Buch von den Gemüthsbewegungen nach den Eintheilungen und Definitionen der Stoiker, mit Beyfügung der griechischen aus Diogenes Laërtius, und Angabe des Abweichenden in denselben, entworfen ist. Beygegeben sind zwey recht brauchbare und reichhaltige Indices, ein Index historicus, und ein Index rerum ac nominum in adnotationibus explicatorum.

Aus der ersten Ausgabe ist auch die Epistola ad Ludolphum Dissenium beybehalten, wo der ganze Plan der Bearbeitung in all ihren Theilen sich auseinander gesetzt findet; und dieser zweyten Ausgabe ist eine kurze Praefatio vorgesetzt, welche die Gründe angiebt, die den Herausgeber zur Vertauschung der Wolfischen mit der Orellischen Recension, und das Verhältniß seiner Kritik zu derselben darlegen.

Die Darstellung Hrn. Kühners entspricht durchaus den Foderungen der Deutlichkeit und Gewähltheit im Ausdrucke, und sollte auch eine rigorose Beurtheilung, die z. B. Alles verwirft, was sich nicht als Ciceronianisch oder wenigstens aus dem sogenannten goldenen Zeitalter der Latinität bewährt, hie und da etwas auszusetzen finden, so halten wir in diesem Punkte fest an dem mildern Horazischen veniam petimusque damusque vicissim.

Bey Beurtheilung der Ausgabe von Hr. Klotz ist vor Allem nicht zu übersehen, daß es in diesen nach den eigenen Andeutungen des Herausgebers nur als Vorläufer einer größern Gesammtausgabe des Cicero zu betrachtenden Einzelausgaben durchaus nicht auf eine allseitige Bearbeitung abgesehen ist, sondern daß Hr. Kl. nur seine Studien zu Cicero auch in der Weise für das literarische Publikum fruchtbar zu machen wünschte, daß er für die Lektüre einzelner Schriften desselben mit Benutzung der vorhandenen Leistungen zunächst in kritischer Hinsicht verbesserte, und mit Bemerkungen, die vorzüglich das Studium der Lateinischen Sprache im Allgemeinen zu fördern bestimmt sind, versehene Ausgaben zu liefern beabsichtigte. Nicht selten giebt er ganz oder theilweise die Noten früherer Herausgeber, besonders Wolfs und Orellis, mit untergesetzten Namen derselben, obwohl, versteht sich, auch nicht immer, wo diese fehlen, eigenthümliche Bemerkungen Hr. Kl. zu suchen sind. Der wesentliche Werth dieser Ausgabe besteht in der kritischen Textreinigung, die Hr. Kl. durchgängig auf die Autorität der besten Handschriften zu gründen bemüht ist, wobey die Anmerkungen größtentheils damit beschäftiget sind, die aufgenommenen Lesarten von Seite der Sprache und des Sinnes zu rechtfertigen. Dieses an sich schon höchst beyfallswerthe Bestreben wird, was gewiß nicht zu läugnen ist, in den meisten Fällen von einem durchaus glücklichen Erfolg begleitet. Manche, auch von den letzten Herausgebern noch beybehaltene Vulgata mußte hier der Lesart der besten Handschriften weichen, so daß die durch Gründe unterstützte größere Autorität für die Zukunft wohl einer allgemeinen Anerkennung sich zu

erfreuen haben wird. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß bisweilen nur zu deutlich, so sehr uns auch Hr. Kl. das Gegentheil glaublich zu machen bemüht ist, die einzige Empfehlung der gewählten Lesart in der Autorität der Handschriften besteht, die nun eben, so gut es gehen will, auf alle Weise zur allein richtigen und mit dem Zusammenhang allein verträglichen gestempelt werden soll. In diesem Bestreben weiß man oft nicht, soll man arge Selbsttäuschung oder ein gewisses stolzes Vergnügen, Andere zum Besten zu haben, wahrnehmen. Können wir uns hier nun natürlich nicht darauf einlassen, Schritt vor Schritt den ganzen Commentar Hr. Kl. durchzugehen und zu beurtheilen, so hätten wir doch gewünscht, um unserer Pflicht zu genügen, wenigstens an mehreren Beyspielen das, was wir im Allgemeinen ausstellen zu müssen geglaubt, nachzuweisen, dazu diejenigen Stellen, welche Hr. Kl. als sein Verdienst am meisten darthuend, in der Vorrede aufgeführt hat, sämmtlich durchgehen zu können; aber leider verbieten auch dieß die in der Tendenz dieses Blattes nothwendig liegenden Grenzen, so daß wir uns auf einige wenige Stellen beschränken müssen. Wir heben zu diesem Zwecke zunächst aus

C. XXXIII. §. 80, 81. Cicero widerlegt hier die zwey Beweise des Panätius gegen die Unsterblichkeit der Seele, von denen der eine in folgendem Epichirem ausgedrückt ist: Alles was geboren ist, geht zu Grunde; nun wird die Seele geboren, was aus der nicht bloß körperlichen, sondern auch geistigen Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Aeltern hervorgeht; also geht sie auch zu Grunde. Diesen Beweis sucht Cicero dadurch zu entkräften, daß er behauptet, die geistige Aehnlichkeit trete durchaus weniger bey dem Menschen als bey dem Thiere hervor, und selbst da, wo sie sich bey dem Menschen zeige, sey sie großentheils nur eine Folge der körperlichen Aehnlichkeit. Dann fährt er fort:

Quodsi tanta vis est ad habitum mentis in his quae gignuntur in corpore: ea sunt autem, quaecunque sunt, quae similitudinem faciant: nihil necessitatis adfert, cur nascatur, animi similitudo. Omitto similitudines. Vellem adesse posset. Panaetius vixit cum Africano: quaererem ex eo, cujus suorum similis fuisset Africani fratris nepos e. q. s.

Wir haben hier die Worte gegeben, wie sie in Hr. Kl. Ausgabe stehen, weil sie uns zugleich auch die Lesart der besten Handschriften, deren Richtigkeit hier öfter in Frage steht, repräsentiren.

Zuerst vertheidigt Hr. Kl. die seit F. A. W. allgemein mit der Lamb. Conjekt. nihil necessitatis adfert, cur nascantur animi, similitudo vertauschte handschriftliche Lesart: cur nascatur a. s. Diese paläographisch außerordentlich leichte Aenderung (nascätur und nascantur) empfiehlt sich gewiß auf den ersten Anblick auch durch die Ungezwungenheit des Sinnes: da die Aehnlichkeit, von der Panätius seinen Beweis nimmt, auch wo sie in geistiger Hinsicht hervortritt, doch zuletzt im Körper ihren Grund hat, so liegt in derselben noch kein nothwendiger Beweis für das Entstehen der Seele, worauf sich auch der Satz, daß Alles was entsteht, auch zu Grunde geht, nicht mehr auf sie anwenden läßt. Soll nun die handschriftliche Lesart cur nascatur etc. geschützt werden, und wollte man das Subject zu adfert aus dem Vorhergehenden: quodsi tanta vis est entnehmen, so ist es offenbar viel zu wenig, was Hr. Kl. gegen diese Erklärung sagt, daß „die Rede zu kahl und undeutlich“ erscheinen würde; der Satz würde vielmehr so einen ganz schiefen und unpassenden Sinn enthalten, wie freylich auch die Ausdrucksweise, in der Hr. Kl. meynt, daß sich Cicero dann ausgedrückt haben würde; es könnte in diesem Falle nimmer heißen: nihil necessitatis affert, indem offenbar hiedurch als Subjekt das gefodert wird, was der Gegner als nothwendigen Beweis angesehen, auf keine Weise aber das, was Cicero zur Entkräf-

tung dieſes Beweiſes beygebracht hat. Somit bleibt nichts übrig, als mit Hr. Kl. animi similitudo als Subjekt zu adfert zu nehmen, worin er übrigens nebſt Bentley auch Davis, Lallem. und Niſſen zu Vorgängern hat. Nur frägt es ſich dann, was das Subjekt zu nascatur ſey. Moſer nimmt an, daß Davis und andere aus animi similitudo — animus verſtanden hätten, was uns wegen Mangel an weiterer Erklärung ebenfalls ſcheint. Hr. Kl. hingegen nimmt animi similitudo, und meynt, damit ſey ſogleich der richtige Sinn gewonnen.

Dieß „ſogleich“ ſcheint mir zu viel zu ſeyn, gewiß braucht es noch einige Erläuterungen; denn nicht wollte Panätius aus der Aehnlichkeit der Seele die Entſtehung der Aehnlichkeit, ſondern vielmehr der Seele ſelbſt ableiten, ja die Entſtehung der Aehnlichkeit behauptet vielmehr Cicero ſelbſt; doch Hr. Kl. erklärt den Ausdruck nascitur animi similitudo, die Aehnlichkeit des Geiſtes entſteht unmittelbar, durch Erzeugung, d. h. ſie entſteht mit dem Geiſte, woraus der Leſer weiter folgern müßte, was die Worte unmittelbar noch nicht beſagen würden. Beſſer iſt, worauf Hr. Kl. zuletzt hinweiſet, wenn animi similitudo concreter gefaßt wird, ſo daß der Sinn wäre: die Aehnlichkeit des Geiſtes enthält noch keine Nothwendigkeit, daß der Geiſt in ſeiner Aehnlichkeit entſtehe, wofür Hr. Kl. einige recht ſchöne Beyſpiele beygebracht hat. Uebrigens geht daraus hervor, daß wenn auch die handſchriftliche Lesart ſich rechtfertigen läßt, dennoch kaum begreiflich iſt, wie Hr. Kl. gegen die viel leichter verſtändliche Lambin. Conjekt. einwenden konnte, similitudo ſtehe zu einzeln da, und der Schluß werde ohne das richtige Mittelglied gemacht; ja vergleicht man das Vorausgegangene, ſo wird man gewiß viel lieber Hr. Moſer beyſtimmen, daß gerade in dieſer Allgemeinheit der Begriff von similitudo gefordert werde.

Unmittelbar darauf ſchrieb Bentley für das handſchriftliche omitto similitudines: omitto dissimilitudines. Dieſe Conjektur fand noch allgemeinere Anerkennung (nur Lallem. erklärt ſie für unnöthig) und auch dieſe verwirft Hr. Kl. nicht im Allgemeinen nur als unnöthig, ſondern als unſtatthaft, wogegen die handſchriftliche Lesart allein richtig ſey. Mit welchem Recht, haben wir nun zu unterſuchen. Nachdem Cicero gezeigt hat, daß die Aehnlichkeit der Seele, wo ſie ſich finde, keineswegs etwas Urſprüngliches, ſondern nur etwas Hinzugekommenes ſey, geht er weiter und zeigt Fälle auf, in denen gerade das Gegentheil von jener Aehnlichkeit Statt finde. Dieſen Uebergang, der eine nicht zu verkennende Steigerung des Gedankens enthält, glaubte Bentley durch die Worte: omitto dissimilitudines auszudrücken, und wir können wirklich nicht glauben, daß es Hr. Kl. Ernſt war, wenn er ſagte, er begreife gar nicht, mit welchem Rechte man o. diss. ſchreiben wollte, da ja genau genommen nur über dissimilitudines im Folgenden die Rede ſey; oder ſollte Hr. Kl. wirklich noch nichts von der ſo bekannten figura praeteritionis oder occultationis gehört haben, von der nicht nur die Reden Ciceros, ſondern auch ſeine übrigen Schriften ſo viele Beyſpiele aufweiſen (in den Tusc. IV. §. 75. V. §. 46. vrgl. auch Aut. ad Her. IV. §. 37.). Omitto dissimilitudines bedeutet eben weiter nichts anderes, als etwa deutſch: zu geſchweigen die Unähnlichkeiten, was nicht ſehr verſchieden iſt von: Wenn ich nun erſt von den Unähnlichkeiten ſprechen wollte; und höchſtens dem Redner die Pflicht auflegen kann, nicht mehr ausführlich von dieſem Gegenſtande zu ſprechen. — Damit nun die von Hrn. Kl. geſchützte Leſeart der Hdſchr. verglichen, ſo kann dieſe nichts anderes beſagen, als: ich will nicht weiter von den Aehnlichkeiten ſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Wenn nun auch solche vorhergehende, abschließende Uebergänge nicht selten sind, so ließe sich doch an der Richtigkeit der Form zweifeln, für die Hr. Kl. keine Beyspiele beygebracht hat; ferner würde die Auslassung der Conjunktion und der ganz unmotivirte Wechsel des numerus auffallen, da er bisher nicht de similitudinibus sondern nur de similitudine im Allgemeinen gesprochen hatte, während dissimilitudines vollkommen richtig steht, weil von einzelnen Beyspielen der Unähnlichkeit im Folgenden die Rede ist; Hr. Kl. hätte also wenigstens mit dem Cod. Dav. similitudinem schreiben müssen. Endlich ist doch wohl nicht zu verkennen, daß die Formel ganz überflüßig ist, wo Cicero allerdings von demselben Gegenstand zu sprechen fortfährt und keineswegs zu etwas Neuem übergeht; solche Ausdrücke werden aber gerade da angewendet, wo der Uebergang stärker markirt werden soll. Welche Entscheidung läßt sich also hier wohl der Billigkeit gemäß aussprechen? Gewiß nichts weiteres, als daß sich die Lesart der Hdschr. im äußersten Falle halten läßt, während die Bentl. Conjekt. durch Einführung eines dem ganzen Gedanken höchst angemessenen Uebergangs den Satz auch in rhetorischer Hinsicht vorzüglich bildet, was bey Cic. nicht ohne Bedeutung ist; und man wird hieraus sehen, mit welchem Rechte sich Hr. Kl. der starken Sprache gegen Bentley und die ihm beypflichtenden Kritiker bedient. Und hält man auch an dem Grundsatz fest, daß eine diplomatisch beglaubigte Lesart, wenn sie nicht geradezu dem Gedanken widerspricht, vor einer sonst auch empfehlenswerthern Conjektur nicht weichen dürfe, so soll eine solche Conjektur doch auch nicht mit dem Namen eines „unglücklichen Einfalls“ abgefertigt werden, und der gute Kritiker wird unsers Bedünkens auch hieran erkannt, daß, wie ihm keine Möglichkeit, eine handschriftliche Lesart zu schützen, entgeht, er eben so auch das Verständige einer Conjektur, die namentlich zu Ansehen gelangt ist, nicht geradezu in den Wind schlägt. Und wenn schon eine Vermuthung Bentley's, für die eine weitere Begründung sich nicht angegeben fände, wegen der Reputation des Mannes verdiente, daß man seine Ansicht zu erforschen suchte, so muß es gewiß schwer verzeihlich scheinen, wenn in einer Bekämpfung der Gründe des Gegners, wo sie deutlich dargelegt sind, mit keiner Sylbe Erwähnung geschieht. —

XXXV. §. 85. lesen wir eine sehr schwierige und verschiedentlich angefochtene Stelle, die wir zur leichtern Prüfung gleich vollständig, wie sie die Handschriften geben, hersetzen wollen:

Sit igitur aliquis, qui nihil mali habeat, nullum a fortuna volnus acceperit: Metellus ille honoratus quattuor filiis; at quinquaginta Priamus, e quibus septendecim justa uxore natis: in utroque eandem habuit fortuna potestatem; sed usa in altero est. Metellum enim multi filii, filiae, nepotes, neptes in rogum imposuerunt: Priamum, tanta progenie orbatum, cum in aram confugisset, hostilis manus interemit. Hic si vivis filiis, incolumi regno, occidisset,

— astante ope barbarica
tectis caelatis laqueatis:

utrum tandem a bonis an a malis discessisset? Tum profecto videretur a bonis. at certe ei melius evenisset nec tam flebiliter illa canerentur:

haec omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari,
Jovis aram sanguine turpari.

Quasi vero ista, vel quidquam tum potuerit ei melius accidere. Quodsi ante occidisset, tamen eventum omnino amisisset: hoc autem tempore sensum amisit malorum.

Cicero will hier zeigen, wie der Tod als ein Gut zu betrachten sey, nicht allein für denjenigen, der durch denselben von Uebeln befreyt wird, sondern auch für den, der scheinbar einen Verlust zu erleiden hat, indem er von einem glücklichen und beneidenswerthen Zustande abgerufen wird, weil ja dieser, als dem menschlichen Schicksal Preis gegeben, kein sicherer und unwandelbarer ist. Dieß recht anschaulich zu machen, stellt er die Beyspiele des Metellus und Priamus einander gegenüber, die beyde mit einer reichen Nachkommenschaft gesegnet, in gleich beneidenswerthen Umständen zu stehen scheinen konnten. Wäre nun, wie dem Metellus, so auch dem Priamus der Tod bey noch unverändertem Glücke zu Theil geworden, so würde er, wie jener, zu den Gepriesensten gehören, statt daß ihn jetzt die Verlängerung des Lebens in die Reihe der Bejammernswerthesten gestellt hat. — Zuerst bieten 3 Handschriften, worunter eine vorzügliche (Gud.) und die Ed. pri. statt: honoratus - honoratis, und so hatte auch Bentley proprio Marte zu schreiben gerathen. Fast alle Herausgeber traten Bentley bey, wogegen Hr. Kl. honoratus, wie uns dünkt, vollkommen richtig vertheidigt; denn wenn auch der Ausdruck eher auf den nicht ungewöhnlichen Fall zu passen scheint, wo allerdings in den Söhnen nichts anders als eben der Vater zu ehren ist, so ist doch diese Vorstellung, wie Hr. Kl. bemerkt, den Begriffen des Alterthums überhaupt recht angemessen, und man kann nicht etwa die im II. B. §. 36 angewendete Dichterstelle, deren Interpretation ohnedieß nicht fest steht, dagegen anführen. Dadurch ist zugleich auch die andere von größerer Autorität unterstützte Lesart natis grammatisch gerechtfertigt. Die hauptsächlichste Schwierigkeit aber fanden die Herausgeber in den Worten: Quasi vero ista vel quidquam cet., und schon Camerarius schlug post ista vor, was aber wenig berücksichtigt wurde vor der Conjektur des Petrus Crassus q. v. ista vi quidq., wo das Versehen bey der Schreibart vei nicht ferne lag, weßwegen sie denn auch fast allgemein Anerkennung fand. Bentley, ut est semper ingeniosus, suchte die Corruptel in vero, und schrieb mit Veränderung eines einzigen Buchstabens: quasi vera ista, vel cet. Doch scheint die Erwähnung, daß das Ganze doch nur erdichtet sey, hier nicht recht an der Stelle. Hr. Kl. tritt nun bereits in seinen Quaestt. Tulliann. mit einer Vertheidigung der handschriftlichen Lesart auf, die wir aber nicht anders als höchst verunglückt nennen können. Dennoch, obwohl sich Moser in der Schulzeitung von 1830 bereits dagegen erklärt hat, geht er auch in seiner Ausgabe nicht davon ab, und will uns durch folgende Uebersetzung von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen: „Gleich als hätte können dieses oder auch nur irgend Etwas damals für ihn erwünschter vorfallen.“ Wen belehrt nicht gleich diese Dollmetschung (ein Wort, das Hr. Kl. gerne gegen seine Vorgänger gebraucht, auch wo es weniger an der Stelle ist als hier), daß auf diese Weise ein dem Zusammenhang durchaus unangemessener Sinn herauskömmt, wenn anders wirklich einer darin zu fin-

den ist. Denn wenn unter ista, wie Hr. Kl. angibt, illa quae tam flebiliter canerentur zu verstehen ist, so hätte er, um nur auf irgend eine Construktion zu kommen, die nicht baaren Unsinn enthält, wenigstens ein freylich schwer zuzugebendes Anacoluthon annehmen müssen, etwa: Quasi vero ista non optima ei fuerint vel quidq. cet. Zu verwundern ist demnach, wie Hr. Kl. schreiben konnte: „und wenn auch Moser in Bezug auf die Worte: quasi v. cet anderer Ansicht war, so ist sein Einwurf doch von der Art, daß er uns nicht einen Finger breit von dem von uns früher eingeschlagenen und reiflich durchdachten Wege, diese Worte zu retten und zu erklären, abbringen kann."

M. hat in seiner Ausgabe ganz richtig das Falsche und Unhaltbare der Klotzischen Erklärung erkannt, und hätte sich also wohl die bescheidene Aeußerung gegen Hr. Kl. am Schlusse seiner Bemerkung ersparen können. Will man die handschriftliche Lesart retten, so müßte es folglich ganz anders geschehen. Hätte man die Worte: quasi vero quidquam tum potuerit ei melius accidere allein, so hießen sie vollkommen verständlich, „gleich als hätte ihm damals etwas besseres begegnen können," wo man natürlich ergänzen müßte: als der Tod. Wenn nun aber wirklich im Satze ein Wort steht, das sich darauf bezieht, wie Hr. Kl. selbst angiebt, daß bey ista hauptsächlich an die Ermordung zu denken sey, so ist natürlich, daß dieß nicht anders als im Ablativ stehen kann und mit dem Comparativ zu verbinden ist; und so könnte ista nur auf das vi im Verse bezogen werden, was uns darum nicht hart scheint, obgleich noch ein Vers dazwischen steht, weil ja doch alles nur die Ausführung und dichterische Ausschmückung des gewaltsamen Todes ist. Hier wäre vielleicht die Foderung nicht ungegründet, daß der Leser nicht die Sylben zähle, sondern sich mehr zu einer Auffassung erhebe, wie sie der freye mündliche Vortrag verlangt, und uns, ohne daß wir es selbst merken, abgewinnt. Solche Stellen sind namentlich in diesen Büchern nicht selten. Vel quidquam könnte dann natürlich nicht mehr heißen: oder irgend etwas, sondern das vel müßte, wie so häufig, auch hier vollkommen passend, zur Steigerung dienen, und das Ganze also wörtlich etwa so ausgedrückt werden: „gerade als hätte auch nur irgend etwas besseres ihm widerfahren können, als eben diese (gewaltsame Ermordung.)" — Will man diese Erklärung nicht annehmen, so sind bereits mehrere leichte Aenderungen vorgeschlagen, die alle, auch Bentley's Conjekt. eingerechnet, einen annehmbaren Sinn gewähren, während Hr. Kl. Conject. nicht einmal einen erträglichen. — Eher könnte die Erklärung und Sicherstellung der folgenden Worte tamen eventum omnino amisisset, gelungen scheinen, und gewiß hat das über tamen Gesagte seine vollkommene Richtigkeit. Ob aber wirklich eventus malorum in der Bedeutung: „das Eintreffen der Uebel" gesagt werden könne, ist wohl noch sehr problematisch, und ein Ausdruck wie talem oder (da auch tum in Handschriften steht) hunc eventum, wäre gewiß angemessener. Auch ist die Rechtfertigung des Ausdrucks eventum amittere nicht befriedigend, und namentlich die Parallelstelle aus dem Aut. ad Her. hier nicht erläuternd. Der Ausdruck ist gewiß an sich keineswegs dem Sprachgebrauch gemäß, da amittere immer auf etwas geht, das man bereits besessen hat, und wird nur durch eine gewisse Ironie auf die gewöhnliche Vorstellung, daß der Tod immer einen Verlust mit sich bringe, so wie durch den Parallelismus mit sensum amisit malorum gerechtfertigt; sonst würde vielleicht eher omittere dem Sinn, den Hr. Kl. findet, entsprechen.

III. C. 1. §. 2. wird in den neuern Texten: cum vero parentibus redditi, dein magistris traditi sumus gelesen, was Hr. Kl. gegen die Lesart einiger untergeordneter Handschriften cum redditi, id est, magistris cet. vertauscht. Wenn Hr.

Kl. diese Ausdrucksweise gegen Orelli, der sie mehr Seneka's als Cicero's würdig hält, in Schutz nimmt, so müssen wir ihm vollkommen beystimmen; wo er aber die Falschheit jener andern darthun will, ist es ihm offenbar wieder ganz mißlungen; faßt man nur redditi als Participium, so sieht man unmittelbar, daß „die Mittelzeit" die nicht anzunehmen ist, keineswegs in den Worten selbst, sondern einzig in der unrichtigen Erklärung des Hr. Kl., und aus der Interpunktion zu urtheilen, freylich auch der andern Herausgeber, liegt. Man müßte demnach etwa wörtlich so übersetzen: „Wenn wir aber den Aeltern zurückgegeben, sodann in die Hände der Lehrer kommen u. s. w." wo das sodann gleich seine richtige Beziehung bekommt; nur müßte das Comma vor dein weggelassen, oder falls man seine Freude an diesen Pfählen hätte, auch eins vor parentibus gesetzt werden. Hat nun der Cod. R., wie Davis angiebt, wirklich reddit idem, mit dem Pithoean., so gewinnt dein, das deutlich in dem trefflichen Gud. steht, wirklich an Wahrscheinlichkeit vor der andern Lesart id est.

IV. C. 14. §. 32. schrieben die Neueren nach Bentley's Vorschlag:

> Nec vero in omnem morbum ac perturbationem animus ingeniosi cadit: non enim in ulla efferata et immania: quaedam autem humanitatis quoque habent primam speciem.

Die Handschriften bieten für in ulla — multa. Dieß suchte schon Nissen zu schützen. Weit kräftiger aber als er läßt sich Hr. Kl. also vernehmen: „Wieder eine Stelle, wo man auf die tollste Art geändert hat. Alles aber in elender Nachbeterey des großen aber so oft übereilten, verkehrten und schiefen Bentley" ꝛc. Sehen wir nun näher die Gründe an, die Hr. Kl. bestimmten, die Aenderung Bentleys in der Weise toll zu nennen, daß Niemand nach verständiger Wahl, sondern nur in elender Nachbeterey ihr beytreten konnte, so finden wir deren zwey bey Hr. Kl. angegeben; der erste ist, daß dadurch „die Worte gewaltsam von dem Folgenden abgerissen werden, mit denen sie doch in dem genauesten Zusammenhang stehen." Wodurch geschieht dieses? Auch nach Hr. Kl. Erklärung haben die fraglichen Worte nicht dasselbe Verbum mit dem folgenden Satzgliede, und gewiß kann Niemanden der Wechsel des Subjekts, wodurch nach unserm Bedünken der folgende Gedanke recht angemessen nur noch mehr hervortritt, im Ernste anstößig seyn; und auf jeden Fall wird dem Leser dadurch weniger zugemuthet, als wenn nach Hrn. Kl. Foderung zwischen den so eng verbundenen Sätzen nebst dem Verbum sunt, aus dem Vorhergehenden: in quae animus ingeniosi cadat vel cadere possit zu ergänzen ist, was sich gewiß nicht von selbst aufdrängt. Der zweyte Grund, den schon Nissen geltend gemacht hat, ist, daß man keineswegs behaupten könne, der Geist eines ingeniosus falle nie in efferata et immania, da dieß ja doch auch bisweilen vorkomme. Dieser Grund scheint auch auf Hr. Moser Eindruck gemacht zu haben, da er in den Add. mit Davis vorschlägt: non enim in multa etc. worauf man allerdings leicht verfallen konnte, was aber nach unserm Gefühle der Bentleyschen Aenderung keineswegs vorzuziehen ist. Denn warum sollte Cicero nicht sagen können, in Gegensatz von dem eigentlich thierischen Stumpfsinn: der Geist eines ingeniosus verfällt nicht in jede Krankheit und Leidenschaft; denn sicher verfällt er in keine thierische Rohheit, manches aber hat sogar den ersten Anschein des Aechtmenschlichen u. s. w. ohne daß er daran dachte, man würde ihm vorrechnen, daß doch ein und das andermal auch einem ingeniosus dieß zustoßen könne; konnte er doch wohl denken, daß einem jeden das nulla regula sine exceptione bekannt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

So hätte wohl hier das „Interesse der Wahrheit" gefordert, daß Hr. Kl. mit weniger „fester und klarer Ueberzeugung" d. h. mit weniger Arroganz und Ungerechtigkeit gegen Andere gesprochen hätte.

Was wir an diesen wenigen Beyspielen nachgewiesen zu haben glauben, das getrauten wir uns an mehr als der Hälfte der übrigen von Hr. Kl. in der Vorrede aufgeführten Stellen ebenfalls darzuthun, daß nämlich der Hr. Verf. durch das an sich höchst löbliche Bestreben, handschriftlichen Lesarten das Uebergewicht über Conjekturen zu verschaffen, sich nicht selten verleiten läßt, ersteren, auch wo sie es nicht verdienen, das Wort zu reden, und dabey, von seinem Zwecke begeistert, wie es scheint, nicht immer die Mittel gehörig auf die Wage legt. Daher die vielen Ungerechtigkeiten, daher der leidenschaftliche Ton bey Bekämpfung anderer, den Hr. Kl. keineswegs entschuldigt hat, wenn er sich in der Vorrede gegen einen falschen Philanthropismus verwahrt; denn: in vitium ducit culpae fuga, si caret arte, und leicht könnte man Hrn. Kl. den Vorwurf machen, daß, indem er den Philanthropismus flieht, er der Inhumanität in die Arme fällt, die doch gewiß ein jeder, auch der nicht zu „dergleichen Geistern," wie sie Hr. Kl. in der Vorrede geschildert hat, gezählt werden will, für einen Fehler hält, welcher der Tugend, die wir Humanität nennen, und zu der, einem nicht ungebräuchlichen Ausdruck gemäß, gerade das Studium des Alterthums führen sollte, entgegengesetzt ist. Wir meynen nämlich, daß zwischen Philanthropismus und Humanität, nur etwas anders modificirt, derselbe Unterschied Statt finde, wie ihn schon längst ein Kritiker, auf den Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, zwischen Höflichkeit und Bescheidenheit in der Weise festgestellt hat, daß nun für immer der leider zu oft, absichtlich oder unbewußt, angewendeten Verwechselung dieser Begriffe ein Ende gemacht seyn sollte. Philanthropismus und Höflichkeit mögen aus allen Schriften verbannt bleiben; aber Humanität und Bescheidenheit vermissen wir sehr ungerne. Diese erfordern, daß der Tadel, wo er nicht vermieden werden kann, im Verhältnisse zum Gegegenstande desselben bleibe, daß man nicht, um den Tadel stärker ausdrücken zu können, absichtlich über manches hinwegsehe, was zu Gunsten des Getadelten sprechen würde, und überhaupt nie der Gerechtigkeit und Billigkeit Abbruch thue, um seiner Sache den Sieg zu verschaffen. Dieß hat denn auf der andern Seite von selbst die Folge, daß man

seine eigenen Verdienste nicht überschätzt gegen fremde, und überhaupt nie mit einer anmaßlichen Sprache hervortritt. In beyden Rücksichten, glauben wir, hat Hr. Kl. entschieden gefehlt, so daß man bey seinen Ausdrücken der Billigkeit zu Lieb immer wieder die Hälfte abziehen darf. Liest man aber z. B. S. 265 zu der oben von uns durchgenommenen Stelle: cum vero parentibus redditi, id est magistris traditi sumus die Bemerkung, welche mit folgendem Satze schließt: „Wir hoffen somit selbst dem ängstlichen Kritiker wegen der Wahl unserer Lesart Genüge geleistet zu haben, würden aber den ferneren Zweifler noch etwas derber zurückweisen müssen," so könnte man in dieser Drohung wirklich die Sprache einer Art literarischer Despotie erkennen. Uns scheint, ein blosser Zweifel sollte Aufforderung zu etwas ganz anderm als zur Derbheit seyn, die gewiß für ganz andere Leute, als Zweifler gehört. Dabey wird gewiß jeder in Verlegenheit seyn, welcher Art er sich nur diese gedrohte größere Derbheit zu denken habe, da sie ja doch keine thatsächliche seyn wird, und Ref. müßte es in der That gerne sehen, wenn er durch die Verwegenheit, wirklich noch einen Zweifel an der Unfehlbarkeit jener Entscheidung vorgebracht zu haben, sich und Andern einen Begriff von der gesteigerten Derbheit des Hr. Kl. verschaffen würde. — Noch müssen wir hier etwas allerdings Unbedeutenderes, das aber dem Leser doch recht beschwerlich fällt, rügen, nämlich die Gewohnheit des Hr. Kl., sich gar zu oft bey jeder Kleinigkeit selbst zu citiren, und dabey auf eine so sonderbare Weise, daß man oft innerhalb weniger Zeilen öfter liest: Man vergleiche N. Klotz zum Lälius — S. N. Klotz zum Lälius u. s. w., was dem Leser zuletzt durch die ewige Wiederkehr des keineswegs so angenehm in die Ohren fallenden Wortes ganz widersteht. Und vollends, da sich die Sache doch nicht durchführen läßt, und oft in einem Satze „N. Klotz" und „wir" dieselbe Person bezeichnen muß, gewinnt das Ganze ein etwas buntes, burleskes Ansehen. Das sind Kleinigkeiten, aber solche, die wie viele recht ärgerlich sind, und darum vermieden werden sollten.

All dieses jedoch eingerechnet, worüber wir um so ungescheuter unsern Tadel aussprachen, als sich Hr. Kl. selbst durchgängig als einen großen Freund der Freymüthigkeit giebt, besitzt diese Ausgabe doch einen bedeutenden Werth, und wir nehmen keinen Anstand, die Textrecension Hr. Kl. als die unter allen über die Tuskulanen vorhandenen am meisten berichtigte zu erklären.

Hrn. Mosers Ausgabe muß als eine sogenannte editio cum notis variorum aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Es ist nämlich hier außer der Constituirung des Textes und dem, was etwa zur Erklärung des Schriftstellers von dem Herausgeber selbst geleistet worden ist, auch noch das allerdings weniger selbstständige, dennoch aber Sorgfalt und Urtheil nicht minder in Anspruch nehmende Geschäft des Sammelns, Auswählens und Ordnens nicht zu übersehen. Was die Auswahl betrifft, so gibt Hr. M. den Commentar des Davisius, so wie die Emendationen von Bentley und die Anmerkungen von Lallemand vollständig, sodann aus den Ausgaben und sonstigen Erläuterungsschriften, von den frühesten: Beroaldus, Erasmus, Manutius u. s. w. bis auf die neuesten von Orelli, Kühner und Klotz, was jedesmal als das Zweckmäßigste und Nützlichste sich darbot. Gewiß that Hr. M. recht, den Davis'schen Commentar vollständig zu geben (und zwar ist nicht bloß die dritte Ausgabe, sondern auch die seltnern beyden ersten, die in bedeutenden Stücken von jener abweichen, benutzt) da derselbe immer noch zu dem Schätzenswerthesten gehört, was zu den Tuskulanischen Büchern geleistet ist, besonders was die Nachweisungen aus frühern und spätern philosophischen Werken, vornehmlich der Griechen

betrifft, so viel auch in dieser Hinsicht zu bessern und zu berichtigen wäre. So lange er aber nicht durch einen in jeder Hinsicht vollständigeren und genügenderen Commentar ersetzt werden kann, verdient er wenigstens als reichhaltige Materialiensammlung in einer solchen Ausgabe immer noch einen Platz.

Daß Richard Bentley's Emendationes ebenfalls vollständig als Anhang im dritten Bande mitgetheilt werden, wird nicht leicht jemand mißbilligen, der bedenkt, daß, so sehr man auch in neuerer Zeit davon zurückgekommen ist, blos subjectivem Gefühle und einseitiger Sprachkenntniß folgend, einen mit Conjekturen überfüllten Text sich zu bilden, man dennoch in dem jetzt an die Spitze gestellten diplomatischen Verfahren wegen Unzulänglichkeit der Urkunden auch noch keine dergestalt ausreichende Basis gewonnen hat, daß man der Conjekturalkritik sich ganz entschlagen könnte. In dieser aber kann das Studium Bentley's immer noch als eine Schule dienen, und man findet jetzt so ziemlich allgemein anerkannt, daß man aus Bentley's Fehlern nicht selten mehr lernen kann, als aus anderer Fehlerlosigkeit. Dazu finden sich allerdings auch in diesen Emendationen zu den Tuskulanen solche, die sich bis jetzt immer noch als nothwendig und sicher empfohlen haben, und selbst von den strengsten Vertheidigern der handschriftlichen Lesarten nicht aus dem Text gewiesen werden konnten; dann erscheint die Aufnahme derselben in diese Ausgabe auch noch dadurch gerechtfertigt, daß sie als eine nothwendige Ergänzung zu dem Davis'schen Commentar betrachtet werden müssen, indem dieser nicht selten sich blos auf das Urtheil seines großen Landsmanns berufen hat. Ob mit gleichem Recht Lallemand neben diesen seinen Platz einnehme, kann vielleicht eher bezweifelt werden, da seine wenigen und kurzen Noten auch in Bezug auf den Inhalt nicht eben sehr bedeutend sind. Doch eben die geringe Ausdehnung entschuldigt ihre Aufnahme um so eher, als Lallemand doch mit Handschriften versehen war und sein Urtheil oft auch das richtige ist.

In den Anmerkungen, die Hr. M. nur auszugsweise mittheilt, scheint wohl auch im Ganzen die gehörige Auswahl getroffen zu seyn.

Weniger als mit der Auswahl können wir mit der Anordnung des Stoffes zufrieden seyn, und ohne denen beygezählt werden zu wollen, die Hr. M. in der Vorrede als solche bezeichnet, welche alles verdammen, was sie nicht selbst, die οἷοι πέπνυνται, eben so gemacht haben würden, und eher Anspruch darauf machend, den billigen Beurtheilern beygezählt zu werden, die jedes Werk auch nach dem ihm vorgesetzten Zweck beurtheilen, werden wir versuchen, unsere Gründe und Foderungen möglichst deutlich darzulegen. Hrn. Mosers Apparat ist sehr reichhaltig und zählt unter den Handschriften, die theils von ihm oder für ihn verglichen wurden, theils den Vergleichungen früherer oder den Randcollationen älterer Ausgaben entnommen sind, 25 Nummern, abgesehen von denen, die unter eine Nummer begriffen sind; sein index editionum, der die sehr seltene von Orelli noch nicht benutzte ed. pr. a. 1469 von Ulricus Hahn de Vienna in Rom an's Licht gestellt, aufzuweisen hat, enthält bis auf die Teubnerische herab 55 Nummern; dazu kommen noch sonstige Erläuterungsschriften unter 16 Nummern. Wenn nun auch Hr. M. denen, die die Varianten von den sonstigen Erläuterungen getrennt wünschten, schon im voraus in der Vorrede geantwortet hat, so müssen wir doch die nämliche Foderung erneuern, weil uns seine Gegengründe durchaus nicht von der Unthunlichkeit überzeugten und ohne diese Einrichtung die Benützung eines solchen Apparates höchst beschwerlich und abschreckend wird. Wir sehen aber gar nicht ein, wie dabey eine tadelnswerthe Zerreissung fremder und eigener Bemerkungen nothwendig Statt finden müsse, da nichts als die bloße Angabe der Lesarten auszuscheiden wäre, von denen man weiß, wem

man die einzelnen zu verdanken hat, und dadurch nur eine Ordnung, die nie ein Zerreißen genannt werden kann, erzielt würde. Und sollte auch wirklich der zweyte Nachtheil, nämlich eine Verschwendung des Raumes herbeygeführt werden, was uns aber auch gar nicht nothwendig dünkt, wenn man nur das, was dadurch vollkommen unnöthig gemacht wird, wegließe, so würde derselbe doch reichlich ersetzt werden, wenn auch ein zweyter Uebelstand, der uns in der von Hrn. M. befolgten Art zu liegen scheint, abgestellt würde. Warum nämlich bedient sich Hr. M. nicht der sich selbst durch Ueberschaulichkeit und Deutlichkeit nicht weniger als Kürze empfehlenden Methode, nach der Immanuel Bekker bereits einen so großen Theil der alten Literatur herausgegeben hat? Statt die Handschriften und Ausgaben mit vollständigen oder abgekürzten Namen jedesmal vorzuführen, wäre die Bezeichnung eines Buchstabens hinreichend, und die vielen Worte, die zur Bildung eines Satzes gehören, will man besonders nicht immer einförmig seyn, würden, da sie sich alle von selbst verstehen, ganz hinwegfallen und höchstens einigen kurzen Zeichen Platz machen, die ebenfalls höchst zweckmäßig von Bekker gewählt sind. Welche Raumersparniß dadurch erzielt würde, leuchtet von selbst ein; aber auch die Deutlichkeit würde unendlich dadurch gewinnen, für die Mss. könnte etwa das griechische Alphabet benützt werden, und wenn Hr. M. auch gleich in der Vorrede p. VII sich als keinen Freund der Familienunterscheidungen unter den Handschriften bekennt, (s. übrigens darüber Orelli in der Einzelausgabe der Tusc. p. 438 sq.) so könnte, da er doch auch gewisse Grade der Vorzüglichkeit unter denselben statuirt, diese Unterscheidung durch große und kleine Buchstaben bemerklich gemacht, ja etwa auch, was Bkk. ebenfalls thut, die deutschen Buchstaben zu Hilfe genommen werden. Sähe man auf diese Weise öfter so kurze Zeichen nebeneinander stehen, würden sich die Classen und der relative Werth der einzelnen Recensionen gewiß viel deutlicher herausstellen und dem Gedächtniß einprägen, während so, unter der Masse anderer unnöthiger Worte, das Wesentliche oft ganz verschwindet. Sollte Hrn. Moser das stumme Verfahren Bekkers, wo kein Wort der Beurtheilung der bloßen Angabe der Lesart beygefügt wird, hier nicht angemessen erscheinen, so standen ihm ja die z. B. von Orelli angewendeten gar nicht unbequemen Zeichen auch hierin zu Gebote; und daß endlich die manchmal noch unsichern, von verschiedenen verschieden gegebenen Vergleichungen auf diese Weise auch keine Schwierigkeit machen, leuchtet von selbst ein. —

Da ferner Hr. Moser doch nie beabsichtigen konnte, eine eigentliche Handausgabe zu liefern, in der man gerne die Bemerkungen bey dem Texte hat, so würde es gewiß von anderer Seite sich höchlich empfohlen haben, wenn er lieber den Text mit den Varianten ganz von dem gelehrten Apparat getrennt hätte, was bey einer 3 Bände starken Ausgabe um so leichter zu thun war. Gewiß ist das Lesen eines Schriftstellers schon dadurch weniger bequem gemacht, wenn in einer großen Oktav-Ausgabe im Durchschnitte 3 — 4 Zeilen Text sich befinden, und den übrigen Raum die Anmerkungen einnehmen. Und da überhaupt derley Ausgaben nicht für solche sind, die die Bemerkungen in der Weise benutzen wollen, daß sie zur Erleichterung des Verständnisses einzelner Stellen in denselben sich Raths erholen, und gewiß derjenige, der etwa zu jeder Seite gleich auch alle Noten lesen wollte, wenig von dem Schriftsteller selbst verstehen würde, so ist auch kein eigentlicher Grund abzusehen, warum die Verweisung derselben in eigene Bände nicht anginge; so ist man ja doch genöthigt, wollte man etwa nach jedem Capitel die Anmerkungen im Zusammenhange lesen, wieder 10 — 12 Seiten zurückzublättern, während man auf jene andere Weise viel einladender den bloßen Text mit den Varianten vor sich hätte, und in einem zweyten Bande der gelehrte Apparat zur bequemsten Benutzung zu Gebote stünde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Fortsetzung).

Man kann überhaupt einen alten Schriftsteller nie mit der gehörigen Stimmung lesen, wenn der ganze gelehrte Wust, (denn diesen Eindruck macht doch immer ein solcher Apparat zunächst auf das Auge) sich einem beständig aufdringt, und in diesem Falle vermag weder Schönheit des Papiers noch des Druckes dafür Ersatz zu gewähren. Es käme bey jener Vertheilung noch der Gewinn hinzu, daß diese etwas voluminöse Bearbeitung durch den vollständig für sich bestehenden ersten Band ganz auch die Benutzung einer bequemen Handausgabe zulassen würde. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir diesen Uebelstand als einen höchst untergeordneten und nur gelegentlich zur Sprache gebrachten, angesehen wünschten.

Der mehr selbstständige und gewiß auch erfreulichere und dankbarere Theil der Arbeit zerfällt nun wieder in die zwey Theile der kritischen Textconstituirung und der exegetischen Erläuterung. In beyden läßt sich nicht läugnen, hat sich Hr. M. Verdienste erworben, und wir glauben es ihm, daß diese noch größer seyn würden, wenn ihn nicht seine Aufgabe, die er uns vollkommen wahr ein negotium operosum et taedii plenum zu nennen scheint, durch die Masse des zu überwältigenden Stoffes bisweilen eingeengt und den Blick getrübt hätte. — Hr. M. bewährt sich im Ganzen durchaus als einen besonnenen Kritiker, nicht leidenschaftlich den Handschriften ergeben, aber doch auch nicht leichtsinnig ohne sorgfältige Prüfung eine Lesart der bessern Mss. gegen eine auf den ersten Anblick sich empfehlende Interpolation aufopfernd; und so kommt es, daß Hr. M. öfter Hrn. Klotz begegnet in Aufnahme handschriftlicher Lesarten, die dem Orellischen Texte noch fremd waren; überhaupt hält er an dem Grundsatz fest, nicht eher zu ändern, als bis eine Aenderung unabweislich erscheint, und keiner Conjekt. Raum zu geben, die bloß einem subjektiven Gefühl für Schönheit des Ausdrucks und Wendung des Gedankens ihr Entstehen verdankt.

Nicht weniger findet sich in den exegetischen Bemerkungen und den historischen und literarischen Nachweisungen viel Wissenswerthes aus der reichen Belesenheit des Hrn. Verf. mitgetheilt, und überhaupt wäre die Anordnung mehr entsprechend einer leichtern Benutzung des in dieser Ausgabe Niedergelegten, so würde sie höchst gegründeten Anspruch auf eine allgemeine Zufriedenheit machen können.

Da es bey dieser Ausgabe weniger erforderlich scheint, auch in die Beurtheilung des Einzelnen einzugehen, so begnügen wir uns, nur ein und den

andern von den vierzehn Excurſen, die Hr. M. als eine beſondere Beygabe ſeiner Bearbeitung der Tuskulanen angehängt hat, hier etwas näher in's Auge zu faſſen. Es werden darin ſolche Stellen behandelt, die in kritiſcher oder exegetiſcher Hinſicht ſchwierig, theils wegen der Weitläufigkeit des Stoffes, theils wegen der großen Anzahl der verſchiedenen Anſichten darüber, zu viel Raum erforderten, als daß ſie bey den übrigen Anmerkungen unter dem Texte einen Platz finden konnten.

In dem erſten Exc. wird die Stelle I. 10. §. 22. behandelt: Et sic ipsum animum ἐντελέχειαν appellat (Aristoteles) novo nomine, quasi quandam continuatam motionem et perennem. Hier kommt die Schreibung des Wortes ἐντελέχεια oder ἐνδελέχεια, und die Erklärung desſelben, alſo auch, ob Cicero es richtig aufgefaßt und ausgedrückt habe, in Frage. Unnöthig wäre es, alle Anſichten, etliche zwanzig an der Zahl, die man hier bey einander findet, einzeln durchzugehen, da ſie doch auf einige wenige zuletzt gemeinſchaftlich hinauslaufen, und genau genommen, nur vier Hauptanſichten möglich ſind, entweder iſt ἐντελέχεια oder ἐνδελ. zu ſchreiben, und Cicero hat entweder die Bedeutung des Wortes richtig wiedergegeben oder nicht. Man ſollte glauben, beyde Fragen müßten ſich einfach aus Ariſtoteles eben ſelbſt entſcheiden laſſen, wenn nicht gerade die Begriffsbeſtimmung des Wortes ἐντελέχεια, ſo oft es auch bey Ariſtoteles vorkommt, zu den allerſchwierigſten gehörte und auch noch keineswegs vollkommen ſicher geſtellt wäre. In Folge dieſer Unbeſtimmtheit des Begriffes aber iſt auch noch Niemand aufgetreten, der mit Nachdruck und Glück zugleich Cicero gegen den entſchiedenen Angriff des Byzantiners Argyropylus vertheidiget hätte. Dieſer ſtellte nämlich die Alternative: entweder habe Cicero darin gefehlt, daß er ἐνδελ. für das Ariſtoteliſche ἐντελ. untergeſchoben, oder daß er zu dem Ariſtoteliſchen Worte eine falſche Erklärung gegeben. Wenn man nun bisher immer zwiſchen Aufnahme des einen oder andern Wortes (obwohl viele auch nur eine Verſchiedenheit der Schreibart darin erkennen) ſchwankte (Kloß nahm auf die Autorität der beſſeren Handſchriften ἐνδελ. auf), ſo ſcheint es, daß doch, ſo lange in Ariſt. ſelbſt kein Zweifel über die Schreibung des Wortes beſtehe, ἐντελ. aufgenommen werden müſſe, weil, bey der Unſicherheit der Erklärung bis auf den heutigen Tag, Cicero, falls kein anderer Ausweg ſich fände, eher in dieſer als in der Wahl des ihm gewiß hinlänglich bekannten Wortes fehlen konnte. Das nimmt denn auch Hr. M. mit Näke zum Chörilus an; und die Unrichtigkeit, die ſich Cicero ſoll zu Schulden haben kommen laſſen, wird als eine doppelte angegeben: erſtens, daß er das Wort motio für actus gebraucht, und zweytens, daß er die Begriffe continua und perennis aus dem andern ältern Worte ἐνδελ. herübergenommen habe. Erſterer Tadel, was ich pace viri cl. geſagt haben will, iſt unſtreitig höchſt ungerecht. Denn wenn wir ſchon die Forderung zurückweiſen müſſen, daß jeder, der in neuerer Zeit Lateiniſch ſchreibt, durchaus nur in Ciceronianiſchen Ausdrücken zu ſchreiben habe, ſo iſt es doch noch weniger zu dulden, daß Cicero vor ſo vielen Jahrhunderten ſich nach unſerer Ausdrucksweiſe und Terminologie habe bequemen ſollen! — Bey actus hätte der juriſtiſche Römer (und dieß waren Schreiber und Leſer) recht zur Unzeit etwa an das jus agendi vel jumentum vel vehiculum erinnert werden können, und auch actio oder agitatio, was man eher hätte verlangen können, iſt durchaus mehr ein Wort der juriſtiſchen und Umgangs-Sprache, als für philoſophiſche und metaphyſiſche Begriffe. Daß dafür motio dem Römer beſſer anſtehen mußte, hätte man ſchon aus der Ueberſetzung der Platoniſchen Stelle im Phädrus, wo der animus als se ipsum movens dargeſtellt wird, abnehmen können. Auch dort bedeutet das movere und im Griechiſchen das κινεῖν nicht eine äußerliche materielle Bewegung im gewöhnlichen Sinne, ſondern wird wohl mit Recht auf die Bewegung des Denkens und Willens bezogen, die im Verhältniß zu den andern Arten der Bewegung allerdings von

Platon als die archetypische betrachtet werden konnte, (vrgl. z. B. Tim. p. 135 Bkk. 89. St. Legg. X. p. 203. 204. Bkk. 397. 398 St. etc.). Wenn man ferner erwägt, daß bey Aristoteles der Unterschied zwischen ἐντελέχεια und ἐνέργεια nur ein ganz geringer ist, und von ihm selbst nicht immer wahrgenommen wird, und sieht, wie z. B. in der Metaphysik IX. c. 6. die κίνησις und ἐνέργεια nur unterschieden werden, daß jene immer ἀτελής sey, wie μάθησις, βάδισις u. a. οὐ γὰρ ἅμα βαδίζει καὶ βεβάδικεν) während ἐνέργεια Statt findet im Sehen, Denken (ἑώρακε δὲ καὶ ὁρᾷ ἅμα τὸ αὐτὸ καὶ νοεῖ καὶ νενόηκεν) und wie im I. Cap. des III. B. der Physik wirklich in gewisser Beziehung die ἐντελέχεια als eine κίνησις bestimmt wird, und wenn man überhaupt die vielen Stellen näher in's Auge faßt, in denen das Verhältniß der κίνησις und ἐντελέχεια oder ἐνέργεια berührt wird, so kann man sich kaum erwehren, wenn gleich Aristoteles die Ansicht Platons von der Seele als des αὐτὸ ἑαυτὸ κινοῦν bestreitet, dennoch in seiner Erklärung derselben als ἐντελέχεια eine große Verwandtschaft mit jener Platonischen anzuerkennen. Nimmt man noch hinzu, daß eben dem Römer durchaus kein Wort zu Gebote stand, das mehr im Geiste seiner Sprache und dem Kreis seiner metaphysischen Begriffe angemessen diese Bedeutung auszudrücken vermöchte, so wird man wohl seinen Tadel gegen Cicero zurücknehmen müssen. Denn so steht auch gleich zu vermuthen, daß die Beyziehung der Begriffe von continuus und perennis weniger auf Rechnung einer unfreywilligen Verwechselung mit ἐνδελ. zu setzen sey, als aus dem Bestreben erklärt werden muß, jenen Begriff des Wortes, wie er in der aus der Metaphysik oben allegirten Stelle auseinandergesetzt wird, so gut es eben in der Kürze mit den Mitteln der Römischen Sprache zu erreichen war, wiederzugeben. Auf solche Weise glauben wir, könne Cicero hier, wo in neuerer Zeit alle Herausgeber, auch diejenigen, denen sonst überall die Vertheidigung Cicero's eine unabweisbare Pflicht zu seyn schien, ihn verlassen, — gerettet werden, und wir wundern uns, daß auch Trendelenburg in seiner gelehrten Untersuchung zu dem Anfang des zweyten Buches der Aristotelischen Schrift περὶ ψυχῆς über Cicero's Erklärung so ohne weiteres den Stab gebrochen hat. Wir werden also in der fraglichen Stelle nicht mit Hr. M., der Ansicht Näckes folgend, einen ausdrücklichen doppelten Irrthum rügen, sondern vielmehr einen, für seine Zwecke hinreichenden Erklärungsversuch eines Aristotelischen Begriffes, der auch uns und den Tadlern Cicero's in derselben Kürze weder in deutscher noch lateinischer Sprache besser gelingen würde auszudrücken, und selbst aus Aristoteles nur durch Zusammennehmung vieler Stellen, die die einzelnen Seiten des Begriffes entwickeln, gründlicher eingesehen werden kann, indem einzelne Stellen für sich eben so wenig deutlich und erschöpfend sind.

Im zweyten Exc. wird die Dichterstelle I. 16. §. 37:

> Unde animae excitantur obsura umbra aperto ostio
> Alti Acheruntis sanguine falso mortuorum imagines

behandelt. Da die Var. hier zum Theil offenbar fehlerhaft sind, so wird man hier gewiß wohl thun, wenn man die Verse im Ganzen läßt wie sie sind; nur ob falso oder salso sanguine zu schreiben sey, wird hier zu untersuchen seyn, da doch, wo die Autorität der Handschriften, die übrigens hier salso nicht unbedeutend unterstützen würde, unmöglich entscheidend ist, aus andern Gründen vielleicht ein Uebergewicht für die eine oder andere Lesart gewonnen werden kann. Liest man sanguine salso, so muß es natürlich von den Opferthieren verstanden werden, durch deren Blut, wie in der Νεκυία des Homerus, die Schatten hervorgelockt werden.

(Schluß folgt.)

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Mayn. Frankfurt. Band II. Heft 1. 1836. Heft 2. 1837.

Erstes Heft mit Tab. I — VI.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. Eduard Rüppell. (S. 1 — 21 mit 3 schwarzen Steintafeln).

Der Verfasser hatte schon früher 12 neue Arten im Nilstrome entdeckt. Bey seinen weiteren Nachforschungen gelang es ihm nicht nur in dem obern Theil dieses Stromes, oder vielmehr in dem großen abyssinischen Landsee (Bahher Zana), durch welchen der Nil fließt, sondern auch noch zu Cairo selbst andere neue Arten ausfindig zu machen. Diese gehören sämmtlich der Linnéischen Gattung Cyprinus und zwar folgenden Untergattungen derselben an:

Barbus 6 neue Arten.
Labeobarbus 1.
Chondrostoma 1.
Labeo 1.
Varicorhinus 1.
Gobio 2.

Unter diesen Untergattungen sind Labeobarbus und Varicorhinus erst von dem Vers. errichtet. Am Schlusse dieser Abhandlung folgt noch ein Verzeichniß aller bekannten Fischarten des Nils, mit Angabe der von ihnen vorhandenen Abbildungen.

II. Palaeontologische Abhandlungen.

1. Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, hauptsächlich in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse dargelegt von Hermann von Meyer (S. 47 — 102 mit 2 Tafeln).

Das Torfmoor von Enkheim, zwey Stunden nordöstlich von Frankfurt in der Maynthalebene gelegen, umschließt nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen des Vers. folgende Ueberbleibsel von Wirbelthieren: Reste vom Pferde, von einem dem Cervus Elaphus ähnlichen Hirsche, von einem Ochsen, wahrscheinlich dem Bos primigenius, von einer Schildkröte, wahrscheinlich der Emys europaea, von 2 Vögeln, einem aus der Ordnung der Schwimmfüssigen, der Wildente ähnlich, und einem aus der Ordnung der Hühner, Pterocles am ähnlichsten. Hiezu kommen mehrere, in der Gegend noch lebende Arten von Sumpfconchylien, die meist mit denen von Dürrheim übereinstimmen, so wie Knochen von Menschen; ferner Thierknochen, an denen man deutlich sieht, daß sie vor ihrer Einschliessung im Torf von Menschenhänden mit scharfen Instrumenten zugerichtet wurden, dann noch Töpferwaaren, deren Form, Masse und Fabrikation auf die Zeiten der Römer hinweisen. Dieses Torfmoor besteht nicht bloß aus Torfmasse, sondern auch aus Stämmen vom Ansehen der Braunkohle, welche bisweilen mit blauer Eisenerde beschlagen und an einigen Stellen förmlich verkohlt sind.

In den Torfmooren von Dürrheim in Baden finden sich: Reste vom europäischen Dachse, von Canis, Mus minutus, Arvicola, vielleicht der Feldmaus, von Pferd, Wildschwein, Hirsch, dem Cervus Elaphus ähnlich, vom Reh, dem Cervus Capreolus ähnlich, von Bos primigenius, einer Schildkröte, wahrscheinlich der Emys europaea, von Rana esculenta, einer andern Art von Rana und Bufo, einem Vogel aus der Ordnung der Schwimmfüsser, der Wildente ähnlich, und einem Hühnervogel, wahrscheinlich einem Waldhuhne. Von Sumpfconchylien kommen folgende vor: Succinea amphibia; Planorbis marginatus, contortus, hispidus, difformis, complanatus, imbricatus; Lymnaeus palustris, ovatus, peregr; Paludina impura und Cyclas fontinalis. Uebrigens sind auch Menschenknochen und Artefakte gefunden worden; letztere scheinen größtentheils weit späterer Entstehung als jene aus dem Torfmoore von Enkheim.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Prodromus Monographiae Stoechiolithorum et Pyritoidarum. Auct. Julius Fröbel. Turici 1837. Typis Orellii, Fuesslini et Sociorum.

Diese akademische Schrift gibt eine systematische Uebersicht eines Theiles der einfachen Körper und derjenigen Verbindungen, welche Mohs unter dem Namen der Kiese, Glanze und Blenden begreift, nebst einigen andern.

Der Verf. beschränkt sich vorzüglich auf krystallisirte Substanzen, glaubt aber, daß auch künstlich krystallisirte Körper ihren Platz im Mineralsystem finden sollen, und nimmt daher auch den Phosphor, das Selen, den geschmolzenen Schwefel, das geschmolzene Schwefelkupfer u. s. w. auf. Gewiß ist, daß das, was man gewöhnlich künstliche Krystalle oder künstliche chemische Verbindungen nennt, nicht mit dem verglichen werden kann, was sonst ein Produkt der Kunst genannt werden muß. Der Mensch kann eben so wenig einen Krystall machen, als er eine Pflanze machen kann, er kann aber die Umstände herbeyführen, unter welchen die Natur einen Krystall macht, und von diesem Gesichtspunkte aus sind alle chemische Präparate und sogenannte Produkte der chemischen Kunst nur Naturprodukte. Es ist auch nicht zu läugnen, daß gerade deßhalb eine sehr nahe und innige Verbindung der Chemie und Mineralogie bestehen muß, und die Mineralien haben von jeher, in die Chemie aufgenommen, manche Lücken willkommen ausgefüllt, wo zur Zeit die chemische Darstellung nicht ausreichte. Umgekehrt hat die Chemie der Mineralogie manche Verbindungen voraus angekündigt, welche später im Schooße der Erde vorkommend gefunden wurden, und hat ihr manche Verhältnisse kennen gelehrt, welche für die Krystallbildung von Wichtigkeit sind, und welche in der großen Werkstätte der Natur vielleicht niemals zu beobachten gewesen wären.

Wenn man aber die bezüglichen chemischen Präparate, die sogenannten künstlich dargestellten unorganischen Verbindungen der Elemente sämmtlich in die Mineralogie aufnehmen wollte, so würde man damit ein dem Naturforscher sehr interessantes Verhältniß, das des wirklichen Vorkommens unorganischer Körper in der Erdrinde entweder entstellen oder genöthigt seyn, dafür eine Special-Darstellung zu geben. Man würde für diese vielleicht einen neuen Namen erfinden, aber dem Wesen nach bliebe die Sache dieselbe. Denn, obwohl man die Möglichkeit nicht läugnen kann, daß chemische Erzeugnisse in der Natur selbst vorkommen können, so ist doch nicht geradehin zu behaupten, daß wirklich alle solche vorkommen. Es ist von mancher sogar sehr wahrscheinlich, daß sie nicht oder nur von sehr kurzer Dauer vorkommen, weil das überwiegende Vorhandenseyn einzelner Verbindungen, wie z. B. der Luft und des Wassers in der Natur durch ihre Einwirkung das Bestehen nicht gestatten.

Wenn man aber, wie der Verf. mit Necker meynt, nur was krystallisirt ist, zu den Mineralien zählen soll, und daher nur krystallinische chemische Erzeugnisse in die Mineralogie gehören sollen, so

beſchränkt man das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft auf eine ſehr unnatürliche Weiſe, indem es unſtreitig Mineralien giebt, von denen wir wiſſen, daß ſie nicht kryſtalliſirt ſind, wie z. B. die Opalartigen Gebilde. Wollte man aber ſolche als kryſtalliſirt annehmen, jedoch in den Appendix verweiſen, weil wir nicht wiſſen, welche Form ihre Individuen haben, ſo müßte man es mit den vielen ähnlichen chemiſchen Präparaten auch ſo machen und der Appendix würde ſo groß, daß er Stoff genug für eine eigene Wiſſenſchaft geben könnte.

Wenn der Verf. anführt: Omnibus vero temporibus, his nostris exceptis, mineralogi in systematibus suis corpora artificiosa quae dicunt cum naturalibus conjunxerunt et Linnaeus quoque in systemate naturae ostendit se ab hac plane geologica mineralogiae conformatione, quam hodie sequuntur, prorsus alienum esse etc. und wenn er die Syſteme von Cardanus, Wormius und Johnſton citirt, ſo ſpricht er freylich von einer Zeit, wo eine Vereinigung, wie er ſie eingeführt wiſſen will, leicht möglich war, zugleich aber auch von Autoritäten, welchen man auf dieſem Gebiete wohl gewichtigere entgegenſetzen kann.

Es ſcheint daher nicht zweckmäßig, an dem gegenwärtig angenommenen Begriffe von Mineralogie etwas abzuändern und es iſt nicht möglich, das Gebiet einer Wiſſenſchaft immer ſo auszudehnen, daß in derſelben alles verhandelt würde, was die Kenntniß des Hauptgegenſtandes fördern kann.

Der Verf. giebt in der Einleitung weiter an, daß er in dem Begriffe von Species Necker gefolgt ſey, und daß er mit ihm genus nenne, was die Mineralogen gewöhnlich species nennen. Dieſer Begriff erfordert nicht nur, daß die Mineralien kryſtalliſirt ſeyn müſſen, ſondern auch, daß eine äußere Form erſcheint, wenn die Species beſtimmt werden ſoll. Wir können damit nicht einverſtanden ſeyn. —

In Beziehung auf die ſtoechiometriſche Darſtellung iſt der Verf. Nordenſkiöld gefolgt, was die homöomorphen Subſtanzen betrifft, doch mit einigen Abänderungen, quod cognitio naturae stoechiometricae et morphologicae substantiarum valde et mutata et adaucta est, in quo genere, quod ad pyritoïdas attinet, praesertim Breithaupt homoeomorphia sulphuris et arsenici stibiique demonstrata bene meruit.

Deshalb ſchreibt er für den Glanzkobalt $\left.\begin{matrix}Co\\Fe\end{matrix}\right\}\left\{\begin{matrix}As\\Su\end{matrix}\right\}^2$; für den Nickelantimon- und Nickelarſenikglanz $Ni\left\{\begin{matrix}Su\\Sb\end{matrix}\right\}^2$; $Ni\left\{\begin{matrix}Su\\As\\Sb\end{matrix}\right\}^2$; $\left.\begin{matrix}Ni\\Fe\end{matrix}\right\}\left\{\begin{matrix}As\\Su\end{matrix}\right\}^2$ u. ſ. w.

Wir halten zur Zeit die Annahme Breithaupts, welche ſich auf eine Beobachtung am Arſenikkies und rhombiſchen Eiſenkies ſtützt, für zu wenig begründet, als daß wir dieſe Formeln billigen könnten; wenn man aber auch einen Iſomorphismus von Schwefel, Arſenik und Antimon zugeben wollte, ſo wäre obige Schreibart der üblichen nicht vorzuziehen, welche die Miſchungen weit genauer bezeichnet, nähmlich den Glanzkobalt mit $CoAs^2 + CoS^2$; den Nickelantimonglanz mit $NiSb^2 + NiS^2$; den Nickelarſenikglanz mit $NiAs^2 + NiS^2$ u. ſ. f.

Auch die Formel $\left.\begin{matrix}Cu\\Fe\end{matrix}\right\}Su$ für den Kupferkies iſt zu allgemein, da die Analyſen verſchiedener Varietäten von Roſe, Hartwell und Phillips kein merkliches Schwanken des Eiſen- und Kupfergehaltes nachweiſen. Das Buntkupfererz, welches nach ähnlicher Schreibart die ſeltſame Formel $\left.\begin{matrix}Cu^5\\Fe^5\end{matrix}\right\}S^3$ bekäme, wird nicht angeführt.

Die Stoechiolithi und Pyritoidä bilden zwey Klaſſen. Die erſte Klaſſe enthält die Ordnungen:

1) Stoechiolithi metalloidei und 2) Stoechiolithi metallici. Die Familien sind durch die Krystallsysteme bezeichnet.

Die zweyte Klasse enthält die Ordnungen:

1. Pyritoidae Dimetallini.
2. „ „ Monomerici.
3. „ „ Dimerici.
4. „ „ Polymerici.

Die Familien sind in der ersten Ordnung nach den Krystallsystemen bestimmt und ihre Unterabtheilungen, welche stirpes genannt werden, nach Mischungscriterien, in den übrigen Ordnungen ist es aber umgekehrt. —

Da die Abhandlung lateinisch geschrieben ist, so sind, nach dem Vorgange von Necker und Schubert, die üblichen Speciesnamen latinisirt oder auch neue dafür geschaffen worden. —

Es steht zu erwarten, daß der Verf. in der angekündigten Monographie die Gründe, welche ihn zu manchen Neuerungen veranlaßten, ausführlicher darlegen werde, als es in dem Prodromus geschehen konnte. Eine kritische und mitunter auf eigenthümliche Beobachtungen sich stützende Bearbeitung der von dem Verf. Pyritoidae genannten Mineralien wäre gewiß eine willkommene Erscheinung. —

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque ex Orellii recensione edidit et illustravit Raphaël Kühner, etc.

M. Tullii Ciceronis Disputationes Tusculanae etc.

M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque, cum commentario Jo. Davisii, R. Bentleii emendationibus, Lallemanni animadversionibus integris, reliquorum interpretum selectis etc.

(Schluß.)

An der Construktion, die Hr. Kühner für unerträglich hält, würde ich am allerwenigsten in solchen Stellen Anstoß nehmen, da sogar in der spätern strengern poëtischen Diktion der Genius der lateinischen Sprache derley zuließ, (S. Klopstock in der Ode: der Kranz, und seine Anmerkung dazu) und eigentlich hier die Stellung gar nicht so unnatürlich wäre, sondern eben nur die verschiedenen Ablativ-Begriffe nach einander untergebracht würden. Anders aber verhält es sich mit der Bedeutung des Wortes, indem das „gesalzene Blut“ durch die einzige Stelle des Ennius, deren Zusammenhang wir gar nicht kennen, und durch die Verbindung dieses Epithetons mit andern Feuchtigkeiten und Flüßigkeiten wie lacrimae, sudor, bey denen sich recht gut der Grund denken läßt, keineswegs genügend gerechtfertigt wird; und wollte man auch die Sitte, den Kopf des Opferthiers mit mola salsa zu bestreuen, hier zu Hilfe nehmen, so würde ein solches Thier immer noch kein gesalzenes Blut vergießen, sondern es müßte dann eben als eine etwas kühne Figur für das Blut eines mit gesalzenem Mehle bestreuten Thieres genommen werden. Ist diese Lesart von Seiten des Sinnes also zum wenigsten zweifelhaft, so empfiehlt sich die andere dagegen durch die Leichtigkeit des Sinnes nicht weniger als durch eine höchst poëtische und dem grande dicendi genus der Römischen Tragödie höchst angemessene Diktion, so daß wir nicht einsehen, warum Hr. M. so entschieden auch diese Lesart als unstatthaft mißbilligt. Wenn der Römer in Prosa (freylich philosophischer) von einem quasi corpus und quasi sanguis sprechen konnte, warum sollte dem Dichter nur erlaubt seyn zu sagen: falsas umbrarum imagines od. species, und nicht auch falso sanguine imagines, die Schatten mit erlogenem Blute, statt die blutlosen Schatten; und uns dünkt dieß zu der ganzen granditas verborum noch besser zu passen, als selbst was Orelli vermißte und Hr. M. gar zu gern in den Text genommen hätte, wenn nicht die Autorität der Handschriften zu sehr dagegen spräche, cassae sanguine blutleer; auch das Bentley'sche fuso s. mit excitantur verbunden, gefiele ihm besser. Gewiß wäre es unbillig die Lesart falso sanguine zu verstoßen. Ob die Umstellung sanguine f. für falso s. unabweislich sey, ist wohl auch nicht ausgemacht; Hermann äußert sich über diesen Punkt nicht ganz entschieden, und

hier könnte gerade der Ausdruck durch die metrische Härte gewinnen. Uebrigens können wir Hrn. M. auch keineswegs beystimmen, wenn er als eine unzweifelhafte Wahrheit annimmt, daß diese 3 Verse nur die 3 kurz vorher angezogenen fortsetze:

Adsum atque advenio Acherunte vix via alta atque ardua,
Per speluncas saxis structas, asperis, pendentibus,
Maxumis: ubi rigida constat crassa caligo inferum.

Denn dieß lassen Cicero's eigne Worte nicht leicht zu, die unmittelbar den zwey letzten Versen vorangehen: inde in vicinia nostra Averni lacus, Unde etc. Offenbar müßte ja doch auch in den Versen der Averni lacus erwähnt werden, worauf sich das unde bezöge, und also auf jeden Fall angenommen werden, daß einige Verse noch dazwischen gestanden. Wahrscheinlich aber gehören sie nicht einmal so nahe zusammen, und sind vielleicht aus einem verschiedenen Stücke, ja aus einer verschiedenen Fabel. Uebrigens dünkt es mir auch nicht so unwahrscheinlich, wie Hrn. M., daß wenigstens die drey ersten Verse aus einer lateinischen Nachahmung der Euripideischen Hecuba seyen. Die Ausschmückungen und Erweiterungen lägen der Sitte solcher Nachahmungen gewiß nicht so fern. —

Der zwölfte Exc. besteht lediglich aus einer Note, aus des Hrn. Kloß Quaestionn. Tulliann. entlehnt, in der er die Stelle III. 34. §. 82:

Et tamen, ut medici toto corpore curando minimae etiam parti, si condoluit, medentur: sic philosophia, quum universam aegritudinem sustulit, tamen, si quis error aliunde exstitit, si paupertas momordit, si ignominia pupugit, si quid tenebrarum offudit exsilium, aut eorum quae modo dixi, si quid exstitit, et si singularum rerum sunt propriae consolationes: de quibus audies tu quidem, quum voles cet,

wie die am meisten beglaubigte handschriftliche Lesart lautet, in Schutz nimmt, indem diese bey den Worten et si singularum cet. nicht ganz richtig zu seyn schien. Von Hrn. Kühner und Hrn. M. erhält er hier vollkommnen Beyfall; ich muß gestehen, daß mir nicht selten die große Entschiedenheit und Sicherheit, mit der jener Gelehrte seine Behauptungen ausspricht, keine so entschiedene und sichere Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben zu erwecken pflegte. So auch hier. Immer bleibt die Anakoluthie hart und unbegründet, und der Gedanke et si singularum cet. nach dem zusammenfassenden Satze aut eorum cet. höchst müßig, wie Hr. Kl. sich auch immer bemühen mag, ihn als nothwendig darzustellen; und wie er ihn zuletzt erklärt: et si singulis rebus opus est singulis consolationibus, der Gedanke liegt nimmermehr in den Worten; so daß es auch jetzt noch wünschenswerth scheint, et si möchte ganz fehlen oder dafür etiam oder et stehen, und im allerbesten Falle man sich entschließen könnte, als äußerste Möglichkeit die handschriftliche Lesart zu retten, die Klotzische Erklärung anzuerkennen, kaum aber, wie vielleicht Hr. M. thut, der Versicherung Hrn. Kl. uti supra positus est locus, sic esse a Cicerone ipso scriptum, unbedingt Glauben zu schenken. Die Beyspiele, die Hr. Kl. in der Ausgabe zur Unterstützung beygebracht hat, sind für unsere Stelle durchaus ungenügend, wie das sonst richtig von ihm hergestellte aus III. 33, §. 79. Uebrigens ist es fast eine Verschwendung des Namens Anakoluthie, wenn man auch eine Konstruktion wie diese: sic philosophia quum universam aegritudinem sustulit — etiam singularum rerum sunt propriae consolationes mit diesem Namen belegen will. Allerdings ist sic nicht durch ein Comma von philosophia loszureißen, wie Orelli gethan hat, aber auch nicht wie Hr. Kl., von dem übrigen Theile des Vodersatzes.

Damit schließen wir unsere Anzeige, und bitten die H.H. Herausgeber, in unsern Bemerkungen nicht etwa Tadelsucht und Rechthaberey finden zu wollen, sondern der Versicherung zu glauben, daß uns dazu blos der Wunsch veranlaßt hat, wenn auch nur etwas Geringes dazu beyzutragen, daß in den künftigen Bearbeitungen, denen wir von ihnen mit Erwartung entgegen sehen, Manches, was den sonstigen Vorzügen Eintrag thun könnte, vermieden werde.

Dr. Christian Cron.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

The Rationale of political Representation. By the author of Essays on the formation of opinions. — London 1835. 8. 436 S.

Der ungenannte Verfasser ist ein Radicaler, jedoch kein gemeiner. Nachdem er in der Einleitung das Geschichtliche, nur mit Bezug auf England berührt, sein Unternehmen, allgemeine Grundsätze aufzustellen, gegen die Abgeneigten vertheidigt, und den Gang, den er einschlagen will, gerechtfertigt hat, beginnt er in dem ersten Kapitel mit dem „eigentlichen Zweck und Geschäft der Regierung.“ Dieses ist nach ihm: Beförderung der Wohlfahrt des Gemeinwesens, dem die Regierung vorsteht, durch Anstalten, welche von dem Einzelnen, oder auch von Mehreren in Verbindung, entweder gar nicht oder doch nicht eben so befriedigend getroffen werden können. Hiernach, sagt er, ist das Handeln der Regierung nachhelfend und ergänzend, nicht vorschreitend und schaffend; weniger darauf gerichtet, Gutes zu erzeugen als Böses zu verhindern; mit Einem Worte, Schutz. Er gründet diese Einschränkung auf den Satz, daß in der Regel jeder Einzelne am Besten verstehe, anstrebe und erlange, was ihm fromme.

Im zweyten Kapitel giebt er der repräsentativen Verfassung vor allen andern den Vorzug, nicht wegen ihrer vermeyntlichen Uebereinstimmung mit Forderungen der Vernunft, sondern nur darum, weil sie ungleich mehr Sicherheit, als die übrigen, für die Erreichung des (von ihm aufgestellten) Zweckes der Regierung gewähre. Denn die Theilnahme Aller sey, mit Ausnahme ganz kleiner Staaten, unmöglich; Einherrschaft oder Herrschaft von Wenigen suche in der Regel den eigenen Vortheil der Herrschenden; nur in der repräsentativen Verfassung stehe nothwendig das gemeine Wohl voran, weil gewählte Vertreter sich dafür entscheiden und bemühen müßten, um nicht das Zutrauen ihrer Wähler zu verlieren. Der Verf. gesteht den Einwendungen dagegen, die aus der Untugend oder Unkunde der Wähler geschöpft werden, mehr Gewicht zu, als ihnen Andere einräumen; behauptet aber, bey einer guten Wahlordnung wäre zu erwarten, daß gleichwohl die meisten Wahlen befriedigend ausfallen — und bey einer vollen Publicität, die nur unter dieser Regierungsform bestehen könne, daß auch die eigensüchtigsten Vertreter ihrem Treiben nicht vollen Lauf lassen würden.

Das dritte Kapitel handelt von dem repräsentativen Körper, in sieben Abschnitten. In dem ersten wird als Aufgabe der Repräsentation, (mit Ausschluß des eigentlichen Regierungs-Geschäftes, welches der Verf. nur hie und da berührt,) allgemeine Gesetzgebung angenommen.

Was der Vf. hier zu Gunsten der Selbständigkeit, die Bezirken und Gemeinden in Ansehung ihrer besondern Angelegenheiten zu lassen wäre, sagt und mit Aussprüchen Milton's, Burke's u. a. bekräftigt, ist zwar nicht neu, aber so scharf ausgedrückt, daß Ref. nicht zweifelt, es werde manchem Leser die Mittheilung Vergnügen machen.

S. 87. Gleichwie der Einzelne sein eignes Wohl um vieles besser, als sonst irgend jemand, wahrzunehmen und zu fördern versteht, so kennt und besorgt auch eine Gemeinde, eine Landschaft, das, was sie allein angeht, am besten selbst. Angelegenheiten dieser Art werden von einer entfernten Behörde nie mit so eindringender Aufmerksamkeit behandelt, als von einer heimischen. Auch nicht mit gleicher Sachkunde. Der entfernten Behörde steht nur die Aussage von Zeugen, oder was sich aus Berichten abnehmen läßt, der heimischen dagegen jene unmittheilbare Kenntniß zu Gebot, die sich nur an Ort und Stelle erwerben läßt, und von welcher eine zweckmäßige Entscheidung über örtliche Fragen meist abhängig ist. Aber, wendet man vielleicht ein, begehen nicht, gleich dem Einzelnen, auch Bezirke und Gemeinden in der Besorgung ihrer Angelegenheiten oft grobe Fehler? Gewiß; und dennoch trifft die Einwendung nicht. Die Frage ist ja nicht, ob ein Dritter in gewissen Fällen richtiger sehen und handeln möchte, sondern ob er im Stande wäre, das ganze Geschäft eines andern (sey das ein Einzelner oder eine Gesammtheit), neben seinem eigenen wohl auszurichten. Darauf ist mit Nein zu antworten. Du magst wohl das Handeln deines Freundes in gewissen Sachen leiten, wo er, sich selbst überlassen, gewiß fehl treten würde; nimmst du es aber auf dich, ihn überall zu führen, so wird nicht nur er keinen Halt in sich haben, sondern du wirst den deinigen selbst verlieren. Du magst von deinem Spiele aus ein anderes gelegentlich betrachten, und die Fehler, die darin gemacht werden, wohl bemerken; trittst du aber selbst ein, so giebst du den vortheilhaften Standpunct auf, von wo du die Beobachtung gemacht hast, und versäumst dazu dein eigenes Spiel.

Die schwierigeren Fragen, an was zu erkennen sey, daß eine Sache einen Bezirk oder eine Gemeinde allein angehe, mithin der Gemeinde, dem Bezirke auch anheimgestellt werden müsse? dann, wie es anzugreifen sey, damit bey solcher Selbständigkeit der Theile die Einheit des Ganzen bewahrt werde? hat der Verf. unberührt gelassen.

Im zweyten Abschnitte (Verfahren der Gesetzgebung) wird der Vorzug mündlicher Berathung gezeigt; er sey so groß, daß er die unvermeidlichen und nicht geringen Nachtheile leidenschaftlicher Aufregung und verwirrender Redseligkeit gleichwohl überwiege. Ferner wird hier dargethan, daß die Repräsentanten nicht an Aufträge gebunden seyn dürfen, die nicht anders als in Folge von Berathungen ertheilt werden könnten, welchen es nothwendig an der erforderlichen Gründlichkeit gebräche. Letzteres wird im dritten Abschnitte (Verhältniß der Repräsentanten zu den Wählern) weiter ausgeführt, und der Einwendung begegnet, daß unter den Wählern doch Leute seyn könnten, die den Repräsentanten selbst an Einsicht überträfen, also im Stande wären, gute Weisungen für ihn an die Hand zu geben. Dagegen wird bemerkt, daß solche Weisungen gewöhnlich die Zustimmung der meisten Wähler nicht erhalten, sondern andere, nichts weniger als zweckmäßige, beliebt werden würden. Eingeflochten ist hier eine treffliche Stelle aus Burke's berühmter Rede an die Wähler zu Bristol, woraus Ref. nur einige Sätze aushebt.

„Gesetzgebung ist eine Sache der Beurtheilung, nicht des Gutdünkens; der Einsicht, nicht der Neigung. Euch verdankt der Mann, den ihr erkieset, einen Ehrenplatz, und billig habt ihr von ihm die größte Ergebenheit zu fordern. Aber seine unbefangene Meynung, sein reifes Urtheil, sein erleuchtetes Gewissen darf er niemand auf der Welt, auch nicht euch aufopfern. Denn diese hat er nicht von euch, nicht von dem Gesetze oder der Verfassung. Sie sind ein von der Vorsehung ihm verliehenes Gut, für dessen Mißbrauch er hoch verantwortlich ist. Handelte er euch zu gefallen wider seine Ueberzeugung, so würde er an euch nicht Treue, sondern Treulosigkeit beweisen."

Der vierte Abschnitt stellt die Vortheile der Oeffentlichkeit der Berathungen ins Licht. Auch die Nachtheile werden nicht verhehlt; namentlich, daß der Saal zu einem Schauplatze werden könne, auf welchem die Eitelkeit und die Gefallsucht mit unnützer, breiter Rede die Zeit verderbe. Doch hat bey dem Vf. der Nutzen das Uebergewicht. Besonders wird hervorgehoben, daß die Oeffentlichkeit allein dem redlichen Manne Schutz gewähre, einerseits gegen ungebührliche Zumuthungen seiner Wähler, andererseits gegen Unarten der Versammlung selbst.

Im fünften Abschnitte wird untersucht, ob eine große, oder ob eine beschränkte Zahl der

Mitglieder zweckmäßiger sey. Der Vf. erklärt sich für die letztere, nicht nur wegen des mannigfaltigen Uebelstandes bey einer berathenden Menge, sondern vornehmlich, weil, je größer die Zahl der Theilhaber, desto geringer der Antheil eines jeden sey.

S. 164. Der stärkste Antrieb zur Thätigkeit ist da, wo ein Geschäft einem Manne anvertraut ist. Beygebung von Gehülfen schwächt das Bewußtseyn der Verantwortlichkeit; macht geneigt, auf Andere sich zu verlassen, anstatt selbst zu handeln; vermindert die persönliche Wichtigkeit und damit auch den Trieb zur Thätigkeit. Das zeigt sich an dem brittischen Unterhause. Viele Mitglieder sind ganz unthätig, weil sie sehen, daß man ihrer nicht bedarf, außer bey der Abstimmung.

Mehr als in dem Bisherigen verräth sich die radicale Richtung des Vfs. in dem sechsten Abschnitte, über die Erfordernisse zur Wählbarkeit. Er spricht mit Bitterkeit gegen die in England erst 1711 eingeführte Beschränkung der Wählbaren auf die Besitzer eines gewissen Einkommens aus Land-Eigenthum; er will gar keine Berücksichtigung des Vermögens, dagegen Ausschliessung aller derer, die ein Amt oder Geschäft hindere, sich dem großen und schweren Berufe der Gesetzgebung allein zu widmen, und — gute Besoldungen für die Gesetzgeber.

Auf wie lange die Wahl geschehen soll, untersucht der Verfasser im siebenten Abschnitte. Er zeigt recht gut, daß sie nicht widerruflich seyn dürfe. Auch das Mißliche eines oft vorkommenden Wechsels wird dargethan; und dennoch eine Dauer von zwey bis drey Jahren als für ein Parlament die zweckmäßigste erklärt. Bekanntlich ist das einer der Glaubenssätze der Parthey, welcher der Vf. angehört. Die beyden andern: Wahlrecht für Alle und Wahl durch Zettel, sind in den zwey folgenden Capiteln (über den Wahlkörper und über das Wahlverfahren) ausgeführt und (freylich nur als Nothbehelfe) vertheidigt.

In dem sechsten Capitel endlich versucht der Vf. Grundsätze für die Einleitung von Veränderungen an den Staats-Einrichtungen aufzustellen. Auf das bloße Alter einer Einrichtung legt er gar keinen Werth; dagegen auf ihr Wurzeln in dem Volke einen so großen, als je ein Freund des Bestehenden. Er zeigt an dem schnellen Verfalle der republikanischen Staatsform, die im 17ten Jahrhundert der brittischen, im 18ten der französischen Monarchie aufgedrungen wurde, die unfehlbare Nichtigkeit der Staatsveränderungen, welche gegen die Neigung und Gesinnung der Mehrheit anstossen oder wenigstens keinen Halt darin gewinnen. Als Bedingung der Räthlichkeit einer Veränderung nimmt er nicht blos ihren entschiedenen Nutzen an, sondern daneben die Gewißheit, daß sie keinen erheblichen Widerstand, vielmehr überwiegende Zustimmung finden werde. Unbefangen genug hält er mit dieser Bedingung die Einrichtungen zusammen, die er in den vorhergehenden drey Capiteln als die besten bezeichnet hat, und gesteht, daß mehrere darunter, z. B. die Aufstellung besoldeter Gesetzgeber, dermal noch unausführbar seyen. Von der fortschreitenden Aufklärung erwartet er jedoch eine, solchen Einrichtungen günstige, Besserung der öffentlichen Meynung desto zuversichtlicher, weil in unseren Tagen Jeremias Bentham die wahre Staatsweisheit entdeckt und jedem zugänglich gemacht habe. In zwey Anhängen, über politische Gleichheit, und über natürliche Rechte, werden die darüber in Frankreich seit der Revolution gangbaren Vorstellungen widerlegt; ganz in dem Sinne und zum Theil mit den Worten des eben genannten Erzvaters der Radicalen, der bekanntlich kein Freund jener Revolution war und eine Zeit lang im Briefwechsel mit dem Kaiser Alexander stand.

In Vergleichung mit anderen, besonders französischen Theoretikern von gleicher oder ähnlicher Richtung, kann dem Vf. und der Schule, wozu er sich hält, der Vorzug einer gewissen Besonnenheit nicht abgesprochen werden. Die Untersuchung wird

mit einer Ruhe und Einfachheit, mit einer Abwehrung von Schein und Täuschung angestellt, die zu der Erwartung befriedigender Ergebnisse berechtigen. Um so auffallender ist die Schwäche und Unfruchtbarkeit dieser Ergebnisse.

(Schluß folgt.)

Lehrbuch der gesammten Mineralogie von Ernst Friedrich Germar, Doktor der Phil. und Medic., ordentl. Prof. der Mineral. und Director des akad. mineral. Museums zu Halle, der gelehrten Gesellschaften zu Jena, Dresden, Halle, Hanau, Berlin, Mietau ꝛc. Mitglied. Zweyte umgearbeitete Auflage. Mit 10 Kupfertafeln. Halle bey Schwetschke und Sohn 1837.

Der Verf. sagt in der Vorrede, daß sich die erste Auflage dieses Lehrbuches, welche 1824 als neue Ausgabe von Meineke's Lehrbuch der Mineralogie erschien, die Aufgabe setzte, für die Mineralogie ein ähnliches Werk zu liefern, wie ein solches Blumenbach für die Naturgeschichte im Allgemeinen, besonders für die Zoologie lieferte. Diese neue und umgearbeite Auflage wurde theils nothwendig, weil die erste vergriffen ist, theils wegen der bedeutenden Fortschritte der Wissenschaft in den letzten Jahren.

Das Buch zerfällt in 6 Abschnitte, wovon 3 der Mineralogie nebst Einleitung, der vierte der Geognosie, der fünfte der Petrefaktenkunde und der sechste der Geschichte und Litteratur gewidmet ist.

Wir bemerken, daß im Allgemeinen der Stoff nicht nach seinem relativen Werth abgehandelt ist, sondern daß das weniger Wesentliche oft mehr Berücksichtigung fand, als das Wichtige. So ist die krystalographische Ableitung und überhaupt die Einleitung in die Krystallographie nur sehr dürftig behandelt, während anderseits äußerst seltene hemiedrische Formen angeführt werden.

So findet man von den Artikeln Strahlenbrechung, specifisches Gewicht und von den chemischen Kennzeichen nicht viel mehr, als die Titel, während den Variätäten des späthigen, stänglichen, körnigen, strahligen, fasrigen, krummschaaligen und dichten Baryt's, dem schaaligen, schuppigen, strahligen, fasrigen und dichten Rotheisenerz eine ausführliche Beschreibung gewidmet ist. So werden beym Kakoxen, Pyrorthit, Euchroit und Erinit und ähnlichen Seltenheiten ausführliche Analysen angeben, während bey den am häufigsten vorkommenden Specien, wie Brauneisenerz, Kalkspath, Steinsalz, Baryt, Cölestin, Chrisolith u. a. nur die Mischungstheile ohne Angabe der procentischen Zusammensetzung genannt werden. Von der Klassificationslehre wird nur angeführt, daß man ein nach allen Kennzeichen untersuchtes Mineral systematisch bestimmen könne, daß die Klassen und Ordnungen nach chemischen Rücksichten gebildet werden, die Sippschaften nach der äußern Uebereinstimmung, die Gattungen nach der innern Struktur und Krystallisation, die Arten nach den verschiedenen Stufen der krystallinischen Ausbildung und Cohäsion. — Eine ähnliche Disharmonie der Details mit der Anlage des Ganzen bemerkt man in den Abschnitten über Geognosie und Petrefaktenkunde. In Betreff der Geologie, sagt der Verf. in der Vorrede; sie sey von der Geognosie nicht mehr getrennt aufgestellt worden, es kommt aber von eigentlich Geologischem, z. B. von einer Theorie der Erdbildung, Theorie der Vulkane ꝛc. fast gar nichts vor.

Die Kupfertafeln betreffen bloß Krystallographisches.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Das Festland Australien, eine geographische Monographie. Nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke. Prenzlau, 1837. 2 Theile, 334 und 316 Seiten. 8.

Eine ausgezeichnete Arbeit, im Ritter'schen Sinne und Geiste abgefaßt, wie denn der Verf. es selbst bekennt, daß er seine ganze wissenschaftliche Richtung diesem großen Geographen verdanke. Dieses Lob hat sich vorliegende Monographie begründet nicht bloß wegen des Fleißes, mit welchem die Quellen aufgesucht und wegen der Kritik, mit der sie gesichtet und verarbeitet sind, sondern nicht minder deßhalb, weil der Verf. es verstanden hat, anstatt eines bloßen Aggregats von Thatsachen, eine organisch gegliederte, lebendige Darstellung voll Anschaulichkeit und Frische zu entwerfen. Als ein weiterer Vorzug dieser Arbeit ist hervorzuheben, daß sie, wiewohl mit Gründlichkeit alle Hauptverhältnisse ihres Gegenstandes behandelnd, doch nicht zur Breite sich hat verführen lassen, überhaupt sehr übersichtlich und bündig gehalten ist. Auch ist es rühmlich zu erwähnen, daß sie, obwohl von einer bestimmten Schule ausgegangen, dennoch von der Befangenheit sich frey gehalten hat, welche in einem solchen Falle sich sonst leicht bemerklich macht. Kurz diese Monographie ist ein Werk von ächt wissenschaftlichem Charakter; eine der schätzbarsten Erscheinungen in der an Werken solcher Art noch eben nicht sehr reichen geographischen Litteratur.

Der Verf. theilt seine Monographie in fünf Abschnitte und drey besondere Anhänge.

Erster Abschnitt. Die Natur Australiens im Allgemeinen. Den Anfang macht eine kurze Geschichte der Entdeckung Australiens. Die berühmten Expeditionen, welche gleichzeitig und noch vor dem Frieden von Amiens die englische und französische Regierung absandten, charakterisirt er sehr gut folgendermassen:

„Beyde rivalisirende Unternehmungen zeigten die größten Gegensätze. Für die englische war ein Schiff bestimmt, so baufällig, daß es im Laufe der Reise dienstunfähig wurde; es war nur gerade mit dem Nöthigsten versehen, nur ein Naturforscher begleitete es, freylich ein R. Brown. Die französische Expedition dagegen erhielt zwey schöne Schiffe, im Ueberfluß Alles, was zu den umfassendsten wissenschaftlichen Untersuchungen behülflich; Naturforscher drängten sich so sehr hinzu, daß sie kaum Platz finden konnten. Und dennoch, während die erste Unternehmung nur Ausgezeichnetes geleistet hat, sind die Resultate der zweyten dürftig und unbefriedigend. Der Grund dafür ist hauptsächlich wohl in der Wahl der Anführer zu suchen; die englische Regierung übertrug Flinders die Leitung, den seine Entdeckungen schon berühmt gemacht hatten, und der durch tiefe Einsicht, rastlose Thätigkeit und die große Vertrautheit mit den Küsten des Landes, die Mängel seiner Ausrüstung in solchem Maaße überwand, daß ihm der Ruhm, der größte Seefahrer aller Zeiten gewesen zu seyn, nicht streitig gemacht werden kann. Die französischen Schiffe führte Baudin, ein erfahrner Seemann, allein ganz der alten Schule, die sich in Frankreich viel länger als in England erhielt, angehörig, deshalb stets mit allen seinen der neuen Zeit zugewandten Untergebenen zerfallen und schon seiner Aengstlichkeit wegen der Unternehmung gar nicht gewachsen."

Und in einer Anmerkung heißt es:

„Es ist nicht leicht, Baudin richtig zu beurtheilen, da er auf der Rückkehr starb, und alle Berichte über seine Reise von seinen Gegnern abgefaßt sind. Es war von Freycinet, der auf seinen Charten jeden Kadetten verewigte, sehr ungeziemend, daß er den Na-

men Baudins ganz ausließ, erst Flinders hat ein Felsriff nach ihm benannt."

Unsers Wissens ist unter den Franzosen der Seefahrer d'Urville der erste, welcher den Kapitän Baudin gegen die heftigen Verunglimpfungen seiner Gegner in Schutz genommen hat, mit denen auszukommen es freylich, aus den vom Verf. schon angedeuteten Gründen, einem an die Strenge des Dienstes gewöhnten Seemanne fast unmöglich werden mußte.

Bis auf die neuesten Zeiten war Neuholland der gebräuchliche Name für Australien. Der Verf. folgt jedoch dem, von der englischen Regierung anerkannten Gebrauche der Kolonisten, welche ihr neues Vaterland jetzt durchweg Australien nennen. Mit R. Brown theilt er das Land in 3 große Theile: das nördliche tropische Australien, das mittlere subtropische und das südliche gemäßigte, wozu Van Diemensland und die Inseln der Baßstraße gehören. Bekannt sind uns bis jetzt nur die beyden letzten Abtheilungen, von der zweyten sind wir nach unsern bisherigen Kenntnissen berechtigt, sie in Ost- und Westaustralien zu unterscheiden. Außerdem sind Gründe vorhanden, in dem Lande um die großen Golfe der Südküste eine dritte selbstständige Abtheilung anzunehmen, die der Verfasser Südaustralien nennt.

Den Grundcharakter Australiens findet der Verf. darin, daß das continentale Element hier förmlich die Grundzüge des oceanischen Elementes in sein Wesen aufgenommen, und dadurch jene merkwürdige Einförmigkeit hervorgebracht habe, welche das Land vor allen andern Theilen der Erde auszeichne.

„Schon in der äussern Begrenzung gegen die Oceane zeigt sich große Einfachheit; die Küsten sind sehr regelmäßig und meist ohne die großen Einschnitte und Meerbusen, die andere Continente auszeichnen. Inseln finden sich gewöhnlich nur sparsam längs derselben. Was das Innere betrifft, so herrscht daselbst die Form des Flachlandes, die Hauptübergangsform der Continente zu den Oceanen, die schon im Aeussern die größte Aehnlichkeit mit dem Meere besitzt, auf

eine Weise vor, wie dieß in den übrigen Continenten ohne Beyspiel ist (nur in Südamerika finden sich Analogien). Die Form des Gebirges ist dagegen sehr beschränkt und nur unbedeutend. Es erheben sich aus den Ebenen Bergländer, gewöhnlich von sehr einfachem Bau, stets isolirt und ohne Verbindung mit einander; stünde der Ocean um einige hundert Fuß höher, so würde sich ganz Australien in eine Gruppe von Inseln auflösen. Die continentalsten Gebirgsformen, die Hochgebirge und Plateauländer, fehlen fast ganz, Stufenländer giebt es theils gar nicht, theils erscheinen sie so zurückgedrängt und von der einförmigen Massenerhebung wie zerdrückt, daß sie für die Fortbildung des Menschengeschlechts und für Kulturverhältnisse von fast gar keiner Bedeutung sind. Kurz auch die Gebirgsländer Australiens zeigen durchaus den Mangel an Abwechselung und an Gegensätzen, der das ganze Land charakterisirt. Und dem entspricht denn auch die Form der Flüsse. Daß es hier, wie man früher glaubte, keine großen Flüsse gebe, ist hinlänglich widerlegt, seitdem ein Flußgebiet entdeckt ist, das wahrscheinlich den vierten Theil des ganzen Landes einnimmt. Allein die australischen Flüsse, ohne feste Quellen und gewöhnlich nur aus Ketten von Teichen sich bildend, mit kurzem Quellaufe, der von dem Mittellaufe, wo es anders einen solchen giebt, sich fast nie unterscheiden läßt, größtentheils durch die Flachländer fließend, mit Zuflüssen sparsam, häufig gar nicht versehen, ohne feste Betten, nicht selten ohne Thal, zu manchen Zeiten stagnirend, in Sümpfe und Seen sich auflösend oder ganz austrocknend, zu andern wieder den verheerendsten und unregelmäßigsten Schwellen unterworfen, endlich häufig mit unzugänglichen, durch Bänke verstopften Mündungen, denen die Deltabildung ganz abgeht — so gestaltet geben diese Flüsse das traurige Bild einer Form der Erdoberfläche, die dazu bestimmt, Glück und Segen zu verbreiten, hier vielmehr hemmend als fördernd auftritt."

Derselbe Charakter der Einförmigkeit zeigt sich auch in der Pflanzen- und Thierwelt Australiens:

„An welchem Puncte der Küste der Reisende auch landen mag, immer treten ihm die ähnliche Beschaffenheit des Bodens, die gleichen Pflanzen- und Thier-Formen, dieselben Menschen entgegen, ohne daß eine Ausdehnung von mehr als 30 Breitengraden bedeutende Verschiedenheiten erzeugt, und diese Einförmigkeit wirkt um so abstoßender, je seltsamer und ungewöhnlicher die Natur ist, die dem Beobachter sich darbietet."

Mag auch die Darstellung der Gebirgsverhältnisse Australiens etwas zu systematisirt erscheinen,

so ist doch durch vorstehende Schilderung in einigen Hauptumrissen der Grundcharakter dieses merkwürdigen Continents anschaulich dargelegt. Sehr ausführlich schildert der Verf. alsdann die klimatischen und geognostischen Verhältnisse, so wie die Pflanzen- und Thierwelt Australiens.

Zweyter Abschnitt. Die australischen Meere, Küsten und Inseln. Ein mit ungemeinem Fleiße ausgearbeiteter Abschnitt, in dessen Detail wir nicht weiter eingehen können.

Dasselbe gilt von dem dritten und vierten Abschnitt, jener Ost-Australien, dieser Westaustralien und Van Diemensland besonders behandelnd. Der Verf. weist unter andern nach, daß Sidney vor allen Theilen der Küste zum Mittelpuncte der Kolonie sich eigne. „Man muß es zugestehen, daß eine höhere Hand die ersten Kolonisten leitete, als sie 1788 Sidney gründeten.“

Fünfter Abschnitt. Die Bewohner Australiens. Zuerst werden die Ureinwohner, dann die Kolonisten geschildert. Für so gelungen auch dieser Abschnitt im Allgemeinen erklärt werden muß, so giebt es doch zwey Puncte, in welchen wir des Verf. Meynung durchaus nicht theilen können.

Ganz im Gegensatze mit der gewöhnlichen Ansicht stellt er nämlich den Charakter der Australier in einem viel zu günstigen Lichte dar.

„Wo der Europäer landete, fand er die Australier stets auffallend scheu, vorsichtig und mißtrauisch. War diese Scheu durch kluge Behandlung besiegt, so zeigten sie sich freundlich, zuvorkommend und zutraulich, sie waren so fern von der lästigen Zudringlichkeit der Bewohner der Südsee, als von den Lastern, womit diese den Europäern jederzeit entgegentraten, der Lust zum Stehlen und der Unkeuschheit, sie pflegten die Frauen und Kinder vielmehr sorgfältig zu verstecken; von den heimtückischen Verrätherenen und Ueberfallen, von denen die Geschichte der Seereisen in der Südsee so voll ist, findet sich bey den Australiern kein Beyspiel, außer wo sie länger mit den Fremden in Berührung gekommen sind und von diesen die ihnen ursprünglich fremden Laster angenommen haben. Frohsinn und Heiterkeit ist ein Grundzug in dem Charakter der Australier; sie sind lustig, dabey erstaunlich gutmüthig, lenksam, gefällig, von Eigennutz meist frey.“

Aehnlich wie der Verf. urtheilten auch Peron und seine Gefährten, als sie zum ersten male mit den Ureingebornen auf Vandiemensland zusammen trafen. „Ich sah“, erzählt Peron, „mit unaussprechlichem Vergnügen jene glänzenden Beschreibungen von dem Glücke und der Einfalt des Standes der Natur, deren verführerischen Reiz ich so oft beym Lesen gekostet hatte, in Wirklichkeit übergehen.“ So urtheilte er, nachdem er mit einer einzelnen abgesonderten Familie verkehrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

The Rationale of political Representation. By the author of Essays on the formation of opinions. — London 1835. 8. 436 S.

(Schluß).

Man betrachte nur den Erfund am Ende der Erörterung über den repräsentativen Körper: Gesetzgeber, die kein anderes Anliegen, Geschäft und Ziel als Gesetzgebung haben und darum gut besoldet werden sollen! Dem Vrf. mögen die Erfahrungen unbekannt geblieben seyn, die ein großer Theil des Festlandes unter Verhältnissen gemacht hat, wo nur Leute, die für den Staatsdienst gebildet, und dafür besoldet waren, zu rathen und mitzusprechen hatten. Es bedarf aber solcher Erfahrungen nicht einmal zur Warnung vor dem unerhörten Gebilde, welches dem Vf. aus seiner Speculation hervorgeht. Einerseits würden Leute, die sich dem Berufe und so zu sagen dem Gewerbe der Gesetzgebung ausschließend widmeten und davon allein Ansehen und Einkommen genug hätten, wo nicht untüchtig dazu seyn, doch nur eine mangelhafte Tüch-

tigkeit besitzen, weil es ihnen an Trieb und Gelegenheit fehlen würde, aus ihrem Gedankenkreise heraus in die wirkliche Welt zu treten und diese kennen und verstehen zu lernen. Andererseits würden solche Leute, bey anhaltender, auf Gesetzgebung allein gerichteter Thätigkeit, durch unaufhörliches Zusetzen und Aendern, unter dem Vorwande des Fortschreitens und Verbesserns, zu dem unruhigsten Uebel der bürgerlichen Gesellschaft werden; besonders da die kurze Amtsdauer, (der Verf. gönnt ihnen höchstens drey Jahre) sie ebenso zu eiliger Friedensarbeit auffordern müßte, wie sie einst römische Consuln zu hastiger Kriegsarbeit veranlaßte.

Zwey Gleichnisse, die den Verf. am Ende seines letzten Capitels beschäftigen, drücken sowohl seine und seiner Genossen Grundansicht, als die entgegengesetzte, nicht übel aus. Er führt aus Sir J. Mackintosh's englischer Geschichte folgende Stelle an, die sich fast mit denselben Worten in einer früher gehaltenen Parlaments-Rede des vortrefflichen Mannes findet:

„In ein System mag sich die Staatsverfassung einigermaßen fügen; daraus hervorgehen kann sie nicht. Sie ist nicht einer Maschine oder einem Gebäude ähnlich, woran ein zuvor entworfener Plan genau und ganz durch menschliche Kunst und Arbeit ausgeführt wird. Richtiger ist sie mit einer Pflanze oder auch einem lebendigen Wesen zu vergleichen, die zwar durch sorgfältige, geschickte Pflege sehr verbessert, so wie durch Verwahrlosung sehr verderbt, aber durch keine menschliche Thätigkeit hervorgebracht werden können."

Der Verf. findet dieses Bild nicht treffend. Jede Staatsverfassung, entgegnet er, ist ja Menschenwerk, Erzeugniß menschlicher Thätigkeit. Er übersieht, daß Mackintosh unter Thätigkeit nur eine absichtliche verstand; eine solche, die das hervorbringt, was hervorzubringen ihre Absicht ist. Nachher scheint der Verf. dieses wahrzunehmen; denn er fährt fort: die bestehenden Verfassungen mögen wohl so, wie Mackintosh annehme, entstanden seyn; daraus folge aber nicht, daß Verbesserungen nicht anders entstehen können.

S. 384. In fernen Zeiten wurde keine Stadt regelmäßig angelegt; zufällig reiheten sich Häuser um Plätze und in Strassen; später wurde daran gebessert. Soll jetzt eine Stadt gebaut werden, so verfährt man dabey nach einem Plane, der schon die erste Anlage mit allem dem Guten und Zweckmäßigen ausstattet, das in alten Städten erst durch langsame und schwierige Verbesserungen beabsichtigt wird.

So stellt der Verf. einem Bilde aus der lebendigen Natur ein anderes aus der todten gegenüber, und vergleicht die Ordnungen, worin die bürgerliche Gesellschaft lebt und webt, mit den Ordnungen, nach welchen Holz und Steine gestellt und gefügt werden. Er führt sein Gleichniß noch weiter aus und benützt es zur Rechtfertigung seiner Speculation.

S. 385. Eine Stadt zu zerstören, um sie planmäßig wieder aufzubauen, wäre unverantwortlich, so viele Vorzüge auch der neue Plan vor dem alten Bestande haben möchte. Sehr räthlich aber ist es, die Forderungen, die bey Anlegung einer Stadt zu beachten sind, festzustellen und sich gegenwärtig zu halten, um denselben auch bey den Veränderungen, die an alten Städten getroffen werden können, so viel als möglich Genüge zu leisten.

Aenderungen in der Staats-Einrichtung werden gedeihlich ausfallen, wo die herrschende Gesinnung ernst und fromm, unersprießlich aber, wo diese leichtfertig und eigensüchtig ist. In jedem Falle werden dabey Vorstellungen von einem vollkommenen Staate, „dem Staate wie er seyn sollte" wenig nütze seyn.

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftige Discurse
Unvermögend, durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

Und auch keine leibhaftige Staatsverfassung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Das Festland Australien, eine geographische Monographie von C. E. Meinicke. ꝛc.

(Fortsetzung).

Ganz anders fiel aber das Urtheil aus, nachdem die Franzosen mit größeren Haufen in Berührung gekommen, und für ihre vielen Wohlthaten mehrmals mit Speerwürfen und einem Hagel von Steinen belohnt wurden, nachdem der gutmüthige Naturforscher selbst nur mit Mühe und völlig ausgeplündert den Händen dieser Barbaren entrann. Alsdann äußert er sich folgendermassen: „Diese Feindseligkeiten, sagt unser trefflicher Botaniker Leschenault, wurden begangen, ohne daß wir auf irgend eine Weise Veranlassung dazu gegeben hätten, vielmehr hatten wir sie mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft, und nichts gethan, was sie hätte beleidigen können. Ich gestehe, daß ich mich wundere, nach so vielen Beyspielen von Verräthereyen und Grausamkeiten, immer noch sagen zu hören, die Naturmenschen seyen nicht bösartig, man dürfe ihnen trauen; sie werden nie der angreifende Theil seyn, als wenn die Rache sie treibe u. s. w. Leider sind viele Reisende ein Opfer dieser leeren Trugschlüsse geworden."

Diese faktische Darstellung lautet freylich ganz anders als die allgemeine Schilderung des Verf. Und wenn wir auch gerne zugestehen, daß der scheußliche Kannibalismus der benachbarten Insulaner nirgends bey den Australiern sich gezeigt hat, so können wir doch in den Schriften der Reisenden keineswegs eine Bestätigung von der natürlichen Gutmüthigkeit und Unschuld der Eingebornen finden. Daß z. B. in frühern Zeiten die Weiber den Seefahrern nicht angeboten wurden, geschah nicht sowohl aus Keuschheit, als aus Unbekanntschaft mit den dadurch zu erlangenden Vortheilen. Jetzt, wo ihre Habgierde Nutzen daraus zu ziehen weiß, ist es anders geworden. Viel zu nachsichtig schildert der Verf. auch die ehelichen Verhältnisse der Ureinwohner. Collins sagt dagegen, daß das Loos der Frauen so grenzenlos elend sey, daß er oft, wenn er ein kleines Mädchen auf dem Rücken der Mutter hängen gesehen und das ihr bevorstehende Elend überdacht hätte, sich des Gedankens nicht hätte erwehren können, es würde Barmherzigkeit seyn dasselbe jetzt umzubringen.

Wir können aber auch dem Verf. nicht beystimmen, in dem, was er über die Verwandtschafts-Verhältnisse der Australier beybringt:

„Die so oft behauptete Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern, die diesem Menschenstamme selbst den unpassenden Namen der Australneger verschafft hat, existirt in Australien gar nicht, sie beschränkt sich hauptsächlich nur auf die Hautfarbe, und diese ist wahrscheinlich gar nicht einmal schwarz, vielmehr, wie es scheint, ein sehr dunkles Braun. Das Haar ist, worüber alle Quellen einig sind, nicht wollig, vielmehr kraus, selbst häufig lang herabhängend und stets schwarz, nur in Van Diemensland haben sie wirklich wolliges, dem der Neger ähnliches Haar; wenn man aber hierauf allein eine Theorie über eine Stamm-Verschiedenheit zwischen den Bewohnern dieser Insel und des Kontinents gründen will, wie es neuerdings

von französischen Gelehrten geschehen ist, so ist das gewiß äußerst voreilig."

So absprechend hier auch der Verf. auftritt, so schwer möchte ihm gleichwohl die Beweisführung werden, und im Widerspruch mit ihm behauptet Ref., 1) daß die Australier wirklich den Negertypus an sich tragen, und 2) daß die Bewohner von Neu-Holland und die von Van Diemensland zwey verschiedenen Stämmen, nicht bloß theoretisch, sondern faktisch angehören.

Die Australier (Neuholländer, wie Van Diemensländer) bewähren den Negertypus a) durch die Hautfarbe. Obschon diese allerdings kein reines Sammtschwarz, sondern ein mehr oder minder mit Braun und selbst Rothbraun gemischtes Schwarz ist, so ist doch diese gemischte Färbung eine gewöhnliche bey den afrikanischen Negern. Wer sich diese alle so ebenholzschwarz, wie z. B. die Joloffen und Serrawelli's, vorstellen wollte, würde sich sehr irren. Bey einer großen Anzahl ächter Negervölker mischen sich andere Farben ein und machen das Kolorit lichter, so daß z. B. in dieser Beziehung die Mandingo's sich den dunkelfarbigen Hindus nähern, und die Fulah's eine gelblich braune, mitunter sehr helle Färbung haben. In Vergleich mit diesen ist also bey den Australiern das Kolorit mehr mit dem Neger-Typus übereinstimmend, als dieß selbst bey mehreren afrikanischen Negervölkern der Fall ist, und sie sind im Ganzen sogar dunkler als die Kaffern.

Noch mehr zeigt sich aber der Negertypus bey den Australiern b) durch die Form des Schädels. Es ist dieser nämlich vorn schmal zusammengedrückt, lang gezogen und die Kiefer sind vorspringend. Wer sich hievon überzeugen will, vergleiche nur bey Prichard *) die Beschreibung und Abbildung des Schädels eines Australiers und Van Diemensländer mit dem des Ashantis. Daher rechnet auch der englische Naturforscher mit Recht alle diese Schädel zu einer Grundform, welche er die prognathous skulls nennt.

Endlich spricht sich eine Annäherung an den Negertypus bey den Australiern noch c) durch die breite Nase und die dicken Lippen aus, wenn gleich Plätschnasen und eigentliche Wurstlippen viel seltener als in Afrika vorkommen. Erinnern müssen wir jedoch hiebey, daß auch diese nicht allgemein den afrikanischen Negern eigen sind, wie denn selbst unter den Ashantis eine vorspringende Nase nichts Seltenes und bey den Kaffern sogar die allgemeine Norm ist.

Die Australier müssen daher nothwendiger Weise der äthiopischen Rasse zugezählt werden, und der Name Australneger ist deßhalb ein ganz passender. Haben wir auf solche Weise nachgewiesen, daß die Australier von der Negerrasse nicht losgerissen werden dürfen, so können wir dem Verf. auch nicht zugeben, daß zwischen den Bewohnern Neuhollands und Van Diemensland keine Stammverschiedenheit begründet sey. Allerdings sind diese beyden Völker hauptsächlich nur, wie der Verf. bemerkt, durch die Bildung der Haare verschieden, indem sie bey den Neuholländern durchgängig schlicht, *) bey den Van Diemensländern durchgängig wollig sind. Diese constante Differenz ist aber, nach anthropologischen Grundsätzen, ein sprechender Beweis, daß wir es hier mit zwey verschiedenen Stämmen zu thun haben, und Peron und Lesson sind weder die ersten, noch die einzigen, welchen diese Differenz aufgefallen ist, und die die Uebereinstimmung der Papua's mit den Van Diemensländern, und den Unterschied jener von den Neuholländern anerkannt haben. Schon Cook vergleicht die Haarbildung der Van Diemensländer mit der der Papua's von Neuguinea und

*) Research. into the physic. hist. of mankind. 3. edit. I. p. XVIII. und 301. fig. 4, 6, 7.

*) Sey es nun straff, oder lockig, aber niemals kraus, in so fern dieß mit wollhaarig gleichbedeutend seyn soll.

findet vollkommene Uebereinstimmung. Labillardière *) sagt von den Neukaledoniern: „Die Haare sind wollig; die schwarze Farbe ihrer Haut ist fast so dunkel als bey den Eingebornen der Van Diemens-Insel, deren Physiognomie viele Aehnlichkeit mit der ihrigen hat.“ Wie diese die Aehnlichkeit der Van Diemens-Insulaner mit den Papua's anerkannten, so machte auch vor Peron schon Forster **) auf die Unähnlichkeit der letzteren mit den Neuholländern aufmerksam. Von den wollhaarigen Einwohnern Mallicolo's sagt er nämlich: „Der schlanken Leibesgestalt nach lassen sich die Mallicolesen mit den Einwohnern von Neuholland vergleichen, sonst aber sind sie gänzlich von denselben unterschieden.“

Die Van-Diemens-Insulaner sind also um einen Grad den afrikanischen Negern näher verwandt, als dieß bey den Neuholländern der Fall ist, und es ist daher keineswegs voreilig, wenn darauf hin Seefahrer und anthropologische Schriftsteller auf eine Stammverschiedenheit geschlossen haben. Eben so wenig wird es aber wohl als voreilig sich erweisen, wenn aus der Uebereinstimmung der Van Diemensländer mit den Papua's in allen Hauptmerkmalen des Körperbaues (worunter die Conformität des Schädels wohl nicht die geringste ist) eine Stamm-Einheit derselben gefolgert wird. Daß die Bewohner von Van Diemensland in ihren Sitten und Lebensweise weniger mit jenen, als mit den Neuhollländern überein kommen, kann nicht als Grund hiegegen angeführt werden, indem gleiche äußere Verhältnisse bey den ersteren wie bey den letzteren bestimmend eingegriffen haben. Ueberhaupt ist bey Festsetzung von Rassendifferenzen zunächst und hauptsächlich auf die Beschaffenheit des physischen Baues Rücksicht zu nehmen, indem dieser als unwandelbar den sichersten Anhaltspunct in der Beurtheilung abgiebt, während Ansichten, Lebensart und Gebräuche nach Zeiten und Lokalitäten wechseln können. So wäre es z. B. sehr verfehlt, wenn man die Stamm-Einheit der Neuholländer deshalb nicht anerkennen wollte, weil man an verschiedenen Puncten auch verschiedene sociale Verhältnisse, Bauart, Gebräuche und Sprachen gefunden hat.

(Schluß folgt.)

*) Relat. du voyage. II. p. 186 — 248.

**) Gesch. der Seereisen. V. S. 163.

Museum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Mayn. Frankfurt. Band II. Heft 1. 1836. Heft 2. 1837.

Erstes Heft mit Tab. I — VI.

(Fortsetzung.)

III. Botanische Abhandlungen.

1. Ueber die Pflanzenmißbildungen, welche in der Sammlung der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden. Von Dr. Georg Fresenius. S. 29 — 46. Mit Tafel IV.

Wenn es im Grunde auch keiner Beyspiele mehr bedarf, um den Satz zu bestätigen, daß alle Theile der Pflanze einer von dem gewöhnlichen Entwickelungsgange abweichenden Bildung fähig sind, so ist die Zusammenstellung von hier einschlägigen Thatsachen in anderer Beziehung doch immer noch nicht ohne Interesse. Wir kennen zwar die mannigfachen Abstufungen der vor- und rückwärtsschreitenden Metamorphose der Blattgebilde von der Knospenschuppe bis zum Pistillarblatte, so wie die Dehnungen, Verkürzungen und Erweiterungen der Stengelaxe an ungewohntem Orte oder auf ungewöhnliche Art zur Genüge, um jeden neu beobachteten Fall den bekannten anreihen zu können; es bleibt aber immer auch interessant, durch Vervielfachung der Beobachtungen zu erfahren, bey welchen Pflanzen solche Abweichungen von der normalen Entwickelung am häufigsten vorkommen, und in dieser Beziehung liefert die obengenannte Abhandlung, indem sie die im Senckenbergischen Museum aufbewahrten Monstrositäten aufzählt, schätzbare Beyträge.

2. Beyträge zur Flora von Abyssinien von Dr. Georg Fresenius. Resedaceae. Capparideae. Najadeae. Alismacene. Lemnaceae. Nymphaeaceae. Coniferae. Dipsaceae. Valerianeae. S. 103 — 116.

Resedaceae. Reseda abyssinica, amblycarpa. Mit Recht wird bemerkt, daß die mehrfach versuchte Zerfällung der Gattung Reseda in mehrere genera unnatürlich sey und daß die Beschaffenheit der Samen gute Merkmale zur Charakteristik der Arten liefern. — Capparideae. Cleome pentaphylla L., Vahliana †. Cadaba farinosa Forsk., glandulosa Forsk. Capparis galeata †, tomentosa Lam. — Najadeae. Potamogeton natans L., pusillus L. — Alismaceae. Alisma Plantago L. — Lemnaceae. Lemna minor L., gibba L. — Nymphaeaceae. Nymphaea coerulea Sav., Lotus L. — Coniferae. Juniperus virginiana L. Die Identität mit der nordamerikanischen Pflanze erscheint etwas problematisch, jedenfalls wäre eine sehr genaue Beschreibung der vorliegenden Exemplare wünschenswerth gewesen. — Dipsaceae. Scabiosa Columbaria L. — Valerianeae. Valerianella abyssinica †. Der Herr Verfasser kennt bisher nur 3 Pflanzen aus der Familie der Valerianeen, welche in Afrika zu Hause sind, diese Zahl dürfte indessen sich bedeutend noch vermehren, da Referent selbst aus Nord- und Südafrika mehr als 12, theils mit der europäischen Flora übereinstimmende, theils dem Welttheile eigenthümliche Species besitzt.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexikanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. Eduard Rüppell (S. 175 — 190 mit 1 Tafel).

Diese Mittheilungen betreffen folgende Arten:

1. Falco (Circus) dalmatinus Rüpp. Diese von dem Obrist-Lieutenant von Feldegg in Dalmatien zuerst aufgefundene Weihe unterscheidet sich, nach den vorliegenden Angaben, von der Kornweihe, mit der sie die größte Aehnlichkeit hat, durch etwas größere Länge der Flügelspitzen, die 1/2" mehr beträgt und durch die dritte Flugfeder gebildet wird, während bey der Kornweihe die vierte die längste ist. Ferner ist der Schwanz beynahe rechtwinklig abgestutzt, indem die äußern Steuerfedern nur um 5‴ kürzer, als die mittelsten sind, während bey der Kornweihe dieser Unterschied vollkommen 1" beträgt, daher deren Schwanz eine mehr zugerundete Form hat. Am bemerkbarsten aber unterscheidet sich diese Weihe von der Kornweihe, indem die untere Seite des Flügels, mit Ausnahme des untern Drittels, ganz weiß ist.

Diese Weihe scheint in Dalmatien nicht besonders selten zu seyn, doch ist bis jetzt nur das alte Männchen bekannt, von dem der Verf. eine schöne kolorirte Abbildung gegeben hat. Ueber ihre Selbstständigkeit als Art sind weitere Nachforschungen zu erwarten.

2. Alauda desertorum Stanley. Auf eine ziemlich animose Weise macht der Verf. bemerklich, daß die von Lichtenstein im Jahre 1823 bekannt gemachte Alauda bifasciata, welche unter diesem Namen auch von Temminck abgebildet wurde, bereits 1814 von Lord Stanley in dem Anhang zu Salt's Reise nach Abyssinien als Alauda desertorum beschrieben worden ist.

3. Sylvia Rüppellii Temm., oder Sylvia capistrata Rüpp. Der Verf. rügt in gleich anzüglicher Weise wie vorher, daß seine Benennung der Temminck'schen nachgesetzt worden ist, daß ferner Temminck behaupte, daß das im Rüppell'schen Atlas abgebildete Weibchen nur ein altes Männchen sey, und daß die Herausgeber dieses Atlasses die Angaben über die Lokalitäten der gedachten Art rein aus der Luft gegriffen hätten.

4. Ueber die in Europa lebenden weissen Reiherarten. Der Verf. ist der Meynung, daß die meisten Schriftsteller die Namen Ardea Egretta und alba miteinander verwechselten, und daß es nach Linné und Gmelin richtiger seyn würde, wenn man von den beyden großen europäischen weissen Reiher-Arten die mit schwarzem Schnabel als die A. Egretta, und die mit gelbem Schnabel als die A. alba bezeichnete. Auch macht er bemerklich, daß Gray's A. orientalis synonym mit A. Egretta wäre; dieß verdiene bald möglichst berichtigt zu werden, „um schreibseligen Compilatoren das Futter abzuschneiden."

5. Ardea lentiginosa Montagu. Als europäischer Vogel nachgewiesen nebst Berichtigung der Synonymik.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber die männlichen Blüthen der Coniferen. Eine Inaugural-Dissertation, welche zur Erlangung der Doctorwürde in der Medicin und Chirurgie unter dem Präsidium von Hugo Mohl, Dr. Med., ord. Prof. der Botanik, im Juny 1837 der öffentlichen Prüfung vorlegt Jos. Fr. Zeile von Reutlingen. Tübingen. 1837. 8. 36 S.

Schon seit einigen Jahren hat Hr. Professor H. Mohl unter der Form solcher Dissertationen eine ansehnliche Reihe von Monographien über interessante Gegenstände aus der Physiologie und Anatomie der Pflanzen erscheinen lassen, und damit einen alten akademischen Brauch wieder aufgegriffen, welcher früher bereits auch auf andern Hochschulen die erfreulichsten Resultate zu Folge hatte.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit gab die Beobachtung einiger in der Weise abnorm gebildeter Blüthenkätzchen von Pinus alba, daß die unteren Blüthen desselben amentum's männlich, die oberen dagegen weiblich erschienen, oder vielmehr, um richtiger zu sprechen, daß an den untern Blüthen die Fruchtschuppe mit den Eyern völlig verkümmerte, die Deckschuppe dagegen, in deren Achsel die Fruchtschuppe steht, sich zu einer männlichen Blüthe, d. h. zu einer auf der Rückseite zwey Antherenfächer tragenden Schuppe, ausbildete.

Aus dieser Thatsache folgert der Hr. Verf. zunächst ganz richtig, daß die sog. männlichen Blüthen hier nur weiter ausgebildete Deckschuppen seyen (und demnach eigentlich die Stelle der grünen Blätter an der Achse des Jahrestriebes verträten, die weiblichen Fruchtschuppen dagegen, welche erst aus den Achseln solcher Deckblätter hervorkommen, eignen verkürzten Achsen, also auch einer von jenen verschiednen Stufe der Blattentwicklung angehören, so daß sich die männlichen Blüthen zu den weiblichen ungefähr so verhalten, wie die häutigen Schuppen an den Jahrestrieben der Föhren zu den in ihren Achseln stehenden um ein Jahr in der Entwickelung anticipirten Nadelbüscheln. Wenn sich nun ferner aus einem einzigen Deckblatte eine sogenannte männliche Blüthe, d. h. eine Schuppe, welche auf ihrem Rücken zwey Antherenfächer trägt, entwickeln kann, so ergiebt sich auch, daß diese, eben weil sie aus der Metamorphose eines einzigen Blattes hervorgegangen ist, nicht als eigene monandrische Blüthe betrachtet werden könne, sondern daß alle längs der Achse eines sogenannten männlichen Kätzchens stehenden Organe dieser Art nur eben so viele einzelne Staubgefäße seyen, die zusammengenommen erst das Analogon einer männlichen Blüthe andrer Phanerogamen darstellen. Dem Einwurfe, welcher dieser Ansicht aus der Bildung der männlichen Schuppen bey Juniperus, Taxus, Cunninghamia, Araucaria, wo 3, 4 bis viele Antherenfächer auf jeder einzelnen Schuppe vorkommen, entgegengestellt werden könnte, begegnet der Verf. mit Recht durch die Thatsachen, daß bey Juniperus häufig auch nur 2 Fächer vorkommen, daß aber eigentlich ohnedieß bey den meisten Pflanzen strenge genommen 4 Fächer in jeder Anthere sind und daß endlich der Entwicklung von

einer noch größern Anzahl solcher Kammern aus einem Blatte der Natur der Sache nach gar keine Schwierigkeit im Wege stehe, da „in der Bildungsweise der Antheren überhaupt gar kein Grund liegt, welcher eine ins Unbestimmte gehende Vermehrung der Loculamente unmöglich machen würde, indem nicht einzusehen ist, warum nicht eben so gut an zwanzig verschiedenen Stellen im Innern des Blattes sich Pollen bilden kann, als an einer, oder zwey, oder vier Stellen. Daß dieses Letztere nur das gewöhnliche Verhältniß, aber nicht die durchgängig vorkommende Bildung der Antheren ist, sehen wir ja an Viscum und andern Pflanzen.“

Die Auseinandersetzung dieser Thatsachen bringt den Verf. natürlich auch auf die Frage, ob der männliche Blüthenstand der Coniferen sonach als eine einzige Blüthe oder als ein Kätzchen im Sinne der übrigen Amentaceae betrachtet werden müsse. Indem er nun letztere Ansicht unbedingt abweist, spricht er sich doch auch nicht ganz entschieden für die erstere aus. Die ungewöhnliche Dehnung der Achse, an welcher die Staubgefäße nicht monadelphisch, sondern jedes einzeln und gesondert in verschiedener Höhe stehen und ihr successives Stäuben von der Basis der Achse nach der Spitze scheinen ihm noch sehr zu berücksichtigende Abweichungen von der Bildung anderer Blüthen. Er greift deshalb die Analogie mancher Blüthenstände mit einzelnen Blüthen auf und sagt:

„So verschieden nämlich an und für sich Blüthe und Inflorescenz sind, so nähern sich doch in mancher Beziehung viele Inflorescenzen den Blüthen, worauf schon Röper aufmerksam gemacht hat. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die blüthenähnliche Form der mit einem Strahle versehenen Blüthenköpfchen der Synanthereen, an die Strahlenform des Corymbus einer Iberis, der Dolde vieler Umbelliferen, welche Inflorescenzen im Aeussern die regelmäßige vielblätterige Blüthe nachahmen, ferner an die kelchähnliche Gestalt des Involucrums der Umbelliferen; Synanthereen, Dipsaceen u. s. w. Wie in diesen Fällen alle Blüthen einer Inflorescenz zu einander in ein ähnliches Verhältniß treten, wie die Blätter einer einzelnen Blüthe, und zusammen ein geschlossenes Ganzes bilden, welches häufig durch Aufopferung der Regelmäßigkeit der einzelnen Blüthen eine regelmäßige Form gewinnt, welches ferner häufig im Oeffnen und Schliessen das Wachen und Schlafen einer einzelnen Blüthe nachahmt, welches seine verschiedenen Achsen auf eine ähnliche Weise verkürzt, wie die Internodien der einzelnen Blüthenblätter in der einfachen Blüthe verkürzt sind, so können auch auf der andern Seite die einzelnen aus Blättern entsprungenen Organe einer Blüthe weniger streng zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt seyn. Solche halb aufgelöste Blüthen können einestheils als Uebergang der einfachen Blüthe zur Inflorescenz, anderntheils als Uebergang der einfachen Blüthe zum vegetativen Theile der Pflanze betrachtet werden; für beydes liefern die Coniferenblüthen den Beweis.“

Wir möchten den hier angeführten Fällen noch das Beyspiel vieler Cactus-Blumen beyfügen, wo offenbar der Uebergang von Bracteen, Kelch und Blumenblättern so allmählig erfolgt, daß an eine strenge Sonderung dieser Entwickelungskreise nicht mehr gedacht werden kann und man allerdings sich befugt sieht, einen directen Uebergang der Blüthe zum vegetativen Theile der Pflanze anzunehmen.

Von den männlichen Blüthen der Coniferen wendet sich der Verf. zu denen der Cycadeen, und macht die Ansicht geltend, daß auch hier sämmtliche sogenannte Staubbeutel, wie wir sie bey Cycas und Zamia auf stark verdickten Schuppen in sehr großer Anzahl finden, nur eben so viele Fächer eines Staubgefäßes, also auch hier die freylich (sehr großen) Kätzchen eigentlich nur einzelne Blüthen seyen.

Dieses führt schließlich auf die Betrachtung der weiblichen Blüthen bey Coniferen und Cycadeen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß bey den Zapfenbäumen, wo die primären Blätter regelmäßig sich zu Schuppen verkürzen, in deren Achseln anticipirte Knospen des folgenden Jahres als 2 — 5zählige Nadelbüschel stehen, im weiblichen Blüthenstande auch die Fruchtschuppen aus den Achseln von Bracteen kommen, also secundäre Achsen darstellen und die ganze Inflorescenz als ein ächtes Kätzchen

bezeichnen. Wo dagegen, wie bey Juniperus, Thuja, Cupressus, die primären Blätter sich zu Nadeln oder wenigstens zu grünen als Blätter functionirenden Schuppen ohne sekundäre Nadelbüschel aus den Achseln entwickeln, stehen auch die Fruchtschuppen ohne Spur eines Deckblattes an der primären Spindel, gleichsam wie viele übereinander gestellte Karpellarblätter einer Blume. Freylich läßt sich dagegen einwenden, daß bey Abies trotz der einzelnen primären Nadeln an den Laubtrieben doch die Fruchtblättern in den Achseln von Bracteen sitzen, also ebenfalls Kätzchen bilden, und daß in manchen Familien, z. B. bey den Cruciferen auch bey einer großen Mehrzahl von Arten die Deckblätter zwar völlig zu fehlen scheinen, jedoch bey einzelnen Species wie z. B. bey Arabis Turrita ihr Anrecht auf die ganze Familie wieder geltend machen. Bey den Juniperinen dürfte deshalb wohl auch die Deutung des weiblichen Kätzchens als einer einzigen Blüthe noch weiterer Begründung bedürfen. Anders verhält es sich dagegen bey den Cycadeen. Bey Cycas z. B. tritt an der primären einfachen Achse des Stammes ein eigenthümlicher Wechsel von Knospenschuppen, gefiederten Laubwedeln und diesen ganz ähnlichen, zum Theil auch noch gefiederten Fruchtschuppen ein; unmittelbar auf letztere folgen sodann wieder Knospenschuppen und Laubwedel, so daß die Vegetationsachse durch die Bildung der Fruchtblätter keineswegs abgeschlossen wird. Mit Recht sagt deßhalb hier der Verf., man könne bey der weiblichen Cycas gar nicht von einer eigentlichen Blüthe reden, denn es fehlten alle andern Charaktere einer solchen, als der, daß die Blätter einer gewissen Strecke des Stammes Eyer tragen. Es fehlt die Absonderung des mit Blüthenblättern besetzten Achsentheiles durch einen Blüthenstiel und eine Blüthenhülle, und fehlt die sonst im Centrum der Blüthe stattfindende Verkümmerung der Achse, denn es folgen auf die Fruktifikationsblätter gleich wieder gewöhnliche Vegetationsblätter; der bey Rosen und sonst monströs vorkommende Zustand der durchwachsenen Blüthe ist hier normal geworden.

Der Auseinandersetzung dieser Thatsachen ist eine sehr vollständige historische Einleitung voraus geschickt, welche die früher von andern Botanikern geltend gemachten Ansichten über die Blüthen der Coniferen aufzählt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Abhandlung selbst und schließen unsre Anzeige mit dem Ausdrucke des aufrichtigsten Dankes, welchen jeder Freund der Wissenschaft dem Hrn. Verf. für die schöne Arbeit zollen wird.

Z.

Das Festland Australien, eine geographische Monographie von C. E. Meinicke. ꝛc.

(Schluß.)

Die Neuholländer und Van Diemensländer gelten uns demnach als zwey verschiedene, wiewohl verwandte Stämme, die unter der großen äthiopischen Rasse begriffen sind. Letztere halten wir für das am weitesten abgesprengte Glied jener Papua's-Völker, welche von den Philippinen *) an über Neuguinea bis Neukaledonien sich herabziehen. Daß der Verf. die Verschiedenheit jener zwey Stämme

*) Der Verf. erklärt es (Berghaus Annalen, December 1830. S. 252) freylich ebenfalls für voreilig, die Bewohner von Luçon für identisch mit den Papua's zu halten; von einer Verwandtschaft mit den afrikanischen Negern könne ohnedieß keine Rede seyn. Wie sehr indeß er sich, wenigstens in letzterer Beziehung, geirrt hat, geht aus Chamisso's Gegenerklärung (a. a. O. S. 284) hervor, in welcher dieser mit Bestimmtheit angiebt, daß er die von ihm gesehenen Individuen aus dem Stamme der Aetas oder Negritos zu den »Australnegern mit welligen Haaren, vorspringenden Kinnladen, wülstigen Lippen und schwarzer Haut« rechne.

nicht anerkennen will, scheint aus dem Bestreben hervorgegangen zu seyn, in den Völkern Australiens dasselbe Gesetz der Einförmigkeit nachzuweisen, auf das er in den drey andern Naturreichen aufmerksam gemacht hat.

Von der Schilderung der Ureingebornen wendet sich der Verf. zu der der Eingewanderten, deren Zustand mit gründlicher Kenntniß der Verhältnisse, mit möglichster Unpartheylichkeit und Unbefangenheit dargestellt wird. Man erstaunt über die rasche Zunahme der Bevölkerung wie des Wohlstandes dieser Kolonien, und es drängt sich dabey die Frage auf, ob mit jenem materiellen Fortschreiten die sittliche Beschaffenheit des Haupttheils der Bevölkerung, der Deportirten und ihrer Nachkömmlinge, in gleichem Maaße sich gebessert hat. Leider ist dieses nicht der Fall. Es zeigt sich, wie der Verf. ausführlich nachweiset, in den Kolonien eine Sittenlosigkeit und Verwilderung, wie sie in solchem Maaße schwerlich in einem Theile Europa's herrscht, und die es sehr erklärlich macht, warum englische Familien, trotz aller Vortheile, die die Kolonien gewähren, doch dieser Bevölkerung sich nicht einverleiben mögen, sondern selbstständige Niederlassungen gründen. Das Hauptlaster ist die Trunkenheit, was man daraus bemessen kann, daß während man in Großbritanien und Irland auf jeden Einwohner höchstens $1\frac{1}{2}$ Gallonen geistiger Getränke jährlich rechnet, in Australien dagegen auf den Einzelnen fast 9 Gallonen kommen. Aus dem Charakter des größten Theiles der Bevölkerung, so wie aus dem numerischen Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern, ergiebt sich eine Zuchtlosigkeit, die man, obschon die Berichte über diesen Punct gewöhnlich schweigen, wohl errathen kann. Diebstahl, Betrug, Mordthaten, Gewissenlosigkeit in der Leistung der Eide sind gewöhnliche Erscheinungen.

Der Verf. führt die schreckliche Thatsache an, daß in dem Obergericht von Neusüdwales im Jahre 1824, also im 38ten Jahre des Bestehens der Kolonie, zum erstenmale eine Sitzung zu Ende gieng, ohne daß es nöthig war, ein Todesurtheil zu fällen.

„Dieß ist das traurige Erbtheil, mit welchem das alte Europa die junge Kolonie Australiens ausgestattet hat; an ihren Bewohnern wird es hauptsächlich liegen, mit Ernst und Kraft die Uebel abzustellen, die, wie bey den Westindiern die Sclaverey, mit dem Entstehen der Niederlassungen untrennbar verbunden waren. Wer dieß aber recht bedenkt, der wird sich durch den Glanz, welchen sie jetzt um sich verbreiten, nicht täuschen lassen; er wird einsehen, daß so achtungsvoll auch die Sorge der Regierung für das materielle Wohl der Einwohner ist, doch die viel geringere Sorgfalt, die bis jetzt auf die sittliche Reform derselben gewandt ist, Nachtheile mit sich führt, welche jene Vortheile weit überbieten.“

Der Grundfehler bey der Anlegung der Kolonien war, daß man für das religiöse Bedürfniß zu wenig gesorgt und hauptsächlich nur die materiellen Interessen ins Auge gefaßt hatte. Seitdem indeß in England dieser gewaltige Mißgriff anerkannt ist, hat man angefangen, für die Vermehrung der Geistlichkeit und der Schulen zu sorgen, obgleich noch lange nicht in dem Maaße, als es hier nothwendig ist.

Wir schließen unsere Anzeige mit den eignen Worten, die den Schluß dieses trefflichen Werkes ausmachen:

„Was in Australien in Beziehung auf Landbau, Viehzucht, Handel bisher geschehen ist, verdient unbezweifelt die äußerste Anerkennung; allein man darf sich andrerseits durch den glänzenden Aufschwung, den die Kolonien genommen haben, nicht verblenden lassen und das Verderben, das unter dieser glänzenden Hülle verborgen ruht, nicht übersehen. Möchten die Australier es nie vergessen, daß die Vorsehung, die selbst den Abschaum eines Volkes dahin zu benutzen versteht, Keime für eine höhere Bildung daraus zu entwickeln, ihnen die eben so schwierige, als ehrenvolle Verpflichtung übertragen hat, einer ganzen Welt, der ozeanischen Hälfte des Erdbodens, in der Kultur voranzugehen und der Mittelpunct zu werden, von dem aus sich christliche und europäische Gesittung über die zahllosen Inseln des stillen Ozeans verbreiten wird.“

Als besondere Anhänge sind beygegeben: 1) ein Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen der wichtigsten australischen Küstenpuncte, 2) eine Schilderung der Insel Norfolk, und 3) statistische Tabellen.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Zweyter Theil. Wien 1837.

Das Werk des Fürsten Lichnowsky über die Geschichte des Hauses Habsburg, dessen ersten Band wir in diesen Blättern (Bd. IV. Nr. 3. u. f.) bereits angezeigt haben, liefert uns in dem nunmehr herausgekommenen zweyten Theile die Geschichte jenes Hauses vom Tode König Rudolfs des Ersten bis zur Ermordung König Albrechts (1291 — 1308). Das Urtheil, welches wir oben im Allgemeinen über dieses Buch gefällt haben, finden wir auch in Betreff der Fortsetzung vollkommen bestätigt; es zeichnet sich diese Arbeit durch das unwandelbare Bestreben, die historische Wahrheit treu wiederzugeben, so wie durch die dem Stoffe angemessene würdige Darstellung ungemein vortheilhaft aus. Eben dieser Stoff hat aber dem Hrn. Verf. hier noch mehr als in dem ersten Bande Gelegenheit zur Aufhellung und Berichtigung mancher dunkeln und zweifelhaften Verhältnisse geboten. Insbesondere gelungen finden wir die Schilderung der Hauptperson, welche in diesem Zeitabschnitte auf dem Schauplatze der deutschen Geschichte auftritt, nämlich Albrechts. Auf die richtige Würdigung des Charakters dieses Mannes kam natürlich außerordentlich viel an und wir halten dafür, daß der Hr. Verf. die Lösung dieser nicht leichten Aufgabe, ausgehend von dem Princip der strengsten Unpartheylichkeit, mit vielem Glücke bewerkstelligt habe. Nirgend wird Albrechts durch böse Rathgeber bestärkte Habgier, und Willkühr und sein unbegränzter Hochmuth bemäntelt, auf der andern Seite aber sind auch mit Sorgfalt diejenigen Züge aus seinem Leben hervorgehoben worden, wo er sein besseres und richtigeres Gefühl vorwalten ließ. So folgte er z. B. dem Rathe seiner Umgebung nicht, als er bey dem Aufruhr des Steyrischen Adels im Jahre 1291 obgesiegt hatte und man in ihn drang, den Stubenberger, den Häuptling der Empörer, sogleich hinrichten zu lassen; er äusserte bey dieser Gelegenheit: „das wissen Wir besser, Unserhalb soll Gnade für Recht seyn; Wir pflegen einer Gewohnheit, zu der Uns noch der Wille treibt, daß Wir keinen Mann, that er Uns noch so übel, die Besserung versagten, sobald Wir die Oberhand gewonnen und er, was er gethan, erkannte; der Stubenberger hat Uns offen abgesagt, ist ihm hiedurch Schade geworden, und vergeben wir ihm seine Schuld, so wird seine Begierde, wie er in unserer Huld bleibe, nur um so größer!“ Und als seine schwäbischen Räthe nochmals in ihn drangen, wies er sie zurück mit den Worten: „Ihr Herren, nein! es wäre mir zum Schaden, stürben in meinem Lande die Erbherren ab; und wäre all der Landherren Habe auch mit Recht mein, so möchte ich doch nicht Fürst ohne Herren seyn. Deßhalb lassen Wir die sich wohl befinden, die von Alters her aus dem Lande gebürtig sind.“ Albrecht ließ darauf den Adel einen Landfrieden schwören, gab eine neue Handfeste nach Wortlaut aller früheren und versprach feyerlich das Land nach derselben, und nach den alten Gebräuchen zu regieren (S. 43 — 46). — Dagegen

zeigt wiederum das Benehmen Albrechts gegen seine Stiefmutter, nicht nur seine Hartherzigkeit, sondern auch einen großen Mangel von Pietät gegen seinen verstorbenen Vater. Von jener singt die Reimchronik: „Jrn Frewnten und jrn Magen, Den pegund si dickh chlagen Jr grozzes Herczen Laid Und die Aribait Daz sie waz so arm. Die ließen sich do erparm Und sanden gegen Trier Hin fur die Fraw Gegen Tischaw“ (Dijon; S. 302).

Eben so wenig scheute es Albrecht, getrieben von seiner Begierde nach der Königskrone, sich in eine Verbindung mit dem gewissenslosen Erzbischof Gerhard von Mainz einzulassen, demselben, welcher ihm Adolf von Nassau vorgezogen und nunmehr treulos gegen diesen wurde. Die Begierde nach Macht und Ansehen rief zugleich in dem Herzen Albrechts eine große Eifersucht auf seine Macht hervor und stets quälte ihn die Ungeduld sich davon zu überzeugen, ob sein Wille geschehen sey; eben hierin zeigen sich zwey hervorstehende Züge seines Charakters (S. 176). Auch muß man erstaunen, über die kecken Unwahrheiten und „feinen Verdrehungen“ welche sich Albrecht in seinem Schreiben an den Papst erlaubte, um bey diesem seine Thronbesteigung zu rechtfertigen (S. 206). Als aber mehrere der Kurfürsten selbst gegen den von ihnen gewählten König, die Rechtmäßigkeit der Wahl bestreitend, auftraten, da ließ er sie die ganze Schwere seines kräftigen Armes fühlen und mit Recht bemerkt der Hr. Verf. (S. 216).

„Seit Friedrich II., vielleicht seit Barbarossa, war kein König so kräftig in Deutschland aufgetreten. Die Schnelligkeit, womit er dieses Unternehmen ausführte, die Kriegskunde, welche er in demselben entwickelte, die Beharrlichkeit und Festigkeit seines Charakters erregte die Bewunderung aber auch die Furcht von ganz Deutschland und überstrahlte in den entferntern Landstrichen des Reichs das Entsetzen und das Elend, welches er in den schönsten Bezirken desselben verbreitet hatte.“

Doch wenden wir uns zu den einzelnen Parthieen des vorliegenden Bandes. Derselbe zerfällt in 6 Bücher, von denen die drey ersten die Ereignisse bis zum Tode Adolfs von Nassau, die drey letztern die Regierungszeit Albrechts, als deutschen Königs, darstellen. Der Hr. Verf. beginnt jenen Abschnitt mit der Schilderung des Zustandes im Reiche beym Tode Rudolfs. Auf die thätige Regierung dieses Königs, welcher binnen verhältnißmäßig kurzer Frist vorzüglich auch durch ungemein glückliche Wahl seiner Gehülfen und Räthe so viel gewirkt hatte, wird noch ein Rückblick geworfen, und eben dieß bahnt den Uebergang dazu, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welchen sich Deutschland befand, als jener große Fürst aus dem Leben abberufen wurde. Albrecht war nicht bey Lebzeiten seines Vaters gewählt worden und dennoch schien es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß er nunmehr zum Könige erhoben werden würde; ein eigentliches Mißbehagen bestand nicht gegen ihn und es scheint die Meynung des Hrn. Verf. nicht ungegründet, daß, weil es gegen das Herkommen gewesen wäre, einen König im Reiche zu wählen, während der Vater selbst nur König und noch nicht Kaiser war, die frühere Wahl Albrechts unterblieben sey. Allein den Intriguen des vorhin erwähnten Erzbischofs von Mainz, Gerhard aus dem Geschlechte der Grafen von Eppenstein, verdankte es Albrecht, daß nicht er, sondern zu seinem und der Churfürsten Erstaunen, die auf Gerhard kompromittirt hatten, Adolf von Nassau zum König ausgerufen wurde. Die Persönlichkeit dieses Mannes schildert uns der Hr. Verf. wie folgt:

„Graf Adolf von Nassau war hochedler Geburt, ein tapferer Mann, ritterlicher Art und Gesinnung, seltener Gelehrsamkeit und Sprachenkunde, berühmt als einer der Gewandtesten in allen männlichen Uebungen. Er hatte sich in dem Kriege des Erzbischofs von Cöln gegen Brabant ausgezeichnet und stand in dem kräftigsten männlichen Alter. Seine Besitzungen waren nicht beträchtlich und es zeigte sich keine Aussicht durch Erbschaft, sie bald vergrößern zu können. Als König bot sich ihm keine Gelegenheit dar, das Beyspiel des glücklichen Habsburgers nachzuahmen und sein Haus durch Verleihung eines großen

Reichslehens in die erste Reihe, in die der Fürsten zu stellen. So blieb er arm, und diese Armuth verleitete ihn — vielleicht auch war es seine Kriegslust, das unselige Beyspiel eines deutschen Königs zu geben, der die Würde dieser vornehmsten Krone der Christenheit durch Annahme von Soldgeldern eines fremden Fürsten erniedrigte.“ —

Durch ihn ward Albrecht von der Königskrone ausgeschlossen und verlor er diese zwar nicht aus dem Auge, so waren es nunmehr doch vorzüglich die Angelegenheiten seiner Erblande, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Hier beschäftigten ihn theils die Feindseligkeiten mit Ungarn und Salzburg, theils die Unruhen, welche die steyrischen Ministerialen erregten. Gerade die Schilderung dieser Verhältnisse ist außerordentlich interessant, indem sie einen Blick in die Entwickelung und Ausbildung der österreichischen Landesverfassung thun läßt, wovon hier Einiges herausgehoben werden mag. Zu dem Kriege gegen Ungarn forderte Albrecht von den Steyrern eine außerordentliche Geldhülfe, sie baten dagegen: er möge ihnen ihr Landesrecht geben, durch Bestätigung ihrer älteren Handfesten, die er ihnen, obschon er seit acht Jahren ihr Herzog sey, noch nicht ertheilt habe. Sie erwähnten ferner: „Zu einer früheren Zeit, wo er in Bedrängniß gewesen sey und gewiß jede gerechte und billige Bitte ihnen gewährt haben würde, hätten sie, um jeden bösen Schein zu vermeiden, geschwiegen.“ Albrecht verhieß die Sache in Erwägung zu ziehen; worauf erwiedert wurde: er möge das ja thun, denn thue er es nicht, so möge er vergeben, wenn sie nicht mehr nach Wien ritten, um ihm zu dienen. (S. 29) So konnten bey der Gegenseitigkeit des Verhältnisses der Ministerialen zu ihrem herzoglichen Herrn (S. 38), damals die Steyrer dem mächtigen und eigensinnigen Albrecht gegenüber sprechen. Dieser, der durch Verletzung der bisherigen Freyheiten, vorzüglich in den Münz- und Erbschaftssachen, seine Macht und sein Einkommen beträchtlich vermehrt hatte (S. 33), wollte nicht nachgeben und so kam es zum Kampfe, da die Ministerialen von Steyer ihm die Treue aufkündigten; einer von ihnen, Friedrich von Stubenberg, (s. oben S. 854) sandte ihm einen förmlichen Absagebrief und Albrecht, Rittersitte ehrend, fand dieß Benehmen: „höchst züchtiglich.“ Jene streitigen Puncte bestanden aber besonders darin, daß die steyrischen Ministerialen ihre Güter überhaupt, insbesondere die Lehen, frey erwerben zu dürfen, auf Grund eines Privilegiums, welches ihnen König Rudolf gegeben hatte, in Anspruch nahmen, wogegen Albrecht beym Aussterben des Mannsstammes in der geraden Linie das Anfallsrecht ausüben wollte. Von dem Münzregal war der freylich in jener Zeit vielfältige Mißbrauch gemacht worden, daß die jedesmaligen neueren Münzen schlechter waren als die älteren.

(Schluß folgt.)

Museum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft ꝛc.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

(Fortsetzung.)

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Mittheilungen über einige zur Fauna von Europa gehörige Vögel, nebst Abbildung und Beschreibung eines neuen mexikanischen Vogels als Typus einer neuen Gattung. Von Dr. Eduard Rüppell ꝛc.

6. Ueber die in Europa vorkommenden Arten der Gattung Pelecanus. Der Verf. unterscheidet 3 Arten europäischer Pelikane. Bekanntlich haben schon früher mehrere Naturforscher diejenigen Individuen, welche die beträchtlichste Größe erreichen, deren ganzer Kopf mit schmalen, gekrümmten, weichen Federn bewachsen ist und deren Federn an der Basis des Oberschnabels eine breite rhombische Fläche einnehmen, als eigene Art unter dem Namen Pelecanus crispus auf-

gestellt. Der Name P. Onocrotalus wurde nur denjenigen Individuen gelassen, deren Kopffedern gerade sind und glatt anliegen, deren Hinternacken beym alten Männchen einen verlängerten Schopf hat, und wo die Federn an der Basis des Schnabels eine konische spitzwinklige Fläche einnehmen. Der Verf. behauptet nun weiter, daß unter diesem Namen 2 verschiedene Arten unterschieden werden müssen, die zwar durch Farbe und Form ungemein ähnlich, in der Größe aber auffallend abweichend seyen, indem die eine die andere um 1/4 überträfe. Der größern läßt er den Namen P. Onocrotalus, die kleinere will er als P. minor bezeichnet wissen. Weitere Untersuchungen sind hierüber zu gewärtigen.

7. Ueber eine neue Gattung von Vögeln, die mit Corvus nahe verwandt sind. Während seines Aufenthaltes in London erkaufte der Verf. einen Vogel, der von Tamalipas im Mexikanischen herstammte, und dessen Gleichen er weder in den Sammlungen von London und Paris, noch in ornithologischen Werken auffinden konnte. Der Gattung nach gehört er zu Corvus, und zwar zur derjenigen Abtheilung dieser Vögel, bey welchen, wie bey Corvus azureus, cristatellus und gubernator, die Nasenlöcher frey liegen. Der Verf. hält es ersprießlich, aus ihnen eine neue Gattung zu bilden, der er den Namen Psilorhinus giebt; die neue Art, von welcher eine kolorirte Abbildung mitgetheilt ist, bezeichnet er als Ps. mexicanus. Wir können diese Gattung nur als Untergattung von Corvus gelten lassen.

II. Anatomische Abhandlungen.

1. Ueber Estheria dahalaccensis Rüppell, eine neue Gattung aus der Familie der Daphniden von H. Straus-Dürckheim. (S. 117 — 128 mit Taf. VII. a und b).

Es handelt sich hier um eine neue, durch beträchtliche Größe ausgezeichnete Art und Gattung aus der Ordnung der Lophyropoden und der Familie der Daphniden; sie steht zwischen den Lynceen und Limnadien in der Mitte. Die sehr genaue Beschreibung der äußeren und inneren Körpertheile kann als eine Bestätigung und theilweise Ergänzung der vortrefflichen Anatomie der Daphnien angesehen werden, welche Straus-Dürckheim bekanntlich vor längerer Zeit in den Mém. du Mus. d'hist. nat. T. V. gegeben hat. Wegen der beträchtlichen Größe dieser Gattung, worin sie unsere einheimischen Arten von Lynceus, Daphnia etc. so sehr übertrifft, konnte, trotz dem, daß bloße Weingeist-Exemplare untersucht wurden, manches, besonders was die Anordnung der äußeren Theile betrifft, genauer beschrieben werden. So fand Straus z. B. außer den mit Daphnia übereinstimmenden Mandibeln, zwey Paar kleine Maxillen, weßhalb zu vermuthen ist, daß auch bey Daphnia zwey Paar vorkommen, wovon nur das eine wegen seiner außerordentlichen Kleinheit nicht entdeckt werden konnte.

Die Gattung charakterisirt sich: Der Kopf in die Schalen ganz einschließbar; diese beweglich, an ihrem Ur Theil, wie bey den meisten Acephalen, mit eingebogenen Haken versehen. Der Schwanz ausgestreckt. Zwey ganz neben einander liegende zusammengesetzte Augen. Zwey einfache Fühlhörner.

Die Gattung Estheria unterscheidet sich von den Lynceen durch die Haken der Schalen, die diesen fehlen und vermuthlich durch die Form der Füsse; von den Limnadien durch die Anwesenheit der Haken an den Schalen, durch den noch zum Theil freyen Kopf, durch den Mangel des Kopfzapfens, womit die Limnadien sich anhängen können, und durch Fangfüsse beym Männchen.

Die Art, Esth. dahalaccensis, hat 4 Linien lange und 2 Linien breite (beym Weibchen 1/6 kleinere) Schalen, welche den Schalen von Arca (Mollusc. aceph.) ähneln. Die Fühlhörner ungegliedert, am vorderen Rand sägeförmig gezackt und behaart. Beym Männchen 2 Fangfüsse und 24 Kiemenfüsse, beym Weibchen 24 Kiemenfüsse; Schwanzende mit 4 Klauen, wovon die 2 untern viel länger als die oberen. Farbe hellfahlbraun.

Rüppell beobachtete und sammelte diese Thiere in den Süßwassersümpfen der Insel Dahalak im Monat December; er beobachtete hier die Begattung häufig.

Die beygelegte Tafel ist auf Stein sehr sorgfältig, nach Zeichnungen von Straus-Dürckheim gravirt; zur Bezeichnung der einzelnen Figuren ist eine Umrißtafel beygegeben.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Zweyter Theil. Wien 1837.

(Schluß.)

Wir haben oben (S. 854) gesehen wie dieser Streit entschieden wurde, und wie Albrecht als Sieger freygebig das gewährte, was er in bedrängter Lage zu geben sich nicht zu entschließen vermochte. Eben so wenig ließ er bald nachher bey einem Aufstande der österreichischen Ministerialen die Entfernung seiner schwäbischen Räthe sich abtrotzen und antwortete den Abgeordneten der ersteren (S. 90):

„Saget denen, die Euch hergesandt, dieß Land sey mein, darin ich mit Gottes Hülfe Herr seyn will und mir und meinen Kindern kein Joch mit Hoffahrt und Gewalt aufbürden lasse. Was erbeten wird, sey gern gewährt, aber mit Gewalt lasse ich mir solche Dinge nicht abtrotzen, so wahr ich Albrecht heiße; auf solche Art entlasse ich den schlechtesten Küchenknecht nicht von meinem Hofe. Saget ihnen, daß ich vom heutigen Tage an ihnen widersagen und meine Rechte zu ihrem Schaden wahrnehmen will und somit genug der Rede."

Da die Streitigkeiten, welche in den habsburgischen Erblanden zwischen den Unterthanen und ihren Landesherren Statt fanden, in dem vorliegenden Werke, wie die angeführten Beyspiele beweisen, mit einiger Ausführlichkeit abgehandelt werden, so möchte man auf den ersten Augenblick etwas stutzig darüber werden, daß der Verhältnisse der Schweiz zur Zeit Albrechts nur ganz kurz Erwähnung geschieht. Von einem Uebereinkommen, welches Uri, Schwyz und Unterwalden mit einander abgeschlossen, spricht der Hr. Verfasser in folgenden Worten:

„Die Wahrheit ist, daß bey diesem Uebereinkommen nicht daran gedacht ward den wohlhergebrachten Rechten Habsburgs auch nur den geringsten Abbruch zu thun, sondern vielmehr schlossen sich diese Thalbewohner als Nachbarn nur deßhalb fest aneinander, damit, wenn bey den Bündnissen in der Umgegend gegen ihre Richter und Herren, diese nicht mächtig genug gelieben wären sie bis zu der Ausheilung und Beruhigung der kaiserlosen Zeit gehörig zu schützen, jede Gemeinde dieser vereint leicht zu vertheidigenden Thäler, schleunig von den andern unterstützt werden und fortan ihre Habe unbeschädigt besitzen könne. Sich aufzulehnen gegen ihre Landgrafen und Erbherren kam ihnen nicht in den Sinn, sonst hatten sie an die Feinde Habsburgs, an Zürich, Constanz und St. Gallen sich angeschlossen. Für Uri war kein Grund vorhanden, eine Veränderung des Reichsverhältnisses zu erlangen, für Schwyz und Unterwalden wäre es Wahnsinn gewesen, sich von ihren Erbherrn unabhängig, also reichsfrey zu machen; sie wären eben in dieser kaiserlosen Zeit ohne Schirm eines Königs, als desjenigen, unter dem sie dann einzig hätten stehen wollen, nicht nur nicht gesichert, sondern erst recht den Angriffen eines Jeden Preis gegeben gewesen." — „Daher schließt sich auch mit dem erwähnten Uebereinkommen alles, was von diesen schwäbischen Gebirgsthälern bis zum Tode Albrechts zu berichten ist." (S. 65—66)

Wir haben hier zwar nicht Alles, aber doch das Wesentlichste wiedergegeben, was der Hr. Verf. über das zur Zeit Albrechts von Uri, Schwyz und Unterwalden geschlossene Bündniß mittheilt und es läßt sich nicht läugnen, daß bey der Wichtigkeit, welche die Schweizer Eidgenossenschaft in der Geschichte erlangt hat, dieß eben nicht viel Aufschluß über die Entstehung derselben giebt. Allein Nie-

mand kann es sich verhehlen, daß es heute zu Tage eine Menge historischer Ansichten giebt, welche der Wahrheit ganz und gar entbehren und, da sie Jeder von Kindesbeinen an überliefert erhält, fast zu einer Art Glaubensartikel werden und daher durch die rationelle Darstellung der Wahrheit schwer zu verbannen sind. Einen wesentlichen Einfluß zur Begründung jener Ansichten übt, außer den historischen Romanen, vorzüglich das Theater aus. Die gewöhnlichen Vorstellungen über die Vehmgerichte beruhen hauptsächlich auf Hubers heimlichem Gerichte und dem Vorspiele zu Kleists Käthchen von Heilbronn, während unser Wigand klar und deutlich beweiset, man habe sich vor dem heimlichen Gericht eben so wenig zu fürchten, wie vor einem Geheimen Rathe; hauptsächlich sind es aber Schillers Schauspiele, welche — was keineswegs dem Dichter zu einem besonderen Vorwurfe gemacht werden soll — zur Verdrehung der Geschichte mitgewirkt haben. Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Wilhelm Tell und Wallenstein sind für Unzählige Quellen der spanischen, französischen, englischen, schweizerischen und deutschen Geschichte geworden.

Unter jenen Schauspielen kann „Wallenstein" wohl um so weniger auf jene Autorität Anspruch machen, als Schiller in seiner Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, (— Gleiches gilt von der der Niederlande —) ebenfalls dem Dichter vor dem Historiker den Vorzug gegeben hat, wovon man sich auf das Vollständigste durch den sechsten und siebenten Band von Menzels neuerer Geschichte der Deutschen überzeugen kann. Was aber Wilhelm Tell anbetrifft, so hat schon längst Jakob Grimm in dem deutschen Museum und in neuerer Zeit Ideler (s. B. II. S. 729 d. G. A.) zur Genüge dargethan, daß die ganze Geschichte vom Pfeilschusse des Tell alles historischen Fundamentes entbehre, vorzüglich aber hat Kopp in seinen Urkunden zur Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft vollständig bewiesen, daß es nie einen Landvogt Geßler gegeben und daß während der Regierungszeit Albrechts Niemand in den habsburgischen Erblanden daran gedacht hat, sich wider ihn zu empören. Daher kann auch der Hr. Verf. mit Recht sagen (S. 64): bey tieferer Forschung zerfallen alle Mährchen von gänzlicher Unabhängigkeit jener Thäler von dem Hause Habsburg, von dem Streben nach Unterjochung auf der einen und nach Befreyung aus der Knechtschaft auf der andern Seite in ihr Nichts und somit hat er ferner Recht da Nichts zu berichten, wo Nichts geschehen ist.

Während also auf dieser Seite Albrecht kein Vorwurf gemacht werden kann, daß er sich eine Ungerechtigkeit habe zu Schulden kommen lassen, so liegt eine solche offenbar in seinem Auftreten gegen Adolf von Nassau. Der mit dem Herzoge verbündete Erzbischof Gebhard (s. oben S. 855) brachte es dahin, daß fünf Churfürsten am 22. Juny 1298 Adolf von Nassau für abgesetzt und am Tage darauf Albrecht für seinen Nachfolger auf dem Throne erklärten. Diese beyden Akte sind ohne allen Zweifel ungesetzlich und ungerecht, und Albrecht selbst sah dieß vollständig ein, da er, nachdem er über Adolf obgesiegt hatte, den Churfürsten das Reich zurückstellte und sich nochmals von ihnen wählen ließ (S. 149, 150). Wir stimmen daher mit dem Urtheile des Hrn. Verfassers über jenen Punct (S. 131) völlig überein, jedoch nicht so in Betreff einer Bemerkung, die er daran knüpft. Er sagt nämlich S. 131:

> „Kaiser Heinrich IV. könnte erwähnt werden um zu behaupten, die Absetzung Adolfs sey nicht als das erste Beyspiel eines solchen Gewaltschrittes der Kurfürsten anzusehen; aber damals geschah es unter der Leitung des Pabstes, bey Adolf waren es die Kurfürsten allein. Kein Grundgesetz, kein Zugeständniß eines Königs oder Kaisers bekräftigt den Satz: wer wählt kann absetzen."

Wir sind allerdings weit davon entfernt, den bekannten Satz des Algernon Sidney: Cujus est eligere, ejus est abrogare als eine allgemeine Wahrheit vertreten zu wollen, dennoch aber glauben wir einerseits, daß nach der germanischen Verfassung unter gewissen Voraussetzungen die Absetzung des Königs gestattet gewesen und zwar ohne besondere Leitung des Pabstes, andererseits, daß bey der Absetzung Heinrichs IV. jene Voraussetzungen keineswegs vorhanden gewesen sind. Indem das Landrecht des Sachsenspiegels B. 3. Art. 54. §. 4. sagt: — „also ne mach deme Koninge neman an sin lif spreken ime ne dat rike vore mit ordelen verdelt" erkennt es ausdrücklich an, daß dem Könige mit Recht das Reich „vertheilt" werden dürfe, aber wir glauben, daß ein solches Re-

sultat überhaupt aus der Consequenz der germanischen Verfassungsprincipien — die freylich nicht auf unsere ganz veränderten Verhältnisse angewendet werden dürfen — hervorgehe; der König war nach den germanischen Verfassungen selbst ein Mitglied des Reiches und zwar insonderheit des Adels. So wie nun jedes Mitglied des Reiches aus der Gemeinschaft desselben ausgeschlossen werden durfte, insonderheit dann, wenn es sich vor seinem Richter trotz dreymaliger Aufforderung nicht stellte; so konnte auch der König vor dem Pfalzgrafen belangt (Landr. u. Sachsenspiegel B. 3. Art. s. oben Bd. IV. S. 35.) und wenn er hartnäckig Recht weigerte, aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen werden. Vornämlich aber zog wie die Reichsacht den Kirchenbann, so auch die Excommunication die Reichsacht als Folge nach sich, in der Weise, daß wer Jahr und Tag in dem politischen Bann ohne Sühne verharrte, in den kirchlichen und umgekehrt unter der analogen Voraussetzung in den politischen verfiel. Es war daher das Verfahren der deutschen Fürsten ganz rechtmäßig, daß sie Heinrich IV., der sich im Kirchenbanne befand, aufforderten, sich aus der Excommunication herauszuziehen, widrigenfalls er auf dem Reichstage zu Augsburg in die Acht erklärt d. h. mit andern Worten abgesetzt werden würde. Als aber auf diesem Reichstage die Fürsten Heinrich IV. wirklich absetzten, hatten sie durchaus Unrecht, da der König die Bedingung, unter welcher er sich im Frieden des Reiches erhalten konnte, vollständig erfüllt hatte; er war über die Alpen gegangen, hatte die Kirchenbuße übernommen und war vom Papste von dem Banne losgesprochen worden. Demgemäß war seine Absetzung ungerecht, auch geschah sie keineswegs unter der Leitung des Popstes, sondern im Gegentheil, die Fürsten machten letzterem Vorwürfe, daß er Heinrich aus dem Banne gelöst habe und forderten, er sollte ihn — wozu allerdings Gründe vorhanden waren — vonNeuem excommuniciren, was damals aber nicht geschah.

Die ersten Handlungen Albrechts nach seinem Regierungsantritte hatten die Aufrechthaltung und Kräftigung des Landfriedens zum Zwecke. Dieß ward insonderheit auch nöthig zum Schutze der Juden, die eben damals in Deutschland große Verfolgungen erleiden mußten. Es ist bekannt, welches nach den älteren Rechtsprincipien die Stellung der Juden im Reiche war; sie waren als Fremde und als Ungläubige zu gleicher Zeit von dem Frieden des Reiches und der Kirche ausgeschlossen und mußten daher einen Schutzherrn gewinnen; als solcher galt für sie der König im ganzen Reiche; weßhalb sie auch, da sie eine Abgabe für den Schutz zahlten, kaiserliche Kammerknechte genannt wurden. Damit waren aber der Willkühr gegen die Juden noch keineswegs Schranken gezogen, sondern die Kaiser und Könige, so wie die Fürsten, denen der Judenschutz als Regal geliehen wurde, erpreßten oft sehr bedeutende Geldsummen von den wehrlosen Söhnen Israels. Gegen König Adolf hatte sich insonderheit die Stadt Frankfurt ihrer Juden angenommen, allein dießmal waren es die Städte selbst, in welchen die Mißstimmung gegen die Juden zu einer Verfolgung derselben führte, weßhalb sich Albrecht genöthigt sah, durch ausdrückliche Verordnungen sie in Schutz zu nehmen. „Der unerhörte Wucher“ derselben (s. auch S. 197) und „die Härte, mit der sie Kapital und Zinsen eintrieben,“ mag, wie der Hr. Verf. (S. 161) bemerkt, diese Stimmung verstärkt haben; der Anlaß zur Verfolgung wurde indessen damals meistens wo anders hergenommen, denn es brauchte nur irgendwo ein Kind verloren zu gehen, so hieß es, die Juden hätten es gemartert.

König Albrecht zog nach Sitte germanischer Könige nach seiner Krönung im Reiche umher und saß an verschiedenen Orten zu Gericht; einige Sprüche, die er fällte, betrafen das Lehenrecht, wir können es jedoch nicht mit dem Herrn Verfasser für eine Merkwürdigkeit erachten (S. 177), wenn der König zu Fulda dahin entschied: „daß ein Lehensherr, der das Lehensgut eines ohne Leibeserben verstorbenen Vasallen Jahr und Tag ruhig und friedlich besessen, deshalb nicht mehr angesprochen werden könne.“ Dieß hängt mit den eigenthümlichen Principien der deutschen Lehensfolge, die eine Successsion der Collateralen gar nicht kannte, nothwendig zusammen; ein Punct, den wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes berührten (vergl. auch S. 155). Ein anderer Umstand, welcher für die Gerichtsverfassung Deutschlands wichtig wurde, ist das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zu Westphalen. Albrecht verlieh diesem Prälaten das Recht, den zum Tode Verurtheilten das Leben sechs Wochen fristen zu können (S. 167).

Obschon Albrecht im ganzen Reiche als König anerkannt wurde, so hatte er doch Mühe, ein Gleiches vom Papste Bonifacius VIII., einem Manne geraden und scharfen, zugleich auch unbeugsamen Sinnes, zu erlangen. Der Hr. Verfasser beschreibt (S. 178, 179) die Persönlichkeit und die Stellung dieses Papstes im Gegensatze zu den beyden Königen Albrecht I. und Philipp IV. sehr treffend; solche Sachen müssen indeß in ihrem Zusammenhange gelesen werden, weßhalb hier eine Verweisung auf die angeführte Stelle genügen möge. Mit Philipp ging Albrecht eine Familienverbindung ein, indem sein Sohn Rudolf mit der sechszehnjährigen französischen Königstochter Blanca vermählt wurde. Die Beschreibung der Aufnahme des Herzogs Rudolf in Paris (S. 193 f.) ist ein treues Gemälde der Sitten jener Zeit. So durfte Philipp IV. hoffen, dereinst seine Tochter Blanca auf dem deutschen Königsthron zu sehen, allein sie starb schon im Jahre 1305 und Rudolf ward der zweyte Gemahl Elisabeths, der Wittwe des letzten Königs der Böhmen aus dem Stamme der Przemysl. Allein auch Rudolf war nicht bestimmt die deutsche Königskrone zu tragen; die böhmische ward ihm zu Theil, doch nur auf kurze Zeit. Nach dem Tode seines Sohnes suchte zwar Albrecht Böhmen seinem Hause zu erhalten, allein es gelang ihm nur, Mähren für den jüngern Sohn Friedrich den Schönen, der schon früher mit Oesterreich und Steyer belehnt worden war, zu behaupten. Dagegen war ein anderer Sprößling des habsburgischen Hauses, Johann, der Sohn Rudolfs, Albrechts Neffe, bisher noch leer ausgegangen. Es fehlte nicht an Solchen, welche den unerfahrenen Jüngling gegen den Oheim aufhetzten und vornehmlich ist es der Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, der in dieser Hinsicht nicht von Schuld freygesprochen werden kann (S. 285). Albrecht hatte die Belehnung Johannes mit einem Fürstenthume, um welche dieser ihn unaufhörlich bat, immer weiter hinausgeschoben. Von bösen Rathgebern getrieben, vollführte endlich der achtzehnjährige Jüngling die grausenhafte That, die ihm den Beynamen des Parricida für immer in der Geschichte verschafft hat. Der Hr. Verfasser beschreibt den Hergang der Dinge (S. 287 u. f.) ausführlich. Noch an dem Tage selbst hatte Albrecht seinen Neffen zu sich gerufen und ihm gesagt:

„Vetter Johann mein lieber Sohn, sey gewiß, daß ich in Kürze dir das gebe, was ich inne habe und dir von deinem Vater, meinem Bruder, mit Recht zukömmt.“

Da Johann Nichts antwortete, fuhr der König fort:

„Nicht nur das sollst du erhalten, was dir von dem Erbe gebührt, sondern auch deinen Theil von Allem was ich kaufte, daß du mir immer größere Ehre zu danken habest, denn ich will einen Mann aus dir machen, allen großen Fürsten gleich. Ihr Herren von Mainz und Constanz, ich rufe Euch zu Zeugen auf von Allem, was ich jetzt gesagt; ich gelobe es nochmals. Vetter, sende einen deiner Ritter zu mir, ich will ihm das Nöthige geben, um hundert Reisige zu Pferd für dich auszurüsten.“

Allein Johann hatte seinen Plan gefaßt und erschlug am Nachmittage des ersten Mays 1300 den königlichen Oheim, als dieser mit kleinem Gefolge seiner Gemahlin, die er mit Sehnsucht erwartete, entgegenritt.

Bis zu diesem Zeitpuncte reicht der zweyte Band, dessen großer Werth für die deutsche Geschichte jeder, der der Wahrheit Freund, anerkennen wird; wir gestehen es offen, er hat uns noch mehr zugesagt, als der erstere, vornehmlich auch wegen der größeren Ungezwungenheit der Darstellung. Außer mehreren Nachträgen zu dem Urkunden-Verzeichnisse des ersten Bandes enthält der zweyte die Regesten für die Regierungszeit Albrechts, sowohl als österreichischen Herzogs als auch als römischen Königs; die wichtigsten der noch ungedruckten hieher gehörenden Urkunden sind aus den Originalien des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives abgedruckt worden. Das Titelkupfer, König Albrecht vorstellend, nach dem Stammbaume in der Ambraser Sammlung ist außerordentlich schön; allerdings etwas zu treu, wie der Hr. Verfasser selbst bemerkt.

Dr. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837

On the fossil Jaw of a gigantic Quadrumanous Animal allied to the genera Semnopithecus and Cynocephalus. By Lieuts. Baker and Durand (Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal, V. p. 793).

On the remains of a fossil Monkey from the tertiary strata of the Sewalik Hills in the north of Hindostan; by Captain Cautley and H. Falconer, M. D. (The Lond. and Edinb. philosoph. Magaz. October. 1837. p. 303.)

Note sur les ossemens fossiles des terrains tertiaires de Simorre, par M. Lartet. (Annal. des sc. nat. 1837. p. 116. — L'Institut V. p. 18 und 205).

Unter allen neueren Entdeckungen im Gebiete der Palaeontologie erregt keine eine größere Aufmerksamkeit, als die Auffindung fossiler Ueberreste von Vierhändern. Während man nämlich die Ueberbleibsel von solchen Thiergattungen, die gegenwärtig dem Tropenklima angehören, in großer Menge nicht bloß in der heissen Zone, sondern hauptsächlich in der gemäßigten und selbst in der Polarregion gefunden hatte, mußte das Fehlen von Affenknochen unter ihnen als sehr befremdend erscheinen, und keine Hypothese wollte genügen, um einen Grund hiefür ausfindig zu machen. Es ist daher für die Naturforscher eine höchst willkommene Entdeckung, welche Baker und Durands Lieutenants beym ostindischen Genieforps gemacht haben, indem sie aus den bekannten tertiären Vorbergen des Himalaya's das Fragment eines Oberkiefers von einem Affen erhielten. Ihrer Vergleichung zu Folge ergiebt sich manche Aehnlichkeit mit der Gattung Semnopithecus, doch ist dieser urweltliche Affe weit größer und muß hierin den Orang-Utang erreicht haben. Der kurzen Abhandlung ist eine Abbildung dieses Kieferfragmentes beygefügt.

Die Entdeckung wird um so werthvoller, da bald darauf fossile Ueberreste von Affen in einem weit von Ostindien abgelegenen Lande, nämlich in Frankreich, aufgefunden wurden. Lartet entdeckte diese in der tertiären Formation der Gegend von Auch im Departement du Gers, und obgleich Blainville nachwies, daß jener nicht alle Stücke richtig bestimmt hatte, so erkannte er doch durch eigene Vergleichung eine Kinnlade als von einem Affen herrührend an, und zwar von einer Art, welche dem Siamang (Hylobates syndactylus) am nächsten zu stehen kommt. *) Hiemit ist also die Existenz fossiler Quadrumanen in Europa erwiesen.

Dem Kapitän Cautley und dem Dr. Falconer, beyde rühmlichst bekannt durch die Entdeckung so ausgezeichneter fossiler Thiere aus den tertiären Bildungen der Siwalik-Berge, gelang es, aus diesen ein Sprungbein des rechten Fußes zu erhalten, welches offenbar ebenfalls von einem Affen herrührt. In dem Bericht, den sie hierüber an die zoologische Societät in London abstatten, vergleichen sie das-

*) Ein einzelner Zahn mochte überdieß, wie Blainville bemerkt, einem Sapajou angehört haben.

ſelbe mit dem des Semnopithecus Entellus, „welchem es, obſchon ſicherlich einer andern Art angehörig, in Größe und Form ähnlich iſt, wie dieß auch das Exemplar zeigt, welches zugleich mit dem foſſilen Sprungbein eingeſandt wurde. Dieſes iſt vollkommen mineraliſirt, hat ein ſpecifiſches Gewicht von ungefähr 2, 3, und ſcheint von Eiſenhydrat durchdrungen zu ſeyn. Obſchon es nur ein einzelner Knochen des Fußes iſt, ſo ſind doch die Verhältniſſe des Gerüſtes ſo fixirt, daß die Beſtimmung ſo ſicher iſt, als ob das ganze Skelet gefunden worden wäre.“

Die Auffindung von Affenknochen in den Tertiärgebilden beſtärkt Referenten noch mehr in ſeiner ſchon früher in dieſen Blättern ausgeſprochenen Anſicht, daß dieſe Formationen mit den Diluvialablagerungen in eine und dieſelbe Gruppe müſſen zuſammengefaßt werden, von denen letztere nur als die jüngſten Glieder zu betrachten ſind.

In den verſchiedenen Lagen der Formation, welche das foſſile Affen-Sprungbein enthielt, haben die gemeinſchaftlich zuſammenarbeitenden und unermüdet thätigen Forſcher, Cautley und Falconer, auch das Anoplotherium sivalense, Elephanten, Maſtodon, Nashorn, Flußpferd, Kamel, Sivatherium, Antilope, ein Moſchusthier kaum größer als ein Haſe, Schwein und Pferd gefunden. Ferner die Felis cristata, Ursus sivalensis, die Hyäne, ein Thier aus der Hundegattung, den Ratel und andere Fleiſchfreſſer. Unter den Vögeln giebt es Sumpfvögel, größer ſelbſt als die gigantiſche Ciconia Argala. Von Amphibien kommen außer Crocodilus gangeticus und hiporcatus auch noch andere große Krokodile (C. Leptorhynchus crassidens) vor; von Schildkröten Arten von Emys und Trionyx in gewöhnlicher Größe, zugleich mit Oberarm- und Schenkelbeinen, ſo wie mit den entſprechenden Schildfragmenten von einer Art ſo groß, als wie die correſpondirenden Knochen des indiſchen Nashorns. Dieſe neuen Arten ſind zum Theil bereits beſchrieben und von uns angezeigt; die übrigen ſollen es demnächſt werden. Vorſtehendes Verzeichniß wird einſtweilen hinreichen, um die wichtigen Bereicherungen darzuthun, welche das Studium der Ueberreſte urweltlicher Thiere durch die Thätigkeit engliſcher, meiſt im Staatsdienſte ſtehender Naturforſcher in Oſtindien erlangt hat.

Nachträglich zu unſerer frühern Anzeige iſt noch zu erwähnen, daß Kapitän Cautley der geologiſchen Geſellſchaft zu London die Mittheilung gemacht hat (Lond. and Edinb. phil. Mag. Auguſt 1837 p. 208), daß Major Colvin einen Schädel des Sivatheriums aufgefunden habe, welcher vier Hörner, zwey auf der Stirne und zwey große dreyſpaltige dahinter zeigte. Hierdurch hat ſich Cautley's und Falconer's Vermuthung beſtätigt, und ſie betrachten nun das Thier als zu der Gruppe der Dicranocerinen von Hamilton Smith gehörig. Zugleich iſt durch dieſe Entdeckung Geoffroy's Anſicht, als ob das Sivatherium eine urweltliche Giraffe geweſen wäre, hinlänglich widerlegt.

A. W.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beſchreibenden Naturgeſchichte. Von Mitgliedern der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft ꝛc.

Zweytes Heft mit Tab. VII — XI.

(Schluß).

III. Botaniſche Abhandlungen.

1. Beyträge zur Flora von Abyſſinien. Von Dr. Georg Freſenius. Gramineae. Cyperaceae, Flacourtianeae. Lythrarieae. Onagrariae. Combretaceae. Myrtaceae. Tiliaceae. Rosaceae. Rubiaceae. Jasmineae. (S. 129 — 168 mit Tafel VIII — X).

Gramineae. Beckera polystachya †. Oplismenus colonus. Pennisetum villosum R. Br., macro-

stachyon †, squamulatum †. Cenchrus tripsacoides R. Br., bulbosus. Sporobolus Rüppellianus †, consimilis †. Dactyloctenium spec. Eleusine Tocussa †. Eutriana abyssinica R. Br. Poa massauensis †, aulacosperma †, abyssinica Jacq., die Samen werden unter dem Namen Teff als Getreide verwendet. Andropogon abyssinicus R. Br., hirtus. L. — Cyperaceae. Cyperus scirpoides R. Br. — Flacourtianeae. Oncoba spinosa Forsk. — Lythrarieae. Grislea tomentosa Roxb. — Onagrarieae. Epilobium hirsutum L., stereophyllum †. — Combretaceae. Terminalia Brownii †. Combretum collinum †, reticulatum, † trichanthum †. — Myrtaceae. Syzygium guineense. — Tiliaceae. Corchorus triloculatis L., microphyllus †. Grewia tombensis †, discolor †, venusta †. — Rosaceae. Rosa abyssinica R. Br. Pyrus species. Alchemilla abyssinica †. Brayera anthelminthica Kunth. Der Absud der Blüthen dieses Baumes, den schon Bruce unter dem Namen Cusso aufführt, dient als bestiges Purgirmittel. — Rubiaceae Galium simense †, Pavetta abyssinica †, Gardenia lutea †. — Jasmineae. Jasminum floribundum R. Br. Die Tafeln sind vortrefflich gearbeitet, doch wäre eine passendere Auswahl der darzustellenden Pflanzen zu wünschen gewesen.

2. Novae species Algarum, quas in itinere ad oras maris rubri collegit Eduardus Rüppell; cum observationibus nonnullis in species rariores antea cognitas. Auctore Jacobo G. Agardh, Phil. D. (S. 169—174).

Sargassum Rüppellii †, cuneifolium †, Freseniauum †. Sphaerococcus distichus †. Caulerpa clavifera var. turbinata, lentillifera †, selago Turn., serrulata †.

The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XVII. Part. 3. London 1836. 4.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Descriptions of the Insects collected by Captain P. P. King in the Survey of the Straits of Magellan. By John Curtis, A. H. Haliday and Francis Walker (S. 315 — 359).

Kapitän King hatte seine Sammlung südamerikanischer Insekten, welche er längs der Küste von St. Paul in Brasilien bis Valparaiso zusammen brachte, an John Curtis mit dem Auftrage gegeben, das Neue aus derselben zu publiziren. In dieser Sammlung waren von ganz besonderm Werthe diejenigen Insekten, welche von den südlichen und südwestlichen Küsten Amerika's herrührten, da diese zu den allerseltensten gehören. Es ist hiebey interessant, die Uebereinstimmungen aufzusuchen, welche in manchen Beziehungen zwischen den correspondirenden Parallelkreisen der südlichen und nördlichen Hemisphären sich ergeben, und in andern die Analogien aufzufinden, welche die Stelle fehlender Typen einnehmen.

Zur Zeit sind von King's Sammlung nur die Hymenopteren und Dipteren, jene von Haliday, diese von Walker, bearbeitet. An Hymenopteren sind überhaupt 55 Arten, worunter 33 als neu angesehen werden, aufgeführt; die Dipteren zählen 78 Arten, unter denen 62 als neu vorkommen.

2. Description of a new Species of the Genus Chamaeleon. By Samuel Stutchbury (S. 361 — 362 mit Abbild.).

Der Verf. nennt diese Art Chamaeleon cristatus und giebt von ihr folgende Diagnose:

C. superciliari occipitalique carina elevata et crenulata; caudae anteriori parte dorsique apophysibus elongatis cristam dorsalem constituentibus; squamis fere rotundis subaequalibus.

Diese Art, welche eine Länge von $9\frac{1}{4}$″ hat, ist besonders ausgezeichnet durch den Rückenkamm, welcher durch die verlängerten Dornfortsätze von 16 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln gebildet wird. Ihre Heimath sind die Ufer des Gaboon-Flusses in Guinea. Der Beschreibung ist eine gute Abbildung beygegeben.

Von derselben Gegend erwähnt der Verf. noch einer Blindwühle, welche er für verschieden von der Coecilia tentaculata ansehen und ihr den Namen Coecilia squalostoma beylegen möchte. Die ganze Beschreibung ist folgende:

Thier cylindrisch, von dunkler Olivenfarbe, mit fast zusammenfließenden gelben Flecken bezeichnet; Ringe oder Falten 140 — 144, von denen ohngefähr 12 gegen den Schwanz (tail?) nicht völlig den Leib umgeben. Schnauze vorstehend, mit einer kleinen Vorragung ohngefähr eine Linie unter und hinter den Nasenlöchern. Augen nicht evident. Länge 16″, Umfang 8‴.

Aus dieser sehr unvollkommnen Beschreibung läßt sich mit Sicherheit die Identität oder Verschiedenheit zwischen C. tentaculata und C. squalostoma nicht nachweisen; da indeß jene der neuen, diese der alten Welt angehört, so läßt sich schon aus diesem Umstande vermuthen, daß beyde Thiere specifisch verschieden seyn möchten.

3. Characters of Embia, a Genus of Insects allied to the White Ants (Termites), with Descriptions of the Species of which it is composed. By Westwood (S. 369 — 374 mit einer Tafel).

In dem großen französischen Werke über Aegypten ist zuerst ein Termiten ähnliches Insekt abgebildet, aus dem Latreille die Gattung Embia errichtete. Eine zweyte Species kommt in Griffith's englischer Uebersetzung des Règne animal vor, und bildet die Untergattung Olyntha von Gray. Eine dritte aus Bengalen herrührende Art fügt der Verf. hinzu, und macht aus ihr die Untergattung Oligotoma; ihr specifischer Name ist Oligotoma Saundersii. Die drey Arten sind nebst dem nöthigen Detail abgebildet.

Den Gattungscharakter von Embia stellt der Verf. so: Corpus elongatum; thorax elongatus; alae abdomine haud longiores; femora antica et postica dilatata; tarsorum anticorum articulus primus dilatatus.

4. On a new Arachnide uniting the Genera Gonyleptes and Phalangium. By Hope (S. 397 — 399 mit einer Tafel).

Perty hat in seiner schätzbaren Arbeit über die brasilianischen Insekten die Phalangiden in zwey Abtheilungen gebracht, denen man jedoch jetzt eine dritte beyfügen muß, indem der Verf. eine neue Form erhalten hat, welche Merkmale von beyden an sich trägt. Er errichtet aus ihr die Gattung Dolichoscelis mit folgenden Charakteren: Mandibulae chelatae. Palpi unguiculati, spinosi. Pedes inaequales, postici longissimi, praecedentibus haud remoti.

Die einzige Art führt den Namen Dolichoscelis Haworthii, sie stammt aus Brasilien her und ist auf einer Tafel abgebildet.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Observations on the Genus Hosackia and the American Loti. By George Bentham Esq., F. L. S. (p. 363 — 368.)

Der Herr Verf. modificirt zunächst den von ihm im Botanical Register aufgestellten Charakter der Gattung Hosackia und glaubt nur die Arten mit doldigen Blüthen in derselben belassen, die mit einzelnen Blumen dagegen wieder zu Lotus (in eine eigne Section, Microlotus) bringen zu müssen. Sodann werden 11 Arten, fast sämmtlich von Douglas in Kalifornien und am Columbiafluße gesammelt, in kurzen Definitionen aufgeführt und 5 Species Lotus (Microlotus) worunter 3 bisherige Hosackien, beygefügt.

2. De Marchantieis. Auctore Thoma Taylor, M. D., S. L. S. (p. 375 — 395. Mit 4 Tafeln).

Aus den Gattungen Marchantia, Fegatella, Fimbraria, Lunularia, Hygropyla werden Arten ausführlich beschrieben und auf Tab. XII — XV. die Fruktifikationsorgane vortrefflich abgebildet. Der Text sagt dem deutschen Botaniker nach Bischofs schöner Arbeit in den Denkschriften der Leopoldinischen Akademie wenig Neues.

3. On the Eriogoneae, a Tribe of the Order Polygonaceae. By George Bentham, Esq., F. L. S. (p. 401 — 420. Mit 4 Tafeln.)

Der Verfasser giebt im Eingange die Geschichte der Gattung, welche von Michaux in der Flora von Nordamerika zuerst mit einer einzigen Species aufgeführt, durch Douglas's Entdeckungen in Neu-Kalifornien und dem Nordwestdistrikte, so wie durch Nuttall's Torrey's, Drummond's und Anderer Forschungen in den Rocky Mountains, Arkansa und Texas bereits auf 33 Arten angewachsen ist. Fünf von diesen werden sodann in zwey eigne Gattungen verwiesen, welche von Eriogonum zusammen durch einblüthige Hüllen, unter sich aber dadurch verschieden sind, daß bey Mucronea die Hülle plattgedrückt, 2zähnig und aus zwey Blättern gebildet, bey Chorizanthe Br. dagegen dieselbe dreyeckig, 6zähnig und aus eben so vielen Blättchen zusammengesetzt erscheint. Von der letzten Gattung haben Macrae, Cuming, Bridges u. A., noch 7 neue Arten aus Chili gebracht, so daß die Unterabtheilung Eriogoneae jetzt 28 Eriogonum, 10 Chorizanthe, und 1 Mucronea enthält. Es wird sodann nachgewiesen, daß bey aller habitueller Abweichung doch die Verwandtschaft der kleinen Gruppe mit den übrigen Polygoneen zu groß sey, um sie von denselben zu trennen. Selbst die medicinischen Eigenschaften mehrerer Arten von Eriogonum haben mit denen von Rheum große Aehnlichkeit und die Pflanzen heißen deshalb auch in ihrer Heimath wilder Rhabarber. In Beziehung auf die Grundzahl der Blüthentheile sucht der Hr. Verf. und, wie uns scheint, mit vollem Grunde, nachzuweisen, daß bey den Polygoneen die Dreyzahl angenommen werden müsse, so zwar, daß 3 äussere und drey innere Blätter des Perianthiums und, bey den entwickeltsten Gattungen Rheum und Eriogonum 3 dreyzählige Kreise von Staubgefäßen vorhanden sind, welche indessen bey andern Gattungen auf verschiedene Weise reducirt erscheinen. Den Schluß machen die Definitionen sämmtlicher Species von Eriogonum, Chorizanthe u. Mucronea. Die Abbildungen, Grundrisse der Blüthen der Polygoneae und einige Arten von Eriogoneen darstellend, sind sehr schön.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Memorie della Reale Academia delle Scienze di Torino. Tomo XXXIX. Torino 1836. (Memorie della Classe di Scienze fisiche e matematiche. S. 1 — 283 mit 26 Taf.).

I. Zoologische Abhandlungen.

1. De quibusdam Insectis Sardiniae novis aut minus cognitis, auctore Josepho Gené (S. 161 — 199 mit 1 Tafel).

Der Verf. hat auf seinen Reisen durch Sardinien eine solche Menge von Insekten gesammelt, daß er hierdurch genug Stoff zu einer entomologischen Fauna dieser Insel gewonnen hat. Indeß verkennt er nicht die Schwierigkeiten, welche einer solchen Arbeit sich entgegen stellen. Er klagt über die durch unnöthige luxuriöse Ausstattung der Bücher herbeygeführte Kostspieligkeit der Litteratur, über den weiten Umfang derselben, ihre Verstreuung und die Benützung wenig bekannter Sprachen. Dann tadelt er auch mit Recht die ungezügelte Sucht so Vieler, welche Methode und Nomenclatur von Grund aus umkehren, und ein besonderes Behagen daran finden, natürliche Verwandtschaften durch kleinliche Zersplitterungen aufzulösen und auseinander zu reissen. Er will daher, bevor er an die Publikation der erwähnten Fauna geht, alle von ihm für neu gehaltene oder zweifelhafte, oder doch wenig bekannte sardinische Insekten in besondern Fascikeln nach und nach bekannt machen, um auf solche Weise das Urtheil sachkundiger Entomologen einzuholen, und erst hernach die letzte Hand an das Werk zu legen.

In diesem ersten Fascikel legt der Verf. die Beschreibung von 38 Arten Käfer vor, welche folgenden Gattungen angehören: Cicindela 4, Dromius 1, Omophron 1, Feronia 1, Stenolophus 1, Trochalus 1, Emus 1, Buprestis 3, Elater 3, Cebrio 1, Cantharis 1, Dasytes 2, Scydmaenus 1, Dermestes 1, Heterocerus 2, Elophorus 1, Oniticellus 1, Trox 1, Geotrupes 1, Elaphocera 1, Coelodera 1, Trichius 1, Dorcus 1, Tentyria 4, Asida 1, Meloe 1 Art.

Die Beschreibungen sind genau, in lateinischer Sprache, und die meisten der neuen Arten sind auf einer Tafel gut abgebildet.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Plantae rariores in regionibus chilensibus a clar. M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. VII. (pag. 1 — 35. cum Tab. 26.)

Fortsetzung der in früheren Bänden (vergl. Gelehrte Anzeig. Jahrg. 1836 Nr. 193 ff.) gelieferten Fascikel, welche Hr. Colla, wie aus der fortlaufenden Zahl der Tafeln zu erhellen scheint, später als eigenes Werk zu sammeln beabsichtigt. Die aufgeführten Arten sind: 1. Gardoquia obovata R. P. — 2. G. salviaefolia † Tab. XLVIII. — 3. Armeria curvifolia Bert. — 4. Plantago callosa † Pl. truncata Cham.? — 5. Atriplex chilense † Tab. XLIX. — 6. Atriplex ? ex ins. Juan-Fernandez. — 7. Chenopodium tenue † Tab. L. — 8. Dioscorea linearis † Tab. LI. f. 1. — 9. D. humilis Bert. — 10. D. variifolia Bert.

— 11. Allium subbiflorum Tab. LII. — 12. Ornithogalum aequipetalum Bert. Tab. LIII. — 13. Sisyrinchium Nuno † Tab. LIV. Der Ausdruck filamenta ſtatt fibrae für Wurzelfaſern iſt wohl nur ein lapsus calami. — 14. Sis. leucanthum † — 15. Tecophilaea nov. genus e fam. Iridearum. T. violaeflora Bert. Tab. LV. — 16. Cyperus Fernandezianus † Tab. LVI. — 17. Agrostis umbellata † Tab. LVII. — 18. Bromus Berterianus † Tab. LVIII. — 19. Paspalum Fernandezianum. Tab. LIX. — 20. Andropogon altissimus † Tab. LX. — 21 — 46. (Tab. LXI — LXXV.) Farnkräuter aus den Gattungen Hymenophyllum, Davallia, Pteris, Asplenium, Aspidium, Lomaria, Notochlaena, Polypodium, Ophioglossum und zwey neue Gattungen Panicularia Colla und Notarisia Colla. Es iſt zu bedauern, daß der Hr. Verfaſſer von Allem, was ſeit des trefflichen Bertero's Zeiten in Chili entdeckt und von dorther bekannt wurde, keine Nachricht zu haben ſcheint. Er beutet den Nachlaß des verewigten Reiſenden aus, als habe Niemand auſſer demſelben Chili beſucht, und überdieß als ſey er im alleinigen Beſitze des erſteren. Nicht einmal die doch auch von Bertero herſtammenden käuflichen Sammlungen des Eßlinger Reiſe-Vereines werden erwähnt. Darum iſt auch auf eine Kritik der neuen Gattungen und Arten gar nicht einzugehen. Ueberdieß ſind die Beſchreibungen ziemlich mager und oberflächlich und die Abbildungen faſt durchgängig ohne Analyſen.

2. Mantissa muscorum ad floram pedemontanam. Auctore J. De Notaris. M. D. (pag. 211).

Der Herr Verfaſſer, welcher dem botaniſchen Publikum bereits durch den mit Dr. Balſamo in Mailand gemeinſchaftlich herausgegebenen Prodromus Bryologiae mediolanensis rühmlichſt bekannt iſt, giebt in dieſer Abhandlung ein kritiſches Verzeichniß von 90 Laubmooſen, welche bisher weder in Allione's Flora pedemontana, noch in den ſpätern Arbeiten von Balbis, Bellardi, Ré u. A. als in dem ſchönen Gebirgslande einheimiſch aufgeführt wurden. Ein großer Theil derſelben ließ ſich allerdings faſt mit Sicherheit in dieſen Gegenden vorausſetzen; indeſſen wird dadurch das Verdienſt des Verfaſſers nicht geſchmälert, dieſelben wirklich gefunden, oder als ſolche mit Sicherheit beſtimmt zu haben. Als neue Arten werden aufgeführt: Pohlia laetevirens, cirrhifera; Fabronia major †; Dicranum mixtum †; Encalypta lacera †; Grimmia capillata †, arcuata †; Anictangium flaccidum †, Sphagnum variegatum †.

III. Mineralogiſche und chemiſche Abhandlungen.

1. Nouvelles Recherches sur le pouvoir neutralisant de quelques corps simples par le chevalier Avogadro (S. 57 — 154).

Dieſe Abhandlung iſt die Fortſetzung einer früheren des Verfaſſers vom Jahre 1828, welche die numeriſche Beſtimmung des Neutraliſirungs-Vermögens des Kohlenſtoffs, Waſſerſtoffs und Stickſtoffs, d. h. die Grade der electropoſitiven oder electronegativen Qualität zum Gegenſtande hat, welche dieſe Körper in ihren Verbindungen äuſſern.

Als Einheit iſt das electronegative Neutraliſirungsvermögen des Sauerſtoffes angenommen.

Die erhaltenen Werthe ſind:

Sauerſtoff	— 1
Chlor	— 0,1485
Kohlenſtoff	+ 0,05961
Schwefel	+ 0,2243
Stickſtoff	+ 0,4694
Waſſerſtoff	+ 3,919

Die negativen Werthe kommen den electronegativen, die poſitiven den electropoſitiven Subſtanzen zu.

Unter den Folgerungen wird für das Neutraliſirungs-Vermögen des Waſſerſtoffes angeführt, daß

4 Atome Waſſerſtoff nothwendig ſind, um 1 Atom Sauerſtoff zu neutraliſiren. Bekanntlich neutraliſiren aber 2 Atome Waſſerſtoff 1 Atom Sauerſtoff, gemäß den direkten Beobachtungen.

Dieſer Umſtand, der dem Verfaſſer natürlich nicht entgangen iſt, führt ihn zur Unterſcheidung einer ſcheinbaren und wirklichen Neutralität.

Wir müſſen über das Weitere auf die Abhandlung ſelbſt verweiſen.

2. Mémoire sur une Chaux sulfatée de Piobesi de Guarène contenant du sulfate magnésien découverte par le Professeur Lavini (S. 201 — 206).

Der Verfaſſer, durch eine Efflorescenz auf dem Gyps von Piobeſi aufmerkſam gemacht, unterſuchte denſelben auf einen Talkerdegehalt. Er fand, daß dieſer Gyps 2 pr. Ct. waſſerfreye ſchwefelſaure Talkerde oder 4 pr. Ct. waſſerhaltige enthalte, und äußert die Meynung, daß dieſer geringe Gehalt mehr zufällig, als weſentlich ſeyn dürfe.

3. Examen chimique de l'eau contenue dans un puits de Garène par le Professeur Lavini (S. 207 — 210).

Der Verfaſſer fand einen gegen das Waſſer gewöhnlicher Brunnen verhältnißmäßig bedeutenden Gehalt an ſchwefelſaurem Kalk und ſchwefelſaurer Talkerde.

5. Osservazioni Geognostiche e Mineralogiche intorno ad alcune valli delle Alpi del Piemonte del Professore di Mineralogia Angelo Sismonda (S. 259 — 283 mit einer Karte).

Die Unterſuchungen betreffen das Thal von Aoſta, die Paſſage des kleinen St. Bernhards, einen Theil vom Val dell' Isera, Val Pellina und Valle di Gogno und das Thal des großen St. Bernhards. Die beobachteten Formationen ſind vorzüglich primitive und dem Juragebilde angehörige, nebſt Alluvium und Diluvium.

Eine beygegebene illuminirte Karte zeigt die Verbreitung derſelben.

(Schluß folgt).

The Transactions of the Linnean Society of London etc.

(Schluß.)

4. Observations on the Species of Fedia. By Joseph Woods, Esq., F. L. S. (p. 421 — 433. Mit 1 Tafel.)

Eine ſchöne und gründliche Arbeit über die bey Linné faſt ſämmtlich noch als Spielarten unter Valeriana Locusta vereinigten Species der Gattung Valerianella Dc., welchen der Verfaſſer indeſſen lieber die frühere Benennung Fedia beybehalten wiſſen will. Nach näherer Betrachtung der Unterabtheilungen, welche Decandolle und Gußone (letzterer, ſo weit die Flora sicula es verlangte) für die Gattung vorgeſchlagen haben und nach kritiſcher Beleuchtung einzelner Species folgen die Zuſammenſtellung und die Definitionen der europäiſchen Arten auf nachſtehende, wie uns ſcheint, ſehr zweckmäßige Weiſe.

A. Blüthen rachenförmig. Lediglich 1. F. Cornucopiae. B. Blüthen nahezu regelmäßig. a) Frucht mit einer Korkmaſſe auf dem Rücken des Samens. 2. F. olitoria. 3. F. gibbosa. b) Querdurchſchnitt der Frucht halbmondförmig. Zwey abortirte Fächer. 4. F. turgida. 5. F. carinata. 6. F. platyloba. c) Zwey abortirte Fächer, in der Mitte ſich kaum berührend. Stücke der Kelchſcheibe hakenförmig. Blüthen in kugeligen Köpfchen, die oberen Blätter meiſtens am Grunde fiederſpaltig. 7. F. hamata. 8. F. coronata. 9. F. ciliata. Neue gute Art, welche Referent vom Standorte des Verf. aus Griechenland beſitzt. d) Zwey abortirte Fächer, in der Mitte ſich kaum berührend, in Zähne oder Hörner verlängert, ohne jedoch eine häutige Kelchſcheibe zu bilden. 10) F. echinata. 11) F. trigonocarpa. 12. F. sphaerocarpa. 13. F. pumila e) Zwey abortirte zuſammenhängende Fächer, 1 aufrechter, (manchmal mit 2 Seitenzähnen beſetzter) Kelchzahn. 14. F. Auricula. f) Vier abortirte Fächer. 15. F. vesicaria. g) Abortirte Fächer fehlend oder nur auf hohle Nerven reducirt. Riſpe abgeſtuzt, untere Blüthen einzeln. 16. F. lasiocephala. 17. F. erio-

carpa. 18. F. dentata. 19. F. puberula. 20. F. microcarpa. 21. F. truncata. Die beygefügte Tafel giebt sehr gute Analysen der zur Charakteristik der Arten wesentlichen Fruchttheile.

5. Remarks on some British Ferns. By Mr. David Don, Libr. L. S. p. (435 — 438).

Aspidium dumetorum Smith wird als verkümmerte Spielart von A. dilatatum Sw. nachgewiesen. — Nephrodium rigidum Sw. wird als gute Art bestätigt und durch neue Diagnose von Nephrodium Filix mas und spinulosum schärfer gesondert. — Von Asplenium Filix foemina werden zwey Spielarten aufgeführt, deren eine zugleich das A. irriguum Sm. ist. — Cystea dentata (Polyp. dentatum Dicks.) scheint von fragilis verschieden, aber nur den schottischen Alpen eigen. Dagegen ist C. angustata nicht von fragilis zu trennen. — Cystea regia ist eigne, doch mit C. alpina sehr verwandte Art.

6. Descriptions of five new Species of the genus Pinus, discovered by Dr. Coulter. By Mr. David Don, Libr. L. S.

Obgleich der unermüdete Douglas, dessen Eifer für die Wissenschaft ein besseres Ende verdient hätte, vor wenigen Jahren erst 7 neue Föhrenarten aus Californien gebracht hatte, konnte dennoch auch Dr. Coulter an den fruchtbaren Abhängen der mannigfachen unter sich parallel laufenden Gebirgszüge noch 5 bisher unbekannte Species auffinden, welche Hr. Don hier beschreibt. Möchte nun bald sich ein tüchtiger Monograph für die königliche Gruppe der Coniferen finden, der die mannigfachen Nachträge, die sich seit des ehrwürdigen Baronets Lambert Prachtwerk über dieselbe durch die Bemühungen so vieler Reisender in Asien (vorzüglich den Gebirgsketten) und Amerika angesammelt haben, einschaltet, oder vielmehr das ganze Material neu und zweckmäßig ordnet. Es klingt unglaublich, und ist doch so wahr, daß wir über manche Pflanzenfamilien von für den Menschen viel untergeordneterem Interesse und aus fast unbewohnten entlegenen Zonen bessere Monographien besitzen, als über die großartigsten und wichtigsten Gattungen unserer eigenen Forste. Welcher europäische Botaniker darf sich z. B. rühmen, daß er die Eichen und Föhren des südlichen Europas und des Orients nur mit einiger Sicherheit kennt?

Die von Don neu beschriebenen Arten sind: P. Coulteri, ein Baum von 80 — 100′ Höhe an den Abhängen der kaliforniſchen Gebirge, die Nadeln „longer and broader than those of any other Pine“ müssen darnach über 1 Fuß lang seyn; die einzeln stehenden Zapfen sind oft über 1 Fuß lang, 1/2 Fuß dick und 4 Pfund schwer! — Pinus muricata. Ein mäßiger Baum von 40′ Höhe unter 38° n. Br. an Abhängen 3000′ über dem Meere. — Pinus radiata, wird an der Meeresküste bey Monterey bis 100′ hoch und liefert treffliches Zimmerholz. — P. tuberculata. Von demselben Standorte und von gleicher Grösse. — P. bracteata. Eine Abies-Art zur Abtheilung unserer Weißtanne gehörig. Der Stamm ist so schlank, daß er bey 120 Fuß Höhe kaum 1 Fuß Durchmesser an der Basis hat, und somit unter allen Dicotyledonen am meisten den ähnlichen Formen der Palmen sich nähert. Die Deckschuppen des Zapfens, welche die Fruchtschuppen stützen, sind dreylappig, der Mittellappen ganz den übrigen Nadeln des Baumes gleich, nur viel schmäler. Manche eigenthümliche Ansichten über den Bau der Coniferen-Zapfen mögen dadurch modificirt werden.

7. Some Account of the Galls found on a Species of Oak from the Shores of the Dead Sea. By Aylmer Bourke Lambert, Esq., F. R. S. V. P. L. S. etc. (p. 445 — 450. Mit 1 Tafel.)

Aus Exemplaren, welche Hr. Rob. Curzon, kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrt, von den Gebirgen östlich vom todten Meere mitbrachte, hält sich der Hr. Verf. überzeugt, daß die berühmten mala insana, deren schon die alten Schriftsteller erwähnen, Galläpfel auf einer Eiche seyen, die als Quercus infectoria erklärt wird, und daß dieselben in nichts von den im Handel vorkommenden Mißbildungen desselben Baumes durch Gallwespen sich unterscheiden.

Angefügt ist noch: A Note on the Mustard Plant of the Scriptures. Die Pflanze, welche dem Gleichnisse des Heilandes vom Senfkörnlein zu Grunde liegt, soll in der That eine Art Sinapis und wahrscheinlich unser noch jetzt gebräuchlicher Senf, Sinapis nigra, seyn, welcher im gelobten Lande nach glaubwürdigen Berichten bis 10 Fuß Höhe erreiche.

8. On several new or imperfectly understood British and European Plants. By Charles C. Babington, M. A., F. L. S. F. G. S., etc. In a Letter to Edward Forster, Esq., V. P. L. S. etc. p. 451 — 464.

Die aufgeführten Pflanzen sind: Herniaria hirsuta S., glabra L. und H. ciliata †; Crepis virens L., C. tectorum L., biennis L.; Erica Tetralix L., E. Mackaiana; Polygonum maritimum L., P. Raji †, P. dumetorum L., P. Convolvulus L.; Euphorbia pilosa L., E. corallioides L.; Habenaria chlorantha, bifolia, fornicata. Wir erfahren dabey, daß nach Original-Exemplaren Linné unter seiner Orchis bifolia die Platanthera brachyglossa Rchbch. verstanden habe.

3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Memorie della Reale Academia delle Scienze di Torino. Tomo XXXIX. etc.

(Schluß.)

IV. Physikalische Abhandlungen.

Note sur une machine loco-motive, mise en mouvement par l'électro-magnétisme, par le Professeur Botto (S. 155 — 160).

Professor Botto theilt in seiner in der Sitzung vom 7. Februar 1836 vorgelesenen Abhandlung über eine Locomotiv-Maschine, bewegt durch Electro-Magnetismus — die Ergebnisse seiner Untersuchungen über diesen jetzt so vielseitig besprochenen Gegenstand mit. Seine Maschine besteht im Wesentlichen aus einem hölzernen Rade, das auf seinem Umfange, nach Art der Mühlräder-Schaufeln, 12 Cylinder aus weichem Eisen trägt. Dieses Rad bewegt sich zwischen feststehenden gekrümmten Electromagneten, die so geordnet sind, daß zwischen die Pole eines Electromagnetes ein Eisencylinder des Rades mit seinen beyden Enden möglichst nahe, doch ohne Berührung, zu stehen kömmt. Diese Bedingung ist gleichzeitig für alle Elektromagnete erfüllt. Man denke sich jetzt das Rad in einer Stellung, bey welcher alle Cylinder nicht mit den Polen der Electromagnete zusammenfallen, sondern zwischen denselben sind. Beginnt nun die Wirksamkeit der Electromagnete, so werden alle Cylinder (in Magnete verwandelt) von den nächstliegenden Polen angezogen und bewegen sich mit beschleunigter Geschwindigkeit gegen diese, bis ihre Achsen mit denen der Elektromagnete zusammenfallen. In diesem Augenblicke aber löst der an der Axe des Rades befindliche Mutator die Verbindung mit dem Electrometer auf. Die Electromagnete so wie die Cylinder verlieren augenblicklich ihre magnetische wechselseitige Anziehung und das Rad sammt den Cylindern bewegt sich, vermöge des erlangten Schwunges, fort. Ist aber der halbe Zwischenraum zwischen je zwey Electromagneten vom bewegten Rade zurückgelegt, so stellt derselbe Mutator die Verbindung wieder her.

Die Cylinder werden abermals angezogen bis zu den Axencoincidenzen, und so erfolgen 12 ähnliche Wechsel bey jedem ganzen Umgange des Rades.

Der Hr. Verf. giebt ferner die Zahlenwerthe an, welche zur Beurtheilung des Effectes seiner Maschine nöthig sind. So beträgt das Gewicht der Maschine sammt Electromotor von 96 Platten-Paaren mit Inbegriff des Wagens, auf welchem die Maschine steht, und den sie durch ihre Wirkung vermittelst Verzahnungen vorwärts schiebt, $7\frac{1}{2}$ Zentner. Die Zink-Oberfläche des Electromotors beträgt nahe 9 Quadrat-Fuß, die Flüßigkeit enthält $\frac{1}{25}$ Schwefelsäure. Damit bewegt die Maschine sich selbst in den ersten 24 Secunden $4\frac{1}{2}$ Schuh weit. Wird das Rad allein in Bewegung gesetzt, so hebt es in einer Sekunde 18 Pfund 1 Schuh hoch. Diese nicht unbedeutende Wirkung könnte, wie der Verf. anführt, durch Erhöhung der electromotorischen Kraft bedeutend vergrößert werden. Uebrigens spricht er nichts von dem Ausbleiben der accelerirenden Bewegung der Maschine und glaubt aus theoretischen

Gründen, wie ehedem Hr. Jacobi aus Königsberg, daß die Beschleunigung der freyen Bewegung im Grunde keine Grenzen habe. Wir wissen indessen mit Gewißheit, daß dieser hohe Effect in Wirklichkeit nicht eintritt, sey es nun, daß nach Jacobi's Ansicht die durch Bewegung der Magnete in den Kupferdrähten inducirten Ströme entgegenwirken, oder wie Moser in seinem Repertorium der Physik 1r. Bd. Berlin 1837, p. 281 anführt, daß die Wirksamkeit nicht im Augenblick des Schließens eintritt, und also die Geschwindigkeit der Aufeinanderfolge den Effect limitirt. Ohne darüber zu entscheiden, sehen wir auch bey dieser Maschine keine so große Geschwindigkeit eintreten, als erforderlich wäre, um derselben schon jetzt irgend eine praktische Anwendbarkeit zu geben; auch ist der Herr Verfasser derselben Meynung, und glaubt selbst erst dann an wirkliche Anwendbarkeit dieses sonderbaren Agens, wenn es der Kunst gelingt, andere ergiebigere Quellen der electromotorischen Kraft zu entdecken.

Wenn wir diese Maschine mit der von Jacobi vergleichen, welche unter allen bisher zur Publication gelangten den größten Nutzeffect gab, so drängen sich uns folgende Bemerkungen auf. Die Jacobi'sche Maschine hebt in der Secunde 33 Pfund 1 Fuß hoch. Dieser Effect ist aber berechnet aus der Schwere der Scheibe und den vorhandenen Friktionen in Verbindung mit der mittleren Randgeschwindigkeit, welche das unbelastete Rad annahm. Würde Hr. Botto diese Größen ebenfalls mit in Rechnung gezogen haben, so wäre sein Nutzeffect natürlich auch viel größer geworden. Im übrigen scheint die Construction des Hrn. Botto weit einfacher als die von Jacobi; indem Letzterer auch auf dem bewegten Rade Electromagnete anbringt und nicht blos wie Botto mutirt, sondern commutirt, so zwar, daß die Hälfte der Bewegung durch Anziehung, die andere Hälfte durch Abstoßung erfolgt. Es wird jedoch dem Leser auch nicht entgangen seyn, daß der Electromotor bey Botto's Maschine nur die halbe Zeit in Wirksamkeit ist, und daß er folglich eben so gut mit derselben elektromotorischen Kraft zwey ähnliche Maschinen hätte bewegen können, wo immer die eine wirkt, wenn die andere ausgelöst ist. Es ist überraschend, daß der Herr Verf. diesen Punct mit keinem Worte berührt und folglich die Hälfte der Wirkung ohne Grund opfert. Würde er diesen, eigentlich in der Natur seiner Construction liegenden Umstand benutzt haben, so wäre seine Maschine unter allen jetzt bekannten, offenbar die stärkste, doch ließe sich auch alsdann noch immer, wie mir scheint, kein technischer Vortheil daraus ziehen.

Im Allgemeinen scheint mir der Gedanke nicht glücklich, die Electricität als Kraft-Agens zu benützen. Ein Rad kann auf vielfache Weise, durch Dampfkraft, durch Wind, durch Wasser, u. s. f. in Bewegung gesetzt werden. Die Frage welches von diesen Agentien das im vorkommenden Falle geeignetste sey, ist immer nur pecuniär, und wird also natürlich nicht zu Gunsten der electrischen Triebkräfte beantwortet werden können. Aber die elektrischen Kräfte sind von eigenthümlicher Art. Die Geschwindigkeit ihrer Fortpflanzung durch Metall, ihre chemischen Zersetzungskräfte sind solcher Natur. Durch diese Eigenschaften können Dinge erlangt werden, die auf keinem andern Wege zu erreichen sind.

Ich erinnere an die Folgen, welche es in technischer Beziehung haben würde, das Wasser im Grossen zu zerlegen, an die eminenten Vortheile, welche die Benützung dieser Kraft zum Telegraphiren darbietet, und kann nicht umhin die Vermuthung auszusprechen, daß, wenn die Technik Anwendungen dieser großen aber eigenthümlichen Kräfte zu erwarten hat, sie offenbar eben auf diese Eigenthümlichkeit gegründet werden dürften.

Anmerkung. Referent hat, nachdem obiger Aufsatz bereits dem Drucke übergeben war, sich von der Richtigkeit der Jacobi'schen Ansicht in Bezug

auf die entgegenwirkenden inducirten Ströme durch einen direkten Versuch überzeugt. Er glaubt diesen Versuch um so mehr nachträglich anführen zu müssen, als er unwidersprechlich die Wirksamkeit der magneto-electrischen Rotationsapparate limitirt, und also zur Ueberzeugung führt, daß damit keine sehr beträchtlichen Kräfte zu erlangen sind.

Zwischen den Polen eines hufeisenförmigen zusammengesetzten Stahlmagnetes dreht sich ein Anker von weichem Eisen mit isolirtem Multiplikatorsdraht umwunden. Die Enden dieses Drahtes führen in, getrennte Quecksilbernäpfchen, in welche letztere die Schließungsdrähte eines Trogapparates auslaufen. Zwischen einem dieser Drähte ist ein Elektrometer (bussole mit Multiplicator) angebracht. Sobald der Trogapparat in Wirksamkeit tritt, beginnt der Anker zwischen den Polen des Magnetes zu rotiren. Dabey werde das Magnetometer rechts herum abgelenkt. Schließt man nun den Trogapparat aus und dreht den Anker zwischen den Polen durch mechanische Kraft in demselben Sinne herum, in welchem er vorher durch den Elektromotor getrieben wurde, so wird jetzt das Electrometer nach der entgegengesetzten Seite, nämlich links herum, abgelenkt, und zwar um so stärker, je rascher man den Anker dreht.

Es entstehen also bey der Drehung des Ankers durch den Elektromotor Ströme von entgegengesetztem Zeichen, wo der entgegenwirkende um so stärker ist, je rascher die Bewegung, oder je stärker die magnetische Kraft wird, woraus natürlich eine gleichmäßige und keine beschleunigte Geschwindigkeit hervorgeht. Als fernerer Beleg hiezu kann dienen, daß die Geschwindigkeit des Rotationsapparates in demselben Augenblick vergrößert wird, in welchem man die magnetische Kraft durch Vorlegen eines Ankers mindert. Man schwächt nämlich mit dem Magnet die Kraft des entgegenwirkenden inducirten Stromes. Dieser Versuch scheint so überzeugend, und so wenig mit der Moser'schen Ansicht vereinbar, daß man genöthigt ist, dieselbe aufzugeben. Steinheil.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie. Band XXXX. (zweyter Reihe B. X.) 1837.

A. Bewegung. a) Ueber die Mechanik der menschlichen Gehewerkzeuge haben die HH. Wilh. und Edu. Weber (S. 1 — 15) eine auf genau ermittelte Thatsachen gegründete Erklärung gegeben. Sie fanden nämlich, daß a) beym schnellsten Gehen die Schrittdauer = der halben Schwingungszeit des nur von seiner Schwere getriebenen als Pendel schwingenden Beines, b) die Schrittlänge = der halben großen Spannweite beyder Beine, c) die Schenkelköpfe, von welchen der obere Theil des Körpers getragen wird, sich auch beym schnellsten Gehen in horizontaler Bahn bewegen.

Aus diesen Thatsachen ergeben sich, wenn p = Schrittlänge, τ = Schrittdauer, t = dem Theile der Schrittdauer, wo man auf einem Beine steht, h = Höhe, in welcher der Rumpf getragen wird, l = Länge des Beines, T = Schwingungsdauer des Beines als Pendel, und a = einer Constante, die vom Verhältniß des Gewichtes der Beine zu dem des Rumpfes abhängt, die 3 folgenden Formeln

$$l\,l = h\,h + p\,p$$

$$\tau - t = -\,\tau \cos \frac{t}{T}\,\pi$$

$$h\,\left(l + \frac{\tau}{T}\,\pi\right)^{2} = a\,\tau\tau$$

Die HH. Weber hatten zugleich behauptet, daß das Gewicht des Beines einzig und allein von dem Drucke der Luft getragen werde, und daß daher der kleinere Luftdruck in höhern Regionen die seltsame Ermüdung der Reisenden verursache.

Die HH. W. suchten sich durch direkte Versuche im luftleeren Raume einer Luftpumpe davon zu überzeugen, und das Resultat der angestellten Versuche war, daß bey Verdünnung der Luft der Schenkelkopf herabsank, und beym Wiedereintreten der Luft sich wieder scheinbar von selbst erhob, und daß ein Druck von 24 Zoll Quecksilber hinreiche, das 20 Pfd. schwere Bein zu tragen. Sinkt das Barometer unter 24″, so müssen die Muskeln so gespannt bleiben, daß sie für jeden Zoll

tieferen Barometerstandes 5/6 Pfd. mehr tragen, wodurch sie ermüden, und eine Unbequemlichkeit für den Gang verursacht wird.

b) H. Buff sucht (S. 14 — 27) durch Versuche dem Mangel an Angaben über den Widerstand an Ausflußöffnungen bey niederen Druckhöhen zu begegnen, und findet, daß, je enger verhältnißmäßig der kurze Kanal ist, welchen die Luft durchdringen muß, um zu den Oeffnungen in einer dünnen Platte zu gelangen, um so mehr sich die Ausflußmenge vergrößere. — Bey cylindrischen Ansätzen erfolgt die größte Ausflußmenge, wenn die Länge den Durchmesser beynahe um die Hälfte übertrift, indem der Ausflußcoefficient bey D:

L = 1 : 1,4 = 0,76
= 1 : 2 = 0,75
= 1 : 1 = 0,63, und daher von 1 : 1,4 dieß- und jenseits immer kleiner wird, ein Resultat, auf welches auch d'Aubisson gekommen ist. Indessen wird die Ausflußmenge auch vermindert, wenn die Einmündung des Röhrenstückes unter der Wandfläche hervorragt. Dagegen vermehrt sie sich, wenn die Luft, bevor sie zu dem cylindrischen Ansatz kömmt, bereits eine Art Zusammenziehung z. B. durch einen kurzen Kanal erlitten hat. Um daher übereinstimmende Resultate zu erhalten, müssen die Einmündungen der Oeffnungen genau mit einer glatten Wand zusammenfallen.

B. Schall. a) H. A. Seebeck sucht (S. 539) die Klirrtöne an einer Stimmgabel, welche den Tisch mit ihrem Stiele nur beynahe berührt, durch eine hüpfende Bewegung zu erklären, welche der Stimmgabel durch die Gegenwirkung des Tisches gegeben wird, und

b) H. Strehlke empfiehlt als Mittel, die Bewegung einer klingen sollenden Stelle deutlich wahrzunehmen, einen aus einer mit Lycopodium dünn bestreuten Wassermasse mit einer Schreibfeder oder einem Thermometerröhrchen herausgenommenen Tropfen (S. 140).

C. Wärme. a) Bekanntlich sind die Aufgaben bey der Construction eines Quecksilber-Thermometers die genaue Bestimmung des Gefrier- und Siedepunctes und die Calibrirung der Röhre. Th. F. Rudberg (S. 59 — 62, und 562 — 582) hält es fürs Rathsamste, den Gefrierpunct erst lange, nachdem das Röhrchen zugeblasen worden ist, zu bestimmen, und später von Zeit zu Zeit die etwaigen Veränderungen desselben zu prüfen, und den Collimationsfehler der Skale zu berichtigen. In Rücksicht der Bestimmung des Siedepunctes findet zwar H. R. die allgemein angenommene Meynung, Wasserdampf habe dieselbe Temperatur wie siedendes Wasser, irrig, hält aber doch den allgemein bekannten Cavendish'schen Apparat für vollkommen anwendbar, um der Kugel und der Röhre zugleich eine unveränderliche Temperatur mitzutheilen. Die schwierigste Aufgabe ist die Gradulrung eines Röhrchens von nicht vollkommen gleichem Caliber. Hr. R. findet die von Gay-Lussac, Bessel, Höllström und Egen vorgeschlagenen Methoden für unvollkommen, und beschreibt seine eigene, bey welcher keine abgetrennte Säule kleiner als 1/3 oder 1/4 zu seyn braucht.

b) H. G. Magnus giebt (S. 145) aus seinen Beobachtungen, die er bey einer Bohrung zur Erhaltung eines artesischen Brunnens auf dem Gute Pitzpuhl 2 Meilen von Magdeburg und etwa eben so weit vom rechten Elbufer zu machen Gelegenheit hatte, die Temperatur bey

150′ Tiefe auf	7°,9 R.	200′ Tiefe auf	8°,5 R.
250′ „ „	8, 3	300′ „ „	9′ 4
350′ „ „	10, 05	400 „ „	10′ 5
457′ „ „	10, 95		

Daben ist die Zunahme der Temperatur ziemlich regelmäßig 1° R. auf jede 100 F.

c) Die Temperatur von Quellen in Griechenland fand (S. 495) H. Puillon-Boblaye im Jahre 1830 so, daß die Abnahme der Temperatur um 1° Cels. der Reihe nach entspricht einer Höhe von 114, 162, 146, 139, 150 (bis 167) Mètres. Saussure fand in den Alpen 154 Mèt., die jährlichen Mittel der Beobachtungen auf dem großen Bernhard geben 200, H. v. Humboldt fand unter dem Aequator 200 Mètres.

d) In den Cornwaller Gruben fand H. Henwood (S. 582) die Temperatur des Wassers unmittelbar an seinem Ausflusse aus Granit in einer Tiefe

von 133 Fathoms = 65°,4 Fahren.
237 „ „ = 81, 3
aus Thonschiefer — — 127 = — = 68,0
227 — — = 85,6

D. Atmosphäre. a) Daß die Veränderung des Wasserstandes in den Meeren mit dem Luftdrucke zusammenhänge, hat neuerdings (S. 138) H. Dausse im Hafen Lorient bestätiget gefunden, und es ergab sich ihm, daß, wenn p^m = Barometerstand, das mittlere Niveau $N^m = 2,825 - 15,5\,(p - 0,76)$, bey schwachen Winden aber der Coefficient 15,5 in 13,3 übergehe. Frühere Beobachtungen in Brest gaben ihm = 14,4.

b) Um den Barometerstand leichter und sicherer beobachten zu können, schlägt Herr Wilhelm Weber (S. 27) vor, einen Streifen von dickem Spiegelglas auf der einen Seite seiner ganzen Länge und halben Breite nach zu foliiren, so, daß er in zwey schmale Streifen zerfällt, wovon der eine einen Spiegel bildet, der andere durchsichtig ist.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

Fast möchten wir uns einen Vorwurf daraus machen, daß wir das vorliegende Werk nicht schon früher angezeigt haben; dasselbe ist, was freylich nicht Jeder aus dem Titel errathen wird, für die gesammte Geschichte des Mittelalters von der höchsten Bedeutung, indem es über dasjenige Institut, welches eine der den germanischen Volksstamm belebenden Grundideen repräsentirt, nämlich über die Ritterschaft, ein ganz neues Licht verbreitet. Die erste Veranlassung zu diesem Buche bot eine Preisaufgabe der Bonner Juristenfacultät, das Thema nämlich: Explicetur conditio ministerialium e fontibus seculi XII. et XIII., welche der Verf. sehr glücklich gelöst hat. Die Preisschrift, in lateinischer Sprache verfaßt, ist hier nicht blos übersetzt und von Neuem überarbeitet, sondern es ist daraus ein neues Werk nach einem erweiterten Plane entstanden, welches wir ohne Bedenken geradezu als das erste wahrhaft werthvolle Buch über diesen Gegenstand bezeichnen können. Allerdings hat diese Materie bereits einige Literatur aufzuweisen, welche vorzüglich dem Umstande ihren Ursprung verdankt, daß ein Streit über die Bedeutsamkeit und die Vorrechte der Reichsritterschaft zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden war. Besonders in Schwaben forderten die begüterten Geschlechter jener Ritterschaft, welche an Reichthum viele zum hohen Adel gehörende Fürsten und Grafen weit übertrafen, eine juristische Gleichstellung mit diesen, namentlich die Reichsstandschaft und Ebenbürtigkeit. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß erstere den Reichsrittern nur entzogen geblieben war, weil sie den günstigen Zeitpunct, dieselbe für sich zu erwerben, ungenützt hatten vorübergehen lassen; dieß war der Zeitpunct des ersten Viertels des fünfzehnten Jahrhunderts bey den Unterhandlungen über den gemeinen Pfenning. Eben so wie in England die Ritter der Grafschaften (Knights of the shires) Sitz und Stimme im Parlament erlangt haben, hätte dieses auch den Reichsrittern zu Theil werden können. Allein im siebzehnten Jahrhunderte, wo die Landeshoheit bereits auf das Vollständigste sich ausgebildet hatte, war es zu spät dazu und so konnte es geschehen, daß man jene Ansprüche von der andern Seite her mit der freylich etwas kühnen Behauptung zurückwies, die unmittelbare Reichsritterschaft habe nur durch mancherley Usurpationen das auf ihr ehedem lastende harte Joch der Knechtschaft abgeschüttelt. Bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts war man bey diesem Streite darin endlich übereingekommen, daß die Reichsritterschaft ihren Ursprung vorzüglich den allerdings ehedem unfreyen Ministerialen oder Dienstmannen des Mittelalters verdanke und es war somit das weitere Thema gegeben, die Verhältnisse der Ministerialen in ihrer historischen Entwicklung zu ergründen. Hier boten sich in der That große Schwierigkeiten dar, weil der Name Ministerialis in den Quellen verschiedener Zeitabschnitte in sehr verschiedenem Sinne gebraucht wird. Der Ministeriale der merovingischen Zeit nämlich ist eine ganz andere Person als

der der karolingischen Periode und dieser wiederum darf ja nicht verwechselt werden mit dem Ministerialen des spätern Mittelalters. Es ist nun des Verf. ganz besonderes Verdienst, daß er diese verschiedenen Bedeutungen der Ministerialität gehörig von einander gehalten und streng gesondert hat, denn eben die Nichtbeachtung der durchaus verschiedenen hier in Betreff kommenden Verhältnisse und Zeiten hat eine so große Verwirrung in diese Materie gebracht.

Es ist jedoch nicht jenes Verdienst allein, welches wir bey diesem Buche zu loben haben. Der Verf. hat zu seiner Arbeit einen ganz seltenen Fleiß und sehr tüchtige Kenntnisse der germanischen Verfassung und Geschichte mitgebracht; er verbindet damit eine ausgezeichnete Belesenheit nicht blos in den Historikern und Rechtsquellen des Mittelalters, sondern auch in den Dichtern dieser Zeit, aus denen er viele Beweisstellen entnimmt, ferner ein Talent und entschiedenen Beruf zu Arbeiten der Art und einen historischen Sinn, der sich nicht durch die Phraseologie mancher moderner Schriftsteller irre machen läßt. So sagt er, indem er mit Fug über den Mangel an noch vorhandenen aufgezeichneten Dienstrechten klagt (S. 257):

„Wäre nicht Frankreich in der sogenannten Aufklärung zu weit voran geschritten, um diese Denkmäler der rohen Barbarei des Mittelalters, wie es sie nennt, und des verschrieenen unnatürlichen système féodal dem unvermeidlichen Untergange, der ihnen jetzt unter sorgloser und nachläßiger Bewahrung, bevorsteht, zu entreißen, so könnten wir von dorther noch manche interessante Mittheilung erhalten. Aber man läßt die Quellen und Denkmäler der Geschichte unbeachtet zu Grunde gehen, möge ihnen in Deutschland doch allenthalben ein besseres Schicksal zu Theil werden! — und begnügt sich statt dessen mit geistlosem Nachbeten der Phrasen einseitiger Abhandlungenschreiber, mit fadem Absprechen und verschollenen Machtsprüchen über das so oft verkannte, von den Wenigsten begriffene Mittelalter.“ —

Auch das Institut der Ministerialität ist vielfältig mißkannt worden, und als man in neuerer Zeit auch anfieng, es richtiger aufzufassen, so ist es doch bisher noch keineswegs in seinem ganzen innern Zusammenhange erkannt worden. Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Ministerialität mit den entehrendsten Namen bezeichnet haben; Vorschriften, die sich ausschließlich auf die niederste Stufe der Unfreyheit bezogen, hat man ohne Grund auch auf die Ministerialen oder Dienstmannen übertragen und

„Grundsätze, die den Verhältnissen und den verschiedenen Gestaltungen jener Zeit durchaus entsprechen, welche allein hülflosen Menschen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums, Schutz und Wohlstand verleihen konnten, welche auf bestimmten Mittelpuncten Macht und Kraft vereinigten, zum Nutzen der dabey Betheiligten, zur Abwehr aller Angriffe, — wurden nach modernen Ansichten, die nur zu oft über glänzenden Ideen, was wahrhaft Noth thut, vergessen, beurtheilt. Dagegen scheint es uns unbillig zu seyn, ein Verhältniß zu schmähen, welches die Leute, die sich darin befanden zu großer Macht emporhob, welches ihnen Auszeichnung vor allen übrigen Menschen verlieh. Daher finden wir keine Klagen über die Härte des Dienstverhältnisses, nicht einmal leise Andeutungen derselben, da doch viele Schriftsteller jener Zeit, Geistliche und Prälaten bald selbst Dienstleute waren, oder gewesen, bald mit solchen durch verwandtschaftliche Bande verbunden waren, oder von ihnen abstammten. Jene gefeierten Sänger des Mittelalters waren aber zum großen Theile Dienstleute und wenn sie zuweilen auf drückende Verhältnisse, die bey niedern Unfreyen statt fanden, anspielen, schildern sie beständig die Würde und das Ansehen der Dienstleute, der tapfern edlen Ritter, während sie rührende Beyspiele der Freundschaft zwischen Herrn und Dienstleuten mit Vorliebe nennen, und nicht steht da allein Wolfdieterich, der den Drachen gefangen, in beständiger naher Todesgefahr weniger an sich selbst denkt als an seine eilef dienestman u. s. w. (S. 505).

Wir haben diese Stelle aus dem doppelten Grunde hier herausgehoben, um eines Theiles die Gesinnung des Verf. und seine Auffassungsweise der Geschichte zu bezeichnen (vrgl. auch S. 306. Note 1457), andern Theils unsre Leser näher zu dem Institute der Ministerialität hinzuführen, zu dessen Charakterisirung, wie sie der Verf. begründet hat, wir nunmehr ins Einzelne gehen. —

Nach der vorhin gegebenen verschiedenen Bedeutung, welche verschiedene Zeiten mit dem Aus-

druck Ministerialis verbinden, hat der Verf. sein Buch in drey Abschnitte getheilt, von denen die beyden ersten eigentlich nur die Bedeutung einer historischen Einleitung (S. 5 — 38) haben, während der dritte den Hauptgegenstand des Ganzen bildet. In der ältesten Zeit bezeichnet der Name Ministerialis, der auch bey den Römern erst seit dem vierten Jahrhunderte in Gebrauch gekommen zu seyn scheint (S. 1.), einen solchen Unfreyen, der sich vor andern durch seine Geschicklichkeiten und Fertigkeiten ausgezeichnet, vorzüglich aber einen solchen, welchen sein Herr mit Leitung irgend eines Geschäftes oder mit der Aufsicht über andere Unfreye beauftragte, dem er ein Ministerium in diesem Sinne des Wortes gab. Auf solche Weise bildeten die Ministerialen der merovingischen Zeit die Classe der höheren Diener im Hauswesen, die aber dennoch in der Unfreyheit sich befanden. Gegen den Ausgang dieser Periode macht sich aber bey der weiteren Entwickelung der dem Hauswesen so vielfältig nachgebildeten germanischen Reichsverfassung ein Streben der freyen Leute darnach bemerklich, diejenigen Aemter zu bekleiden, welche bis dahin in dem Hauswesen, vorzüglich des Königs, die unfreyen Ministerialen inne gehabt hatten. Sie nehmen daher zur Bezeichnung ihrer Stellung solche Namen an, welche zunächst auf die Unfreyheit sich beziehen; der Verf. macht hier auf die in dieser Rücksicht merkwürdige Benennung Adelschalk aufmerksam (S. 22)., dann darauf, welche Veränderung dadurch in der Bedeutung des Ausdruckes Ministerial vor sich ging. Dadurch geschah es nämlich, daß zur Zeit Karls des Großen mit dem Worte Ministerialis überhaupt jeder Beamter, hoch oder niedrig, adlich, frey oder unfrey, bezeichnet wurde (S. 24). Karls des Großen Politik war darauf gerichtet, keines dieser Aemter erblich werden zu lassen und so geschah es, daß die höheren Ministerialen selbstständig nebeneinander dastanden. Gleich dem Könige hatte aber auch der geistliche und weltliche Adel seine Beamte, und alle Herren befolgten das Streben, durch Ertheilung von Vorrechten den Wünschen ihrer Ministerialen entgegenzukommen, und ihrem eigenen Stolze zu fröhnen (S. 32). Es fehlte daher auch nicht an Anmassungen der Ministerialen, wodurch wiederum strenge Vorschriften gegen sie nothwendig wurden. Jene Vorrechte bestanden in der Befreyung von Zöllen, in reichlichen Einkünften, in Beneficien und, wenn sie unfrey waren, in der Ertheilung der Waffenfähigkeit. Trotz der veränderten Bedeutung aber, welche dem Worte Ministerial zu Theil geworden war, erhielt es sich dennoch, daß dieser Name vorzugsweise für die im Hauswesen beschäftigten Personen gebraucht wurde (S. 35). Für dieses Hauswesen gab es aber allgemein vier Ministeria, Hausämter, nämlich des Kämmerers, des Truchsessen, des Marschalls und des Schenken; gerade die wichtigsten Verrichtungen im Hauswesen wurden den waffenfähigen Unfreyen anvertraut, weil diese durch die engsten Bande an ihre Herren gefesselt waren (S. 38).

Mit dem Tode Karls des Großen traten aber wiederum veränderte Verhältnisse ein; der Name Ministerialis wurde für die Fürsten immer seltener, am Längsten dauerte noch für sie der Ausdruck Ministri oder Ministri reipublicae (S. 39). Dagegen wurden nunmehr die unfreyen oder waffenfähigen Hausdiener fast ausschließlich mit diesem Namen bezeichnet. Seither, wo nun Ministerialität und Unfreyheit sich miteinander verbanden, versteht man unter den Ministerialen die vier Hofbeamten, wenn sie unfrey waren, sonst aber die ihnen untergebenen Personen (S. 41). Das Verhältniß entwickelte sich daher dahin, daß es in dieser Periode ohne Unterordnung unter eines der vier Hausämter keine Ministerialität giebt (S. 44), und daß demnach alle freyen Personen, wo sie nur irgend konnten, den Namen Ministerial vermieden (S. 42). Eine nunmehr ganz wesentliche Eigenschaft der Ministerialität ist aber die Waffenfähigkeit (S. 48),

bald kommt es dahin, daß aus diesem unfreyen Gefolge sich ein eigner Stand entwickelt (S. 49) und somit giebt der Verf. (S. 56) folgende Definition der Ministerialen: „sie sind ein besonderer Stand unfreyer, waffenfähiger Hausdiener, des Kaisers und der Fürsten, welche in einem erblichen, wie persönlichen Abhängigkeits-Verhältnisse stehen, nach einem eigenen Dienstrechte beurtheilt werden und den Uebergang von der Unfreyheit zur Freyheit bilden.“ Die Ministerialen sind daher zwar allerdings aus der Unfreyheit hervorgegangen, gehören ihr aber doch nicht mehr an, indem sie mit einigen Folgen der Unfreyheit dennoch die Rechte freyer Männer vereinigen, (S. 64); analog der militia spiritualis, der Geistlichkeit, geht aus ihnen die Ritterschaft hervor (S. 65). —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der anderen Seite, der Grenze des Spiegels und des durchsichtigen Glases gegenüber, wird mit dem Diamant auf der Glasoberfläche die Skale so aufgetragen, daß alle Theilstriche zur Hälfte auf der durchsichtigen zur Hälfte auf der undurchsichtigen Seite liegen. Man stellt nun das Auge so vor dieser Skale, daß, während man durch den durchsichtigen Streifen die Queckfilberkuppe erblickt, dicht daneben im Spiegel das Bild des Auges erscheint. Man wird alsdann die Queckfilberkuppe zwischen zwey Theilstrichen der Skale erblicken, und um den Bruchtheil zu bestimmen, um welchen die Kuppe über dem einen und unter dem andern Theilstriche steht, beobachtet man außer den Skaletheilen auf der näheren Glasfläche das entferntere Bild, was von ihnen hinter dem Spiegel erscheint. Die Theile der wirklichen und der gespiegelten Skale mit einander verglichen gewähren dem Auge denselben Anblick, wie die Theile eines Maaßstabes verglichen mit den Theilen des Verniers.

c) Zur Bequemlichkeit bey Höhenmessungen hatte schon August ein Differentialbarometer angegeben. Hr. Herrm. Kopp in Heidelberg giebt (S. 62) für dasselbe eine Verbesserung an, welche die Parallaxen vermeidet, und eine schnell aufeinander folgende Reihe von Beobachtungen möglich macht.

E. Licht. Ein photometrisches Verfahren, die Intensität der ordentlichen und außerordentlichen Strahlen, so wie die des reflectirten Lichtes zu bestimmen, lehrt (S. 497 — 514) H. F. E. Neumann in Königsberg ausgehend von dem Principe, daß, wenn man die beyden Lichtstrahlen, deren Intensität man messen will, auf einander einwirken läßt, a) zwey in verschiedenen Azimuthen polarisirte Strahlen gleichen Ursprunges, wenn sie in derselben Richtung sich fortbewegen, eine resultirende Lage der Polarisationsebene hervorbringen, deren Azimuth von der relativen Intensität der beyden Strahlen abhängt, eine Winkelmessung des Azimuths dieser Polarisationsebene also die relative Intensität der beyden Strahlen bestimmt, und b) daß durch Zurücklegung eines Strahles um eine halbe Undulationswelle in der Interferenz ein Strahl so lange geschwächt werden kann, bis er den andern vollkommen zerstört und dadurch die Gleichheit beyder Strahlen sehr genau erkannt wird, woraus ihr ursprüngliches Intensitäts-Verhältniß abgeleitet werden kann.

b) Der im Felde der Meteorologie rühmlichst bekannte H. W. Dove beschäftiget sich jetzt vorzüglich mit den Erscheinungen des Lichtes, und giebt im gegenwärtigen Bande (S. 457, 482 und 607) interessante Notizen über den Unterschied positiver und negativer einaxiger Krystalle bey circularer und bey elliptischer Polarisation (S. 457), über die Erscheinungen zweyaxiger Krystalle im circularpolarisirten Lichte (S. 482) und über den Zusammenhang der optischen Eigenschaften der Bergkrystalle mit ihren äussern krystallographischen Kennzeichen (S. 607), welche eben so sehr den umsichtigen Experimentator, als den scharfsinnigen Theoretiker beurkunden.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

Wir sind in diesen Angaben der Darstellung des Verf. gefolgt, mit der wir uns durchaus einverstanden erklären; schon hier hat derselbe die vollständigsten Beweise für den Umfang seiner Belesenheit abgegeben, indem die Leges barbarorum, die Capitularien, die Chronisten und Urkunden auf das Sorgfältigste benützt und mit großem Geschick zusammengestellt worden sind. Sehr richtig deutet er die bekannte Erzählung Gregors von Tours von dem Gefäße zu Soissons dahin, daß Chlodwig, um Rache an dem Gefolgsgefährten, der ihn beleidigt hatte, nehmen zu können, warten mußte bis zur allgemeinen Heeresversammlung, da er in der Zwischenzeit nur über seine Hausdiener Gewalt hatte, über die Gefolgsgefährten aber nicht (S. 21, 22). Dagegen scheinen uns die Gründe, aus welchen der Verf. an dem germanischen Ursprunge des Kämmereramtes zweifelt (S. 20,) nicht genügend zu seyn. Der Name Kämmerer ist freylich nicht germanisch, aber es giebt auch germanische Bezeichnungen für diesen Beamten, nämlich die angelsächsischen Horder und Hraegelthegn. (Vrgl. m. deutsche Gesch. Bd. 1. §. 23. S. 442). Der Verf. führt von diesen nur die letzte an, welche soviel als Kleiderthan bedeutet und übergeht die erstere, die wörtlich einen Schatzbewahrer bezeichnet, ganz und gar; die Ansicht, von der er sich hier leiten läßt, ist die, die Germanen der frühern Zeit hätten noch keine kostbaren Sachen, keine Schätze, insonderheit auch noch keine prachtvollen Gewänder gehabt, deßhalb sey die Bezeichnung Hraegelthegn erst in späterer Zeit in Aufnahme gekommen und wenn wir darnach weiter argumentiren, um so mehr der Name Hordere. Allein der Begriff von Kostbarkeiten und Schätzen ist sehr relativ und es werden sich bey den Reicheren immer solche Gegenstände finden, welche nach den Ansichten der Zeit für kostbar gelten; so werden sich auch zu jeder Zeit die Reicheren durch ihre besser mit Speise und Trank besetzte Tafel, so wie auch durch ih.. bessere Kleidung vor Andern auszeichnen; wir sehen daher auch nicht ab, weshalb ein germanischer König oder Fürst nicht schon in der ältesten Zeit einen besondern Beamten sollte gehabt haben, der ihm seine Kleider verwahrte. — Von diesen germanischen Hofämtern handelt der Verf. ausführlich an verschiedenen Stellen seines Buches, besonders da, wo er auf die Vertheilung der Ministerialen im spätern Sinne des Wortes unter jene Aemter zu sprechen kommt. In dieser spätern Zeit ist unter ihnen der Marschall (bey den Angelsachsen Horsthegn) der angesehenste (S. 201). Er war der Vorsteher der Ritterschaft seines Herrn, und führte in den Versammlungen derselben den Vorsitz und gewann dadurch bald eine eigne Jurisdiction über sie. Ihm lag ob für Ordnung und Sicherheit im Lande zu sorgen, er mußte Friedensbrecher verfolgen, Wehrlose schirmen; daher sind Fremde an ihn gewiesen (S. 204). Für die Speisen und Getränke an der Tafel der Herren sorgten

der Truchseß (bey den Angelsachsen Disethegn) und der Schenke. Von vorzüglicher Wichtigkeit im Hauswesen war aber der Truchseß, indem auch mit seinem Amte frühzeitig eine der des Vogts entsprechende Gerichtsbarkeit verbunden wurde (S. 213). Wir können es uns nicht versagen, hier eine schöne Stelle aus Wigalois hervorzuheben, welche der Verf. mittheilt, um das Ansehen dieses Hausbeamten, welches sich auch durch seine besondere Kleidung offenbart, gehörig zu bezeichnen:

„Er reit ein ors wolgetan
Ein wizzen halsperch furter an
Den bedahte ein grüner wafenrok,
Dar uf was ein reh lok
Gesniten von famite
An ietwederre site.
Sin helm der was riche
Vil herte hovesliche
Mit roten lieln bedechet.
Darumbe was gestrechet
Ein strieme wiz haermin
Oben was gestechet dar in
Ein schuzzel von golde
Da bi man wizzen solde
Das er da truhsaezze was.
Ein timit grun alsam ein gras
Was gebunden an sin sper.
Einen niuwen schilt fürt er
Da was daz tier gemalet an,
Als ich in gesaget han
Daz in da leiten solde.
Von lazure und von golde
Was ez harte riche
Gefullet meisterliche
Daz was ir wafen ze Roymunt."

Eine besondere Schwierigkeit macht bey den Verhältnissen der Hofbeamten derjenige, welcher mit dem Ausdrucke Seneschall bezeichnet wird. Derselbe wird schon in der Lex Alam. Tit. 79. genannt und zwar in einem nicht leicht zu erklärenden Zusammenhange. Es heißt daselbst nämlich: „wenn ein Schaafhirte, der über eine Heerde von 80 Köpfen von seinem Herrn gesetzt ist, getödtet wird, so soll dieß mit 40 Schillingen gebüßt werden." Dann wird weiter gesagt: „Si alicujus seniscalcus, qui servus est et dominus ejus duodecim vassos infra domum habet, occisus fuerit, quadraginta solidis componatur. Si mariscalcus qui super duodecim caballos est, occiditur, quadraginta solidis componatur." Sehr auffallend ist hier die Stellung der vassi zwischen den oves und den caballi, denn offenbar wird dort der Rang des Schaafhirten durch die Zahl der Schaafe, der des Marschalls durch die Zahl der Rosse und der des Seneschalls durch die Zahl der Vasallen näher bestimmt. Ref. hat daher schon in seiner deutschen Geschichte (Bd. 1. §. 25. Not. 19 a) vorgeschlagen statt: vassos lieber vaccas zu lesen, welche beyden Worte allerdings leicht mit einander verwechselt werden können. Dadurch würde freylich der Seneschall zu einer Art von Kuhhirt, aber doch auch nicht mehr als der Marschall nach jener Stelle Pferdehirt wäre. Wenn aber dem Schenken die Weinberge zugewiesen und dem Truchsessen Jagd, Fischerey und Getreidefelder (S. 138 Noten 965), so konnte ein Beamter auch füglich mit der Aufsicht über die Viehheerden beauftragt seyn, theils wegen des für die Tafel bestimmten Fleisches, theils wegen der Milch. Da nun aber die lateinische Bezeichnung des Truchsessen Dapifer oft durch Seneschall wiedergegeben wird (vrgl. S. 211, Note 1091, S. 232, Note 1190), so führt dieß darauf hin, wenn nicht eine völlige Identität zwischen beyden so doch so viel anzunehmen, daß wenigstens häufig beyde Aemter von einer Person bekleidet worden seyen. In Deutschland kommt in den späteren Quellen der Seneschall nicht vor, dagegen ist er in Italien, England und Frankreich von großer Bedeutung und wurde hier so mächtig, daß das Streben der Könige darauf gerichtet wurde, diese Macht zu brechen, was auch Philipp dem Schönen gelang (S. 231, 232).

Doch kehren wir wiederum zu dem Gange der

Darstellung, welchen der Verfasser einschlägt, zurück. Als Fundament für die Entwickelung des Ministerialitäts-Verhältnisses in dem dritten Zeitabschnitte dienen ihm vorzüglich die Rechtsbücher des Mittelalters. Der Verfasser hat diese glücklich benützt und insonderheit sind ihm die Divergenzen zwischen dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel ein sicherer Fingerzeig für die Erforschung der Veränderungen gewesen, die sich in dem Institute der Ministerialität im Laufe des dreyzehnten Jahrhunderts ausgebildet haben. Die Rechtsbücher sind es nun ganz eigentlich, aus welchen die charakteristischen Eigenschaften erhellen, sie sprechen von den Beschränkungen in Betreff der Ehe, welchen die Ministerialen unterworfen sind und welchen ihr Erbrecht unterliegt, sie begründen die Eigenthümlichkeit des Verhältnisses durch die Art der Dienstleistung und sagen ausdrücklich: Nach hofrecht sol yegklich dienstmann geboren sein Trucksäss marschalk oder kamerer oder schenck (S. 55). Zugleich stellt der Verfasser die mannichfach verschiedenen Bezeichnungen zusammen (S. 57 u. f.), unter welchen die Dienstmannen in den Quellen vorkommen; wir heben unter diesen den Ausdruck Miles als den wichtigsten hervor, dessen vierfache Bedeutung der Verfasser (S. 66) sehr richtig angiebt. Wir liefern dazu noch einen kleinen Nachtrag von Stellen, in welchen sich das Wort Miles bey den Chronisten vorfindet. Witich Corbej. c. 640. — Rex autem (Heinricus I.) cum jam militem haberet equestri praelio probatum. III. p. 660: Dux Herimannus milites Wigmanni variis poenis afflixit, urbis praedam suis militibus donavit. — Liutpr. Crem. II. 7. — Arnoldus (Dux Bojoariae) — Henrici regis miles efficitur. II. 8. p. 438: Est enim Saxonum mos laudandus atque imitandus, quatenus annum post unum et duodecimum nemini militum bello deesse contingat. — II. 18. p. 443: Tanta quippe tunc interfectorum strages facta est, ut militum usque hodie permagna raritas habeatur. — III. 11. p. 449: (Rex Hugo) — milites suos ad se venire praecepit. — Dithm. Merseb. III. p. 62. Luippo, egregius miles. — IV. p. 66. festinavere milites sancti Martini jussu archipraesulis Vuillegisi (Mogunt). — IV. p. 67. Vuagio miles Bolezlavi Ducis Boemiorum (vergl. III. 51) — IV. 77. — Everkerus, Gernwardi Wirciburgensis ecclesiae miles egregius. — IV. 78. — Fuit in vicinitate nostra miles inclitus, Kiza nomine, qui a marchione Thiedrico, aliter quam sibi placeret, habitus est. — Posthaec Kizo — civitatem suam cum uxore et satellitibus suis perdidit. — Unus autem suimet miles etc. — IV. 89. — miles comitis Ekkihardi Thietmarus. — IV. 104. — Benno, optimus miles. — V. 112. (Ekkihardus marchio) — ut optimus erat miles. V. 113. — prae foribus occiditur miles Hermannus et exterius ad auxilium domino (Ekkihardo marchioni) Athulfus, ambo fortes et usque ad mortem fideles. — V. 113. — Boemiorum ducem Bolizlavum — ad militem sibi, aliumque (Bol. Polen. ducem) ad amicum familiarem blanditiis ac minis adipiscitur (Ekkeh.). — V. 117. — antistitis milites. — V. 122. quorum (episcoporum) milites quotidie ob acquirenda equorum pabula armati exire solebant. — V. 127. Maganus, comitis miles. — VI. 143. — praemissis clam loricatis militibus electis. — ibid. Tunc Jaremirus jussu regis cum optimis militibus ex nostris — praemittitur. — VI. 175. — Bodo miles ad regem ad haec indicanda (den Tod des Erzbischofes von Magdeburg) mittitur. — VII. 212. Gero ac Folcmarus comites cum CC. militibus optimis occisi. — VII, 226. — Quatuor confratres, a quodam libero, qui Bern dicebatur, milite bono, saepe contemti, collec-

tis agminibus in eum irruentes non minus quam viros C. scutatos habentem peremerunt. — Wippo, Vita Conradi. — p. 472. Eppo, optimus miles de Bavaria. — p. 476. Militia Caesaris. — ibid. Miles Imperatoris. — p. 481. Militia Episcopi. — Herm. Contr. a. 1065. p. 300. Militia Trevirensis. — Lamb. Schaffn. an. 1048. Miles comitis. — ann. 1063. p. 328: Bero, Echerto comiti carissimus miles. — p. 331: milites abbatis. — ann. 1070. milites regis, milites episcopi — ann. 1075. p. 385. — unius ejusdemque militiae sacramenta. — ann. 1076. p. 406. Milites Principum. — Dodech. 1110, auf Heinrichs V. Römerzuge befanden sich 3000 armatorum militum, excepta servorum sequentiumque multitudine.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorfs Annalen der Physik und Chemie ꝛc.

(Schluß.)

F. Elektricität. a) H. Pet. Rieß unternimmt es, die lange ununtersucht gebliebenen Wirkungen der Reibungselektricität im Verhältniß zu ihrer Anhäufung genauer zu betrachten, und findet durch sorgfältig angestellte und (S. 321 — 355) beschriebene Versuche a) daß die Abstoßung einer anliegenden Kugel (sie mag von einer nicht elektrisirten Kugel angezogen werden oder nicht) durch die Innenseite der Batterie dem Quadrate der Dichtigkeit (S. 328 — 331), b) die Schlagweite einer Batterie der Dichtigkeit (S. 333), c) die Temperaturerhöhung im Schließungsdrahte dem Producte der Quantität in die Dichtigkeit der angehäuften Electricität (S. 342), d) die in den Drahten frey gewordene Wärmemenge den Querschnitten derselben proportional (S. 346), e) die Ablenkung einer Magnetnadel von der Oberfläche der Batterie abhängig sey, und mit zunehmender Elektricitätsmenge, aber in einem größeren als einfachen Verhältniß wachse (S. 354).

b) Hr. Prof. Belli glaubt durch Versuche gefunden zu haben, daß bey einer Spannung der Maschinen-Elektricität, welche 1 bis 2 Linien lange Funken gibt, die negative E schneller entweiche als die positive (S. 73).

c) Ueber die Theorie der galvanischen Säule streiten sich die Physiker noch immer, indem eine Partey rein chemische Action, die andere den bloßen Contact für die Quelle der Elektricität ansieht. Bekanntlich steht H. Aug. de la Rive an der Spitze der ersten Partey, und hat schon früher zu zeigen gesucht, daß zur Erzeugung der Elektricität immer eine physische, mechanische oder chemische Action nothwendig ist. Nun sucht er (S. 355 — 370) seine Behauptung dadurch zu rechtfertigen, daß er die von Pfaff, Marianini, Becquerel und Peltier gemachten Einwürfe zu widerlegen sucht, setzt S. 371 — 378 seine Theorie ausführlich auseinander, und beschreibt (S. 378 — 382) die Apparate, deren er sich zur Messung a) der Spannungseffecte, b) der chemischen Wirkung, c) der Wärmewirkung, d) der dynamischen Wirkung bedient.

Das Studium dieser Wirkungen zeigt, daß die an beyden Polen angehäufte E mit der Zahl der Plattenpaare wachse, die an jedem Plattenpaare erregte Menge der E auf die Spannung an den Polen keinen Einfluß habe, wohl aber auf die Intensität der dynamischen Effekte. Der Einfluß homogener Platten in der Bahn des Stromes von Pol zu Pol, oder im Innern der Säule ist nach der Natur des zwischen die Pole gebrachten Leiters verschieden. Die Anzahl der Plattenpaare wirkt bald erhöhend, bald schwächend auf die Intensität der Effekte der Säule (S. 515 — 538).

d) Dagegen findet (S. 443) H. C. H. Pfaff in Kiel, dieser eifrige Vertheidiger der Contact-Theorie, aus einer Kritik, welche H. Mohr gegen eine Nachricht Becquerels von einer galvanischen Kette, die eine sehr starke chemische Wirkung ohne die leiseste Spur von Wärmeerregung hervorbringen soll, ausgesprochen, Veranlassung, die von ihm vertheidigte Theorie auch hier gegen H. Mohr in Schutz zu nehmen, und zeigt, daß sich diese Erscheinung ganz nach der Contact-Theorie erklären lasse.

e) H. James Young gibt (S. 624) eine neue Construction der Volta'schen Säule, welche alle von H. Faraday bezeichneten Vorzüge des dicht Zusammenliegens der Platten und der Gedrungenheit des Hare'schen Apparates ohne den Nachtheil des dazwischen gelegten Papieres haben soll.

f) Zur Ladung der Säule empfiehlt (S. 628) H. Waaren de la Rue schwefelsaures Kupferoxyd.

g) Meteorologie. H. v. Hammer theilt ältere Nachrichten mit von Sternschnuppen-Nächten im October 902 und August 1029 (S. 318), und (S. 484) H. L. Feldt von den in den Nächten von 12. auf den 13. und vom 13. auf den 14. November 1836 zu Braunsberg in Ostpreußen beobachteten Sternschnuppen. — S. 160 berichtiget H. von Benzenberg die falsche Zeitungsnachricht, daß am 18. September 1836 in Florenz ein Meteorstein gefallen sey. — Ueber das Nordlicht vom 18. Februar 1837 erhalten wir (S. 464 — 487) Nachrichten aus Göttingen, Gotha, Halsbrucke bey Freyburg im Erzgebirge, Gnadenfeld bey Kosel in Oberschlesien, Köln, und mehreren Orten in Frankreich.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

In diesen Stellen findet sich das Wort Miles in mehrfacher Bedeutung, schlechthin für einen Bewaffneten, für einen Vasallen, für den eigentlichen Ritter; der Verfasser führt auch noch mehrere Stellen an, in welchen unter milites ausdrücklich die Reiter im Gegensatze zum Fußvolke verstanden werden. Auch findet sich der Ausdruck Magister militum, ein Schreibfehler aber ist es, wenn es S. 71 heißt: archiantistites militum für archiantistitis milites. Gleiche Bedeutung mit Miles hat bey einigen Schriftstellern auch der Ausdruck Satelles; z. B. Dithm. Merseb. IV. 78. (s. oben S. 906) IV. 105. Albi satelles. — VI. 149. incliti satellites episcopi. — Lamb. Schaffn. ann. 1063. p. 331: satellites archiepiscopi.

Der Verfasser geht sodann die einzelnen Vorzüge durch, welche die Milites, auch wenn sie ursprünglich unfreyen Standes waren, besassen; eine prächtige Rüstung war auch ihnen gestattet, doch unterscheiden sich die höheren Ritter vorzüglich durch den Helmschmuck. Nicht minder genossen sie Vorrechte in Beziehung auf Eigenthum; aus Guden. Cod. dipl. wird (S. 73) eine in diesem Betreffe sehr merkwürdige Urkunde des Landgrafen Heinrich von Hessen vom Jahre 1282 angeführt, worin es heißt: curiam in Buchesecke sitam eidem ecclesiae attinentem in tali constituimus privilegio libertatis, quod semper in posterum in qualibet septimana secundum antiquum jus militum, quod Rittersgewer vulgariter appellatur, cum uno curru secare debet in nemore nostro, quod Wischerwalt nuncupatur. — Frühzeitig schon werden den Rittern die Prädikate edel und Herr beygelegt, sie sind siegelmäßig (nur dürfen sie keine Reitersiegel führen), und dürfen sich in Schlachten und Kampfspielen den Fürsten gegenüberstellen. Ehe man aber in die Genossenschaft der Ritter aufgenommen werden konnte, bedurfte es erst einer vorbereitenden krieger.schen Erziehung. Hier hätten wir wohl gewünscht, daß der Verfasser noch etwas tiefer eingegangen wäre und mehr hervorgehoben hätte, wie sich bey der Ritterschaft auch in dieser Hinsicht Grundsätze des älteren germanischen Rechts abspiegeln. Es hätten sich hier interessante Vergleiche dargeboten. Auch können wir mit seinen Bemerkungen über das Wort Knecht nicht ganz einverstanden seyn, indem er mit demselben schon für jene Zeit zu sehr die heutige Bedeutung zu verbinden scheint. Wenn er z. B. sagt (S. 81) der Name „edler Knecht" war eine gewöhnliche Bezeichnung der Ministerialen, so ist dieß zwar ganz richtig, allein die dazu angeführte Stelle: nobilis serva nostra ist kein Beleg dafür. In dem Worte Knecht liegt eben so wenig ursprünglich eine Beziehung auf die Unfreyheit, als in dem Worte Vasall, welches heute zu Tage in der englischen Sprache gerade so viel wie bey uns Knecht bedeutet, sondern Knecht ist überhaupt ein junger wehrhaft gemachter Mann (s. die etymologische Erklärung in m. deutschen Geschichte. Bd. 1. S. 110) und ist in diesem Sinne

auch zur Bezeichnung der Ministerialen geworden, wie es in der englischen Sprache in dem Worte Knight noch bis auf den gegenwärtigen Augenblick seine ganz ehrenwerthe Bedeutung behalten hat. Unter den lateinischen Ausdrücken entspricht dem Worte Knecht am Meisten famulus, welches eben so mit familia im Zusammenhange steht, wie Knecht mit kun, kueowe (genus); wie famula das Femininum von famulus ist, so ist Knichte oder Richte das von Knecht.

Nachdem der Verfasser ausführlich den Charakter der Ritterschaft als einer Genossenschaft erörtert und gezeigt hat, wie die Ministerialität nach Ausbildung dieser Verhältnisse aus ritterlichen Geschlechtern bestanden habe, geht er dazu über, ihre Stellung zum Adel zu den Freyen und zu den Unfreyen zu entwickeln. Das Resultat davon ist, daß diese ritterlichen Dienstmannen immer deutlicher und charakteristischer als eigener Stand, in welchen ein anderer Unfreye durch Standeserhöhung (S. 141) erhoben werden konnte, hervortreten, bey welchem sich jedoch als wesentliche Folge seines Ursprunges die Ausschließung vom Landrechte offenbart. Der Verfasser weist nach, daß ihre Buße in zehn Pfunden bestanden habe, ferner welche Stellung sie nach der Theorie der Rechtsbücher in der Stufenleiter der sieben Heerschilde eingenommen haben und widerlegt, indem er die von verschiedenen Schriftstellern ziemlich willkührlich gemachten Eintheilungen der Ministerialen prüft, eine Mehrzahl irriger Ansichten. Richtig aber ist die Eintheilung in Reichsministerialen, Ministerialen der Kirche und der weltlichen Fürsten. Bey Gelegenheit der ersteren, welche die Gemeinschaft mit den Ministerialen der Kirche in den günstigsten Verhältnissen sich befanden, kommt der Verfasser abermals auf die Hofämter zu sprechen und macht (S. 123) darauf aufmerksam, wie Sachsen bereits im Jahre 985 das Marschallamt bekleidet habe; seither hat freylich das Amt öfters gewechselt und Otto von Nordheim war als Herzog von Bayern, zur Zeit der Unmündigkeit Heinrichs IV. Reichsmarschall. Die Vorrechte der Reichs-Ministerialen, welche theils Ministerialen des Reiches, theils des Kaisers persönlich waren (S. 124), bestanden vorzüglich in der Freyheit von aller Gewalt der Vögte (S. 128), weshalb es als ein besonderes Privilegium angesehen wurde, wenn der Kaiser andern Ministerialen die Rechte der des Reiches verlieh (S. 126): sie besaßen das Reichsgut und waren oft der Rath des Kaisers (S. 130. 131). Den Reichsministerialen stehen in Vielem die der Kirche, bey welchen die der geistlichen Fürsten von denen der übrigen geistlichen Herren zu unterscheiden sind, gleich; insonderheit können sie ohne Nachtheil für das Erbrecht der Kinder unter einander heirathen. Für die Entwicklungsgeschichte des ganzen Instituts möchten die kirchlichen Ministerialen in so fern besonders wichtig seyn, als es ihnen am Leichtesten wurde und daher auch am frühesten gelang, die ihnen im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen, da nach dem bekannten Sprüchworte: „unterm Krummstab ist gut wohnen“ ihnen auch der wenigste Widerstand entgegengesetzt wurde (S. 134). Besonders wichtig wurden diese Ministerialen der Kirche auch dadurch, daß sie eine geraume Zeit lang in den meisten deutschen Bisthümern, in Betreff der Wahl des Bischofs den entscheidenden Ausschlag gaben, so daß sich öfters ein Prälat nicht behaupten konnte, weil er die Ministerialen des Stifts gegen sich hatte. Es wäre nicht uninteressant gewesen, wenn der Verfasser hier auch noch darauf eingegangen wäre, das Verfahren der Ministerialen in Beziehung auf den Nachlaß des verstorbenen Bischofs zu schildern, welches im eilften Jahrhundert vornehmlich von der Art war, daß nachdrückliche Vorschriften dagegen erlassen werden mußten. — Außer dem Kaiser und der Kirche konnten nur noch die weltlichen Fürsten Ministeriolen haben; die Stellung dieser fürstlichen Dienstleute war anfänglich weniger günstig, was sich jedoch allmählig ganz und gar ausgeglichen hat. (S. 138). —

Nachdem in dem bisher berücksichtigten Theile des Buches von dem Verfasser die allgemeinen Grundlinien für die Schilderung der Ministerialität des Mittelalters gezogen sind, wendet er sich zu einem neuen Hauptabschnitte, der die Entwickelung der besonderen Materie des Dienstverhältnisses zum Gegenstande hat (S. 139 — 472). Zuvörderst untersucht er die Begründung desselben, und findet diese theils in der Geburt, theils in der Ergebung freyer Leute in die Ministerialität, theils darin, daß ein Herr seinen Unfreyen zum Ministerialen machen konnte. Hierin ist schon eine vollständige Standeserhöhung enthalten, die von dem Herrn jedoch nicht ganz willkührlich ausgeübt werden durfte, da möglicher Weise dadurch das Interesse seiner übrigen Dienstmannen verletzt werden konnte, dieses mußte er aber auf alle mögliche Weise schonen. Ueberhaupt war eine der wichtigsten Folgen der Ministerialität die, daß ein ungemein inniges Verhältniß zwischen dem Herrn und seinen Dienstleuten entstand, gegenseitiger Schutz, gegenseitige ewige Treue, kurz ein unauflösliches Band. Die Ministerialen erfreuten sich einer „ehrenden Vertraulichkeit“ ihres Herrn (S. 145), Freunde, ja Brüder wurden sie genannt; sie versammelten sich bey allen bedeutenden Angelegenheiten seines Hauses um ihn, alle wichtigen Geschäfte wurden mit ihrem Rathe und in ihrer Gegenwart vorgenommen, der Herr sorgte für ihre Kleidung und Waffen, kurz sie hatten um so mehr ein glänzendes Loos, als man mit dem Verf. dieß schon mit Recht von den niedern Unfreyen jener Zeit sagen kann.

„Die Lage der niedern Unfreyen der Vorzeit, heißt es S. 144., (war) keineswegs so hart, als man sie zuweilen aus thörichter Ueberschätzung der Gegenwart und Unkenntniß der Vergangenheit zu schildern sucht, da die wichtigen Verpflichtungen ihres Herrn allenthalben Anerkennung fanden; ihr Loos (war) ein glänzendes gegen dasjenige der unglücklichen Sklaven unserer Zeit, mögen sie dem Egoismus halbroher Krämeraristokraten in Fabriken, oder hartherzigen Wucherern auf den zerstückelten Theilchen eines noch vor fünfzig Jahren blühenden Landsitzes fröhnen müßen.“

Unter einander waren die Ministerialen eines und desselben Herrn natürlich aufs Innigste verbunden; zu der Gemeinschaft des Verhältnisses an sich, kam noch die Verwandtschaft hinzu, da Ehen mit den Ministerialinen andrer Herren nicht gewünscht wurden (S. 166 u. f.). Was ihre Verhältnisse gegen Auswärtige (S. 171 u. f.) anbetrifft, so ist hier besonders interessant ihre Stellung zu den Städten. Bey einer Aufnahme in dieselbe war ihrerseits ihre Unfreyheit, theils ihr Verhältniß zu einem Herrn hinderlich, in vielen Städten war ihnen sogar der Erwerb städtischer Grundstücke erschwert; vielleicht ist eben hieraus eine Bestimmung in einer Urkunde vom Jahre 1190 bey Warnkönig, Flandr. Staats- und Rechtsgesch. Bd. 2. Abth. 2. (Nr. 184) zu verstehen, wo es heißt: Sciendum tamen, quod in praedicta illa de Popringhem debet comes habere equites, qui Landriddere vocantur. Es finden sich jedoch davon auch mancherley Ausnahmen vor, indem zum Oefteren die Ministerialen sowohl Mitglieder städtischer Gemeinden oder auch von Markgenossenschaften wurden. Als Beweis für das Letztere führt der Verf. eine von ihm selbst entzifferte interessante Urkunde aus dem fünfzehnten Jahrhunderte an (S. 175). Bisweilen gelangten die Ministerialen in den Städten sogar zu bedeutenden Vorrechten, wie dieß z. B. in Straßburg der Fall war.

Was die Dienstleistungen der Ministerialen anbetrifft, so ist eine Classe derselben, nämlich der Hausdienste (S. 188 u. f.) und der Vertheilung der Ministerialen unter den einzelnen Beamten schon oben (S. 901.) erwähnt worden. Bisweilen findet sich jedoch neben den vier Hausbeamten noch ein fünfter, z. B. hin und wieder ein Jägermeister, oder ein Küchenmeister; auch kommt, jedoch selten,

dieser fünfte Beamte unter dem Namen Ministerialis vor, die sich auch sonst noch, aber als eine ganz seltene Ausnahme zur Bezeichnung eines Beamten erhalten hat (S. 40. 41. 231. 241). Ein solcher Ministerialis wird z. B. im zwölften Jahrhunderte in mehreren die Stadt Poperinghen in Belgien betreffenden Urkunden (von den Jahren 1107. 1151. 1179) erwähnt, zu Ausgang desselben und im folgenden Jahrhunderte heißt er: Justitiarius und bailli iretaule (ballivus hereditarius; vrgl. Warnkönig a. a. O. S. 68). Die wichtigste Verpflichtung blieben aber für die Ministerialen die Kriegsdienste, welchen Gegenstand der Verf. in seinem ganzen Umfange gründlich erörtert (S. 215 u. f.) Es bietet sich ihm hier die Gelegenheit zu einem Excurse über die sogenannten Scararii (S. 217 u. f.), welche insonderheit in dem Registrum Prumiense vorkommen und bisher fast allgemein für Ministerialen gehalten worden sind; mit vielem Scharfsinn weiset der Verf. nach, daß diese Ansicht falsch sey, und daß man unter jenem Namen vielmehr unfreye, aus der unfreyen Markgenossenschaft hervor gegangene Markbeamten zu verstehen habe (S. 224).

(Fortsetzung folgt.)

Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Von C. G. A. von Weissenbach, Bergmeister zu Freiberg. Leipzig, 1836. XIII. und 63 Seiten mit 32 lithographirten Tafeln in 8.

Daß Abbildungen in der Naturgeschichte überhaupt, so wie in der Geognosie insbesondere von großem Belange sind, versteht sich von selbst, indeß muß bey ihnen eine Bedingung eingehalten seyn, über welche wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden sind.

„Es müssen dergleichen Abbildungen, um diese Vortheile ganz zu gewähren und namentlich auch von allem Theorie-Einflusse frey zu bleiben, wahre Porträts seyn, reine Darstellungen des wirklich Gesehenen. Hierin liegt eine Verschiedenheit von den meisten geologischen und petrographischen Zeichnungen und Charten, welche die Ergebnisse einzelner oder theilweise angeschauter Verhältnisse mit supponirten Fortsetzungen, vermutheten gegenseitigen Beziehungen, erläuternden Abkürzungen oder Zusätzen und Ausschmückungen u. dgl. zu einem halb idealisirten Ganzen verknüpfen, daher stets vom subjectiven theoretischen Gesichtspunct des Darstellers abhängen, folglich auch für Beschauer von abweichenden theoretischen Ansichten, oder für umgestaltete wissenschaftliche Zeitalter theilweise unbrauchbar werden. Treue Abzeichnungen dagegen behalten ihre Brauchbarkeit in jedem Zeitalter, für jeden Theorienwechsel. Indem sie im Bilde bloß die Gelegenheit zur Beschauung solcher Puncte oder geognostischer Verhältnisse festhalten und verbreiten, welche vorübergehend oder vielen Beobachtern nicht zugänglich sind, machen sie den Leser zum Beobachter, unabhängig vom Autor.“

In diesen Worten ist die Bedingung ausgesprochen, unter welcher allein Abbildungen einen wahren und bleibenden Werth in der Geognosie sich verschaffen können, und es ist zu wünschen, daß die idealisirten Darstellungen, wie sie uns jetzt häufig in dieser Wissenschaft vorgelegt werden, immer mehr verschwinden möchten, da sie nur zu oft die Verhältnisse in einer Weise erscheinen lassen, wie sie keineswegs in der Natur begründet sind.

Da in der vorliegenden Schrift die Abbildungen die Hauptsache sind, so soll auch von ihnen zuerst die Rede seyn. Es freut uns von ihnen sagen zu können, daß die Zeichnungen im höchsten Grade gelungen sin und einen ungemein schönen Anblick gewähren, wozu das vortreffliche Papier nicht wenig beyträgt. Es sind diese Abbildungen um so werthvoller für das geognostische Studium, da wir an solchen, welche Gangverhältnisse darstellen, noch keineswegs einen Ueberfluß besitzen. Obschon der Verf. lediglich auf das Erzgebirge, und zunächst nur auf die Erzgänge desselben sich beschränkt, so hat er seine Darstellungen doch so gewählt, daß die meisten der merkwürdigen Gangverhältnisse hiedurch zur Anschauung vorgelegt sind.

Der Text giebt zuerst eine kurze Erörterung der abgebildeten Gegenstände, und alsdann eine geordnete Uebersicht der merkwürdigsten Gangverhältnisse.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

(Fortsetzung.)

Außer den Kriegsdiensten leisteten die Ministerialen auch noch andere z. B. Burgdienste; auch findet man, daß die Frauen der Dienstleute manche Dienste zu prästiren hatten, daß es ihnen z. B. hin und wieder oblag, als Schenken den Wein zu credenzen u. s. w. Alle diese Dienste hatten aber den Charakter völliger Bestimmtheit, sie waren keine ungemessenen, und es wurde für die meisten von ihnen das Aufgebot üblich (S. 245); nur in allen Fällen der Noth, wo es den Schutz und die Vertheidigung des Herrn galt, mußte jeder Dienstmann stets von selbst erscheinen. Auch wurden die Dienste nicht unentgeltlich geleistet, sondern außer vielen andern Geschenken wurde es allmählig immer mehr üblich, daß die Ministerialen Benificien, nicht eigentliche Feuda erhielten (S. 246). Gerade in den Principien über den Grundbesitz der Ministerialen besteht vorzugsweise der Inhalt des Dienstrechtes. Dieses hat sich freylich sehr verschiedentlich nach den obwaltenden Verhältnissen der einzelnen Curien ausgebildet, doch kehren überall gewisse allgemeine Grundsätze wieder. Die seit dem eilften Jahrhunderte aufgezeichneten Dienstrechte sind freylich leider nur in sehr geringer Zahl auf unsre Zeit gekommen, diese sind folgende: die Justitia Ministerialium Babebergensium, die Jura ministerialium S. Petri (Cölnisches Dienstrecht), das Recht der dynstmanne to Magdeborch, das Recht des Stichtes to Hildensem, die Leges feudales Tecklenburgicae und der Rotulus officiorum Hainoiensium, von welchen sämmtlich der Verfasser Abdrücke in einem Anhange zu seinem Buche liefert. Wegen der geringen Zahl dieser eigentlichen Dienstrechte müssen daher die Nachrichten mühsam aus andern Quellen zusammengestellt werden. Dem Verf. ist es nun in der That gelungen, über die Vermögensverhältnisse der Dienstmannen, über das Familienrecht, das Erbrecht, das peinliche Recht und über die die Ministerialen betreffenden gerichtlichen Verhältnisse eine große Menge schätzbarer Angaben als das Resultat seines emsigen Forschens in seinem Buche niederzulegen.

Nur Einiges möge davon hier noch ausgezeichnet werden. Was nämlich zunächst die Vermögensrechte angeht, so besitzen die Ministerialen außer Benificien, für welche sich öfters in gleichem Umfange wie bey den deutschen Lehen die Erblichkeit ausbildete, Güter zu Eigen, allein immer nur nach Hofrecht, nur innerhalb der Gewalt ihres Herrn. Hierin offenbart sich gerade das Charakteristische ihres Verhältnisses, welches sich auch darin consequent ausspricht, daß die Ministerialen nicht anders als mit Vermittlung ihrer Herrn außerhalb der Gewalt desselben Güter erwerben, oder diejenigen, welche sie inne haben, an auswärtige Personen veräußern können (S. 282. 283). Hieher ist auch noch eine Verordnung Kaiser Heinrichs VI. vom 17. Nvbr. 1192 zu ziehen, welche Pertz in dem so eben erschienenen vierten Bande der Monumenta Germaniae historica p. 192. 193. mittheilt.

Eben jene Principien sind auch von dem größten Einfluße auf das Familienrecht, bey welchem der

Verf. sehr glücklich nachweist, wie in der That die Beschränkungen, die sich insonderheit bey Eingehung der Ehe finden, indem auch diese nicht mit Personen außerhalb der Gewalt des Herrn abgeschlossen werden sollte, nur in den Vermögensverhältnissen ihren Grund haben (S. 296). Er weiset daher die falschen Ansichten, welche in neuerer Zeit ihre Geltung gefunden, gänzlich zurück, indem er (S. 293) sagt:

„Einige Schriftsteller — wenn sie auch wohl bekannt sind mit dem Einflusse der Geistlichkeit auf alle Verhältnisse jener Zeiten, so erkennen sie doch denselben nicht bey der Ehe der Unfreyen an, obgleich jene überall und stets für die Heiligkeit der Ehe kämpften und schildern eine solche Ehe, sogar bey den alten ritterlichen Dienstleuten, als nicht viel besser, wie eine Paarung von Hausthieren, obgleich der Geist jener Zeiten und tausend Aussprüche der Quellen — das Gegentheil ausdrücklich lehren."

Bey der Ehe kommt ausserdem noch der Punct in Erwähnung, daß selbst bey freyen Vasallen eine Beschränkung sich vorfindet; nicht nur in England, sondern auch bey den Franken schon zur Zeit der Merovinger findet es sich vor, daß der König die Töchter des Adels verheirathete und daß derjenige unter seinen Vasallen, welcher ein solches Band schliessen wollte, dazu seiner Zustimmung sich zu versichern hatte. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Lebensgeschichten der h. Rusticola, der h. Gertrud. (Abbat. Nivial.), der h. Salaberga, des h. Germar und Andrer, die wir bereits an einem andern Orte (deutsche Gesch. Bd. 1. §. 23. Note 103 und 103 a.) zusammengestellt haben. Bey den Ministerialen wurden, wie oben bemerkt, die Ehen mit auswärtigen, nicht unter der Gewalt ihres Herrn stehenden Personen, nicht gewünscht wegen der Vermögensverhältnisse; es knüpfte sich daran aber auch noch eine andere, nicht leicht zu lösende Frage an, in welches Herrn Gewalt die Kinder aus einer solchen Ehe kommen sollten. Wenn daher eine Ehe zwischen Ministerialen verschiedener Herren eingegangen wurde, so war es üblich, daß zur Vermeidung von Streitigkeiten gerade über jenen Punct Verträge abgeschlossen wurden. Aber auch dieß hängt mit den Güterverhältnissen zusammen, und man darf solche Verträge nicht „aus der Habsucht der Herren, welche etwa wie Waaren ihre edeln Dienstleute verhandelt hätten" herleiten, sondern gerade die Vorsorge für die Erbrechte der Kinder spricht sich in allen dergleichen Verträgen auf das Deutlichste aus (S. 325).

In der Lehre von der Vormundschaft (S. 33. und folg.) wären in Beziehung auf den Eintritt der Mündigkeit nunmehr noch Kraut's Forschungen in seinem Buche über die Vormundschaft (S. 110. u. f.) zu benützen, wir erinnern hiebey auch noch an den Ausdruck bey Lamb. Schaffn. ann. 1076 p. 412: puer infra militares annos.

Soviel Interessantes sich auch sonst noch in diesem Abschnitte des Buches findet, so begnügen wir uns, um nicht die Grenze des uns gestatteten Raumes zu überschreiten, da wir noch ohnehin manche Bemerkungen zu machen haben, damit, ein Verhältniß aus dem peinlichen Rechte der Ministerialen hervorzuheben, bey welchem der Verfasser eine Vermuthung aufstellt, die uns nicht nur sehr zusagt, sondern welche er, wie uns scheint, vollständig und hinlänglich begründet hat. Man findet nämlich es öfters als eine Ehrenstrafe vor, daß Fürsten einen Hund, Ritter einen Sattel und Bauern ein Pflugrad trugen (S. 390). Grimm hatte in seinen Rechtsalterthümern (S. 789 u. f.) diese Strafen dahin erklärt, sie hätten eigentlich die verwirkten Todesstrafen des Hängens zwischen Hunden, des Feuertodes und des Räderns ausdrücken sollen. Allein in dem Sattel sieht man zuvörderst keine Beziehung auf den Feuertod, zudem ist aber auch auffallend, daß dieses Symbol niemals da vorkommt, wo wirklich die Todesstrafe an Personen jener Stände vollzogen wird. Dagegen macht der Verf. darauf aufmerksam, daß, so wie der Geistliche regelmäßig mit einem Buche abgebildet wird, so auch bey ihm die analoge Strafe

darin bestehe, daß er ein Buch tragen müsse. Demgemäß scheint in allen diesen Symbolen nur eine Beziehung auf den Stand zu liegen, den derjenige, der zu ihnen verurtheilt wird, verunehrt hat.

Bey der Lehre von der Beendigung des Dienstverhältnisses kommt abermals ein Punct zur Sprache, der nach den Ansichten moderner Schriftsteller eine Handlung grausamer Willkühr zu involviren scheint, nämlich die Veräußerung der Dienstmannen (S. 441). Wenn man sich dieß Verhältniß so denkt, wie wenn der Herr seine Ministerialen auf den Markt getrieben und daselbst an den Meistbietenden verkauft hätte, so wäre freylich jene Behauptung nicht so ungerecht, allein sobald man die Sache nach den Aussprüchen der Quellen betrachtet, erscheint sie ganz anders. „Veräußerungen der Dienstleute geschahen in der Regel blos, um denselben Vortheile zuzuwenden, wohin die Rechtsbücher vorzüglich die Vertauschung zu Gunsten der Erbrechte zählen.“ Den Schluß des Ganzen bildet eine Abhandlung über den allmähligen Untergang der Ministerialität, in welcher in Kürze Einiges recapitulirt und dann gezeigt wird, wie die Ministerialität in der Weise untergegangen sey, daß sich aus ihr vollständig der niedere Adel entwickelt hat.

Wir haben in den vorstehenden Bemerkungen unsere Leser mit dem Hauptinhalte dieses wichtigen Buches bekannt machen wollen und hoffen, daß wir in so fern unsern Zweck erreicht haben, als sie sich von der großen Bedeutung und dem Werthe dieser Schrift durch das, was wir aus ihr selbst entnahmen, überzeugt haben werden. Es ist auch unsrerseits das Lob, welches wir dem Verfasser spendeten, nicht mit verhältnißmäßig zu großer Freygebigkeit, sondern mit Wahrheit und Gerechtigkeit ertheilt worden. Aber wenn wir seine großen Verdienste anerkannten, so glauben wir auf der andern Seite, um so mehr ein Recht zu haben, auch einen Tadel über seine Schrift auszusprechen. Dieser Tadel bezieht sich theils auf die äußere Form des Buches, theils auf die Art und Weise der Darstellung. Der Verf. hat zunächst für gut befunden sein ganzes Buch mit lateinischen Lettern drucken zu lassen und alle Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Dagegen hätten wir nun zwar an sich Nichts einzuwenden, wenn nicht gerade dieser Umstand auf dieses Buch den allernachtheiligsten Einfluß äußerte; davon aber liegt der Grund in der Darstellungsweise des Verfassers. Diese besteht darin, daß er die Worte der Quellen in den Text aufnimmt und die Noten meistens dazu benützt, um die Büchertitel anzugeben. So wenig wir die gegentheilige, früher auch von uns eingeschlagene Verfahrungsweise billigen, wo man den ganzen Inhalt eines Buches in die Noten zwängt, und den Text über diesen gleichsam wie das Oel über dem Wasser schwimmen läßt, so wenig können wir uns aber auch mit der Behandlungsweise des Verfassers einverstanden erklären. Derselbe hat nämlich den Gebrauch, daß er die Stellen aus den Quellen, die er in den Text aufnimmt, nicht blos als Belegstellen zu dem Gesagten einschaltet, sondern vielmehr in die einzelnen Sätze hineinverwebt. Dadurch entstehen entsetzlich lange und verwickelte Perioden, wo oft zwischen hundert lateinischen Worten drey deutsche stehen. Wenn nun der Verf. durchaus den lateinischen Druck vorzog, so hätte er gegen seine Leser doch wenigstens die kleine Gefälligkeit haben sollen, eine andere lateinische Schrift für die deutschen Worte zu wählen; denn zum Lesen ist dieß an sich vortreffliche Werk das schwierigste, was Ref. bis jetzt vorgekommen ist. Diese Art und Weise des Druckes sowohl, als der Darstellung ist wirklich ausnehmend störend; man denke sich nur als Parallele, wie es uns gefallen würde, wenn deutsche und lateinische Worte untermischt, sämmtlich mit deutschen Lettern gedruckt würden. Doch wir wollen Beyspiele anführen, und von dem Unbedeutendern zu dem Bedeutendern übergehen. Nachdem man durch die ersten zehn Seiten bereits mit der

Methode des Verf. bekannt geworden ist, daß unmittelbar in deutsche Sätze lateinische hineingeflochten werden, heißt es S. 11: „indem servi dominici die compulsores excercitus waren.“ Jeder der diesen Satz zu Ende gelesen hat, wird weiter keinen Anstoß daran nehmen, im Lesen selbst aber wird man unfehlbar aufgehalten durch das Wort die, welches, mit gleicher Schrift zwischen lauter lateinische Worte gestellt, wie der Ablativ von dies aussieht. Doch wie gesagt, dieß ist unbedeutend. Bedenklicher ist schon folgender Satz (S. 22), der sich als Nachsatz an einen andern anschließt:

„strafen (körperliche Züchtigungen), welche den konigen und fürsten über freie sonst nicht zustanden: neque animadvertere, neque vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permissum: non quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut deo imperante, welche eigentlich blos auf knechte angewandt werden sollten und wenn ein freier ictus accipiat flagellorum, et careat ingenuitatis suae statu.“

(Schluß folgt.)

Supplement zu J. W. Döbereiners Grundriß der Chemie. Tabellarische Darstellung der organischen Stoffe in alphabetischer Ordnung. Für Aerzte, Chemiker und Pharmazeuten. Von Franz Döbereiner, Doctor der Philosophie und Ehrenmitglied des norddeutschen Apothekervereines. Stuttgart 1837. P. Balzische Buchhandlung. 157 S. in 4.

Die täglich zunehmende Fluth von Stoffen, welche die Bestrebungen der Chemiker auf dem, wenn gleich so fleißig bearbeiteten, doch jenem der anorganischen Chemie gegenüber so räthselreichen Felde der organischen Chemie uns, wenn auch nicht in ihrem Wesen, doch in ihrem Daseyn enthüllen, erfordert, daß dieses Materiale gesammelt und geordnet werde. In so ferne das Resultat eines solchen Unternehmens sich einem schon vorhandenen, systematischen, chemischen Werke als Supplement anschließen soll, dürfte an dasselbe der Anspruch gemacht werden können, ebenfalls systematisch angelegt zu seyn, damit Licht in die chaotische Materie dringe, Aehnliches zusammengestellt, Neues mit schon Vorhandenem verglichen werde, und die Masse sich zu einem Gebäude gestalte, indem sich auf diese Weise allein aus einer zahllosen Menge einzelner Erfahrungen ein Wissen abstrahirt. So schwer diese Aufgabe zur Zeit bey der Unzulänglichkeit unserer Kenntnisse über die Natur der organischen Körper noch seyn mag, so nothwendig und so verdienstlich ist auch und bleibt eine solche Arbeit, wenn ihre Schwierigkeiten auch nur theilweise überwunden worden; denn das Vollendete wird, und zwar oft mit Leichtigkeit, auf den mühsam gelegten, dem scheinbar bodenlosen Terrain abgewonnenen Grund fortgebaut. Dieses Verdienst hat sich der ordnende Geist des unermüdeten Herberger's durch seine „systematisch-tabellarische Uebersicht der chemischen Gebilde org. Ursprungs. Nürnb. 1831 — 36“ erworben, ein Werk, welches aber noch seiner Vollendung entgegensieht. Der Verf. des vorliegenden Buches wählte die alphabetische Form, und genügt hierdurch Denjenigen, welche sich über irgend einen einzelnen Stoff, abgesehen von seiner Stellung in der Kette der organischen Wesen, belehren wollen. Der Rubriken, welche seine Tabellen darbieten, sind drey. Die erste enthält den Namen des Stoffes und des Untersuchers oder Entdeckers und die Literatur; die zweyte die quantitative und atomistische Zusammensetzung und das Atomgewicht mit besonderer Angabe des Analytikers; die dritte Rubrik endlich enthält die denkbare (nach Berzelius: rationelle) Zusammensetzung, Vorkommen, Bildung und Haupteigenschaften der Körper. Was die Vollständigkeit betrifft, so werden in diesen Tabellen wohl wenige Körper fehlen, die in deren Bereich gehören, und sind in dieselben auch die in der neuesten Zeit (bis zum Monat April) entdeckten aufgenommen; doch genügt uns nicht die bey einem jeden der behandelten Körper angeführte Synonymik, wenn die Synonymen nicht auch an ihrer Stelle im Alphabet mit Hinweisung auf den Namen, unter welchem sie behandelt werden, ihren Platz finden, eine Anforderung, die vorzüglich an jedes lexicographisch behandelte Buch gemacht werden, und bey deren Erfüllung allein, da der Stoff des Buches selbst alphabetisch geordnet ist, ein Register entbehrt werden kann. Wir finden hier z. B. die Namen Cholesterinsäure, Taurin, Bittermandelölcampher nicht an ihrer Stelle im Alphabet, wohl aber unter den synonymen Artikeln Gallenfettsäure, Gallenasparagin, Benzoin u. s. w. Der mit der Identität der genannten Körper noch nicht Vertraute wird daher ihre Auffindung nur einem Zufalle verdanken müssen. Endlich wäre noch zu wünschen, daß der Darstellung der Körper eine zwar nicht vollkommene, doch größere Ausführlichkeit gewidmet worden wäre. Druck und Papier befriedigen.

x.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Untersuchungen über den Lebens-Magnetismus und das Hellsehen von Dr. Johann Karl Passavant; zweyte umgearbeitete Auflage. Frankfurt am Mayn. 1837. 348 S. 8.

Referent hat sich redlich bemüht, sich von der möglichen Absicht dieses Buches, dessen erste Ausgabe ihm nicht zu Gesicht gekommen, eine bestimmte Vorstellung zu bilden. Der Verfasser, sagte er sich, ist ausübender Arzt in einer großen, volkreichen und regsamen Stadt, in welcher es an bedeutenden pathologischen und psychologischen Verwickelungen nicht fehlen kann. Als solcher aufgefordert, im vorkommenden Fall hinsichtlich jeder krankhaften oder außerordentlichen Erscheinung sich genau seines Wissens oder Nichtwissens bewußt zu seyn, wird er auch Sicheres und Zweifelhaftes, Bestimmtes und Schwankendes, in den bis jetzt angeblich beobachteten Erscheinungen des sogenannten Lebens-Magnetismus scharf zu unterscheiden sich bemüht und die Grenze zu ziehen gesucht haben, die genau erkennen läßt, was als wirkliche Thatsache feststeht und als reines Ergebniß übrig bleibt, was dagegen vom Schatz des Wissens entfernt und entweder als unechtes Metall für immer, oder als unbewährt einstweilen wenigstens bey Seite geworfen werden muß. Dieß zu erwarten glaubte sich Referent um so mehr berechtiget, als der Verfasser mit seiner Schrift nach so vielen andern aufgetreten ist, die denselben Gegenstand behandelten, ohne daß jene genaue Scheidung des rein- und wirklich-, und des bis jetzt wenigstens bloß angeblich-Thatsächlichen erfolgt wäre. In dieser Beziehung nun können wir nicht sagen, daß unsere Erwartung erfüllt worden. Was das Thatsächliche der Erscheinungen betrifft, so scheint uns weder durch die eigenen Erfahrungen des Hrn. Verfassers, noch durch seine Art, die früheren Beobachtungen Anderer zu erwähnen, die Untersuchung gefördert. Eher könnten wir gegen frühere Versuche, die verschiedenartigen Erscheinungen in eine gewisse stufenmäßige Verbindung zu bringen, durch die sie zugleich auseinandergehalten und unterschieden werden, bey ihm einen Rückschritt wahrzunehmen glauben. Denn der Herr Verfasser weißt S. IV. der Vorrede jede künstliche Eintheilung der Erscheinungen in Klassen und Ordnungen ab, die ohne Willkühr, sagt er, kaum möglich sey. Um so mehr galt es also, die natürliche Eintheilung zu finden.

Insbesondere müssen wir beklagen, daß die Litteratur des Gegenstandes so wenig vollständig berücksichtiget, Einiges von dem Wichtigeren dem Verfasser sogar, wie es scheint, unbekannt geblieben ist, bey vielen angeblichen Thatsachen die Quellen entweder nicht citirt, oder wenigstens keiner Kritik unterworfen sind.

In dieser Hinsicht hat also das Werk durchaus nichts Abschließendes; Alles ist vielmehr, was diese Seite betrifft, ganz und gar auf dem alten Fleck geblieben. Statt die Erscheinungen in einer Uebersicht und eben damit zugleich Einsicht gewährenden und die Vollständigkeit der Aufzählung verbürgenden Folge darzustellen, will er nur eine Zahl der verschiedensten Formen derselben zusam-

menstellen, um sie sodann aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes abzuleiten (Vorrede S. IV.). Es wäre demnach die theoretische oder erklärende Seite als diejenige anzusehen, auf welche der Herr Verfasser selbst das größere Gewicht legt.

Der letzte Theil der Ankündigung setzt voraus, daß sich der Herr Verfasser — oder die Welt, im Besitze der Kenntniß dieser allgemeinsten Gesetze der Natur und des Geistes befinde. Indeß so ernstlich ist auch dieß nicht gemeynt; denn wenige Seiten nachher in derselben, nur sieben Seiten langen Vorrede verzweifelt Hr. Dr. P., noch ehe er den Versuch angefangen, dem er sich unterziehen zu wollen erklärt hat, bereits an dem Gelingen desselben. Dieß besagen die Schlußworte der Vorrede: „So hat also dieses Buch nicht den Zweck, eine abgeschlossene Theorie zu geben, wohl aber soll es den Leser in den Stand setzen, sich frey seine eigene Ansicht aus den angeführten Thatsachen und deren Erörterungen zu bilden.“

Nebenbey werden indeß die lebensmagnetischen Einwirkungen und die durch sie hervorgebrachten Zustände zum voraus schon als Magie und Extase bezeichnet. (So schreibt nämlich der Herr Verf. das ganze Buch hindurch; im Druckfehler-Verzeichniß wird Ekstase verbessert). Je größer diese Worte, desto mehr hätten wir erwarten dürfen, erst die Thatsachen selbst gesichtet und festgestellt zu sehen, anstatt daß mit den theoretischen Untersuchungen angefangen wird, welche durch die Ueberschriften der ersten Kapitel bezeichnet sind: Von den allgemeinen Naturkräften, von den organischen Naturkräften, von der lebensmagnetischen Kraft.

Ehe wir zu diesen besondern Titeln fortgehen, wollen wir uns noch ein Wort über den Vorsatz selbst erlauben: die genannten Erscheinungen aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes abzuleiten. Es giebt wohl jeder zum Voraus zu, daß in Magie und Ekstase, wie der Herr Verfasser die lebensmagnetischen Erscheinungen nennt, sich Etwas zeigt, was über die insgemein sogenannte Natur, nämlich diese sichtbare Ordnung der Dinge hinausgeht, ja derselben entgegengesetzt ist (wie unter anderem daraus zu sehen, daß mit jenen lebensmagnetischen Aeußerungen eine Ertödtung der sinnlichen Natur des Menschen verbunden seyn soll). Wie sollte sich nun dieses aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur erklären lassen? Erwartete man nicht vielmehr das Gegentheil zu hören, daß sich jene Erscheinungen nicht aus den allgemeinsten Gesetzen der Natur und des Geistes ableiten lassen, daß es vielmehr nur der vermitteltsten (und zwar nicht einer dialektisch erkünstelten, sondern durch die Genesis der Dinge selbst nachgewiesenen) Erkenntniß gelingen könne, jene Erscheinungen zu erklären? Dennoch, wäre der Herr Verfasser nur wirklich zu den wahrhaft allgemeinen Principien aufgestiegen, so wäre die Sache ganz gut. Denn die vermittelste Erkenntniß setzt auch wieder die unvermittelste voraus, und nur, wer die wahrhaft allgemeinsten Principien, — die es nämlich sind, weil sie auch für die Erklärung jenes Außerordentlichen nicht zu eng und zu schwach sind, — erreicht hat, vermag Erscheinungen zu begreifen, welche sich aus selbst untergeordneten und darum einseitigen Principien nicht erklären lassen.

Allein schon die angeführten Titel der ersten Kapitel lehren uns, daß an jene höchsten, wahrhaft allgemeinsten Principien bey dem Herrn Verfasser ohnedieß nicht zu denken ist. Hätte er sich nur wenigstens zu denjenigen erhoben, welche Principien weder der unorganischen, noch der organischen Materie insbesondere, sondern eben der Materie überhaupt sind! Dazu hat man gewiß alle Ursache gegenüber von Erscheinungen, die als Magie und Ekstase bezeichnet werden. Giebt es für sie, (ihre Realität vorausgesetzt), einen Schlüssel, der zugleich ihre Rechtfertigung ist, so kann er nur jenseits und über der Materie (dem bloßen Substrat) ge-

sucht werden. Unsere Erwartungen wurden gespannt, als wir den Verfasser auf der ersten Seite versichern hörten: ohne einer Alles unerklärt lassenden, materialistischen Ansicht zu huldigen, könne man die Materie nicht als etwas Ursprüngliches ansehen; aber sie wurden auch wieder ziemlich herabgestimmt durch den Zusatz: sie sey selbst nur als ein Produkt von Kräften zu denken; denn dieser Ausdruck zieht die Betrachtung dennoch wieder unter die Materie herab, indem es nie möglich seyn wird, unter Kraft Etwas zu verstehen, was nicht Materie schon voraussetzt. Wirklich findet der Herr Verfasser in den nächsten Zeilen selbst gerathen, von der Materie, als einem Gegebenen auszugehen, ohne zu ahnden, daß er damit den Quell aller Erklärungen für die ganze Folge sich verschlossen hat.

Aber schon dieß war uns unverständlich, wie allgemeine Naturkräfte diejenigen heißen können, von denen nachher die organischen unterschieden werden. Den ersten Anspruch auf den Titel einer allgemeinen Kraft hätte im System des Verfassers die Schwere, „die alle Körper, unangesehen ihrer qualitativen Verschiedenheit, einigende;“ ihr gegenüber ist ihm die Materie nur der „allgemeine noch indifferente Körperkeim, aus dem die einzelnen Körper durch innere Lebensthätigkeit der (sich differenzirenden ?) Materie hervortreten;“ allein er eignet gleich darauf den Namen der allgemeinen Kräfte denjenigen Potenzen zu, die sich unseren Sinnen als Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus offenbaren, „die die Ursachen aller qualitativen Verschiedenheiten der Materie sind, ohne daß zu sehen ist, ob diese Potenzen — Formen der vorausgesetzten innern Lebensthätigkeit der Materie, oder gegen sie äußerlich, die Materie different machende Potenzen sind.

Wir hatten nicht erwartet, den Verfasser, der so Großes unternommen, wieder auf dem Standpuncte der bloßen dynamischen Physik anzutreffen, über die er sich mit keinem Gedanken erhebt, deren Grundsätze in seiner Darstellung nur schlaff geworden sind und alle Bestimmtheit verloren haben, namentlich durch die eingemischte empirische Hypothese des angeblich den Weltraum erfüllenden Aethers, der nun der Urstoff ist, aus welchem die Weltkörper hervorgehen; „dessen erste Kraft, das Feuer, das wir uns als treibend, vom Centrum aus wirkend und daher expandirend denken müssen, obwohl beschränkt durch die zusammenhaltende Wirkung der Schwere, offenbart sich als Licht und Wärme und gestaltet sich, polar geworden, zu Electricität und Magnetismus. Diese Hauptmanifestationen des Feuers sind wieder — unendlicher! Modificationen und Verbindungen fähig und begründen dadurch die Metamorphose der Körperwelt.“ — Auf solche vage, durch nichts begründete und nicht einmal unter sich zusammenhängende Vorstellungen, mit denen er jeden Standpunct vor und außer der Materie vollends aufgegeben und verloren, will der Hr. Verfasser das Gebäude seiner Untersuchungen, zunächst über organische Natur, weiterhin über Lebens-Magnetismus aufführen, mit ihnen denkt er selbst zum Theile Magie und Ekstase begreiflich zu machen!

(Schluß folgt).

Die Ministerialen. Von August Freyherrn von Fürth. Cöln am Rhein 1836.

(Schluß).

Dazu kommt, daß der Verf. lateinische eingeschaltete Sätze öfters mit großen Anfangsbuchstaben beginnt; was soll man z. B. zu folgendem Satze (S. 24) sagen?

„Die grossen des reiches führen diesen namen (Ministerialen), so nennt z. b. könig Arnulf: Engelmarum dilectum episcopum (Laureacensem et Pataviensem) et ministerialem nostrum, also einen geistlichen fürsten seinen ministerial und zugleich in derselben urkunde erscheint Jsingrimus illustris comes, ministerialis imperii, da-

pifer noster (Arnulphi regis), welchen er auch sonst noch nennt: Isengrimo illustri comite ministerialique nostro. denn nicht selten kommt der ausdruk vor: tam comites quam caeteri ministri reipublicae. ebenso wie jeder andere beamte (dieß gehört zum Obigen: „die großen Fürsten u. s. w.), sei es nun des königes selbst oder der königlichen familie, welche das capitulare de ministerialibus palatinis erwähnt: ministeriales dilectae conjugis nostrae et filiorum nostrorum, oder irgend eines andern geistlichen oder weltlichen herrn, wenn dieser auch selbst königlicher beamter war. Episcopi et Abbates, sive Comites, dimittunt eorum liberos homines ad casam in nomine ministerialium. Similiter et Abbatissae. Hi sunt falconarii, venatores, teloneарii, Praepositi, Decani, et alii qui Missos recipiunt et eorum sequentes. — jubente Comite vel ministerialibus ejus. — neque a Comite neque a junioribus aut ministerialibus ejus. — Episcopi vel Abbatis seu Comitis ministeriales. denn die grossen des reichs wetteiferten den glanz des königlichen hofstaates nachzuahmen.“ —

Aehnliche Sätze finden sich durch das ganze Buch hindurch, dieß ist aber noch nichts gegen eine Periode auf S. 89. die mit den Worten: denn wenn auch den Dienstleuten u. s. w. anfängt. In dieser Periode sind unter andern die Worte: „hatten sie auch die vogtei“ und „und übten als kirchenvögte eine gerichtsbarkeit über kirchen“ durch dreyßig Zeilen von Citaten (NB. Alles mit gleicher Schrift) getrennt. Eben so geht es auch mit denjenigen Perioden, in welche Worte aus den in deutscher Sprache geschriebenen Quellen eingeschaltet sind z. B. §. 42. besonders S. 54. 55. 56. Wir könnten außer diesen noch eine Menge anderer ähnlicher Stellen (z. B. S. 176 u. f.) anführen, bemerken aber nur noch das Eine, daß dieß Einschaltungssystem nothwendig einen nachtheiligen Einfluß auf den Styl des Verf. haben muß. Davon giebt eine Periode, welche continuirlich deutsch geschrieben ist, auf S. 293 den Beweis, aus welcher wir früher schon eine Stelle hervorgehoben haben. Wir wollen diese Periode zergliedern.

„Einige schriftsteller haben sich — bemüht, die vorschriften — so zu schildern —
dass sie — — — anreihen konnten
indem sie — — — zu grunde legen
und wenn sie auch wohl bekannt sind — —
so erkennen sie doch nicht — — — an
obgleich jene (die geistlichkeit) — kämpfte
und schildern — — als nicht viel besser —
obgleich — tausend aussprüche der quellen,
(welche — — bestimmen
durch welche geboten wird
welche — — — — schildern
so dass es zum erstaunen wäre, wenn — obgegewaltet hätte)
das gegentheil lehren,
und ihnen (den schriftstellern) — scheinen müsste
wenn nicht — bedingt würden,
sonst auch kaum zu begreifen wäre,
wie — folgt
und — wie eingeholt werden müsste
während aber — bestimmungen enthalten sind,
angemessen der eintheilung des landes, nicht den ideen einzelner schriftsteller.

Diese Periode zählt fünf und vierzig Zeilen.

Nichts liegt von uns ferner, als den gelehrten Verfasser durch diesen Tadel seines Buches zu verletzen, wir haben ihn dadurch nur aufmerksam machen wollen, wie er auf diese Weise seiner Darstellung Schaden thut. Wir bitten ihn, von dem wir noch Großes für unsre Wissenschaft erwarten, sein schönes Talent und seine gediegenen Kenntnisse durch Anwendung einer gefälligeren Form wirksamer und einflußreicher zu machen.

Nachtrag. Eine für die Verhältnisse der Ministerialen nicht uninteressante Stelle findet sich in dem Juramentum Pacis Dei vom Jahre 1085 bey Pertz, Monum. Germ. hist. Tom. IV. p. 58. 59. Wir verweisen auf eine bald nachfolgende Anzeige dieses Werkes.

Dr. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Untersuchungen über den Lebens-Magnetismus und das Hellsehen von Dr. Johann Karl Passavant; ꝛc.

(Schluß.)

Es ist ganz natürlich, daß man, so lange man nicht den Standpunct vor und über der Materie wirklich gewonnen hat, schon nicht das Differenzirtwerden derselben, wodurch die Körper entstehen, erklären kann. Man kann dann eben nur sagen, daß die Materie sich differenzire, oder will man doch auch wieder wirkende Ursachen dieser Differenzirung angeben, so nennt man als solche Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus, ohne zu bedenken, daß diese Alle selbst nur Phänomene sind, die die Differenzirung der Materie voraussetzen und aus ihr erklärt werden müssen, statt sie zu erklären. Um aber vollends Magie und Ekstase zu begreifen, dazu gehört, nicht bloß von den unendlichen Modificationen der different gewordenen Materie irgend wie eine Erklärung zu machen, sondern den letzten Grund aller Differenzirbarkeit der Materie zu finden und die Möglichkeit der Differenzirung vor aller wirklichen zu begreifen. Sucht nach Unendlichkeit ist das Wesen der Materie, die Unendlichkeit aber, die sie jetzt hat, welche gegen Innen gerichtet ist und in den unendlichen Modificationen ihrer selbst sich offenbart, kann nicht der ursprüngliche und anfängliche Wille der Materie gewesen seyn; vielmehr strebte sie natürlicher Weise die entgegengesetzte, nämlich eine nach Außen gehende, expansive und protensive Unendlichkeit an. Gelang ihr dieses ihr Streben, so war an keine Differenzirung, an kein Geschöpfliches zu denken. Allein in jenem Streben durch irgend eine Macht verhindert und der Möglichkeit beraubt, expansiv, oder protensiv unendlich zu seyn, wirft sie sich auf sich selbst zurück, und ergießt sich in ihre eigene Tiefe; sie ist nun intensiv unendlich, oder das unendlich Volle, die eigentliche, der Differenz fähige Materie. (Der Herr Verfasser stellt sich unter Materie immer nur die empirische und auch diese eigentlich erst als die schon organisch gewordene vor, während doch Materie ursprünglich ein rein philosophischer Begriff ist.) Diesem ersten Moment aber muß ein zweyter folgen, soll es wirklich zur Differenzirung und zum Geschöpflichen kommen. In dem unendlich Vollen muß das Leere hervorgebracht werden, damit Unterscheidung, Bewegung, Leben, Freyheit sey, und erst das mit dem Leeren durchwebte Volle macht die geschöpfliche Natur aus. Wir äußern den Gedanken, daß die Hervorbringung des Leeren erst der eigentliche (übrigens zweyte) Akt der Schöpfung sey, einfach dem Arzt gegenüber, der weiß, daß es ohne Höhlen und Kammern kein thierisches Leben geben würde, und der doch gewiß einmal darüber wenigstens nachgedacht hat, was ein Gefäß sey und wie es wohl entstehe. Dieser durch dieselbe Gegenmacht, welche den ersten Moment herbeygeführt hat, bewirkte zweyte Moment, hat aber selbst wieder seine Stufen und Momente, indem der Proceß vom Unorganischen zum Organischen fortschreitet.

Es ist daher viel zu spät, wenn von einem „zweckmäßig wirkenden Princip“ erst bey der organischen Materie die Rede ist. Der Verfasser, der eben dieß als unterscheidendes Merkmal der organischen Natur angegeben, hebt es übrigens sofort selbst wieder auf, indem er unversehens in unserem Sonnen- und zuletzt in dem Welt-System ein ähnliches selbständig und zweckmäßig Wirkendes entdeckt, so daß der Leser verlegen fragen muß, ob die allgemeinen Kräfte jetzt als organische, oder die organischen als allgemeine anzusehen sind. Der nächste Uebergangs-Versuch wird mit der Versicherung gemacht, wie die allgemeinen Kräfte (Licht u. s. w.) Modificationen der Materie, so seyen die organischen Kräfte Modificationen der allgemeinen, aber die Art, wie diese Modificationen erzeugt werden, (zuerst wäre nöthig gewesen zu wissen, worin sie bestehen), sey uns völlig unbekannt.

Wir sehen voraus: ein Deus ex machina — muß kommen, der uns bis zur Magie und Ekstase bringt. Wenn der Verfasser bekennen muß, daß er von den Modificationen, denen die allgemeinen Kräfte im organischen Leben unterworfen sind, keinen Begriff hat; wenn er da, wo der Uebergang zum animalischen Leben gemacht werden soll, sich mit den nichtssagenden Formeln begnügen muß: die organische Kraft erhebt sich im Thierreich zur Nervenkraft; die Nerven sind das Organ, durch welches das Thier Empfindung hat und auf Reize reagirt, ohne daß er über die Natur dieser Nervenkraft, über die Vorgänge, wenn der Nerve Empfindung und wenn er Bewegung vermittelt, ein verständliches Wort vorzubringen wüßte, — wenn schon hier der Faden abreißt, wie kann er hoffen, von dem animalischen Leben bis zu den Wirkungen oder Zuständen zu gelangen, die er als magisch und ekstatisch bezeichnet? Weiterhin, wenn es wahr ist, daß wir die „Bewegungen der Uranus-Trabanten und der Doppelsterne, (was so auffallend eben nicht ist), besser kennen, als die unseres eigenen Denkorgans;“ wenn er darüber (S. 58) wie „wir mittelst des Gehirns denken“, nur die einfältigen Aeusserungen von Hellseherinnen, „daß von ihrem Hirn aus beständig Licht nach allen Nerven ausstrahle“ (S. 52), „daß sie die Gedanken Anderer erkennen, indem sie einem schlängelnden Licht folgen, das aus dem Hirn der Beobachteten hervorgehe“ (S. 98), und dergleichen anzuführen weiß, und mit allen den leidigen Behelfen halbmaterieller Substrate, wie Nervenagens, Nervenäther und selbst dem Justinus-Kernerschen Aetherleib sich befreunden muß, nur ut aliquid dixisse videatur: so war hier noch einmal Gelegenheit zur Selbsterkenntniß gegeben und Veranlassung, sich wegen seines Begriffes von Materie, der ihm nicht weniger als dem gröbsten Materialisten der seinige hinderlich und im Wege ist, zu besinnen. Hier galt es, wenigstens die Möglichkeit eines physischen Processes im Gehirn zu zeigen, der mit dem Denken eine Analogie hat, nicht aber mit der Elektricität, wie der, durch welchen, nach einigen, das Nervenagens erzeugt wird. Dieser soll nämlich in einer polaren Thätigkeit zwischen der weißen und grauen Hirnsubstanz bestehen (S. 51).

Beyspiele, unter denen die von Tauben-Eyern, aus denen Junge auskrochen, die nicht den Eltern, sondern dem Individuum, das sie zufällig bebrütet hatte, ähnlich waren (S. 22), die unverdächtigsten sind, obwohl sie eine andere Auslegung zulassen, müssen das beste thun, um zu zeigen, wie die Seele, welche endlich als der Deus ex machina erscheint, und namentlich die Einbildungskraft (?) der Thiere unmittelbar, d. h. ohne Vermittelung der Organe auf andere Körper einwirkt. „Das Verständniß dieser Wirkungsweise kann die ganze Region jener Kräfte, wozu der Lebensmagnetismus gehört, am besten erklären.“ Referent zweifelt hieran keinen Augenblick, wenn aber nur in dem Buche ein Jota von dem Wie dieser Wirkungsweise stünde!

Noch bedarf es nur Eines Schrittes, nämlich der Annahme einer größeren (wie großen?) Concentration und Befreyung der Seele, von der ein veränderter Bezug zu der Aussenwelt erst eine Folge ist, um dem Verfasser Alles möglich, Wunder natürlich, Magie und Ekstase, wie er sie verlangt, ganz begreiflich zu machen. Schon in einer gewissen zaghaften Art, mit welcher der Herr Verf. der größten Thatsachen erwähnt, glaubte Referent ein Zeichen zu sehen, daß er in seinen Erklärungen nicht allzuweit gehen würde. Wie ihm im Anfange die Materie die Grenze ist, über die er nicht zurück-, so ist ihm am Ende die Seele das, worüber er nicht hinauszukommen weiß, als wäre die Seele nicht eben das, was der Mensch für sein gewöhnliches, gegenwärtiges Daseyn hat, was sich aber natürlich versagt, so wie man es über seine Grenze hinausbrauchen will. Was aber über die Seele hinaus (wir meynen nicht den Geist, nach der bekannten Stufenfolge: Leib, Seele, Geist) da ist und wirkend werden kann, das zu wissen und zu bekennen, sollte wenigstens einem Schriftsteller nicht schwer werden, welcher sich rühmt, christliche Ideen studiert zu haben. Er sollte wissen, daß es außer (neben) dieser Welt wirklich noch eine andere (wir meynen nicht die künftige) von jener im gewöhnlichen Zustand ausgeschlossene gibt, und daß ebenso die Seele des gegenwärtigen Zustandes noch Etwas außer sich hat, das sie von sich ausgeschlossen hat.

Indem so die Begriffe des Herrn Verf. für seine Gegenstände fast durchaus zu enge, zu todt, zu sehr vom Gewöhnlichen hergenommen sind, wird der Leser durch das beständige wieder von vorn Anfangen des Erklärens, wobey es nie zu wirklicher Erklärung kommt, zuletzt in die peinlichste und ungeduldigste Stimmung versetzt. Er sieht sich vor einer Drehscheibe verwirrender und verwirrter Begriffe, die der Verf. in so raschen und glücklichen Schwung zu versetzen weiß, daß sich ihm alle Thatsachen in ein unbestimmtes, schmutziges Grau verlieren; wollte er aber den Zustand beschreiben, in den ihn die eingestreuten theoretischen Belehrungen versetzen, müßte er wie jener halbgeheilte Blinde ausrufen: *βλέπω ἀνθρώπους ὡς δένδρα περιπατοῦντας.*

Wir haben uns bis jetzt bloß an die Hauptsache gehalten. Wenn nun freylich der Verf. in dem, was eigentlich seines Geschäftes war, weder durch wirklichen Aufschluß gebende Ideen, noch auch durch Methode, oder Stetigkeit der Entwickelung, sich als Philosophen erwiesen, so wollen wir darum nicht läugnen, daß nebenbey ein der Philosophie nicht unkundiger Mann in ihm zu erkennen ist. Es fehlt nicht an dem nordischen Schiboleth: Bewußtseyn, Selbstbewußtseyn, Gottesbewußtseyn, das wie ein Stockschnupfen auch in einem Theil des südlichen Deutschlandes zu wirken angefangen. Ein „Gedanken-Contagium“ (S. 120) anderer Art hat man, scheint es, in dem philosophisch-theologischen Bruchstück anzunehmen, das zur Erklärung der Zahlen 3, 7, 13, 21, 40, mit denen sich Hellseherinnen bekanntlich viel zu thun machen, beygebracht wird; denn es hängt weder vor- noch rückwärts mit den eignen Gedanken des Verf. zusammen. „Endlich“, heißt es, (dieses Zahlengeheimniß sollte nämlich erst auf planetarische, oder lunarische Verhältnisse zurückgeführt werden) — „Endlich kann der absolute Geist in dem begriffenen Monotheismus nur als ein Dreyeiniger erkannt werden.“

Herr Dr. P. hätte sich den Dank jedes denkenden Lesers in hohem Grade verdient, wenn er sich auf den Standpunct der reinen Naturphilosophie gestellt, und Erscheinungen von solcher Bedeutung, wie die lebensmagnetischen, benutzt hätte, diese in ihren Principien zu erweitern, anstatt, noch dazu auf so todte Weise, nur zu wiederholen, womit sich die Naturphilosophie in der Zeit der ersten großen, aus dem Galvanismus hervorgegangenen Entdeckungen begnügen konnte, und eine Zeitlang selbst der Empirie vorausgeeilt war. Nachdem nun aber das Alles in einer, alle Erwartung übertreffenden Ausdehnung längst durch Erfahrung bestätigt ist, genügt es nicht mehr, die Einheit aller dynamischen Actionen, und noch dazu auf eine so schwankende Art, zu versichern. Ganz andere Forderungen sind zu erfüllen, wozu die Mittel freylich nicht in Scholastik, welche namentlich die Naturphilosophie nicht um einen Gedanken reicher gemacht hat, sondern nur in einer neuen, frischen und, damit wir es sagen, kühneren Auffassung der Natur zu finden sind. Hätte der Verf. nur einen einzigen Griff der Art gethan, gern hätte man ihm seine

weitläuftigen Referate, und außer der theologischen auch die historische Gelehrsamkeit erlassen. Denn auch einen historischen Theil hat die Schrift, und zwar einen, dessen Umfang den des philosophischen fast übertrifft. Als Vorschmack dient, daß bereits in dem ersten Theil das Hellsehen im Traum, in Krankheiten, in der Contemplation (darunter wird, seltsam genug, die Geschichte der Jungfrau von Orleans subsumirt) und das Hellsehen „derjenigen Seher, welche in der christlichen Kirche vorzugsweise Propheten genannt werden“ S. 186, in Eine Linie gestellt werden, ohne daß auch darin, wenigstens was die profanen Beyspiele betrifft, viel dem Verf. Eigenthümliches zu erkennen wäre; denn längst vor ihm sind meist diese Thatsachen auf ähnliche Weise, ja sogar vollständiger (es fehlen z. B. bey ihm die Weissagungen des Nostradamus u. a.) zusammengestellt worden.

Welcher Christ, ja nur welcher Philolog oder Philosoph möchte übrigens Stellen der Psalmen und Propheten wie diese: du erleuchtest meine Leuchte; in seinem Licht sehen wir das Licht; oder: die Hand des Herrn kam über mich, und siehe, ich sah! — erstere mit den Erfahrungen des somnambulen Hellsehens, letztere damit in Verbindung setzen, „daß zu allen Zeiten die Hand das Organ gewesen, wodurch ein Mensch auf den andern magnetisch eingewirkt?“ S. 189.

In dem historischen Theil kann man alsdann umständlich erfahren, wie von den „prophetischen Anschauungen und den clairvoyanten Träumen der Stammväter des jüdischen Volkes,“ durch die ihnen z. B. die künftige weltgeschichtliche Bedeutung ihres Stammes, und daß in ihrem Samen alle Geschlechter sollten gesegnet werden, offenbart wurde, so wie, von den durch die Propheten Elias und Elisa bewirkten Heilungen angefangen, bis zum griechischen Tempelschlaf, dem Orakelwesen der Alten, und von da wieder bis zu den Ekstasen der Schamanen im nordöstlichen Sibirien, alles mit Lebensmagnetismus zusammenhängt, ohne daß man übrigens den wirklichen Zusammenhang, oder etwa auch ein Fortschreiten und damit eine wirkliche Verschiedenheit zwischen so weit auseinander liegenden Erscheinungen selbst wahrnehmen könnte. Wie unklar der Verf. hier sich selbst gewesen, zeigt der Mischmasch wirklicher Zustände und philosophischer Doctrinen, den er bey Gelegenheit der Indier und der Neuplatoniker (besonders des Plotinos und Jamblichos) vorbringt.

Einen entschiedenen Nutzen jedoch hat dieser historische Theil, nämlich vollends auch den langmüthigsten Leser zur Erkenntniß zu bringen, daß in dem ganzen Buch nicht etwa der Lebensmagnetismus und das Hellsehen aus dem ganzen natürlichen und geistigen Conner des Seyns erklärt wird, sondern eher die Existenz der Welt, oder doch wenigstens alle Lebensäusserungen in ihr für Lebensmagnetismus ausgegeben werden, der anstatt im Buche seine Erklärung zu finden, vielmehr das große X ist, das überall vorhalten muß. Ganz ebenso steht es jedem frey, und jeder kann sich damit ergötzen, eine Gegend durch ein gelbes, oder blaues Glas zu betrachten, nie aber wird sich solcher Brillen jemand bedienen, der die Absicht hat, Schattirung oder Beleuchtung oder Luftstimmung der Gegend, oder irgend etwas der Art, wirklich zu studiren. Dem wirklich geistreichen und übrigens wohlmeynenden, geschickten und fleißigen Verfasser gegenüber kann es uns nur leid thun, wenn wir allem Angeführten zufolge uns außer Stand sehen, auszusprechen, daß sein Buch für das Begreifen dieser besondern Erscheinungen, oder für Naturforschung überhaupt, oder für Naturphilosophie, oder für Geschichte und Theologie von besonderem Gewinn seyn dürfte. Bemerkenswerth indeß ist dasselbe immer als Ausdruck eines Zustandes, in welchem sich die Wissenschaft im Uebergangsmomente befindet, wo frühere Principien und Methoden ihre ursprüngliche Kraft verloren haben und daher nur noch mit Schlaffheit angewendet werden, indeß die neuen, unausbleiblich kommenden, weil von der Sache geforderte, noch nicht wirklich vorhanden, und wenigstens nicht jedem zugänglich sind.

Berichtigung.

S. 836 Z. 1. ist anstatt: Verbesserungen zu lesen: Verfassungen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

The history of the United States of North America, from the plantation of the British Colonies till their revolt and declaration of independence. By James Grahame Esq. London 1836. Vier Bde. gr. 8.

Von den vereinigten Staaten in Nordamerika kommt nicht selten, insbesondere bey Franzosen, die Behauptung vor, sie hätten keine Geschichte. Stärker würde man kaum übertreiben, wenn man umgekehrt behauptete, es komme diesen Staaten allein der Besitz einer Geschichte zu; nämlich, einer die Sage ganz ausschließenden, *) einer durchaus urkundlichen, einer nirgends unsicheren noch lückenhaften. Jene Behauptung will zwar nur sagen, erst vor Kurzem habe die Geschichte der Vereinigten Staaten begonnen, nämlich seit dem Kriege, der ihnen die Unabhängigkeit erworben, welche der Zweck ihrer Vereinigung gewesen. Dieß ist in dem Sinne richtig, in welchem auch zugegeben werden muß, die Geschichte des deutschen Bundes fange erst mit der Stiftung desselben an. Ginge man aber weiter und erklärte die Kunde von den früheren Schicksalen der Landschaften, die den amerikanischen Bund geschlossen haben, für werthlos überhaupt oder doch

*) An Stoff zu einer Helden-Sage hat es nicht gefehlt. Johann Smith, unter den Stiftern des Staates Virginien der vorderste, gerieth auf einem der Züge, die er in das Innere des Landes that, in ein Gefecht mit den Wilden, und, nach tapferer Gegenwehr, in ihre Gewalt. Sie schickten sich an, ihn zu tödten, er begehrte mit dem Oberhaupte zu sprechen, stand im Kreise, bat nicht um sein Leben, sondern zeigte den Compaß, den er mit sich trug, und erklärte in fließender Rede den Gebrauch und was damit entdeckt worden sey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren sie unschlüssig über ihn, doch siegte zuletzt die Rachgier ob; an einen Baum festgebunden, sah er schon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrat, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulassen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freyheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die englische Pflanzstadt ihnen übergäbe, standhaft ablehnte. Nun zogen sie mit ihm zu Powhatan, dem Könige des Landes. Der nahm ihn mit großer Feyerlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorsetzen und gebot sodann, es sollte ihm der Kopf, auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerschmettert werden. Umsonst hatte für ihn des Königs wunderschöne Tochter Pocahontas gebeten. Nun stand sie auf, umschlang den Fremden fest mit ihren Armen und rief, sein Tod werde auch der ihrige seyn. Dieser Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frey und ließ ihn zu der Pflanzstadt zurückgeleiten. — Was hätte nicht aus diesem Abenteuer, fast am Beginne der Pflanzung Virginiens, die Sage machen können? Aber wo die Geschichte bereits herrscht, vermag die Sage nichts mehr. Undank, Mißgunst, Kränklichkeit endlich vertrieb den Helden zwey Jahre darauf aus der Pflanzstadt; er starb in England, wo man, zu seinem Verdrusse, sein Abenteuer auf das Theater gebracht hatte. Die schöne Pocahontas wurde, nach Smith's Entfernung, auf einem Streifzuge gefangen und in die Pflanzstadt gebracht; dort gewann ein junger Mann ihre Zuneigung, heirathete sie und zeugte mit ihr Kinder, von denen noch jetzt gute Geschlechter in Virginien übrig seyn sollen. I. 42 — 68.

für unerheblich in Beziehung auf die Geschichte seit erlangter Unabhängigkeit, so würde man nicht weniger irren, als wenn man die frühere deutsche Geschichte in Vergleichung mit der neuesten gering schätzte, oder in Zweifel stellte, daß in dieser jene fortwirke.

Vorliegendes Werk eines kenntnißreichen Schottländers ist, so viel Ref. weiß, das erste, welches die Geschichte der dreyzehn Pflanz-Staaten, die den Stamm des jetzigen Bundes ausmachen, von ihrer Stiftung an bis zur Unabhängigkeits-Erklärung, ausführlich und mit kritischer Beflissenheit abhandelt. Es ist in eilf Büchern abgetheilt.

Das erste beschreibt in drey Capiteln Virginien, das andere in fünf Neu-England (d. i. Massachusetts, Rhodeisland, Connecticut, New-Hampshire, Maine) bis an das Ende des 17ten Jahrhunderts. Bis eben dahin führt das dritte Buch die Geschichte von Maryland, das vierte von beyden Carolina, das fünfte von New York, das sechste von Pennsylvanien. Die andere Hälfte des Werkes machen die vier übrigen Bücher aus. In dem achten wird die Gesammtgeschichte dieser Pflanz-Staaten bis 1733, im neunten die Stiftung des jüngsten, Georgien, erzählt; im zehenten wieder die Gesammtgeschichte bis 1763, im eilften endlich ebendieselbe bis zur Erklärung der Unabhängigkeit 1776.

Von einem so schnellen und doch so kräftigen Wachsthum, wie das, welches hier beschrieben wird, hat weder die alte Geschichte ein Beyspiel, noch die neuere ein anderes aufzuweisen. Aehnlich mag wohl das rasche Aufblühen der griechischen Städte in Unter-Italien gewesen seyn. Allein diese gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermischung mit den Ureinwohnern, die auch wahrscheinlich eine Hauptursache ihrer Ausartung und Auflösung wurde. Die Pflanz-Staaten in Nordamerika haben alles aus sich selbst oder aus Zuflüssen von dem Mutterlande und von andern christlichen, meist von germanischen Ländern; sie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neu-Spanien zu seinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfänge dieser Pflanz-Staaten so klein und kümmerlich, wie etwa nach des Dichters Schilderung die Ansiedlung Evanders zwischen den sieben Hügeln (Aen. VIII. 100.); und bey ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schiffahrt, kam ihnen Unterstützung aus den Mutterlanden in den ersten und bedürftigsten Zeiten nur spärlich zu. Wie anziehend und lehrreich die Geschichte eines solchen Emporkommens durch innere Kraft seyn müsse, ist leicht zu erachten. Der Verf. verdient für die große Ausführlichkeit vielmehr Dank, als den kürzlich anderswo darüber ausgesprochenen Tadel; sie ist durch den Gegenstand gerechtfertigt. Allerdings ist er an manchen Orten zu weitläufig, jedoch nicht in der Erzählung, sondern in den Betrachtungen, die er oft wie von einem Lehrstuhle herab anstellt; freylich ein Fehler, den er mit vielen Neueren gemein hat, welche anstatt die Thatsachen sprechen zu lassen, persönlich dazu und darein sprechen. Vorzüglich lehrreich ist die von dem Verf. mit großem Fleiße behandelte Geschichte der Verfassung.

Es ist eine der gangbaren Vorstellungen, — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit, — die republicanische Verfassung der vereinigten Staaten sey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrsalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverstehen griechischer und römischer Staats-Verhältnisse. Die Verfassungsgeschichte, namentlich des Pflanz-Staates Massachusetts, welcher den übrigen beständig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweist, daß diese Verfassung nicht neu, sondern alt, nicht hin-

zugekommen, sondern ursprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden ist.

Hier würde diese Nachweisung zu viel Raum erfordern. Ref. will daher nur einen andern beynahe gleich bemerkenswerthen Punct ausheben.

Bekanntlich ist in unsern Tagen zwischen dem nördlichen und dem südlichen Theile der Union eine drohende Eifersucht hervorgetreten. Diese ist durch neuere Verhältnisse nur genährt; entstanden aber aus der Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage der zwey vornehmsten Staaten, Massachusetts im Norden, Virginiens im Süden.

Die erste Ansiedlung von Engländern in Virginien, (das schon unter der Regierung der K. Elisabeth entdeckt und für eine englische Besitzung erklärt worden war), geschah 1607 durch eine zu London errichtete Gesellschaft, welcher K. Jacob I. dieses Gebiet unter gewissen Bedingungen übertragen hatte, aber kurz vor seinem Ende wieder abnahm. Nur Erwerb, vornehmlich an edlem Metall, beabsichtigte sowohl die Gesellschaft, als die große Mehrheit der Ansiedler. Diese legten sich, da kein Gold zu finden war, auf den Anbau des Landes, welches sie ohne Uebereinkunft mit den herumstreifenden Ureinwohnern in Besitz nahmen. Das Obereigenthum blieb der Krone vorbehalten; jedoch hatten die Inhaber der Ländereyen nur zwey Schilling jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterstützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgesandt, die ihnen auf bestimmte Zeit wie Leibeigne dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr durch angekaufte Negersclaven erleichtert. Sie bauten fast ausschliessend Tabak. Ihre Geistlichen, die alle der englischen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak besoldet; mit Tabak in England Weiber für die ersten Ansiedler erkauft, die man absichtlich ohne weibliche Begleitung hatte ziehen lassen. Ortschaften wurden nur wenige angelegt; die meisten Wohnungen standen längs der Flüsse einzeln und inmitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Ansiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen englische Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünschenswerth war, so daß sie eigenen Seehandel zu versuchen keinen Anlaß hatten. Sie wären bald in Müssiggang und Weichlichkeit versunken, hätte sie nicht die beständige Gefahr von der Nähe feindseliger Ureinwohner wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauche der Waffen und in vielerley Anstrengung geübt. Alle Freyleute vom 16ten bis 60ten Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche 1680 schon 8500 Mann stark war. Die Menge der Sclaven nahm so zu, daß sie nach hundert Jahren so zahlreich waren, als die Freyleute. Manches Geschlecht erwarb großen Reichthum und wußte ihn durch Anwendung des englischen Erbrechtes zusammenzuhalten. Von dem Ueberflusse, in welchem die Pflanzer lebten, wurde beynahe allein zu sinnlichen Genüssen Gebrauch gemacht. Auch fanden hier die Puritaner nicht nur keine Gunst, sondern Abweisung und Verfolgung. Langsam und nur mit Unterstützung vom Mutterlande aus hob sich der öffentliche Unterricht. Erst 1729 bekam Virginien eine Buchdruckerey; längst hatte es ein Schauspielhaus.

Massachusetts wurde etwas später als Virginien, ohne alle Theilnahme und Unterstützung der Krone, durch englische Puritaner gestiftet, welche nicht Gewinn, sondern mit Weib und Kind eine Freystätte für ihren Gottesdienst suchten. Geistliche waren ihre Führer, die in England waren entsetzt worden, weil sie sich geweigert hatten, die allgemein verbotenen Wochen-Predigten zu unterlassen, und von der Kanzel eine Verordnung zu verlesen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löb-

lich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieser Bedrückung mehrte die Auswanderung nach der Massachusetts-Bay, bis sie endlich untersagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Diese Ansiedler kauften alles Land, das sie sich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäusern nahe zu seyn, welche sie täglich zu besuchen pflegten, bauten sie ihre Wohnsitze nicht zerstreut, sondern thaten sich in Dörfern und Städten zusammen. Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem sie aus der Heimath ausgezogen waren und worin sie durch die begeisterten Vorträge ihrer Prediger immer bestärkt wurden, bestanden sie unsägliche Mühseligkeiten, und bezwangen mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bey großer Seltenheit von Pflug und Anspann, meist mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobey sie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor scheuten sich die meisten Ansiedler, und dieser Pflanzstaat erschwerte die Einfuhr von Sclaven so, daß ihre Zahl nie höher als auf $\frac{1}{50}$ seiner Bevölkerung stieg. Der Boden gab fast nur Getreide und Hanf, die See aber Fische in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue sehr bald die Fischerey und durch diese der Seehandel aufkam; hiernächst mannigfacher Gewerbfleiß, dem besonders ergiebige Eisenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häufte sich nicht an, weil die meist zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erbten; aber ein durchgängiger Wohlstand vervielfältigte in fast beyspiellosem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derselben in andere Pflanzstaaten bald anfing und dann fortdauerte. Geld war selten, wurde aber durch Papiere ersetzt, denen das durch die reinen Sitten gesicherte Vertrauen Geldwerth beylegte. Denn es war unter dem Einflusse der Geistlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparsamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuser scharf beaufsichtigt und nur die achtbarsten Leute durften

Gastwirthe seyn; daher das Ansehen, in welchem jetzt noch dieses Gewerbe steht. Die Kirchenältesten bestimmten in jedem Hause, wie viel gesponnen werden sollte, und bestraften die Versäumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen sie diese ab, und vertrauten sie besseren Händen an. Bey solcher Strenge, die selbst auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerley Lustbarkeit gestattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, soll gleichwohl das Leben keineswegs finster und trübselig gewesen, sondern jede menschliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden seyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle Mannspersonen vom 16ten Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgeboten, deren Zweck sehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzstaat den Krieg nicht suchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferste zurückgeschlagen wurden. Nächst der Rüstigkeit, welche die Schiffahrt und der Krieg erforderte und gab, ließ der vom Anbeginn auf das sorgfältigste gepflegte Unterricht ein Versauern nicht zu, das sonst vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Gesetzes hatte jedes Dorf seine niedere und jede Stadt ihre lateinische Schule. Schon im zehnten Jahre seit der Stiftung des Pflanzstaates, unter den Schrecknissen eines Krieges mit den Wilden, beschloß der Landrath zu Boston die Errichtung einer hohen Schule; sie ward 1638 eröffnet (Harvard College, Cambridge), und gelangte bald zu solchem Rufe, daß sie nicht nur aus andern Pflanzstaaten, selbst aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieser Einrichtungen pflanzte sich im Lande ein achtbarer Lehrstand fort, und verbreitete sich unter dem Nährstand ein Geschmack und Antheil an guten Kenntnissen, dem fruchtbare Schriftsteller (von einem, Cotton Mather, gest. 1727, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereyen Nahrung gaben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Analecta Grammatica maximam partem anecdota ediderunt Josephus ab Eichenfeld et Stephanus Endlicher. Vindobonae sumtibus F. Beck universitatis bibliopolae. 1837. XXVI. 571. 4.

Während die von H. Director Lindemann angefangene Bearbeitung sämmtlicher grammatischer Schriften der lateinischen Sprache wider Erwarten seit längerer Zeit unterbrochen ist, werden wir durch das Erscheinen von aufgefundenen Büchern gleichen Inhalts erfreut; der Werth des hier Gegebenen ist zwar, wenn man besondere Aufschlüsse für die Sprache oder zahlreiche Fragmente aus alten Autoren suchet, von untergeordneter Bedeutung, zur Kenntniß aber dessen, was die Alten über ihre Sprache versucht haben, wichtig und im Einzelnen selbst unterrichtend. Die lateinischen Grammatiker haben fast nur die Formenlehre genauer behandelt; syntaktische Bestimmungen, welche besonders unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen, wurden wenig, und wie die zwey letzten Bücher des Priscianus lehren, meistens nur in so fern diese von der Construction der griechischen Sprache abweichen, beachtet; das Bedürfniß hatte sich bey ihnen nicht eingestellt; denn die Sprache, über welche sie schrieben, war noch die allgemein gangbare und verbreitete, und wollte man die Veränderungen, welche im Laufe der vielen Jahrhunderte in ihrem inneren Baue statt gefunden hatten, verfolgen, so forderte dieses besondere Aufmerksamkeit und eigenes Studium, wozu vielleicht diese nicht die geeignetsten waren, welche von Jugend auf mit ihr vertraut die Verschiedenheit und Abweichungen gerade am wenigsten fühlten und beachteten. Dagegen konnte der etymologische Theil eine gewisse Vollständigkeit erreichen, und es mußte sich aus der Zusammenstellung des Besten und Anerkannten allmählig eine Tradition bilden, aus welcher, als einer gemeinsamen Quelle, die Spätern, ohne selbst viel davon wegzunehmen oder hinzuzusetzen, zu schöpfen pflegten; schon das Bekanntwerden mit vielen barbarischen Völkern und deren Sprachen mußte theils zum Unterrichte, theils, um fremde Einmischung zu entfernen, zur sichern Feststellung des Bestehenden vielseitig auffordern. In diese Reihe von Schriften, welche großentheils aus solcher Ueberlieferung geflossen sind, setzen wir auch das, was hier zum ersten mal gegeben ist und erklären uns daraus die oft wörtliche Uebereinstimmung mit Bekanntem, und wenn anderes hier vollständiger oder auch gedrängter als wir es sonst lesen, erscheint. Fast Alles ist aus zwey Wienerhandschriften (auch diese stammen aus dem Kloster Bobbio) in schwer leserlichen longobardischen Buchstaben des VII. und VIII. Jahrhunderts; die ältere Schrift dieser Palimpsesten aus dem V. Jahrhundert enthält eine lateinische Uebersetzung der Bücher der Könige, wovon p. IX. eine Probe mitgetheilt wird. Das beygegebene Facsimile zeigt die verschiedenen Schriftzüge und kann einen deutlichen Begriff geben, welcher Mühe sich die Herausgeber unterzogen haben, den jetzigen Text sicher und getreu zu liefern; überhaupt muß die Bearbeitung als ein Muster von Genauigkeit und Kenntniß gerühmt werden; die grammatischen Werke sind zu diesem

Behufe einer besonderen Prüfung unterworfen und mannigfaltig berichtiget worden, die verborgensten Beziehungen bey Anführungen einzelner Wörter aus den Alten aufgefunden und nachgewiesen, die verdorbenen Stellen fast überall hergestellt und nur weniges ist noch übrig geblieben, was vielleicht auch glücklichere Divination nicht zur völligen Entscheidung bringen wird. Die äussere Ausstattung ist den inneren Vorzügen entsprechend.

M. Claudii Sacerdotis artium grammaticarum libri II. pag. 1 — 74. Das Zeitalter des Claudius Sacerdos ist unbekannt, er wird nur von Cassiodorus und Pompeius namentlich angeführt; Sprache und Darstellung, so viel sich nämlich auf Rechnung des Sacerdos bringen läßt, deutet auf eine sehr gute alte Zeit. Das erste Buch behandelt die acht Redetheile sammt der Lehre der Figuren; von nomen und pronomen ist, da die ersten zwey Quaternionen fehlen, nur wenig noch erhalten; das zweyte Buch giebt in alphabetischer Ordnung die Ausgangssylben der nomina und verba nebst einem metrischen Anhange über den Rhythmos der letzten Wörter des Satzes. Diese Anordnung war den Grammatikern gewöhnlich; sie ist bey Donatus, Probus, Pompeius; und wenn die Ausführung nicht überall gleichlautet, so ist dieß weniger dem Verdienste des Sacerdos, als dem Verluste anderer grammatischer Schriften zuzuschreiben. Die Figurenlehre ist ausführlicher und reichhaltiger, als sonst; aber schon die wiederholte Berufung auf Cicero's Bücher de inventione p. 37. 41. 46 gibt zu erkennen, daß das Meiste aus der Rhetorik übertragen und der Grammatik einverleibt worden sey; selbst was nur für jene Bedeutung hat, wie probatio, signum, argumentum, ist p. 45 in der Reihe jener lumina aufgezählt. Daher lesen wir manchmal dieselben Beyspiele, welche in rhetorischen Schriften stehen; z. B. unter Paronomasia hat Sacerdos pag. 35 Folgendes:

Paronomasia est cum iteratur dictio litteris vel syllabis demutatis; litteris ut, nam inceptio est amentium haud amantium. syllabis ut Cicero, nam qui nunc est locus disertissimus, erit locus desertissimus. syllabis quidem sic; nam quod supra fuit est, posuit postea erit, mutavit syllabas; litteris vero sic; nam quod supra disertissimus posuit, litteras commutavit.

Man sieht das Verkehrte in diesen Worten; est und erit bilden keine Paronomasia; diese liegt in disertissimus und desertissimus; aber ersteres wird vom locus nicht gesagt, und man würde ein anderes nahe liegendes Wort, refertissimus, wählen, wenn nicht Charisius p. 251, Diomedes p. 441, Beda de tropis p. 377 denselben Gedanken des Cicero ganz anders anführten: qui fuit locus religiosissimus, nunc erit locus desertissimus, et: custodia sacrorum non honoris, sed oneris esse existimabitur. Alles dieses wird erst verständlich, wenn man die rhetorische Quelle, den Rutilius Lupus I, 3, welcher das Beyspiel vollständig gibt, kennt und vergleicht:

At hujus sceleratissimi opera, qui fuit locus religiosissimus, nunc est locus desertissimus; nimirum quoniam traditam sibi publicorum custodiam sacrorum non honori, sed oneri esse existimavit.

Es ist nur ein Beyspiel und die Paronomasie liegt in den Worten honori und oneri, nicht in religiosissimus und desertissimus, oder worin sie Ruhnken noch außerdem suchte, in lucus und locus; bey Sacerdos ist das Wesentliche ausgelassen und da man doch die Paronomasie in den aufgenommenen Worten finden mußte, sind diese beliebig gedeutet und geändert, wie nicht selten geschieht, wenn einzelne Stellen der Alten, ohne in ihrer Bedeutung und ihrem Zusammenhange erkannt zu seyn, von einem Compilator zum andern wandern.

In der Sammlung der Schemata sind p. 25 die §§. 82 — 88 wahrscheinlich aus einer andern Schrift der Art übertragen; es wird der Zusammenhang plötzlich unterbrochen und völlig Ungeignetes wie: de septimo casu, eingeschaltet; das Nöthige

und Richtige haben die Herausgeber in der Vorrede p. II. erinnert. Die citirten Stellen sind fast alle bekannt, und nur mit einiger Abweichung angeführt; so lesen wir z. B. p. 43

atque gubernator magna contorsit equos vi.

bey Charis. p. 244 cumque gub.; vielleicht Worte des Ennius; sie erinnern wenigstens an das Homerische *μάστιξεν δ'ἐλαᾶν*. Aus Terentius ist p. 39 pro supreme Juppiter, Adelph. II. 1, 42. Neu und beachtenswerth sind die Worte p. 38

Asteismos quem quidam charientismum dicunt, dictio est urbanitate et faceta gratia composita... fit tribus modis, per euphemiam . . per cacemphaton . . per similitudinem, quomodo dictum est de Carbone qui mortuo Crasso homine felice, inimico suo, ante obscurus florere coepit: postquam Crassus carbo factus est, id est, periit, Carbo crassus factus est, id est res ante mortua revixit, id est ad florem pervenit; et illud de Pompeio, qui coloris erat rubei, sed animi inverecundi: quem non pudet et rubet non est homo, sed ropio; ropio autem est aut minium, aut piscis robeus aut pene.

Im etymologischen Theile finden sich manche auffallende Formen wiederholt wie im Imperativ: amamino p. 11, scribimino p. 16 (der Imperativ von doceo ist ausgefallen) ameminor p. 12 scribaminor, scribtor tu p. 17, docemini p. 14, ferner amatum ire, amaturum isse p. 11, 147. Das auch in den übrigen Büchern dieser Analecta stets wiederkehrende erint p. 15, 135, 161, 177, 180; fuero für fuerim p. 15; docemini für docebimini p. 14 ist sicher nur falsch geschrieben.

Incerti artium grammaticarum fragmentum p. 75 — 124. Bemerkungen über nomen, verbum; sehr Vieles ist mit Charisius wörtlich übereinstimmend und kann, wie die Herausgeber gezeigt haben, zur wechselseitigen Ergänzung und Berichtigung dienen, Anderes ist ausführlicher und genauer wie p. 78 differentia ablativi et septimi casus, wieder Anderes dort gar nicht zu finden; in diesem Allen erkennen wir eine ältere gemeinsame Quelle; man stößt nicht selten auf unerwartete, feine Bemerkungen, z. B. daß die Namen der Comparation nicht am glücklichsten gewählt seyen p. 81; daß die Adjectiva und oft participia auf ns der III. Deklination im Plural gebraucht werden können und in substantiva abstracta der I. Deklination übergehen, p. 93; z. B. vehemens, haec vehementia *τὰ σφοδρά*, und haec vehementia *ἡ σφοδρότης*· haec sapientia *τὰ φρονοῦντα* und *ἡ φρόνησις*, audientia, *τὰ ὑπήκοα καὶ ἡ ἀκρόασις*; neu und unerhört, aber durch den Zusammenhang gesichert ist: silens, silentia *τὰ ἥσυχα*, foeminine silentia *ἡ σιωπή*, eine Angabe, die vielleicht so wenig begründet, als p. 92 nam antiqui hoc poematum, hujus poemati, huic poemato, ut merito pluralem, poemata, poematorum, poematis dicerent. Dem Verfasser ist die griechische Sprache geläufiger als die lateinische; jedes nicht sehr bekannte lateinische Wort wird durch das griechische erklärt, dieß geschieht zwar auch, doch viel seltener, bey Charisius, hier lesen wir ganze griechische Glossen; wie z. B. bey Angabe der masculina semper pluralia das Wort hiantes so verständlich macht, wie hier der Fall ist pag. 97: *ὄρχατοι, οἱ στοῖχοι τῶν ἀμπέλων, λέγεται δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἱππικῶν τάξεων*, zeigt, daß dieß seine Muttersprache ist. Damit ist die Vergleichung von lateinischen Wörtern mit griechischen rücksichtlich der genera p. 103 — 108, die unserm Verfasser eigenthümlich ist, zu verbinden, als: nomina, quae apud Romanos masculina, apud Graecos feminina, oder apud Romanos masculina, apud Graecos neutra u. s. w.; *) sehr häufig ist der

*) Pag. 102 Unter den Wörtern die singularia semper sind, lesen wir: maeror *λύπη*; Cicero pluraliter extulit in pro Cluentio: sed multorum medicamentum maerorum. Die Worte, welche die Herausgeber zufällig im Cicero nicht nachgewiesen haben, stehen am Ende jener Rede, cap. 71. §. 201, aber unser Text hat dort nicht maerorum, sondern laborum ohne Abweichung; wahrscheinlich hat man diese einzige Stelle des Cicero

griechische Ausdruck ausgefallen, wie: gustus γεῦμα, gladius, habitus σχῆμα, ignis, infans. liber βιβλίον, luctus, lucus, murus, mons, mos, modus ἄμμα (modus?); die Herausgeber haben, da jeder der Sprache nicht ganz unkundige das ξίφον, πῦρ, παιδίον, ἄλγος, ἄλσος, τεῖχος, ὄρος, ἦθος u. dgl. von selbst hinzudenken oder setzen kann, die Ausgleichung dem Leser überlassen. Die lateinische und griechische Lexikographie kann auch aus diesen Blättern bereichert werden.

(Schluß folgt)

Essai sur la littérature anglaise et considérations sur le génie des hommes, des temps et des révolutions, par M. de Chateaubriand. Paris 1836. T. I. 361. T. II. 381. in 12.

Vor hundert Jahren machte Voltaire seine Landsleute mit der englischen Litteratur auf seine Art bekannt. Ohne Vergleichung eindringender und reichhaltiger sind die Uebersichten, welche Hr. v. Ch. in vorliegendem Werke darüber giebt. Sein Aufenthalt in England war viel länger als Voltaire's; er war da als Jüngling, sodann 30 Jahre später in vorgerücktem Alter; er brachte ungleich mehr Empfänglichkeit mit; und seine Uebersetzung des verlornen Paradieses, zu welcher gegenwärtige Schrift Einleitung und Zugabe ist, erforderte ein tieferes Schöpfen als die französische Zubereitung des shakspearischen Julius Cäsar. Und gleichwohl ist sein Endurtheil kein anderes, als seines Vorgängers. Es findet sich im ersten Theile unter der Aufschrift: modèles classiques. Hier heißt es S. 275 „Was sind alle weibliche Wesen Shakspeare's neben Esther?“ Darauf folgen 22 Verse aus der ersten Scene von Racine's Esther. „Giebt es Hunnen, Hottentotten, Huronen, Wenden, Wilzen und Welsche, die für die Keuschheit, den Adel und den Wohllaut dieser unvergleichlichen Sprache kein Gefühl haben, so mögen sie sich durch den Liebreiz ihrer eigenen Werke sieben und siebzigmal beglückt finden.“ Ferner: „Beurtheilte man unparteiisch in ihrem Ganzen die Werke der Fremden und die unseren (wenn man anders Werke der Fremden beurtheilen kann, was ich sehr bezweifle), so würde man finden, daß wir an Stärke der Gedanken gleich stehen, in der Form aber die Oberhand haben.“ Unter diesem Wir sind jedoch nur die großen Schriftsteller aus Ludwigs XIV. Zeit verstanden; sich selbst und seine Zeitgenossen begreift der Verf. nicht darunter; und da er sich neben Lord Byron als Stifter der romantischen Schule stellt, so könnte selbst die Aufrichtigkeit seiner Bewunderung Racine's in Zweifel gezogen werden. Gewiß ist, daß er den modèles classiques nicht nur nicht folgt, sondern absagt. Stellen wie folgende, II. 202: „Die englische Revolution des Jahres 1688 stieg von dem Blutgerüste Sidney's in dem Dunste seines Blutes auf; jetzt fällt der blutige Thau nieder, und das England des Jahres 1688 schwindet hin,“ sind gar nicht selten und erinnern an die Litteratur, die den modèles classiques voranging, haben auch Aehnlichkeit mit einer deutschen Art, freylich nicht der besten, die Hr. v. Ch. I. 178 von dem faux Bacchus (dem Biere) herleitet. Oder was kann der angeführten Stelle ähnlicher seyn als folgende, die sich in einer 1802 erschienenen Schrift eines nicht unberühmten Autors findet: „Das unterirdische Feuer brannte fort im deutschen Reiche, und indem es bey einzelnen Ausbrüchen den ungeheuren Brand als immer näher ankündigte, verbreitete es schon einen furchtbaren Schein, in welchem sich die einzelnen Regierungen der deutschen Staaten wie schwache Stralen verloren?“ Noch mehr: ein Sprosse des jungen Deutschlands hat vor einigen Jahren gesagt: „Tacitus ist kein Geschichtschreiber; er hat nur einen ärztlichen Bericht über der Römer Hinsterben verfaßt“; und Hr. v. Ch. sagt I. 61. „Tacite répandait sa parole brûlante sur les tyrans, comme on jette de la chaux vive sur des cadavres pour les consumer.“ Wäre solch ein Nachlaß der Natur eingetreten, daß hoch begabte Leute so schwacher Gedanken sich nicht mehr erwehren, so unförmlicher Ausdrücke sich nicht mehr enthalten könnten, dann träfe allerdings die Weissagung ein, mit welcher der Verf. den letzten Abschnitt seines Werkes (II. 219) eröffnet, und die er in das Schreckenswort: Mort des langues, zusammenfaßt.

in welcher der Pluralis maerores gelesen wurde, eben deswegen geändert und das gebräuchlichere labores substituirt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier. Stuttgart J. Scheible's Buchhandlung 1836. I. B. 431 S.

Sonderbar! in dem Augenblicke, als uns dieses Buch zum erstenmal zu Gesicht kam, beschlich uns der Gedanke an den Jesuiten Franz Renizer. Der politische Seher hatte nämlich vor einhundert fünfundzwanzig Jahren auch eine Meteorologia philosophicopolitica zusammen getragen, und diesen Folianten mit mannigfaltigen Emblemen ausgestattet; „sintemalen, wie Aristoteles sagt, der Mensch ein politisches und bürgerliches Thier zugleich sey."

Wir wurden aber bald den grossen Unterschied zwischen beyden Büchern gewahr. Die politischen Meteorologien unserer Tage, die moderne Publicistik genannt, haben sich in der That am literärischen Horizont, insbesondere im Fache der sonst ehrenhaften, pragmatischen Geschichte, eines weiten Raumes bemächtigt.

Wie verschieden auch die Standpuncte und Tendenzen seyn mögen: — seit Jonathan Fischers Geschichte des Despotismus in Teutschland (mit schätzbaren Urkunden!), seit Beckers Verteutschung des Lobs der Narrheit von Erasmus von Rotterdam; seit Kornmanns Sibyllen der Zeit und der Religion, u. s. w. versorgt uns die Presse regelmässig mit analogen Erscheinungen leichtern und tiefern Sinnes. Noch war Napoleons Weltherrschaft in gewaltiger Brandung, als sich schon Stimmen „über die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europas", „politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft," „über die Congresse der Könige und Fürsten," „über die Zeichen der Zeit und die grossen Naturbegebenheiten unserer Tage;" als sich „Rufende in der Wüste an die Großen des kleinen Welttheils;" „über freywillige Knechtschaft und Alleinherrschaft, über Bürger-, Ritter- und Mönchsthum;" ferner und näher vernehmen liessen. „Teutschland und die Revolution," „das Manuscript aus Süd-Deutschland," „gehen wir einer neuen Barbarey entgegen, oder was restaurirt Europa?" „das Jahr 1840, oder Darstellung der Revolution in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" —: diese gewichtigeren Schriften befaßten ihren Stoff in ernstern und klarern Entwicklungen: — aber an sie, wie an die Legion gleichzeitiger Ideologien wird man auch bey Ansicht der vorliegenden „deutschen Studien" unwillkürlich und vorerst erinnert. Ob der Staatsmann hierin eine mahnende Gewitterwolke, oder ein minder bedeutsames Meteor erkennen soll: darüber wollen wir nicht absprechen. Dürften wir lediglich unserm Gefühle folgen, und kurzweg den Verfasser zunächst berathen; so möchte es ganz und gar genügen, ihm das vor Augen zu halten, was in den Numern 231 und 232 dieser gelehrten Anzeigen (B. V.), bereits von einem andern Ref. aber mit voller Ueberzeugung unsererseits, aus Anlaß eines in London im J. 1835 erschienenen Werkes:

„the Rationale of political Representation“ kurz und bündig gesagt worden ist. Da man uns jedoch einmal diese politischen Studien, auch Behufs dieser Anzeigen, und zur speciellern Analyse zugesendet hat; und das Buch zu wichtigern Betrachtungen, wie zu ernstern Berichtigungen unstreitig viel Stoff bietet: so glauben wir der guten Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir es versuchen, Sprache und Gehalt dieser Studien, wie sie sich selbst verlautbaren, stellenweise kennbar zu machen; mit kurzen Parenthesen dazwischen; übrigens für den Zusammenhang und des Breitern jeden Leser auf das Buch selbst verweisend.

Es zerfällt in neun Abschnitte; als:

I. Einleitung; II. Deutschland, und seine Haupttheile; III. Oestreich und die Interessen des Kaiserstaats; IV. Die bayerische Combination; V. Oberdeutsche Staaten und Stämme; VI. Würtemberg und die Würtemberger; VII. die Rheinlande; VIII. die Gesammt-Interessen Oberdeutschlands; IX. politisches Schlußwort.

In der Einleitung: der so ganz verschiedenen Prämissen ungeachtet, wieder die Engländer und Franzosen voran: — sie scheinen dem Verf. „eine sichere unveränderliche zweifellose (?) Summe politischer Errungenschaft voraus zu haben.“ — England insbesondere — habe nicht nöthig, einen neuen Unterbau von staatlichen Elementen zu machen. „Reichthum, materieller Boden, eine kirchliche Umwälzung, welche den Geist der Nation zu Forschung und Kampf erregte“ — (Kampf, Umwälzung und das Schicksal Irlands; und das zersetzende Geldprincip ꝛc. ?) „Das nächste Thema civilisirter Völkerbildung, — Menschheitsentwickelung, — Fortgang und Fortbildung der Verfassung — (gemeinhin Bewegung!!)“ es gilt dem modernen Geist als Wahrheit und Nothwendigkeit, als von der Natur und dem Christenthum (dieses trägt aufwärts!) geboten, daß Jeder soviel Recht und Theil habe an dem Ganzen, als möglich ist, damit ein Ganzes bestehen und sich vollenden könne.“ (Wie leicht das Wort, wie schwer die Sache!) „Die Reformation hatte dort (in England,) eine politische Umwälzung zur Folge; auf dem Festlande machte die Kirchenveränderung, wo sie ein- (aber nicht durch-) trat, die allgemeine Auflösung und Verwirrung noch größer; — Deutschland — und seine Staatenbildung, einer zufälligen Gewalt und einer Stagnation überantwortet, konnten nur durch verbreitetere Intelligenz und durch den Willen Friedrich des Grossen, (der sich in dieser modernen Mission kaum erkennen würde,) wieder gerettet werden.“ „Mit Luther beginnt die Regeneration unseres Geistes, (so spät?) und wie wir von den Staufen trotz der Maximiliane und Carl V. immer tiefer herabgestiegen sind; so beginnt seit dem Erscheinen Friedrichs von Preussen im innern und äussern Saatsleben Deutschlands Auferstehung; und wie wenig sie sich beeilt, desto sicherer kommt sie zum Ziel.“ (Wären dieser Selbstbekenntnisse nicht schon genug?) „Hegel, als er in rücksichtsloserem Alter seine Einleitung zur Phänomenologie des Geistes schrieb, verkündete (wie Andere!) die Umgestaltung Deutschlands.“ „Wie unser Zustand vorzugsweise ein innerlicher, und ideeller ist, (ja wohl!) so muß auch das Studium unserer vaterländischen Interessen ꝛc.“ (Diese Verkehrtheit der Studien! der politischen Analyse! das ist die Quelle des Jammers, und daß uns hier abermals die gediegenen Körner so sparsam aus den Garben fallen.) „Zuvörderst ist auch dem Bestehenden (wohlerworbenen Rechten?) sein unbestrittener Werth, und seine Nothwendigkeit, zuzusprechen, denn die Welt, und unsere politischen Verhältnisse, sind in jedem Augenblick eben so sehr ein Gelungenes, (auch ein Mord, eine Besitzstörung, eine — Emeute?) als sie in ihren Einzelnheiten ihrer Existenz unwerth befunden werden.“ (Also dennoch vorwärts!)

(Fortsetzung folgt).

Analecta Grammatica maximam partem anecdota ediderunt Josephus ab Eichenfeld et Stephanus Endlicher. etc.

(Schluß.)

Hieronymus Columna, welcher in Neapel diese bobbische Handschrift durchgesehen und aus ihr einzelne Verse alter römischer Dichter in seiner Ausgabe der Fragmente des Ennius zuerst bekannt gemacht hat, nennt auch von dieser Abhandlung den Sacerdos als Verfasser; dieß macht besonders das Beyspiel p. 79 wahrscheinlich: σπουδάζοντος Σακέρδωτος ἡ διαφορὰ ηὑρέθη. Gleichartig mit dieser Abhandlung sind

Incerti fragmentum grammaticum de nomine et pronomine p. 125 — 41, de verbo p. 143 — 85. In diesen ist die weitläufigste Untersuchung über den Ablativ der III. Declination auf e und i, und den Genitiv auf um und ium. p. 129 — 37; der Verfasser deutet selbst an, welcher Art sie sey: quando tamen E, quando I terminetur, technici vix distinxerunt, ideoque ut ex illorum traditione collegere potui, quam potero paucis exponam. Daß nicht Unbedeutendes allein sich findet, kann eine einzige Stelle zeigen p. 134.: I et addita UM faciunt genitivum; haec puppis, ab hac puppi, harum puppium . . . et ut dicit Plinius Secundus in libris dubii sermonis hic salis, ab hoc sali, quorum etiam accusativi praeter salis, contra propriam tertiae declinationis finalitatem non in EM, sed in IM syllabam veniunt; von demselben Worte sal lesen wir p. 218: Sal Fabianus causarum naturalium neutro genere dixit: cur sal aliud inquinatius vel nigrius? quia sal e luto congestum est. Idem masculino pluraliter: protinus crescunt effossi sales. Afranius Liberto: meum sal, si bene visum mihi, genere neutro. Von den neutra der IV. Declin. genu, cornu etc. heißt es p. 139: haec antiqui etiam singulari numero, sicut masculina et foeminina declinabant, dicentes hujus genus et hujus cornus et huic genui, huic cornui, unde et Lucanus cornus tibi cura sinistra . . et Livius ubique in historia; posteritas inter monoclinata posuit. Die erste Abhandlung endet mit der Unterschrift: explicit de pronomine feliciter. Bono Milicho Romalco; die zweyte de verbo an einen Severus scheint nur eine Fortsetzung des vorhergehenden; auch hier wird die griechische Sprache als bekannt vorausgesetzt und von dem Verfasser bemerkt, er wolle zeigen, daß die lateinische wenig oder gar nicht von der griechischen abweiche; der Grammatiker fängt p. 166 plötzlich griechisch zu reden an; auch die Ausdrücke apud Latinos, secundum Latinos deuten auf fremden Stamm; zu neuen Fragmenten gehört eine Stelle des Cicero p. 160 und des Cölius p. 173; aus Ennius lernen wir jetzt die Form fiere kennen p. 162, aus demselben wird p. 206 hoc locum beygebracht; dieses und viel anderes beweiset, daß nicht von allen Anomalis die fehlenden Formen in der Sprache nicht unbekannt, und von den Dichtern noch öfters erhalten worden waren.

Es genüge, auf kleinere Stücke durch ihre Benennung aufmerksam zu machen: Excerpta e Macrobii Theodosii libello de verborum graeci et latini differentiis vel societatibus, ein besonderer und weit besserer Auszug, als der bekannte. Sergii de arte grammatica fragmentum; accedunt erotemata grammatica e Maximo Victorino et fragmentum Palaemoni adscriptum. Incerti fragmenta argumenti grammatici, worin einzelne Glossen zu Horatius, Virgilius, Juvenalis u. a., welche die Herausgeber genau nachgewiesen haben; von größerem Umfange und Bedeutung sind die Schriften des Probus: Valerii Probi de no-

mine fragmentum und Probi grammatici de octo orationis membris ars minor p. 213 — 452. Die ars minor iſt von Ang. Maio (Class. Aut. tom. V.) zuerſt bekannt gemacht, aber die Herausgeber, die ſchon lange vor dem Erſcheinen der Vaticana collectio die Bearbeitung dieſer Schrift unternommen hatten, geben ſie nach dem Bobbiſchen und zwey Pariſer Codices an vielen Stellen ergänzt und mit einem Anhange bereichert. Probus (aus dem IV. Jahrhundert) wird von Priscianus erwähnt und iſt Verfaſſer vieler grammatiſcher Werke; er ſelbſt erwähnt p. 233, 234, 254 ſeine metra oder musica; Ausführliches über ihn giebt die Vorrede XI — XXI. Beyſpiele ſind nicht ſo häufig, als bey andern Grammatikern angeführt, doch ſind neu die Fragmente aus Lucilius p. 253, 344. Afranius p. 218. Plinius p. 346, 349. Varro p. 341, 378. Salluſtius p. 373.

Von den übrigen jetzt zum erſtenmal ausgegebenen Schriften verdienen vorzügliche Aufmerkſamkeit der Metriker die wenigen Blätter p. 516 — 520; ſie geben wie keine andere, viele unbekannte Verſe von Dichtern, wie z. B. der Anfang zeigt:

1. Metrum catalecticum, ut est apud Aristophanem, quod parhoetiacum dicitur, ab eo quod trans scabiam chori id genus carminis canere soleant ut: vidi infantem Jovis, tirinthum sigillum.

2. Pentametrum hypercatalecticum quod Chaeremonion appellatur a Chaeremone tragico, Coeli serena qui regit et aureos currus calentibus quadrigis.

Aus den Beyſpielen, wie aus dem folgenden, wo zum Trochäiſchen Vers übergegangen wird, ſieht man, daß vom Jambus die Rede iſt und mehreres fehlt; über jenen paroemiacus vergl. Ilphaest. und schol. pag. 46 G. Der erſte Vers mag geweſen ſeyn:

Vidi, vidi infantem Jovis, tirynthium sigillum.

Die Angabe des genannten Chaeremonion iſt um ſo auffallender als Hephäſtion verſichert, daß es ſolche Verſe gar nicht gebe p. 168 G. *ὑπερκατάληκτον δὲ οὐκ ἔστιν ὅπου καὶ αὐτὸ τὸ ἀκατάληκτον σπανιώτατόν ἐστι διὰ τὸ μὴ βούλεσθαι τὸν ἴαμβον ἐπὶ πλέον τῶν λβ χρόνων ἀνέρχεσθαι.* Gewiß haben lateiniſche Dichter nach allem, was wir von ihrer Metrik wiſſen, dieſe Versart nicht angewendet; obige Worte ſind, wie gewöhnlich, nur um ein Beyſpiel der Form zu geben, zu dieſem Zwecke umgeſtellt worden; ihre Folge war

coeli serena qui regit, et aureos calentibus currus quadrigis.

Andere Verſe, oft unverſtändlich und falſch geſchrieben, ſind

o sol, superna qui regis, parens deus.
Tale quale vere primo sibilat teres donax,
quae scabri latus trage valicta literis vado.
Ictibus secare membra, corpus omne rumpere.
O parens antiqua nostrae gentis Argivum decus
Audiat haec nostri mela carminis et tunc
pervia rura volabit.
Supra aquosis fontibus ipsa sederat ales tecycis.

In anderer Art wichtig iſt Servius de accentibus (e codice Lavantino) p. 525 — 35; zuerſt von Waſſe 1687 ausgegeben, aber es iſt wenig bekannt und das Ganze daher als neu zu betrachten.

Servius ſagt p. 520: quot ergo sint prosodiae, dicendum est; quae res eo majore cum cura tractanda est, quod nostra ratio ab opinione jam inveterata et omnium fere animis affixa discrepat; dann folgen die verſchiedenen Anſichten der Grammatiker älteſter Zeit, des Athenodorus, Dionyſius Thrax, Tyrannio, Varro (in einer ausführlichen Stelle über die *μέση προσῳδία* in welcher dieſer ſelbſt ſich auf Glaucus, Hermocrates, Theophraſtus und Athenodorus als ſeine Vorgänger beruft) des Eratoſthenes, Ammonius, Theodorus. Dieſe Angaben allein mögen hinreichend zeigen, welch ein wichtiger Beytrag zur Geſchichte der Lehre des Accentes in dieſen wenigen Blättern des Servius enthalten ſey.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nun spricht der Verf. viel und lange von der teutschen Opposition, von der Nothwendigkeit, hiebey nach der Zeit Richtung und Maaß zu halten; „jede edlere Thätigkeit im Staatsleben ist im allgemeinen Wortsinne Opposition, jedes Studium öffentlicher Dinge muß mit Opposition enden.“ Der Verf. beruft sich auf Montesquieu, dessen Zeitgenossen, unsern Abt Desing, unstreitig von höherer Weihe, kennt er nicht; auch Hegel hätte ihn kennen sollen. „Vor den Zeiten Friedrichs des Grossen mochte es zweifelhaft seyn, ob nicht auch die Deutschen zu den Völkern gehören, welche ihre Bestimmung in der Geschichte erfüllt haben, allmählig zerfallen und hinsterben; doch von Preussens Erhebung an haben weder Niederlagen, noch ꝛc.“ „Es war eine Zeit in Deutschland, wo die Opposition eine angemessene Stellung einnahm; — es bildete sich eine Schule von Staatsmännern und politischen Geistern, welche jeder Bemühung für vaterländische Interessen sogleich den rechten Weg vorschrieb — — die (praktische) Richtung, welche einst Justus Möser aller Forschung und Opposition in Deutschland, wie man sagen kann, geschaffen hat.“ Der war auch von jeher einer unserer Gewährsmänner; nach seinen patriotischen Phantasien sollten von Geschäftsmännern Collegien gelesen werden. „Man muß es leider eingestehen, die Opposition hat bey uns an sittlicher und geistiger Würde verloren.“ Nun werden die Uebereilungen, die Mängel und Blössen des „deutschen Liberalismus leise berührt; — „Die Träume der Burschenschaften, die Bewegungen vom neuesten Datum ꝛc.“ „Die Grundanschauung — einer neuen und bestimmten Staatsthätigkeit — zu äusserlichen Fortschritten könne nur ein innerlich fortgebildetes Volksbewußtseyn und eine zur Ueberzeugung gewordene Intelligenz zur Grundlage haben,“ Mit dem „servilen“ (?) Berliner politischen Wochenblatt wie mit den bewunderten (?) Oppositionsmännern in südwestdeutschen Staaten ist Hr. Schlesier gleich unzufrieden. „Deutschland und deutsche Politik müssen temporisiren. — Durch innere Umwandlung und geistige Aussöhnung eine glückliche Entwicklung jener Krisis; — nicht mit strengem Festhalten alter Sitte und Religiosität allein, ohne Blick und Sinn für die alldurchgreifende geistige und sittliche Bewegung; — die von Spinoza, dem Protestantismus, und sofort von der neuern deutschen Philosophie ausgegangen: — nicht mit dem Einpferchen des Geistes in Alles gleichmachende constitutionelle, Paragraphen; nicht mit Vergeuden der Thatkraft in Protestationen gegen die Einmischungen des deutschen Bundestags.“ — „Erst mit dem Umschwung des Geistes werden jene Staatsmänner und Gesetzgeber erscheinen, deren Deutschland so sehr bedarf.“ Welche Zuversicht!

Im zweyten Abschnitt, Deutschland und seine Haupttheile, hat sich der Verf. für-

zer gefaßt: dem praktischen Sinne „für unsere öffentlichen Zustände“ hätte sich vielleicht da mehr geboten. Unkunde der Engländer und Franzosen in und über Deutschland. „Selbst Napoleon, dessen politischer Blick so überaus glücklich war, hat zwar die Gebrechen und Verhältnisse, aus welchen er Nutzen zog; aber erst nach seinem Sturze die tiefere Natur unserer Nation verstanden.“ — „Daß die Natur dieses Staatenbundes die Verschiedenheit der einzelnen Nationalglieder nicht aufheben konnte; wird aus dem Wesen dieser mannigfaltigen Staaten und des deutschen Bundes offenbar.“ — Der Deutsche „ist gewöhnt, sich für die empirische Mannigfaltigkeit des Daseyns an der Einheit einer innern und idealen Welt Ersatz zu suchen.“ (Kaiser und Reich waren ihm sonst genug.) „Die Natur des deutschen Volkes zeigt eine wirkliche Stammverschiedenheit.“ „So bildete sich neben dem reellen, (nur das kann den Ausschlag geben;) ein ideales Daseyn der Nation.“ „Dieß jedoch darf nicht geläugnet werden, daß eine Vereinigung und Consolidation einzelner deutscher Staaten zur alten und ursprünglichen Stammverbindung das natürliche Gesetz der Nationalbewegung ist.“ „Die österreichische Monarchie verdankt diesem Hauptgesetze deutscher Politik — engere Verbindung verwandter Volksstämme — ihre naturgemässe Größe.“ Maxime, des Fürsten Kaunitz, im Gegensatze der preussischen Erhebung. „Hinwieder der noch junge preussische Staat, und die unwiderstehliche Hinneigung (?) einiger Stämme zur Verschmelzung.“ „Aber der politische Magnetismus hat zugleich seinen geschichtlichen Grund.“ „Seit der Revolution und dem westphälischen Frieden ist die Macht Oestreichs mit dem, was ihm während des dreyßigjährigen Krieges zunächst zur Seite stand, von den übrigen entweder protestantischen, und von dem Protestantismus überwachten Völkern, abgeschieden; und als ein besonderer Haupttheil der deutschen Nation zu jeder Zeit betrachtet worden.“ — „Plötzlich erhob sich die Macht Preussens im Norden. Friedrich der Grosse setzte der noch immer bestehenden Obermacht Oestreichs eine neue politische Autorität entgegen, und kettete das von Sachsen verlassene Interesse der protestantischen Staaten an sein Volk und an seine Krone.“

„Der Rheinbund war seinem Kern nach aus südwestlichen Ländern zusammengesetzt. So wurde mit der Auflösung des Reichs das ganze westliche Deutschland sowohl vom österreichischen als vom preußischen Einflusse befreyt, und, wenn auch abhängig von Frankreich, an seine eigene Entwickelung gewiesen.“ — „So hat sich, wenigstens in der Idee, ein dreyfaches Vaterland emporgehoben; erstens, die alte Macht Oesterreichs, zweytens, der ganze deutsche Norden, — endlich das eigentliche Reich, welches die am frühesten entwickelten deutschen Lande und Reichsstädte umschließt.“ — „Mit der Idee dieses dreyfachen Deutschlands treten wir der Wirklichkeit gegenüber.“

Dritter Abschnitt. Oestreich und die Interessen des Kaiserstaats. Natürlich ein langes Capitel, aus dem wir im Zweck dieser Anzeige nur Einiges ausheben können. „Diese Monarchie hat durch die Umwandlung ihrer Kaiserkrone (auf der historischen Basis!) nachhaltige Verjüngung erlebt; und kam gerade durch entschiedene Isolirung von den eigentlichen Reichsinteressen zu dem wahren Charakter ihrer Macht.“ Ein „neueres Princip“ (?) der öffentlichen Ordnung, als Richtung und Gesetz aller Civilisation, die Erhebung des Einzelnen in das Allgemeine“ — stellt auch hier der Verf. voran; indem der Grundstoff jeder Nation, sich selbst herausbildend, bewahrt werden soll.“ „Wahr ist es, daß der Thron und die Autorität nicht mehr auf eigener gebieterischer Kraft, noch auf der Zuneigung weniger von ihr begünstigten Classen, sondern auf der breiten Basis der Intelligenz und des Willens einer Nation ruhen.“ — „Ganz anders ist der Stand der Civilisation und der Cultur der Völker

in der österreichischen Monarchie; — sie ist an die Aufrechthaltung der alten Ordnung und Autorität (nach Stand und Würden, virtuell!) gewiesen;“ — (und hat in dieser Erkenntniß, „Volksbewußtseyn, Wahrheitssumme ꝛc.“ die Verhängnisse der Zeit siegreich bestanden). „Dieses Staatsprincip — hat sich mit der Nothwendigkeit des (anderwärts) aus der Nationalität gestaltenden Fortschrittes in unversöhnlichen Widerspruch gestellt. (?)“ „Einmal sind die sämmtlichen zu Oestreich gehörenden Völker und Volksstämme noch auf dem Stadium des Naturlebens begriffen,“ (und sie gedeihen trotz transitorischer Bedrängnisse, in innerer naturgemässer Entwicklung, und der Himmel bewahre sie vor dem experimentirenden Kunstleben —) „der der Bewegung zugefallenen Nationen des westlichen Europa,“ (noch lange, für immer!) „Metternichs Politik bekennt sich laut als System der Stabilität.“ — „Den alten deutschen Landständen (mit Vorrechten, um der Vorpflichten willen!) „würde er für jede einzelne Provinz eines größeren Reiches seine Zustimmung geben, und in diesem Schutze des Eigenthums aller Unterthanen“ — (hierin liegt eben das Kriterium der Wahrheit und Wesenheit, dem Formelwesen gegenüber!) „Bekanntlich hatten die alten Landstände nur den Zweck, neue und außerordentliche Geldbewilligungen zu gewähren,“ — eine, bis zum Eckel wiederholte, nichts desto weniger grundfalsche Phrase; war denn nicht der historische, der naturgemässe, Verwaltungsorganismus selbst landständisch, nach eigenen Anlagen und Bürgschaften, durch die Träger einer jedes humane Bedürfniß beschwichtigenden Regalität, des pouvoir discrètionaire, dessen Hintanstellung alle gedeihliche Bewegung sperrt; vom Palast des Königs bis zur Hütte des letzten Hörigen.)

„Mit diesem Theorem“ — (mit diesem Ausdrucke stellt Hr. Schlesier seine politische Pyramide selbst auf die Spitze; während des großen Haus- Hof- und Staatskanzlers Princip offenbar Wissenschaft und Erfahrung zugleich zur Seite hat;) „spricht der Fürst seine Mißachtung gegen eine ganze Seite der Civilisation aus, welche, ganz abgesehen von der politischen Lebensform die vornehmsten und vorgerücktesten (warum nicht gar die verrücktesten!) Nationen umschschließt; mit diesem Theorem hat er,“ (der Chimäre entgegen,) „verwandte Bestrebungen in Deutschland durch Lockungen und Macht einzuhalten, oder zurückzudrängen gewußt; mit diesem Theoreme hat er die Welt und das Bewußtseyn der Völker gespalten“ (und zur Besonnenheit zurückgeführt; restituit rem!).

(Fortsetzung folgt.)

The old world and the new, or, a Journal of Reflections and Observations made on a tour in Europe. By the Rev. Orville Dewey. London 1836. V. I. 330. V. II. 367. 12.

Lange ließen sich die Nordamerikaner von Europäern besuchen und beurtheilen, ohne daß sie Wiedervergeltung ausübten. Seit Kurzem ist es anders geworden. Der bekannte Cooper hat den Anfang gemacht, Europa, insbesondere England, mit Nordamerika zu vergleichen. Dasselbe thut hier, um ein Gutes unbefangener, obgleich weniger umfassend, ein protestantischer Geistlicher aus Neu-England. Die Reise geht über Irland, Schottland, England, die Niederlande, Rheinaufwärts, durch die Schweiz und Italien bis Neapel; zurück über Frankreich und England. Fast am ausführlichsten ist der Vf. über Rom, wo er zwar nur längst bekanntes und viel besprochenes sieht, aber Betrachtungen darüber anstellt, die wenigstens seine Herkunft und sein Stand anziehend macht. Indessen findet er natürlich dort den wenigsten Anlaß zu den Vergleichungen auf die er ausgeht. Desto mehr diesseits der Alpen und in England. Er verhehlt die Vorurtheile nicht, die er mitgebracht hat, und die in der That sehr stark sind, legt sie auch nicht ab, sondern läßt sie nur etwas bezähmen. Gleichwohl fällt die Vergleichung zum Vortheile der alten Welt aus. Zwar

entbehre diese der unschätzbaren Güter, die Nordamerika besitze und künftig in noch größerer Fülle besitzen werde; dagegen habe sie Vorzüge, welche diesem jetzt noch versagt seyen. Eine Hauptstelle ist II. 330.

»Man wird die Erklärung keck finden, aber ich thue sie: ich glaube, es ist in unserm Lande mehr Mißbehagen als in irgend einem andern. Vielleicht auch mehr Behagen; dieß ist mir nicht unwahrscheinlich; aber mehr Mißbehagen gewiß. Das rührt nicht blos davon her, daß bey uns mehr Einsicht unter dem Volke verbreitet ist. Zum Theil sind die besondern Verhältnisse der Gesellschaft Ursache. Die höheren und die niederen Classen, wie man sie nennt, stehen gegeneinander in einem minder glücklichen Verhältniß als in Europa. Wo Jeder emporsteigen kann, da sehen die Niederen nach Oben nicht als nach einer für sie unerreichbaren Stelle, vielmehr als nach einer, die sie auch erstreben müssen. Andererseits blicken die obenstehenden auf die Niederen nicht als auf Gehilfen und Freunde, sondern als auf zudringliche Mitwerber. Die Folge ist, daß alle Bande und Verhältnisse des Lebens minder freundlich werden. Daher kommt, glaube ich, die zum Sprüchworte gewordene mißtrauische Kälte in unserem Betragen. Daher, fürchte ich, ein gewisser Mangel an Herzlichkeit in der Gesellschaft. In Amerika gedenkt jeder Dienstbote sich höher zu schwingen; darum ist er unzufrieden, nachläßig, trotzig. Es giebt Ausnahmen; aber die meisten Haushaltungen sind mit dieser Plage eines unwillfährigen, unbotmäßigen, untreuen Gesindes behaftet.«

I. 30. beschreibt der Verf. den Park und die Gärten zu Eaton Hall, wo eine reiche Obst-Ernte nicht verkauft, sondern als Geschenk unter die Grundholden des Gutsbesitzers vertheilt wird.

»Es muß doch etwas Gutes und Angenehmes in einem Verhältniß liegen, in welchem menschenfreundliche Handlungen, wie diese, vorkommen. Aber ist nicht zu fürchten, daß dabey auf der einen Seite Knechtssinn, auf der andern Hochmuth unterlaufe? Ich kann einmal an die Zuträglichkeit solcher Verhältnisse nicht glauben. Doch, wenn ich an Leute bey uns denke, die, weil sie Freyfassen sind, für nichts mehr Achtung haben, ausser für ihre eigene Person, so dünkt mich, es wäre für diese besser, daß sie Grundholden eines englischen Gutsherrn wären. Will einer nichts höheres verehren, so werde von ihm ein Lord Westminster verehrt!« —

II. 259. In England bekennt man sich ganz offen und ohne Scheu zur Wirthschaftlichkeit. Ein reicher Mann sagt ohne alles Bedenken, wenn von dem Aufwande eines noch reicheren die Rede ist: dem kann ich es nicht gleich thun. Mir sagte einer der verdienstvollsten Männer Englands, er würde am liebsten Claretwein trinken, sey aber dazu nicht bemittelt genug. Bey uns ist eine solche Aufrichtigkeit fast unerhört. Wir sind verstohlner Weise wirthschaftlich, und eben darum sind wir es nicht genug. Ein Fremder hält uns natürlich für ein recht geldgieriges Volk, wenn er die Betriebsamkeit in unsern Städten sieht; nähere Betrachtung würde ihn belehren, daß dieses ängstliche, beynahe sclavische Treiben nothwendig ist, um die schweren Lasten der Haushaltung zu bestreiten. Was Manchen an seinen Schreibtisch fesselt, ist blos die Thorheit in seinem Hauswesen, eine Thorheit, der er sich ergiebt, weil er sich auszeichnen will und dazu kein anderes Mittel kennt als Aufwand. Könnte er es nur fassen, daß er sich höher in der Gesellschaft stellen würde, wenn er seinen Geist zu bilden wüßte und auf das, was dazu dient, einen mäßigen Aufwand machte, so würde er weiser leben, und reicher sterben. Jetzt ist sein Haus mit prächtigem Geräthe angefüllt; da sitzt die Frau und die Töchter in den höchsten Glanz der Mode gekleidet; er selbst verbannt sich den ganzen Tag und die halbe Nacht aus der schönen Wohnung in den Lärm und Staub eines Waarenlagers.« —

II. 204. »Mich freute es, daß meine Mitbürger Ueberfluß haben und ihn lieber ausgeben als anhäufen. Geiz ist unser Fehler nicht; wir geben so gern und so schnell aus als wir einnehmen. Aber das bedaure ich, daß von diesem Aufwande so gar wenig der schönen Kunst zu Gut kommt. Die Hälfte von dem, was jetzt in manchen unserer Städte für eingebildete Bedürfnisse unnütz ausgegeben wird, reichte hin, sie mit Gemälden und Bildsäulen anzufüllen, so daß wir einem Fremden auch etwas zu zeigen hätten. Wie verdient würde sich ein wohlhabender Bürger machen, der sein Hauswesen einfach einrichtete, dagegen sich mit Kunstwerken umgäbe, die nicht nur jedem achtungswerthen Besucher unendlich mehr Vergnügen als ein schwelgerischer Tisch gewähren, sondern auch die so wünschenswerthe Geschmacks-Bildung im ganzen Lande fördern würden!« —

II. 348. »Die öffentliche Meynung ist in Nordamerika eine furchtbare Macht. Sie kann so drückend als je eine Willkührherrschaft werden. Und in der That, bey all unserem Rühmen von Freyheit, ist man bey uns in Privat- und gesellschaftlichen Verhältnissen weniger frey als in Europa.

Dem Verf. ist die frühere Geschichte seines Vaterlandes auffallend unbekannt oder gleichgültig; sonst würde er vielleicht bemerkt haben, daß Klagen dieser Art zu der Zeit noch nicht gehört wurden, da das Volk noch nicht souverän war; und daß auf die mäßigere Freyheit, die es damals hatte, der alte Spruch anzuwenden seyn möchte, nach welchem die Hälfte besser als das Ganze ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier ꝛc.

(Fortsetzung).

Aber „so tief sucht sich das System des östreichischen Politikers seine Unterlage gar nicht, um jene Ideologen der Alleinherrschaft, welche theils die religiöse Ergebung in Anspruch nehmen, sich für die Legitimität gesalbter Häupter berauschen, und den Monarchen als den Stellvertreter Gottes auf Erden proclamiren; theils in den gegliederten Formen einer (gemüth- und kraftvollen) nationalen Vergangenheit allein die ewigen Gesetze der Natur und gesellschaftlicher Ordnung anerkennen.“ — Und nun wird ein kritischer Blick auf die literärischen Autoritäten des Faches, auf H. Steffens, Jarcke, Savigny, Görres, Friedrich Schlegel ꝛc. geworfen. Und so „ist Oesterreich neben Preussen der Repräsentant Deutschlands dem Ausland gegenüber, und wird in dieser Stellung nie ermüden, Anmassungen gegen Deutschlands Unabhängigkeit und Bestand, oder Störungen, welche das Gleichgewicht auf dem Continent aufheben könnten, in ihre Gränzen zurückzuweisen.“ Verdienstes genug!

„Man hat vorzugsweise die jetzige (europäische) Geschichtsperiode einen Act politischer Vermittlung genannt; doch, wenn irgend einzelne Persönlichkeiten, so sind Talleyrand und Metternich die grossen Vermittler des vergangenen Zeitlaufs gewesen, — die, aus den entgegengesetzten Feldlagern abgesendet, die wichtigsten Resultate des jetzigen europäischen Zustandes errungen haben.“ Unstreitig war hiebey die Stellung des Fürsten Metternich auf altem legitimen Besitz ꝛc. ohne Vergleich würdiger und sicherer, „als die des durch alle Schmutzphasen“ einer bodenlosen, revolutionären und perfiden Staatsordnung und Staatskunst hindurch gezogenen französischen Hofmanns. „Man hat schon die Frage aufgestellt, ob Fürst Metternich aus innerster Ueberzeugung sein System vertrete? Ich habe daran nie gezweifelt ꝛc.“ (Wir auch nicht).

„Wir können — das österreichische System würdigen und verehren, aber Niemand darf es groß nennen. Größe wird nur offenbar, wo eine neue (!) Richtung des Menschengeistes, ein geschichtliches Bedürfniß mit schöpferischer Kraft erfaßt, und mit geschicktem Arm vollführt wird.“ „Metternichs Politik ist abwehrend und erhaltend.“ — (Und hierin läge keine Größe? Und solche nur in der Bewegung und Umwälzung? Und Friedrich von Preussen, den Hr. Schlesier doch allenthalben den Grossen nennt, hätte die historische Laufbahn verlassen, und sich — den modernen Ideen von „politischer Durchbildung und (imaginären) Wahrheitssummen“ hingegeben? Im Gegentheil; wir finden in den beyden Charakteren gar manche Sympathie.

Hierauf geht der Verf. zum Staaten-Cyklus Oesterreichs über. „Wien, die Hauptstadt der östreichischen Monarchie, kann nur in demselben uneigentlichen Sinne als eine Hauptstadt Deutschlands betrachtet werden. Sie trägt den Charakter des Staats, dessen Repräsentantin sie ist.“ — „Den weiten Vorstädten der Kaiserstadt schliessen sich die im Umkreise der Monarchie gelagerten eigenthümlichen Plätze: Prag, Pesth, Venedig, Mailand, Innsbruck, (Grätz) und, wenn es erlaubt ist zu sagen, München, als eigentliche Vorstädte Wiens an.“ In der That hat Wien, wo es nicht an Geist, Talent und Witz mangelt, und bey seiner „süssen Gewohnheit des Daseyns“ für das Leben grosse Vorzüge vor mancher krampf- und fieberhaften Metropole des mo-

dernen Liberalismus oder des — intoleranten Denkglaubens. Für solche politische Zionswächter, und nicht für die übrigen Deutschen „ist der Maaßstab, den der Oestreicher an die Dinge legt, (allerdings) ein entschwundener.“ — (Bey allen Völkern scheidet sich von höherer Gesittung und Lebensfülle jenes „Phäakenleben“ ab, das in der Competenz der tellurischen Elemente als Ballast auch die Gravität des Staatsschiffes mit verbürgt). „Diese aristokratischen Formen — sogar nothwendig, im Stadium der Naturexistenz (sie bleibe der Schwerpunct;) „der Adel noch wirklicher Besitzadel“ neben den achtbarsten von Hrn. Schl. nicht gekannten Mittelständen! bey deren Wohlhabenheit „die Armuth selbst erträglicher ist.“ „Diese Privilegienverfassung der ungarischen Krone: -- diese Constitution ist nur aristokratisch feudal, nicht aus dem neuen Princip der Volksrepräsentation ꝛc.“ (Gott bewahre! wie könnte das kaum erst tausendjährige Reich der Magyaren, die im J. 889 nach Chr. unter einem erblichen Oberhaupte, aber in Stammschaften geschieden, über die sarmatischen und dacischen Carpathen hereindrangen, und mit den ältern Insassen einen neuen Staat gründeten, naturgemäß anders seyn: ohne seine so sichtbar gedeihliche Entwicklung, unter christlich germanischer Civilisation, ohne diese sichere Bewegung — in problematische Gallopaden zu verwandeln? Unter den Vorzügen Oestreichs verkennt der Verf. auch den einer klaren und reifern und festen Legislatur im bürgerlich und peinlichen Rechte, und die väterliche Schonung selbst gegen Staatsverbrecher nicht. „Es läßt sich zweifeln, ob es ein Glück für die östreichischen Stämme wäre, von dem bezielten Entwicklungsgange des eigentlichen Deutschlands ins Schlepptau genommen zu werden.“ Aeussere und eigentliche Hauspolitik der östreichischen Monarchie: — nur gegen Englands See- und Handelsmacht außer Concurrenz. „Die betrübendste Erfahrung, welche das Werk des östreichischen Diplomaten erlebt hat, lag in den drey grossen Schlägen, welche hintereinander die conservative Politik Europas erschütterten. Ich meine den Umschwung von 1830, (die Juliustage! — ?) die polnische Revolution; und die Reformbill.“ Diese — dürften die Conservativen, ausser England — sogar selbst im Hintergrunde haben; insofern die Aufgabe einer reifen Gesetzgebung nicht in dünkelhaften radicalen „Unterbauten,“ sondern im zeitweisen Ordnen der Rechte und Verhältnisse, im Verordnen! begriffen wird. Preussen, als der andern leitenden Macht in Teutschland, gegenüber von Oestreich, rechnet der Verf. die Zustandebringung des deutschen Zollvereines als grossen Vortheil zu. „Ritter von Genz, der geistige und schriftstellerische Repräsentant des Metternichschen Cabinets, und zugleich der wahre Gehülfe und Schatz des Fürsten — hat einen wirklichen Nachfolger noch nicht gefunden.“

Vierter Abschnitt; die bayerische Combination. „Indem man von Oestreich in das oberdeutsche und in rein politischer Beziehung allein als süddeutsch zurückbleibende Nationalstück übergeht; kommt man an ein Uebergangsterritorium, nämlich Bayern.“ — „Wie dem auch sey; dieß läßt sich nicht verkennen, daß, wenn irgend eine einzelne Monarchie in Deutschland, so muß die bayerische eine combinirte genannt werden, und zwar in demselben Sinne ist hier ein Element dem andern entgegengesetzt, wie man in dem vorigen Abschnitt einen Widerspruch des östreichischen Staatsgeistes mit dem Nationalbewußtseyn (?) des übrigen Deutschlands erkennen mußte.“ „Bayern ist eine aus verschiedenartigen Haupttheilen zusammengesetzte Monarchie;“ — in der also das von Hrn. Schl. selbst aufgestellte Gesetz der Cohäsion und Attraction ganz und gar unwirksam wäre?? In keinem Capitel hat sich der Verf. mit mehr Befangenheit und vorgefaßter Meynung ausgesprochen als in diesem. Die wichtigsten Momente der bayerischen Fürsten- Volks- und Staatsgeschichte verkennend, und so die schon in ältester Zeit, wie im Verlaufe der Jahrhunderte, in den Alpen, an der Donau und Enns, wie am Rhein und Main, wie am Inn und an der Etsch, vom Lech bis zur Iller u. s. w. begründeten Stammverwandtschaften, Anrechte und zugewandten Gebiete übergehend, stempelt Hr. Schl. das wahre Mutterland des teutschen Süden, das weitbegränzte und auf unverwüstlichen Elementen ruhende Bayerland zu einer ephemären Combination, und verunglimpft hiebey eben so oft das ehrenhafte Volk, als seine Regierung und die Geschichte. Soviel ein- für allemal: dießfällige Nach- und Zurechtweisungen würden ein Buch füllen.

„Jetzt führte“ — sagt Hr. Schlesier unter

andern — „das gemeinschaftliche Religions-Interesse, (läge das nicht auch im Volksbewußtseyn; und wäre darum, um sein höchstes Interesse, das biedere bayerische Volk zu verunglimpfen?) Oestreich und Bayern aneinander, und das Herzogthum war im dreyßigjährigen Kriege der stärkste Verbündete Oestreichs, und der hitzigste Vertreter papistischer Interessen. (Wie kurzsichtig und verketzernd zugleich, was in „deutschen Studien" und von angehenden Publicisten am sorgfältigsten vermieden werden sollte.) — „Nach der Einnahme von Paris wurde der Wiener-Congreß zur Ordnung der europäischen Verhältnisse anberaumt. Hier ergaben sich so schwierige Verhältnisse, daß ihre Entwirrung ohne die Rückkehr Napoleons von Elba schwerlich im Frieden abgegangen wäre." „Um den Blick von dem ganz undeutschen Separatismus abzulenken; sprach man viel von dem natürlichen Föderatismus unserer Nation, und wie mit ihm die Blüthe der Gegenwart, die Geschichte des Volks, und der Charakter der Zukunft verwachsen sey." — „Der Großherzog von Baden, schon zu Wien eifrig von Rußland beschützt; — hatte die einzelnen Landestheile durch eine Verfassung aufs Engste ineinander gekettet; — um die Streitfrage von dem Standpuncte des fürstlichen Erbrechts auf die Höhe des Volksbewußtseyns und der öffentlichen Meynung zu stellen." (Es handelte sich ja nur um einzelne Grafschaften?) „Dagegen — Bayern durch Schriften seiner Special-Patrioten, und durch die berüchtigte Zeitschrift „die Allemania ꝛc." — Graf Montgelas „dieser kluge und halsstarrige Minister" was ihm Bayern unter Napoleon verdankte. „Jetzt weiß Jedermann in Deutschland, daß der bayerische Staat nicht die Elemente in sich trägt, welche den Kern eines allgemeinen Nationalbewußtseyns oder nur eines süddeutschen abgeben könnten. Es läßt sich kein Schwerpunct finden, welcher für die äussere Existenz, wenn nicht durch den Bund selbst, Garantie böte; wie vielweniger ein Centrum für das gesammte süddeutsche und nationale Bewußtseyn" (oder vielmehr und zunächst nur für das Bewußtseyn des Hrn. Schlesiers!). Wenn sich die Extreme nur nicht eben im Bewußtseyn und Nichtbewußtseyn — im Seyn und Nichtseyn der alten Komödie, in der Speculation und in der Wirklichkeit ꝛc. so nahe abstießen; und dazu die öffentliche Meynung; wo und durch wen spricht sie sich gemeinhin aus, seit dem Gebrauch des geleimten Lumpenpapiers, und seit Guttenbergs übrigens unschätzbarer Typographie? „Drey ganz unterschiedene Stämme; — ein bayerischer, ein fränkischer und ein rheinischer. Selbst die Natur des eigentlichen Bayern scheint auf einen verschiedenen Ursprung hinzuweisen; und ich erlaube mir die Vermuthung, daß ein den Böhmen nicht sehr entfernter slavischer Volksstamm sich zwischen die Alpen und die Donau gedrängt habe, wodurch die ursprünglich germanische (?) Race wenigstens vermischt worden ist. — Wer nur jemals die Bewohner des Ostens gesehen hat, zweifelt nicht mehr, daß die Altbayern zu den südlichen Slaven gehören."

Also nicht lauter Schyren und Heruler? Doch Hr. Schl. ist nun einmal in Bayern nicht zu Hause. „Man könnte die Geschichte dieses Landes gerade weg als die der Bischöfe, Aebte und Mönchsorden beschreiben." (Wie die Geschichte eines jeden andern unter dem Krummstabe aus Verwilderung und Barbarey hervorgetretenen Landes.) Die Welfe nennt der Verf. als die älteste Dynastie Bayerns; die „copiosa gens Agilolfingorum" und all das, was sie unstreitig zur Civilisation des Volkes gewirkt, kennt er nicht. Und er will von oberdeutschen Staaten und Stämmen schreiben! „Vorzüglich durch Liebe zur Kunst sind die Regenten dieses Landes bemerkenswerth;" — aber die Kunst habe „auf dem geistigen Boden Altbayerns kaum die unbedeutendste Anregung finden können." Eine ähnliche Unwahrheit hat sich ein Quidam auch in den bayerischen Annalen zu sagen erlaubt, „als hätte die Kunst in Bayern zwey Jahrhunderte lang geschlummert;" während die meisten Abteyen, Kathedralen, Kirchen und Paläste vom Gegentheil zeugen. „Heute fast josephinische Reformen, und Aufklärerey, morgen Wiedereinführung der Klöster und Jesuiten; was bleibt dann übrig ꝛc." Bischof Sailer von Augsburg (Regensburg!). — „München ist der gelehrte Missionär des Katholicismus und der Idee des römisch-deutschen Kaiserthums;" das dürfte eben so mißverstanden seyn, als „das mönchische Landshut" (die Hochschule)?! Auch das Daseyn einer Congregation, einer ultramontanen, versteht sich, wird wieder aufgewärmt, und selbst der unbefangenste Leser kann sich bey dem Anblick der baroken Bilder, welche hier, wie in einer fata mor-

gana an ihm vorüber schweben, kaum der Erinnerung an jenen lithographirten „Bilderbogen," der vor einigen Jahren „für Jung und Alt" die Münchner ergötzte, erwehren.

„Ein anderes Gefühl ergreift uns, wenn wir die übrigen Provinzen der Monarchie betreten, nämlich Franken und das Rheinland." — In materieller Hinsicht ist Franken der Kern des Landes," (was wir geradezu verneinen. Man sehe sich einmal um den nachhaltigsten Boden und um das nachhaltigste Volk, jetzt und in der Geschichte von 2000 Jahren um, wo waren von jeher der Auswanderungen weniger als in Altbayern? Wo hat man sich dem Zerbröckeln des Grundeigenthums, der Auflösung der Innungen und Mittelstände, und einer künstlichen Uebervölkerung mit weniger Hast hingegeben? In Altbayern kann sich der nicht emancipirte Bauer in der Markung seines Grundherrn doch noch die Stube genüglich wärmen, die weite Hofrait sicher einfeinden, und in Dampf und Flamme tagtäglich die nahrhafte Kost bereiten. Dazu der unerschöpfliche Gerstensaft, vor dem trüglichen Weinbau! Wir verkennen hiebey die eigenthümlichen Vorzüge, und die Industrie Frankens nicht. So viel verlautet, und sich jetzt offenbart, hat sich Hr. Schlesier auch in Altbayern nicht umgesehen; nur einige Zeit, vielleicht auch auf einer Mission, in München aufgehalten, wo Manches nicht nach Wunsch gegangen seyn mag. Aber München — ist längst nicht mehr Bayern: das sagt ja der Verf. selbst).

Endlich kömmt noch „das neue bayerische Strafgesetzbuch" zur Sprache. „Wenn irgend etwas absolut verwerflich, und der Humanität widersprechend in den Institutionen eines Landes genannt werden muß; so ist es das Criminalgesetz und das criminelle Verfahren in Bayern."

Mag auch Bayern vor den Augen des Hrn. Schl. nun einmal keine Gnade finden, und soll es in der von ihm bezielten neuen Staatenbildung Oberdeutschlands nur noch als Bruchstück oder Zuwage gelten; so steht das bayerische Volk, was die Vergangenheit anbelangt, — und sey dann die heutige größere Masse slavischer oder germanischer Abstammung, wie doch auch in Franken das tüchtige slavische Element viel weiter verbreitet ist, als Hr. Schl. zu wissen scheint; — dennoch mit unauslöschlichen Zügen in der Geschichte und als eine der vier Hauptnationen Teutschlands, die unter was immer für inneren und äusseren Prüfungen stets aufrecht und selbstständig ihre welthistorische Bestimmung erfüllt hat. Die Zukunft anbelangend, so kann nur Bayern, Land, Fürst und Volk im Totalbegriffe, mit seinen materiellen, geographischen und geistigen Anlagen und Bürgschaften, mit seiner angestammten Verfassung, keiner neuen Wahrheitssumme, wie keiner verhängnißvollen Unterbauten benöthigt, eben so aufrecht und würdig, derselben entgegen sehen. Indem dieses Kernvolk in der That mehr zu Thun, als zu Reden versteht wann und wo es gilt; hat es von jeher sein Bewußtseyn zuvörderst in der Richtung mehr auf- als vorwärts, in ächtchristlicher Zuversicht begriffen.

Von Bayern als Bruchstück wird im fünften Abschnitt auf die oberdeutschen Staaten und Stämme übergegangen, und hiebey bis über den Rhein und in das Elsaß westlich vorgeschritten, in politischer Hinsicht aber Churhessen, Coburg und die preussische Rheinprovinz zum Norden gewiesen. „Nicht die Naturgränzen allein — hier entschieden auch die Menschen und ihre Gesinnungen." „Das Wesen der Ueberrheiner ist im tiefsten Grunde deutsch, wenn auch" ꝛc.

„Die Elsässer sind französisch, und, wie sich in den letzten Kriegen gezeigt hat, enthusiastische Franzosen geworden." — „Von der politischen Geschichte älterer Zeit sind wir durch die letzte Thatsache (?) derselben, und deren letzte Folgen abgeschnitten;" (immer dieselbe Lehre!) „die Reformation und die unmittelbar mit ihr zusammenhängenden politischen Ereignisse legten das öffentliche Leben der deutschen Vorzeit ins Grab, aus welchem nur eine neue Schöpfung auferstehen konnte."

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier. Mit dem besondern Titel: oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpuncte der Politik beleuchtet, von Gustav Schlesier ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Altgermanische Freyheit, — Urfreyheit, — mit dem Christenthum das Princip der innern Freyheit des Einzelnen — dazu der Instinct — ꝛc.“ Auch Abt Desing hatte in seinem Natur-, Staats- und Völkerrecht — den Principien des Grotius, Puffendorffs, Heineccius, Wolffs ꝛc. gegenüber — diese Begriffe entwickelt, z. B. de principiis internis indicativis: aber mit welch einer ganz anderen Weihe zur heiligen Sache des Familien- und Staatslebens; worauf wir bereits vor eilf Jahren hingewiesen haben, (im II. Bande unserer Beyträge zur teutschen Länder- und Völkerkunde; in den fortgesetzten Erinnerungen aus der Zeit für die Zeit.)

„Die größte Niederlage hat schon die bisher separatistische Opposition des deutschen Liberalismus durch den preussisch-deutschen Handelsstaat erlitten.“ „Der Norden hat, bis auf geringe Ausnahme, den Staat von der Seite seiner Nothwendigkeit zur Basis der bürgerlichen Gesellschaft erhoben, und dieses Fundament aller politischen Entwicklung der Nation in der Idee Preussen verwirklicht. Allein, man hat dabey die Seite der Freyheit, welche sich als Resultat der Civilisation entblättern soll, auf eine der allgemeinen Bildung nicht ebenbürtige Weise hintangestellt, und sogar das Princip geläugnet, welches der protestantische Norden, so gut, wie der deutsche Süden für sich in Anspruch nimmt ꝛc.“ — „Wenden wir dieß auf die deutsche Nation an; so ist das allgemeine Bewußtseyn derselben nirgends in größerem Schwanken begriffen, als in Rücksicht auf die bedeutsamsten Formen unserer (werdenden?) Existenz“ — „und es hängt von den überwiegenden Staaten des Bundes ab, in wie weit eine einzelne deutsche Verfassung bundesmäßige und nationale Bedeutung haben kann.“ — „Der objective Bestand eines Staates ist das erste Erforderniß, und die Freyheit nur ein Glück, das man erst in seinem Fortgange erwirbt.“ Mahnt das nicht an den „Vernunftstaat;“ an den „Wohlfahrtsausschuß“ — und an all die Gräuel des — staatlichen Absolutismus?

Noch deutlicher: „Der Staat ist ein Institut, welches auf die Schwäche aller Einzelnen begründet ist, und erst durch Einigung die Kraft hervorruft, welche ihn vernünftig macht.“ Hier möchte es erlaubt seyn, auch unsere nicht mehr fremde Idee vom Staate entgegen zu stellen. „Der Staat ist eine aus dem Familien-Verhältniß hervorgegangene und organisch sich selbst verbürgende Stiftung (Fundation) der Civilisation, ein Volk nach seiner gesellschaftlichen Ordnung, und auf seinem heimathlichen Boden umfassend, Behufs seiner Unabhängigkeit und Wohlfahrt“ (Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde, München 1820: womit man in dem Programm: über den Standpunct der Staatskunde als Bürgschaft der Landesordnungen und Freyheiten, München, 1827“ S. 6. das Schema aller humanen Staatsformen zu vergleichen beliebe.) Die Civilisation unsers Staates hat ihre Gränzen, ihren Kreislauf, nicht unbedingten Fortlauf, und wenn wir diesen unsern Staat vom Vaterhause und seinen Genossen ableiten, und in ihm die gesellschaftliche Ordnung nach ihren Vorpflichten erkennen: — so sehen wir hinwider im Staate des Hrn. Schl. nur — ein Zuchthaus.

„Würtemberg, oder nach einem umfassenderen Ausdruck, Schwaben, muß als das Centrum des oberen Deutschlands betrachtet werden.“ Und sofort gehen im sechsten Abschnitte „Würtemberg und die Würtemberger“ an uns vorüber.

Da der Verf. diesem Staate eine grosse Rolle zugedacht hat; so weiß er davon viel und Vieles im eigenthümlichen Farbenglanz, aus der Vorzeit, und Gegenwart, in statistischer und constitutioneller Hinsicht ꝛc. zu sagen: die Specialgeschichte Würtembergs ist ihm, der sich zur Zeit in Stuttgart aufhält, und, dem Vernehmen nach, mit Lewald an der Zeitschrift Europa arbeitet, und namentlich hiezu die Literatur-Uebersichten liefert, näher und geläufiger. An den Würtembergern haben wir immerhin eine tüchtige und ehrenhafte Nachbarschaft.

Alt- und Neuwürtemberg, und die zugewachsenen Theile des ehemaligen schwäbischen Kreises sind hiebey wohl ausgeschieden. Der Refrain aller Erörterungen in diesem Buche bleibt indessen „das ans Licht tretende grosse Princip bürgerlicher und geistiger Freyheit. Dieß ist der Protestantismus in Kirche und Staat.“ Abgesehen vom ersteren; — wohin führt der letztere in der Doctrine? in der ideologen teutschen Doctrine?

„Auf dem deutschen Congresse zu Wien hatte K. Friedrich schwierigen Stand.“

„Der berühmte würtembergische Verfassungsstreit.“ — „Würtemberg hat die Periode einer wahrhaften Staatsreformation begonnen.“ „Das alte würtembergische Recht ist zur Antiquität geworden.“ (Auch das absolute, das Stammrecht jeder Standschaft; oder vielleicht nur ein Theil des hypothetischen, das allerdings zeitgemäß seyn muß? Man vergleiche damit, was im Jahre 1827 der Minister am Schlusse der würtembergischen Ständeversammlung in des Königs Namen sprach.) Das gesunkene Ansehen ständischer Repräsentation in den letzten Jahren der Restauration: „Da regte plötzlich die französische Staatsveränderung im Jahre 1830 halb Europa auf; — besonders die Jugend“ — (und was ist es nun mit den Juliustagen? „Gottlob, wir sind aus denselben heraus“ — schreiben die Pariser selbst.) „Norddeutscher und süddeutscher Charakter — dort kalter Verstand, — hier inniges Gemüth, Phantasie — ziemliche Wahrheit in der Zeichnung; aber: „der Norden beherrscht die Welt, und unser Norden ist der Nerv und der Wendepunct der Nationalität.“ (Wenigstens zieht der behagliche teutsche Süden noch immer sehr an) Aehnlichkeiten zwischen England und Würtemberg; (es dürfte nicht schwer seyn, selbst in dieser Vergleichung Hrn. Schl's. Neologie darzuthun.) Die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten Würtembergs, die Stiftungen! (sie sind durchaus nur conservativer Natur!) — Die Universität Tübingen: „mit den deutschen Universitäten geht Deutschland und seine Bestimmung unter.“ (Diese Bestimmung ist doch wohl nicht ein junges Deutschland; sondern ein stätiger gesunder Nachwuchs des Organismus zum und im Staatsleben?)

Demnach — „theilt die würtembergische Verfassung das Schicksal aller übrigen Particularverfassungen Deutschlands, daß sie unter den bestehenden Verhältnissen nur den Zustand einer Quasi-Constitutionalität begründen kann.“ (Diese modernen Quasi-Constitutionen — was könnten sie auch anders seyn — machen nun Hrn. Schl. viel zu schaffen.) „Die rein constitutionelle Politik beginnt erst auf dem Boden, wo sie die Existenz des Staats ausmacht.“ (Radical!?) Gegenüber „die älteren deutschen Verfassungen“ — „nur schützende Privilegien der einzelnen Stände“ meynt Hr. Schl.; sie hatten Fürsten und Völker, Stämme und Stände, eben so wohl geeinigt, als lebenskräftig gegliedert; „als die Kirche fiel, mußte auch der Kaiser sinken.“ (Dessen sey jeder Reformator eingedenk; denn der Staat, wo er gedieh, und gedeihen sollte, ist überall aus der Kirche hervorgegangen, neben dem Gotteshaus das Vaterhaus, die Wohlfahrt der Familien das erste und letzte! und nur so der Staat; welche Genesis ist wahrer, geschichtlicher und erhebender zugleich?)

Hr. Schl. selbst scheint uns noch lange nicht einig, weder mit sich, noch mit der Idee, die er sich zur Aufgabe machte; am meisten ermangelt es ihm, wie allen seinen Geistesgenossen, an Lebens- und Geschäftskunde; aber er will ein allgemeines Kriterium von Kraft und Ordnung in der Fortsetzung dieser Studien dadurch erlangen, „daß er den preussischen Staat in die Mitte bringe, und dann ꝛc.“ (Ob man ihm in Preussen dafür Dank wissen wird?) „Ein großes Schwanken des Bewußtseyns über den wahren Werth und die Form des Repräsentativ-Systems;“ (klagt Hr. Schl. fortwährend; und verdächtigt dadurch das sogenannte Bewußtseyn zunächst.) „Das (moderne) Repräsentativsystem hat sich überlebt,“ schreiben die Pariser, indem sie ihre Deputirtenkammer, anstatt ihrem wichtigsten Berufe, einer

reifen Berathung des Budgets obzuliegen, nach allen vier Winden auseinander stäuben sehen. „Die Staatsregierung und die öffentliche Meynung, oder Fürst und Volksvertretung — entscheiden in Würtemberg über die Vorrechte der größern Besitzer," erzählt der Verf. (Das mag nur halb wahr seyn. Wie weit würde sich eine Volksvertretung vergessen, welche sich in ihrem Urtheil über wohlerworbene Rechte, über die individuellen Befugnisse zu christlichen Stiftungen u. s. w. auf die sogenannte öffentliche Meynung, und Aufklärung, auf den Zeitgeist und das Fortschreiten — auf Probleme und Chimären — berufen möchte? Decus et tutamen patriae ist der Wahlspruch des englischen Parlaments.

„Die von ältester Zeit (?) herstammende Auswanderungssucht der Würtemberger;" ungünstig wirkte in Altwürtemberg besonders die bey der allerdings übermässigen Bevölkerung zugelassene Zerschlagung der Güter in unendlich kleine Theile, so daß der Besitz am Ende mehr eine Plage, als eine Wohlthat wird." (Sieht Hr. Schl. nicht ein, daß bey Verwirklichung seiner Ideen, bey fortwährender Befehdung der conservativen, der vielfältig mißverstandenen Dominical- und Feudal-Verhältnisse, jenes Grundübel, und vor allem der Holzmangel!! immer furchtbarer werden müsse? Ein Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit, diese wohl begriffen, (m. s. unsere dießfällige Abhandlung, München 1833,) liegt nur in der revolutionären Idee des der Landes- und der Culturgeschichte unkundigen Neologen.) Innere Verwaltung Würtembergs. „In unsern herzlosen Bürgerverhältnissen, in der Unsicherheit der öffentlichen Zustände, unter den gräulichen Erscheinungen eines allen Adel der Menschlichkeit bedrohenden Materialismus, was bleibt wohl vor Allem dem Geiste, der wirken will, übrig, als die bureaukratische Breite, und das Ansehen des Beamten-Wesens, die Viel-Verwaltung, die Viel-Regierung und die falsche Centralisation." (Wie doch der Wahrheit auch ihre Gegner dienstbar seyn müssen.) Jetziges Ministerium; geistige und repräsentative Notabilitäten und Originalitäten; Adelskammer ꝛc.: hier weiß der Verf. zu leben; — und zu markiren; und so „wandert er jetzt schon mit dem Gefühl der Heimlichkeit (Heimathlichkeit?) durch diesen grünen Hügelgarten Deutschlands."

Vom siebenten Abschnitte: die Rheinlande nur einige Pinselstriche aus diesem Gemälde. „In staatlicher Hinsicht habe ich durch die Darstellung Würtembergs das oberdeutsche Leben erschöpft." Kaum. — „Die deutschen Rheinlande sind als unser Nationaleigenthum unveräusserlich." — „Der preußische Adler mit seinem Schwert und seiner Wissenschaft, — und zu Düsseldorf unten am Rhein lebt man ganz wie in der Neuzeit, und man glaubt nun in Berlin zu wandeln." (Aber dort ist eben die preussische Ritterschaft in Westphalen und am Rhein, mit königlicher Sanction, wie uns dünkt, ganz recht- und zeitgemäß wieder erstanden?)

„Im Allgemeinen ist also der Ausdruck der, daß die rheinischen Stämme sich durch Richtung auf das Oeffentliche, Aeusserliche und Moderne von den östlichen deutschen Stämmen absondern, und dagegen den eigentlichen Grundstoff der deutschen (und zunächst auch der bayerischen!) Nationalität, ein sicheres und engeres Familienleben, mehr und mehr zu Gunsten des Gemeinlebens (und seiner tausend Förmlichkeiten und Illusionen!) zerbröckelt haben." (Also — ?) „Alles, was man Aufklärung, Humanität, Civilisation nennt, das hat in diesen rheinischen Landen in Begleitung des neuern Liberalismus Besitz (legitimen?) ergriffen.

„Selbst die Katholiken glauben fast nur an die reine Vernunft, (läge hierin eine Bürgschaft?) und in den Hütten des Schwarzwaldes und im Breisgau ꝛc." „Im pfälzischen Distrikt konnte nur der politische Liberalismus gedeihen." „Bey den Ueberrheinern war solche Ueberreitzung wohl zu erklären.„ „Nüchterneres, und in staatsrechtlicher Beziehung Undeutscheres hat unsere Wissenschaft nicht aufzuzeigen, als Rottecks Vernunftrecht." Dagegen — „jene krankhaften Staatsansichten, die unter andern das politische Wochenblatt in Berlin predigt ꝛc.": (dessen treffende Bündigkeit wir eben hier vermissen.) „Ein Uebergangsterrain gegen den Norden; — vom Odenwald durch das Rhein- und Churhessische, Nassauische, Trierische, Frankfurt und die Umgegend: — man könnte es mit Recht die Rheinmark nennen." (Immerhin!) — „Dieser glücklich situirte Landes- und Staatskörper — das Groß-

herzogthum Baden — „ist die Erneuerung des alten allemannisch zähringischen Stammes in fürstlicher und volksthümlicher Einheit.“ (Ohne Umwälzung!) — „Die Nähe Frankreichs übte großen Einfluß auf die Gesinnung des Badischen Volks; nur vom Bunde war für die Regierung Rettung aus dieser Klemme zu hoffen.“ — „Die Universität Heidelberg, ein Hauptplatz geistiger Betriebsamkeit für des Landes Geschick und Zukunft.“ „Baden, Baden ist ein Weltbad, — man badet sich und zieht einen neuen Menschen an.“

Aus dem achten Abschnitt: die Gesammt-Interessen Oberdeutschlands, — wird sich nun der Leser selbst leicht bescheiden können. „Die unüberwindliche Verschiedenheit des östreichischen und des preussisch-deutschen Princips ist selbst über den Stand der Debatte erhoben; — man lese nur das Verzeichniß der Vorlesungen auf einer östreichischen Universität, z. B. von Innsbruck, und man wird erschrecken, daß ein Deutscher, der von einem Gymnasium in Preussen oder Würtemberg entlassen wird, es auf einer östreichischen Hochschule gar nicht aushalten kann.“

„Im Norden Deutschlands ist ein grosses nationales Centrum gebildet.“ „Die preussisch-deutsche Zollverbindung ꝛc.“ „Es liegt auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preussischen Staats die Entwicklung des innern deutschen Staatenlebens einen Anhalt, und eine Garantie ungehemmten (?) Fortschreitens finden kann.“ „Von dem hier angedeuteten Wege, und von dieser Einsicht in unsere wichtigsten Interessen weichen die bisherigen Tendenzen oberdeutscher Politik gewaltig ab.“ (Und nun dazu aus dem Norden die königlich hannöverischen Patente vom 5. July und 1. Nov. d. J. in ihrer unläugbar tüchtigen Motivirung!? Ist es nicht ein eigenes für diese Patente sprechendes Zeichen, daß nicht das gewährleistende hannövrische Volk, sondern nur die journalistische Presse — das Bewußtseyn der Umformer — sich damit so viel zu schaffen macht, und allenthalben Befürchtnisse aufregt, die zuverlässig nicht in Erfüllung gehen werden? Die Hannoveraner wissen, was sie hatten, haben, und wollen.)

„Die Anerkennung des nothwendigen Centrums für die innere und eigentlich nationale Politik der deutschen Staaten. — Das ists, was am meisten gefördert, was zum klaren Bewußtseyn des Volkes gebracht werden muß. Preussen ist unser innerer unser nationaler Mittelpunct.“ (Das war beyläufig schon in der Einleitung klar.)

Neunter Abschnitt: politisches Schlußwort. — „In wissenschaftlicher Hinsicht erscheint die Aufgabe ohnehin mehr als problematisch“ — (jawohl; noch mehr auf dem Standpuncte der Erfahrung:) „vor Allem muß man die Jugend des Verf. in Anschlag bringen, der noch als Neuling auf diesem Felde, (des politischen und publicistischen Dilettantismus!) sich bewegt, und die Uebung und längere Erfahrung, auch die nähere Bekanntschaft mit dem größeren Theile deutscher Zustände“ — (nicht der fahrende Schüler, nur der vieljährige Geschäftsmann und Forscher erkennt sie) wohl ersetzen kann.“ (Warum sagt und erwägt Hr. Schl. das erst hintendrein?) „Es ist mein Zweck, nicht an der Einheit, wohl aber an der innern Einigung des deutschen Volkes — zu arbeiten. — das ist der Anfang meiner deutschen Politik;“ — (die man in der Idee längst erkannt hat; — aber nur Männern von innerem und äusserem Berufe gebührt hier das Wort.) „Der wahre Liberalismus ist empirisch im Denken und im Thun.“ (Vor Allem vermeidet er Intoleranz und Proselytenmacherey, wie sie sich Hr. Schl. in dieser seiner Propädeutik so vielfältig zu Schulden kommen läßt.) „Der Liberalismus hat in der Theorie drey große Perioden, und drey große Begründer gehabt: zuerst Machiavelli, — Rousseau — endlich Hegel; „zuerst und zuletzt war er immer Staats- und Gesellschafts-Philosoph.“ (Rousseaus Naturstand — welches Verkennen der höheren Abkunft des Menschen! Kennt Hr. Schl. die tüchtigsten Gegner Hegels?) „So lange unsere mittleren Stände, halb bürgerlich, und halb intelligent — noch so wenig politische Ausbildung an sich tragen;“ — (daß uns ja die teutschen Mittelstände, das eigentliche Mark und die habituelle Schnellkraft des Staatenbundes, im Ueberschwung des Industrialismus und Materialismus; im Geldprincip! nicht durch die Finger fallen, und dafür eine große, eine gährende Masse über dem Haupte zusammenschlägt! Das möge in allen unsern Erörterungen gewürdigt werden).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie, mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von W. Beer und Dr. J. H. Mädler. Berlin 1837. 4. 412 Seiten mit 5 Steindrucktafeln.
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens observationibus propriis constructa et delineata, auctoribus G. Beer et I. H. Mädler. Berolini MDCCCXXXIV. 4 Blätter.

Die Verzeichnung der Mondoberfläche ist nicht ein Gegenstand, der erst neueren Bemühungen vorbehalten gewesen: schon gleich nach der Entdeckung der Fernröhre wendete man sich der Untersuchung dieses nächsten Himmelskörpers zu. Was wir indessen aus früherer Zeit besitzen, entspricht eben so wenig den wissenschaftlichen Forderungen der heutigen Astronomen, als es die Neugierde der Beobachter selbst befriediget hat. Diejenigen, welche nur nach dem Augenmaße zeichneten oder die Libration des Mondes zu berücksichtigen unterliessen, wozu wir die sonst höchst schätzbaren Bemühungen Hevels rechnen, haben der Selenographie wenig Vorschub geleistet: noch weniger hat dieser Zweig der Wissenschaft denjenigen zu verdanken, welche die Beobachtung durch willkührlich hinzugefügte Zeichnung ergänzten, wie es bey der Cassini'schen Karte der Fall ist.

Der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Selenographie war Tob. Mayer: er vereinte Fleiß und redliches Bestreben nach Wahrheit mit den mathematischen Kenntnissen, welche hier unentbehrlich sind.

Schröter, dem es weder an Instrumenten noch an Fleiß gefehlt hat, wählte eine unrichtige Methode; sie half ihm finden, was er zu finden wünschte, und anstatt einen Vergleichungspunct für künftige Bearbeiter zu geben, hinterließ er wenig mehr als ein Gewebe von Beobachtungen und Conjecturen, nur für Jene geeignet, die Schröters Methode befolgen.

Nach Schröter erschien wenig Erhebliches bezüglich auf Mondbeobachtung, bis Herr Inspector Lohrmann in Dresden seine „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, I. Theil.“ im Jahre 1824 herausgab. So sehr es zu bedauern ist, daß dieser sorgfältige Beobachter sein Werk unvollendet gelassen hat, so muß man ihm doch zum Verdienste anrechnen, nicht blos, daß er einen bedeutenden Theil der Mondoberfläche verzeichnet und vermessen, sondern auch, daß er zuerst eine zweckmäßige Berechnungs- und Darstellungs-Methode in Anwendung gebracht hat.

Die vorliegende Selenographie der HH. Beer und Mädler schließt sich in Beziehung auf Methode der Lohrmann'schen Unternehmung an: während aber die letztere als ein zwar gediegener, jedoch nur fragmentarischer Versuch zu bezeichnen ist, haben wir den Bemühungen der eben genannten Astronomen eine vollständige, die ganze sichtbare Mondhalbkugel um-

fassende Darstellung und Beschreibung zu verdanken. Zugleich dehnt sich das Werk über sämmtliche Beziehungen des Mondes aus, in so ferne sie zum Verständnisse oder zur Belehrung für ein größeres Publikum den Verff. geeignet schienen. Wir wollen zuerst dasjenige berühren, was als eigenthümliche Untersuchung zuvörderst die Aufmerksamkeit des Astronomen in Anspruch nehmen wird.

Nothwendig hängt die Zuverläßigkeit eines jeden Resultates von der optischen Kraft des gebrauchten Instrumentes ab. Die Verff. bedienten sich bey ihren Beobachtungen eines Fraunhofer'schen Fernrohrs von $4\frac{1}{2}$ Fuß Brennweite und 42 Linien Oeffnung: es war parallactisch aufgestellt und mit Micrometer und Uhrwerk versehen. Berücksichtigt man, um die Grenze, bis auf welche die Untersuchung ausgedehnt werden konnte, zu bestimmen, die Lichtstärke und Vergrößerung des Instrumentes, so kann man kaum annehmen, daß es eine Fläche von weniger als 800 Fuß Durchmesser auf dem Monde auch unter den günstigsten Umständen konnte erkennen lassen. Die Verff. selbst bezeichnen 1200 bis 1800 Fuß als die geringste Breite, welche die feinen Rillen des Mondes haben mußten, um bey der vortheilhaftesten Beleuchtung sichtbar zu werden. *)

*) Man hat häufig das Sehen eines Punctes mit dem Sehen einer Fläche verwechselt: das erstere hängt einzig von der Lichtstärke, das letztere von den Dimensionen und der Lichtstärke zugleich ab. Man sieht einen Stern, dessen Dimensionen (als Winkelgrößen betrachtet) unmerklich sind, wenn nur sein Licht intensiv genug ist: man sieht aber auch zwey Sterne, die nebeneinander stehen, als einen einzigen Punct, so lange ihre Entfernung nicht eine bestimmte Größe überschreitet. Um dieselbe Entfernung müssen die gegenüberstehenden Grenzen einer Fläche von einander abstehen, damit die Fläche durch den Gesichtssinn nur wahrnehmbar sey. Bey Beobachtung des Mondes kann nur von Flächen die Rede seyn. Uebrigens ist es eine bekannte Erfahrung, daß man eine Kreisfläche schwerer sieht als eine längliche Fläche, deren Breite dem Durchmesser des Kreises gleich ist. Man darf daher annehmen, daß auf dem Monde kein Gegenstand mit einem Fernrohre von 42 Linien Oeffnung gesehen werden könne, wenn nicht seine kleinste Dimension (um das Mittel der obigen Bestimmungen einzuführen) 1500 Fuß beträgt. Hieben werden die günstigsten Umstände vorausgesetzt, nehmlich eine ruhige Luft und eine Beleuchtung, welche den Gegenstand durch einen starken Lichtcontrast von der Umgebung hervorhebt.

Auf ähnliche Weise ließe sich die Genauigkeits-Grenze einzelner Messungen bestimmen. Indessen wird man hier eine richtigere Vorstellung von der Zuverläßigkeit der Längen- und Breitenbestimmungen auf der Mondkugel erhalten, wenn man das Tableau der Messungen genauer untersucht. Beschränkt man sich auf die Mondsmitte, so findet man höchst selten, daß 2 Messungen von einander um 1° abweichen: häufiger sind Differenzen von 40′ und 30′. Mehr als die Hälfte der Differenzen gehen über 10′, und kaum der fünfte Theil ist unter 5.′ Dessen ungeachtet finden sich alle Resultate der einzelnen Längen- und Breitenmessungen auf Secunden berechnet, was wir wenigstens als eine höchst überflüßige Mühe bezeichnen müssen. Oder sollte es vielleicht beabsichtiget gewesen seyn, hiedurch dem arithmetischen Mittel eine größere Zuverläßigkeit in den Secunden zu geben, während eine Secunde weit unter der Wahrnehmungsgrenze des Instrumentes steht?

Die gemessenen Puncte sind abgetheilt in Puncte erster und zweyter Ordnung; die ersteren sind auf den Mondrand, die letzteren auf die ersteren bezogen.

Die selenographische Position von einem der auffallendsten Puncte, Manilius, ist von Bouvard und Nicollet bey Untersuchung der Libration des Mondes bestimmt worden: von den Lohrmannischen Hauptpuncten sind 13 unverändert aufgenommen, die übrigen durch eigene Messung sicherer bestimmt. Ausschließlich auf neuer Messung beruhen 85 Hauptpuncte, so daß die Gesammtzahl sich jetzt bis auf 106 erhebt. Im Ganzen sind in

dem vorliegenden Werke 919 neue Messungen angeführt.

An die Hauptpuncte ist eine große Anzahl von Puncten zweyter Ordnung durch Distanzen und Positionswinkel angereiht. Was außer diesen in der Karte verzeichnet ist, wurde durch Alignement eingetragen.

Noch sind unter den messenden Bestimmungen 150 Krater-Durchmesser und 1095 Höhen und Tiefen anzuführen.

Was hier mit wenigen Worten angedeutet ist, bildet vorzugsweise das eigenthümliche Verdienst des vorliegenden Werkes, welches als Ergebniß einer fast sechsjährigen Arbeit nunmehr vollendet, von dem beharrrlichen Fleiße und den gründlichen wissenschaftlichen Ansichten der Verfasser Zeugniß giebt.

Indem wir aber mit Vergnügen nun, nachdem das Werk zur Vollendung gediehen ist, der so häufig von den ersten Astronomen, während der Ausführung ausgesprochenen billigenden Ansicht uns anschliessen, und Methode und Inhalt in der Hauptsache gleich lobenswerth finden, können wir nicht umhin, auch einen Umstand zu berühren, der bey einem Fundamental-Werke Berücksichtigung hätte finden sollen, wir meynen das Bezeichnungssystem.

Wäre es einziger Zweck der Bezeichnung, einen Gegenstand von dem andern zu unterscheiden, dann würde man am Zweckmäßigsten jedem einzelnen Gegenstande einen eigenen Namen beylegen. Wer würde aber im Stande seyn, einige Tausende von Eigennamen im Gedächtnisse zu behalten, sich die Gegend des Mondes zu merken, wo jeder seine Stelle hat? Deßwegen ist es unumgängliches Erforderniß eines zweckmäßigen Bezeichnungssystems, größere Gegenden, deren Lage man leicht dem Gedächtnisse einprägen kann, mit eigenen Namen zu benennen, — diesen eigenen Namen alsdann Beysätze zu geben, wodurch mit gehöriger Rücksicht auf System und Kürze das Einzelne bezeichnet wird. Hevels Bezeichnung entsprach nur zum Theile diesen Erfordernissen. Riccioli *) ließ sie, durch fremdartige Rücksichten geleitet, sämmtlich unberücksichtigt: seine nicht aus wissenschaftlichen Gründen hervorgegangene Nomenclatur hatte Nachtheile, welche bereits fühlbar zu werden beginnen. Wenn Manchem schon die 180 Namen von Riccioli zu zahlreich erscheinen, was soll man erst sagen zu den 400 Namen, welche sich in dem Werke der Herrn Beer und Mädler vorfinden, und welcher Vermehrung haben wir noch entgegen zu sehen, wenn jeder künftige Bearbeiter, dem Beyspiele der früheren folgend, mit neuen, nach eigener Ansicht gewählten Namen die Mondgegenden überladet. **) Noch ein größerer Uebelstand ist zu erwarten, wenn der Nachfolger die Benennungen seiner Vorgänger durch neue zu ersetzen für gut hält. Hieran werden wir zum Theile schon durch das gegenwärtige Werk erinnert.

Wenn wir manchen „unbedeutenden“ Namen mit dem Bemerken, daß die Stelle desselben nicht hinlänglich ausgemittelt werden könne, weggelassen sehen, wenn wir einen jesuitischen Theologen und „wüthenden Ketzerjäger“ (eine nachdrückliche Uebersetzung von Haereticorum insectator acerrimus) vom Monde „verjagt,“ und der Ehre beraubt sehen, welche ihm Riccioli zur Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seines religiösen Eifers auf ewige Zeiten zugedacht, so müssen wir, so sehr wir übrigens die Motive billigen, doch die Verwirrung bedauern, welche der Selenographie durch Befolgung ähnlicher Motive in Zukunft bevorsteht.

Solches wäre nicht zu befürchten gewesen, hätte man die Grundsätze festgehalten, wodurch die Wahl der Benennungen: Mare Crisium, Palus Somnii, Caucasus u. s. w. entschieden wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Riccioli setzte seinen eigenen Namen auf den Mond: diese Ehre ist den übrigen Bearbeitern der Selenographie von ihren Nachfolgern erwiesen worden, so Mayer, Cassini, Schröter, Lohrmann.

**) Hr. Lohrmann hat nur 5 neue Namen eingeführt und darunter befanden sich nur zwey von Gelehrten, die damals lebten (Bode und Delambre). In dem vorliegenden Werke ist die frühere Zahl mit 116 neuen Benennungen vermehrt, worunter sich die Namen von vierzig lebenden Gelehrten befinden.

Deutsche Studien von Gustav Schlesier ꝛc.

(Schluß).

„Nicht anders verhält es sich mit den Zuständen Norddeutschlands überhaupt, dessen herausgehobene Vorzüge nur den süddeutschen Schwächen und Denkweisen zum Gegensatz dienen sollten.“ (Nach einseitigen Ansichten!) „Unsere Nation steckt noch zu tief im Provincialgeiste,“ (der von der Natur und Wahrheit der Dinge doch immer getreueren Bericht giebt, als die „Organe vager Einheit,“ oder, was noch verhängnißvoller ist, „die Einheits-Begeisterung“ an der Hand einer imbecillen Philantropie! Darum die zweckmässigen Preussischen Provincialstände). „Wenn der Bürger auf seinen dicken Bauch schlägt, seine Arbeiter überzählt, und sagt: ich will! dann kann er auch.“ (Vielfältig wollen jetzt unsere Bürger, aber sie können nicht mehr; — im Fortschreiten! Der übergroße Reichthum Einzelner; — kann, soll, er die Armuth der Ueberzahl aufwiegen?) „Je mehr die materielle Seite des Lebens im Werthe steigt; je weniger darf man den idealen Menschen zurücksetzen.“ Das verstanden unsere Altvordern doch auch; darum das religiöse Princip in der Staatsmoral, wie allenthalben im Familien und corporativen Leben; das ist einem ungeregelten „Instinct“ oder einem fanatischen „Bewußtseyn“ entgegen, das ist die vom Vaterhause ausgegangene Societät und Pietät!

Wie Hr. Pölitz und das Gersdorfische Repertorium, so wollen auch wir dem Hrn. Schl. gute Anlagen, und einen aufrichtigen politischen Charakter nicht absprechen. Aber auch wir müssen fragen, wie dort gefragt wurde: abgesehen von speculativen Staats-Theorien und ihren Terminologien, die nie zum Volksbewußtseyn werden, ob das, was Hr. Schl. in seinen ausgesponnenen Capiteln zur Stelle setzen will, für Teutschland heilsamer wäre, als die angestammten und angeerbten Institutionen, deren gediegener Grundstoff bey eiliger Anfertigung so mancher „modernen Quasi-Constitutionen“ nicht gehörig erkannt worden ist? Indem wir uns berufen fühlten, umständlicher und gewissenhaft über das Buch zu referiren; werden es die Leser bald wahrgenommen haben, daß wir nicht sowohl dem Verfasser entgegentreten, als vielmehr diese Frage der Zeit und des Lebens überhaupt wieder einmal würdigen wollten. Die beantragten neuen „Unterbauten“ führen unfehlbar nur zur Ueberwucht mechanischer, ephemärer, casuistischer, und dennoch überall unzulänglicher Hülfsmittel, die, ihrer Natur nach, einander immer schroffer begegnen; während das Organ, der Hauch des Schöpfers, der wahre Instinkt im Menschen, das gedeihliche Familien- und Staatsleben durch Stätigkeit und Bewegung zugleich bedingt. Hierauf beruhen die ächten Autonomien als Bürgschaften (Ordines, nicht Privilegien) des Staats. Eine Mühle mit zwey Läufern, selbst den Bodenstein im „Umschwung,“ welch ein Unding! Da muß alles zermalmt ungenießbar — zum gährenden Brey werden, „zum Urschleim, aus welchem Aphrodite“ — nicht erstanden ist.

Vor vielen andern ähnlichen modernen Manifestationen hat die vorliegende doch das Verdienst, eine wesentliche Verschiedenheit der Stämme und Landschaften, also eine Verschiedenheit der physischen und moralischen Gravitäten (hierin auch der grosse Unterschied der historischen Standschaften von den combinirten Repräsentationen!) kurz, ein naturgemässes Territorial-Staatsrecht anzuerkennen. In diesem Sinne hat die Natur bereits die Regalien und Privilegien vorgezeichnet; auf jeder Quadrat-Meile! Was aber die Bildung und den Bestand der Staaten überhaupt anbelangt; so bürgen hiefür nicht sowohl blos geistige Kräfte und Maßregeln der calculirenden Staatsklugheit; als vielmehr moralische Grössen in Regierung und Volk, und das Redliche und Rechtliche in den Erwerbstiteln der Territorien, im äussern Staatsrecht. Wenn es sich also darum fragen soll, welche Verfassung und Verwaltung für diese und jene Provinz gedeihlicher und heilsamer seyn möchte? so muß die Erörterung nicht von Theorien, von sogenannten Studien der reinen Vernunft, vom angeblichen Volksbewußtseyn ꝛc. ausgehen; sondern von der lebendigen Anschauung, von der Praxis, von einer mehr als tausendjährigen Culturgeschichte und Statistik der Territorien. Dieser Weg von der Mannigfaltigkeit zur Einheit ist allerdings viel mühsamer und bescheidener; — aber nur der führt zurecht und bewahrt; nur diese Analyse ist der Wendepunct des modernen, des so sehr profanirten Fürsten- Staaten- und Völkerrechts.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, ꝛc.

2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt möchte es eine schwierige Aufgabe seyn, die Grundsätze des Werkes bezüglich auf Nomenclatur mit der Ausführung zu vereinbaren, — zu erklären, warum ungeachtet der entschiedensten Mißbilligung des Ricciolischen Systems, doch dieses System beybehalten ist; warum bey dem festen Entschluße, die Bezeichnungen früherer Selenographen unverändert zu lassen, doch so manche Veränderungen gemacht worden.

Wenn wir übrigens die wiederholte Erklärung der Hrn. Verff. lesen, sich an das früher Bestandene gewissenhaft anschließen zu wollen, so sind wir außer Stand hiefür einen haltbaren Grund aufzufinden. Hätte sich das vorliegende Werk an frühere Bearbeitungen blos angeschlossen, dann wäre solches Verfahren allerdings dankenswerth gewesen; nachdem es sich aber um ein Fundamentalwerk handelt, wodurch das wenige Vorausgehende überflüssig gemacht werden sollte, wären unseres Erachtens die Verff. vollkommen berechtiget gewesen, eine neue und zweckmäßige Bezeichnungsart einzuführen. War es aber Vorsatz, von vorangegangenen Selenographen etwas beyzubehalten, so würde es doch wohl zweckmäßiger gewesen seyn, die Bezeichnungen von Lohrmann *), die einzigen an welche genaue messende Bestimmungen geknüpft waren, aufzunehmen, als einen Wust von Eigennahmen vergessener Gelehrten und Ungelehrten von Riccioli und seinen Nachfolgern überzutragen.

Derselbe Uebelstand, den wir hier in Bezug auf die Mondbezeichnungen berührt haben, war auch zum Theile an den Stern-Karten und Katalogen merklich, als die Astronomie aus den Händen der Araber auf Europa übergieng. Das System, einzelne Sterne mit eigenen Namen zu belegen, hatte sich so weit ausgedehnt, daß die Zahl der Eigennahmen in die Hunderte gieng. Erst durch Bayer wurde die Bezeichnung der einzelnen Sterne durch Buchstaben eingeführt, was in Betracht der Kürze und Bequemlichkeit allgemeine Aufnahme gefunden hat. Zwar ist von Piazzi in der II. Ausgabe seines großen Sterncatalogs der Versuch gemacht worden, einen Theil der arabischen Nahmen wiederum einzuführen; allenthalben hat aber diese Neuerung so entschiedene Zurückweisung gefunden, daß wir zweifeln, ob es heutzutage auch nur einen practischen Astronomen giebt, der die Sterne Betein und Hamam zu suchen wüßte, während jeder δ Arietis und ζ Pegasi ohne Mühe findet.

Auch auf der Mondfläche, (auf welcher wir bereits über 400 Benennungen zählen, während 106 benannte Sternbilder den ganzen Sternen-Himmel

*) Hr. Lohrmann hat die meisten ausgezeichneten Stellen der von ihm verzeichneten Mondgegenden mit Buchstaben und Zahlen bezeichnet, was in der Mappa Selenographica nicht aufgenommen ist.

umfassen) hat eine dem System Bayers analoge Bezeichnungsweise bereits einigen Eingang gefunden. Sie wurde zuerst von Hrn. Lohrmann eingeführt. Sollte sie aber mit Erfolg in Anwendung kommen, so muß vor Allem das Bezeichnen einzelner Berge und Crater mit eigenen Namen beseitiget, und zweckmäßige (nicht zu zahlreiche) Benennungen der Landschaften, denen bestimmte Begränzungen zu geben sind, eingeführt werden. Dieses bleibt einem künftigen Selenographen vorbehalten.

Indem die Verf. die verschiedenen Beziehungen des Mondes möglichst vollständig zu umfassen sich vornahmen, haben sie Einiges aufgenommen, was unter den Hauptrubriken des Werkes nicht füglich Platz finden konnte. Solches ist S. 139 — 168 als Anhang eingereiht.

Der erste Anhang ist überschrieben: „Physische Bemerkungen über Sonnen- und Mondfinsternisse," eine Ueberschrift, wodurch die Verf. alle bey jenen Erscheinungen vorkommende Verhältnisse, welche von der Stellung und mathematisch angenommenen Gestalt der betreffenden Himmelskörper nicht einzig abhängen, bezeichnen wollten.

Die Berechnung der Mondfinsternisse geschieht unter der Voraussetzung, daß die Erde ein sphäroidischer Körper von gleichförmiger Oberfläche, das Licht aber homogen sey, und durch keinen Einfluß von der geraden Bahn abgelenkt werde. In der Wirklichkeit treffen diese Bedingungen nicht ein. Die Theile der Erde, wo die Sonnenstrahlen vorüberstreifen, sind von verschiedener Beschaffenheit, — Wasser oder Land, — mit verschiedener und wechselnder Beschaffenheit der Atmosphäre: daher mag es kommen, daß die Größe des Schattens und Halbschattens, der Grad der Verdunkelung und Färbung merklich verschieden sich zeigen.

Die wenigsten dieser Erscheinungen hat man bisher genau beobachtet, keine ist nach allen Umständen gehörig bestimmt worden. Bis durch das Zusammenwirken vieler entfernter Beobachter sichere Grundlagen gewonnnen sind, können wir den Erklärungs-Versuchen nur Wahrscheinlichkeit zugestehen. Von der gegenwärtigen Untersuchung erwarten wir aber den Nutzen, daß sie beytragen wird, eine genauere Beachtung der Phänomene selbst zu veranlassen.

Weit wichtiger als die Mondfinsternisse sind für den Astronomen die Verfinsterungen der Sonne: sie haben insbesondere den Vortheil, daß die dabey stattfindenden Erscheinungen einer mathematischen Bestimmung fähig sind.

Als gelegenheitliche Bemerkung deuten die Verf. zuerst auf den außerordentlichen Eindruck hin, der während einer Sonnenfinsterniß in der Thierwelt bemerkt wird. Ob das Ungewöhnliche der Erscheinung hiebey wirksam ist, oder ob eine unbekannte physische Wirkung zu Grunde liegt, ist noch nicht zu entscheiden.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß bey totalen Sonnenfinsternissen der Mond mit einem Lichtkranze umgeben erscheint, wie solches von Ferrer und Ulloa ist beobachtet worden.

Die Farben, wie die unsteten Bewegungen des Lichtkranzes zeigen an, daß er in unserer Atmosphäre seine Entstehung habe. Diese Deutung wird indessen in dem vorliegenden Werke dem Phänomene nicht gegeben: vielmehr scheint es, als sey beabsichtiget, dasselbe mit der von Hrn. Geh. Rath Bessel angenommenen schwächern Lichthülle der Sonne in Verbindung zu bringen.

Die Erscheinung, auf welche der eben erwähnte Astronom seine Hypothese begründet, wurde von ihm bey der Sonnenfinsterniß von 1836 in Königsberg gesehen, und bestand darin, daß während die Hörner sehr nahe daran waren, sich zu einem Ringe zu schließen, der dazwischen liegende Theil des Mondrandes schwach erleuchtet erschien, ohne daß er von den directen Sonnenstrahlen hätte erreicht werden können.

Dieselbe Erscheinung hatte Hr. van Swinden in Amsterdam bey der ringförmigen Sonnenfinsterniß von 1820 unmittelbar vor der Schließung und nach dem Zerbrechen des Ringes gesehen. Wir glauben hieher noch den leuchtenden Punct rechnen zu dürfen, den Ulloa, bey der totalen Finsterniß von 1778, $1\frac{1}{2}$ Minute vor dem Hervortreten der Sonne, und zwar gerade an der Stelle, wo die Sonne später hervorgetreten ist, entstehen sah.

Die Erklärung aller dieser Phänomene dürfte in dem Umstande zu finden seyn, daß die dem Rande nahe stehenden Berge der jenseitigen Mondhälfte das Licht, welches sie von der Sonne erhalten, auf den uns sichtbaren Mondrand herüberwerfen, wodurch dieser beleuchtet erscheint, während ihn die directen Sonnenstrahlen nicht treffen. Sollte die beobachtete sehr bedeutende Intensität des Lichtes als Einwendung gegen diesen Erklärungs-Versuch angeführt werden, so müssen wir erinnern, daß die Reflexion um so stärker ist, je schiefer der Einfallswinkel, und je weniger das Licht auf seinem Wege von dem Gesetze der vollkommenen Spiegelreflexion abweicht. Das letztere Verhältniß ist der Ausdruck der Erfahrung, daß von einer beleuchteten Fläche nicht nach allen Richtungen ein gleich intensives Licht ausgeht, sondern die stärkste Intensität mit derjenigen Richtung zusammentrifft, welche das Licht nehmen würde, wenn die Fläche ein Spiegel wäre.

Beyde hier berührte, günstige Umstände treffen bey der Erscheinung, welche wir zu erklären haben, zusammen; mithin wäre eine bedeutende Intensität des Lichtes zu erwarten: ob sie aber bedeutend genug seyn werde, um noch durch ein Dämpfglas auf das Auge einen merklichen Eindruck zu machen, ist eine Frage, die weitere Berücksichtigung verdient. Wir müssen deßhalb noch auf die Beobachtung des Hrn. Hassler verweisen (Transactions of the American Philosophical Society Vol. IV.), welche wir bereits im II. Bande dieser Zeitschrift S. 895 erwähnt haben, und die ohne Zweifel nur deßwegen von den HH. Verf. übergangen wurde, weil sie ihnen unbekannt geblieben war. Hr. Hassler konnte während der Sonnenfinsterniß vom 12. Febr. 1831 die Unebenheiten der uns zugewendeten, also von dem Reflexionslichte der Erde beleuchteten Mondhälfte durch ein Theodoliten-Fernrohr mit 70 maliger Vergrößerung deutlich unterscheiden. Wenn unter solchen Umständen das Sonnenlicht nach zweyfacher Reflexion intensiv genug war, um durch ein Sonnenglas noch die Mondfläche zum Theile sichtbar zu machen, so scheint kein Grund vorhanden, die zweyfache Reflexion, welche in der obigen Erklärung angenommen wurde, als unvereinbar mit der beobachteten Lichtintensität anzusehen.

Was wir hier auseinander zu setzen gesucht haben, stimmt besonders gut mit der Deutung überein, welche die HH. Verf. S. 134 der von Schröter auf dem Monde beobachteten Dämmerung geben: sie soll nämlich durch das Licht erzeugt gewesen seyn, welches von den beleuchteten Bergspitzen auf die umliegende Gegend geworfen wurde. Die oben niedergelegten Grundsätze erklären aber außer der Thatsache selbst noch den Umstand, daß nur in der Nähe der Conjunction von Schröter die Erscheinung bemerkt werden konnte.

Der Anhang II. „über das Erdenlicht im Monde," enthält wenig Bemerkenswerthes. Was darin untersucht wird, läßt sich auf Folgendes zurückführen.

Die Reflexionsfähigkeit der Erdoberfläche ist nicht an allen Theilen gleich, daher die Beleuchtung der Mondscheibe durch das Erdenlicht nach Umständen verschiedene Intensität darbietet. Das Erdenlicht wird wiederum in verschiedenem Maße von den einzelnen Theilen des Mondes reflectirt: am stärksten und wirklich sehr auffallend ist die Reflexion durch gewisse Bergspitzen, wodurch der nunmehr verschwundene Glaube an Mondvulkane erzeugt wurde.

(Fortsetzung folgt).

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau giebt außer ihren Denkschriften und besondern größern Werken auch noch ein Bulletin heraus, das die Bestimmung hat, das Publikum zeitig mit den Arbeiten der Mitglieder bekannt zu machen, kleinere Artikel ganz aufzunehmen, und Auszüge aus den Sitzungsprotokollen und der wissenschaftlichen Korrespondenz zu liefern. Dieses Bulletin enthält demnach zum Theil weitläufigere Artikel, als dieß sonst bey Anzeigen akademischer Verhandlungen der Fall ist, und ist als eine Art von Journal anzusehen, das eben deshalb auch Abbildungen nicht ausschließt. Von dem Jahrgange 1837 sind uns bis jetzt 4 Hefte zugekommen, von denen wir hiemit eine kurze Anzeige liefern.

Nr. I. 67 Seiten.

1. Kurze Notizen über einige Schmetterlinge Rußlands, als Beyträge zu Treitschke's Supplementen zu betrachten, von Dr. Eduard Eversmann, Prof. zu Kasan (S. 1 — 32).

Viele Bemerkungen über meist schon bekannte, doch auch über einige neue Schmetterlinge, wie sie dem Verf. auf seinen zwanzigjährigen Wanderungen durch Rußland aufgestoßen sind. Eine weitere Fortsetzung ist versprochen.

2. Insecta Wolgam fluvium inter et montes Uralenses observata a Dr. Eduardo Eversmann (S. 33 — 39).

An Rhynchoten zählt der Verf. in gedachter Gegend 225 Arten, an Orthopteren 55, an Libellulinen 31 Arten auf. Eine Menge neuer Arten sind darunter, doch ohne Beschreibung, da es ein bloßes Namensverzeichniß ist.

3. Einige Worte über die Fauna entomologica Trans - Caucasica von F. Faldermann (S. 40 — 43).

Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß der zweyte Theil seiner Beschreibung der transkaukasischen Insekten im Drucke ist. Der erste Theil ist schon 1835 erschienen und bildet den vierten Band der Nouveaux Mém. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. Er enthält die neuen Arten der Pentameren unter den Titeln: Additamenta entomologica ad Faunam Rossicam und Coleoptera Persico - Armeniaca. Der zweyte Theil bildet den fünften Band gedachter Memoiren, und enthält die neuen Arten der Heteromeren, d. h. Melasomen 47, Taxicornen 2, Helopiden 29, Trachelíden 8, Vesicanten 17, Stenelytren 8, ferner die Tetrameren, d. h. Curculionen 79, Xylophagen 9, Longicornen 42, Chrysomelinen 50, endlich die Trimeren, Aphidiphagen 10. Beyde Theile zusammen sollen nun den Titel Fauna entomologica Transcaucasica bekommen.

4. Extrait des Protocolles des séances de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. Pendant l'année 1836 (S. 44 — 55).

Der gewöhnliche Jahresbericht.

5. Index specierum plantarum circa urbem Ircutiam, in Dauria et ad lacum Baikal in Sibiria lectarum, quas Societas caes. Nat. scrutatorum Mosquensis pro mutua commutatione offert (S. 56 — 62).

Es werden hier 338 Arten sibirischer Pflanzen zum Tausche angeboten.

Nr. II. 67 Seiten.

1. Mémoire sur quelques genres et espèces de Carabiques, par M. le Comte Mannerheim (S. 1 — 49).

Der Verf. hatte an Schönherr alle Curculioniden seiner Sammlung, die dieser noch nicht besaß, abgetreten, dafür erhielt er wieder von Letzterem alle Carabiden, die ihm fehlten. Durch diesen Umtausch förderte Jeder des Andern Arbeiten; vom Grafen Mannerheim finden wir hier viele neue Arten von Carabiden aus den verschiedensten Gegenden beschrieben. Auch hat er unter dem Namen Oxygonia, Stenocnemus und Hololissus 3 neue Gattungen errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

In Nr. 250. S. 979, Zeile 20 v. o. statt einfeinden lies: einfrieden. S. 980, Z. 6. v. o. statt nur Bayern l. nun Bayern. S. 984 Z. 9 v. o. statt demnach l. dennoch. Z. 11 v. u. statt Kraft l. Recht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, ꝛc.
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Der III. Anhang handelt „von einigen Wahrnehmungen, welche eine Mondatmosphäre anzudeuten scheinen.“ Nachdem in §. 83. entscheidende Gründe dargelegt sind, wornach dem Monde, und zwar mit Recht, jede wahrnehmbare Dunstumhüllung abgesprochen worden, finden wir den Titel, noch mehr aber den Inhalt dieses Anhanges überraschend, und wir glauben kaum, daß der Leser darin die gründliche Kritik, welche sich in dem Werke sonst offenbart, erkennen werde. Zuerst werden zwey Beobachtungen von Hrn. Hauptmann Boguslawsky angeführt, der einen kleinen Stern länglich und mit geschwächtem Lichte hinter den Mond ein- oder austreten sah, eine Erscheinung, welche $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Minute gedauert hat.

Wir sehen nicht wohl ein, in welche Verbindung diese isolirte Beobachtungen mit dem in Frage stehenden Gegenstande gebracht werden sollen. Ist wirklich eine Atmosphäre auf der Mondoberfläche vorhanden, welche das Bild eines Sterns zu verziehen im Stande ist, so muß diese Wirkung jedesmal erfolgen. Oder welche atmosphärische Veränderungen sollen den Umstand erklären, daß einmal die Mond-Atmosphäre in einer Höhe von mehr als 4 deutschen Meilen das Bild eines Sterns verzieht, ein anderes Mal der Stern ungeändert an Gestalt und Glanz bis zum Rande selbst gelangt? Es scheint zwar, als wollte angedeutet werden, daß die Einwirkung der Mondatmosphäre häufig oder jedesmal sich auf gleiche Weise äußere, und daß nur den Beobachtern die Schuld zu geben sey, wenn sie nicht öfter wahrgenommen worden. Wir müssen aber hier erinnern, daß, wenn es sich um die Entscheidung handelt, ob eine Erscheinung wahrnehmbar sey oder nicht, die Bejahung oder Verneinung nicht auf ein Paar Beobachtungen begründet werden dürfe, sondern die Zahl der vorgekommenen Fälle aufzuführen und die Autorität der Beobachter gegen einander abzuwägen sey. Wir unterlassen gerne, solches bey der gegenwärtigen Frage zu thun, um so mehr, als es wohl Niemanden entgehen kann, daß wir auf solchem Wege nicht zu einem mit den Ansichten der HH. Verf. übereinstimmenden Schlusse gelangen würden.

Bey der kurzen Erwähnung des sonderbaren Phänomens, daß bey Sternbedeckungen bisweilen der Stern, ehe er verschwindet, auf einige Augenblicke vor der Mondscheibe gesehen wird, findet sich nur der Name Schröters als Auctorität angeführt. Wir müssen annehmen, daß es Absicht der Verff. gewesen ist, nur im Vorübergehen dieser Erscheinung zu gedenken, da eine so unvollständige Notiz über ein Phänomen, das nicht bloß von Schröter, sondern von vielen Beobachtern und unter verschiedenen Umständen gesehen worden ist, nicht zum Zwecke einer Untersuchung ausreicht. Wir stimmen vollkommen mit den Verff. überein, daß hier die Wirkung einer Atmosphäre nicht zu finden sey, ohne übrigens die Deutung, welche dem Phänomen gegeben wird, als befriedigend anzuerkennen.

Zunächst wird von den Verff. als unzweydeutiger Beweis einer Atmosphäre der bläuliche Schimmer angeführt, den sie bisweilen an den Ringgebirgen, die sich gerade auf der Lichtgränze befanden, bemerkt zu haben glauben. Allerdings kann die bläuliche Farbe durch eine Atmosphäre erzeugt seyn: eine ganz andere Frage ist es aber, ob solche atmosphärische Wirkung mit den übrigen Phänomenen vereinbar, ob sie zur Erklärung des Gesehenen nothwendig sey.

Eine Atmosphäre, welche in so großer Ferne einen bläulichen Schimmer hervorzubringen im Stande ist, muß schon bedeutende Dichtigkeit besitzen, und mithin auch die Grenzen eines Gegenstandes ihrer Schärfe und Deutlichkeit berauben.

Wir finden weder über den letztern Punct etwas bemerkt, noch irgend einen Versuch gemacht, eine Atmosphäre, die so bedeutender Verdichtung fähig ist, mit den übrigen Phänomenen in Einklang zu bringen.

Wo es möglich ist, eine Wirkung mehreren Ursachen zuzuschreiben, liegt es dem Naturforscher ob, indem er eine Ursache als wirkend angiebt, die übrigen auszuschließen. Eine Atmosphäre ist nicht die einzige Ursache, welche einem Berggipfel bläuliche Färbung zu geben vermag, auch die Intensität der Beleuchtung, der Beleuchtungswinkel und der Contrast mit umgebenden hellen Objecten sind geeignet, unter gewissen Verhältnissen einen bläulichen Schimmer zu erzeugen: nur nach überwiegenden Gründen darf der einen oder der andern Ursache der Vorzug gegeben werden.

Die Verff. erwähnen nicht, ob sie solcher Untersuchung Rücksicht gewidmet haben: jedenfalls können wir nicht mit dem Schlusse übereinstimmen, zu welchem sie gelangt sind. So lange alle übrige Umstände sich gegen eine Atmosphäre vereinigen, so wird, wie uns scheint, die beste Erklärung der bläulichen Bergspitzen in dem Contraste mit der beleuchteten Mondfläche zu suchen seyn, der bekannten Erfahrung gemäß, daß ein schwaches Licht in der Nähe eines stärkern bläulich erscheint.

Zur Erklärung des Umstandes, daß nur beym Anbruche des Mond-Tages die Berge mit Dünsten umhüllt gesehen werden, drücken die Verff. ihre Ansicht aus, die Trübungen der Mondluft müßten am häufigsten an der Nachtseite vorkommen. Wir können den Grund hievon nicht einsehen, auch keine Analogie mit unserer Erdluft auffinden, und halten überhaupt die Annahme für zu willkührlich, als daß sie zur Grundlage weiterer Schlüsse gemacht werden dürfte.

Halten wir nun, um das Vorgehende zusammenzufassen, die beyden Umstände gegeneinander, einerseits, daß es nicht möglich ist die Erscheinungen der Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen mit dem Daseyn einer merkbaren Mond-Atmosphäre zu vereinbaren, andererseits, daß die hier angeführten Phänomene eine ganz andere und ungezwungene Deutung zulassen, — so können wir uns nicht entschliessen, die von den Verff. ausgesprochenen Ansichten als begründet zu betrachten.

Der vierte und letzte Anhang handelt „von dem Einflusse des Mondes auf die Witterung," und ist von Hrn. Mädler allein verfaßt. — Bekanntlich hat die Periode des letzten Decenniums eine große Menge Vorarbeiten zu diesem Behufe geliefert, worunter die Bemühungen von Schübler, A. Bouvard, Eugen Bouvard, Eisenlohr zu zählen sind. Allen Arbeiten liegt dieselbe Methode zu Grunde.

Da die Temperatur, der Luftdruck und atmosphärische Zustände überhaupt theils durch zufällige Ursachen, theils durch regelmäßige periodische Gleichungen bedingt sind, so leitet die Theorie auf ein einfaches Verfahren, aus der Gesammtwirkung die wirkenden Ursachen zu trennen und einzeln darzustellen, vorausgesetzt daß man eine große Zahl von Beobachtungen besitze. Eigentlich müßte

die Zahl der Beobachtungen, um genaue Resultate zu liefern, unendlich groß seyn; man darf sich unterdessen mit einer um so kleineren Zahl begnügen, je näher folgende Bedingungen erfüllt sind, nämlich, daß erstens die Gleichung, deren Einfluß man sucht, die beträchtlichste unter den vorkommenden Gleichungen sey, und deshalb die größeren Gleichungen voraus in Rechnung gebracht sind, daß zweytens die Größe der zufälligen Fehler im Verhältnisse mit der gesuchten Gleichung nicht zu bedeutend sey.

Der erstern Bedingung ist vom Hrn. Verf. bey den Beobachtungen von Trentepohl und Chenon zu Christiansburg (Guinea) genügt worden; bey der Bearbeitung der europäischen Beobachtungen ist keine Rücksicht darauf genommen.

Die letztere Bedingung findet sich in keiner Weltgegend, am allerwenigsten an den vom Hrn. Verf. angeführten europäischen Beobachtungsstationen, erfüllt.

Daß hiernach aus den vorhandenen Beobachtungsreihen nur sehr unzuverläßige Resultate zu erhalten waren, läßt sich voraussehen. Um den Grad der Zuverläßigkeit zu schätzen, werden wir nicht auf die wahrscheinlichen Fehler hinweisen, um so mehr als es in Frage gestellt werden dürfte, ob bey so geringer Zahl von Beobachtungen die Grundsätze der Wahrscheinlichkeits-Rechnung überhaupt und ob sie in der hier vorkommenden Weise Anwendung finden; wir wollen vielmehr (was in der Abhandlung selbst nicht geschehen ist) durch Zusammenstellung der Resultate der verschiedenen Stationen den Grad der Zuverläßigkeit für einige Fälle zu ermitteln suchen.

Der Grundsatz, worauf sich dieses Verfahren stützt, besteht darin, daß sich die Wirkung der Localität darauf beschränke, den Betrag der Gleichung nach einem gewissen Maßstabe zu verringern oder zu vergrößern, d. h. den Coefficienten zu modificiren, nicht die Periode zu ändern: so zwar daß die Bewegungen immer in demselben Sinne und nahe nach demselben Verhältnisse vorgehen müssen.

Das Barometer steht im Apogäum höher als im Perigäum, und zwar

in Berlin	um	0,203 Linien.
in Carlsruhe	„	—
in Paris	„	0,242
in Viviers	„	0,443
in Christiansburg	„	0,056

Folgende Zusammenstellung giebt, für dieselben Orte, an, wie weit die Barometerhöhe der einzelnen Phasen das Mittel aus den 4 Phasen übertreffen. Der Betrag, in Pariser Linien ausgedrückt, ist:

	N.M.	E.V.	V.M.	L.V.
Berlin	+0,161	—0,066	—0,122	+0,018
Carlsruhe	+0,141	—0,271	—0,235	+0,365
Paris	—0,013	—0,048	—0,173	+0,234
Viviers	—0,054	—0,090	—0,134	+0,279
Christiansb.	+0,028	—0,059	—0,018	+0,048

Ist gleich die Uebereinstimmung der Zeichen so constant, daß man auf einen vorhandenen Einfluß mit Recht schließen darf, so weichen andrerseits die einzelnen Ansätze zu weit von der Proportionalität ab, als daß wir die bisherigen Resultate auch nur als genäherte Werthe zu betrachten hätten.

Wir haben den Einfluß des Mondes auf den Luftdruck als Beyspiel herausgehoben, weil die Rechnung am häufigsten auf dieses Verhältniß angewendet worden. Der Hr. Verf. berücksichtiget nach gleicher Methode auch die Temperatur, Regenmenge und Heiterkeit der Atmosphäre, und gelangt zu dem Schluße, daß auf alle diese Verhältnisse der Mond seinen Einfluß äusseren, — daß insbesondere die Witterung günstiger und dem Weinbaue vortheilhafter sey, wenn der Mond die Maxima seiner nördlichen und südlichen Declination erreiche, — daß endlich die Gravitation diese Einflüße zu erklären nicht vermöge, sondern eine andere wirkende Ursache zu Grunde liege.

Man kann für jetzt nur der Thätigkeit und Untersuchungsmethode des Hrn. Verf. die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen; was die Resultate betrifft, so sind sie von der Art, daß kaum abzusehen ist, wann auf dem jetzigen Wege der Beobachtung eine hinreichende Grundlage gewonnen seyn wird, um nach derselben Methode die Hoffnung eines sichern Erfolges zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. II. 67 Seiten.

(Fortsetzung.)

2. Conchylia tam terrestria quam fluviatilia et e maribus adjacentibus imperii Rossici indigena, quae pro mutua offeruntur historiae naturalis cultoribus commutatione, a J. Krynicki, Prof. Univ. Charkov. (S. 50 — 64).

220 Arten Conchylien, von denen die größere Hälfte dem Lande und Süßwasser angehört, sind hier als Tauschartikel verzeichnet. Dieß Verzeichniß ist zugleich lehrreich hinsichtlich der geographischen Verbreitung der aufgezählten Arten.

3. Séances de la Société etc. (S. 65 — 67).

Kurze Auszüge aus den Sitzungsprotokollen vom Januar und Februar 1837.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

1. Description de quelques genres nouveaux et de quelques espèces nouvelles ou inédites de Carabiques, par M. le Baron de Chaudoir (S. 1 — 20).

Es sind hier 25 Arten beschrieben. Die neuen Gattungen heissen Coptoptera und Axinopsophus.

2. Notice sur les avantages des micromètres au foyer de l'oculaire dans les microscopes composés, et sur la manière de les y placer, par le Prof. Alexandre Fischer (S. 21 — 45).

In obiger Abhandlung „über die Vortheile der Mikrometer im Brennpuncte des Okulares bey zusammengesetzten Mikroskopen und über die Art, sie dahin zu bringen," zeigt der Herr Verfasser, daß unter den vielen mikroskopischen Messungsmitteln gegenwärtig hauptsächlich das Schrauben-Mikrometer und das Objectiv-Glas-Mikrometer in Anwendung sind. Als Mängel des Schrauben-Mikrometers führt er an, daß es nicht geeignet sey, kleine, in Bewegung begriffene mikroskopische Körper zu messen, daß sein Preis den des Mikroskopes wenigstens verdoppele und daß es durch ungeschickte Behandlung leicht beschädiget werden könne. Als wesentlichsten Nachtheil des Objectiv-Glas-Mikrometers hebt er heraus, daß die Mikrometertafel nicht in derselben Ebene liegt, in welcher sich der zu messende Gegenstand befindet, daher Gegenstand und Scala nicht zugleich deutlich erscheinen, endlich, daß undurchsichtige Körper die Scala verdecken und daß es auch schwer sey, hinreichend fein getheilte Mikrometer zu erhalten. Er glaubt durch Verlegung des Planglas-Mikrometers in den Brennpunct des Okulares die Vortheile beyder angeführter Mikrometer zu verbinden und dabey alle ihre Nachtheile zu vermeiden. Er begegnet vorbeugend den Einwendungen, welche gegen dieses Mikrometer gemacht werden könnten, indem er zeigt, daß man, im Falle der zu messende Gegenstand größer als das Gesichtsfeld des Okulares ist, mit schwächerer Vergrößerung zu messen habe, ferner wie man die Scalen theilen müsse, um auch dann noch rasch ablesen zu können, und glaubt endlich den Fehler, welcher in der Messung entsteht, wenn man außer der Axe Mikrometer und Bild vergleicht, als sehr klein vernachlässigen zu können. Nachdem er sein Erstaunen darüber ausdrückt, daß dieses Mikrometer noch so selten sey, und nicht allgemeinen Eingang im Leben gefunden habe, sieht er den Grund hievon in der Schwierigkeit, welche die Optiker gefunden haben müssen, bey der Lösung des Problems die geeignete Mikrometer-Tafel in den Brennpunct des Okulares zu bringen. Er hält dieß für das Grund-Princip, worauf die Construction solcher Mikroskope basirt werden müsse. Auch betrachtet er die glückliche Lösung seinerseits als Veranlassung zu obiger Schrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, ꝛc.
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Fortsetzung.)

Die Hauptaufgabe, welche sich die Verff. vorgesetzt haben, bestand darin, eine richtige Darstellung der uns sichtbaren Mondoberfläche zu geben: das Mittel um die Aufgabe zu lösen, ist micrometrische Messung. Indessen ist hier eine gewisse Grenze festzusetzen, da die Unregelmäßigkeit der Mondfläche zu groß ist, um jemals erschöpfend durch geometrische Bestimmung aufgenommen zu werden.

Deßhalb ist es nothwendig, soll eine Darstellung unserer Nachbarwelt erlangt werden, der Messung durch Beschreibung und Zeichnung ergänzend nachzuhelfen.

Dieses haben die Verf. theils durch ihre Mappa Selenographica, theils durch die Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, welche den zweyten Theil des vorliegenden Werkes bildet, in Erfüllung gesetzt.

Als Motto finden wir diesem zweyten Theile folgende Worte von Dr. Stewart vorangeschickt: „Erscheinungen sollten immer in Ausdrücken beschrieben werden, welche keine Meynung über ihre Ursachen involviren. Diese gehören einer besondern Untersuchung an, und werden am Besten verstanden, wenn man die Thatsachen aufrichtig hingibt, unabhängig von etwas, was zunächst als unbekannt betrachtet werden werden muß. Diese Regel ist besonders wichtig, wenn die Thatsachen in gewissem Grade complicirt sind."

Wir haben das Motto ausgezogen, weil es uns der Mühe überhebt, die Grundsätze, welche bey einer Mondtopographie befolgt werden sollten, und welche, — wie wir mit besonderem Vergnügen den Verff. zugestehen müssen, — im vorliegenden Werke gewissenhaft erfüllt sind, näher zu beleuchten. Die Erfüllung dieser Grundsätze rechnen wir den Verff. um so mehr zum Verdienste an, als es bekannt ist, wie selten von früheren Selenographen dieselben berücksichtiget wurden, und wie häufig der magische Anblick der Berge und Thäler unserer Nachbarwelt die Beobachter vermocht hat, den trockenen Weg astronomischen Forschens mit phantastischen Spekulationen zu vertauschen.

Die Beschreibung der Mondländer umfaßt nebst dem Aussehen im Allgemeinen, noch Länge und Breite, auch Distanzen merkwürdiger Puncte, Krater-Durchmesser, Berghöhen, Lichtstärke, und Farbe einzelner Theile, bisweilen auch die Vergleichung älterer und neuerer Bestimmungen mit kritischen Anmerkungen begleitet. Mit Ausnahme von Schröters Werk ist wenig Detailbeschreibung vorhanden: daraus werden denn auch gewöhnlich die Angaben zur Vergleichung gezogen. Diejenigen, welche gewohnt waren, auf Schröter als einen gründlichen Forscher mit frühzeitig eingeflößter Verehrung hinaufzublicken, werden sich hier auf eine unangenehme Weise enttäuscht finden. Sollte jedoch Jemand glauben, daß Schröters Versehen und grundlosen Schlüsse zu schonungslos dem Publikum vorgehalten sind, so müs-

sen wir dagegen den Umstand zu bedenken geben, daß es Pflicht des Astronomen ist, der falschen Richtung, welche Phantasie an die Stelle wissenschaftlicher Untersuchung zu setzen sich bemüht, nachdrücklich entgegenzutreten, und daß dieses in dem gegenwärtigen Falle um so nothwendiger gewesen ist, als Schröters Ansichten und Behauptungen ungeprüft jetzt noch so häufig in populären Schriften nachgebetet werden. Hier einige darauf bezügliche Stellen.

S. 194 „Schröter, der das ganze Mare Crisium mit allen Umgebungen in Einem Abend zeichnete (!), weiß von allen diesen Unterschieden Nichts, sondern giebt ihm allenthalben eine gleichartige, abgeschlossene Begrenzung, die mehr ein Phantasiegebilde, als eine natürliche Darstellung ist, und kaum zur Wiedererkennung des Mare selbst genügt, zur Orientirung im Einzelnen aber völlig unbrauchbar ist. Wie war es nun möglich, auf die Basis solcher Auffassungen bey späterer Beobachtung die Behauptung des Stattfindens atmosphärischer, vulkanischer u. dgl. Veränderungen zu gründen?“

S. 201 „Außer Cleomedes, der aber auch dem Rande näher gerückt ist, als ihn die Libration jemals bringen kann, läßt sich kein einziger Gegenstand auf Tab. VIII. (in Schröters Selenotopographischen Fragmenten) mit Sicherheit auf dem Monde nachweisen, und es scheint, daß Schröter selbst dieß in der Folge vergebens versucht habe, und daß hierin größtentheils der Grund der §. 412. von ihm erörterten „physischen“ Veränderungen in dieser Gegend zu suchen sey.“

S. 244. „Zu tadeln ist es gewiß nicht, daß Schröter im Besitze von selbstverfertigten Instrumenten, die damals nur allein von dem Herschel'schen Riesenteleskop übertroffen wurden, sie zur Lösung aller der Fragen anzuwenden versuchte, welche die Wißbegierde aufzustellen pflegt. Für etwas mehr als Versuche giebt er auch seine Messungen dieser Art nicht aus, und es wäre nur zu wünschen, daß er sich begnügt hätte, das Detail der Beobachtung und die direct abgeleiteten Resultate zu geben, ohne weitere Schlüsse darauf zu bauen, und dadurch zu veranlassen, daß das Heer seiner Nachschreiber, denen eine gründliche Kenntniß des Gegenstandes meist abging, seine 5 Meilen hohe Venus- und 3 Meilen hohen Merkursberge als ausgemachte Wahrheiten selbst in Hand- und Lehrbücher aufzunehmen sich berechtigt glaubte.“

Wir unterlassen noch mehrere Nachweisungen hervorzuheben, wie Schröter in unglaublich kurzer Zeit ganze Mondländer zeichnete, und alle später gefundene Unterschiede zwischen der Zeichnung und dem Original als Wirkungen physischer Kräfte auf dem Monde ausgab. Was die Verff. selbst betrifft, so erklären sie, nie eine Spur vorkommender Veränderungen gesehen zu haben. Solches Resultat war auch zu erwarten, da die Gegenstände, welche durch unsere Fernröhre sichtbar sind, nicht zu denjenigen gehören, die irdischer Analogie zufolge, einer Umgestaltung (gewaltsame Revolutionen ausgenommen) unterliegen. Große Formen, — Berge und Thäler — werden weder durch gewöhnliche Wirkung von Naturkräften noch durch Menschenhände zu anderer Gestalt umgemodelt, zu Ebenen ausgeglichen, oder mit einander vertauscht.

Eine veränderliche Färbung wird hie und da erwähnt, namentlich im Mare Vaporum. Sollte man etwa geneigt seyn, in solchem schwachen Farbenwechsel eine Vegetation zu vermuthen, welche während einer Lichtperiode des Mondes ihre Stufen durchmacht, so muß noch der Beweis nothwendig vorausgehen, daß die Färbung nicht von der Beleuchtung herrühre.

Hierüber drücken sich indessen die Verf. nicht entschieden aus: sie sind darin, wie im ganzen Werke ihrem Grundsatze getreu geblieben, nur Thatsachen aufzuzeichnen, die Erklärung aber der fortschreiten-

den Untersuchung zu überlassen, nicht sie durch Hypothesen zu ergänzen, was eine eben so leichte als nutzlose Arbeit wäre.

Nachdem wir nun dasjenige berührt haben, was das Verhältniß des vorliegenden Werkes der Wissenschaft gegenüber bezeichnen sollte, müssen wir noch des fernern Zweckes erwähnen, den sich die Verf. vorgesetzt, nämlich die Darstellung einem größern Publikum verständlich und belehrend zu machen. Auch hierin können wir es als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß sie alle Versuche übertroffen haben, welche bisher in ähnlichem Sinne vorausgegangen sind.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ein überwiegender Theil des Publikums den Zweck astronomischer Forschung überhaupt nicht begriffen hat, — wo nur dasjenige Anklang finden konnte, was, Wunder verkündigend, die Phantasie anzuregen geeignet war, gleichviel welchen Gehalt es besitzen mochte. Ein gründlicheres Streben offenbart sich heutzutage so allgemein, daß man einer bessern Zukunft entgegenzusehen berechtiget ist. Ohne als Fach die Wissenschaft betreiben zu wollen, suchen Viele sich mit dem Forschungswege der Astronomen und mit dem Fortgange und den Resultaten astronomischer Unternehmungen bekannt zu machen. Andererseits haben Manche der ausgezeichnetsten Astronomen in einzelnen Schriften den Zweck beurkundet, ein allgemeineres und leichteres Verständniß ihrer Arbeiten zu erzielen, wovon als Beyspiel die Aufsätze in „Schumachers Jahrbuch“ Zeugniß geben mögen. Das Bedürfniß einer allgemeinern Verständigung, und die Mittel, diesen Zweck ohne Eintrag für die wissenschaftliche Haltung des Ganzen zu erreichen, haben die Verff. sehr richtig aufgefaßt. Wir werden hier von dem Inhalte des Werkes dasjenige, was vorzugsweise eine populäre Tendenz hat, näher zu bezeichnen suchen.

Zuerst rechnen wir hieher den Umstand, daß die Verff. auch die Bewegung des Mondes behandelt haben, obwohl dieses zu der Richtung ihrer eigenen Forschung nur in ferner Beziehung steht. Auch ist bloß dasjenige angeführt, was einen allgemeinen Begriff der Mondtheorie geben kann.

Hieher gehört ferner die Total-Uebersicht der Mondoberfläche (S. 124 — 139). Die Verff. geben darin eine eben so interessante als belehrende Entwickelung der auf dem Monde vorkommenden Gestaltungen; darunter sind begriffen die so genannten Meere oder Ebenen, die Gebirge nach ihren verschiedenen Formen, die räthselhaften Gebilde, die man Rillen genannt hat, die Strahlensysteme, die Farbe der Mondoberfläche. Auch die Frage über Bewohnbarkeit, Veränderungen, Cultur, Strassen- und Wasserbau auf dem Monde wird nicht unberührt gelassen. „Es sey,“ (heißt es S. 131) „hier im Allgemeinen bemerkt, daß der Eifer, mit dem man den Producten selenitischer Architektur nachgespürt hat, so wie er bis jetzt keine reellen Früchte getragen, auch für die Folge wenig verspricht. Selbst für die fernsten Zeiten und unter Annahme einer immer fortschreitenden Vervollkommnung unserer mechanischen und optischen Hülfsmittel ist die Hoffnung, zu unsern Städten, Strassen, Wällen auf dem Monde bestimmte Analoga aufzufinden, eine sehr geringe. Alles, was menschliche Kultur auf der Erdoberfläche bewirkt hat, und fortwährend bewirkt, wird — abgesehen von den Geisteskräften des Menschen — hauptsächlich durch zwey große Factoren bedingt, einerseits durch die atmosphärischen und Witterungszustände, andererseits durch das Verhältniß der mechanischen Kräfte zu den zu bewältigenden Massen..... der Mensch errichtete sich künstliche Aufenthaltsorte zuerst deßhalb, weil die ihm von der Natur dargebotenen unter den gegebenen atmosphärischen Verhältnissen ungenügend erschienen, er hat Wege geebnet weil bey dem stattfindenden Gravitations-Verhältnisse auf der Erde seine eigene Fortbewegung, so wie das Fortschaffen der Massen ohne künstliche Wege zu sehr

erschwert seyn würde ..... Eine Menge der Anordnungen die wir getroffen haben, beziehen sich auf die Veränderlichkeit der Jahreszeiten, die auf unserer Erde ziemlich beträchtlich ist."

Schluß folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung).

2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Er stellt nun als Grundbedingung eines bequemen Messungsmittels auf, daß die Vergrößerungsangabe in rationalem, und überdieß in decimalem Verhältniß zu der Größe des gemessenen Gegenstandes stehe, indem er nur solche Angaben „convenable ou raisonnable" nennt, weil, wie er meint, Rechnen und Beobachten sich nicht zugleich vertragen. Er zeigt jetzt, daß man die Vergrößerung des Mikroscopes durch zwey gleich getheilte Mikrometertafeln bestimmen kann, wenn die eine als Object unter das Mikroscop, die andere aber als Mikrometer in den Okularbrennpunct zu stehen kömmt, und daß man das Verhältniß der beyden Bilder durch Verlängern oder Verkürzen des Mikroscopkörpers beliebig ändern könne, bis das beabsichtigte Verhältniß der Vergrößerung erlangt ist. Nun folgen, nachdem er des Falles für Kurz- und Weitsichtige durch getrennte Verstellung des Okulares in der optischen Axe allein gedenkt, weitläufige analytische Rechnungen, deren Zweck ist, für eine gegebene Brennweite des Objectives den Abstand des Mikrometers von letzterem zu bestimmen, um in dem verlangten Verhältniß zu vergrößern. Er findet, daß wenn die Vergrößerung m seyn soll, dieser Abstand (m+1) mal die Brennweite des Objectives ist, und sagt von diesem Satze, den er ein eminent wichtiges Gesetz nennt, daß nur, weil man ihn nicht kannte, unübersteigliche Hindernisse in der Einrichtung der Okular-Mikrometer gefunden werden mußten.

Nun bringt er mehrere Collective zur Vergrößerung des Gesichtsfeldes ꝛc. an, und zeigt, wie auch in diesen Fällen der Abstand des Mikrometers zu berechnen sey und wie dem Mikroscopkörper, durch Zwischenröhren für die verschiedenen Objective, immer die den rationalen Vergrößerungen entsprechenden Längen gegeben werden können.

Dieß ist der wesentliche Inhalt obiger Schrift.

In der That spielt das Mikrometer beym Gebrauche des Mikroscopes eine wichtige Rolle. Man begnügt sich nicht mehr mit beyläufiger Beschreibung des Gesehenen, sondern man verlangt die räumlichen Verhältnisse auf numerische genau bestimmte Werthe zurückgeführt, so daß man sagen könnte, der Geist der Astronomie ist nun auch in die Naturwissenschaften eingedrungen. Aus diesem Gesichtspunkte ist die Frage über Vervollkommnung der Messungsmittel für das Mikroscop von hohem Belange und wir glauben, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, die angeführten Vorschläge des Herrn Verfassers näher ins Auge fassen zu dürfen.

Welches sind nun die erlangten Vortheile und was ist Neues daran? Diese Fragen werden sich Manchem unserer Leser aufdrängen. Wir werden sie zu beantworten suchen, müssen aber, unsere Ansicht zu begründen, etwas weiter in diesen Gegenstand eindringen.

Die Aufgabe, relative Dimensionen eines gesehenen Bildes zu ermitteln, findet nicht nur in der mikroscopischen Welt statt; sie kömmt, aller graphischen Darstellungen nicht zu erwähnen, ganz besonders häufig in der praktischen Astronomie vor. Auch hier kommen wie beym Mikroscop Fälle vor, wo man von scheinbar ruhigen festen Bildern sehr kleine oder große Abstände kennen will, wieder andere, wo die Bilder, die man messen soll, unregelmäßige und rasche Bewegungen machen (bey Beobachtungen aus freyer Hand). Der Unterschied, daß bey dem Mikroscop der Gegenstand sehr nahe liegt, während dessen Entfernung am Sternhimmel gegen unsern Maaßstab unendlich groß angenommen werden kann, ist ohne Einfluß auf die Art, wie uns die Bilder erscheinen.

Wir sehen im Mikroscop so gut wie im Fernrohr die Bilder unendlich entfernt, und es können daher dieselben Hülfsmittel zur Erfindung der Dimensionen bey dem Mikroscop und bey dem Fernrohre angewandt werden. In der Astronomie aber hat man sich schon lange bemüht, passende Apparate für alle verschiedene erwähnte Fälle auszudenken und unsere numerische Kenntniß am Firmamente liefert den factischen Beleg, in welchem Maaße dieses gelungen sey. Wenn es sich also darum handelt, die Meßkunst auch mit dem Mikroscop zu verbinden, werden wir wohl thun, die Erfahrungen in der Instrumental-Astronomie zu benützen, und unter den vielen Hülfsmitteln, die der Scharfsinn verflossener Jahrhunderte erdacht, solche auszuwählen, wie sie für den fraglichen Fall am geeignetsten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, ꝛc.
2) Mappa Selenographica totam Lunae hemisphaeram visibilem complectens etc.

(Schluß.)

„So ist Alles, was Menschen auf dem Erdkörper bewirkt haben, an die speciellen Verhältnisse gerade dieses Erdkörpers geknüpft.... Mit welchem Rechte will man nun auf einem Weltkörper, bey dem selbst das Daseyn einer Atmosphäre noch mit gewichtigen Gründen bezweifelt wird, und wo diese jedenfalls so dünn ist, daß Winde, Niederschläge u. dgl. in keiner Art stattfinden können, dem ferner das Wasser als ein die Oberfläche bedeckendes flüßiges Element gänzlich abgeht, auf dem endlich die Fallhöhe, mithin der Widerstand der Massen sechsmal geringer als auf unserer Erde ist ..... wie will man auf einem solchen Weltkörper Kunstproducte erwarten, die mit denen auf der Erde auch nur entfernte Aehnlichkeit haben?....."*)

*) Will man sich überzeugen, wie weit fremdartige Rücksichten die Resultate wissenschaftlicher Untersuchung zu entstellen im Stande sind, so braucht man nur die Angaben dieser ruhigen und vorurtheilsfreyen Forscher mit dem Artikel Mond in Gehlers physikal. Wörterbuch (neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Littrow, Munke, Pfaff) zu vergleichen. In diesem Artikel findet man unter den verschiedenen Aufschriften —: Temperatur auf der Oberfläche des Mondes, Atmosphäre des Mondes, Beschaffenheit der Mondoberfläche, — alle Phantasien aufgezeichnet, welche neuerer Zeit über den Mond ausgesprochen worden, mit sorgfältiger Verschweigung alles dessen, was Gründliches darüber geliefert wurde. So wird, um das Vorhandenseyn des Wassers zu vertheidigen, die geistreiche Hypothese entwickelt, daß alle Feuchtigkeit, Flüße, Seen, Wolken und Nebel sich immerfort durch Verdünstung von der beleuchteten Mondhälfte wegziehen! So erwähnt der Vers. bey der Mondatmosphäre bloß die Meynung Schröters, ohne der Bessel'schen Arbeit (Astronom. Nachr. Nr. 265.), der darauf bezüglichen Beobachtungen, und der sich daran knüpfenden Schlüsse auch nur mit einem Worte zu gedenken! Dagegen lesen wir von Vegetation des Mondes, von Kunststraßen und Gewerben der Selenite, von stadtähnlichen Versammlungsorten, von Wohnplätzen, Festungen und Wällen, die der Vers. bald im Ernste zu vertheidigen scheint, bald mit so auffallenden Scheingründen unterstützt, und mit absichtlich eingeflochtenen Widersprüchen so bunt ausstaffirt, daß dem Leser nothwendig die Vorstellung entfällt von einem Manne, der mit heimlichem Lächeln Kindermährchen erzählt. In der That, wäre ein Theil von dem, was in dem Artikel Mond vorkommt, in einem Mährchenbuche gestanden, wir würden es mit Vergnügen gelesen haben. Wenn wir es aber in einem für das wissenschaftliche Publikum bestimmten Werke finden, so können wir uns der Ueberzeugung nicht erwehren, daß der Vers. nicht bloß für seine Modification (um dem Artikel eine etwas günstigere Deutung zu geben) einen unschicklichen Ort gewählt, sondern auch gegen die Subscribenten des Werkes eine Ungerechtigkeit begangen hat, welche Belehrung, nicht Unterhaltung zu erwarten berechtiget waren. Der trefflichen Arbeit von Lohrmann und der Mappa Selenographica von Beer und Mädler widmet der Vers. nur ein Paar Zeilen am Ende.

Auch die historische Uebersicht der Selenographie (S. 169 — 188) ist zu den populären Darstellungen zu rechnen. Von Uranus und Atlas, Fohi, Zoroaster und Belus angefangen, wer-

den diejenigen erwähnt, die durch ihre Meynungen über den Mond sich bemerklich gemacht; so wie die allmählige Ausbildung der Mondtheorie und Selenographie in der neuern Zeit umständlich entwickelt wird. Das Ganze mag durch die Mannigfaltigkeit des Inhaltes die allgemeinere Klasse der Leser ungemein anziehen. In so ferne dieser Zweck nicht eine strenge Abwägung historischer Documente erfordert oder voraussetzt, wollen wir auch „die Verfolgung, die Galilei wegen Bekanntmachung astronomischer Wahrheiten erlitt," unangefochten lassen, die einer strengern Kritik gegenüber Anstand gefunden hätte. (S. Tiraboschi, Storia della letteratura Italiana.)

Zum Schlusse glauben wir noch hier die Beantwortung einer Frage nicht unterlassen zu dürfen, die eigentlich den Eingang hätte bilden sollen, nämlich was ist überhaupt der Zweck und der Nutzen einer mathematischen Verzeichnung der Mondoberfläche, — wozu soll die Selenographie führen.

Die Beantwortung finden wir zum Theile schon von Hrn. Mädler selbst gegeben, in den Astronom. Nachrichten Nr. 337. Daselbst wird der Nutzen selenographischer Ortsbestimmungen bey Mondfinsternissen, Meridianbeobachtungen des Mondes, Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen umständlich erörtert.

Was die Mondfinsternisse betrifft, so hängen die dabey vorkommenden Erscheinungen von der Atmosphäre der Erde und dem Maaße der darin schwebenden Dünste und Wolken ab. So wie nun diese wesentlichen Umstände selbst keiner mathematischen Bestimmung fähig sind, so werden auch die Erscheinungen nie eine astronomische Präcision erhalten können.

Hr. Mädler schlägt vor, bey Meridian-Beobachtungen ausgezeichnete Flecken zu wählen. Diejenigen, denen aus Erfahrung die Schwierigkeit bekannt ist, welche sich bey Beobachtung des unebenen Mondrandes darbietet, werden diesen Vorschlag aller Beachtung werth finden.

Die Anwendung selenographischer Bestimmungen bey Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen, setzt eine genaue Aufnahme der Randgebirge und ihrer Projection für verschiedene Zeiten voraus, eine Unternehmung, die, so höchst wünschenswerth sie auch wäre, doch lange noch unter die pia vota zu zählen seyn wird.

Mit allen diesen Beziehungen ist aber im Grunde nichts ausgesprochen, was das Verhältniß der vorliegenden Arbeit der Wissenschaft gegenüber festsetzen könnte: denn weder finden sich darin die erforderlichen Flecken mit der zu obigen Zwecken nothwendigen Genauigkeit bestimmt, noch die Randgebirge verzeichnet.

Im weiteren Sinne muß alles dasjenige zum Bereiche der beobachtenden Himmelskunde gerechnet werden, was entweder unmittelbar oder mittelbar über die im Weltgebäude wirkenden Kräfte Aufschluß zu geben im Stande ist.

Entwickeln wir diesen Begriff weiter und vergleichen die verschiedenen Beziehungen mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes, so vermögen wir nicht, irgend eine Verknüpfung mit dem allgemeinen Welt- oder mit dem Planetensysteme nachzuweisen. Die äußeren Formen des Mondes und die gegenseitige Stellung einzelner merkwürdiger Gestalten können, so wie sie hier behandelt sind, nur zu Untersuchungen führen oder behülflich seyn, welche sich auf den Mondkörper selbst und zwar auf seine Entstehung und Ausbildung oder auf die künftig zu ermittelnden Veränderungen beziehen. Und schließt man auch die erstere Untersuchung, als nothwendig zuletzt auf Hypothesen beruhend, vom Gebiete der Astronomie aus, so bleibt das Verhältniß des Werkes als Grundlage künftiger physischer Beobachtungen zu beurtheilen übrig. Sollte es einmal, was mit den bisherigen optischen Hülfsmitteln als ver-

gebliche Mühe sich erwiesen hat, möglich werden, eine erfolgreiche Untersuchung der Mondoberfläche zur Erforschung der daselbst wirkenden Naturkräfte vorzunehmen, so ist es erstes Bedürfniß, das Einzelne auf feste und bezeichnete Puncte zu beziehen. Diesem Bedürfnisse wird, wie aus der vorhergehenden Darstellung zu entnehmen ist, durch das gegenwärtige Werk und die dazu gehörige Karte vollständig genügt.

Ist nun gleich dadurch ein haltbarer Grund gegeben, den Verff. jene Anerkennung zu Theil werden zu lassen, welche Jedem gebührt, der Schweres und Nützliches im Gebiete der Wissenschaft ausgeführt hat, so würde man, unsers Erachtens, nicht billig verfahren, das Maaß der Anerkennung nach der Betrachtung des geleisteten oder sicher vorauszusehenden Nutzens allein abzuwägen, da unabhängig von unmittelbarer Anwendbarkeit jede getreue nach richtiger Methode entworfene Darstellung eines himmlischen Gegenstandes schon als solche für die Zukunft Interesse hat, und Ergebnisse herbeyführen kann, die jetzt noch nicht vorauszusehen sind.

Zur Würdigung des Werkes ist endlich nicht zu vergessen, daß wir hier die Resultate einer fast sechsjährigen Arbeit erhalten, die von Privaten auf eigene Kosten unternommen und mit einer Beharrlichkeit durchgeführt ist, wovon wenige Beyspiele in der Geschichte der neueren Astronomie überhaupt, in Deutschland kaum eines aufzuweisen ist.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung).

2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Von diesen Erfahrungen aber scheint der Hr. Verf. nicht ausgegangen zu seyn; sonst würde er das feste Glasmikrometer nicht als geeignet haben nennen können, um das Schrauben-Objectiv-Mikrometer allgemein zu ersetzen, um Bilder, die in ungesetzmäßiger Bewegung begriffen sind (wie z. B. schwimmende Infusorien), zu messen.

Er würde nicht fruchtlos oder wenigstens mit besserem Erfolge gegen die Schwierigkeit gekämpft haben, die sich der Messung grösserer Objecte bey starker Vergrösserung durch das Okular-Netzmikrometer entgegen stellen. Gewiß hätte er alsdann auch nicht eine rein willkührliche Annahme zur Grundbedingung seiner Construction zu machen gesucht, und noch weniger die edle Analysis dadurch verschwendet, daß er sie anwandte, wo es keiner Rechnung bedarf.

Was in obigem Urtheil hart erscheinen mag, wird diesen Charakter verlieren oder doch gerechtfertigt seyn durch folgende speciellere Erörterung.

Von dem Princip des Objectiv-Schrauben Mikrometers oder besser Objectiv-Schuber-Mikrometers (weil die Verstellung des Schubers, auf dem das Object liegt, gegen die feste Axe des Mikroscopes das Gemessene ist, und wozu nur die Schraube bequemer ist als die freye Hand), wird man niemals abgehen können, sobald es sich darum handelt, Dimensionen mikroskopisch zu messen, die ein großer Bruchtheil, oder gar viele Einheiten der Brennweiten des Mikroskop Objectives sind. Es entpricht dieses Instrument, wenn wir die Analogie der astronomischen Messungen wieder aufnehmen wollen, dem getheilten Kreise, und mißt wie dieser kleine und große Abstände aeq. par. mit gleicher Genauigkeit. Selbst der Längen-Comparator — als Vorrichtung für die ausgedehntesten mikroskopischen Messungen — beruht in seiner vollendetsten Form auf demselben Princip.

Es wird also Niemand auch nur einfallen können, dieses Messungsmittel durch eine Vorrichtung im Okulare des Mikroscopes zu ersetzen. Man könnte zwar nahe Dasselbe durch Bewegung des Mikroskopes (geradlinigt oder drehend) erreichen, oder auch durch das Princip doppelter Bilder (Sextant oder Spiegelkreis) erlangen, doch würde das nur auf Kosten mancher hier nicht weiter zu erörternder Vortheile geschehen. — Wenn es sich also darum handelt, bey dem Mikroskop andere Messungsmittel anzuwenden, so gelten diese sämmtlich nur für einen speciellen Fall, nämlich den, wo der zu messende Gegenstand klein ist und nie über $\frac{1}{10}$ der Brennweite des benutzten Objectivs betragen darf, selbst dieser Grenze nahe nur durch Rechnung zu verbessernde Resultate liefert.

Unter den aber für diesen Fall geeigneten Mitteln ist die Auswahl groß und richtet sich natürlich nach der vorliegenden Aufgabe. Soll z. B. ein in unregelmässigen Bewegungen begriffener Gegenstand oder sein Bild gemessen, nicht blos geschätzt werden, so reicht eine feststehende Scala nicht mehr aus. Man kann wohl

den Punct sehen, wo seine eine Grenze mit der Scala in einem bestimmten Momente zusammenfällt, aber natürlich nicht zugleich die gegenüberstehende andere Grenze. Bis das Auge sich dorthin bewegt, hat sich auch der erste Coïncidenzpunct schon wieder geändert. Es ist, als wollte man zur See, wo der Beobachter keine feste Stellung hat, mit einem Theodoliten oder sonstigen feststehenden Instrumente die Höhe eines Sternes messen. Das würde nie gelingen, weil der Stern beständig im Gesichtsfeld schwankt. Aber so wie man in der Astronomie für diesen Fall Mittel gefunden hat, eben so gibt es Mittel für denselben bey dem Mikroskop. Man muß nämlich zwey Bilder von dem selben Gegenstande in dem Instrument erzeugen, zwey Bilder, welche meßbar gegeneinander verstellt werden können, alle Bewegungen im Gesichtsfelde aber gemeinschaftlich machen. Diese beyden Bilder kann man ungeachtet ihrer gemeinschaftlichen Schwankungen mit den Rändern in Berührung bringen und so ihre Dimensionen ermitteln. Man wird mich fragen, in welcher Weise dieses Princip bey Mikroskopen, die doch keine Sextanten oder Heliometer sind, angebracht werden kann. Die Beantwortung ist leicht.

Es werde eine Linse von sehr großer Brennweite, gleichviel ob positiv oder negativ, im Innern des Mikroskopkörpers so angebracht, daß ihre Axe mit der des Mikroskopes zusammenfällt. Sie ist diametral zerschnitten. Jede ihrer Hälften kann für sich meßbar längs dem Schnitte hin verstellt und beyde um die optische Axe gemeinsam gedreht werden. Dadurch entstehen 2 Bilder desselben Gegenstandes, die wie durch das Heliometer meßbar sind. Man kann aber dasselbe auch noch auf manche andere Weise erreichen. Ein zerschnittenes Planglas z. B. statt der Linse im Innern des Mikroscopes, von dem jede Hälfte drehbar wäre um eine Axe, die mit dem Schnitte einen rechten Winkel bildet, und in einer auf die Gesichtslinie senkrechten Ebene liegt, würde nahe dasselbe leisten, und so andere Einrichtungen mehr. — An Messungsmitteln für diesen Fall fehlt es folglich nicht. Die Zahl der Fälle, wo das eigentliche Okular-Mikrometer seine Anwendung findet, ist also wieder um einen wesentlichen kleiner geworden, und wir kommen erst zu derjenigen Klasse von Meß-Instrumenten, in welcher das Okular-Netzmikrometer Eine aber die letzte Stelle einnimmt. Wer hätte dieses erwartet nach der prunkhaften Anpreisung, die ihr in obiger Abhandlung geworden ist!

Kömmt es nämlich darauf an, kleine Gegenstände mit möglichster Genauigkeit zu messen, so ist das Netzmikrometer nicht dazu geeignet. Man kann bey diesem die Zwischenwerthe von Strich zu Strich nur schätzen, und die Unsicherheit in dieser Schätzung wird immer ein aliquoter Theil des Abstandes bleiben, wie klein aber auch die Theile gemacht werden, immer größer ausfallen als die Grenzen des Sehens. Diese sind nur zu erreichen durch wirkliche Berührung der einen Grenze des Bildes durch eine andere. Es verdient also hier das Fadenmikrometer, — wo im Gesichtsfelde ein durch Schraube beweglicher Faden gegen einen feststehenden angebracht ist, den Vorzug. Aber auch dieses Messungsmittel unterliegt, so wie das Netzmikrometer auf Planglas im Okular, wegen der Beugung des Lichtes an den Rändern der Faden, gewissen Mängeln, die nicht zu vermeiden sind. Bey diesem Mikrometer ist aber eine wesentliche Bedingung, daß sich das Okular gegen Objectivbild und Mikrometerfläche nicht nur, wegen Kurz- und Weitsichtigkeit, in der Richtung der optischen Axe verstellen lasse, sondern auch — was der Herr Verfasser merkwürdiger Weise übersehen hat — in der mit der Mikrometerfläche parallelen Ebene. Dadurch hat die Größe des Gesichtsfeldes des Okulares keinen Einfluß mehr auf die Größe des zu messenden Gegenstandes, so daß man mit beliebig starken Vergrößerungen so weit gehen kann, als es das Objektivbild erträgt. Man erreicht aber noch einen zweyten wesentlichen Vortheil, indem man stets in der Mitte des Gesichtsfeldes einstellend, die großen Fehler, die beym Bilde ausser der Axe im Oculare entstehen, eliminirt. Der Herr Vers. hält diese Fehler für so klein, daß sie ohne Einfluß sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er sich von ihrer Größe, sey es empirisch oder theoretisch, überzeugt hätte, bevor er diese Behauptung öffentlich aussprach.

Er betrachtet nämlich nur den vom Objectiv herrührenden Fehler, der allerdings für sehr kleine Objecte unbedeutend ist, übersieht aber den aus dem Oculare ausser der Axe resultirenden. Dieser ist, wie schon angeführt, keineswegs unbedeutend und muß berücksichtigt werden. Das Ocular-Netzmikrometer findet also nur da Anwendung, wo man nicht möglichste Genauigkeit in den Messungen beabsichtigt, und mehr im Auge hat, schnell zu messen. Aber auch dann darf es nicht die von dem Vers. angegebene Einrichtung haben, sondern es muß das Ocular, wie schon oben erwähnt ist, über die Mikrometertafel hin beweglich seyn. Diese Einrichtung besteht seit langer Zeit bey allen astronomischen Okularmikrometern, an allen Meridiankreisen und Passage-Instrumenten, kurz überall, wo es darauf ankömmt, zu messen und über eine größere Fläche hin zu messen, als das Diaphragma des Oculars faßt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beytrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von Dr. Joh. Ed. Erdmann, außerord. Prof. der Philos. an der Universs. Halle. Halle, bey C. A. Schwetschke und Sohn. 1837. S. VIII. und 133.

Für Anthropologie machen sich neuerlich lebhafte Bestrebungen von verschiedenen Seiten her immer bemerklicher. Sie erscheinen nicht blos wegen der, des Anbaues und der Durchbildung noch ziemlich bedürftigen, Anthropologie an und für sich, sondern namentlich auch deßhalb wohl beachtbar, weil sie von gegenseitiger Annäherung und Durchdringung der Wissenschaft der Natur und des Geistes unzertrennlich sind und so eine, durch Entfremdung und gegenseitige Spannung dieser, in der allgemeinen Grundlage der heutigen Bildung bedingte Kluft auszufüllen, sowie die daraus hervorwuchernde, allzusehr nur auf sogenannte materielle Interessen ausgehende Entwickelung gehörig zu orientiren, zu veredeln und heilsam zu machen, vorzüglich geeignet seyn dürften.

Unter den einzelnen Fragen der Anthropologie aber wurde die nach dem Verhältnisse von Leib und Seele stets zu den interessantesten und schwierigsten gerechnet, und neuerlichst bildet wiederum auch die nach dem Unterschiede und Verhältnisse zwischen Seele und Geist eine der wichtigsten. Gerade diese Fragen aber machen den Hauptgegenstand der anzuzeigenden Schrift aus, deren Verf. sich bereits als gleich rüstiger Schriftsteller und beliebter Lehrer bemerklich gemacht hat, und ebenfalls die erste dieser Fragen S. 89. „das Kreuz aller bisherigen Geisteslehre," so wie die nahe damit zusammenhängende nach dem Sitze der Seele S. 117 eine böse „Vexirfrage" nennt.

Rücksichtlich der Methode, diese Frage zu beantworten, erklärt der Hr. Verf. sofort in der Vorrede, daß er sich, „dem es noch nicht gelungen sey, sich zu solcher Höhe der Speculation zu erheben, auf der Undeutlichkeit nicht nur als etwas zu Entschuldigendes, sondern als Pflicht erscheine, und eine barbarische Sprache voll undeutscher Wendungen das eigentliche Idiom sey," Popularität zum Gesetz gemacht habe. Diese findet sich in der Schrift hauptsächlich darin gegeben, daß deren Gegenstand durch Gleichnisse aus den verschiedensten Gebieten des Wissens möglichst vorstellig zu machen gesucht wird; wobey es sich aber freylich von Neuem vielfach bewährt, daß alle Aehnlichkeiten hinken. Ja, bisweilen ist der Hr. Verf. der Sachen, die zu Gleichnissen dienen sollen, so wenig mächtig, daß es nicht einmal zum Hinken kommt. Der Schrift ist im Einzelnen Klarheit, Ordnung, Consequenz und Leichtfaßlichkeit nicht abzusprechen; wie es aber mit der eigentlichen Grundlage derselben und dem Standpuncte des Hrn. Verf. stehe, mag sich aus Folgendem ergeben.

Nach verschiedenen propädeutischen Bemerkungen und Wendungen kommt es S. 37. u. f. zu Definitionen von Natur und Geist, die jedoch gleichwohl noch ziemlich aphoristisch erscheinen. Natur ist demnach der auffer sich gekommene, in Zeit und Raum auseinander gegangene, erstarrte Gedanke; das Wesen des Geistes aber Negation, Aufhebung der Natur, Beysichseyn, Freyheit. So sey einem deßfallsigen Dualismus und Monismus zugleich genügt, ohne abstracten Einseitigkeiten derselben verfallen zu seyn; auch nicht der eines spiritualistischen Monismus, was jedoch nicht recht einleuchten will.

Das Höchste, wozu es die Natur bringe, sey das Lebendige — (was ist aber das Lebendige und das Niedrigere?) — und das Höchste, wozu es in der Sphäre des Lebendigen komme, sey der Gattungsprozeß. (?) Dessen Resultat sey progressus in infinitum = Forderung, Entgegengesetztes (Gattung und Exemplar) als identisch zu setzen = Zusichselbstkommen des Allgemeinen im Einzelnen. Wirkliche Identität des Allgemeinen und Einzelnen für den Begriff des Geistes (46. 53. 54. 57. 58).

Anfangs seiner Entwickelung sey der Geist zwar nicht selbst Natur, aber doch noch mit der Natur behaftet, von der er sich mehr und mehr befreyen soll. So noch in räumlicher und zeitlicher Existenz befangen, nenne man den Geist ein natürliches menschliches Individuum und sey derselbe zugleich Einheit von Leib und Seele, welches seine, wegen der Form der Natürlichkeit, auseinander tretenden Momente oder Factoren seyen (65. 68).

Es sey Vorurtheil und der Tod aller richtigen Anthropologie, daß die Seele etwas Vornehmeres sey als der Leib (72). Leib oder Organismus = Totalität von Organen. Organ (Glied) = Mittel zur Verwirklichung eines Zweckes, der zugleich seine eigene Bestimmung (76). Seele = immanenter Zweck oder Entelechie (Aristoteles) oder Idee, Gedanke des Leibes (Spinoza) (77). Seele = Idealität des Auseinanderseyns der Organe, ihr allen präsentes Allgemeines (81); Leib = Verwirklichung, Bethätigung des Zwecks, Realität, Explication der Seele; beyde seyen Correlate, untrennbare Factoren (82). Seele sey das den Leib Erhaltende (88).

Eine bestimmte Entwickelungsstufe des Geistes gewähre das Selbstbewußtseyn oder Ich = weder mein Leib noch meine Seele, sondern ein Drittes, das sich jedoch von beyden nicht blos unterscheide, sondern sich auch beliebig an die Stelle von jedem setze und so, wie weder Leib noch Seele, so zugleich Leib und Seele sey (63. 73).

Dieß die Grundgedanken der Schrift. Ihrer Entwicklung folgt sodann eine kritische Vergleichung derselben mit denen mehrerer Aelteren und Neueren wobey sich natürlich Richtigkeit und Werth der Kritik nach der eigenen Grundansicht richtet. Den Schluß macht eine Begriffs- und Grenzbestimmung der philosophischen Anthropologie, von denen wir noch Folgendes beyzubringen haben. Es wird zu diesem Behufe (127 u. f.) philosophische und empirische Anthropologie unterschieden, als erstere die nothwendige (dialectische) Entwickelung des mit der Natürlichkeit noch behafteten Geistes bezeichnet und von ihr ausgeschlossen einerseits alle „rein vitalen Vorgänge," wie Ernährung, Muskelbewegung, auch was dieser Art ist vom Gattungsproceß, an den sich übrigens ihr Anfang anknüpft, indem das Uebrige der Naturphilosophie überlassen bleibt — und andrerseits Alles, was „rein spirituellen Charakter" hat, wie Selbstbewußtseyn, Wille, Gewissen ꝛc., und was der Geisteslehre angehöre. Das Ende der Anthropologie bilde der Tod = Gleichgültigwerden von Leib und Seele gegeneinander und Aufhören ihrer gegenseitigen Reaction = Aufhören des Individuums, Aufhören des Geistes als Individuums; doch nicht des Bewußtseyns, dessen Erwachen vielmehr mit dem Tode in Eins zusammenfalle. (131. 133). —

Sofern sich's nun, wie bisher mehr um Referiren, so jetzt mehr um Recensiren handelt, so ist zwar zu loben, daß gegenwärtige Schrift — gegenüber der gemeinen Vorstellung eines Zusammengesetztseyns des Menschen aus zwey völlig heterogenen Bestandstücken, Leib und Seele genannt, wobey wohl noch insbesondere die letztere an und für sich stets und überall dieselbe seyn und bleiben soll — den Menschen sofort als Lebenseinheit auffaßt, welche eine Entwickelung durch verschiedene Stufen und in verschiedenen Richtungen ein- und durchzusehen hat, und daß dabey auch Seele und Geist unterschieden werden. Zugleich aber müssen wir auch sofort bekennen, daß wir die weitere Lösung ihrer Aufgabe mehrfach mißlungen finden.

Daß ihr hier gleichwohl eine etwas umständlichere Betrachtung gewidmet wird, dürfte jedoch das Interesse und die Schwierigkeit der Aufgabe, der dermalen überhaupt noch ziemlich leidige und doch so wünschenswerth bessere Zustand der Anthropologie, sowie der Umstand entschuldigen, daß uns dadurch Gelegenheit wird, auf besondere Mißgriffe aufmerksam zu machen, die auch anderweitige Bestrebungen für die hier behandelte, so interessante und wichtige Frage mehr oder weniger mit ihr gemein haben.

Wie nämlich hier (122) beklagt und getadelt wird, daß man in Bezug auf den Organismus einem eigenem Principe (Lebensprincip, Lebenskraft) zuschreibe, was Sache der Seele, insbesondere als sog. anima vegetativa sey, so bezeigen auch Naturforscher und Aerzte bey ihren Bemühungen um die Anthropologie hie und da wieder Lust, Seele in so ungebührlich weitem Sinne zu nehmen, daß sie als ursprüngliche Lebenseinheit eines organischen Individuums und als „geistiges Bild" als „Idee", als Baumeisterin und Erhalterin des Leibes ꝛc. mit der sonst sogenannten Lebenskraft, trotz aller daraus schon in der Stahlischen Schule erwachsener Inconvenienzen, in Eins zusammenfällt.

Nun können wir zwar nicht umhin, jedem menschlichen Individuum, um die Betrachtung sofort auf dieses zu concentriren, Einen eigenthümlichen Lebensgrund, Eine eigenthümliche Lebenseinheit zu Grunde liegend zu denken. Allein diese ist eben so wenig Seele, als Leib oder Geist, sondern deren gemeinschaftliche Indifferenz und concrete Möglichkeit, die, so lange das menschliche Individuum noch als dasselbe besteht, auch nie ganz in der Entwickelung in jene über und aufgegangen ist, vielmehr zu einem Theile immer noch in ihrer Ursprünglichkeit bestehen bleibt und so als allgemeine Lebenskraft des Individuums die innerste Gemeinschaft jener vermittelt.

Wohl sind sodann Leib und Seele als aus jener Indifferenz entwickelte Gegensätze zu betrachten; nur nicht in der blos abstracten Weise, wie der Verf. gethan, wenn er sie als Besonderes und Allgemeines, Mittel und Zweck, Realität und Idealität ꝛc. einander gegenüberstellt, sondern als Glieder eines concreten Gegensatzes. Als solche bilden sich die gegensätzlichen zwey Hauptsphären des Organismus, welcher letztere nicht ohne Weiteres mit Leib allein identisch zu nehmen ist. Dieser bildet vielmehr nur die relativ reale oder physische Sphäre des Organismus, die an und für sich der Nothwendigkeit von Naturgesetzen blind unterworfene, die vorzugsweise mannigfaltige und äusserliche und als Mittel dienende, die aber dennoch zugleich auch ihre eigene relative Idealität, ihr eigenes, relatives Allgemeines und ihre eigenen nächsten Zwecke in sich schließt. Seele dagegen ist die concret ideale oder physische Sphäre des Organismus, der schon in ihren niedersten Anfängen, in der einfachsten Empfindung, Bewußtwerden eigen ist, die sich daher mehr und mehr mit Willkühr (nicht Freyheit) thätig erweist, welcher zwar überwiegende Einheit und Innerlichkeit charakteristisch ist, und der als vorzugsweiser Träger des Zwecks vom Organismus erscheint, gleichwohl aber auch eigener relativer Realität, Mannigfaltigkeit und Aeusserlichkeit und somit der materiellen Erscheinung oder Körperlichkeit nicht ganz entbehrt, sowie weiterhin selbst wieder als Mittel zum Zwecke (des Geistes) in Betracht kommt. Ihre Körperlichkeit ist im Gehirne und Nervensysteme gegeben. Wie schon in dieser Einheit und Innerlichkeit charakteristisch überwiegt, so vollends in der psychischen Sphäre überhaupt ihr, in der materiellen Erscheinung nicht aufgehender dynamischer Grund; wovon in der physischen Sphäre das concret relative, keineswegs das abstract absolute, Gegentheil Statt findet.

(Schluß folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Fortsetzung.)

2. Notice sur les avantages des micromètres etc.

Hier kann ich der Vollständigkeit wegen noch einer andern Art Netzmikrometer erwähnen, die vor obigen wesentliche Vortheile haben. Sie bestehen in durchsichtigen Bildern der Scala oder des Fadens, die in derselben Ebene des Objektivbildes über dieses gebracht werden. Ihre Vortheile sind, daß sie nicht, wie die wirklich im Brennpuncte des Objectives angebrachten Mikrometer der Beugung unterliegen, daß sie in viel größerem absolutem Maßstabe ausgeführt werden können, also genauer sind und, daß man sie hell oder dunkel — vom Bilde abgehend nach Erforderniß machen kann.

Ein Sömmering'scher Spiegel vor der Okularlinse — oder statt dessen ein kleines mit der optischen Axe einen Winkel von 45 Grad bildendes Planglas — oder im Innern eine Vorrichtung mit Prismen reicht aus, die Bilder übereinander zu bringen.

Das Gesagte wird zur Ueberzeugung führen, daß es dem Mikroscope nicht an geeigneten Messungsmitteln fehlt und welche Rolle unter diesen das Okular-Glasmikrometer spielt. Wir müssen aber noch einige Puncte in der angeführten Arbeit berichtigen.

Der Herr Verfasser glaubt, es sey, wie schon erwähnt, von größter Wichtigkeit, daß die Vergrößerungs-Angaben des Mikroscopes in rationalem und decimalem Verhältniß zur Größe der Objecte stehen. Ich brauche bloß daran zu erinnern, daß die Resultate mikroscopischer Messungen ganz unabhängig sind von der benutzten Vergrößerung, um zu zeigen, daß die Vergrößerung nicht wesentlich sey. Man ermittelt durch mikroscopische Messungen die Dimensionen eines oder mehrerer Körper zu einander caet par. um so genauer, je stärker die Vergrößerung; dabey geht aber die Vergrößerungszahl natürlich als gemeinschaftlicher Faktor aus der Rechnung hinaus und man erhält die Messungen in Einheiten ausgedrückt, deren Ermittlung sogar nur in speciellen Fällen von Werth ist. Will man die Angaben aber auf irgend ein absolutes Maaß zurückführen, d. h. mit einer anderen Einheit vergleichen, so wird doch wohl Niemand behaupten, daß der Maaßstab, mit welchem man mißt, in diesem Maaße getheilt seyn müsse. Eine Vergleichung der Einheit dieses Maaßes mit den Theilen, in welchen entweder bisher gemessen wurde, oder in welchen die Resultate ausgedrückt sind, reicht hin, den Faktor zu bestimmen, der alle Angaben auf dieses Maaß bringt. Nur diese kleine Mühe der Reduction, die für hunderte von Resultaten kaum eine Stunde Zeit bey dem unbehülflichsten Rechner in Anspruch nehmen würde, ist es, welche der Herr Verfasser durch die Grundbedingung seiner in Vorschlag gebrachten Construction erspart. Wenn er aber weiter sagt, daß nur solche Angaben „raisonnables" wären, — so macht er — wenigstens seiner „raison" kein großes Kompliment.

Am Auffallendsten aber in der ganzen Schrift ist, daß der Verfasser so hohen Werth auf die analytische Ermittlung der Größe der Bilder legt. Er zeigt dadurch so wie durch die ungeeignete Wahl der analytischen Bezeichnungen, daß er noch nicht in die ersten Elementarsätze der Dioptrik eingedrungen ist. Wären ihm übrigens die Mikroscope mit Okularmikrometer von bestimmten Scalawerthen bekannt gewesen, welche aus den Werkstätten von Brander und Höschel so wie aus der von Carri hervorgegangen sind, so würde er nicht zu der selbstgefälligen, aber leider unrichtigen Vermuthung gekommen seyn, daß die Optiker nur weil sie seinen Satz nicht kannten (die Größe des Bildes!), unübersteigliche Schwierigkeiten in der Einrichtung solcher Mikroscope finden mußten.

Ich würde nicht so lange bey diesem Gegenstande verweilt haben, wenn er mir nicht passende Gelegenheit geboten hätte, auf den Reichthum der Hülfsmittel aufmerksam zu machen, die Demjenigen zu Gebote stehen, der Messungen am Mikroscope beabsichtigt. Vielleicht ist Manchem dadurch ein kleiner Dienst erwiesen.

Steinheil.

3. Observationes quaedam de reptilibus indigenis, auctore J. Krynicki (S. 46—69 mit 2 kolorirten Tafeln).

Folgende Arten werden aufgezählt, mit Bemerkungen begleitet oder neu beschrieben:

Lacerta viridis, agilis, montana, saxicola, crocea und variabilis.

Anguis fragilis, incerta Kryn. und lineata Laur.

Coluber Natrix, Hydrus, trabalis, laevis, macota und reticulatus?

Vipera chersea und Prester.

Rana cachinnans, Dentex Kryn. und temporaria.

Hyla arborea.

Bufo variabilis und fuscus.

Bombinator igneus.

Triton cristatus, punctatus und abdominalis.

Die Anguis incerta des Verf., von der er nur 2 Exemplare gefunden hat, wird wohl nichts weiter als eine der mancherley Abänderungen von A. fragilis seyn. Die Anguis lineata Laur., welche wir mit den meisten Zoologen für eine junge A. fragilis ansehen, wird hier wieder als eigene Art erklärt.

Die Trennung von Vipera chersea und Vipera Prester in 2 geschiedene Arten, können wir nicht billigen, da in diesen Blättern schon früher die Beobachtung einer Paarung derselben mitgetheilt worden ist. Wenn der Verf. ferner von Prester sagt: Distinguitur ab illa (V. chersea) primo intuitu capite collo vix latiori, so gilt dieß wenigstens nicht von den süddeutschen Exemplaren, indem bey diesen der Kopf eben so deutlich unterschieden ist, als bey der gewöhnlichen Kupferotter.

Von der Rana Dentex, welche im Podkumokflusse am Kaukasus vorkommt und einer alten Rana temporaria sehr ähnlich ist, giebt der Verfasser folgende Diagnose: Rana Dentex, capite depresso, superciliis planis, dentibus maxillae superioris exsertis; corpore undique creberrime punctulato, supra sordide griseo, fusco maculato, verruculoso et poruloso, subtus flavescente albo, subunicolore.

Diese Art, so wie Anguis incerta, sind in kolorirten Abbildungen dargestellt.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. ꝛc.

(Schluß.)

Zugleich erhellt aus all' dem zur Genüge, daß Seele oder die psychische Sphäre des Organismus allerdings denn doch etwas „Vornehmeres" sey, wie dieß denn immer das eine Moment eines concreten Gegensatzes ist und seyn muß, wenn es anstatt Stillstand und Tod, Leben und Entwicklung geben soll. Gleichwohl bleibt so, gegenüber einer gewissen deßfallsigen Prüderie, dem Leibe oder der physischen Sphäre des Organismus sein Recht wohl besser gewahrt, als dieß nach der Ansicht unsers Hrn. Verf. möglich seyn dürfte.

Und was nun den Geist betrifft, so halten wir allerdings für sehr wichtig, zwischen ihm und Seele genau zu unterscheiden. Wenn sich Verf. über Mangel an deßfallsigen Definitionen in einschlägigen neueren Schriften beklagt (114), so liegt in sofern die Schuld wenigstens zum Theil an ihm selber, als er dahin gehörige Werke nicht kennt oder ignorirt hat. Rec. darf hierbey wohl namentlich auch an seine Anthropologie (2 Bde. 1834), sowie an sein späteres Lehrbuch der Psychiatrie erinnern. Gleiches gilt der Hauptsache nach von der Klage des Verf. (121): daß die ältere Unterscheidung von anima vegetativa, sensitiva, und rationalis gegenwärtig vergessen sey. Seine Aussage aber: der Geist sey Einheit von Leib und Seele oder diese seyen umgekehrt die Momente oder Factoren des noch in der Natürlichkeit befangenen Geistes könnten wir nur dann gelten lassen, wenn damit gemeynt wäre: er sey das Resultat einer über den Gegensatz von Leib und Seele hinausgehenden Entwickelung, durch welche eine ganz neue, eigenthümliche Sphäre, jenseits des Natürlichen oder Organischen, jedoch schon bey Lebzeiten des irdischen Menschen, constituirt wird, welcher Einheit und Innerlichkeit nicht blos, wie die Seele nur relativ zum Leibe, sondern in eminenter Weise charakteristisch ist, in der es auch nicht blos vergleichsweise mit der Seele zur Vollendung des Welt- und Selbstbewußtseyns und der Willkühr, sondern auch erst und wesentlich zu Gottbewußtseyn, zu religiös-sittlichem Charakter, zur Freyheit und Persönlichkeit kommt. Leider vermißt man die meisten dieser Bestimmungen bey unserem Hrn. Verf. Und doch ist erst damit das eigentlichst Menschliche gegeben. Denn der Mensch ist eben so hauptsächlich geistiges Wesen, in dem eben bezeichneten Sinne von Geist, wie das Thier vorzugsweise seelisches (anima - animal), und die Pflanze möglichst einseitig überwiegendes leibliches oder physisches.

Für das Seelenleben des Menschen eröffnet sich nun noch ein besonderer Gesichtspunct. Als das Höhere oder „Vornehmere" im Vergleich mit dem Leiblichen stellt es sich nämlich zugleich als ein Mittleres und Vermittelndes zwischen Leib und Geist dar; wie jenem, das ihm selbst bis auf einen gewissen Grad zum Mittel dient, übergeordnet, so diesem selbst wieder untergeordnet und als Mittel dienend, und wie einerseits innerhalb der Sphäre der Natürlichkeit oder des Organismus sich zum leiblichen als principaler Factor verhaltend, so andrerseits in die Sphäre des Geistes oder der Persönlichkeit als basisches Element erhebbar.

Indem wir uns jedoch jeder weiteren Ausführung in Bezug auf die bereits berührten Puncte, sowie der kritischen Berührung anderer enthalten, glauben wir doch den vom Herrn Verf. so bedeutsam mit in's Spiel gezogenen Gattungsproceß, desgleichen seine Begriffs- und Grenzbestimmungen der

Anthropologie und endlich seine Aeusserungen über den Tod nicht ganz unbeanstandet lassen zu dürfen.

Zu der ziemlich unklar bleibenden Anknüpfung an den Gattungsproceß oder das Geschlechtsleben behufs der Erörterung des Begriffes von Geist, dürfte mehr die vorgefaßte Ansicht, daß Leib und Seele die natürlichen Momente des Geistes seyen, der nun umgekehrt das Verhältniß zweyer Individuen verschiedenen Geschlechts zur Gattung als erklärende Analogie gelten sollte, als die Ahnung getrieben haben, daß in der Geschlechtssphäre, wie im Geiste etwas gewissermassen von Leib und Seele zu Unterscheidendes gegeben sey. Allein indem im Geiste eine eigene Sphäre des jenseits des Gegensatzes vom Physischen und Psychischen zur höheren Einheit entwickelten Lebensgehaltes eines menschlichen Individuums gegeben ist, stellt sich im Geschlechtsleben eine niedere diesseitige Einheit beyder dar, und haben so Geist und Geschlechtsleben einerseits zwar Analogie, andrerseits aber sind sie die entschiedensten Antagonisten, und sind somit keineswegs die Anfänge des ersteren vorzugsweise bey letzterem zu suchen. Wenn wir in Seele und Leib die Analoga von Himmel und Erde haben, so im Geiste das eigentlichst Göttliche des Menschen, in seiner Geschlechtssphäre aber eine eigentliche mikrokosmische Unterwelt.

Ebensowenig können wir die Begriffs- und Grenzbestimmung der Anthropologie unseres Hrn. Verf. billigen. Die Anthropologie ist Wissenschaft vom Menschen als solchem und an und für sich. Als Wissenschaft hat sie empirisch und speculativ zugleich zu seyn; und dem abstracten Unterschiede zwischen empirischer und philosophischer Anthropologie ist eher entgegenzutreten als Vorschub zu leisten. Die Eine ganze Anthropologie hat sodann den ganzen Menschen, nach all' seinen Momenten und Beziehungen, in Betracht zu ziehen; nur überall mit dem vorzugsweisen Augenmerke auf das Charakteristisch Menschliche. So in Allem, auch bloß „rein Vitalen," was er an sich mit dem Thiere gemein hat. Am wenigsten aber ist von der Betrachtung auszuschliessen, was „rein spirituellen Character" hat, weil gerade das das eigenthümlichst Menschliche ist. Nur ist dabey zur Abgrenzung zwischen Anthropologie und sich näher an sie anschliessenden specielleren Wissenschaften, ein ähnlicher Unterschied einzuhalten, theils wie zwischen allgemeinem Theile und speciellen Theilen einer Wissenschaft überhaupt, theils wie zwischen reinem und angewandten Theile einer Wissenschaft, z. B. der Mathematik insbesondere. Uebrigens vermissen wir bey unserem Hr. Verf. jede Andeutung derjenigen Gliederung der Anthropologie, die sich als nothwendig ergiebt durch ihre vorzugsweise Beziehung auf die Menschengattung als solche und ihre größeren Bestandtheile herab bis zum Individuum (Racen, Völkerstämme, Völker, Volkszweige, Volksklassen und Familien), sodann auf dasjenige, was und so weit es jedem menschlichen Individuum als solchem zukommt, wobey Physiologie, Psychologie, Pneumatologie ꝛc. als Unterabtheilungen in Betracht kommen, und endlich auf die Unterschiede zwischen Individuen, nach Lebensaltern, Geschlecht, Leibesconstitutionen, Temperamenten u. s. w.

In Bezug auf den Tod oder das Sterben bemerken wir zum Schlusse nur Folgendes. Die Ausdrücke unseres Hrn. Verf. „der Tod ist das Ende, das Aufhören des Individuums," „der Geist, weil er Individuum ist, stirbt" und dergleichen klingen mindestens ziemlich parador, und es läßt sich nicht wohl absehen, wie sich mit ihnen reimen soll, daß der Tod doch zugleich auch „Erwachen des Bewußtseyns" sey. Eben so wenig finden wir das Sterben als Gleichgültigwerden von Leib und Seele gegeneinander „plausibel" gemacht. Hier rächen sich wohl vollends die unstatthaften Begriffe von Leib, Seele und Geist, so wie die, freylich überhaupt noch häufige, Vernachlässigung der Begriffe des Individuellen und der Persönlichkeit.

Wäre Geist, wie als höchste eigenthümliche Einheit der gesammten sich entwickelnden Individualität, jenseits des Gegensatzes von Leib und Seele, so als Wesen der Persönlichkeit gefaßt und wäre der Gegensatz zwischen geistiger Persönlichkeit und Organismus und zwar so erkannt, daß das Seelenleben zugleich als Vermittelndes zwischen beyden erschiene, so wäre allein schon mit einigen, vom Verf. sonst so geliebten Analogien ungleich mehr Klarheit zu bewirken gewesen. Dann würde sich nämlich das normale Sterben, von welchem hier wohl nur die Rede seyn soll, folgender Massen dargestellt haben.

Wie früher die Entwickelung des Organismus, so überwiegt Bestimmungsgemäß später die der Persönlichkeit. Wenn die der letzteren eine gewisse Höhe und das Uebergewicht erreicht hat, schlägt der Organismus in Rückbildung um. Letzterer wird nun vollends um so mehr erschöpft, je kräftiger erstere auf seine Kosten in der Entwickelung fortschreitet. Zugleich damit kehrt sich das geistig-persönliche, religiös-sittliche Leben mehr und mehr einer entsprechenden höheren überirdischen Sphäre und Ordnung zu und wendet und löst sich dagegen, wie vom Irdischen überhaupt, so von seinem Organismus insbesondere immer mehr ab. Wie das Ey, wenn durch die Befruchtung ein höherer Entwickelungstrieb in ihm angefacht ist, den Eyerstock verläßt und einen andern Raum zur Entwicklung des Embryo einnimmt, und wie dieser in demselben Grade, als er der Geburt und somit einer selbstständigeren Existenz entgegenreift, sich dem mütterlichen Organismus und den bisherigen Mitteln seiner Entwickelung entfremdet, welche letztere daher welken und verkümmern, so wird endlich auch im Entwickelungs-Verhältnisse zwischen Persönlichkeit und Organismus ein Punct erreicht, wo die höchste irdische Ausbildung der ersteren mit der tiefsten Rückbildung der letzteren zusammentrifft und sie sich scheiden. Der Rest des Organismus als Leichnam zur Verwesung, die Persönlichkeit zu nun erst selbstständigerer Entwicklung in entsprechender höherer Aussenwelt.

Leupoldt.

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. I — IV. Moscou 1837. 8.

Nr. III. 82 Seiten mit 2 Tafeln.

(Schluß.)

4. Betrachtungen über den Ursprung des Hagels, von Professor Perevoschikoff (S. 70—80 In russischer Sprache).

Dieser Aufsatz bezieht sich auf eine frühere Abhandlung im Bulletin IV. des Jahres 1829. Der Verfasser sucht darin durch die Erkältung einer sehr leicht verdunstenden dem indirekten Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzten Flüssigkeit (concentrirten Weingeistes) zu beweisen, daß die Bildung des Hagels einzig abhängig sey von der Erkältung der Dünste in den oberen Schichten einer Wolke, welche mit ihrer unteren Fläche die strahlende Wärme der Erde auffängt, während zugleich ihre eigene Wärme durch die obere Fläche in den Weltraum ausgestrahlt und so verloren wird. Diese Wärmeabgabe, verbunden mit der Verdunstung der Wasserbläschen, welche die Wolke bilden, verursachen nach Hrn. Perevoschikoff's Meynung eine so beträchtliche Erniedrigung der Temperatur, als zur Bildung des Hagels nöthig ist. Ueberdieß wäre, seiner Ansicht gemäß, dieses Phänomen von der Luft-Electricität völlig unabhängig. Er sagt hierüber: Mehrere Physiker haben behauptet, daß man den Einfluß der Electricität (auf die Hagelbildung) nicht läugnen könne, weil der Hagel immer mit Gewittern zusammentrifft. Diese Bemerkung scheint mir ohne Gewicht, denn die gleichzeitige Erscheinung zweyer Phänomene bedingt noch keine Wechselwirkung zwischen ihnen. Mehrere Gründe lassen mich vermuthen, daß die heutige Physik die Thätigkeit der Electricität zu weit ausdehnt, indem sie diese unter die Fundamental-Kräfte der Natur rechnet. Mir scheint die Electricität nur ein abgeleitetes Phänomen, welches seinen Charakter einer Grundkraft nur durch die Wechselbeziehung aller natürlichen Phänomene erhält. Da ich indessen eine strenge Darstellung der Unabhängigkeit der Hagelbildung von den Gewittern nicht geben konnte, so war ich auch ausser Stand, den Einwurf vollständig zu entkräften, weil in den physikalischen Wissenschaften Spekulationen nie als Thatsachen gelten können. — Beym Durchlesen des 6. Heftes der Bibliothèque universelle für 1836 fand ich indessen einen Aufsatz von Hrn. Larive über zwey heftige Gewitter, welche Hr. Lecoc im July und August 1835 auf dem Puis de Dôme beobachtet hatte. In diesem spricht Hr. Larive Ansichten aus, welche fast gänzlich mit meinen früher über diesen Gegenstand geäusserten übereinstimmen. Es folgt nun noch ein Auszug der Larive'schen Abhandlung mit einigen Bemerkungen des Herrn Perevoschikoff.

5. Séances de la Société imp. etc. (S. 81 — 82).

Nr. IV. 64 Seiten mit 2 Tafeln.

1. Notice sur les Mélasomes, par G. Fischer de Waldheim (S. 1 – 18 mit 2 Taf.).

So anschauliche Bereicherungen in neuerer Zeit auch die Familie der Melasomen, zumal durch französische Entomologen, erlangt hat, so sind dem Verf. doch mehrere neue Arten, die Dr. Wiedemann in Natolien sammelte, zugegangen, und noch größer wird die Ausbeute seyn, welche Karélin von den östlichen Küsten des kaspischen Meeres mitbringt. Der Verf. beschreibt hier 9 neue Arten aus dieser Familie, und errichtet aus einer derselben, welche wohl mit Tenebrio caspicus Pall. identisch ist, die neue Gattung Sternodes.

2. Notiz über die saure Beschaffenheit des Blutes, von R. Herrmann (S. 19—22).

Der Verf. hatte behauptet, daß das venöse Blut freye Kohlensäure und noch eine andere stärkere Säure enthalte, daß es Lakmustinktur röthe und also deutlich saure Eigenschaften besitze. Dieser Behauptung wurde allgemein widersprochen und im Gegentheil das Blut als eine alkalische Flüssigkeit angesehen, die weder freye Kohlensäure, noch eine andere freye Säure zeige. Ganz neuerdings bestätigt aber Magnus den Kohlensäure-Gehalt des Blutes. Nach seinen Untersuchungen enthält das venöse Blut, ausser der Kohlensaure, noch Sauerstoff und Stickstoff, und zwar im Vergleich zur atmosphärischen Luft, überwiegend mehr Sauerstoff. Das arterielle Blut enthält dieselben Gasarten, aber verhältnißmäßig weniger Kohlensäure, dagegen mehr Sauerstoff.

In so weit sieht also der Verf. seine frühere Behauptung bestätigt, es bleibt nun noch übrig, die Gegenwart jener andern stärkern Säure, die sich beym Gerinnen des venösen Blutes mit den Blutkuchen niederschlägt, und die er für Essigsäure hält, nachzuweisen. Er macht bemerklich, daß er sich deshalb an Magnus gewendet und denselben um Ausführung von bestimmten Versuchen ersucht habe.

3. Ueber eine neue Säure in dem Holzessig, von Karl Schlippe. (S. 25—26).

Im Holzessig wird die Essigsäure von einer Säure begleitet, die sich von jener weder durch Geruch, noch andere physische Eigenschaften, wohl aber durch ihr chemisches Verhalten bestimmt unterscheidet. Ihre Salze sind löslicher, als die der Essigsäure; am auffallendsten von diesen verschieden sind ihre Verbindungen mit dem Bleyoxyde. Mit diesem bildet sie, außer dem basischen, drey durch Gestalt und Wassergehalt verschiedene Salze, über die der Verf. sich weiter äußert. Mit Natrum stellt diese Säure ein schönes Salz dar, dessen Form wenig, aber bestimmt, vom essigsauren abweichend ist. Die Salze, welche sie mit Kali, Kalk, Baryt bildet, sind nicht auffallend verschieden von den essigsauren Verbindungen, und von dem Verf. nicht weiter untersucht, der sich überhaupt in diesem Aufsatze vor der Hand begnügt, die Existenz dieser Säure darzuthun.

4. Perevostchikoff's Antworten auf die Anfragen des Hrn. v. Humboldt (S. 27—32).

1. Die täglichen meteorologischen Beobachtungen vom 10. May bis 1. November 1829 (alten Styls) wurden Hrn. von Humboldt auf sein Verlangen geschickt und mit Dank aufgenommen.

2. Die Höhe des Universitätsgebäudes zu Moskau über dem Meere ergiebt sich aus 732 Beobachtungen des Verf. durch Berechnung nach Oltmann's hypsometrischen Tafeln auf 92,85 Mètres. Seit dem Julv 1830 wurden die Beobachtungen auf das Observatorium übergetragen, welches auf einer Anhöhe, die drey Berge genannt, liegt. Die Barometer-Beobachtungen während der Jahre 1831 und 1835 geben die Höhe dieser Lage zu 108, 45 Mètres über dem Meere an.

3. Bestimmung der Höhe des neuen Berges in der Waldai-Kette. Die Höhen dieses Gebirges sind bis jetzt dem Verf. völlig unbekannt. Er schlägt der Gesellschaft vor, die zur Bestimmung derselben nöthigen Arbeiten vornehmen zu lassen und bietet sich zur Ausführung derselben an.

5. Réflexions sur l'alimentation des sources, par Paul Einbrodt (S. 33—61.)

Nach der herrschenden Meynung wird die Speisung der Quellen theils durch das in das Innere der Erde eindringende Regenwasser, theils durch die von den Bergen ausgehende Anziehung der Feuchtigkeit der Athmosphäre bewirkt. Nachdem der Verf. zuerst dargethan hat, daß die bekannten Daltonschen Angaben über die Wassermenge Englands kein sicheres Resultat gewähren können, weist er auf die unermeßlichen Ebenen von Polen, Rußland und Sibirien hin, wo der Schnee während 4 — 5 Monaten dem gefrornen Boden nicht einen Tropfen Wassers gewähren kann, und wo gleichwohl die Ströme nicht aufhören, unter der Eisdecke eine ungeheure Menge Wassers fortzubewegen. Aus diesem Umstande, so wie aus dem Mangel von Gebirgen in erwähnten Ländern, schließt der Verf., daß das Wasser, welches die Quellen unterhält, nicht allein von dem Eindringen des Regens, oder von der Verdichtung der Dünste auf den Gebirgen herrühren kann. Mit Lucretius und Descartes nimmt er an, daß das Meerwasser durch unterirdische Kanäle weit in die Kontinente eindringt, in Höhlungen sich ansammelt, dort in Dünste sich verwandelt, die von Neuem an den obern Wandungen sich condensiren und zu Quellen werden. Zuletzt schlägt er vor, daß man durch eine gemeinsame Unternehmung die Differenz ermitteln möchte, die zwischen den Wassermassen, welche die russischen Flüsse während sie gefroren und wann sie von Eis frey sind, bestehen. Die Größe dieser Differenz würde allein hinlänglich den Einfluß bestimmen, welchen man der Verdichtung der tellurischen Dünste zuzuschreiben hätte.

6. Séances de la Société imp. etc. (S. 62–64)

Nichts Bemerkenswerthes.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig. Zweyten Bandes II. Abtheilung. Tübingen 1837.

Es ist erfreulich, daß dieses für die Wissenschaft wichtige Buch einen so schnellen Fortschritt macht; seit zwey Jahren bietet sich uns jetzt bey dem Erscheinen der andern Abtheilung des zweyten Bandes zum dritten Male die Gelegenheit dar, dasselbe in diesen Blättern zur Anzeige zu bringen. Der Verf. fährt, wie er in der ersten Abtheilung begonnen, damit fort, die Geschichte einzelner flandrischer Städte und Chatelenien aus den Urkunden, welche im Anhange abgedruckt sind, mitzutheilen. Da viele dieser Städte sehr gleiche Schicksale gehabt haben, so ist es nicht des Verf. Schuld, wenn, nachdem die Geschichte von Gent und Brügge bereits erzählt ist, die Darstellung der historischen Verhältnisse jener übrigen Orte nicht mehr ein gleich großes Interesse gewährt. Es ist natürlich, daß sich hier Manches wiederholt und daß diese einzelnen Städtegeschichten nicht in gleichem Maaße eine anziehende Lectüre bieten, wie wir dieß an andern Bestandtheilen dieses Buches bemerkt haben, sondern sich mehr für das Studium, als Einleitungen zu dem großen, im Anhange abgedruckten Urkundenschatze eignen. Keineswegs ist darum aber diese Abtheilung leer an interessanten Mittheilungen und Aufschlüssen, welche nach näherer Bezeichnung des Inhaltes noch besonders hervorgehoben werden sollen.

Die so eben erschienene zweyte Abtheilung besteht aus zehn Kapiteln, welche im Einzelnen die Geschichte folgender Städte und Chatelenien, nämlich von: Dam, Ardenburg, Mude, Lambinsvliet, Ostende, Furnes, Nieupert, Poperinghen, Bergh, Dünkirchen, Bourgbourg, Cassel, Bailleul, Courtrai, Audenarde, Aelst, Grammont, des Landes Waes und der sogenannten vier Aemter, von Hulst, Biervliet, Ten Hamern, Eecloo, Caprik, Dendermonde und Bornhem. Zum Schlusse liefert der Verf. auch noch die Geschichte der Stadt Thourout, als Nachtrag zu den beyden letzten Kapiteln der ersten Abtheilung und sodann eine kurze Uebersicht der Geschichte des französischen Flanderns (La Flandre Gallicante), was zwar außer seinem anfänglich angekündigten Plane lag, doch aber mit dankbarer Anerkennung entgegenzunehmen ist, indem hier namentlich die Geschichte der Stadt Lille mitgetheilt wird.

Zunächst einige Worte über die Stadt Dam; diese blühte bekanntlich ungemein schnell empor und wurde für zwey Jahrhunderte die Hauptstadt des Welthandels; jetzt zählt sie etwa fünfhundert Seelen und ist zu einem elenden Dorfe herabgesunken, welches aus kaum hundert Häusern besteht. Das Rathhaus, jetzt eine Caserne, dessen gothische Vorderseite nach dem Berichte des Verfassers ziemlich gut erhalten ist, zeigt noch allein, was die Stadt einst war (S. 22). Die einzige noch bestehende Kirche hingegen ist halb abgebrannt, merkwürdig aber durch das Grabmal des Dichters Jakob von Maerlant, auf welchem sich eine Eule und ein Spiegel befindet; diese Embleme haben die Sa-

ge veranlaßt, hier ruhe der berühmte Tyl Eulenspiegel. — Dasselbe Element, welches die Stadt Dam emporblühen machte, hat auch ihren Untergang herbeygeführt; die Bucht des Swynes gab der Stadt ihr Daseyn, die Versandung derselben hat sie vernichtet, jetzt kann man nur noch errathen, wo einst der Hafen war, der so unzählige Schiffe aufgenommen hat; an seiner Stelle befinden sich schöne Wiesen. — Unter den Urkunden dieser Stadt, deren Verfassung der von Brügge nachgebildet worden war, ist die älteste ein Privilegium des Grafen Philipp, genannt vom Elsaß, vom Jahre 1180, durch welches die Bewohner von Dam Zollfreyheit in ganz Flandern und Befreyung von der unter dem Namen Hansa vorkommenden Abgaben (s. oben Bd. I. Nr. 6.) erhielten.

Auch Ardenburg erlangte eine vorübergehende Blüthe; zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts war es nach Brügge, dessen Verfassung auch hier Nachahmung gefunden hatte, die erste Handelsstadt Flanderns, ja eine Zeit lang drohte es selbst Brügge gefährlich zu werden. Die Unruhen, welche hier im Jahre 1280 ausbrachen, veranlaßten die deutschen Kaufleute das hanseatische Hauptcomptoir von Brügge nach Ardenburg zu verlegen (S. 72), worauf auch Graf Guido denselben ein ausgedehntes Privilegium gab, welches sich in der hanseatischen Geschichte von Lappenberg nicht findet. Mehrere Grafen bewidmeten Ardenburg mit Privilegien, namentlich Graf Balduin von Constantinopel, der um fremde Ansiedler anzulocken, die sonst übliche Abgabe, welche dieselben zu zahlen hatten (Consuetudo advenatus) aufhob (S. 30). Von eben diesem Fürsten rührt auch das Ardenburgische Stadtrecht her, wovon sich ein merkwürdiges Exemplar erhalten hat, dasjenige nämlich, welches der Graf einem seiner Räthe zur Begutachtung übergab; bey jedem Artikel ist von dessen Hand bemerkt, ob derselbe anzunehmen sey oder nicht (S. 27, im Urkundenbuch S. 52 u. f.). — Für die Geschichte des Wechselrechts ist eine Urkunde des oben genannten Grafen Guido zu bemerken (S. 74), durch welche dieser sein bisher in der Stadt geübtes Wechselmonopol gegen eine Summe von tausend Pfund aufgab, so daß nunmehr jeder Bürger von Ardenburg berechtigt wurde, Wechselgeschäfte zu betreiben (faire toutes chozes et marchandizes, qui a cange loial appartient).

Erst seit dem Verfalle ihrer Nachbarstädte fing die jetzt wichtige Handelsstadt Ostende zu erblühen an; bis zum Jahre 1267 war sie ein Dorf, welches eben damals von der Gräfin Margaretha und ihrem Sohne Guido für eine Stadt erklärt wurde (S. 39). In neuerer Zeit aber hat Ostende nicht mehr gleichen Schritt mit der steigenden Blüthe Dünkirchens halten können. Diese in der Chatelenie Bergh belegene Stadt, zu deren Ursprung eine vom heil. Eligius auf den Dünen angelegte Kapelle die Veranlassung gab, war schon um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts ein bedeutender Hafen (S. 38 — 90).

Sowohl in politischer, als auch in rechtshistorischer Hinsicht ist die Stadt und das Land Furnes von vorzüglicher Wichtigkeit. Hier war der Schauplatz der berühmten Fehde zwischen den Ingrekins oder Isengrins und den Blauvotins die auch in der Thierfabel von Reinhart dem Fuchs verewigt worden ist. Diese Fehde brach im Jahre 1201 aus und zwar zwischen den Bewohnern der Stadt Furnes unter der Anführung des Sigebert Ingerst und den Rittern der Chatelenie unter Rickwart Blauvoet; die Veranlassung dazu gaben die Erpressungen der Gräfin (Königin) Mathilde, welche die Bürger auf ihrer Seite hatte. An dem wegen des großen Blutvergießens sogenannten „rothen Montage" wurden im Jahre 1206 die Blauvotins gänzlich in die Flucht geschlagen (S. 50). Ganz besonders verdienen aber die Rechtsquellen von Furnes Aufmerksamkeit. Schon im Jahre 1109 hatte die Stadt eine Keure, die älteste geschriebene in Flandern; sie ist das Muster für die Keuren von Poperinghen (S. 72) vom Jahre 1147 und von Arkes vom Jahre 1130, so auch der neueren Landeskeure von Furnes vom Jahre 1240; uns erscheinen nämlich die Gründe, nach welchen man die älteste Keure der Stadt und nicht dem Lande zuspricht (S. 48) durchaus überwiegend. Die ältere Keure ist bisher noch nicht aufgefunden, wohl aber giebt das Urkundenbuch zwey Keuren von Poperinghen von 1147 und 1233 und die oben erwähnte neuere vom Jahre 1240. Sehr reichhaltig sind diese in lateinischer Sprache geschriebenen Quel-

len an deutschen Worten, welche zu technischen Bezeichnungen dienen und hier ist zunächst auf das Wort „Keure“ (lat. Cora) selbst aufmerksam zu machen. Dasselbe bedeutet nicht nur die städtische Willkühr, nicht bloß das Gesetz, sondern auch zugleich die städtische Obrigkeit, den Rath; daher sind Coremanni, Coratores oder Keurheeren die Mitglieder des Rathes. Diese sind ursprünglich von den Schöffen wohl zu unterscheiden und dieß gilt unstreitig auch in Beziehung auf Furnes. Die Keure von Arkes sagt hierüber (S. 76): Scabini judicent de iis, quae pertinent ad Scabinos; Choremanni de pace tractent et de utilitate communitatis villae et de forisfactorum emendatione; dagegen heißt es in der spätern Keure von Furnes (Urkundenb. S. 73): Ordinatum est inprimis, quod qui scabini erunt, erunt et Coratores, et illos jam instituit comes usque ad voluntatem suam; eos facit jurare scabinagium et coram, woraus deutlich die Verschmelzung beyder Aemter zu ersehen ist. Etwas ganz Anderes sind aber die Corafratres (Art. 62); unter diesen flandr. Keurbroeders, so wie den Keursüstern versteht man die Bewohner des sogenannten Veurneambacht (42 Pfarreyen, welche in Gemeinschaft mit 8 andern die Chatelenie von Furnes bilden; S. 54). Ferner finden sich in dieser Urkunde (Art. 10. p. 74) zur Bezeichnung von Klage und Vertheidigung die Ausdrücke: Tala und Wedertala, auch stößt man bey der Angabe derjenigen Verbrechen, bey welchen sich der Graf die Jurisdiction vorbehalten hat, auf den alterthümlichen Ausdruck: verolh (rapina mortui). Derselbe findet sich in der etwas veränderten Form Rhai raup auch in den langobardischen Gesetzen (Edict. Rothar. c. 15, 16.) so wie in der Treuga Henrici Regis c. 13. vom Jahre 1230 (bey Pertz, Monum. Germ. hist. Tom. IV. p. 207) und hängt zusammen mit dem althochdeutschen rahan (spolium); gleichbedeutend ist damit das in andern, insonderheit angelsächsischen Quellen vorkommende Walreaf oder Walaraup (vergl. m. Engl. R. u. RGesch. Bd. 2. S. 331. — Grimm D. R. A. S. 635. — Mone, Gesch. d. Heidenthums. Bd. 1. S. 471). Nicht minder wird in jener Keure (Art. 7.) das von Deyer in seinen vermischten Abhandlungen (Bd. 1. S. 205 u. f.) zuerst erklärte Vergehen der Wassertaucher (Wapeldrinc s. auch Grimm a. a. O. S. 631) erwähnt, auch verbietet das Gesetz (Art. 45.) das Spielen mit Würfeln und Hölzchen, gestattet aber das Brett- und Schachspiel. Aus den beyden Keuren von Poperinghen möge hier noch der Ausdruck Halin beygefügt werden; es heißt nämlich (l. 5. Urk. B. 111. II. 5. Urk. B. S. 115): Nemo Halin de terra facere debet nisi in curia. Der Sinn davon ist verständlich, auf jeden Fall ist damit die Uebertragung von Grund-Eigenthum gemeynt, allein dunkel bleibt doch noch der Ursprung des Wortes. Der Verfasser sagt (S. 73, Note 50): halin steht wohl für haling und kommt von hael, „latio, Uebertragung, nach Kilian und Hrn. Willams,“ allein hier wären doch noch nähere Aufschlüsse wünschenswerth; dem Ref. ist es wenigstens bisher nicht gelungen, eine genügende etymologische Erklärung zu finden; sollte dieß Halin mit einem der in Grimms deutscher Grammatik S. 20 Nr. 314 oder S. 41 Nr. 405. angeführten Worte in Verbindung zu bringen seyn? Merkwürdig ist auch das Wort Avetrone (d. h. entarteter Sprößling), welches in einer für Furnes im Jahre 1274 erlassenen gräflichen Verordnung zum ersten Male vorkommt; Graf Guido verzichtet darin zu Gunsten der Schöffen auf sein Jus basterdasiae, auf das Recht die Bastarde zu beerben.

Auch die Stadt Nieuport, ehedem Sandhove hat eine sehr alte Keure, nämlich vom Jahre 1163 aufzuweisen, sie enthält zugleich einen sehr merkwürdigen Zolltarif. In der Nähe der Stadt befand sich eine Niederlassung Lombardischer Kaufleute (Lombartside), welche im Jahre 1209 mit Nieuport vereinigt wurde. Außerdem war diese Stadt berühmt wegen ihres Leuchtthurmes, damals des einzigen in Flandern, und wegen ihrer Häringe. Ueber den an die Kirche zu zahlenden Häringszehnten kam es zu einem blutigen Kriege; zwey Priester wurden dabey erschlagen und die Sache ward endlich an den Papst gebracht, der eine schiedsrichterliche Commission niedersetzte, nach deren Entscheidung 30 Bürger zu Pilgerfahrten nach Palästina verurtheilt wurden (S. 61). Allein Nieuports Ruhm so weit er auf der Kunst des Härings-Einsalzens beruhte, wurde verdunkelt; ein neuer Stern ging

zu Biervliet auf, wo im vierzehnten Jahrhundert Böckels geboren wurde, der eine neue bessere Methode des Einsalzens erfand, die nachmals von den Holländern angenommen wurde (S. 57. S. 146) und sich als unübertrefflich bewährt hat (hängt mit jenem Namen des Erfinders das Wort Beukeln oder Bökeln zusammen?).

Der wichtigsten Quellen für das in Poperinghen geltende Recht ist schon oben (S. 1048) Erwähnung geschehen. Sie enthalten sehr viele merkwürdige, insonderheit processualische Bestimmungen. Die Stadt selbst hatte den Abt von S. Bertin zu ihrem Grundherrn, der seine Stelle theils durch einen Probst, theils in der Jurisdiction durch einen Ballivus, anfänglich auch Ministerialis genannt, vertreten ließ. Dieß Amt wurde in einer Familie erblich und somit bietet sich hier die einzige Ausnahme eines Bailli ireteule. Für das Verhältniß zwischen dem Abte und dem Grafen ist außer mehreren älteren vorzüglich wichtig eine Urkunde des Grafen Philipp vom Jahre 1190 (Urk. B. Nr. 184. S. 106). Hier wird gesagt, die in der Stadt wohnenden Ritter seyen verflichtet, dem Grafen das Utlandes-hanwere und Landwere zu leisten, nicht aber in einem allgemeinen Krieg zu folgen, diese Ritter selbst werden Landridders genannt (S. 67).

Die Chatelenie Cassel mit der schön gelegenen Stadt dieses Namens ist von keinem rechtshistorischem Belange (S. 92); wohl aber die von Bailleul, welche in der Keure von Berkin und Steenwark eines der ältesten Dorfrechte Flanderns besitzt (S. 95). Graf Diederich bestätigte im Jahre 1160 den Bewohnern dieser Ortschaften ihre Freyheiten, die ihnen Graf Robert früher bewilliget hatte; dahin gehört: (s. Urk. B. Nr. 109. S. 132): „ut non eant in exercitum, ut nullus ministrorum nostrorum ab eis aliquid petat — et — habeant potestatem eligendi super se ministrum, qui eos manuteneat, cui respondeant, qui eos praesente dapifero nostro vel nuntio ad causam convocat et eos salvo jure nostro ad justitiam advenat."

Aus der Keure von Courtrai vom Jahre 1324 ist besonders hervorzuheben, daß sie alle Bürger verpflichtet, dem Hü ferufe eines ihrer Genossen auf der Stelle zu folgen. Dieß findet sich freylich auch in anderen Keuren, z. B. in der von Furnes (art. 63. helprop), hier ist aber ausdrücklich angegeben, der Hülferufende müsse schreien: Commune; (nach dem Stadtrechte von Lille: Bourgeoisie). Ferner ist bestimmt, daß wenn ein Bewohner der Chatelenie einen Bürger tödtet, oder verwundet, gegen ihn das Brandrecht, (das Niederbrennen seines Hauses; on doit faire justice de feu et de flamme; S. 101.) privilege des arsins in Lille genannt (S. 108), auszuüben habe.

Ein interessantes Rechtsdenkmal hat Audenarde aufzuweisen; dieß ist die sogenannte Zoenkeure (Sühnkeure), in welcher bestimmt wird, welchen Antheil jeder einzelne Verwandte eines Ermordeten an dem Sühngelde habe, welches für denselben bezahlt wird (S. 107. 108). —

Es werden diese Bemerkungen genügen, um darzuthun, daß auch dieser Bestandtheil des vorliegenden Werkes eine Menge interessanter Gegenstände darbiete. Unter den mitgetheilten Urkunden mag noch auf die von dem Grafen Thomas dem Lande Waes im Jahre 1241 ertheilte Keure, aufmerksam gemacht worden, welche eine der vorzüglichsten aus dieser Zeit ist; die ihr untergebenen Personen werden ebenfalls Keurbroeders und Keursistern genannt. An Vollständigkeit wird diese Keure noch übertroffen durch die der vier zum Lande Waes gehörenden Ambachten oder Aemter; auf eben diese bezieht sich auch eine Verordnung der Gräfin Mathilde vom Jahre 1261, durch welche für die durch Anlegen entstandenen Feuerschäden (ignis foraneus) die Gemeinde zur Haft verpflichtet wird, falls der Thäter nicht entdeckt werden kann.

Dr. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Untersuchungen über die winterliche Färbung der Blätter. Eine Inaugural-Dissertation, welche zur Erlangung der Doktorwürde in der Medizin und Chirurgie unter dem Präsidium von Hugo Mohl ꝛc. im April 1837 der öffentlichen Prüfung vorlegt Gotthardt Ludwig Bührlen, aus Altheim bei Ulm. Tübingen gedruckt bei Gustav Bähr. 1837. 8. 36 S.

Mit Recht zählt der Herr Verfasser die Farben-Veränderungen, welche die Blätter in ihren verschiedenen Lebensperioden erleiden, zu den auffallendsten Erscheinungen des vegetativen Lebens. Die gewöhnlichste derselben, die Umwandlung der grünen Farbe in Gelb und Roth im Herbste vor dem Abfallen der nur einen Sommer dauernden Blätter ist indessen schon mehrmals untersucht und ihren Ursachen nach erörtert worden. Anders ist der Fall mit gewissen periodischen Farbänderungen, welche, wenn auch ihrem äußeren Ansehen nach der oben erwähnten ähnlich, doch nicht ein Zeichen des herannahenden Todes sind, sondern bey perennirenden Blättern zwar mit dem Eintritte des Winters zum Vorschein kommen, im Frühjahre dagegen wieder der gewöhnlichen grünen Färbung Platz machen. Der Verfasser bemerkt dabey, daß die Zahl der Pflanzen, deren Blätter auf solche Weise überwintern, viel größer sey, als man gewöhnlich meynt, und weist dieses am Schlusse der Abhandlung auch durch ein Verzeichniß nach, wovon später die Rede seyn wird.

Die Farbenveränderungen perennirender Blätter sind von zweierlei Art. Die seltnere ist, wenn im Winter ein schmutziges Gelbgrün an die Stelle des frischen sommerlichen Tones tritt, der letztere sich aber im Frühjahre mit dem Saftzuge wieder herstellt. Solches geschieht bei vielen Coniferen, am Auffallendsten bey einigen Thuja- und Juniperus-Arten, aber auch bei Taxus, Pinus, Abies, Cupressus, u. s. w. Die anatomische Untersuchung weist durchaus keine andere Abweichung von dem Sommerzustande nach, als daß das Chlorophyll mehr gelblich und weniger sattgrün gefärbt ist.

Viel häufiger verändert sich das Grün der Blätter in Braun oder Roth in den mannigfachsten Nuancen, manchmal nur als leise Töne über die Grundfarbe hingehaucht. Die Ursache aller solcher Abstufungen ist aber die Bildung eines purpurrothen Pigmentes, welches sich neben der grünen Farbe im Blatte findet und nach seiner Menge, seiner Lage zu den grünen Theilen das Organ mehr oder minder tingirt oder durch eine Mischung mit dem ursprünglichen Grün einen braunen Farbenton veranlaßt. Auch bey den Pflanzen, deren Blätter das ganze Leben hindurch ganz oder an einzelnen Stellen roth oder braun erscheinen (Cyclamen, Tradescantia tricolor, Fagus sylvatica purpurea, Dracaena ferrea, Beta vulgaris rubra etc.), ist das rothe Pigment die Veranlassung. Es färbt die Blätter roth, wenn es gesättigt in der Epidermis in hinreichender Menge sich ablagert, um das innerhalb liegende grüne Parenchym ziemlich vollständig zu decken; dagegen wird die Farbe braun, wenn das grüne Zellgewebe durchschimmert, wenn grüne und rothe Zellen gemengt sind, oder wenn in rothgefärbten Zellen zugleich grüne Chlorophyllkörner vor-

kommen. Jedesmal entsteht die rothe Farbe einzelner Zellen durch Röthung des Zellsaftes und nicht selten ist selbst nur ein Theil desselben, z. B. in der einen Hälfte einer gestreckten Zelle oder in deren Mitte, roth gefärbt, ohne daß dabei in dem gefärbten Theile eine Auflösung der Chlorophyllkörner bemerklich ist. Es erscheint hieraus wahrscheinlich, daß das Pigment nicht immer in dem Zellsafte vollständig aufgelöst, sondern zum Theil in einem halb geronnenen gelatinösen Zustande vorkommt, da eine solche theilweise Verbreitung in dem engen Raume einer Zelle außerdem kaum möglich wäre.

Die Blätter, welche länger als vom Frühjahre bis zum Herbste vegetiren, haben aber unter sich noch eine sehr verschiedene Lebensdauer. Einige, wahrhaft perennirende bleiben wirklich mehrere Jahre in Thätigkeit *), andere dauern zwar eigentlich nur ein Jahr, aber der Winter fällt mit in die Zeit ihres Lebens, wie z. B. bei denen, welche die Wurzelblatt-Rosetten der zweijährigen und vieler krautiger perennirender Gewächse bilden. Sie sprossen meistens gegen den Herbst, überstehen wenigstens die kalte Jahreszeit, und sterben im nächsten Sommer, während der Stengel aus ihrer Mitte emportreibt. Endlich kann auch bei einjährigen Gewächsen, die, erst im Herbste aufgegangen, ihr Leben über Winter fortsetzen, und bei perennirenden, welche gegen Anfang der rauhen Jahreszeit hin noch neue Aeste getrieben haben, ein Theil der Blätter überwintern. Zu diesen rechnet der Herr Verfasser einen großen Theil der Gräser. Wir erlauben uns hier eine Bemerkung über den Wachsthum der ausdauernden Blätter einzuschalten. Bey den meisten geschieht, wenn einmal die Anlage in der Knospe sich gebildet hat, die Entwickelung in die Länge und Breite gleichmäßig und in einer Vegetationsperiode bis zur vollen Größe. Bey andern wächst aber das Blatt wirklich noch im zweiten und zum Theil noch in den folgenden Jahren nach seinen beyden Dimensionen und in seinem ganzen Umfange, wie bey Thuja, Cupressus (nicht bei Abietinen), Calluna, indem sich zugleich auch die Zweigspindel noch dehnt, und dadurch zwischen den einzelnen Blättern größere Distanzen eintreten. *) Bei Gräsern und zum Theile bey Liliaceen wächst es endlich zwar auch im zweiten Jahre noch fort, aber nur von der Basis aus in die Länge nicht zugleich in die Breite, indem ein neues grünes unteres Stück nachgeschoben wird, während der im verflossenen Sommer vegetirende obere Theil meistens vertrocknet und abwittert. Etwas ganz Aehnliches hat statt bey den inneren Knospenschuppen sehr vieler Bäume, bey welchen der obere während des Winters der Witterung ausgesetzte trockene Theil im Frühjahre keiner weiteren Dehnung mehr fähig ist, wohl aber die Basis der Schuppe oft noch beträchtlich auswächst. Am Auffallendsten ist dieses bey Loranthus europaeus, wo die Spitzen der meisten Blätter sogar den Winter hindurch als trockene schwärzliche Knospenschuppen funktioniren, welche das folgende Jahr unverändert auf dem erst im Frühjahre nachtreibenden grünen

*) Nach unseren eigenen Beobachtungen dauern die Nadeln der Abies-Arten, A. excelsa und pectinata, bey uns am längsten, nämlich 6 – 7 Jahre. Die Föhrennadeln fallen nach 3 Jahren, die Blätter der meisten übrigen sogenannten immergrünen Gesträuche, z. B. Hedera Helix, Empetrum, Azalea, Arbutus, Rhododendra, Ilex, Ledum, Erica, Vaccinium Vitis idaea u. s. w. fallen nach 2 Jahren ab. Doch ist dieses Abfallen nie ganz strenge gebunden. Die Blätter bleiben an einzelnen Zweigen wohl auch um ein Jahr länger stehen, so wie bey manchen sommergrünen Gewächsen, z. B. Ligustrum, Rubus, dieselben an günstigen Standorten auch überwintern.

*) Hoya carnosa, mehrere Banisterien und andere rankende Gewächse liefern uns dagegen Beispiele, wie die Dehnung der Spindel der völligen Entwicklung der Blätter lange Zeit vorausgeht.

Untertheile stehen bleiben. Diese Unterschiede im Wachsthume müßen jedenfalls mit berücksichtiget werden, wenn es sich darum handelt, zu wissen, ob die Blätter bereits ihre volle Entwickelung zu der Zeit erreicht haben, wo sie von der kalten Jahreszeit betroffen werden, denn nur in diesem Falle wären sie wirklich „unabhängig von den Veränderungen, welche wir sie in ihren ersten Entwicklungsstufen durchlaufen sehen."

Der Herr Verfasser untersucht nun die Ursache der Farbenänderung überwinternder Blätter und stellt zunächst die Frage, ob die rothe Winterfarbe eine vor der herbstlichen Färbung absterbender (einjähriger) und von der ähnlichen vieler eben sich entwickelnder Blätter unabhängige Erscheinung, oder ob sie vielmehr bald einer, bald der andern dieser Ursachen zuzuschreiben sey. Bey denjenigen Pflanzen, deren Blätter, im folgenden Sommer und überhaupt bevor sie absterben, wieder grün werden, spricht er sich unbedingt für die Unabhängigkeit der Erscheinung aus.

Aber auch bey solchen (zweyjährigen und perennirenden), wo ein großer Theil der ältern im Herbste sich röthenden Blätter zwar den Winter durch frisch bleibt, aber im Frühjahre abstirbt, ohne nochmals grün zu werden, glaubt er deßhalb an keinen direkten Zusammenhang der Färbung mit dem Absterben, weil die jüngeren, noch nicht völlig entwickelten Blätter der Pflanze denselben Farbenwechsel bestehen und im Frühling ihr Grün doch wieder erlangen. Er erinnert dabey, daß mancherley äussere Störungen auch während des Sommers die rothe Farbe erzeugen können, ohne daß dadurch das Blatt früher stirbt, wie z. B. die Entstehung von Entophyten, Insektenstiche, die häufig sogar die Vegetationskraft des Organs zwar anomal machen, aber steigern und zu Wucherungen des Parenchyms veranlassen. Auch Clima und Standort erzeugen oft mitten im Sommer und bey kräftiger Vegetation ähnliche Färbungen. So Alpenklima und Sumpfboden bey vielen Laub- und Lebermoosen und auch bey mehreren Phanerogamen. Auf den Alpen wird hier die Abwechselung warmer Tage mit kalten Nächten (wie im Herbste der Niederungen) und größere Intensität des Lichtes als Veranlassung aufgeführt, wie denn auch im Flachlande die dem vollen Lichte ausgesetzten Blätter in der Regel sich am lebhaftesten röthen.

Die Pigmentbildung wird nun im Allgemeinen gewissen, sey es durch specielles Klima oder Boden, durch Verletzungen, oder den normalen Wechsel der Jahreszeiten veranlaßten, Störungen in den gewöhnlichen Functionen des Blattes zugeschrieben, welche freylich nicht bey allen Pflanzen solche Wirkungen äussern. Diese Störungen sind Verminderung oder (im vollen Winter) fast gänzliches Aufhören der Aufsaugung des rohen Saftes und der Verarbeitung desselben im Blatte, Unterdrückung der wässerigen Ausdünstung und der Ausathmung von Sauerstoff bey Tage. Also eine Stagnation und daraus hervorgehende Verunreinigung des rohen Pflanzensaftes, am häufigsten nur in den Epidermiszellen (was als neuer Beweis gegen die Meynung angeführt wird, daß diese nur Luft führten), nicht selten jedoch auch in allen Schichten des Mesophylls, insbesondere revireseirender Blätter. Den chemischen Grund der Röthung setzt der Hr. Verfasser in die Entwickelung von Anthokyan, weist aber nach, daß dieses nicht durch Umwandlung des Chlorophylls, sondern unmittelbar in dem Zellensafte sich bilde, wie seine Beobachtungen über unverminderte Menge der Chlorophyllkörner in gerötheten Zellen auch darthun. Der Tod der Blätter erfolge nun zwar sehr häufig bald auf ihre Farbenänderung, stehe aber in keinem Falle in directem Zusammenhange mit der Erscheinung.

Interessant ist auch noch die Parallele, welche der Verf. rücksichtlich der Färbung zwischen den

Laub- und Carpellarblättern zieht. Beyde äussern eine Zeitlang gleiche Thätigkeit in Aufnahme und Verbreitung des rohen Saftes, in Ausdünstung und Respiration, bey beyden tritt eine Periode ein, wo diese Thätigkeit unterbrochen wird, und dann sterben sie entweder ohne andere wesentliche Veränderung als die Verwandlung des Chlorophylls in Blattgelb, oder Auffaugung desselben (die meisten Laubblätter und die trockenen häutigen Perikarpien), oder es tritt mit dem Stillstande eine vom bisherigen Wachsthume unabhängige Umwandlung der Säfte ein, welche mit Bildung eines Pigmentes verbunden ist. Die Unabhängigkeit dieses Processes von der Ernährung ist bey den Laubblättern schon durch die Zeit gegeben, wo er meistens statt hat, nämlich im Winter; bey den Früchten zeigt sich dieselbe daraus, daß auch unzeitig abgepflückte Früchte noch die Farbe der Reife annehmen. Aber bey den Früchten bezeichnet dieser Zustand immer die letzte Lebensperiode, von welcher kein Rückschritt mehr möglich ist, [illegible] Blättern mit der Wiederkehr der Saftthätigkeit häufig auch der grüne Zustand sich wieder herstellt.

Der Umstand, daß vorzüglich Störungen in der Verarbeitung des rohen Saftes grüne Blätter anders färben, führt den Verf. noch auf zwey andere Phänomene in der Pflanzenwelt. Bekanntlich sind fast alle ächte parasitische Gewächse anders als grün und zum Theile sehr lebhaft (einige Monotropen, Orobanchen) gefärbt. Bey ihnen hat aber auch fast gar keine eigene Verarbeitung eines rohen Zellsaftes statt, da sie beynahe gänzlich von dem bereits eigenthümlich konstituirten Nahrungssafte der Pflanzen leben, auf welchen sie wuchern. Die andere Erscheinung, welche einer ähnlichen Erklärung unterliegen könnte, ist die rothe Färbung, welche die Blätter sehr vieler Pflanzen in der Jugend gleich nach dem Ausschlagen aus der Knospe oder dem Aufgehen aus Samen zeigen. Auch hier geschieht die Ernährung in der ersten Zeit nur aus bereits im Stamm oder Wurzelstock früher abgelagerten Nahrungsstoffen, welche von dem aufsteigenden Safte aufgelöst werden, und die Knospe schmarozt demnach zu dieser Zeit auf ähnliche Weise noch auf dem älteren Stamme, wie die Parasiten. Erst wenn ihre Blätter eine gewisse Ausbildung erlangt haben und zur Ernährung der ganzen Pflanze durch Verarbeitung des aufsteigenden Saftes selbst beytragen, verschwindet auch diese rothe Farbe und die grü[illegible] tritt rein hervor.

Diese kurze Darstellung des wesentlichen Inhaltes mag hinreichend darthun, welche reiche Menge von Thatsachen und scharfsinnigen Folgerungen der Hr. Verfasser uns hier über eines der bisher am wenigsten kultivirten Kapitel der Pflanzenphysiologie geboten habe und wie sehr wir ihm dafür zu danken verpflichtet sind. Z.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sechster Band.

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen.

Jänner bis Juny.

1838.

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz. — Tomus IV. Legum. Tom. II. Hannov. 1837.

Es wäre ungemein erfreulich, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln dürften, daß dieses deutsche Nationalwerk einen raschen Fortgang haben werde; das Erscheinen dieses zweyten Bandes der Gesetze, der auf den ersten (s. ob. B. 2. S. 1057) nach dem Zeitraum von zwey Jahren folgt, scheint dazu zu berechtigen. Es zerfällt dieser Band in zwey Abtheilungen, von denen die erste außer einigen Supplementen zu den Kapitularien der fränkischen Könige, die Constitutionen der deutschen Könige und Kaiser, vom Jahre 918 bis 1313 enthält, die zweyte hingegen mehrere unechte Kapitularien, kirchliche Canones und päpstliche Bullen enthält. Zu den unechten Kapitularien wird hier insonderheit auf Grund der Kritik, welche Knust auf dieselbe verwendet hat, die Sammlung des Benedict Levita gezählt, die nun gar nicht mehr Anspruch darauf machen kann unter die Quellen des Rechtes jener Zeit gestellt zu werden. In der ersten Abtheilung erhalten wir nun Alles, was bisher von Gesetzen, Friedensschlüssen, einzelnen Urtheilssprüchen von den Königen und Kaisern im Laufe von vierhundert Jahren ausgegangen war. Obschon diese Quellen einen Raum von 582 Folioseiten einnehmen, so ist dieß doch verhältnißmäßig außerordentlich wenig und man sieht recht deutlich daraus, in wie hohem Grade das Recht unserer Vorfahren ein auf der Sitte und Gewohnheit, das heißt auf dem Leben beruhendes gewesen ist; jetzt werden in jedem einzelnen Lande Deutschlands in jedem Jahre mehr Gesetze gemacht. Historisch ist es freylich zu bedauern, daß uns nicht mehr aus jener Zeit aufbehalten ist, etwa auch aus einem andern Grunde möchte dieß als eine Calamität betrachtet werden dürfen. Wenn es nämlich zu der Zeit, als das Römische Recht in Deutschland recipirt wurde, mehr einheimische geschriebene Gesetze, in denen die Grundprincipien des nationalen Rechtes niedergelegt gewesen wären, gegeben hätte, so wäre auch unstreitig der Einfluß des fremden Rechtes weniger nachtheilig und zerstörend gewesen. —

Unter den einzelnen in dieser schätzbaren Sammlung mitgetheilten Gesetzen erscheinen als besonders merkwürdig die Constitutiones Pacis oder Errichtungen der Landfrieden; unter diesen ist aber vorzüglich auszuzeichnen die älteste erhaltene Urkunde über die Verkündigung des Gottesfriedens in Deutschland v. Jahre 1083 und eine andere von dem Jahre 1085. Wir kommen auf den Inhalt derselben weiter unten zu sprechen, heben hier aber nur in Bezug auf unsere früher gelieferte Anzeige von Fürths Ministerialen (Bd. 5. Nr. 240.) einige Stellen heraus, welche hinsichtlich der Standesverhältnisse überhaupt von Bedeutung sind. Hier heißt es (p. 56) „si nobilis est (der eine friedensbrecherische Handlung begeht), libra componat. Si liber aut ministerialis decem solidis. Si servus, cute et capillis; nachher aber: si ingenuus est sive liber est, duodecim probatis se expurget, si servus, tam lito quam ministerialis, judicio aquae frigidae und dann wieder: Qui vero absque inevitabili necessitate se subtraxerit, si principum terrae (auch dieser Ausdruck ist für das eilfte Jahrhundert sehr merkwürdig!) aliquis est, decem libras; si nobilis, quinque; si liber

aut ministerialis, si lito aut servus quinque solidos persolvat, aut cutem et capillos perdat. Hierin drückt es sich deutlich aus, wie das Institut der Ministerialität sich auf dem Uebergange von der Unfreyheit zur Freyheit befand; merkwürdig ist hier das in jener Zeit fast verklungene Wort lito. Gegen den Schluß der Eidesformel, welche zur Beschwörung des Gottesfriedens festgestellt ist, findet sich auch noch eine andere für die Standesverhältnisse zu beachtende Stelle: Qui convicia in alium dixerit, si miles, baculis multetur; si rusticus, scopis excorietur. Ausserdem sind es auch mehrere andere Inedita in dieser Sammlung, welche gerade für das Institut der Ministerialen von Bedeutung sind, insonderheit aus der Zeit Heinrichs VI. z. B. Sententia de filiis ministerialium ex liberis matribus p. 187. u. Sententia de feodis ministerialium p. 194. — So wird auch in einer Sententia de advocatia (p. 564 aus der Zeit Konrads III.) ein ministerialis proprius eines Klosters und dann in Beziehung auf ihn eine andere Person miles sui genannt. (Vrgl. auch Chuonradi Litterae ad Heinricum Regem. p. 85). Auch machen wir auf den Gegensatz beneficiati et ministeriales (Curia Babenb. ann. 1164. p. 134.) aufmerksam.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Bestandtheile der Sammlung in der Reihenfolge, in welcher sie uns geboten werden und machen wir den Anfang mit den Supplementen zu dem vorigen Bande. Unter ihnen stehen an der Spitze mehrere Capitula addita zur Lex Salica, welche von verschiedenen Königen herrühren. Die Lex Salica gehört unstreitig zu den wichtigsten und interessantesten Monumenten der ältern deutschen Geschichte, zugleich ist sie aber auch dasjenige, in Betreff dessen noch die meisten Dunkelheiten obwalten. Was die Zeit ihrer Abfassung und ihrer allmähligen Vermehrung anbetrifft, so hat die Kritik der neuesten Zeit die Nachrichten der Prologe und Epiloge dahin mit einander vereinigt, daß der Ursprung der Lex Salica dem Könige Chlodwig zuzuschreiben sey, und daß ihre erste Abfassung, wie schon Heineccius bemerkte (Antiquit. jur. Germ. Vol. I. p. 265.) in die Jahre 486 bis 496 falle; ferner daß nach der Bekehrung der Franken zu dem Christenthume zuerst von Chlodwig selbst, dann nach langer Zeit von Childebert und Chlothar Zusätze zu dem Volksrechte gemacht worden seyen. Die Vergleichung zweyer französischer Codices hat dem Herausgeber der Monumenta das Resultat geliefert, daß mit der Ueberschrift do micio fristatio die Reihe der von Chlodwig hinzugefügten Kapitel, deren Zahl sich auf zwölf beläuft, beginne; unter diesen befinden sich einige, welche bis jetzt noch in keinem andern Coder angetroffen worden sind. Wir heben daher Einiges von dem nicht uninteressanten Inhalte derselben heraus: das erste derselben bezieht sich auf Pact. leg. Sal. Tit. 40. de vestigio minando und hat die vorhin erwähnte Ueberschrift: do mitio fristito (al. do micio fristatio, im Rubrikenverzeichniß: de mitio fristatito). Eine damit übereinstimmende Malburgische Glosse, nämlich Mittinio frastatinto (in marg. frastathinto) findet sich im Texte jenes Titels in dem Schilterschen Coder, und es scheint darin das Wort frasa oder vrais zu liegen, welches eine gewaltsame oder überhaupt unrechtmäßige Handlung bezeichnet. So führt Schmeller in seinem Wörterbuche den Eid an, welchen nach dem bayr. Rechtsb. v. J. 1332 der Käufer einer gestohlenen Sache abzulegen hatte: daz er chain vrais gewest hab an dem guet, do er es chaufft hab. Da nun obige Glosse bey den Worten violenter-tulit steht, so scheint sich dieselbe auf eine gewaltsame Handlung zu beziehen (vrgl. Wiarda, Ausleg. d. Sal. Ges. S. 451). Dieß wird nun auch durch den Text des Cap. add. bestätigt, indem es daselbst heißt: Si quis truste dum vestigio minant detenere aut battere praesumpserit. In diesem Satze macht freylich das Wort trustis einige Schwierigkeit; wir haben nirgend eine für diese Stelle ganz passende Erklärung gefunden. Grimm macht in seinen Rechtsalterthümern S. 275. darauf aufmerksam, daß es zwar eine andere Wortbildung als das angelf. treowth, daß aber die Bedeutung fidelitas unzweifelhaft sey; in dem Nachtrage fügt er noch hinzu, dasselbe erschiene nahverwandt mit „Trost“ welches ursprünglich protectio, tutela, mundium bedeute, daher antrustio derjenige qui in potestate domini sich befindet. Am meisten scheint aber das Decretum Chlotach. (Vol. III. p. 11 u. f.) zur Erklärung benützt werden zu können; hier kommt das Wort trustis zu vielen Malen vor und scheint entweder soviel als Immunität, den in potestate

domini befindlichen Bezirk (oder die durch das gemeinschaftliche Band der Treue an einen Herrn gefesselten Menschen) oder soviel als Gemeinde (und deren Bezirk), überhaupt eine durch Treue verbundene Genossenschaft, die auch zur Gesammtbürgschaft verpflichtet ist, oder endlich — und dieß möchte hier das Meiste für sich haben — einen Vorstand, sey es einer Gemeinde oder einer Immunität zu bedeuten. — In einem der folgenden Kapitel wird bestimmt, daß der Servus, welcher sich mit einer Ingenua verbindet, pessima cruciatu, nämlich mit dem Tode des Räderns bestraft werden solle. Ganz vorzüglich merkwürdig und interessant ist aber das Capitel 7., welches einen Zusatz zu Pact. leg. Sal. Tit. 47. De Re Ipus enthält. Bekanntlich hat Grimm in seinen Rechtsalterthümern (S. 425) das Räthsel, welches jene Ueberschrift enthält, sehr glücklich gelöst und dargethan, wie darunter „Reif" zu verstehen sey, indem dieses Symbol bey der Uebergabe einer zur zweyten Ehe schreitenden Wittwe von dem Manne an die Verwandten der Frau als Kaufgeld bezahlt worden sey. Bey der Wiederverheirathung derselben mußte aber die Frage entstehen, wie es mit der Dos zu halten war, die sie von ihrem ersten Manne empfangen hatte und über diesen Punct gerade giebt das Cap. add. nähere Auskunft, obschon Manches dabey, dem Ref. wenigstens, noch nicht völlig klar wird. Der Fall wird verschieden beurtheilt, je nachdem die Wittwe aus ihrer ersten Ehe Kinder hat oder nicht; sind deren vorhanden, so muß sie dennoch von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes, nachdem der Bräutigam den reipus bezahlt hat, durch eine Abgabe (achasius, also auch Kaufgeld) die Dos auslösen und zwar nach Verhältniß derselben zahlt sie für 25 sol. drey, für 63 sol. sechs. War dieß geschehen, so konnte sie die Dos auf Lebenszeit behalten, durfte aber Nichts davon veräußern; nach ihrem Tode nahmen dann die Kinder erster Ehe dieselbe ausschließlich des Stiefvaters und der halbbürtigen Geschwister (sine ullum consortium). Waren hingegen keine Kinder vorhanden, so durften doch die Verwandten des verstorbenen Mannes in Beziehung auf die Dos nicht ganz leer ausgehen. Nachdem die Frau ihnen den achasius bezahlt hatte, mußte sie dieselben zusammenberufen, und ihnen in Gegenwart von neun Zeugen mit ausdrücklichen Worten mehrere Gegenstände des von ihr in die erste Ehe inferirten Gutes überlassen; sie erhielt dann von der ihr bestellten Dos zwey Drittheile. Das folgende Kapitel (Cap. 8) enthält Bestimmungen für den Fall, daß ein Wittwer zur zweyten Ehe schreitet; diese sind in der That sehr merkwürdig, da wir etwas Aehnliches in keinem andern Volksrechte ausgesprochen finden. Hat er in jener ersten Ehe Kinder gezeugt, so mag er die Dos, welche er der Mutter derselben bestellt hatte, bis zur Volljährigkeit der Kinder behalten, dann aber mußte er sie herausgeben; waren hingegen keine Kinder vorhanden, so mußte er es gestatten, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau zwey Drittheile seiner Dos nahmen, ihm aber solche Gegenstände, die zur häuslichen Einrichtung gehörten, also vermuthlich die inferirte Aussteuer zurückließen; thaten sie dieses nicht, so mußten sie sich mit einem Drittheile begnügen.

Gehen wir nunmehr zu den Zusätzen über, welche von andern fränkischen Königen herrühren, insonderheit zu denen, welche Childebert und Chlothar ihren Ursprung verdanken. In dieser Hinsicht sind die Meinungen sehr getheilt; Einige, darunter Eichhorn, halten die beyden Könige für die zweyten dieser Namen, also den einen für den Sohn Siegberts und der Brunehild, den andern für den Sohn Chilperichs und Fredegundens, Andere, darunter der Herausgeber der Monumenta, für die Söhne Chlodwigs. Eichhorn (D. St. u. RGsch. Bd. 1 §. 35) beruft sich darauf, die Epiloge, welche die beyden Könige Brüder nennten, hätten den bildlichen Ausdruck, der das innige Verhältniß zwischen Childebert und Chlothar bezeichnen sollte, nämlich: inter nos germanitatis caritas indisrupta vinculo custodiatur (Walter Corp. jur. Germ. ant. Vol. II. p. 13. not. g.) zu wörtlich und daher falsch verstanden, und hätten daraus die Könige dann gleich zu leiblichen Brüdern gemacht; wäre diese nahe Verwandtschaft richtig, so müßten es freilich Chlodowigs Söhne seyn; dagegen spräche aber auch der Ausdruck eines der Prologe, der bemerke: post longum tempus nach Chlodwig hätten Childebert und Chlothar ihre Zusätze gemacht, es könnten also nicht seine beyden Söhne darunter verstanden werden. Allein Zeitbestimmungen der Art sind immer sehr relativ und wenn Tacitus sich nicht behindern läßt, ein Ereigniß, seit welchem 150 Jahre verflossen als neulich (nuper) ge-

schehen zu bezeichnen, so kann auch wohl der Verfasser des Prologes einen Zeitraum von 50 Jahren longum tempus nennen; wir erinnern an die longi temporis praescriptio! Fünfzig Jahre könnten aber seit der Zeit, wo Chlodwig seine Zusätze machte, sehr wohl verflossen seyn, denn Childebert ist erst im Jahre 558 gestorben. Zudem entsteht die Frage, was es mit dem Bündnisse, auf welches Eichhorn sich beruft, für eine Beschaffenheit habe? Ref. wäre sehr geneigt, das ganze Bündniß Childeberts II. mit Chlothar II. in Zweifel zu ziehen. Es möge hier kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß Chlothar II. (geb. 583), so lange seine Mutter Fredegunde († 597) lebte, gar Nichts zu sagen hatte; formell hätte er doch mit Childebert den Vertrag schliessen können. Wir haben indessen eine Nachricht in der Vita S. Carilefi Abb. Anisol. Nr. 4 (bei Boucquet Tom. III. p. 439), wonach es ausdrücklich von Childebert I. und seinem Bruder Chlothar I. heißt: Principe itaque Childeberto et germano ejus Chlothario Rempublicam regni Francorum gubernantibus, ut se habet talium usus rerum Monarchiam regni sui in duo diviserunt, ita tamen, ut in amore germanitatis manente unitate, unusquisque potiretur regni sui ab alterutro tradita pactione. Hiemit scheint die nämliche Uebereinkunft angedeutet zu werden, auf welche sich die Worte germanitatis charitas beziehen. Dazu kommt noch, daß nach der von Pertz (Monum. Vol. III. p. 13) gewählten Lesart: „germanitas, vinculum caritatis" der Ausdruck germanitas wohl schwerlich bildlich seyn kann; hier erscheint vinculum charitatis bloß als Apposition; ein anderer Codex liest: inter nos germanos fratres caritas indisrupto vinculo custodiatur. Kurz um die zwischen Childebert und Chlothar bestehende germanitas und fraternitas läßt sich nicht gut herumkommen und somit möchte auch das bey Pertz, Monum. Vol. III. p. 11 flg. abgedruckte Decretum Clothacharii nicht Chlothar II., sondern Chlothar I. zuzuschreiben seyn. — Capitula Childeberti (I.) pacto legis Salicae (c. 550, wie Pertz annimmt) addita finden sich nun Vol. IV. p. 5. und belaufen sich der Zahl nach auf acht. Sie sind sämmtlich schon bekannt gewesen, wie aus der nachfolgenden Uebersicht erhellt; besonders merkwürdig ist aber Cap. 4. in Beziehung auf den Eidhelfereid. Dasselbe entspricht dem Cap. 71. des Wolfenbüttler Codex und Cap. 78 bey Herold, allein es hat nunmehr noch einige wichtige Zusätze erhalten. Zunächst bestätigt diese Stelle die erste Abfassung der Lex Salica zur heidnischen Zeit indem es heißt: Propterea non est sacramentum in Francos; quando illi legem conposuerunt, non erant christiani. Propterea in eorum dextra et arma eorum sacramentum adfirmant. Ref. findet zugleich in diesen Worten eine bedeutende Unterstützung der von ihm (deutsche Gesch. Bd. I. §. 14) aufgestellten Ansicht, daß der Eid ursprünglich bey den Germanen kein Beweismittel gewesen und daß die Eideshülfe aus der Kampfhülfe hervorgegangen sey; das Argument: die Franken hätten deshalb das sacramentum nicht gehabt, weil sie noch nicht Christen waren, paßt natürlich auf das ältere Recht aller germanischen Stämme. Die folgenden Worte dieser merkwürdigen Stelle sind dem Ref. noch nicht klar genug, als daß er jetzt schon wagte eine Ansicht darauf zu gründen. Die König Chlothar I. zugeschriebenen Capitula, drey an der Zahl, enthalten nicht viel Interessantes, als Ueberschrift für das erste derselben erscheint die Lesart: de agsoniis passender als de saccioniis; jene entspricht dem in englischen Rechtsquellen so häufig vorkommenden exonium, essonium (franz. essoin). Ganz neu sind die zehn der Lex Salica von König Chilperich (561 — 584) hinzugefügten Kapitel; auf sie folgen noch 16 andere; von denen man nicht anzugeben vermag, von welchem Könige sie herrühren. Unter den Kapiteln Chilperichs bezieht sich eines wiederum auf die Dos (vrgl. oben S. 13.) und bestimmt, daß wenn bey kinderloser Ehe die Frau den Mann überlebt, tunc illa mulier dimediam dotem accipiat, et dimediam partis defuncti marito ad se recolligant; hier bietet sich für partis wohl von selbst die Correctur parentes dar.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

Ueber alle diese Zusätze und über ihr richtiges Verhältniß zur Lex Salica wird aber erst dann ein vollständigeres Urtheil gefällt werden können, wenn wir die Lex Salica in der neuen Ausgabe vor uns haben werden; ihr baldiges Erscheinen ist sehr wünschenswerth. Zum Schlusse dieser Bemerkungen über das Volksrecht der Salischen Franken möge hier noch folgendes kleine Schema hinzugefügt werden, aus welchem übersichtlich erhellt, was in den Zusätzen neu ist oder nicht, indem darin den bereits bekannten Capiteln die Parallelstellen aus dem Wolfenbüttler und Heroldinischen Codex beygefügt werden.

		Cod. Guelf.	Cod. Fuld.
Capitula Chlodovechi	1		
	2 (vrgl. Cap. Childeb. 8).		
	3. 4. 5. 6. 7. 8.		
	9.	75. . . .	
	10.	74. . . .	
	11.	76. . . .	
	12.	. . . . .	
Capit. Childeb.	1.	68. . . .	
	2.	69. . . .	
	3.	70. . . .	
	4.	71. . .	78.
	5. §. 1. §. 2.	72. . .	74.
	§. 3.	. . . .	

		Cod. Guelf.	Cod. Fuld.
	§. Si quis ingenuam	. . . . .	
	6.	. . . .	76.
	7.	73. §. 1.	13. §. 3.
	8.	73. §. 2. §. 3.	69.
C. Chloth.	1.		19. §. 5. §. 6.
	2.	91.	77.
	3.	vergl. L. Sal. emend. §. 11.	44. §. 12.
Capit. Chilp.		. . . . .	

Capit. inc. auct. s. die Note bey Pertz. p. 12.

Als Supplemente zu dem dritten Bande erscheinen hier außerdem noch mehrere Kapitularien, eines von Pippin, die übrigen von Karl dem Großen. Der Herausgeber hat das erstere, welches bisher noch ungedruckt war und sich vorzüglich auf die Verhältnisse Aquitaniens bezieht, Capitulare Aquitanicum genannt und, da es den Tod Waifars voraussetzt, in das Jahr 768 gestellt.

In die Zeit Karls des Großen gehören folgende Stücke: 1) Capitulare Missorum Aquitanorum; dieses ist nicht ganz vollständig und scheint in das Jahr 789 zu setzen zu seyn. 2) Der Eidschwur Papst Leo's IV., den derselbe im Jahre 800 zu Rom ablegte, wird hier vollständig aus einem Codex der Würzburger Universitätsbibliothek mitgetheilt. 3) Varianten zu dem Capit. ann. 802. (Vol. III. p. 96). Außerdem enthält der Anhang dieses Bandes: 4) ein Capitulare legationis Romanae vom Jahre 785, welches auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufgefunden worden ist. Dasselbe ist nicht vollständig, aber deshalb merkwürdig, weil den königlichen Gesandten, die an Papst Hadrian abgeordnet wurden, in dieser Instruction genau die Worte vorgeschrieben werden, deren

sie sich zu bedienen hätten, z. B. „Postea vero danda est aepistola dicentibus hoc modo: Praesentem aepistolam misit vobis dominus noster, filius vester, postulando scilicet sanctitati vestrae, ut almitas vestra amando eam recipiat. Postea dicendum est etc. Diese Instruction ist von Karl dem Großen ertheilt worden, während er sich auf einem Heereszuge gegen die Sachsen befand; er läßt sich daher beym Papste entschuldigen, daß er ihm nicht bessere Geschenke schicke, als qualia in Saxonia praeparare potuit. 5) Schon im vorigen Bande befindet sich das Capit. Aquisgr. vom Jahre 813; nach einer Entdeckung Föringers wird hier (p. 252) noch die Concordia Episcoporum zu den einzelnen Beschlüßen mitgetheilt. —

Den Beschluß des vorigen Bandes hatten die Kapitularien der zur Zeit Arnulfs in Italien regierenden Kaiser und Könige, Guido, Lambert und Berengar gebildet. Der Freysinger Codex, dem wir die vorhin erwähnten Erläuterungen in Betreff des Capit. Aquisgr. von 813 verdanken, liefert zugleich auch die wichtigen Beschlüsse des Conciliums von Altheim, welche zwar schon gedruckt jetzt aber in Folge einer abermaligen Collation noch verbessert worden sind. Diese Synode gehört in die Zeiten Konrads I., doch möchte es zweifelhaft seyn, ob dieser selbst derselben beygewohnt hat, gewiß würde dieß auch zu Eingang der Urkunde bemerkt worden seyn. Aus den Beschlüssen der Synode möge hier Cap. 16. hervorgehoben werden, welches de purgatione episcoporum handelt, und verordnet, daß diese dem Beyspiele Papst Leos folgend auf die vier Evangelien vor dem versammelten Volke schwörend sich von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen reinigen sollten. Sehr merkwürdig, und ein Beweis wie die Kirche das Verhältniß der Unterthanen zu ihrer weltlichen Obrigkeit stets in gleicher Weise aufgefaßt, ist folgende Stelle: Bey vielen Völkern, heißt es, finde eine solche Treulosigkeit der Herzen Statt, daß sie es verachten, die ihren Königen und Herren eidlich beschworne Treue zu bewahren, und daß sie mit verbrecherischem Munde den Eid vorbringen, während sie in der Seele ihren gottlosen Verrath bewahren. Denn sie schwören ihren Königen und verletzen die Treue, welche sie versprechen, und fürchten nicht das heilige Gesetzbuch des fürchterlichen Gerichtes Gottes, durch welches Fluch und vielfältige Drohung von Strafen über diejenigen verhängt ist, welche meineidig im Namen Gottes schwören. Daher wenn Euch Allen, die Ihr hier zugegen seyd, dieser zum Drittenmale wiederholte Ausspruch gefällt, so bestätigt dieß durch Euren Zuruf.“ Darauf sprach der gesammte Clerus und das Volk: „Den, welcher gegen Euren Ausspruch sich verfehlt, treffe anathema maranatha d. i. die Verdammung bey der Ankunft des Herrn, und er habe seinen Theil mit Judas und seinen Genossen. Amen.“ In dem folgenden Kapitel beschwören die Bischöfe bey Gott, allen Engeln und Heiligen, daß doch Niemand gegen den König aufstehe. Gerade dieß bezieht sich ganz eigentlich auf die damaligen Zeitverhältnisse, indem Konrad I. keineswegs allgemein in Deutschland als König anerkannt wurde, die Geistlichkeit aber vorzüglich darnach strebte, ihn auf dem königlichen Throne zu befestigen. Daher legt auch Kap. 21. dem Erchanger und seinen Genossen die Buße auf, die Welt zu verlassen, die Waffen niederzulegen und in ein Kloster zu gehen. Das 22te Kapitel bezieht sich wiederum vorzugsweise auf den Eidhelfereid, indem es heißt: wer einen Meineid schwört und wissentlich und willentlich Andere zum Meineide verleitet u. s. w. Dieß konnte beym Eidhelfereide, der ein bloßes Juramentum de credulitate war, ungemein leicht vorkommen. Dieses für die Deutsche Geschichte sehr bedeutende Concilium, woraus auch Burchard von Worms mehrere Stellen in seine Sammlung der Canones aufgenommen hat, ist in der nunmehr verbesserten Gestalt dem Herausgeber erst zu einer Zeit zugegangen, als der Druck bereits begonnen hatte; daher finden wir dasselbe in dem Anhange. Die Reihe der in diesem Bande als für diesen eigentlich bestimmten Stücke beginnt p. 16. mit dem Conventus Confluentiae, welchen Heinrich I. der Sachse und Karl der Einfältige im Jahre 922 hielten. Der Herausgeber wiederholt hier den Abdruck, welchen Baron v. Freiberg hiervon in dem vierten Bande seiner historischen Schriften und Urkunden nach einer Münchner Handschrift gegeben hat und fügt noch ein Fragment aus Harzheim hinzu. Hieran schliessen sich die Rubriken der Verhandlungen auf dem Conventus Duisburgensis vom Jahre

929 und die schon von Baronius herausgegebenen Capitula Conventus Erfordiensis, nach einer Münchener Handschrift verbessert, an.

Mit p. 10 beginnen die Constitutiones Ottonis Magni. Sie sind folgende: 1) Synodus Ingelheimensis vom Jahre 948, die Zusammenkunft Otto's des Großen mit König Ludwig VI. von Frankreich, über welche Flodoard und Richerus nähere aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten enthalten. Die Acta selbst finden sich schon bei Canisius in den Lectiones nach einem Weingartner Codex, der aber nicht aufzufinden gewesen ist, nur in Wien ist das Verzeichniß der bey seiner Versammlung anwesenden Bischöfe (p. 24 Not. b) entdeckt worden. 2) Constitutio Francofurtana v. J. 951, schon früher von Baluze, Eccard und Harzheim herausgegeben. Hier findet sich (p. 26) die bekannte merkwürdige Stelle: canonum sanctorumque patrum auctoritate, nec non capitularium praecedentium regum institutis coram positis," welche den Beweis des damals noch fortdauernden Gebrauches der Kapitularien liefert (vergleiche Türk Vorlesungen über d. deutsche R. S. 131. — Mittermaier, Grundsätze §. 7. Note 1). Dieß lag auch ganz in Otto's des Großen Politik, den Gesetzen der älteren fränkischen Könige Gültigkeit beyzulegen, seinem Vater Heinrich möchte dieß schwerlich in den Sinn gekommen seyn. 3) Conventus Augustanus vom Jahre 952 nach der früheren Ausgabe von Canisius. 4) Coronatio Romana aus verschiedenen Codices. Otto verspricht in seinen Eiden, die er theils durch Abgeordnete ablegen läßt, theils selbst leistet, dem Papste Johann XII., daß er ihm, der ihn zum Kaiser krönen würde, in keinerlei Weise feindlich seyn wolle. Dessenungeachtet ließ ihn Otto im Jahre 963 durch die 5) Synodus Romana als einen lasterhaften Menschen, was Johann XII. ohne allen Zweifel war, absetzen. Dieser Schritt war höchst bedenklich, da Otto die Rechtmäßigkeit seiner Kaiserkrönung selbst dadurch zweifelhaft machte. Johannes XII. Lebenswandel war vor wie nach der Krönung ein notorisch schlechter, und doch empfieng Otto von ihm die Krone. 6) Synodus Lateranensis nach Luitprand, gerichtet gegen Benedikt V., den die Römer nach dem Tode Johannes XII. gegen Leo VIII. als Papst erhoben hatten. 7) Ottonis I. Imperatoris et Ottonis II. Regis Edictum, erlassen im Jahre 967 zu Verona. Merkwürdig ist darin zunächst die häufig wiederkehrende Anordnung, daß die Entscheidung von Streitigkeiten durch gerichtlichen Zweikampf herbeygeführt werden solle. Das Cap. 6 ist wichtig, weil es Bestimmungen über das Berufen auf einen Auctor bey der Vindication beweglicher Sachen enthält. Der Auctor wird warens (—ntis) genannt, und es wird durch das Gesetz das „Stehenbleiben beym dritten Manne" angeordnet. 8) Eine gemeinschaftliche Verordnung der beyden kaiserlichen Ottonen über die Unfreien; diesen wird in signum servitutis eine jährliche Kopfsteuer von einem Denar auferlegt, die jeder nach erreichtem 25ten Lebensjahre zu entrichten hat. 9) Conventus Papiensis vom Jahre 971 stimmt mit cap. 1 des Veroneser Edikts vom Jahre 967 überein. — Der Anhang (p. 560) bringt noch 10) das Mandatum de inthronizatione Archiepiscopi Magdeburgensis vom Jahre 968. Von Otto II. allein ist nur der Friedensschluß mit den Venetianern vom Jahre 983 erhalten; in der hiezu gehörenden Securitas Venetorum kommt für die deutschen Fürsten der Ausdruck: principes ultramontani vor; ist dieß das erste Mal, daß dieser Ausdruck in diesem Sinne gebraucht wird? Von Otto III. finden sich zwey Constitutionen, die eine (vielleicht vom Jahre 996) verbietet vorzüglich das Gerichthalten an den Feyertagen, die andere, Constitutio Ticinensis vom Jahre 998 (schon bey Labbé und Muratori), erscheint aber dem Herausgeber nicht ganz unverdächtig. Den Schluß der sächsischen Kaiserzeit machen einige Gesetze Heinrichs II. des Heiligen, welche von demselben gegen den Ausgang seiner Regierung erlassen worden sind; sie stehen auch bey Grandidier, histoire d'Alsace. In dem Anhange (p. 561) finden sich auch die im Jahre 1022 gegebenen Leges Papienses, in welchen die älteren Vorschriften über den Cölibat der Geistlichen wiederholt werden; hauptsächlich beziehen sich dieselben aber auch auf die Unfreyen, besonders auf die der Kirche. In cap. 7 wird neben dem judex der tabellio genannt, worunter unstreitig ein mit wirklicher fides publica versehener Notar, nicht bloß ein Urkundenschreiber verstanden ist. Das

Verhältniß zwischen Kirche und Staat drückt sich in folgenden Worten aus: Sed neque honorabitur in palatio, qui ecclesiam, palatii matrem, non erubuit impugnare.

Etwas reichhaltiger ist die Sammlung von Gesetzen aus der fränkischen Kaiserzeit. Sie beginnt mit einem Edicte Konrads II. (ann. 1031), welches die Veräußerung der kirchlichen Unfreyen verbietet, und dem Herzog Bernhard von Sachsen, dem Grafen Siegfried und Markgrafen Bernhard auferlegt, über die Vollziehung des Gesetzes zu wachen. Hierauf folgen dann vier Capitula de beneficiis, welche Konrad im Jahre 1037 auf der Reichsversammlung in den Roncalischen Feldern erließ; sie stehen auch im Feudisten, sind daselbst jedoch mit Erläuterungen untermischt, welche der Herausgeber in die Noten verwiesen hat. In demselben Jahre erfolgte auch die bekannte Lehns-Constitution Konrads II., durch welche die Erblichkeit der Lehen für Italien gesetzlich festgestellt wurde. Sie ist abgedruckt p. 39, auf sie folgt dann eine Vorschrift, daß die Richter in Rom und der Umgegend bey allen Streitigkeiten, wenn auch einer der Partheyen ein Langobarde ist, nach Römischem Rechte richten sollen. — Der Text der obigen Lehensconstitution ist entnommen aus einer Mehrzahl vorzüglicher Codices; wir machen auf einige Verschiedenheiten aufmerksam, welche sich aus einer Vergleichung mit dem Senkenbergischen Texte ergeben, p. 39, l. 17 bey Pertz: omnium für hominum; l. 20, 21: nisi secundum constitutionem antecessorum nostrorum für n. s. consuetudinem a. n. Dieß ist allerdings eine erhebliche Variante, welche sich auch in einigen andern von Pertz benützten Codices findet. l. 28 decreverit für debuerint. l. 31 cum für si. l. 36 effici für esse. l. 38. Illa vero *bona* quae tenet proprietario jure, aut per praecepta *aut per* rectum libellum — nemo injuste *eos dis*vestire audeat für: Illis vero, quae tenet p. j., aut per praecepto *suo por*rectum l. — nemo *eum de*vestire audeat injuste. — Die folgenden Stücke gehören der Regierungszeit Kaiser Heinrichs III. an: 1) Eine Constitution vom Jahre 1047, worin derselbe die Vorschriften über die Befreyung vom Juramentum calumniae auf alle Cleriker ausdehnt. 2) Conventus Turicensis v. J. 1054; die hier erlassenen Gesetze beziehen sich zunächst auf die Ehe, und verordnen, daß die diesen Punkt betreffenden Canones streng beachtet werden sollen. Der Kaiser beruft sich auf diese und auf frühere Gesetze seiner Verfahren, und fährt dann fort: et inde etiam nostro imperiali jure addidimus, ut quicunque seu in legitima aetate sive infra legitimam aetatem uxorem duxerit vel desponsaverit, si morte praeventus fuerit, nulli propinquorum suorum liceat viduam vel desponsatam illius uxorem ducere. Quod si quis hoc fecerit, tam mulier quam vir ex hac lege exheredati sint, omniumque bonorum eorum medietas ad fiscum deveniat, altera vero medietas propinquis parentibus legitimis hereditario jure deveniat. Diese Bestimmung ist sehr merkwürdig, indem es das Ehehinderniß wegen zu naher Affinität auch auf Quasi-Affinität, die durch Desponsation entsteht, weiter ausdehnt, als das canonische Recht, und noch dazu mit weltlichen Strafen belegt. Auf eben jenem Reichstage wurde auch eine besondere Constitution, die sich auf die Lombardei bezieht, gegen den Meuchelmord, vorzüglich gegen den Giftmord, erlassen. Der Mörder soll zum Tode verurtheilt werden, und sein Vermögen verlieren. Davon sollen erst zehn Pfund Goldes an die Verwandten des Getödteten pro legitimo Widrigild entrichtet, und das Uebrige zwischen diesen und dem Fiscus getheilt werden; als Vertheidigungsmittel steht dem Angeschuldigten, wenn er ein Freyer ist, der gerichtliche Zweykampf, wenn er aber unfrey ist, irgend ein anderes Ordale zu Gebote. 3) Constitutionis de beneficiis amittendis fragmenta, welche sich bey Jakob von Ardizo mit Glossen untermischt vorfinden. — Die Constitutionen Heinrichs IV. (p. 44. u. ff.) beginnen erst mit dem Zeitpunkte, wo bereits der Streit mit Gregor VII. begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mit diesem Stücke wird das Inhalt-Verzeichniß des vierten und fünften Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

1) Das erste Aktenstück, welches hier mitgetheilt wird, ist das Concilium Wormatiense vom Jahre 1076, oder vielmehr die Briefe, welche die Bischöfe und der König zu dem Reichstage von Worms versammelt, an den Papst und die Römer, welche Heinrich gegen Gregor aufwiegelte (vos in ejus inimicitiam excitamus) schrieben. 2) Jene Briefe wurden im Januar erlassen, zu weiteren Berathungen lud Heinrich durch ein besonderes Schreiben, welches p. 48 abgedruckt ist, die Fürsten ein, sich um Pfingsten desselben Jahres in Worms einzustellen. 3) Eine ganz andere Sprache findet sich in der Promissio Heinrici Regis, welche der Herausgeber der Reichsversammlung von Oppenheim (Oct. 1076) zuschreibt. Dort hieß Gregor VII. „et ecclesiae invasor et oppressor et Romanae reipublicae vel regni nostri insidiator" oder „non apostolicus, sed falsus monachus," hier hingegen: „sedis apostolicae venerandus praesul domnus G. papa." Nachmals (1080) wird er dann wieder quidam Hildebrandus pseudomonachus genannt. Hierauf folgt dann 4) die Promissio Canusina, die schon öfters gedruckt ist, 5) Synodus Brixinensis theils die litterae convocatoriae, theils das Decretum Synodi, welches gegen Gregor VII. gerichtet war; die ersteren gingen von dem Bischof von Speyer aus, das Decret ist meistens von Lombardischen Bischöfen unterzeichnet. 6) Conventus Ticinensis vom Jahre 1081, abgedruckt bey Canciani; ein Bestandtheil davon führt die Ueberschrift de praecepto et firma fidelitate Heinrici regis contra depraedatores ac scachatores regni ejus. Scachator, Schächer, ist eigentlich eben so viel als Räuber und kommt her von Scah (praeda); so heißt es auch im Contexte: furtum, schacum vel rapinam etc. 7) Die Einladung, welche Heinrich IV. im Jahre 1084 an die Fürsten ergehen ließ, damit sie sich am St. Andreastag zu einem Colloquium nach Mainz versammeln sollten. 8) Synodus Moguntina (Frühling 1085), ein merkwürdiges bereits oben (S. 10) erwähntes Aktenstück. Nach dem Zeugnisse mehrerer Chronisten hatte bereits Heinrich III. auf dem Reichstage zu Constanz im Jahre 1043 einen Gottesfrieden errichtet. Die Urkunde, welche denselben enthielt, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber hat sich im Jahre 1833 auf der königlichen Bibliothek zu München eine solche Friedensverkündigung vorgefunden, welche auf der Synode zu Mainz ausgegangen ist; eine ähnliche erfolgte aber auch schon 1083 zu Cöln, die aus einem ehemaligen Abdinghofer Codex bekannt worden ist. Beyde sind nun (p. 55.) neben einander gestellt. Die Bischöfe (in der Cölner Urk. der Erzb. Sigwin) sagen darin: tractavimus, ut pacem quam peccatis nostris exigentibus continuare non potuimus, intermissis saltem diebus aliquatenus confirmaremus. Es werden darauf für bestimmte Zeiten des Jahres und der Woche alle Fehden verboten; für Edle und Freye, welche den Frieden gebrochen zu haben beschuldigt werden, wird der Eid mit zwölf Gehülfen als Reinigungsmittel angeordnet, Unfreye müssen zum Ordale des kalten Wassers, wobey Stellvertreter nicht gestattet werden, schreiten. Wenn aber während jener Zeiten ein Herr seinen Knecht, oder ein Lehrer seinen Schüler mit Schlägen straft, soll dieses doch nicht als Friedensbruch betrachtet werden. Zweymal kommt in der Urkunde

der Ausdruck laicosi vor, das diesem Bande angehängte Glossarium giebt keine nähere Auskunft über denselben; nach dem Zusammenhange zu schliessen, sind darunter die in einer Fehde begriffenen Personen zu verstehen, sollte daher nicht laidosi zu lesen seyn? 9) Das Einladungsschreiben Heinrichs IV. zu einem im Jahre 1160 zu Mainz abzuhaltenden Reichstage. Schon Pez hatte dasselbe abdrucken lassen, aber fälschlich Heinrich VI. zugeschrieben. 10) Curia Moguntina v. Jahre 1103; enthält die Errichtung eines vierjährigen allgemeinen Landfriedens. Am Schlusse der Formel, nach welcher zur Bekräftigung der Eid zu leisten ist, heißt es jedoch: Si in via occurrerit inimicus tuus si possis illi nocere, noceas: si fugerit in domum vel in curtem alicujus, illesus maneat. Hierauf folgt dann die Constitutio pacis provincialis, errichtet vom Herzog Friedrich von Schwaben und mehreren anderen Reichsfürsten. Hierin wird der Friede den Geistlichen und Weibern und allen Menschen in Häusern und jederley Gebäude et in curiis etiam infra legitimas areas domuum quas houestete vulgo vocamus gewährt. Für den Diebstahl einer Sache unter dem Werthe von 60 Denarien wird außer den Ruthenstreichen auch noch die Strafe des Brandmarkens in utraque maxilla — usque ad dentes festgesetzt. Auch wird das Legen von Schlingen und Fußangeln um damit Wild zu fangen, verboten, indem es heißt: Si quis cum laqueis vel cum pedica, quam vulgo drûch dicimus, silvestria animalia, scilicet cervos — ceperit, etc. 11) Conventus Ratisponensis vom Jahre 1104 enthält Bestimmungen über die Kirchenvögte, nach einer Münchener Handschrift.

Unter den Constitutionen Heinrichs V. macht 1) diejenige den Anfang, durch welche derselbe im Jahre 1106 den Heereszug gegen seinen Vater ansagte und den Seinigen befahl, sich um ihn zu Würzburg zu versammeln. Hieran schließt sich dann die Botschaft der Fürsten an Heinrich IV., worin sie ihm, als dem incorrigibile caput omnium scismatum völlig absagen. Mit Uebergehung zweyer weniger wichtigen Stücke, 2) Expeditio Flandriae vom Jahre 1107 und 3) Conventus Spirensis vom Jahre 1110 machen wir noch besonders aufmerksam 4) auf die Coronatio Romana vom Jahre 1111. Dieß Aktenstück erscheint hier in größerer Vollständigkeit, als es bisher gegeben wurde. Dasselbe beginnt mit einem Briefe an den Senat und das Volk von Rom, worin Heinrich diese Stadt mit dem Ausdrucke: caput et sedes nostri imperii bezeichnet und erklärt, er wolle die Römer wie ein Herr seine Getreuen, wie ein Vater seine Söhne, wie ein Bürger seine Mitbürger ehren und erhöhen. Durch das, was der Herausgeber aus einzelnen Chronisten eingemischt hat, wird die Uebersicht der Krönung sowohl, als die derselben vorangehenden Unterhandlungen und Streitigkeiten zwischen Papst Paschalis II. und Heinrich V. sehr klar. 5) Da der Investiturstreit auch nach dem Jahre 1111 fortdauerte, so wurden abermals im Jahre 1119 Unterhandlungen, damals schon mit Calixtus II. gepflogen; die Bedingungen, unter welchen man sich einigen wollte, wurden auf einer Versammlung zu Metz festgestellt. Sie wurden indessen nicht vollführt bis endlich, nachdem der Kaiser auch mit dem Reiche in Streit gerathen war, welchen (6) der Conventus Wirceburgensis vom Jahre 1121 beylegte (7), das Concordatum Wormatiense oder Calixtinum zu Stande kam. Zur neuen Herausgabe desselben haben 7 Codices zu Gebote gestanden. Nachdem der Friede abgeschlossen war, sendete Heinrich V. eine Gesandtschaft nach Italien, um hier den Eid der Treue entgegenzunehmen. Diese Legatio Italica (8) und 9) ein Mandat Heinrichs wegen Aufrechterhaltung des Friedens, erlassen auf dem Reichstage zu Lüttich vom Jahre 1125, sind die letzten, welche der fränkischen Kaiserzeit angehören. An den Schluß hat der Herausgeber noch den Ordo Coronationis Romanae gestellt, wie dieser bis zu jenem Zeitpuncte hin beobachtet worden ist.

Aus dem Zeitraume Kaiser Lothars III. werden folgende Stücke mitgetheilt: 1) das Schreiben der Fürsten, welche dem Begräbnisse Heinrich V. beygewohnt hatten, um die übrigen zur Wahl eines neuen Königs einzuladen. 2) Die Constitutio de investitura et amissione feudi vom Jahre 1127, welche sich findet in II. Feud. 52. §. 3. 3) Einladung des Kaisers an Bischof Otto von Bamberg zu dem im Jahre 1130 zu haltenden Conventus

Wirciburgensis. 4) Coronatio Romana vom Jahre 1133; hier wird zunächst der Urtheilsspruch gegen den Afterpapst Anacletus (Petrus Leo), dann der Eid mitgetheilt, den Lothar dem Papst Innocenz II. leistete; 5) und 6) sind die Lehensterte II. feud. 52. §. 2. und II. feud. 52. pr. §. 1. Letzterer ist der bekannte über die Veräußerung der Lehen. Es sind hier zur Herausgabe mehrere Codices zu Rathe gezogen; es kommen allerdings manche Verschiedenheiten vom Feudisten vor, diese hat indessen meistens auch der Pariser Codex, dessen Lesarten in den Noten angegeben sind. Auffallend anders ist die Wortstellung im ersten Satze. 5) Eine Einladung des Kaisers an den Erzbischof von Arles zur Theilnahme an dem Heereszuge nach Italien im Jahre 1130.

Mit p. 84 beginnen die Constitutionen der Schwäbischen Kaiser; sie füllen mit Ausschluß der Constitutionen Ottos IV., den Raum von 231 Seiten, also beynahe die Hälfte der ersten Abtheilung dieses Bandes; was zunächst die Regierung Konrads III. anbetrifft, so gehört dahin ein Brief Konrads aus dem gelobten Lande an seinen Sohn gerichtet, auch interessant wegen der Stellung der Ministerialen. Im Anhange (p. 564) wird sodann ein von Böhmer auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart aufgefundenes Aktenstück mitgetheilt. Als nämlich König Konrad im Jahre 1140 zu Frankfurt Hof hielt, kamen Abgeordnete der Mönche von St. Remigius aus Rheims zu ihm, welche Klagen theils über einzelne Kirchenvögte, theils einen Ministerialen des Klosters vorbrachten. Es kamen hierbey einige für die Rechtsgeschichte interessante Verhältnisse in Betracht, weßhalb wir noch etwas näher auf den Inhalt der Urkunde eingehen. Konrad fragte die um ihn versammelten Fürsten, was in Betreff des ersten Anklagepunctes Rechtens sey; einer derselben (Ludovicus comes regionarius) sprach mit Zustimmung der übrigen (ex communi consensu) das Urtheil dahin aus: quod nullus posset causas vel lites, quae ad advocatorum jus pertinerent, audire vel terminare vel placita advocatiae tenere nisi qui bannum de manu regia recepisset; ein Zweyter sprach dann aus, daß dem Pfalzgrafen am Rhein es zustände: Omnia corrigere quaecunque contra indubitati juris rationem in praenominatis possessionibus ab injustis advocatis essent perpetrata. Ueber den zweyten Punct der dadurch schwieriger wurde, daß der angeschuldigte Ministeriale aus Rheims sich weigerte, außerhalb Lothringens zu Recht zu stehen, befragte der König einen seiner Ministerialen (quid super hac controversia juris ordo contineret); mit Zustimmung Aller antwortete derselbe: Omnem hominem sive liberum sive ministerialem oportere domum illius adire, cujus nomine possideret, in quocunque regno vel provincia sita esset, si de ipsa possessione controversia agatur.

Von den Constitutionen Friedrichs I. Barbarossa's können wir hier nur die bedeutendsten unter den bisher nicht gedruckten näher hervorheben; im Ganzen beläuft sich die Zahl der in diese Zeit gehörigen hier mitgetheilten Rechtsmonumente auf hundert und acht, unter denen viele, wenn auch nicht ganz neu, so doch verbessert und vervollständigt erscheinen. Sehr viel Material hat hier insonderheit ein Codex der königlichen Bibliothek zu Hannover geliefert. Aus diesem ist unter andern ein Brief Friedrichs I. an den Erzbischof von Salzburg entnommen (p. 116). Diesen bestellt er von Worms aus zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen seinen beyden Oheimen, dem Bischof von Padua und Herzog von Oestreich. Ein anderes Schreiben vom Jahre 1164 in dem nämlichen Codex unserer Zeit erhalten, ist an den Clerus, die Vasallen und Ministerialen des Erzbisthums Salzburg gerichtet, welche der Kaiser einlud nebst ihrem erwählten Erzbischof bey seiner Curie zu Bamberg zu erscheinen, um daselbst die Angelegenheiten ihrer Kirche zu berathen. Aus dem Darmstädter Archiv und zwar aus dem in demselben befindlichen Copiarium von Worms ist eine Constitutio de bonis clericorum decedentium (p. 138) entnommen; die Veranlassung dazu hatte ein Testament gegeben, welches ein Canonicus von Worms errichtet und worin er seine bewegliche Habe verschiedenen Personen vermacht hatte; dieß Testament focht der Stiefvater an, weil es auf dem Sterbebette errichtet war. Das Germanische Recht, seinen Grund-Principien consequent anhängend, gestattete überall nicht Vermächtnisse auf dem Krankenbette, sondern forderte, daß derjenige, welcher Verfügungen der

Art treffen wollte, sich durchaus bey vollen Leibeskräften befinden müsse. Der Ritter mußte daher im Stande seyn, ohne Hülfe in voller Rüstung sich auf sein Roß zu schwingen und auch von andern Personen wurde gefordert, daß sie vor Anordnung solcher Vermächtnisse Proben ihrer Gesundheit abgaben. Dahin gehörte, daß sie ohne sich von andere Personen halten zu lassen und ohne sich eines Stabes zu bedienen (— es sey denn, daß sie von Jugend auf lahm waren —) eine Strecke weit gingen; man bezeichnete daher auch solche letztwillige Dispositionen, denen jene Probeleistungen vorangegangen waren mit dem Ausdrucke: „Testamenta ungehabt und ungestabt." Es ist begreiflich, daß die Kirche mit diesem unchristlichen Princip nicht einverstanden war, und entschieden dagegen auftrat. In diesem Sinne ist nun Friedrichs Constitution abgefaßt, die auch merkwürdig ist wegen des Bezuges, den der Kaiser auf seine Vorfahren im Reiche Justinian und Valentinian, Karl und Ludwig nimmt und sich dabey ausdrücklich auf die Gesetze des letzteren beruft. Eine andere bemerkenswerthe Entscheidung traf Friedrich in Betreff des Mobiliar-Nachlasses der Bischöfe (p. 140), nämlich daß der Nachfolger in suppellectile praedecessoris sui heredibus ipsius nichil hereditarii juris seculari controversiam nusquam nisi in curia nostra ad discutiendam debeat transferre; hieran schließt sich auch ein Urtheil über das kirchliche Lehenrecht in folgenden Worten an: Jus quoque beneficiale in prebenda fratrum — et jus beneficiale in plebanis ecclesiis, post mortem concessoris cessatum esse judicamus, wodurch also das Princip, daß der Successor Clericus nur als Successor Singularis zu betrachten sey, vollständig bekräftigt wird. Diese Sentenz, so wie die unmittelbar auf sie folgende de dote Ecclesiarum contra advocatos sind der Nachwelt durch das Copiarium des Stiftes Verden, nunmehr im königlichen Archiv zu Hannover überliefert worden. Der Bischof von Verden war nämlich im Jahre 1170 an den Hof Friedrichs gekommen und hatte hier die Rechtsfrage gestellt: utrum cuiquam advocato liceat aliquod jus posse et debere exercere in dotem alicujus ecclesiae vel clerici in ea manentis, vel in rebus suis, vivi seu morientis. Otto, der Markgraf von

Meissen wurde um seine Meynung gefragt; dieser hielt mit den Andern Rath (— wir theilen dieses mit, um auf die Art der Urtheilsfindung in der königlichen Curie aufmerksam zu machen, vergl. oben S. 29) und brachte dann in allgemeiner Versammlung den Urtheilsspruch vor (generalem in generali curia sententiam protulit): daß keinem Kirchenvogt irgend ein Recht der Art zustehe. — Eines der wichtigsten Aktenstücke aus der Regierungszeit Friedrichs I. ist der Conventus Venetus, auf welchem die Aussöhnung des großen Kaisers mit dem großen Papste Alexander III. erfolgte. Dasselbe erscheint hier mit Benützung mehrerer Codices vollständig zusammengestellt, nämlich aus den Gesta Alexandri, aus Romualds Chronik, aus Muratori und Mittarelli und besteht aus folgenden einzelnen Bestandtheilen: Conventio praevia, Juramenta in anima Imperatoris de pace Ecclesiae, Litterae Papae et Imperatoris, Oratio Papae bey dem Friedensschlusse selbst, Oratio Imperatoris (in deutscher Sprache gehalten, von dem Erzkanzler dem Erzbischof von Mainz ins Lateinische übersetzt), Treuga cum Lombardis, Sacramentum in anima Imperatoris, Juramenta Principum, Pax cum Rege Siciliae, Privilegium Pacis, Litterae Imperatoris ad clerum Salzburgensem, Confirmatio Pacis in Concilio, Imperatoris Promissio de Pace observanda, Litterae Principum Imperii de confirmatione Pacis, Pax cum Venetis und Promissio de feudis. Ein Urtheilsspruch des Kaisers, welcher auf der Curia Moguntina im Jahre 1182 gehalten wurde, und die Befreyung des Clerus von Worms von den Steuern feststellte, zu welchen die Bürgerschaft von Worms nöthigen wollte, ist wiederum aus dem Darmstädter Archiv entnommen und erscheint hier (p. 164) zum ersten Male gedruckt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Schluß).

Aus der Regierungszeit Heinrichs VI. wird eine Mehrzahl neuer hieher gehörender Urkunden mitgetheilt, nämlich: 1) Sententia de decimis non alienandis vom Jahre 1190 auf die Anfrage des Bischofs von Verden von Otto, dem Markgrafen von Meißen, in der Curia Merseburgensis dahin gefällt: quod — non liceret alicui episcopo decimam quamcunque, cujus usus suis temporibus non contigisset provenire, per infeodacionem, sive vendicionem aut per alium quemcunque alienationis modum, ab ecclesia sua nullatenus alienare. Auch die drey folgenden Sentenzen sind gleichermassen, wie diese, aus dem Copiarium Verdense entlehnt; die erste handelt de filiis Ministerialium ex liberis matribus. Die Frage, ob diese Kinder dem Stande ihrer Väter oder Mütter folgen sollten, wurde von der königlichen Curie, nachdem Otto, der Bischof von Bamberg, zuerst die Entscheidung abgegeben hatte (consentientibus Coloniensi archiepiscopo — Conrado Palatino comite Reni, et aliis principibus, comitibus, nobilibus et ministerialibus), dahin beantwortet, solche Kinder würden wie ihre Väter Ministerialen der Kirche. Eine Anfrage, wie jene vom Bischofe von Verden über die Lehen der Ministerialen gestellt, wurde im Jahre 1192 (p. 104) consensu principum nobilium et ministerialium imperii nostri dahin entschieden: quod nullus ministerialis alicujus ecclesiae feudum quod habet ab ecclesia jure ministerialium, filio suo, qui sue non est conditionis, vel alii persone in fraudem ecclesie vel subterfugium potest vel debet concedere. Die folgende Sentenz (p. 195) bezieht sich auf die ohne Erlaubniß des Bischofs in der Stadt Verden an der platea publica gebauten Häuser. Diese Erlaubniß wird als nothwendiges Requisit für alle Folge festgestellt. Aus der nämlichen Quelle ist eine Sententia de testibus jure feodali (p. 198) entnommen; hier wird von den fidelibus imperii, tam liberis quam ministerialibus geurtheilt, daß weder ein Freyer noch ein Ministeriale, der nicht ein Lehen von seinem Herrn hat, für irgend einen Belehnten gegen einen Andern oder gegen den Herrn ein Zeugniß abgeben dürfe. Die darauf folgende Sententia de citatione super feodo antwortet auf die Frage, ob der Erzbischof von Trier in Lehenssachen seinen Vasallen den Termin nach vierzehn Tagen oder nach dreymaliger Citation nach sechs Wochen anzuberaumen habe? — folgendes: quod — ad 14 dies tantum per ternam vocationem vel ad sex septimanas peremtorie teneatur citare. Soll das heißen: wenn der Termin nach 14 Tagen anberaumt wird, so soll eine dreymalige Citation Statt finden, wenn aber nach sechs Wochen, so soll die Vorladung ein für alle Male geschehen? Das klingt sehr unwahrscheinlich, weil es mit allem Gerichtsgebrauche im Widerspruche steht, und soll wohl so viel heißen: entweder mag der Erzbischof den Partheyen drey Termine anberaumen, ist dann dann aber verpflichtet, für jeden 14 Tage zu gewähren, oder er muß gleich durch die erste Vorladung denselben auf sechs Wochen feststellen.

Aus der Regierungszeit Philipps von Schwaben und Otto's IV. sind als Inedita auszuzeichnen: 1) Ottonis Pactum cum Adolfo Archiepiscopo Coloniensi (p. 206), für welches, wie die Urkunde selbst sich ausdrückt, „quatuor ordines“ des Erzstifts Cöln die Garantie überneh-

men; diese quatuor ordines sind nämlich: zunächst der Clerus, dann die Nobiles terrae, qui juramentis Archiepiscopo Coloniensi sunt adstricti, ferner die Ministeriales s. Petri, und endlich die Burgenses von Cöln. 2) Vier Jahre darauf schloß auch Philipp ein Pactum cum Coloniensibus, welches p. 200 mitgetheilt wird. Dasselbe ist nur mit den Bürgern von Cöln abgeschlossen, welche von Philipp in Gnaden aufgenommen worden. —

Sehr bedeutend ist die Zahl derjenigen hieher gehörenden Rechtsmonumente, welche in die Zeit Friedrichs II. und seiner beyden Söhne Heinrich und Konrad zu setzen sind; sie beläuft sich auf einhundert und zwey und achtzig. Als neu zu den bisher bereits bekannten hinzukommend ist zunächst die Promissio Honorio III. facta (p. 231) vom Jahre 1219, welche mit der Innozenz III. früher (1213) geleisteten (vergl. p. 224) übereinstimmt; an sie schließt sich dann das Juramentum futuri Imperatoris (p. 232) unmittelbar an. Die Originalien beyder Aktenstücke befinden sich in der Vaticana, der Herausgeber hat sie entnommen aus Cencii Cod. S. Angeli. Die Krönungsakten selbst sind vorzüglich durch eine Constitutio generalis, von dem neuen Kaiser in der Basilica s. Petri erlassen (22. Novbr. 1220), vervollständigt. Diese Constitution ist vornehmlich deshalb merkwürdig, weil aus ihr die bedeutendsten Authentiken Friedrichs II. hervorgegangen sind. Ein anderes neues Monument ist ein Urtheilsspruch des König Heinrichs de non distrahendis hofmarchiis Episcopatuum (p. 243), welcher auf Veranlassung Gebhards, erwählten Bischofs von Passau, im Jahre 1222 gefällt wurde. Eine Mehrzahl von Urtheilssprüchen (–sie gehören in das Jahr 1234–) folgt späterhin nach; diese sind jedoch bis auf eine Sententia de argento vendendo bereits sämmtlich gedruckt. In Betreff des Verkaufes des Silbers, sprach die königliche Curie (p. 302) sich dahin aus: quod quicunque argentum vendere voluerit, ad monetam debeat illud praesentare. Von König Heinrich wird auch (p. 266) eine Treuga mitgetheilt, welche aus einem Pariser Codex entnommen ist. Allerdings ist die Sache nicht ganz unzweifelhaft, von welchem Könige Heinrich diese Verkündigung des Gottesfriedens herrührt; es könnte möglicherweise Heinrich V., Heinrich VI., oder endlich, was aber am wahrscheinlichsten ist, Heinrich der Sohn Friedrichs II. seyn.

Zu denjenigen Personen, welche eines steten Friedens geniessen, und deshalb auf den Bildern der Codices Picturati des Sachsenspiegels mit einer Lilie bezeichnet werden, gehören nach dieser Constitution noch die Fischer. Merkwürdig ist auch die Bestimmung, daß es dem Reisenden, welcher reitend an einem Getreidefelde vorüberkommt, gestattet ist, so viel Halme abzuschneiden und damit sein Pferd zu füttern, als er es, mit einem Fuße im Steigbügel bleibend, zu thun vermag. Ueber den Mord enthält die Treuga den Grundsatz, daß wenn der des Mordes Verdächtige flieht, durch den Leumund (limunt, cap. 14. loimunt) als Thäter bezeichnet wird, so soll sich binnen vierzehn Tagen sein unmittelbarer Lehnsherr seiner Lehen (hier foeuda geschrieben) bemächtigen; unterläßt derselbe dieß, so hat es der nächst höhere Herr, zuletzt der König (dominus imperii ist nicht der Kaiser —) zu thun; auffallend sind hier die von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bezeichnungen, indem hier der unmittelbare Lehnsherr dominus primus, der nächst höhere dominus secundus u. s. w. genannt wird. Die Allodien sind ebenfalls binnen vierzehn Tagen von den Erben in Besitz zu nehmen; unterlassen sie es, so hat zunächst der dominus provincie, womit wohl der Herzog gemeynt ist, dieselben an sich zu nehmen und dann, an dessen Statt wiederum der König. Nicht ganz verständlich ist das dreyzehnte Kapitel, wo es heißt: Quicunque predam que reraup, et predam que sexanraup, et tertiam quod scach dicitur, commiserit etc.; reraup ist Beraubung der Todten (vrgl. Bd. 5. Nr. 259), allein was ist sexanraup? — Auch die auf die Treuga folgende Forma Pacis inter Ecclesiam Romanam et Imperatorem vom Jahre 1230 erscheint hier zum ersten Male ganz vollständig. Mehrere interessante Aktenstücke sind sodann im Jahre 1235 von der zu Mainz gehaltenen Reichsversammlung ausgegangen, zunächst abermals eine Constitutio Pacis und sodann die Errichtung des Herzogthums Braunschweig und Lüneburg. Das Original dieser wichtigen Urkunde, von welcher der Herausgeber eine

Schriftprobe liefert, wird in dem herzoglichen Archiv zu Braunschweig aufbewahrt; ein besonders unglücklicher Zufall hat es gewollt, daß bey dem Brande des Schlosses im Jahre 1830 die an dem Documente hängende goldene Bulle abhanden gekommen ist. Von der Constitutio Pacis sind nunmehr auch zwey deutsche Texte aufgefunden worden, der eine von Föringer in München, der andere von Wackernagel in Basel; der erstere ist der ältere und gehört noch in das dreyzehnte, der Baseler Codex hingegen in das vierzehnte Jahrhundert (im Anhange p. 571 u. f.). — Außerdem sind aus der Zeit der Hohenstaufen noch folgende Stücke als Inedita zu bezeichnen. Curia Paduae (de pena judicum male judicantium p. 330), der Schluß der bekannten Constitutio de jure prothimiseos aus einem Neapolitanischen Codex (p. 333 bey den Worten: Scriptum est enim Grecorum legibus), Tractatus Pacis (Principum Imperii) cum Gregorio IX. vom Jahre 1240 (p. 334), Mandatum (Frid. II.) contra convocationem Concilii (p. 337); dem Mandatum Conradi IV. contra Tartaros ist aus einem Insbrucker Codex noch ein Mandatum Imperatoris beygefügt, welches unter Andern die Bestimmungen enthält, daß die Fürsten des Reichs sich in keine offene Feldschlacht mit den Mongolen einlassen sollten, daß man das Getreide aufbewahren und nicht zu Bier verbrauen, auch nicht zu viel in Gasthäusern sich aufhalten und keine kostbaren Kleider tragen solle; jeder der drey Mark (Goldes?) an Einkünften hat habeat scutum quod dicitur setzi schilt. Hierauf folgen zwey Briefe Friedrichs in Betreff der nach dem Tode Gregors IX. vorzunehmenden Papstwahl und die Friedensunterhandlungen mit dem neugewählten Papste Innocenz IV. Unter diesen sind nicht alle, sondern nur einige Stücke neu; dazu gehört ein Brief Friedrichs an die Cardinäle (Juny 1245), welcher wie das Berufungsschreiben eines Reichstages nach Verona (Septbr. 1244) und das Schreiben, mit welchem Friedrich die Abgeordneten der Städte von der Versammlung zu Parma (Sept. 1245) entließ, aus einem Codex des Klosters Wilhering entnommen ist. Den Schluß bilden das Testament Friedrichs II., welches mit Vergleichung mehrerer Codices von Neuem abgedruckt ist und das Testament Konrads IV. aus einer vaticanischen Handschrift (p. 361).

Die Zeit des sogenannten Interregnums war ohnehin der Gesetzgebung nicht günstig, es ist daher aus ihr nur Weniges zu bemerken. Dahin gehörten als neu zwey Urtheilssprüche Wilhelms von Holland 1) über die Ungültigkeit aller gerichtlichen Sentenzen, welche den kaiserlichen und königlichen Privilegien zuwider, zu Gunsten von Kirchen und Klöstern erlassen worden sind (p. 367). 2) Ueber die Güter der Schiffbrüchigen und das Münzwesen (Febr. 1255). Die letztere Urkunde aus den städtischen Archiven von Cöln und Worms entnommen, ist theils ihres Inhalts, theils eines andern Umstandes wegen sehr merkwürdig. Das in den Prinzipien des germanischen Rechts begründete (Meine deutsche Gesch. Bd. 1 §. 9), freylich sehr barbarische Strandrecht wird durch diesen Urtheilsspruch vom Jahre 1255, also etwa zweyhundert vierzig Jahre früher als das Fehderecht, in Deutschland für abgeschafft erklärt. Außerdem aber ist besonders wichtig, daß auf dem Reichstage, auf welchem dieses Urtheil gefällt wurde, zum ersten Male Abgeordnete der Städte erwähnt werden: es heißt nämlich (p. 371): nobis apud Wormaciam pro tribunali sedentibus, et presentibus venerabili G(erhardo) Maguntino archiepiscopo — — quam plurimis comitibus, nobilibus et ministerialibus imperii, nec non et solemnibus nunciis omnium civitatum pacis federe conjunctarum de Basilea inferius.

Auch die Constitutionen Rudolfs I. erscheinen, so weit sie schon gedruckt waren, durch Benützung vieler Handschriften vielfältig verbessert; wir begnügen uns, um den uns gestatteten Raum nicht zu überschreiten, nur auf die neuen Aktenstücke die Aufmerksamkeit hinzulenken. Durch einen Urtheilsspruch Rudolfs vom Jahre 1282 (p. 439) wurde das altgermanische Princip: „das Kind folgt der ärgeren Hand“ (partus condicionem semper sequi debet viliorem) ausdrücklich bestätigt, auch sah derselbe König sich veranlaßt, wegen der zunehmenden Münzverschlechterung (de monetarum defectibus et earum falsificatione in variis et diversis locis Alemannie male commissa) ein be-

sonderes Gesetz zu erlassen (p. 440), welches Böhmer im königlichen Archiv zu Berlin in einer Kopie vom Jahre 1401 aufgefunden hat. Ein Schreiben Rudolfs an die Stadt Lübeck (prudentibus viris, advocato, consulibus et universis civibus Lubicensibus) vom Jahre 1284, welches dem Herausgeber von Bluhme mitgetheilt ist, klingt fast so, als ob der König, der darin von dem zu Nürnberg zu haltenden Reichstage spricht, die Stadt selbst zur Absendung von Abgeordneten habe auffordern wollen. Von den Beschlüssen der zu Erfurt im Jahre 1290 gehaltenen Reichsversammlung war Einiges bereits bekannt, Anderes nicht; nämlich: die Sententia contra thelonea injusta und die Sententia de defensione a periculo duellionis (p. 455).

Aus der Zeit Adolfs von Nassau findet sich nur eine Urkunde, die nicht schon gedruckt war; das Original derselben wird wie das des zuletzt erwähnten Urtheilsspruches in dem königlichen Archive zu Düsseldorf aufbewahrt und ist von Lacomblet zur Herausgabe mitgetheilt worden; es ist eine Sententia contra praescriptionem judicii de oppressione violenta (p. 460). Es war nämlich die Frage, ob ein Weib die Klage wegen Nothzucht sogleich nachdem sie das „Gerüfte" erhoben, selbst vor Gericht zu verfolgen habe, und ob sie dadurch, daß sie die drey nächsten Gerichtstermine (sechs Wochen, s. oben S. 34) unbenützt vorübergehen ließ, sich stillschweigend ihres Klagerechtes begeben solle? In mehreren unteren Gerichten (— so scheinen die Worte: quidam judices et scabini de partibus inferioribus zu verstehen zu seyn —) war diese Frage bejahend beantwortet worden, allein die königliche Curie entschied dahin, daß das Weib selbst noch nach sechszig Jahren ihr Klagrecht geltend machen könne, und daß jede entgegenstehende Vorschrift (— constitutio municipalis, vel civium ordinacio seu eorum diffinicio) gar keine Kraft haben solle.

Unter den bisher noch nicht gedruckten Constitutionen König Albrechts I. sind folgende zu bemerken: die Cassatio theloneorum ad Rhenum (p. 474) vom Jahre 1301, und das Instrumentum Pacis cum Archiepiscopo Moguntino (p. 477) vom Jahre 1302, in deutscher Sprache abgefaßt; letzteres ist von Böhmer aus dem k. Archive zu Würzburg abgeschrieben worden.

Den Schluß bilden die Constitutiones Heinrici VII. Imperatoris; die unter ihnen befindlichen neuen Stücke sind aus dem Liber commemorialis, (ehedem in dem Archive zu Venedig, jetzt zu Wien) entnommen. Sie sind folgende: Legatio ad Venetos (p. 498) und Legatio Venetorum vom Jahre 1310 (p. 500), Status Lombardiae (gleichsam eine kurze Notitia dignitatum), Litterae de Comitiva ad Coronationem Romanam (p. 517) und ein Mandatum de exequenda sententia in civitatem Paduae (p. 540).

Dr. Phillips.

Correspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II. le président de Brosses et autres personnages, publiée d'après les lettres autographes, avec des notes, par Th. Foisset. Paris 1836. VII. 410. 61. 8.

Von Friedrich II. sind hier nur zwey Briefe, und beyde waren früher schon gedruckt. Von Voltaire an den König sind mehrere, die hier zum ersten Male ans Licht treten; alle aus den Tagen zunächst vor und nach seiner Abreise von Berlin, voll Klagen über die Ungnade, die er so wohl verdiente. Hauptinhalt aber ist Voltaire's Briefwechsel mit dem Präsidenten de Brosses zu Dijon und einigen Bekannten desselben. Voltaire hatte von de Brosses den lebenslänglichen Nießbrauch eines Landgutes erkauft. Da er dieses weniger einträglich fand als er erwartet hatte, so suchte er sich durch Uebergriff in die Vorbehalte des Verkäufers mehr Vortheil zu verschaffen; und da jener sich das nicht gefallen ließ, so ergoß sich Voltaire's Galle unaufhaltbar über ihn. So eckelhaft nun dieser Briefwechsel ist, so darf die Bekanntmachung dem Herausgeber doch nicht verdacht werden. Er glaubte sie dem Andenken seines Landsmannes de Brosses, dessen Leben er beschrieben hatte, schuldig zu seyn. In Voltaire's Schriften ist dieser Mann nicht selten genannt, nicht mit der Achtung, die sein Charakter und sein, durch eine römische Geschichte nach dem Sallustius wohl begründeter, Ruf verdiente, sondern mit Spott und Hohn. Was ihm diese Behandlung zugezogen hat, ist nun aus diesem Briefwechsel ersichtlich, dem der Herausgeber viele erläuternde Anmerkungen beygefügt hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch von Karl von Raumer. Beylage zu des Verf. Palästina. Mit einer Karte, Leipzig 1837. 56 S. — Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

Daß der Verf. der hier vorliegenden Schrift es verstehe, in einem bescheidenen, engbegränzten Umfange der Rede und der Schrift Vieles und Gehaltreiches zu sagen, hat er schon öfter gezeigt und beweist es durch seinen „Zug der Israeliten" von Neuem in einem ganz vorzüglichen Maaße. Ein Auszug aus dieser damals noch ungedruckten Schrift, als Gabe aus der Freundeshand des Verfassers, hat den Schreiber der nachstehenden Anzeige auf seiner im Februar und März des jetzt abgelaufenen Jahres gemachten Reise durch (großentheils) dieselben Gegenden der Wüste begleitet, durch welche der Weg der Israeliten führte. Dankbar erkenne ich es an, daß mir dieser Auszug wichtiger und belehrender war, als mir viele dicke Bände anderer Schriftsteller, in denen derselbe Gegenstand besprochen ist, hätten seyn können. Unser Verfasser hat es wohl verstanden, die Aussagen und Zeugnisse derer zu befragen, welche das, wovon er redet, gesehen haben mit eigenen Augen, gehört mit eigenen Ohren, und es ist auf seine Arbeit ein Licht gefallen, welches ihn mitten durch das Dunkel, das über diesem Theil der Geschichte Israels liegt, den einfachen Richtweg finden ließ. Namentlich hat sich derselbe zweyer sehr landeskundiger Führer: Burckhards und Laborde's bey seinem Zuge durch die Wüste der vielfältigen, sich oft widersprechenden Vermuthungen mancher früheren Commentatoren bedient, so daß der Schreiber dieser Anzeige fast nichts Anderes kann, als auf dem Wege, den er nun aus eigener Ueberzeugung für den geraden und richtigen hält, hinterdrein zu gehen. Dennoch, um mir einigermaßen das Recht zu begründen, diese eigene Ueberzeugung auszusprechen, lasse ich hier eine kurze Beschreibung des von uns gemachten Weges durch die Wüste, als Auszug aus meinem jedesmal am Abend, gleich nach dem Absteigen vom Kameele geschriebenen Tagebuche vorausgehen. —

Wir verließen Cairo Montags den 13. Februar 1837 Nachmittags um 2 Uhr. Ein Theil unserer jüngeren Reisegefährten hatte die Reise auf dem Rücken der Kameele angetreten, wir andern, in Begleitung einiger in Cairo wohnender Freunde, ritten für heute noch auf Eseln. Der Weg, vom Stadtviertel der Kopten, das wir bewohnt hatten, führte uns noch einmal mitten durch die große Stadt, dann über den Burgplatz am westlichen Vorsprunge des Mokkatam und jenseits der Gräber der Kalifen südwärts im Nilthale hinauf. Bald sahen wir wieder vor uns den Berg und die alte Burg von Torrah; zur Rechten die erhabenen Pyramiden von Ghizeh, zur Linken die verödeten Abhänge des Mokkatam, namentlich den „Diuschi" mit den Grabstätten der Juden. Nach fast drey Stunden war das Beduinen-Dörflein Bessatin erreicht, von welchem aus am andern Tage die eigentliche Wüstenreise beginnen sollte; wir lagerten jenseits (südlich) vom Orte, zwischen einigen streifenweise mit Feldern abwechselnden Palmenpflanzungen, nicht sehr ferne von etlichen schmutzigen Hütten, die von einem armen Völklein der Landleute bewohnt sind, deren halbnackende Kinder sich bald unserem Zelte naheten. So lästig uns die Thierwelt dieser Nachbarschaft fiel: jene volkreichen Schaaren der kleinen ägyptischen Flöhe, die, sobald sie unsere Nähe bemerkten, aus

dem Sande, den sie bewohnen, hervorkamen,*) war es dennoch im Anblick der Wüste, die hier vor uns lag, ein fast tröstliches Gefühl, noch einmal in der Nähe von Menschenwohnungen zu übernachten. Wir ergiengen uns schon am Abend in der angrenzenden, sandigen Wüste und genossen auch noch einige Stunden der Nacht hindurch vor dem Zelte die erfrischende Frühlingsluft und den erhellenden Mondschein.

Es war am andern Morgen schon 9 Uhr geworden, ehe alle die Kameele, die sich an unsere kleine Karawane anschließen sollten, in Bessatin sich versammelt und wir den anfangs uns sehr unbequem dünkenden, harten Sitz auf den Sattelhölzern der Kameelrücken eingenommen hatten. Der Weg von Bessatin aus verläßt gleich bey seinem Beginn das bewohnte Land und ziehet sich in dem weiten Thale, das zur Linken von dem Höhenzug des Mokkatam, zur Rechten von dem von Torrah begrenzt wird, allmählig berganſteigend, ostwärts hinauf in die Wüste. Nach etwa drey Viertelstunden, sowohl nach Menschen- als nach Kameelschritt gerechnet, denn das belastete Kameel der Karawane gehet nicht schneller denn ein guter Fußgänger, kamen wir an das erste große Lager von versteinerten Baumstämmen, das wie im Bette eines vertrockneten Rinnsales der Gewässer hingestreckt liegt; zugleich erscheint auch der Boden reich an dem schönsten ägyptischen Jaspis. Um 11 Uhr trat der Höhenzug zur Rechten dem Wege ganz nahe; er besteht aus den Gebilden des tertiären Kalk- und Sandsteines mit häufigen Lagern von blätterigem und dickfaserigem Gyps; im Thale lag Jaspis und Holzstein umhergestreut. Um 1 Uhr kamen wir in einen ziemlich engen Paß, zu dessen Bildung der nun auch nahe herangerückte nördliche Bergzug (zu unserer Linken) mit dem südlichen sich vereint. Hier zeigte sich uns die Wüste zum ersten Male in ihrer freundlichen Gestalt, denn an den malerisch schönen Bergwänden und in ihren Schluchten blühten manche Arten des stachlichen Tragant (Astragalus Sieberi), neben ihnen Gesträuche der gelbblumigen Iberis, Fagonien, und das platt am Boden sich hinbreitende Bilsenkraut der ägyptischen Sandfelder (Hyoscyamus pusillus). Um zwey Uhr hatten wir eine Anhöhe erreicht, von der sich in großer Deutlichkeit das tief im Westen gelegene Nilthal mit den Pyramiden zeigte. Hier trafen wir wieder auf mächtige Massen von versteinerten Bäumen, unter ihnen Stämme von 8 bis 10 Fuß Länge der einzelnen Trümmerstücke, großentheils in der Richtung von N.O. gegen S.W. gelegen, dazwischen die rundlichen Gebilde des Feuersteins und ägyptischen Jaspis. Von da senkt sich der Weg wieder in ein Kesselthal hinab, dessen Sandsteinhöhen von so grotesken pfeilerartigen Zinnen bekränzt sind, daß wir aus der Ferne alte Denkmäler und Mauerwerke zu erblicken glaubten; nur noch auf den Höhen gegen N. und N.O. erschienen versteinerte Bäume. Aus diesem Thale steigt der Karawanenweg wieder bergan und von der Höhe hat man noch einmal die Aussicht nach dem Nilthale, doch sind die Pyramiden von den vortretenden Anhöhen bedeckt. Jenseits der Höhe lenkten wir in eine Thalebene hinab, in der unsere Kameeltreiber schon ein Viertel vor vier Uhr Halt machten, weil die Gesträuche des blühenden Pfriemenginsters (Spartium), des Tragants, der Centaureen und andere Wüstengewächse den hungernden Kameelen hier ein Abendfutter darboten. Wir hatten heute, vorherrschend in der Richtung von West nach Ost, einen Weg von nicht viel mehr als 6 Stunden gemacht.

Mittwochs den 15. war es abermals $7\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens geworden, als wir endlich, noch ungeübt in dieser Art zu reisen, die Sitze auf den Kameelen bereitet, und unsere Geräthschaften wieder aufgeladen hatten. Der Weg zieht sich in der von niedrigen Höhenzügen kesselartig umgränzten Thalebene nach Ost, und dann O.S.O. fort. Wir kamen hier an vielen Seitenthälern vorüber, welche den Rinnsalen der Regenfluth glichen und häufig voll grünenden Gesträuches waren. Daß hier wirkliches Weideland, wenigstens in dieser Jahreszeit, zu finden sey, das bewiesen uns die Heerde von Lämmern, der wir schon nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden Weges begegneten, und bald hernach die kleinen Truppen von Kameelen, die wir hin und wieder, Mütter mit den Jungen, auf der Weide sahen. Da-

*) Diese plagenden Insekten, die ich nicht mit voller Sicherheit mit unserem Pulex irritans zu derselben Art rechnen möchte, erscheinen vorzüglich häufig im Februar und angehenden März und verschwinden in der heißen Jahreszeit gänzlich.

zwischen bemerkte man auch bald näher, bald ferner wieder größere Heerde von Schafen, Ziegen und selbst einzelne Esel, zum sicheren Anzeichen, daß dieser Gegend ein trinkbares Cisternen- oder wenigstens Pfützenwasser nicht fremd seyn könne. Nach zehn Uhr hatten wir zur Rechten eine Eintiefung neben uns, welche einem ausgetrockneten Teichbette glich, zur Linken eine niedere Hügelkette. Der Boden war hier reicher, als wir dieses jemals gesehen, mit dem schönsten (auch rosenrothen und bandförmig gezeichneten) Kugeljaspis, mit Achat und Kalzedon, hin und wieder auch mit kleinen Carneolen bestreut. Um 12 Uhr stund zur Seite des Weges ein mergelicher Kalkstein an; bald hernach lag vor uns und neben uns in Süden (zur Rechten unserer Strasse) ein stark zerklüfteter bräunlicher Berg, der dem sogenannten erloschenen Vulkane bey Cairo, dem Djebel Asser glich. Die mitgenommenen Steintrümmer von beyden haben jedoch bey einer erst in in der Heimath möglichen ruhigen Betrachtung und Vergleichung gezeigt, daß hier keineswegs vulkanische Gebirge, sondern nur Felsenmassen einer Abänderung des tertiären Sandsteines vor uns lagen. Unser Beduinenscheich Hassan nannte dieses Gebirge Graibur, auf der Charte in Laborde's Werk (Voyage de l'Arabie petrée) heißt es Graybour. Unser Weg hatte sich von heute Morgen an bis hieher immer allmählig abwärts gesenkt, und auch jetzt zog er sich noch ein wenig lehnab durch eine sandige, mit Kalksteintrümmern bestreute Ebene. Am Nachmittage sahen wir gegen Norden hin eine deutliche Luftspiegelung: abbildliche kleine Seen mit grünen baumreichen Ufern.

Wir lagerten, etwa ½ Stunde vor Sonnenuntergang (20 Minuten nach 5 Uhr) an einem Sandhügel am Beginn eines mit mannigfachem Gesträuche der Wüste bewachsenen Thales. Die Gebirge in Ost und West zeigen zum Theil eine sonderbare zackige Gestaltung, einige wie Sandsteinfelsen. Von unserer Lagerstätte gegen Osten soll sich zwischen den Gebirgen ein Thal bis zum rothen Meere fortsetzen, das man von hier aus in einem Tage erreichen könne. — Unsere Beduinen gaben auch diesem Thale, an dem wir heute übernachteten, den Namen Ghendely. Wir waren heute doch gegen 9 Stunden vorwärts gekommen. — An diesem Abende verirrte sich Hr. Dr. Roth von unserer Karawane, und gerieth in die steil abfallenden Engthäler des östlich gelegenen Gebirges. Er hatte weder das auf dem Hügel, bey unserem Zelte, die ganze Nacht hindurch unterhaltene Feuer gesehen, noch das Schießen und laute Schreien der Beduinen gehört. Das war eine sorgenvolle Nacht. Das klägliche Geschrei der Eulen, die um das Zelt her flogen, paßte recht zu unserer Stimmung. Doctor Roth war, dieses wußten wir Alle, nach Osten hingegangen, in derselben Richtung, in welcher die Karawanenstrasse nach Suez verläuft. Nach längerer Ueberlegung am darauffolgenden Morgen wurde beschlossen, daß unser Dragoman in Begleitung eines landeskundigen Beduinen die rückwärts und seitwärts gelegenen Gegenden auf den an schnelleren Lauf gewöhnten Dromedaren durchforschen sollte; die Herren Erdl, Kielmeyer, Franz und Keller mit mehreren Beduinen durchsuchten die zu beyden Seiten der Strasse nach Osten gelegenen Gegenden; wir andern verließen die Stätte des Nachtlagers, etwas vor 9 Uhr, in der Hoffnung, in der uns die vermeintlichen Spuren eines mit europäischen Schuhen bekleideten Fußes im Sande bestärkten, daß wir unsern Verirrten auf der Karawanenstraße nach Suez, vielleicht hinter einem der nächsten Hügel die Sorgen der Nacht verschlafend oder auf uns wartend finden würden.

Wir hatten in den ersten Stunden dieser Tagreise neben uns in ONO. ein höheres Gebirge von augenfällig dunkler Farbe; hinter ihm zuckerhutförmige Kegel. Gegen und nach Mittag kamen wir jenem Gebirge parallel. Auch gegen N. und NW. zeigte sich ein Gebirge. Die breite Ebene steigt gegen NO. ein wenig an. Man findet in ihr fast gar kein Grün, außer einigen Mimosenbäumen. Gegen 2 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo die Straße, die von Cairo südwärts an Abusabel vorbey nach Suez geht, unsere von Bessarin kommende Straße durchkreuzt; hier begegneten wir einer kleinen Karawane von Engländern. Einige unserer Reisegefährten liefen zu diesen hin, um zu fragen, ob ihnen unser verirrter Reisegefährte begegnet sey; dieß war er aber nicht und wir konnten nur Aufträge für den Fall geben, daß sie weiterhin mit ihm zusammentrafen. Etwas vor 3 Uhr gelangten wir auf eine Anhöhe, von welcher aus wir das rothe Meer zu sehen wähnten,

was uns aber später ungewiß geworden ist; dann zog sich der Weg allmälig bergein nach einem grünen, streifenartigen Flecken, der wie ein Saum das wüste Land umfaßt, wo wir für diese Nacht Halt machten. Unser heutiger Weg hatte großentheils seine Richtung nach NO. genommen. Wir waren so ziemlich in dem gleichen Niveau geblieben; denn das gestrige Nachtlager vor dem Graibur hat nach unseren barometrischen Messungen eine Höhe von 585, das heutige von 594 Pariser Fuß über dem Meere betragen. Es wehte an diesem Tage ein sehr kühler Ostwind, so daß ich meinen Mantel erleiden konnte; am Morgen, vor Sonnenaufgang, war der Thermometerstand noch nicht ganze 2 Grad Reaumur über dem Gefrierpunct gewesen. Ich wollte noch am Abend mit H. Kielmeyer und Bernatz eine der vermeintlich ganz nahen Anhöhen, ostwärts von unserem Nachtlager, besteigen, dieses hügelige Land war aber von so vielen tiefen Schluchten durchschnitten, daß wir nicht weit kamen. Wir fanden Geschiebe von Grünstein und anderen Urgebirgsarten; das eine Stücklein glich unserem Variolit. Unser verirrter Freund kam, von dem lauten Jubelgeschrey der Beduinen begrüßt des Abends halb zwölf Uhr zu uns ins Lager. Er hatte in der Nacht vorher und an dem darauf folgenden Morgen die Thäler des östlichen Gebirges durchwandelt, war zuletzt gegen Mittag bey dem zerklüfteten Felsen Graibur, an dem wir gestern vorbeyzogen, herausgekommen auf die Karawanenstraße, hier von einer vorbeygehenden Karawane mit ein wenig Wasser und Brod erquickt worden, hatte dann unsern Lagerplatz leider verlassen gefunden und war nun, ohne weiter zu irren, auf der Karawanenstraße fortgegangen, bis er hier einen unserer Beduinen traf, der bey seinem Kameel, das am vergangenen Nachmittag ihm stürzte, zurückgeblieben war. Der Beduine brachte ihn mit lautem Triumphgeschrey ins Lager.

Freytags den 17. Februar. Wir brachen heute Morgen um 7 1/2 Uhr auf. Unser Beduinen-Scheich Hassan nennt (was gewiß falsch ist) den Berg, der uns gegen NW. liegt, und an dessen Fuß die Straße von Kairo (über Abusabel) nach Suez vorbeygeht, Kuaiba; schon den niedern Vorbergen, die uns heute Morgen in O. und SO., später in S.W. zur Linken lagen, giebt er den Namen Attaka. Zwischen dieser Hügelreihe und dem eigentlichen herrlichen Felsengebirge, das sich hoch über die Vorberge emporhebt, verläuft gegen die Ebene am rothen Meere, die hier gewiß noch vier Stunden breit ist, ein enger Paß, wie das Rinnsal eines Gebirgsstromes, mit sehr jähem Abfall. Die Wüste, durch die wir heute zogen, ist sehr öde, nur an einigen Puncten sahen wir Mimosenbäume. Es begegnete uns eine kleine Karawane mit Waaren und reisenden Engländern, die mit dem Dampfschiffe aus Ostindien gekommen waren; auch etliche Mönche vom Sinai zu Kameel und zu Fuß begegneten uns. Suez sieht man schon aus weiter Ferne; mehr aber als diese Einödestadt zog uns der Anblick des rothen Meeres und des Gebirges an seiner Westseite an, das eine erhaben schöne Form hat. Im Meere lag, ziemlich fern von der Stadt, ein englisches Dampfschiff. — Etwa eine Stunde vor Suez fanden wir ein kastellartig gebautes Brunnenhaus; so denkt hier der Mensch daran, sich den kostbarsten Schatz der Wüste, das Wasser sicher zu bewahren. Unsere Kameele, die nun seit 4 Tagen nicht getrunken hatten, tranken hier sehr lange, und selber aber will dieses salzige Wasser nicht schmecken, wir sind durch das gute Nilwasser zu sehr verwöhnt. Wir kamen gegen Abend halb fünf Uhr bey Suez an, und schlugen unser Zelt nahe beym Thore am Meeresstrande auf. Wir konnten uns an den schönen Seeschnecken und Muscheln, die schon großentheils zu den Formen des indischen Gewässers gehören, gar nicht satt sehen. Suez ist ganz von der dürren Wüste und von häßlichen Schutthaufen umgeben; ohne Felder und Gärten. Wie arm ist ein Land ohne lebendiges Wasser! —

Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Jänner.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Sonnabend den 18. blieben wir in Suez. Es hat einen ziemlich reich besetzten Bazar; man kann da die meisten europäischen Bedürfnisse befriedigen. Wir besuchten den englischen Konsul, der eine schöne Conchyliensammlung hat, und dann den guten Kaufmann Girgis, an den wir von Kairo aus empfohlen waren. Das hohe Gebirge im Westen ist der Attaka, der an vielen Stellen sehr steil zum Meere abfällt, doch einen schmalen Paß zwischen seinem Fuße und dem Meere übrig läßt. Einige unserer jungen Reisegefährten brachen mit den Kameelen schon zeitig am Nachmittag auf, weil diese einen Umweg von fast 4 Stunden um die äußersten Arme des Meerbusens herumzumachen hatten; wir Andere, in Begleitung von mehreren unserer Beduinen fuhren in kaum $\frac{1}{4}$ Stunde über die Bucht hinüber, mußten aber von dort aus noch wenigstens eine Stunde zu Fuß bis an den Ort gehen, den die Beduinen zum heutigen Nachtlager bestimmt hatten. Die Kameele mit dem Gepäcke und unseren Reisegefährten kamen erst nach uns an, obgleich sie mehrere Stunden vor uns von Suez abgereist waren.

Sonntags den 19. ritten wir des Morgens um 7 Uhr weiter. Die Aussicht über das Meer hinüber nach dem Attaka und dem südlich von ihm gelegenen Gebirge, das unser Beduinen-Scheich Galahla, der englische Konsul in Suez aber, in Uebereinstimmung mit den neuesten Landcharten Kuaiba nannte, ist wahrhaft hehr und entzückend. Zwischen beyden Gebirgen verläuft eine breite Thalmündung in die Ebene (Ramlieh) am Meere. Um $9\frac{3}{4}$ Uhr kamen wir zu den Mosisbrunnen, deren sieben seyn sollen; wir sahen aber nur fünf. Das Wasser des einen schien mir etwas warm; es stiegen Blasen aus dem rötblichen Schlamme empor; der Geschmack war gesundbrunnenartig (nach Eisen und ein wenig Schwefelleber). In der Nähe dieser Brunnen ist der Boden grün bewachsen; die wilden Dattelpalmen (meist männliche Bäume) bilden zum Theile, bis zu ihrem Fuße mit Blättern bedeckt, ein undurchdringlich dichtes Gebüsch. Das Meer ist hier, von der diesseitigen Küste bis hinüber zum Fuß des Attaka, 5 bis 6 Stunden breit. Heute Nachmittag sahen wir die Fata morgana ganz herrlich. Der Boden von den Mosisbrunnen an ist sehr steinig, so daß an unserem Lagerungsplatze, den wir um $4\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags erreichten, die Zeltpfähle gar nicht im Boden haften wollten.

Montags den 20. Diese ganze Tagreise (von früh 7 bis nachmittags $4\frac{1}{2}$ Uhr) gieng der Weg durch eine einförmige Ebene voll Sand, in welchem Frauneisstrümmer und Feuersteine umhergestreut liegen; zur Linken Sandsteingebirge. Am Abend gegen 4 Uhr sahen wir auf einem kleinen Hügel Palmenbäume, und dabey einige Beduinen mit Kameelen. Es war der Brunnen Howarah (Marab). Wir kamen zu diesem nach 4 Uhr; unsere Beduinen machten aber hier noch nicht Halt, sondern zogen noch etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weiter. Wir besahen den Brunnen Marah, dessen klares, aber sehr bitteres Wasser eine beckenartige Eintiefung des Felsens ausfüllt, an welcher wahrscheinlich die Hand des Menschen mitbilden half. Ich besah mir die nächste Umgebung; dem Brunnen gleich gegenüber ist ein kleines, sonderbar gestaltetes Kesselthal,

recht wie zu einem Lagerplatze von der Natur eingezäunt und eingerichtet. Der Boden ist an manchen Stellen feucht; es wachsen schöne Blumen aus der Familie der kreutzblüthigen Pflanzen da, mit fetten, den Wohlstand des Bodens verrathenden Blattern. Die armen Gazellen müssen das bittere Wasser doch aus Noth trinken und kein Leibweh davon bekommen wie ich. Wir sahen sehr viele Spuren von Gazellen beym Brunnen und auch in der Nähe unseres Nachtlagers, haben aber keine schießen können. Marah liegt nach Erdls barometrischen Messungen 434 P. Fuß hoch über dem Meere.

Dienstags, den 21. Schon gestern hatten wir den mächtigen Hammam oder Djebbel Faraun vor uns liegen sehen; heute zogen wir bey guter Zeit in seine Seitenthäler ein. Etliche von unsern Beduinen, mit den Kameelen, welche die Wasserschläuche trugen, waren schon mit Tagesanbruch voraus nach Garandel (Hassan nannte es Ganderah) gezogen, um dort Wasser einzunehmen. Unser Weg lenkte sich links am Hammam Faraun hin. Das benachbarte Gebirge zeigt oft pfeiler- und mauerartige Felsenmassen, die von ferne wie Ruinen von Gebäuden aussehen; es scheint nicht an Weideland zu fehlen; der Boden war an vielen Stellen mit einzelnen Sträuchlein und andern Wüstengewächsen versehen; zwey junge Kameele kamen von einer benachbarten Weide zu uns und liefen aus Freude an der guten Gesellschaft den ganzen Tag hinter uns drein, sie kamen uns, so oft sie auch unsere Beduinen zurückjagten, immer wieder nach, bis sie zuletzt gegen Abend, doch der Hunger wieder von uns wegführte. Nach vier Stunden gelangten wir in ein sehr schönes von O. nach W. verlaufendes Thal, mit vielen wildwachsenden Palmen und Tamarisken; es war das östliche Ende des Thales Garandel; westwärts von hier, in einer Entfernung von 1 1/2 Stunden hatten unsere Beduinen heute das Wasser geholt. Nachmittags um 1 1/2 Uhr kamen wir an einem Felsengewände, das einzelne Höhlen enthielt, vorüber in ein sandiges Thal, durch welches zwischen Tamariskengebüsch ein Gießbachbette verläuft, in das unsere Beduinen mit der Schaufel nur einige wenige Stiche zu thun brauchten, um Wasser für sich und die Kameele zu finden. Unser Hassan nannte dieses Thal so wie das Gebirge im NO. „Sal." Etwas später am Nachmittag verließen uns die Beduinen, die geraden Weges nach dem Sinai wollten, wohin sie Mehl und andere Vorräthe führten, und schlugen gegen Süden einen Weg in ein Thal zur Linken unseres Weges ein, der sich bald nachher mehr gegen Westen wandte. Gegen Abend kamen wir in ein Felsenthal von wahrhaft erhabener Naturschönheit. Da standen viele Palmen und andere strauch- und bäumchenartige Gewächse; ein kleines Bächlein, dessen schwacher Wasserstrahl sich freylich oft unter den Steinen verbirgt und bald nachher im Sande versiegt, geht im Thale hin; da, wo dieses sich südwestwärts hinaus nach dem Meere zu lenkt, ist ein tiefer Sumpf (wie ein kleiner Teich), in welchem sehr viel hohes Rohrgewächs steht. Es gab hier recht viele Vögel, besonders das Wüstenhuhn (Pterocles). Wir hätten gerne da übernachtet, aber unsere Beduinen führten uns noch durch die enge Thalschlucht (südwestwärts) hinaus zur Ebene, und da wir aus ihren Reden schloßen, daß unser Nachtlager dicht am Meere seyn würde, wendeten wir nichts dagegen ein. So nahe aber auch das Meer vor unseren Augen lag, hatten wir doch noch eine gute halbe Stunde bis zu ihm hin, so daß nur unsere jungen Leute es erreichten. Wir andern vergnügten uns mit dem Sammeln von Jericho-Rosen, (Anastatica hierochuntica), Achaten und Käfern. Nicht weit von unserm Lagerplatz, der vieles Gesträuch und manches Futterkraut enthielt, steht ein braunfarbiger und streifenartig horizontalgezeichneter Sandsteinfelsen an.

Mittwochs, den 22. Aufgebrochen um 6 1/2 Uhr Morgens. Zu unserer Linken erhebt sich das majestätisch schöne Mokkatab-Gebirge (rothfarbiger Sandstein mit Porphyr, bunter Sandstein, Kalk), das oft in gähen Wänden, eine über der anderen emporsteigt und von furchtbar schönen Engthälern durchbrochen ist. Wir kamen anfangs ganz nahe an's Meer, mußten auch an manchen Stellen, wo die Felsen ganz gäh ins Wasser abfallen, durch dieses reiten. Da gab es viele seltne Schnecken und Muscheln; am Boden lagen häufig die Geschiebe und Trümmer von Porphyr, Sienit, Urgrünstein, auch von Feuerstein, Sandstein, Kalkspath (selbst zuweilen durchsichtiger) umher. Später tra-

ten die Gebirge etwas weiter zurück; die Ebene, über die wir hinritten, wurde breiter. Die Beduinen wollten uns vom Meere hinweg zu einer abgelegenen Lagerstätte führen, wir aber bestunden darauf, heute am Meere zu bleiben, und schlugen ganz nahe am Ufer, beym Tamariskengebüsch, gegen oder bald nach 4 Uhr unser Zelt auf. Es war starker Wind, der das Meer heftig bewegte, gegen Abend aber um Vieles nachließ. Wir giengen lange am Meeressaume hin, fanden viele Patellen und große Küstenschnecken (Chitonen), auch schöne Kräusel- und Mondschnecken. Nicht weit von unserer Lagerstätte lagen die Trümmer von etlichen gescheiterten Schiffen. Das Wrack sah noch ganz frisch aus. Ihrer bunten Farbe und Bauart nach sind es arabische Schiffe gewesen. Am Ufer findet sich eine bunte Breccie von so großer Schönheit, daß ich wohl niemals eine schönere gesehen habe.*) Sie gleicht schon in ihrem Naturzustand einer Mosaikarbeit. Rothe, grüne, weißliche und gelbe Stücke, von den verschiedensten Nüancen der Färbung, wechseln in ihr mit einander ab. —

Donnerstag, am 23. Ausritt früh um halb sieben Uhr, durch eine Ebene, auf der man das Meer noch im Gesicht und zuweilen ziemlich nahe hat. Auf dem sandigen Boden liegen bunte Feuersteine, auch Porphyr und Stücklein von Holzopal. Nach 2 1/2 Stunden kamen wir in ein Kesselthal, darin es vieles Grün gab. Die Felsenwände zur Rechten enthielten einzelne kleine Hölen. Der Sturm hatte sich wieder sehr stark erhoben und fiel uns, als wir jetzt auf die Ebene Kaa hinaustraten, so heftig an, daß unsere beladenen Kameele nicht gut weiter konnten, und wir schon um 3 Uhr Halt machen mußten. Die Ebene lehnt sich gegen Osten hin an die Berge an, denen wir hier ziemlich nahe kamen, auch gegen Westen

*) In Florenz in der großherzoglichen Mosaikfabrik sah ich später eine große Tafel von derselben Breccie. Der Herr Director der Fabrik zeigte sie mir und legte einen hohen Werth auf dieselbe. Ich sagte, ich hätte dasselbe Gestein etliche Tagereisen vor Tor am rothen Meere gesehen, und er erwiederte, daß er schon immer gemeint habe, diese schöne Breccie sey vom rothen Meere. Sie sey von einem Ostindienfahrer bereits vor langer Zeit nach Livorno gebracht worden.

ist sie durch eine niedere Höhenreihe vom Meere abgegränzt. Dort gab es Schaafheerden und eine Beduinenhorde. Wir kauften für unsere ganze Gesellschaft ein Lamm und ein Zicklein, lebten daher, weil das Lamm noch heute geschlachtet wurde, herrlich und in Freuden und vermißten nichts, als einen Trunk guten Wassers, denn das Wasser aus Ganderah schmeckt gar bitter und salzig. Unser Nachtlager war 391 F. über dem Meere hoch.

Freytags, den 24. Der Sturm hatte sich gelegt; wir ritten auf der sich ein wenig abwärts ziehenden Ebene Kaa hin, die sehr reich an Jerichorosen war, welche jedoch mehr durch ihre Größe, als durch Schönheit ausgezeichnet schienen. Ostwärts zu unserer Linken, stund das Hochgebirge, zu welchem auch der Sinai gehört, in seiner Herrlichkeit da; doch sieht man hier, wie Hassan sagt, weder den Sinai, noch den Horeb. Um 5 Uhr erreichten wir ein schönes Palmenthal und nahe dabey ein Dorf: Saib, bey welchem wir zum ersten Male die seltene Doompalme mit ihren gabelartig zertheilten Stämmen sahen. Nicht weit von da, nach dem Meere hin, findet sich eine warme Quelle, die mitten in einem Palmengarten liegt, der dem Katharinenkloster des Sinai angehört. Die Quelle heißt das Mosisbad. Unsere Beduinen hätten gerne hier übernachtet, wir aber, weil wir von dem Oertlein Tor und den Naturgegenständen, die wir dort finden würden, zu große Erwartungen hegten, nöthigten sie, uns heute noch bis Tor zu bringen, wo wir spät am Abend ankamen. Wir waren an einen der dort wohnenden Griechen empfohlen, der uns zu sich einlud. Wir zogen es jedoch vor, unser Zelt vor den Häusern, nahe am Meer, aufzuschlagen, obgleich uns das Schiffsvolk eines hier vor Anker liegenden arabischen Schiffes nicht als die beste Nachbarschaft erschien. Wir blieben auch am andern Tage hier. Tor ist ein armselig kleines Oertlein, das nur aus einigen wenigen, ganz eng verbundenen Häusern besteht, in denen die Nachkömmlinge der Griechen wohnen, die sich vor einigen Jahrhunderten hier niedergelassen haben. Es lebt ein griechischer Priester vom Sinai unter ihnen. Die Mauern der Häuser sind meist von Mäandrinen- und anderen Lithophytengehäusen gebaut; das Ufer ist sehr schlammig. Wir fanden weniger Seethiere,

als wir erwartet hatten, denn die Jahreszeit war für ihr Erscheinen noch nicht genug günstig; doch kauften wir von den Einwohnern viele für uns werthvolle Gegenstände. In der warmen Quelle des Mosisbades fand Hr. Dr. Roth ein seltenes Fischlein von der Gattung Lebias. Die nördliche Hügelkette ist sehr reich an Versteinerungen.

Sonntags, den 26. Februar, verließen wir früh vor 8 Uhr Tor und ritten abermals an Saib vorüber, immer allmählig aufwärts über die Ebene Rakabah, gegen das Serbalgebirge hin, vor dessen Fuß, in der Nähe der Mündung des Thales Hebron, wir zeitig am Nachmittag lagerten. Hier gab es viele Sienitgeschiebe mit Pistazit; in den gähen Schluchten war eine reiche Vegetation. Am Abend herrliches Zodiakallicht. Wir befanden uns gegen 800 Fuß höher als in Tor.

Montags, den 27. Februar. Das Thal Hebron ist ein enges, mächtig schönes Felsenthal; die Wände sind Sienit, welchen mächtige Gänge von Hornblendeschiefer, Grünstein und basaltischem Gestein durchsetzen. Nach kaum 1 1/2 Stunde kamen wir zu dem Puncte, wo das weiter aufwärts im Thale noch fließende Bächlein im Sande versiegt. Das Thal bekleidet sich jetzt am Wasser hinauf reichlich mit Palmen, Tamarisken, syrischen Seidenpflanzen (Asclepias syriaca) und anderen schönen Gewächsen. Vor uns und neben uns erhuben sich die Gebirge zu den groteskesten Formen. Nach etwas länger, als 3 Stunden, gerade als der Tag heiß zu werden begann, gelangten wir an einen steilen, sehr beschwerlichen Felsenweg, den man zu Fuß machen muß. Dieser Weg dauerte gegen 4 Stunden. Endlich erreichten wir gegen Abend zuerst in der Nähe eine kleine Quelle, dann das an Weideland sehr reiche Hochthal Slav, das nach unseren Messungen und nach von Steinheils Berechnungen 2719 Pariser Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres liegt. Die Beduinen, die in diesem Thale wohnen, gehören zu einem Stamme, der mit dem unserer Begleiter nahe befreundet ist, und der vor mehreren Jahrhunderten bey einer Streitigkeit mit den Mönchen des Katharinenklosters vom Christenthum, zu dem er sich dem Namen nach bekannte, abgefallen ist.

Dienstag, den 28. Februar. Weiterreise im Thale Slav, dessen Sienit überaus häufig von

schwarzen Gängen, deren Masse aus Hornblendegestein, Grünstein, Basalt, Porphyrschiefer besteht, und welche meist von NO. nach SW. streichen, durchzogen ist. Man kann diese Gänge oft stundenweit mit dem Auge an das nackte Gebirge hinauf und hinein verfolgen. Zur Rechten neben uns zeigte sich der hohe Berg, den unsere Beduinen Madein nannten, und den wir, glaube ich, am Ende des Hebronthales gestern gerade vor uns liegen hatten. Jetzt begann bald ein äußerst beschwerliches Ansteigen auf das steile Sienitgebirge links neben dem Radoaberge und an seinem Abhange in das Garbathal, dessen tiefe, schmale, mit heruntergestürzten Felsenmassen überschüttete Sohle zur Linken tief unter uns lag. Wir gingen zu Fuß; der Weg windet sich zwischen den herabgerollten Felsentrümmern wunderlich hinauf; es sieht aus, als sey da schon einmal ein Vorspiel vom jüngsten Gericht gehalten worden, ich habe in meinem Leben noch keine so schauerliche und doch erhaben schöne Wildniß gesehen. Auf unserem Wege bemerkten wir öfters eingehauene Stufen und eine Nachhülfe der Menschenhand zur Erweiterung des Passes durch die Felsenstücke, die wie kleine Berge auf dem Abhange des großen herumliegen. Es ist eben der Weg vom Kloster aus nach einer seiner wichtigsten Besitzungen, nach Tor hin, und so mag dieser Straßenbau in keine gar zu hohe Zeit hinaufzusetzen seyn. Endlich war denn die Anhöhe, deren Ersteigen uns gerade in den heißen Mittagsstunden viel zu schaffen gemacht hatte, erreicht; der Weg wand sich hinabwärts und vor uns lag der Berg Gottes Horeb und im Schatten seiner sieben Gipfel das Thal mit dem Katharinenkloster. Unser Dragoman (H. Mühlenhoff) war vorausgeritten und hatte unsere Ankunft schon im Kloster gemeldet. Der Prior, ein freundlicher Greis, war uns entgegen gegangen; unsere jungen Leute wurden, wie gewöhnlich, in einem Korbe hinaufgezogen in das kastellartig verwahrte Klostergebäude; wir Andern mit dem Prior stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, wohlverwahrten Gang zu dem äußersten Vorhof des Klosters führt, welcher von dem inneren durch einen gewaltig festen Thorweg abermals abgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Im Garten hatten die Mandeln und Pfirsiche schon verblüht, die Aprikosen stunden eben in voller Blüthe; die Obstbäume fiengen an aufzubrechen. Wir blieben eine volle Woche in dem Katharinenkloster und seiner Umgebung; ich ziehe aus den während dieses Aufenthalts gemachten Wahrnehmungen nur die folgenden kurzen Züge aus meinem Tagebuche aus. Das St. Katharinenkloster liegt 4558 Pariser Fuß über der Meeresfläche, in einem ziemlich nahe von NW. nach SO. anwärts steigenden Thale, das auf seiner rechten Seite durch die gäh abfallenden Felsenwände des in SW. gelegenen Horeb, zur Linken oder gegen NO. durch die Wände des Pistimi begränzt wird; gerade in SO. des Thales, das keineswegs geschlossen ist, sieht man einen niedrigen, fast kegelförmig geformten Berg oder Hügel, der einen etwas grünlicheren Anschein hat, als die andern; das ist der Minnejah da Moysch, auf welchem, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, Moses die Schafe seines Schwähers Jethro hüthete, als er hier, an der Stelle, wo die Hauptkirche des Klosters steht, den feurigen Busch erblickte. Wenn man in dem Klosterthale fast drey Viertelstunden aufwärts geht, kommt man rechts am Fuße des Minnejah da Moysch auf die sattelförmige Erhöhung, die sich nach Süden zu dem schönen weidereichen Spahiahthale herabsenkt. Erst jetzt hat man den eigentlichen Sinai in seiner ganzen Erhabenheit vor sich, während man tiefer im Klosterthale, so wie auch in dem weiten Bostanthale, das nordwestwärts um den Horeb herumläuft, und von welchem ich nachher noch sprechen will, nur den Horeb sieht, der eigentlich bloß das niedrere Stockwerk des auf der südlichen Seite seines Rücken emporsteigenden Sinai bildet. Das Spahiahthal, welches Wasser und eine dem Kloster zugehörige Gartenanlage hat, steigt von S. nach N. an, und hinter dem ersten Bergzuge, der es in Osten begränzt, liegt das Feruch- (Fruschi-) Thal, das von O. nach W. streicht. In das Spahiahthal senkt der Hochscheitel des Horeb oder der Sinai seinen gähen Abhang unmittelbar herab, hier kann man bis an seinen Fuß hingehen und diesen anrühren; zwey Schluchten steigen vom Thale nach seinem Gipfel von ONO. gegen WSW. hinan, die eine dieser Schluchten hat Wasser. Der gegen S. dem Sinai gegenüber liegende Berg heißt Baalti; wenn man zwischen beyden hindurch ginge, würde man in das Erbainthal und von diesem wieder in das Bostanthal kommen. Man besteigt gewöhnlich den Sinai vom St. Katharinenkloster aus durch eine von NNW. auf den Horeb hinan verlaufende Schlucht, in welcher seit alter Zeit, (wie man sagt, seit den Zeiten des Kaiser Justinians) Stufen ausgehauen sind. Man kommt zuerst in einer kühlen Felsengrotte zu dem Brunnen des h. Sergarius, worin sich ein sehr erfrischendes, klares Wasser findet. Die Muttergotteskapelle, die etwas weiter abwärts steht, liegt 5478 Fuß über dem Meere, man ist mithin vom Kloster aus bis hieher schon 920 Fuß gestiegen. Von einem alten Thore, das den Steig abschließen konnte, steht noch das steinerne Bauwerk. Um 352 Fuß höher als die Kapelle ist die Grotte des Elias (5830 P. F.). Hier hat man jenen Theil des Horeb-Rückens erreicht, auf welchem der Sinai als ein zweyter, südlicher Gipfel emporsteigt;

man ist in einer muldenförmigen Eintiefung, in einem Hochthale, das die in NO. und N. noch weiter emporgehenden Zackengipfel des Horeb von dem höchsten Hauptgipfel (dem Sinai) abgränzt. In diesem Hochthale findet man neben dem Eliasbrunnen, der ein treffliches Wasser führt, und bey dem eine schöne, schlanke Cypresse steht, einen lieblichen Ausruhepunct. Es gab da viele schöne Kräuter, doch leider noch nicht in Blüthe. Namentlich muß die Phlomis, welche hier überaus häufig ist, in späterer Jahreszeit den ganzen Berg mit ihrem goldfarbenen Blüthenteppich überziehen. Man hat von dem Eliasthale noch 766 Fuß bis auf den Gipfel des Sinai zu steigen, denn dieser liegt 6596 P. F. über der Meeresfläche. Man steigt auch hier wieder großentheils auf den alten zum Theile sehr verfallenen Stufen hinauf. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges zeigte uns der gute Prior die Steinplatte, auf welcher Moses während des Kampfes der Heere Israels mit Amaleck stand. Man sieht hier gerade in das Spahiahthal hinunter. Die Höhle oder vielmehr Kluft, da Moses die Herrlichkeit des Herrn sah, liegt ganz nahe unter dem Gipfel; auf diesem selber stehet an der Stelle der Kirche, angeblich der Kaiserin Helena, von welcher noch schöne weiße Marmortrümmer herum liegen, und auch noch Gemäuer vorhanden ist, eine kleine Kapelle; ganz nahe dabey auf einem andern Felsenvorsprung des Gipfels haben sich die Mahomedaner eine kleine Moschee erbaut. Von dem Gipfel des Sinai ist die Aussicht gewaltig schön; hinüber nach dem hohen St. Katharinenberg und hinab in die Nachbarthäler, ostwärts nach dem ailanitischen Meerbusen, westwärts auf den von Suez, gegen Norden auf das Wüstenplateau el Tih. Das Gestein des Sinai ist ein schöner Sienit, der stellenweise mit Granit und Porphyr abwechselt, und welcher Gänge von Grünstein und Hornblendegestein (auch Pistazit) enthält. Die Mönche glauben, die Hornblende sey eine Verkohlung des Gebirges, die damals entstanden sey, als der Berg bey der Gesetzgebung wie mit Feuer gebrannt habe. Sowohl am Pistimi als am Horeb hatte man beym letzten Erdbeben, wie bey andern solchen Ereignissen, Erschütterungen bemerkt; die Klosterkirche soll nie erschüttert worden seyn.

Wenn man vom Kloster aus im Thale hinab nach NW. geht, wo wir von Tor aus hergekommen sind, kommt man in das weite Thal, in welchem die beyden dem Kloster angehörigen, ummauerten Gärten Bostan und Rabah liegen und das weiterhin zum engen Thale Erbain führt. Ich machte mit dem Maler Bernatz gleich am andern Nachmittag diesen Weg, weil ich hoffte, wenn wir ein Stück Weges in dem fast von NO. nach SW. an den nördlichen Wänden des Horeb verlaufenden Bostanthale fortgingen, würden wir den Sinai sehen, den ich damals noch nicht erblickt hatte. Allein unsere Hoffnung wurde getäuscht; denn auch in diesem Thale, das sich weiter dehnt, als wir erwartet hatten, verdeckten der Horeb, und weiterhin sein südwestlicher Verbündeter, der Rabah, die Aussicht nach dem Sinai. Da wir ganz allein waren, gesellten sich sogleich zwey Beduinen-Jungen zu uns, die sich uns zu Führern anboten. Sie kamen zuerst, noch im Klosterthale an einen Stein, bey welchem sie ein Zeichen machten, als ob sie etwas zerschlügen (denn von ihrer Sprache waren uns nur wenige Worte verständlich). Dann weiterhin, im Bostanthale zeigten sie uns einen sonderbar ausgehölten Stein; wir verstanden wieder nicht, was sie sagen wollten. Als ich aber den Stein ein wenig betrachtete, sagte ich: daß wird gewiß der Stein seyn sollen, in welchem Aaron das goldene Kalb goß; denn die Hölung mit ihren beyden halbmondförmig auslaufenden Seitenkammern hat wirklich eine rohe Aehnlichkeit mit dem Umriß eines Stierkopfes. Ich hatte richtig gerathen; denn als einige Tage später der gute, alte Prior mit uns nach Erbain ging, zeigte er uns zuerst den einen der vorhin erwähnten Steine als jenen, an welchem Moses die steinernen Tafeln im Zorn über Israels Götzendienst zerschlagen habe, dann den holen Stein als Aarons Form für das goldene Kalb; weiterhin die Stätte, da die Rotte Korah soll von der Erde verschlungen worden seyn; auf einer Anhöhe ein Gemäuer als Ueberrest von Aarons Hause. Wir sahen am Wege mehrere Ziegenheerden. Als wir, an der Westseite des Horeb hin, bis an den Bergabhang Rabah gekommen waren, bey welchem ein schöner Garten gleiches Namens liegt, lenkten wir uns zur Linken fast südwärts hinein in das engere,

anfangs sehr steinige Thal Erbain, das den Sinai-Horeb von der SW. bis gegen die Südseite umgürtet.

Dieses Thal wird von den Mönchen des Klosters für das Thal Raphidim der hl. Schrift gehalten nnd in ihm ein kegelförmig geformter Felsen gezeigt, in welchem, wie uns schien, von Menschenhand, die dem Kunstwerk von Zeit zu Zeit nachhilft, solche Eintiefungen gehauen waren, wie sie das Quellwasser, das aus den Felsenspalten herausdringt, erzeugt oder nach und nach aushölt. Dieser Fels wird für den gehalten, welchen Moses schlug mit seinem Stabe, und welcher Wasser gab. Auch zeigte man uns einen kesselförmig eingetieften Stein unter dem Namen Kessel Mosis, und einen andern als Sitz Mosis. An den Wänden der Felsenstücke zeigen sich öfters dergleichen Inschriften, wie Burkhard und andre Reisende sie abgebildet haben. Das Thal Erbain ist nicht arm an Wasser; es hat, besonders weiter hinaufwärts, einige reiche Quellen, die zur Bewässerung und Fruchtbarmachung mehrerer Gärten benützt sind, in deren größtem und schönsten, der voller Oel- und Obstbäume ist und auch eine kleine Anlage von Orangebäumen enthält, wir am Mittag mehrere Stunden lang ausruhten. In diesem Garten steht das alte Klostergebäude Erbain. Man sieht von hier aus den Sinai ganz vortrefflich; sein Abhang ist steil, wird aber von Erbain aus auf einem Wege, an dem sich auch eingehauene Stufen finden, erstiegen.

Das Gebäude des Catharinenklosters, das in seiner etwas unregelmäßigen Bauart mehr einem Kastell, denn einem Kloster gleicht, ist 140 Schritte lang und enthält in seinem hochummauerten Raume 24 Kirchen, darunter eine ziemlich große; auch eine mohamedanische Moschee. Der Garten, der am nordwestlichen Ende des Klosters liegt, mit dem er, wie schon erwähnt, durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, besteht aus mehreren, höher und tiefer gelegenen Abtheilungen. Es gedeihen hier, außer den Oel- und Obstbäumen, auch Orangen; von der Dattelpalme sahen wir aber nur ganz kleine Strünke, denn es wird hier doch im Winter auf einige Tage ziemlich kalt; im vorhergehenden Winter $18\frac{3}{4}$° fiel einmal Schnee, selbst im Klosterhof und Klostergarten, der aber freylich gleich wieder wegthaute. Der Gipfel des Berges ist jeden Winter mehrere Wochen lang mit Schnee bedeckt. Wir haben in jenem gesund gelegenen Kloster sehr alte (90 und 100jährige) Mönche gefunden.

Wir verließen das Catharinenkloster Dienstags den 7. März Nachmittags 2 Uhr. Unser Weg gieng zuerst wieder N. W. im Klosterthale da hinab, wo wir von Tor hergekommen waren, dann aber lenkte er sich zur Rechten in das zuerst von S. S. W. nach N. N. O., dann aber ganz gegen N. verlaufende Scheikhthal. Wir kamen nicht fern von dem Grabmahle eines mohamedanischen Heiligen und berühmten Scheikhs vorüber. Hier wird im Juny ein großer Viehmarkt gehalten, zu welchem die Beduinen der Halbinsel mit ihren Kameelen aus sehr weit abgelegenen Gegenden herbeykommen und da friedlich mit einander verkehren und schmausen. Das Seitenthal, worin wir übernachteten, ward von unsern Beduinen das Bussuerethal genannt; wir lagerten daselbst schon vor halb 5 Uhr, hatten deshalb heute nicht über 2 Stunden Weges vom Kloster hinweg zurückgelegt. Unsere Lagerstätte war sehr interessant. In einer Schlucht, die sich zwischen die Hügel hineinzieht, findet sich etwas Wasser; dort haben sich die Mönche vom Sinai drey Gärtchen angelegt, die mit Mauern, bestehend aus kunstlos über einander gehäuften Steinen, umgeben sind. Es blühten jetzt gerade die Birnbäume. In derselben Schlucht außerhalb der Gärtchen fanden wir manches seltne, blühende Gewächs, und die Gegend gab uns auch noch vieles Andere zu beobachten, unter Anderen viele Feldsteinporphyr-Gänge im Sienit, und unmittelbar bey unserem Zelte einen mächtigen aus kuglichem Basalt bestehenden Gang, der an dieser Stelle eine starke Verwerfung zeigte. Das Streichen der Gänge war meist nahe in der 12ten Stunde (von S. nach N.) Die Höhe unseres Lagerungsplatzes über dem Meere war 3906 Par. F.

Mittwochs den 8. März. Wir brachen um $7\frac{1}{2}$ Uhr auf, ritten zuerst in einem engen, steinigen Thale hinauf, dann queer durch ein weites Thal, dem unsere Führer auch den Namen Sal geben wollten. Hierauf zog sich unser Weg bergan, bis wir abermals in ein breites, von niedern Felsen umgränztes Hochthal gelangten, das uns Wadi

Mandara genannt wurde, und durch welches wir 1½ Stunden lang ritten. Darauf kamen wir in ein schönes Felsengebirgsthal — das eigentliche Wadi Sal, welches freylich mit vielen Krümmungen und Zickzackabweichungen, dennoch im Ganzen nach NO. und N. verläuft. Es ist zuweilen ziemlich eng. Nach 3½ Stunden sahen wir mehrere sehr mächtige Gänge von einer rothen Eisenthon- oder Thonporphyrmasse gebildet, und an einer Stelle ein schiefriges Gebirge (Grünsteinschiefer?); nach 4½ Stunden hatten wir zu unserer Rechten Berge und Hügel mit kesselförmigen Eintiefungen und Thälern; man hätte sie, ihrem Umriß nach, aus der Ferne für ehemalige Vulkane halten mögen. Nach 5½ Stunden traten wir in eine weite Ebene hinaus, auf welcher man das Tihgebirge fast im N. vor sich sieht, und auf welcher ziemlich viele Mimosenbäume stehen. Jenseits der Ebene, von der wir nur den Saum durchschnitten, kamen wir abermals in ein ziemlich in derselben Richtung mit dem Wadi Sal, fortlaufendes Thal, das sich an manchen Stellen sehr verengerte. Die Gebirgsart der Wände war zum Theil ein schaaliger Granit; gegen Ende des Thales war auf den Höhen dieser Granitberge Sandstein aufgelagert.

Wir schlugen kurz vor Sonnenuntergang an der rechten Seite des Thales, am Felsen, neben engen Schluchten, unser Zelt auf; hörten das Geschrey der arabischen Trappen, sahen sie laufen, konnten aber keinen schießen. Die Höhe unseres Lagers war 2112 F.

Donnerstag den 9. März. Anfbruch um 7 Uhr; durch einen Engpaß, der sich zuletzt ziemlich steil abwärts senkte. Nach einer Stunde und 10 Minuten kamen wir in das breite sandige Thal Marrah, das von S. nach N. verläuft. Wir stiegen hier in fast nördlicher Richtung immer aufwärts bis etwas nach 10 Uhr. Zur (linken) Seite sahen wir braune Sandsteinfelsen mit ganz weißen Stellen und Flecken; gegen N. und N.W. lag, sehr genähert, das oft pfeilerartig gebildete Gebirge Tih vor uns. Auf der Anhöhe, die wir zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen hatten, fanden wir Thoneisenstein und selbst Brauneisenstein, lagerweise im buntstreifigen (Amberger) Sandsteine. Um 12½ Uhr gelangten wir zu dem Thale Ghirrisi, das einen so

wunderlichen Anblick gewährt, als ich kaum sonst in meinem Leben einen genossen habe. Denn die merglichen Sandsteinwände zeigen Naturspiele, welche selbst noch in der Nähe architektonischen Zierrathen oder halb erhabenen Hieroglyphen gleichen, und es ist, als fühlten sich die Reisenden hier angetrieben, auch allerhand Figuren an den Fels zu malen, denn noch ehe wir in das eigentliche Engthal kamen, zu welchem man neben einem burgartigen Felsen, wie durch ein Thor hineinzieht, sahen wir die Felsenwände mit Kohle häufig bemalt; die Figuren sollten zum Theile Kameele und Ziegen vorstellen; dazwischen gab es auch arabische Namenszüge. In dem Thale selber getraute ich mich fast nicht zu reden, so sehr interessirte es mich. Es dauerte aber nur ½ Stunde; dann ritten wir (von 1 bis 1⅔ Uhr) über das Felsenplateau Gadah hinüber. Darauf kamen wir in ein gar schönes grünendes Thal, das unsere Beduinen Hadhra nannten, und in welchem viele Bäume und Gesträuche stunden. Die Richtung ist N.O. Hier sahen wir allenthalben Höhlen der Springhasen, auch schöne Schlangen und Spuren von andern Thieren, konnten aber nichts von Allem dem bekommen, weil der Mahomed (unser arabischer Knecht) und der schwarze Pelzbeduine, die sich des Fanges vorzüglich annahmen, dabey ein Geschrey und einen Lärmen machten, daß wohl ein Elephant davor scheu würde, geschweige ein Springhase. Ich legte die Hand auf den Mund, um sie zum Schweigen zu ermahnen, das verstunden sie nicht; ich machte mit den Händen ein Zeichen am Kopf, das Eselsohren bedeuten sollte, darauf lachten sie, und ließen ab. Wenn Einer in diesem fruchtbaren Thale nur ½ Stunde lang still auf dem Anstand stünde, der sollte viel schießen können. Jenseits Hadhra kamen wir auf das Plateau oder die Thalebene Phara, dann nach Grabo. Dort gieng es gar steil durch steiniges Defile hinunter in's Thal Sengi (von 3 Uhr an); wir mußten hier zu Fuße gehen, und ich hatte meine Brieftasche verloren, die sich jedoch wieder fand.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten um 5 Uhr neben vielen Mimosenbäumen. Und wer weiß, welcher große, gute Herr oder gute Freund heute seinen Geburtstag hatte; wir zündeten uns in dem dürren Gesträuche der Wüste ein Lustfeuer an, das sich ganz prächtig ausnahm, so daß selbst die Kameele neugierig zusahen. Unser Lagerplatz lag 1384 P. F. über dem Meere.

Freytags, am 10. März. Wir ritten aus um 6 1/2 Uhr, im Thal hinab, das hier wirklich dem schönsten, italienischen Thale in seinen Formen nicht nachsteht. Es gab viele seltene Pflanzen, unter andern eine wunderschöne, baumartige Asclepias (der Aschenbaum). Etwa nach 1/2 Stunde lenkten wir gegen Osten in das enge Thal Sera oder Samora ein, in welchem es anfangs bergauf, dann aber bergab gieng. Wir kamen da an einen Paß, der sich durch das aus Sienit, Porphyr und Urtrapp (Grünstein) bestehende Gebirge hinzieht, und welcher mich durch seine Gestalt an manche der Engpässe erinnerte, durch die man auf dem Wege nach dem Col de Tende hindurchkommt. Ein breiteres Seitenthal, das von Süden her in das Serathal einmündet, nannte unser Scheikh das Wadi aëb. Jetzt zeigte sich auf einmal durch den Engpaß die überraschende, herrliche Aussicht, zuerst hinüber nach dem jenseits des Meeres gelegenen arabischen Gebirge, dann auf das Meer selber. Hier in dem mit vielen Mimosenbäumen bewachsenen Engthal hätte man gerne gleich einen Tag bleiben mögen. Wir mußten aber, wie die Kameele wollten, auf denen wir saßen, unverzüglich weiter, so gerne ich auch mein Kameel allein, ohne ihm Gesellschaft dabey zu leisten, hätte fallen lassen, was indeß, Gott Lob, noch ziemlich gut abgieng. Wir sahen jetzt das Meer unmittelbar unter uns; ich hätte gemeint, zu dem schönen Palmenwäldchen, das zu unsern Füßen in der Ebene lag, könnte es nur 1/4 Stunde Weges seyn; nach Hassans Versicherung wäre es aber ein weiter Umweg gewesen. Wir schlugen nun, immer parallel mit dem Meere, die Richtung nach N. ein und kamen durch viele steinige, jetzt eben ganz vertrocknete Gießbachbetten, denen aber dennoch von der Regenzeit so viel Feuchtigkeit geblieben war, daß sie mit schönen blühenden Gewächsen, besonders aus der Klasse der Kreuzblüthigen, ganz übersät waren. Diese Meeresebne, über die wir jetzt kamen, nannten unsere Beduinen Nuábe. Etwa um 1 Uhr kamen wir an einen Brunnen mit ziemlich schlecht schmeckendem Wasser; dabey war eine Palmenpflanzung, in welcher Hütten stehen, die zur Zeit der Dattelernte von den Besitzern der Gartenanlage bewohnt werden. Jetzt war Niemand da, als ein alter Beduine, der unsern Leuten Wasser schöpfen und die Kameele tränken half. Die Mauern der Palmenpflanzungen und Hütten waren fast ganz von Orgelcorallen und andern Lithophytengehäusen erbaut. Wir lagerten um 4 1/2 Uhr in einem vertrockneten Gießbachbette, ganz nahe am Meere, und vergnügten uns bis zum Einbruche der Nacht mit reichlichem Einsammeln von Conchylien.

Sonnabends, den 11. März. Aufbruch 1/2 7 Uhr. In einem Gesträuche an der Seite unseres Weges, der immer nahe am Meer blieb, lag ein Rückenschild von einer sehr großen Seeschildkröte. Nach 9 Uhr kamen wir an einen Fi-

scherort, Namens Magaiat, bey welchem einige Doompalmen stunden. Wir kauften da um ganz überaus billigen Preis frische und getrocknete Fische. Hinter dem Dorfe wollte der schwarze Pelzbeduine eine Gazelle schießen, die ziemlich nahe an unserm Wege weidete, lief und schlich ihr lange nach, bekam sie aber nicht zum Schuß. Nachmittags führte der Weg über einen Bergabhang, der auf ganz furchtbare Weise mit Felsentrümmern und Abstürzen überstäet war. Die Beduinen nannten diesen Abhang Gaffara. Jenseits desselben kamen wir in das lieblich grünende, ganz ebene, aber nur kleine Thal Gaffara, wo wir wieder viele Hölen und Spuren von Springhasen und andern Thieren sahen. Hier glaubte man wirklich auf einer vaterländischen Frühlingswiese zu seyn, nur gab es kein hohes Gras, sondern meist blos niedrige, kreuzblüthige Pflanzen. Jenseits des kleinen Kesselthales gieng es bergauf durch einen Felsenpaß, der wohl einmal vor alter Zeit durch Menschenhände mag gangbar gemacht worden seyn. Wir glaubten an einigen Steinen Züge wie von halbverloschenen Eingrabungen römischer Zahlen zu sehen. Jenseits kam das Wadi Busarial, von da das Vorgebirge Dschillaladi im Meeresküstenthale Abusanio. Unsere Beduinen schienen sich hier nicht für recht sicher zu halten; sie hatten einen von Sumpf, Moor und Felsen recht wohl beschirmten Lagerplatz gewählt. Wir sammelten heute sehr viele und zierliche Conchylien, namentlich den Pharaonskräusel (Trochus Pharaonis), die Mennonitentute (Conus virgo) und viele Andere. Nach Sonnenuntergang erhob sich ein starker Wind.

Sonntags, den 12. März. Heute früh um 3 Uhr hat uns der Sturmwind unser Zelt abgerissen und auf uns geworfen, es war aber Niemand beschädiget worden. Wir brachen vor 7 Uhr auf, mehrere von uns gingen zu Fuße; ich wollte einen Nichtweg durch die Thalbucht nehmen, welche die Kameele in einem weiten Umkreis umzogen, ich gerieth aber so tief in den salzthonigen Schlammboden, der von weitem wie weißer Sand aussah, daß ich fast stecken blieb. Wir umzogen das Vorgebirge, bey welchem wir vorige Nacht gelagert hatten, kamen durch mehrere Thäler und Engpässe an einer sehr schmalen Meeresbucht herum, dann wieder hinaus an das freye Meeresufer, das sehr steinig war. Es gab in der Gegend, durch die wir heute kamen, sehr viele Pharaonskräusel; meine Hausfrau wollte aber keine sammeln, weil es Sonntag war. An einer recht felsigen Stelle des Ufers stürzte Hr. Dr. Roth vom Kameel, woran der Beduine Schuld war, der das Kameel meiner Frau führte und jenes des Dr. Roth plötzlich durch einen Schlag antrieb. Gott hat ihn bey diesem Falle abermals vor größerem Schaden bewahrt; er klagte aber doch sehr über Schmerz in der Hüftgegend. Wir hatten diesen Vormittag eine unbeschreiblich schöne Aussicht über das ganze Ende des ailanitischen Meerbusens. Um 10 Uhr kamen wir ganz nahe an der Felseninsel Craie vorbey, auf welcher eine Festung liegt, die ihrer Bauart nach an manche andere von uns gesehene alte Festungswerke der Venetianer oder Genueser erinnerte. Um 12 1/2 Uhr war das nördliche Ende des ailanitischen Meerbusens erreicht; auf der Umbeugung unsers Weges von N. nach O. brachten wir eine ganze Stunde zu, wobey wir zuletzt an eine schöne Palmenpflanzung kamen, in welcher manche alte Gemäuer stehen. Von dort wendete sich unser Weg an dem östlichen Ufer des ailanitischen Meerbusens hinab gegen Süden, und wir brauchten gerade noch 20 Minuten, bis wir in das Thor des mitten in einem Palmwald gelegenen Kastells von Akaba kamen. Aus dem Thor kam uns ein recht verdächtig aussehendes Gesindel entgegen; auf dem Hofe war ein Getümmel und Gedränge von armselig gekleideten Männern, Frauen und Kindern um uns her. Etliche Officiere, besonders aber der Commandant und der Aga, die sich etwas später sehen ließen, waren ein wenig besser aufgeputzt. In dem Hofe sieht es gar unsauber aus. Der Commandant ließ uns sagen, wir sollten im Hofe übernachten, wir aber fürchteten uns des vielen Ungeziefers wegen und schlugen lieber unser Zelt außen im Freyen, unter den Palmen, am Meere auf. Unser guter Scheikh Hassan und seine Beduinen machten sich, als sie unsere Sachen abgepackt hatten, eilig fort; ich glaube sie fürchteten sowohl die hiesigen Beduinen, mit denen sie nicht gut Freund sind, als auch den Commandanten, dem ich selber nicht traue. Der Aga schickte uns, bald nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, ein Lamm zum Geschenk; wir können das nicht zurückweisen, obgleich das Gegengeschenk mehr ko-

ſtet, denn das Geſchenk. Der Commandant ließ uns ſagen: wenn wir nicht im Hofe bleiben wollten, müſſe er uns auf heute Nacht Soldaten zu unſerer Bewachung (gegen die böſen Beduinen) zuſchicken; wir ließen ihm wieder ſagen, wir wollten uns ſelber bewachen, und hatten auch ſchon die Wachſtunden unter uns vertheilt; der Maler Bernatz, den die erſte Wache traf, ſchritt ſchwer bewaffnet mit Flinte und Säbel umher, da kamen dennoch ungebeten 12 ſchlecht bewaffnete (meiſt nur mit einem Spieß verſehene) Soldaten, und der graubärtige Alte, der heute ſchon mehrmalen den Unterhändler zwiſchen uns und dem Commandanten machte, ſagte uns, daß der Commandant für unſere Sicherheit verantwortlich wäre, darum müßten wir die Wache annehmen. Die Kerls zündeten ſich Wachfeuer an und machten einen ſo großen Lärmen, daß wir wenig ſchlafen konnten, beſonders der Eine, welcher gern ſingen wollte, aber nur ſchreyen konnte.

Montags, den 13. März. Mit unſerem Weiterkommen ſieht es ſchlecht aus. Der Kommandant und der Aga laſſen uns ſagen, es ſeyen keine Kameele da, und als wir erwiederten, wir hätten ja ſelber genug Kameele in der Nähe von hier auf der Weide geſehen, antworteten ſie, dieſe Kameele gehörten einem ſehr verdächtigen Beduinenſtamme an; mit dieſen könne man uns wegen der Verantwortung gegen den Vicekönig nicht ziehen laſſen; man habe aber ſchon fortgeſchickt nach andern Kameelen, die freylich erſt in etlichen Tagen kommen könnten. Ich machte mit Hrn. Erdl und Franz einen ſchönen, für unſere Sammlung einträglichen Spaziergang an der öſtlichen Meeresküſte nach Süden hinunter. Nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir an eine auf dem vorſpringenden Fels gelegene Ruine, die aber wohl nicht ſo gar alt ſeyn mag. Auch unten, näher am Meere, waren Reſte von Bauwerken. Wir fanden vieles für uns Werthvolle, unter anderen ſammelten wir auch die in unzähliger Menge aufgehäuft liegende kleine Hyalea des rothen Meeres. Zuletzt kam ich an eine Breccienbank, wo ich mehrere der ſchönſten Seeſchnecken fand, und auch eine große Seeſchildkröte ſah. Ich kehrte ſehr ungerne um. — Geſtern hatten wir, um uns bey den Arnauten und Beduinen in Reſpekt zu ſetzen, viel mit unſerem Gewehre geſchoſſen; heute mußten wir uns gefallen laſſen, daß die Soldaten, ganz nahe bey unſerem Zelte, nach einem Ziele ſchoſſen, und ich meyne, ſie trafen mit ihren alten Gewehren faſt beſſer, denn wir mit unſern neuen.

Dienſtags, den 14. März. Der Kommandant und der Aga machen unerhörte Forderungen an uns. Wir ſollen, außer unſeren 13 Kameelen, noch 10 nehmen, auf welchen Bewaffnete zu unſerer Bedeckung durch die ganze Wüſte uns begleiten ſollen. Wir erwiederten: wir würden lieber nach Cairo zurückkehren, und vor der Hand ſolle man einen berittenen Boten ausrüſten, wir wollten an den Vicekönig ſchreiben. Man hielt mich hier für einen Conſul, und zwar für einen engliſchen; mein Firman hat zu dieſem Mißverſtändniſſe Veranlaſſung gegeben. — Heute, ſo wie geſtern Morgen haben wir die ſogenannte orientaliſche Nachtigal oder den Bull-Bull (Turdus melanocephalus) recht ſchön ſingen hören. Mehrere Pärchen niſten in den Palmen neben unſerem Zelt. Die männlichen Palmbäume ſind eben im Aufblühen; heute hieng ein Mann die zertheilten männlichen Blüthenkolben zwiſchen den Blüthen der weiblichen Palmen auf, an deren Stämmen er ſehr geſchickt hinankletterte. — Wenn man ein wenig auf die freye Anhöhe neben dem Kaſtell hinaustritt, hat man einen ganz vortrefflichen Ueberblick über die Gebirge auf der Weſtſeite. Dieſe beſtehen aus 3 parallelen Ketten, davon die hinterſte die höchſte, die vorderſte (öſtliche) die niedrigſte iſt. Zuerſt, am weiteſten im Weſten, erhebt die ſchwärzliche Hauptgebirgskette, die allem Anſcheine nach aus Urgebirge (Sienit und Porphyr) beſteht, ihren Rücken hoch über die andern alle, und vor ihr, nur wenig niedriger als der Hochrücken, zieht ſich die Kette des helleren Sandſteines hin. Vor dieſer folgt der zweyte, mittlere Höhenzug des Urgebirges, der ſchon bedeutend niedriger iſt, als der erſte, und ſeine Sandſteinhöhen, und auch vor dieſem mittleren Urgebirgszug zeigt ſich etwas niedriger als er, eine Ablagerung des Sandſteines. Darauf folgt, noch weiter weſtwärts, die vorderſte niedrigſte Kette des Urgebirges mit ihren noch niedrigeren Vorbergen des Sandſteines. — Wir bekamen heute abermals unſere 12 Mann ungebetene Wache.

Mittwochs, den 15. März. Die Händel mit dem Kommandanten und Aga wegen unſerer Kameele dauern noch immer fort. Es ſind nun

angeblich die Kameele vom Scheikh der Araba gekommen; auch sehe ich wirklich einige Gesichter unter den Beduinen, die der Aga zu unserem Zelte führt, welche mir noch neu sind; die meisten aber, meyne ich, schon seit unserer Ankunft mit ihren Kameelen gesehen zu haben. Unter den neuen Ankömmlingen ist ein stämmiger, hübsch aussehender Knabe, der ist so bunt aufgeputzt, wie der Heidenprinz eines Dorftheaters, doch hat er einen schönen Kaschemir-Schawl um den Kopf. Er ist auch wirklich ein kleiner Prinz: der Sohn des Emir Salem von Ghaja, des großen Scheikhs der Araba; er ist zu uns gekommen, um einen Führer unserer Karawane vorzustellen. — Der Aga hatte heute Vormittag das Geld für die Kameele bis Hebron (denn man muß hier zu Lande Alles vorausbezahlen) schon angenommen; wir dachten, wir wären in Ordnung; jetzt bringt er es uns wieder, sagt uns, die Beduinen möchten dieses wenige Geld nicht (das doch einen hübschen Haufen ausmacht) und geht trotzig fort. Der Dragoman (Herr Mühlenhof), der sich in diesen Tagen sehr mit den beständigen Unterhandlungen abgeplagt und recht brav dabey benommen hat, ist wieder hinein in das Kastell. — Endlich (vor 2 Uhr) sind wir im Reinen. Der Aga, und aus seiner Hand die Beduinen, haben das Geld definitiv in Empfang genommen und man führt schon die Kameele herbey, um aufzuladen. Wir kommen noch immer erträglich weg: 16 Kameele (statt 13), jedes zu 10 Maria-Theresien-Thaler macht 160, dazu noch etliche 20 Thaler Geschenk an den Kommandanten und an den Geber des Lammes, den Aga, und die Trinkgelder an unsere Leibgarde. Jetzt haben wir doch nicht mehr so schwer zu schleppen an dem Geld, das tragen nun die Beduinen und der Kommandant, dem jene für jedes Kameel eine gute Abgabe bezahlen müssen.

Um 4 Uhr verließen wir endlich Akaba, und ritten gar fröhlich in die Araba hinauf. Unser Weg, nahe an dem Fuße des östlichen (Ur-) Gebirges hin, zog sich immer lehnan; der Boden ist Sand, mit Sienit und Porphyr, auch Grünsteintrümmern untermischt. Die zwischen den westlichen (gestern beschriebenen) und den östlichen Gebirgen hinlaufende Thalebene der Araba erweitert sich in geringer Entfernung von Akaba zu einer augenfälligen Breite von gewiß 4 Stunden. Man kann sie aber auch

von unserem Wege aus recht gut überblicken, denn sie bildet eine stark gegen Westen hin geneigte (abwärts laufende) Ebene. Das alte Jordanbette muß auf der Westseite, am Saume des dortigen Sandsteingebirges, gelegen seyn. Wir lagerten kurz vor Sonnenuntergang. Wir bemerken, daß wir dießmal einige recht böse und bissige Kameele haben, auch sind die Beduinen gar nicht so gut und bescheiden, als die vorigen. Der junge Scheikh-Prinz schickte heute Abend zu uns, und wollte Reis haben. Wir sandten ihm eine ganze Schüssel voll ungekochten Reis, gewiß dreymal so viel, als wir gewöhnlich unserem vorigen Scheikh (Hassan) gaben. Er sandte uns die Gabe wieder mit dem Beyfügen: das sey für ihn und seine Leute zu wenig. Wir nahmen den Reis wieder, und gaben ihnen keinen andern. Dafür haben die Beduinen auch heute Nacht einen erschrecklichen Lärmen mit Schreyen und Schießen vor unserem Zelte gemacht. Sie wollten uns wahrscheinlich fürchten machen.

Donnerstag, den 16. März. Es ist eine Täuschung des Auges, die mich gestern Nachmittags glauben machte, die Berge zu beyden Seiten hörten weiterhin auf, und wir würden bald in eine unbegränzte Ebene kommen. Weil es immer allmählig bergauf geht, sieht man nur die fernen Bergwände nicht. Die Thäler, welche das (vorherrschend) primitive Gebirge der östlichen Seite durchschneiden, ziehen sich in der Richtung von N.N.W. nach S.S.O. aus der Ebene nach dem Hochrücken hinan; die der westlichen Gebirge dagegen haben die Richtung von S.S.W. hinan gegen N.N.O.; beyde Richtungen laufen mithin strahlenförmig auseinander. Auf der Westseite herrscht immer mehr und mehr der Sandstein vor, der sich am Vormittag öfters in mauer- und pfeilerartigen Formen zeigte. Wir kamen an vielen blühenden Gesträuchen vorbey; überhaupt ist diese Gegend gar nicht pflanzenarm; auch fanden wir schöne seltene Insekten. Am Nachmittag sahen wir gegen Westen, neben uns, eine brackig-feuchte Sandebene; die Fata Morgana mahlte uns Seen und Teiche über die Fläche hin; im östlichen Gebirge bemerkten wir mehrere Gänge von röthlicher Färbung.

Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung).

Der Scheikh Salem schickte uns einen Boten, der ein sehr schnelles Dromedar ritt, mit seinem Petschaft zu, um seine Einwilligung in den abgeschlossenen Vertrag zu bezeigen, und uns zu begrüßen. Wie schnell war der Bote, als er wieder umgekehrt, mit seinem Dromedare unsern Augen verschwunden. Doch eilten auch unsere eigene Beduinen heute ungewöhnlich schnell, denn sie haben morgen einen großen Festtag. Um 4 Uhr waren wir bey dem großen Nomadendorfe der Araba, das wahrscheinlich an der Stelle des Jothbatha der h. Schrift liegt. Scheikh Salem, ein rüstiger Mann von mittleren Jahren, kam uns zu Pferd entgegen, führte uns nach seinem Zelte, wo wir im engeren Kreise der Vornehmen (hinter uns war noch ein weiterer Kreis der Gemeineren) und auf dem Teppich niederkauerten und mit ihm Kaffee und Buttermilch tranken und Tabak rauchten. Einem seiner kleinsten Prinzen, der nur ein Hemdchen anhatte, einem hübschen Kinde, schenkte ich einen Schiffs-Zwieback aus Cairo, den der Kleine mit Freuden annahm. Der Scheikh schickte uns ein Lamm zum Abendessen. — Ich stund gegen Abend auf einer kleinen flachen Anhöhe, und sah die zahlreichen Ziegen- und Schaafheerden aus den Thälern des östlichen Gebirges nach Hause kommen. In diesen Thälern muß es viel und gutes Weideland geben; es ist schon um das Dorf her zum Theil recht guter gewächsreicher Boden. Das Wasser holen die Bewohner, wenigstens des Theiles des Dorfes, bey welchem unser Zelt steht, aus einer Lache; es ist trübe, doch nicht stinkend; wir sind froh, daß wir solches haben. Im Gebirge mag es schon besseres geben, wovon auch der Scheikh welches hat. Nach Dr. Erdl's Messung liegt das Dorf der Araba 419 Pariser Fuß über dem Meere.

Freytag, den 17. März. Heute feyerten die Leute hier zu Lande das Fest des Frühlingsanfanges (den 2. Bairam), und wir mußten eben, wie wir's ihnen auch schon in Akaba versprochen hatten, mit ihnen da bleiben. Die edlen arabischen Rosse stunden am Morgen früh in der Nähe unseres Zeltes an Pflöcken angebunden da; es sollte ein Wettrennen von dem kleinen Scheikhsprinzen, der uns von Akaba herbegleitet hatte und einem oder etlichen seiner Vettern gehalten werden; der Preis war ein schönes Tuch. Der Scheikhsprinz hatte, um sich vor uns zu zeigen, sein Roß lange vor dem Anfange des Wettrennens losgebunden und müde gejagt; da es nun jetzt zum Pferderennen ging, trug sein kleiner Vetter den Preis davon, den ihm der Scheikh Salem reichte, zugleich aber seinem besiegten Prinzen, als Zeichen eines gelinden Tadels in's Gesicht spuckte. Erdl und ich (er mit der geladenen Flinte) gingen nach Beendigung des Wettrennens ein wenig nach Osten, gegen das Gebirge hin spazieren; ein Töchterchen des Scheikh, von etwa 10 Jahren, kam mit ihrer Gespielin hinter den Ziegenheerden drein und reichte uns sehr freundlich ihre Feldflasche voll Buttermilch zum Trinken dar. Das Kind war auf seine Weise ganz artig geputzt; besonders hatte es allerhand Zierrathen in dem schwarzen Haare; es hatte auch recht gute, schöne Augen und war überhaupt hübsch von Angesicht. Ich schenkte ihm für seine Buttermilch einen neuen ägyptischen Piaster (nach unserm Geld etwas über 7 Kreuzer), und es lachte laut vor

Freude darüber und schwatzte uns noch Vieles vor, das wir aber leider meist nicht verstanden. Am Nachmittag machten und erhielten unsere Frauenzimmer Besuche bey und von den Frauen des Scheikhs, die sich gar nicht sehr vor uns Männern genirten, denn sie waren nicht einmal ordentlich verschleiert. Der kleine Scheikhsprinz wollte ein Trinkgeld haben für sein Ehrengeleite von Akaba bis hieher; wir gaben ihm 4 Thaler; er nahm sie nicht an, denn das sey zu wenig für einen Scheikh; wir steckten das Geld ruhig wieder ein. Da mochte er sich doch anders besonnen haben, denn sein Vater ließ uns sagen, wir sollten dem Knaben seinen Unverstand zu gute halten und ihm geben, was wir wollten, weil wir ja doch das Haupttrinkgeld in Hebron bezahlen würden. Wir gaben dem Knaben darauf als Gegengeschenk für das Schaf, das man uns geschenkt hatte, und für sein kurzes Ehrengeleite 8 Thaler, womit er sehr zufrieden war, jedoch noch mehr als über das Geld über eine ihm von Dr. Roth geschenkte Mundharmonika sich freute, die wir von ihm und seinen Gefährten den ganzen Abend pfeifen hörten.

Sonnabend, den 18. März, entließ mich der Scheikh Salem mit einer sehr feyerlichen Abschiedsrede, bey welcher die Vornehmsten des Dorfes als Zuhörer um uns herumstanden. Er, so wie unser Kameeltreiber riethen uns, heute noch zu bleiben, weil ein schlimmes Wetter vorhanden sey, wir aber achteten der Warnung nicht, sondern bestanden auf der Abreise. Der Wind kam von SSW. vom rothen Meere her, stund uns also im Rücken; hinter uns nach dem Meere zu dämmte sich's wie ein röthlich-graues Gebirge am Horizont auf; bald kamen die Ergüsse des feinen Sandes über uns her, die uns alle Aussicht in das benachbarte Gebirge, in welchem wir kurz vorher noch ein schönes palmenreiches Seitenthal gesehen hatten, verdeckten; die ganze Gegend erhielt dabey, durch die nur noch schwach durch den Nebel strahlende Sonne eine gräßliche Färbung (wie die Aschenwolke, die aus einem Ofen aufsteigt). Jetzt kamen aber auch mit dem immer heftiger werdenden Sturme die groben Sandmassen, vermischt mit Stücken dürren Gesträuches, hinter uns drein und über uns hin, verdunkelten Alles, daß man nicht drey Schritte weit sah; dabey wurden die Kameele wild, rannten ohne Ordnung und mit lautem Gebrülle umher; wir waren froh, daß wir am Mittag das trocken liegende, ziemlich tiefe Bette eines Gießbach's erreichten, an dessen Rande viele Tamarisken-Sträuche wuchsen. Wir duckten da unter, wie die Feldhühner, wenn es hagelt, und es war uns dennoch recht behaglich wohl zu Muthe, nur waren wir hungrig und konnten uns doch bey solchem Sturme unsern Reis nicht kochen. Endlich ließ das Wetter ein wenig nach und man konnte Anstalten für das Abendessen treffen; der Reis und das Wasser waren aber durch den Sturm, der den feinen Sand selbst unter unsere Kleider, auf die bloße Haut, in die Mantelsäcke und sogar unter mein Uhrglas hineingeführt hatte, so versandet, daß wir ihn gern, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten. Nach Sonnenuntergang legte sich der Sturm; der Mond schien gar lieblich hell in unser Tamariskenwäldchen hinein; wir fingen noch viele schöne Käfer. Die Höhe unseres Nachtlagers über dem Meere betrug nach Erdl's Messungen 784 Fuß.

Sonntag, den 19. März. Der Himmel war am Morgen trüb und drohte mit Regen, welchen unsere Beduinen schon gestern voraus verkündigt hatten; die Luft überaus angenehm zum Athmen. Es zeigte sich uns zur Linken eine niedere Hügelkette aus Sandstein, welche etwas diesseits der Mitte des großen Arabathales näher nach der Ostseite desselben verläuft, und so ein anfangs noch immerhin ziemlich breites Seitenthal bildet, das auch zu seiner rechten Seite vorherrschend Sandsteingebirge anstehen hat. Dieses Seitenthal ist schon sehr reich an Sträuchen und andern Gewächsen, auch sahen wir viele Vögel; es muß hier großentheils ein gutes Weideland geben. Es fieng ein wenig an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Als wir durch eine Schlucht hinanzogen, kamen fremde Beduinen auf uns zugeritten; unser arabischer Knecht und etliche Beduinen wollten uns einen feindlichen Ueberfall befürchten machen; wir ritten näher an einander, es waren aber befreundete Beduinen, die den einen (ältern) der beyden Scheikhs, die uns Scheikh Salem zur Begleitung mitgegeben hatte, vor einem ägyptischen Regiment Soldaten warnten, das heute auf seinem Wege von Gaza nach Kerek durch diese

Gegend kommen könnte. Unsere Beduinen, vielleicht in Folge dieser Warnung, führten uns eine Zeit lang ziemlich schlechte Wege. Gegen Mittag erreichten wir eine Anhöhe, von welcher aus wir das wahrhaft hehre edomitische Gebirge ganz nahe vor uns erblickten, das durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinne macht. Der Hor, über dessen Gipfel und Seitenthälern sich eben eine dunkle Wetterwolke entlud, schaute majestätisch ernst über das niedere Gebirge herüber; die Hügel und Thäler um uns her waren grünender als wir seit langer Zeit dergleichen gesehen hatten. Wir verweilten ein wenig in einem kleinen, zwischen den Sandsteinhügeln gelegenen Thale, wo gar viele blühende Gewächse stunden und erbeuteten da Vieles. Auf der nächsten Anhöhe kamen wir nicht weit von einem alten Gebäude vorbey, das ein römischer Wachtthurm gewesen zu seyn scheint; meine jungen Leute, die hinüberliefen, fanden römische Zahlen daran eingehauen. Um 1 1/2 Uhr Nachmittags lagerten wir an der Mündung des Wadi Musa und hatten kaum unser Zelt aufgeschlagen, da brach ein gewaltiges Donnerwetter aus, das zwar bey uns nur kurz dauerte, nach den Bergen hin aber viel anhaltender gewesen seyn muß, denn das vorhin trockene Gießbachbette, (in welchem ich hatte wollen das Zelt aufschlagen lassen) wurde ganz voll Wasser, das wie ein Strom herausstürzte. Nach Erdl's Messungen liegt unser Lagerungsplatz an der Mündung des Wadi Musa 1954 Fuß über dem Meere.

Montag, den 20. März. Das Wasser, das gestern das enge Thal ganz ausfüllte, war schon wieder verlaufen; wir ritten vor früh 6 Uhr in dem Bette des Baches hinauf und erst nach einer halben Stunde kamen wir zu dem letzten Ende des hier im Sande versiegenden Bächleins, das jenseits des Wadi Musa entspringt und durch dieses hindurchläuft. Am Ende des Baches und in seinem Bette gab es vieles Gebüsch von Nerium Oleander. Nach 3/4 Stunden verließen wir die Krümmungen des Thales und stiegen an der linken Seite desselben steil bergan, wobey wir an unserm Wege abermals ein Gemäuer von wahrscheinlich römischer Bauart fanden. Nach wiederum 3/4 Stunden Steigens kommt man in ein zweytes höheres Thal, das

gleichsam nur ein höheres Stockwerk des erstern ist; bald aber geht auch in diesem das Steigen und zwar ein viel steileres und beschwerlicheres hinauf nach dem dritten Plateau des Thales an, das in allen seinen Stockwerken nicht nur den ruhigen Lauf, sondern den Sturz der Kataraften des Wassers begleitet, welches jetzt bloß noch in der Zeit der jährlichen Regengüsse in reichlicher Menge durch das Wadi Musa hindurchströmt.

In solcher Zeit muß das an der rechten Seite des Thales gelegene Gebirge, auf dessen fernen Höhen wir kleine Wäldchen, wie uns schien, von Cypressen, erblickten, aus seinen Schluchten und Seitenthälern eine Menge kleiner Wasserfälle und Bäche in das Hauptthal ergießen, und dieses selber durch seine mächtigen Wasserfälle, die von einer Etage zur andern aus Höhen von mehreren hundert Fußen herabstürzen, ein recht erhebendes Schauspiel gewähren. Doch dieses gewährte uns das Wadi Musa auch jetzt, obgleich in den Morgenstunden ein Nebelgewölk bald da, bald dort die Höhen und Thäler bedeckte; ich habe in meinem Leben kaum eine erhaben-schönere Gegend gesehen. Die Anhöhe ober dem dritten Stockwerke des Thales war nach fast 3 Stunden (vor 9 Uhr) erreicht und zugleich stunden wir hier am Fuße des Hor. Der Weg nach Petra geht rechts (fast südwärts) an dessen Fuß vorüber; ihn schlugen unsere Gefährten ein, ich und Hr. Franz in Begleitung von 4 Beduinen, (wir hatten eigentlich nur 2 begehrt) stiegen hinan auf den Hor. Dieser herrliche Berg bestehet aus einem Sandsteine, der auf braunem Grunde roth und gelblich gestreift ist, so daß die Wände oft wie gemalte Tapeten aussehen. In der Hauptmasse liegen kleinere und größere Kugeln innen, ebenfalls von Sandstein, der concentrische Zeichnung hat. Der Scheitel des Hor ist durch eine seichte Einbuchtung in 2 Gipfel getheilt, auf deren einem östlicheren Aarons Grabmal steht. Wir stiegen neben einem kleinen Thale, daß sich in die Einsiefung, in welcher Petra liegt, hinabsenkt, aufwärts und zogen dann nordostwärts gegen den östlichen Gipfel hin. Da stunden, am Abhang des Berges, viele Zypressen; die Phlomis fing eben an, ihre großen, goldgelben Blüthen zu entfalten, auch mehrere Cistusarten, zum Theil schon verblüht,

wuchsen mit dem Gesträuch des Ginsters und einer kleineren Art von Fichte vermischt. Nahe am Gipfel kamen wir an eine Schlucht, in welcher noch recht wohlerhalten, Stufen hinaufführten, und etwas höher hinan fanden wir alte Bauwerke: bogenartige Gewölbe, unter denen eine Art von gemauerter Kammer oder Cisterne offen vor Augen lag. Es soll hier in alter Zeit ein christliches Kloster gegeben haben; rühren diese, allerdings für ein bloßes Kloster fast zu prächtig erscheinenden Mauerwerke vielleicht noch davon her? Auf dem Gipfel steht, über dem Grabgewölbe, eine viereckige, kleine Moschee, in ihr ein moderner Sarkophag von derselben Form, wie wir in vielen türkischen und arabischen Grabgewölben gesehen haben. Zu dem eigentlichen, vermuthlichen Grabe Aarons steigt man innen im Gebäude bey der nördlichen Wand desselben auf mehreren Stufen hinab; es ist nichts zu sehen, als 2 (moderne) eiserne Flügelthüren, und hinter ihnen der mit hebräischer Inschrift, die keineswegs recht alt scheint, verzierte Stein. An den Wänden waren mit hebräischen Buchstaben mehrere Namen der besuchenden Juden mit Kohle angeschrieben. In der Nähe des Grabmales, am Berge, fanden wir viele Scherben von thönernen Gefässen und auch Stücken von buntem Glas, deren ähnliche wir bey Ghizeh und Sakkhara an den Syringen und Pyramiden gesehen hatten. Die Aussicht auf dem Hor reicht gegen Westen weit über das gegenüber gelegene Saumgebirge der Araba in die Wüste Tih hinein; nach O. und NO. blickt man in die Gebirgsgegenden und Thäler des edomitischen Gebirges. — Vom Hor stiegen wir auf einem geraderen Wege in das Felsenthal hinunter, darinnen Petra liegt. Schon am östlichen Abhange des Hor beginnen die Hölengräber; das alte Petra bestand ganz daraus. — — (Die etwas zu weit auslaufende Beschreibung von Petra, die ohnehin nichts hiehergehöriges Neues enthält, versparen wir an einen andern Ort). — Wir kamen erst nach Einbruch der Nacht (von Mondschein begünstigt) nach unserem Nachtlager zurück.

Dienstag, den 21. März. So groß gestern die Anstrengung gewesen war, brachen wir dennoch schon um 6 1/4 Uhr am Morgen auf. Gegen ihre Gewohnheit betrieben dießmal unsere Beduinen selber die frühe Abreise, vielleicht in Folge des Zankes, den sie gestern Abend mit den Beduinen von Eldschi hatten, denen die Weideplätze und felderartigen Anlagen im Thale von Petra, wohin die unsrigen ihre Kameele auf die Weide getrieben hatten, angehören. Wir bekamen also nichts von den Sachen, die wir bey dem einen Beduinen aus Eldschi, in der Voraussetzung, daß wir erst um 9 Uhr aufbrechen würden, bestellt hatten; dagegen gab uns der jüngere Scheikh, der Vetter des Scheikh Salem einen Becher voll Kameelmilch. Der alte Scheikh sagte uns, daß wir besonders heute Vormittag durch eine Gegend kämen, wo wir uns auf einen Ueberfall gefaßt machen müßten; wir sollten unsere Gewehre bereit halten, auch hat er heute Morgen einen Beduinen vorausreiten lassen, der auf die Anhöhen hinaufstieg und sich da nach allen Seiten umsah.

Wir ritten in der Richtung von NW. im N. queer durch die Araba, die von hier an nach Norden den Namen Ghor bekommt. Zuerst noch durch das Nebenthal, das die Vorberge und Hügel der Ebene bilden, in welche Wadi Musa mündet; die Wände bunte und mergeliche Sandsteine, auch jüngerer Kalk. Zuweilen solche kleine (architectonische) Aushölungen und halberhabene Naturspiele, doch lange nicht so schön, als im Tal Ghirrisi. Herrliche Orobanchen. Der Ausgang des Nebenthales war um 9 Uhr erreicht, und wir kamen nun in eine weite Ebene, wo man die ferne Aussicht rückwärts nach dem Hor und dem edomitischen Gebirge, vor sich nach dem Höhensaum der Wüste Tih hat. In dieser Ebene haben die Mahomedaner viele Steinhaufen beym Anblick vom Hor und von Aarons Grabmal aufgerichtet. Unser Weg hieher und auch noch über die Ebene zog sich immer allmälig abwärts, und wir waren nun in die (an der Westseite gelegene) tiefste Gegend der Araba (des Ghor) gekommen; in die Nähe des alten Jordanbettes. Noch jetzt hat diese Stelle viele Feuchtigkeit, das bezeugte uns das herrliche, wiesenartige Grün, das den Boden in der Nachbarschaft bedeckte, und das Hervorkommen von Wasser aus dem jetzt trocken erscheinenden Bette des Gießbaches, in dessen Nähe wir übernachteten, als die Beduinen etwas weiter westwärts da hinein gruben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten schon um 3 Uhr am Nachmittag, als es noch sehr heiß war, zwischen vielen Tamarisken. Wenn eine Aenderung des mittleren Barometerstandes, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, nicht dabey im Spiele war, hätte die Barometer-Beobachtung meines jungen Freundes Erdl für unser heutiges Nachtlager eine Höhe von kaum 2 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres ergeben. In jedem Falle waren wir heute von der Mündung des Wadi Musa um mehr als 1900 Fuß tiefer hinabwärts gestiegen, obgleich die allmählige Senkung der Ebene nur da recht deutlich ins Auge fiel, als wir von der Fläche, auf die wir aus dem Seitenthale heraustraten, hinab nach den Fuß des Höhensaumes der Wüste Tih blickten und ebenso wieder jetzt, von der Lagerstätte aus zurück nach den Vorbergen, aus denen unser Weg herauskam.

Mittwoch, den 22. März. Ausritt gegen 6 1/2 Uhr durch ein lieblich grünendes, weites Thal, in welchem auch Bäume und Gebüsche stehen (altes Jordanbette), zuerst nach NW. Etwa um 8 Uhr kamen wir zum Brunnen Huaibi (Wuäbe), bey welchem Palmenbäume stehen, und der etwas salpetrig schmeckendes Wasser enthält. Der Weg zog sich nun etwas mehr nordwärts auf eine sandige Ebene hinan, auf der ein großer runder Stein lag. Jeder unserer Beduinen strengte sich beym Vorbeykommen an, um den Stein ein wenig rückwärts zu wälzen; auch unser Knecht half mit. Diese Leute machen ein besonderes Wunder aus dem Stein; sie meynen, er rücke von selber jedes Jahr, sonst etwa um eine Elle, südwärts hinab; und wenn er beym ailanitischen Meerbusen ankäme, da gäbe es schreckliche Sachen und den jüngsten Tag. „Seit einiger Zeit," so erzählten sie uns, „rücke der Stein viel schneller vorwärts." Einer der älteren Kameelführer wollte ihn noch selber vor etlichen Jahren fern von da auf dem Abhange einer vor uns stehenden kleinen Anhöhe liegen gesehen haben. Das Thal „Mirsaba", (so nannten es unsere Beduinen) in welches wir jetzt eintraten, kam mir mit seinen vielen Nebenthälern und Schluchten wie das Innere einer vielfächerigen Frucht vor. Es hat viele grünende Stellen, Büsche und (Mimosen-) Bäume, denn es ist Wasser da; die Beduinen halten es aber für todtgefährlich, von diesem Wasser zu trinken. Jetzt zogen wir ziemlich hoch bergauf, dann aber auch wieder eben so stark bergab, bis wir ein tiefes, mit grünem Strauchwerk bewachsenes Thal vor uns sahen. Noch auf der Anhöhe fiengen unsere Beduinen und hinter ihnen die Kameele an, stark zu laufen, jene, weil sie das gute Futter für ihr Vieh sahen und jeder dem Andern es streitig machen wollte, diese weil sie dasselbe aus der Ferne witterten. Wir lagerten im Thale (Madara, auch Figari nannten es unsere Beduinen) an einem jetzt trockenen Gießbachbette; die Barometerbeobachtungen ergaben eine Höhe von nur 36 Fuß über dem Meeresspiegel; wir waren mithin noch immer in dem alten vermuthlichen Jordansthale.

Donnerstag, den 23. März. Wir brachen heute erst um 3/4 nach sechs Uhr auf. Unser Weg zog sich zuerst über das ziemlich weite Thal hinüber, bis wir nach etwa drey Viertelstunden an das Gebirge kamen, das aus Kalk besteht und dessen Schichten sehr steil gegen Osten einfal-

len. Wir stiegen ab vom Kameele, und meine Frau und ich folgten dem Beduinenweibe, das bey unserer Karawane war, auf einem Nichtweg nach, der allerdings viel gerader nach der Höhe hinaufführte, als der andere, den die Kameele einschlugen, dabey aber wegen seiner Steilheit und dem starken Reflex der heißen Sonnenstrahlen vom weißen Gestein so beschwerlich war, daß mir es öfters vorkam, als wollte mir der Athem versagen. Wir fanden übrigens auf diesem Wege deutliche Ueberreste von eingehauenen Stufen. In einer Bergschlucht, in welcher wir, nahe beym Gipfel, ausruhten, zeigte sich ein altes Gemäuer, wie von einer ehemaligen (nun aber ganz versandeten) Eintiefung oder Cisterne für das vom Gebirge kommende Regenwasser. Der höchste Punct, über den unser Weg kam, wurde vom Fuße an in 1 1/2 Stunden erstiegen, doch hatten wir ziemlich lange ausgeruht. Auch hier war ein Gemäuer in der Nähe, das fast an die Bauart eines alten, römischen Wachthauses erinnerte. Die Schlucht, in der wir ausruhten, war nach Erdls Messungen 885, der Gipfel des Berges 1360 Fuß über der Meeresfläche; unsere Beduinen nannten das Gebirge Assapha oder Sapha, es ist aber der Madara des Seetzen. Von der Höhe gieng es wieder, doch nur kurze Zeit, steil bergunter; hier fand sich in einer Felsenkluft eine natürliche Cisterne mit etwas verhaltenem Wasser, noch von der Regenzeit her, das einige unserer Beduinen begierig tranken. Nach einer kurzen Strecke über die Ebene ging es abermals stark lehnan. Gegen Mittag kamen wir an das Beduinendorf Kurnub, welches Brunnenwasser (Cisternen) in seiner Nähe hat, und bey welchem uns der Anblick der großen, schönen Ziegen- und Schafheerden die Ueberzeugung gab, daß nun, Gott Lob, die Wüste bald enden würde. Nachmittags um 2 Uhr kamen wir in ein herrliches, fruchtbares Thal, wo wir zum ersten Male wieder ein ordentliches, dicht gedrängtes, hohes Grün der Wiesen sahen. Hier bemerkte man viele alte Gränzmauern, wie von ehemaligen Feldern. Die Beduinen nannten dieses Thal Atheuche; wir lagerten um 3 Uhr nahe bey dem (dicken) Gemäuer eines alten kastellartigen Gebäudes. Die Richtung unseres heutigen, etwa 12 stündigen Weges, war im Ganzen NNW. Die Höhe unseres Lagerplatzes über dem Meere betrug nach Erdls Messungen 1414 Fuß.

Charfreytag, den 24. März. Ausritt gegen 6 Uhr; zuerst noch durch das herrlich grünende Thal Atheuche, wo wir ganze Heere von Störchen sahen; dann durch das Thal Ghirfalgula. Gegen 10 Uhr sahen wir in einiger Entfernung zu unserer Rechten ein altes Gebäude mit Säulen (ein Tempel?), dann kamen wir bey gemauerten Brunnen vorbey, aus denen die Hirten ihre Heerden tränkten. Dieser Brunnen heißt Bir Melech. Um 12 Uhr ritten wir an dem Beduinendorf im Wadi Melech vorüber und zogen dann über die terassenartigen Absätze des Gebirges Chalil zu dem nicht unansehnlichen Flecken Esmoa oder Samua, vor welchem, in einer Entfernung von etwa 1/2 Stunde, große und viele römische(?) Ruinen stunden, welche unsere Araber Arafaat nannten. Das Gebirge, über das wir heute gekommen waren, glich ganz unserem Jurakalk. Wir lagerten unten im Thale, vor Samua, in der Nähe der lebendigen Brunnen, deren nach der Aussage der Einwohner sieben da seyn sollen. Unsere Lagerstätte lag 1970 Fuß über dem Meere.

So weit mögen einstweilen diese dürftigen Auszüge aus unserem Tagebuche hier vorausgegeben werden, denn nur bis hierher können sie zu eigentlichen Begleitern der v. Raumer'schen Untersuchungen dienen, indem von unserem Nachtlager am 24. März aus schon am andern Mittag Hebron, die Ruhestätte für unsere dießmalige Osterfeyer, erreicht wurde. Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der lichtvollen, lehrreichen Schrift von Raumer selber.

Sie beginnt mit einer historischen Einleitung, S. 1 bis 4.

„Als Gott," so sagt der Verfasser unter Anderem, „das Volk Israel wie einen Brand aus dem Feuer riß, als er es (nicht um seiner Gerechtigkeit und seines aufrichtigen Herzens willen) aus den Heiden erwählte und aussonderte, um durch dasselbe den Segen der Erlösung über alle Völker zu bringen, da bedurfte dieß auserwählte und doch sündhafte Volk, seiner unmittelbaren, augenfälligen, außerordentlichen Führung, um dem Contagium des allgemeinen Götzendienstes zu widerstehen und den rechten Glauben zu bewahren."

Er bemerkt hierauf, wie sich Gott an diesem

Volke ganz besonders durch Zeichen, Wunder und Weissagungen als der allmächtige, allwissende Herr erwiesen habe. Durch Weissagung namentlich auch da, als Er schon dem Abraham verkündete: „das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd seyn in einem Lande, das nicht sein ist, und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre. — Darnach sollen sie ausziehen mit großem Gut.“ Dieser Auszug, dessen Geschichte hier betrachtet wird, war mithin dem Stammvater des Volkes schon 700 Jahre vorher, ehe er geschah, verkündet worden.

Der zweyte Abschnitt von S. 4 bis 8 giebt in meisterhafter Kürze (denn auch diese, und sie ganz vorzüglich, vermag beredt zu seyn) einen Ueberblick des von den Israeliten durchzogenen Landes. Der Ueberblick beginnt bey der großen Wüste, die am atlantischen Meere mit der NW. Küste Afrika's anhebt und dann ostwärts durch das ganze nördliche Afrika und Mittelasien bis zum großen Meere verläuft. Ein Theil von dieser, jenseits der grünenden Oase, die das Nilthal in ihr bildet, ist die Wüste Arabiens, die durch das Edomitergebirge in die westliche Arabia petraea und in die östliche Arabia deserta getheilt wird. Die erstere läuft in der Halbinsel des Sinaigebirges aus.

„Fast inmitten dieses Gebirges, welches ungefähr 16 Meilen im Durchmesser hat, liegen 2 seiner höchsten Spitzen: der Sinai selbst und der Katharinenberg. Am nordöstlichen Fuße des Sinai erbaute der Kaiser Justinian das festungsähnliche Katharinenkloster. Von diesem an sich hochgelegenen Kloster steigt man zuerst in ¾ Stunden auf den Horeb, von hier in ½ Stunde auf den Sinai. Eine hohe einsame Warte schaut dieser heilige Berg über die Meerbusen von Aila und Suez nach zwey Welttheilen hinüber. Heilig ist der Berg den Juden, in deren Gewissen nach Verlauf von mehr als 3000 Jahren der Eindruck der furchtbaren Majestät des gesetzgebenden Gottes als ein Erbtheil von ihren Vätern fortlebt: heilig ist er den Christen und Muhamedanern, wie eine verfallene Kirche und eine Moschee, welche neben einander auf dem Gipfel stehen, bezeugen; die Hälfte der Menschen verehrt den Berg, auf welchem sich Jehovah in seiner Herrlichkeit offenbarte.“

Hierauf folgt, in wenigen, treffenden Zügen, eine Beschreibung der wüsten Hochebene El Tih, dann die der Araba und ihres nördlichen mit dem Namen Ghor bezeichneten Theiles und jene des Edomitischen Gebirges.

Der dritte Abschnitt, von S. 8 bis 18 beschreibt den Zug der Heere Israels von Raëmses an und durch das rothe Meer, nach Exodus 12, V. 15. und Numeri Cap. 33. Als den Wohnsitz Israels, ihm und seinen Kindern von Pharao im Lande Gosen angewiesen, erkennt der Verf. mit Recht den Distrikt von Heliopolis (On) an. Dieses lag, wie der noch jetzt stehende Obelisk bezeugt, links (westwärts) am Wege von Cairo nach Abusabel fast in der Mitte des Abstandes dieser beyden Orte. Abusabel, wo der Vicekönig von Aegypten eine sehr großartig angelegte Schule für Arzneykunde und Geburtshülfe, so wie für Veterinärkunde unterhält, die wir besuchten, ist von Cairo vier gute Stunden weit entfernt. Noch eine Stunde weiter gegen Norden liegen auf einem Hügel die Ruinen der Judenstadt Tel el Ihûd. Von diesem ihren Wohnsitze aus läßt d. V. die Israeliten ihren Auszug am 15ten Tage des ersten Monates beginnen, und dieselbey, auf Gottes Befehl zuerst, statt gegen Nordost, auf die Strasse nach Ghaza, gegen Süden (Exodus Cap. 13, V. 17 und 18) sich wenden. Josephus giebt die Wendung an, indem er erzählt, sie seyen aus Raëmses (Gosen) über den Ort gezogen, wohin später Babylon (bey Alt-Cairo oder Fostat) gebaut wurde; südwärts über diesen Ort hinaus gelangten sie dann in die Ebene von Bessatin, von welchem oben in dem Auszuge aus unserem Tagebuche die Rede war. Die dort erwähnten Gebäude und Begräbnißstätten der Juden auf dem Djuschi, so wie die Benennung eines Felsen auf dem Torrah: Meravad Musa oder Standort des Moses, lassen auf eine große, nahe Bedeutenheit dieser Gegend auch für die Geschichte des Auszuges der Heere Israels schließen. Deßhalb setzt P. Sicard (man vergl. Paulus Sammlungen V. S. 211) den Ausgangspunkt des Zuges in die Nähe von Bezatin, bis zu welchem Orte freylich von Tel el Jhud 8, von Heliopolis 5 Stunden Weges schon zu machen gewesen wären, ehe der eigentliche „Weg nach der Wüste am Schilfmeer“ hätte beginnen können. Girard's von dem Verf. erwähnte Behauptung, daß das ganze Thal von Bessatin bis zum rothen Meere ein ziemlich

gleiches Niveau habe, „so daß bey geringer Erhebung des rothen Meeresspiegels ein Meeresarm aus ihm zum Nil treten würde“, möchte denn doch wohl einer Berichtigung bedürfen; wir stiegen am ersten Tage von Bessatin aus meist und zum Theil bedeutend bergauf, am andern Tage lenkten wir uns auf der Ostseite des Höhensattels der Wüste wieder viel bergab, und dennoch zeigten die barometrischen Messungen eine Erhöhung des zweyten Nachtlagers von fast 600 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres. Die Ebene Gendely, die Sicard 9 Stunden Weges von Bezatin setzt, war jene Gegend, durch die wir am Morgen des zweyten Tages nach unserer Abreise aus Bessatin (am 15ten Februar) hindurchkamen; jene Gegend, in welcher wir Heerden von Lämmern, Kameelen und Ziegen begegneten.

Die Lage von Etham mag so ziemlich in die Gegend der Stätte unseres zweyten Nachtlagers jenseits Bessatin, zu setzen seyn. Die oben erwähnten, kegelförmigen Bergspitzen, die wir hinter dem gähen, schwärzlichen Gebirge hervorragen sahen, liegen wahrscheinlich dem Engthale nahe, das von dort zu der Ebene Bede am rothen Meere führt. Statt zu diesem Engthale, wohin allerdings unser verirrter Freund sich hingewendet hatte, lenkten wir uns von hier an in nordöstlicher Richtung nach der gewöhnlichen Karawanenstrasse von Kairo nach Suez hin. Pihachiroth, d. h. der Mund der Löcher, mag nach Sicard, dem unser Verf. beystimmt, identisch seyn mit Thuârât, d. h. kleine Löcher, einer Stelle am südlichen Abhange des Attaka unweit des Meerbusens an der Ebene Bede, wo sich 3 – 4 Quellen mit salzigem Wasser finden; Baal Zephon wird von beyden für den Attaka, Migdol für den Kuaiba gehalten. Um den Attaka herum führt nur ein stellenweise sehr schmaler Paß, den die Aegypter leicht zu sperren vermochten, nach Suez.

„In der Meeresebene Bede holt nun Pharao mit seinem Heere die Israeliten ein. Wie Sicard, schildert Josephus die Lokalität, in welcher sich die Israeliten hier am rothen Meere befanden. Die Aegypter, sagt er, hatten alle Wege besetzt, auf welchen nach ihrer Meynung die Hebräer nur immer hätten entfliehen können, indem sie dieselben zwischen unzugänglichen Felsenmauern und dem Meere eingeschlossen hielten. Denn ein durch seine Steilheit unzugänglicher Berg (Attaka) läuft in das Meer aus, und verhindert die Flucht. Deßhalb hatten sie da, wo der Berg gegen das Meer abfällt, den Hebräern durch ihr Heereslager den Ausgang in die Ebene versperrt. — An welcher Stelle die Israeliten durch das Meer zogen, darüber kann kein Zweifel seyn, wofern wir voraussetzen, daß sie die Strasse durch das Thal der Verirrung gegangen sind, eine Voraussetzung, welche (wie dieß der Verf. vielseitig begründet) die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. — Der Durchgangspunkt ist auf der Nordseite der Küstenebene Bede, möglichst nahe dem Vorgebirge Attaka zu suchen, wo das Meer nur 6 Stunden breit ist. Eine arabische Sage (auch wir vernahmen sie aus dem Munde der Beduinen und einiger Bewohner von Suez) bestätigt jene Annahme, da nach dieser Sage der Durchgang bey Ajun Musa (Brunnen Mosis), die gegenüber dem Attaka liegen, Statt fand.“

Unser Verf. fügt diesen Erörterungen über die Gegend des Durchzuges der Heere Israels durch das rothe Meer noch eine Widerlegung der Vermuthung des ehrenwerthen Niebuhr hinzu, nach welcher Moses die Zeit der Ebbe benutzt haben sollte, um sein Volk durch den schmalen, zugleich aber lang auslaufenden Meeresarm bey Suez zu führen, den unsere Beduinen mit den Kameelen am 18ten Februar des Nachmittags umzogen, wir aber in einem Kahn überschifften. Hier schliessen sich dann, als ein besonderer kleiner Abschnitt seiner Schrift, einige treffende Worte „über die natürliche Erklärung der Wunder“ an.

Der fünfte Abschnitt betrachtet den Zug der Heere Israels vom rothen Meere zum Sinai nach Exod. Cap. 15 und 16, so wie Numeri 33, und handelt zugleich vom Manna. Daß der Brunnen Howara, den wir oben in dem Auszuge aus dem Tagebuch vom 20ten Februar beschrieben haben, der Brunnen Marah der h. Schrift sey, hat schon Burkhardt wahrscheinlich gemacht. Seine Angabe der Entfernung dieser Station von den Brunnen Mosis, stimmt auch ganz nahe mit dem überein, was wir selber darüber wahrnahmen, denn wir machten am 20ten von den Brunnen Mosis aus bis zu unserer Lagerstätte noch einen Weg von 6 Stunden, und brauchten am andern Tage noch länger als 9 Stunden bis Marah (von 7 Uhr früh bis nach 4 Uhr Nachmittags). Burkhardt aber giebt den Abstand zu $15\frac{1}{4}$ Stunden an.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Jänner.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Die „einförmige“ Ebene zwischen Ajun Musa und Howara wird Exod. 15. V. 22. die Wüste Sur genannt. Numeri 33 heißt sie Etham, was nach Jablonsky auf ägyptisch terminus maris bedeutet, mithin, sehr treffend eine Ebene bezeichnet, die sich am Saum des Meeres hinbreitet. Von Howara kam Burkhardt in 3 Stunden in das palmenreiche Thal, das er für Elim hielt; wir erreichten dieses Thal, das, wie oben erwähnt, auch an manchen Stellen unseres Weges Wasser enthielt, in 4 Stunden; seitwärts aber von unserer Straße hatten unsere Beduinen ihre Wasserschläuche gefüllt. Die Lagerstätte am Schilfmeer, welche Numeri 33, jenseits Elim aufgeführt wird, ist, wenn sie nach Laborde an der Mündung des Thales Taïbe lag, wohl keine andere, als die, an welcher auch wir am 21. Februar des Abends lagerten. Der kleine Weiher oder See Morkha, der im Sandsteinfelsen dicht am Fuße der Berge in geringer Entfernung von unserem Lagerplatze liegt, soll nach Burkhardt 5 Stunden von Gharendel Elim abliegen; auch wir fanden die Entfernung ohngefähr eben so groß. Die Beduinen, welche den nähern Weg nach dem Sinai einschlugen, hatten uns schon vorher, ehe wir an das Taïbethal kamen, verlassen; es mag aber auch von der Lagerstätte an der Mündung dieses Thales, die unsere Beduinen als guten, ebenen Weideplatz für ihr Vieh gewählt hatten, und von der Ebene am Meere, durch die uns von hier an der Weg nach Tor führte, ein Weg durch das Thal des Mokkateb und nach dem Feiranthale gegen den Sinai hinanführen; denn daß das Mokkatebgebirge, das wir am 22. Februar zu unserer Linken hatten, von tiefen, mächtigen Thälern und Schluchten durchschnitten seyn müsse, lehrte uns der Anblick seiner weit von einander absetzenden Felsenhöhen. Nach der Vermuthung unseres Verf. schlugen die Israeliten die seit alten Zeiten gangbare Strasse durch das untere Ende des Wadi Nasseb in das nach Burkhardt 3 englische Meilen breite, durch seine Inschriften berühmte Thal Mokkateb ein, wohin Laborde die Station der Wüste Sin setzet. Hier war es, wo zum ersten Male das Manna fiel. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. der verschiedenen Angaben und Meynungen der Naturforscher und Reisenden über das Manna, das in regenreichen Jahren in den Monaten Juny und July, freylich in sehr geringer Menge aus der Mannatamariske träufelt. Dieser Ausfluß wird, nach Ehrenbergs genauen Beobachtungen, durch den Stich einer Schildlaus (Coccus manniparus) bewirkt. Wir sahen diese Tamariske, außer im Scheikthale, auch im unteren Salthale am 21. Februar und im Thale Hebron; der merkwürdige Stoff aber, den man mit dem Manna der Israeliten vergleicht, wird nur in der Umgegend des Sinai gefunden. Wir erhielten durch die Mönche des Sinai, die ihn auch für das ächte Manna halten, 2 blecherne Büchsen voll; er gleicht an Farbe dem dunklen Honig, ist mit fadenartigen Gebilden durchsetzt, fängt schon bey starker Sonnenwärme an, von selber zu fließen, und schmeckt wie Honig mit Mehl vermischt. Die Mönche halten ihn für sehr gesund und heilsam, besonders bey Brustbeschwerden, und thun sehr rar damit. Allerdings ist es bemerkenswerth, daß die Insecten der Natur der Sinaigegend noch jetzt einen

Stoff entlocken, der an das Manna in der Geschichte Israel erinnert; aber dieses „Engelsbrod“ ist nicht durch die Kraft der Läuse, sondern durch eine andere Macht erzeugt worden und das jetzige Läusemanna hat weder die nährende Kraft, noch die anderen Eigenschaften, die uns am ächten Manna der mosaischen Zeit der Wunder beschrieben werden.

Raphidim, wo das murrende Volk aus dem Felsen Horeb getränkt wird, sucht unser Verf. im oben erwähnten Thale Sal, in welches die Israeliten, wenn sie vom Wadi Mokkateb durch das Feiran- in das Scheikthal zogen, von diesem (jenseits der Ebene Szuir) gelangen konnten. Nahe von hier im oberen Scheikhthale wird aus alter Ueberlieferung noch der Sitz des Moses „Mokad Seidna Musâ“ gezeigt. Was die Mönche des Sinai für Raphidim ausgaben, habe ich oben S. 61. erwähnt. Der Ort, wo Israel bey der Gesetzgebung lagerte, war ohnfehlbar das Spahiathal am eigentlichen Fuße des Sinai, (man vrgl. S. 58).

Der 6te Abschnitt beschreibt den Zug der Israeliten nach Kades und von Kades an den Bach Sared nach Num. Cap. 10. V. 12; Cap. 11, 3, 34, Deut. Cap. 1, 2; Num. 33, V. 16 — 44. Kades wird mit Recht (nach Num. 33, V. 3 — 5 und Josua 15 V. 2, 4.) an die Südgränze Palästina's, im Westen der Südspitze des todten Meeres gesetzt. Es lag in der Nähe des steilen Gebirges, das Seetzen Madara nennt, und welches wir am 23. März bestiegen (man vergleiche oben das Tagebuch); am Abfall dieses Gebirges, auf welchem uns, wie oben erwähnt, unser Weg an mehreren alten Gemäuern vorüberführte. Es war zu Mosis Zeit das Gränzgebirge der Amoriter, und Kades lag zugleich an der Westgränze Edoms; später war hier die südliche Gränze des Gebirges Juda und Palästina's überhaupt. Die Ebene bey Kades heißt in der heiligen Schrift auch die Wüste Zin (Num. 27. V. 14), worinnen Zoar, reich an Palmen, lag, (auch das Wort Zin bedeutet Palme); Paran, in einem engeren Sinne, hält der Verf. für den Namen des nördlichen Theiles der Araba, oder des Ghor; in einem allgemeineren Sinne (das Wort Paran bedeutet eine Gegend, die reich an Hölen ist) scheint es auch einen großen Theil des südlich von Ghor gelegenen Kalkgebirgs-Striches und seiner Ebenen zu bezeichnen. Hazaroth möchte mit dem grünenden Thale Hadhra, das wir am 9. März durchzogen, eines seyn. Der Verf. nimmt nun mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß der Zug der Israeliten zuerst von dem Sinai den geraden Weg nach Hebron durch die Wüste Tih einschlug, die noch jetzt el Tih beni Israël, die Wüste des Irrens der Kinder Israel heißt. Auf diesem Wege kamen sie in 11 Tagen nach Kades; hier blieben sie mindestens 40 Tage, während die Kundschafter Palästina durchforschten; wanderten dann auf Befehl des Herrn wieder mittagswärts um, nach dem Schilfmeer. Als Lagerstätte werden genannt Ben Jaekon, Maseroth (das ist das Gebirge Hor), Hergidgad, Jothbatha (die Gegend des Dorfes der Araba, wo wir am 17. März verweilten). Aber dieser erste Aufbruch von Kades ist nicht mit dem zweyten zu verwechseln, denn die Israeliten waren nach Num. 20. V. 1. noch ein zweytes Mal bey ihrem 38jährigen Verweilen in und an der Araba und dem Ghor gen Kades gekommen, von wo sie dann im 40. Jahre des Auszuges aus Aegypten im Ghor südwärts zum Gebirge Hor zogen, wo Aaron starb. (Num. 20. V. 22 — 29; 33, V. 37 — 40.) Von Hor wanderten sie weiter auf Ezeongaber und nach dem ailanitischen Meerbusen zu und hier befiehlt ihnen der Herr: „Ihr habt dieß Gebirge Sin nun genug umzogen, wendet euch gegen Mitternacht.“ Es war ihnen verboten, Edom zu bekriegen; sie sollten vielmehr das feste Gebirge Sin umgehen. (Deut. 2. V. 4, 5.) Bey dieser Umgehung schlugen sie den Weg ein, den noch jetzt die von Gaza nach Maan reisenden Karawanen nehmen, wenn sie nordostwärts von Akaba in dem Thale Getum aufwärts auf die Hochwüste der Arabia deserta steigen, welche über 1000 Fuß höher liegt, als die Wüste Tih. (Schon die Mündung des Wadi Musa liegt, wie wir oben sahen, 1954 Fuß über dem Meere, die jenseitige Hochebene gewiß noch einmal so hoch; die jenseits dem Madara gelegene Ebene Ateuche nur 1414 Fuß.) Im Buche der Richter Cap. 11. V. 17, 18 wird der Weg, den die Heere Israels nahmen, noch einmal als ein solcher beschrieben, wobey die Heere Israels von der Sonne Aufgang in der Edomiter Land kamen. Der Zug folgte nun derselben Richtung,

welche noch jetzt der Weg der Karawanen von Mekka nach Damaskus nimmt, über Zalmona (Maan), Phunon (Seetzens Phonan in Gebalene), Oboth (Ebode des Ptolomäus), Jjun (Katram) zum Bache Sared.

Der siebente Abschnitt begreift den Zug der Israeliten über die Gefilde Moab nach Edrei, von da zurück zum Gefilde Moab und dann über den Jordan zum Gefilde Jericho, nach Num. Cap. 3, 21 und 22, so wie Cap. 33. V. 44 — 50; Deuteron. Cap. 2. u. 3., dann Josua, Cap. 2. 3, 5. Ueber die in den eben angeführten Schriftstellern erwähnten Lagerstätten ertheilt der Verf. folgende Nachweisungen: Beer lag am rechten Ufer des Arnon (Modscheb); auch Mathana, später Maschama, so wie Naaliel und Bamoth sind nach Hieronymus im Gebiete des Arnon zu suchen, namentlich Mathama lag 12 Mill. (gegen 5 Stunden) in Osten von Madba, vielleicht da, wo Berghaus Meschta, nahe an den Quellen des Arnon, verzeichnet. Nach der durch Burkhardt und Seetzen bekannten Naturbeschaffenheit des unteren Arnonthales, so wie nach Num. 21, V. 13; Deut. 2. V. 18, 24, 26 und Richter 11. V. 18 wird es wahrscheinlich, daß die Israeliten weiter gegen Osten, auf der Morgenseite des Landes Moab über den oberen Arnon zogen und jenseits desselben nach der Schlacht an Sihon westwärts zum Pisga am todten Meere und zum Gefilde Moab sich wendeten. Von hier brachen ihre Heere auf über den unteren Jabock zur Schlacht bey Edrei an dem Og von Basan und seinen Heeren und kehrten nach erlangtem Siege abermals zurück zum Gefilde Moab, von wo sie, nach Mosis Tode, Josua durch den Jordan führte. Auf dem Gefilde Jericho hielten sie Passah am 14. Tage des Monats Abib, im 41. Jahre seit dem Auszuge aus Aegypten, aßen vom Getraide des Landes — das Manna hörte auf.

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit den Schlußworten des Verfassers selbst:

„Des Herrn Wort ist wahrhaftig und was er gesagt hat, hält er gewiß. Was er vor Jahrhunderten den Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob zugesagt, war nun erfüllt und ward fernerhin erfüllt. Er hatte ihre Nachkommen mit starker Hand aus Aegyptenland, aus dem Diensthause erlöst und das Volk gerichtet, dem sie dienten; er hatte sie wunderbar durch das rothe Meer geführt zu dem heiligen Berge Sinai, wo er ihnen in furchtbarer Herrlichkeit das Gesetz gab. Mit Manna hatte er sie gespeist, mit Wasser aus Felsen getränkt. Vom Sinai leitete er sie an die Gebirge des Landes der Verheißung durch die entsetzliche „Einöde, da es heulet.“ Aller Wunder ungeachtet verzagt Israel hier beym Bericht der Kundschafter an der siegreichen Hülfe seines Gottes und muß zur Strafe seines Unglaubens dem ersehnten Lande den Rücken zuwenden, und 38 lange Jahre in der Wüste wandern. Nach Verlauf der Strafzeit kehrt des Herrn starke Segenskraft zu seinem Volke zurück; es umgeht das Gebirge Esau's, überschreitet den Sared und Arnon, besiegt zwey Könige der Amoriter und wird, nachdem Moses, der Knecht Gottes, auf dem Nebo gestorben, von Josua durch den Jordan in das verheißene Land gebracht. Nun beginnt das Gericht über die Kanaaniter; die Besitznahme des Landes, wie es dem Abraham verheißen war; es beginnt die Erfüllung des Gebetes Mosis: Bringe sie hinein und pflanze sie auf dem Berge deines Erbtheiles, den du Herr, dir zur Wohnung gemacht hast; zu deinem Heiligthume, Herr, das deine Hand bereitet hat. — Ja, der Herr wird König seyn, immer und ewig!“

Mémoires secrets et inédits de la Cour de France sur la fin du règne de Louis XIV, par le marquis de Sourches, grand-prévôt de France etc. suivis de documens inédits relatifs à la révocation de l'édit de Nantes, avec une introduction et des notes par Adhelm Bernier, avocat etc. Paris 1836. Tom. I. XLVI. 403. Tom. II. 409. 8.

Den ersten Band und die Hälfte des zweyten nimmt die Schrift ein, welche der Finder und Herausgeber mit größter Wahrscheinlichkeit dem auf dem Titel genannten Marquis v. Sourches beylegt. Es sind Monatsberichte (ausdrücklich für die Nachwelt bestimmt, I. 177), fast ohne andern Inhalt als das Tagsgespräch an dem Hofe zu Versailles, (in den Jahren 1685 und 1686; mehr ist bis jetzt nicht gefunden, der Herausgeber fordert aber zur Nachforschung nach anderen Stücken der ver-

muthlich sehr umfangreich gewesenen Handschrift auf;) z. B. II. 212 über die Haare des älteren Dauphins (Großvaters Ludwigs XV): Monseigneur conservoit depuis long-temps les plus beaux cheveux du monde, qui étoient l'admiration des François et des étrangers; mais soit qu' ils l'incommodassent à la chasse, ou par quelqu' autre raison qui ne fut pas connue, il se les fit couper alors et prit une perruque, malgré les remontrances de tout le monde. Dazu sind von dem Verf. eine Menge theils erläuternder, theils beurtheilender, manchmal sogar etwas freymüthiger Anmerkungen beygefügt; z. B. zu der eben angeführten Stelle, die folgende: Tout le monde fut au désespoir de ce qu'il se fit couper les cheveux, et parce qu'il n'y en avoit pas au monde de plus beaux, et parce que la perruque qu'il prit ne lui séoit pas la moitié si bien. — I. 275. über die Dragonaden. Cette manière de convertir étoit un peu nouvelle, mais elle ne laissoit pas de faire de bons effets. — I. 340. über den berühmten Huet: c'étoit un homme savant, d'une certaine science qui n'étoit pas agréable. — II. 11. über Ludwigs XIV. Erklärung, daß er die Ansprüche seiner Schwägerin an die Rheinpfalz geltend machen werde: C'étoit là un beau prétexte pour recommencer à mettre le feu dans toute l'Europe. — II. 52. über die Ernennung eines Herzogs zum Hofmeister des Herzogs von Chartres (nachmaligen Regenten): Il auroit mieux valu prendre un homme capable qu' un homme titré. Auch der Herausgeber hat Anmerkungen, meist chronologische, zugegeben; z. B. I. 325, daß die Ernennung eines Hrn. v. Argouges zum Finanzrathe am 12ten und eines gewissen Bonrepos zum Lector am 18ten November geschehen sey; II. 153, daß ein Marquis von Autin am 20ten August seine Hochzeit gefeyert habe.

D'Alembert gedenkt eines Mannes, der seine Unbekanntschaft mit der Geschichte gern eingestanden, aber sich damit getröstet habe, daß Geschichte ja doch nichts anderes sey, als eine Reihe Vorgänge, wie man deren täglich sehen könne. Wenn das Geschichte wäre, was hier erzählt und erläutert wird, so hätte der Mann Recht gehabt. Freylich ist die Unerheblichkeit einer Menge von Dingen, die für Geschichte ausgegeben werden, an dem vorliegenden Beyspiele nicht größer, nur mehr in die Augen fallend als an tausend andern. Ein deutscher Historiker z. B., der die Erwerbungen eines Stiftes oder eines Grafengeschlechts ausführlich erzählt, möchte dem Marquis von Sourches kaum etwas vorzuwerfen haben.

Von ganz anderem Gehalte sind die memoires inédits de Nicolas-Joseph Foucault, welche die zweyte Hälfte des zweyten Bandes ausfüllen; nur Auszüge zwar, die aber der Herausgeber so verständig gemacht hat, daß nichts Unnützes darin anzutreffen ist. Foucault (geb. 1643) war von 1674 bis 1703 Intendant (etwa das, was jetzt ein Präfekt ist) zuerst in Montauban, dann in Pau, zuletzt in Caen. In jedem dieser Bezirke waren die Calvinisten zahlreich. Hier sind alle Gestalten des Druckes offen dargelegt, die man gegen sie, auch schon vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, anwandte. Foucault war einer der eifrigsten in diesem Geschäfte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß vorzüglich seine Berichte, nach welchen es, wo er war, bald fast keine Calvinisten gab, jene Aufhebung veranlaßt, wenigstens beschleunigt haben. Er ist unzufrieden mit einem Bischofe (281), der ein milderes Verfahren wünscht; mit katholischen Gemeinden (343), von welchen Zusammenkünfte der Convertiten verhehlt werden; mit dem Hofe selbst (284, 338, 351), der zu viel Nachsicht hat. So weit er aber in seinem Diensteifer geht, thut er dem berüchtigten Louvois (Mordbrenner der Rheinpfalz), doch kein Genüge (308, 341, 335). Freylich war dieser allen Angestellten, die, wie Foucault, durch Colbert befördert worden waren, abgeneigt. Da man über das Verfahren der franz. Obrigkeiten gegen die Calvinisten zwar viele Nachrichten von diesen selbst, aber nur wenige von jenen hat, so sind diese Memoiren als eine Bereicherung der Geschichte anzusehen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.

2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte. von Böotien. Berlin 1837. gr. 8.

3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnae. 1837.

4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Attique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.

5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figureés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscr. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text in 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

Wollte man diese fünf Schriften ihrem ganzen Inhalte nach, Capitel vor Capitel darlegen, und den Gang, den ihre Verfasser genommen, Schritt vor Schritt beleuchten, so wäre dazu ein eigenes Buch erforderlich, zumal da noch einige andere, im obigen Verzeichniß nicht angeführte, neueste Schriften hier berücksichtiget werden mußten. Auch ist von einer derselben (Nr. 2.) nur erst ein Theil erschienen, von einer andern (Nr. 5.) nur die Einleitung und das erste Capitel. Ohnehin werde ich mehrere Ergebnisse der in ihnen (besonders in Nr. 1 und 5) niedergelegten Untersuchungen bey der ferneren Umarbeitung meiner Symbolik und Mythologie berücksichtigen müssen. Es kann daher hier nur von den Grundsätzen die Rede seyn, wovon diese Verfasser ausgehen, von dem Geist, in welchem sie die Religionen des Alterthums aufgefaßt haben; oder mit andern Worten, es kann innerhalb der Schranken dieser Anzeige nur eine Charakteristik der neuesten Richtungen, welche die Mythologie und Cultusgeschichte genommen, versucht werden, und obschon zwey dieser Schriften (Nr. 1. u. 2.) zu einem allgemeinen Principienkrieg Aufforderungen genug enthalten, so will ich doch auf das System meiner Antithesen, wie ich es ganz neuerlich im allgemeinen Theil oder im ersten Hefte der Symbolik dritter Ausgabe dargelegt, für jetzt verweisen; ja, um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich Ton und Art dieser sämmtlichen Schriften hier nur an Einem den Attischen Religionen angehörigen Mythus und Cultusbild deutlich zu machen suchen, deren in den vier ersten dieser Schriften mehr oder minder Erwähnung geschieht, und worauf die fünfte schon in ihrem ersten Capitel einige Lichtstrahlen wirft; woran ich schließlich, aus Anlaß einer neulich mir vorgelegten Frage, meinen eigenen Auslegungsversuch anknüpfen werde.

Ueber seine mythologischen Grundsätze hat sich der Verf. von Nr. 1. in einer einleitenden Zuschrift an den Hrn. G. W. Nitzsch offen und männlich erklärt. Nachdem das Geschäft des Mythologen als ein dreyfaches bezeichnet worden: Mythenkritik, Mythenerzählung und Mythenexegese, heißt es ferner (S. IV. f.): „Zuerst, wie ich bey der Kri-

tik der Mythen verfahren bin. Ohne Zweifel ist sie die wichtigste jener einzelnen Operationen, denn ist wohl ein Gebiet der Alterthumskunde, wo die Ueberlieferung so fragmentarisch, unordentlich und in jeder Beziehung entstellt vorliegt, als auf dem der Mythologie? Da hatte ich nun zwischen den beyden Methoden zu wählen, welche neuerdings geltend gemacht sind, die eine zuerst von Voß, dann besonders von Lobeck, die andere von Müller (K. O.). Beyde haben ihr Wahres, so daß ich weder der einen, noch der andern ausschließlich folgen zu müssen glaubte; im Ganzen aber habe ich doch jener ersten den Vorzug gegeben. Ich möchte sie die literarisch-kritische, die zweyte die historisch-kritische nennen." Beyde Methoden werden darauf ausführlich charakterisirt und beurtheilt; wobey jedoch auch auf andere Methoden Blicke geworfen werden. In der Erörterung über Mythenerzählung tritt als Hauptsatz dieser hervor (S. XIV.): „Die Mythen sind doch zunächst Gedichte," welches mit dem früher ausgesprochenen Satze zusammenhängt, (S. IV.) „daß die griechische Mythologie wesentlich Product der Poesie, namentlich des Epos sey" und „Homer ist dieser Methode der feste Stützpunct, an welche sie ihre Forschungen überall anlehnen, und auf welchen sie sich bey jeder Unsicherheit zurückbeziehen kann" u. s. w. Ueberhaupt soll der Mythos so viel als möglich wieder hergestellt werden, wie er in den besten Zeiten der griechischen Litteratur war und welcher den Griechen jenes plastisch-poetische Behagen gewährte, weswegen er ihnen vorzüglich (häufig bloß deßwegen) theuer war. An die ästhetische Anschauung richtete er sich, wie die Dichtung oder die Statue (der Mythos ist gewissermassen ein Mittelding zwischen beyden): und eine solche sollten wir zunächst bey ihm suchen, nicht einen abstracten Sinn, dessen Ausfindung „nur seine formelle Schönheit zu zerstören, und somit sein Wesentlichstes zu vernichten dient." Aus der Erörterung über Mythenexegese genügt es den Satz hervorzuheben, (S XVIII.) „Lobeck habe die Charakteristik der griechischen Religion außerordentlich gefördert." Am Schlusse dieser Einleitung sagt endlich Hr. Pr. (S. XX.): „Frühere Untersuchungen über die in diesem Bande behandelten Gegenstände gibt es von Welker und von Creuzer. Sie werden diese wenig berücksichtigt finden, theils weil die Differenz der Methode zu groß war, theils weil ich nicht wußte, in wie weit diese Gelehrten jetzt noch auf ihre Resultate bestehen würden, da namentlich von Creuzer eine Umarbeitung des vierten Bandes noch zu erwarten steht."

Vielmehr aller vier Bände, sage ich. Da ich aber nicht den geringsten Grund finde, von meiner Betrachtungsart und Methode abzugehen, so möchte, bey manchen einzelnen Aenderungen und Verbesserungen, im Ganzen die Differenz von der des Hrn. Pr. leicht noch größer werden. — Wie ich jedoch neulich vor dem Publikum der philologischen Gelehrsamkeit und dem kritischen Scharfsinne seines Führers, des Hrn. Lobeck meine volle Anerkennung und aufrichtige Werthschätzung gewidmet habe, eben so gern und willig erkenne ich die philologische Tüchtigkeit und das kritische Talent des Hrn. Preller an, Eigenschaften, die sich in diesem Buche, wo es sich um Berichtigung von Textesstellen und um Sprachuntersuchungen handelt, nicht selten auf das glänzendste bewähren; lasse auch seinem unermüdeten Fleiße in der Quellenforschung, sowie den Verdiensten des reichen Details, wodurch sich sein Buch dem Mythologen empfiehlt, die größeste Gerechtigkeit widerfahren, ja ich stehe nicht an, dieses Werk als einen nützlichen Beytrag nicht nur zur Lehre von den chthonischen und agrarischen Gottheiten, sondern auch vieler andern zu bezeichnen.

Und dennoch muß ich dieses Werk ein mißlungenes nennen; denn was ihm fehlt, sind eben die Hauptsachen. Zuvörderst jener Sinn für das höhere Alterthum, für jenes unreflectirte Leben und Dichten der Völker der Vorzeit. Es gebricht an jener naiven Beweglichkeit der Phantasie, die in die kindlichen Lebensäußerungen urweltlicher Menschen sich einzuleben vermöchte. Die Mythen und Culte werden hier ganz äußerlich genommen und mit Verstandesoperationen behandelt. Das erscheint nun wissenschaftlich, ist aber nicht jene Wissenschaftlichkeit, wie sie die Mythologie fordert. Diese verlangt wissenschaftliche Empfindung, (ἐπιστημονικὴ αἴσθησις, wie ein alter Philosoph diese Eigenschaft bezeichnet). Es gebricht an jener Genialität, welche das religiöse Leben und dessen Ausdruck, Symbol, Cultus und Mythos in seiner Wur-

zel zu erfassen, und in seinem Wachsthum und Ausbreitung, in Stamm, Aesten, Zweigen und Blättern zu entfalten vermag. Daher jener Mangel an Einheit eines Princips, worin die Gerealische Religion aufzufassen und vor Augen zu stellen war; Agglomeration an der Stelle des Organismus; atomistisches Verfahren, welches die mythischen Bestandtheile von außen her zusammenträgt und neben einander stellt, statt die Lebensmomente der alten Naturreligionen dynamisch zu durchdringen.

Offenbarte sich der Wissensdrang im Menschen zuerst als Mythenliebe (φιλεῖ γὰρ ὁ ἄνθρωπος, προοίμιον δὲ τούτου τὸ φιλόμυθον), und haben Gesetzgeber und Gemeindevorsteher dieses Naturell des vernünftig sinnlichen Wesens, Mensch genannt, das sie zu bändigen und zu bilden hatten, viel früher in Betrachtung gezogen, als die Poeten, wie der klare und verständige Strabo bemerkt (I. p. 40 sq. Tzsch.), so hatten auch die mit ihnen verbundenen ältesten Bildner der Menschenstämme für Cultushandlungen, Liturgien und Lieder gesorgt, welche diesem kindlich mythischen Wissensdurst Befriedigung gewährten; oder mit anderen Worten, und um hier auf griechischem Boden stehen zu bleiben, Griechenland war der Mythen Mutter (μυθοτόκος Ἑλλας), nicht die Poesie war es. Die Poesie war der von dem Volke gebornen Mythen Organ und Ausdruck, — erst lyrisch, in Formeln, Anrufungen, Beschwörungen, wie in Bitt-, Dank- und Sühnopfern, in mimischen Tänzen und sinnbildlichen Gebräuchen — den noch ganz elementarisch psychischen Zuständen primitiver Naturvölker gemäß. Es war spät am Tage, als das Epos Eingang finden konnte, eine in ihrer höchsten Ausbildung ganz anthropistische Poesie, d. h. eine Dichtungsart, welche von dem Wesen der Naturkulte nicht anders sang, als ob es eben herrliche Menschen wären.

Was heißt es nun, den Homer voranstellen, seine Gedichte zum Ein- und Ausgang der mythologischen Forschungen machen, und zwar mit dem Bedeuten, der Mythолog habe vor allem das plastisch-Schöne ans Licht zu stellen, als woran die herrlichen Griechen ihr Wohlgefallen gehabt? heißt das nicht verbieten, vom Anfang anzufangen? heißt das nicht die Mythologie zur Sklavin der Aesthetik machen? sind dem Entomologen die Metamorphosen von Raupe und Puppe gleichgültig; freut er sich erst des Farbenspiels an den Flügeln des flatternden Zwiefalters, und soll der Mythолog sich nichts bekümmern um die Ahnungen, Gebilde und Dichtungen der noch ganz elementar in die Tiefe der Natur versunkenen Pelasger?

Aber Homer, heißt es, ist ja doch der älteste Zeuge. — Wohl — aber seine Religion und die seiner Helden ist nicht die älteste. Wer vom homerischen Olymp ausgeht, ist gerade auf dem Wege, um die Uranfänge des religiösen Lebens unter den Griechen zu verfehlen, und auf diesem Wege macht die Mythenforschung des Verfassers einen wahren Rückschritt. Freylich sind die homerischen Poeme ein Spiegel der Zeiten und reflectiren auch in einigen Parthien uralte Zustände selbst auf dem religiösen Gebiet. Hätte unser Verfasser eine solche Spur uralter Culte zum Ausgangspuncte genommen, so hätte er für seine Erörterung über Demeter und Persephone einen sichern Anfang gewonnen. Ich will sagen, er hätte mit seinem Homer zu den alten Göttern auf der Athenerburg wandern müssen, zur Burg des Erechtheus, welchen Athene pflegte, nachdem ihn die Erde geboren (Iliad. β. 546.), hätte er die Wiege der ältesten agrarischen Gottheiten und Götterdienste auffinden und die in der Sache liegende Einheit für seine Untersuchungen gewinnen wollen. Zwar wird des Erechtheus-Erichthonios gedacht (S. 292), und den Beziehungen des eleusinischen Gottesdienstes zum Pallascultus von Athen ist ein eigener Excurs (der fünfte S. 391 — 395) gewidmet; — aber die Sache ist doch nicht bey der Wurzel angefaßt — sonst hätten die uralten Pallasculte zur Grundlage gemacht werden müssen.

Aber freylich möchte Hr. Pr. jenen altattischen Schlangengott wohl nicht mit günstigeren Augen ansehen als er (S. 156 — 158) die Arkadische Demeter-Erinnys mit den Roß- und Schlangentheilen ihres alten Cultusbildes angesehen hat; worüber er sich so äußert: „Wie absurd, die Ackergöttin unter die Erinnyen zu versetzen, wie häßlich diese Stuten-Maskerade.“ Ich will hier nicht davon sprechen, daß die Ceres-Erinnys schon aus der Hungersnoth erklärbar ist, deren in derselben Erzählung (S. 158) gedacht wird, und daß in dem Mythus von Eryſichthon-Aethon (αἴθων Heißhun-

ger) der Verfasser (S. 333) selbst von Fluch und Pein redet, welche Demeter verhängt habe. Schon Völkner (Myth. Geographie S. 219) hätte den Verfasser auf einen andern Standpunct stellen können, wo er sagt: „— und wie auch nur eine Eigenschaft oder Seite einer Gottheit in einer Mehrzahl von Personen erscheint: Zeus der Donner in den Cyklopen, — Demeter in den Erinnyen.“ Ich will nur auf die ästhetisirende Pruderie aufmerksam machen, womit Hr. Preller solche Dinge behandelt, und auf seine Verschlossenheit gegen Bilder und Mythen, deren Rohheit nur von dem unbefangenen religiösen Sinn richtig aufgefaßt werden kann.

Ueberhaupt, und dieß ist ein Hauptgebrechen dieses Buches, ist die hieratische Bildnerey nicht gehörig beachtet worden. Zwar hat der Verfasser einen Excurs (nr. 2. S. 371 ff.) gegeben: „Zur Kunstmythologie des Demeterkreises“ überschrieben; aber theils ist hiermit die Bildnerey dieses Cyclus bey weitem nicht erschöpft, theils sind die hier nachgetragenen Notizen über die bildlichen Darstellungen beyder Göttinnen nicht mit der Betrachtung ihres Wesens und ihrer Charakterzüge organisch verbunden worden. Sodann klagt ja Hr. Pr. selbst (S. X.) über die Beschränktheit unserer Kenntniß von den Lokaltraditionen der Griechen „über mangelhafte Kenntniß der Cultusbilder, der gottesdienstlichen Verrichtungen, der Feste und des Opferwesens“ (S. XVIII.). Ergänzen uns denn die Bildwerke diese Lücken unserer Kenntnisse nicht? Sind diese Denkmale nicht auch Quellen, so gut wie die Nachrichten der alten Schriftsteller? Und hat uns nicht allein das letzte Jahrzehent mit einem großen Schatze von monumental-bildlichen Antiken und Anticaglien, besonders von Vasen und Münzen bereichert? Wie sehr ist hierdurch nicht allein der Kreis der cerealisch-chthonischen Gottheiten erweitert worden! Aber freylich wollen solche hieratische Bildwerke recht verstanden seyn. Zum rechten Verständniß gehört aber ein offener, vorurtheilsfreyer und religiöser Sinn, welcher an Gebilden, die sich, unabhängig von der verschönernden Poesie, Jahrhunderte lang bey Griechen und Italienern, geheiligt durch den Cultus erhalten haben, nicht die Maßhaltung und Vollendung der poetisch durchgebildeten Kunstwerke sucht. — Wer sie mit bloß ästhetischem Auge betrachtet, wird sich nicht einmal die Mühe geben, ihre religiöse Bedeutung herauszufinden.

So viel im Allgemeinen. Ueber Einzelnes (denn das Einzelne würde zu weit führen) will ich nun einige Bemerkungen machen. Hier lasse ich nun gleich die Frage fallen, ob es der ganzen Untersuchung nicht zuträglich gewesen wäre, mit dem anzufangen, was der Verfasser Analogieen der allegorisch-sentimentalen Anschauungsweise im Mythus vom Raube der Kora nennt, was aber im Grunde das ältere morgenländische Element ist (S. 241 ff.). Allein da dem Hr. Pr. (S. 266) nun einmal „das Substrat der homerischen Götterwelt der Mensch ist,“ und da ihm die Frage gar nicht einfällt, ob die homerischen Götter doch nicht bloß anthropizirte (vermenschlichte) Naturkräfte seyen, viel weniger die Nothwendigkeit einer genetischen Deduction dieser bis zum Homer sich allmählig vollendenden Metastase, da er einmal von dem Satze ausgeht, (S. 1 vergl. S. 197 Anm. 32.) „was sich bey Homer finde, dürfe für das Primitive gehalten werden“ — so müssen wir uns nun einmal in eine solche Anordnung finden. Unseres Bedünkens rächt sich jedoch eine solche Umkehrung der natürlichen Ordnung gleich im Verfolg durch grundfalsche Sätze, wie z. B. folgenden (S. 2): „das Mystische ist als allgemeines Religionselement in jeder historischen Religion ein nothwendiges, und muß also überall, entweder früher oder später zu seiner Entwickelung gelangen. Auch hat es sich bey den Griechen nicht lange nach Homer geltend gemacht“ u. s. w. Da frage ich nun gleich wieder, weil uns gerade dieser Mythus in unsrer kritischen Uebersicht schließlich beschäftigen muß, ob denn (Iliad. β. 546) das *Ἐρεχθῆος, ὃν ποτ' Ἀθήνη θρέψε — — τέκε δὲ Ζείδωρος ἄρουρα* — keine Elemente eines „vorhomerischen durch und durch mystischen Dogma enthält?“ — S. 15: „Homer kennt auch die Gäa nicht anders, als in der Bedeutung des bloßen Erdbodens“ (vergl. S. 32).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung)

Man vergleiche jetzt auch Gottfr. Hermanns Behauptung: *Γαῖα* sey bloß die Materie des Erdkörpers (Zeitschrift für Alterth Darmstadt 1837. S. 815). Hier sind die pelasgisch-dodonäischen Elemente ganz außer Acht gelassen, welche doch Homeros schon so bedeutend hervorhebt (Iliad. XVI. 233 ff.), worin neben dem Zeus die Früchte hervorbringende Erde als Grundwesen erscheint (Pausan. X. 12, 5.); wie denn der halbmythische und theologische Pherecydes von Syros mit seinen vier Urpotenzen *Ζεύς, Χρόνος* und *Χθών* und *Γῆ* (vergl. S. 186) die Grundelemente, das Grundthema aller griechischen Naturreligion erschöpfend bezeichnet, wo aber die bloß materielle Erde *χθών* ist, *Γῆ* hingegen die fruchtbare. — S. 17: „Ueberall sind Homers Götter menschlich mehr, und von so concreter Persönlichkeit, wie der Einzelne, dem du im Leben begegnest.“ Im Gegentheil, sie sind gigantisch, nicht selten geisterhaft und oft von sehr unbestimmten Formen. — Weil der Verfasser in seinem Homer die Bruchstücke ältester Culte und Cultusbilder organisch zu verknüpfen unterlassen, müssen ihm Widersprüche und Schwierigkeiten begegnen, wie S. 26: „das Unpassendste aber und etwas gewissermassen Widersinniges bleibt immer dieses, daß diese bloße Erscheinung auf der Erde, welche die *Κόρη Δήμητρος* präsentirt, eine waltende Macht und Herrscherin über die Todten unter der Erde seyn soll.“ (vergl. S. 23 und S. 187, wo selbst doch des chthonischen Zeus gedacht wird). Wenn nun aber Homer (Il. IX. 457) neben dem *Ζεὺς καταχθόντος* eine *ἐπαινὴ Περσεφόνεια* kennt, so ist dieß eine Anspielung auf einen uralten *Ζεὺς τριόφθαλμος* (Pausan. II. 24. 5.), eine, wenn auch nicht klare, Ahnung der ältesten Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens, der daraus entsprungenen Dreyheit und endlich der populär gewordenen Vielheit. Nach der in der Mitte liegenden Triplicität hatte man früher als Homer gehabt: eine Hera-Persephone (die olympische), eine Demeter-Persephone (Gäa, die oberirdische), und eine Persephone-Hekate oder P. Stygia (die unterirdische); zu S. 57 vergl. S. 121 Anm. 112: „die Chthonien zu Hermione“ bemerke ich: „*χθόνια* hat für das Fest auch Siebelis im Pausanias (II. 35. 4.). Böckh wollte *χθόνεια*; Jakobs (zum Aelian H. A. XI. 4. pag. 374) hat aus Handschriften *τὴν ἐορτὴν χθονίαν* beybehalten. — In den Vorbereitungen zur Betrachtung des Homerischen Hymnus auf die Ceres werden (nach Pausanias IX. 27. 2) Hymnen des Orpheus und Pamphos auf den Eros erwähnt, wobey man sich wundern könnte, daß der Verfasser eine Stelle des Plato (Sympos. p. 177 A. B.) außer Acht gelassen, wonach es ja zu Sokrates Zeit noch keinen Hymnus und kein Enkomion auf den Amor gegeben habe. Vielleicht hielt ihn die andere Stelle dieses Philosophen (Phaedr. p. 252 B) ab, wo von Lobgedichten der Homeriden auf den Eros die Rede ist. — Allein was konnte ihn abhalten oder zaghaft machen, da er ja gleich auf der folgenden Seite (63) mit der Vermuthung hervortritt, daß die ganze für die Lykomiden gemachte Sammlung Attischer Hymnen des Pamphos, Musäos und Orpheus erst 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ihre Redaktion für den damaligen Gebrauch erhalten habe. — Ueber den homerischen Hymnus

selbst äußert sich Hr. Pr. im Verfolg (S. 75. ff.) so: „Wie also, wenn man annähme, die beyden Hymnen, welche Pausanias benutzte, und von denen der eine auf uns gekommen ist, der des Pamphos und der Homerische, wären bloß verschiedene Modificationen eines und desselben Gedichtes, welches von dem alten Pamphos ausgegangen war, gewesen, der eine in die attische Hymnensammlung, der andere in die homerische übergegangen“: und S. 79 wird gefolgert, „daß der homerische Hymnus auf die Ceres in der Zwischenzeit zwischen Antiochus und Apollodorus zu der Gestalt, in welcher er in die homerischen Sammlungen übergegangen und mittelst ihrer auf unsere Zeit gekommen ist, sich fixirt habe.“ — Nach solchen Einleitungssätzen wird man nun von selbst erwarten, daß in der Kritik oder in dem Reinigungsprozeß dieses Hymnus mit großer Sorgfalt Alles als Interpolation beseitigt wird, was derselbe recht alterthümlich-Kernhaftes und religiös-Tiefes enthält. Da werden z. B. Epitheta, wie πολυσημάντωρ und πολυδέγμων verdächtig gemacht, da doch das erstere nichts anderes heißt, als was Lasos mit seinem κλύμενος gemeynt hatte (Pausanias II. 35. 5), und das Zweyte durch den Volksmythus von Perseus und Polydektes, sowie durch den Hades Ἀγησίλαος und Ἀγήσανδρος (Herodot. VI. 56 mit Valckenaer) sich als volksthümliche Vorstellung vom Pluto rechtfertigt. (Gelegentlich bemerkt, sollte S. 89, Not. 29 für Δηϊώνη stehen Δηωΐνη). — Doch was wäre damit ausgerichtet, wollte man hier gegen Einzelnes streiten? Wer da wissen möchte, wie viel oder vielmehr wie wenig nach diesen Ausscheidungen übrig bleibt, lese S. 106 und 107. — Solche Trennungsprozesse sind überhaupt dem kalten Verstande des Verfassers besonders zusagend, z. B. am Schluße der Erörterung über den Sinn des Mythus (der Verf. sagt lieber: der Mythe), wo es heißt (S. 130): „Es scheint, daß dieses ursprünglich zwey verschiedene Themata derselben Mythologie gewesen sind, das eine von den Stiftungen der Demeter, in Folge deren der Erdboden Acker und das wilde Gewächs des Feldes veredelte und veredelnde Culturfrucht geworden ist, das andere von den Ereignissen in der Götterwelt, in Folge deren dieses bestimmte Doppelverhältniß der Persephone zum Aidoneus und zur Demeter sich gebildet hat, die Allegorie der Naturordnung.“ Eine tiefe Betrachtung weiß von solcher Duplicität von Thematen nichts. — Mit S. 146 beginnt nun die Uebersicht der durch die übrigen griechischen Länder hindurchziehenden Verbreitung des eleusinischen Mythus. Weil hier der Perieget Pausanias so viel Bedeutsames an alten Cultusbildern, Gebräuchen und Mythen beybringt, so muß er vor allen Dingen auf den geringstmöglichen Werth herabgesetzt werden, hoffentlich bey Unbefangenen nicht mit besserem Erfolge, als dieß im vorigen Jahrhunderte schon von Wieland versucht worden, in dessen Fußtapfen ein so tüchtiger Philologe, wie Hr. Pr. ist, nicht hätte treten sollen. Dieß offenbart sich gleich auffallend in Behandlung der arcadischen Ceresculte und Mythen. Jedoch hat mir hier, wie bey andern Sätzen des Prellerischen Buches, Freund K. Fr. Herrmann in seiner Schrift Quaestionum Oedipodearum Capita tria Marburgi 1837. pag. 69. ff. das epikritische Geschäft abgenommen. Ich will daher die Leser auf diese gehaltvollen Abhandlungen verwiesen haben, und nur probenweise zwey Stellen derselben ausheben: „Quod enim Prellero nuper (heißt es pag. 74. sq.) visum est, haec omnia ex nescio quibus poetarum figmentis sero demum ita composita esse et quasi ex diversis partibus in unum coiisse, ut primum quidem Arion equus, Neptuni equestris progenies, quia ad ulciscenda Thebanorum Scelera cum Adrasto proficisceretur, Erinnyn matrem acceperit, deinde vero, quum apud Antimachum terram matrem nactus esset, hac cum Cerere permutata et duabus matribus fabulosis inter se confusis et conflatis, Cereris Erinnyis filius exstiterit, atque ita demum haec in Neptuni matrimonium concesserit — id nescio utrum magis contra veterum auctorum fidem an contra rei ipsius naturam excogitatum dicam.“ Und hier haben wir in der That ein recht schreyendes Beyspiel von jenem unseligen atomistischen Verfahren, wie ich es oben im Allgemeinen bezeichnet habe. Solche zusammengetriebene gezwungene Erklärungen konnten nicht ausbleiben, wenn man von dem Satze ausgeht, daß die Poeten die Mythen, wenn man, was treue

Geschichts- und Reisebeschreiber von den alten Volkscultен und Volkssagen melden, im Voraus verdächtigt, und die unbeholfenen naiven Aeußerungen des Volksglaubens mit ästhetischer Vornehmigkeit verspottet. Es ist eben so richtig, wenn derselbe Kritiker im Verfolge (pag. 76) sagt: — nec profecto considerate egit (Prellerus), dum antiquam religionem a locupletissimo teste (nämlich Pausanias) proditam ad fictiones grammaticorum vel interpretum somnia relegare, quam causas ejus indagare maluit" etc. (Man vergleiche ferner p. 85. sqq.) Was aber die von Hrn. Pr. so benannte „Periegeten-Fabel" (S. 159 f. vergl. S. 373) von dem Ceresbilde des Onatas betrifft, so verweise ich ihn auf meine eigenen Bemerkungen in der Symbolik, I. S. 84 f. dritter Ausgabe. — Jetzt sey nur bemerkt, daß Gottfr. Hermann, der, wie unser Verf., die Mythologie dialektisch zu behandeln pflegt, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. S. 816, wo er denselben Mythos bespricht, — doch kein Wort einer solchen Verachtung der von Pausanias erzählten Volkssagen fallen läßt.

Wenn S. 183 ein Hauptabschnitt mit den Worten eröffnet wird: „damit wäre der Kreis von Mythen, Fabeln und Legenden (?), deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt die Dichtung vom Raube Kore's ist, geschlossen. Jetzt ist es angemessen, den Standpunkt zu ändern, dahin, daß das bisher in einzelnen Zügen und Andeutungen Vorkommende unter allgemeinen Bestimmungen gesammelt, dazu aus andern Gebieten der griechischen Fabel das Analoge aufgesucht, und auf diese Weise so viel als möglich das ideelle und religiöse Moment dieser Spiele der Einbildungskraft (?) hervorgehoben werde" (worauf dann zunächst von den chthonischen Gottheiten gesprochen wird) — so sind Sätze wie folgende (S. 163) eine wenig versprechende Vorbereitung dazu; denn dort heißt es: „Demeter dagegen hat weder eine so allgemeine noch eine so praktische Geltung. Sie ist nicht Göttin der allgemeinen Naturordnung, sondern bloß derjenigen Ordnungen in der Natur und Sitte, welche sich auf Ackerbau beziehen, oder aus demselben entstanden sind"; und weiterhin (S. 168): „diese (Demeter) sorgt, daß Alles zu seiner Zeit komme, sie ist die Göttin der festen Regel, in der Natur wie in der menschlichen Gesellschaft." — Da ist alle Hoffnung abgeschnitten, an der Hand des Verfassers einen so hohen Standpunct zu erreichen, auf welchem Demeter-Persophone als das erste aller Wesen erscheint, das heißt, wo das an der Spitze der ältesten Religionssysteme offenbarte göttliche Wesen κατ' ἐξοχήν, in den attischen Culten bald als Zeus = Pallas = Athene, bald als Zeus = Demeter = Persephone (d. h. als eine sich hellenisch-nationell verklärende Gottheit an sich) verehrt ward; ohne welche Würde die Erhabenheit und Allgemeinheit der eleusinischen Feyer, die nur der höheren Verklärung des Christianismus weichen konnte, ein wahres Räthsel bleiben würde. — Wegen der auch vom Verf. noch behaupteten (S. 194) Benennung der Demeter und Persephone, Σεμναί, muß ich, auch wegen der Bemerkung K. Fr. Herrmanns (Quaest. Oedipod. p. 71 not. 18.) auf meine neue Erörterung (Symbolik I. S. 151. dritter Ausg.) verweisen. In der Stelle von der prosymnäischen Ceres (Δήμητρος προσύμνης, Pausan. II. 37. 2) sagt der Verf. (S. 212 Anm. 69) unter Anderm: „Der Name ist bald Prosymnos, bald Polysymnos und Polymnos, welches damit zusammenhängt, daß die Muse Polyhymnia für die Mutter des Philammon und des argivischen Triptolemos galt; siehe unten. Hygin nennt ihn Hypolipnos, was offenbar eine corrumpirte Form ist, von welcher dessen ungeachtet Creuzer bey seiner Erklärung dieser Legenden ausgeht, Symbol. II. S. 578." Die Stelle des Hyginus steht Poët. astron. I. 5. p. 433. ed. Verh. wo die Kritiker längst vorgeschlagen haben, Polypnus, Polyhymnos oder Prosypnus zu corrigiren. — Wie hätte ich da auf den Einfall kommen können, die falsche Lesart Hypolipnus zur Erklärung dieser Legende zu Grunde zu legen, wie mir der Verf. aufbürdet? Aber noch mehr! Ich habe jene Stelle des Hyginus gar nicht angeführt, sondern zur Erklärung des Beynamens der Demeter (Prosymna) an jenen Prosymnus der Legende erinnert, gezeigt, daß dieß eine weichere Schreib- und Sprechart statt Proshypnos sey, daß die chthonischen Gottheiten vom Schlafe (ὕπνος) Bezeichnungen haben, habe die Juno-Prosymna und Latona damit zusammengestellt, mit Bezugnahme auf den Todesschlaf, bleibe

noch dabey, und also weit entfernt, der gezwungenen Beziehung dieses Mythus auf die Musa Polyhymnia Beyfall zu geben, wodurch der Verf. in den Fehler verfallen, bey der Angabe der mit den chthonischen Gottheiten verbundenen Begriffen (S. 213 f.) diesen doch wohl sehr poetischen Begriff der Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod außer Acht zu lassen. Ich will damit die Treue des Verf. keineswegs im Allgemeinen verdächtig machen; begreife sehr wohl, warum er von meinen Mythologumenen so wenig Notiz genommen, verzeihe ihm auch gerne die Unbehaglichkeit, welche ihm die neueste Bearbeitung derselben verursacht haben muß, und wovon sich in folgender Stelle etwas kund gibt (S. 306. Anm. 66.): „Was die von Bode herausgegebenen Mythographi latini betrifft, so lehrt die erste Vergleichung, daß sie fast (also doch nicht ganz?) Wiederholung des Servius sind. Um so auffallender ist es, wenn Creuzer (Symbol. I. 1. S. 150 f. — nemlich der dritten Ausg. —) aus ihnen, wie aus neu gewonnenen Urkunden „große (?) Auszüge mittheilt, die in der That in der gewöhnlichen Ueberlieferung gar nichts verändern.“ — Nun habe ich aber gesagt: „weil sie einiges Charakteristische haben.“ Dabey verweise ich auf Bode, welcher den Servius anführt, wie auch andere bisher bekannte Mythographen; verbessere dabey mehrere Stellen der Alten, und gebrauche jene Stellen der Mythographi Vaticani überhaupt nur als ein Summarium, um den Faden der Erzählung dem Leser in die Hand zu geben und mich der Mühe des Selbsterzählens zu überheben. — S. 376. f. u. im Register 406. ist dreymal Athenio statt Anthenio zu schreiben. — Doch wollte ich alle einzelnen Epitrisen ausführen, und alle Fragezeichen auf dem Rande meines Exemplars in belegte Einreden, verwandeln, so würde mich dieß zu weit führen. Ich glaube dem Leser bewiesen zu haben, daß ich das ganze Buch gelesen und dem Verfasser, daß ich ihn achte, obgleich wir ganz verschiedene Wege wandeln.

Der Verf. von nr. 2. hat sich als Mitglied des Römisch-archäologischen Instituts durch gute Arbeiten bekannt gemacht, und verbindet mit gründlichen Kenntnissen den Vortheil eines langen Aufenthalts in den classischen Ländern Italien und Griechenland. Referent hat deßwegen sein Buch mit großen Erwartungen zur Hand genommen, erkennt auch schon in diesem Bande die chronographischen und monumentalen Untersuchungen über das Erechtheion auf der Athenerburg (S. 31. ff.) und über den Kopais-See (S. 173 — 186) nach ihrem Verdienste gern und willig an; wie er denn auch dem Geiste, dem Scharfsinn dieses Forschers und dem sichtbaren Bestreben, die mythischen Anfänge griechischer Dinge in ihrer Tiefe aufzufassen, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Aber eben so unumwunden muß ich, der Ref., gleich von vorne aussprechen, daß die Mythologumenen mich fast durchaus nicht angesprochen, sondern ein unheimliches Gefühl bey mir hervorgebracht haben, — ein ganz anderes, als das wohlthätige, das ich beym Studium der Beschreibung des seel. Baron von Stackelberg von Phigalia u. s. w. empfunden und auch öffentlich bezeugt habe. Dort erfreute die im rein antiken Maaß gehaltene Auffassung hellenischer Lokalmythen vom Standpuncte des Griechischen Landes und seiner Natur. Die lebendigen Eindrücke, an Ort und Stelle empfangen, liessen dem Beschreiber manche Mythen in ihren noch immer frischen Localfarben erscheinen, und so konnte er sie aufs natürlichste seinen Lesern erklären.

Unserm Periegeten scheinen die griechischen Naturgötter und Local-Heroen, die er in ihren eigenen Wohnsitzen zu erhaschen gesucht, oftmals unter den Händen zerronnen oder gar zu neckenden Irrlichtern geworden zu seyn. Nur zu oft führt er uns, statt leibhaftiger Gottheiten, wie das griechische Volk sie anschaute, Ossianische Nebelgestalten vor Augen, undöse Götter und Göttinnen, welche Undinen gleichen. Ich kann bey aller Achtung gegen den Verfasser sie nicht anders nennen, und glaube sie so am kürzesten zu bezeichnen, weil, was in diesem ersten Bande die Combination von Naturstudien und Lokalforschungen mit kühnen und oft gezwungenen Etymologieen hervorgebracht, großentheils Luft- Dampf- und Wasserwesen sind; so daß man hie und da sich des Verdachtes nicht erwehren kann, als habe der geistreiche Verfasser satyrische Anspielungen auf unser vaporöses Zeitalter machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung)

Die Kürze gebietet mir, mich auf einige Proben zu beschränken, die ich zuweilen mit einigen Blicken auf einige neueste Deutungen aus demselben Mythenkreise begleiten werde. S. 49 ist der Abschnitt überschrieben: „Kekrops doch ein Aegypter“ und wird mit folgenden Sätzen eroffnet: „daß jene Sagen nicht bloß unglaubliche Geschichten, daß sie wirklich Religionslehre waren, erhellt wohl ohne weiteren Beweis daraus, daß es in Athen Heiligthümer der Athene, des Erechtheus, des Kekrops, der Pandrosos, Aglauros und Herse gab. Und meynte man, es habe willkührliche Dichtung diese Namen in diese Verbindung gebracht, so würde solche Erklärung, die keine ist, nicht begünstigt durch die Wahrnehmung, daß alle diese Heiligthümer nicht blos in der Sage, sondern in der Wirklichkeit in sehr enger Verbindung standen. Doch wozu gegen Irriges kämpfen? Das Wahre muß, sich selbst beweisend, die Widersprüche lösen, auf daß die Wirklichkeit, die durch den Gedanken in's Wort, in den Mythos übergegangen, als darin enthalten offenbar werde.“

Hier ist das Wahre: — Man sieht, daß Hr. Forchh. auf einem ganz entgegengesetzten Standpunct steht, als Hr. Preller, der die Mythen von den Poeten machen läßt. Es bedarf nach dem bisherigen keiner weitern Ausführung, daß wir uns mit den Grundsätzen, so weit sie der erstere hier angedeutet, vollkommen einverstanden erklären müssen. — Aber von der Anwendung dieser Grundsätze müssen wir uns alsobald lossagen, denn er fährt unmittelbar darauf fort: — „Kekrops heißt der Vater der drey Schwestern Herse, Aglauros und Pandrosos. Da die erste und letzte den Thau bezeichnen, so wird wohl die dritte Schwester von jenen Beyden nicht sehr verschieden seyn. Wir werden sie gleich näher kennen lernen. Der Vater der drey Thauschwestern gehört ohne Zweifel zu den Wasserheroen. Und der Wasserheros, der sich mit der Agraulos, mit dem Ackerboden des Attischen Landes vermählt, ist wohl kein anderer, als der Regen.“ — Da Hr. F. mit Beweisstellen sehr sparsam ist, auf Kritik der Texte sich aber gar nicht einläßt, so muß ich bemerken, daß im Namen der Tochter die Lesarten zwischen Ἄγλαυρος und Ἄγραυλος schwanken, siehe Heyne ad Apollodor. p. 325. ed. alt. Siebelis ad Pausan. I. 2. 5. p. 12 und Schweighäuser ad Herodot. VIII. 53. p. 20. Für den letztern Tochternamen erklären sich Heyne, Siebelis, C. O. Müller, de Minerva Poliad. p. 3 und Völcker in der myth. Geogr. I. S. 220. Unser Verf. hat Herrn Gottfr. Hermann für sich. Dieser sagt nämlich de Graeca Minerva Lips. 1837 p. 10. „Virgines autem illae Augraulides, si ministerium deae respicimus, eadem quae Eutadae causa cum dea sunt consociatae; sin divinam quae iis tributa est naturam, numina sunt ordinis inferioris, propitia agricolis. Falluntur autem, qui unius ex iis non Aglauri sed Agrauli nomen fuisse putant, quos non solum constantior et melioribus libris firmata scriptura, sed etiam res ipsa refutat. Mater enim recte dicta est Ἄγραυλος, quod filiae omnes ad rem rusticam pertinent: ex filiabus vero si una sic esset vocata, falsa et perversa facta esset divisio, de tribus nomi-

nibus uno genus universum, reliquis duobus partes generis significantibus. Recte divisere veteres Ἄγλαυρον, Ἔρσην, Πάνδροσον appellantes, ut agros et puris sub auris sicos at modico rore rigatos et multo humore uliginosos significarent.“ — Ich habe die ganze Stelle hergesetzt, um auch dieses Kritikers Ansicht von diesen attischen Wesen darzulegen. — Ich kehre zu Hr. F. zurück: „Es wird sich, sagt er weiter, im Verlauf dieser Untersuchungen zeigen, daß aller Gesang und alle Musik in der Mythologie, d. h. in der Lehre von der Natur, ihren Grund hat in dem Rauschen und Singen des Wassers, sey es des auf der Erde fließenden oder des vom Himmel wie Saiten herausrauschenden; hat doch der Hymnos selbst seinen Namen von ὑμα, dem Regen, singen doch die Musen an rieselnden Quellen und Bächen u. s. w. (Die Leser der Symbolik werden sich erinnern, daß ich dieselben Gedanken meiner Lehre von den Musen zu Grunde gelegt und zu beweisen versucht habe, daß die ältesten Musen Quell- und Flußnymphen gewesen) — „der Regen, heißt es weiter, der sich mit dem Ackerboden vermählt, heißt deshalb Kekrops, oder ohne Versetzen des r, Krekops von κρέκω, weil er rauscht, (krext). Von demselben Wort mit anderer Versetzung des r ist κιρκίς, das Plectrum, mit dem die Saiten geschlagen werden. Zu dem Griechischen κρέκω verhält sich das lateinische crepo rauschen, wie lupus zu λύκος, und dürfen wir eine sogenannte Aeolische Form κρέπα annehmen, so ist die Ableitung des Namens Kekrops von dem Perfectum κέκροπα nicht nur ohne Versetzung des r einfacher, sondern auch in der Sache wahrer, denn Kekrops ist der Regen der gerauscht hat, der sich schon mit Agraulos, mit dem Attischen Boden vermählt hat. Dieser Kekrops ist Autochthon, weil der Regen entsteht durch die aus der Erde aufsteigenden Dünste (αἴγες vergl. oben Aegina) und eben deshalb ist er zugleich Aegypter αἰγ — ὑπτιος d. h. der Heros der zurückkehrenden Erddämpfe. Darin also besteht seine doppelte Natur, darum ist er διφυής, weil er zugleich erdgeborner Hellene und eingewanderter Aegypter, weil er aus der Erde stammt, und doch aus der Fremde kommt. Kekrops hieß in den attischen Mythen wahrscheinlich lange ein Aegyptios, ehe die Griechen Aegypten kennen lernten, und diesem Lande oder vielmehr ursprünglich dem Nil den rein griechischen Namen Aigyptos und zwar aus eben demselben Grunde beylegten, weil er nämlich ein διπετὴς ποταμός (Homer), ein durch den Regen vom Himmel gefallener, ein aus den Dünsten (αἴγες) zurückkehrender (ὕπτιος) Fluß ist.“ (Aus dieser Deduction wird der Leser schon von selbst ersehen, wie unser Verfasser neben manchen Lichtblicken und gesunden Gedanken, doch die willkührlichsten Hypothesen und die wunderlichsten Etymologieen durch einander mischt, um Alles zu erklären, was uns der Mythos von den griechischen Göttern und Heroen berichtet).

Im folgenden Abschnitte überschrieben: Poseidon. Athene. Erichthonios — wird (S. 53, 55) unter Anderm die von Zeus verschlungene Metis, von einer Wurzel μηδ, μηδ, μητ, worin nach dem Verfasser die Bedeutung aufsteigender Dünste liegen soll, als die von Zeus verschlungenen Wasserdämpfe erklärt. (Ganz anders, bemerke ich, Schwenck in den Mythologischen Skizzen, Frankfurt a. M. 1836. S. 8): In ähnlichem Sinne mußte auch Zeus die Metis — schon bey Hesiodos in der Theogonie 890 —, d. i. die Weisheit verschlingen, als diese mit Athene schwanger war, um sie selbst zu gebähren. „Dagegen G. Hermann de Gr. Minerva p. 16: „Recentiorum fabula est mater Metis, Jovis alvo recepta.“) — Hören wir unsern Verf. weiter (S. 34 vergl. 155 ff.): „Und diese Athene? Ist Poseidon, der ihr weichen mußte, der Gott des die Erde bedeckenden Wassers, — so ist, wenn einfache Erklärung frommt — Athene die Göttin des Elements, welches an die Stelle des Wassers trat, welches sich in Besitz des vom Wasser verlassenen Bodens setzt, welches Pflanzen- und Baumwuchs möglich macht, welches vor Allem den vorzüglichsten Baum Attika's, den Oelbaum, dessen Frucht dem Wasser am unversöhnlichsten, gedeihen läßt. Athene ist die Göttin der Luft, zunächst nicht des Aethers, auch nicht der Luft, die über dem Meere schwebt, auch nicht der nassen, rings bevölkerten und bedeckten Luft, die dem Poseidon günstig, sondern der reinen, heitern Luft, welche die erzeugende Erde berührt, und ohne die keins ihrer Erzeugnisse Leben und Gedeihen ge-

winnt.“ Die Geburt der Minerva aus Jupiters Haupt wird darauf (S. 55) so erklärt: „Aber eben dadurch, daß Zeus die Metis, die Nebel, verschlingt, daß sich die Dünste in der höhern Luft vertheilen, daß sie aufsteigen, vorwärts ohne umzukehren, d. h. dadurch, daß Prometheus, *Ηρομηθεύς*, dem Zeus das Haupt öffnet, entsteht die Athene, und springt plötzlich in voller Rüstung aus des Vaters Haupt empor, wie die heitere Luft plötzlich hervorbricht durch die sich theilenden Wolken an dem mit Dünsten erfüllten Himmel“: da kann man wohl mit Cicero d. N. d. III. 24 sagen: „Magnam molestiam suscepit commenticiarum fabularum reddere rationem:“ „vocabulorum cur quique (dii) ita appellati sint, reddere rationem“ und unser Verf. thut, was die Stoiker, und namentlich Diogenes von Babylon, lange vor ihm gethan, Cicero, ibid. I, 15, fin.: „Quem (Chrysippum) Diogenes Babylonius consequens in eo libro, qui inscribitur de Minerva, partum Jovis ortumque virginis ad physiologiam traducens, dijungit a fabula. Man vergleiche jetzt Thiery de Diogene Babylonio. Lovaniae 1830. p. 46. sq. Derselbe Diogenes bemerkte auch, daß die Athene schon ehemals als die Luft bezeichnet worden, obwohl er es in gewissem Sinne mißbilliget: *Ὥσπερ δ' ἄν πολλάκις ἀὴρ λέγοιτο, ἐροῖ ἄν ἤδη μηδεὶς τὸν ἀέρα Ἀθηνᾶν* (Phaedri Epicurei de Natura Deorum fragmentum, ed. Petersen pag. 21 cf. p. 29). Welcker in der Aeschyl. Trilogie erklärte die Athene als Feuer aus Wasser; wogegen sich wieder Schwenck in den mythologischen Ideen S. 61 ff. erklärt, der wie andere unter den Alten, die Athene lieber für den Aether oder die obere Feuerluft genommen wissen will. — Wenn dagegen die Stoiker insgemein das Wesen der Gottheit in der Minerva die Durchdringung des waltenden göttlichen Princips durch den Aether nennen, (Diogen. Laert. VII. 147: *Ἀθηνᾶν δὲ καλοῦσι κατὰ τὴν εἰς αἰθέρα διάτασιν τοῦ ἡγεμονικοῦ αὐτοῦ*) — so wäre mit einer solchen Auffassungsart doch wenigstens die Vereinigung des Ideellen und Realen für die Pallas-Athene gerettet, damit möchte aber, um diese neuesten Erklärungen der Minerva zu beschließen, Gottfried Hermann wieder nicht zufrieden seyn; welcher vom entgegengesetzten Pol aus, die reelle Seite dieses Wesens gänzlich beseitigend, sich peremtorisch also ausdrückt: — de Gr. Minerva p. 11: Mittamus ergo, quae nulla unquam fuit, ruris atque agricolarum praesidem Minervam (?), atque audiamus potius poetas, statuarios, pictores (?) totamque antiquitatem ipsam (?); quae quid denique aliud testatur, quam numen consilio manuque promptum, pacis aeque ac belli artibus praefectum?“ Es werden darauf ihre ständigen Attribute angeführt: Helm, Speer, Schild, Aegeis mit dem Gorgoneum. — Nun aber hat sie doch auch die Nachteule bey sich stehen? Antwort: „Alia a poëtis accepta, ut noctua, quod *γλαυκῶπις* dicta est,“ dieß letzte könnte auch Hr. Preller gesagt haben: so sehr paßt es in sein System. So bewegt sich also die neueste Mythologie noch immer um ganz entgegenstehende Pole, und wird auch ferner sich darum bewegen, so lange man sich nicht entschließen wird, vom Anfang anzufangen, und die Wiegen der Griechisch-Italischen Gottheiten da aufzusuchen, wo sie zu finden sind, nämlich im Orient. — Unser Verfasser führt seine Ausdeutung weiter mit den Worten: „Wenn auch Hephästos, nach einigen, dem Zeus das Haupt spaltet, so bezieht sich dieß offenbar auf dasselbe Phänomen, wenn durch Entladung von Gewitterwolken der trübe Himmel sich schnell erheitert.“

In diesem Sinne wird denn auch die bekannte Sage von der Zumuthung des Hephästos an die Athene und von der Geburt des Erdensohns Erichthonios, des Autochthonen, erklärt: „das Feuer der Gewitterwolke kann sich nicht mit der heiteren Luft vereinigen; indem es gewaltsam hervorbricht, löst sich die Wolke in Regen auf, das ist der Same des Hephästos, der auf die Erde fällt. (Aber wo ist hier die Wolke, muß man fragen, wenn Athene die reinere heitere Luft ist?) Durch den Regen wird die Erde geschwängert, und was sie hervorbringt, ist die Quelle, d. i. der wahre Erdensohn Erichthonios. Erinnern wir uns jetzt, daß die Quelle, welche Poseidon auf der Akropolis hervorsprudeln ließ, indem er den Felsen mit der Triaina zerspaltete, gewiß (*ἐρέχθων*) Erechtheis hieß, daß Posei-

don, der Erdbewässerer, mit Erechtheus einen gemeinschaftlichen Altar hatte, daß er selbst Erechtheus genannt wurde, so ist leicht einzusehen, warum Erechtheus und Erichthonios identisch sind. Sie sind beyde Quellheroen, das supponirte geistige Princip der Quelle." (Hier also doch einmal ein geistiges Princip. Sollte ein solches nicht auch in Hephästos und in der Athene zu supponiren seyn? und gab es nicht ein System, worin Hephästos und Athene als Ehegatten erschienen? Haben wir doch eine Genealogie, worin beyde Gottheiten aus ordentlicher Ehe den Apollon, und zwar den Athenerhort Apollon, erzeugt haben — Cic. de N. D. III. 22. — und das möchte sogar die ältere gewesen, und jener Mythus von der den Hephästus mit Unwillen zurückstoßenden Athene und von des Erichthonios Erdgeburt erst hinterher zur Rettung der dieser Göttin beygelegten Jungfrauschaft hinzugethan worden seyn, wie schon K. O. Müller, Minerva. Poliad. p. s. und neuerlich Schwenck myth. Skizzen S. 64 vermutheten. Mit Uebergehung jener älteren orientalischen Genealogie, die uns hier ablenken würde, hören wir Schwenck a. a. O.: „Erechtheus ist eine die Erde und ihren Segen bezeichnende Personification oder ein Dämon der Erde in Athen, und daß man diesen an die Stadtgöttin anknüpfte, wäre natürlich gewesen. Aber wirklich hat der Aether gleich dem Himmel, welcher mit dem Aether gleich ist, wenn auch die Vorstellung sie oft trennte, Einfluß auf das Wachsen, als Zeugung, ebenso gut wie die Sonne. Daß Einfluß auf Wachsen ausgedrückt wird, ist natürlich, und so wird die Göttin, wenn nämlich diese Eigenschaft und nicht ihr Verhältniß als Athenische Stadtgöttin berücksichtiget ward, Mutter des Erechtheus." — Dieser letzteren Auffassung des Erechtheus nähert sich unser Verf. selbst im folgenden (S. 56): „Allein wie Hephästos überhaupt Princip der Wärme in der Luft ist, welche zur Erde befruchtenden Regen sendet, wie die Erde überall nichts hervorbringt, ohne daß der Boden genäßt und erwärmt werde, so ist auch Erichthonios nicht bloß als Quelle, sondern als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreich der wahre Erdgeborne; er ist Repräsentant alles von der Erde Hervorgebrachten. Und alles, was die Erde hervorbringt, das empfängt die Luft über der Erde, sie selbst nichts gebährend, aus ihren Armen, daß es wachse und gedeihe; jeden erdgebornen Erichthonios nimmt die jungfräuliche Athene aus den Armen der Ge auf und erzieht ihn in ihrem Tempel. Erichthonios wird ein Sohn der Athene. Man vergleiche die Darstellung dieser Handlung, wie die halb aus der Erde hervorragende Ge mit langem nassen Haar das Kind der mit der Aegis umgebenen Athene in Beyseyn des Hephästos überreicht, in einer Sammlung von Vasengemälden und Basreliefs in den Werken des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom."

Von diesem Vasenbilde wird im Verfolg die Rede seyn. Hier muß noch des Verf. Erklärung der Schlange erwähnt werden. Im Abschnitte, die drey Thauschwestern überschrieben (S. 47 f.), lesen wir: „Um es kurz zu sagen: die cista mystica ist Symbol der Erde, der fruchtbringenden — und die Schlange Symbol des Wassers. In der gesammten Griechischen Mythologie bezeichnet die Schlange δράκων, den sich schlängelnden Lauf des Flusses, von δράω δέδρακα, oder geradezu von δράκω, welches eine verschwundene Dialektform für τρέχω, dorisch τράχω (Drache) ist und laufen (?) bedeutet u. s. w." — S. 127: „Was ist dieser beflügete Drachenwagen der Demeter anders, als die Erde selbst, die durch das Abfließen des laufenden Wassers (δράκοντες) und durch die beflügelten, aufsteigenden Dämpfe (πτερά) vom Uebermaß der Nässe befreyt, für die Saat empfänglich wird." — Ganz anders Hr. Preller (Demeter und Persephone S. 311) „— Wie kam man dazu, gerade Schlangen zu wählen? Ohne Zweifel, weil diese das habituelle Symbol der chthonischen Götter waren. Man findet sie zuweilen auf Sicilianischen Münzen als Vorspann des Pfluges; der Pflug mag mit Recht ein Wagen der Demeter genannt werden, so konnte dieses den ersten Anlaß zu jenem Bilde geben." —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove, Mitgliede der Akademie der WW. zu Berlin. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin 1837.

In keiner Zeit hat man der wissenschaftlichen Behandlung der Meteorologie mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als in unseren Tagen. Welche Stufe würde nicht auch diese dem Staate und dem Einzelnen so wichtige Wissenschaft erreicht haben, wäre für sie seit Aristoteles auch nur ein hunderter Theil dessen geschehen, was für Astronomie seit Ptolomäus geschehen ist? — Deßwegen verdienen die Männer, welche sich jetzt derselben mit so vielem Eifer als Scharfsinn annehmen, den Dank aller Derjenigen, welchen Naturwissenschaften am Herzen liegen. Zu den vorzüglichen Bearbeitern in unserer Zeit gehört besonders der Hr. Verf. des obigen Werkes. Er hatte sich seit mehreren Jahren beynahe ausschließlich meteorologischen Untersuchungen hingegeben, und die Resultate in H. Poggendorffs Annalen bekannt gemacht, in der vorliegenden Schrift aber alle Resultate seiner Arbeiten niedergelegt, und zu einem Ganzen verbunden.

Das Werk zerfällt in zwey Theile, von welchen der erste (S. 1 — 98) den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen zum Gegenstande hat. Der Hr. Verf. bemerkt hier mit Recht, daß a) der Aufschluß über meteorologische Erscheinungen nicht im Ungewöhnlichen gesucht, b) die Totalität nicht als Schlüssel für alle Einzelheiten angesehen, und c) die Untersuchung doch nicht als vergeblich verworfen werden dürfe, sondern d) das Verständniß der Erscheinungen in den Erscheinungen selbst zu suchen sey.

Dieß gewinnen wir, wenn wir alle meteorologische Erscheinungen als bedingt ansehen durch die Vertheilung der Wärme auf unserer Erde. Um aber das Problem dieser Vertheilung in seiner abstracten Allgemeinheit aufzufassen, muß natürlich alles Individuelle beseitiget, und nur die Wirkung der Sonne berücksichtiget werden. Da aber das Abstracte nicht das Wahre ist, so muß das reale Klima ein andres seyn als das solare, und der Grund der Abweichung muß gesucht werden.

Aus der Beziehung der Erde zur Sonne zeigt sich aber sogleich eine jährliche und tägliche Periode, und eine Abnahme nach den höheren Gegenden der Atmosphäre, was, wenn Meer und Atmosphäre unbeweglich wären, eine unveränderliche Größe seyn müßte. Allein die Erfahrung lehrt uns bedeutende Unterschiede in Beziehung auf geographische Breite, auf östliche oder westliche Lage, auf südliche und nördliche Halbkugel, auf Höhe und Tiefe über und unter der Erde u. s. w.

Damit stehen nothwendig die Vegetationsgrade in verschiedenen Breiten und Höhen, Continental- und Seeklima, Schneegrenze u. s. w., im Verhältniß.

Die Wärmeveränderungen nehmen an demselben Orte nach der Tiefe ab, und 10 Fuß unter der Oberfläche giebt es schon keine tägliche Veränderung mehr. Daher geben Quellen die mittlere Temperatur um so sicherer an, je tiefer sie heraufkommen.

Unter der Tiefe, wo diese Veränderungen aufhören, nimmt die Temperatur abwärts zu, aber, während bey 27 Bohrlöchern in Wien auf 85 W. F. ein Grad Temperaturerhöhung kommen soll, gab das Rudersdorfer Bohrloch auf 380′ nur 8°, das Genfer auf 680′ gar nur $5\frac{1}{2}$° Zunahme.

Die heissen Quellen zeigen eine in Jahrhunderten unveränderte Temperatur.

Dafür spricht auch die Wärmezunahme in Schachten, und die Beobachtungen geben für einen Grad zwischen 111 und 123',5 Tiefe.

Alles dieses zeigt, daß die Erde eine eigenthümliche Wärme besitze, welche, wenn auch unmerklich geworden an der Oberfläche, doch die Extreme der von der Sonne abhängigen periodischen Veränderungen „abschleifen" muß.

Die größte Hitze auf unserer Erde beobachtete Ritchie in der Oase Mourzuk = 47°,1, die größte Kälte Capitän Back im Fort Reliance = — 45°,3, folglich mit einem Unterschiede von 88°,4. Die Extreme der Temperatur werden aber bedeutend durch die Nähe der See verringert, indem im Winter das erkaltete Wasser zu Boden sinkt, im Sommer die Verdampfung eine Menge Wärme bindet.

Die täglichen Veränderungen des Wärmezustandes sind nur als Phänomene der Ausstrahlung erklärbar, welche Pictet und Prevost zuerst auf die Meteorologie angewendet haben.

Mit den Gesetzen dieser Vertheilung der Wärme müssen alle universelle Phänomene übereinkommen; und für locale Erscheinungen sich locale Wärmeunterschiede nachweisen lassen, als a) Winde b) wässerige Meteore c) und Luftdruck.

In Rücksicht des Windes sieht man sogleich 1) daß er von einer kälteren zu der wärmeren Gegend strömen, und 2) die Geschwindigkeit mit der Temperaturdifferenz wachsen müsse, wie dieses die Erfahrung im Gange der obern und untern Passatwinde, der Land- und Seewinde, der verschiedenen Wolkenschichten, und die Richtung der Aschenregen auf Barbados und in der Landenge von Mittelamerika bestättigen.

Das Charakteristische der gemäßigten Zone in dieser Hinsicht ist ein Kampf zwischen einem nördlichen und einem südlichen Strom, welche bald in Wirbel, bald in Windstille, bald in Stürme übergehen. Aber von großer Wichtigkeit ist hiebey der Einfluß der Ungleichheit des Bodens, und daher die Ein- und Ausbeugungen der Isothermen, welche der Hr. Verf. nach H. Kämtz's Bestimmungen von der mittleren Wärme des Aequators = 22°,1 bis zu der von — 4° gegen Norden anführt. b) In

Rücksicht der wässerigen Niederschläge führt Hr. V. zuerst die allgemeinen Principien der Hygrometrie an, woraus für die Entstehung der Niederschläge nothwendig folgt, daß sie immer eintreten müsse, wenn entweder Luft, die bey einer gewissen Wärme das Maximum der Feuchtigkeit erreicht hat, auf irgend eine Weise abgekühlt wird, oder wenn sich zwey vollkommen feuchte Luftmassen von ungleicher Temperatur mischen. (S. 46.)

Die erste Form dieser Niederschläge ist die Wolke, und, von ihr nur der Lokalität nach verschieden, der Nebel. Sie ist nichts Beständiges, kein Product, sondern ein Proceß, ist feiner Regen, der sich im Fallen wieder zu Wasserdampf auflöst, so wie Regen nichts ist, als eine hohe auf dem Boden ruhende Wolke. Es regnet daher nicht die Wolke allein, sondern die ganze Luftsäule bis zum Boden, und daher ist die Regenmenge in nicht gebirgigen Gegenden oben immer kleiner als unten.

Die Wassermenge, welche als Dampf in der Atmosphäre vorhanden ist, ist am Aequator, im Sommer und am Mittag am größten, und größer bey Winden, die aus wärmeren Gegenden kommen. Die als Regen herabfallenden Wassermassen werden gewöhnlich überschätzt. Der stärkste Sommerregen giebt kaum 1 Zoll, 2 Fuß hoher Schnee noch nicht 3 Zolle Wasser. Dagegen geben die tropischen Regen in kurzer Zeit eine ungeheure Menge Wassers. Der Regen fällt hier nicht in Tropfen, sondern in Wasserfäden. Auf Cayenne z. B. fielen in 10 Stunden $10\frac{1}{4}$ Zoll, und in 23 Tagen 12 Fuß 3 Zoll, also soviel, als in Paris in 8 Jahren.

Alle Niederschläge überhaupt, welche nicht am Boden selbst geschehen, entstehen 1) durch die Wirkung des Aufsteigens erwärmter Luftschichten, 2) durch die Vermischung ungleich warmer Winde, 3) durch die Zusammenwirkung beyder Ursachen.

Eine bis zur Ueberwindung des Druckes der Atmosphäre durch Temperaturerhöhung elastisch gewordene Luftschichte bildet nämlich einen aufsteigenden Strom (courant ascendant), muß daher auch kälter und relativ feuchter werden, also das unten aufgenommene Wasser wieder abgeben, woraus sich neben andern Erscheinungen auch die Regelmäßig-

keit der tropischen Regen allein erklären läßt. Daher rückt auch die Wolkenbildung gegen den Aequator hin immer höher hinauf.

Viel häufiger sind, besonders in Gegenden außer den Tropen, die Niederschläge durch gegenseitiges Verdrängen der Winde. Dieß scheinen die Wolkenformen nach Howard's Bezeichnung zu beweisen, obschon diese Terminologie zwar naturhistorisch zu gebrauchen aber durchaus unphysikalisch ist. Dasselbe beweiset die Verschiedenheit der Zeit der größten Regenmenge, indem die Luft, je mehr nördlich sie aufsteigt, desto nördlicher auch herab kommen muß. Wo der Aequatorialstrom den Boden erfaßt, erzeugt er Regen, und nördlicher als die Stelle dieses Herabkommens tritt der Kampf des Aequatorial- und des Polar-Stromes ein, von welchen dieser niedrige Temperatur und heiteres Wetter, jener höhere Temperatur, Thauwetter und Regen zu Begleitern hat, und deren abwechselndes Vorherrschen, besonders im Winter, wo eine gleichförmige Schneedecke alle Differenzen des Leitungs- und Ausstrahlungs-Vermögens des Bodens verwischt, die Veränderung der Witterung nach sich zieht.

Mächtig zur Modifizirung dieser Ergebnisse wirkt die Kultur des Bodens, vorzüglich die des Waldbodens, und noch mehr die Gebirgszüge.

Diese Ableitung der meisten meteorol. Erscheinungen zeigt, daß sie ohne Rücksicht auf Elektrizität möglich ist. Ueberhaupt scheint selbst die Gewitterbildung durch Elektricität problematisch, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Electricität um so stärker hervortritt, je plötzlicher irgendwo in der Atmosphäre ein Niederschlag eingeleitet wird. Die Frage, wie an einer rasch hervortretenden Wolke Electricität entstehe, läßt sich bis jetzt nicht mit Sicherheit beantworten. Es ist auch keineswegs nothwendig, daß die Entstehungsart immer dieselbe sey. Wenigstens sind ihre Aeußerungen sehr verschieden.

Die Form der Niederschläge ist entweder fest (Schneekrystalle, Graupel, Hagel), oder flüssig. Vielleicht wird das, was oben Schnee ist, dann Graupel, und in der untersten Schichte Hagel. Wenigstens wächst wahrscheinlich der Hagel im Fallen, und ist nach v. Buch's Ansicht das unmittelbare Produkt eines Verdampfungsprocesses, der durch unverhältnißmäßige Erwärmung der untern Luftschichten und ungestörten Courant ascendant veranlaßt wird, ohne zu einer Mitwirkung der Elektricität seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Die letzte Form des Niederschlages geschieht an der Erde selbst als localer Nebel, Frostnebel, Glatteis, die Hauptbildung ist aber Thau und Reif, welche durch Ausstrahlung des Bodens entstehen, weßwegen alle Körper, welche weniger ausstrahlen, auch weniger bethauen.

Eine Art Gegensatz zu den wässerigen Niederschlägen ist der trockene Nebel, an dessen Bildung der Staub wahrscheinlich Antheil hat.

Was den Druck der Luft betrifft, so bewegen sich die Schwankungen desselben alle um ein constant scheinendes jährliches Mittel, welches sich in höheren Breiten mehr verändert als in der Nähe des Aequators. Die jährlichen Veränderungen finden ihre Ableitung in dem Einfluße der Windesrichtungen und in der Vertheilung des Druckes der Dämpfe, und nur daraus sind die verschiedenen Aeußerungen des Barometers an verschiedenen Orten und Zeiten erklärlich.

(Fortsetzung folgt.)

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung).

Zu dem, was Hr. Pr. hiebey anführt, bemerke ich hier kürzlich: daß die Schlange ein uraltes chthonisch-agrarisches Symbol war, beweiset schon der Fluch des Jehova (Genesis III. seq.). Ueberhaupt kann ein Ueberblick über diesen Symbolenkreis vor einseitigen Erklärungen bewahren, deren sich Hr. F. hier schuldig gemacht. Hier nur einige Winke: Man erinnere sich an Exod. XXI. 9. an das Sinnbild der Schlange in verschiedenster Bedeutung bey Persern, Indern, Aegyptern (Jablonski Panth. Aegypt. P. I. cap. 4), bey Griechen und

Italikern selbst (Historicor. grr. antiqq. fragmm. P. 193 – 195, vergleiche jetzt noch Raoul-Rochette Achilleïde p. 121. sq.). — Unser Verfasser bemerkt, seiner Deutung gemäß, über die Erechtheusschlange im Athenischen Heiligthume: „Auf der Akropolis im Erechtheion war sicher nur eine (Schlange), der sich schlängelnde Wasserlauf der Erechtheusquelle im Tempel selbst, der den heiligen Oelbaum bewässerte. Die Sage von Zweyen hatte ihre Wahrheit, sofern die ganze Erechtheussage ebensowohl von ganz Attika, namentlich von der Kephissosebene mit dem Olivenwalde galt; denn, wie schon erwähnt, der Kephissos, der den Olivenwald bewässert und bethaut, fließt in zwey Läufen (δράκοντες) durch die Ebene.“ — Wenn Hr. Forchh. und Hr. Schwenk den Erichthonios als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreiche nahmen, so haben sie, besonders in Betreff des ersten, den Sprachgebrauch selbst auf ihrer Seite, denn Eustathius (in Iliad. B. 546. p. 229) bemerkt ausdrücklich und gerade im Artikel vom Erechthonios als Autochthonen, daß dieser Ausdruck auch von leblosen Erzeugnißen gebraucht werde, und führt als Beyspiel αὐτόχθονα λάχανα an. Daraus wird gelegentlich bemerkt der Witz in der Stelle Lucian's (Philosopseud. 3. p. 31. Wetst.) deutlicher: Ἀθηναῖοι δὲ τὸν Ἐριχθόνιον ἐκ τῆς γῆς ἀναδοθῆναί φασι, καὶ τοὺς πρώτους ἀνθρώπους ἐκ τῆς γῆς Ἀττικῆς ἀναφῦναι, καθάπερ τὰ λάχανα. Der angeführte Erklärer des Homer findet in den Worten des Dichters: τέκε δὲ ζείδωρος ἄρουρα die Bezeichnung des Erichthonios als eines Autochthonen im Gegensatz gegen Kekrops, den viele für einen Einwanderer aus der Fremde hielten. — Wir haben oben gesehen, daß auch Hr. Forchh. in jenem attischen Wesen den Begriff des Autochthonen findet. Darüber sollte aber, wenn von diesem Wesen überhaupt die Rede ist, nicht vergessen werden, daß Erichthonios auch das Vorbild des die Erde aufreißenden Ackermanns ist, und insofern dem Worte nach dem Ἐρυσίχθων (von ἐρύω und χθών) d. i. dem Erd-Aufreisser, dem Pflüger, sich gleichstellt, wie denn der Pflug und der Pflugstier ἐρυσίχθων in alter Sprache genannt werden (Preller Dem. u. P. S. 331). Im Etymol. magnum (p. 336 Lips. p. 371 Heidelberg.) heißt es: Ἐριχθεύς, ὁ Ἐριχθόνιος καλούμενος ἀπὸ τοῦ ἐσπᾶσθαι εἰς τὴν ἔραν (das Etymol. Gud. p. 207. hat ἀπὸ τοῦ ἐπάρθαι εἰς τὴν ἔραν, ὅ ἐστι τὴν γῆν. Es ist wohl in beyden zu lesen: ἐσπάρθαι) das Etym. magn. —: ἢ παρὰ τὸ ἐρέικω, Ἐρεχθεὺς κύριον, παρὰ τὸ διασχίσαι αὐτὸν τὴν γῆν, worin die Beschreibung des die Erde aufreißenden, pflügenden Feldbauens deutlich vorliegt. — Erichthonios nähert sich auch in Begriff und Namen dem Hermes, dem Hades-Pluton und der Persephone, denn χθόνιος, ἐριχθόνιος und ἐριούνιος sind Synonyma und obwohl dem Hermes das Epitheton ἐριούνιος (von ἔρι sehr und ὀνῶ ich nutze vergl. Preller S. 202. Hermes) vorzugsweise zukommt, so wurde doch auch Hermes mit dem Beynamen Erichthonios bezeichnet. Die beyden Eriunischen Götter (δύο τοὺς Ἐριουνίους), welche in einer Pest das Orakel zu sühnen befiehlt (beym Antoninus Liberalis aus Nicander XXV. mit Munker und Verheyk p. 166) sind Pluto und Proserpina; und so sind alle diese Wesen in den Begriffen und Anschauungen von unterirdischen, den cerealischen Reichthum heraufsendenden Mächten, aber auch von Todesgottheiten mit einander verwandt. Ist uns nun aber im Erechtheus-Erichthonios eine Persönlichkeit gegeben, Dämon, Gott oder Mensch, nun so werden wir auch Gedanken und Empfindungen in ihm voraussetzen müssen. Davon zeiget sich nun in den Darstellungen des Hrn. Forchh. keine Spur. Vielmehr waltet hier durchaus der pure Naturalismus, oder mit andern Worten ein physisch-localer Realismus vor. Damit sollen diesem Schriftsteller viele geistreiche Gedanken über die Mythen der Vorwelt, ja selbst manche tiefe Blicke in das Wesen des Mythus überhaupt nicht abgesprochen werden; aber wenn wir ihn dennoch einer materiellen Einseitigkeit anklagen, so werden uns die aus seinem Buche angeführten Proben, denke ich, hinlänglich rechtfertigen. —

(Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Jänner.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove ꝛc.

(Fortsetzung)

Eine besondere Berücksichtigung gebührt einigen, von den wässerigen ganz verschiedenen Meteoren, nämlich: a) den Aerolithen, deren Geburtsort nach dem dermaligen Stande der Kenntnisse nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann; b) den Sternschnuppen, deren periodisches Erscheinen am 12., 13., 14. November erwiesen ist. Ihre Höhe reicht bis gegen 100 Meilen, ihre Bewegung ist der Richtung der Bewegung der Erde entgegengesetzt, sie scheinen von Einem Punkte auszugehen, und ihr Ursprung ist außer der Atmosphäre zu suchen; c) dem Nordlichte. Es entsteht (nach Vielen) an der äußern Gränze der Atmosphäre, nimmt Theil an der Achsendrehung der Erde, die Corona desselben fällt in die Richtung der Magnetnadel, bringt dieselbe in unruhige Schwingungen, und verräth dadurch einen Zusammenhang zwischen sich und der magnetischen Vertheilung auf der Erde, woraus wir zu dem Schlusse berechtigt werden, „daß der Erdkörper nicht bloß der todte Träger eines außer ihm sich gestaltenden Lebens sey, sondern daß er selbst in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen thätig mit eingreift.“

In Rücksicht des Leuchtens des Nordscheines ist wohl Faraday's Annahme desselben als eines magneto-elektrischen Phänomens die einfachste.

Diese magnetische Einwirkung leidet aber eine tägliche Veränderung, geht parallel an verschiedenen Orten, hat ihre Pole an den kältesten Punkten der Erde, wird durch momentane Veränderung der Temperaturvertheilung gestört, welches Alles die Verbindung derselben mit der Temperatur-Vertheilung nachzuweisen scheint.

Für die Erkenntniß des Gesammtlebens der Erde ist dieses Verhältniß der magnetischen und thermischen Vertheilung von hoher Wichtigkeit. Während aber jene seit 200 Jahren sich wesentlich verändert hat, scheint dieses constant geblieben zu seyn. Daher können die Veränderungen der magnetischen Vertheilung nur auf die der Wärmevertheilung zurückgeführt werden.

Die II. Abtheilung führt die Aufschrift: „Ueber die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre.“ Der Hr. Verf. behandelt in dem ersten Abschnitte die barometrische, die thermische und atmische Windrose, und zeigt, daß

1. in Rücksicht der barometr. Windrose die Abhängigkeit des Barometerstandes von dem herrschenden Winde als so bestättiget angesehen werden könne, daß es passend scheint, den Barometerstand als eine Funktion der Windesrichtung anzusehen. Die für Berlin von H. v. Buch, so wie die von H. Burkhardt für Paris berechneten Resultate weichen von den beobachteten immer nur um einige Hunderttheile einer Linie ab, und die in den Annalen der Chemie und Physik angegebenen von dem Hrn. Verf. berechneten 10jährigen Beobachtungen sprechen für ein continuirliches Abnehmen der Barometerstände vom höchsten Stande aus nach dem niedrigsten hin auf beyden Seiten der Windrose.

2. Jede Temperatur ist bedingt durch die Windesrichtung und die Jahreszeit. Man nähert sich der Wahrheit, wenn man die Temperaturverhältnisse der Winde in einzelnen Monaten bestimmt, und das aus den 12 monatlichen Mitteln eines Windes bestimmte jährliche Mittel als die diesem Winde ent-

sprechende Temperatur ansieht. Dann stimmen aber auch der Gang der Temperatur und der Vertheilung des Druckes in der Windrose auffallend zusammen. Der Hr. Verf. setzt die Extreme in SW. und NO. so, daß das thermische Maximum und barometrische Minimum auf SW., das thermische Minimum und barometrische Maximum auf NO. fallen. Eine diese Punkte verbindende Linie heißt ihm die Achse, die Seite von SW. durch W. N. NO. die westliche, die von NO. durch O. und S. bis SW. die östliche Seite der Windrose.

3. Die atmische Windrose stellt die Verhältnisse der Elastizität des Wasserdampfes zu den Winden dar. Zu dieser Untersuchung stand nur eine dreyjährige Beobachtung von London zu Gebot; aber es zeigt selbst in dieser kurzen Zeit die Vertheilung der Elasticität des Wasserdampfes selbst in den vierteljährigen Mitteln eine solche Regelmäßigkeit, daß sie einiges Zutrauen zu verdienen scheinen. (S. 100 – 120.)

Im zweyten Abschnitte behandelt H. V. das von ihm zuerst in die Meteorologie eingeführte Gesetz der Veränderung der Windrichtung, von ihm „Drehungsgesetz" genannt. H. V. sucht allererst dieses Gesetz theoretisch abzuleiten. Da sich nämlich die Rotations-Geschwindigkeiten verschiedener Punkte verhalten wie die Radien der Parallelkreise, unter welchen sie liegen, so wird die von den Polen nach dem Aequator getriebene Luft sich mit einer kleineren Geschwindigkeit nach Osten drehen als die Orte, zu welchen sie kömmt, scheint daher von O. nach W. zu fließen, und wird um so mehr abgelenkt, je größer der Unterschied der geographischen Breite dieser Orte ist. Daher geht auf der nördlichen Halbkugel ein N. bey allmähligem Fortrücken durch NO., in der südlichen aber ein S. zu O. über.

Aus der Betrachtung aller Erscheinungen folgt, daß bey der Abwechslung der Polar- und Aequatorial-Ströme sich der Wind in der nördlichen Erdhälfte drehe im Sinne S. W. N. O. S., in der südlichen im Sinne S. O. N. W. S. Daher in der tropischen Zone bey dem Mangel an Aequatorialströmen gar keine vollständige Drehung (= Passat-Winde) und durch die eigenthümliche Vertheilung des Festen und Flüssigen = Moussons, und in der gemäßigten Zone das Eintreten des Drehungsgesetzes in obigem Sinne.

Daß dieses Gesetz wirklich Statt habe, beweisen die an verschiedenen Orten der nördlichen sowohl als südlichen Halbkugel gemachten Beobachtungen, welche H. V. mit großem Fleiße gesammelt, und zu seinem Zwecke benützt hat. (S. 121 – 138).

Im dritten Abschnitte geht der H. V. über zu den Gesetzen, nach welchen Barometer, Thermometer und Hygrometer sich verändern, und es ergiebt sich, α) daß für die nördliche Halbkugel die berechneten Beobachtungen von Paris, London, Danzig, Gunzenhausen und Holland das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. SO. und Südwinden, geht bey SW. aus Fallen in Steigen über, steigt bey W. NW. und Nordwinden, und geht bey NO. vom Steigen zum Fallen über, bestättigen, und es hängt das Steigen und Fallen bey verschiedenen Winden innig mit der mittleren Vertheilung des atmosphärischen Druckes in der (barometrischen) Windrose zusammen. — Für die südliche Halbkugel hingegen gilt nach Galle's auf zwey Reisen mit dem Schiffe Prinzeß Louise gemachten Beobachtungen das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. NO. und Nordwinden, geht bey NW. vom Fallen zum Steigen über, steigt bey W. SW. und Südwinden, und geht bey SO. vom Steigen zum Fallen über.

β) Für die Veränderungen des Thermometers gilt in der nördlichen Halbkugel das Gesetz: Es steigt bey O. SO. und Südwinden, geht bey SW. aus Steigen zum Fallen über, fällt bey W. NW. und Nordwinden, und geht bey NO. vom Fallen zum Steigen über.

γ) Die Elasticität des Wasserdampfes nimmt zu bey O. SO. und Südwinden, ihre Zunahme geht bey S. W. in Abnahme über, nimmt ab bey W. NW. und Nordwinden, und bey NO. geht ihre Abnahme in Zunahme über, und

δ) für die Veränderung des Druckes der trockenen Luft ganz dasselbe Gesetz, wie oben in α. Es scheint daher, daß die Veränderungen der vornehmsten meteorol. Instrumente nichts als ein treuer Abdruck des Drehungsgesetzes sind (139 – 167).

Es entsteht natürlich die Frage, ob die Hy-

drometeore das gefundene Gesetz unterbrechen oder bestättigen. Und dieß ist's, was H. V. im vierten Abschnitte untersucht.

Wenn (nach Hutton) bey Vermischung verschieden erwärmter mit Feuchtigkeit gesättigter Luftmengen jedesmal ein Niederschlag entsteht, indem dadurch die Temperatur der Luft bis zum Condensationspunkt des Wasserdampfes erniedrigt wird, so geschieht dieß entweder a) an dem erkalteten Boden selbst, oder b) dadurch, daß horizontal fortfließende Luft durch ein mechanisches Hinderniß gezwungen wird, in die Höhe zu steigen, oder c) daß der Boden nach der Höhe erkältend oder erwärmend wirkt, oder d) durch Vermischung der Winde. Von diesen Niederschlägen stehen die drey ersten in mittelbarem, die vierte in unmittelbarem Zusammenhange mit den Veränderungen des Barometers.

Der Niederschlag durch Vermischung der Winde ist der häufigste. Die Beobachtung lehrt aber, daß es zwey einander entgegengesetzte Winde giebt, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, einen nördlichen und einen südlichen Strom, so, daß an der Westseite ein Uebergang des südlichen in den nördlichen, an der Ostseite des nördlichen in den südlichen ist. Das Verdrängen des nördlichen durch den südlichen geschieht zuerst in der untern, das des südlichen durch den nördlichen zuerst in der oberen Gegend der Atmosphäre. Die Gegenwirkung dieser Ströme giebt alle Mittelwinde. Die Extreme fallen aber nicht auf N. und S., sondern mehr auf NO. oder O. und auf SW. oder W., so wie die Vergleichung der Beobachtungen an 40 Orten zeigt, daß die Maxima an 15 Orten (im nordöstlichen Europa) auf O. und W., an 14 (im südwestlichen Europa) auf NO. und SW. und etwas verschieden an den übrigen Orten fallen.

Betrachtet man diese Erscheinungen in theoretischer Beziehung auf das Drehungsgesetz, so wird sich das Charakteristische dieser Ströme immer auf die Temperaturverhältnisse und die Art der Einwirkung von Seite der Erde zurückführen lassen. Hr. Verf. untersucht diese Ströme in Rücksicht auf den Druck, auf die Richtung, auf die Intensität und die Feuchtigkeit, die Veränderung der Richtung, das Verdrängen derselben durch einander, und es ergeben sich unter andern die merkwürdigen Resultate: a) Der südliche Wind wird in den obern Schichten nur dann den nördlichen verdrängen, wenn dieser beynahe O. geworden. Diese Veränderung muß sich also darstellen als eine Drehung im Sinne O. SO. S. u. s. w.; b) der warme leichte Wind wird durch den kalten schweren auf der Westseite rascher verdrängt, als der kalte schwere durch den warmen leichten auf der Ostseite (168 – 196).

Natürlich wird H. V. nun hinübergeführt zu der Untersuchung des Zusammenhanges der Niederschläge mit dem Stande der meteorol. Instrumente. Er unterscheidet zu diesem Zwecke Niederschläge des Stromes und Niederschläge des Ueberganges, und findet: 1) daß die relative Anzahl der Niederschläge auf der Westseite größer seyn müsse, als auf der Ostseite, und zwar am größten zwischen S. und W., 2) daß im Winter die Anzahl der Niederschläge des Verdrängens größer als im Sommer, 3) auch der Zusammenhang des Ganges der meteorolog. Instrumente mit den Hydrometeoren viel entschiedener hervortrete, 4) und die Niederschläge auf der Westseite höher hinaufrücken als im Sommer, 5) das Barometer während des Regens auf der Westseite stark steige, auf der Ostseite falle, 6) bey Niederschlägen zwischen SWW. weder entschieden steige, noch falle, von W. nach N. stark steige, mit SO. und S. stark falle, 7) bey Regen mit O. falle, mit W. steige, 8) während des Regens niedriger stehe, als der barometrische Werth des Windes, 9) bey Schneefällen am tiefsten unter dem allgemeinen Mittel des Windes (197 – 206).

In Rücksicht der Temperatur ergab sich, daß die Temperatur eines Regenwindes der Westseite niedriger, der Ostseite höher als die mittlere Temperatur dieses Windes ist.

In Rücksicht der Feuchtigkeit der Luft erzeugt die absolut feuchte Luft in einer bestimmten Höhe eine Wolkenbildung, und es muß auf der Westseite Einfallen des kälteren Windes, Wolkenbildung, Niederschlag und Steigen des Barometers zusammenfallen, auf der Ostseite aber ist die Wolkenbildung früher als der untere bemerkbare Wind. Auf jener geht die Wolkenbildung von unten nach oben, auf dieser von oben nach unten.

Der Anfang des Regens ist eine Vergrößerung

der Wolke nach Unten, er fällt oben sparsamer als unten, indem die ganze zwischen der Wolke und dem Boden befindliche Luftschichte dem Zustande der Sättigung zugeführt, an den herabfallenden Tropfen neuer Dampf niedergeschlagen, und der Tropfen also vergrößert wird. Die Pariser Beobachtungen von 1818 bis 1832 geben in dieser Hinsicht einen jährlichen Unterschied von 64,062 Millimètres, welcher aber im Winter beträchtlicher ist, als im Sommer.

Die Theorie der Gewitterbildung „mußte seit Volta den harten Dienst unter der Electricität durchmachen. Die Spuren dieser unglücklichen Herrschaft finden sich noch in den mannigfaltigen Hypothesen. Aber schon Deluc und Seaussure haben gezeigt, daß Wolken nicht Magazine von Electricität sind."

Da die Wolke selbst kein Product, sondern ein Proceß ist, und nur besteht, indem sie entsteht und vergeht, so wird sie desto stärker elektrisch, je lebhafter dieser Proceß eingeleitet ist, und es ist daher zum Hervortreten einer starken elektrischen Spannung eine plötzliche Wolkenbildung (Niederschlag) nothwendig. Weil nun die größten Temperaturdifferenzen sich bey S. SW. und N. NO. ergeben, und ein plötzliches Vermischen am leichtesten dadurch geschieht, daß der kalte Wind dem wärmeren folgt, so muß eine Drehung S. W. N. erfolgen. Daher wird vor dem Gewitter ein südlicher, nachher ein nördlicher Wind wehen, und wegen des ersten in der Höhe der Atmosphäre eine bedeutende Temperaturerhöhung Statt finden. Wenn daher alle diese Erscheinungen richtig zusammengefaßt werden, so sind sie eben so, wie Bewegungen der meteorologischen Instrumente zu der Zeit, wo überhaupt Niederschläge beobachtet werden, nichts anders als ein einfacher Ausdruck des Drehungsgesetzes (S. 196 — 242).

In dem fünften Abschnitt beschäftiget sich H. V. mit Betrachtungen über die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre, ausgehend von den Windstillen und ihrer Regenzone zu den Passat- und den subtropischen Zonen. Aus dem Ineinandergreifen der Gegend der Windstillen und der Zone der constanten Passate entstehen intermittirende und alternirende Winde (Westmoussons der Linie). Diese Winde sind offenbar das Erzeugniß der vom Aequator abnehmenden Rotationsgeschwindigkeit der Erde und der erwärmenden Wirkung der Sonne. Wie H. V. die Gesetze zuerst theoretisch aus dem Drehungsgesetze ableitet, so bestättiget er dieselben mit großem Scharfsinne aus den gesammelten Angaben der Geographen und Seefahrer.

2) Daß es zwey einander entgegengesetzte Luftströme, einen nördlichen untern und einen südlichen oberen gebe, zeigt Theorie und allgemeine Erfahrung. Durch ihre wechselseitige Verdrängung werden die Witterungserscheinungen unserer Gegenden vorzugsweise bedingt, und ein barometrisches Minimum ist die Erscheinung des Südstromes, ein Maximum die Erscheinung des Nordstromes.

3) In Rücksicht des Minimums zeigt H. V. aus den am 24. December gemachten Beobachtungen, daß wir uns im Südstrome befanden, das Minimum in der Richtung des SW. Stromes fortrückte. Dieses Fortrücken stellt sich an einem bestimmten Orte dar als stürmischer Durchgang durch das Minimum der Windrose, also als eine Drehung O. SO. S. SW. W.

4) Die mittlere Windrichtung in der gemäßigten Zone ist im allgemeinen im Sommer W., im Herbst und Winter SW., im Frühling NW., die mittlere Windrichtung der nördlichen gemäßigten Zone eine südwestliche, die der südlichen aber eine nordwestliche (S. 243 — 298).

In dem letzten sechsten Abschnitt sucht Hr. V. die Witterungserscheinungen der einzelnen Zonen in allgemeinen Umrissen darzustellen. Für die Gegend der Moussons sind zuerst die Regen zu bemerken, welche an Mächtigkeit denen der eigentlichen Regenzone nichts nachgeben, indem sie in 24 Stunden manchmal die Höhe von 7 — 8 Zolle erreichen. Werden sie von südlichen Winden mit westlicher Ablenkung herbeygeführt, so werden die mächtigsten Niederschläge auf der Westseite der Gebirge zu erwarten seyn.

(Schluß folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove ꝛc.

(Schluß.)

Steigen die feuchten Luftströme an den Gebirgen auf, so wird die Regenmenge schnell nach der Höhe hin zunehmen, und jenseits der Gebirge nichts mehr herabfallen. Bey dem Umsetzen des SW. Mousson in den NO. Mousson werden an der Ostseite der Gebirge, vorzugsweise zu Anfang, mächtige Niederschläge eintreten, wie dieß durch die Beobachtungen vollkommen bestättiget wird.

Der barometrische Druck nimmt schnell mit der Breite zu, aber unmerklich in der Höhe ab. Der Druck der Dampfatmosphäre wird in Vergleich mit dem im mittleren Europa wesentlich modificirt, und zwar durch die veränderte Windrichtung, die in Europa (Aspenrade) im Sommer nördlicher ist als im Winter, während in Benares das Entgegengesetzte und zwar in äußersten Extremen Statt findet. In Rücksicht der Temperaturveränderungen geht aus den Beobachtungen an 26 Orten von 33° 49′ nördlicher Breite bis 31° südlicher Breite hervor, daß bey zunehmender nördlicher Declination der Sonne der NO. Mousson seine abkühlende Kraft verliert, und die bisher allmählig wachsende Temperatur plötzlich so bedeutend steigt, daß der der Sonne folgende SO. Passat als SW. Mousson in die Windstille eindringt, woraus sich die Erscheinungen dieser Zone erklären. Die relative Feuchtigkeit dieser Zone ist am niedrigsten im July und August, am höchsten im April und May (S. 290 — 326).

Für die Gegend der Passate gelten die Regeln: Der Luftdruck nimmt gegen die Wendekreise zu, das Maximum der Temperatur fällt in einige Entfernung dieß- und jenseits der Calmen, die Elasticität des Wasserdampfes nimmt von dem Aequator in einem noch auszumittelnden Verhältniß ab. Dasselbe gilt von den continuirlichen Regen der Calmen. An den Grenzen der Tropen tritt, je weiter wir uns von ihnen entfernen, die Winterregenzeit immer mehr in zwey durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima auseinander, welche in Deutschland in einem Sommermaximum wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört (327 — 331).

In der gemäßigten Zone lehren die 10jährigen Pariser und Howard's 12jährige Beobachtungen bey London, daß die südlichere mittlere Windrichtung des Jahres in Paris eine weit bedeutendere Temperaturerhöhung bewirkt als der indifferente West in London. Eben so sind die Wirkungen im Winter und Herbst gesteigert, und der Unterschied der thermischen Windrosen dieser Städte zeigt, warum in Paris der W. im Sommer eine stärkere Abkühlung bewirkt, als der WNW. in London.

Eine Veränderung der mittleren Windesrichtung oder der Vertheilung der Wärme in der Windrose kann eine Veränderung des Klima's bewirken. Eine klimatische Aenderung, die nicht rein lokal ist, scheint sich in der Beziehung des Beobachtungsortes zu den ihn umgebenden kund zu geben, und da der unzweydeutigste Ausdruck dieser Beziehung die barometrische Windrose ist, so werden solche von Zeit zu Zeit berechnete Windrosen eine Andeutung dafür geben (332 — 342).

In der kalten Zone hat den Beobachtungen gemäß der Wind auf die Temperatur und das Barometer wenig Einfluß, er selbst ändert sich wenig ab, obschon seine mittlere Richtung in Port Bowen

auf die Südseite, in Melville auf die Nordwestseite fällt. Feuchte Niederschläge finden bey niedrigem Barometer Statt. „Die ganze Luftmasse dieser Gegenden scheint nämlich wie ein luftiger Gletscher dem Andrange der Aequatorialströme zu widerstehen, und ihnen vielleicht nur in den eigentlichen Sommermonaten und nur vorübergehend ein Eindringen zu gestatten. Die Richtung aber, nach welcher hin diese Masse langsam abfließt, wird die Temperatur der begrenzenden gemäßigten Zone wesentlich modificiren“ (S. 343).

Mit wahrem Vergnügen hat Ref. den Inhalt dieses Werkes angezeigt. Es ist mit so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Fleiß geschrieben, daß es gewiß zu den gehaltreichsten, die je zu Gunsten der halbaufgegebenen Meteorologie geschrieben worden sind, gezählt werden darf. Der Inhalt desselben ist aber so reichhaltig, und die Darstellung oft so gedrängt, daß es unmöglich ist, besonders inner den Grenzen, in welchen eine Zeitschrift sich bewegt, einen vollständigen Auszug zu liefern. Referent wird daher sehr zufrieden seyn, wenn er durch seine Anzeige nur das Lesen und Studium dieses Werkes veranlaßt hat. Gewiß wird jeder Sachkundige sich mit Ref. freuen, daß endlich wieder eine Zeit gekommen ist, in welcher an die Stelle der Legion unzuverläßiger Witterungsregeln, Wetterprophezeyungen u. dgl. ernstes wissenschaftliches Studium der meteorologischen Erscheinungen durch Männer wie v. Humboldt, v. Buch, Kämtz, Dove u. aa. eingeleitet wird. Referent wünscht nur, daß Hr. V. sich durch anderweitige, wenn auch gleich wichtige und unter seiner Behandlung höchst interessant werdende Untersuchungen, nicht ganz der Vormundschaft über die noch unmündige Meteorologie entfremden lassen möge.

Tabellarische Uebersicht der specifischen Gewichte der Körper. Ein alphabetisch geordnetes Handbuch für Freunde der Naturwissenschaften, insbesondere für Chemiker, Physiker ꝛc. Von Rudolph Böttger, Docent der Physik und Chemie beym physikalischen Verein in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. bey Brönner 1837.

Der Verf. bemerkt in einem Vorwort sehr richtig, daß in den meisten Handbüchern der Chemie und Physik nur die spec. Gewichte einiger Körper, und diese zum Theil mangelhaft, angegeben sind, und daß selbst in größern chemischen und physikalischen Wörterbüchern in diesem Betreff Verwechslungen und Unrichtigkeiten nicht selten sind. Er machte sich deshalb die Aufgabe, alle vorhandene, das spec. Gewicht der Körper betreffende Materialien zu sammeln, und das Richtige, wo möglich von dem Schwankenden und Falschen zu sichten. Der Bequemlichkeit im Aufsuchen wegen, ist eine alphabetische Ordnung gewählt worden. Wie gewöhnlich ist bey den tropfbar-flüßigen und festen Körpern das destillirte Wasser = 1,000, bey den Gasen und Dämpfen dagegen die atmosphärische Luft bey einer Temperatur von 0° R. und einem Barometerstande von 28 Pariser Zollen = 1,000 und bey den Gewichtsbestimmungen der Planeten die Erde = 1,0000 angenommen worden.

Die Temperaturgrade sind sämmtlich auf Grade des 80theiligen Thermometers reducirt worden.

Es ist auch eine vergleichende Tabelle des Fahrenheit'schen, Celsius'schen und Reaumur'schen Thermometers beygegeben, und eine Uebersicht der Grade der Araeometer-Scalen von Beaumé und Beck mit den diesen Graden entsprechenden specifischen Gewichten.

Eine so mühsame Arbeit ist gewiß mit Dank aufzunehmen und wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. die neuesten oder mit vorzugsweise guten Instrumenten angestellten Beobachtungen besonders hervorgehoben oder bezeichnet hätte, was ihm gewiß nicht schwer gewesen wäre.

Auch hätte sich Manches wohl kürzer geben lassen und manche Angabe wegbleiben können. So finden sich z. B. beym kohlensauren Kalk die Angaben von Phillips, Beudant, Leonhard und Mohs, beym Kalkspath werden die von Brisson, Baumgartner und Karsten angeführt und nun kommt noch für blättrigen Kalkstein eine Angabe von

Kirwan. Bey Manganspath ist nur auf das Kiesel-Manganerz hingewiesen und das kohlensaure Manganoxydul findet man nicht unter Manganoxydul, sondern unter Manganoxyd. Hier stehen zwey Angaben von Leonhard und Mohs; es hätte auch die von Breithaupt angeführt werden, oder eine Hinweisung gegeben werden sollen, daß es unter den Karbonspäthen beym manganischen Karbonspath vorkommt. Für Asbest und Asbestartigen Strahlstein sind nur Angaben von Kirwan gegeben und beym Bergkork steht eine Angabe von Muschenbröck mit 0,630. Beym Pistazit findet sich nur eine Angabe und auf Epidot ist nicht verwiesen u. s. w. Man sieht, daß die Synonymik einem solchem Werke viele Schwierigkeiten entgegensetzt, und daß man wohl mit ihr vertraut seyn muß, um es in der Art anzufertigen, daß es für Jeden mit gleichem Nutzen brauchbar ist. —

Druck und Papier sind sehr schön.

Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. Von Med. Dr. Ritter von Holger. Aus der Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. A. Baumgartner und Dr. J. Ritter von Holger. Wien bey Heubner. 1837. H. 4.

Der Verfasser hat in einer frühern Abhandlung (H. 2.) über den Gurhofian dargethan, daß dieses Mineral wesentlich Dolomit sey, und daß es als ein Product der Zerstörung des Serpentins gelten müße. In Beziehung auf die Bildung desselben heißt es in jener Abhandlung:

„Der Serpentin gehört als Gemenge der drey Mineralspecies Feldspath, Schillerspath und Granat der Geognosie an, der Gurhofian steht aber weder mit dem Gemenge an und für sich, noch mit der Hervorbildung einer der 3 Species aus diesem Gemenge in irgend einer Beziehung und gehört daher der Geognosie nicht mehr an. Der Dolomit ist keine Felsart, kein Gemenge, sondern eine wahre Mineralspecies — —; der Gurhofian gehört, in

wie ferne er seinem Wesen nach Dolomit ist, gleichfalls der Oryktognosie an. Da er aber seiner Entstehung nach abnormes Product ist, welches nur entstehen kann, wenn die Thätigkeit, durch welche sich der Serpentin bildet und mit seine wesentlichen Eigenschaften erhält, in Folge eigenartiger, äußerer Einflüße regelwidrig wirkt und daher nur aus theilweiser oder gänzlicher Zerstörung des Serpentins hervorgeht, so gehört er einer neuen Wissenschaft, der Pathologie des Mineralreichs an, die, wenn sie schon bis jetzt nicht gebildet ist, doch bald entstehen muß, weil die Körper, welche ihr angehören, mögen sie nun als Felsarten oder als Species betrachtet werden, immer am unrechten Orte stehen und als Hindernisse der streng logischen Entwicklung und Durchführung irgend eines oryktognostischen oder geognostischen Systems angesehen werden müssen, und wirklich als solche erscheinen.“

Hier wird also die erste Idee der Pathologie des Mineralreichs ausgesprochen.

In derselben Abhandlung werden Analysen des mit dem Gurhofian vorkommenden Serpentins angegeben. Das Resultat ist:

Feldspath	36,6
Kieselerde	4,2
Thonerde	5,5
Eisenoxydul	19,1
Kalkerde	1,3
Talkerde	29,5
Wasser	3,8
	100,0

Man ersieht deutlich, daß dieses ein Serpentin ganz eigener Art ist. Es ist sehr wahrscheinlich ein kranker Serpentin. — Die Pathologie des Mineralreiches macht nun der Verf. im 4. Heft der genannten Zeitschrift zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung.

Wir gestehen, daß wir diese Abhandlung an gegenwärtigem Orte nicht erwähnt hätten, wenn es uns nicht räthlich schiene, unhaltbaren Neuerungen und Irrlehren bey Zeiten entgegen zu treten.

Nachdem in der Einleitung bemerkt wird, daß die Mineralien eine Lebenskraft haben, oder eine sie bildende und erhaltende Kraft, welche, da sie ähnliche Erscheinungen, wie die organische Lebens-

kraft hervorbringt, von dieser nicht wesentlich verschieden seyn kann, daß diese Lebensthätigkeit bestimmten Gesetzen folgen muß, daß die äußern Einflüße, welche im Stande sind, sie zu zerstören, auch vermögend sind, so auf sie einzuwirken, daß sie regelwidrig zurückwirkt, so gelangt der Verf. zu dem Schluße, daß es also Krankheiten der Mineralien gebe, welche jedoch keine dynamischen, sondern nur organische seyn können. Es giebt also auch eine Pathologie der Mineralien.

Von den Ursachen der abnormen Zustände, von der Aetiologie der Mineralien, meynt der Verf., können wir nicht viel wissen, doch werden als besonders schädliche Potenzen angeführt: der Sauerstoff der Atmosphäre, das Wasser, besonders das Gefrieren des Wassers in den Zwischenräumen, aufgelöste mineralische Substanzen, erdige gemengte Mineralien, welche lange der Einwirkung der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, vulkanische Wärme ꝛc. — Es kommt hier eine Anmerkung vor, in welcher gesagt wird, daß der Graphit ein Zerstörungsproduct der Hornblende sey. Es heißt nämlich: Der in Niederöstreich so häufig vorkommende Graphit, oder das gemeinhin sogenannte Wasserbley tritt, wie ich bisher immer beobachtet, im Syenitgebirge auf und es läßt sich leicht durch eine vollständige Reihenfolge von entsprechenden Uebergängen nachweisen, daß er ein Zerstörungsproduct des Syenits, und wie demnächst anzustellende Analysen wohl beweisen dürften, der in selbem vorkommenden Hornblende sey. Bisher fand ich ihn vorzüglich entwickelt in solchen Schluchten, wo der Syenit beständig feucht erhalten wird, ohne daß Sonnenwärme einwirken kann, — — , hingegen verwittert derselbe Syenit an andern Orten, wo freyer Luftzug und Sonne einwirken kann, zu einer Eisenocker haltenden Erde, auch fand sich die Hornblende in den böhmischen Basalten unter ähnlicher Einwirkung immer zur ockerhaltigen Erde, nie zum Graphit verwittert."

Wir sind auf die versprochenen Analysen begierig, denn nach unserm bisherigen Wissen müßte es wunderbar zugehen, wenn die Hornblende, welche zufällige Spuren beygemengter organischer Substanzen abgerechnet, kein Atom Kohlenstoff enthält, eine Substanz erzeugen könnte, die, wie der Graphit, wesentlich nur Kohlenstoff ist; wenn übrigens die citirten Hornblenden von andern eben so abweichen, wie der Serpentin, woraus der Gurhofian entstand, von andern Serpentinen, so ist es wohl möglich, daß ein so räthselhafter Vorgang eine Erklärung finden werde. — Die neue Wissenschaft zerfällt hinsichtlich der abnormen Erscheinungen in 3 Abtheilungen und behandelt: 1) Mineralien, die durch ihre Mischung, 2) solche, die durch ihre Form abnorm geworden sind, und endlich 3) solche, die an und für sich normal beschaffen, durch eine regelwidrige Entstehung als abnorm in Beziehung auf jene gelten müssen, aus welchen sie hervorgingen.

In der ersten Abtheilung wird untersucht, was man unter normaler und abnormer Mischung und unter Species zu verstehen habe. — In Beziehung auf außerwesentliche Bestandtheile sagt der Verfasser: „So lange wir glauben, daß diese Nebenbestandtheile der normalen chemischen Verbindung nur zufällig beygemengt werden, etwa, weil sie zugleich aus der Auflösung, woraus sie krystallisirte, niedergeschlagen wurden, sind die Varietäten normale aber zufällig verunreinigte Mineralien. Wenn wir aber bey genauen auf diesen Punct gerichteten Beobachtungen einst einsehen dürften, es liege in der dem Mineral eigenen Kraft, daß es außer seinen wesentlichen Bestandtheilen noch andere aufnehme, statt der binären Verbindung, eine quaternäre darstelle, dann wären die Varietäten ohne weiters als abnorme Producte anzusehen." — Ueber diese etwas dunkeln Sätze verbreitet der Schluß des Abschnitts das nothwendige Licht, wo der Verf. seine originellen Ansichten über normale chemische Verbindung deutlich ausspricht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée et le Têtard de la Salamandre aquatique par Maur Rusconi. Avec 6 planches. Edition à cent exemplaires. A Pavie chez Fusi et Comp. Libraires. 1837. fol.

Die günstige Fügung, welche mich vor kurzer Zeit in den Besitz von mehreren frischgefangenen Proteus, aus der Adelsberger Grotte, setzte, veranlaßt mich zu einer etwas umständlicheren Anzeige der vorliegenden Schrift und zu einem näheren Eingehen in die Anatomie der Circulations- und Athmungsorgane, sowie der Geschlechtswerkzeuge der Proteusartigen Amphibien, welche trotz der reichhaltigen Untersuchungen der neuesten Zeit, vorzüglich von Deutschland und England aus, keineswegs noch erschöpfend gekannt sind. Das hohe, allgemein physiologische Interesse der Kreislaufs-, Athmungs- und Geschlechts-Organe dieser merkwürdigen Thiere mag eine ausführlichere Besprechung in diesen Blättern entschuldigen, gesetzt auch, daß bloß der Fachgelehrte hieran Antheil nähme.

Zuvor einige allgemeine Bemerkungen über diese neue Arbeit Rusconi's, der als fleißiger Beobachter und geschickter Zeichner hinreichend bekannt ist.

Der Titel verspricht viel mehr, als der Inhalt giebt.

Auf 60 Seiten Text, wovon ein beträchtlicher Theil der Erklärung der Tafeln gewidmet ist, giebt der Verf. einige wenige neue Bemerkungen über die Anatomie von Siren, wovon er ein Exemplar durch den Prinzen von Musignano erhalten hatte. Den größten Theil des Textes nimmt übrigens die eingewebte Polemik, vorzüglich gegen Cuvier, auch gegen Geoffroy St. Hilaire, Martin St. Ange und Dugès ein und diese ist in derselben, nicht ganz feinen, jedenfalls leidenschaftlichen Weise geführt, welche Rusconi's neuere Arbeiten, z. B. über die Entwickelung der Batrachier gegen Baer, auszeichnet. Dabey kehren mehrere Irrthümer aus der ältern Monographie des Proteus hartnäckiger und schärfer wieder und verdienen eine nachdrückliche Widerlegung. Das Auffallendste aber ist, daß unter den 6 Kupfertafeln nur 2 neue sind, und die Besitzer der älteren Monografia del Proteo anguino gezwungen werden, die vier älteren Tafeln, deren Stich durch die Mehr-Abdrücke natürlich etwas gelitten hat, und deren Illumination, namentlich der ersten Tafel, an 2 vom Verf. verglichenen Exemplaren ungleich weniger sorgfältig ist, noch einmal zu kaufen.

Den beyden neuen Tafeln jedoch muß man das Lob zollen, daß sie gut gezeichnet und vom Verf. selbst so gestochen sind, daß sie den älteren an die Seite gesetzt werden können, und jenen Ruhm bewähren, den sich die in Pavia erschienenen anatomischen Kupferwerke durch Scarpa, Panizza und den Verf. erworben haben.

Da diese beyden Kupfertafeln den wichtigsten Theil der Schrift ausmachen, und die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen fast ausschließlich in der Kupfererklärung enthalten sind, so will ich zuerst von diesen sprechen.

Auf Tafel V. ist ein weiblicher Proteus mit sehr entwickelten Geschlechtstheilen dargestellt. Früher hatte Rusconi die Eychen immer nur sehr klein, höchstens wie Mohnkörnchen gefunden; bey diesem Exemplar sind eine Menge Eyer sehr entwickelt und von der Größe kleiner Erbsen; der Abbildung nach

ist der Eyerstock und der (jetzt gewundene) Eyleiter ganz wie bey den Salamandern zur Zeit der Eyreife.

Der Verf. hat die feinere mikroskopische Analyse der Eyer nicht gegeben. Ich habe ein frisch getödtetes, weibliches Individuum darauf untersucht und folgendes gefunden.

Die Eyerstöcke sind ganz gebaut, wie bey Salamandra, Triton und bey den Batrachiern überhaupt; es sind zwey gleich lange, beutelförmige, längliche, hohle Säcke von gelblicher Farbe. Die größten Eyer des von mir untersuchten Individuums betrugen freylich nur eine halbe Linie Pariser Maaß, waren aber bereits gestielt und ragten frey in die Höhle des Ovariums herein. Rusconi hat das Maaß der Eyer nicht angegeben; nach der Abbildung in natürlicher Größe finde ich dieselbe bis zu 1 1/2 Linien. Das Stroma der Ovarien ist, wie bey allen Batrachiern, schwach entwickelt. Jedes Ey ist mit einem Chorion oder vom Eyerstock herrührenden Indusium überzogen. Die Dotterhaut ist ohne besondere Struktur; im Dotter fand ich bloß feine Molükeln, keine Fetttröpfchen, unstreitig wegen der noch geringen Entwickelung der Eyer. Das Keimbläschen ist groß und sehr deutlich und, ganz wie bey allen bisher von mir untersuchten nackten Amphibien, mit mehrfachen (zahlreichen) granulirten Keimflecken versehen. Bey einem 1/6 Linie großen Ey fand ich das Keimbläschen 1/15 Linie.

Allerdings wäre es sehr interessant, aus der Entwickelung der Geschlechtstheile die Fortpflanzungs-Zeit des Proteus wenigstens approximativ zu bestimmen. Rusconi hatte das abgebildete Individuum von Brocchi erhalten; es war gegen Ende November in Adelsberg gefangen worden und starb nach 2 1/2 monatlicher Gefangenschaft, während welcher es keine Nahrung erhalten hatte. Der Leib war schon beym Empfange des Individuums ziemlich angeschwollen, vergrößerte sich aber immer mehr. Rusconi schließt hieraus, daß die Paarung Anfang des Winters, die Ausschlüpfung der Jungen aber im Anfang des Frühjahres erfolge. Meine drey erwachsenen Individuen waren von mir hier in Erlangen Ende July gekauft und der Angabe nach 3 Wochen vorher in Adelsberg gefangen worden.

Das erwähnte Weibchen öffnete ich Ende August. Die Oeffnung eines Männchens verzögerte ich bis Mitte October. Die beyden einfachen, unten mit einem Anhang versehenen und denen der Landsalamander sehr ähnlichen Hoden, schienen mir etwas größer und mehr turgescirend als bey dem von Rusconi auf Tab. III. abgebildeten Männchen. Die vasa deferentia waren dünn und leer. Leider wurde meine Vermuthung, daß noch keine Samenthierchen gebildet wären, bestätigt und die Hoden enthielten nur eine feinkörnige Masse. Bey der großen Aehnlichkeit des Proteus im Bau der keimbereitenden Geschlechtstheile mit Salamandra und Triton, vermuthe ich auch eine nahe Verwandtschaft der Form ihrer Spermatozoen. Es läßt sich dieß freylich nicht mit Sicherheit voraussagen, da unter den ungeschwänzten Batrachiern, meinen Beobachtungen zufolge, z. B. bey Pelobates, bey Bombinator höchst verschiedene Spermatozoen, denen der Frösche durchaus unähnlich, vorkommen.

Die übrigen Figuren auf der fünften Tafel: Vergleichung des Schädels von Proteus mit Siren und Axolotl in Profil (beyde letztere nach Cuvier kopirt) sind nicht von Bedeutung. Recht gut und sorgfältig ist dagegen die Abbildung eines Exemplars von Siren intermedia. Dasselbe Thier geöffnet Fig. 2. Es war ein Weibchen. Von den übrigen Figuren dieser Tafel ist nur eine kopirt, nämlich der Schädel von Siren lacertina nach Cuvier. Die gegebenen Figuren betreffen Schädel-Ansichten und Kiemenapparat mit Zungenbein vom Proteus, von Siren intermedia, Land- und Wassersalamander, und besonders sorgfältig eine Darstellung der injizirten Kiemengefässe einer Salamanderlarve. Ich will mir nicht erlauben an der Ausführung einer solchen Injektion zu zweifeln, obwohl sie gewiß höchst schwierig ist.

Von besonderem Interesse wird immer die Anatomie des Gefäßsystems und der Athmungsorgane bleiben.

Ich war vor Allem begierig, über die Größe der Blutkörperchen etwas Genaueres zu erfahren. Rudolphi hatte in seiner Physiologie (Bd. 1. S. 146) bereits angegeben, daß ihm die Blutkügelchen des Proteus alle bis dahin gesehenen zu übertreffen geschienen hätten, und daß sie in der Größe denen des

Landsalamanders wenigstens gleich kämen; doch habe er das Mikrometer nicht angewendet. Später fand ich, daß Rusconi bereits in seiner älteren Monografia davon gesprochen habe; er fand sie in der Form denen der Viper, der Schildkröte, des Frosches und Wassersalamanders ähnlich, aber doppelt größer (Monografia del Proteo p. 77). Ich habe nun die Blutkörperchen von frischen Thieren genauer untersucht und mit dem Mikrometer gemessen und fand sie meist sehr länglich eyrund, schmal, 1/40 ja bis 1/30 Linie lang und circa 1/80 bis 1/100 Linie breit; die Kerne messen 1/200 bis 1/250 Linie. Die Blutkörperchen des Proteus sind also wirklich die größten aller bekannten Thiere, selbst noch einmal so groß als die des Landsalamanders und zweymal so groß als diejenigen vom Frosch und vom Rochen, welche, wie ich gefunden habe, eben so, wie die der Haifische, nur die Größe derjenigen der Frösche und übrigen schwanzlosen Batrachier haben. Die Blutkörperchen des Proteus sind mit freyem Auge als kleine Pünktchen sichtbar.

Es folgt aus diesen Beobachtungen, daß die Gefäße des Proteus sehr weit sind und dieß erleichtert auch die Injectionen.

Rusconi bringt in der vorliegenden Schrift jene baroke Behauptung wieder vor, nach welcher der Proteus keine Lungen habe. Er nennt diese Organe vésicules und giebt als Gründe für seine Behauptung folgendes an. Bey allen Batrachiern, Siren allein ausgenommen, seyen die Lungen völlig frey, während die vésicules des Proteus im Gegentheil mit den Organen der Generation durch eine Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet seyen. Die Arterie bilde kein Netz auf den Wänden, sondern gäbe nur einige Aeste und vertheile sich dann an den Zeugungsapparat ihrer Seite. Eben so öffne sich die Vene unter den Nieren in die Hohlvene. Die vésicules des Proteus hätten also kein eigenthümliches Gefäßsystem und demnach einen ganz andern Zweck, als das Blut zu dekarbonisiren.

(Schluß folgt).

Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. ꝛc.

(Schluß.)

Nachdem er bemerkte, daß die chemische Verbindung nicht ein blos zufälliges Zusammentreten mehrerer Körper, sondern ein durch bestimmte Gesetze geregelter Act der Natur sey und die Natur einen bestimmten Zweck dabey erreichen wolle, und daß der für uns erkennbare Zweck bey einer chemischen Verbindung kein anderer seyn könne, als die vollkommene Ausgleichung der entgegengesetzten Thätigkeit mehrerer Körper, so fährt er fort: „Daher ist jede Verbindung normal, welche von beyden Bestandtheilen nur Ein oder gleichviel Atome enthält, und jede abnorm, welche von einem derselben mehr Atome als von dem andern enthält, und zwar abnormes Product jener Species, die mit ihr dieselben Bestandtheile in dem Normalverhältniß hätte, wenn z. B. ein Mineral von der Zusammensetzung $\dot{C}\,Ca + \dot{C}2\,\dot{M}g$ (eine dem Verf. eigenthümliche Schreibart) vorkäme, so wäre dieses keine Species, sondern eine Abnormität der Species $\dot{C}\,Ca + \dot{C}\,\dot{M}g$, nämlich des Dolomits. Ebenso sind auch Mineralien in dem Grade abnorm, als sie mehr zusammengesetzt sind, weil die Natur hier, wo es darauf ankommt, eine dauernde Verbindung hervorzubringen (bey organischen Körpern findet das Gegentheil statt), einfache Zusammensetzungen vorziehen muß, durch welche dieser Zweck allein erreicht wird.“ Diesen Sätzen fehlt es nicht nur an einer wissenschaftlichen Grundlage, sondern sie stehen auch im Widerspruche mit dem, was der Verf. bey mehreren Gelegenheiten als normale Mischungen citirt, wie z. B. die Kohlensäure $\dot{C}$, das Eisenoxyd $\dot{F}e$, das Manganperoxyd $\dot{M}n$ ꝛc. da es sich doch deutlich herausstellt, daß nach dem eben angeführten die Kohlensäure als abnormes Kohlenoxydgas $\dot{C}$, das Eisenoxyd als abnormes Eisenoxydul $\dot{F}e$, das Manganperoxyd als sehr abnormes Manganoxydul $\dot{M}n$ betrachtet werden müßte. Auch scheint der Verf. nicht viel an die Natur gedacht zu haben, als er über ihre Zwecke schrieb; oder die Natur müßte sehr inconsequent

seyn, daß sie so ungeheuere Massen von Feldspath, Glimmer, Amphibol, Augit u. s. w. erzeugen konnte, da diese Mineralien mit dem Maßstab geprüft, welchen der Verf. der Natur aufdringen will, alle abnorm wären, und um wie viel mehr noch andere, wie z. B. Smaragd, Topas, Pyrop, Cordierit ꝛc., welche mit der Abnormität der Mischung noch die verbinden, daß sie gar nicht verwittern wollen, sondern eine eigensinnige Dauerhaftigkeit wahrnehmen lassen.

In der zweyten Abtheilung wird die wirkliche und scheinbare Abnormität der Krystallisation beleuchtet. Körnige und ähnliche Massen, an welchen Spuren von Krystallisation bemerkbar sind, werden normale Krüppel genannt. In Beziehung auf den Urkalk macht der Verf. den Geognosten einen Vorwurf. „Es war — sehr unwissenschaftlich, heißt es, daß die Geognosten einfache Mineralien, wo sie in großen Mengen vorkommen, und dadurch in ihrer regelmäßigen Ausbildung gehemmt bleiben, als Felsarten betrachteten, denn die größere oder geringere Menge kann ein Mineral nicht zur Felsart machen, sondern nur allein die Eigenschaft ein Gemenge zu seyn (!). Der Urkalk gehört daher als normaler Krüppel nicht der Geognosie, sondern der Oryktognosie an, hingegen müssen gemeiner Kalkstein und Kreide der Pathologie der Mineralien anheim fallen, nachdem im erstern die krystallisirende Thätigkeit auf ein Minimum herabgesetzt (!), in der zweyten ganz erloschen ist.“

Wenn man die Untersuchung consequent durchführt, was nach des Verf. Meynung zur Pathologie und zur Oryktognosie gehört, und deßhalb nicht in die Geognosie gehören darf, so kommt so ziemlich heraus, daß gar nichts in die Geognosie gehört. Als besonders abnorm werden die erdigen Mineralien angeführt. Von diesen heißt es, daß sie „als formlose, d. h. der Form nach todte, auf den höchsten Grad der Abnormität gekommene Körper sind, denn die Erden sind wenigstens mit freyem Auge (!) betrachtet Körper, deren kleinste Theile keine regelmäßige Form mehr haben, und gehören demnach alle der Pathologie des Mineralreiches an.“

Wir wollen des dritten Abschnittes nicht weiter erwähnen, er gleicht dem vorhergehenden vollkommen.

Am Schluße heißt es: „Wenn nach dem bisher Gesagten noch Jemand fragen sollte, welchen Nutzen eine Pathologie der Mineralien für die Wissenschaft bringen könne, so dürfte gar nicht ihr absoluter Werth angeführt werden, den sie so wie jede andere Erweiterung, jede mehr geregelte den Denkgesetzen angemessene Eintheilung unserer Kenntnisse ohne Widerrede in Anspruch nehmen kann, indem sich dieses von selbst versteht, und ihr praktischer Werth, bezüglich der Gründung und konsequenten Durchführung eines Mineralsystems, welches den Forderungen der Naturwissenschaft und der Logik gleichmäßig entspricht, uns näher liegt.

Wenn zu der ohnehin schon bestehenden Confusion in der mineralogischen Systematik noch die der Holger'schen Pathologie käme, so möchte man wohl von gar keinem Werthe eines Mineralsystems mehr reden, weder von einem theoretischen, noch von einem praktischen.

Für die Geognosie, sagt der Verf., hat die Pathologie der Mineralien noch darum einen eigenen Werth, daß sie den einfachen Mineralien, welche in großen Massen vorkommen, eine andere geeignetere Stelle anweist, und daher erlaubt, die gemengten Mineralkörper, die wahren Felsarten allein als Objekt der Geognosie anzusehen, wonach ein allgemeines Bildungsgesetz aus der Beobachtung derselben abgeleitet, die Geognosie zur Wissenschaft erhoben werden kann, und in der Darstellung der in den gemengten Mineralien erscheinenden Bildungsgesetze glücklicher seyn wird, als sie es bisher in der Nachweisung einer umfassenden und consequenten Theorie der Bildung des Erdkörpers gewesen ist.“ — Das ist ein wahrer Gallimathias! —

Wir halten es für überflüßig, das Unhaltbare und Unwissenschaftliche, welches fast allen neuern in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten zum Grunde liegt, im Detail darzulegen; es erhellt hinlänglich aus den citirten Textstellen, wovon der größte Theil wenigstens keiner Interpretation bedarf. Dem Verf. aber möchten wir rathen, sich von den gesunden Mineralien und den normalen Erscheinungen der Naturkräfte im unorganischen Reiche vorerst besser zu unterrichten, ehe er es unternimmt, seine sogenannte Pathologie weiter zu verfolgen, denn ehe man von kranken Zuständen spricht, muß man zuvor die gesunden kennen gelernt haben, sonst werden nur schiefe Urtheile zum Vorschein kommen.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von Gustav Rose. I. Band. Reise nach dem nördlichen Ural und Altai. Mit Kupfern, Karten und Holzschnitten. Berlin 1837. Verlag der Sander'schen Buchhandlung.

Das vorliegende Werk bildet eine Abtheilung zu einem größeren, welches v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose gemeinschaftlich herausgeben.

Der Verf. giebt in der Vorrede einige Fragmente aus A. v. Humboldts Einleitung seines noch ungedruckten astronomischen und magnetischen Tagebuchs, woraus man entnimmt, daß von Humboldt auf Befehl des Kaisers Nikolaus die Reise nach dem Ural, Altai ꝛc. unternahm, wohin ihn der Verf. mit Ehrenberg begleitete. Die Munificenz des Kaisers ebenso, wie das Hrn. v. Humboldt geschenkte Vertrauen erhellt aus dem Schluße des durch den Finanzminister Grafen von Cancrin an v. Humboldt überschickten pro memoria, wo es heißt: „Es hängt ganz von Ihnen ab, in welchen Richtungen, und zu welchem Zwecke Sie diese Reise ausführen wollen; der Wunsch der Regierung ist einzig der, den Wissenschaften förderlich zu seyn. So viel Sie können, werden Sie dabey dem Bergbau und dem Gewerbsfleiße Rußlands Nutzen schaffen.“ — Solche edle Anerbietungen, sagt v. Humboldt, und sie wurden alle auf einer lange dauernden Reise, von 14,500 Werften (über 2000 geographische Meilen) erfüllt, darf ich schon deshalb nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie auf eine erfreuliche Art das Zeitalter charakterisiren, in dem wir leben. Die Gunst, welche dem edlen Treiben des Einzelnen gespendet wird, strahlt von der Höhe der Wissenschaft auf ihn herab. Sie ist der lebendige Ausdruck der Achtung, die ein mächtiger Monarch dem fortschreitenden Wissen und dem wohlthätigen Einfluße dieses Wissens auf den Wohlstand der Völker schenkt. —

Die Reise wurde daher unter den günstigsten Umständen im Jahre 1829 unternommen. Ueberall fanden die Reisenden zu ihrer Aufnahme vorbereitete Wohnungen, Pferde u. s. f. und erhielten einen ausgezeichneten Bergbeamten, der deutschen und französischen Sprache gleich mächtig, den Berghauptmann von Menschenin zum Begleiter. Der Verf. giebt hier den mineralogisch-geognostischen Theil der geführten Tagebücher, und obwohl es bey einer so ausgedehnten Reise nicht möglich war, alle einzelnen interessanten Puncte zu besuchen, um Aufschluß über die Gebirgsformationen zu erhalten, so wurde er doch durch die vielen, ihm überall zu Gebote stehenden Sammlungen in den Stand gesetzt, ein allgemeines Bild derselben herzustellen.

Der Verf. bemerkt, daß sein Reisebericht zwey Bände ausmachen werde; der erste vorliegende enthält die Reise im mittlern und nördlichen Ural und in den Altai; der zweyte, dessen Druck unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten beginnen soll, wird die Reisen in den südlichen Ural und nach Astrakan nebst einigen besondern Abhandlungen enthalten, und mit einer mineralogisch-geognostischen Uebersicht des Urals schließen. Von den beyden, zum ersten Bande gehörigen Karten hat die eine, die große Uralkarte, Professor Berghaus zu zeichnen übernommen. Zum Grunde ist hiebey die russische Specialkarte des russischen Reiches (die Podrobnaja Karta) gelegt worden, es sind aber dabey auch die neuen astronomischen Ortsbestimmungen von Wisniewsky, Schubert, A. v. Humboldt und Ad. Ermann, sowie die handschriftlichen Specialkarten benutzt worden, welche v.

Humboldt von den Hüttenbezirken von Bogoslowsk, Katharinenburg, Slatoust und Miask mitgetheilt wurden. Die Karte vom Altai ist nach den russischen Gouvernements-Karten entworfen.

Ueber die im Buche vorkommenden Maaße und Gewichte bemerkt der Verf., daß das russische Pud zu 40 russischen Pfunden ziemlich genau 35 preußische Pfunde oder 70 Mark ausmache. In einer Anmerkung, welche ein Beyspiel der Anwendung dieser Vergleichung geben soll, wird die Ausbeute im Jahre 1836 an russischem Golde zu 27884,8 Mark, und an Platin zu 8269,8 Mark angegeben.

Das Werk ist in 6 Hauptabtheilungen getheilt, und begreift: 1) Die Reise von Berlin nach Petersburg. 2) Die Reise von Petersburg nach Katharinenburg. 3) Katharinenburg und Exkursionen in die Umgebungen der Stadt. 4) Reise in den nördlichen Ural. 5) Reise von Katharinenburg nach dem Altai. 6) Der Altai.

Wir machen hier auf einige besonders interessante Partien der einzelnen Abtheilungen aufmerksam.

Ueber die Bernstein-Gewinnung und Verwaltung in der Nähe von Königsberg theilt der Verf. ziemlich ausführliche Notizen mit. Der Bernstein ist seit dem Jahre 1811 an Hrn. Douglas für die jährliche Summe von 10,000 Thalern verpachtet. Als der Verf. das Magazin sah, befanden sich daselbst an 150,000 Pfund aufbewahrt. Der sonst sehr bedeutende Absatz nach Constantinopel hat sich in den letzten Jahren merklich vermindert, theils wegen der Kriege mit der Pforte, theils wegen der den Luxus einschränkenden Edicte des Sultans. Merkwürdig ist, daß die Menge Bernstein, die in jedem Jahre gewonnen wird, seitdem man angefangen hat, darüber Rechnung zu führen, sich immer gleich geblieben ist; der Bernstein wird theils gegraben, theils am Strande des Meeres, wohin er von den Wellen geworfen wird, gesammelt. Der Landbernstein findet sich in einer schwarzen, mit Stücken von Braunkohle gemengten, sehr vitriolischen thonigen Sandschichte. Die Kosten der Gräbereyen betrugen in einem Jahre 10,000 Thaler, und doch lohnte sich die Arbeit. Für die Königsberger und besonders für die in der Nähe wohnenden Fischer ist das Vorkommen des Bernsteins in der Hinsicht mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, daß jeder die dortige Küste Befahrende einer Visitation durch die Strandreiter und andere Beamte unterworfen ist. Die Fischer dürfen nur von bestimmten Stellen aus in See gehen, und haben, wenn sie an andern Orten angetroffen werden, zu befürchten, nach Königsberg oder Fischhausen zur Untersuchung gebracht zu werden. — Es wird nebenher bemerkt, daß das größte bekannte Stück Bernstein, in der Berliner Sammlung, in ziemlicher Entfernung von der Küste auf dem Gute Schlappachen zwischen Gumbinnen und Insterburg gefunden wurde. Es ist 13 3/4 Zoll rhl. lang, 8 1/2 Zoll breit, auf der einen Seite 5 5/8″ und auf der andern 3 1/2″ dick und hat ein Gewicht von 13 Pfd. 5 3/4 Lth. Der Besitzer des Gutes erhielt für die Ablieferung 1000 Thlr., woraus hervorgeht, daß sein Werth auf 10000 Thaler geschätzt worden ist, da gesetzlich der Finder den zehnten Theil vom Schätzungswerthe des eingelieferten Bernsteins erhält. —

In Dorpat sammelte der Verf. mehrere Notizen über die geognostische Beschaffenheit von Ehstland und Livland. Aus der Beschreibung einer Gebirgsarten-Sammlung, durch von Engelhardt an v. Humboldt übergeben, geht hervor, daß die Formationen zum Uebergangskalk, bunten Sandstein, Muschelkalk, Keuper und Jurakalk gehören, aber in Ehstland und Livland nicht dieselben sind.

Die Beschreibung der mineralogischen Sammlungen von Petersburg macht manche dort befindliche Schätze und Seltenheiten bekannt. Die ansehnlichste Sammlung ist die im Bergkorps befindliche unter der obern Leitung des Staatsministers von Cancrin. Sie enthält unter andern einen Topas von 4 Zoll 9 Linien Länge und einer Breite von 4″ 6‴,; er ist auf einer Seite vollkommen auskrystallisirt; ferner einen Beryll, im Jahre 1828 gefunden, von 9″ 5‴ Länge und 1″ 3‴ Durchmesser, im Gewicht von 6 Pf. 11 Solot., sehr durchsichtig und von grünlichgelber Farbe; sehr große Feldspathkrystalle von Mursinsk; ein Malachitstück von der Kupfergrube Gumeschewsk in Ural von 3 Fuß 6 Zoll Höhe und fast eben so breit. Sein Werth wird auf 525,000 Rubel geschätzt; Goldgeschiebe aus dem Ural, worunter eines im Gewicht von 24 Pfund 69 Solot. (43¼ Mark), andere von 13, eines von 16 Pfund u. s. w. Unter den Platingeschieben ist

ein Stück von 10 Pfund 54 Solotnik (18½ Mark) aus den Demidoff'schen Platinsandlagern von Nischne-Tagilsk. Man fand später dort Geschiebe von 19 und 20 Pfund. An Größe übertreffen also die Ural'schen Platingeschiebe bey weitem die aus Brasilien, woher das größte in Madrid 11,641 Gran, das in Berlin 1088 Gran wiegt.

In der Sammlung der Akademie, welche der des Bergkorps nachsteht, nun aber durch den Ankauf der v. Struve'schen Sammlung bedeutend gewonnen hat, wird die bekannte Pallas'sche Meteoreisenmasse vom Jenisey aufbewahrt, welche noch gegenwärtig 1270 russische Pfunde wiegt. Die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft enthält unter andern sehr ausgezeichnete Apatite vom Baikalsee. Außerdem finden sich sehr viele Privatsammlungen in Petersburg, so daß diese Stadt für den Mineralogen eine reiche Ausbeute liefert. Von eben so großem Interesse, wie die Sammlungen roher Mineralien, bezeichnet der Verf. die von geschliffenen Steinen. Es wird der große Diamant des kaiserlichen Scepters beschrieben, welcher 194¾ Karat wiegt, im größten Durchmesser 1 Zoll 3½ Linien und in der Höhe 10 Linien hat. Der Schliff ist sehr unvollkommen, aber er ist vom ersten Wasser und lebhaftesten Glanze. Der Verf. sah auch den großen Diamant, den der persische Prinz Cosrhoës, der jüngere Sohn des Abbas Mirza bey seinem Aufenthalt in Petersburg dem russischen Kaiser zum Geschenk machte. Er ist dadurch interessant, daß er nur zum Theil geschliffen ist, zum Theil aber noch seine natürliche Flächen besitzt, welche die des Oktaëders sind. Sein Gewicht beträgt 86 Karat. Er ist von der vollkommensten Reinheit. Die geschliffenen Flächen sind mit persischen Inschriften versehen.

Schöne geschliffene Steine sieht man besonders in den kaiserlichen Schlössern. Die prächtigen Porphyre des Altai, der Jaspis des südlichen Urals, der Avanturin vom Ural und Altai, das Rothbraunsteinerz aus der Gegend von Katharinenburg, der Malachit aus der Gumeschefskischen Kupfergrube und die Schriftgranite von Mursinsk und Miask sind hier zu den mannigfaltigsten Kunstgegenständen verarbeitet.

Die geognostische Beschaffenheit von Petersburg betreffend, so finden sich folgende Gesteine: 1) Ein lichter graulichblauer Thon, die unterste Schichte bildend; 2) Sandstein; 3) Thonschiefer und Alaunschiefer; 4) Trilobiten- oder Uebergangskalkstein.

Von Petersburg nahmen die Reisenden ihren Weg über Moskau, Nischne-Nowgorod nach Kasan und weiter über Perm nach Katharinenburg. Katharinenburg wird ausführlich beschrieben. In dem Münzhofe wird nur Kupfermünze geprägt. Das Kupfer kommt von Bogoslowsk im Ural und von einigen Hütten bey Perm; außerdem wird noch hiezu der Zehnten von dem ausgebrachten Kupfer der Privatwerke genommen, der von diesen als Abgabe an den Staat entrichtet wird. Bogoslowsk lieferte bisher jährlich 40,000 Pud, die Perm'schen Hütten 12,000 Pud, der Zehnten von dem Kupfer der Privatwerke beträgt 18,000 Pud, so daß bisher jährlich gegen 70,000 Pud Kupfer vermünzt wurden. — In dem Münzhofe befindet sich ferner noch ein Laboratorium, in welchem das Gold geschmolzen wird. — In der Steinschleiferey, welche ganz in der Nähe des Münzhofes liegt, werden Gebirgsarten und Edelsteine geschliffen. Zu den letztern gehören der Topas von Mursinsk und Miask, der Beryll von Mursinsk und von Adontschalon, die Amethyste und Bergkrystalle von Mursinsk. Andere Gesteine sind Jaspis, Avanturin, Porphyr, Diorit, Rhodonit und Malachit.

(Schluß folgt.)

Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée etc.

(Schluß.)

Die Lungen des Siren beschreibt Rusconi übereinstimmend mit Owen (Transactions of the Zoological Society Vol. I. p. 3) als lange cylindrische Säcke und von einer Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet, in welcher Hinsicht Siren von den übrigen Batrachiern abweicht. Diese Lungen haben Parietalzellen, wie die Landsalamander, welche Owen abgebildet hat, während Proteus und die Wassersalamander zellenlose Lungen haben. Demungeachtet bestreitet Rusconi die Annahme Cuvier's, daß Proteus, Siren und die Salamanderlarven zugleich durch Lunge und Kiemen athmen.

Vom Proteus behauptet Rusconi, er sterbe außer dem Wasser fast eben so schnell als ein Fisch. Er läugnet ferner, daß er, wie Owen beobachtete, zwey Vorkammern habe. Ja er geht so weit zu behaupten, daß auch die Salamander nur eine Vorkammer besäßen, welche nur eine Einschnürung habe, deren hintere Abtheilung von Martin St. Ange fälschlich für ein besonderes Herzohr betrachtet würde. Es sey dieß nur ein Sinus venosus. Der Grund, sagt Rusconi, warum der Proteus keine Verwandlung erleide, sey sehr klar; er habe keine Lungen, und könne deßhalb nicht die Form verändern. In Bezug auf Siren, wo Rusconi das Vorhandenseyn der Lungen zugiebt, meynt der V., könne man nur Vermuthungen haben, weßhalb er sich nicht verwandle. Er findet diese in der muthmaßlichen Unmöglichkeit, daß Siren sich der Lungen bedienen könnte; diese seyen an das Rückgrat geheftet, enge und lang, daher nicht wohl geeignet, Luft aufzunehmen, auch die Lage der hinteren Oeffnung der Nasenlöcher so, daß ein Verschlucken der Luft nicht wohl möglich sey. Die Lungen von Siren dürften nach Rusconi's Meynung dazu dienen, den hinteren Theil des Körpers im Gleichgewichte zu erhalten. Die ganze Ansicht Cuviers vom zugleich Athmen durch Lungen und Kiemen der Proteideen und Salamanderlarven sey eine Fabel. Es gebe in der ganzen Thierreihe keine Analogie. Die Ansicht, daß Siren ein vollkommenes, keine weiteren Verwandlungen erleidendes Thier sey, nimmt Rusconi nur auf die Versicherungen der amerikanischen Naturforscher an; der ganze Bau spreche dagegen.

Den Schluß dieser Betrachtungen bildet eine ähnliche Polemik gegen den Verf. des Artikels Siren im Dict. des sciences naturelles, die aber durch ihre Gereiztheit und Heftigkeit noch unangenehmer auffällt, als die gegen Cuvier.

Es wird indeß Rusconi nicht gelingen, seine irrigen Ansichten und seine Mißdeutung neuerer Entdeckungen wieder zur Geltung zu bringen. Die von Davy ausgegangene, dann von Martin St. Ange, Weber in Bonn, von Mayer, Owen u. dgl. bestätigte Entdeckung von dem doppelten Vorhof aller Batrachier scheint zu fest gesichert.

Daß die beyden länglichen, ihrer ganzen Lage und Form nach mit den Lungen der übrigen Batrachier übereinstimmenden Säcke von Proteus keine Lungen seyen, ist eine gar zu abentheuerliche Behauptung. Rusconi's Angabe über die Gefäßvertheilung darinnen ist völlig irrig. Ich habe darüber eigene Untersuchungen angestellt.

Jede Lunge erhält eine auf der unteren Fläche (dem Bauche zugekehrt) verlaufende, schmälere Lungenarterie und eine viel weitere, auf der oberen, der Rückenwirbelsäule zugekehrten Seite verlaufende Lungenvene; beyde kommuniziren durch zahlreiche Quergefäße, welche ein Netz auf der Lunge bilden. Was Rusconi beschreibt, und Tafel II. u. abbildet, nämlich ein Zusammenhang des Gefäßsystemes der Lungen mit der Abdominal-Aorta und unteren Hohlvene, gehört den Lungen nicht selbst, sondern der Gekrößartigen Falte und dem Ueberzug an, welche die Lungen vom Peritonaeum erhalten. Etwas Ähnliches, vermuthe ich, liegt auch dem neuerlich von Hyrtl beschriebenen besonderen Gefäßsystem an der Lungen der Schlangen zu Grunde. (Vergl. Hyrtl strena anatomica de novis pulmonum vasis. Pragae 1837).

Die beyden Lungen sind allerdings sehr enge, nur hinten weiter, und hier mit Luft gefüllt. Häufig habe ich übrigens auch gesehen, wie die lebenden Proteus an die Oberfläche des Wassers kommen, Luft verschlucken, und wie sie am Boden des Gefäßes Luftblasen von sich geben, die emporsteigen. Daß der Proteus so schnell wie ein Fisch außer dem Wasser sterbe, habe ich nicht gefunden; mehrere Stunden dauern sie aus und behalten länger noch Zeichen von Lebenskraft.

Ob die innere Oberfläche der Lungen mit Cilien besetzt sey, und demnach Flimmerbewegungen habe, konnte ich nicht mit Sicherheit erkennen. An den Kiemen sah ich aber sehr lange und feine Wimpern, welche unstreitig den auf dem Schieber des Mikroskops liegenden Blutkörperchen die Bewegung mittheilten, welche Czermack in Wien vor einigen Jahren als diesen eigenthümlich beschrieben hat.

Irrig ist auch Rusconi's Angabe, daß in der ganzen Thierwelt keine Analogie vorkomme, daß Thiere durch Lungen und Kiemen zugleich athmen. So hat Ehrenberg nachgewiesen, daß die Molluskengattung Onchidium außer einer Lungenhöhle auch baumförmige Kiemen besitzt.

Rudolph Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Jänner.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von Gustav Rose. ꝛc.

(Schluß.)

Die Mineraliensammlungen von Katharinenburg sind im Allgemeinen von keiner großen Ausdehnung. In der Privatsammlung des Herrn Helm sah der Verf. ein Stück körniges Chromeisenerz, in welches Platin eingesprengt war, aus den Platinseifen von Nischne-Tagilsk; in der Sammlung des Hrn. Völkner den seltnen Pyrophyllit und Diaspor.

Von Katharinenburg aus machten die Reisenden Exkursionen nach den Goldseifenwerken Schabrowskoi. Der Goldsand ist lehmartig und von ockergelber Farbe. Er enthält Geschiebe von Talkschiefer, Chloritschiefer, Quarz, Kieselschiefer ꝛc. Das Gold ist sehr rein. Nach des Verf. Analyse besteht es aus:

Gold	98,96
Silber	0,16
Kupfer	0,35
Eisen	0,05
	99,51

der mittlere Gehalt der reichern Schichten beträgt circa 0,0005 pr. Ct., was allerdings eine sehr geringe Menge, aber bey der Leichtigkeit der Gewinnung doch sehr bedeutend ist. Die Kosten, welche die Gewinnung eines Pud Goldes aus dem Sande verursacht, betragen ungefähr 20,000 Rubel, während der Werth eines Pud Goldes an 50,000 Rubel beträgt.

In der Nähe des Seifenwerkes befindet sich der Rhodonitbruch. Der Rhodonit, ein Manganaugit, ist seiner schönen rosenrothen Farbe und der Politur wegen, die er annimmt, sehr geschätzt. Die Felsarten der Umgebungen von Katharinenburg sind Diorit, Granit, Chloritschiefer, Serpentin, Thonschiefer, Augitporphyr.

Eine zweyte Excursion war der Goldgrube von Beresowsk und den benachbarten Goldseifen gewidmet. In der Nähe des goldhaltigen Bodens findet sich Granit und Serpentin anstehend. Im Serpentin findet sich Hydromagnesit, welchen der Verfasser unrichtig Brucit nennt, da letzteres Mineral nicht kohlensaures Talkerdehydrat, sondern nur Talkerdehydrat ist. Auf einer andern Seite finden sich Diorit und Augitporphyr; sie enthalten kein Gold, auch der Serpentin enthält keines.

Das eigentliche Gestein, worin die Goldführenden Gänge aufsetzen, ist nur unter Tag zu sehen. Es ist Thonschiefer, Chloritschiefer und Talkschiefer und ein, wenig Talk und Bitterspath haltiger Quarz, welcher dort Listwänit genannt wird. Diese geschichteten Gebirgsarten werden nun von Gängen von Granit durchsetzt, die aber selbst noch nicht edel sind, sondern in besonderen Quarzgängen, die in ihm aufsetzen, das Gold enthalten, welches den Gegenstand des Berosow'skischen Bergbaues ausmacht. Dieser Granit führt den Namen Berezit. Der Granit ist mürbe und zersetzt, und der darin enthaltene Eisenkies meistens in Göthit umgewandelt. Die Granitgänge stehen fast saiger und haben im Allgemeinen 18 — 20 Lachter Mächtigkeit. Die auf diesen Gängen vorkommenden Mineralien sind: Quarz, Turmalin in grünen nadelförmigen Krystallen, Talk, Pyrophyllit, Bitterspath, Eisenkies, Brauneisenerz und Schwefel in kleinen Krystallen, als Producte der Zersetzung des Eisenkieses, Nadelerz, Fahlerz, Kupferkies und Gold. Das Gold kommt in Flitterchen, Blättchen und unregelmäßigen Körnchen, gewöhnlich nur von der Größe einer Erbse

vor, im Quarz, Eisenkies und Nadelerz. Die Krystalle davon, welche sich finden, sind: Oktaeder, Hexaeder, Dodecaeder, Trapezoeder und zweyerley Hexakisoktaeder. Das Gold enthält 6 — 8 pr. Ct. Silber. Ferner findet sich Bleyglanz und mit diesem die unter dem Namen Rothbleyerz und Melanochroit bekannten Bleychromate, Vauquelinit, Grünbleyerz, Vanadinbleyerz, Weißbleyerz, Bleyvitriol. Unter diesen ist das Nadelerz und der Melanochroit noch nirgends anderswo gefunden worden, und Pyrophyllit, Rothbleyerz, Vauquelinit und Vanadinbleyerz kennt man nur von sehr wenigen andern Fundorten.

Der Verf. äußert die Meynung, daß das vorkommende Eisenoxydhydrat $\dddot{F}e\,\dot{H}$ wahrscheinlich durch fortgesetzte Einwirkung von Wasser auf den Eisenkies, vielleicht bey erhöhter Temperatur entstanden sey. Das Material für die Chromsäure der Bleyerze mochte der im Serpentin vorkommende Chromeisenstein geliefert haben. — Nach amtlichen Listen beträgt die Menge des von 1754 — 1828 gewonnenen bergfeinen Goldes $624\frac{1}{2}$ Pud und die durchschnittliche Menge eines jeden Jahres $8\frac{1}{3}$ Pud.

Die in der Nähe liegenden Seifenwerke lieferten von 1814 — 1823 an bergfeinem Golde $207\frac{1}{3}$ Pud, im Mittel jährlich $13\frac{4}{5}$ Pud. Sie haben also in 15 Jahren so viel geliefert, als die Gruben in 43 Jahren. Das Gold der Seifenwerke enthält ebenfalls Silber bis zu 7 pr. Ct.

Auf einer andern Exkursion nach der Kupfergrube Gumeschewskoi berührten die Reisenden die Fundorte des Diaspor und Chloritoid oder Chloritspathes. Es wird hier von letzterem eine noch nicht bekannte Analyse von Bonsdorff angegeben, welche mit der von Erdmann angestellten nicht übereinstimmt. Die Resultate beyder sind:

	Nach Bonsdorff.		N. Erdmann.
Kieselerde .	27,48	„	24,9
Thonerde .	35,57	„	46,2
Eisenoxydul	27,05	„	28,9
Talkerde .	4,29	„	100,0
Manganoxydul	0,30		
Wasser . .	6,95		
	101,64		

Rose vermuthet, daß die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{F}e^3\\ \dot{M}y^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + \ddot{A}l^2\,\ddot{S}i + {}_3\dot{H}$$ sey.

Die auf der Gumeschewskischen Grube vorkommenden Erze sind: Gediegen Kupfer, Kupferkies, Rothkupfererz, zum Theil sehr schön krystallisirt, Malachit, Brochantit, Brauneisenerz und Quarz. Vom Brochantit giebt der Verfasser Winkelmessungen an, welche etwas von den bekannten von Lévy abweichen. Unter allen Kupfererzen ist der Malachit das am häufigsten vorkommende. Er findet sich zuweilen in Massen bis zu 10 Pud schwer. Die Erze werden auf den Hüttenwerken Polewskoi und Sisserskoi verschmolzen. Die Menge des in Polewskoi gewonnenen Kupfers beträgt nach Erdmann jährlich 27,000 Pud.

Unter IV. wird die Reise nach dem nördlichen Ural beschrieben. Von besonderem Interesse sind die Notizen über Nischne-Tagilsk. Dieser bedeutende Ort von 3000 Häusern und 17000 Einwohnern, sowie der ganze dazu gehörige ungefähr 8000 Quadratwerste große Distrikt ist im Besitzthume der Demidow'schen Familie. Der Reichthum hier zusammengehäufter Erze ist außerordentlich. Nur 2 Werste entfernt liegt der berühmte Magnetberg, der mit seinen vortrefflichen Erzen die Hochöfen der ganzen umliegenden Gegend versorgt; in seiner Nähe hat man 1812 vorzügliche Kupfererze gefunden und in noch neuerer Zeit wurden ebenda die reichen Gold- und Platinseifen entdeckt. Die jährl. Produktion an Kupfer beträgt 50,000 Pud.

Der Magnetberg erhebt sich aus einer Ebene und stellt einen breiten flachen v. N. nach S. laufenden Rücken dar. Seine größte Länge beträgt 300 Lachter, die größte Breite 250 Lachter, und die größte Höhe über dem Hüttenteich 41 Lachter. Er besteht dem größten Theil nach aus reinem Magneteisenerz. Die Kupfererze in seiner Nähe sind: Gediegen Kupfer meistens in Trapezoedern und als Zwillinge erscheinend, Kupferglanz, Kupferkies, Rothkupfererz, Malachit, Kupferlasur, Libethenit und Brauneisenerz. Die Erze liegen in einem thonigen Gestein, welches zersetzter Talkschiefer zu seyn scheint.

Der Goldsand der Seifenwerke von Nischne-Tagilsk hat seit ihrer Entdeckung im Jahre 1823 bis zum Juli 1829 über 250 Pud Gold geliefert. Das Gold enthält 5 – 12 pCt. Silber.

Die Platinseifen finden sich südwestlich von Nischne-Tagilsk. Es sind deren sechs. Die Gesteine, welche die Basis des Platinsandes bilden, sind in dem Seifenwerke häufig anstehend zu sehen. Sie bestehen aus Chloritschiefer und sehr quarzigem Talkschiefer, sowie aus Serpentin. In dem Sande findet sich eine sehr große Menge Chromeisenerz, aber fast kein Quarz und Magneteisenerz. Ferner kommen darin derbe Stücke von Hypersthen vor.

Eine solche Wäsche lieferte vom 18. November 1827 bis zum Jäner 1829 gegen 25½ Pud Platin, darunter 24 Stücke von ¼ – ½ Pfund, 14 Stücke von ½ – 1 Pfund; 2 Stücke von 3 und eines über 8 Pfund schwer.

Bey einem Besuche von Kuschwinsk untersuchten die Reisenden den Dioritporphyr sehr genau, worin v. Engelhardt Platin eingesprengt gefunden hat. Sie konnten aber nur Eisenkies finden. Das Hüttenwerk Kuschwinsk, seit 1730 gegründet, verdankt seine Entstehung dem in der Nähe befindlichen Magnetberge, Gora Blagodat oder der gesegnete Berg genannt. — Es folgt nun ausführlich die Geschichte der Entdeckung europäischer Diamanten im Ural. Die Diamanten sind bis jetzt nur sehr sparsam in den Seifenwerken der Gräfin Polier vorgekommen. Von 1829 bis zum Juli 1833 fand man 37 Diamanten. Die Gebirgsarten, die in der Lagerstätte der Diamanten vorkommen, sind: Oolithenkalkstein, Gyps und Anhydrit, Augitporphyr Thonschiefer, Kalkstein und schwarze Dolomite, Goldsand. Der Verf. vergleicht das Vorkommen der Ural-Diamanten mit dem der Brasilianischen und Ostindischen.

Bey Beschreibung der Bogoslowsk'schen Kupfergruben theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen mit über die Krystallisation des gediegenen Kupfers und über die Verwachsung von solchen Krystallen und Zwillingen zu drahtähnlichen Massen; ferner über die dort vorkommenden Afterkrystalle von Malachit in Formen einer unbekannten Species.

Bogoslowsk war der nördlichste Ort am Ural, welchen die Reisenden besuchten. Sie kehrten von da über Mursinsk nach Katharinenburg zurück. In dem Granit von Werchoturje fanden die Prof. Kupffer und Erman schwarze prismatische Krystalle eingewachsen, welche der Verf. als Buklandit erkannte.

Die Edelsteinbrüche von Mursinsk bieten eine Menge schöner Mineralien dar. In dem dortigen Granit finden sich zu Alabaschka: Bergkrystalle von dunkel nelkenbrauner Farbe, Feldspath zum Theil mit Quarz zu Schriftgranit verwachsen, Albit, zweyariger Glimmer, Turmalin, Granat, Topas, theils graulichweiß – berggrün, theils farblos und wasserhell; Beryll, meistens weingelb und häufig vollkommen klar und durchsichtig. Topas, Beryll und die reinen Bergkrystalle machen den Haupt-Gegenstand der Förderung aus. Die Amethystbrüche liegen bey den Dörfern Sisikowa und Juschakowa. Der Amethyst findet sich auf Quarzgängen im Granit. Der meiste ist nicht sehr intensiv gefärbt. Die ebenfalls in der Nähe von Mursinsk liegenden Brüche von Schaitansk sind durch die rothen Turmaline bekannt, welche ehemals dort vorkamen. Mit den rothen Turmalinen von Serapulsk kommt ein Boracit ähnliches Mineral vor, von welchem der Verf. die Charakteristik liefert, und welches er Rhodizit genannt hat.

V. enthält die Reise von Katharinenburg nach dem Altai. An dem Flüßchen Takowaja, 85 Werste von Katharinenburg finden sich in Glimmerschiefer die neuerlich bekannt gewordenen Smaragde und der Phenakit. Die Smaragde sind von schöner grüner Farbe. Bemerkenswerth ist, daß sie vor dem Löthrohre nicht auf Chrom reagiren, sondern von Eisenoxyd gefärbt zu seyn scheinen. —

VI. Der Altai. Der Bergbau des Altai's liefert vorzüglich Silber, und das etatsmäßige Quantum beträgt seit länger als 50 Jahren, 1000 Pud oder 69,000 Mark köln. Außerdem werden noch jährlich gegen 12,000 Pud Kupfer und 20,000 Pud Bley gewonnen. Die berühmteste Grube ist der Schlangenberg, 280 Werste südlich von Barnaul am Rande des Altai. — So groß indessen die Silbermenge ist, welche der Altai liefert, so sind die Erze doch nur sehr arm, indem sie im Durchschnitte nur 0,04 pCt. Silber enthalten. — Der

Verf. giebt eine kurze Geschichte des Altaischen Bergbaues, woraus wir hier anführen wollen, daß der Gründer desselben der russische Staatsrath Akimsitsch Nikitas Demidoff war, und daß die ersten Anfänge nach 1723 gemacht wurden. — In dem Museum von Barnaul fand der Verf. das von ihm bestimmte Tellursilber.

Die Reise in den Altai begannen die Reisenden mit dem Besuche des Schlangenberges. Der ganze Berg besteht fast aus nichts anderem, als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen von Gängen und Trümmern von Schwerspath durchsetzt ist, worin die Erze vorkommen.

Die vorkommenden Metalle sind: Gediegen Gold, moosartig und in Blechen; gediegen Silber, Silberkupferglanz, Glaserz, Fahlerz, Hornerz, gediegen Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleyglanz, Zinkblende, Eisenkies, Rothkupfererz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün, Weißbleyerz, Zinkspath.

Der Verf. beschreibt mehrere Krystallvarietäten der Kupferlasur vom Schlangenberg, welche an Schönheit der von Chessy gleich kommt.

Nördlich vom Schlangenberg (30 Werste entfernt) liegt die bekannte Steinschleiferey von Kolywansk. Die Gesteine, welche hier verarbeitet werden, sind: Rother Porphyr, grüner Augitporphyr, gestreifter Porphyr, welcher gewöhnlich den Namen Jaspis führt, und Avanturin.

Vom Schlangenberg nahmen die Reisenden den Weg nach den reichen Silbergruben Riddersk und Krukowsk; weiter nach der Silbergrube Syränowsk und machten von da aus einen Besuch bey dem nächsten chinesischen Posten Baty am Irtysch. Die Rückreise nach Ustkamenogorsk wurde auf dem Irtysch gemacht. —

Als Anhang sind diesem Bande mehrere Abhandlungen beygegeben, nämlich: 1) Ueber das Tellursilber und Tellurbley von Sowodinskoi im Altai, bereits aus Poggendorfs Annalen bekannt, 2) Ueber den Rohstein der Silberhütte von Barnaul. Er enthält nach der Analyse von Thaulow:

Bley	22,35
Kupfer	20,53
Eisen	29,25
Silber	0,07
Schwefel	25,35
	97,55

Die Metalle befinden sich sämmtlich auf der ersten Schwefelungsstufe, und es ist interessant, daß dieser Rohstein in Würfeln krystallisirt.

3) Ueber die Goldscheidung vermittelst Schwefelsäure auf dem Münzhofe von Petersburg.

Die Scheidung mit Schwefelsäure ist seit 1830 eingeführt und es werden dadurch gegen die frühere mit Salpetersäure jährlich über 200,000 Rubel B. Ass. erspart.

Die Mengen von Gold und Silber, welche auf diesem Münzhofe jährlich geschieden werden, bestehen in folgenden:

1) Gegen 350 Pud silberhaltiges Gold vom Ural mit 7 Procent Gold.
2) 1000 Pud goldhaltiges Silber vom Altai, mit 3 Procent Gold.
3) 200 — 250 Pud goldhaltiges Silber von Nertschinsk mit 1/2 Procent Gold.
4) Gegen 500 Pud goldhaltiges Silber von alten Gefäßen und andern Gegenständen mit 1/2 Procent Gold im Durchschnitt.

4) Ueber die mittlere Temperatur von Petersburg, Moskau und Kasan, und 5) über die Höhe von Moskau und Kasan über der Meeresfläche.

Die beygegebenen Kupfertafeln enthaltenen Abbildungen der beschriebenen großen Diamanten und Krystallformen, einen Situationsplan der Turinskischen Kupfergruben mit Angabe des Streichens der darin vorkommenden Gebirgsarten nebst Durchschnitten, und eine Karte des Altaischen Hüttenbezirks mit den angränzenden Gegenden. —

Druck und Papier sind sehr schön.

Wir wünschen, daß der zweyte Band recht bald erscheinen möge.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Jänner.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.

2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte von Böotien. Berlin 1837. gr. 8.

3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnae. 1837.

4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Atique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.

5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figureés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscr. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text in 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

(Fortsetzung.)

Der Verf. von Nr. 3. steht mit dem von Nr. 1., ohne ihn zu nennen, im grellsten Gegensatz. Man höre nur (p. 7. Prooem.): Immo cuncta deorum veneratio ex fidei sensusque fundamento orta est, quo solo omnis vita divina contineri videtur; itaque apud Graecos quoque fabulae sacrae non ex poetarum demum ingenio, sed ex populi ipsius mente nascebantur." Er dringt demzufolge auf gründlichere Erforschung der Cultushandlungen und Festgebräuche der Alten, insbesondere der Griechen, und glaubt, daß diese bey Betrachtung der Natur der Gottheiten und Staatseinrichtungen zu sehr vernachlässigt worden. Als Quellen der Lehre von den Culten und Festen läßt er, wie sich gebührt, die alten Schriftsteller gelten, glaubt aber, die Denkmale hätten eine nicht minder quellenmäßige Autorität. Es sey deßwegen geradezu irrig, wenn neuere Philosophen den Kunstmonumenten für Mythologie und Religionenkunde keinen oder nur einen untergeordneten Werth beylegen wollten. (P. 8): Itaque nec Bernhardii V. Cl. (Encyklopädie der Philologie S. 327) Sententiam comprobare possum, qui scripta tantum monumenta, non artis opera veros mythologiae fontes habenda esse dicit, neque Vossii, qui ad fabulas explicandas libros maxime consulendos esse censet, ita ut monumentorum artis testimonia nihil nisi additamenta supervacanea sint. Sed non solum fabulas Deorum ipsas magnam partem arte expressas ex ejus monumentis intelligi licet, ita ut merito conjiciamus, ne unam quidem ab artificibus praetermissam esse, verum etiam tot opera vel ad nostram memoriam pervenerunt, vel a scriptoribus tantum commemorantur, in quibus ritus aliquis vel caerimonia ob oculos posita erat, ut nihil ineptius esse possit, quam si quis haec monumenta non respiciens antiquitates sacras explicare velit." Dafür wird er sich nun von Gottfr. Hermann auch einen „ex archaeologia mythologus" (de Graec. Minerv. p. 12.) müssen nennen lassen, wie ich

ſelber. Dieß ſoll mich jedoch nicht verhindern, mich, wie ich neuerlich ſchon vor ihm gethan (in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Symbolik), in alle Wege hier nochmals mit ſeinen Grundſätzen einverſtanden zu erklären, und ihn auf dieſem Felde willkommen zu heißen. — Demgemäß hat nun Hr. H. A. Müller in dreyzehn Capiteln ein Hauptfeſt der Griechen, die Attiſchen Panathenäen in der Weiſe zu erläutern unternommen, daß er, ohne gerade in das Weſen der gefeyerten Atheniſchen Gottheiten tiefer einzugehen, beſonders auf die Feſtgebräuche und auf die ſie darſtellenden Kunſtdenkmale ſein Augenmerk richtet. Ich muß mich auf einige Bemerkungen über Einzelnes beſchränken: P. 24. not. 5.: Huc referendus esse videtur locus Philochori ap. Schol. Aristoph. Vesp. 542. (Man ſ. Philochori fragg. p. 25. ed. Lenz et Siebelis) *Φιλόχορος δὲ ἐν δευτέρᾳ ὁ γε καὶ τὸν καταδόντα τὸ ἔδος (τοῦ Παλλαδίου) Ἐριχθόνιον συνίστησιν.* Die darauf folgende Bemerkung unſers Verf. über das Unpaſſende des Wortes *καθορᾶν* verſtehe ich nicht, ſehe keine Spur von einem ſolchen Worte will auch einen Verdacht unterdrücken und nur den Verbeſſerungsverſuch desſelben anführen: „Itaque legendum esse censeo: *καταθέντα.*“ Das vom Verf. veränderte Wort hat auch Phavorinus in Παλλαδόροι und Siebelis läßt es ohne weiteres ſtehen. Ich leſe: *τὸν καταιδοῦνται.* Zonar. L. Gr. p. 1175: *καταιδίσῃ* (Cod. A. *καταιδίσει ἀξίους αἰδοῦς παρασκεύασῃ* (Cod. A. – *σει*). vrgl. p. 1174. Das Wort kommt bey Plutarch (ſ. Wyttenb. Index Plutarch. p. 859.) und andern vor. Der Sinn iſt: Philochorus habe den Erichthonios als den vorgeſtellt, der dieſem Gebrauch Ehrfurcht verſchafft, (ihn zum Gegenſtande religiöſer Achtung gemacht) habe. — Im Text wird vom Verf. zu dem Satze, Erichthonios werde faſt von allen Schriftſtellern als der Stifter der Panathenäen genannt, aus Harpocration, Hellanikos und Androtion angeführt (Man ſ. Hellanic. XIII. p. 55. mit Sturz und Androtion, ed. Siebelis p. 109.) — ſodann Hyginus Poët. Astron. II. 13. (Aber des letzteren Führer war anzuführen, nemlich Eratosthenes Catasterism. 13. p. 10. sq. ed. Schaubach.) Aus Hygin ſcheinen Servius ad Eclog. IV. 62 und aus dieſem die Mythographi Vaticani I. 128 und II. 37 geſchöpft zu haben. — Die angeführten drey griechiſchen Sagenſchreiber brauchen in dieſer Stiftungslegende den Namen Erichthonios. Nach einem Scholiaſten zur ſchon mehrmals berührten Stelle (Il. B. 517 pag. 84. ed J. Bekker) hatte Kallimachus ihn mit Erechtheus identiſch genommen. Homer ſelbſt braucht a. a. Orten den letzten Namen. Das ältere Lied aber oder die Sage, welche der Dichter vor ſich hatte, wußte von einem Unterſchiede dieſer Namen ſicher nichts. —

Unſer Verf. geht darauf weiter in jene Stiftungsſage ein, bemerkt, vor Theſeus, der die Attiſchen Gaubewohner erſt zu Einer Gemeine vereinigte, könne von Pan-Athenäen eigentlich nicht die Rede ſeyn, auch habe der Archaismus der Griechen zu Hadrians Zeit den einfachen Namen Athenäen wieder in Gang gebracht. Dem Erichthonios habe die Sage jedoch jene Stiftung vorzugsweiſe beygelegt, weil er von Einigen für einen Sohn, von Andern für einen Pflegeſohn der Minerva gehalten worden. Hierbey kommt der Satz vor (p. 25. sqq.): „Itaque quum Erichthonii tempore urbis ipsius nomen nondum exstitisse sciamus — nam urbis nomen a dea derivandum esse puto, non deae nomen ab urbe — unde nomen festi nasci poterat, nisi a dea ipsa matre ejus, qui festum instituit“ und ſo ſey das Feſt erſt *Ἀθήναια* und nachher *Παναθήναια* genannt werden. — (In jenem Zwiſchenſatze hat er unbewußt gerade das Gegentheil von Gottfr. Hermann behauptet; denn dieſer ſagt (de Graec. Minerv. p. 12.): Usitatissimum nomen *Ἀθήνη* utrum non lactatam, an immortalem significare quis malit, liberum esto arbitrium incerta sectantibus. Satis monstrare videntur productiores formae *Ἀθηναίη*, *Ἀθηνάα*, *Ἀθηνᾶ*, hoc quoque esse adjectivum. Atque ab urbe, in qua coleretur, potius deam, quam a dea urbem nominatam esse credibile est. Non habuit ergo nomen (?), siquidem reliqua quoque nomina adjectiva sunt omnia. Ex hac re vel sola sequitur, unicam (?) et supremam priscis Athenarum incolis deam fuisse.“ Auch Schwenck (mythol. Skizz. S. 97.) ſagte: Es könne Niemand im

Ernste meynen, den Namen Ἀθηνᾶ erklären zu wollen (?) — und es sey gerathener, den Namen auf sich beruhen zu lassen, und das Wesen der Göttin aus ihrer Mythologie zu erklären.“ — In einer langen Anmerkung (p. 25 — 27) bespricht Hr. H. A. Müller mehrere bildliche Denkmale; unter andern das Vasenbild Canino (Monum. dell' Instituto archeol. I. Tav. X. XI.), dessen Vorderseite auch er, wie oben Hr. Forchhammer, und wie jetzt allgemein nach der trefflichen Erklärung des Hr. Panofka, von der Geburt des Erichthonios und seiner Aufnahme durch Minerva versteht. In der Deutung der auf der Kehrseite dargestellten Scenen erklärt er sich aber gegen Panofka und K. O. Müller (Denkmäler der alt. Kunst zu Taf. XLVI. Nr. 2116.) und würde sich vielleicht gegen Bröndsteds Deutung erklärt haben, wäre sie ihm bekannt geworden. Sie verdient aber bemerkt zu werden. Letzterer nämlich (Reisen in Griechenland II. S. 301) erkennt in der sitzenden nämlich bärtigen Figur den Butes, in der geflügelten weiblichen die Telete, von der er den Weihetrunk empfangen. Es sey nämlich die Einweihung des Butes zum doppelten Priesteramte der Athene und ihres Zöglings Erichthonios vorgestellt. Dagegen sagt Hr. K. O. Müller von dieser Scene: „Auf der andern Seite scheint Erichthonios als Herrscher und Richter des Landes, neben ihm die Göttin Dicke dargestellt zu seyn. Figuren von Eroten fassen beyde Darstellungen ein.

Unser Verfasser dagegen bezeichnet die sitzende bärtige Gestalt als Jupiter und läßt ihn der Minerva die Schale darreichen. „Alata est autem Minerva, quia tanquam Victoria (vergl. p. 129) hic depicta esse videtur, quum victrix e certamine cum Neptuno de terra Attica orto discessisset. Qua de causa Jupiter victoriae pateram ei porrigit. Neque mirum est, Minervam omnibus armis hic destitutam esse, quum hoc modo in vasis pluribus, quae Vulcanum eam persequentem ostendunt, conspiciatur. — (Hier hat aber der Verf. sich des Terracottafragments bey Bröndsted II. S. 170 nicht erinnert, das in derselben Verfolgungsscene Minerva mit Helm und Waffen zeigt; und wenn er (p. 130) ein Gewicht darauf legt, daß in der andern Handlung, wo Minerva aus den Händen der Ge den Erichthonios aufnimmt, sie gleichfalls unbewaffnet erscheint, so hat dagegen in derselben Scene auf einem andern Gefäß Minerva einen hohen Schuppenhelm mit Wangenriemen auf dem Haupte. (s. J. de Witte descript. d'une Collect. de Vases peints prov. de fouilles de l'Etrurie, Paris 1837 p. 62 sq. nv. 109 anderes Gefäß Canino.) Und dann würde jene geflügelte Figur auf der Rückseite der ersten Vase auch als Minerva-Victoria sich sehr gut zu dem von K. O. Müller bezeichneten Erichthonius passen, da Nonnus Dionys. XXXVII. singt: Ἐρεχθεὺς Παλλάδι νικαίῃ μεμελημένος κ. τ. λ.; und besonders, da auf der andern Vase Canino in der Geburtsscene Nike mit großen Flügeln sich beeilt, dem kleinen Erichthonios eine breite Binde darzureichen (de Witte pag. 61): aber auf dieser letzteren Vase ist in derselben Scene auch Jupiter mit dem Blitze, nicht Vulcanus, vorgestellt. — Aber, frage ich, könnten nicht die in diesen beyden Vasenbildern in beyden Scenen auftretenden geflügelten Frauen die geflügelte Nemesis alten Styles seyn, welcher ja Erechtheus, als seiner Mutter Aphrodite-Nemesis das erste Standbild geweiht hatte (Suidas in Ῥαμνουσία p. 3199. Gaisf. vergl. Photii L. Ge. p. 416. ed. Lips. Dobr.)? Dazu würden zuvörderst die zwey Eroten passen, wovon der eine seinen rechten Arm nach ihr ausstreckt; sodann auch die Schale, die sie in der einen Vorstellung von Erechtheus (nach K. O. Müller) empfängt, denn die von Phidias oder Agorakritos in Rhamnus aufgestellte Bildsäule der Aphrodite — Nemesis hatte auch eine Schale in der rechten Hand (Pausan. I. 33. 3.), wo Siebelis (vergl. denselben zu Winkelmanns Werken VIII. S. 186,) gegen Visconti, Meyer und Hirt, das Salbengefäß mit Recht beseitiget hat, denn in diesem Falle würde der Perieget λήκυθον geschrieben haben, und nicht φιάλην, wie er gethan. Doch diese Vermuthung in Betreff der Aphrodite-Nemesis auf jenen Vasenbildern sey nur so hingeworfen. Auf das Verhältniß der Nemesis zum Erichthonios werde ich am Schluße dieser Berichte zurückkommen. — Unter den Bildwerken am Parthenon kam übrigens Erechtheus-Erichthonios nach wahrscheinlichen Deu-

tungen mehrmals vor, und zwar unter den Rundbildern im Giebelfeld (C. O. Müller de Phidia III. p. 81 sq. vergl. meine Zusätze zum deutschen Stuart S. 544 ff.); unter den Metopen-Bildern (Broendsted II. pl. XLVII. und LI, vergleiche unsern Verfasser p. 28 und p. 123. In Betreff des letztern Bildes hegt jedoch Hr. Raoul-Rochette Lettre à M. Klenze p. 19. Zweifel) und endlich unter den Reliefs am Friese — (s. K. O. Müller Handb. der Archäologie d. K. S. 104 zweyte Ausgabe und dessen Denkm. zu Tafel XXIV. Nr. 115. g. mit Zustimmung unsers Verf. p. 127 sq.) — Da diese Friesenbilder die panathenaischen Festzüge nebst den Attischen Gottheiten und Heroen darstellen, so mußte sich unser Verf. ausführlich darüber verbreiten, wobey er sich auf eine Menge Epikrisen der neuesten Erklärungen dieser Bildwerke einläßt. Wir können ihm in dieses Detail nicht folgen, wollen jedoch noch einen Punct berühren, und sodann diese Anzeige seiner Schrift mit Angabe seiner mythologischen Vorstellung von Erichthonius beschließen.

Pag. 53 sq. heißt es: „Boves autem, non vaccas, Minervae sacrificatos esse, videmus non solum e cognomine hujus deae ταυροπόλον (Hesych.) sed etiam ex amphora Volcis effossa collectionis Dorovianae, quae hujus rei imaginem nigris coloribus in superficie rubra pictam optime nobis ob oculos ponit.“ Es folgt sodann die Beschreibung des Vasenbildes, wobey der Verf. gegen Gerhard (Rapport. Volc. p. 134) und K. O. Müller (Handb. der Arch. d. K. S. 543 zweyte Ausgabe) streitet, welche eine Kuh und nicht einen Stier im Opferthiere erkennen wollten. Obschon ich von diesem Vasenbilde eine große colorirte Abbildung vor mir liegen habe, will ich doch darüber mit dem Verfasser nicht streiten, zumal da Hr. Dorow (Einführung S. 98), Levezow (Verzeichn. der Berlin. Vasen, S. 110) und jetzt auch Gerhard selbst (Berlins antike Bildwerke, S. 199) das Opferthier einen Stier nennen. — Es kommt hier auf den Hauptsatz an, der Minerva seyen keine Kühe geopfert worden. Gerade das Gegentheil glaubten die griechischen Ausleger zur Ilias, β. 550, die das μύν auf Erechtheus, nicht auf Athene beziehen wollten, weil dieser Göttin keine Stiere geopfert worden (s. Heyne Obss. ad l. l. p. 317). Der Verf. beruft sich aber auf Il. VI. 93. sq. Dort werden aber von den meisten Alten und Neuern unter den βοῦς ἤνις Kühe verstanden (Heyne Obss. p. 200) und Voß übersetzte so. Nonnus (Dionys. V. 5. sq.) läßt den Kadmos nach Erlegung des Dirkäischen Drachen der Pallas Onkaea eine Kuh zum Opfer bringen:

Δελφίδα βοῦν ἵμερσε θεοδμήτων ἐπὶ βωμῶν Παλλάδι καλὸν ἄγαλμα. Es war eine schöne gesprengelte Kuh (βοόστικτος δυηλή ibid. 281., welche Lesart Gräfe ohne Angabe von Varianten mit Recht stehen gelassen), vielleicht roth und weiß gefleckt, wie das Opferthier auf der Berliner Vase. In der neuen Ausgabe des Stuart (I. S. 455 deutsche Ausgabe) lesen wir: „Junge Kühe machen im Allgemeinen die Opferthiere auf diesem Relief (am Parthenon) aus, und sie mußten wohl als Opfer für die jungfräuliche Göttin passender scheinen, als Stiere,“ und K. O. Müller (Handb. der Arch. S. 104 zweyte Ausgabe) findet in denselben Basreliefs auch Opferkühe dargestellt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Minerva zuweilen auch Stiere geopfert wurden; aber unser Verf., der auf die Kenntniß der heiligen Gebräuche, wie wir sehen, großes Gewicht legt, hätte sich keinen so grundfalschen Satz sollen zu Schulden kommen lassen. — Was nun die Bedeutung des Erichthonius betrifft, so schließt sich der Verf. an K. O. Müller und Welker an, und erklärt sich (p. 28) kürzlich so über ihn: „Erichthonius autem, ab antiquis Atticae incolis veluti agriculturae praefectus una cum Minerva et Vulcano, ejus parentibus, cultus esse videtur, propterea quod ex ipsa terra natus erat. Qua de causa ipse nihil nisi ejus fecunditatis imago est, quae Atticam terram spectat. Graeci enim filio seu posteris dei alicujus persaepe eam facultatem idque bonum attribuunt, quod in deo ipso situm esse putabant, qua re pulcherrime significabant facultatem illam, quasi dei filiam, id est ex deo illo natam, ipsius dei donum esse.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Jänner.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Fortsetzung)

Daher findet der Verf. (p. 138) im Triptolemos, dem Zögling der Demeter, dieselbe Bedeutung, wie im Erichthonios. Man kann mit dieser Auffassung zufrieden seyn, obschon das ganze Wesen dieser Personen der attischen Religionen damit nicht erschöpft ist. Dagegen wird man mit einem andern Satze des Verf. (p. 126), daß Aphrodite auf die Panathenäen gar keine Beziehung habe, nicht einverstanden seyn können; auf welchen Punct wir im Verfolg zurückkommen müssen.

Von Nr. 4. wird man schon im Voraus nichts Gemeines erwarten. Es hat aber Hr. Raoul-Rochette in dieser Zuschrift besonders glänzend bewiesen, welchen Gebrauch er von seinen großen Mitteln, geistigen Kräften und von der Fülle seiner archäologischen Gelehrsamkeit zur Erklärung antiker Denkmale zu machen versteht. Hr. v. Klenze, an den dieser Brief gerichtet ist, hatte, da er bey der Entdeckung dieser Kolossal-Statue in Athen gegenwärtig war, die Aufmerksamkeit des Hrn. Raoul-Rochette durch Mittheilung eines Berichtes und einer Zeichnung auf diesen Fund hingelenkt; wofür sich letzterer in dieser Zuschrift dankbar beweiset. Beyde vereinigen sich in der Meynung, daß diese Bildsäule, dem Sculpturstyle nach, erst in römischer Zeit unter den Antoninen gefertigt worden. Ich gebe die Beschreibung des Bildes mit des Verfassers Worten (p. 6): „Cette figure représente un Homme, dans la vigueur de l'âge, entièrement nu, et posant sur ses deux genoux, attendu que ses jambes, qui à partir de là, consistent en queues de serpents, se redressent le long de son dos jusqu' à la hauteur de son cou. La statue, ainsi conçue, est adossée à une espèce de montant ou de pilier, orné de moulures; et l'un et l'autre sont dressés sur une base terminée par une corniche, sur la face antérieure de laquelle est sculpté, dans un encadrement peu profond, un double tronc d'olivier." Diese Umstände bestimmen den Verf. in jener Figur den Erechtheus-Erichthonius zu erkennen, und anzunehmen, daß die neben ihm vorhanden gewesenen zwey andern Statuen gleichfalls eponymische Heroen vorgestellt haben. Dieß giebt zu einer Erörterung von den zwey Classen der attischen Heroen, beyde die eponymischen genannt, von den 10 und von den 42 Anlaß. Nun könnte man vielleicht bey jener Statue mit den zwey zerstörten an einen Dreyverein von Gottheiten, etwa Hephästos, Athena und Erichthonios oder Zeus, Aphrodite-Nemesis und Erichthonios, denken wollen; — man wird jedoch hiebey durch die gegebenen triftigen Beweise, daß eponymische Heroen von Attika mehrmals in Statuengruppen vorhanden waren, sich vermuthlich zu der Annahme des Hrn. Raoul-Rochette umstimmen lassen (p. 7. sq.). Allein andererseits muß Ref. die zu eingeschränkte Vorstellung tadeln, daß der Verf. den Erichthonios immer nur als Autochthonen κατ' ἐξοχήν als Heros und Stammvater des attischen Volkes nimmt (p. 6, 10, 11), und in diesem Wesen nicht genug die agrarische Grundidee hervorhebt, die ihn mit uralten Gottheiten agrarischer Bedeutung, Hephästos, Ge, Aglauros (Agraulos), Herse und Pandrosos, in so innige Verbindung brachte (vergl. K. O. Müller Minervae Poliadis Sacra p. 3 sq.). — Nachdem der

Verf. bey jener Bildsäule die Gedanken an andere mythische Personalitäten, wie an Kekrops und an den neuerlich unter die Schlangenfüßler (mit Unrecht, wie auch Godofr. Hermann, Dissertatio de Atlante Lips. 1837. p. 15 beystimmt) versetzten Atlas beseitigt hat, kommt er nun zum eigentlichen Mittelpunkte der Untersuchung (p. 11 sq.) nämlich, in welcher Gestalt der griechische Mythus, die Poesie und die Bildnerei, ursprünglich und allmählich mit verschiedenen Modifikationen den Erichthonius vorzustellen gewohnt waren. Hier muß man nun den philologischen und archäologischen Reichthum in der That bewundern, und es möchte vom Verfasser nicht leicht eine wesentliche Stelle der alten Autoren oder ein bedeutendes Bildwerk unter den Belegen übergangen worden seyn; daneben hat er dieser Uebersicht, durch Einstreuung verschiedener Epikrisen, Erläuterungen und Berichtigungen, noch ein größeres Interesse zu geben verstanden. Ich theile nur die Hauptergebnisse mit:

Aelteste Form. Erichthonios als heilige Hausschlange (οἰκουρὸς δράκων) selbst. — (Ich erinnere dabey an die Art, wie die Geburtslegende diese Form selbst aufbehalten hat bey Hyginus (P. A. II. 13. p. 447 Stav.) „anguis autem ad Minervae clypeum confugit, et ab ea est educatus.“) Daher die goldenen Schlangen als Amulete am Halse neugeborner Kinder und das Bild einer Schlange zu den Füssen der Pallas-Athene auf Athenischen Münzen, oder auch um einen Oelbaum gewunden, vor dem diese Göttin steht, auf andern derselben Stadt (p. 12 u. p. 15. Der deutsche Leser kann jetzt Stuarts Alterth. von Athen Lief. XXVI. Taf. XII. N. 2 nachsehen.) Zweyte Form. Erichthonios dargestellt als halb Mensch, halb Schlange (ἄνθρωπος δρακοντόπους, βρέφος δρακοντοειδὲς, puer draconteis pedibus). Hiebey unterscheidet der Verf. (p. 13 sq.) die Gestaltung des Erichthonius in jener zu Athen neulich aufgefundenen Kolossalstatue, wo die Schlange erst unter den Knieen anfängt, von der der Giganten, wobey Mensch und Schlange in dem ganzen Untertheile des Körpers in einander laufen. Als Beleg wird das Gigantenbild auf einer Vase von Nola angeführt. Der Verf. fügt bey: (sujet) qui s'est trouvé reproduit à peu près de la même manière sur un lecythus attique publié par M. de Stackelberg (die Gräber der Griechen Taf. XV. — und jetzt, füge ich hinzu, wiederholt im Catalogue d'une Collection, d'Antiquités d. feu M. le Baron de Stackelberg. Dresde 1837 Nr. 57 bis) — mais avec cette particularité commune aux deux vases, que la personnage demi-homme et demi-serpent est ailé: ce qui est un trait propre aux figures de Typhon. (Apollodore I. 6, 3) cfr. Antonin. Liberal. cap. 28.“ — Vorläufig bemerke ich, daß ein geflügelter Schlangengott auch in einer Orphischen Kosmogonie bey Damascius de princip. pag. 381 ed. Kopp. vorkommt; im Verfolge werde ich auf dieses sonderbare Vasenbild der Stackelbergischen Sammlung zurückkommen müssen. — Der Verf. fährt fort: Mais pour en revenir à notre figure d'Erichthonius, conçue comme nous le voyons ici, y eût-il dans cette cambinaison une intention particulière, pour distinguer Erichtonius, né de la Terre et d'Hephaestus, des autres Géants nés de la Terre et d'Ouranos, ou de Spartes, nés simplement des dents du Dragon? C'est que je n'oserais affirmer, bien que je me croie permis de la supposer; et en tout cas, c'est une particularité neuve qui ne manque pas d'importance, étant fourni par un monument attique.“ Im Verfolge glaubt der Verf., es sey wahrscheinlich, daß die Athenische Bildsäule in der einen abgebrochenen Hand die Kiste, wegen der dem Erichthonius beygelegten Stiftung der Kanephorie und Arrhephorie, in der andern aber eine Deichsel oder sonst ein die Erfindung der Wagen bezeichnendes Attribute gehabt habe. — Dritte Umgestaltung, analog der beyandern ähnlichen Figuren eingetretenen Verschönerung durch die geläuterte Kunst, Erichthonios wird als ein schönes Kind oder als jugendlicher Heros in rein menschlicher Bildung dargestellt. Hierbey führt nun Hr. Raoul-Rochette die verschiedenen Vasengemälde mit der Geburt des Erichthonius und andere Bildwerke dieser Klasse auf, und verbreitet sich auch (p. 16–18), mit manchen berichtigenden Bemerkungen, über die bildlichen Darstellungen auf dem Peplos der großen

und der kleinen Panathenäen. Die Schlußbemerkung (p. 19) theile ich mit seinen Worten mit: „Je me borne à dire, – que l'usage introdut à la belle époque de l'art, de représenter ce personnage (d'Erichthonius) sous la forme humaine, ne dut pas empêcher que cet ancien type hiératique d'Erichthonius demi-homme et demi-serpent ne continuât d'être suivi dans les ouvrages produits plus directement sous l'influence de la tradition nationale, et à une époque où l'on affectait assez généralement de revenir aux fermes les plus archaïques de l'art, et à ses types les plus surannés."

Es folgt zuletzt eine Reihe schätzbarer Betrachtungen des Mythus unter dem Gesichtspunkte der Kunstdarstellungen. Wenn der reinen Kunst jener Moment am günstigsten seyn mußte, wo der neugeborne schöne Knabe Erichthonius von der Erde der Minerva übergeben wird, so verschmäheten dagegen die älteren naiveren und dem Hieratisch-Bedeutsamen ergebenen Bildner und Maler auch die andern Momente und selbst die anstößigeren Vorstellungen nicht, die dieser mysteriöse Mythenkreis nun einmal mit sich brachte, namentlich nicht die anstößige Scene des im Liebesdrange die Pallas-Athene verfolgenden Hephästos.

Doch war die Sage davon zum Theile selbst gemäßigter. Der belesene Verf. hat auch diese nachgewiesen, wie die aus Melesagoras (oder Amelesagoras beym Antigonus Caryst. XII.) — Wenn der Verf. einen andern Mythus beym Scholiasten des Lykophron zu vers. 111. mit einer Parenthese begleitet: *Καταλαβὼν δὲ, ὡς ἀντέπιπτεν (ἀντήρισεν?) αὐτῷ ἡ Ἀθηνᾶ κ. τ. λ.* so findet sich im Texte keine Variante (p. 390 ed. Müller); auch ist die Aenderung unnöthig, da *ἀντιπίπτειν* recht eigentlich vom feindlichen Widerstand und von entschiedener Abwehr gebraucht wird. — Man s. nur Wyttenbach. Indic. Plutarch. I. p, 161 ed. Oxon. — Der Verf. durchgeht die verschiedenen bildlichen Darstellungen dieser Scene, und bemerkt dabey, wie sich die Kunst auch späterhin hiebey nicht immer in den Gränzen des Anstandes hielt; wie hingegen der mimische Tanz, der auch diesen Gegenstand wie fast alle mythologischen Handlungen in seinen Kreis gezogen, das Unanständige dieser Scene zu unterdrücken oder doch sehr zu mildern pflegte; wobey der fruchtbare Satz ausgesprochen wird, daß die mimischen Darstellungen nicht weniger als die theatralischen eine graphische Tradition veranlaßten, welche die Maler befolgten, wovon die Vasengemälde uns einen reichen Bilderkreis aufbewahrt haben. — Auch dieser letzte Abschnitt ist reich an manchen kritischen und archäologischen Bemerkungen. — Schlüßlich verdient noch gesagt zu werden, daß Hr. Raoul Rochette in seinen neuesten Werken und so auch in dieser Zuschrift, immer mehr die Ueberzeugung bekundet, daß die älteren hieratischen Mythen, Symbole und Bildwerke aus orientalischen Lehren und Cultus stammen, und je primitiver sie bey den Griechen sind, desto getreuer das morgenländische Gepräge an sich tragen. Diese Wahrheit hat eben jetzt einen bedeutenden Stützpunkt gewonnen in dem Werke:

Nr. 5., dessen Verf. auf's neue durch sein Buch bestätigt, daß gerade diejenigen Alterthumsforscher, welche mit dem Orient am vertrautesten sind, am entschiedensten sich für die Herleitung der griechischen und italischen Götterdienste, Lehrsätze und Bildwerke aus den morgenländischen zu erklären pflegen. Der Verf., Hr. Lajard, war schon vor mehreren Jahren mit einer gehaltvollen Schrift über Mithradenkmale hervorgetreten, und wird auch auf das vorliegende Werk ein größeres über die Religionen des Mithra folgen lassen. Keiner der jetzigen Gelehrten kann dazu einen größeren Beruf aufweisen als eben er; keiner hat auch in neuerer Zeit der Wissenschaft größere Opfer gebracht.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Persien und andern asiatischen Ländern und eine lange fortgesetzte Verbindung mit denselben hatten es ihm möglich gemacht, eine in ihrer Art einzige Sammlung von Schrift- und Bild-Denkmalen, besonders asiatischen Cylindern, konischen und andern geschnittenen Steinen zusammenzubringen, die ich selbst vor mehreren Jahren in St. Denis zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatte. Zu vorliegendem Werke sind aber die ähnlichen Monumente fast aller Europäischen Sammlungen, die erst in diesem Jahrhundert eine erhebliche Anzahl derselben gewonnen

haben, benützt worden. — Und so liegt ein Werk vor, das wir als eine reife Frucht von dreyßigjährigen Arbeiten empfangen, ein Werk, das uns mit großer Achtung für seinen Meister erfüllen muß, und dessen äußere Ausstattung, in Papier und Druck aus der Officin von Crapelet und durch die chalkographischen Leistungen geschickter Künstler, mit seinem innern Werth in geradem Verhältnisse steht. Das ganze wird 6 Abtheilungen und 30 Kupfertafeln, nebst einer großen lithographischen, enthalten. Letztere ist mit dieser ersten Abtheilung ausgegeben worden, und giebt eine anschauliche Vorstellung des kosmo-theogonischen Systems der Chaldäer. Die Beurtheilung der Uebersicht dieses ganzen Systems, wie sie das bereits erschienene erste Mémoire enthält, ist nicht meine Sache, sondern unserer gelehrten Orientalisten. Mir liegt nur zweyerley ob, erstens Bezeichnung des Standpunctes, den der Verf. genommen, und kurze Charakteristik seiner mythologisch-archäologischen Grundsätze; sodann einige Andeutungen der wesentlichen Eigenschaften der asiatischen Venus in Bezug auf dieselbe Gottheit bey den Griechen und Römern. Das erste betreffend, so hat sich wohl noch kein Alterthumsforscher stärker über die noch ziemlich herrschende Einseitigkeit erklärt, welche den Zusammenhang orientalischer und occidentaler Religionen, Culte und Gesittung leugnet, als dieß unser Verf. mit männlicher Offenheit zu Anfang seiner gehaltreichen Introduction gethan. Selbst die frühere einseitige Herleitung der griechischen und italischen Götterlehre aus dem ebräischen, ägyptischen oder indischen System sey nicht so beschränkt und der wissenschaftlichen Forschung so schädlich gewesen, als diese neuere Trennung der Morgen- und der Abendländer. Das heiße nicht in der großartigen Weise mancher alten Schriftsteller, nicht im Geiste eines Aristoteles verfahren; die engen Schranken, die man um die Mythologie und Archäologie gezogen, müßten durchbrochen und der Gesichtskreis bis in die orientalische Vorwelt erweitert werden. „Mais les archéologues, heißt es pag. IX., dedaignant de s attacher à redresser, à élargir les voies d'investigations tracées par leur prédécesseurs, prétendent parvenir infailliblement à la découverte de la verité en limitant l'étude de l'antiquité grecque

à l'examen des seuls monuments de la Grèce, ces archéologues, s'il m'est permis de le dire, ont encouru peut-être le reproche d'avoir fait entrer la science dans une voie rétrogarde etc.“ — Die vergleichende Sprachkunde habe aus den seit dem vorigen Jahrhundert gewonnenen orientalischen Urkunden und linguistischen Hülfsmitteln die überraschendsten Ergebnisse geliefert. Nicht minder reich sey der Zuwachs, den die europäischen Museen, besonders zu Paris und London, an asiatischen Bilddenkmalen durch den Forschungs- und Sammlerfleiß von Reisenden, besonders des Robert Ker Potter, erhalten (p. XVII.): „C'est alors aussi que l'on reconnut la necessité d'étendre le champ des investigations, d'établir l'archéologie sur des bases plus larges, et de fonder enfin une nouvelle science, l'archéologie comparée, qui pût seconder les progrès toujours croissants de la philologie.“ — Ich will hier nicht fragen, ob, oder wie bald unsere größten Philologen für eine solche vergleichende Mythologie und Archäologie empfänglich werden möchten. — Der Verf. erklärt sich im Verfolg über den Anlaß der Wahl dieses Gegenstandes seiner Untersuchungen (pag. XIX.): „L'influence particulière que les Chaldéens d'Assyrie, les Assyriens, les Phéniciens et les Perses exercèrent à diverses époques, sur les peuples de l'Orient; et la nature, la destination, le sujet des monuments écrits ou figurés que j'étudie depuis trente années, ont dû me porter à diriger plus spécialement mes investigations vers la solution des questions importantes que présente l'étude de l'histoire et des dogmes du culte de Venus et du culte de Mithra, divinités qui remplirent de leurs noms l'Orient et l'Occident. Ces questions, pour la plupart, n'ont pas encore été résolues; quelques-unes même n'ont pas été abordées etc.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Fortsetzung.)

(P. XXI.): „La publication des résultats de mes recherches mettra hors de doute cette origine (nämlich den chaldäischen Ursprung der Venus), j'ose l'espérer, et montrera combien l'influence des doctrines chaldéennes sur la civilisation et en particulier, sur les systèmes religieux ou philosophiques des peuples de l'ancien monde fut profonde et étendue. On trouvera partout des traces évidentes du culte de la divinité qu'avec les Latins nous appelons Vénus, de cette divinité qui occupe la place principale dans le système théogonique et cosmogonique des Chaldéens et qui, primitivement androgyne, avait fini par être adorée, en Orient comme en Occident, sous une forme purement féminine et sous des noms divers. Partout on trouvera les symboles, les emblèmes, les attributs de la déesse liés à divers cultes publics, aussi bien qu'au rituel des mystères. Partout on découvrira dans les institutions civiles et militaires, dans les moeurs, les coutumes, les préjugés, les superstitions des peuples de l'antiquité, l'empreinte des doctrines, des idées propres au culte chaldéen de Vénus etc.“ Weiterhin (p. XXX — XXXIII.) wird eine vorläufige Uebersicht des Inhalts der 6 Memoires über die Venus gegeben, welchen der Verf. ein résumé berfügen wird, worin er aus der Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse und der bildlichen Denkmäler des Orients und des Occidents und aus der Gesammtheit der Charakterzüge, die sich daraus ergeben, so weit es der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse erlaubt, das Ganze des antiken Mythus von der Venus wieder herzustellen versuchen will. So viel für unsern Zweck aus der Einleitung. Aus der ersten Abhandlung selbst hebe ich in derselben Absicht nur die ersten Momente der chaldäischen Kosmogonie und Theogonie, und sodann die in Bilddenkmalen nachweislichen Wandlungen der Venus aus.

(Pag. 11) Erstes Moment: das ewige, unsichtbare, unendliche Urwesen, der in sich selbst versenkte absolute Herrgott. — Zweytes Moment: das Universum als sein Gedanke, ins Daseyn gerufen durch sein Wort, Ich bin. (Ganz wie im System der Zendschriften.) Diese Offenbarung der Gottheit oder Gott und Universum, als Eins betrachtet, wird das Gesetz genannt. Der Urgott ist eigentlich namenlos, wird jedoch bezeichnet als gränzenlose Zeit, Lichtglanz, Ort oder Raum und Schicksal (Gâd). Vor dem ausgesprochenen Wort des Ewigen war eine Urnacht, Licht und Finsterniß ungetrennt enthaltend, und in den Semitischen Sprachen genannt: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gâd, d. h. Mutter, Gebärerin, Nacht, Schicksal und Fortuna waren die Begriffe, die man unter diesen Namen dachte. Durch das Wort des Urwesens hat sich Licht und Finsterniß geschieden. Die Nacht und die beyden aus ihrem Schooße hervorgegangenen Principien sind vergöttert worden; demzufolge ist die Nacht die Mutter der Götter, aber Mutter = Jungfrau. Das geschaffene Licht, dem sie das Daseyn gegeben hat, unter der Personification eines sichtbaren Gottes, eines androgynischen guten Wesens mit den Namen: Elohim, Baalim, Bel, Baal, Kronos,

aber gleichermaßen mit den Namen: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gâd benannt. — In derselben Weise ist das von der Urnacht geborne zweyte Princip, die Finsterniß, vergöttert worden, unter der Personification eines gleichfalls sichtbaren mannweiblichen aber bösen Gottes. Wahrscheinlich war dieses Wesen ähnlich characterisirt, wie Agrô — mainyus (Bournouf Comment. sur le Yaçna I. 1. p. 82 — 92), gewöhnlich Ahriman gesprochen; in den Chaldäer-Schriften vielleicht auch Sitna (Satan) genannt, und die Götterordnungen und ganze Verfassung des Reichs der Finsterniß sind denen des Lichtes als analog zu denken.

Die Venus-Denkmale stellen sich unter sechs Haupttypen dar, in welchen sich die sprechendsten Züge des Mythus von dieser Gottheit wiederfinden:

1. (p. 21) Denkmäler, welche die Venus mit beyden Geschlechtern vereinigt darstellen;
2. Denkmale, worin Venus Theil einer göttlichen Trias (Dreyheit) ist;
3. Denkmale, welche die Venus mit dem weiblichen Geschlechte allein, aber als eine göttliche weibliche pantheïsche Gottheit (divinité panthée) vorstellen;
4. Denkmale der Venus gewidmet als der Königin des Himmels, der Erde und der Unterwelt;
5. Denkmale, welche der Venus als der Mutter des Eros (Amor) geweiht sind;
6. Denkmäler, auf denen Venus, unter einem besondern Gesichtspuncte dargestellt, bezüglich auf ihre Verrichtungen, durch ein specielles Symbol oder Attribut charakterisirt wird.

So viel hier von diesem trefflichen Werke, das als wahre Bereicherung der Alterthumskunde, seinen bleibenden Werth behalten wird. Wir können den Lesern die angenehme Versicherung geben, daß die zweyte Lieferung noch in diesem Jahre und die dritte in den ersten Monaten des nächsten erscheinen wird.

An diese Wandlungen der Aphrodite kann ich sofort meine Schlußerörterungen anknüpfen. Halten wir vorerst folgende chaldäische Elemente ihres Wesens fest, und vergleichen sie mit einigen Zügen der Griechischen und Italischen Religionen und Mythen. Zuvörderst Venus Mannweib zeigt sich im Vorderasiatischen Hermaphroditos, im Italischen Venus almus u. drgl. Die Zweyheit und Dreyheit setzen auch griechische Philosophen als kosmogonische Elemente des Chaldäischen Systems (Damasc. de princip. XLIII. p. 115. Kopp., welche Stelle dem Hrn. Lajard nicht entgangen ist.) Die Duplicität einer himmlischen und einer irdischen Aphrodite und der ihr beygeordneten zwey Eroten kennt Plato (Symp. p. 180. D. E.) Die dritte Venus, die der Unterwelt, begegnet uns in Asiatisch-Griechischen Ἀφροδίτη ἐπιτυμβία und in der Italischen Venus Libitina. Sodann aber muß beachtet werden, daß Mylitta, Milat gleich an der Spitze dieses asiatischen Systems als Gâd, als Schicksal und als Fortuna erscheint. Als solche stellt sie sich selbst mit der Aphrodite-Moera und A. Nemesis (wovon im Verfolg) und mit der Italischen Fortuna-Primigenia, des Jupiters Mutter oder Amme zu Präneste, zusammen. Hiebey wollen wir vorläufig nur auf zwey Puncte aufmerksam machen, erstens auf den in den verschiedenen Cults fortdauernden unbestimmten Charakter dieser ursprünglich asiatischen Personification; zweytens darauf, daß sie von Anfang an nicht als bloßes Naturwesen oder elementare Potenz genommen ist, sondern als Gâd, sogleich in das Gebiet des Geistes hinübertritt, und gegen den Willen der freyen Wesen ihre Macht übt.

Sehen wir uns nun in den neuesten Mythologien um, so ist wohl bey keiner Gottheit ihr orientalischer Ursprung weniger verkannt oder geläugnet worden, als bey dieser. So sagt Hr. Schwenk (mythol. Skizz.) S. 85. f.: „Aphrodite, eine orientalische Gottheit, welche über Cypern zu den Griechen kam (Herodot. I. 105.), war eine Naturgöttin der Fruchtbarkeit, und die Griechen helleniſirten nur ihren orientalischen Namen, welcher ihr Wesen bezeichnete, und verwandt ist mit dem hebräischen Zeitwort pharah, fecundus fuit." Hier will ich nun übergehen, daß im Chaldäersystem und in den überlieferten semitischen Namen dieser Gottheit sich von einem solchen Namen keine Spur zeigt; sondern nur bemerken, daß hier von Mylitta-Gâd von der Aphrodite Nemesis gar keine Notiz genom-

men, und somit eine Hauptseite dieses Götterwesens ganz übersehen ist. Buttmann (Mythologus I. 7. ff.) läßt sich so vernehmen: „Aber Dione galt bey jenen uralten Griechen, den Pelasgern in Epirus, für die Gemahlin des Zeus, von dessen anderer Namensform *Δίς*, *Διός*, jenes blos die weibliche Form (wie Juno von Jovis) ist. Gewiß nicht zu kühn ist also die Vermuthung, daß Hera ursprünglich ganz einerley mit der Dione ist, wenn gleich eine Abweichung in der mythischen Genealogie sie trennte, und daß folglich Hera die ächte alte Liebesgöttin ist; wovon die unverkennbare Spur in dem Vorsitz, den sie über die Ehen und Hochzeiten führte. Dieß war also gleichsam ihr Vergleich mit der Ausländerin Aphrodite, sie blieb Himmelskönigin und Göttin der Ehen, Aphrodite Göttin der Liebe im weiteren Sinn. Aus dem Namen Hera kann ich nichts etymologisiren, doch sehe ich nicht ein, warum er mit *ἔρος*, die Liebe, nicht eben so gut (das heißt gleich schlecht) verwandt seyn sollte, als mit *ἀήρ*, die Luft." So denkt auch Schwenk (S. 76.) von dieser Buttmannischen Etymologie; und ich denke, sie sey doch etwas weniger schlecht, d. h. einfacher, natürlicher, sprachgemäßer als die beym Plato (Cratyl. p. 404 c.) wo *Ἥρα* von *ἐρατή* abgeleitet wird; obschon man fragen könnte, ob dieser griechische Etymolog schon auch etwas von „einer ächten alten Liebesgöttin Hera" gewußt haben möchte? — Man sieht übrigens, wie Buttmann mit jener altpelasgischen Hera eine gewisse Unbestimmtheit und Doppelnatur vereinbar findet, aber doch gleich wieder die eheliche von der allgemein erotischen Waltung zu unterscheiden beflissen ist. Auch könnte man fragen, ob denn der Dodonäische Dis und seine Dione weniger ausländisch gewesen, als Aphrodite? — Doch nun tritt ein schärferer Chorizonte ein, Gottfr. Hermann (de Graeca Minerva p. 15): „ipsi Dodonaei Pelasgi duos colebant maximos (?) deos, qui iis *Δίς* et *Διώνη* vocabantur, quae nomina ipso testante Dodonaeo oraculo apud Demosthenem (c. Midiam p. 531. §. 53.) nihil nisi deum et deam significare recte in tertio excursu ad eam orationem judicavit Buttmannus. — Est autem Dione non Venus, sed Juno. Scholiastes Homeri ad Odyss. III. 91. *ὡς καὶ ἡ Ἥρα Διώνη παρὰ Δωδοναίοις.* (Wenn hier Gottfr. Hermann statt *Διαίνη* gebessert hat *Διώνη*, so habe ich einen ähnlichen Fehler bey Proclus in Cratylum p. 117., mit Boissonnades Zustimmung getilgt und statt *διαιωνία* geschrieben *Διωναία*.) Latinorum Dis, qui est *Ζεὺς καταχθόνιος*, et Diespiter, an ex Pelasgicis illis ducta sint, dubium: *Διώνη* autem servasse videtur nomen suum, leviter mutata pronunciatione Juno dicta." Da die ältesten Dodonäer keine besondern Götternamen oder Beynamen kannten (Herod. II. 52), so haben sie auch bey ihrem Dis und Dione, Gott und Göttin, noch keinen Unterschied machen, noch letztere bestimmt als Juno im Gegensatz gegen andere Göttinnen denken können. Das sind Homerische Unterscheidungen, nachdem die olympischen Personalitäten geordnet waren. Die einzige Trennung war hier erst die in zwey Geschlechter, und der männliche Dis war ganz allgemein Gott des Himmels, der Erde und der Unterwelt (in letzter Eigenschaft mit dem nachherigen *Διόνυσος χθόνιος* identisch) und Dione gleichfalls Göttin der drey Reiche, wie die als weiblich aufgefaßte Mylitta. Je älter die Gottheiten sind, desto unbestimmter, desto umfassender in ihrer Eigenschaft. Trotz der vorherrschenden homerischen Volksreligion war jene Unbestimmtheit der Natur griechischer Götter im Bewußtseyn der Kundigen nicht verloren gegangen. Aeschylus hatte die Artemis eine Tochter der Demeter genannt, Euripides hatte den Apollo mit dem Helios (Sonnengott) identificirt (Fragg. p. 463 ed. Beck), und Callimachus will von einer Trennung des Apollo von der Sonne eben so wenig wissen, wie vom Unterschiede der Artemis und der Proserpina (Fragg. p. 432 sq. Ernesti.) — Warum? weil Callimachus nun schon wieder bessere Kunde morgenländischer Lehre hatte; — redet er doch von seinem Zeus fast wie ein Ebräer von seinem Jehovah —, und hatte er doch schon in das A. T. alexandrinischer Uebersetzung Blicke gethan (Valckenaer ad Callim. Elfegg. Fragg. p. 18.) Solche Verschmelzungen zweyer Gottheiten waren keine Neuerungen, sondern Archaïsmen. Am mythologischen Himmel sind gerade die älteren Götter Doppelsterne, die aus der Theilung eines größeren Sternes entstanden, in eine

Menge kleinerer auseinander fahren. Aber für den Mythologen sind jene ersteren nur im Morgenlande sichtbar. Wenn ich daher von solchen Doppelwesen redete, und sie in meiner Symbolik mit Namen, wie Venus-Proserpina, Proserpina-Fortuna u. dgl. bezeichnete, so mußte ich mich oft im Stillen wundern, wie solche Benennungen Nachahmung finden konnten bey Gelehrten, welche doch von den Prämissen abstrahirten, d. h. die sich um die Herleitung der Griechischen und Italischen Götter aus den Religionen des Orients nicht bekümmerten.

Ich bekümmere mich fort und fort darum, und bin daher dankbar für diese neueste Belehrung über die Mylitta-Gâd im Systeme der Chaldäer, indem ich, um eine an mich ergangene Frage zu beantworten, noch kürzlich von der Aphrodite-Nemesis, besonders im Attischen Cultus, handeln muß. Um dieses Letztere vorzubereiten, zugleich aber auch um einen Satz des Hrn. Lajard, daß nämlich die Chaldäische Theologie ihren Einfluß bis auf die spätern Meynungen und Gebräuche der Griechen und Römer behauptet habe, zu bestätigen, schicke ich nur zwey Sätze voraus. Jo Laur. Lydus de menss. Romm. I. 12 (p. 10 — 12 Röther.) berichtet bey der Beschreibung des Römischen Circus unter Anderm, daß auf der nach den 7 Planeten eingetheilten Rennbahn, worauf die Kämpfer nach dem Typus der 24 Tages- und Nachtstunden ihre Wettfahrten zu machen hatten, eine aufgerichtete vierseitige Pyramide der Sonne, aber auch der Nemesis gewidmet gewesen. Daß man nun hiebey an Bel und an Gâd zu denken habe, zeigt die eben daselbst erwähnte Angabe der Planetenpole, „welche die Chaldäer Firmamente (στερεώματα) nennen“ (s. darüber Röther). Gewiß steht hier dem Sonnengotte, dem Regenten des Tages, die nächtliche Venus die Göttin der Unterwelt gegenüber, aber auch Venus Nemesis, als die Austheilerin der Preise und Ehren nach den Verdiensten der Wettstreiter. — Gâd als Fortuna möchte auch nicht zu verkennen seyn in der Stelle des Vettius Valens vom astrologischen Glücksloos (κλήρῳ τῆς τύχης) wo es unter Andern heißt: es bringe Erfüllung der Erwartungen und Vortheile von Dingen, welche die Verstorbenen betreffen, (ἀπὸ νεκρικῶν ὠφελείας. s. die ganze, aus einer Handschrift mitgetheilte Stelle bey Selden de Diis Syris im Capitel de Gad seu fortuna I. 1. p. 15. sqq.) Ich bemerke darüber weiter nichts, als daß jene Worte sich auf eine Fortuna beziehen, die zugleich dem Todtenreich angehört. Viel früher und viel bestimmter treten diese theologischen Verbindungen im Attischen Cultus an's Licht. Demosthenes gedenkt in einer Rede (advers. Spud. p. 1031. Reisk. p. 1134 Oxon. Bekker.) eines Festes der Nemesis (*Νεμέσεια*). Die ältern Erklärer dieses Redners und andere griechische Grammatiker geben uns aus diesem Anlaß die Notiz, daß dieses Fest eine Todtenfeyer gewesen, an welcher man den Todten die gebührenden Gaben dargebracht habe, und Nemesis sey die Aufseherin über die Verstorbenen, (Harpocration p. 253. Gronov. Moschopulus in *Νεμέσεια* Phot. C. Gr. Suidas p. 2571 Gaisford. Lex Rhetor. ap. Bekker Anecdott. grr. I. 282: *Νεμέσια* (*Νεμέσεια* Harpocr.): *πανήγυρίς τις ἐπὶ τοῖς νεκροῖς ἀγομένη, ἐπεὶ ἡ Νέμεσις ἐπὶ τῶν ἀποδυομένων τέτακται*). — Also Nemesis eine Aufseherin der Todten, nach deren Namen ein Fest genannt ist, wobey man den Verstorbenen die gebührenden Huldigungen erweist. Diese Attische Todtenfeyer, von der Göttin des Schicksals benannt, knüpft sich durch folgendes Zeugniß mit agrarischen und chthonischen Gottheiten Attika's genealogisch zusammen: „Der Rhamnusischen Nemesis gab man zuerst die Gestalt der Aphrodite; weßhalb sie auch einen Apfelbaumzweig trug. Es weihete aber ihr Bild Erechtheus, weil sie seine Mutter war; und Nemesis wurde sie genannt, und herrschte an jenem Orte (zu Rhamnus in Attika. Suidas p. 3119. Gaisf. Photi Lex. Gr. p. 416 Dobr. Lips. *ἱδρύσατο δὲ αὐτὴν Ἐρεχθεὺς μητέρα ἑαυτοῦ οὖσαν, ὀνομαζομένην δὲ Νέμεσιν κ. τ. λ.*“ Hiereus lernen wir den Schlangenfüßler Erechtheus-Erichthonios, den Sohn oder den Zögling der Athene, als einen Sohn der Aphrodite — Nemesis kennen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Schluß.)

Liegt darin ein Widerspruch, oder gab es zwey Genealogieen des Erichthonius, oder zeigt sich hierin eine Andeutung der Identität beyder Göttinen? Das letztere ist das Wahre. Dieß beurkundet ein altes Cultusbild. Zu Athen hatte Victoria-Minerva (*Νίκη Ἀθηνᾶ*) auch einen Apfel in der einen und einen Helm in der andern Hand (Heliodorus Periegetes ap. Harpocration p. 254). Diese früheren Culte kannten jene episch-homerische Abgeschlossenheit einzelner Gottheiten noch nicht. Jene Minerva-Victoria war eine kriegerische Venus, wie die Kriegsgöttin der Perser, welche man mit der Minerva zu vergleichen veranlaßt war (Plutarchi Artax. cap. 3. p. 440. Reisk.) — Es war eine noch unbestimmte Göttin der Natur, wie die zu Hierapolis, welche einige Hera, andere Aphrodite nannten, deren Wesen aber darin bestand, daß man sie als die Ursache des Entstehens der Keime der Dinge aus dem Urelemente des Wassers erkannte (Plutarchi Crass. c. 17 p. 451). Denn nach dem Obigen darf ich ja wohl jene pelasgischen Gottheiten mit asiatischen vergleichen, von denen sie abstammen. Die Aphrodite-Nemesis ist also ursprünglich als Göttin der Todten mit der chthonischen Proserpina, als Göttin des Schicksals und des Glücks, mit der Siegerin Athena identisch gewesen. Da nun auf Vasenbildern, in griechischen Gräbern gefunden, eine weibliche geflügelte Figur die Beyschrift *Νίκη* hat, so braucht man nicht zu streiten, ob man die gleiche Gestalt auf den Vasengemälden, welche des Erichthonius Geburt vorstellen, Minerva-Victoria oder Venus-Nemesis benennen soll. — Wenn ich mich oben schon gegen H. A. Müller erklärt hatte, der nichts von einer Verbindung der Aphrodite mit den Panathenäen wissen wollte, so muß ich jetzt die ganz entgegengesetzte Ansicht bemerken, welche einen tieferen Blick in das Wesen der alten Religionen beurkundet. Herr Bröndsted sagt (Reisen in Griechenl. II. S. 231): „Daß die Attiker selbst ihr Dogma von der Erziehung ihres *Ἐρεχθεύς* durch die jungfräuliche Göttin mit ihrer Verehrung des Schicksals, der Móra unter der Form einer himmlischen Aphrodite, in Verbindung gesetzt hatten, das beweiset die merkwürdige Ceremonie der beyden Arrhephoren in der Nacht vor dem panathenäischen Feste, wovon uns Pausanias den einzigen Bericht gegeben hat, I. 27. 4; denn wer diese Stelle mit der andern (I. 19), 3. (Es ist dort von einer Aufschrift auf einem Bilde der Aphrodite in den Gärten bey Athen die Rede, worin Venus-Urania die älteste der Parcen genannt wird) vergleicht, wird gewiß nicht bezweifeln, daß der *περίβολος*, wohin die Arrhephoren durch den unterirdischen Gang das ihnen und der Priesterin selbst unbekannte Mystische trugen, mit einem Heiligthume der Aphrodite-Móra in Verbindung stand. In dieser älteren Vorstellung von einer ernsten, erhabenen, und der Móra verwandten Aphrodite, liegt auch meines Bedenkens der Grund, warum Agorakritos sein, für das Heiligthum der Aphrodite in den Gärten bestimmtes Bild dieser Göttin in eine Nemesis verändern konnte; (s. Plin. H.N. I. 30. 5. p. 725 Hard. Suid. in *Ῥαμνσία Νέμεσις*, wo sich unter Anderm die merkwürdigen Worte finden: „*ἱδρύσατο δὲ αὐτὴν Ἐρεχθεὺς* (Erichthonios?) *μητέρα*

ἑαυτοῦ οὖσαν“); eine genauere Erwägung dieser Sache liegt aber außerhalb meines jetzigen Gegenstandes.“ Ich glaube jetzt durch vorliegende Erörterung diese Sache in's gehörige Licht gesetzt zu haben. Es bleibt mir jedoch die Beantwortung einer Frage noch übrig. In dem schönen Werke des seel. Baron von Stackelberg „die Gräber der Hellenen“ Berlin 1837, tab. XV., befindet sich ein sonderbares Bild, wovon der Herausgeber (S. 12) weiter nichts sagt als Folgendes: „Ueber das atheniſche Gefäß, sowie die auf demselben befindliche merkwürdige Darstellung einer bärtigen, geflügelten, schlangenleibigen Gestalt, welcher ein Schwan mit ausgebreiteten Fittigen sich nähert, behalte ich mir die nähere Erklärung noch vor.“ Im Catalogue d'une Collection d'Antiquités de Mr. de Stackelberg, worin auf einer Bildtafel (unter Nr. 47. bis.) diese Vorstellung wiederholt ist, wird (p. 9) bemerkt: „Petit vase athénien d'une haute antiquité sur lequel on voit un cygne et une figure énigmatique moitié homme ailé, moitié serpent etc.“ Bey Uebersendung dieses Verzeichnisses schrieb mir einer der Herausgeber desselben, der Freiherr von Ungern Sternberg: „die Nummer 47 bis, p. 9, wovon eine Abbildung folgt, wurde von Stackelberg in seinem Werke „die Gräber der Hellenen“, welches ich mit Gerhard's Hülfe herausgab, angeführt, aber nicht erklärt. Wer ist der Schlangenmann dieses Athenienſischen Gefäßes? Ist es Erechtheus? und was bedeutet der Schwan?“ Es hat also keiner dieser Archäologen an eine bloße Verzierung des Vasenmalers gedacht; so wenig als Hr. Raoul-Rochette, der, wie oben bemerkt wurde, in seiner lettre à Mr. Lenze (p. 14) dasselbe Vasenbild erwähnt, vom Schwane zu sprechen nicht nöthig hatte, aber bey dem geflügelten Schlangenmann die Beschreibung des Typhon bey alten Schriftstellern anführte. Ich bemerkte dazu, man könne bey der Figur des Vasenbildes zuvörderst an den geflügelten Schlanggengott Chronos in einer orphiſchen Kosmogonie bey Damascius (περὶ ἀρχῶν p. 381 Kopp.) denken, der sich mit der Natur (φύσις), auch Ἀνάγκη-Ἀδράστεια genannt, verbindet.

Jetzt bemerke ich weiter, es könnte uns auch wohl der Orphiſche Phanes einfallen, der aus einem Ey geboren (ὠογενής) genannt, und als ein Gott mit goldenen Flügeln beschrieben wird (Orph. hymn. VI. [5] vs. 2.). Man wird jetzt im Voraus vermuthen, daß ich vielmehr obiger Ansicht beytrete, und in jener bärtigen und geflügelten Schlangengestalt den Erechtheus, nämlich, füge ich bey, den ältern Erechtheus-Erichthonios, erkenne. Wer wird nämlich in einem atheniſchen Vasenbilde, aus einem Grabe hervorgegangen, nicht den Gedanken an diesen am natürlichsten finden? an den Sohn der Nemesis, der Erechtheus das älteste Bild geweiht, der Beherrscherin der Verstorbenen, von der die Nemeseen, dieses Attiſche Todten- oder Seelenfest, ihren Namen hatten? Aber woher die Flügel an diesem männlichen, schlangenleibigen Wesen? Antwort: Erichthonios ist für Athen und seine Burg, was Triptolemos für Eleusis und das Rharische Feld war. Die Schlangen an des letzteren Wagen sind zuweilen geflügelt (Lucian Phil. §. 3. p. 32 Hemsterh.). Mit dem Schlangenwagen, noch mehr mit dem Paar geflügelter Schlangen, soll er um so leichter und geschwinder die Samenkörner der Demeter über die Erde tragen. In unserm Bilde ist diese Flügel- und Schnellkraft in den Körper des Schlangenmannes selbst verlegt. In dieser Abbreviatur stellt sich uns eine ältere prägnante Symbolik vor Augen. Schwieriger ist die Antwort auf die Frage: „was bedeutet der Schwan?“ Vielleicht ist die einfachste Antwort: Aphrodite Urania, auch Möra genannt, hat ihrem Sohne Erichthonios den Schwan entgegengesendet, weil er ihr Lieblingsthier ist, wie sie denn erweislich in verschiedenen alten Bildwerken von einem Schwane getragen wird. (K. O. Müller Handb. der Arch. d. K. S. 556 ff. zweyte Ausg.) Man könnte sagen: Wir hören nur von Erichthonios Mutter. Sein Vater war wohl in diesem Mythus Zeus, welcher der Nemesis auch dießmal wie bey Erzeugung der Helena sich in Gestalt eines Schwanes genähert hatte (Apollodor. III. 10. 7. p. 320 Heyn.), weil Nemesis ihm unter der Hülle einer Gans entfliehen wollen. Allein diese Annahme ermangelt bey der Erzeugung des Erichthonios der nöthigen Autorität. Es ist sicherer zu sagen: Schwan und Gans sind chthoniſche Thiere; sie lieben tiefe Gründe, Wasserflüsse und kalte tel-

lurische Nahrung (Aelian H. A. v. 29 p. 110 Jacobs. vergl. XVII. 24. p. 384). Dafür sprechen in der That die Culte, Mythen und Bilder von Zeus-Trophonios und Demeter-Herkyna zu Lebadea in Böotien, wo Wasser- und Erdcultus herrschend war, wo Pausanias (LX. 39. 2.) die chthonische Jungfrau Ἑρκυνα (Hercyna) mit einer Gans in der Hand abgebildet sah; wo es selbst eine Demeter-Hercyna gab, welches nichts anders als Orcina ist, das heißt die Ceres der Erdtiefe; wo im Zeus-Trophonios, das ist nichts anders als ein Zeus χθόνιος, die Anschauungen von Unterwelt, Erdtiefe und agrarischem Reichthume personificirt waren (s. K. O. Müller Orchomenos S. 155, Preller Demet. und Perseph. S. 172 vergl. S. 363; — welcher letztere aber bey so ernsten Cabirischen Wesen von einer Einsicht in jene tellurischen Symbole nichts verräth, wenn er (Anm. 2.) sagt: „Gans und Ente sind den alten und neuen Griechen anmuthige, niedliche Thierchen.“ Ich verweise ihn auf Ed. Gerhards Prodromus zu seinen antiken Bildwerken S. 94, und wünschte ihm die ernste Thonfigur einer Demeter-Hercyna in einer Heidelberger Sammlung vorzeigen zu können, die, mit einer geschlungenen Wollbinde ums Haupt, auf einem Throne sitzt, und eine Gans, an ihrer Brust angeschmiegt, in Händen hält.) — Es hätte also in unserm Vasenbilde der dem Erdgebornen (Erichthonios) sich nähernde chthonische, an die Königin der Todten, Nemesis, erinnernde Schwan eine gehörige Bedeutung. Er hat sie endlich aber auch als das weissagende, den Tod ahnende, ihn mit Gesang begrüßende und an die Güter der Unterwelt erinnernde Thier; in welchem Sinne die Dichter und Philosophen des Alterthums den Schwan als Trostbild der sterblichen Menschen gewonnen haben (s. Davies und G. H. Moser zu Cic. Tuscull. I. 30 p. 244 ed. Moser vergl. „Zur Gemmenkunde“ S. 190). Es darf überhaupt bey solchen uralten Culten, Mythen und Bildern nicht vergessen werden, daß sie Ausdrücke religiöser Zustände sind, welche sich als ein tiefes Versenken und Einleben in die Natur beurkunden. Hatte der hülflose und noch mit den ersten Fristungen des Daseyns ringende Mensch endlich mit Mühe und Gefahr feste Sitze gewonnen, und Ackerbau ausüben gelernt, so erfüllten ihn der von ihm nun wahrgenommene ordentliche Lauf der Natur, die regelmäßige Wiederkehr der Vegetation, das wunderbare Wechseln und Hinwelken der Pflanzen und Saaten, als göttliche Geheimnisse, mit Grausen. Er empfand Gefühle, die ihn in Entzücken versetzten, oft aber auch an die Gränze des Wahnsinns führten; Stimmungen, welche der Attische Mythus in der bedeutsamen Erzählung von der Raserey und vom Sterben der Töchter des Kekrops aufbehalten hat. Andererseits steht das Hausthier dem Naturmenschen nahe, zumal dem Ackermann der Ackerstier; er ist ein wichtiger Besitz, ein unentbehrlicher Gehülfe. Er ist unter das Gesetz der Natur gestellt, niemand soll ihn tödten, aber Lust und Noth verleiten den Ackermann, auch ihn zu tödten, und sein Fleisch zu essen. Aus dem Ochsenanspanner wird ein Ochsenesser, aus dem βουζύγης ein βουβόινας. Das ist eine schwere Verschuldung, und es folgen die Verwünschungen des Ackermanns, die Buzygischen Flüche (Βουζύγιοι ἀραί.) Diese Seite der attischen Mythen (vom Herakles-Buzyges und Buphonos und Buthónas), Festgebräuche (die Buphonien, Βουφονία) und Bilder habe ich, aus Anlaß eines andern Vasenbildes, neulich weiter ausgeführt in der Abhandlung: De vasculo Herculem Buzygen exhibente (in den Annali dell' instituto archéologico Vol. VII. p. 100 sq.) Jetzt habe ich denselben Gegenstand von einer andern, aber damit verbundenen Seite zu berühren: Dem Naturſohn ist die Erde Mutter. Dem ältesten Griechen war die Erde Mutter-Erde (Γῆ μήτηρ). Der Mensch, der Erde Sohn, muß, um seine Nahrung zu gewinnen, die Erde verwunden, er muß der Erde Schoos zerreißen, als Ackermann. Das ist der erste Fluch. Erichthonios, der Erden- und Ackermann, ist Sohn der Nemesis, der Vergelterin, der Königin der Todten, nach deren Namen das Attische Todten- oder Seelenfest, die Nemeseen genannt werden. Der Spruch lautet: Der Ackermann, der den Schoos der Erde aufreißt, verfällt der Erde als Leichnam wieder, zur Vergeltung (Nemesis), der Ackermann, der selber von der Erde genommen, die Gaben der Erde verzehret. Das sind Zustände und Erinnerungen, wie sie die Genesis (III. 14. 19.) überliefert, aber anders und

einfacher, als die Incunabelsage der vielgöttischen Völker sie aufbewahret. Jedoch stellt sich aus dieser alt-attischen Sage und Bildnerey das Analoge heraus: Der Erdwurm, die Schlange am Erdboden kriechend und Erde essend, und der Mensch, der die Erde aufreißen, und was er ist, wieder werden soll: Erde zu Erde.

Creuzer.

Johnsoniana, or, supplement to Boswell. London. 1836. XXII und 530 S. gr. 8. mit vielen Kupfern.

Ein besonderer Abdruck des neunten und zehnten Bandes der jüngsten Ausgabe von Boswell's Leben Dr. Samuel Johnson's. Auf dem Titelblatte sind nicht weniger als 36 Personen aufgeführt, aus deren Schriften oder Aufzeichnungen diese Nachlese gezogen ist. Mehrere sind nicht genannt, wie der „German Traveller," von welchem S. 437 — 40 eine Mittheilung steht, die keiner von den andern etwas nachgiebt. Dieser deutsche Reisende ist Helfrich Peter Sturz; der Aufsatz eine treue Uebersetzung des ersten Briefes aus London in dem ersten Bande seiner Schriften.

Die Johnsoniana unterscheiden sich von den ana des 17ten Jahrhunderts hauptsächlich dadurch, daß von gelehrten Sachen weniger, und mehr von Lebensverhältnissen die Rede ist. Johnson's starker, so zu sagen derber Verstand bey einem mannhaften und doch milden Gemüthe, sein glückliches Gedächtniß und seine reiche Erfahrung machte seinen Umgang so lehrreich und, des rauhen Aeußern ungeachtet, so anziehend, daß ihn viele und vorzügliche Leute begierig suchten, und, was sie von seinem Gespräche behalten hatten, gern aufzeichneten. Die meisten sprechen von dem Manne mit hoher Verehrung, die jedoch nie zu dem krankhaften Uebermaße ausartet, wie z. B. der „Cultus Göthe's," zu welchem vor Kurzem mehr als Einer sich bekannt hat. Zu bedauern ist, daß man unter diesen Zeugen den berühmten Burke vermißt, einen der vertrautesten mit Johnson, von dem er sagte, er sey im Gespräche größer, als in seinen Schriften, und auf den er anwandte: Intentum animum tanquam arcum habebat. Wir besitzen kein Buch wie dieses, das England eben so zur Ehre wie zum Nutzen gereicht; zur Ehre, weil diese über ein halbes Jahrhundert alten Sachen durch keinen Wechsel der Meynungen und Sitten verdrängt worden sind; zum Nutzen, weil hier ein Schatz ächter Lebensweisheit gesammelt ist, dem das heimische Gepräge Eingang und Umlauf sichert.

The Highlanders of Scotland, their Origin, History and Antiquities. By Will. Skene, F. S. A. London 1837. Vol. I. XIV. und 264 S. Vol. II. 314. S. 8.

Ueber die Geschichte und die Alterthümer Hochschottlands bringt dieses Buch kaum etwas neues; dagegen ist der Beytrag erheblich, den es zur Entscheidung des vor einiger Zeit lebhaft geführten Streites über die Herkunft der Hoch-Schotten liefert. Der Verf. erklärt diese für die Ureinwohner. Die Hauptsätze stellt er selbst I. 86 so zusammen. Hoch-Schottland war in den ältesten Zeiten ganz von einem Volke bewohnt, das die Römer zuerst Caledonii, nachher Picti nannten. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts nahm eine Schaar Scoten, aus Irland, Besitz von einem Bezirke, der jetzt das südliche Argyll heißt. Diese Scoten, Dalriad genannt, erlangten im neunten Jahrhundert die Oberhand über den Theil der Picten, welcher sich im Niederlande ausgebreitet hatte, aber nicht auch über das Hochland, welches vielmehr immer im Besitze der nördlichen Picten geblieben ist. Auch war die Landessprache allezeit dieselbe, nämlich die gaelische. Die letzten dieser Sätze scheint der Verf. erwiesen zu haben; die zwey ersten sind Vermuthungen, jedoch sehr annehmliche. Gelegenheitlich berührt der Verfasser die Uebereinstimmung der ossianischen Gedichte mit den ältesten, erst 1825 in das Lateinische übersetzten und gedruckten, irländischen Annalen, die aus dem 11ten und dem 13ten Jahrhundert herrühren, und schließt daraus auf die Aechtheit, wenigstens des Kernes, jener Gedichte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 15. July v. J. wurde Folgendes vorgetragen:

1. Von dem Herrn Conservator Dr. Vogel.

Die Professoren Bunsen und Berthold aus Göttingen haben der k. Akademie die zweyte Auflage ihrer Schrift:

Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weißen Arseniks, übersendet.

Diese zweyte Auflage hat vor der erstern in so fern bedeutende Vorzüge, als sie mit den Untersuchungen und Erfahrungen, welche seit dem ersten Erscheinen der genannten Schrift in Deutschland, Frankreich und Italien über diesen Gegenstand unternommen wurden, und wodurch die Resultate der gemachten Beobachtungen auf das Vollkommenste bestätigt werden, bereichert ist. Man hatte zwar schon seit langer Zeit verschiedene Substanzen als Gegengift arseniger Säure vorgeschlagen und angewendet, nämlich Milch, Essig, Oel, Theriak, Kohlenpulver, Schwefelwasserstoff und Schwefel-Alkalien ꝛc.; allein die erfahrensten Toxikologen unserer Zeit, als Orfila und Christison, sprechen dahin ihre Ueberzeugung aus, daß bis zur Entdeckung der Eigenschaft des Eisenoxyd-Hydrats noch kein sicheres Gegengift der arsenigen Säure bekannt geworden sey.

Das Eisenoxyd-Hydrat wird aus dem schwefelsauren aufgelösten Eisenoxyd-Salz durch Ammonium gefällt. Um aber dem Niederschlag sein Wasser nicht zu entziehen, und dadurch seinen lockeren Aggregatzustand so wenig als möglich zu vermindern, wird er, nachdem er sich abgesetzt hat, in verschlossenen Gefässen unter Wasser aufbewahrt.

Das Eisenoxydhydrat ist mit einer Eigenschaft begabt, wodurch es sich vor allen bekannt gewordenen Antidoten besonders auszeichnet; es ist nämlich völlig unauflöslich, und hat daher keine Einwirkung auf den Organismus; es vereinigt sich sogleich zu einer unauflöslichen Verbindung mit der arsenigen Säure, diese mag sich nun in fester oder in aufgelöster Gestalt befinden, wodurch also die Wirkungen des Arseniks plötzlich aufgehoben werden. Obgleich in dem arsenigtsauren Eisenoxyd nur etwa $3\frac{1}{2}$ Eisenoxyd auf 1 Theil arseniger Säure enthalten sind, so hat die Erfahrung doch gelehrt, daß es rathsam ist, bey einer Vergiftung 10 bis 12 Theile Eisenoxydhydrat anzuwenden, und hiebey kann man mit Sicherheit annehmen, daß die arsenige Säure augenblicklich gebunden, und folglich dadurch ganz unschädlich gemacht wird.

Ich habe mich von diesem schnellen Uebertritt des Arseniks überzeugt, indem ich ein feuchtes Eisenoxydhydrat in eine Auflösung von arseniger Säure trug; nach Verlauf von höchstens 2 Minuten war keine Spur von Arsenik mehr in der Flüssigkeit vorhanden; das getrocknete Eisenoxyd ist nicht fähig, die ganze Menge der arsenigen Säure aufzunehmen, weßhalb es nicht mit Erfolg angewendet werden kann.

Dem Gesagten zu Folge gewährt die Entdeckung der Herrn Bunsen und Berthold ein hohes Interesse, und liefert aufs Neue den Beweis, daß die Chemie stets fortfährt, auf die Fortschritte in der Heilkunde einen mächtigen Einfluß auszuüben.

Ich trage darauf an, daß den Herren Verfassern obiger Schrift von Seiten der k. Akademie ein Dankſagungsschreiben zugestellt werde.

2. Von dem Herrn Professor Dr. v. Kobell.

Ueber das hystatische und haplotype Eisenerz.

Das Titaneisen von Tvedestrand in Norwegen hat Breithaupt als eine eigene Species unter dem Namen hystatisches Eisenerz aufgestellt. Er giebt folgende physikalische Charakteristik an: Halbmetallischer Glanz. Farbe dunkel eisenschwarz. Strich schwarz. Stammform: Rhomboeder von 86°10′. Spaltbar basisch, zuweilen in schalige Zusammensetzung übergehend, auch primitiv rhombocdrisch, undeutlich und schwierig zu erhalten. Bruch muschlig — uneben. Härte 8 (nach Mohs Scala 6) Spec. Gewicht = 5,0. Stark magnetisch.

Dieses Eisenerz besteht nach einer ältern Analyse v. H. Rose aus: Titansäure 48,95, Eisenoxydul 51,05. Mosander hat wahrscheinlich das nämliche analysirt und gefunden: Titansäure 24,19, Eisenoxyd 53,01, Eisenoxydul 19,91, Kieselerde 1,17, Talkerde 0,68 und Kalkerde 0,33.

Mit dieser Species vereinigt Breithaupt den Eisenglanz aus der Schweitz, welcher unter dem Namen Eisenrose bekannt ist.

Da ich überzeugt bin, daß man bey Verbindungen, wie die des Titaneisens, ohne Beyhülfe der Chemie mit Sicherheit eine Species kaum zu bestimmen im Stande ist, indem diese Verbindungen alle isomorph und überhaupt physikalisch sehr ähnlich sind, und da von der Schweitzer Eisenrose bis jetzt noch keine Analyse vorhanden war, so unternahm ich eine solche, und befolgte dabey die Methode, welche ich zuerst bey der Analyse des Menakan's von Egersund anwendete.

Das Mineral wurde sehr fein zu Pulver zerrieben und in einem Kolben in concentrirter Salzsäure aufgelöst. Die Auflösung erfolgte bis auf Ausscheidung einer geringen Menge eines weißen flockigen Pulvers vollkommen. Die Flüssigkeit wurde etwas eingedampft, dann mit der nöthigen Menge Wasser verdünnt, wobey keine Fällung Statt fand, und mit kohlensaurem Kalke, Eisenoxyd und Titansäure gefällt a. Der Niederschlag wurde mit ausgekochtem Wasser unter den gehörigen Cautelen ausgewaschen und filtrit. Die durchgelaufene Flüssigkeit wurde mit einer Auflösung von Chlorkalk versetzt, eingedampft und dann filtrirt. Der Rückstand auf dem Filtrum wurde in Salzsäure aufgelöst und das Eisenoxyd mit Ätzammoniak gefällt, geglüht, gewogen und als Oxydul berechnet. Es zeigte sich Manganfrey und auch die Filtrate gaben mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak keine Spur von Mangan an.

Der Niederschlag a. wurde in Salzsäure aufgelöst und durch die Auflösung Schwefelwasserstoff geleitet. Nachdem sich der Schwefel abgesetzt hatte, wurde er filtrirt und verbrannt, wobey etwas Kieselerdehaltige Titansäure zurückblieb (von 30 Gran 1 Gran). Die Flüssigkeit wurde gekocht, bis sie nicht mehr nach Schwefelwasserstoff roch und dann mit kohlensauerm Kalk die Titansäure gefällt, ausgewaschen, in Salzsäure aufgelöst, und mit Aetzammoniak gefällt. Das letztere geschah zweymal, um keinen Kalk im Niederschlage zu erhalten. Die Titansäure enthielt eine Spur von Eisenoxyd.

Ein besonderer Versuch zeigte die Abwesenheit von Thonerde, Talk- und Kalkerde.

Auf diese Weise wurden für 100 Thle. erhalten:

Titansäure .	12,67
Eisenoxydul .	4,84
Eisenoxyd . .	82,49
	100,00

Wenn man aber die, etwas Kieselerde enthaltende Titansäure, welche sich gleich Anfangs ausschied, und beym Verbrennen des Schwefels erhalten wurde, als von Einmengung herrührend abzieht, so ist die Zusammensetzung:

Titansäure .	9,66	„	3,83
Eisenoxydul .	5,01	„	1,14
Eisenoxyd .	85,33		
	100,00		

Man ersieht hieraus, daß dieses Mineral eine ganz andere Verbindung ist, als das Titaneisen von Tvedestrand. Man hat angenommen, daß $\dot{Fe}\,\ddot{Te}$ und $\ddot{\dot{F}}e$ isomorph und vicarirend seyen und daß sich damit erkläre, warum sie in so sehr verschiedenen, scheinbar ganz gesetzlosen, Verhältnissen mit einander vorkommen. Auch ist das Verhältniß von $\dot{Fe}$ und $\ddot{Ti}$ im Titaneisen von Arendal, im Ilmenit, Menakan und Titaneisen von Aschaffenburg nahezu der Formel $\dot{Fe}\,\ddot{Ti}$ entsprechend. Im Kibdelophon dagegen ist, ungeachtet des Isomorphismus das Verhältniß von Titansäure und Eisenoxydul

nahezu der Formel $\dot{Fe}^2\ddot{Ti}^3$ entsprechend und in der Eisenrose scheint, wenn man die gegebene Correction zuläßig findet, ein ähnliches Verhältniß zu bestehen. Wie dieses mit dem Isomorphismus von Rotheisenerz zusammenhängt, ist zur Zeit nicht erklärt; so viel aber ist gewiß, daß die sogenannte Eisenrose ein von den bekannten Arten von Titaneisen specifisch verschiedenes Mineral ist, indem es sich von den einen durch die Mischung, von andern, wie vom Tappischen Eisenerz, durch die Krystallisation unterscheidet.

Will man daher dieses Mineral nicht mit dem Rotheisenerz vereinigen, was wohl die meisten Mineralogen, des schwarzen Strichpulvers wegen anstößig finden würden, so muß es als eine eigene Species aufgestellt werden. Vorläufig schlage ich dafür den Namen Basanomelan vor, welcher sich auf den Strich, als das am leichtesten auffindbare Unterscheidungs-Kennzeichen vom Rotheisenerz, bezieht. (Von *Βάσανος* Probierstein und *μέλας* schwarz.)

Im Zusammenhang damit habe ich auch das haplotype Eisenerz Breithaupts untersucht, welches mit Rutil deutlich verwachsen und oft innig gemengt vorkommt. Ich fand es zusammengesetzt aus

Titansäure	10,0
Eisenoxyd	88,5
Manganoxydul mit einer Spur von Eisenoxydul.	1,5
	100,0

Die Analyse wurde wie die des vorhergehenden Minerals ausgeführt. Der erste Rückstand von Titansäure, beym Verbrennen des Schwefels erhalten, wog für 30 Gran — 2 Gran, also 6,66 pr. Ct. Die aus der Auflösung gefällte Titansäure wog 1 Gran, also 3,33 pr. Ct. Sieht man die zuerst ausgeschiedene Titansäure als von eingemengtem Rutil herrührend an, so wird die Zusammensetzung für 100 Theile:

Titansäure	3,57
Manganoxydul mit Spuren von Eisenoxydul	1,61
Eisenoxyd	94,82
	100,00

Diese Mischung, die Abwesenheit des Eisenoxyduls und die physikalische Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Eisenglanz, bis auf etwas dunklere Strichfarbe, machen es wahrscheinlich, daß dieses Mineral nur eine Varietät des Rotheisenerzes sey.

Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft, herausgegeben von Dr. Weitenweber. Zweyten Bandes erstes Heft. Prag, 1837. 158 Seiten. 8.

Mit Uebergehung der medicinischen Aufsätze heben wir zur Anzeige nur die rein naturwissenschaftlichen hervor, von denen drey in diesem Hefte vorkommen.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Die in Böhmen vorkommenden Hummelarten, von Wenzel Benno Seidl in Prag. (S. 65 — 73).

Der Verf. zählt in Böhmen 20 Hummelarten auf, von denen er 7 für neu ansieht. Diese neuen Species erfordern indeß meist noch eine weitere Prüfung, da bey den Hummeln Abänderungen nach Größe und Färbung nichts Seltenes sind.

2. Der böhmische Biber und das Bibergeil, von Dr. G. W. Kahlert (S. 78 — 98).

Bey der Wichtigkeit des Bibergeils als Arzneymittel und bey dem hohen Preise desselben, dringt der Verf. darauf, daß man Biberkolonien anlegen solle. Nach seinen Angaben trifft man diese Thiere in Böhmen an der Moldau, Luznitz, am Neubach, am großen rosenberger Teiche und seinen Abflüssen, an anderen ungenannten Bächen, in den dichten dunklen Wäldern auf den Herrschaften Wittingau, Pletz und Chlumetz im budweiser Kreise; bey Nezdaschow und Bechin; am Landsee Blato, dann in der Rotenhofer Biberkolonie bey Krummau, im kleinen Biberteiche beym Stifte Osseg im leitmeritzer Kreise. Die erste bekannte Biberkolonie Böhmens ward bey Rotenhof, einem fürstlich Schwarzenbergischen Lustschlosse bey Krummau angelegt. Da sie sich sehr vermehrte, so wurden einzelne Biber an andere Orte versetzt, weil ihnen jedoch Schuld

gegeben wurde, daß sie die Dämme eines Kanals (des Neubachs) unterminirt hätten, so wurde ein Schußgeld von 8 Gulden auf das Stück gesetzt. Bey der List und Vorsicht dieser Thiere gelang jedoch ihre Ausrottung nicht vollständig, und da man später die Güte des einheimischen Castoreums erkannte, so trat Schonung derselben ein. Von der Kolonie, wie sie noch heut zu Tage am Teichesabzuge bey Schloß Rotenhof besteht, rühmt es der Verf., daß durch zweckmäßige Einrichtung der Gehege den Bibern die Gelegenheit Schaden anzurichten abgeschnitten, gleichwohl aber für ihre zuträgliche Nährungsweise vollkommen gesorgt ist. Eine Fortsetzung dieser lesenswerthen Abhandlung ist angekündigt.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Orobella, eine neue Pflanzengattung von Prof. Dr. K. B. Presl in Prag. S. 21 — 31 (mit einer Tafel).

Herr Professor Presl stellt im Vorliegenden eine neue künstliche Gattung auf, die sich von Orobus nur sehr wenig unterscheidet und wohl füglicher mit letzterem vereinigt geblieben wäre. Er proponirt außerdem auch noch Faba von Vicia, Lathyrus Aphaca als Aphaca und Lath. Nissolia als Anurus von Lathyrus, endlich Ervum Ervilia als Ervilia von Ervum zu sondern. Ob die Wissenschaft durch das Zerreissen natürlicher Gattungen in Fällen, wo wie hier nicht einmal eine sehr große Anzahl von Arten dazu auffordert, gewinne, oder nicht vielmehr das Chaos unseres Systemes noch gesteigert werde, lassen wir dahin gestellt. Ausser Orobella vicioides werden als neue Species noch definirt: Lathyrus Parreiszii, stipularis und Ervum dalmaticum. Z.

Maximilians (Prinzen zu Neuwied) Reise durch Nordamerika. Coblenz 1837. 1. Heft mit 7 Bogen in kl. Fol., nebst 1 Heft Atlas.

Prinz Maximilian zu Neuwied, bereits durch seine für die Naturgeschichte Südamerika's so überaus wichtige frühere Reise rühmlichst bekannt, hat in den Jahren 1832 — 1834 eine neue Expedition und dießmal zwar durch das nördliche Amerika unternommen, und ist somit der dritte unter den hohen Reisenden aus fürstlichem Stande, welche in den letzteren Jahren diesen Theil der neuen Welt zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben.

Da uns vor der Hand von dieser Reise nicht mehr als die ersten 7 Bogen vorliegen, so haben wir noch nicht genug Material, um daraus einen Auszug zu liefern; ein solcher soll in diesen Blättern mitgetheilt werden, sobald eine hinlängliche Anzahl von Heften erschienen seyn wird. Einstweilen begnügen wir uns, nach dem vorliegenden Anfange unsere Meynung über die Darstellung dieser Reise auszusprechen, und somit dem Leser die Erwartungen, welche er von derselben mit uns hegen darf, zu bezeichnen.

Der Anfang der Beschreibung hat die Seefahrt nach Boston, den Aufenthalt daselbst, dann die Reise nach Neu-York, Philadelphia und in die Umgebungen dieser Städte zu schildern. Wir glauben, daß der Hr. Verf. in der Darstellung dieser Gegenstände das rechte Ziel und Maaß getroffen habe. Er setzt bey dem Leser weder eine gänzliche Unbekanntschaft mit denselben, noch auch eine specielle Vertrautheit bis in das Detail hinein, voraus, und hebt demnach in seinen Schilderungen nur das Wichtigste und Wesentlichste hervor, was eben gerade hinreicht, um von dem Charakter dieser Städte, ihren Umgebungen und ihren Einwohnern ein anschauliches Bild zu bekommen. Von seiner Schiffahrt sagt er selbst: „Seereisen nach Nordamerika gehören jetzt zu den alltäglichen Ereignissen, und man hat von ihnen etwa zu erzählen, daß man Schiffe sah und begrüßte, gutes Wetter oder Stürme fand und dergleichen mehr.“ Man sieht aus dieser einzigen Stelle, daß der Verf. recht wohl weiß, was dem Leser, der mit der Reiselitteratur einigermassen vertraut ist, von Bedeutung seyn könne oder nicht. Wir können daher auch in den folgenden Heften mit Recht erwarten, daß uns nichts Ueberflüssiges geboten werden wird. Von besonderem Interesse erscheinen uns die Urtheile über amerikanische Sitten und Gebräuche, da sie von einem Beobachter ausgehen, der nicht bloß die Welt kennt, sondern selbst ihren höchsten Kreisen angehört; sie sind milde, vorurtheilsfrey und respectiren die fremde Eigenthümlichkeit. Die Darstellung ist einfach und schmucklos, und somit glauben wir mit gutem Grunde sehr vortheilhafte Erwartungen von dieser Reise hegen, und sie der besondern Beachtung unserer Leser empfehlen zu dürfen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Gelesen am 25. August 1837 in der öffentlichen, zur Feyer des allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs gehaltenen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften in München.)

Ich wage es, an diesem festlichen Tage, die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung durch einen kleinen Vortrag über die Theorien der Erde auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.

Obwohl mein Vortrag keine Predigt werden soll, so muß ich dazu doch einen Text aus der Bibel nehmen, und dieser lautet: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser!

Daß die Erde erschaffen worden und nicht durch Zufall entstanden ist, daran zweifelt kein vernünftiger Mensch. Eben so wenig ist zu bezweifeln, daß sie in Einem Acte geschaffen wurde und nicht mehrere subsequente Schöpfungen ihrer Theile statt fanden. Gewiß ist aber auch, daß sie nicht so, wie sie ist und in der Hauptsache schon vor Jahrtausenden war, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, sondern sich allmählig durch die Kräfte und nach den Gesetzen, welche er in die Materie legte, so ausbildete, wie sie vor uns liegt. Gewiß ist ferner, daß zu verschiedenen Zeiten große und gewaltsame Katastrophen auf ihr vorgiengen. Dieses finden wir in unzweydeutigen und unauslöschlichen Zügen in sie selbst eingeschrieben.

Die Entstehung und Ausbildung der Erde zu erklären, hat man sich von jeher sehr angelegen seyn lassen, und es ließen sich wohl ein halbes Hundert Theorien aufzählen, die man darüber aufstellte und Geogenien nannte. Allein die meisten bestehen nur in leeren Träumereyen und Ausgeburten einer grund- und bodenlosen Phantasie, und können nur dienen dem Geschichtschreiber menschlicher Verirrungen Beyträge zu liefern, aber nicht Auskunft über die Geschichte der Erde zu geben. In der älteren Zeit konnte aber auch nicht wohl etwas Anderes zum Vorschein kommen, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und die Wissenschaften, woraus allein eine vernünftige Geogenie geschöpft werden kann — die Chemie, Mineralogie und Geognosie — noch sehr unvollkommen waren, ja kaum existirten. Nur darin kann sie ihre Stützen finden, und sie muß insbesondere mit der Geognosie, welche die Verschiedenartigkeit der Gebirgsmassen und ihre Structur und Lagerungs-Verhältnisse kennen lehrt, stets Hand in Hand gehen. Geognosie und Geogenie werden gegenwärtig von den Meisten in Einer Wissenschaft vereinigt, welche Geologie genannt wird.

Diese Wissenschaft wird jetzt mit einem Eifer betrieben, wie kaum irgend eine andere, und findet fast in allen Ständen große Verehrer.

Dieses bestimmte mich vor Kurzem, in dieser Wissenschaft, welcher ich einst auch mit großer Vorliebe zugethan war, mich wieder etwas mehr umzusehen. Ich muß staunen über die vielen und werthvollen geognostischen Beobachtungen, welche seit einigen Jahren fast in allen Welttheilen gemacht worden, und die großen Opfer bewundern, welche man

diesen Forschungen gebracht hat. Allein mit den geogenischen Folgerungen, welche man daraus gezogen, kann ich nicht einverstanden seyn; ich habe in mancher Beziehung andere Ansichten, als besonders die gegenwärtig vorherrschenden sind; und diese will ich mir erlauben hier auszusprechen. Zuvor muß ich aber über die gegenwärtig bestehenden Theorien Einiges — das Wesentlichste — sagen und zugleich ihre schwachen Seiten berühren und besonders das Anstößige derselben gegen die chemischen Gesetze hervorheben.

Daß die Erde ursprünglich flüssig gewesen sey, darin sind und waren von jeher alle Geologen einig, indem sie sich für überzeugt halten, daß sie sich nicht anders habe gestalten können; sie theilen sich aber in zwey Partheyen hinsichtlich dessen, was den flüssigen Zustand bewirkt habe, indem ihn die einen dem Wasser, die andern dem Feuer zuschreiben. Jene nennen sich Neptunisten, diese Vulcanisten. Diese können aber doch nicht läugnen, daß ein großer Theil der Gebirge unter Mitwirkung des Wassers entstanden sey. Zuerst Einiges über den

Neptunismus.

Daß die Erde aus dem Schooße des Wassers hervorgegangen sey, ist die älteste Meynung gewesen und darauf hin weiset auch ganz deutlich die heil. Schrift. Diese Lehre wurde in der neuern Zeit von Werner in großes Ansehen gebracht, und von den meisten seiner Zeitgenossen als die einzig wahre anerkannt. Er hat darüber selbst nie etwas geschrieben, sondern sie nur durch Vorträge mitgetheilt, in welche er einen solchen Zauber zu legen wußte, daß Alles zur Begeisterung hingerissen wurde. Seine Schüler, die er für geognostische Forschungen entflammt hatte, verbreiteten sich in alle Welt und befragten überall die Natur in seinem Namen. Das größte Verdienst, was ihm stets bleiben wird, hat er sich um die Geognosie erworben, ja er wird mit Recht der Schöpfer derselben genannt, denn er hat zuerst ein System in sie gebracht, und es mit strengster Consequenz durchgeführt. Seine Lehre von den Lagerungs-Verhältnissen und den Formations-Suiten beurkundet ein großes Talent und einen ungewöhnlichen Scharfsinn. Seine Eintheilung der Gebirge muß ich anführen, weil ich mich bey diesem Vortrage daran halten werde.

Sie zerfallen bekanntlich in ältere (Urgebirge) und neuere, welche, abgesehen von den Vulcanen, wieder abgetheilt werden in Uebergangsgebirge, Flötzgebirge und aufgeschwemmte Gebirge. Die ältern werden jetzt auch versteinerungslose und die neuern versteinerungsführende Gebirge genannt.

In seinem geognostischen Systeme ist durch und durch der Neptunismus verflochten; indessen waren ihm die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht unbekannt. Denn die Mineralien, aus welchen die meisten und größten Gebirge bestehen, sind theils gar nicht, theils so wenig in Wasser auflöslich, daß, um nur die letztern aufzulösen, eine ungleich größere Wassermasse dazu gehörte, als gegenwärtig noch auf der Erde vorhanden ist — gar nicht zu gedenken der für uns ganz unauflöslichen Gesteine.

Wenn man aber auch annehmen wollte, es sey Alles in Wasser aufgelöst gewesen, so wäre man damit doch noch nicht außer alle Verlegenheit gesetzt, indem kaum zu erklären wäre, wie durch allmähliges Krystallisiren aus der wässerigen Auflösung die gemengten Gebirgsarten, z. B. der Granit, haben entstehen können. Denn man wird nicht läugnen können, daß die im Gemenge enthaltenen verschiedenartigen Mineralien verschiedene Auflöslichkeit und Krystallisirbarkeit haben, und vermöge derselben sich schichtenweise hätten absetzen müssen und nicht in einem gewissen Verhältnisse nach allen Richtungen an- und durch einander gewachsen seyn könnten.

Noch in eine andere, nicht minder große Verlegenheit setzt uns die Wassermenge, welche vorhanden gewesen seyn müßte, um Alles dieses aufzulösen; wir wissen nicht, wohin damit, wenn wir nicht annehmen wollen, wozu Werner auch geneigt war, es sey der größte Theil ausgewandert und in einen anderen Himmelskörper übergegangen.

Der Neptunismus hat demnach Vieles gegen sich; es spricht aber auch Vieles für ihn; es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß das Wasser bey Bildung der Gebirge eine sehr große Rolle gespielt

hat, und insbesondere die neuern Formationen ohne Mitwirkung desselben schlechterdings nicht zu erklären sind, indem sie durch und durch ein solches Gepräge haben, daß man schließen muß, sie haben sich aus dem Wasser abgesetzt. Doch vorläufig genug hievon. Ich gehe nun über zu dem

Vulcanismus.

Nach dieser Theorie ist, wie schon gesagt, die Erde ursprünglich feuerflüssig gewesen. Um hinsichtlich der Entstehung des Feuers nicht in Verlegenheit zu kommen, nehmen mehrere Vulcanisten an, die Erde sey ein von der Sonne abgerissenes, oder von ihr ausgeworfenes Stück.

Bald nachdem Werner hingeschieden war, erhob der Vulcanismus wieder kühn sein Haupt, und es ist gegenwärtig damit so weit gekommen, daß jeder, welcher ihm nicht huldigt, risquirt, für den größten Schwachkopf erklärt zu werden.

Das Wesentliche der heutigen vulkanischen Theorie, welche sich nicht immer deutlich ausspricht, besteht, wenn ich es ja recht aufgefaßt habe, in Folgendem:

Die Erde war am Anfang durch und durch in feurigem Fluße — im Innern ist sie es noch jetzt —; das Wasser befand sich — ganz natürlich als Dampf — in der Atmosphäre; durch Abkühlung entstand auf der Oberfläche eine feste Kruste, worauf natur- und zeitgemäß das Wasser aus der Atmosphäre herabstürzte und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Das zerstörte Gestein wurde dann durch das Wasser weiter bearbeitet und zur Bildung der Uebergangs- und Flötzgebirge verwendet. Kaum waren aber jene fertig, so wurde es unten stürmisch, die Erde öffnete sich, und es stiegen daraus im flüssigen oder weichen Zustande die Gebirge hervor, welche sonst als Urgebirge galten, nunmehr aber als solche abgesetzt sind und plutonische Gebirge genannt werden. Diese Ansicht heißt Erhebungs-Theorie. Sie war schon früher da, Elie de Beaumont rief sie aber erst vor einigen Jahren wieder in's Leben und erregte damit großes Aufsehen.

Gründe dafür findet man vorzüglich in der veränderten Lage der Gebirgsschichten, in den nicht zu Tage ausgehenden Gängen und in den Lagern, welche mit vermeyntlichen plutonischen Gebilden ausgefüllt sind; dann in der Veränderung des Gesteins, welches mit diesen Produkten in Berührung gekommen. Alles dieses, glaubt man, könne nur durch, von unten herauf gestiegene, feuerflüssige Massen erklärt werden. Als sehr günstig für diese Theorie sieht man auch die Zunahme der Temperatur in der Tiefe an.

Allein diese Erscheinungen lassen noch andere Erklärungen zu; und wenn sie sich auch noch nicht alle auf andere Art befriedigend erklären liessen, so könnte ich mich dadurch doch nicht bestimmt finden, dieser Ansicht zu huldigen, weil sie, so zu sagen, ganz naturwidrig ist, und ihr zu gewichtige Gründe entgegen stehen, welche diejenigen, die für sie zu sprechen scheinen, weit überwiegen. Ich will gar nicht fragen, durch welche Kraft jene Felsen-Massen — der Schwere entgegen — in die Höhe getrieben worden, wohin die früher vorhandenen Gebirge, die aus ihrer Stelle verdrängt wurden, gekommen, was nun die Räume erfüllt, welche sie vor der Erhebung eingenommen haben, wodurch die emporgehobenen und oft viele Meilen weit sich erstreckenden Felsenmassen unterstützt werden, aus was die erste Kruste der Erde bestanden habe ꝛc.; ich will nur einige Augenblicke bey dem Verhalten der Mineralien im Feuer verweilen, welche die Gemengtheile der sogenannten plutonischen Gebirgsarten ausmachen. —

Mit dem Feuer hat der Vulcanist oder Plutonist ein leichtes Spiel, weil es ihm eine Kraft darbietet, die keine Gränzen kennt: er kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er damit so weit geht, als es ihm beliebt, während der Neptunist, wenn er mit seinem Elemente gewisse Gränzen überschreiten will, von der Chemie sogleich zurechtgewiesen wird. Die Frage, woher das Feuer gekommen, braucht er gar nicht zu beantworten, wenn er nur seine Wirkungen nachweiset. Der Vulcanist kann mithin die feuerfestesten Körper, Demant, Corund, Quarz ꝛc. so flüssig machen wie Wasser — es läßt sich nichts dagegen einwenden; ja er kann sogar die ganze Erde in Dampf auflösen, wie Laplace es gethan hat — es ist nicht physisch-unmöglich.

Diesen Spielraum muß man den Vulcanisten lassen; nun sollen sie uns aber Rede stehen über das Vorkommen verschiedenartiger Mineralien in

den gemengten Gebirgsarten, wo leicht- und strengflüssige oder gar für uns unschmelzbare nicht bloß neben einander liegen, sondern sehr häufig in- und durch einander gewachsen sind, so daß ihre gleichzeitige Entstehung gar nicht zu verkennen ist. Wie läßt sich, fragen wir, dieses Verhältniß erklären, wenn Alles zu einer homogenen Masse zusammengeschmolzen war, wie es denn begreiflicherweise und naturgemäß hätte gewesen seyn müssen? Man hat wohl öfters in Schmelzöfen Mineralien-ähnliche Krystalle entstehen sehen, was die Vulcanisten auch zu ihren Gunsten auslegen, aber noch nie ist daraus ein dem Granit ähnliches Gemeng hervorgegangen. Wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drey Körper. — Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so mit einander verwachsen können, wie wir sie antreffen, und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüssiger als Quarz, wie Corund und Zirkon ꝛc., theils auch leichtflüssiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin ꝛc.? Dieses ist in meinen Augen rein unmöglich. Daher glaube ich auch, daß allein an diesem Verhältnisse die Erhebungstheorie scheitern müsse. — Dazu kommt noch, was nicht unbeachtet bleiben darf, daß im Granit und ähnlichen Gebirgsarten bisher noch gar keine Spur einer glasartigen Masse gefunden wurde, die man doch darin erwarten sollte, wenn er ein Produkt des Feuers wäre. [1])

Wäre der Granit sammt seinem Anhange so, wie man meynt, aus der Unterwelt heraufgestiegen, so wäre auch nicht zu begreifen, wie er sein Haupt so hoch über alle übrigen, vorher schon da gewesenen Gebirge habe erheben, und so fest und steif sich hinstellen können, ohne sich gleich einem Lavastrome über seine Nachbarn auszubreiten.

Der Granit — ich meyne denjenigen, welcher bisher als Urgranit galt — wäre demnach jünger als alles Andere, was an ihn gränzt und auf

ihm ruht. Wer so etwas behauptet, was alle Ordnung der Dinge umkehrt, und die Geognosie in ihrem Fundamente erschüttert, muß mit andern Gründen, als die bereits bekannt gemachten sind, hervortreten, wenn er seine Behauptung geltend machen will; und er muß insbesondere das, was ich noch bey der Kalkreihe sagen werde, gründlich widerlegen.

Ich will nun

meine Ansichten

über die Gebirgsbildung kurz darlegen und den tiefgebeugten Neptun wieder aufrichten mit Hülfe der Chemie und ihm daraus zum Kampfe gegen seinen feindlichen Bruder Pluto und dessen Alliirten Vulkan neue Waffen darreichen.

Was dem Neptunismus bisher hauptsächlich im Wege stand, war, daß man glaubte annehmen zu müssen, alle Gebirge seyen im Wasser aufgelöst gewesen, was die Chemie durchaus nicht zugeben kann. Diese Meynung wurde vorzüglich unterstützt durch die krystallinische Beschaffenheit der Gebirge, besonders der ältern, welche, wie man wähnte, nicht anders als durch vorausgegangene Auflösung zu erklären wäre. Allein wir sind zu einer solchen Annahme gar nicht gezwungen, seitdem wir wissen, daß auch Körper, ohne aufgelöst oder überhaupt flüßig zu seyn, krystallisiren können. Ich habe nämlich schon vor vier Jahren in meiner Abhandlung über den „Amorphismus fester Körper“ dargethan, daß nicht blos flüßige, sondern auch amorphe (gestaltlose) feste Körper unmittelbar krystallisiren können; und ich habe mich seitdem hievon nur noch mehr überzeugt. Sehr günstig für die Umwandlung amorpher Körper in krystallinische ist, wenn Wasser vorhanden ist, und die Körper davon ganz durchdrungen sind, wodurch sie in einen festweichen Zustand versetzt werden, wie es bey sehr vielen chemischen Niederschlägen der Fall ist, wovon manche — einige schneller, andere langsamer — unter der Flüßigkeit krystallinisch werden, wobey sie am Umfange bedeutend abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Satz, welcher bis jetzt als ein Axiom gegolten hatte, nämlich: daß alle Körper, welche krystallinisch gebildet sind, vorher flüssig gewesen seyn müssen, gilt von nun an nicht mehr als ein allgemeiner, sondern es ist dafür zu setzen: dem krystallinischen Zustande muß immer der amorphe vorausgehen. Von dem Gesagten will ich nun Anwendung auf die Gebirgsbildung machen (2).

Am Anfang war die Erde vermittelst des Wassers theils in festweichem, theils in flüssigem oder aufgelöstem Zustande. — Nun fragt sich zuvörderst: was war aufgelöst und was war fest und nur von Wasser durchdrungen? Zur Beantwortung dieser Frage dienen uns die durch chemische Forschungen erworbenen Kenntnisse von den nähern Bestandtheilen der Gebirge und ihren Eigenschaften. Zwey Säuren, Siliciumsäure, gewöhnlich Kieselerde genannt, und Kohlensäure fallen uns vor allen Bestandtheilen als die wichtigsten in die Augen. Jene bildete theils für sich als eine gelatinöse Substanz, theils mit den Basen — Thonerde, Kali, Bittererde, den Oxyden des Eisens u.s.w. vereiniget die unauflösliche Masse der Gebirge im amorphen und festweichen Zustande. Ein großer Theil dieser Säure war auch in Wasser aufgelöst; denn daß sie in Wasser auflöslich ist, beweisen uns fast alle Quellen, welche sie bald in größerer, bald in geringerer Menge enthalten; dann ihre häufigen stalaktitischen Gebilde auf Gängen und in Blasenräumen der Gebirge. Die Kohlensäure eignete sich den Kalk nebst einem großen Theile der Bittererde an und bildete die Hauptmasse des aufgelösten Theils der Gebirge. Was außerdem noch aufgelöst war, braucht vor der Hand nicht berücksichtiget zu werden. Es war nichts und konnte nichts seyn, was mit der Kalkauflösung nicht verträglich gewesen wäre. Da aber der neutrale kohlensaure Kalk, wie er in den Gebirgen vorhanden ist, sich in Wasser geradezu nicht, oder nur sehr wenig auflöst, sondern nur dann, wenn ein Ueberschuß von Kohlensäure mitwirkt, so mußte eine weit größere Menge von dieser Säure da gewesen seyn, als die Kalkgebirge gegenwärtig noch enthalten. Dieses kann man auch ohne weiters annehmen, um so mehr, da dieselbe, wie ich nachher zeigen werde, in der spätern Zeit noch eine andere höchst wichtige Bestimmung hatte.

So denke ich mir den Urzustand der Erde, welcher auch der chaotische genannt wird. Es mag demselben vielleicht noch ein anderer vorausgegangen seyn, aber zu diesem mußte es jedenfalls gekommen seyn, bevor die Gebirgsbildung hat beginnen können. Dieser Zustand entspricht den chemischen Gesetzen; er entspricht aber auch zugleich den Worten der Schrift und den Ansichten, welche man überhaupt in den ältesten Zeiten vom Anfange der Erde hatte.

Die Atmosphäre bestand damals vermuthlich bloß aus Stickgas, Kohlensäuregas und Wasserdämpfen; Sauerstoffgas war noch nicht vorhanden, weil es nicht nöthig war, ja in gewisser Hinsicht sogar schädlich gewesen seyn würde.

Sonach war gleich vom Anfange an eine schöne innere Ordnung in der Schöpfung. Alles war nach einem festen Plane angelegt, so daß

daraus nach den chemischen Gesetzen die Formationen hervorgehen konnten, welche alle Perioden von der ältesten bis zur neuesten Zeit durchlaufen, und wovon ich nur ganz kurz das Hauptsächlichste anführen will.

Die zwey genannten Säuren — Siliciumsäure und Kohlensäure —, welche sich gegenseitig ausschließen, waren über das Ganze gleichsam als Herrscher und Ordner aufgestellt und jede führte das ihr Untergebene zum bestimmten Ziel; und indem sie dasselbe vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft auseinander hielten, entfalteten sich zwey Hauptformationsreihen, welche ungestört neben einander hergehen und in jedem Zeitalter einander begleiten — nämlich die Formationsreihe der Siliciumsäure und die der Kohlensäure. Ich will jene kurzweg Kieselreihe nennen, diese mag auch nach der vorherrschenden Basis Kalkreihe heißen, wie sie Werner schon nannte. Dazu gesellt sich noch eine dritte, welche erst in der spätern Zeit mächtig hervortritt, nämlich die Reihe des Kohlenstoffs. — Nebenreihen bilden der Gyps, das Steinsalz ꝛc.

1. Kieselreihe.

Die Gebirgsbildung begann mit der Kieselreihe, und diese erstreckt sich bis auf die neueste Zeit. Es fieng damit, so zu sagen, das Leben der Erde an, indem die Krystallisationskraft erwachte. Die Krystallisation so großer Massen mußten auch ungewöhnliche Erscheinungen begleiten, und dazu rechne ich besonders die Erscheinung des Lichtes, welche wir bey diesem Processe im Kleinen zwar nur selten wahrnehmen, aber doch wahrnehmen, so daß diese Annahme gewiß zuläßig ist. Dieses stimmt auch mit den Worten der Schrift überein, wo es heißt, und Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht; wodurch das Beginnen der Krystallisation sehr gut bezeichnet wird. Die Erde mußte also damals ein selbstleuchtender Körper gewesen seyn.

Beym Uebergange der Materie aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit in den der Gestaltung mußte nothwendig auch Wärme frey werden, und diese ist vermuthlich hie und da, wo die Krystallisation rasch von statten ging, bis zur Gluth gestiegen, wodurch Wirkungen hervorgebracht werden konnten, welche Aehnlichkeit mit denen der Vulkane haben. Die beträchtlich erhöhte Temperatur mag auch Ursache gewesen seyn, warum die Silicate, welche die älteren Gebirge constituiren, kein Krystallwasser aufgenommen haben. Nur der Chlorit und Serpentin machen eine Ausnahme.

Die Bildung verschiedenartiger Mineralien und ihre Verbindungen in den gemengten Gebirgsarten, welche, wie oben gesagt wurde, weder aus einer vollkommenen Auflösung, noch aus einem feurigen Fluße erklärbar ist, wird begreiflich aus dem festweichen amorphen Zustande der Masse, worin sich allein die Krystalle so formen, halten und in einander fügen konnten, wie wir sie im Granit und andern Gemengen finden. Ein anderer Vorgang ist kaum denkbar.

Es gieng aber auf allen Puncten des Erdkreises nicht gleichzeitig immer Gleiches vor, worüber wir uns nicht wundern dürfen, da es in der so dünnflüssigen und leicht beweglichen Atmosphäre noch jetzt eben so ist. Wir dürfen daher in den Gebirgen nicht eine bestimmte Reihenfolge der verschiedenen Gebirgsarten suchen, wie wir sie denn auch nicht finden. Während sich auf einem Puncte Granit bildete, entstand auf einem andern Syenit, Porphyr, Glimmerschiefer, Grünstein, Quarzfels u. s. w. Ueberhaupt sind die, beständig in einander sich verlaufenden Glieder der Kieselreihe, besonders die älteren und gemengten nur wie Varietäten Einer Formation zu betrachten und nicht so streng wie die Mineralspecien zu unterscheiden. Man könnte daher füglich die gemengten Gesteine der Kieselreihe insgesammt granitartige Gebilde nennen. Ueberall herrscht die Kieselerde, welche unter allen Substanzen des Mineralreichs die mannichfaltigsten Verbindungen eingeht und dabey die verschiedensten Gestalten annimmt, so daß die Abwechselung und Mannichfaltigkeit in der unorganischen Natur hauptsächlich diesem wunderbaren Wesen, diesem zauberischen Proteus, möchte ich sagen, zu verdanken ist.

Das Gewässer war bald ruhig, bald bewegt, was auf die Structur und äußere Gestalt der Gebirgsmassen den Einfluß hatte, daß einige ohne deutliche Schichtung, andere deutlich

geschichtet, und einige überhaupt vollkommener, andere minder vollkommen sich ausbildeten. (3)

Ruhig mußte das Wasser vorzüglich in der ersten Zeit gewesen seyn, wo es noch durch die festweiche Masse gleichsam gefesselt war. Erst nachdem ein großer Theil von dieser krystallisirt war, bekam es mehr Freyheit und konnte durch die Luft in Bewegung gesetzt werden. Unruhig und stürmisch wurde es vorzüglich in der neuern Zeit, weßhalb sich da die Glieder der Kieselreihe nicht mehr so vollkommen und deutlich ausbilden und nicht in den Zusammenhang kommen konnten, wie früher. Diese Unvollkommenheit beginnt schon beym Thonschiefer, welcher nichts als ein Granit mit sehr kleinen und undeutlichen Gemengtheilen ist. In die Flötzgebirge hinein hat sich der Quarz meist nur in kleinen Körnern fortgesetzt, die im Laufe der Zeit zu Sandstein vereinigt wurden. Die Tripelverbindungen von Kieselerde, Thonerde, Kali ꝛc., welche in der Urzeit die verschiedenen Arten von Feldspath und Glimmer hervorbrachten, kamen in die neuere Zeit nur als ein feiner Schlamm herein und bildeten die verschiedenen Sorten von Thon. Nur Glimmer hat sich darin noch öfters in kleinen Schuppen kenntlich ausgebildet, der Feldspath aber in einer zerreiblichen feinen Masse verloren.

Quarzsand, Sandstein und Thon kommen sehr häufig, ja man darf fast sagen, in der Regel, mit einander gemengt vor und stehen oft in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß, wenn die Umstände zu ihrer Ausbildung günstiger gewesen wären, sie höchst wahrscheinlich den schönsten Granit gegeben haben würden. Man kann daher mit Grund sagen, daß dieses Gemeng der Repräsentant des Granits in der neuern Zeit sey; was um so weniger bezweifelt werden kann, da es bisweilen wirklich in ausgezeichneten Granit übergeht.

Dieser Ansicht entgegen wird fast allgemein behauptet, daß Sand, Sandstein und Thon nichts Anderes seyen, als vom Wasser zusammengeschlemmte Theile durch Verwitterung und mechanische Kräfte zerstörter älterer Gebirgsmassen. Ich gebe gerne zu und bin selbst der Meynung, daß Vieles einem solchen Vorgange sein Daseyn verdanke, ich bin aber

auch überzeugt, daß ein großer und zwar bey weitem der größere Theil dessen, was man für secundäre Gebilde ansieht, auf ähnliche Weise wie die älteren Gebirge der Kieselreihe gebildet worden und nur eine Fortsetzung derselben ist.

Man bedenke nur, welche Massen hätten zerstört werden müssen und was dazu gehört hätte, sie zu dem zu bearbeiten, was sie sind — zu feinem Quarzsand und schlammigem Thon; man bedenke, ob der Thon, welcher in so großer Verbreitung und Menge in die neuern Kalkgebirge eingeschlossen ist, in dieselben hätte kommen können, wenn er hätte herbey geschlemmt werden sollen, und nicht gleichzeitig mit dem Kalkstein gebildet worden wäre. Dieser Thon geht nicht selten in eine hornsteinartige Masse über, bey welcher man doch gewiß eine mechanische Bildung eben so wenig wie bey dem Feuerstein in der Kreide annehmen kann, welcher zu den letzten Gliedern der Kieselreihe gehört und sich vom Quarzfels der Urzeit nur durch Unvollkommenheit in der Ausbildung unterscheidet. (4)

Die scharfen Kanten und Ecken der Körner vieler Sandsteine sprechen auch gegen eine secundäre Bildung; und wenn sie auch stets zugerundet wären, so wäre dieses noch kein vollgültiger Beweis für eine solche Bildung, denn sie hätten ja auch bey ihrer Entstehung im bewegten Wasser, wodurch die Krystallisation gestört wurde, diese Form bekommen können — auf ähnliche Weise wie die Hagelkörner.

Es finden sich ja sogar auf Gängen bisweilen Quarzstücke, welche ganz das Ansehen von Rollsteinen haben.

Bey manchem Sandsteine ist gar kein Bindemittel wahrzunehmen, und die Körner sind bisweilen so innig mit einander verbunden, oder gleichsam zusammengeflossen, daß das Ganze von manchem Urquarz nicht zu unterscheiden ist; woraus zu schließen ist, daß er auf dieselbe Art und Weise wie dieser entstanden seyn muß.

2. Kalkreihe.

Diese Formationsreihe beginnt schon mit der Kieselreihe in den Urgebirgen und geht dieser stets zur Seite durch alle Epochen bis in die neueste

Zeit. In den Urgebirgen ist sie von geringer Ausdehnung; von da an nimmt sie aber, fast in dem Verhältnisse, in welchem die Kieselreihe abnimmt, immer zu, und tritt in den Flötzgebirgen in unübersehbaren Massen auf.

Der Kalkstein ist ohne Ausnahme krystallinisch gebildet; dieses zeigt sich aber nur deutlich in den Gliedern der Urzeit; die neuern sind fast durchgehends ein Haufwerk von so überaus kleinen Krystallen, daß man sie nur noch unter einem guten Mikroskop als solche erkennen kann.

Diese Beschaffenheit setzt die Gegenwart dieses Körpers nach der Schöpfung in einem Zustande voraus, wodurch er sie erlangen konnte. Die Geologen, besonders die Vulkanisten, kommen dabey wieder in große Verlegenheit, wenn sie auch dieselbe nicht immer zu erkennen geben. War die Erde feuerflüssig, so mußte es auch der kohlensaure Kalk gewesen seyn; und dieses glaubt man unbedenklich annehmen zu dürfen, da man weiß, daß er wirklich unter einem gewissen Druck geschmolzen werden kann, ohne seine Kohlensäure zu verlieren. Dagegen läßt sich nichts sagen; es ist aber noch etwas Anderes zu bedenken, was sehr wichtig ist und von den Vulkanisten, wie es scheint, übersehen wurde, nämlich, daß kohlensaurer Kalk und Kieselerde sich in starkem Feuer nicht mit einander vertragen, sondern die Kohlensäure der Kieselerde weichen muß, indem sich kieselsaurer Kalk bildet. Aehnlich wirken auf den kohlensauren Kalk thonerdehaltige Silicate; z. B. Feldspath, Glimmer ꝛc.

Nimmt man nun an, es sey anfänglich Alles zusammengeschmolzen gewesen, so frage ich, ob darin nach den chemischen Gesetzen kohlensaurer Kalk hätte bestehen können und nicht in kieselsauren verwandelt werden müssen? Offenbar hätte Letzteres geschehen müssen, und wir würden kaum noch etwas von Quarz und Kalkstein im Mineralreiche antreffen. Da nun aber dem nicht so ist, da der kieselsaure Kalk zu den sparsam vorkommenden Mineralien gehört, und sogar der Urkalk, welcher von den Vulkanisten für ein unbezweifeltes Feuerproduct gehalten wird, nicht selten Quarz, Glimmer, Feldspath ꝛc. einschließt; so kann es nicht so zugegangen seyn, wie die Vulkanisten meynen — der Kalkstein kann nicht geschmolzen gewesen seyn, er muß seine krystallinische Beschaffenheit auf eine andere Weise und zwar auf nassem Wege erhalten haben.

Daß der Uebergangs- und Flötzkalk aus dem Wasser abgesetzt worden, nehmen auch die Vulkanisten an, indem sie sich der darin vorkommenden Versteinerungen und anderer Verhältnisse wegen dazu gezwungen sehen; sie betrachten ihn aber als ein bloßes mechanisches Sediment und nicht als einen chemischen Niederschlag aus dem Wasser. Dabey erklären sie sich, meines Wissens, nicht darüber, woher er gekommen ist. Um consequent zu seyn, müßten sie annehmen, daß der Uebergangs- und Flötzkalk anfangs durch das Feuer eben so gebildet gewesen sey, wie nach ihrer Meynung der Urkalk, später aber zerstört, durch das Wasser zu einem Pulver bearbeitet, eine Zeit lang umhergetrieben worden und endlich niedergefallen sey. Daraus läßt sich aber das stete Zunehmen der Massen in den neuern Gliedern dieser Formationsreihe nicht erklären; anderer Uebelstände dabey gar nicht zu gedenken. Hieraus ist also wieder zu ersehen, daß die vulkanische Theorie aus einer Verwickelung in die andere fällt.

Es bleibt mithin nichts übrig als anzunehmen, daß aller kohlensaure Kalk, wie oben schon gesagt wurde, gleich vom Anfange an mit Hülfe eines Ueberschußes von Kohlensäure in Wasser aufgelöst gewesen, und, indem die überschüssige Säure sich in der Folge davon trennte, daraus niedergefallen sey, langsamer und daher deutlicher krystallinisch in der ältern, schneller und daher weniger ausgebildet in der neuern Zeit.

Zu bemerken ist hiebey, daß, wenn der kohlensaure Kalk aus einer Auflösung abgeschieden wird, er anfangs stets als eine sehr voluminöse, schleimartige und amorphe Masse erscheint, sich eine Zeit lang als solche erhält und erst später in ein krystallinisches Pulver übergeht, wobey er sich in einen weit kleinern Raum zusammenzieht. Im Großen konnte er weit länger im amorphen Zustande geblieben seyn, als wir ihn im Kleinen darin zu erhalten vermögen; und als eine festweiche Masse konnte er die in ihm vorkommenden Gemengtheile — größtentheils Silicate — tragen, und diese konnten sich ungehindert darin zu Krystallen ausbilden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Auch das Vorkommen des Thons und die gleichmäßige Vertheilung desselben in gewissen Schichten des Flötzkalkes, so wie auch der Versteinerungen wird auf diese Weise erklärbar; was sich nicht begreifen ließe, wenn der kohlensaure Kalk aus dem flüssigen Zustande unmittelbar in den krystallinischen übergegangen und mithin schnell zu Boden gefallen wäre.

Wo ist aber, wird man nun fragen, die große Menge von Kohlensäure hingekommen, welche zur Auflösung des neutralen kohlensauren Kalks gedient hatte? Diese Frage macht mich nicht verlegen; diese Säure ist mir sehr willkommen, und ich werde darüber sogleich verfügen bey der Reihe des Kohlenstoffs, zu welcher ich nun übergehe.

3. Reihe des Kohlenstoffs.

Diese Reihe, obwohl die kleinste, ist von größter Bedeutung. Sie fängt mit dem Graphit in den Urgebirgen an, und ihre Gegenwart und kontinuirliches Fortschreiten darin bezeugen der schwarze Urkalk und Thonschiefer, besonders der Zeichen- und Alaunschiefer, so wie auch der sogenannte lydische Stein, mit welchen Gesteinen der Kohlenstoff in die Uebergangsgebirge fortsetzt, wo er als Anthrazit schon in bedeutenden Massen hervortritt. Ihre größte Ausdehnung bekommt aber diese Reihe in den ältern Flötzgebirgen, in den eigentlichen Steinkohlen oder Schwarzkohlen und endet in den jüngsten Gebirgen mit den Varietäten der Braunkohle, wenn man nicht den Torf als ihr letztes Glied betrachten will. Zu dieser Reihe gehören auch die verschiedenartigen Erdharze, welche zum Theil ungeheure Massen von Kalkstein, Sandstein, Mergel und Thon durchdringen.

Als ursprüngliche mineralische Gebilde des Kohlenstoffs werden fast allgemein nur der Graphit und Anthrazit und der seltene Demant betrachtet, und selbst diesen hat man schon ihr Bürgerrecht im Mineralreiche streitig machen wollen; alle übrige werden für Fremdlinge darin und für Abkömmlinge aus dem Pflanzenreiche gehalten. Für diese Meynung spricht auch in der That Vieles, als: die chemische Constitution dieser Körper, indem sie nämlich ähnlich zusammengesetzt sind, wie die vegetabilischen; dann das nicht seltene Vorkommen vegetabilischer Reste, ja bisweilen ganzer Baumstämme mit den Steinkohlen; endlich der deutliche Uebergang von Hölzern bis zur compacten Braunkohle, welche im Aeußern oft die größte Aehnlichkeit mit der Schwarzkohle hat (*).

Man stößt aber dabey auch auf große Schwierigkeiten; man kann nicht begreifen, woher es kommt, daß die Steinkohlenflötze so oft mit andern Gesteinsschichten — Sandstein, Schieferthon ꝛc. — abwechseln, indem man denn doch nicht wohl annehmen kann, daß für jedes Flötz wieder eine neue Vegetation verwendet worden sey.

Man kann ferner nicht einsehen, wie die vegetabilischen Fasern so haben verändert werden können, daß sie nicht nur ihre Form und alle Zeichen der Organisation völlig verloren, sondern sogar in eine breyartige, oder halbflüssige Masse verwandelt wurden, denn dieser Zustand mußte der Steinkoh-

lenbildung vorausgegangen seyn, weil sie sonst nicht in die Klüfte und gangartigen Räume, worin wir sie öfters finden, hätte eindringen können.

Man hat diese Uebelstände nicht übersehen, und um den letztern zu heben, zur Schwefelsäure seine Zuflucht genommen; allein abgesehen davon, daß man mittelst dieser Säure aus vegetabilischen Körpern zwar eine breyartige kohlige Masse, aber keine eigentliche Steinkohle erzeugen kann, ist unbeachtet geblieben, daß sie neben dem überall vorhandenen kohlensauren Kalk als freye Säure gar nicht hätte bestehen, also auch nicht wirken können.

Wundern muß man sich in der That, daß Niemanden eingefallen ist, zu fragen: woher die in der Erde begrabenen und in Steinkohlen verwandelten Vegetabilien ihren Kohlenstoff genommen haben. D'Aubuisson wirft, meines Wissens, allein die Frage auf, ob der Kohlenstoff, welcher die Basis der Kohlen bildet, ganz von den Pflanzen herkomme, oder ob er nicht eine andere Entstehung haben könne? — Mit der Annahme, daß die Steinkohlen aus dem vegetabilischen Reiche abstammen, ist die Aufgabe nicht gelöst, sondern nur weiter hinausgeschoben, gerade so, wie wenn man den Kalk von Conchylien und Zoophyten herleiten wollte. An eine subsequente Erschaffung des Kohlenstoffes für die organischen Körper wird man doch gewiß nicht denken wollen; eben so wenig an eine Umwandlung einer anderen Substanz in denselben: denn dieses hieße blos den Knoten zerhauen, aber nicht lösen.

Ich bin der Meynung, daß nicht nur der Kohlenstoff der Steinkohlen, Braunkohlen und Erdharze, sondern auch der ganzen belebten Natur von der überflüssigen Kohlensäure herstamme. Diese Säure hatte vom Anfange der Schöpfung an eine dreyfache Bestimmung; erstens den neutralen kohlensauren Kalk von den Silicaten getrennt und bis zu einer gewissen Zeit aufgelöst zu erhalten, zweytens die Atmosphäre mit Sauerstoff zu versehen und drittens für die Steinkohlen und organischen Körper den Kohlenstoff zu liefern. Woher anders hätten diese den Kohlenstoff nehmen können, wenn man auch das Sauerstoffgas als unmittelbar

erschaffen voraussetzen wollte? Wie hätte dieser Stoff, der für sich in Wasser völlig unauflöslich ist, sich anders von der Urzeit herauf über allen frühern Formationen erhalten können — so lange, bis die Zeit seiner endlichen Bestimmung gekommen war? Gewiß nicht anders als mit Sauerstoff zu Kohlensäure verbunden. Nur aus dieser Säure konnte er und alle seine Producte, die wir in der Natur antreffen, hervorgegangen seyn. Wie es bey ihrer Zersetzung zugieng, läßt sich freylich nicht sagen, wie so manches Andere auch nicht, selbst was unter unseren Augen vorgeht; allein es genügt, meyne ich, vor der Hand, zu wissen, daß sie zersetzbar ist, und daß sie noch immer von den Pflanzen zersetzt wird, welche Kohlenstoff aus ihr aufnehmen. (c)

Bey ihrer Zersetzung entstanden, indem sie den größten Theil ihres Sauerstoff's der Atmosphäre überließ, in der neuern Zeit vermuthlich zweyerley Producte — bituminöse, welche sich durch einen starken Wasserstoffgehalt auszeichnen, und humusartige, welche nebst Wasserstoff auch viel Sauerstoff enthalten. Durch Vereinigung beyder in verschiedenen Verhältnissen wurden erst die verschiedenen Steinkohlen erzeugt.

Daß schon bey Bildung der ältern Glieder der Flötzgebirge viel Bitumen vorhanden gewesen seyn mußte, beweiset das Vorkommen desselben in vielen Kalksteinen jener Periode, die öfters ganz davon durchdrungen sind. Wäre es erst später entstanden, oder aus dem vegetabilischen Reiche gekommen, so hätte es unmöglich in diese compacten Massen eindringen und so gleichmäßig darin sich vertheilen können.

Daß schon vor der organischen Schöpfung Humus in der Erde gewesen seyn mußte, folgt daraus, weil sie sonst nicht hätte können aufgehen lassen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume.

Beym Beginn der Vegetation befand sich vermuthlich in der Atmosphäre noch viel mehr Kohlensäure als jetzt, und da diese Säure bekanntlich dem Wachsthume der Pflanzen sehr förderlich ist, wenn sie, wie Saussure gezeigt hat, ein gewisses Maaß nicht übersteigt, so konnten sich damals in einem humusreichen Boden wohl jene kolossalen Ge-

wächse ausbilden, welche ihr Andenken nur in den Versteinerungen zurückgelassen haben.

Zu den Braunkohlen mag allerdings das Pflanzenreich das Hauptmateriale geliefert haben, welches von Erdharz durchdrungen und gleichsam dadurch petrificirt wurde.

Ob sich noch in unserer Zeit aus der Kohlensäure unter günstigen Umständen, z. B. in den Torfmooren, Humus erzeuge, wird man weder bestimmt bejahen noch verneinen können. Vielleicht giebt auch auf diesem Wege der Kohlenstoff einen Theil des Sauerstoffs der Atmosphäre wieder zurück, welchen er ihr beym Athmen der Thiere und in den Feuerheerden entzieht. — Zersetzung und Zusammensetzung der Kohlensäure gehört überhaupt zu den stetigen Vorgängen und Veränderungen im Haushalte der Natur.

Daß nicht bloß durch Verwesung oder chemische Behandlung organischer Körper, sondern auch auf anderen Wegen Humus gebildet werden kann, davon überzeugen wir uns, wenn wir kohlenstoffhaltiges Eisen — Gußeisen oder Stahl — in Salzsäure auflösen; es wird dabey nicht nur eine humusartige Substanz gebildet, sondern auch ein Oel erzeugt, welches ganz den Geruch des Bergöls hat.

Nun möchte aber die Frage entstehen: ob der Sauerstoff der Luft porportional sey dem gesammten Kohlenstoff aller drey Naturreiche, so daß er hinreichte, allen diesen wieder in Kohlensäure zu verwandeln. Ich habe dieses wohl erwogen und gefunden, daß diese Frage verneinend zu beantworten sey; denn es würden wahrscheinlich schon die bekannten Steinkohlen-Flötze, wenn sie alle mit einem Male in Brand geriethen, allen Sauerstoff der Luft verzehren; und wie viele mögen noch im Schooße der Erde verborgen seyn? Es mußte also ein großer Theil des Sauerstoffs der Kohlensäure auch zu anderen Zwecken verwendet worden seyn, und zwar, wie ich glaube, vorzüglich zur Bildung des Gypses. Dieser Körper konnte, da er sehr schwer auflöslich ist, nicht wohl schon in der ersten Zeit als solcher bestanden haben, sondern ist damals höchst wahrscheinlich als sehr leicht auflöslicher unterschwefligsaurer Kalk vorhanden gewesen, welcher sehr viel Sauerstoff bedurfte, um das zu werden, was er nun ist. Dadurch wird auch erklärbar, warum sich der Gyps nicht unter den ältern Gebilden findet, sondern ungefähr gleiches Alter wie das Steinsalz hat, mit welchem er auch häufig vorkommt (7).

Von andern möglichen Verwendungen des Sauerstoffes der Kohlensäure will ich nicht sprechen, sondern nur noch erinnern, daß auch die Steinkohlen und organischen Körper ein bedeutendes Quantum davon einschließen; und daß noch gegenwärtig viel unzersetzte Kohlensäure über und unter der Erde vorhanden ist.

Hiemit glaube ich alle wesentlichen Puncte der drey angenommenen Hauptformationsreihen berührt und in das gehörige Licht gesetzt zu haben. Dabey wurde, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, auf die Neben- und Zwischenbegebenheiten keine Rücksicht genommen. Diese kann ich aber um so weniger ganz umgehen, da sie zum Theil mit dem, worüber ich bisher gesprochen habe, innig verflochten sind; ich werde mich jedoch sehr kurz dabey fassen.

Es wurde schon oben bemerkt, daß, wenn eine amorphe Masse in den krystallinischen Zustand übergeht, sie sich auf einen weit kleineren Raum zurückzieht. Da nun der amorphe Zustand der Gebirgsbildung vorausgegangen ist, so mußte dabey eine starke Zusammenziehung statt gefunden haben. Dieses hat sehr wichtige Begebenheiten nach sich gezogen.

Dadurch sind in den Gebirgen nicht nur Klüfte und Spalten, sondern auch große Höhlen und Weitungen entstanden. Dieses gab zu Senkungen und Einstürzen Anlaß, wodurch die Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht und verschoben wurden, und das Ansehen erhielten, als wären sie gehoben worden.

Da, wo sich unter der sinkenden Last noch weiche Masse befand, mußte sie dem Drucke weichen, und gezwungen werden, in die Höhe zu steigen, und in die vorhandenen Risse und Spalten einzudringen, worin sie nachher ungestört krystallisiren konnte. Auf diese Weise sind Gänge von Granit und anderem Gestein entstanden. Zum Theil konnte dieses auch durch Ausfüllung von

oben herab, oder von der Seite herein geschehen seyn. Auf ähnliche Art möchten sich auch manche Lager gebildet haben.

Daß hiebey Gänge entstehen konnten, welche nicht zu Tage ausgehen, ist begreiflich, so wie auch, daß von der, in die Höhe getriebenen weichen Masse hin und wieder große Quantitäten über Tag kommen und sich da, bevor sie erstarrten, verbreiten konnten. Bey dieser Erhebung mag öfters auch Kohlensäuregas und Wasserdampf mitgewirkt haben.

Große Höhlen, welche durch Zusammenziehung der krystallisirenden Masse entstanden, sind hie und da noch jetzt im Innern der Gebirge vorhanden, und bilden zum Theil unterirdische Seen; zum Theil sind sie leer und ihre Wände sind mit Krystallen oder Stalaktiten besetzt (8).

Durch Senkungen und Einstürze der Gebirgsmassen entstanden Thäler und Schluchten, so wie auch kesselförmige Vertiefungen, worin sich Wasser ansammelte; und die theils noch bestehen, theils im Laufe der Zeit durchbrochen wurden.

Durch Erderschütterungen, Einstürze von Höhlen und Durchbrüche von Seen sind große Haufwerke von Trümmern entstanden, welche ein Spiel des Wassers wurden, dessen Kraft oft Orkane und Wolkenbrüche unterstützten. Dadurch wurden große Verwüstungen auf der Erde angerichtet, wozu sich noch die von den Vulkanen bewirkten gesellten.

Während des ungeheuern Bildungsprozesses der Gebirge und Atmosphäre mußten nothwendig die Imponderabilien in große Regsamkeit gekommen seyn, und bald die Bildung befördernd, bald auch auf das Gebildete zerstörend gewirkt haben.

Insbesondere mußten damals die Electrometeore von außerordentlicher Größe und Kraft gewesen seyn, so daß sich die gegenwärtigen gar nicht damit vergleichen lassen, die höchst wahrscheinlich nur ein schwacher Nachhall von jenen sind. — Wenn noch jetzt Blitze bisweilen Felsen zerschmettern und Quarzsand zusammenschmelzen, so konnten damals vom Himmel fallende electrische Feuermassen auch Felsen verglaset, und tief in die Erde eindringend Wirkungen hervorgebracht haben, die uns leicht verleiten könnten zu glauben, sie seyen durch unterirdisches Feuer hervorgebracht worden.

Wenn noch jetzt bisweilen Wasserhosen erscheinen, welche die stärksten Bäume entwurzeln und weit von ihrem Standorte wegführen, so konnten sich zu jener Zeit solche eingefunden haben, welche groß und mächtig genug waren, große und lose Felsenstücke von ihrer Lagerstätte wegzunehmen und in entfernte Gegenden zu tragen, wo wir sie als Fremdlinge anstaunen. Wir dürfen überhaupt zur Beurtheilung dessen, was in der Vorzeit geschehen ist, nicht den Maaßstab von dem hernehmen, was in unserer Zeit bisweilen noch geschieht. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß diese merkwürdigen Findlinge alle durch die Kraft der Wasserhosen versetzt worden; es mögen viele auf andere Weise auf ihre gegenwärtige Stelle gekommen seyn. Das Nämliche geschieht nicht immer auf die nämliche Weise; was besonders die Geologen wohl bedenken dürften.

Hiemit bin ich an meinem Ziele angekommen. Ich habe die herrschenden Theorien der Erde vor den Richterstuhl der Chemie gefordert und gezeigt, daß sie sich vor demselben nicht behaupten können; — insbesondere nicht die jetzt in so großem Ansehen stehende Erhebungstheorie, welche das Fundament der Erde aus seinen Angeln reißt, und die wunderbar schöne Ordnung in der Schöpfung zerrüttet.

Bey diesem Stand der Dinge glaubte ich es wagen zu dürfen, andere Ansichten vorzubringen, welche, wenn sie auch über Manches noch nicht die bestimmtesten Aufschlüsse geben können, doch das Urtheil der Chemie nicht sehr zu fürchten haben werden, da sie nicht gegen ihre Gesetze streiten. In der Folge wird, wenn die Chemie und Geologie immer im Bündnisse bleiben, Vieles, was gegenwärtig noch dunkel und ungewiß ist, klar und unzweifelhaft werden. —

Wenn Einfachheit als ein halber Beweis für das Wahre geltend gemacht werden darf, so habe ich auch diese für mich, indem ich die ganze Gebirgsbildung auf drey Hauptformationen reducire, welche von der Urzeit an durch alle Zeitalter einander begleiten und in der neuesten Zeit miteinander enden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Und wenn man endlich das beachtet, was das Buch Genesis von dem Urzustande unsers Planeten sagt, so spricht auch dieses zu meinen Gunsten. Mögen die Weisen unserer Zeit dieses immerhin für einen nicht zu beachtenden Mythos halten; ich kann ihnen um so weniger beystimmen, da ich es ganz naturgemäß finde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß diese meine Ansichten über die Entwicklung der Erde würdig scheinen mögen, an einem Tage ausgesprochen zu werden, welcher ein hoher Festtag für jeden Bayer ist — am allerhöchsten Geburts- und Namenstage unsers allergnädigsten Königs und Herrn, welcher ein eben so großer Kenner als Verehrer und Beschützer der Wissenschaften ist.

Zusätze.

1.

Aus der glasartigen Beschaffenheit eines Körpers ist jedoch nicht immer zu schließen, daß er ein Product des Feuers sey, denn es kann Aehnliches auch auf nassem Wege entstehen. So giebt z. B. die Auflösung des Wasserglases, wenn sie langsam eintrocknet, eine dem gemeinen Glase, dem Ansehen nach, ganz ähnliche Masse. Es ist mir daher mehr als wahrscheinlich, daß der Pechstein auf ähnliche Weise entstanden sey; und ich glaube dieses um so mehr, da er Wasser enthält und im Feuer sich aufbläht. Für den neptunischen Ursprung desselben spricht auch der Umstand, daß er bisweilen in den Hornstein übergeht.

Ja ich möchte noch weiter gehen und selbst den Bimsstein für ein, bey erhöhter Temperatur gebildetes, neptunisches Product erklären, wozu ich auch im Wasserglase das Analogon finde. Wird nämlich dasselbe stark eingekocht, so bläht es sich zuletzt sehr auf, und bildet eine lockere und leichte Masse, welche eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Bimsstein hat, und auch gewiß von Jedermann, der sie ansichtig wird, dafür gehalten werden wird.

Was für den Bimsstein vorzüglich charakteristisch ist — die länglichen Blasen und seidenartig glänzenden Fasern — dieses zeigt das so dargestellte Wasserglas eben so deutlich. Die blasigen und schwammartigen Schlacken, womit der Bimsstein gewöhnlich verglichen wird, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Uebrigens will ich gerne zugeben, daß auch durch das vulkanische Feuer etwas dem Bimsstein Aehnliches hervorgebracht werden kann, es wird aber gewiß nicht mit dem eigentlichen Bimssteine ganz übereinkommen.

Was man mit dem glasigen Feldspath, der in allen mineralogischen Werken aufgeführt wird, sagen will, weiß ich nicht. Wenn Feldspath geschmolzen wird, so bekommt man eine feinblasige Masse ohne die mindeste Spur von krystallinischem Gefüge; dieß ist in meinen Augen glasiger Feldspath. Das Mineral hingegen, was man dafür ausgiebt, hat gar nichts Glasiges an sich, sondern ist durch und durch krystallinisch wie jeder andere Feldspath, und nähert sich sehr derjenigen Varietät, welche Adular genannt wird.

2.

Da vielleicht manche Leser mit meinen Ansichten in Betreff des Amorphismus nicht hinlänglich bekannt sind, so will ich das Wesentliche davon hier in gedrängter Kürze mittheilen; wobey ich voraus bemerken muß, daß es mir hauptsächlich darum zu thun ist, denselben bey festen Körpern nachzuweisen.

Das Wort „amorph (gestaltlos)“ wurde in der Mineralogie schon früher öfters gebraucht, und man bezeichnete damit diejenigen Mineralien, welche weder einen regelmäßigen, noch mit anderen Dingen vergleichbaren äußern Umriß haben, sie mögen sich im Innern krystallinisch zeigen oder nicht. Ich nehme es in einem ganz anderen Sinne, und verstehe unter amorphen Körpern diejenigen, welche der Krystallisation gänzlich beraubt und folglich ohne Mitwirkung der Krystallisationskraft entstanden sind.

Sonach sind bey den festen Körpern zwey Zustände zu unterscheiden, der Krystallismus und Amorphismus. Um den letztern gehörig zu begreifen, muß man voraus einen richtigen und vollständigen Begriff vom Krystallismus haben, worüber ich daher zuvörderst Einiges zu sagen nicht für überflüßig halte.

Unter Krystallen versteht man diejenigen Körper, welche von ebenen und unter bestimmten Winkeln zusammenstoßenden Flächen begrenzt und durch eine eigene Kraft (Krystallisationskraft) symmetrisch gebildet sind. Obwohl aber dadurch die Krystalle richtig definirt sind, so hat man doch damit noch lange keinen vollständigen Begriff von ihnen, um so weniger, als dadurch nicht die innere Beschaffenheit, sondern nur die äußere Form bestimmt ist, welche dem Krystall genommen werden kann, ohne daß er deshalb seiner innern Wesenheit nach aufhört, Krystall zu seyn. Ja er ist es selbst noch in den kleinsten Theilen; denn die Krystallisationskraft waltet in allen Theilen des Raums, welchen der Krystall einnimmt. Darum hat auch z. B. jedes Theilchen eines Turmalin-Krystalls die beyden electrischen Pole wie der ganze Krystall, von dem es genommen worden. Jedes ist gleichsam ein Individuum.

Die Krystallisationskraft ruft in den Körpern Eigenschaften hervor, welche ihren Grund in nichts Anderem haben können, als nur in ihr allein. Vermöge dieser Kraft wirken sie äußern Einwirkungen auf verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen mit verschiedener Stärke und auf ungleiche Art entgegen. Eine Folge davon ist die Verschiedenheit der Cohärenz nach bestimmten Richtungen und der darauf sich gründende mehrfache Blätterdurchgang, so wie auch die Ungleichheit der Härte auf verschiedenen Puncten, dann die Verschiedenheit im Verhalten zum Licht und zur Wärme, und selbst oft der ungleiche Widerstand gegen chemische Agentien auf verschiedenen Stellen und nach verschiedenen Richtungen. Diese Eigenschaften sind es vorzüglich, die denjenigen Zustand der festen Körper charakterisiren, welcher eben Krystallismus (Zustand der Gestaltung) genannt wird. Der Zustand, in welchem die Körper dieser Eigenschaften beraubt sind, wird daher mit Recht Amorphismus (Zustand der Gestaltlosigkeit) heißen. Jeder amorphe Körper bildet ein Continuum, was nach allen Richtungen und in allen Puncten des Raumes, welchen er einnimmt, von gleicher physischer Beschaffenheit, d. i. gleich cohärent, gleich hart und elastisch und von gleicher Reaction gegen Licht und Wärme ist.

Da aber die krystallinische Beschaffenheit nicht immer augenfällig ist, und insbesondere diejenigen Körper, welche man in der Mineralogie dichte oder compacte nennt, und die ein Aggregat von unzähligen sehr kleinen und der Wahrnehmung sich entziehenden Krystallen sind, mit den amorphen Körpern eine gewisse Aehnlichkeit haben, so könnte man oft solche Gebilde für amorphe Körper halten, oder gar davon einen Beweis hernehmen, daß überhaupt keine feste amorphe Körper existiren, und diejenigen, welche man dafür ansehen könnte, nur unordentliche Zusammenhäufungen von höchst kleinen Krystallen seyen. Es muß daher die Existenz der festen amorphen Körper noch anders bewiesen werden, als bloß durch die Unbemerkbarkeit des krystallinischen Zustandes.

Der Beweis kann aber kein directer seyn, da wir nicht so tief in das Wesen der Körper einzudringen vermögen, als dazu nothwendig wäre. Da indessen mit dem Krystallismus überhaupt gewisse

Eigenschaften unzertrennlich verbunden sind, so kann man voraus beynahe überzeugt seyn, daß sich auch die specifischen Eigenschaften mehr oder weniger auffallend verändern werden, wenn ein Körper den krystallinischen Zustand mit dem amorphen vertauscht, und so ist es auch. Wenn wir also zwey Körper von dem nämlichen Materiale vor uns haben, wovon der eine deutlich krystallinisch gebildet ist, der andere aber keine Spur von Krystallisation wahrnehmen läßt, und zugleich in wesentlichen Eigenschaften von jenem merklich abweicht, so werden wir diesen mit Grund für einen amorphen halten können. Zwey solche Körper sind z. B. der Quarz und Opal; jener ist krystallinische, dieser amorphe Kieselerde. Außerdem, daß der Opal eine weit geringere Härte besitzt und ein viel geringeres specifisches Gewicht hat, als der Quarz, weicht er von diesem auch noch merklich im chemischen Verhalten ab, indem er sich schon bey der gewöhnlichen Temperatur in Kalilauge allmählig auflöst und mit Aetzkalk auf nassem Wege Verbindung eingeht, was beym Quarz, wenn er auch zum feinsten Pulver zerrieben worden, nicht der Fall ist. Wäre der Opal ein bloßes Haufwerk von höchst kleinen Kieselerde-Krystallen, so müßte er mit dem Hornstein übereinkommen, welcher ein solches ist; allein damit hat er in der Hauptsache nicht mehr und nicht weniger gemein, als mit jeder anderen Varietät des Quarzes.

Nicht minder auffallende Beyspiele liefern uns das Schwefelantimon und Schwefelquecksilber, welche, wie ich bey einer anderen Gelegenheit gezeigt habe, beliebig in den krystallinischen und amorphen Zustand versetzt werden können. Die bemerkenswertheste Veränderung dabey ist die der Farbe, besonders der des Pulvers. Das krystallinische Schwefelantimon giebt ein schwärzlichgraues, das amorphe ein bräunlichrothes. Das krystallinische Schwefelquecksilber, der Zinnober, welcher oft im Ganzen sehr dunkelroth ist, giebt ein scharlachrothes Pulver, was um so höher und schöner in der Farbe ist, je länger und feiner er zerrieben worden; das amorphe Schwefelquecksilber hingegen, der Quecksilbermohr, welcher stets schwarz ist, verändert auch seine Farbe beym Pulverisiren nicht, so lange als man es auch fortsetzen mag.

Wäre, wie Einige meynen, der amorphe Zustand bloß Folge einer veränderten und unorientlichen Lage der Molecule der Körper, so wäre dieses Verhältniß schlechterdings nicht zu begreifen; denn man sollte doch meynen, daß, wenn man auch durch mechanische Theilung nicht zu den einzelnen Moleculen selbst gelangen kann, man doch durch sehr weit fortgesetzte Theilung unzählige Male zwischen denselben durchkommen müsse, und z. B. bey dem Zinnober die schwarze Seite jedes seiner Molecule eben so vielmal bloß gelegt werden und er zuletzt doch wenigstens eine braune Farbe annehmen müßte. Allein es ist gerade das Umgekehrte der Fall; je länger man ihn reibt, desto lebhafter wird seine rothe Farbe.

Daraus ist zu schließen, daß bey der Umwandlung der Körper aus dem einen dieser zwey Zustände in den anderen eine tief in das Wesen derselben eingreifende Veränderung vorgeht, die unmöglich in einem bloßen Umlegen der Molecule bestehen kann. Einen sehr schlagenden Beweis dafür liefert uns auch der amorphe Schwefel, gegenüber dem gewöhnlichen, krystallinischen betrachtet. Er ist ein äußerst geschmeidiger und sehr elastischer Körper, läßt sich sehr leicht dehnen und zusammendrücken, aber dadurch nicht, wie sehr man ihn auch immer mechanisch quälen mag, in krystallinischen Schwefel umwandeln, was doch geschehen müßte, wenn es dabey bloß auf eine Veränderung in der Lage der Molecule ankäme. Erwähnung verdienen hier auch einige Silicate — Epidot, Prehnit, Granat, Vesuvian ꝛc. — welche durch Schmelzen in der Art verändert werden, daß sie sich in Säuren auflösen und damit eine ausgezeichnete Gallerte bilden. Diese Veränderung, womit zugleich Veränderung des specifischen Gewichts und der Härte verbunden ist, läßt sich nicht anders erklären, als daß diese Körper beym Schmelzen ihre Krystallgestalt ablegen und sie mit dem amorphen Zustande vertauschen; was auch der Augenschein sehr deutlich zeigt.

Bey den angeführten amorphen Körpern hat es keine Schwierigkeit sie als solche zu bestimmen, da man jeden mit seinem krystallinischen Gegenkörper vergleichen kann; dieser Vortheil fällt aber weg, wenn ein amorpher Körper bloß für sich in Betrach-

tung kommt, d. i. wenn wir dasselbe Materiale nicht zugleich in krystallinischem Zustande vor uns haben. Es können dann Zweifel entstehen, ob man es mit einem compacten oder wirklich amorphen Körper zu thun habe.

Indessen haben die amorphen Körper überhaupt etwas Eigenes, wodurch sie sich von den compacten unterscheiden, so wie alle Flüssigkeiten etwas Gemeinschaftliches haben. Diese haben matten oder höchstens schimmernden Bruch, jene glatten und glänzenden; diese sind undurchsichtig oder nur an den Kanten durchscheinend, jene hingegen durchsichtig, wenn sie rein, nicht rissig oder porös sind, und nicht Undurchsichtigkeit zu ihren wesentlichen Eigenschaften gehört. Ferner läßt sich nicht selten von dem Compacten zum deutlich Krystallinischen ein allmähliger Uebergang nachweisen, wie z. B. beym Hornstein, compacten Kalkstein, Feldspath, Fluß ꝛc., ein solcher Uebergang durch Zwischenglieder findet aber bey den amorphen Körpern nicht statt — eben so wenig wie zwischen Eis und Wasser. Man muß sich aber hüten, daß man ein Gemeng von einem krystallinischen Körper und einem amorphen nicht für ein Uebergangsglied zwischen beyden halte. Ein solches Gemeng bildet öfters der compacte Quarz mit dem Opal, aus welchem sich dieser durch Kali ausziehen läßt.

Eine sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit der schmelzbaren amorphen Körper ist, daß sie, bevor sie in den Fluß kommen, erweichen, geschmeidig werden und sich in Fäden ziehen lassen. Sie bilden auch nicht leicht eine vollkommen tropfbare, sondern gewöhnlich eine fadenziehende Flüssigkeit, welche beym Abkühlen allmählig wieder durch das Geschmeidige in das Starre und Spröde übergeht, während die krystallisirbaren Flüssigkeiten meist gleichsam durch einen Sprung in den festen Zustand zurückkehren. Ein auffallendes Beyspiel für dieses Verhalten der amorphen Körper liefert uns das gemeine Glas, welches ein ausgezeichneter amorpher Körper ist, bisweilen aber auch krystallinisch wird, und dann andere Eigenschaften annimmt.

Wird einem in Wasser aufgelösten oder darin vertheilten unkrystallisirbaren Körper das Wasser allmählig entzogen, so verhält er sich ähnlich wie das Glas beym Abkühlen; er kommt anfangs in einen festweichen oder geschmeidigen Zustand, und trocknet zuletzt zu einer glasähnlichen Masse aus, wie z. B. das Wasserglas, Gummi, Leim ꝛc. Dabey ist zu bemerken, daß die auf nassem Wege entstehenden amorphen Körper mehr oder weniger Wasser hartnäckig zurückhalten, wie wir dieses bey dem Opal finden, welcher auf diesem Wege entstanden ist. Dieses ist auch der Fall bey sehr vielen chemischen Niederschlägen, besonders bey denjenigen, welche sehr voluminös und schleim- oder gallertartig sind, und die sich sowohl durch diese Beschaffenheit als auch dadurch als amorphe Körper zu erkennen geben, daß sie sehr viel Wasser in unbestimmten Verhältnissen einschliessen, was bey den krystallinischen Niederschlägen nicht so ist. Diese nehmen verhältnißmäßig einen weit kleinern Raum ein; und wenn daher ein amorpher Niederschlag in einen krystallinischen übergeht, was öfters geschieht, so verliert er sehr an Umfang, wie wir dieses sehr deutlich sehen, wenn wir kohlensauren Kalk präcipitiren.

Dieses Verhalten des kohlensauren Kalkes, der anfangs bey der Präcipitation sehr voluminös und amorph erscheint, und nachher zu einem krystallinischen Pulver sich gestaltet, liefert uns zugleich einen Beweis, daß feste amorphe Körper unter günstigen Umständen geradezu in den krystallinischen Zustand übergehen können; was in geologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht der amorphe Schwefel und die amorphe (glasige) arsenige Säure, welche bey der gewöhnlichen Temperatur allmählig in den krystallinischen Zustand übergehen, jener in kürzerer, diese in viel längerer Zeit. Mehrere amorphe Körper erleiden diese Veränderung, wenn sie bis auf einen gewissen Punct erhitzt werden, z. B. präcipitirtes Eisenoxyd, Zinnoxyd, Chromoxydul ꝛc. Dabey findet gewöhnlich Lichtentwickelung statt, welche man bisweilen auch bey der Krystallisation auf nassem Wege beobachtet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

Zusätze.

(Schluß.)

Obwohl hiebey keine deutliche Krystalle zum Vorschein kommen, so darf man doch nicht zweifeln, daß wirklich Krystallisation Statt findet, und zwar aus dem Grunde, weil diese Körper Eigenschaften annehmen, die sie vorher nicht besaßen, und die sie besitzen, wenn sie deutlich krystallisirt vorkommen. So hat das geglühte Eisenoxyd die Eigenschaften des Eisenglanzes, das geglühte Zinnoxyd die des Zinnsteins, welche sie vorher als amorphe Präcipitate nicht hatten.

Dieses mag hier genügen, um zu beweisen, daß es bey den festen Körpern außer dem krystallinischen Zustande noch einen anderen, nämlich den amorphen gebt, und daß Erstarren und Krystallisiren nicht Eins ist; ferner, daß feste amorphe Körper geradezu, d. i. ohne zuvor durch das Feuer oder Wasser flüssig gemacht zu seyn, krystallisiren können; was in geologischer Hinsicht von größter Bedeutung ist.

Wenn man das hier Gesagte, was keine leere Speculation ist, sondern lediglich auf Thatsachen beruht, unbefangen überdenkt, und zugleich einen Blick auf die organischen Körper wirft, wo die Krystallisationskraft der Lebenskraft weichen muß; so wird man gestehen müssen, daß die Krystallisation nicht darin bestehen könne, daß dabey bloß, schon vom Anfange der Dinge her regelmäßig geformte, **also schon krystallisirte Körperchen** in einer gewissen Ordnung zusammengefügt werden, sondern ein eigener, in das Wesen der Körper tief eingreifender (Bildungs-) Prozeß sey, wodurch der formlose Stoff geformt und zur Individualität erhoben wird.

Folgende, von mir verfaßte, Aufsätze handeln ausführlicher über diesen Gegenstand:

1. Ueber den Opal und den Zustand der Gestaltlosigkeit (Amorphismus) fester Körper — in den bayerischen Annalen von 1833. Nr. 51. (Blatt für Literatur Nr. XXXIV.) — daraus entlehnt im neuen Jahrbuch der Chemie und Physik — Jhrg. 1833, Bd. VII. Hft. 7. u. 8. S. 418 — 434.
2. Zum Amorphismus fester Körper — in Poggendorff's Annalen für Physik und Chemie — Jhrg. 1834, Bd. XXXI. S. 577 — 583.
3. Bemerkungen über den Isomerismus und Amorphismus — im Journ. für praktische Chemie — Jhrg. 1836, Bd. VII. S. 345 — 353.
4. Ueber den Graphit und verwandte Gegenstände — ebendas. S. 353 — 363.

3.

Die ältern Glieder der Kiesel- und Kalkreihe sind in der Regel vollkommener ausgebildet als die jüngern; es finden sich aber unter diesen bisweilen solche, welche jenen in dieser Hinsicht gleich kommen, und so manchmal auch umgekehrt; weßhalb man aus der physischen Beschaffenheit der Gebirgsmassen nicht immer auf ihr relatives Alter schließen kann.

Nicht minder würde man aber fehlen, wenn man bloß im Grade der Ausbildung verschiedene Massen für verschiedene Arten erklären wollte. Der-

gleichen Fehler sind früher in der Oryctognosie gar oft begangen worden; und in der Geognosie scheint man noch jetzt von ähnlichen nicht ganz frey zu seyn.

Bey den unorganischen Körpern, bey welchen die Größe keinen wesentlichen Unterschied begründet, die im Kleinsten, wie im Größten an sich gleich vollkommen sind, hängt die relative Vollkommenheit im Aeusseren lediglich von Nebenumständen ab, welche bey ihrer Bildung obwalteten. Wir dürfen daher solche, welche wegen ungünstiger Umstände in der Ausbildung zurückgeblieben sind, nicht für wesentlich verschieden von denjenigen halten, welche unter günstigen Umständen den höchsten Grad der Ausbildung erlangt haben, falls der Stoff der nämliche ist. Bey den Gebirgsmassen kann dann bloß hinsichtlich der Periode, in welcher sie sich gebildet haben, ein Unterschied geltend gemacht werden. Uebrigens konnte z. B., während an einer Stelle Kreide erzeugt wurde, sich auf einer andern dichter Kalkstein gebildet haben; und während hier Thonschiefer entstand, konnte dort das nämliche Materiale zu ausgezeichnetem Granit ausgebildet worden seyn.

Bey den gemengten Gebirgsmassen der Kieselreihe ist öfters ein Gemengtheil hinter den übrigen in der Ausbildung weit zurückgeblieben, oder es haben sich mehrere zu einem innigen Gemenge verschlungen, aus welchen andere, oder theilweise auch die nämlichen deutlicher hervorgetreten sind. Diesen Fall haben wir z. B. beym Porphyr mit compacter Hauptmasse, welcher wohl größtentheils als ein unvollkommen ausgebildeter Granit zu betrachten seyn dürfte.

Ein noch weit unvollkommeneres, aber im Wesentlichen wahrscheinlich von dem Vorhergehenden nicht verschiedenes Gebilde ist der Thonporphyr, welcher allgemein für ein verwittertes oder aufgelöstes Gestein angesehen wird. Allein eine, so große Massen durchdringende Verwitterung wäre kaum zu begreifen. Einzelne, darin vorkommende, verwitterte Feldspathkrystalle können dafür keinen genügenden Beweis abgeben. Der Thonporphyr ist vermuthlich zu rasch entstanden oder zu schnell ausgetrocknet, als daß sich seine Theile zu einem Continuum hätten vereinigen können; wie es wahrscheinlich bey der Kreide der Fall war, die man gewiß nicht für verwitterten Kalkstein wird ansehen wollen.

Als einen unvollkommen ausgebildeten oder in der Bildung gestörten Granit möchte ich auch den Trachyt betrachten, bey dessen Entstehung vermuthlich eine höhere Temperatur waltete, wodurch Wasserdämpfe erzeugt wurden, welche das Ganze porös und blasig machten, und das Hervortreten des Quarzes in deutlichen Krystallen oder Körnern verhinderten. Ich bin übrigens mit den Verhältnissen dieses Gesteins zu wenig bekannt, als daß ich mir darüber ein bestimmtes Urtheil erlauben könnte.

4.

Einen großen Theil des Thons wird man unbedenklich betrachten können als ein Gemeng von Feldspath und einem Thonerde-Silicat oder feinem Quarzpulver, besonders denjenigen, welcher mit kohlensaurem Kalk innig gemengt in Flötzkalkstein und Mergel vorkommt. In allem diesen Thon, den ich bis jetzt untersuchte, fand ich Kali, und in dem eines Mergels von Miesbach, welcher einen vortrefflichen hydraulischen Kalk abgibt, nicht weniger als 4,7 Procent; woraus zu schließen ist, daß derselbe sehr nahe den dritten Theil Feldspath enthält.

In diesen Gemengen, ist so zu sagen, das Urgebirg mit dem Flötzgebirg vereinigt, und die Natur hat somit dafür gesorgt, daß die Vegetabilien auch auf den Kalkgebirgen das ihnen gedeihliche Kali nebst der nöthigen Kieselerde finden; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auf diesen Gebirgen Pflanzen antreffen, welche sich durch einen großen Kaligehalt auszeichnen, noch weniger uns verleiten lassen, zu glauben, daß sie dieses Alkali selbst erzeugen, oder den Kalk in dasselbe verwandeln. *)

*) Auf unsern Alpen wächst hin und wieder, besonders in der Gegend von Kreuth, sehr üppig die Pteris aquilina, von der bekannt ist, daß sie viel Kali enthält. Da dort weit und breit nichts von einem Urgebirge zu finden ist, so überraschte mich anfangs sehr das Vorkommen dieses Farnkrautes dortselbst in so großer Menge und Ueppigkeit, und ich war begierig, zu erfahren, ob es auch Kali enthalte, wie in andern Gegen-

Ich kann hier nicht unbemerkt lassen, daß auf unserem Kalkgebirge (in den Alpen) hie und da, und zwar bisweilen in bedeutender Höhe, nicht unbeträchtliche Massen von Thon vorkommen, wobey die Frage entstehet, wie er sich gebildet habe und an die Stelle gekommen sey, welche er nun einnimmt. Es kann nicht wohl angenommen werden, daß er dorthin geschwemmt worden und ein Sediment aus dem Wasser sey, noch weniger, daß sich die Berge mit ihm in die Höhe gehoben haben. Ich bin der Meynung, daß er da entstanden sey, wo er sich findet, und gleichsam das Residuum des ausgelaugten thonhaltigen Kalksteins ausmache. Wenn man nämlich bedenkt, daß alle Quellwasser, die aus jenem Gebirge kommen, eine nicht unbedeutende Menge kohlensauren Kalks aufgelöst enthalten, und zugleich die jungen Gebilde des Kalkspaths in den Spalten des Gebirges und der großen Massen von Kalktuff am Fuße derselben in Erwägung zieht; so wird man leicht begreifen, daß, indem kohlensaurer Kalk aufgelöst, weggeführt und zu den genannten Gebilden verwendet wurde, eine verhältnißmäßige Menge von Thon habe zurückbleiben müssen.

Auf ähnliche Weise entstehet ein trippelartiges Residuum aus Kalkstein, welcher mit Kieselerde (Quarz) innig gemengt ist. Ein solches Gestein findet sich häufig bey Tegernsee, was man beym ersten Anblick für nichts Anderes als für gemeinen dichten Kalkstein halten möchte, wofür ich es anfangs auch gehalten habe. Allein es giebt stellenweise Funken mit dem Stahl und löset sich in Salzsäure, womit es lebhaft brauset, nur zum Theil auf, indem es ein Skelet von Kieselerde hinterläßt. Die im Freyen herumliegenden Stücke sind theils durch und durch, theils nur auf der Oberfläche in ein solches Skelet, d. i. in eine lockere, zerreibliche und dem Trippel sehr ähnliche Masse verwandelt, welche nicht mehr mit Säuren brauset, und folglich allen kohlensauren Kalk verloren hat.

5.

Ich möchte wohl wissen, ob es unter den vegetabilischen Ueberresten, die im eigentlichen Steinkohlengebirg vorkommen, auch solche gibt, welche durch und durch in kohlige Masse verwandelt sind, oder deren Inneres ganz und gar mit Kohle ausgefüllt ist. Alle, welche ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, waren blos Abdrücke und Steinkerne; und diese inwendig ganz mit einer dem Schieferthon ähnlichen Masse ausgefüllt, und äußerlich gewöhnlich mit einer dünnen Kruste von Steinkohle umgeben. — Fände sich auch ein kohliger Kern, so wäre die Frage, ob er nicht die Natur der Braunkohle hätte? Dieses ließe sich auf chemischem Wege leicht ausmitteln, wenn ihm auch die organische Textur gänzlich mangelte. — Die krustenartigen Ueberzüge jener Steinkerne, welche ich untersuchte, erwiesen sich alle als eigentliche Steinkohle; woraus zu schließen seyn dürfte, daß die Vegetabilien zur Bildung der Steinkohlen gar nichts beygetragen haben — selbst nicht diejenigen, wovon wir die Abdrücke und äußeren Umrisse in dem Steinkohlengebirge antreffen, und die sich auch unter anderen Verhältnissen fast eben so finden.

6.

In was für einem Zustande die Vulkanisten den Kohlenstoff in der ersten Zeit sich denken, oder ob sie überhaupt darüber nachgedacht haben, weiß ich nicht. Vielleicht möchten sie annehmen, daß er mit Silicium, Aluminium, Calcium, Magnesium ꝛc. zusammengeschmolzen gewesen sey. Allein wenn man dieses auch zugeben wollte, so wäre er doch beym Beginn des Oxydationsprocesses

---

den, oder ob dafür vielleicht Kalk eingetreten sey. Ein paar Versuche vor dem Löthrohre überzeugten mich aber schon hinlänglich von der Anwesenheit jenes Alkali's in bedeutender Menge. Wird nämlich ein gut ausgetrockneter Stengel dieser Pflanze auf schickliche Weise vor dem Löthrohre behandelt, verkohlt und eingeäschert, wobey er selbst als Unterlage dient, so schmilzt die Asche auf der Kohle sehr leicht zu kleinen Glaskugelchen zusammen, und die Flamme wird dabey sehr deutlich violet gefärbt. Diese Kügelchen reagiren stark alkalisch und bleiben beym Erstarren durchsichtig. Letzteres beweiset, daß auch Kieselerde vorhanden ist.

Diese Sache blieb mir so lange räthselhaft als ich noch nicht die Gegenwart des Kalis in dem Thon entdeckt hatte, welcher allem Kalkstein jener Gegend in verschiedenem Maaße beygemengt ist.

in Kohlensäure verwandelt worden, und es hätte sich dabey, und bevor die Gebirgsbildung ihren Anfang nahm, doch überhaupt Alles ungefähr so ordnen müssen, wie ich es angenommen habe. Man würde mithin, wenn man das gesammte Materiale des festen Erdkörpers ursprünglich im desoxydirten Zustande annähme, und den Sauerstoff nebst dem Wasser in die Atmosphäre versetzte, gar nichts gewinnen, sondern auf Umwegen und mit manchen Schwierigkeiten, in die ich hier nicht eingehen will, dahin gelangen, wo ich geradezu ausgegangen bin.

7.

Der unterschwefligsaure Kalk, wie wir ihn als chemisches Präparat kennen, enthält 1 Mischungsgewicht Kalk und 1 Mischungsgewicht unterschweflige Säure, und diese besteht aus 2 Mischungsgewichten Sauerstoff und 2 Mischungsgewichten Schwefel, und giebt mithin, wenn sie durch Aufnahme von Sauerstoff ohne Abscheidung von Schwefel in vollkommene Schwefelsäure umgewandelt wird, 2 Mischungsgewichte dieser Säure, also 1 Mischungsgewicht mehr, als der vorhandene Kalk sättigen kann.

Wenn man nun annimmt, daß anfänglich in der Natur unterschwefligsaurer Kalk existirt und sich später in Gyps umgewandelt habe, so mußte nebst dem zu dieser Umwandlung nöthigen Sauerstoff auch 1 Mischungsgewicht Kalk hinzugekommen seyn; was leicht hat geschehen können, da überall genug kohlensaurer Kalk vorhanden war.

Es mochte aber auch ein Theil des unterschwefligsauren Kalks auf andere Weise in Gyps verwandelt worden seyn. Die an den Kalk gebundene unterschweflige Säure zerfällt bekanntlich bey einer Temperatur von 48° R. in Schwefel und schweflige Säure, der Schwefel fällt aus der Auflösung nieder, und die schweflige Säure geht, indem sie aus der Luft Sauerstoff aufnimmt, allmählig in Schwefelsäure über, und es bildet sich sofort Gyps.

Daß dieser Proceß öfters statt gefunden haben muß, beweiset das nicht seltene Vorkommen des Schwefels in den Gypsgebirgen.

8.

Besonders merkwürdig sind die sogenannten Krystallkeller im Granitgebirge, worin die größten und schönsten Bergkrystalle vorkommen. Es ist, meines Wissens, noch nicht versucht worden, die Entstehung derselben zu erklären. Ich bin der Meynung, daß sie anfänglich ganz mit gallertartiger Kieselerde ausgefüllt waren, welche nach der Bildung der sie umgebenden Gebirgsmasse zurückgeblieben war, und sich darin in comprimirtem Zustande befand. Diese Gallerte wandelte sich später in Krystalle um, wobey sie sich stark zusammenzog, so daß der größte Theil des Raums, welchen sie einnahm, leer zurückbleiben mußte. So möchte es auch begreiflich werden, wie sich die ungewöhnlich großen Krystalle haben bilden können, welche bisweilen in diesen Räumen gefunden werden. — Auf ähnliche Weise wie in den Krystallkellern müssen die Quarzkrystalle in den Blasenräumen des Mandelsteins und Porphyrs, und in Feuerstein-, Hornstein- und Mergelkugeln entstanden seyn.

Hiebey muß ich noch eine Erscheinung zur Sprache bringen, welche man bisher nur bewundert, aber nicht erklärt hat — nämlich das Vorkommen von anderen krystallisirten Mineralien im Bergkrystall, wovon ich nur Folgende als die merkwürdigsten nennen will: Arsenikkies, Schwefelantimon, Rutil, Turmalin, Glimmer, Granat und Flußspath. Sie befinden sich darin in einer solchen Lage, und sind oft so vollkommen ausgebildet, als wenn sie, bevor sie von der Quarzmasse umschlossen wurden, im Freyen geschwebt hätten.

Dieses Verhältniß wird nicht anders begreiflich, als wenn man annimmt, daß die Kieselerde anfangs als eine steife Gallerte vorhanden war; denn wäre sie flüssig gewesen, so hätten sich darin die Krystalle der genannten Mineralien nicht bilden und halten können — sie hätten zu Boden fallen müssen, und nicht so, wie sie vorkommen, in den Bergkrystall eingeschlossen werden können.

Ich möchte dieses Vorkommen mit dem der Insekten im Bernstein vergleichen, welcher sich vor dem Erhärten in einem ähnlichen, aber viel weicheren Zustande befunden haben muß wie die Kieselerde, bevor sie krystallisirte und jene Mineralien einschloß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée, et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople, dans quelques parties de l'Asie-mineure, en Syrie, en Palestine et en Egypte. Tom. I—IV. Paris 1837. gr. 8.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Aegypten und Syrien, im Jahre 1834 bis 1835. Von Dr. Jacob Röser, fürstlich Hohenlohe-Waldburg-Bartensteinischer (m) Rath (e) und Leibarzt (e). Zwey Bände, zusammen 631 S. kl. 8., mit Kupfern. Mergentheim 1836.

Wenn man uns zugesteht, daß ein klares und durchweg auf Wesen und Natur der menschlichen Dinge beruhendes Prognosticon über Gang und Wirksamkeit der türkischen Staatsreform zu den vorzüglichsten Anforderungen gehört, die man jetzt an einen morgenländischen Reisebericht machen darf; so kann man Marschall Marmonts Buch als eine eben so belehrende als angenehme Erscheinung begrüßen. Wissenschaft und Politik so wie das sichtbare Streben einer religiösen Wiederherstellung im Geiste des Christenthums scheinen ihren Cardinalpunct ostwärts zu rücken und den Ereignissen jener Weltgegend eine Wichtigkeit zu verleihen, die sie seit lange her nicht mehr hatten. Ist Asien nicht in voller Gährung, und herrschet, während sich am Ostrande von Europa die Vorboten einer neuen Aera deutlich genug zeigen, in dem alten Sitze der Macht nicht allgemeine Abspannung, ein tiefer Schlummer der cultivirten Völker, ein Leben ohne Bewegung, eine Thätigkeit ohne anderes Ziel als die Befriedigung der groben Bedürfnisse eines Materialismus, der unter seiner eigenen Last niedersinkt? Wie mag man noch zweifeln, daß der Schlüssel zur Lösung des größten Problems unserer Zeit nördlich vom schwarzen Meere zu suchen sey? Denn wo sich die meiste Kraft und das thätigste Lebensspiel entwickelt, dahin neiget sich von selbst der Schwerpunct, die Macht, das Ansehen und die Herrschaft. Erblicke ja Niemand in diesen Worten eine Warnung an die Zeitgenossen, einen Wink an den uneinigen, zerrissenen, theilweise eingeschlummerten Westen Europa's gegen eine sich allmählig bildende und seine Freyheit und Ruhe bedrohende Weltherrschaft vom Aufgang her. Die Mühe wäre vergeblich, weil der Wille und die Staatsklugheit der Menschen so geringe Macht über den Gang der Begebenheiten besitzen, daß eine große Catastrophe von dem Augenblicke an, in welchem das Gefühl ihrer Annäherung erwacht, schon unabwendbar ist, und durch keine Vorkehrung, durch keine menschliche Weisheit in ihrer Entwickelung zurückgehalten werden kann.

Ohne Zweifel hat eine mit diesen Meynungen verwandte Ansicht der morgenländischen Frage dem Herrn Marschall seine Reise-Route dictirt. Und gleichsam als läge bey allen Processen politischer Umgestaltung die ultima ratio dennoch nur in den Waffen, wollte er als Augenzeuge Bestand und Gehalt der drey Hauptwerkzeuge prüfen, welche zunächst berufen sind, die Beschlüsse der Vorsehung im Orient zu vollziehen. Das russische, das türkische und das ägyptische Heerwesen ist offenbar die partie saillante seines Werkes. Indessen muß doch immer die Langeweile, welche den nach einem bewegten und thatenreichen Leben plötzlich aus dem Kreise der Wirksamkeit hinausgeschleuderten und zur Ruhe verurtheilten Krieger verfolgte, mitunter als

erster und vorzüglichster Beweggrund der Wanderschaft angesehen werden, die auſſer einer kleinen Anzahl physikalischer Beobachtungen über Luft, Wasser und Berghöhen eigentlich für eine allgemeine Heerschau der östlichen Streitkräfte so wie ihrer materiellen und geistigen Hülfsmittel gelten kann, wozu Marschall Marmont, der einst große Kriegsheere befehligte und in der politischen Schule Napoleons großgezogen ward, allerdings besser als viele andere geeignet schien.

Die Reise ging von Wien (22. April 1834) queer durch Ungarn in das Banat und von dort durch Siebenbürgen und die Bukovina nach Bessarabien und Odessa als erstem Mittelpuncte, von welchem aus zwey größere Ausflüge, der eine nach Wosnesensk und den Cavallerie-Colonien an dem Bug, der andere rund um die Taurische Halbinsel bis an den Kuban und den Fuß des Caucasus bey Anapa, gemacht wurden. Allenthalben, besonders auf russischem Gebiete, ward dem reisenden Marschall der ehrenvollste Empfang bereitet; alle Paläste der Großen, alle öffentlichen und Privat-Anstalten standen ihm offen und alle Geheimnisse des Staatshaushaltes und der Militär-Einrichtung lagen vor ihm ausgebreitet. Nach Ueberschreitung der russischen Grenzen wurden ihm sogar, gleichsam als wäre er mit officiellem Charakter bekleidet, regelmäßig die Civil- und Militär-Behörden vorgestellt, Musterungen, Mahlzeiten, Feste veranstaltet und überhaupt ein Luxus autokratischer Gunst zur Schau gebracht, der selbst diesem an Auszeichnungen vorzüglichster Art gewöhnten Manne nicht selten die lebhaftesten Aeußerungen der Ueberraschung und der Dankbarkeit entlockte.

Zieht man aber gleich von dem Inhalte des I. Bandes alle Stallparaden und Pferdemanövers, alle Lobreden auf Große und Hochgestellte, alles Wiedertreffen alter Bekanntschaften, alle Fest- und Ehrenbeschreibungen sammt den leeren Räumen im Texte ab, so stellt sich die mit großer Umsicht und Sachkenntniß verfaßte Beschreibung der Colonien am Bug (180 — 228) allein als wichtiger und vorzüglich zu beachtender Gegenstand aus diesem Theile heraus.

In das Einzelne hierüber einzugehen ist nutzlos, da sich eben unlängst die Elite von ganz Europa zu Wosnesensk, dem Hauptorte der Kolonie, zu einem prachtvollen Schauspiele versammelt hat, um dem Auslande als Augenzeuge zu berichten, welche Fortschritte in Rußland nicht nur der kriegerische Geist im Allgemeinen, sondern insbesondere die Kunst, diesen Geist in Bewegung zu setzen, und die von der Natur geschaffenen unermeßlichen Hülfsmittel zu schneller und entscheidender Wirksamkeit zu benutzen, in dem letzten Jahrzehend gemacht habe. Der Marschall sieht klar, schreibt einfach und bündig, daß es unmöglich ist nicht einzusehen, daß man nach vielen Erfahrungen und kostspieligen Versuchen endlich in jenem Lande auf das Mittel verfallen ist, die zahlreichste, geübteste, schönste und brauchbarste Reiterey mit einer unerschöpfbaren Pflanzschule tapferer Krieger von jeder Waffengattung mit vergleichsweise geringem Aufwande am Vorabende großer Ereignisse im benachbarten Türkenreiche zu schaffen. Wenn aber große Kriegsheere und zahlreiche Flotten schlagfertig in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzig Stunden von Konstantinopel stehen, wie kann man noch fragen, wer in diesem stündlich mit Auflösung bedrohten Sitze der Anarchie eigentlich zu befehlen habe. Aber Marmont urtheilt wie jener Grieche: καὶ τὸ τέλος ἐγγὺς ἦν, d. i.: Die Catastrophe ist nahe, sträubet euch nicht lange, lasset dem Verhängniß seinen Lauf, verhindern könnet ihr es doch nicht mehr.

Dagegen verweigert der vom Glanze moskowitischer Heerschauen geblendete Marschall den tactischen Kriegshaufen des Sultans, von welchen er so zu sagen zweymal 24 Stunden nach seiner Abfahrt von der russischen Küste auf dem großen Uebungsplatze vor Konstantinopel mehrere Bataillone die Revue passirte, gleich vorneweg sogar den Namen von Linientruppen und nennt sie nur einen Haufen von Menschen, deren allgemeines Kennzeichen die Miene des Elendes und der Erniedrigung sey. (II. 64.) Unmöglich könne man etwas häßlicheres und schlechteres sehen als diese Soldaten und ihr Waffenspiel. Wenn aus Blick und Haltung des russischen Kriegers häufig unter ungünstigeren Verhältnissen militärischer Geist, Nationalstolz und Vaterlandsliebe hervorleuchte, so lese man dagegen auf dem Gesichte der türkischen Taktiker das Ge-

fühl ihrer eigenen Schwäche, und allen sehe man bey übrigens bestem Willen an, daß sie eine Art Scham über ihr Handwerk empfinden; vom gemeinen Krieger bis zum Obersten wisse keiner seine Pflicht. Auch wundert sich der Herzog über das schlechte Aeußere, über die kleinen und verkrüppelten Leute des türkischen Fußvolkes, und fragt voll Erstaunen, was denn aus der einst so großen, so schönen, so stolzen und majestätischen Türkenraçe geworden sey, von welcher man in den jetzigen Truppen keine Spur entdecke? Die Antwort ist leicht zu finden, sobald man weiß, aus welchem der zahlreichen Volksstämme, die das türkische Reich bewohnen, sich gegenwärtig die reguläre Miliz rekrutirt. Die eigentliche Türkenraçe, die ihren Sitz im alten Seldschukischen Anatolien hat, war niemals schön; die Männer sind in der Regel klein, mager, schiefgliedrig und mit Flechten behaftet. Jene schönen und majestätischen Figuren sah man unter ihnen nur in den Zeiten, in denen sich die Janitscharen noch ausschließlich durch den Tribut der Christenkinder und überhaupt aus den schönen Volksstämmen ergänzten, die das alte byzantinische Reich bewohnten, und in der Folge den Islam angenommen hatten. Dahin gehören vorzugsweise die Leute slavischen Blutes, als da sind die hochstämmigen Bewohner von Bosnien und der Herzegowina, von Bulgarien und weiland auch Servien; dann die Albanier und arabisch redenden Syrier, ohne Widerstreit die schönstgewachsenen Männer der ganzen Monarchie. Nun aber sind die Janitscharen aufgelöst, ist der Christentribut abgeschafft, dienet Syrien dem Mohammed-Ali und verweigern Bosnien und Albanien aus Abneigung gegen die neue Kriegsordnung, dem Sultan ihre waffenfähige Jugend. Die Leute aus Kappodocien, Lykaonien, Pisidien, Phrygien, Carien und überhaupt aus den seldschukischen Taurus-Schluchten hören beynahe allein noch auf seinen Ruf.

Eben diese Länder sind aber doch der alte Stammsitz, aus welchem die Eroberer des byzantinischen Reiches und die ersten sieben Türkenfürsten eben so große Feldherren als Staatsmänner, ausgezogen sind, um einen großen Theil der Welt mit allgemeiner Herrschaft zu bedrohen. Eben daselbst haben sich auch die alten Ueberlieferungen von Größe und Furchtbarkeit des türkischen Namens noch am lebendigsten erhalten; persönlicher Muth, Glaubenseifer und Eroberungslust neben Unwissenheit und Geringschätzung alles fremden Wesens sind im Taurusgebirge heute noch so frisch, wie in den Tagen eines Urahan oder Murad. Wie kommt es also, daß bis jetzt alle Versuche Sultan Mahmuds, eine kräftige National-Miliz zu schaffen, mißlungen oder wenigstens im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler in Syrien als unzulänglich erschienen sind? Zunächst liegt der Grund freylich dort, wo ihn der Marschall sucht, in der Eile des Großherrn, der in einem Augenblicke neue Truppen wollte, und auf einmal eine große Anzahl Regimenter bildete, deren Unterweisung man erbärmlichen, ja aus dem Auswurfe (?) der europäischen Heere gezogenen Abrichtern ohne Geschick und Talent überlassen habe. „Vierzig tüchtige Officiere, ein Musterbataillon und zehn Jahre Zeit, meynt er, hätten dem Sultan ein brauchbares Heer schaffen können.“ Aber — fragen wir — wie könnte Mahmud einen gesunden Gedanken dieser Art fassen? Ist er nicht Erbe der weltzermalmenden Größe der Morade, der Mohammede, der Suleimane? ist er nicht Chalife, Schatten Gottes auf der Erde und als solcher allmächtig? ist es einem Herrscher der Gläubigen — nach morgenländischen Begriffen — nicht genug zu wollen, um die That vollendet zu sehen? oder wer am türkischen Hofe weiß, daß man dasjenige, was man wissen will, erst lernen muß?

Nur zu lange hat bey Theoretikern und Staatskünstlern, insbesondere aber an den Höfen das politische Axiom gegolten, daß ein mit der öffentlichen Macht bekleidetes Wesen die Weltereignisse gleichsam schaffen, ihren Gang lenken, beherrschen, zügeln und der Staatsmaterie, wie einer Masse Wachs, die jedesmal beliebte Form, dem Strome die jedesmal beliebte Richtung geben, mit einem Worte, daß der Mensch, Gebieter über Zeit und Raum, aus der Zerstreuung Einheit, aus der Schwäche Kraft, aus der Finsterniß Licht, und umgekehrt, Nacht aus geistigem Tage mit dem Zauber seines Wortes, sobald es ihm gefalle, in jeder Weltlage schaffen könne. Die großen Lehren der neuern Zeit haben diesen Glauben an die Allmacht des menschlichen Willens und seine unbedingte Herrschaft über das Völkerle-

ben stark erschüttert, und es tritt allmählig an's Licht, daß wenigstens in Europa bey dem gemeinschaftlichen Staatsverbande die Ereignisse stärker geworden sind als der Mensch; der Weltgeist hat hier die Zügel menschlicher Willkühr abgeworfen und eine Macht erlangt, vor der sich selbst das Genie in Demuth beugen muß. Hierin liegt hauptsächlich der Unterschied zwischen dem Alterthum und der späteren Zeit: im ersteren war die menschliche Gesellschaft ein Conglomerat und das geniale Individuum gleichsam ein Demiurgos, woher dann politische Vergötterung und Majestät des Einzelnen; heute dagegen sieht man nur große, homogene, weltumfassende Massen, und der Mensch — auch der kräftigste und genialste — ist nur noch Instrument. Auch ist diese Entthronung der alten politischen Weltgottheit so vollständig und nebenher so ironisch, daß oft die größten Umwälzungen und die wichtigsten Ereignisse durch Männer erwirkt und geleitet werden, von welchen — als Individuen — die Geschichte sonst gewiß keine Meldung gethan hätte. Dagegen zerbricht die größte politische Kraft und geht spurlos unter, wenn sie gegen die Mahnungen der Zeit, und der neuen Herrschaft der Dinge zum Trotz noch ihre alte Kunst bewähren will.

Was erwartet nun aber Marschall Marmont von diesem Sultan Mahmud und seinen politischen Reformen? Die Antwort läßt sich voraussehen. Auch ist, um die Unzulänglichkeit aller Heilmittel gegen den Verfall des türkischen Reichs zu erkennen, weder besonders tiefe Einsicht in das Triebwerk menschlicher Dinge überhaupt, noch ein ungewöhnlich scharfer Blick in die Zukunft, ja wir möchten sagen, wie die Sachen heute stehen, nicht einmal eine Reise in den Orient nöthig. Als Grundlage alles Räsonnements über Türkey müssen folgende nicht mehr zu bestreitende Sätze dienen. Erstens, das russische Reich ist im Fortschreiten begriffen und wird und muß, allen inneren und äußeren Hemmnissen zum Trotz, das allen großen Erscheinungen der Weltgeschichte vorgezeichnete Stadium der Entwickelung und des Lebens vollständig durchlaufen. Zweytens, die Türkey ist dagegen in ihrer natürlichen Auflösung, nachdem sie alle Gesetze ihres Daseyns erfüllt, und bis zur völligen Verflüchtigung des Lebenselementes fortgedauert hat. Drittens, ein innerer, nicht aus politischem Calcul, sondern aus der geheimsten Natur des Staatslebens hervorquellender, unwiderstehlicher Drang nöthiget, reizt, treibt die Russen unablässig gegen den Bosporus, gegen die Dardanellen und das asiatische Litorale des schwarzen Meeres. Viertens, die Türkey ihrerseits im Gefühle des Insichselbstzerfallens und der Gefahr von Aussen, sucht neue Bürgschaften des Lebens durch innere Umgestaltung und äußere Allianzen.

Dieses ist die natürliche Stellung der beyden in unablässiger Action und Reaction stehender Reiche. Zugleich ist aber auch klar, daß der politische Lebensproceß des ersten ein natürlich einfacher und gleichsam aus sich selbst zwangslos fließender, der des letzten hingegen ein complicirter, gegen die Natur der Dinge streitender, und auf gemeinsames Zusammenwirken feindseliger Kräfte künstlich berechneter ist. Diese Positionen als richtig angenommen, kann jedermann das Endergebniß des früher oder später unvermeidlichen Conflikes leicht vorausberechnen.

Marmont, ohne die Frage gleich uns auf die Spitze zu stellen, erkennt nichts destoweniger die Unmöglichkeit, noch länger das entfliehende Leben im türkischen Staatskörper festzuhalten, und ihm scheint beydes, die Verbesserung der Civil-Verwaltung in den Provinzen sowohl als die Schöpfung einer innerlich kräftigen National-Kriegsmacht, gleich unmöglich; er sieht daher an der Türkey schon jetzt keine selbständige Macht mehr und gesteht dem Sultan höchstens noch Municipal-Freyheit unter fremdem Schutze zu.

Die Hauptargumente jedoch findet er allzeit mehr in der Subjectivität des reformirenden Sultans als in der Natur der Dinge und in den unwandelbaren Grundlagen des Völkerlebens. Er ließe gleichsam die Möglichkeit des Gelingens zu, wenn Mahmud die Aufgabe besser verstünde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Allein auf dem Wege, den dieser Fürst verfolge, sey die Rettung unmöglich, indem er bey seinen Wiederbelebungs-Versuchen nur die National-Türken im Auge habe, die höchstens vierthalb Millionen Individuen beyder Geschlechter betrügen und auf einer großen Fläche, mitten unter feindseligen und viel zahlreicheren Völkerschaften zerstreut lebten. Und selbst diese geringe Türkenzahl habe er sich durch voreiliges und unbedingtes Einführen christlicher Sitten und Gebräuche zu Feinden gemacht, und durch Zerbrechung der letzten Triebfeder, die den an sich wenig einsichtsvollen und ganz apathischen Muselman in Bewegung setzt, jede gute Wirkung seiner politischen Heilmittel voraus vereitelt. Hätten sich die Türken — so scheint der Marschall weiter zu folgern — zur Zeit der Eroberung des byzantinischen Reichs mit den bezwungenen Volksstämmen vermischt, und nach Vorgang der Franken in Gallien und der Mogolen in Sina gleichsam einen Körper, eine von einem Geiste beseelte und von einem Interesse getriebene homogene Masse gebildet, so wären die Sachen niemals auf den Punct gekommen, wo sie jetzt stehen. — Marmont vergißt aber zu fragen, ob eine solche Fusion des Blutes, der Kräfte und der Interessen auch je im Bereiche politischer Möglichkeit lag. Entweder hätten die besiegten Christen alle den Islam, oder die siegenden Mohammedaner in Massa das Christenthum annehmen müssen. Keines von beyden konnte aber geschehen und eben in diesem unversöhnlichen Widerstreit zweyer im innersten Wesen sich anfeindenden Religionen liegt die durch keine menschliche Weisheit zu verhindernde Rettungslosigkeit der Türken. Es gehört fürwahr eine eigene Verblendung dazu, hier noch an die Kraft der hölzernen Stützen zu glauben, welche die Staatskünstler dem sinkenden Granitkolosse unterstellen.

Mahmud und seine Rathgeber im Westen wollen etwas ganz Unmögliches, indem sie an der großen, stämmigen Platane des türkischen Reiches den erstorbenen Ast der Osmanen allein wiederbeleben, die andern zahlreichen und dicken Aeste desselben Baumes aber in unnatürlicher und widerlich zwangvoller Absperrung des gährenden Nahrungssaftes kümmerlich zurückhalten wollen. Der Zauber türkischer Herrlichkeit ist verschwunden, und die an Zahl überwiegenden, aber lange niedergedrückten Christen diesseits und jenseits der Dardanellen kennen die Schwäche der alten Zwingherren, und versäumen dagegen kein Mittel, Rathlosigkeit und Mißgriffe der Pforte zu vermehren. Aufgestachelt durch die Erinnerung langer Unterdrückung, bearbeitet bald vom Nilstrome, bald vom Tanais, bald von Abend her, oder auch von allen Seiten zugleich, würden sie es jetzo verschmähen, selbst zu gleichen Theilen mit den Türken gemeinschaftliche Sache gegen das Ausland zu machen. Die Wiedergeburt der Länder zu beyden Seiten des ägäischen Meeres kann von heute an nur eine antitürkische, oder vielmehr eine christliche seyn. Rede man hier doch nicht von Peter I. und den Wundern, die er mit seinen Moskowiten gethan habe. Der Tsar hatte eine aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Masse zu bearbeiten, ein christlich bildsames Chaos, über welches er belebend, schaffend und befruchtend schwebte. Dieser geduldig bildsame Moskowitenstoff in einem

abgelegenen, auf drey Seiten durch Eismeer und Wüsten geschirmten, und dem Blicke der übrigen Welt gleichsam entrückten Theile des alten Continents verborgen, konnte seine Verwandlung ungesehen und ungestört durchlaufen, während Mahmud seinen Wiederverjüngungs-Apparat mitten auf der breiten Heerstrasse zwischen Asien und Europa, und gleichsam zwischen den Feuerschlünden zweyer feindlicher Heere, die ihm unter gegenseitigen Drohungen und ungebeten zu Hülfe kommen, aufzustellen genöthiget ist. Dabey ist die Erinnerung an die alte Furchtbarkeit der Türkenheere, ihre Siege, ihre Eroberungen und ihre Herrschaft über die Christen der drey Welttheile unter der gemeinen Klasse dieses Volkes noch so lebhaft und überwiegend; ihr Stolz, ihre Zuversicht noch so ungebeugt, und ihre religiösen Vorurtheile noch so schneidend und unzeschwächt, daß sie die Unglücksfälle des Reiches in den letzten Menschenaltern nicht der Tapferkeit und Kriegskunst ihrer Gegner, sondern dem verkehrten Treiben, der Unthätigkeit, sogar mitunter übelverstandener Gutmüthigkeit, wo nicht gar dem offenen Verrathe der Sultane beymessen. Ist es aber zuletzt nicht eben dieser große Haufe, die Masse des Volkes, die durch Begeisterung für die neue Ordnung und unbedingte Hingabe von Gut und Blut Rettung schaffen soll? Die Höflinge allein, welche freylich in jedem möglichem Falle den Ansichten und Launen ihres Gebieters huldigen, werden den zusammensinkenden Thron von Stambul nicht aufrecht halten können. Das Volk selbst ist ewig unbekehrbar und in seinem passiven Widerstande gegen alle Neuerung heute noch eben so hartnäckig als ihre byzantinischen Vorfahren in den letzten Zeiten der ebenfalls reformtreibenden Paläologen. Sagte nicht damals der Magnat Lucas Notaras unverholen, er wolle lieber den Turban als den Cardinalshut an den Pforten des Sophientempels sehen? In gleicher Weise erscheint dem Türkenvolke die Vertreibung aus Konstantinopel und der Verlust ihrer Herrschaft in Europa weniger unerträglich als die Vorstellung, nur durch die Künste der weiland besiegten, jetzt aber nur noch gehaßten und verachteten Christenheit ihre Herrschaft zu sichern. Unter solchen Umständen sind Empörungen kühner Häuptlinge im Innern des Reiches eine gewöhnliche Erscheinung: das allgemeine Mißbehagen nährt die Rebellion, und die mit der öffentlichen Meynung zerfallene Staatsgewalt kann nur noch mit Hülfe ausländischer Gewalt ihr Daseyn fristen. Ist dieses nicht buchstäblich die Lage Sultan Mahmuds? Und frägt man nun, welche ausländische Macht diese Protektorsrolle des Großherrn am schicklichsten übernehmen könne, und wem sie gleich am durch die Natur der Dinge schon übertragen sey, so wäre dieses eben so viel als wollte man wissen, wer am kräftigsten und schnellsten die im Augenblicke der Noth geheischte Hülfe zu leisten vermöge. Sind es die Russen, oder sind es ihre Nebenbuhler zu Wasser und zu Lande, die großen Seemächte im Bunde mit Oestreich? Marmont beweiset uns (II. 111) mit triftigen Gründen, daß russischer Schutz alle diese Bedingungen am besten erfülle, und sie zwar allein und überdieß noch auf eine für die Pforte am wenigsten drückende Weise erfülle. Was er von der Nähe einer großen Russenmacht zu Wasser und zu Lande bey Sebastopol, von der Leichtigkeit am dritten Tage unter dem Serail Anker zu werfen, von der Unmöglichkeit sich dieser Schnellfahrt zu widersetzen, sowie von der Bereitwilligkeit des Autocraten, dem Hülferuf des Sultans jederzeit zu entsprechen, im Gegensatze der Entfernung und nur mit Besiegung zahlreicher Naturhindernisse zu leistenden Unterstützung von Westen her erzählt, glauben wir ihm unbedingt, wollen auch das Lob, welches er den großmüthigen, uneigennützigen und gemäßigten Gesinnungen des nordischen Selbstherrschers spendet, nicht durch unsern Unglauben schmälern, erlauben uns aber dennoch beyzufügen, daß in Sachen der Politik ein großes Reich für seine Handlungsweise schwerlich je einen andern Maßstab annehme, als den des eigenen Vortheiles. Eben so wenig wird jemand bestreiten, daß freye Schifffahrt in den türkischen Gewässern mit moralischer Herrschaft in Stambol den Russen noch zur Zeit genüge. Sollten aber Staatsmänner noch ferner der idyllenhaften Vorstellung huldigen, es werde die Moskowiten niemals nach materiellem Besitze von Tsarigrad gelüsten, oder man könne ihre Angriffe auf dasselbe jederzeit mit Erfolg zurückweisen, so könnte man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Vergißt man denn, daß in Rußs-

land Alles Jugend, Zukunft, Frische, Regsamkeit und Fortschritt ist, und ein Wille, und zwar ein unbeschränkter, alles durchdringt, lenkt und forttreibt, während in den westlichen Staaten innere Parteyungen, Systemsucht, oft auch langweilige Berathung und Knauserey beschränkender Autoritäten im wichtigsten Augenblicke alle kräftigen Maßnahmen der Staatsgewalt bey den größten Hülfsmitteln dennoch lähmen, und alles kräftige Auftreten nach Aussen unmöglich machen? Man gewöhne sich also jetzt schon an den Gedanken eines überwiegenden Einflusses der Russen in Konstantinopel, und an die Unzerstörbarkeit ihrer, wo nicht materiellen, doch moralischen Diktatur über das Türkenreich.

Wir sagen unsere Meynung gerade heraus, jedes Volk hat eine specielle, eingeborne, unabweisbare Sendung auf dem Erdglobus zu erfüllen. Neigung, Gewohnheit, Handlungsweise und jeglichen Lebenstrieb sind dieser Uranlage unterthan, und kehren — wenn auch zuweilen durch feindliche Kräfte gelähmt oder in eine falsche Richtung gebracht — doch immer wieder auf die natürliche Bahn zurück. Mit dieser Uranlage der Völker bildet die Hoffahrt der menschlichen Intelligenz einen ewigen und nothwendigen Gegensatz, aus welchem alle großen Verwicklungen aller Zeiten, wie aus einer nie versiegenden Quelle fließen. Man ärgere sich nicht, und zeihe uns auch nicht eines blinden Wahnes, und gleichsam der Einführung eines historischen Prädestinationssystemes, wenn wir das endliche Verschwinden nicht nur Stambols und der sämmtlichen Landschaften des illyrischen Dreyeckes, sondern auch Anatoliens, Irans und Turans in den Wogen eines moskowitischen Weltreiches gleichsam als eine Nothwendigkeit, als die dem großen Volke der Slaven schon in den Grundfaden seines Lebens eingeflochtene Aufgabe erkennen. Vor tausend Jahren schon war Tsarigard (die Kaiserstadt) das Zauberwort, welches die große Waldregion von Kiew bis Novgorod in Bewegung setzte. Der Geist der alten Russenfürsten Oleg und Swätoslav bestimmt heute noch die Geschicke ihres Volkes, und heute, wie damals, führt die Hauptstraße nicht zu Lande, sondern zur See aus den Mündungen des Bug und den krimischen Häfen nach der Kaiserstadt am Bosporus. Nur ist man heute klüger und beginnt den Kampf nicht mehr mit der drohenden Mahnung: „Räumet Konstantinopel, verlasset Europa, welches euch nicht gehört, und ziehet nach Asien, woher ihr gekommen seyd.“ *) Und es ist auch noch menschlicher und kraftsparender, die Keime der Zersetzung im feindlichen Körper von der Entfernung zu nähren und heimlich die Nerven abzuschneiden, die das Knochenwerk zusammenbinden, als mit roher Gewalt vom Norden her wie Swätoslav anzustürmen.

Die slavischen Völkerschaften der Bulgaren, der Serben, der Bosnier und der Montenegriner, dann die Albanier, die Griechen und Araber sind neben dem stützigen Sinne der Osmanli und den Gewalt-Schritten des schlecht berathenen Sultans die wirksamsten und vielleicht gegen ihre Absicht thätigsten Bundesgenossen der Russen. Gehe man nur in die Türkey und rede man mit dem unterjochten Christenvolke; Priester und Laien, Vornehme und Geringe wird man unverholen sagen hören: Unser Gebieter heißt nicht Mahmud, nicht Mohammed-Ali, er heißt Nikolaus; ihm sind wir unterthan; ihm gehört unser Gut und Blut. Man citirt auch die Apocalypsis, die Prophezeyungen des Sicilischen Mönchs Agathangelus und hundert andere Sprüche aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, um zu beweisen, daß der Orient den Russen gehöre, und zwar von Ewigkeit her durch eine specielle Anordnung Gottes. Einen centrifugalen Unterthänigkeits- und Auflösungstrieb dieser Art zu ersticken und zu verwandeln, sind Sultan Mahmud und seine Gönner im Abendland — fürchten wir — nicht die Männer.

Nachdem der Marschall die Truppen aller Waffengattungen in Konstantinopel gemustert, den Großherrn selbst in seinem Palaste besucht und hinreichende Belege gesammelt hatte, um die Unabwendbarkeit türkischer Clientel unter moskowitischer Schirmvogtey nachzuweisen, eilte er über die Prinzen-Inseln nach Brusa, Troja und Smyrna, berührte Chios und Samos, besah im Fluge Ephesus, Milet und Rhodos, landete zu Bairut in Syrien, und stieg am hohen Sanir vorbey nach Balbek und Damascus hinab, wo sein erstes Geschäft

*) Leo Diaconus, ed. Bon. pag. 105.

darin bestand, zwey arabische Infanterie-Regimenter manövriren zu lassen. Ob er gleich, was Haltung und Kriegszucht betrifft, noch vieles zu tadeln fand, so bemerkte er doch im Blicke dieser Leute jenes Selbstvertrauen, welches jederzeit ein sicheres Zeichen des Muthes und zugleich der Unterscheidungspunct des wahren Soldaten von demjenigen ist, der nur das Kleid desselben trägt. Die Aegyptier, nüchtern, gut zu Fuß, tapfer, zugänglich für Begeisterung, voll Ehrgeiz und Selbstliebe, schienen ihm bey geeigneter Anleitung fähig, ein, selbst nach europäischen Begriffen, vortreffliches Heer zu bilden. Ihr unbestreitbares Uebergewicht über alles konstantinopolitanische Kriegswesen hat ja der Feldzug von 1832 deutlich genug gezeigt. Der Marschall giebt mit der ihm eigenen Klarheit eine Uebersicht jener merkwürdigen Begebenheit, wie er die Einzelnheiten aus dem Munde mithandelnder Personen in Syrien erfuhr, ohne jedoch etwas ganz Neues und bisher nicht Bekanntes vorzubringen. Die Herren Barrault und Cadalvène haben diesen Gegenstand ohnehin erschöpft, und wir selbst haben bey einer früheren Veranlassung über die Gefechte von Hems und Beilan nach Angaben, die auf dem Schlachtfelde selbst gesammelt wurden, gleichfalls einiges angemerkt, müßten uns aber jedenfalls scheuen neben Marschall Marmont über Kriegswesen und Feldherrn zu reden. Das arabische Volk hat mit dem türkischredenden nichts gemein als die Religion, und nebenher vergesse man auch nicht, daß der Vesir von Aegypten und sein zum Feldherrn geborner Sohn dem Blute nach ebenfalls keine osmanischen Türken, sondern Albanier, d. i. Landsleute und gleichsam Nachkommen des tapfern Skanderbeg sind.

Von Damascus eilte Marmont auf der gewöhnlichen Karavanenstraße über Tiberias, Nazareth und Sichem nach Jerusalem und der Umgegend, besuchte und that wie jedermann, der von Europa nach Palästina kommt; redet aber über diese Dinge, wie uns scheint, mit mehr Einfachheit und Ebenmaaß als mancher andere, ohne deßwegen irgend einem an Schicklichkeitsgefühl und innerer Andacht nachzustehen, wie wir es am Schlusse des Artikels noch besonders andeuten wollen. Einen eigenthümlichen Reiz indessen verleihen seiner Erzählung die zahlreichen militärischen Bemerkungen, die

ihm als weiland Brigade-General unter Bonaparte im Orient der Anblick so vieler Orte Palästina's, besonders in Galiläa und um Jean d'Acre an die Hand gaben.

Das Talent, in einem Reisebericht über Palästina und Aegypten belehrend und dennoch unterhaltend zu seyn, ist ohnehin nicht allgemein, wird aber bey der Anhäufung solcher Schriften noch mit jedem Jahre seltener. Marmont besitzt es aber in vorzüglichem Grade, da er Sachkenntniß in allen Theilen der Kriegs- und Civilbaukunde, im Verwaltungswesen, in Ackerbau und den verschiedensten Zweigen der Industrie mit einer so gewählten Darstellungsweise vereint, daß in seiner Rede kein Wort überflüssig scheint, und der Leser niemals ermüdet, oft aber bedauert, daß er schon am Ende ist. Was aber den Erzähler über fremde Länder vorzüglich schmückt, ist ein unbefangener und erprobt unpartheyischer Sinn. Fehlt es einem in diesem Puncte, und er will z. B. dennoch über Mohammed-Ali und sein Verwaltungssystem, über das ägyptische Bauernvolk und den Grad seiner materiellen Glückseligkeit nicht etwa nur reden, sondern auch noch andere Berichte schulmeistern und sein Wort als Richtschnur und Maaß für alle Welt und Zeiten hinstellen, wie es unlängst einer in Afrika reisenden deutschen Durchlaucht begegnet ist, so soll er sich nicht wundern, wenn ihm Unglaube und Widerspruch begegnet. Diese Klippe, an welcher unserer Meynung nach Semilasso so unrühmlich Schiffbruch litt, hat Marmont mit Geschick vermieden. Denn ob ihn gleich der Pascha mit einer bisher in Aegypten unerhörten Auszeichnung empfangen und behandelt hat, ließ er sich dennoch nicht so weit bestechen, um alles und jedes, was der Satrap in seinem Lande thut, unbedingt anzupreisen, und den etwas ungemessenen Ausspruch zu thun, die ägyptische Bauerschaft werde mit allumfassender väterlicher Fürsorge behandelt, sey besser genährt und begütert, und folglich viel glücklicher, als ihre Brüder in vielen Staaten der Christenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Fortsetzung).

Mag man von dem angebornen Herrschertalent und der unglaublichen Geschäftsthätigkeit, so wie von der Fremdenliebe Mohammed-Ali's noch so glänzende Beweise erblicken, so weiß Marmont doch, daß die Kunst, aus einer schwachen Bevölkerung große Heere zu ziehen und den Verlust, den sie durch ununterbrochene Kriege, durch Seuchen und Ungemach erleiden, schnell zu ersetzen, in einem baumlosen Lande Flotten zu zimmern, mehr als königliche Besoldungen zu geben, nebenher noch den Divan in Konstantinopel zu bestechen, den Geist der Unruhe in Kurdistan, im Taurusgebirge, in Bosnien und Albanien durch Geldspenden zu nähren, und die durch Fehlschlagung colossaler Handelsunternehmungen verursachten Finanzabgründe immerfort mit Gold auszufüllen, ohne der arbeitenden Klasse wehe zu thun und die Hülfsquellen für eine lange Zukunft vorneherein aufzuzehren, in Aegypten noch eben so unbekannt als in Europa ist. Man hat nicht nöthig, mit demokratischer Wuth über Mohammed-Ali herzufallen, und die Leiden der armen Fellah feindselig auszumalen, um das Gefühl der Leser zu erschüttern: aber noch viel ungebührlicher ist es, sich um eine halbe Tasse Kaffe und den Huldblick eines listigen Gewalthabers zum gewappneten Ritter eines Verwaltungssystems erkaufen zu lassen, dessen Härte, Verderblichkeit, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit selbst von denjenigen im Vertrauen erkannt und eingestanden wird, die mit seiner Vollziehung beauftragt sind. Marmont dagegen, der nach seiner Landung zu Alexandria zuerst die Visite des Pascha erhielt und von ihm nicht wie ein Fremdling und Unterthan, sondern wie ein Fürst und Freund geehrt wurde, und sein Gesellschafter und Rathgeber war, macht in seinem Buche nach unpartheyischer Schilderung der öffentlichen Zustände Aegyptens den Beysatz: „es werde ihm hoffentlich niemand zumuthen, er sey fähig ein solches System zu rechtfertigen; er müsse vielmehr bedauern, daß der Pascha bey der völligen Umgestaltung des Landes nicht auch die Bauern zu theilweisem Genusse der errungenen Vortheile zuläßt. Oder wenn man doch wenigstens die Contracte, so wie sie der Pascha gemacht, redlich erfüllte, und einerseits für die Erzeugnisse des Bodens die von der Regierung selbst festgesetzten Preise baar, und nicht durch fingirte Rechnungen bezahlte, anderseits aber der Bauer seinen Bedarf um billige Preise von dem Fiscus erstehen könnte, besonders aber die monströse gegenseitige Haftung der Individuen, Dörfer und Provinzen aufhörte, so wäre das Loos der ackerbautreibenden Klasse bey aller Härte und Entbehrung noch zu ertragen. Allein die Leidenschaft hindere die Menschen häufig ihren wahren Vortheil zu erkennen, und Männer von starker Willenskraft seyen solchen Täuschungen weit öfters unterworfen als andere."

Dieß ist ohne Zweifel die Sprache eines ehrenwerthen und redlichen Mannes, die noch im Werthe steigt, wenn man sie mit den Lobhudeleyen des deutschen Semilasso vergleicht. Man muß es dem tapfern Marschall Dank wissen, daß er, wenn auch nicht geradezu die ägyptischen Fellah gegen die Fiskalagenten des Pascha, doch den gesunden Menschen-Verstand gegen die Angriffe des Fürsten Pückler-Muskau vertheidiget. Häufig suchte man die agricole Tyranney Mohammed-Ali's durch das ur-

alte Herkommen der Vorzeit, so wie durch die Eigenthümlichkeiten des ägyptischen Bewässerungs-Systemes und Volkscharakters zu erklären und in gewisser Hinsicht gleichsam zu entschuldigen. Andere übergehen diesen Punct mit Stillschweigen; gelobt, oder was dasselbe ist, gegen das unverwerfliche Zeugniß competenter Richter ihre Wirklichkeit abgeläugnet hat nur der benannte Fürst. Und sonderbar genug gilt ihm als unwiderleglicher Beweis plebeischer Glückseligkeit am Nilstrome der lustige Humor der Araber, und der fröhliche Gesang pflügender, wasserschöpfender, kameltreibender, schiffziehender und lastentragender Fellah. Hätte aber Semilasso auf den Inhalt dieser vergeblichen Freudenmelodien gemerkt, so hätte er gehört, wie die keuchenden Knechte Mohammed-Ali's entweder das A B C, oder die Grundzahlen, oder die Eigenschaften Alla's, oder das Lob des Nilstromes recitiren, und im Takte den Wassereimer und den Karst hebend leichter das Tagwerk ihres unbarmherzigen Herrn verrichten.

Energie und Weisheit sind zwey wesentlich verschiedene, zur wahren Größe eines Regenten aber gleich nothwendige Eigenschaften. Den Ruhm der letztern kann man dem Satrapen nicht zugestehen, insoferne diese in allen ihren Maßnahmen etwas Versöhnendes, auch auf die Zukunft wohlthätig einwirkendes, und gleichsam für ewige Zeiten begründendes in sich trägt, und überhaupt edlere Hebel der Macht in Bewegung setzt, als rohe Gewalt und augenblicklichen Gewinn. Daß aber der mohammedanische Prometheus am Nilstrome sein Schöpfungs- und Wiederbelebungstalent, oder vielmehr seine Neuerungswuth aus Gründen allgemeiner Menschlichkeit bezähme, und gleichsam vom Throne seiner politischen Größe um einige Stufen herabsteige, bloß um die Bürde seiner Unterthanen zu erleichtern, wird ihm freylich Niemand zumuthen. Wenn man ihm aber nachweisen kann, daß seine Größe, sein Ehrgeiz, und seine weitaussehenden Unternehmungen in Afrika und Asien mit einem mildern Loose der ägyptischen Bauerschaft nicht nur nicht im Widerspruche stehen, sondern aus demselben nur reichlicheren Nahrungssaft und kraftvollere Instrumente zur Vollbringung ziehen könnte, er aber dessen ungeachtet fortfährt, den Bienenschwarm augenblicklichen Mehrbezuges wegen zu ersticken, und den Baum lieber umzuhauen, als zu beschneiden, so wird man die Lobgesänge auf diesen kraftvollen Despoten um vieles ermäßigen dürfen. Gerade hierin liegt das Verdienst des Marmont'schen Berichtes, daß er alles Gute und Große, was der Pascha gethan, willig anerkennt, Ungerechtigkeit und verkehrten Sinn nirgend lobt, wohl aber durch weisen Rath für die Freundschaft und die Ehre dankt, die ihm Mohammed-Ali erwies. Der deutsche Fürst dagegen kündigt sich ungebeten als Verfechter und Lobposaune einer Verwaltung an, in welcher sein weiserer Vorgänger noch so viel zu verbessern fand.

Was der Marschall in seiner lichtvollen Darstellungsweise noch ferner von den Zuständen Aegyptens, von der Cultur des Bodens, von der Industrie, von den Sitten und Gebräuchen der Cahiresen, von seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit, von Suleiman-Pascha und den St. Simonisten erzählt; eben so seine Fahrt nach Theben und zum Rothen Meere, und was er sonst noch Weises und Kluges über Kolonisirung ägyptischer Soldaten, und allgemeine Hebung öffentlicher Glückseligkeit dem Herrn des Landes räth, wollen wir nicht weiter berühren. Wünscht aber jemand, ohne das Buch selbst zu lesen, doch im Allgemeinen den Eindruck zu kennen, den das heilige Land auf das Gemüth eines Mannes gemacht habe, der so lange Zeit im Genusse der Ehre, des Ruhmes und der Macht war, so wollen wir dieses Gefühl mit seinen eigenen Worten schildern. Er kam von Damaskus und betrat am oberen Jordan zuerst die Gränze von Judäa.

„Ich glaubte", schreibt er, „beym Eintritte in dieses geheiligte Erdreich, in diese Wiege unseres Glaubens, dieser erhabenen Religion, die dem Menschen seine ursprüngliche, durch den Mißbrauch der Macht ihm geraubte Würde wiedergab, die der Schwäche Rechte verlieh und wirksamen Schutz zusicherte, die Wurzel der Menschheit in eine höhere Region verpflanzte, und ihr hohe Vergeltungen verhieß, ihre Leiden durch Heiligung versüßte; dieser Religion endlich, welche die Grundlage der ganzen neuern Gesittung ward, ich glaubte, sage ich, ein neues Leben zu beginnen.

„Vom Jordan bis Jerusalem, bis Hebron, dem Hause Abrahams, bis zum Todten Meere, auf welches der Zorn Gottes herabstieg, bis zum Terebin-

tenthale, Schauplatz des Ruhmes und des Heldenmuthes Davids, erblickt man nur Orte, die die wichtigsten Scenen der Vergangenheit ins Gedächtniß rufen. Namen, die unsere Kindheit mit heiliger Ehrfurcht aussprach, klingen beynahe allein in unserm Ohr; man lebt mit den Erzvätern, mit den göttlichen Sehern, mit den Wunderthaten; die Seele überläßt sich von selbst der Betrachtung, einer stillen Beschauung, einer süßen und heiligen Melancholie; hier athmet man die Luft des frommen Sinnes, der alles um uns zu beleben scheint. In keinem Lande ist der religiöse Glaube so lebendig, und jede Religion wird auf diesem Boden mit Inbrunst geübt, Juden, Christen, Moslims, alle sind von gleichem Eifer beseelt, und es scheint, die eigenthümliche Zauberkraft Judäa's bestehe darin, daß es das menschliche Herz einladet in unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zu treten."

* * *

Ueber Hrn. Dr. Röser's Buch können wir uns noch kürzer fassen, da es nach dem Geständnisse des achtbaren Vfs. selbst ursprünglich nicht für das größere Publikum, ja überhaupt nicht einmal für den Druck, sondern nur als Handschrift zu eigener Erinnerung und stillem Selbstgenusse bestimmt war. Allein man hat, wie der Herr Doctor deutlich genug zu verstehen gibt, Freunde und Bekannte, auch eine gnädigste Herrschaft und eine medicinische Clientel, die sich alle nicht wenig darauf einbilden mochten, einen Jerusalemspilger, einen christlichen Hadschi in ihrer Mitte zu haben, der nicht etwa nur das neue Griechenland und den alten Colokotroni, sondern auch — o Wunder! — Constantinopel und den Sultan, den Nilstrom und Mohammed-Ali, ja sogar einige der sieben Weltwunder, die Pyramiden von Memphis, den Standpunct des rhodischen Colosses, und die Trümmer des Leuchtthurms in Alexandria gesehen hat, und vom Todten Meere, vom Jordan, vom ägyptischen Delta, von Dattelpalmen und Mohren zu erzählen weiß. Ein solcher Mann ist für seine nächste Umgebung ein Schatz, ein Phänomen, eine unerschöpfliche Quelle für freundliches Abendgeplauder nicht etwa nur im Hohenlohischen, sondern allenthalben in den stillen gemüthlichen Gauen des innern Deutschlands. Daher das Treiben, das Drängen, an den gefeyerten Wanderer, sein Tagebuch zu größerer Bequemlichkeit seiner Freunde und Gönner unter die Presse zu legen, die Erzählung aber ja recht fein auszuspinnen, lang und breit, und durchaus nichts wegzulassen, was er vom Anfang bis zum Ende gesehen und gethan, gedacht und empfunden habe.

Diesem Begehren hat Hr. Röser denn auch aufs beste und bereitwilligste entsprochen, und ein Buch von 631 enggedruckten Seiten geschrieben.

Wir lesen darin umständlich, wie das adriatische Meer aussehe, was man bey seinem Anblicke empfinde, wie das Schiff sich bewege und die Matrosen manipuliren; auch Essen, Trinken, Schlafen, Flackern der Nachtlampe und Umschütten des Wasserglases am Bette durch die Heftigkeit der Bewegung; item wie man Kaffe trinke und sitze, und was ein Bazar sey, überhaupt die gewöhnlichen Scenen einer Wasserfahrt, Auf- und Untergang der Sonne, zweifelhaftes Mondlicht, Sternenglanz, ägyptischer Schmutz, conträre Winde, Sturm, Uebelkeiten und Langeweile, Aufstehen und Ankleiden, links und rechts Gehen, Hebung und Senkung des Landweges, Mohammed-Ali's Canape, Dr. Pruner und die Augenentzündung, und warum der Nil austrete, was der Verf. zum Frühstücke, was er zum Mittagessen, wieviel und um welche Stunde er es bekommen, wie viel er Wein getrunken, und was er in der Nacht bisweilen geträumt habe, wird mit Treuherzigkeit und deutscher Gründlichkeit besprochen und erzählt, so daß seine Freunde mit dem Kalender in der Hand Tag für Tag — ohne durch politische oder religiöse Betrachtungen gestört zu seyn — Wanderers Leben, Thun und Treiben von Morgen bis Abend vollständig erfassen, und gleichsam in die Form einer Medo-Persischen Hauschronik bringen können.

Von den Wiederbelebungs-Versuchen des hinsiechenden Orients durch die beyden Staats-Aerzte in Konstantinopel und Kahira, und von allen ihren Ramik und Muschir und tactischen Schlachthaufen ist hier überall keine Rede. Auch die Russen sind hier weder gelobt, noch getadelt, noch auch gefürchtet, ja sie sind mit ihren Reiterkolonien, mit Bug und Wosnesensk und mit dem ganzen Heere ihrer Agenten, Consuln, Staatsräthe und Residenten im türkischen Reiche gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Hr. Röser hat „ein Jahr aus seinem Leben," und dieß ohne Zweifel „das merkwür-

digste“ für seine Landsleute im Hohenlohischen geschrieben und — wenn man dem Buche diese Grenzen setzt — seine Aufgabe mit Glück gelöst.

Persönlich erscheint der Hr. Verf. durchgehends als höchst achtbar, gemüthlich, gläubig, in Gefahren unerschrocken und erfindungsreich, dabey edel, wohlthätig und im höchsten Grade uneigennützig. Durch keine Zudringlichkeit der armen Morgenländer war seine ärztliche Geduld zu ermüden, und er verschmähte dabey selbst von reichen Clienten allen Lohn. In diesen Puncten hat Hr. Röser die glänzende Reputation der deutschen Aerzte im Orient nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch vermehrt und erhöht.

Indessen entdeckt man an ihm doch auch zuweilen jene Miene von Selbstzufriedenheit und protegierender Kürze, wie sie deutsche Beamte in Griechenland, vorzüglich in untergeordneten Stellen, den Eingebornen gegenüber so gerne annehmen, indem sie sich als alte Musensöhne germanischer Hochschulen und gegenwärtige Eroberer und Schutzgeister Griechenlands nicht nur einer unendlichen Ueberlegenheit über all das anarchische Wesen der neuen Myrmidonen bewußt sind, sondern auch von freywilliger Anerkennung und unbedingter Ergebenheit ihrer Hellenischen Zöglinge eine unglaublich feste Ueberzeugung hegen. Erst als die Mönche in einem Kloster auf dem Berge Athos, wohin der Hr. Doctor zur Winterzeit bey Schnee und Kälte kam, ihn und seine Gefährten für arme Flüchtlinge hielten, die der allgemeinen Niedermetzelung der Bavaresi in Griechenland entronnen seyen, merkte er, daß es mit der stillen Bewunderung für deutsche Ueberlegenheit in Hellas doch nicht so ganz richtig sey.

(Schluß folgt).

The British and Foreign Review, or European Quarterly Journal. January 1838. London, Taylor.

Unter der Aufschrift: British and Foreign Universities, bringt dieses Stück einen Aufsatz, der zunächst die Universität Oxford betrifft, ihre jetzige Verfassung bitter tadelt, und darin den Grund ihres Zurückbleibens hinter anderen, namentlich deutschen, Universitäten findet. Weder die Klagen des Verf. über die Unfreyheit der Wissenschaft auf der ältesten hohen Schule Englands, noch die Vorschläge, die er zur Verbesserung ihrer Lehrordnung macht, haben für den deutschen Leser sonderliches Interesse; desto mehr vielleicht folgende Stelle, wo der Verf., ein sehr warmer Freund des Fortschritts, mit löblicher Unbefangenheit einen Vorzug der englischen Universitäten anerkennt.

S. 106. „Den Ruhm haben Oxford und Cambridge, daß sie unseren Jünglingen in dem Alter, das der Leitung am meisten bedarf, eine Erziehung geben, die, im Ganzen genommen, nicht ihres Gleichen in ganz Europa hat. Auf einer deutschen Hochschule mag ein tieferes und umfangreicheres Wissen zu erwerben seyn; aber eine solche Bildung des Charakters, die so an Gehorsam gewöhnt und dabey dennoch Selbstachtung und Selbstbestimmung weckt und pflegt; solch eine Hebung des sittlichen, auch des religiösen Tones in Einigung mit der Uebung der Geisteskräfte in wissenschaftlichen Richtungen, ist auf unseren Universitäten allein zu finden. Diese Charakterbildung ist die hervorstechende und die beste Eigenthümlichkeit derselben. Ihrem Einflusse vornehmlich haben wir den sittlichen Werth und den Edelsinn der höheren Stände, und namentlich der Geistlichkeit, zu danken. Dafür werden sie mit vollem Rechte durch die Zuneigung der Nation belohnt, um welche sie sich auf diese Art verdient machen. Es wäre eine verkehrte und höchst beklagenswerthe Reform, wenn unseren Universitäten diese Wirksamkeit entzogen oder verkümmert würde.

Vermuthlich hat der Verf. Gründe gehabt, eine Bemerkung, die sich beynahe aufdringt, unberührt zu lassen: daß in einer Zeit großer Aufregung auch in England, wo neben den zwey alten Partheyen eine dritte, die radicale oder revolutionäre, auftrat, beyde Universitäten dem Uebel, welches so manche ihrer Schwestern in Deutschland traf, der Verirrung eines Theils ihrer Jugend in politisches Streben, unzugänglich geblieben sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. Paris 1836. 8. 2 Bde. Bd. I. XV. u. 469 S. Bd. II. 526 S. mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

Der Verfasser dieser Briefe ist im Jahr 1834 auf Kosten der französischen Regierung nach Nord-Amerika gesendet worden, um die dortigen öffentlichen Arbeiten im Allgemeinen und insbesondere die Eisenbahnen näher kennen zu lernen. Er blieb indeß hiebey nicht stehen, sondern erweiterte den Kreis seiner Beobachtungen so ziemlich auf alle wichtigeren Gegenstände des wirthschaftlichen Lebens. Auch auf die Verfassung, die öffentlichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse nimmt er Rücksicht, so weit es zum bessern Verständniß der ökonomischen Beziehungen nöthig ist, die seine Hauptaufgabe bilden, und es ist ihm gelungen, die trockeneren ökonomischen Materien überall durch leichtere und anziehendere Betrachtungen über die Staatsanstalten, die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, so zu unterbrechen, daß sich das Ganze von Anfang bis zu Ende mit eben so viel Vergnügen als Belehrung liest. Die Schrift ist in der Absicht geschrieben, den Franzosen die Verbesserungen vorzulegen, welche der nordamerikanische Zweig des englischen Volksstammes in den Einrichtungen zur Unterstützung des Erwerbes und Verkehrs, so wie in der Arbeit und dem häuslichen Zustande der grossen Masse des Volkes durchgeführt hat: weßhalb sie überall auf die verwandten Anstalten und Zustände in Frankreich hinweist und Vorschläge zur Abstellung von Gebrechen macht.

Da der Verf. hiebey mit größerer Freyheit und Unparteylichkeit zu Werke geht, als man sonst bey Franzosen findet, die über ihr Vaterland reden, so hat seine Arbeit nicht bloß für Frankreich, sondern auch für andere europäische Länder vielfachen praktischen Werth; wie sehr man auch von manchen seiner Ansichten abweichen und wie wenig einzelne seiner Vorschläge außerhalb Frankreich anwendbar seyn mögen. Die Schrift ihrem ganzen Inhalt nach durchzugehen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten; wir heben daher nur einige der wichtigeren Gegenstände aus, ohne uns an die Ordnung des Buches selbst zu binden.

Die große Masse des Volkes findet der Verf. in den Vereinigten Staaten durchaus in besserem Zustande als in Europa. Der gemeinste Arbeiter verdient so viel, daß er eine Familie ganz eben so gut unterhalten kann, als im europäischen Mittelstande möglich ist. „Er arbeitet mehr und besser als der europäische Arbeiter; aber er kennt auch die Arbeit nicht bloß von Seite der Beschwerde, sondern zugleich durch ihre Belohnung. Er kleidet sich so gut wie ein Senator beym Congreß, seine Frau wie die reiche Kaufmannsfrau in New-York. Seine Wohnung ist wohlverwahrt, warm und reinlich, sein Tisch fast eben so reichlich besetzt als der seiner reichsten Mitbürger. Manches rechnet er unter die nothwendigsten Bedürfnisse, was bey uns dem Luxus angehört, z. B. Eis im Sommer.“ Zugleich hält er mehr auf seine persönliche Würde, als das gemeine Volk in Europa. Er ist voll Selbstgefühl und Empfindlichkeit; so daß er sogar den Namen Meister vermeidet, und dafür „Beschäftiger“ sagt; zugleich hat er aber auch weit mehr Ehrlichkeit und Pünctlichkeit als der europäische Arbeiter. Die Sklavenlaster der Lüge und des Diebstahls, in Europa so häufig unter den Fabrikarbeitern, kommen selten vor. „Der Charakter des nordamerikanischen Arbeiters, als solchen, ist sehr ehrenwerth und erregt den Neid des Europäers, der weiß wie es bey ihm

zu Hause steht.“ Der Arbeiter auf dem Lande und der kleine Grundbesitzer haben dieselben Vorzüge, ohne jedoch eben so mißtrauisch und eifersüchtig gegen die Reichen zu seyn, wie der städtische Arbeiter und der Handwerker. Mag sich auch im Einzelnen selbst unter dem gemeinen Volke in Europa mehr Talent, Geschmack, Sinnigkeit, Muth und Fröhlichkeit zeigen als in Nordamerika, so kann dieß doch im Ganzen nicht entscheiden.

„Vielmehr muß man den Zustand des gemeinen Mannes in jedem Lande darnach vergleichen, ob er seine Pflichten gegen Gott, das Vaterland, die Seinigen und gegen sich selbst kennt und ausübt, ob er eifrig und gewissenhaft arbeitet, ob er ein braver Bürger, ein aufmerksamer Gatte und guter Vater ist, der für Wohlseyn und Sittlichkeit der Seinigen sorgt: dieß sind die wesentlichen Puncte, worauf es bey aller Civilisation ankommt.“

In allen diesen Beziehungen aber steht selbst in England und noch mehr in Frankreich, Spanien und Italien die Masse des Volks weit hinter dem gemeinen Volke in Nordamerika zurück (II. p. 414.). Was dagegen in Nordamerika sich über die untern Klassen erhebt, steht tiefer als die höheren Klassen in Europa. Dort haben die Reichen das Ansehen von Besiegten; sie sind gezwungen, ununterbrochen mit und unter dem gemeinen Volke zu leben und stehen dadurch an Bildung unter denselben Klassen in Europa.

Die sittliche Haltung des nordamerikanischen Arbeiters zeigt sich aufs Vortheilhafteste gerade unter Umständen, wo in Europa meist die größte Sittenlosigkeit herrscht, in den Fabrikorten. Der bedeutendste Platz für die Baumwollmanufaktur ist Lowell, 10 Stunden von Boston. Hier arbeiten etwa 5000 Mädchen von 17 — 24 Jahren, meist aus der Umgegend bis auf 40 Stunden im Umkreis. Bey einem Lohne von wöchentlich 10 — 12 fl., können sie 3 — 4 fl. ersparen und so nach 4 Jahren 600 — 800 fl. besitzen, womit sie gewöhnlich die Fabrik verlassen, um zu heirathen. In Frankreich, gesteht der Verfasser, und wir dürfen hinzusetzen, auch in Deutschland, würde man die Lage dieser Personen für eine sehr bedenkliche halten. In Nordamerika findet sie Niemand gefährlich und es kommt unter dieser großen Zahl nur höchst selten ein Fall der Unsittlichkeit vor.

„Sie stehen dort unter der Obhut des öffentlichen Glaubens, was eine sehr große Zurückhaltung in den Sitten und eine ungemeine Strenge der öffentlichen Meinung voraussetzt. Zwar verbreitet dieß auch über die Gesellschaft den Anstrich der Traurigkeit und Langweile: bedenkt man aber die Gefahren, denen bey dem entgegengesetzten System die Tochter des Armen bloßgestellt ist und zählt man die Menge, welche unter demselben zu Grunde geht, so ist es schwer, wenigstens wenn man mit dem Volke fühlt, zu widersprechen, daß die Angloamerikanische Sprödigkeit so viel Werth hat, als die Leichtigkeit der toleranten französischen Sitten, was diese auch Angenehmes haben mögen.“

Die Compagnieen, von welchen die Baumwoll-Manufakturen unternommen sind, haben für die Arbeiterinnen eigene Pensionshäuser bauen lassen, die sie sehr wohlfeil an Matronen vermiethen, bey denen dann gegen bestimmte Taxe die Mädchen Wohnung und Nahrung haben. Die Frauen sind für das Betragen der Kostgängerinnen verantwortlich. Diese müssen den Sonntag streng halten; um 10 Uhr Abends wird täglich die Pension geschlossen und Unordnung oder Unsittlichkeit im Betragen mit Entlassung aus der Fabrik gestraft (XIII. Brief.)

Es ist noch lange nicht zu fürchten, daß der Lohn im Ganzen sinken werde, da die westlichen Theile Nordamerika's neuen Niederlassungen auf ein paar Menschenalter hinaus ganz denselben freyen Spielraum darbieten wie bisher. Wer irgend in den östlichen Staaten sich im Erwerb beschränkt sieht, zieht nach Westen und baut ein Stück Land an, dessen Werth er auch als Taglöhner in einigen Jahren zu ersparen vermochte. Dagegen steht allerdings der Lohn gemeiner Arbeit in den Seestädten und in deren Umgegend sehr niedrig, weil eine große Zahl der Einwanderer aus Mangel an Mitteln zur Fortsetzung der Reise gleich hier Beschäftigung suchen muß. Sie sind oft froh, um die Kost Arbeit zu finden, während man in Illinois einem Taglöhner im Landbau neben der Kost monatlich 10 — 12 Dollar (25 — 30 fl.) giebt; schon im Staat Ohio ist dieser Geldlohn nur 6 — 7 Dollar Uebrigens muß man nicht glauben, als ob der Landbau in Nordamerika rasch zum Reichthum führe; er wirft dort, wie so ziemlich überall, weniger Kapitalgewinn ab, als Gewerbe und Handel. Dazu kommt, daß in den bewohnteren östlichen und mittleren Thei-

len der Union Bodenfrüchte und Vieh weit wohlfeiler sind, als in den eben erst unter den Pflug kommenden westlicheren. Ursache scheint zu seyn der geringe Ueberschuß, den neue Ansiedler über den eigenen Bedarf bauen, und die starke Nachfrage der zahlreichen neuen Ankömmlinge nach Lebensmitteln und Vieh bis zum eigenen Ertrag ihrer Wirthschaft. So ist es z. B. in Cincinnati weit wohlfeiler als in Chicago. Dagegen ist der Preis des Bodens in den älteren östlicheren Staaten höher als in den neuen westlichen. Denn schon in Ohio gilt guter beurbarter Boden 35 — 40 Dollar der Acre (der bayerische Morgen etwa 80 fl.); in Illinois doch auch schon 20 Dollar, oder 50 fl. Dabey sind dann entweder gar keine Gebäude oder nur Blockhäuser, die bloß in der ersten Noth genügen. Auf Congreßland vor der Vermessung und dem Ausgebot zum Verkauf sich niederzulassen, um dieß zu kultiviren, und darauf ein Vorkaufsrecht zu erwerben, kann ein Europäer nicht wohl wagen. Dieß ist ein ganz eigener Erwerbszweig der Eingebornen geworden, die besser mit dem Ungemach und den Entbehrungen zu kämpfen wissen, denen man hiebey ausgesetzt ist, als der Fremde. Sie rechnen dabey nicht sowohl auf den Ertrag der Landwirthschaft, als auf das Steigen des Bodenwerthes mit der Zunahme der Bevölkerung. Tritt dieß ein, so verkaufen sie den theilweise umgebrochenen Boden an Ansiedler, die sich auf längere Zeit niederlassen wollen, um ein neues ähnliches Unternehmen zu beginnen. Eben dieselbe Hoffnung, am Werth des Bodens zu gewinnen, ist es überhaupt, was den ungeheuern Drang der östlichen Bevölkerung nach dem Westen veranlaßt. Nicht bloß der erste Anbauer, sondern auch die Käufer des beurbarten Bodens denken weniger auf eine dauernde Niederlassung, als auf den Gewinn beym Wiederverkauf des Bodens, obwohl allerdings eine Theuerung der Landbauproducte den Landbau an sich für den, der selbst Hand anlegt, im Westen einträglicher macht als im Osten. Wer freylich bloß mit gedungenen Händen arbeitet, verliert im höheren Lohne, was die werthvollere Aernte mehr abwirft.

Man ist bald darauf gekommen, daß es nicht nothwendig ist, selbst an Ort und Stelle zu seyn, um an dem Steigen des Bodenwerthes zu gewinnen und hat die erkauften Ackerloose, vornehmlich aber die Hausplätze in projectirten Städten der westlichen neuen Staaten, in der ganzen Union wie andere Aktien ausgeboten. Dieß hat denn vornehmlich zu den ausschweifenden Spekulationen geführt, unter deren Folgen in diesem Augenblicke Nordamerika leidet. Ein Hausplatz in einer Stadt von 4 — 5 Häusern am Kanal von Chicago an den Illinois war dieses Jahr zu 6000 Dollar verkauft worden. *)

(Fortsetzung folgt.)

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Schluß.)

Was nun die Reise selbst betrifft, wollen wir uns mit einfacher Angabe ihrer Richtung, so wie mit Nennung der vorzüglichsten Puncte begnügen, die der Verf. auf seiner Wanderschaft berührte. Von Bartenstein kam er nach Venedig und Triest, ein Fahrzeug brachte ihn nach Patras. Dann ging es zu Lande über Vostitza nach Korinth und Nauplia, wo er an Griechenland die „trauernde Penelope," an der Regentschaft aber das Corps der „Freyer" erkannte. Argos, Lerna und Mycenä wurden nicht vergessen; Athen, Syra, Smyrna nach einander besucht und von letztgenannter Stadt zu Lande über Magnesia nach Brusa gezogen, und zu Mondania die Barke nach Constantinopel bestiegen, nach kurzem Aufenthalte aber durch die Dardanellenstrasse wieder nach Syra und Nauplia zurückge-

*) Referent hat hierbey einige mündliche Mittheilungen eines im Anfang des Monats December von einer Reise durch Nordamerika zurückgekommenen jungen Mannes aus Südbayern benützt, der mit der gründlichsten Bildung gesunde Beobachtungsgabe verbindet.

kehrt, um auf einem Segelschiffe die Fahrt über Candia nach Alexandria in Aegypten anzutreten. Der linke Nilarm führte Hrn. Röser nach Kahira und Zubehör, der rechte nach Damiate hinab, und ein griechisches Fahrzeug endlich an die Küste des heiligen Landes bey Jaffa. Auf dem Wege nach Jerusalem wird Abu-Gosch natürlich nicht vergessen, und in der heiligen Stadt selbst gläubig und fromm herumgepilgert. Von Bairut, wohin den Doktor ein arabischer Rheder gebracht, wurde die Heimkehr über Cypern, Rhodus und die Sporaden angetreten, am Berge Athos aber das Fahrzeug verlassen und wieder zu Lande durch Macedonien und Thessalonien die Grenze des freyen Griechenlands erreicht, Athen mit doppeltem Vergnügen wiedergesehen und endlich zu Patras das letztemal das Segel aufgespannt, um sich im Triestiner Lazarete zum Wiedereintritt ins glückliche Abendland vorzubereiten.

Gegangen ist der Hr. Verf. auf diesen Kreuz- und Querzügen durchaus nur ausgetretene Pfade, ausgenommen die Strecke von Smyrna nach Brusa, besonders aber den Landweg vom Berge Athos über Saloniki, Olympus, Tempethal und Pharsala nach Zituni, der selten gemacht wird und niemals ohne Gefahr gemacht werden kann. Diese letztere Parthie, ob sie gleich in großer Eile zurückgelegt werden mußte, halten wir für die merkwürdigste und lehrreichste im ganzen Buche, an dem wir gar nichts tadeln wollen als die gar zu schlechte Orthographie. An fremden Wörtern sind die Irrthümer unzählig und, wie im Werke Lamartine's, unter hundert nicht zehn recht geschrieben. Aber auch im Deutschen kommen Nachlässigkeiten vor, die man in einem an das große Publikum gerichteten Werke nicht finden sollte. Hr. Röser hat seinen fränkischen Dialekt noch nicht ganz abgestreift und verwechselt gerne b mit p, und umgekehrt, indem er, Beyspiels halber, gerne Sibylus und Niope für Sipylus und Niobe schreibt. Auch im Style selbst begegnet uns gar zu oft statt Kern und Nerv bloß inanis verborum sonitus, wie es Platon und Marcus Tullius den falschen Redekünstlern ihrer Zeit zum Vorwurfe machen.

Warum nennt uns denn Hr. Röser die Citadelle von Jerusalem Thurm von Pisant, da sie doch in abendländischer Redeweise der Pisaner-Thurm, torre de' Pisani heißt? Auch eine Grafschaft Caroaclani dürfte man in Anatolien eben so wenig finden, als ein Bad Beckersele (statt Boi güsel, d. i. schöner Wuchs) in einer Stadt Burscha, oder ein Pulaquo (für Bulak) in Aegypten, oder ein El-Halib (Chalil) in Palästina. Auch hat man kaum nöthig, das türkische Alphabet zu kennen, um zu wissen, daß Bujuktere fehlerhaft, Bujukdere aber die rechte Schreibart sey. Dagegen wird es nicht zu viel gefodert seyn, wenn man nicht Chilokastro, sondern Xylokastro lesen will. Wir wissen recht gut, daß dieses nur Kleinigkeiten sind, deren Quelle man nicht allzeit im Mangel an Gelehrsamkeit suchen darf; allein solche Irrthümer, wenn sie sich beständig und in gar zu großer Anzahl vorfinden, entstellen doch das Buch, und beschuldigen den Verfasser der Nachlässigkeit und Geringschätzung gegen das Publikum, welches an einem Schriftsteller und Gelehrten in solchen Dingen höhere Vollkommenheit verlangt als von einem wandernden Handwerksgesellen. Wären Reisen in den Orient heute selten und gefahrvoll wie vor Zeiten, so würde es niemand einfallen, in einem solchen Werke Styl und Orthographie zu tadeln. Da uns aber jedes Jahr eine Flut solcher Wanderschriften bringt, wird man endlich wählerisch und, wie manchem scheinen mag, in der Beurtheilung hart und kleinlich. Wir aber gehen von dem Grundsatze aus, wer nichts oder nur wenig Neues bringt, muß vor uns wenigstens der Form nach correct und elegant erscheinen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Fortsetzung.)

Unter allen Beschäftigungen ist vielleicht keine schlechter vergolten, als die der öffentlichen Dienste. Zwar wird kein Dienst ohne Lohn verlangt, ja selbst die Comitemitglieder von gemeinnützlichen Unternehmungen, z. B. von Eisenbahnen, erhalten Taggelder; allein da Jeder sich für gleich tauglich mit jedem Andern zu jedem öffentlichen Amte hält, so ist auch der wichtigste Dienst vergessen, sobald der Beamte wieder ins Privatleben zurücktritt. Ueberhaupt hat man für einen Privatdiener mehr Achtung als für einen Beamten. „Diesem läßt man unter hundert Formen merken, daß er nichts ist als Staub.“ Da alle Gehalte nur auf Dienstdauer laufen, so hat dieß zur Folge, daß bedeutende Männer, die während langwieriger Arbeiten für den Staat nicht im Stande gewesen, Vermögen zu erwerben, oft in die hülfloseste Lage kommen. So fand M. Chevalier den General Harrison als Greffier beym Gerichtshof in Cincinnati, nachdem er 1811 die Indianer, 1813 diese und die Engländer geschlagen hatte, und später Gouverneur von Indiana, Senator und Gesandter der Union gewesen war; so mußte Gallatin durch die Vorstandschaft einer Bank in New-York Unterhalt suchen; so Jefferson in Virginien die Erlaubniß suchen, seine Güter verloosen zu dürfen; so Monroe den Kongreß geradezu um Unterstützung bitten, nachdem er sein Vermögen im Dienste des Staates aufgeopfert hat.

„Dieses Verfahren, sagt der Verf., der Nordamerikaner gegen ihre öffentlichen Diener ist eine mathematische Folge aus dem Princip der Volks-Souveränität. Doch scheint es mir weder vernünftig noch gerecht. Wenn es ein Verbrechen ist, mit den Bedürfnissen des Volks zu spielen, so ist es ein eben so großes, Männer von Geist und Talent mit Füssen zu treten. Und wenn diejenigen, welche Vaterlandsliebe und Talent zu den Aemtern berechtigen, durch Undank und Verachtung davon zurückgeschreckt werden, welchen Händen will man die Sorge für's öffentliche Wohl vertrauen? Ein Volk, das, unwillig gegen jede Art Superiorität, die Dienste bedeutender Männer nur mit Unmuth lohnt und sie bey jedem Wechsel der Laune wie einen schlechten Stoff vor die Thüre wirft, verfährt eben so despotisch, wie die asiatischen Fürsten, die alle Staats-Einwohner zu derselben Sklaverey herabdrücken.“

Die Angestellten sind, mit Ausnahme der Richter, alle ohne Formalitäten entlaßbar. Indeß haben die älteren Präsidenten von ihrem Vorrechte wenig Gebrauch gemacht. Gegenwärtig ist dieß aber zu einem furchtbaren Werkzeug der Tyranney geworden, und seit Jackson werden die öffentlichen Aemter geradezu als Beute der siegenden Parthey betrachtet. Jackson hatte die Post und die Mauth durchaus mit seinen Kreatüren besetzt und diese Methode wurde sofort in den einzelnen Staaten, Grafschaften und Gemeinden nachgeahmt. Sobald eine andere Parthey siegt, ändert der Staat seine Verwaltung vom Präsidenten bis zum Nachtwächter. Dadurch sind nun die öffentlichen Diener genöthigt, sich den Partheyen in die Hände zu werfen und in den Wahlkämpfen aufzutreten, was die älteren Präsidenten verboten hatten. Um sich einen Begriff zu machen von dem Umfang des Stellenwechsels allein beym Central-Gouvernement, ist zu bedenken, daß von der Ernennung des Präsidenten abhängig sind:

Administrations- und Finanzbeamte . .	12144
Im Militär und in den Verhältnissen der Indianer	9643
In der Marine	6499
Posten	31917
Im Ganzen . . .	60203

Ueber die Steuern in den vereinigten Staaten hat die Schrift zwar nichts Vollständiges, aber doch viele interessante Bemerkungen, aus denen wir die wichtigeren hier ausheben. Im Allgemeinen herrscht Widerwille gegen eigentliche Staatsauflagen. Nach dem Grundsatz des Self-Government wollen Einzelne und Gemeinden für sich selbst sorgen und lieber auf manche gemeinnützliche Einrichtung verzichten, als eine Steuer an den Staat dafür errichten. Eben daher haben die einzelnen Staaten der Union wenig allgemeinen Staats-Bedarf; bey einigen reducirt er sich auf den Gehalt des Gouverneurs, seines Bureau und die Kosten der Gesetzgebung. Seit einigen Jahren haben aber öffentliche Arbeiten auf Staatskosten oder unter Beyhülfe von Subscriptionen der Städte einzelne Staaten und Gemeinden in große Ausgaben gestürzt. Man hat sie durch Anlehen gedeckt, welche aus öffentlichen Einkünften und aus dem Ertrag der Unternehmungen selbst verzinset und getilgt werden sollen. Dadurch ist hier und da die Steuerlast gewachsen. Es giebt viererley Auflagen: 1) Unionssteuern, fast ganz in Zöllen bestehend, mit dem Ertrag der Post zusammen etwa 3 fl. 30 kr. per Kopf; 2) Steuern der einzelnen Staaten, meist unbedeutend; 3) Grafschaftssteuern ebenso; 4) Lokalsteuern, auf dem Lande sehr mäßig, selten über 7 fl. per Kopf, und 2 — 3 Tage Arbeit zur Straßen-Reparatur; in Städten oft sehr hoch. Die Steuern der einzelnen Staaten werden hier und da erhoben nach dem unbeweglichen oder zugleich nach dem beweglichen Vermögen ($\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{8}$ pr. Ct. des Vermögens), in andern sind sie Kopfsteuern von allen männlichen Bürgern über 21 Jahre (poll-tax); in großen Handelsstädten erheben die Staaten meist eine Abgabe von Versteigerungen (1 — 2 pr. Ct.). — Diese Steuer trug 1835 in New-York von 34,311,609 Doll. 1,460,000 Doll. = 3,650,000 fl.; auch Patentsteuern von gewissen Gewerben: so von Auctionatoren, Gastwirthen, Liqueur-Fabrikanten, Hausierer; einige besteuern die Banken: so Pennsylvanien mit 8 pro Ct. der Dividende. Dieser Staat erhebt auch 2 $\frac{1}{2}$ pro Ct. von Collateral-Erbschaften und eine Steuer von Amtsgehalten und manchen andern Arten von Erwerb durch geistige Beschäftigung (selbst die Seelsorge inbegriffen), endlich eine Steuer von Hagestolzen über 21 Jahre alt, die ohne Geschäft leben; eben so muß jede Bank für die Bewilligung eines Charters auf 20 Jahre 5 pr. Ct. ihres Kapitals erlegen. Ehedem hatten manche Staaten Lotterien, oder verliehen das Recht dazu gegen Vergeltung oder bewilligten sie zur Ermunterung von Unternehmungen. Jetzt hat man meist darauf verzichtet. — Die Mehrzahl der Votanten in den gesetzgebenden Körpern besteht aus Grundbesitzern, in deren Interesse es liegt, die Grundsteuer zu vermeiden und die Städte zu belasten. So geschieht es z. B. in der Versteigerungssteuer. So betrug 1835 in Louisiana von 114,047 Doll. Steuer die Grundsteuer nur 31918 Doll., den Rest zahlt New-Orleans allein in Auflagen auf Kaufleute, Mäkler, Versteigerer, Apotheker, Gastwirthe nd vom Werth der Sklaven. In New-York betragen die Staatstaxen 1 Frank per Kopf, wovon $\frac{1}{3}$ vom Salz, $\frac{2}{3}$ von Versteigerungen erhoben wird. Dazu kommen etwa 3 $\frac{3}{4}$ Mill. Gulden Kanalzölle. In Maryland rechnet man etwa 33 kr. auf den Kopf, die aus Licenzen zu Lotterien, Versteigerungen u. dgl. fließen.

Die Grafschaftssteuern sind immer direkte Vermögenssteuern. In New-York (mit Ausnahme der Stadt) machen sie etwa 1 fl. per Kopf, in Pennsylvanien mehr. Die Lokalsteuern sind meist direkte. Manche große Städte erheben aber auch Marktaccise und Gebühren für Licenzen. In New-York betragen übrigens die Lokalsteuern 1 Million Dollar, also auf 270,000 Einwohner 20 Francs. In Boston 27 Francs, in Philadelphia inclus. der Armentaxe 20 Francs, mit der Grafschaftssteuer 30 Francs. Auf dem Lande sind die Lokalsteuern direkte und betragen in New-York (mit Ausnahme der Schulsteuer) 1 Frcs. 65 Ct. Durch Vermeidung indirekter Steuern fallen die Lokalauflagen mehr auf die Wohlhabenderen.

Mit Ausnahme der Stadt New-York zahlen die Bewohner des Staats New-York: Bundessteuer 7 Frcs. 50 Cts., Staatssteuer 1 Frcs., Canalzölle 3 Frcs. 64, Grafschaftssteuer 2 Fr. 5 Ct. Localsteuer 1 Fr. 65, Schulsteuer — Fr. 50 Ct. im Ganzen 16 Fr. 34 Ct. (etwa 8 fl.) Dazu kommt dann überall die Ausgabe auf den Cultus. In Boston, wo die Kirchenstühle Privateigenthum sind, kostet einer für 4 — 6 Personen 500 — 1500 fl. Ausserdem zahlt man noch jährlich, 75 — 100 fl. zum Kirchenbedarf und einen Beytrag für den Geistlichen, der die Armen besucht. In New-York besitzt die Kirche selbst die Stühle und einer kostet jährlich 150 — 250 fl.; auf dem Lande 50 — 75 fl. Dieß gilt von jeder Confession (I. 451). Der Verfasser vergleicht die Finanzen der vereinigten Staaten mit dem französischen Staatshaushalt; da er aber eben diese Kirchenausgaben, dann die Weggelder nicht in Ansatz bringt, so ist sein Resultat unbrauchbar. Indeß macht er hiebey die Bemerkung, daß das französische Budget leichter ertragen würde, wenn man es um hundert Millionen Frcs. zu productiven Unternehmungen erhöhte, die droits d'enrégistrement und de mutation änderte und die Aufsicht über die öffentlichen Beamten, wie es in Nordamerika geschieht, vornehmlich zum Vortheil der Pflichtigen ausübte, und z. B. nicht so abscheuliche Proceduren gestattete, wie das Durchsuchen der Frauen in den Zollhäusern. „Wenn man genau untersuchte, wie klein die Zahl der Personen ist, zu deren Gunsten der Staat solche unwürdige und unsittliche Maßregeln handhabt, so würden sie bald abgestellt werden."

Am ausführlichsten verbreitet sich die Schrift über die Eisenbahnen und Canäle (Lett. XXI. u. XXII., dann Note 1 — 17 des II. Bandes) und es ist auch bewunderungswürdig, was hierin geleistet worden. Die Betrachtung beginnt mit der treffenden Bemerkung, daß eine Verbesserung der Communications-Mittel nicht bloß den Wohlstand eines Volkes fördere, sondern auch zur Ausgleichung der Stände und zur Herstellung wahrer menschlicher Freyheit beytrage; daß sie allen Mitgliedern der Menschenfamilie die Fähigkeit mittheile, die Welt zu durchlaufen und zu benützen, die ihnen zum Erbtheil gegeben ist. „Bessere Frachtmittel bringen nicht bloß entfernte Orte, sondern auch die verschiedenen Klassen der Gesellschaft einander näher." „In Ländern, wo der Reiche oder Mächtige unter prachtvollem Geleite reist, während der Arme sich im Koth und Sand fortschleppt, mögen sie Monarchie oder Republik heißen, ist die Ungleichheit der Stände augenfällig." „In England dagegen, wo trotz den Privilegien und dem Reichthume der Lords der Handwerker und Ackersmann auf dem Bureau der Eisenbahn für wenig Schillinge einen Schein erhalten können, der ihn berechtigt, in demselben Wagen mit dem Baronet oder Herzog zu fahren, empfindet der gemeine Mann seine Menschenwürde und begreift, daß zwischen ihm und den höhern Ständen kein unübersteiglicher Abgrund liegt." (II. 4).

Wenn irgendwo, so hat die Einführung besserer Frachtmittel in dem westlichen Nordamerika bedeutende Folgen gehabt. Durch Fulton's Arbeiten ist das große Mississipi-Thal mit einer Geschwindigkeit in die Reihe der bevölkerten und civilisirten Länder getreten, wovon man früher kein Beyspiel hat. Bis 1811, wo das erste Dampfboot den Mississipi herabging, brauchte ein gewöhnliches Schiff von 100 Tonnen von Cincinnati nach New-Orleans 100 Tage und 10 — 12 solche Schiffe fuhren jährlich hinab. Jetzt gehen über 240 Dampfschiffe in 9 — 10 Tagen hinunter, in 10 — 12 Tagen herauf, die 64,000 Tonnen führen. Damals kostete die Tonne 700 — 1100 Frcs.; jetzt 60 Frcs. ausserdem gehen aber noch 160,000 — 180,000 Tonnen in platten Fahrzeugen den Strom hinab, deren Fracht jetzt ungemein wenig kostet, weil die Dampfboote die Führer derselben wieder mit zurücknehmen. Nordamerika besaß 1834? 336 Dampfboote, Frankreich 119; England 480.

Der Verf. klagt über die ungeheure Nachlässigkeit, mit der auf den Dampfbooten mit dem Feuer umgegangen wird. Man duldet aber in den westlichen Staaten keine polizeyliche Einmischung der Centralgewalt, selbst wenn sie offenbare Verbesserung beabsichtigt (no improvement!), und die particulare Staatsgewalt ist zu schwach. Die Hauptsache für die auf Erwerb erpichte Masse ist rascher und wohlfeiler Transport, nicht Schutz des Lebens.

Aus dem Ueberblick der Nordamerikanischen Kanäle und Eisenbahnen heben wir die Hauptpuncte heraus.

I.

Verbindung des Missisipi-Thals mit dem Osten.

Bis 1817 hatte Nordamerika keinen Kanal und keine Eisenbahn. Damals erst wurde der Erie-Canal, der New-York mit dem Erie-See verbindet, begonnen und 1825 vollendet; er ist 146 franz. Lieues lang und hat 45 Mill. Franken gekostet. Man hat jetzt begonnen, ihm die doppelte Breite zu geben, da er der ausserordentlich starken Fracht nicht mehr genügt (1835 giengen 500,000 Tonnen auf demselben). Im Ganzen hat der Staat New-York 247 Lieues Canäle, wovon die Meile 263,000 Frcs. kostete (1836). —

Die zweyte große Linie von abwechselnden Canälen und Eisenbahnen, je nach Beschaffenheit des Terrains, verbindet Philadelphia mit Pittsburg; sie wurde 1826 angefangen und 1834 vollendet. Im Ganzen besitzt Pennsylvanien 47 Lieues Eisenbahn und 142 Lieues Kanäle. Die französische Meile Kanal hat 392000 Fr., die Eisenbahn 587000 Frcs. gekostet. — Von Baltimore geht eine Eisenbahn von 34 Lieues zum Kanal von der Chesapeake-Bay an den Ohio (Pittsburg), welch letzterer bis zu diesem Zusammentreffen fertig ist. — Virginien wird eine Kanal- und Eisenbahnverbindung zwischen Richmond und Charleston am Kanawha herstellen; Süd-Carolina denkt auf eine ungeheure Eisenbahn von Charlestown nach Cincinnati; doch ist davon noch nichts ausgeführt. — Auch in Canada wird zur Verbindung des Osten und Westen durch die Anlegung von Kanälen längs der Stromschnellen des Flusses Richelieu und des Lorenzstroms mitgewirkt.

II.

Verbindung der Thäler des Missisipi und des St. Lorenzstromes.

Diese war durchaus vom Terrain erleichtert, das sich nirgend über 150 Metres erhebt und insbesondere im Westen große Ebenen bildet, die nur wenige Metres über den Seen liegen und zur Speisung der Kanäle viele Sümpfe besitzen. Vor allem ist hier zu nennen der auf Kosten des Staats Ohio erbaute Kanal von Cleveland am Erie-See nach Portsmouth am Ohio, 122 Lieues lang, die Lieue zu 186000 Fr. — Ein zweyter Kanal verbindet Cincinnati mit dem Maumee, der in den Eriesee fließt; 20½ Lieues (zu 197000 Fr.) sind bereits vollendet; der Rest hat 50¼ Lieues und wird 219000 Fr. pr. Lieue kosten. — In Verbindung mit dem Staat Indiana (und unterstützt durch den Congreß mit einer Schenkung an Land) führt Ohio noch eine dritte Canalverbindung des Maumee und Wabash aus, der in den Ohio fließt. — Eine Verbindung der Seen mit dem Missisipi, und zwar eine der wichtigsten, ist der 1836 begonnene Kanal von Chicago am Michigan-See an den Illinois auf Kosten des Staats Illinois (einige zwanzig Lieues lang). — Einen fünften Kanal vom Eriesee nach Pittsburg hat Pennsylvanien begonnen. —

Zur rascheren Verbindung des Ohio-Kanals mit dem Osten wird ein Kanal von Bolivar nach dem Beaverfluß gegraben. Dadurch ist Bolivar statt 340 nur mehr 250 Lieues von New-York entfernt. Der bisherige Weg gieng vom Ohio-Kanal in den Eriesee, den Erie-Kanal und den Hudson; der neue geht über Philadelphia auf dem Kanal von Pennsylvanien.

Aehnliche Queer-Verbindungen sind im Staat Ohio und noch mehr in Indiana im Werk. Dieser Staat allein hat im Jahr 1836 für Kanäle, Landstrassen und Eisenbahnen 10 Mill. Dollar (25 Mill. Gulden) zu verwenden beschlossen. Hieran schließen sich die Unternehmungen, die zur bessern Schiffbarmachung des Ohio, Missisipi und Lorenzstroms gemacht wurden. Vor allem die Räumung des Missisipi-Bettes von dem Treibholz; die Erhöhung des Fahrwassers im Ohio; die Umgehung der Ohio-Fälle bey Louisville durch den 3200 Metres langen Kanal von Louisville nach Portland, der selbst für Dampfschiffe fahrbar ist und 4 Mill. Frcs. gekostet hat. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet. L. L. D. F. R. S. Foreign Associate of the Institute of France, by his Brother John Davy, M. D. F. R. S. in two Volumes. London 1836. Vol. I. XII. u. 507. Vol. II. 419. 8.

Man könnte es für überflüssig halten, noch etwas zu Gunsten von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer zu sagen, wenn nicht die tägliche Erfahrung dafür spräche, daß der wahre Werth derselben nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Menschen erkannt wird. Betrifft es noch irgend einen politisch bedeutenden Mann oder einen Schriftsteller allgemeiner Natur und ersten Rangs, einen Dichter oder Historiker, so finden solche Biographien allenfalls eine beschränkte Anzahl Leser und Käufer. Nicht so ist es bey Männern, die in einem besondern Zweige der Wissenschaft sich ausgezeichnet und hier eine neue Bahn gebrochen haben; um deren Lebensgeschichte bekümmern sich oft Fachgenossen nicht viel und das große Publikum zieht an solchen biographischen Werken theilnahmlos vorüber.

Man entgegne nicht, daß die zahlreichen Briefwechsel bedeutender oder unbedeutender Männer nie mehr Anerkennung gefunden haben, als gegenwärtig. Denn hier liegt nicht ein psychologisches oder historisches Interesse, wie es seyn sollte, zu Grunde. Es ist vielmehr die Neugierde, angelockt durch das Pikante der Situation, zu erfahren, was Bekannte und Zeitgenossen über einander denken und sagen; der Reiz, etwas aus dem Privatleben zu erfahren, was man anders nicht erfahren könnte oder sollte. Man darf sich nicht verhehlen, daß die häufige Herausgabe von Briefwechseln in neuerer Zeit (deren Werth ich einerseits nicht verkenne) den Grund in jener modernen Indiskretion der Schriftsteller und Leser hat, mit der man Gespräche unter vier Augen und das vertraute Wort eines Briefes mittheilt und in Gesellschaft vorliest; eine Handlung, welche die zarte Scheu und die Achtung der Personen in früheren Zeiten erst dem nachgebornen Geschlecht zu begehen erlaubte.

Wie geringe das Interesse für eine ernstere biographische Litteratur bey uns ist, könnte man mit vielen Beyspielen belegen. Wie wenig ist die Biographie des Philologen Wolf in unsern Literaturzeitungen besprochen worden? Von den beyden Lebensbeschreibungen Cuvier's, von Duvernoy und der Miß Lee, hat kein kritisches Blatt Notiz genommen, und es scheint, daß auch das vorliegende, reichhaltige Werk die Aufmerksamkeit, die es verdient, noch nicht auf sich gezogen habe.

Ref. glaubt eine Verpflichtung zu lösen, wenn er von Davy's Biographie eine etwas ausführlichere Mittheilung in diesen Blättern giebt und von dem Lebensgange eines Mannes berichtet, der unter den Naturforschern dieses Jahrhunderts eine der ersten Stellen einnimmt und dessen reiche Bildung, so wie der große Einfluß, den seine Entdeckungen auf die ganze civilisirte Welt haben, auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung Humphry Davy's ist sein Bruder John Davy. Beyde knüpfte die zärtlichste Liebe an einander; Humphry war der ältere, der seines Bruders erste Erziehung leitete und ihn in London längere Zeit bey sich hatte. Ihr Beruf trennte sie; John wurde Arzt und nahm Dienste in der königlichen Flotte, wo er noch jetzt eine der obersten Stellen begleitet.

Die ganze Darstellung in der Biographie hat einen sehr zarten und einfachen Charakter und ist dabey so objectiv gehalten, als dieß ein Bruder nur immer vermag. Mit Vergnügen folgt man dem klaren, anschaulichen Gang der Erzählung, der die besseren englischen Werke so auszeichnet.*)

Die Lebensbeschreibung beginnt mit einer Schilderung der Familie Davy, ihrer Aeltern und Vorfahren.

Die Vorältern väterlicher Seite wohnten und hatten Besitzungen in dem Kirchspiel von Ludgvan in Mount's Bay, in Kornwallis. Ohngefähr bis 200 Jahre reichen die Nachrichten zurück, die sich in den alten Kirchenbüchern finden. Während dieser ganzen Periode gehörte die Familie zur Mittelklasse. Der Urgroßvater, Robert Davy, war Haushofmeister oder Verwalter beym Herzog von Bolton; in einem Brief desselben von 1737 ist die Rede von einer Pachtung, „welche die Familie, die sich zu den ältesten und weitverzweigtesten Pächtern der Gegend rechne", schon einige hundert Jahre inne habe. Der frühere Ursprung der Familie war unbekannt; es war eine Tradition unter den Gliedern derselben, daß sie von den Normännern abstammten und mit Wilhelm dem Eroberer gekommen seyen. Diese Tradition erwähnt Davy selbst in seinen Consolations in Travel. Auch mütterlicher Seite hatte Davy eine gleich achtbare Abstammung; seine Mutter war eine Millet. Ein William Millet war 1556 Sheriff in Kornwall unter Elisabeth's Regierung. Humphry Davy's Vater hieß Robert Davy und war der älteste Sohn von Edmund und

Grace Davy; diese war eine geborne Adams und hatte eine Aussteuer von 1500 Pfund, was vor hundert Jahren in diesem entlegenen Theile von England ein schönes Vermögen war; Edmund Davy war ein achtbarer Baumeister. Davy's Vater war im Hause seines Oheims, Robert Davy erzogen, welcher ein Landgut besaß, das ihm jährlich 600 bis 700 Pfund abwarf. Er hatte keine Kinder und wollte sein Vermögen dem Neffen vermachen; aber ein plötzlicher Tod brachte den größten Theil des Vermögens einer Nichte zu, welche nähere Ansprüche darauf hatte. Davy's Vater verheirathete sich bald nachher, zog nach Penzance, verwaltete ein kleines Gut, und beschäftigte sich nebenbey mit Jagd und Fischfang. Er starb frühzeitig an einer Luftröhrenkrankheit. Davy's Mutter ward Wittwe im 35ten Jahre, und von 5 Kindern, unter welchen Humphry das älteste, war dieser allein einigermassen herangewachsen; sie hatte ein Einkommen von ungefähr 150 Pfund im Jahr, aber eine Schuldenlast von ungefähr 1300 Pfd., welche durch manche verfehlte Speculationen des Vaters herbeygeführt war. Dem ohngeachtet verließ sie das Vertrauen und der gute Muth nicht; es war eine fromme, dabey kluge und verständige Frau, welche unter so sichtbarem Segen wirthschaftete, daß sie mit angestrengter Sparsamkeit und bey nachsichtigen Gläubigern, nicht nur ihre Kinder erzog, sondern auch allmählig alle ihre Schulden abtrug. Humphry war bey seines Vaters Tod 10 Jahre alt und tröstete seine bekümmerte Mutter mit den Worten: „sie solle ruhig seyn, er wolle alles für seine Geschwister thun." Das zarte, schöne Verhältniß zu Mutter, Bruder und Schwestern erhielt Davy bis an sein Ende.

Damals, vor nunmehr 40 Jahren, war der Zustand in diesem Theile von England sehr verschieden vom jetzigen. Ordentliche Landstraßen fehlten; Wagen konnten kaum fortkommen, daher man sich der Packpferde bediente; ein einziges Zeitungsblatt wurde hier gelesen; es kam nicht mit der Post, sondern ein Mann zu Pferde erschien regelmäßig und theilte die Blätter aus. In ganz Penzance, bey einer Bevölkerung von 2000 Einwohnern, war nur ein einziger Teppich und keine silberne Gabel zu finden. Geringe Bildung, Aberglaube, Schmuggel-

*) Schon fünf Jahre früher hatte M. Dr. Paris zu London eine Lebensbeschreibung Davy's herausgegeben; darauf ist in der vorliegenden mehrmals, und meist mit Tadel, Rücksicht genommen. Unter anderen Ausstellungen des Dr. Paris wird die zurückgewiesen, die er gegen Davy's Styl, als zu blumenreich, erhebt. Mit welchen Blumen Dr. Paris seinen eigenen zu schmücken weiß, kann man an dem Bilde sehen, womit er Davy's Geistesvermögen zu beschreiben meynt. „Es glich, sagt er, dem Rüssel des Elephanten, welcher die Frucht von einem Zweige sein abpflücken, aber auch den Baum selbst mit den Wurzeln aus dem Boden heben kann."

handel, Jagd, Faustkämpfe, Hahnengefechte, Trunkenheit waren die charakteristischen Züge von Penzance — einer Stadt, die jetzt 7000 Seelen, einen prachtvollen Hafen mit zahlreichen Schiffen bedeckt, eine öffentliche Bibliothek, mehrere gelehrte Gesellschaften, Gasbeleuchtung, herrliche Landstraßen nach allen Richtungen, die schönsten Equipagen u. s. w. enthält.

In dieser damals so beschränkten Umgebung wuchs Davy auf. Er war hier am 17. December 1778 geboren und ein gesunder und lebhafter Knabe. Ehe er 2 Jahre alt war, sprach er fließend und lernte bald kleine Geschichten und Gebete hersagen. Sein erster Lehrer, der ihn bloß im Lesen und Schreiben unterrichtete, erkannte schon des Knaben Talente und rieth dem Vater, ihn in die lateinische Schule zu schicken. Hier hatte er vom sechsten Jahre an einen seltsamen, ungeschickten und manchmal tyrannisch strengen Lehrer, welcher die Schüler gewöhnlich tüchtig an den Ohren schüttelte. Humphry, der häufig so behandelt wurde, kam eines Morgens mit zwey großen Pflastern auf den Ohren in die Schule; als sein Lehrer fragte, was er an seinen Ohren habe, antwortete der Knabe, „er habe schon im Voraus Pflaster für die üble Behandlung seiner Ohren aufgelegt.“

Die verkehrte Weise, nach welcher der Unterricht in der Schule betrieben wurde, mochte der Grund seyn, daß Humphry sich weniger in Fortschritten im Lernen auszeichnete, als durch sein Benehmen ausser der Schule und durch das Ansehen, in welchem er bey seinen Schulkameraden stand. Im Erzählen von Mährchen und Geschichten, in kleinen Liebes-Abentheuern und im Schreiben von Liebesbriefchen, in der Leichtigkeit lateinische und englische Verse zu machen, war er allen Gespielen voraus, die in solchen Dingen gewöhnlich auch seine Hülfe in Anspruch nahmen. Fischen war frühzeitig seine Lieblingsneigung, die er das ganze Leben hindurch behielt; das Verfertigen kleiner Feuerwerke ist als erstes Zeichen seiner Freude an Experimenten merkwürdig. Auch die schöne Umgegend von Penzance, der Mount St. Michael, die liebliche Bucht, die schönen Thäler und Hügelreihen und die felsigen Parthien an der Seeküste, in denen er sich viel herumtrieb, übten einen mächtigen Einfluß auf seine frühere Entwickelung. In schulfreyen Zeiten durchstrich er die Gegend auf einem Klepper, mit Angelruthe oder Flinte, betrachtete und sammelte, was ihm von Alterthümern oder Naturgegenständen auffiel.

Aus den Zeugnissen seiner Lehrer und älterer Bekannten aus dieser Zeit konnte man auf nichts Ungewöhnliches oder Vielversprechendes in seinem Wesen schließen. Er war im Ganzen zwar fleißig und guter Gemüthsart, zeigte aber keine außerordentlichen Fähigkeiten. Am meisten zeichnete er sich durch Uebertragung klassischer Dichter in englische Verse aus.

(Fortsetzung folgt.)

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt ist der Missisipi für Schiffarth und Handel der geeignetste Strom der Welt. Denn 450 Lieues ist er für Dampfboote von 300 Tonnen ohne Hinderniß fahrbar. Aber seine Ufer sind niedrig und seine starken Ueberschwemmungen unterhalten Sümpfe, die das Land nur an einzelnen erhöhten Stellen bewohnen lassen. Der Lorenzstrom dagegen ist für den Künstler einer der schönsten Flüsse. Er strömt durch Hügel und abgeschnittenes Land, bedeckt mit freundlichen Dörfern und sein klares Wasser tritt nie über seine Ufer, weil er aus den großen Seen kommt: dagegen ist er für die Schiffahrt von wenig Nutzen. Man hat daher schon den Niagarafall durch den Kanal Welland umgangen und auf ähnliche Weise hat Oberkanada begonnen, neben den Stromschnellen zwischen dem Ontario und Montreal einen Kanal anzulegen, der etwa 1 1/2 Million Francs per Lieue kosten wird.

III.

Verbindung der Orte längs dem Atlantischen Meere.

Diese ist erleichtert durch die Buchten, die Flußbetten, die Lagunen, welche die niedrigen In-

seln bilden, die sich vor das feste Land legen. Nur hier und da ist es nöthig, eine Halbinsel durch einen Kanal oder eine Eisenbahn zu durchschneiden, um die natürliche Verbindung zu ergänzen. Unter diese Art von Communicationsmitteln gehören nun: der Kanal von Neubraunschweig an die Delaware, von 1833 — 35 für 12 Million Francs und der Kanal von Dismal-Swamp. Beyde erlauben nun ununterbrochene Wasserfahrt von Stoningston nach Baltimore. Für Reisende geht überdieß von Boston nach Providence und von da nach Stoningston eine Eisenbahn, und von der Raritanbay bis Philadelphia eine zweyte. Sonst fuhr man von hier nach New-York in 2 — 3 Tagen, jetzt in 6 — 7 Stunden. Durch die Eisenbahn von New-Castle nach Frenchtown ist die Delawarebay mit der Chesapeakbay verbunden. Um die hierbey nöthige Wasserfarth zu vermeiden, wird indeß noch eine neue Bahn von Baltimore nach Philadelphia angelegt. Von Baltimore nach Washington geht eine Eisenbahn und von da ist nur eine kurze Fahrt auf dem Potomak abwärts und 6 Stunden Landweg zu machen, um auf die Bahn von Frederiksburg nach Richmond zu kommen, von wo aus eine Eisenbahn nach Blakely am Roanoke und von da nach Norfolk geht. Vom Roanoke bis Charleston, der eigentlichen Hauptstadt des Südens ist noch eine Lücke. Doch geht von Charleston aus bereits eine Eisenbahn nach Hamburg (und gegenüber nach Augusta) am Savannah, die vornehmlich zur Fracht der Baumwolle ans Meer dient. — Von Augusta an ist eine Bahn bis Athen entworfen und man denkt auf eine Verlängerung bis New-Orleans, was aber wegen der großen Entfernung und der wenigen Bewohntheit des Landes noch im weiten Felde steht.

IV.

Eine vierte Klasse von Communicationsmitteln verbinden die Umgegend der großen Städte mit diesen Städten. Solcher Bahnen gehen drey von Boston aus, vier von New-York, drey von Philadelphia aus. In letzterer Stadt sind sogar in einem paar Strassen Eisenbahnen gelegt, worauf aber nur Pferde gebraucht werden. Auch von Baltimore, Charleston und New-Orleans aus sind ähnliche Communicationsmittel theils im Werke, theils schon vorhanden.

Als V. Art der Eisenbahnen und Kanal-Verbindungen erwähnt endlich der Verfasser diejenigen, welche zur Fortschaffung des Anthracits dienen, der in dem gebirgigen Theile von Pennsylvanien zwischen der Susquahannah und Delaware gebrochen wird. Hiefür sind sechs Unternehmungen theils schon vollendet und im Ertrage, theils noch im Werke. Der Hauptkanal hievon ist der Schuylkill-Kanal von 43 1/2 Lieues, der jährlich 400,000 Tonnen Kohle führt und 20 — 25 pr. Ct. Rente giebt.

In eine VI. Klasse bringt er endlich mehrere zerstreut liegende und nicht zu grösseren Verbindungen gehörige Kanäle und Eisenbahnen.

In den Anmerkungen stellt dann der Verfasser die Eisenbahnen und Kanäle zusammen, die in Nord-Amerika vorhanden sind, und vergleicht damit die in Europa bestehenden Frachtmittel dieser Art. Er findet für 1835:

An Kanälen 1321 Lieues mit 425 Millionen Francs Kosten.

An Eisenbahnen 801 3/4 Lieues mit 220 Mill. Francs Kosten.

Im Ganzen 2122 3/4 Lieues mit 645 Mill. Francs Kosten.

In England	1100 Kanal,	
	315 Eisenbahnen.	
In Frankreich	998 Kanal,	
	70 Eisenbahn.	
Belgien	115 Kanal,	
	74 Eisenbahn.	
Im übrigen Europa approximativ	400 Kanal,	
	50 Eisenbahn.	
Zusammen:	2613 Kanal,	
	487 Eisenbahn.	

Rechnet man die unterdeß noch vollendeten Werke in Nordamerika dazu, so ist die Ausdehnung der Kanäle und Eisenbahnen dort 3050 Lieues (von 4000 Metres), also fast eben so viel als in ganz Europa.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung).

Der wichtigste Abschnitt seines Lebens fällt in den December 1793, wo er Dr. Cardew's Schule verließ und im 15ten Jahre seines Alters seine Selbsterziehung begann, der er beynahe alles verdankte. Doch war das erste Jahr sehr gefährlich für ihn; ungebunden, ohne eine bestimmte Beschäftigung, studirte er in unzusammenhängender, abgebrochener Weise, gab sich allerley Zerstreuungen und Vergnügungen hin, die jedoch meist nur im Fischen, Jagen, Schwimmübungen und im einsamen Umherschweifen bestanden. Er sprach in späteren Jahren öfters von dieser gefährlichen Periode seines Lebens. Der im Jahre 1794 erfolgte Tod seines Vaters und die Nöthigung, einen Beruf zu wählen, gaben ihm bald eine andere, ernstere Richtung. Er trat im Februar 1795 in die Lehre bey einem unterrichteten Wundarzt *) und Apotheker, einem Herrn Borlase, der später als Physician ein Diplom erhielt. Seine Tagebücher aus dieser Zeit geben ein Zeugniß von dem Eifer, mit welchem er nun seinen Studien oblag. Ein ausführliches Schema der verschiedenen Gegenstände, die er treiben wollte, ist aus dieser Zeit noch vorhanden. Merkwürdig tritt schon hier hervor, wie Davy, neben den speciellsten Fachstudien, Sprachen, Geschichte und Geographie trieb und wie lebhaft sein Interesse an übersinnlichen Dingen hieng, eine Neigung, die sich, neben der Beschäftigung mit empirischen und praktischen Gegenständen, stets stark erhielt und in seinen letzten Lebensjahren ihn zu den schönsten Produktionen antrieb. Es findet sich aus diesen Lehrjahren noch ein Band Manuskripte über moralische und religiöse Gegenstände, als: über die Wahrheit in religiösen Dingen, über Immaterialität der Seele, über die letzten Ursachen, über moralische Verpflichtung u. s. w. Nebenbey enthalten diese Handschriften mancherley poetische Versuche, in Versen und Prosa.

Merkwürdig für ein so zartes, poetisches und dem Glauben zugängliches Gemüth bleibt es, daß Davy eine Zeit lang in den Banden des Materialismus lag, wofür er eine „Vertheidigung" schrieb. Eine spätere Randbemerkung zu diesem Aufsatz sagt: „Dieß ist geschrieben, als ich 16 und ein halbes Jahr alt war: welche gewaltsame Umänderung in meinen Meynungen und Ansichten seit jener Zeit, jetzt, wo ich 19 und ein halbes Jahr zähle!"

In einem Aufsatz aus dieser Zeit, „über christliche Religion, nicht widerstreitend der wahren Philosophie," behauptet er, daß die einfachen und fundamentalen Wahrheiten der christlichen Religion vollkommen der Vernunft gemäß seyen. Gegen Inspiration, Schwärmerey u. s. w. empfiehlt er „einen mäßigen" Grad von rationalem Skepticismus. Vergleicht man damit die späteren Aeußerungen in der Salmonia und den Consolations in Travel, so findet man den Unterschied, daß er in der Jugend die Vernunft als überall zureichend betrachtet, während er ihr in späteren Jahren immer mehr mißtraut; er dachte immer bescheidener und demüthiger, je mehr er in den Wissenschaften leistete.

Im ganzen Verlauf des Jahres 1795 waren seine Studien vorzugsweise auf Metaphysik gerichtet;

*) Surgeon und Apothecary. Studirte Wundärzte und Apotheker in andrem Sinne, als bey uns. Sie haben, bey der geringen Zahl der graduirten Aerzte, den größten Theil der medicinischen Praxis inne.

kein einzelner physikalischer Zweig wurde besonders betrieben. Poetische Versuche fallen in diese Periode; in allen Gedichten spricht sich eine große Liebe zur Natur aus. Im folgenden Jahre legte er sich sehr auf die Mathematik, deren Studium er systematisch betrieb, da er von dem großen Vorschub überzeugt war, den ihm dieselbe in den physikalischen und chemischen Wissenschaften leisten konnte; er arbeitete sich ohne Lehrer in sie ein. Aber die Lieblingsbeschäftigung während dieses und des folgenden Jahres, blieben immer übersinnliche Gegenstände; er las die Schriften von Locke, Hartley, Hume, Helvetius, Condorcet, Reid u. a. und scheint selbst von Kant einige Kenntniß gehabt zu haben; vieles findet sich darüber in seinen Notenbüchern. Immer kritisirte er die gelesenen Schriftsteller, und ließ sich nicht von einzelnen Ansichten gefangen nehmen. Als Fachstudium trieb er Physiologie, jedoch ganz im Sinne seiner metaphysischen Richtung, indem er die Phänomene des Lebens aus wenigen abstrakten Sätzen zu erklären suchte; eine Behandlungsweise, deren Unhaltbarkeit er jedoch bald einsah, und dann für immer verließ. Immer schrieb er dabey Gedichte, von denen mehrere gedruckt sind; Mangel an künstlerischer Zucht ist jedoch an ihnen fühlbar. Im folgenden Jahre finden wir ihn ernstlich naturhistorischen Studien hingegeben. Bald war es die Chemie, die ihn besonders anzog; er begann ihr Studium im 19ten Jahre, im November oder December 1797, und zuerst auf rein theoretische Weise. Er hatte nur zwey Bücher: Lavoisier's Elemente der Chemie und Nicholson's chemisches Wörterbuch. Eigenes Nachdenken und eine kritische Betrachtung von Lavoisier's Werk scheint ihn zum Experiment getrieben zu haben. Seine Apparate zum Experimentiren waren, wie seine Mittel überhaupt, höchst einfach und beschränkt, nicht größer als die von Priestley und Scheele. Fläschgen, Weingläser, Theetassen und irdene Schmelztiegel waren seine Geräthschaften, und die Stoffe bestanden in Mineralsäuren, Alkalien und einigen andern Artikeln, wie man sie in der Medicin gebraucht. Die ersten Experimente wurden in seinem Schlafzimmer angestellt; wenn er Feuer brauchte, mußte er mit seinem Schmelztiegel in die Küche gehen. Vier Monate nach dem Beginne kam Davy schon

mit Dr. Beddoes in Korrespondenz, da dieser an des jungen Chemikers Untersuchungen „über Wärme und Licht“ den lebhaftesten Antheil nahm. Viel trug zu seinem Enthusiasmus für Chemie auch die Bekanntschaft des jungen Gregory Watt bey, der die Universität Glasgow eben verlassen hatte, im Winter 1797 nach Penzance kam und hier bis zum folgenden Frühling bey Davy's Mutter im Hause wohnte. Beyde junge Leute durchstreiften die Gegend, besuchten die nahen, reichen Kupfer- und Zinnbergwerke und schleppten Steine und Erze zusammen, an denen chemische Untersuchungen angestellt wurden. Um diese Zeit ward Davy auch mit Davies Gilbert bekannt, welcher an den Untersuchungen als Zeuge Theil nahm und der nachmals Davy's Nachfolger auf dem Präsidenten-Stuhl der Royal Society wurde.

Trotz dieser angestrengten wissenschaftlichen Beschäftigungen unterblieb die Lektüre historischer und philosophischer Bücher nicht; Davy las die Werke von Locke, Reid, Stewart, Gibbon, Hume, Thomson, Milton und Shakespeare. Alles dieß geschah während seiner Lehrjahre als Studierender der Medicin und Assistent bey Dr. Borlase, dessen Patienten er mit Arzneyen bediente. Borlase schätzte seinen Lehrling sehr und gab ihm viele Beweise seines Wohlwollens; Davy behandelte bey einem zarten mitfühlenden Herzen besonders die Armen sehr freundlich; auch Borlase's Familie liebte und achtete ihn.

Borlase's Bibliothek bot ihm hinreichende Mittel zum Studium medicinischer Werke dar. Dabey unterließ er nicht, sich im Schießen und Fischen zu üben, wobey er sich gewöhnlich der Angel bediente.

Als Beweis seiner Ruhe und Unerschrockenheit kann folgender Fall dienen. Davy wurde von einem Hunde gebissen, der alle Symptome von Wasserscheu hatte; ohne Zaudern schnitt er sogleich sich selbst die Wunde aus und behandelte sie mit Aetzmitteln.

In diesem letzten Jahre seines Aufenthalts in Penzance kamen ihm seine eigenen Fähigkeiten zum Bewußtseyn und seine Zukunft schwebte ihm vor. Er fühlt sich reich und freudig, auch ohne hohe Geburt, Hülfsmittel und Empfehlungen. Mehrere

Stellen seiner Tagebücher geben Zeugniß von diesen inneren Fortschritten des Selbstbewußtseyns und Selbstgefühls, die sich auf eine anspruchslose und naturgemäße Weise in ihm entwickelten.

Um diese Zeit erhielt er von Dr. Beddoes in Clifton den Antrag, die Oberaufsicht über dessen pneumatisches Institut zu übernehmen. Borlase ließ ihm den Rest der Lehrzeit nach und verabschiedete ihn mit den besten Wünschen. Davy nahm die Stelle in Clifton, nach einiger Unterhandlung über die Bezahlung, wobey ihm Davies Gilbert freundlich beystand, gerne an und verließ Penzance den 2. October 1798.

Die Pneumatik-Institution verdankte ihre Entstehung dem Dr. Beddoes, wurde aber ganz durch Subskription erhalten. Der Zweck war, die medicinischen Kräfte verschiedener Gasarten zu erforschen, denn man gab sich der sanguinischen Hoffnung hin, daß hiedurch Krankheiten geheilt werden könnten, die man bisher für unheilbar hielt. Man hoffte Aufklärungen in den dunkelsten Theilen der Physiologie zu erhalten und versprach sich den größten Gewinn für medicinische Theorie und Praxis. Eine solche Ueberschätzung war nicht neu; sie fand immer statt und wird immer wiederkehren, so bald man in der Chemie neue Stoffe oder Verbindungen entdeckt, welche sich von den bisher bekannten auffallend unterscheiden.

Der Ruf der Pneumatik-Institution wuchs und zog Männer von Rang und Bildung nach Clifton, theils Gesundheits, theils Neugierde halber, was Davy manche interessante Bekanntschaften verschaffte. Dr. Beddoes war ein ruhiger, etwas trockner und zurückhaltender Mann von edlem Charakter, jedoch nicht stark im Experimentiren, mehr mit Theorien und Lieblings-Ideen beschäftigt; seine Frau war eine äußerst zarte, liebenswürdige Frau und sie übte einen mächtigen Einfluß auf Davy's Bildung aus. Davy war in seiner Lage sehr zufrieden; er konnte nach Herzenslust arbeiten und experimentiren. Das erste, was er hier vornahm, war die Vollendung seiner Untersuchungen über Wärme und Licht, welche Beddoes in einem besondern Bande 1799 herausgab. Dieser größere schriftstellerische Versuch, der 20 Monate, nachdem er das Studium der Chemie begonnen hatte, erschien, hatte manches Vage, jugendlich Rasche, das sich besonders in einer großen Neigung zum Generalisiren, zum Aufstellen von Hypothesen aussprach. Es wurde darin eine neue Theorie des Athmungsprocesses, der Erzeugung von Sauerstoff in organischen Körpern und der Entstehung der organischen Farben aufgestellt. Verfolgt man den Weg, den später Davy genommen, und worüber er sich selbst öfters ausgesprochen hat, so ist in allen seinen Arbeiten eine immer größere Abneigung gegen Hypothesen, eine stets wachsende Scheu vor Theorien, und eine immer mehr hervortretende Werthschätzung sicherer Thatsachen bemerkbar. „Ich begann, sagt er in seinen Note books, meine chemischen Forschungen mit spekulativen und theoretischen Untersuchungen; ein reiferes Nachdenken überzeugte mich von meinem Irrthume, von der Beschränktheit unserer Gaben, von der Gefahr grundloser Verallgemeinerungen und von der Schwierigkeit wahre und sichere aufzustellen."

Indeß tragen viele solche allgemeine Andeutungen den Charakter eines wahrhaft geistreichen und tief poetischen Gemüths und sind, wo sie sich bloß in Form von Ahnungen und Rückblicken auf die höchsten Entzwecke der Schöpfung aussprechen und nicht Theorien für unlösbare Naturprocesse sind, sehr sinnig und anziehend. Besonders schön ist die Betrachtung der zerstreuten Sonnen und Fixsterne im Weltall als großer Lichtreservoirs, bestimmt vom Herrn der Welt Alles zu erfüllen und zu beleben, und das Belebte eines steten Lichtgenusses theilhaftig werden zu lassen. Ein großer und einfacher Plan gehe durch die ganze geschaffene Welt, in der Geistiges und Körperliches so zusammengefügt sey, daß eine veränderte Thätigkeit des Einen ohne eine entsprechende Formveränderung des Andern nicht denkbar ist. Ein tiefsinniger Gedanke, den Davy mit den wenigen Naturforschern theilt, welche gleichweit von groben materialistischen, wie von abstract-speculativen Anschauungen sind, und sich von vorne herein in den historischen Standpunct der wirklichen Welt stellen.

Ein anderer Gegenstand zog bald seine Aufmerksamkeit an; das Vorkommen der Kieselerde in der Oberhaut der Pflanzen. Seine Experimente

und Beobachtungen hierüber sind in Nicholson's Journal niedergelegt. Sie geben ein einfaches und glückliches Beyspiel seiner sinnigen Beobachtungsweise. Davy geht hier von einer einfachen, mehr zufällig gefundenen Thatsache aus, die sich zu einer Reihe von interessanten und instructiven Experimenten, von denen eins aus dem andern folgt, entfaltet; er zeigt, wie die Grundlage des härtesten Steins, des Kiesels, in das Pflanzengewebe eingeht und hier ein festes Gerippe bildet, das der zarten Pflanze Härte und Festigkeit ertheilt, ohne ihr die nothwendige Leichtigkeit und Freyheit sich zu biegen und zu schlingen, zu nehmen.

Um diese Zeit beschäftigte Davy schon der Gedanke an die Zerlegung der Stoffe, welche damals noch für einfach galten, und der Plan zu seinen späteren, so einflußreichen Entdeckungen stand vor seiner Seele. In seinen Notenbüchern finden sich merkwürdige Stellen aus dem Jahre 1799; mit großer Klarheit und Ruhe erkannte er die schwachen und unvollkommenen Seiten der damaligen Chemie, deren glänzende Fortschritte man allenthalben bewunderte. Er betrachtet, wie weit man noch entfernt sey, die Gesetze zu kennen, nach denen sich die Stoffe verbinden; der erste Schritt hier weiter zu kommen, bestehe in der Zersetzung der Alkalien, Erden und Säuern, deren Elemente man nicht kenne.

Seine nächste chemische Beschäftigung mußte jedoch auf die Wirkung der Gase gerichtet seyn und er experimentirte in Clifton besonders viel mit dem Stickgas. Seine durch diese Versuche afficirte Gesundheit nöthigte ihn zum Ausruhen und er brachte deshalb im Herbst 1799 einen Monat in Penzance bey Mutter und Geschwistern zu. Ueber das zarte, liebevolle Verhältniß zu den Seinigen geben die aus dieser Zeit mitgetheilten Briefe ein schönes Zeugniß. In Pezance pflegte er seine alten Lieblings-Neigungen; er fischte und jagte und untersuchte die Gebirge. Ein Gedicht auf seinen Geburtsort athmet die feurige Innigkeit, mit der jeder fühlende Mensch an der Heimath und den Jugenderinnerungen hängt.

In diese Epoche fallen seine ersten galvanischen Versuche. Die Manchfaltigkeit seiner Beschäftigungen, die Abwechslung derselben scheint ihm Erholung gewesen zu seyn; in seinen note-books kommen unter schematischen Expositionen zu chemischen Experimenten, Verse, Gedanken über verschiedene Gegenstände, Fragmente von Novellen und Erzählungen, Bruchstücke metaphysischer Betrachtungen und Skizzen zu philosophischen Abhandlungen vor. Dieser große Drang zur Produktion ist charakteristisch für sein Talent und Alter und findet sich in ähnlichen Naturen unter mancherley Form wieder. Göthe's Jugendjahre geben ein ähnliches, gleichsam ein typisches Beyspiel, vollendeter und gemessener als irgend ein anderes, wegen der gleichmäßigen Entwickelung aller Geisteskräfte. Unter Davy's Papieren finden sich Fragmente: „über Erziehung, über Traum, über Talent und Genie.“ Ueberall finden wir die ihm eigenthümliche geistvolle Auffassung, feine Zergliederung und poetische Darstellung, welche seine späteren Schriften dieser Art auszeichnet. Inhalt und Gedanken dieser früheren Versuche kehren in seinen Days of Fly-fishing, und in den Last Days of a philosopher wieder. Man sieht, wie in solchen productiven Naturen mit empirischer Fach-Richtung und poetischer Anlage, die Betrachtung übersinnlicher Gegenstände oder Lebensverhältnisse von allgemeinem Interesse, sich mit den Elementen und Problemen der Wissenschaft, die sie zu pflegen berufen sind, kombiniren. Ein instinctmäßiger Drang, noch ungeregelt und ohne künstlerisches Maaß, zwingt sie einsam und für sich zu Studium und Productionen. Es geht Alles ins Allgemeine; sie suchen, nach dem fragmentarischen Zustande ihres Wissens, das Besondere und Thatsächliche ihren allgemeinen Ideen unterzuordnen; bey diesen Bestrebungen wachsen sie in den historischen Boden und dann fühlen sie erst die Macht und das Gewicht der Thatsache, die sie nun für eine Weile ganz hinnimmt. In reiferen Jahren versöhnt sich das Sinnliche und Uebersinnliche. Diese Epoche kommt bey dem Einen früher, bey dem andern später, je nach Gabe und äußerer Führung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Bey Davy kann man die Keime aller späteren Productionen in seiner frühesten Jugend finden. Sein Bruder theilt aus einem Aufsatz von dieser Epoche ein Bruchstück mit; es führt den Titel: „Die Träume eines Einsamen.“ Vergleicht man damit einzelne Stellen aus den „Tröstungen auf Reisen,“ so wird man eine überraschende Aehnlichkeit finden. Es sind dieselben Gedanken, welche unter den äußerlich und anscheinend verschiedensten Berufs-Richtungen, zwanzig Jahre lang in der Tiefe von Davy's Seele wuchsen und gepflegt wurden.

Poetische Versuche und metaphysische Betrachtungen werden nun in dem Maaße seltener, als physikalische und chemische Forschungen ihn in Anspruch nehmen und zu Entdeckungen führen. Die Exposition zu einem Epos in 6 Gesängen „Moses“ betitelt begreift den Zeitraum der alttestamentlichen Geschichte, der so reich ist an Lebenserfahrungen, und an dem Jedermann seine eigne Führung wie in einem Spiegel erblicken kann, — die Befreyung der Israeliten aus der ägyptischen Gefangenschaft und den Zug durch die Wüste. Einzelnes ist in reimlosen Versen ausgeführt und wird hier mitgetheilt.

In Clifton war es Davy wohl, er fand als ein junger, liebenswürdiger, reichbegabter und bescheidener Mann überall Anerkennung. Ein edler Sinn und ein kindlich zartes Gemüth war in Gottes Hand sein Schutz gegen Laster und Verführung während dieser gefährlichen Alterszeit. Ein solcher froher Muth und ein dankbares Herz für die Bewahrung vor groben Lastern, spricht sich auch in allen seinen Briefen an Mutter und Freunde aus.

„Wir machen glänzende Fortschritte“ schreibt er über Dr. Beddoes Anstalt „unsre Patienten werden besser; und, um — etwas groß zu thun, — ich mache alle Tage neue Entdeckungen; Dr. Beddoes ist ein trefflicher und großmüthiger Mann und Mistreß Beddoes ist die beste und liebenswürdigste Frau von der Welt. Ich bin ganz heimisch in der Familie und liebe beyde immer mehr, je mehr ich sie kennen lerne.“ — — — „Ich kann nicht zurückblicken auf den Zeitraum, seitdem ich meine Heimath verließ, ohne Schauder zu empfinden über die Gefahren, denen ich ausgesetzt war. Ich war in dem Alter, wo die Leidenschaften am mächtigsten werden, wo Ehrgeiz und Thorheit die Seele erfüllen und alle Erfahrung fehlt. Versuchungen treten dem Menschen in großen Städten allenthalben entgegen; es sind die Wohnsitze von Ueppigkeit und Laster. Ein lebendiges Gemüth, ein tiefes ideales Gefühl für das Gute, ein Hinblick auf künftige Größe, haben mich bewahrt. Ich danke dem Geiste, der überall ist, daß ich durch die gefährlichste Zeit meines Lebens nur mit geringeren Verirrungen hindurch gekommen bin; daß ich mich frühe mit nützlichen Forschungen beschäftigt habe, Forschungen, die mir in zukünftigen Zeiten das ehrenvolle Lob und den Beyfall erleuchteter Männer versprechen.“

Diese Ahnungen giengen bald in Erfüllung; unter dem 31. Januar 1801 schrieb er an seine Mutter:

Meine theure Mutter!

Während der letzten drey Wochen war ich mit Angelegenheiten sehr ernster Natur beschäftigt. Dieß

hielt mich ab, an Sie, an meine Tante und an Kitty zu schreiben. Ich benütze einige freye Augenblicke, um Ihnen zu melden daß ich außerordentlich wohl bin und daß ich Anträge von sehr schmeichelhafter Art empfangen habe, welche mich veranlassen, die Pneumatik Institution mit einer beständigen Anstellung in London zu vertauschen. Sie haben vielleicht von der Royal philosophical Institution gehört, die vom Grafen Rumford und von Andern von der Aristokratie gegründet wurde. Es ist ein glänzendes Etablissement und bedarf nur einer Verbindnng von talentvollen Männern, um es in einem hohen Grade nützlich zu machen. Graf Rumford hat mir den Antrag gemacht, mich vorläufig als assistant Lecturer für Chemie und Experimentator des Instituts anzustellen; dieß soll mir jedoch nur den Weg bahnen, um in kurzer Zeit Professor der Chemie zu seyn; eine Anstellung, so würdig als irgend eine wissenschaftliche im Königreich, mit einem Einkommen von 500 Pfund im Jahre. Dr. Beddoes hat mich auf eine ehrenvolle Weise von allen Verpflichtungen gegen seine Anstalt entbunden, im Falle ich zusagen will. Jedenfalls habe ich hier Aussichten, welche ich nur ungerne und nur gegen sehr große Vortheile aufgeben kann. Sie werden Alle, ich darf es wohl sagen, sehr erfreut seyn, daß Sie mich unter die Royalisten gerathen sehen, aber ich werde von Niemanden Besoldung annehmen, es sey denn auf heilige Bedingungen für meine Unabhängigkeit. Ich bin Ihr kindlich ergebener Sohn.

Mitte Februar gieng er nach London ab und 5 Tage nachher meldet er seiner Mutter, daß er mit dem Grafen Rumford über die Lehrstelle an der Royal Institution unterhandle. Bald schloß er auch das Geschäft ab und kehrte nach Bristol und Clifton zurück, um Abschied zu nehmen. Den folgenden Monat nahm er seinen Wohnsitz in London. Hiemit war der Weg zu seinen großen Entdeckungen und seiner glänzenden Laufbahn geöffnet.

Im Frühling 1801, 6 Wochen nach seiner Ankunft, gab Davy seine erste Vorlesung an der Royal Institution. Er begann mit einer Geschichte des Galvanismus und einer speciellen Darstellung der verschiedenen Entdeckungen darin. Von dieser ersten Vorlesung heißt es in der damals erschienenen Nummer des philosophical Magazine: „Sir Joseph Banks, Graf Rumford und andre ausgezeichnete Männer waren zugegen. Die Zuhörer waren sehr befriedigt und bezeigten diese Zufriedenheit durch allgemeines Beifallklatschen. Herr Davy, der sehr jung zu seyn scheint, erfüllte seine Aufgabe auf bewundernswerthe Weise. Sein funkelnder, geistvoller Blick, sein belebter Vortrag und sein ganzes Wesen lassen höchst ausgezeichnete Leistungen erwarten.“ Purkis, der zugegen war, lobt an ihm: „Seine Jugend, seine Einfachheit, seine natürliche Beredsamkeit, seine großen Kenntnisse, die glückliche Darstellungsweise und die vortreffliche Ausführung der Experimente.“

Zeitumstände und Verhältnisse konnten für Davy nicht günstiger seyn, als sie sich hier vereinigten, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Die Royal Institution war eine neue Anstalt, gegründet von Männern, die einen hohen Rang in der Gesellschaft, wie in der Wissenschaft einnahmen; der Kontinent war zu dieser Zeit den Engländern verschlossen; diese waren lediglich auf ihr Vaterland verwiesen, wo sie allein Unterricht und eine edlere Unterhaltung finden konnten, während es sonst eine Eigenthümlichkeit der Engländer ist, viel zu reisen und auf Reisen sich zu bilden und Unterhaltung zu suchen. Die Chemie war damals fast die Modewissenschaft zu nennen; sie hatte eine neue Entwicklungsepoche begonnen und versprach ebenso Aufklärung für theoretische Forschungen, wie für Mineralogie und Geologie, für organische Physiologie u. s. w. zu geben, als auf der andern Seite der Gewinn für nützliche Künste, für Gewerbe und das ganze praktische Leben in die Augen sprang.

John Davy giebt in einem Kapitel ausführliche Auszüge, vorzüglich aus den Einleitungen von seines Bruders Vorlesungen, welche derselbe über Chemie, Geologie, Geschichte der Naturwissenschaft, Methode des Studiums u. s. w. theils in London, theils in Dublin, wohin er durch Subskription für eine Vorlesung berufen war, hielt. Sehr anziehend sind die Schilderungen Davy's über einzelne Männer und ihre Stellung und Leistungen, was er über Baco, Newton, Cavendish, Priestley und Scheele sagt; eben so seine Zergliederung der Erkenntniß-

wege auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaften, über Beobachtung, Experiment, Analogie u. s. w.

Davy's Vorlesungen standen in Bezug auf Composition, auf Styl und Vortrag in sehr großem Rufe und die Wirkung auf die Zuhörer war stets außerordentlich. Es ist interessant, zu erfahren, wie er sich darauf vorbereitete.

Die Hauptaufgabe, welche sich Davy für seine Vorlesungen stellte, war, Geschmack für wissenschaftliche Forschungen anzuregen; wirklich zu unterrichten, war erst der zweyte Zweck. Für jede Vorlesung schrieb er den Tag vorher den Vortrag nieder; an diesem Tage aß er stets für sich in seinem Zimmer und hielt nur eine leichte und einfache Mahlzeit. Er schrieb immer nur diejenigen Parthien nieder, auf deren Eindruck er den meisten Werth legte, besonders Anfang und Ende. Nie benutzte er ältere Hefte. Den Abend vorher las er, als unabänderliche Gewohnheit, den Vortrag in Gegenwart seiner Gehülfen laut ab, nachdem vorher alle Vorbereitungen gemacht waren und alles für die Experimente bereitet. Alle Experimente waren nach einem gleichen Grundsatze angestellt und dienten nur dazu, den Inhalt des Vortrags zu erläutern; niemals wurden sie in der Absicht gemacht, Effect hervorzubringen. Seine stete Beziehung auf die letzten Endursachen und den Schöpfer der Welt war ganz ungesucht und eben deßhalb, weil er in dieser Hinsicht nichts gab, als die in ihm tief lebendigen Gefühle und die ihm stets natürlichen Empfindungen, mit Ernst vorgetragen, machten sie einen großen Eindruck. Er strebte stets die Zuhörer in den Gegenstand selbst zu versenken und sie ganz abzulenken von seinem persönlichen Antheil.

Diese Verfahrungsweise beruht auf einem tiefen psychologischen Grunde. Nur indem die Zuhörer den vollen Eindruck einer ungesuchten, sich von selbst aufdrängenden Wahrheit und Aufrichtigkeit bey der Hinweisung auf das höchste Wesen und seine Herrlichkeit vom Lehrer empfangen, können sie eine wahre Erbauung empfinden. Fehlt diese innere Freudigkeit, welche zum Bekenntniß treibt oder mischt sich irgend eine Reflexion bey, so wird jede erbauliche Betrachtung bloße Redensart und muß die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Hierin gehen manche Lehrer der Naturkunde in mündlicher und schriftlicher Darstellung einen verkehrten Weg und schaden für ihren Zweck mehr, als sie nützen.

Ein Hauptmotiv, warum Davy Clifton verließ, war der Wunsch, ausgedehntere Mittel zu Untersuchungen zu erhalten. Hier konnte er nun mit dem Laboratorium der Royal Institution vollkommen zufrieden seyn. Im Experimentiren hatte er eine ungemeine Kühnheit und kannte keine Gefahr; seine Geschicklichkeit schützte ihn vielfach und nur zweymal wurde er verwundet, einmal an der Hand, das anderemal am Auge.

Um diese Zeit seiner größten Thätigkeit widmete Davy, als unverheiratheter Mann, wenig der häuslichen Bequemlichkeit und Eleganz oder dem geselligen Vergnügen. Er änderte seine erste einfache Einrichtung in der Wohnung, die ihm in der Royal Institution angewiesen war, nicht ab. Er blieb einfach und ungeändert, trotz des großen Lobes, das er über seine Vorträge in Briefen, von Bekannten oder anonym, ja sogar von Damen erhielt.

Nach dem Frühstück gieng er gemeiniglich in das Laboratorium, gegen 10 oder 11 Uhr, und blieb hier, wenn er nicht gestört wurde, bis 3 oder 4 Uhr. Er aß dann gewöhnlich außer Hause, fast immer bey einem seiner zahlreichen Freunde, und brachte den Abend in deren Gesellschaft zu. Konnte er auf einige Tage fort, so machte er Landparthien und fischte. In den Ferien machte er immer größere Ausflüge, durch Schottland, Irland und selbst bis zu den Hebriden, oder besuchte seine Heimath. *)

*) Auf einer dieser Wanderungen, 1805 in Irland, brachte er einige Tage bey einem Landgeistlichen zu. Dieser lud seinen Bischof dazu ein, und ungeladen kam weit her ein Gutsbesitzer, der von seinem Unglauben gern Staat machte. Nach Tisch trug dieser, indem er sich gegen Davy wandte, seine Meynungen höchst zuversichtlich vor. Davy hörte ihm still und aufmerksam zu; was jenen um so kecker machte, während der Landgeistliche seinen Unwillen kaum bezwingen konnte. Als der Gutsbesitzer geendet hatte und nun selbstzufrieden einer Zustimmung des Naturforschers entgegensah, vor welcher die zwey Geistlichen würden verstummen müssen, bekannte sich Davy gegen ihn als Bekenner des von ihm verachteten Glaubens mit einer Wärme und Beredsamkeit,

In dieser Periode von 1800 bis 1807 war er mit den manchfaltigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Galvanismus und dessen Einfluß auf Chemie war der hauptsächliche Gegenstand. Die chemische Analyse mineralischer Stoffe, Gebirgsarten, die er auf seinen Wanderungen gesammelt hatte, nahm ihn nicht minder in Anspruch. Ueber Agrikulturchemie hatte er mehrere Vorlesungen gehalten und eine ausführliche Untersuchung widmete er den adstringirenden Pflanzenstoffen, die man beym Gerben gebraucht; über diesen Gegenstand schrieb er eine Abhandlung in den philosophical transactions. Von Interesse sind auch seine Untersuchungen über die Nahrung der Pflanzen und die Stoffe, die sie an sich ziehen. Auch der Meteorologie blieb er nicht fremd und seine älteren Untersuchungen über Licht und Wärme wurden revidirt und fortgesetzt.

Bey der anhaltenden Beschäftigung mit streng wissenschaftlichen Gegenständen sind Davy's note-books aus diesem Zeitraum weniger reich und mannigfaltig. Doch finden sich einzelne Gedichte, zerstreute Gedanken und Bemerkungen religiösen und philosophischen Inhalts, zuweilen nur mit Bleystift eilig hingeworfen; das von seinem Bruder daraus Mitgetheilte ist sehr anziehend.

Das wichtigste Jahr für Davy's wissenschaftliche Leistungen ist das Jahr 1807. In diesem Jahre entdeckte er die metallische Basis der fixen Alkalien; diese große Entdeckung mußte die Augen von ganz Europa auf ihn ziehen. Der Eindruck auf ihn selbst, als er das Potassium dargestellt hatte, war außerordentlich. Sein Vetter Edmund Davy, der als Gehülfe dabey war, erzählt, daß er, außer sich vor Freude, um die Batterie herumgetanzt habe, als er die kleinen metallischen Kügelchen von Potassium durch die Kruste der Potasche durchbrechen und an der Luft Feuer fangen sah;

die dem Gegner allen Halt nahm, den Bischof aber so ergriff, daß er aufstehen mußte. Er habe, sagte er nachher, da zum ersten male die Bewegung selbst empfunden, die einst bey einer Predigt Massillon's alle Zuhörer zum Aufstehen gebracht habe. Der Gutsbesitzer schwieg, am folgenden Morgen zog er in aller Stille heim. I. 271.

er bedurfte einiger Zeit, um sich wieder zu sammeln und das Experiment fortzusetzen. Diese Entdeckung wurde am 6. October gemacht; einige Tage später stellte er das Sodium dar. Die Stärke der angewendeten galvanischen Säule ist oft übertrieben worden; sie bestand aus 24 zwölfzolligen, 100 sechszolligen und 150 vierzolligen Plattenpaaren.

In Folge der großen Anstrengungen, mit welchen Davy diese Entdeckungen verfolgte, erkrankte er an einem nervösen Fieber, das einen gefährlichen Gang nahm. Die Theilnahme des Publikums war außerordentlich groß; sie war gesteigert durch das lebhafte Interesse, das man an einem Manne nahm, der so frühe und so kurz nach den großen Entdeckungen, die er eben gemacht hatte, abgerufen zu werden schien. Neun Wochen dauerte die Krankheit; den glücklichen Bemühungen seines Freundes Dr. Babington und des hinzugerufenen berühmten Dr. Baillie gelang es, ihn allmählig wieder herzustellen. Die Gefühle, die Davy nach seiner Wiedergenesung empfand, sprach er in einem schon früher begonnenen Gedichte aus, reich an zarten und sinnigen Stellen.

Bald nachher nahm Davy seine Vorlesungen und Untersuchungen wieder auf; die Vorsteher und Mitglieder der Royal Institution unterstützten ihn mit der größten Liberalität und eine Säule von 600 vierzolligen Plattenpaaren wurde angeschafft. Damals gab sich Davy noch den sanguinischen Hoffnungen hin, alle zusammengesetzten Körper durch Electricität zu zersetzen. Die Theilnahme der wissenschaftlichen Männer war so groß, daß auf seinen Wunsch, eine noch stärkere Batterie zu haben, eine Subskription veranstaltet wurde, um ihm eine Säule von 2000 Plattenpaaren zu bauen, deren Construction auch ohne Verzug ins Werk gesetzt wurde. Eine Reihe von Abhandlungen über diese Gegenstände erschien in den philosophical transactions von 1808 bis 1814.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Welches Interesse man an Davy's Entdeckungen und Vorträgen nahm, geht aus folgenden Mittheilungen hervor. Er hatte gegen tausend Zuhörer; er würde ein reicher Mann geworden seyn, wenn er einen Kursus auf eigene Kosten eröffnet hätte; aber er zog es vor, für eine öffentliche Anstalt und zum gemeinen Nutzen seine Kräfte zu verwenden.

Zweymal wurde er von der Dublin Society eingeladen, Vorträge über Elektrochemie zu halten; er nahm im November 1810 die Einladung an; die Gesellschaft votirte ihm einen öffentlichen Dank mit einem Geschenk von 400 Guineen. Als er der zweyten Einladung nach Dublin folgte, erhielt er für einen Kursus im November und December 1811 750 Pfund als Geschenk. Das Laboratorium in Dublin war zu dem Entzweck erweitert worden, um 550 Plätze zu fassen; der Zudrang war aber so groß, daß sämmtliche Billete, jedes zu zwey Guineen, schon in der ersten Woche weg waren und man 10 bis 20 Pfund für eines bot. Davy schrieb dieß selbst seiner Mutter, bemerkte aber: „dieß sey nur für sie; es möchte ihr vielleicht Freude machen, ihren Sohn nicht unpopulär und nutzlos zu wissen.“ Alle seine Briefe aus dieser Zeit athmen die Empfindung größten Glücks und Wohlgefühls, die mitgetheilten Briefe an Mutter und Geschwister sine ungemein ansprechend; er bethätigt hierin die reinste und wärmste Theilnahme an deren leiblichem und geistigem Wohl; seinen Bruder John, der sich der Medicin widmete, unterstützte er reichlich und stand ihm überall mit Rath und That bey.

Davy lernte um diese Zeit Mistreß Apprece kennen; die Hochachtung gegen diese Dame gieng allmählig in eine entschiedene Neigung über und Davy fühlte sich sehr glücklich, als sie einwilligte, ihn zu heirathen. Mehrere Briefe an Mutter und Bruder über diese Angelegenheit werden mitgetheilt. Den Tag vor seiner Hochzeit ertheilte ihm der König die Ritterwürde.

Zunächst beschäftigte Davy nun die Herausgabe seines chemischen Lehrbuchs. Dasselbe erschien unter dem Titel: Elements of chemical philosophy und war seiner Frau gewidmet. Er schickte sich dann an, seine Vorlesungen über Agriculturchemie herauszugeben, für deren copyright, nach englischer Einrichtung des Buchhandels, ihm tausend Guineen bezahlt und für jede Auflage 50 Guineen zugesagt wurden.

Im Jahre 1812 theilte Davy seine Untersuchungen über die Verbindungen von Phosphor und Schwefel der Royal Society mit und machte dann mit Lady Davy eine Reise in die schottischen Hochlande; auch hier führte er, um seine Arbeiten nicht zu unterbrechen, einen chemischen Reiseapparat mit; Geräthe zum Fischen und Jagen fehlten ebenfalls nicht.

In Tunbridge, im Laboratorium von Children stellte er Versuche über die Chlorverbindungen mit Stickstoff an; durch eine hiebey erfolgte Explosion wurde sein eines Auge gefährlich verletzt; es stellte sich Entzündung und Eiterung ein; die Hornhaut mußte geöffnet werden und er hätte mehrere Monate damit zu thun.

Im Herbst 1813 faßte Davy den Plan, eine Reise auf den Kontinent zu machen. Das französische Gouvernement ertheilte ihm, um seines berühmten Namens willen, die Erlaubniß hiezu, da

damals durch die Kontinentalsperre die Engländer auf ihre Insel und ihre Kolonien beschränkt waren. Die Reise sollte zwey Jahre dauern und sich über Frankreich, Italien, Sicilien und Deutschland erstrecken; Lady Davy und sein damaliger Assistent, der nun so berühmt gewordene Faraday, begleiteten ihn. Die Abreise erfolgte im Oktober 1813 von Plymouth aus.

Das letzte Kapitel des ersten Bandes giebt eine Uebersicht über diese Reise, welche für Davy in jeder Hinsicht genußreich war. In Paris blieb er zwey Monate; er erfuhr hier die glänzendste Aufnahme und nahm vorzüglich an Gay Lussac's Arbeiten Theil. Leider fanden sich keine eigenhändigen Anzeichnungen über seinen Aufenthalt in Paris vor. Während seiner letzten Krankheit diktirte jedoch Davy Schilderungen der Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Pariser Gelehrten; sein Bruder theilt die Bemerkungen über Guyton Morveau, Vauquelin, Cuvier, Alexander von Humboldt, Gay Lussac, Berthollet, Laplace mit, welche, wie alle solche Notizen über Zeitgenossen, ein großes Interesse gewähren.

Im Dezember verließ er Paris und ging durch das südliche Frankreich nach Italien. Der Drang seiner poetischen Empfindungen sprach sich hier überall in Gedichten aus, von denen viele mitgetheilt werden. In einem, nach der Betrachtung des Parks von Fontainebleau, am ersten Tage seiner Abreise von Paris geschriebenen Gedicht ist Napoleons Fall „never to rise" prophetisch ausgesprochen. Die Gefühle, die seine Gedichte beleben, knüpfen sich vorzüglich an die Eindrücke des Reichthums der südlichen Natur und der Pracht der Alpenwelt, die ihm hier zuerst entgegen traten, und die bey einem für Naturschönheiten so enthusiastisch eingenommenen Gemüthe die mächtigste Wirkung haben mußten. Die Gedichte: Beym Anblick des Montblancs, die Ufer der Rhone, die Pyrenäen, Vaucluse, Carrara ꝛc. tragen alle den Charakter inniger Empfindung und haben ein tiefes, stillsehnsüchtiges Element, wie die Natur selbst, mit der sie sich beschäftigen.

Davy ging über Nizza, Turin, Genua (woselbst er Versuche am Zitterrochen anstellte, die bekanntlich später sein Bruder fortsetzte), nach Florenz, wo er im März anlangte. Hier und in Rom war er nicht müßig: er stellte Untersuchungen über Diamant und Kohle an. Der südliche Gebirgs-Charakter der Appeninen scheint ihn mächtig angesprochen zu haben; es ist ein Fragment einer Schilderung der Appeninen bey Perugia übrig. Davy bezeugte dem ehrwürdigen Pabst Pius VII., von dessen Einzug nach der langen Gefangenschaft in Rom er Zeuge war, seine Ehrfurcht. Von seinem Aufenthalt in Neapel werden mehrere Gedichte mitgetheilt. Im Sommer 1814 gieng Davy über Mailand nach Genf. Einen Besuch bey Volta in Mailand, da dieser schon den Siebzigen nahe war, schildert er mit wenigen Zügen. In Genf konnte er seiner alten Neigung leben und angeln. Da er den Winter wieder in Italien zubringen wollte, so gieng er durch Tyrol. Hier gefiel es ihm außerordentlich und Tyrol, Kärnthen, Steyermark und Krain blieben die Gegenden seiner Sehnsucht; er kehrte immer wieder auf späteren Reisen hieher zurück. Eine Schilderung von Innsbruck, vom Brenta-Thal, das er für eines der schönsten Thäler erklärt, wird mitgetheilt. Davy gieng über Vicenza nach Ferrara und Bologna, besuchte die Flammen der Pietra mala und verweilte wieder in Rom. Der Reichthum an Zugvögeln lockte ihn zur Jagd in die Campagna. Von chemischen Arbeiten beschäftigten ihn hier seine bekannten Untersuchungen über die Farben der Alten. Von dem Besuch des Vesuvs und Monte Somma sind Skizzen vorhanden. Im Frühjahr gieng er über Botzen und den Brenner zurück.

Vom 5ten May schrieb Davy seiner Mutter aus London; spricht darin seine Freude aus, daß er wieder in England sey", dem einzigen Land, wo man leben könne, wenn es auch interessant seyn möge, andere Gegenden zu sehen. Hiemit schließt der erste Band.

Als Davy von seiner ersten großen Reise auf den Continent zurückgekehrt war, nahm er seine chemischen Arbeiten wieder auf. Seine Aufmerksamkeit war zunächst auf die entzündbaren Gasarten gerichtet, die sich in den Kohlengruben erzeugen, und welche so häufig Explosionen verursachen und den Arbeitern dadurch gefährlich werden. Er studirte

dabey die Natur der Flamme und legte der königlichen Societät seine Untersuchungen darüber vor. Die Erfindung der Sicherheitslampe war eine Folge dieser Beschäftigungen, und dieselbe erwies sich so höchst nützlich, daß die Einführung der Lampe bald ganz allgemein wurde, trotz mancherley Vorurtheilen, welche man gewöhnlich gegen neue Erfindungen hat. Davy hat sich durch diese Erfindung die Ansprüche auf den größten Dank von einer Menschenklasse erworben, welche, wie die Arbeiter in den Kohlenbergwerken, in England so zahlreich und für Handel und Gewerbe so wichtig ist. Seit der allgemeinen Einführung dieser Lampe hat man wenig mehr von Explosionen und Verschüttungen gehört und wo solche noch statt fanden, ist immer große Unvorsichtigkeit, freyes Anzünden der Lampe u. s. w. die Ursache gewesen. In Folge dieser Erfindung konnten Gruben und Stollen wieder befahren werden, welche der gefährlichen Schwaden wegen schon ganz aufgegeben und verlassen waren, und Davy erlangte hiedurch einen ausgebreiteteren Ruf, besonders beym Volke, und eine größere Popularität, als es je durch seine übrigen Entdeckungen in der Chemie der Fall gewesen wäre. Zahlreiche und öffentliche Beweise der Anerkennung fehlten nicht; die Eigenthümer der großen Steinkohlenbergwerke in Newcastle, wo sich Davy schon im Jahre 1815 zur Untersuchung der Schwaden-Luft aufgehalten hatte, luden ihn im Jahre 1817 bey seiner Rückkehr aus Schottland zu einem großen Gastmahl ein und überreichten ihm hier ein Silberservice von 1200 Pfund Sterling im Werthe; an der Spitze der Subscribenten standen der Herzog von Northumberland und der Lordbischof von Durham.

Der Kaiser Alexander von Rußland überschickte Davy eine große silberne und vergoldete Vase, mit einem eigenhändigen Schreiben, worin ihm die besondere Anerkennung seiner wichtigen Erfindung ausgedrückt wird. Sein eigener Souverain ernannte ihn deshalb im Jahre 1818 zum Baronet.

Als Davy's Freunde ihm riethen, sich für seine Erfindung ein Patent geben zu lassen, verschmähte er es. „Er wolle keinen Geldgewinn von seiner Erfindung."

Weitere chemische Untersuchungen, so namentlich über Phosphor und Chlor, beschäftigten Davy

in diesem Zeitraum. Dabey wurde Schottland in mehrmals wiederholten Erholungsreisen in den Jahren 1815 bis 1818 von ihm besucht; einmal dehnte er seine Reise bis zu den Orkney-Inseln aus. Jagd und Fischfang beschäftigten ihn hier.

Im Sommer 1818 entwarf Davy den Plan zu einer neuen Reise auf den Kontinent. Sein Zweck war, ausser der Erholung, die Sicherheits-Lampe weiter zu verbreiten und auf chemischem Wege die in Herculanum vorgefundenen Manuskripte so weit wieder herzustellen, daß sie entziffert werden könnten.

John Davy theilt als Anhang zu diesem Kapitel aus seines Bruders note-books für diesen Zeitraum das Wichtigste mit. Es ist dieß alles sehr merkwürdig für den innern Bildungsgang dieses Mannes; es sind Gedanken und Betrachtungen über Dinge ganz anderer Natur als diejenigen, mit denen sich zu beschäftigen sein nächster Beruf war, und die allein eigentlich vor das größere Publikum kamen.

Davy hatte kein großes Interesse für Politik, selbst nicht für die seines Landes. Das Jahr 1816 aber war so merkwürdig, — das erste Friedensjahr nach so außerordentlicher Anstrengung, — daß Davy gleichsam mit Gewalt zu politischen Betrachtungen hingezogen wurde. *)

Die Gedanken über natürliche Religion und Offenbarung, in den note books niedergeschrieben, kehren in seinen späteren gedruckten Büchern wieder. Ein Gedicht über die geistige Natur des Menschen und seine Bestimmung stammt aus dieser Periode seines Lebens und ist für sie charakteristisch.

Im May 1818 verließ Davy England, um seine zweyte Reise auf den Kontinent anzutreten. Er ging durch die Niederlande nach Deutschland und über Regensburg auf der Donau nach Wien,

*) Hier eine Probe. „Alles Gute in der bürgerlichen Gesellschaft verdanken wir allmähliger Verbesserung, ruhigem Fortschritte. Sind die Blätter eines Baumes vom Mehlthau getroffen, so darf man sie nicht abnehmen; der Baum würde absterben. Man lasse sie ihren Dienst, so mangelhaft er ist, leisten, bis sie durch neue und gesunde Blätter abgestossen werden. II. 84.

von wo er einen Ausflug nach Ungarn machte und sich in die österreichischen Alpen wandte, die er so sehr liebte. „Ich kenne keine Gegend," sagt er darüber, „welche schöner ist, als die österreichischen Alpen, nämlich Südtyrol, Steyermark, Kärnthen und Salzburg. Die Mannichfaltigkeit der Landschaft, das Grün der Wiesen und Bäume, die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Klarheit und Größe der Ströme und Seen, geben diesen Gegenden, meyne ich, einen entschiedenen Vorzug über die Schweiz. Die Bewohner sind weit angenehmer, mannigfaltig in Trachten und Sitten, Illyrier, Italiener oder Deutsche, haben sie alle dieselbe Einfachheit des Charakters; alle zeichnen sie sich aus durch ihre Liebe zu ihrer Heimath, ihre Verehrung gegen den Landesfürsten, die Wärme und Reinheit ihres Glaubens, ihre Ehrlichkeit, und, mit wenig Ausnahmen, durch ihre große Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde." Aus Krain ging er nach Pola und dann nach Venedig. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom eilte er nach Neapel, um sich dort mit den Manuskripten in Herculanum zu beschäftigen und zu versuchen, ob er denselben nicht die nöthige Festigkeit wieder geben könne, um ihre Entzifferung möglich zu machen. Anfangs waren die Erfolge günstig. Später verließ er Neapel wieder, um den Sommer in seinen Lieblingsgegenden, in den österreichischen Alpen zuzubringen. Er besuchte den Lago di Garda, das Etschthal, ging dann über Sillian, Brunneken, nach Villach, von hier über Udine nach Görz, in dessen Umgegend es ihm besonders gefiel; im Spätherbste kehrte er über Lucca, Florenz nach Rom und Neapel zurück, wo er im December eintraf. Reich und fleißig sind seine Reisenotizen besonders über die Alpen, in deren einsamen Thälern er nach Forellen angeln und dabey seinen Gedanken nachhängen konnte.

In Neapel beschäftigte sich Davy wieder mit den in Herculanum gefundenen und dem Ansehen nach verbrannten Papyrus-Rollen und außerdem mit der Betrachtung der vulkanischen Thätigkeit. Ueber beyde Gegenstände theilte er die Resultate der Royal Society im Jahre 1821 und 1827 mit.

Gegen die gewöhnliche Ansicht behauptete und bewies Davy, daß die Manuskripte in Herculanum nicht durch Feuer gelitten haben, sondern durch die

langsame und innige Wechselwirkung ihrer eigenen Elemente, auf dieselbe Weise, wie im Laufe der Zeit Holz und vegetabilische Substanz in Braunkohle und Torf verwandelt wird. Er versuchte, zur Entfaltung der Rollen, als chemische Mittel vorzüglich Chlor und Aether, welche am ersten die bituminöse Substanz, wodurch die Blätter verklebt waren, lösen könnten. Diese chemischen Substanzen konnten den geschriebenen Buchstaben nichts schaden, da die Tinte der Alten aus Kohle bereitet wurde. Indeß scheiterten die Versuche, welche den günstigsten Erfolg versprachen, theils an der unzeitigen und unwürdigen Eifersucht der Vorsteher des Museums, theils an dem schlechten Zustande der Manuskripte, in Folge nachlässiger Ausgrabung, oder schlechter, den Einwirkungen der Luft preisgegebener Aufbewahrung und der rohen Versuche Anderer, dieselben zu entrollen.

Im Frühling 1820 kehrte Davy nach England zurück. Sein Bruder John war indeß in Ceylon gewesen und beyde waren sehr erfreut, sich nach langer Trennung wieder zu sehen.

Am 19. Juny war Joseph Banks, der bekannte reiche Patron der Naturwissenschaften und Begleiter von Cook, der so viele Jahre den Präsidentenstuhl der Royal Society eingenommen hatte, gestorben. Fast einstimmig wurde Davy als Banks Nachfolger zum Präsidenten gewählt und sieben Jahre lang fiel die Wahl stets wieder auf ihn.

In der Rede, die er hielt, als er das erste Mal präsidirte, ist besonders der Schluß vortrefflich. Davy brachte die Zusammenkünfte und Sitzungen der Akademie wieder empor; viele Mitglieder, die sich manchfaltiger Mißverhältnisse wegen zurückgezogen hatten, erschienen wieder regelmäßig. Davy setzte die wöchentlichen Abendgesellschaften, die Banks gegeben hatte, fort; nur verlegte er dieselben vom Sonntag auf den Sonnabend, da man Anstoß genommen hatte, einen dem Gottesdienst gewidmeten Tag hiezu zu wählen. Diese Abende bey Davy waren sehr besucht und belebt und der Mittelpunct der gelehrten und gebildeten Männer in London und der anwesenden Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Indeß fühlte Davy bald die Beschwerden des Vorstandes einer Akademie, die, abgesehen von der Last kleinlicher Geschäfte, in jenen Mißverhältnissen beruhen, in denen viele Mitglieder unter sich und zur Gesellschaft stehen. Die Zurückweisung einer Abhandlung, welche jeder Verfasser für würdig hielt, in die transactions aufgenommen zu werden; eine schwarze Kugel zu viel für einen ehrgeizigen Bewerber zur Aufnahme; die beträchtlichen Ausgaben, welche die Stellung mit sich bringt, ohne daß ein Gehalt dafür ausgeworfen wäre; der Zudrang von Einheimischen und Fremden mit ihren vermeyntlichen großen Entdeckungen; das Begehren von Patenten für neue Erfindungen; alles dieß sind Dinge, welche dem Präsidenten am meisten zur Last fallen.

Am schmerzlichsten aber empfand Davy den Mangel an Zeit und Muße zu eigenen Untersuchungen. Er versuchte indeß alles, um der Akademie einen würdigen Wirkungskreis zu sichern und die ihm freygelassene Zeit für fernere wissenschaftliche Arbeiten zu benützen.

Untersuchungen aus dieser Zeit betreffen die Temperatur der Minen; die Widerholung der Oersted'schen elektromagnetischen Versuche, Betrachtungen über Imponderabilien im Allgemeinen; Bemerkungen über Faraday's Arbeiten über das Chlor; Ansichten über die Ursachen, welche die in Krystallen enthaltene Luft und darin eingeschlossene wässerige Substanzen bedingen.

Nach dem Schluße der Sessionen der Royal Society machte er Erholungsreisen in Schottland und Irland, wo er fischte und jagte; er besuchte den Riesendamm und die durch Buckland's Untersuchungen so berühmt gewordene Höhle von Kirkdale. Diese Ausflüge machte er theils allein, theils mit seinem Bruder und mit Dr. Wollaston. Im Jahre 1821 besuchte er Penzance und sah hier Mutter und Verwandte zum letzten Male. Die Bewohner seiner Geburtsstadt, die durch ihn berühmt geworden war, bewiesen ihm die ehrenvollste Aufmerksamkeit, und Davy fühlte sich glücklich in der heimathlichen Gegend und in der Jugend Erinnerungen.

Dann wandte er sich wieder nach Schottland. Die wilden Gegenden in den schottischen Hochlanden, Inverneß und Roß-shire, der Loch Maree u. s. w. zogen Davy besonders an. Hier konnte er in einsamen Stunden die Gedanken bilden, welche den Inhalt seiner Salmonia ausmachen. Gedichte aus dieser Zeit sind mehrere vorhanden; John theilt einige mit; zwey davon sind auf Lord Byron und dessen Tod geschrieben.

Der Zeitraum von 1823 bis 1826 umfaßt Davy's letzte wissenschaftliche Arbeiten und das Ende seiner Thätigkeit als Präsident der Royal Society.

Die oberste Behörde, welche die Aufsicht über den Bau der Schiffe führt, hatte sich an Davy gewendet, um ein Gutachten über den Kupferbeschlag der Schiffe zu erhalten, da dieser vom Seewasser so sehr angegriffen wurde, und große Verluste nach sich zog. Davy mußte hiezu ausführliche Untersuchungen anstellen, um zu prüfen, wie sich die verschiedenen Legirungen des Kupfers verhielten. Er fand, daß oft das reinste Kupfer mehr angegriffen wurde, als versetztes. Dieß mußte ihn wieder auf die elektro-chemische Wechselwirkung zwischen Kupferbeschlag und Seewasser führen und nach einer Reihe von Versuchen gelangte er zu dem Resultat, daß ein schwacher Zusatz von Zinn ein Mi-

nimum von elektro-chemischer Wirkung hervorbringe und solche Beschläge daher am wenigsten angegriffen würden, weil dadurch das elektropositive Kupfer negativ elektrisch gemacht wird. Obwohl diese technische Anwendung einer rein wissenschaftlichen Untersuchung, im Großen ausgeführt, nicht vollkommen den glänzenden Erwartungen entsprach, welche man darüber hegte, so ist doch der Gewinn für die Schifffahrt immer bedeutend. Der Hauptzweck freylich, den feindlichen Angriffen der Bohrwürmer und dem Anwachsen von Seegewächsen, wodurch das Holzwerk der Schiffe so sehr leidet, ein Ziel zu setzen, wurde nicht erreicht. Zur näheren Prüfung des Kupferbeschlags der Schiffe und der anwendbaren Schutzmittel machte Davy im Sommer 1824 eine siebenwöchentliche Reise auf der Nordsee, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu Gebot stellte; er berührte dabey die Küsten von Hannover, Holstein, Dännemark und Norwegen und führte ein Tagebuch, wovon Auszüge mitgetheilt werden. Die Beschreibungen der besuchten Puncte, die Schilderungen der Begegnisse und gemachten Bekanntschaften gehören zu den anziehendsten des ganzen Buches.

Auf der Nordsee hatten sie heftige Stürme zu bestehen, und verloren einen Passagier. Ein Tag auf Helgoland zugebracht veranlaßt ihn zu einer Schilderung dieses interessanten Punctes; Armuth und Noth der Bewohner war damals sehr groß, eine Folge des Friedens, wo die Insel aufgehört hatte, der Hauptstapelplatz brittischer Waaren zu seyn, die trotz der Kontinentalsperre von dort eingebracht worden waren. Seitdem hat Helgoland als Seebad wieder viel gewonnen und Davy würde den Aufenthalt gegenwärtig weit anziehender finden. Die Küste von Norwegen, von Mandels bis Lauervig ist reich an den schönsten Scenen und Davy ist entzückt von den prachtvollen grünen Wäldern, welche die hohen Felsenufer bedecken, von den klaren Gebirgsströmen und den herrlichen Wasserfällen. Besonders gefiel ihm der Glommenfall, der an Schönheit den Rheinfall übertrifft und dessen Wasserfläche eine Breite, wie die Donau bey Wien hat. Eine mehrtägige Landfahrt auf der schwedischen Küste, am Wener-See vorüber nach Götaburg, ward ihm sehr verleidet durch die schlechten Wirthshäuser und die groben Bewohner. In Götaburg wurde er entschädigt durch die freundliche Aufnahme beym Kronprinzen von Schweden; er war den ganzen Tag bey ihm und spricht mit der größten Anerkennung vom Geiste, der Bildung und dem angenehmen Wesen der Kronprinzessin, die sich über viele wissenschaftliche und andre wichtige Gegenstände des Lebens beym Abendessen mit ihm unterhielt. In Helsingburg traf er mit Berzelius zusamen, den er schon 12 Jahre früher gesehen hatte. Die Persönlichkeiten beyder scheinen zu verschieden gewesen zu seyn, um sich inniger zu berühren; doch spricht Davy mit aller Anerkennung von Berzelius, lobt seine unermüdliche Thätigkeit und seine Genauigkeit im Experimentiren. Seine Manieren fand er nicht ausgezeichnet, eher etwas rauh; seine Unterhaltung beschränkte sich fast ausschließlich auf seine eignen Sachen. Oersted in Kopenhagen gefiel ihm wohl; er fand ihn „einfach, ohne Prätension; erfindungsreich bey geringen Mitteln und ein wenig von der deutschen metaphysischen Art.“ Mit Oersted war er bey Prinz Christian von Dänemark zusammen, der ihn in seinem einfachen Landhause mehrere Tage bey sich sah, ihn bewirthete und ihn in seine Parkanlagen begleitete. Davy verließ Kopenhagen, um über Kiel nach Altona zu Schumacher, dann zu Olbers nach Bremen zu gehen.

Als er am Grabe Klopstocks vorüber fuhr, stieg er aus und sah die drey Gräber in Ottensen; neben an war Kirchweih, Tanz und Volksjubel. Dieß regt ihn an zu ernsten Betrachtungen.

Den Tag in Bremen bey Olbers, mit Schumacher und Gauß schildert er als einen der vergnügtesten seines Lebens. Es war alles beysammen, was ein gebildeter Engländer wünschen mag, dir geistvollste, lebendigste Unterhaltung bey einem „excellent dinner.“ Gauß machte einen großen Eindruck auf ihn.

Das auf dieser Reise geführte und mitgetheilte Tagebuch Davy's führt uns in alle seine Gedanken und Neigungen ein und giebt das beste Abbild seines Wesens. Bewunderung von Gegenden und Naturscenen, Neigung zu stillen Gebirgsthälern, wo er jagen, angeln und einsam sinnen kann. Dabey fehlt nicht die englische Vorliebe für eine gute Küche;

überall beschreibt er, was für Speisen es gegeben hat, wie sie bereitet waren u. s. w.

Im folgenden Jahre, nach dem Schluße der Sitzungen der Royal Society, besuchte er die romantischen Gegenden von Westmoreland. Aus diesem Aufenthalt stammen mehrere poetische Fragmente.

Im Herbst befand er sich schon unwohl. Die natürliche Frische und Lebhaftigkeit seines Geistes hatte gelitten. Seine Mutter, die er so innig liebte, wurde gefährlich krank; er hoffte noch auf eine fröhliche Familienvereinigung in Penzance. Aber seine Mutter, die sich anfänglich wieder zu erholen schien, starb plötzlich im September; dieß beugte ihn sehr und verschlimmerte seinen eigenen Zustand. Als er seinen letzten Vortrag in der Royal Society hielt, war er nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; er wurde so unwohl, daß er dem darauf gegebenen Essen nicht mehr beywohnen konnte. Im December 1826 hatte er einen Schlaganfall, in dessen Folge sich eine vorübergehende Lähmung der rechten Seite einstellte. Sobald es nur thunlich war, wollte er mit Zustimmung seiner Aerzte eine Reise auf den Kontinent antreten; er entschloß sich selbst mitten im Winter dazu und verließ London den 22ten Januar 1827, begleitet von seinem Bruder, der ihn bis nach Italien geleiten und dann auf seine Station nach Korfu gehen wollte. Sie hatten eine stürmische Ueberfahrt von Dover nach Calais und eilten, um Paris zu vermeiden, auf Nebenwegen durch die Picardie und Champagne nach Lyon; die Reisenden litten viel von der Kalte und den schlechten Wirthshäusern; doch ging es mit Davy's Befinden recht gut und sie kamen glücklich über den Mont Cenis, trafen aber dann in der Lombardei großen Schnee. In Ravenna erhielt Davy eine sehr freundliche Aufnahme bey dem päbstlichen Legaten, in dessen Palais er wohnte. Sein Bruder verließ ihn mit den besten Hoffnungen für seine Wiederherstellung.

In Ravenna fand Davy mancherley Beschäftigungen. Er war so weit wieder hergestellt, daß er ausreiten und jagen konnte. Den Abend las er oder unterhielt sich. Viel war er mit Byron's Dichtungen beschäftigt, wozu ihn wohl der Aufenthalt in Ravenna noch mehr veranlassen mochte; hier lebte die aus Byrons Leben bekannte Gräfin Guiccoli, die den Kranken selbst besuchte. Seine Notizenbücher aus diesem Zeitraum sind sehr reich und enthalten viele Plane zu neuen physikalischen Untersuchungen. Er machte auch selbst elektrische Versuche am Frosch und Zitterrochen, die jedoch zu keinem bestimmten Resultate führten. Ueber Zug und Wanderung der Vögel und Fische stellte er mancherley Beobachtungen an. Schon im April wandte er sich in seine geliebten Alpengegenden; am 15. April kam er in Görz an und gieng dann nach Laybach, wo er bis Ende May blieb und in den Alpenbächen fischte. Dann gieng er nach Grätz, besuchte Ischl und den Traunfall. Von Salzburg schrieb er an Gilbert und drückte den Wunsch aus, sich von der Leitung und directen Theilnahme an den Geschäften der Royal Society zurückzuziehen. Von Salzburg wandte er sich nach Bayern, besuchte München, zog aber bald wieder seinen Lieblingsgegenden, den Seen und Alpenbächen zu; er besuchte den Starnberger See, gefiel sich aber am besten am Chiemsee und Kochelsee. Ueber den Bodensee und Schafhausen ging er dann nach Zürich, an den Wallenstädter See, bog aber bald wieder nach Tyrol ein, wo ihn das Innthal besonders anzog. Sein Uebelbefinden scheint ihm jedoch nirgends eine rechte Ruhe gegönnt zu haben, denn er blieb überall nur kurze Zeit.

Im August war er schon wieder in Villach und in den Kärnthner Alpen. In Laybach bekam er gallichte Zufälle. Dieß mahnte ihn dann zur Heimreise. Im September ging er zum vierten Male über den Brenner und durch das Oberinnthal, das ihm sehr gefiel, über Füssen, nach Kempten. Zwischen hier und Ulm fiel ihm der üppige Wuchs des Hopfens bey Memmingen auf, den er bewunderte, und den er höher als irgendwo sonst sich ranken sah.

Aus St. Goar schreibt er von dem prachtvollen Abend, den er am Rhein genoß. Er war aber zu unwohl, um der Schönheit des herrlichen Stroms sich recht zu freuen. Er eilte rasch heimwärts und landete glücklich am 6. October in Dover. In London blieb er nicht lange, da er weder Gesellschaften besuchen, noch wissenschaftliche Arbeiten unternehmen konnte. Er brachte den November und December bey seinem alten Freunde

Roole auf dem Lande in Sommerset-shire zu. Hier schrieb er seine Salmonia oder Days of flyfishing; da ihm die Jahreszeit nicht erlaubte zu angeln und dabey zu denken und zu sinnen, so versetzte er sich in der Erinnerung in diese seine Lieblings-Beschäftigung.

Dieß kleine Werk, welches in England so viel Beyfall erntete, daß es mehrmals aufgelegt wurde, ist einiger Maaßen in der Anlage mit seines Lieblings-Schriftstellers Isaac Walton's Complete Angler or contemplative Man's Recreation übereinstimmend. Es ist in dialogischer Form abgefaßt und beschäftigt sich vorzüglich mit den Gegenständen der Angelkunst, mit den verschiedenen Arten der Gattung Lachs. Er beschränkt sich übrigens nicht bloß hierauf, sondern beschreibt die Geschichte und Lebensart dieser Fische und giebt eine Darstellung der besten und fischreichsten Flüsse Europa's. Eine Menge anziehende Betrachtungen der manchfaltigsten Art schließen sich daran an, indem die vier Freunde, Halieus, Ornither, Poietes und Physicus sich auf ihren Angel-Reisen unterhalten und einander ihre Ansichten und Erfahrungen mittheilen. Das große Talent, welches Davy hat, von den sinnlichen Gegenständen der Natur auf die übersinnlichen Beziehungen und Endursachen zurückzukommen, entfaltet sich hier im reichsten Maaße. Eine der gelungensten Darstellungen, wo die Freunde, nachdem sie ein Adlerpaar lange beobachtet hatten, auf den thierischen Instinkt und dessen Verhältniß zur Vernunft, zur menschlichen Erziehungsfähigkeit und dann zur Offenbarung kommen, ist mitgetheilt und macht den Wunsch sehr rege, wir möchten von dieser Salmonia eine ähnliche gelungene Uebersetzung erhalten, wie von den Last days of a philosopher, durch deren Uebertragung sich Herr von Martius viel Verdienst erworben hat. Für Engländer muß das Buch noch mehr Interesse haben, weil den Personen des Dialogs wahre Charaktere zu Grunde liegen. Halieus ist der als Mensch und Arzt hochgeachtete Dr. Babington, der seinem Freunde Davy bald in die Ewigkeit nachfolgte.

Wir nähern uns nun den letzten Tagen Davy's. Da er in England seine Genesung nicht finden konnte, erwachte in ihm eine neue Sehnsucht nach seinen geliebten Alpen. Er reiste Ende März von London ab, begleitet von einem jungen Arzte, James Tobin und eilte über den Rhein und die Donau ohne Aufenthalt nach Laybach, wo er fischte und jagte und naturhistorische Betrachtungen machte. Später ging er ins Traunviertel und brauchte die Soolenbäder in Ischl, kehrte aber bald nach Steyermark zurück, um den hohen Sommer in den Thälern an der Save zuzubringen, die er für die schönsten hielt, welche er gesehen hatte. Hier in der stillen Einsamkeit freute er sich der Entfernung von dem geräuschvollen London und hier entwarf er den Plan zu seinen „Letzten Tagen eines Naturforschers oder Tröstungen auf Reisen.“ Im October gieng er nach Triest, um seine Untersuchungen über den Zitterrochen fortzusetzen, und sendete die Resultate seiner Experimente an die Royal Society. Dieß war seine letzte Arbeit für die königliche Societät. Im November gieng Davy nach Rom. Trotz fortwährenden Uebelbefindens schrieb er hier mehrere Dialoge für seine Consolations in travel und arbeitete die Salmonia für die zweyte Auflage um.

Davy's Uebelbefinden vermehrte sich und die Lähmung der einen Seite nahm trotz der strengsten Diät und Lebensweise zu; doch arbeitete er mit Freudigkeit an seinem letzten Werke. Er mußte die Briefe an Freunde und Bekannte diktiren. Sein Bruder, von großen Besorgnissen getrieben, verließ seine Station in Malta und eilte nach Rom; er schildert die große Freude, welche Humphry über seine Ankunft empfand; dieser hatte sich sehr verändert, war bleich und mager geworden und ohne alle Hoffnung auf Besserung und Wiedergenesung; er wies auf freundliche, aber entschiedene Weise ab, was ihm der Bruder deshalb zum Troste sagte. Seine Seele war ausnehmend klar, heiter und ruhig und stets geduldig. John übernahm nun selbst die ärztliche Pflege; im April kam Lady Davy und brachte ihm die zweyte Auflage seiner Salmonia, was ihn sehr erfreute.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch. Vier Theile. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827 — 1837.

Mit Vergnügen kündigen wir unsern Lesern die Vollendung eines Werkes an, das, ein Resultat der Forschungen und Bemühungen beynahe eines Menschenalters, für die Begründung und Bereicherung der deutschen Sprachwissenschaft von unzuberechnendem Nutzen ist, und jedenfalls als ein Muster deutschen literarischen Fleißes und Scharfsinnes unsere höchste Achtung verdient. Ehe wir jedoch von dem Werke selbst, dessen Reichhaltigkeit und Gründlichkeit sprechen, wird es diensam seyn, vorerst einen Blick auf die Geschichte der deutschen Dialekte und ihre wissenschaftliche Behandlung zurückzuwerfen, damit die Eigenthümlichkeit, der Werth und die Würde dieses neuesten Idiotikons desto mehr ins Auge trete.

In der ältern Zeit behaupteten sich die germanischen Mundarten durchaus in ihrem Rechte und in ihrer Anwendung, wie im Umgang, so auch in der Schrift. Es gab, nach den zwey Hauptstämmen des deutschen Volkes, oberdeutsche und niederdeutsche Mundarten. So schrieben denn die Chronisten, die Depositäre der Zeitereignisse, in dem Dialekt ihrer Landesgenossen, und die Leutpriester sprachen zu ihren Zuhörern in der volksüblichen Mundart. Doch fand, seit undenklichen Zeiten, eine Bevorzugung des ober- oder hochdeutschen Dialektes immer Statt, und der niederländische trat immer mehr, in schriftlichen Documenten, in engere Grenzen zurück. Es hieng dieser Umstand von dem Stylus curiae und dessen Einfluß ab, so daß unter den Karolingern und deren Nachfolgern die fränkische Mundart, unter den Kaisern aus dem 11 — 13ten Jahrhundert die oberrheinische, unter den österreichischen, zumal seit Max I., die ost- und westlechische, als Hof- und Gerichtssprache sich geltend machten, welchem Gebrauche sich denn auch die Dichter und Redner, Gelehrten und Gebildeten jederzeit fügten. Und, nachdem nun vollends nach Erfindung des Bücherdruckes eine Einförmigkeit und Uebereinstimmung der Ausdrucksweise immer dringenderes Bedürfniß wurde, und überdieß Luther, durch seine Bibelübersetzung, der Hof- oder oberdeutschen Mundart einen gewissen Maßen heiligen Typus aufgedrückt hatte, so war die Fortdauer und Ausbreitung dieser Mundart, als Schriftsprache, fortan gesichert und begründet.

Das gemeine Volk jedoch in allen deutschen Landen ließ von der, von den Vätern ererbten eigenthümlichen Mundart nie und nirgends ab; und während die scandinavischen Dialekte und die holländische (plattdeutsche) Mundart sich sogar als eigene Schriftsprachen ausbildeten, bewahrten die übrigen Provinzen ihre Dialekte in unveränderter Frische und Reinheit; und nicht nur der gemeine Mann, sondern auch der Gelehrte und Gebildete, bediente sich des Mundartlichen mindestens im Umgange mit seines Gleichen und im Handel und Wandel des gemeinen Lebens durchaus, obwohl sie übrigens alle, sobald sie sich allgemeiner Verständigung versichern wollten, die Büchersprache, das Hoch- und Schriftdeutsche, zu sprechen und zu schreiben sich herbey ließen.

Mit dieser, zur Zeit noch allgemein üblichen Schrift- und Büchersprache befaßten sich nun ausschließlich die deutschen Sprachforscher und Sprachlehrer seit ungefähr drey Jahrhunderten, während die alte deutsche Sprache und die besondern Dialekte — jene als einer vergangenen Zeit längst ver-

fallen, diese als nur einer und der andern Provinz eigenthümlich und verständlich — bey Seite gelegt, ja wohl gar als fehlerhaft, als Archaismen und Provinzialismen, bezeichnet und verworfen wurden. Unter diesem beschränkten Gesichtspuncte faßte auch Adelung die Schriftsprache auf, die er, als hochdeutsche, in seltsamem Gegensatze, von der „groben" oberdeutschen Mundart ausscheiden, und als allein zulässige, richtige Ausdrucksweise gelten lassen wollte. Sein Wörterbuch, das übrigens von gründlicher, besonnener Forschung allorts Zeugniß giebt, galt fortan als Codex des hochdeutschen Sprachgebrauches; und während man, nach dem Vorgang dieses großen Forschers, die Formen der alten Sprache, so wie die „Unformen" der Dialekte höchstens als Belege der reinen, feinen „Meißnischen" Mundart und Bücherſprache anführte, in welcher das Edelgut aller Dialekte sich vereinigt und verschmolzen haben sollte: geriethen die gemeinen Mundarten in den Augen der Schriftgelehrten immer mehr in Mißachtung, ja Verachtung, die provinciellen Wörter und Formen wurden aus den Gerichten verbannt, von den Kanzeln verdrängt, in den Schulen verpönt, so daß jeder, der auf Bildung Anspruch machen wollte, sich wohl hütete, im Auskehricht der Landesſprache zu wählen, und in dem gemeinen Wegwurf Perlen suchen zu wollen.

Dessen ungeachtet gab es doch einzelne, vorurtheilsfreye Männer, die wenigstens aus Liebhaberey diese Wildgewächse auf der Almende des gemeinen Volkes ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und, zu ihrem Vergnügen, Florilegien anlegten. So — um nur von Oberdeutschen zu reden — Hübner, Zaupser, Rottmanner, Häslein (Nürnberg), v. Delling. — Andere Sprachforscher, indem sie die deutschen Dialekte unter sich und mit der alten Sprache obenhin verglichen, fanden Anhalts- und Vergleichungspuncte genug in den provinciellen Wörtern und Formen, um sie zu praktischen Zwecken und wissenschaftlichen Erörterungen benutzen zu können; wie Fulda, Popowitsch, Höfer, Kaindl. Man gieng noch weiter; man überzeugte sich, daß jeder, auch der gemeinste und dem Scheine nach verderbteste Dialekt ein organisches Leben, eine gesetzmäßige Bildung, ein in sich begründetes und mit den andern zusammenhängendes Wesen habe, daß die Mundarten nicht nur ein geschichtlich begründetes Recht hätten, zu existiren, sondern auch einen bedeutenden Antrieb und Zuwachs geben könnten zur Fortbildung, Bereicherung und Begründung der deutschen Sprache überhaupt, als reichhaltige Fundgrube für die Kunde der Natur, des Rechts, der Sitten, des Landes und des Volkes. Nach diesem Begriffe und in der wissenschaftlichen Ansicht behandelten Stalder den schweizerischen Dialekt, und Chr. Schmid den schwäbischen.

Erst aber seit ungefähr dreyßig Jahren gewann die Dialektologie ihre eigentliche Bedeutsamkeit für die Sprachwissenschaft, seitdem durch die Bemühungen von J. Grimm, Beneke, Lachmann, Docen, Graff u. a. die altdeutsche Sprache und Literatur, in ihren reichhaltigen Monumenten, wieder zum Vorschein gebracht, und für ihre Wörter und Formen Gesetze aufgefunden und Sammlungen angelegt worden. Es kam nun ins Klare, daß einerseits die strenge, etymologische und grammatische Begründung der neuern Sprache in der ältern fuße, anderseits diese selbst erst in den Dialekten, die, wie ein ungelichteter, großer Forst, neben einem künstlich angelegten Lusthain, in ewig verjüngter Kraft fortwuchern, ihre volle Erklärung und frische Ergänzung fänden, und daß überhaupt durch die Nebeneinanderstellung der ältern und neuern Schriftsprache und der noch lebenden Mundarten „die organische Einheit des gesammten germanischen Sprachstammes sichtbar werde, und der durchgehende Parallelismus, unter welchem seine Aeste von Knoten zu Knoten auseinander treten."

Von diesem streng wissenschaftlichen Standpuncte aus betrachtete und behandelte nun unser gelehrte Verfasser die Sprache der Bayern, ihre eigenthümlichen Wörter, Formen und Redensarten. Es ist darum dieß Werk mehr, als ein sogenanntes Idiotikon, das sich nur mit den noch lebenden Ausdrücken irgend eines besondern Landstriches beschäftigt; es ist zugleich ein Glossarium der altdeutschen, zumal oberdeutschen, von jeher gangbaren, oder doch sonst vorkommenden Wörter und Formen; und selbst als bloßes Idiotikon, das sich zunächst mit der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande,

befaßt, hat es eine so breite Unterlage gewonnen, daß diese Sammlung sich auch auf die übrigen oberdeutschen Dialekte, die sich ja ohnehin in allem gegenseitig berühren und ergänzen, wenigstens in ihren Hauptformen erstreckt und verbreitet. Es kann also dieses Wörterbuch nicht nur als nothwendige Ergänzung des Adelung'schen, so wie jedes andern gelten, da es die in der allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblichen Wörter enthält, sondern auch als Grund- und Musterbuch für ähnliche Werke angesehen werden, welche den Dialekt und eine gründliche Behandlung desselben zum Vorwurfe haben.

Die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, sind theils mündliche Ueberlieferungen, die er aus dem Munde des gemeinen Volkes abgelauscht, theils literarische Hülfsmittel, welche er S. XI. — XVI. der Vorrede namentlich aufzählt. — Eine Hauptschwierigkeit, die der richtigen Abfassung des Dialektischen und dessen Bezeichnung im Wege steht, ist der Umstand, daß der gemeine Mann die Wörter, um sich dieselben recht und gerecht zu bilden, durch Ausstoßung der Vocale und Consonanten, ja ganzer Sylben dem hochdeutschen Ohre nicht selten unverständlich, und zur Bezeichnung durch die gewöhnliche Schrift untüchtig macht. Der Verfasser suchte diesem Mißstande, der indessen alle Beachtung des Sprachforschers verdient, dadurch abzuhelfen, daß er jedes dieser Wörter, nachdem er es in gewöhnlicher deutscher Schrift aufgeführt, auch in der Form der dialektischen Aussprache bezeichnet hat. Hiezu reichte nun aber freylich unser Alphabet nicht hin, und es mußten namentlich die verschieden lautenden Vocale, e, durch besondere Zeichen modificirt, und durch eigene Orthographie näher bestimmt werden. Zur Erkenntniß derselben, überhaupt des Grammatikalischen, muß auf das, eben so gründlich als fleißig bearbeitete Werk des Hrn. Verfassers: „die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (München, 1821) hingewiesen werden.

Nachdem so jedes Wort, und dessen Form, auch in grammatischer Hinsicht angegeben und, wo möglich, auch in der ältern Sprache nachgewiesen worden: so wird es sofort in seinen verschiedenen vom Hochdeutschen abweichenden Bedeutungen klar und einfach bezeichnet, und in allen Ableitungen und Zusammensetzungen verfolgt, wozu denn reichhaltige Belege aus der mündlichen Ueberlieferung und aus älteren und neueren Schriften angeführt werden. Zuletzt kommt noch, wo es nöthig und thunlich ist, die Abstammung und die Verwandtschaft desselben zur Sprache, jedoch mit der größten Umsicht, so daß nur entschieden unzweydeutige Belege in den nächst verwandten, zumal germanischen Dialekten gegeben, und, mit Vermeidung aller weit hergeholten Conjecturen und einer prunkenden Sprachgelehrsamkeit, die bloßen Thatsachen in aller Treue hingestellt werden.

Um dieses Verfahren unsern Lesern einiger Maßen anschaulich zu machen, wollen wir ein kürzeres Beyspiel ausheben, welches man mit dem, was Adelung (v. Luge und lugen) und Chr. Schmid von dem, übrigens im Oberdeutschen sehr gangbaren, guten Worte, anführen, so fort vergleichen möge:

Luegen (schwäb. luəgə̃, altb. u. o.pf. seltener vorkommend luəgng, lougng), a) schauen (a Sp. luogên, gl. a. 141. 431. 443. 515. 556. i. 869. 873. 935), sichtbar seyn, zum Vorschein kommen, prominere; bey Otfr. schauen; das agf. locian, engl. locks, scheint mehr der Bedeutung, als der Form nach identisch). Luə', o. pf. lou'! sieh! gieb acht! louts! ey seht mir doch! „Der Fürst (Herzog Albrecht III.) lugat stätig zu aynem Venster aus, do sprach der arm Mann: gnädiger Her, ewr auſluegen ist mein groſſ Verderbn, wan jr solt merken mein clag." Gem. Reg. Chr. III. 563. Wstr. Btr. IV. 209. „Visere schawen, tueri luegen." Voc. v. 1445. luegen ze einem Ding, darauf sehen, deßhalb Sorge tragen. „Man luegte zu der Statt werlichkeit." Wstr. Btr. V. 194. „Trewlich dazu luegen, das chain schad geschech." Meichelbeck Chr. B. II. 123. — b) (Hoiß) lauern, aufpassen. „Darumb laureten und luegten sie eben auf sie" Av. Chr. Auf den Thürmen und Thoren luegen speculari. Gem. Reg. Chr. II. 60. 93. 107. oder Luegins-Land, Name ehemaliger Wartthürme z. B. in Nürnberg, Augsburg, München (wo noch ein Gäßchen nach einem solchen benannt ist). „Kaiser

Probus entwich in einen gar hohen weiten Thurn, den hätt er vor ein Wart oder Luge in das Land bauwen lassen.“ Av. Chr. — Der oder das Lueg, 1) der Lauerplatz, die Höhle. 2) Fuchslueg. Auch als Nom. Propr. für Localitäten üblich, z. B. der Paß Lueg im Salzburg, Sammler für Tyrol IV. 58. Duckher salz. Chr. 155.

„Es kamen auch mit guetem Fueg
Die Ramelstainer von dem Lueg,“

(alias zum Loch an der o. pf. Laber) Hund St. B. I. 310.

(Schluß folgt.)

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Schluß.)

An einem schönen Apriltag äußerte er den Wunsch auszufahren. Eine solche Fahrt in die herrliche, frühlingsgrüne Campagna erfrischte ihn wieder und erregte von Neuem die Sehnsucht nach den kühleren Alpengegenden. Er entschloß sich daher über Florenz, Carrara und Massa nach Genua zu gehen, wo ihn die prachtvolle Aussicht von den Appenninen über das Meer erheiterte und fröhlich stimmte. In Genua konnte er die Umgebungen der Stadt im offenen Wagen besuchen. Er gieng, immer in Begleitung seines Bruders, über Turin und den Mont Cenis; noch einmal sollte er die Alpenthäler im Frühlingsschmuck sehen und sein Herz an ihrer Pracht und Frische erquicken. Am 28. May traf er in Genf ein. Die letzte Tagreise war kurz gewesen, er hatte sich munter unterhalten und faßte wieder Hoffnung zur Genesung. Im Gasthofe lehnte er sich über das Fenster seines Zimmers und begrüßte den See; es kam ihm die alte Sehnsucht, die Angelruthe wieder auszuwerfen und sich an den kühlen Fluthen der Rhone zu ergötzen. Hier erfuhr er den Tod seines alten Freundes Thomas Young. „Ich war nicht gegenwärtig,“ erzählt sein Bruder, „als ihm Lady Davy diese Nachricht mittheilte; aber als ich zurückkam, sah ich ihn bewegt und er erzählte mir, wie tief es ihn ergriffen habe; er vergoß Thränen. Bald aber faßte er sich und sprach über gleichgültige Dinge.“

Nach dem Essen ließ er sich, wie gewöhnlich, vorlesen und um 9 Uhr bereitete er sich, zu Bett zu gehen. Beym Auskleiden stieß er sich heftig am Ellbogen gegen das Sofa. Die Wirkung war außerordentlich; er sank plötzlich zusammen, bekam ein allgemeines Zittern, fühlte heftige Schmerzen an der gestossenen Stelle und sprach von einem Gefühl, als wenn er sterben sollte. Man brachte ihn eilig ins Bett. Die schmerzhaften Empfindungen verloren sich indeß nach wenig Augenblicken und verschwanden völlig. Aeußerlich war nichts zu sehen; aber die allgemeine Wirkung des Stosses erschreckte seinen Bruder nicht weniger, als ihn selbst. Ein schwacher Fieberschauer stellte sich ein, er nahm eine Gabe Opium und wünschte noch, man solle ihm etwas vorlesen, damit er unter angenehmen Bildern einschlafen könne. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr wünschte er allein zu seyn; sein Bruder zog sich zurück, wurde aber schon um halb drey Uhr von dem Diener, der bey Davy schlief, geweckt. Er fand ihn bereits als einen Sterbenden, ohne Bewußtseyn, den Athem krampfhaft, den Puls unfühlbar.

Wenige Minuten nachher nahm er die letzten Athemzüge wahr. So starb Davy eines ruhigen Todes am 29. May 1829 Morgens 3 Uhr.

Man besitzt mehrere Abbildungen von Davy. Das Bild, welches dem ersten Bande der Biographie beygegeben ist, stellt Davy in seinem 23ten Jahre vor. Das Original befindet sich im Besitze seines Freundes Poole und ist gefertigt, als er sich im Anfange seiner glänzenden Laufbahn zu London befand. Man verweilt mit Vergnügen auf den zarten und geistreichen Zügen des jugendlich blühenden Angesichts, auf welchem der englische National-Charakter dem Beschauenden lebhaft entgegentritt.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch ꝛc.

(Schluß.)

Vielleicht auch Lue (Lou) bey Pfreimt so zu deuten. Luag scahharo Räuberhöhle, Otfr. 2, 11, 46; luog, plur. luogir gl. i. 934. u. 202. „Der leu in luoge sineme“ leo in spelunca sua. „Hol oder luoch antrum. In daz luoch, in speluncam.“ Windb. Psalt. „Diu gesah in einem steine ein vil wenigez luoch.“ (Das Kind Jesus) „hete da gehuttet in einem engen luoge.“ „Der luoch, do in sie muter intruoch.“ Wernh. Maria p. 173. 177. 188. 2) Im Spott oder Scherz: das Bett. „Wiə! aussərə mal aus'n Lueg! Die Lueg, Weibsperson, die gerne lauert, gafft. Der Lueger, die Luegerinn, Person, die auf der Lauer ist; die gerne lauert, gafft. „Kundschafter und Lueger“ Gem. Reg. Chr. III. 65. *) Der luegerturn Wartthurm, MB. XVIII. 199. Der Auflueger, Aufseher. Zur Aufrechthaltung der Fischerey-Ordnung am Starnbergersee sind zwey Auflueger, der obere und der untere, aufgestellt. „Die Fronboten, die sind Auflueger, das niemand pauwen sol an die Túl oder Maur. Münchner Magist. Verord. v. 1370. Wstr. Btr. VI. 94. Gem. Reg. Chr. II. 426. — Der Zuelueger bey den Salzwerken. Lori Berg R. 303. 390. — c) verluegen, überluegen, O. Pf. durch einen neidischen Blick (λοριὸν ὄμμα) bezaubern und an fernerem Gedeihen hindern; neugriechisch ματίζειν. Və'lou't, übe'lou't, also bezaubert. Dés is z. B. ə schêi's Stückl Vêihh, mit dem Beysatz: schollt 's kaə üb. ls Augh aə schauə, hört man oft. In gl. i. 554. mit luagalinemo ougin lubrico lumine (spectare sacram formam) ist wohl ein lüsternes zu verstehen.

Fragt man nun noch nach dem Umfange dieses Sprachwerkes, und nach der Reichhaltigkeit in dessen Artikeln, so dürfte schon, um einen ungefähren Begriff davon zu geben, die bloße Bemerkung genügen, daß allein, nach dem Ausweis des Registers (IV. B.), nahe an die 5000 Wortstämme in allen vier Theilen aufgeführt und erörtert werden. Um aber diesen überreichen Schatz des bayerischen Dialekts, wie er in diesem Werke erscheint, im Einzelnen vor das Auge zu stellen, und so ferner zu zeigen, welche große Ausbeute hier für die Sprache, das Leben und die Wissenschaft, zu gewinnen sey: wollen wir wenigstens die, dem Dialekte eigenthümlichen Stammwörter aus dem Buchstab R aufzählen, mit Umgehung jedoch aller Derivaten und Compositen, so wie der auch im Hochdeutschen üblichen, wenn auch durch Form und Bedeutung in der Mundart abweichenden Wörter. Es sind ungefähr folgende (Th. III. S. 1 — 175): rauen, raunzen, heulen, winseln, weinerlich bitten (auch schwäb.); — die Räben, die weiße Feldrübe; der Rabisch, das Kerbholz; der Rib, Wendung, Krümmung, Rank; der Robler (salzb.), Raufheld; die Robat, Scharwerk, Frohndienst; — rächsen, den Speichel mit hörbarem Laut herauf holen und auswerfen; rech, rauh, trocken; der Geruch, der Ruf, fama, „im Geruch der Heilig-

*) In Oberschwaben wird Lueger auch in der Bedeutung von Auge gebraucht, doch nur im verächtlichen Sinne. Thue deine Lueger auf, öffne deine Augen, gieb Acht! (wie auch Loser, Luser statt Ohren) Deßgleichen heißt das unwillkührliche, krampfartige Anstarren, Fixiren des Auges: der Lueger. Den Lueger hân.

Anm. des Ref.

keit;“ ruechen, übermäßig besorgt seyn, immer mehr zu bekommen; daher der Ruech, ein Habsüchtiger, ein Nimmersatt; — rackern, sich abmühen; der Reckholder (schwäb.), Wachholder; der Rick, fortlaufende Reihe, Gestell, um etwas daran aufzuhängen; der Ruck, Hairuck, Dunst in der Atmosphäre; rückeln, nach Rauch riechen oder schmecken; auch: mit Schnellkügelchen spielen; — raden, sieben, das Getreid reinigen; raideln, drehen, kräuseln; reden, sichten; reiden, wenden, flechten; der Rid, das Fieber (auch Ritt); der Ridel, Flechte, Geflecht; ridisch (rüdisch?), rauh, grob; rieden, reuten, räumen; wie roden; die Rodel, rotulus, Register, Liste; auch Art Kinderschlitten; rodeln, röcheln; rödeln, rollen machen; zu runden Kügelchen, zu Grütze mahlen; — der Rafen, der Dachsparren; die Rafel, das Vordach; das Reff, die Raufe; reffen, rupfen, zupfen; die Ruft, Schorf, rauhe Rinde; — ragen, starr seyn, rigere; der Raiger, der Reiher; der Rig, verschnittenes männliches Schwein; der Rigel z. B. Feld, Wald ꝛc., ein Strich, eine Strecke; ingleichen ein kleiner Balken, davon Rigelweg; item Art weibliche Kopfbedeckung (Rigelhaube), rigeln, rütteln; rogel, roglich, nicht ganz compact oder dicht gedrängt; die Rogel, Geldrogel, Düte, Geldrolle; rogeln, röcheln; die Rueg, gerichtliche Anklage; Vergehen, Verbrechen; Buße, Strafe; das Gericht selbst; das Rögklein, Brödchen aus Waizenmehl; der Rugk, Primitivform von Rücken; — die Rahen, Rachen, Holz oder Stange, welche die Bäume eines Floßes oder Waldschragens nach der Quer verbindet; Maßstab für aufgeschichteres Scheiterholz; reihen, reigen, mit weiten Stichen nähen, heften, zu Faden schlagen; röheln, rüheln, röcheln, wiehern; schreyen wie der Esel; — ralen (schweiz. rahelen), herumlaufen; wie rollen, rollzen (auch schwäb.), die Rollen, runde Schelle, niederf. Pingel; rülzen, schäckern; — der Räm, Ansatz von Schmutz, sordes; beramen, einen gerichtl. Termin festsetzen; der Rammer, Schafbock, Widder; die Rem, Gestell; (schwäb. Ram); der Riemen, Querholz im Wasserbau; Riemisch-Mehl, das Beutelmehl; der Rummel, Vorfall, Handel, Kriegslärm; — der Rampf, die Rinde, besonders vom Brod; rampfen, raffen; rimpfen, ritzen, und zusammenziehen; ramsen, ausschelten, corripere; — rän, schlank, schmächtig; der Rain, der Uferhang, z. B. Lechrain; rainen, abgränzen; renneln, Haber, Gerste, Erbsen ꝛc. enthülsen; die Rein, flaches Becken; der Reinank, gewöhnlicher contrahirt: der Renk, ein Fisch; die Ron, Baumstamm, besonders ein vom Wind sammt den Wurzeln ausgerissener; die Randen, die rothe Rübe, Range; der Ranken, der Fußknochen, Knochen; ranken, das ausgebreitete Heu ranken, es nach geraden Linien zusammenrechen (schwäb. loreyen); der Rinken, die Agraffe, (schwäb. die Schuhschnalle); die und der Runs, Runst, das Rinnen, Fließen; Rinnsal, Bach; der Raut, wie Rank; die Ranten, der Schößling; ranzen rec., sich strecken „sich ranzen und stranzen;“ — der Raup, Räupling, einjähriges Stück Rindvieh; fig. Taugenichts, Lotterbube; der Rupfen, der Wocken; Werg; Leinwand aus Werg; — rören, fallen oder rinnen lassen; — der Räß, Zeug, dessen Grund Lein und dessen Eintrag Wolle ist; räß, besondere vom Geschmack, stechend, recent; fig. heftig, muthig; der Räß, Honigwabe; die Reß, hochd. die Rösche; reisen, risen, riseln, sinken, fallen, klein regnen; ris, Bett-ris, bettlägerig; die Risen, Rinne an einem Berge; auch künstlich erbaute Rinne; das Gereusch, das Eingeweide, meistens von Thieren; die Rusch, die Ulme; ruschen, übereilt handeln; raspeln, eilfertig sammeln; der Reispel, Reiserbüschelchen; reispen, abreispen, abzupfen; auch reisten; die Reisten, Kaute, Knocke Flachses; die Riester, die Pflugsterze; der Roster, das Verzeichniß, die Liste; der Rüst, der Werkzeug, das Geräthe; — der Rat, Ratel, Trespe und Unkraut überhaupt; raiten, rechnen, Rechnung stellen; die Rait, Hof-raiten, Hofraum; die Reiter, das Sieb ꝛc.; das Reut, Gereut, der ausgereutete Platz; der Ritt (in Feder-ritt), schweiz. Ritte, f., Reite, Indelt; der Röthel, ein Fisch, vulg. Schwarzreiterl; auch ein Vogel, Stain-rötel; der Rott, Rost, rötten den Har, i. e. Flachs, ihn in Verwesung bringen, rösten; die Rutten, die Aalraupe; — der Ratz, Mülratz, die Ratte; der Retzel, Brey aus gekochtem Obste u. a. m.

Wir geben dieß Verzeichniß nur als ein dürftiges Excerpt, damit man sich überhaupt von dem reichen Material des Idioms und von dem Sammlerfleiß des Verfassers einen Begriff machen könne. Denn im Uebrigen hat man den wahren Reichthum der bayerischen, wie jeder andern Mundart nicht sowohl in den, dem Laute nach ganz eigenthümlichen, als vielmehr in solchen Ausdrücken zu sehen, die, obgleich auch im Hochdeutschen üblich und gangbar, doch nach dem Sinne verschieden sind. Und hier ist denn der Scharfsinn des Verf. nicht genug anzuerkennen: wie er jedes einzelne Wort nach dessen verschiedenen und mannigfachen Bedeutungen auflöset, zergliedert und erklärt, sodann in dessen Ableitungen und Zusammensetzungen überall hin verfolgt, und mit kritischem Sinn und historischer Kenntniß erörtert und bestimmt. Man lese nur z. B. den Artikel: Recht und richten (Th. III. S. 20 — 37), und vergleiche ähnliche Wörter, die in Handel und Wandel, überhaupt in den wichtigern Zuständen und Gegenständen des Lebens von vielem Gebrauch und großem Belang sind; und man wird finden, daß in lexikalischer Hinsicht das Vollständigste erreicht worden ist. Um aber den streng philologischen Scharfsinn und Forschungsgeist des Verfassers ganz würdigen zu können, wird man geradezu die einfachsten, unansehnlichsten Partikeln aufsuchen müssen, daran ein Wortforscher seine Wissenschaft am meisten erproben mag; wie ja auch der Naturforscher zunächst in der Erkenntniß und Zergliederung des Kleinsten seine Meisterschaft bewähren kann. Sofern dürfte unser Urtheil nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß durch dieses Werk, besonders in den zwey letzten Theilen, wir für die Erforschung der alten Sprache überhaupt, so ins Besondere auch für die Etymologie bedeutende Aufklärungen und Berichtigungen erzielt worden seyen.

Aber nicht bloß in rein sprachwissenschaftlicher Hinsicht behauptet dieses Wörterbuch einen hohen Werth, und setzet sich ein würdiges Ziel vor, sondern auch in praktischer, zunächst auf den Gebrauch im Leben absehenden Beziehung wendete der Verf. überall sein Augenmerk hin, und behandelte solche Materien, welche die Art und Sitte, die Spiele, Gewohnheiten, Rechts- und Lebensverhältnisse des

Volkes betreffen, mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit. „Neben dem Wörterbuchmacher — sagt der edle, bescheidene Verf. (Vorrede S. XVIII.) — drängt sich nicht selten der Mensch hervor, welchem es hinwieder oft genug eine Art Trostes war, sich so viel als möglich über jenem vergessen zu können.“ Wir andern werden ihm für derley Excurse und Allotrien nur desto mehr Dank wissen; denn uns liegt zumeist daran, das Volk nicht bloß aus dessen Sprache, die ja selbst nur der Typus des Charakters ist, sondern auch aus allem, was aus dem Wesen seines Geistes und Gemüthes entspringt und damit zusammen hängt, bis auf dessen Derbheiten und Nacktheiten, kennen zu lernen. Erst dadurch gewinnt ein Werk dieser Art ein allgemeines Interesse; und, wenn einerseits der Historiker, der Geograph, der Naturkundige, der Rechtsgelehrte in ihren Fächern hier allorts Andeutungen und Aufschlüsse finden, so erhält anderseits auch der Freund des Volkes, der Redner, der Dichter, jeder sein bescheiden Theil, so daß wir alle, zufrieden gestellt, dieses reichhaltige Panorama des Volkslebens beschauen mögen.

Ueber die eigenthümliche, etymologisch-alphabetische Anordnung des Wörterbuches, hat der Verf. selbst (Vorrede S. V — VII) genügende Aufklärung gegeben, und, wie uns dünkt, überzeugende Gründe vorgebracht. Um jedoch auch denjenigen, welche nach einer schlechthin alphabetischen Ordnung zu verfahren gewohnt sind, das mechanische Nachschlagen zu erleichtern, hat er sich die Mühe genommen, das, schon oben erwähnte, vollständige Verzeichniß aller Wortstämme zu verfertigen und anzufügen, wodurch denn, da Band und Seitenzahl bey jedem Worte genau angegeben sind, das Auffinden keiner Schwierigkeit mehr unterliegt.

Uebrigens macht uns der Hr. Verf. (laut Vorrede Th. III. S. IV.) die erfreuliche Hoffnung zu einem dereinstigen Nachtrag, besonders mit Rücksichtsnahme auf die ältere Sprache; und wir können eine um so reichhaltigere Ausbeute erwarten, da die berufsmäßige Beschäftigung mit den Handschriften der Münchner Bibliothek in den letztern Jahren dem Verf. zur Bereicherung seiner Sammlung vielfache Gelegenheit darbot. Auch dürfen wir uns der Zuversicht hingeben, daß die Verlags-

Buchhandlung, die sich „des wenig lohnenden Werkes“ seither mit seltener Uneigennützigkeit angenommen, zur Fortsetzung, vielmehr Ergänzung desselben fernerhin freundschaftliche Hand bieten werde.

Das Werk ist Sr. Majestät dem König Ludwig von Bayern gewidmet, „dem großsinnigen Veranlasser dieses Versuches über Sprache, Art und Sitte Seines Volkes“ — „ihm, dem Gründer so vieles Großen, der nicht verschmähte, auch zu diesem Kleinsten die Samenkörner zu streuen.“

L. Aurbacher.

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, Band XXXXI. (Zweyter Reihe Bd. IX.) 1837.

A. Mechanik. Hr. Prof. Fechner giebt (S. 501) eine mathematische Theorie der zu wenig bekannten Kniepresse, so wie sie der Mechanikus Fuchs in Leipzig zwischen 3 und 5 Reichsthalern als Siegelpresse und zu Collegienversuchen verfertiget.

B. Das Maximum der Dichtigkeit des Flüssigen untersucht H. C. Depretz in zwey Abhandlungen. Es ergab sich, daß dieses Maximum für reines Wasser auf 3°, 988 C fällt. Für Salzauflösungen aber fand H. Depretz, daß es nicht eine einzige Flüssigkeit gebe, welche nicht entweder über oder unter dem Gefrierpuncte ein Maximum zeigt. Lösungen, welche 1 — 5 hunderte Theile der festen Substanz enthalten, gehören zu den ersten, welche mehr enthalten, zu den zweyten. Was in's Besondere das Meerwasser betrifft, so behauptet Hr. D. sein Maximum falle auf — 3°, 67 C. Nun hatte H. A. Ermann früher aus seinen Versuchen geschlossen, das Meerwasser habe sein Maximum über 0°. Durch H. D's. gegentheilige Behauptung veranlaßt nahm er seine Untersuchungen und Berechnungen neuerdings (S. 72 — 98) auf, woraus ihm hervorgeht, daß die Temperatur, bey welcher eine Salzlösung das Maximum der Dichtigkeit erreicht, seyn müsse $= -3°, 67 \pm \sqrt{-137,°5}$, d. h. eine imaginäre Zahl, die den Beweis liefert, daß eine solche Temperatur gar nicht vorhanden ist. „Den Grund dieser Verschwindung des Dichtigkeitsmaximums werden wir aber erst dann erkennen, wenn wir über die Entstehung desselben beym Wasser oder bey andern Körpern einige wesentliche Rechenschaft besitzen werden, bey einem Zustande unserer Kenntnisse von den Cohäsionskräften, welcher von dem jetzigen durchaus verschieden seyn wird.“

Ueber denselben Gegenstand hatte auch H. J. G. Mulder schon vor mehreren Jahren Untersuchungen angestellt, und untersuchte nun neuerdings das von 14 Orten verschiedener Länge und Breite erhaltene Wasser, woraus (S. 498 — 501) sich ergab, daß 1) die Dichtigkeit veränderlich, 2) im atlantischen Meere aber sich keine bestimmten Unterschiede annehmen lassen, und 3) die Variationen überhaupt so gering sind, daß schon kleine Ursachen dieselben bewirken können. Im Mittel fand er die Dichtigkeit = 1,0275.

C. Wärme. a) Seit den beynahe gleichzeitigen Untersuchungen Dalton's und Gay Lussac's (also seit ungefähr 30 Jahren) hatte man bey allen Berechnungen, worin die Ausdehnung der Gase mit vorkömmt, den von diesen Experimentatoren angegebenen Werth 0,375 zum Grund gelegt. H. F. Rudberg untersucht nun diesen wichtigen Gegenstand neuerdings, und zeigt aus seinen in Rechnung genommenen vielfach abgeänderten und sorgfältig angestellten Versuchen (S. 271 — 293), bey welchen er die Abkühlung erwärmter Gasarten und Bestimmung der Volumensverminderung zum Grund gelegt, daß die Ausdehnung der trockenen Luft, und ohne Zweifel aller anderen trockenen Gase zwischen 0° und 100° C. nicht 0,375 der Volumeneinheit bey 0°, sondern nur 0,634 bis 0,635 betrage.

b) Seit 1815, in welchem Jahre Gay Lussac seine schönen Arbeiten über die Verdünstungskälte in trockener Luft bey verschiedenen Temperaturen bekannt machte, hat dieser Gegenstand vorzüglich durch die Erfindung des Augusts'schen Psychrometer die Untersuchungen deutscher und englischer Physiker beschäftiget, und unter diesen am neuesten den H. Prof. Apjohn in Dublin. Gleichzeitig mit demselben hat auch H. C. G. Sauermann (S. 471 — 492) ähnliche Untersuchungen mit großer Sorgfalt unternommen. Allein er gesteht, daß seine Resultate, wie die Apjohn's, und die früheren von Delaroche und Berard bis jetzt unvermeidlichen Fehlern unterliegen. Wollte man aber die Mittleren aus diesen drey Versuchsreihen als der Wahrheit am nächsten kommend annehmen, so würde die specifische Wärme der verschiedenen Gasarten verglichen mit der der Luft bey gleichen Volumen folgende Werthe geben:

Atmosphär. Luft	= 1,0000
Sauerstoff . .	= 0,9859
Wasserstoff . .	= 1,4653
Stickstoff . .	= 0,9964
Kohlenoxyd .	= 1,0357
Stickstoffoxydul	= 1,2128
Kohlensäure .	= 1,1128.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. Mit Anmerkungen von Dr. Ernst Wilhelm Fabri, Professor am k. b. Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag 1837.

Die Arbeit eines befreundeten Collegen zu recensiren ist jedenfalls ein mißliches Geschäft, da selbst das gerechteste Lob in solchen Fällen dem Schein der Parteylichkeit ausgesetzt ist. Referenten kommt jedoch die allgemeine Anerkennung zu statten, welche Fabri's früheren Schriften zu Theil geworden ist, so daß er sich auch als College nicht scheuen darf, diese Ausgabe zweyer Bücher des Livius für eben so nützlich und gut zu erklären, als es zugestandenermaßen des Verfassers Arbeiten über Sallustius sind. An diesen haben die competentesten Richter, z. B. Kritz, den löblichsten Fleiß, die genaue Kenntniß der lateinischen Sprache, ein feines Gefühl für die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers und einen vorzüglichen exegetischen Takt gerühmt; an vorliegender findet sich Ref. als Schulmann berufen besonders diejenigen Eigenschaften hervorzuheben, durch welche sie vor vielen andern der Schule nützt. Was der Verfasser sagt, er mag Stellen kritisch oder exegetisch behandeln, oder einen Sprachgebrauch, eine Ausdrucksweise des Livius erläutern, fördert den Schüler im Verständniß des Schriftstellers um so mehr, als die Form, in welcher er es sagt, bey aller Nettigkeit und Gewähltheit des Ausdrucks sich fern hält von jener Sucht mancher neuerer Interpreten, in vornehmen, philosophisch klingenden Redensarten eine Tiefe der Auffassung zu affectiren, die sich bey näherer Betrachtung als trübe und neblicht erweist. In dieser Ausgabe versteht der Schüler, was ihm gesagt werden soll, ein allerdings einfacher, aber der Schulmann wes wie hoch anzuschlagender Vorzug derselben. Darum kann der Lehrer auch fordern, daß sich der Schüler, der das gerne thut, wenn er sich gefördert fühlt, den Inhalt der Anmerkungen bey der Vorbereitung wohl eingeprägt habe, und gewinnt hiedurch, indem er sich in der Erklärung des Einzelnen so tüchtig vorgearbeitet findet, um so eher Zeit, durch anregende Fragen, wiederholende Zusammenfassungen, scharfes Bezeichnen der Höhepuncte der Erzählung, und durch alle jene zahllosen, schriftlicher Darstellung schwerlich erreichbaren Mittel, durch welche der Practiker dem jedesmaligen Bedürfniß seiner Schüler zu Hülfe kommt, im Geiste derselben das Bild, welches der Schriftsteller durch seine Rede hervorbringen wollte, gleichsam neu zu erzeugen. Ref. gebraucht Fabri's Buch bey seinem Unterricht mit dem merkbarsten Nutzen, und hält sich deshalb um so mehr für berechtigt, es einestheils allen Erklärern des Livius dringend zu empfehlen, anderntheils aus der unmittelbaren Erfahrung der Lehrpraxis her einige Wünsche zu äußern, die der Hr. Verfasser bey der etwaigen Fortsetzung seiner Arbeit, die einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft, vielleicht zu berücksichtigen geneigt ist. Während nämlich Referent fast nirgends Grund gefunden hat, von Fabri's Erklärungen in den wichtigsten Stellen abzuweichen, wünscht derselbe doch hin und wieder in der Interpretation einige Puncte mehr beachtet.

Was zuvörderst die Composition der Geschichtserzählung selbst betrifft, so bietet diese freylich sehr wenig Stoff zu Bemerkungen für eine Schulausgabe dar. Irrt indessen Referent nicht sehr, so konnte die Stellung der Charakteristik Hannibals (c. 4) unmittelbar vor und nicht irgendwo mitten in die Erzählung des Krieges, wie sie dem Geschichtschreiber sehr hoch anzurechnen ist, so auch dem

Schüler als sehr bedeutsam bezeichnet werden. Das Conterfey des Dämons dieses Krieges, wie Hannibal c. 10. von Livius selbst genannt wird, bereitet den Leser auf einen Feind vor, wie der römische Mars noch mit keinem gerungen; es ist, in die Vorhalle der Kriegserzählung gestellt, in einem weit höheren Sinne als der c. 29. geschilderte Reiterkampf des omen belli. Manchem wäre vielleicht auch ein Wink willkommen gewesen zum rechten Verständniß jener Sage von der Riesenschlange, die Hannibal im Traume sich hat nachkriechen sehen, und die ihm der Gott trüglich als die vastitas Italiae deutet, während sie nach dem ächt tragischen Charakter der Sage das Verderben ist, das der Ferse des rasch vorschreitenden Kriegers folgt, und aufs lebhafteste an Juvenals (X. 159) unvergleichliches exitus ergo quis est? etc. erinnert.

Doch dergleichen Bemerkungen darf man wohl vom Lehrer fordern, nicht aber von dem Ausleger, der sich zu seiner Aufgabe Erklärung des Sprachlichen gemacht hat. Aber näher hängt mit diesem die Erläuterung der Gedankenentwicklung zusammen, und daß diese besonders bey den Reden mündlich gegeben werden muß, wenn die nicht selten bewundernswürdige Oekonomie derselben dem Schüler zur Anschauung kommen und nicht alle Erklärung, zu jener höchst verwerflichen aspersio notularum, die den Inhalt nicht berühren, herabsinken soll, das unterliegt wohl keinem Zweifel. Lag es nun allerdings dem Plane des Verf. fern, von den Reden förmliche Dispositionen zu liefern, so wäre doch wenigstens die Angabe der rhetorischen vom Schriftsteller weggelassenen, logisch aber nothwendigen Träger der Gedankenentwicklung, der Verbindungspartikeln nämlich, nach des Ref. Dafürhalten nicht unzweckmäßig gewesen. So z. B. in Hanno's Rede gegen Hannibal c. 10. Der Redner sagt §. 3 — 6: Ich habe euch beschworen, Hannibal nicht nach Spanien zu lassen; da aber meine Warnungen vergeblich waren, so werdet ihr was Hannibal jetzt an Sagunt thut an Carthago gerächt sehen müssen. Wenn nun unmittelbar folgt: Utrum hostem an vos an fortunam utriusque populi ignoratis? — so verlangt dieser Satz, als Begründung des Vorhergehenden, logisch ein Denn.

Heißt es nun weiter: daß Hannibal an den Gesandten Roms das Völkerrecht verletzt habe, diese jedoch nicht alsbald Rache begehrt, sondern erst auf friedlichem Wege Genugthuung verlangt hätten, daß Rom dem Staate keine Schuld zurechnen, sondern nur den Verbrecher ausgeliefert wissen wolle; so giebt der Redner hiemit etwas seiner obigen Behauptung (ihr werdet Sagunt an Carthago gerächt sehen müssen) scheinbar Widersprechendes zu, als hätte er den Concessivsatz gebildet: Zwar verfährt Rom jetzt noch sehr gemäßigt; — setzt jedoch diesem Zwar das dessen Instanz entkräftende Aber entgegen in dem gleich folgenden quo lenius agunt, segnius incipiunt, eo quum coeperint vereor ne perseverantius saeviant, welcher Befürchtung sofort die Erwähnung des ersten punischen Kriegs zur Stütze dient, in welchem doch nicht ein Knabe wie Hannibal, sondern ein Hamilkar Feldherr Carthago's gewesen. Aber fährt der Redner fort, wir wurden besiegt, weil wir bundbrüchig waren, wie jetzt (§. 8, 9.); folglich (§. 10.) ist Hannibal's jetzige Belagerung Sagunts eigentlich eine Bestürmung Carthago's. Damit uns nun dieses Schicksal, das ich warnend voraus verkündige, nicht wirklich treffe, gebe ich den Rath (so läßt sich etwa der erfahrungsgemäß selbst fähigen Schülern schwierige Sinn des Redeschlusses zusammenfassen), und zwar nur als politischer, nicht als persönlicher Feind der Barciner, den Hannibal auszuliefern, da man ihn ohnehin, auch wenn seine Auslieferung Niemand fordern würde, als beständigen Friedensstörer ans Ende der Welt verbannen sollte.

Während also die Sinnerklärungen dem Referenten in der angegebenen Weise hin und wieder einige Ergänzung zuzulassen scheinen, bleibt dagegen bey den eigentlich sprachlichen Anmerkungen innerhalb der Grenzen, die sich der Hr. Verf. laut der Vorrede p. VII. selbst gesteckt hat, nur sehr wenig zu wünschen übrig. Syntaktisch und phraseologisch hat Fabri seinen Schriftsteller mit der lobenswerthesten Gründlichkeit behandelt, und nur, weil Ref. wünscht, zur möglichsten Vervollkommnung des ihm werthen Buches ein Geringes beyzutragen, erlaubt er sich zu einigen Kapiteln von lib. XXI. eine kleine Nachlese zu geben. Cap. 1. 2. konnte das dem aufmerksamen Schüler nach neque—neque auffallende et haud ignotas belli artes inter se

—conserebant durch die Bemerkung erläutert werden, daß haud hier nicht mit dem Verbo finito, sondern, um eine Litotes zu bilden, mit ignotas verbunden sey, und im folgenden ϛ wegen der nicht mit gleicher Berechtigung stehenden Conjunctive inferent, crederent auf die Grammatik, z. B. Zpt §. 551. verwiesen werden. Wichtiger noch war es c. 2, 1. bey (Hamilcar) ita se — in Hispania augendo Punico imperio gessit, einem trotz seiner Häufigkeit von den Grammatikern noch unbeachteten Gebrauch des Ablat. Gerundii oder Gerundivi Anerkennung zu verschaffen, dem gemäß derselbe nicht bloß, wie immer angegeben wird, als Instrumentalis steht, sondern auch zur Bezeichnung der Umstände, unter welchen, oder der Art und Weise, auf welche die Haupthandlung geschieht. Ein unter Siegen, nicht durch Siege, ergrautes Heer heißt 25, 19 exercitus vincendo veteranus, wie Hannibal selbst 30, 28 senex vincendo factus. Von Camillus heißt es 5, 22, die Gemeinde habe ihm für die Beute nicht gedankt, qui ad senatum malignitatis auctores quaerendo rem arbitrii sui rejecisset, von Scipio 28, 13: modica contrahendo auxilia Castulonem pervenit. In diesen und noch vielen andern Stellen ist der Ablat. Gerund. der Kraft nach ein Partic. Praes. Activi. So auch hier; nicht dadurch, daß —, sondern indem oder während er Carthago's Herrschaft ausbreitete, benahm sich Hamilkar auf eine Weise, die auf höhere Plane schließen ließ. In demselben Cap. §. 5., wo es heißt: is (Hasdrubal) — hospitiis regulorum magis conciliandisque per amicitiam principum novis gentibus, quam bello aut armis rem Carthaginiensem auxit, stößt der Schüler bey aut an, das ihm erklärt werden muß durch die negative Kraft des zweyten Gliedes einer mit dem Compar. und quam gemachten Vergleichung, vermöge deren die Glieder der letzteren sich so umstellen lassen, non bello aut armis, sed hospitiis regulorum magis etc. rem Carth. auxit, wie z. B. 26, 39 med. steht: non vi aut virtute, sed proditione ac furto Tarentum amissum. Hiedurch ist dem Schüler der Ausdruck auf die ihm bekannte Regel (Zpt. §. 337.) zurückgeführt. Das angeführte Beyspiel konnte zugleich dienlich seyn, ihm zu zeigen, warum der Schriftsteller auch hier die Synonyma brauche. In den Worten des letzten ϛ von Cap. 3: Ego istum juvenem domi tenendum — censeo rührt das Gewicht des ego, das es am Anfang eines das Thema der Rede zusammenfassenden Schlußsatzes hat, von dem Gegensatz her, in welchem sich mittelst desselben der Sprechende mit allen Andersmeinenden oder den Zuhörern überhaupt stellt, was aus dem letzten der von Fabri gegebenen Beyspiele 34, 4 extr.: ego nullo modo abrogandam legem Oppiam censeo; vos quod facitis, Deos omnes fortunare velim deutlich hervorgeht. Wir bemerken diese Kleinigkeit nur, um bey dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, daß man doch nie dem Schüler die bevorzugte Stellung eines Satztheils aus dem Nachdruck, den er habe, erklären möge, ohne zugleich die Quelle dieses Nachdruckes im logischen Gegensatz aufzuzeigen. — Cap. 4, 1 lesen wir: Pauci ac ferme optimus quisque Hannoni assentiebantur; sed, ut plerumque fit, major pars meliorem vicit. Hier war vielleicht die Bemerkung am Orte, daß pauci, je nachdem in ihm das negative oder das affirmative Moment vorherrscht, bald bedeutet: Einige, aber nur Wenige, bald, wie hier: Wenige, aber doch Einige. Denn im ersteren Falle konnte nur sed, nicht ac, folgen, während doch der Satz zweifelsohne den Sinn hat: Zwar stimmten allerdings einige Senatoren und namentlich alle wahren Patrioten dem Hanno bey, aber die schlechtere Mehrheit drang durch.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung).

c) Ueber das Gefrieren liefert (S. 492—498) H. Deprez sehr interessante Beobachtungen. Es geht daraus hervor, daß die richtige Definition des Gefrierpunctes sey: die constante und stationare Temperatur eines und desselben Körpers, wie sie das Thermometer anzeigt, wenn die Erstarrung beginnt, oder vielmehr begonnen hat. Also Gefrierpunct = Schmelzpunct.

Bekanntlich wird das Gefrieren durch Erschütterung befördert. Es giebt aber eine nicht beträchtliche Erschütterung, über welche hinaus eine Verstärkung des Schüttelns das Gefrieren mehr verzögert als beschleuniget. Eingeschlossen in Thermometerröhren wird das Gefrieren bey jeder Lösung um mehrere Grade verzögert.

Der Gefrierpunct des Wassers wird durch fremde Substanzen erniedriget, und nach der obigen Definition sind die Senkungen beynahe den Mengen der hinzugefügten Substanzen proportional.

Bekanntlich vergrößern viele Körper beym Gefrieren ihr Volumen, an manchen aber beobachtete Hr. Depretz eine bedeutende Volumsverringerung. Sie haben also auch kein Maximum der Dichtigkeit. Dahin gehören Margarinsäure, Oleinsäure, Stearinsäure, Olivenöl, Cetin, Paraffin, und Naphtalin, welche selbst die nicht stickstoffhaltigen organischen Körper repräsentiren können.

d) Thilorier's merkwürdige Versuche, Kohlensäure flüßig und starr darzustellen, und durch sie bedeutendere Kältegrade herzustellen, veranlaßte Hrn. Pouillet, diese Kältegrade nach hunderttheiliger Skale scharf zu messen (S. 144 — 152). Er bediente sich dazu des Brenes, welchen H. Thilorier aus Schwefelsäure und fester Kohlensäure bildet, und fand durch einen Luftpyrometer mit Glasbehälter — 78°85 C., mit Platinbehälter — 78°. 87 C., durch eine thermoelektrische Kette aus Wismuth, Kupfer und der Sinusbussole — 78°, 75. Daher fällt der Schmelz (Gefrier) punct des Queckſilbers auf — 40°, 5 C. und der Gang eines Alkoholthermometers unter 0° bis — 80° C stimmt mit dem Luftthermometer vollkommen überein.

D. Luftpumpe. H. N. Loewenthal in Danzig beschreibt (S. 442 — 446) eine neue Art der Luftpumpe, bey welcher unter andern Vortheilen anstatt des Hahnes Ventile angebracht sind, wodurch der schädliche Raum gänzlich vermieden, die Luft bis auf's äusserste verdünnt werden, und die Pumpe selbst weniger kosten soll.

E. Um das specifische Gewicht der Dämpfe leichter berechnen zu können, liefert der Hr. Herausgeber der Annalen (S. 450 — 474) eine Anweisung und Tafeln, die gewiß Jedem, der mit solchen Untersuchungen beschäftigt ist, äusserst willkommen seyn müssen, aber ihrer Natur nach keines Auszuges fähig sind.

F. Licht. a) Für den schwierigen Fall, wo der Effect der von einem beliebigen Puncte ausgehenden Lichtstrahlen beym Zusammentreffen mit einem neuen beliebigen Puncte gesucht wird, besitzen wir nur die Reihe der von Fresnel angestellten Beobachtungen und trefflichen Berechnungen. Aber sie leiten nicht einmal die Tafeln der Maxima und Minima von einem bestimmten, leicht überschaubaren Gesetze her. H. Knochenhauer in Meiningen sucht diesem Mangel durch eine scharfsinnige Umänderung der Fresnel'schen Grundformel für die Intensität des an der Kante eines dunklen Schirmes vorübergehenden und gebeugten Lichtes (S. 105 — 116) abzuhelfen, indem er diese Formel, auf geeignete Weise modificirt, wodurch ihm Ausdrücke für Maxima und Minima und ihre Abstände von der Schattenkante hervorgehen, welche, wie eine 7 Maxima und Minima darstellende Tafel nachweiset, mit den Fresnel'schen Resultaten meistens bis auf die vierte Decimale zusammenstimmen. Dasselbe ist der Fall bey der Umänderung der Formul für Lichtstrahlen, welche durch eine enge Spalte gehen.

b) Eine ähnliche Behandlung findet (S. 512 — 520) aus Airy's Darstellung der Undulationstheorie in seinen Mathematical Traits (2 Edit. p. 301) die Theorie der Farben dünner Blättchen, a) wenn ein Wellenzug auf zwey Glasplatten fällt, die durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind, b) wenn zwey beynahe oder ganz rechtwinkliche Glasprismen mit ihren Hypothenusen fast in Contact gebracht werden, und auf sie das Licht so einfällt, daß der Winkel der innern Incidenz an der Hypothenusfläche beynahe gleich ist dem Winkel der totalen Reflexion.

G. Lampen. S. 198 — 201 werden von H. Heß zwey neue Einrichtungen von Lampen, die eine für Analysen organischer Körper (von Heß), die andere (von Peclet) als Glasblaslampe beschrieben, und Seite 446 eine dritte zur Beleuchtung von Beale erfunden von dem Herausgeber beschrieben.

H. Magnetismus. H. Kreil (Adjunct an der Sternwarte zu Mailand) ertheilt (S. 521 — 538) Nachricht über die daselbst angestellten Beobachtungen der Declination, Inclination und horizontalen Intensität des Magnetismus. Nach denselben war die Declination abnehmend vom 18. bis 23. October 1836 von 18° 55′ auf 18° 36′. Die Inclination war vom 23 — 26. October im Mittel 63° 44′, 65, die Intensität vom 15 — 25. October im Mittel 2,01859. H. K. macht aus seinen Beobachtungen aufmerksam auf ein fast regelmäßiges Wachsen und Abnehmen der Schwingungsdauer, dessen Periode ein Monat ist. Im Winter und Frühling fielen die kürzesten, im Sommer und Herbst die längsten Schwingungen mit dem Neumonde zusammen.

Gewitter ließen keinen Einfluß auf die Nadel bemerken, wohl aber das Nordlicht des 18. Octobers, und das Erdbeben am 20. July Mittags.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. etc.

(Fortsetzung.)

In den Worten des zweyten Paragr.: eundem vigorem in vultu vimque in oculis, habitum oris lineamentaque intueri konnte auf die asyndetische Zusammenstellung der beyden Paare von Begriffen aufmerksam gemacht, und dieselbe aus dem Gegensatz erklärt werden, in welchem die im Auge und Blick sich kundgebende Gesichtsähnlichkeit mit der vom Knochenbau bedingten steht. So stehen auch 8, 1. extr. in den Worten: qui nec, ut Samnites, in pace amicitiam, nec, ut Campani, auxilium in bello petissent, nec in fide populi Romani, nec in ditione essent zwey Paare von Begriffen, deren jedwedes durch nec — nec gebildet ist, in einem explicativen, durch ac propterea zu erklärenden Asyndeton oppositionsartig beyeinander, gerade wie in 9, 34 sub fin.: te nec quod dies exit censurae, nec quod collega magistratu abiit, nec lex, nec pudor coercet. Ueberhaupt bedarf das Asydeton der lat. Sprache sowohl in Absicht auf seine Natur und seinen verschiedenartigen Ursprung, als hinsichtlich der eigenthümlichen Vorkommenheiten bey den einzelnen Schriftstellern einer genaueren Untersuchung. Einiges bemerkt Fabri sehr richtig zu 21, 58, 4; 22, 3, 13. — Im 9ten Paragraphe, welcher Hannibals sittliche Gebrechen aufzählt, konnten die nach crudelitas, perfidia stehenden Ausdrücke nihil veri, nihil sancti als merkwürdige Versuche des Geschichtschreibers betrachtet werden, dem so fühlbaren Mangel seiner Muttersprache an Substantiven abzuhelfen; denn er will damit offenbar die Begriffe: gänzliche Unwahrhaftigkeit, Unsittlichkeit ausdrücken. Es wäre gewiß eine höchst interessante Untersuchung, den Mitteln nachzuspüren, durch welche die lateinischen Schriftsteller, denen bey dem sich mehr und mehr erweiternden Kreise der Vorstellungen jener Mangel immer drückender werden mußte, ohne vom Genius ihrer Sprache abzufallen, aus deren Vermögen die fehlenden Substantiva zu ersetzen sich bemühen. Mit der Zeit und schon bey Livius werden Fügungen, wie occisus Praetor moerore Patres affecit, die Krebs im Antibarbarus mit Unrecht als unklassisch verwirft, immer häufiger, die Substantivirungen anderer Redetheile immer gewagter, bis endlich alle Scheu schwindet, sich innerhalb der vom Wesen der Sprache gesetzten Schranken zu behelfen und eine Masse barbarischer neugebildeter Substantiva die Rede verdirbt. — Eine Bemerkung hätte Ref. auch gewünscht zu c. 11. 4: ut vero pro concione praedam captae urbis edixit militum fore, adeo accensi omnes sunt, ut, si extemplo signum datum esset, nulla vi resisti videretur posse, welches posse offenbar für potuisse im Sinne von δυνηθῆναι ἄν oder futurum fuisse ut posset steht, nach dem nämlichen Gesetze, kraft dessen der Lateiner poteras für potuisses sagt. Potuisse als infinitivische Form des in die Vergangenheit fallenden Conditional-Nachsatzes vierter Art lesen wir z. B. 8, 35. extr.: creditum vulgo est, subveniri iis ab legato potuisse, ni tristia dicta exhorruisset, und ib. 36: ut, si ducis consilia favor subsecutus militum foret, debellari eo die cum Samnitibus potuisse pro haud dubio habitum sit, ferner 26, 3: quid solum se restantem prodesse reipublicae — potuisse? findet sich doch sogar fuisse bey Livius für futurum fuisse z. B. 3, 50: sibi vitam filiae sua cariorem fuisse (würde gewesen seyn), si liberae ac

pudicae vivere licitum fuisset, wenn hier nicht vielmehr nach fuisse ein et semper futuram fuisse nach allgemein bekannten Analogien zu ergänzen ist; vrgl. 30, 10 extr.: ut appareret, haud procul exitio fuisse Romanam classem (et perituram fuisse), ni cessatum a praefectis suarum navium foret. So gut nun ferner nach der Fähigkeit der lat. Sprache, den hypothetischen Satz vierter Art, wenn er, der Vergangenheit angehörig, im Plusquamperfect stehen sollte, auch mit dem Imperfect zu geben, Livius 4, 53 extr. sagen konnte: nec dubium erat, quin, si tam pauci simul obire omnia possent, terga daturi hostes fuerint, so gut konnte er in vorliegender Stelle posse für potuisse setzen. Vergl. 23, 2: sibi defectionis ab Romanis consilium placiturum (sc. fuisse, nicht esse) nullo modo, nisi necessarium fuisset; 24, 5: nec, nisi tam potenti duce confisos, rem tantam ausuros sc. fuisse.

Doch es ist Zeit, diese grammatischen Bemerkungen, die ihren Ursprung aus der Schule weder verläugnen können noch wollen, hier abzubrechen, und wenigstens einen Blick auf den Text zu werfen, den Fabri giebt. Er ist im Ganzen auf den von Kreyssig basirt, jedoch nach den bekannten kritischen Hülfsmitteln selbständig durchforscht, in Anmerkungen, die dem Schulzweck sehr gut entsprechen, sattsam gerechtfertigt, und, was kein geringes Verdienst ist, von zahllosen Interpunctionsfehlern gereinigt. Aber bey der ungeheuern Verderbtheit der livianischen Interpunction konnte Fabri natürlich nicht Alles thun. Besonders sind Nachbesserungen noch in solchen Fällen nöthig, wo bezeichnet werden soll, ob Hauptsätze noch in den Bereich einer schon angefangenen Periode gehören, oder Selbständigkeit genug haben, selbst die Stelle von Perioden zu vertreten.

Wir wählen ein Beyspiel aus c. 4, 6 und 7. Herkömmliche Satzzeichnung: Caloris ac frigoris patientia par; cibi potionisque desiderio naturali, non voluptate, modus finitus; vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora. Id, quod gerendis rebus superesset, quieti datum: ea neque molli strato neque silentio arcessita. Multi saepe militari sagulo opertum humi jacentem inter custodias stationesque militum conspexerunt. Wir setzen nach par und finitus Puncte, und fahren dann so fort: Vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora; (sed) id, quod — superesset, quieti datum. Ea neque – neque – arcessita; (nam) multi saepi militari sagulo opertum humi jacentem — conspexerunt. Einen andern kleinen Beytrag zur Textverbesserung erlaubt sich Ref. durch Herstellung von c. 31, 10 und 11 zu geben, wo es auch bey Fabri noch so heißt: nam, quum aquae vim vehat ingentem (die Druentia nämlich) non tamen navium patiens est; quia nullis coercitus ripis, pluribus simul neque iisdem alveis fluens, nova semper vada novosque gurgites (et ob eadem pediti quoque incerta via est), ad haec saxa glareosa volvens, nihil stabile nec tutum ingredienti praebet. Die durch den Druck ausgezeichneten Worte müßten den Grund enthalten, warum die Druentia nicht schiffbar ist; aber dann wäre die Beschaffenheit des Flußbodens zum Grunde der Nichtschiffbarkeit derselben gemacht. Man hat nicht bemerkt, daß durch den Ausfall vielleicht eines habet nach gurgites, dessen Endung wir in dem et vor ob eadem wieder zu finden glauben, in diese eine Periode fälschlich zwey zu sondernde verschmolzen worden sind, von denen die erste angiebt, warum der Fluß zu Schiffe, die zweyte, warum er zu Fuße gar nicht oder schwer zu passiren sey (Sil. 3, 472: non pediti fidus, patulis non puppibus aequus). Und zwar gelten alle Gründe für die Nichtschiffbarkeit auch für die Schwierigkeit des Durchwatens; nur wird diese letztere durch einen für Fahrzeuge gleichgültigen Umstand erhöht, durch die saxa glareosa oder, wie Fabri vorzieht, globosa, welche der Fluß führt. Demnach können wir, die problematische Ergänzung habet abgerechnet, mit Zuversicht folgendermassen schreiben: quia nullis coercitus ripis — nova semper vada novosque gurgites habet. Ob eadem pediti quoque incerta via est: ad haec saxa glareosa volvens nihil stabile nec tutum ingredienti praebet.

Nun hätte Ref. hinsichtlich des Buches selbst nur noch zu bemerken, daß dessen Gebrauch durch

sehr vollständige, das Sprachliche und Geographische betreffende Register erleichtert und durch eine treffliche äußere Ausstattung annehmlich gemacht wird. Er kann sichs jedoch bey dieser Gelegenheit nicht versagen, die Aufmerksamkeit besonders der Schulmänner auf einen seines Wissens nur von Dissen vornämlich bey Tibull und Demosthenes beachteten Gegenstand hinzulenken, auf die Erforschung der Perioden-Gestaltung sowohl überhaupt, als der eigenthümlichen des Livius. Form und Gestalt, — deren Gesetze, so weit sie wenigstens begreifbar sind, fassen, einen Blick thun heißt in das Wesen der Schönheit, deren Reich ja durch die klassischen Studien der Jugend aufgeschlossen werden soll, — gehören auch in sprachlicher Beziehung zu den höchsten Objekten der Erkenntniß, und wir können bey Erklärung der Alten auf die Jugend nicht bildender wirken, als wenn wir uns bemühen, ihr das Räthsel des vom Menschengeist in diesem Bereiche Gestalteten einigermassen zu lösen. Schon ein kleiner Schritt zu diesem Ziel ist Gewinn; ein solcher möchte wohl die Wahrnehmung seyn, daß in den antiken Sprachen, deren Anschaulichkeit in der Gedanken-Entwickelung hauptsächlich auf Hervorhebung der auf einander bezogenen Gegensätze beruht, die in der Periodenbildung fast am häufigsten wirksamen Princjpien der Chiasmus und die Anaphora sind, beyde freylich in weiterem Sinne genommen, als es gewöhnlich geschieht. Es ist nämlich nicht anders möglich, als daß sich, wenn sich die Rede in Gegensätzen entfaltet, die Satztheile, in welchen sie ruhn, entweder in gleicher oder in umgekehrter Ordnung folgen. Das ist allgemein anerkannt im einfachen Satze, wie z. B. Romani virtutem, Graeci venustatem sequuntur, oder Rom. virt., venustatem Graeci sequuntur. Aber noch nicht genugsam beachtet ist, daß das Gesetz der Anaphora und ihres Gegentheils, des Chiasmus, die Periode wie den Satz in Absicht auf Folge und Ordnung der Redetheile auch dann beherrscht, wenn nicht bloß direkte Gegensätze auszudrücken, sondern nur formell Verschiedenes und formell Gleichartiges zu ordnen ist. So herrscht z. B. in der Periode bey Liv. 3, 44 in., die wir zufällig aufschlagen, durchaus das Gesetz der Anaphora, d. h. alle sich entsprechenden Redetheile behaupten zu den von ihnen verschiedenen die gleiche Stellung. Sequitur, heißt es, aliud in urbe nefas, ab libidine ortum, haud minus foedo eventu, (es heißt nicht eventu haud minus foedo), quam quod per stuprum caedemque Lucretiae urbe regnoque Tarquinios expulerat, ut non finis solum idem decemviris, qui regibus, sed caussa etiam eadem imperii amittendi esset.

(Schluß folgt).

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1837 zeigte sich bis zum 9. July keine regelmäßige Verminderung der Declination. Die Schwingungsdauern nahmen auch in diesem Jahre im May und Juny mit der Inclination ab, obschon die Aenderungen der horizontalen Intensität nicht von denen der Inclination herrühren können.

Das Mittel der Schwingungsdauern in den Monaten Januar bis Juny schwebte zwischen 22″, 267654 (Febr.) und 22″, 355528 (März), die Declination zwischen 18° 31′ 24″,4 (April) und 18° 34′ 55″,7, die Inclination zwischen 65° 45′ 54″,1 (Juny) und 65° 47′ 20″,1 (April). Auch im Jahre 1837 bestätigte sich das Verhältniß der Mondsphasen zu der Schwingungsdauer, und nur der März machte in diesem, wie im vorigen Jahre, eine Ausnahme.

Eine der mächtigsten Störungen der Nadel ereignete sich 1837 am 2. July, deren Gang H. K. nach detaillirten Beobachtungen mittheilt.

J. Electricität. a) Herr Harris nahm (S. 99 — 102) die Untersuchung des elektrischen Verhaltens in verdünnter Luft wieder auf, und seine Versuche zeigten, a) daß die Schlagweite der Elektricität unabhängig ist von der Temperatur und dem Drucke der Luft, aber abhängig von der Dichtigkeit derselben, b) daß ein elektrischer Leiter in verdünnter Luft nur dann Elektricität verliert, wenn ein anderer nicht isolirter Körper in seiner Schlagweite steht, welche durch die Dichtigkeit der Elektricität sowohl als durch die Dichtigkeit der Luft bestimmt wird.

b) Hr. Prof. Fechner beschreibt (S. 225 —243) einen Apparat zur Anstellung der Volta'schen Grundversuche. Es hat den Experimentatoren immer Schwie-

rigkeit verursacht, diejenige Elektricität zu bemerken, welche zwey isolirt in Berührung gewesene heterogene Platten zeigen. H. F. findet die Ursache in den gebrauchten Apparaten und den zusammengesetzten Manipulationen mit dem Condensator. Deßwegen beschreibt er hier widerholt Abänderungen des Bohnenberger'schen Elektroscopes, indem er anstatt der zwey senkrechten trockenen Säulen Eine horizontale mit einer sehr zweckmäßigen Vorrichtung an den beyden Polen empfiehlt. Dieses Elektroscop giebt unmittelbar ohne Condensator die an den Berührungsflächen condensirte Electricität mit Sicherheit an, liefert den augenfälligen Beweis, daß diese E nicht durch Reibung entsteht, und bestätigt daher gegen alle Einrede den Volta'schen Grundversuch und mit ihm seine Theorie. Dieser Apparat ist zugleich sehr ausdauernd, indem H. F. den seinigen schon 8 — 12 Jahre immer gleich wirkend gebraucht.

Wer dieses Elektometer von einem schon darin geübten Künstler zu besitzen wünscht, kann sich (sagt Hr. F.) an den Mechanikus Fuchs in Leipzig wenden, welcher ihn zu 8 Rthl. pr. Cour. liefert.

K. Magneto-elektrische Ströme. H. de la Rive stellte (S. 152 — 160) Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-elektrischen Ströme an. Es sind aber magneto-elektrische Ströme diejenigen, welche in einem Metalldraht durch Annäherung eines Magnetstabes erregt werden und nur augenblickliche Dauer haben. Die Geschwindigkeit der Aufeinanderfolge dieser Ströme verstärkt die Wirkung desselben so, daß z. B. zwey Ströme in 1″ eine Stahlfeder auf 7°, 40 Ströme um 135° erhitzen. Dasselbe gilt von den chemischen Wirkungen indem 1050 Ströme, wenn 14 auf die Sekunde kommen, dieselbe Quantität Gas bey der Wasser-Zersetzung geben, wie 194 Ströme 52 auf die Sekunde. Eben so fühlbar zeigt sich dieser Einfluß auf die physiologischen Wirkungen.

Diese Ströme leiden bedeutenden Widerstand in einem homogenen, weniger in einem heterogenen Leiter. In Flüssigkeiten erregen diese Ströme reichlich Gas, wenn die Leiter Streifen oder Drähte, aber nicht, wenn sie Platten von etwas beträchtlicher Größe bilden.

Es scheint, daß der Strom Wirkungen hervorbringe, sobald er und wo er in seinem Laufe gehindert wird, und der magneto-elektrische Strom sich mittels sehr langer Undulationen fortpflanzt, deren Länge desto beträchtlicher ist, als das Mittel, worin die Fortpflanzung geschieht, besser leitet.

Die Metalle, welche magneto-elektrische Ströme in einen flüssigen Leiter führen, entwickeln immer weniger Gas, und werden mit einer Schichte ihrer eigenen Zertheilung überzogen, sie mögen von den Leitern angegriffen werden, oder nicht. Die entwickelten Gasarten sind aber immer Sauerstoff und Wasserstoff.

L. Thermo-elektrische Ströme. a) Faraday's Entdeckung des starken Leitungsvermögens geschmolzener Salze für Volta'sche Elektricität veranlaßte H. Thom. Andrews, sie zur Untersuchung der Erregung thermo-elektrischer Ströme zwischen ihnen und den Metallen (S. 164 — 175) anzuwenden, und er sah, als er ein Boraxkügelchen an einen Platindraht geschmolzen und einen anderen mehr erhitzten Draht mit dem Kügelchen in Berührung gebracht hatte, die Nadel seines Galvanometers sogleich bis an's Ende der Skale getrieben durch einen Strom, dessen Richtung von dem heißeren Platindrahte zu dem kälteren gieng, und bleibend wurde, wenn er die Kugel zwischen beyden Drähten schmolz, und einen derselben mehr erhitzte als den andern. Wurde eine mit einigen Tropfen Schwefelsäure versetzte Wassersäule in die Kette gebracht, so wurden die Ströme viel schwächer, aber stärker, wenn kohlensaures Natron anstatt des Borares gebraucht wurde.

Eine Verbindung mehrerer solcher Drähte (Elemente) zeigte deutlich Wasserzersetzung, und eine Zusammensetzung von 20 Elementen brachte auf die Zunge eine zweifelhafte (?) Empfindung, aber keinen Funken hervor.

Die Platinende zeigten durchaus keine chemische Veränderung. Wenn Platin durch ein Salzkügelchen mit Palladium, Gold oder Silber verbunden war, gieng bey stärkerer Erhitzung des Platins der Strom immer von diesem zu dem andern Metall und umgekehrt. Daher ist die Richtung des Stromes nicht durch eine chemische Action, sondern durch die relativen Temperaturen bedingt. Die Quelle dieses Stromes ist wahrscheinlich keine andere, als der Contract zwischen dem heissen Metall und dem geschmolzenen Salz.

Es entstehen zwar auch Ströme schon, ehe das Salz wirklich geschmolzen ist; aber H. Andrews gesteht, daß seine lange und mühesame Unternehmung hierüber vollständig gescheitert sey.

b) Mit einer thermo-elektrischen Säule nach Nobili's Construction von 25 Elementen erhielt H. Linars, welcher H. Antinori's Versuche nachmachte, a) Funken, b) und chemische Wirkungen. H. C. Wheatstone wurde dadurch veranlaßt, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, und benützte eine thermo-elektrische Kette von 55 Elementen von Wismuth und Antimon in Form eines cylindrischen Bündels von $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, deren Pole durch zwey dicke Drähte mit einer Spirale von Kupferstreifen (50 Fuß lang und 1,5 Zoll breit), deren Windungen isolirt verbunden waren. Eine Seite der Säule wurde durch eine in ihrer Nähe aufgehängte Masse rothglühenden Eisens erhitzt, die andere durch Eintauchen in Eis kalt erhalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. etc.

(Schluß.)

Bis ins Innerste chiastisch gestaltet ist die kunstreiche Periode 21, 13, in.: quum ille aut vestra aut sua culpa manserit apud hostem (si metum simulavit, sua, vestra, si periculum est apud vos vera referentibus), ego, ne ignoraretis etc., ad vos veni. Denn dem aut vestra aut sua culpa entspricht umgekehrt in der Parenthese sua — vestra; in dieser Parenthese bilden die Dependenzen der Verba (metum, vera referentibus) die äußeren, die Verba selbst (simulavit, periculum est) die inneren Glieder des Chiasmus, während die beyden Hauptverba des Vorder- und Nachsatzes mit den ihnen zunächst angehörigen Satztheilen (manserit apud hostem, ad vos veni) gleichfalls wieder in umgekehrtem Ordnungsverhältniß stehen. Besonders interessant sind diejenigen Fälle, in welchen beyde Figuren zur Perioden-Gestaltung zusammenwirken; so gleich 21, 2 in.: his anxius curis ita se Africo bello — per quinque annos, ita deinde novem annis in Hispania — gessit, ut etc. Ita – ita bildet eine im engsten und gewöhnlichsten Sinn so genannte Anaphora, während die Satztheile Africo bello per quinque annos, novem annis in Hispania chiastisch gestellt sind. Im Lichte dieses Zusammenwirkens der beyden Figuren erscheint vollkommen schön gestaltet die auf den ersten Anblick so wunderlich gebaute Periode 21, 27, 8: Jam paratas aptatasque habebat pedes lintres; equites fere propter equos nantes navium agmen ad excipiendum adversi impetum fluminis parte superiore transmittens tranquillitatem infra trajicientibus lintribus praebebat. Wir wollen zu derselben nicht Alles, was die Sache erlaubt, sondern nur Folgendes bemerken: während die beyden Verbalbegriffe aptatas habebat und transmittens im Chiasmus die äußeren, die zu jedwedem derselben gehörigen Subjecte und Objecte die innern Glieder bilden, stehen diese letzteren unter sich wieder in anaphorischer Ordnung der Bedeutung (pedes — lintres, equites — navium agmen) und doch zugleich in chiastischer dem Casus nach (Nom. Acc. Acc. Nom.). Es sollte uns nicht an weiteren Beyspielen fehlen, müßten wir nicht allzugroße Weitläufigkeit befürchten. Denn wir können dieses wechselseitige Durcheinanderschlingen der beyden genannten Figuren erst als eine Haupteigenthümlichkeit des livianischen Stils bezeichnen; eine zweyte geht aus der Masse des Stoffes hervor, den der Geschichtschreiber zu verarbeiten hatte. Eine unermeßliche Menge von Thatsachen mußte er bey seiner planmäßigen ins Einzelnste gehenden und doch das Ganze der römischen Geschichte umfassenden Erzählung in sein Werk aufnehmen; das Nacheinander der Begebenheiten war ein Unendliches. Was Wunder also, daß er, wenn der Gegenstand nicht eine kommatische Darstellung forderte, so viele Thatsachen als möglich in Form von Sätzen oder aus Sätzen gestalteten Satztheilen in einer Periode aufzuspeichern bemüht war? Der Kürze wegen geben wir nur eine Riesenperiode zum Beyspiel, Liv. 43, 18:

> Perseus, principio hiemis egredi Macedoniae finibus non ausus, ne qua in regnum vacuum irrumperent Romani, | sub tempus brumae, quum inexsuperabiles ab Thessalia montes nivis altitudo facit, occasionem esse ratus frangendi finitimo-

rum spes animosquae, ne quid averso se in Romanum bellum periculi subesset, quum a Thracia pacem Cotys, ab Epiro Cephalus repentina defectione a Romanis praestarent, Dardanos recens domuisset bello, solum infestum esse Macedoniae latus, quod ab Illyrico pateret, cernens, neque ipsis quietis Illyriis et aditum praebentibus Romanis, si domuisset proximos Illyriorum, Gentium quoque regem jam diu dubium in societatem perlici posse, cum decem millibus peditum, quorum pars phalangitae erant, et duobus millibus levium armatorum et quingentis equitibus perfectus Stuberam venit.

Wir müssen es dem Leser überlassen, aus einer Analyse dieser Periode zu erkennen, wie die Masse der darin zusammengedrängten Sätze, die sämmtlich durch eine dreyfache *) Participial-Apposition mit dem Hauptsubject zusammenhängen, durch anaphorische und chiastische Gliederung bewältigt und das scheinbar äußerliche Nacheinander der Sätze zu einem beziehungsreichen Ineinander verarbeitet ist. Nur das haben wir beyzufügen, daß Perioden solcher Art bloß der unermüdlich fortschreitenden historischen Darstellung eigen sind, da in den Reden, die nicht angelegt sind, ins Unendliche auszulaufen, die Circumscription des übersehbaren Stoffes auch der einzelnen, wenn schon reich ausgestatteten Periode die Tendenz mittheilt, Alles, was dem Anhäufen eines Nacheinander von Sätzen gleichsieht, von sich fern zu halten.

Zum Schluße gedenken wir noch kürzlich einer dritten, wenn gleich der Sache nach geringfügigen, doch höchst charakteristischen Eigenthümlichkeit des livianischen Styls. Sie deutet auf ein dem Anhäufen entgegengesetztes und die Wage haltendes Streben hin, das Zusammengehörige nicht aus einander zu lassen, und alle untergeordneten Satztheile unter die Herrschaft des Hauptsatztheils, des Verbi finiti, zu begreifen (vrgl. in der obigen Periode Perseus — venit). Dieses Streben, überhaupt bey den Lateinern in häufiger Einschaltung des Subjects zwischen Prädicat und Copula sichtbar, z. B. haec probabilis sententia est, hat bey Livius eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er z. B. 3, 43 extr. sagt: Sepultus ingenti militum moestitia, pessima decemvirorum in vulgus fama est; 10, 30 extr.: Celebrata inconditis carminibus militaribus non magis victoria Q. Fabii, quam mors praeclara P. Decii est; ja sogar jussus dimittere est 26, 28; res coepta geri est 28, 23; lex coepta fieri est 3, 14; deditio coepta fieri est 8, 2; non coeptum oppugnari est 21, 15 (dagegen, wohl zur Vermeidung der Aufeinanderfolge von vier zweysylbigen paroxytonirten Wörtern, raris locis ignis fieri est coeptus 21, 58); ferner: quibus dignius credi est 8, 26; ad tribunal ventum Pontii est 9, 10; communem patriam tuendam arbitrari esse 23, 5, lauter Stellungen, die man bey Cicero vergeblich suchen und auch z. B. bey Tacitus nicht häufig finden wird.

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß Fabri und ihm ähnliche Kenner des Lateins und insbesondere des Livius urtheilen mögen, ob diese hier mitgetheilten Bemerkungen der Beachtung im Unterricht und bey der Bearbeitung des Schriftstellers würdig seyen.

C. Fr. Nägelsbach.

*) Eigentlich vierfache; denn nach perlici posse ist in Gedanken ein arbitratus zu ergänzen.

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Schluß.)

Das Ende der Spirale und einer der Drähte war in Quecksilber getaucht, und bey jeder Unterbrechung der Berührung erschien ein kleiner, aber selbst im Tageslichte deutlicher Funke, welcher heller wurde, wenn zwey Säulen mit einander verbunden wurden. (S. 160 — 161).

M. Meteorologie. a) Unter dem Namen „Beyträge zur meteorologischen Optik" giebt H. Babinet eine Theorie 1) des horizontalen Kreises bey Nebensonnen, 2) der Höfe, 3) des Regenbogens und dessen überzähliger Bogen. Bey den Nebensonnen setzt Hr. B. wie Mariotte, Huyghens und Fraunhofer, dessen ge-

haltvolle Abhandlung H. B. indessen nicht zu kennen scheint, das Daseyn von Eisnadeln in allen Richtungen in der Atmosphäre voraus, und nimmt an, daß die Winkel dieser Eisprismen = 60° sind. (?) Die vertikalen Flächen derselben können für Spiegelflächen angesehen werden, welche ein Bild der Sonne in gleicher Höhe mit derselben, und in einem Winkelabstande doppelt so groß, als der Winkel des einfallenden Strahles mit der Spiegelfläche, darstellen. H. B. versucht diesen horizontalen Kreis in faserigen Krystallen, die senkrecht auf ihre Achse durchschnitten sind, nachzubilden. Die Höfe schreibt H. B. Wasserkügelchen zu, welche (wenigstens in der Mehrzahl) gleichen Durchmesser haben. Das vollständige Gesetz scheint H. B. zu seyn: „Das Product aus dem Durchmesser eines jeden Wasserkügelchens in den Winkeldurchmesser des Hofes ist = der durch Versuche gegebenen Wellenlänge.“ Das Phänomen läßt sich, wie Young schon angegeben hat, am vollständigsten durch ein mit Lycopodium bestreutes Glas nachbilden. Für den Regenbogen stimmt H. B. ganz der Descarts'schen Erklärung bey, die überzähligen Bogen aber erklärt er durch Interferenz zweyer Strahlen, welche beyde vor und nach dem Einfallswinkel, der das Maximum der Ablenkung giebt, eine gleiche Ablenkung erleiden, und mit geringen Gangunterschieden coincidiren.

b) Hr. Quetelet hat (S. 175 — 185.) alle Beobachtungen, welche von verschiedenen Beobachtern an verschiedenen Orten über die Anzahl der Sternschnuppen in einer gegebenen Zeit gemacht worden sind, gesammelt. Er reducirte sie auf eine Stunde, und fand als wahrscheinliches Resultat, daß ein einzelner oder mehrere Beobachter, die nach derselben Himmelsgegend gerichtet sind, durchschnitlich 8 Sternschnuppen in einer Stunde sehen könne, und daß mehrere Beobachter, welche verschiedene Himmelsgegenden überblicken, doppelt so viel zählen können. In dieser Voraussetzung können mehrere Beobachter, welche so gestellt sind, daß sie fast den ganzen Himmel übersehen, im Durchschnitt mehr als 200 Sternschnuppen in einer Novembernacht sehen.

c) Meteorologische Beobachtungen werden in diesem Bande (S. 538 — 555) aufgeführt 1) von H. Feldt in Braunsberg in Ostpreußen vom Jahre 1836. Der mittlere auf 0° reducirte Barometerstand war = 335‴,81, das Maximum fiel auf 9. Januar mit 344‴,25, das Minimum auf 9. December mit 325‴,48. In Beziehung auf die Winde gab NO. die höchsten, SW. die niedrigsten Barometerhöhen.

Die Temperatur war im Mittel = 46°,32 Fahr. das Maximum fiel mit 84°,6 auf den 30. July bey S. das Minimum auf 1. Januar mit 0°,3 bey O., also mit einer Differenz von 84°,3.

2) Die Beobachtungen von Karlsruhe theilt Hr. Dr. Otto Eisenlohr mit vom Jahre 1834 und 1835. J. J. 1834 war der mittlere auf 10° R. reducirte Barometerstand = 27″ 11,‴ 313 (335‴,313), das Maximum fiel auf den December mit 28″ 5,‴ 65 (341‴,65), das Minimum auf den October mit 27″ 2‴,13 (326,‴13) also mit einem Unterschied von 15,‴52.

Die höchste Temperatur fiel auf den July mit 29°, 3 R., die niedrigste auf Februar mit — 4,5, also mit einem Unterschied von 33°, 8, das Mittel der jährlichen Temperatur war + 9°,594.

Die herrschenden Winde waren SW. mit 536 und NO. mit 366, dann N. mit 61.

Die Regenmenge betrug 2451,77 Kub. Zoll.

Im Jahre 1835 war der mittlere Barometerstand 27″ 10,‴ 716 (334, 716), das Maximum fiel auf den Januar mit 28″ 6,‴94 (342‴,94), das Minimum auf den October mit 26″ 11,‴ 22 (323,‴22). Die Temperatur erreichte das Maximum im July mit 27°,0 R., ihr Minimum im December mit — 9,1, und die mittlere war 8,°033. Die herrschenden Winde waren S–NW. mit 624, N–SO. mit 471, SW. mit 408, NO. mit 293, und W. mit 157. Die Regenmenge betrug 3923,59 Cub. Zolle.

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

Die Abhandlungen der zoologischen Gesellschaft in London scheinen durch den Tod des Sekretärs (Bennett) einen Verzug in ihrer Erscheinung erlitten zu haben, denn bis jetzt ist uns vom zweyten Bande nicht mehr als die erste Abtheilung zugekommen. Diese ist weniger mannichfaltig in ihrem Inhalt und enthält gar nichts Zootomisches. Das Aeußere und die Tafeln sind von gleicher Vollkommenheit, wie in den früheren Heften. Folgende Abhandlungen befinden sich in dieser Abtheilung:

I. On the Quails and Hemipodii of India. By Lieut.-Colonel W. H. Sykes. (p. 1—24. Tab. 1—4.)

Eine sehr gründliche Abhandlung, welche mit einleitenden Betrachtungen über die Aufstellung von Gattungen und Arten beginnt. Der Verf. weist an den Feldhühnern und den verwandten Gattungen die Schwierigkeit, scharfe Gattungsmerkmale aufzustellen, nach und vergleicht die Angaben von Temminck, die er einer scharfsinnigen Prüfung unterwirft. Er hielt es für sehr nöthig, in vielen Fällen die anatomischen Verhältnisse zu vergleichen und legt hier einen besonderen Werth auf Zunge, Größe der Blinddärme und Farbe der Iris. Er habe gefunden, daß z. B. hiedurch Ciconia leucocephala, bisher immer zu Ardea gerechnet, deutlich klassificirt werde; hier ließen die kurze Zunge, der doppelte Blinddarm, die nicht gelbe Iris keinen Zweifel, daß es ein wahrer Storch sey. Auf einer sehr zweckmäßig angeordneten Tafel giebt der Verf. Umrisse der Zunge, der Blinddärme, der Irisfarbe, des Schnabels von 5 Coturnix, 3 Hemipodius, 2 Francolinus, 1 Perdix und zur Vergleichung auch von 2 Columba und von Pterocles exustus. Das Resultat der genauesten innern und äußern Untersuchung ist: daß sich, außer der Größe, kein einziges konstantes Merkmal auffinden läßt, wodurch man die Wachteln (Coturnix) von den Feldhühnern (Perdix) generisch unterscheiden könnte. Mit Theophrast kann er sie nur Zwerg-Feldhühner nennen. Die Form der Flügel und die völlige Abwesenheit jeder Spur von Sporn am Tarsus, welche Temminck für charakteristisch bey Coturnix hält, sind keine durchgängigen Kennzeichen. Sykes fand z. B. Höcker am Tarsus der Männchen bey Cot. Argoondah und Pentah.

Hierauf folgt die Beschreibung der Arten. Der Verf. beginnt mit einer Beschreibung unserer Wachtelart, wie sie in Indien vorkömmt, nach sorgfältiger Vergleichung von Exemplaren aus China, Indien, dem Vorgebirg der guten Hoffnung und England. Eben so giebt derselbe eine Beschreibung von Cot. textilis, welche er trotz großer Aehnlichkeit mit der vorhergehenden, doch als eine eigene Art betrachtet wissen will. Die neuen Arten sind:

1) Coturnix erythrorhyncha; Sykes fand diese schöne Art nirgends als im Thale Karleh in den Ghats, wo sie zugleich mit Perd. picta vorkömmt.
2) Cot. Argoondah findet sich in Dukhun.
3) Cot. Pentah. Himalaja und Gebirgsland von Mysore.

Die neue Art Hemipodius nennt Sykes H. Taigoor; er hielt sie zuerst für einen jungen H. pugnax, überzeugte sich aber später von ihrer Verschiedenheit.

Zur Beschreibung von H. pugnax und Dussumieri werden ebenfalls Beyträge gegeben.

Die Abbildungen der 4 neuen Arten sind sämmtlich vortrefflich von Gould lithographirt.

II. Descriptions of a few Invertebrated Animals obtained at the Isle of France. By Robert Templeton. (p. 25—30. Tab. V.)

Diese neuen Thiere sind: Actinia sanguineopunctata, Xenia Desjardiniana, und zwey neue Röhrenwürmer, mit Terebella und Sabella verwandt, wofür der Verf. neue Gattungen bildet, nämlich Anisomelus (luteus) und Piratesa (nigro-annulata). Weitere Untersuchungen sind wohl hierüber erst abzuwarten.

III. On a remarkable Species of Pteropine Bat, by E. T. Bennet. (p. 31—38. Tab. VI. u. VII.)

Die hier als neu beschriebene Art Pteropus (Pt. Whitei Benn.) vom Gambia kam erst kürzlich in den Besitz der Gesellschaft und zeigt wirklich eine besondere Merkwürdigkeit; es findet sich nehmlich auf jeder Seite am Hals, nach unten zu gegen den Ursprung der vorderen Extremitäten, ein großer Büschel weisser Haare, wie ein Federbusch. Es giebt dieß dem Thiere ein so eigenthümliches Ansehen und die Stelle weicht vom übrigen Fell so ab, daß man im ersten Augenblick auf den Einfall kömmt, es sey diese Bildung künstlich und zur Täuschung gemacht. Aber die genaueste Untersuchung zeigt diese sonderbaren Anhänge als ächt; dieß wird auch durch die mikroskopische Untersuchung bestätigt; denn die Haare haben hier dieselbe gegliederte und gekerbte Form wie am übrigen Körper, und wie sie den Fledermäusen eigenthümlich ist. Der Verf. bildet verschiedene solche stark vergrößerte Haare ab und macht mit Recht auf das weite, für Zoologie und Physiologie gleich interessante, selbst bey Bestimmung der Arten wichtige Feld aufmerksam, welches die feinere mikroskopische Untersuchung der Haare eröffnet. Alles, was wir auch in Deutschland (durch Heusinger, Nitzsch, Eble) über die mikroskopische Struktur der Haare, Federn, Schuppen u. s. w. wissen, ist bis jetzt nur Bruchstück und eigentlich in die systematische Zoologie noch gar nicht übergegangen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Dritter Band. Erlangen, bey J. J. Palm und Ernst Enke. 1837. 533 S. mit 13 Kupfertafeln.

Ueber den Inhalt der beyden ersten Bände dieses Werkes haben wir schon im III. Bande der gelehrten Anzeigen und im IV. Bande S. 86 eine kurze Rechenschaft ertheilt; es bleibt uns daher nun übrig, die Inhaltsanzeige des dritten Bandes zu geben, welche, die Geschichte des Thierreichs umfaßt.

In den beyden ersten §§. des Buches sucht der Verfasser zuerst die Gränzen zu bezeichnen, welche das Thierreich auf der einen Seite von dem Stein- und Pflanzenreiche, auf der andern aber vom Menschen unterscheiden. Das Belebtseyn, das gegen das Steinreich hin die Gränze bildet, giebt sich in dem der Pflanze, wie dem Thiere inwohnenden Vermögen kund, den selbstthätigen Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt länger fortwährend zu erneuen und zu erhalten. Die Möglichkeit zur Aeußerung jenes Vermögens ist dadurch gegeben, daß das Thier wie die Pflanze ein organisches Wesen ist, d. h. dadurch, daß sein Leib mehrere und viele polarisch sich ergänzende Theile (Organe) umfasset, welche in einem solchen Verhältnisse stehen, daß durch die Sättigung der einen das Verlangen der andern geweckt wird; daß die Thätigkeit der einen die Ruhe der andern mit sich bringt. Wenn die eben beschriebene Grenze eine äußere genannt werden kann, wodurch die organischen und belebten Wesen überhaupt von den unbelebten sich abscheiden, so giebt es nun auch eine innere, die zwischen dem Thier- und dem Pflanzenreiche festgestellt ist. Der Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt, zu dessen länger fortwährender Erneuerung und Erhaltung im Thiere wie in der Pflanze die Kraft liegt, beschränkt sich in der Pflanze lediglich auf den Kreis des Wachsthumes und der Wiedererzeugung; es ist im Wesen des Gewächses ein Zug nach dem nährenden, tropfbarflüssigen oder luftartigen Stoffe, so wie nach Licht und Wärme, durch welche die fortwährende Wiederaufnahme jenes Stoffes möglich wird; für die übrige Welt aber der gewordenen Dinge, die von dem Lichte erleuchtet, von der Wärme erwärmt wird, ist in der Pflanze weder ein Zug des Verlangens noch ein Sinn da; was nicht unmittelbarer Punct der Befestigung, Stoff der Ernährung, Antrieb der Belebung seyn kann, das ist für sie wie gar nicht vorhanden. Dagegen verhält sich das Thier gegen die Welt der andern gewordenen Dinge auch dann, wenn ihm diese keineswegs Stoff der Ernährung seyn können, nicht gleichgültig; das Thier hat, je vollkommener es ist, desto mehr Sinn für andere gewordene, lebende wie unbelebte Wesen und einen inneren Trieb zum Wechselverkehr mit ihnen. Das aber, was zum Einzelwesen „geworden“ ist, erscheint eben deshalb auf bestimmten Ort und Raum beschränkt, nicht wie das ernährende Element oder der aufregende Lebens-Impuls, der aus Licht, Wärme u. s. w. kömmt, deren die Pflanze begehrt, allgemeiner über die ganze Erdoberfläche ergossen; darum gestaltet sich die Fähigkeit des Thierleibes zum Wechselverkehr mit andern zu Einzelwesen gewordenen Leibern zugleich zu der Fähigkeit, sich von einer Stelle zur andern, jetzt zu diesen, dann zu jenen Dingen hinzubewegen.

Im Verlauf des thierischen Lebens legt sich

uns jener eben erwähnte Unterschied der animalischen und vegetabilischen Natur in der Form zweyer wiederholt mit einander abwechselnder Zustände: jener des Schlafes und des Wachens vor Augen. Auf den schlafenden Thierleib sind, wie auf die Pflanze, nur noch der Impuls wie das Element der Ernährung und Wiedererzeugung wirksam: äußerlich die athembare Luft, im Innern das umkreisende Blut oder der Nahrungssaft; für die Welt der andern Einzelwesen ist ihm der bemerkende Sinn, wie die Kraft des Hinbewegens benommen. Obwohl jedoch hierinnen der Schlafzustand im Vergleich mit dem Zustand des Wachens als ein minder vollkommener erscheint, ist er dennoch die Basis, aus welcher das Wachen seine Kräfte nimmt; er ist die fortwährende, tragende Grundlage, aus welcher das Wachen hervortritt.

Am Thierleib selber bemerken wir bald ein Beysammenseyn zweyer Naturen, davon die eine den vorhin bezeichneten Charakter des Pflanzen-, die andere den des Thierreiches an sich trägt. Diese beyden Naturen beruhen auf dem Daseyn zweyer verschiedener Ordnungen von Organen, davon die einen (wie die Lunge, die Werkzeuge der Verdauung, die Gefäße u. s. f.) nur der Ernährung und Erhaltung dienen, die andern aber, als die eigentlich thierischen, zunächst zum Dienste der Empfindung und Wahrnehmung der Sinne, so wie zur willkührlichen Bewegung bestimmt sind. Die ersteren sind im Schlafe eben so wirksam, als im Wachen; das Thätigseyn der anderen ist zunächst nur an die Zeit des Wachens gebunden. Je vollkommner das Thier ist, desto vorherrschender und kräftiger sind an ihm die Organe der höheren (dem wachen Zustande entsprechenden) Organe ausgebildet; desto vollkommener nehmen dieselben die der niederen Ordnung, welche der Pflanzennatur entspricht, in sich auf. Hiedurch werden ein großer Theil jener Organe, die in der Pflanze nach außen gekehrt sind, am vollkommneren Thierleib zu inwendig verborgenen: die Blätter zu Lungen, die einsaugenden Zasern der Wurzeln zur Auskleidung der inneren Wände des Darmkanals. So wird die vorhergehende, niedere Stufe der organischen Gestaltung von einer höheren: die Natur der Pflanze von der des Thieres überwunden, jene hiernach in diese aufgenommen, von ihr überkleidet, und zwar so, daß die vorhergehende Stufe allenthalben als Grundlage der höheren vorhanden, in diese verwebt, von ihr durchdrungen ist.

Nachdem auf diese Weise der Verfasser die äußere Abgränzung des Thieres von der unorganischen Natur, die innere vom Pflanzenreich angedeutet hat, fährt er fort, auch jene obere Gränze zu bezeichnen, die zwischen der Natur des Thieres und jener des Menschen liegt. Schon im vorhergehenden Bande war diese Gränze so bestimmt, daß im Thiere zwar die inwohnende Seele ihres Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig sey, während dieselbe im Menschen sich selber beherrscht und hiermit zugleich den Leib. Die Macht, durch welche die Menschenseele dieses vermag, ist der selbstbewußte Geist. Es wiederholt sich nun auf einer höhern Stufe zwischen Mensch und Thier derselbe Unterschied, der zwischen Thier und Pflanze gefunden wird. Wie das Gewächs mit seinen beym Wachsen sich verlängernden Zweigen vom Lichte angezogen wird, wie es dieses aufsucht, ohne einen bemerkenden Sinn für dasselbe zu haben; so ist das Thier blindlings dem Walten eines allbewegenden, allbedenkenden Geistes hingegeben, der in der Form des Instinktes dasselbe zieht und leitet, während der Mensch inwohnend in sich eine Kraft besitzt, welche selber von der Natur des allbedenkenden Geistes ist, welche deßhalb diesen erfaßt und erkennt. Und auch auf dieser Stufe ist mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier, bald da übermächtig und sichtbarlich wirkenden Geiste selber sich zu bewegen; der Mensch hat in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens, zugleich die Kraft des selbständigen geistigen Wirkens, oder des freyen Willens. Wie im Thierreich, je höher die Entwickelung seiner Formen sich steigert, desto mehr die niedrere Stufe der vegetabilischen Natur von der höheren überwältigt und überkleidet, so wie durchdrungen wird; so wird auch beym Menschen im gesunden Verlaufe seiner geistigen Entwickelung die niedrere Stufe der Thierheit von der Macht des Geistigen je mehr und mehr überwunden, von ihr überkleidet und durchdrungen. Der Verlauf jedoch dieser Entwicklung führt die

Menschennatur immer weiter von der Angränzung an das sichtbare, thierische Wesen hinweg, nach einem Gebiete, das jenseits der Sichtbarkeit liegt.

Im weiteren Verlaufe seiner Erörterungen betrachtet der Verf. die besondere Bestimmung des Thierreiches mitten in der Gesammtheit unserer irdischen Sichtbarkeit. Wie nach dem vorhergehenden Bande das Mineralreich als ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebenweckenden Kräfte bezeichnet wurde, die von anderswoher zur Erde kommen; das Pflanzenreich als ein auffammelndes Behältniß des von Lebenskräften schon durchdrungenen Stoffes, so wird hier das Thierreich als ein Gesammtorgan des Empfindens und Bewegens betrachtet, dessen Anregung aus einer oberen Welt der unsichtbaren Anfänge herkommt und dann durch die ganze irdische Leiblichkeit bis hinan zum selbstbewußten Geist des Menschen sich fortsetzt. Denn jenes weite, schnelle Fortpflanzen der Bewegungen, die gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden der Erdoberfläche an der Magnetnadel bemerkt werden, könnte nicht statt finden, wären nicht die Träger und empfänglichen Gefäße, die Massen des Eisens und andere für den Elektromagnetismus sich eignende Körper vorhanden, die den Impuls Eines auf das Andere fortleiteten und seine Kraft durch ihre Wechselwirkung verstärkten. So wird auch das lebende Thier mit den andern Thieren von derselben Art zugleich zu den Lebensbewegungen aufgeregt, und die Anregung pflanzt sich öfters auch auf andere Ordnungen der empfindenden Wesen fort, wie denn das Freudenlied der emporsteigenden Lerche selbst noch in der Brust des Menschen das verwandte Gefühl der emporhebenden Freude und des Dankes aufweckt. Und zuletzt ist es die Bestimmung der Gesammtheit aller empfindenden und des selbstständigen Ausdruckes fähigen Lebendigen, ein Chor der Stimmen einer gemeinsamen Freude *am Leben* zu werden, wobey eine Stimme durch die andere geweckt, harmonisch geleitet und verstärkt wird.

Was die chemischen Bestandtheile des thierischen Körpers betrifft, so kommt in ihm zu den drey atmosphärischen Grundstoffen, aus denen vorzugsweise der Leib der Pflanze zusammengesetzt ist, noch ein vierter, fast beständig vorhandener hinzu: der Stickstoff. Man könnte diesen, im Vergleich mit den andern dreyen, den luftartigsten von allen nennen, weil seine gewöhnlichste, bleibendste Weise des Vorkommens in der unorganischen Natur die Form des Gases ist. Außerdem finden sich von metallischen Grundstoffen: das Eisen und Spuren von Mangan; von brennbaren: Schwefel, Phosphor, Chlor Brom, Jod und das Element der Flußsäure, ferner außer den Alkalien die Kalk- Kiesel- Talk- und zuweilen selbst (wie in den Austerschalen) etwas Thonerde in den Gebilden der thierischen Leiblichkeit. Alle diese Grundstoffe jedoch sind nur die unorganischen Elemente des Thierkörpers, in welche dieser bey seiner gänzlichen künstlichen oder natürlichen Zersetzung zuletzt zerfällt. Näher als diese liegen der Betrachtung die organischen Bestandtheile des Thierkörpers, die, als eine höhere Ordnung der Elemente, aus den unorganischen schon zusammengesetzt, auf sie begründet erscheinen. Sie lassen sich in allgemeiner verbreitete, und in nicht allgemein verbreitete theilen und zu den ersteren gehören der Eyweißstoff, der Schleim, der Faserstoff, der thierische Extractivstoff oder das Osmazom, das thierische Fett, das Blutroth, der Harnstoff u. s. f.; zu den letzteren das Coccusroth, der Purpursaft, die harzigen Farbstoffe z. B. im Roth des Krebses und der Vögelschnäbel, der Moschus, das Castoreum, das Stinköl, der Ambra, das Schlangengift, das Chitin und Melain.

Nächst den chemischen Bestandtheilen werden hierauf die Formenelemente des thierischen Leibes: die Blutkörnchen, die Chylus- und Lymphkörnchen, die Körnchen der Absonderungsflüssigkeiten und der Pigmente, das Fett, das Haar- und Zahngewebe, das schwammige, wie das Zell- oder Bildungsgewebe, das Knorpel- Muskel- und Nervengewebe beschrieben und mit Hülfe der dem Buche beygefügten Abbildungen erläutert.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit betrachtet der Verf. die organischen Hauptsysteme des Thierleibes und trägt in dieser Betrachtung die Grundzüge der vergleichenden Anatomie des Thierreichs zusammen. Er ist hiebey vorzüglich *Rudolph Wagners* Lehrbuche der vergleichenden Anatomie gefolgt. Die Beschreibung der einzelnen Systeme beginnt mit jenem der Verdauungswerkzeuge, wie diese in den

verschiedenen Ordnungen und Familien des Thierreiches dem Auge sich darstellen; hierauf folgt die des Systems des Kreislaufes, an welche jene der Athmungsorgane sich anschließt.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

(Schluß.)

IV. Some Account of the Crustacea of the Coasts of South America, with Descriptions of new Genera and Species: founded principally on the Collections obtained by Mr. Cuming and Mr. Miller. By Thomas Bell. (p. 39 — 66. Tab. VIII. bis XIII.)

Eine Fortsetzung von Zool. Trans. Vol. I. p. 555 (gel. Anzeigen IV. S. 587). Unter den 150 Arten, welche von Cuming in Süd-Amerika gesammelt wurden, finden sich so viele merkwürdige, zum Theil Typen neuer Gattungen, daß der Verf. hier genaue Beschreibungen mit vorzüglichen Abbildungen in einer Reihe von Abhandlungen liefern will.

Diese neue Gattungen sind: Microrhynchus (Famil. Maiadae) mit M. gibbosus, Rhodia mit Rh. pyriformis, Pelia mit P. pulchella, Thoe mit Th. cosa, Othonia mit zwey Arten, Tyche mit T. lamellifrons. Außerdem werden noch beschrieben und abgebildet: 1 A. Libinia Leach, 1 A. Herbstia Edw., 1 A. Hyas Edw., 2 A. Pisa Leach, 5 Arten Mithrax, 3 A. Pericera Latr., 1 A. Epialtus Edw.

V. Some Observations on the Economy of an Insect destructive to Turnips. By William Yarrell. (p. 67 — 70. Tab. XIV.)

Im trocknen Sommer 1835 wurde die Rüben-Ernte von einem kleinen Insekt aus der Ordnung der Aderflügler, Familie der Tenthrediniden, Athalia Centifoliae Leach zerstört. Dieses Insekt erscheint in größerer Menge nur in sehr trockenen Jahren und in entfernten Zwischenräumen, wie dieß z. B. 1782 der

Fall war. Im Jahre 1835 ward dadurch in Kent, Essex, Sussex, einem Theile von Buckinghamshire, Hampshire und Wiltshire eine völlige Mißernte verursacht; selbst die zweyte und dritte Aussaat gieng zu Grunde. Nur wenige Pächter, welche nach dem ersten Regen im September wieder Rüben säeten, hatten einigen günstigen Erfolg, so viel es die spräte Aussaat gestattete. Das Insekt ist auf der beygefügten Tafel in seinen verschiedenen Ständen, zugleich auch ein angefressenes Rübenblatt, abgebildet.

VI. Mémoire sur une nouvelle espèce de Poisson du Genre Histiophore par M. E. Rüppell. (p. 71 — 74. Tab. 15.)

Cuvier und Valenciennes beschrieben im achten Theil ihrer Hist. nat. des poissons drey Arten der Gattung Histiophorus; Rüppell fügt eine vierte aus dem rothen Meere hinzu, verwandt mit H. americanus Cuv.

VII. On the Genus Octodon and on its Relations with Ctenomys Blainv. and Poephagomys Fr. Cuv., including a Description of a New Species of Ctenomys. By Bennett. (p. 75 — 86. Tab. 16 u. 17.)

Wieder einige neue Nagethiere, nach Bennett mit Arvicola verwandt. Eine Art, die neue Gattung Octodon Benn. bildend, brachte Cuming aus Valparaiso mit; sie ist schon von Meyen als Dendrobius Degus beschrieben. Das andere Thier, Ctenomys Magellanicus, wurde von Capit. King von der Magellansstrasse mitgebracht. — Beyde Thiere sind mit den Schädeln abgebildet. Vrgl. hierüber die wichtigen Bemerkungen von Wiegmann in s. Archiv. 1837. Heft V. p. 171. (Jahresbericht.)

So erfreulich auf der einen Seite die Thätigkeit der Zoologen ist, wie sie sich in diesen Transactions beurkundet, so kann man doch auf der andern Seite fragen, wo will es mit dieser Auffindung und Beschreibung neuer Arten noch hinaus? Diese Masse von Thatsachen wird bald den Sinn für's Allgemeine vollends tödten.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als ein Anhang zu der Beschreibung der eigentlichen Athmungsorgane der Fische wird jene der Schwimmblase hinzugefügt, in welcher der Verf. eines jener merkwürdigen Gebilde zu erblicken glaubt, in denen sich schon die erste Anlage des vollkommneren Typus einer nächstfolgenden höheren Entwicklungsstufe des Thierleibes vorfindet, welche jedoch, wie ein noch im Bau begriffenes, unbewohntes Gebäude, jener Kräfte und Eigenschaften entbehren, die dem von ihnen vorbildlich repräsentirten Organe auf der nächst höheren Stufe innewohnen. Diese Gebilde, wie dieß namentlich an der Schale der Concameriten, z. B. des Nautilus gesehen wird, wo die Schale ein vorbildlicher Grundriß des Systems der Rückenwirbel ist, treten gewöhnlich wie ein Anhang, außerhalb des Kreises jenes organischen Systems auf, in dessen Inneres sie nachmals, auf der höheren Entwicklungsstufe aufgenommen werden, und eben dieses ist auch der Fall bey der Schwimmblase der Fische, welche außer dem Kreise der eigentlichen Athmungsorgane derselben, wohl aber nahe jener Region der Leibeshöhle liegt, in welcher auf der nächst höheren Stufe der Amphibien die Lungen auftreten. Bey manchen Fischen, wie selbst beym Karpfen, ist die Schwimmblase durch Einschnürungen in zwey Abtheilungen gesondert, deren hinterste von Baer mit der Lunge vergleicht; bey andern, wie beym Schwertfisch und einigen Arten der Welse ist sie von Zellen durchzogen. —

Von den Athmungswerkzeugen wendet sich der Verf. zu der Beschreibung der Stimmorgane. Hierauf werden die Organe der Absonderung des Harnes, sowie mancher eigenthümlicher Ausscheidungsstoffe, dann das organische System der Zeugung, sowie die verschiedenen Wege der Erzeugung betrachtet. Die Beschreibung jener eigentlich animalischen Region des Thierleibes, welche zuletzt die vegetative in sich aufnimmt und sie überkleidet, beginnt bey dem organischen System der Empfindung oder dem Nervensystem und gehet dann zu den Sinnesorganen über. Unter anderen wird hier die Verbindung, in welcher die Schwimmblase bey vielen Knochenfischen, namentlich den Bauchflossern, mit dem Gehörorgane steht, als vorzüglich beachtenswerth hervorgehoben. Es verlaufen nämlich da von den Vorhöfen des Gehörorganes zwey Kanäle nach hinten, die sich im Basilartheil des Hinterhauptbeines zu einem gemeinsamen, schlauchartigen Behälter vereinen, der sich von neuem nach hinten gabelartig zertheilt und an jeder Seite einen zwischen dem ersten Halswirbel und dem Hinterhauptsbeine gelegenen, säckchenartigen, mit Labyrinthwasser erfüllten Anhang (die Vorkammer) entwickelt. Drey neben den vordersten Wirbeln gelegene Knöchelchen vermitteln nun zwischen diesen Vorkammern und der Schwimmblase eine beständige Wechselwirkung; denn das vorderste, das dem Steigbügel im Gehörorgane der vollkommneren Wirbelthiere entspricht, liegt an der Vorkammer, die es verschließen kann; das hinterste, größte entspricht dem Hammer und hängt mit einem hakenartigen Fortsatze an der Schwimmblase; zwischen Hammer und Steigbügel findet sich ein die Stelle des „Ambos“ vertretendes Knöchelchen. Bey manchen Gattungen, denen die Gehörknöchelchen fehlen, ist die Schwimmblase nach vornen in zwey Fortsätze getheilt, die zum Vorhofe gehen. So zeigt sich auch in diesen Beziehungen die merkwürdige Vorbedeutung der Schwimmblase;

die, noch außer dem eigentlichen Kreise des Athmens gelegen, schon jetzt auf ähnliche Weise in Wechselwirkung mit dem Gehörorgane tritt, als auf den höheren Stufen der Entwickelung die den Schall bildende Region der Mundhöhle und des Kehlkopfes. Hierauf wird das eigentliche innere Skelett der vollkommneren Thierordnungen, dann die äußeren Bedeckungen und das System der Bewegungsorgane betrachtet. Am Schlusse des H. macht der Verf. darauf aufmerksam, wie bey dem Entwickelungsgange der thierischen Formen allmählig die Unterordnung aller einzelnen Theile unter das Centrum, von welchem Bewegung ausgeht und zu welchem der Weg aller Empfindungen führt, sich steigere und vollkommener werde. Vieles, was auf den niedreren Stufen noch außer dem Kreise und der Herrschaft des Empfindens und Bewegens lag, oder dieser Herrschaft doch nur unvollkommen untergeben war, wird zuletzt beym Menschen in die Gränzen jenes inneren Reiches aufgenommen, namentlich unter den Sinnorganen die Zunge und die ganze feinfühlende Oberhaut. Denn die vollkommenere Ausbildung der Zunge zum Schmecken, wie zum mannichfaltigsten Bewegen, und die Einrichtung der ganzen äußeren Oberfläche des Leibes zu einem Organ des Fühlens sind es hauptsächlich, welche das System der Empfindungsorgane bey dem Menschen von jenen der Thiere unterscheiden. Bey ihm, dem Menschen, dessen selbstbewußtes Erkennen ein Mitseyn mit dem Seyenden genannt werden kann, stehet zuletzt der ganze Leib bis zu seiner äußersten Oberfläche so sehr im Dienste des Empfindungs- und Erkenntnißvermögens, daß schon hierdurch diesem Leibe vor allen anderen, thierischen Leibern ein Anrecht und Theilhaben an dem Mitseyn mit jenem Seyn zuzukommen scheint, welches seine Grenzen nicht in der Zeit hat.

Von der Beschreibung des äußeren und inneren Körperbaues wendet sich der Verf. zu der Betrachtung der Lebensverrichtungen des Thierleibes. Unter anderen macht er bey der Erwähnung des Vorganges der Zeugung und Ausgeburt der Jungen darauf aufmerksam, wie die bewegende Macht, die hierbey in und mit der thierischen Natur walte, ihre verbindenden Fäden durch die von Zeit und Raum weit getrennten, sich wechselseitig ergänzenden Gegensätze schlinge, indem sie den Zustand des zur Reife gekommenen Thieres, namentlich jenen des geflügelten Insektes an den Zustand des noch im Ey verschlossenen Keimes oder der Larve anknüpft, wenn z. B. die gebährende, bisher in der Luft wohnende Mutter das Element aufsuchet und findet, in welchem das aus dem Ey schlüpfende Junge seine erste Nahrung findet. Hierin gleicht jene Macht, die das Thierreich auf so unwiderstehliche Weise beherrscht, der allumfassenden Form (εἶδος) oder Idee, in welcher das ganze Einzelwesen mit seinem dasselbe ergänzenden Geschlechtsgegensatz, so wie mit allen vergangenen und noch zukünftigen Entwickelungszuständen seines Lebens enthalten ist. — Die Ursache des Todes aller sichtbar lebenden Dinge und namentlich der Thiere findet der Verf., wie er dieß in seiner Geschichte der Seele weiter entwickelt hat, in einem Vorherrschendwerden der selbstthätigen centrifugalen (von dem Grunde alles Seyns hinaus- und hinwegwärts gehenden) Richtung des Lebens über die centripetale (den belebenden Einfluß in sich neu aufnehmende). Denn wie aus dem Wechselverkehr dieser beyden Richtungen, vergleichbar dem fruchtbaren Vereine der Geschlechter, der Leib beständig von neuem erzeugt (erhalten) wird, so hört dagegen zuerst das Wachsen und Ernähren und zuletzt selbst das Leben desselben auf, wenn die eine der beyden Richtungen an Macht der anderen so ungleich wird, daß nun zwischen beyden, wie zwischen lebendigen Wesen von ganz ungleicher Art, keine fruchtbare Vermählung mehr möglich ist. Im Kleinen giebt jenes theilweise und unvollkommene Absterben einzelner Organe, das vor der Metamorphose oder Häutung mancher Thiere vorausgeht, ein Abbild des allgemeinen Sterbens. Gerade die Theile, welche der selbstthätigen Bewegung am meisten und am kräftigsten dienten: die Befestigungspuncte der Muskeln und vermittelnden Träger ihrer Einwirkung auf die umgebende Natur, die äußeren, festen Hüllen des Leibes, das Hautskelet der Insektenlarve, die Schalen der Krebse werden bey solchen Vorgängen eines partiellen Sterbens zersprengt und abgelegt. Vor solchen Momenten der Verwandlung oder Häutung, besonders vor dem letzten, auf welchen bey den Insekten das Erscheinen der vollkommensten, geflügelten Form folgt, zeigen sich die

eigentlich thierischen Systeme des willkührlichen Bewegens und der Sinnesempfindung wie gelähmt; das inwohnende Vermögen der Selbstthätigkeit hatte auf der vorhergehenden Stufe seinen Gipfelpunct erreicht, auf welchem es über seine Basis: die aufnehmende Empfänglichkeit für den neubelebenden Einfluß sich erhub, von dieser sich lossagte. Darum erfolgte ein Absterben in dieser (äußeren) Region, zugleich aber tiefer nach innen ein Zurücksinken in den passiven, nur aufnehmenden Zustand, welcher die neue Ausgeburt in eine höhere Stufe der Selbstthätigkeit begründete. Dieses Hineinkehren der äußeren Lebensempfänglichkeit in eine innere Region, in welcher sie sich gleichsam neu verjüngt und die Kräfte des schnellen, kindlichen Wachsthumes wieder gewinnt, zeigt sich unter andren sehr deutlich bey den salamander- und froschartigen Amphibien, wo die Lunge im Innern sich kräftig entfaltet, während die Athmungsorgane der vorhergehenden Bildungsstufe, die Kiemen, äußerlich absterben, so wie bey den Insekten, wo die Zeugungsorgane sich im Innern entwickeln, während das Hautskelet der Larve und Puppe zum Sterben sich anschickt. In allen solchen Fällen ist der mit dem Tode vergleichbare Vorgang offenbar auf ein Innerlich- und Centralwerden jener Lebensthätigkeit gegründet, welche vorhin nach der Peripherie gekehrt war, wie denn schon im Geleite des täglichen, thierischen Schlafes ein solches Hineinkehren des äußeren Lebensverkehrs nach innen gefunden wird. Wenn schon diese (abbildlichen) Ereignisse, so wie die leicht zu machende Bemerkung, daß die Erscheinungen, welche selbst noch bey der Verwesung des Leibes vorkommen, denen bey der Zeugung so nahe gleichen, daß man in dem ganzen Vorgange der letzten Auflösung jenen wieder erkennt, der mit dem Samenkorn beym Keimen in der Erde vor sich geht, einen Schimmer von Hoffnung auf die Schreckniſse des Todes fallen lassen, so wird diese Hoffnung noch vermehrt, wenn wir den Entwicklungsgang der thierischen Gestaltungen in den wechselseitigen Beziehungen der einen Stufe auf die andere ins Auge fassen. Unter den verschiedenartigen Formen des Thierreiches findet ein solcher innerer Zusammenhang, eine solche Hindeutung der einen auf die andere statt, daß die Keime und Anlagen der einen Stufe immer in einer nächst höheren ihre vollkommnere Entwicklung und Bedeutung finden. Nur mit dem Gipfelpunct der ganzen Reihe der sichtbaren Entwickelungen, mit dem Menschen, erscheint der Faden wie abgebrochen, obgleich in dieser höchsten Form die meisten, die vielversprechendsten Keime auf eine noch künftige Zeit der Entwickelung hindeuten. Doch jenes Abbrechen des Fadens ist nur etwas Scheinbares, wie bey einem Körper, der zum durchsichtigen (unsichtbaren) leichten Gas werdend, sich zwar von dem Boden, der ihn bisher trug, losreißt, deshalb aber keineswegs aufhört zu seyn und fortzubestehen. Denn selbst der leibliche, äußere Mensch trägt auf unverkennbare Weise eine Berechtigung zu Hoffnungen in sich, wie diese keinem andern Wesen unserer irdischen Sichtbarkeit zukommen. Es ist nämlich während des mehr oder minder kurzen Lebens der Thiere vor allem das Nervencentrum als das eigentlich fortlebende und zugleich das Leben auch der andern Theile begründende Princip zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Die Forst-Insekten, oder Abbildung und Beschreibung der in den Wäldern Preußens und der Nachbarstaaten als schädlich oder nützlich bekannt gewordenen Insekten, in systematischer Folge und mit besonderer Rücksicht auf die Vertilgung der Schädlichen. Im Auftrage ꝛc. herausgegeben von Ratzeburg Dr. med., Prof. an der preuß. höhern Forst-Lehranstalt. Erster Theil, die Käfer. Berlin 1837. 202 Seiten in gr. 4. mit 22 theils in Kupfer gestochenen, theils lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten.

Ueber die Veranlassung zur Bearbeitung des vorliegenden Werkes äußert sich der Verf. selbst folgendermassen: „Bey der Aufmerksamkeit, die der Bewirthschaftung der Forsten gegenwärtig gewidmet wird, konnte es nicht unbeachtet bleiben, wie wichtig der Schutz der Forsten gegen schädliche Insecten ist. Besonders machte sich in den letztern, der Vermehrung schädlicher Forstinsecten ungewöhnlich günstigen Jahren bey der Verwaltung der preußischen Forste die Nothwendigkeit fühlbar, auf eine allgemeinere und gründlichere Weise,

besonders durch Benutzung der Fortschritte, welche die beobachtende Naturgeschichte in den letzten Zeiten gemacht hat, dem Uebel zu begegnen.“ Der Herr Staatsminister von Ladenberg, Chef der preuß. Forstverwaltung, erkannte es daher als Bedürfniß, den Forstbeamten einen Leitfaden an die Hand zu geben, der sie gründlicher als die bisherigen Schriften mit der Lebensweise der Forstinsekten und den daraus herzuleitenden Maaßregeln, die ihrer Vermehrung Grenzen setzen können, bekannt machte. Dem zu Folge erhielt der Vers. unter Genehmigung Seiner Majestät des Königs den Auftrag, ein solches Werk zu verfassen und davon so viele Exemplare für Rechnung der Staatskasse abzuliefern, daß jedem dirigirenden, inspicirenden und verwaltenden Forstbeamten ein Exemplar zugefertigt werden könnte. Neben der Bewilligung der erforderlichen Vorschüsse zu den Kosten der Herausgabe, ergieng an sämmtliche Forstbeamte die Aufforderung dem Vers. ihre Beobachtungen über die wichtigen Forstinsekten mitzutheilen.

Wohl hätte der Auftrag der preußischen Regierung in keine besseren Hände als in die des Verfassers gelegt werden können. Nicht nur, daß seine Stellung als Professor der Naturwissenschaften an der höhern Forst-Lehr Anstalt zu Neustadt-Eberswalde ihn mit dem zu bearbeitenden Gegenstande vertraut gemacht haben muß, sondern er hat sich auch schon früher durch seine mit Brandt gemeinschaftlich veranstaltete Herausgabe, der medicinischen Zoologie als ein gründlicher und umsichtiger Zoolog bewährt, und seine entomologischen Beyträge in den Bonner Denkschriften haben uns schon im Voraus versichert, daß die von ihm angekündigte Naturgeschichte der Forstinsecten nicht anders als vollkommen gelungen ausfallen könne. In der That ist nicht bloß billigen, sondern wohl auch den strengsten Anforderungen an ein solches Werk auf die befriedigendste Weise entsprochen.

Von den drey Bänden, aus welchen diese Darstellung der Forstinsekten bestehen soll, liegt uns der erste Band vor, welcher die Käfer enthält. Die Ordnung ist die systematische; für das Bedürfniß des bloß praktischen Forstmannes ist aber auch vorne eine rein forstliche Eintheilung in zwey Tabellen gegeben. Die erste derselben theilt alle hier zu betrachtende Käfer in nützliche, sehr schädliche, merklich schädliche, unmerklich schädliche, oder noch näher zu bestimmende; die andere Tabelle sondert sie nach ihren Nahrungspflanzen ab. Das Schema, nach welchem die Beschreibungen angelegt sind, ist ohngefähr folgendes, wie z. B. beym Maykäfer: Namen, Charakteristik, Vorkommen, Lebensweise, Bedeutung für den Forst, für Garten und Feld, Begegnung, Vorurtheile und Nutzen. So weit es nur immer möglich ist, ruht dieses Werk auf eigenen Erfahrungen, die vorgefundenen sind wenigstens kritisch gesichtet, eine Menge neuer Beobachtungen sind mitgetheilt. *) Die verschiedenen Stände der Metamorphose sind nicht weniger gründlich geschildert, als die Verheerungen, welche die schädlichen Insekten verursachen, so wie mit umsichtiger Prüfung alle Mittel aufgezählt sind, welche gegen sie zum Schutz der Forste benützt werden können. Hiedurch ist das Werk eben so lehrreich für den wissenschaftlichen Naturforscher, als für den praktischen Forstmann.

Sein Werth wird aber noch bedeutend erhöht durch die beygegebenen Abbildungen. Außer einer Menge in den Text eingedruckter und sehr gut gearbeiteter Holzschnitte sind nämlich 22 Tafeln mit Abbildungen beygefügt, welche theils die Forstkäfer in ihren verschiedenen Ständen, theils auch die von ihnen den Forstgewächsen verursachten Verheerungen darstellen. Wenn Ref. über diese Abbildungen das Urtheil fällt, daß ihm keine bekannt seyen, welche es den vorliegenden an Treue und Genauigkeit der Darstellung, so wie an künstlerischer Vollendung zuvorthun könnten, wenn er diese Tafeln in zoologischer wie in artistischer Beziehung für wahre Meisterstücke erklärt, so hat er ihnen bloß ihr volles Recht wiederfahren lassen. Die kleinen Käfer sind immer gehörig vergrößert, die Mundtheile besonders ausgeführt, die vollkommenen Insekten vortrefflich kolorirt und wo es nöthig war, ist dieß auch für ihre früheren Stände geschehen. Als sehr lobenswerth müssen wir es zuletzt noch hervorheben, daß bey großer Eleganz der äußern Ausstattung aller und jeder Luxus vermieden ist, so daß hiedurch, so wie durch die liberale Unterstützung der k. preußischen Regierung ein Preis für dieses Werk gestellt werden kann, der seiner allgemeinen Verbreitung kein Hinderniß in den Weg legt. Dieses Werk von Ratzeburg ist wieder eine von den erfreulichen Arbeiten, welche deutscher Wissenschaftlichkeit Ehre machen.

A. W.

*) Dem Verfasser sind für seine Arbeit aus allen Gegenden Beyträge geworden; einen derselben muß ich indeß bey dieser Gelegenheit rügen, indem in demselben gesagt ist, daß wir in München am 11. May 1836 eine Kälte von — 7° R. gehabt hätten. Nun ist es zwar richtig, daß wir von einem Lenz, wie ihn der Dichter besingt, in der Regel nicht viel in Erfahrung bringen; indeß eines Kältegrades, wie der angegebene ist, weiß man sich hier im May doch auch nicht zu entsinnen. Was wenigstens den May 1836 anbetrifft, so war das Minimum dieses Monats nicht unter 0°. Uebrigens wurden auch bey uns im genannten Jahre die Bäume durch Frost, wie durch Maykäferfraß sehr hart mitgenommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte ꝛc.

(Schluß.)

Während nun in den niederen Thierordnungen die Herrschaft dieses Nervencentrums noch eine sehr beschränkte und unvollkommene ist, erstreckt sie sich dagegen beym Menschen in großer Machtvollkommenheit über alle innerlicheren und äußersten Gebiete des Leibes; mehr als in irgend einer anderen sichtbaren Kreatur gehört hier der ganze Körper seinem Centrum zu eigen. Dieses Verhältniß des sichtbaren Organismus ist nur eine Abspiegelung des inneren Wesens des Menschen, in welchem die Seele durch den Geist ihrer selber mächtig geworden ist. Gleichwie aber der Geist mit durchdringender Gewalt die Seele, diese durch das allbeherrschende Nervencentrum den Leib regiert und ganz umfasset; so wird dem Leibe, als einem vollkommen mit den beyden andern, höheren Regionen der Menschennatur zur Einheit gelangten, wesentlichen Theile dieser Natur auch wohl inskünftige noch eine Bedeutung für Geist und Seele zukommen. (Die thatsächliche Entwickelung findet sich vorzüglich von S. 135 bis 141).

Was die äußeren Umrisse des Thierleibes betrifft, so beruhen diese zunächst auf dem Verhältniß, in welchem die vegetative Region der Leiblichkeit zu der sie überkleidenden oder wenigstens zu ihr gesellten animalischen steht. Dieses Verhältniß kann nämlich ein vierfaches seyn, denn entweder stehet die animalische Empfindung und Bewegung vermittelnde Region der vegetativen vollkommen parallel, umgiebt diese concentrisch, ohne sie eigentlich zu durchdringen, wie etwa bey den Quallen und anderen Pflanzenthieren, oder die thierische Region stellt sich zugleich der anderen als ein selbständigeres, gleichkräftiges Seyn gegenüber, fügt sich jener als Haupt an und begründet so den eccentrischen Umriß des Leibes, wie bey den gegliederten Thieren, oder beyde Regionen durchdringen sich gegenseitig, wie bey den Mollusken, und aus diesem Zustand der Durchdringung entfaltet sich von neuem die Oberherrschaft der animalischen Region über die von ihr vollkommen durchdrungene und überkleidete, wie dieß bey den Wirbelthieren der Fall ist.

Als die vier Hauptformen des Thierreiches betrachtet der Verf. mit Cuvier die Rückenwirbelthiere (animalia vertebrata), Weichthiere (animalia mollusca), gegliederte Thiere (animalia articulata) und Pflanzenthiere (animalia radiata). Der Zahl ihrer Arten nach scheint die Ordnung der Wirbelthiere mehr als den fünften Theil der Gesammtzahl der Thierarten (fast 15000) zu betragen, die der Mollusken fast den dreyzehnten Theil (nahe gegen 6000); die der gegliederten Thiere besonders durch die unermeßlich reiche Klasse der Insekten bildet dagegen allein der Zahl ihrer Arten nach gegen oder über drey Viertheile des gesammten Thierreiches, denn man zählt in ihr gewiß über 55000 Arten, während sich die bis jetzt bekannten Arten der Pflanzenthiere nur wenig über vierthalbtausend belaufen, mithin etwa gleichkommen dem 22ten Theil der Gesammtzahl (die auf 80000 zu schätzen ist). Allerdings könnte dann das gesammte Thierreich im Großen und Ganzen wieder ein Abbild des Menschenleibes mit seinen vier Systemen des Hauptes, der Athmungs-, der Verdauungs- und der Zeugungsorgane darstellen, deutlicher jedoch läßt sich das auch wieder hier im Thierreiche vorkommende Schema der Viertheilung in zwey Paare von Polaritäten an jene natürliche Anordnung anknüpfen, welche (im vorhergehenden Bande

des Werkes) im Pflanzen- und Steinreiche nachgewiesen wurde. Namentlich an der obersten Ordnung des Thierreiches (den Wirbelthieren) erkennen wir bald jene Züge wieder, durch welche im Pflanzenreiche die Ordnung der Dikotyledonen, im Steinreiche aber die der selbstpolaren Fossilien sich auszeichnen. Denn schon durch die überlegnere Entwickelung ihres Gehirnes und Nervensystemes erscheinen die Wirbelthiere als selbstherrschende (selbstpolare) Wesen, bey denen die andern organischen Systeme des Leibes im höchsten Maaße der waltenden Macht des seiner Bestimmung nach obersten Systems unterworfen sind. Alle inneren und äußeren Theile sind bey dieser Thierordnung vollkommen polarisch gegliedert; die Viertheilung namentlich, das Schema, nach welchem alle Regionen der Sichtbarkeit angeordnet sind, hat sich nach allen Seiten hin in der Form der Wirbelthiere ausgeprägt; an ihrem Haupte zeigen sich zwey Paare von Sinnorganen, an ihrem Rumpfe zwey Paare von Gliedmaßen, und selbst das festere Knochenskelet der meisten hieher gehörigen Familien erinnert an das festere Gewebe der häufig holzstämmigen Gewächse aus der Ordnung der Dikotyledonen.

Statt der Viertheilung herrscht an dem Leibe der gegliederten Thiere, vor allem der Insekten, wie in den Blüthentheilen und an der Frucht der monokotyledonischen Gewächse die Dreytheilung vor, denn der Leib ist bey den Meisten seiner Länge nach in drey Theile: Kopf, Bruststück und Hinterleib gesondert; drey sind bey ihnen der Paare der Füße; drey (mit den Palpen) der Sinnorgane des Hauptes; drey und viermal drey insgemein der Nervenknoten. Schon bey dem Vergleich der Ordnung der Monokotyledonen im Gewächsreich mit der Ordnung des Steinreiches, welche jener entspricht: mit den Metallen, wird erkannt, daß der Zug nach unten, der in der Form des größeren specifischen Gewichtes die metallischen Fossilien auszeichnet, im Reiche der belebten Wesen, bey der den Metallen sonst vergleichbaren Formenreihe der Monokotyledonen in den gerade entgegengesetzten Zug nach oben sich umgewandelt habe. Denn was für das Reich der unbelebten Dinge der Mittelpunct oder vielmehr die Gesammtmasse des Erdkörpers, das ist für die belebten und beseelten die obere Region des Lichtes; für das Gestein der Tiefe kommt der mitgestaltende Einfluß aus den in der Tiefe wirkenden Naturkräften; die organischen Wesen empfangen den mitbelebenden Antrieb vornämlich durch das Licht. Wie deßhalb das Thierreich auf einer höhern Entwicklungsstufe des organischen Lebens stehet als das Gewächsreich, so wird auch bey jener Reihe seiner Formen, die, wie die Monokotyledonen, der Klasse der Metalle im Steinreiche entspricht, der Zug nach dem mitbelebenden Einfluß des Lichtes in viel höherem Maaße gefunden. Der größte Theil der Insekten ist zum Fluge und zum Bewohnen der Luft geschickt; er drängt sich, wenigstens im vollendeten, zeugungsfähigen Zustande, mit allen Organen und Kräften der Region des Lichtes und dem vom Lichte geweckten atmosphärischen Einfluße entgegen. Und wie im Mineralreiche vor allen an den metallischen Fossilien die magnetischen Naturkräfte haften und offenbar werden, so wird die Klasse der Insekten vor allen andern Thierklassen als ein Gefäß jener Naturkräfte erkannt, die mit magnetischer Gewalt den Zug des Instinctes zu dem oft weit (dem Raum und der Zeit nach) abgelegenen Gegensatz begründen.

Die Ordnung der Wirbelthiere, so wie die der gegliederten haben dieses miteinander gemein, daß sich bey ihnen in großer Allgemeinheit ein vollkommener, polarischer Gegensatz der Geschlechter entfaltet zeigt. Auch hierin entsprechen dann beyde zusammen den beyden äußerlich vollkommensten Ordnungen des Gewächsreiches (den Dikotyledonen und Monokotyledonen), welche eben wegen der vollkommneren, deutlichen Entwicklung des Geschlechtsgegensatzes unter dem Namen der phanerogamischen Pflanzen zusammengefaßt werden. Dagegen ist der Gegensatz der Geschlechter bey den beyden anderen Ordnungen des Thierreiches: den Weich- und Strahlenthieren keineswegs so entschieden und deutlich ausgeprägt, und ein großer Theil der hieher gehörigen Formen bedarf zur Erzeugung der neuen Fruchtkeime keines Verkehrs der Geschlechter; viele vermehren sich selbst durch Theilung. Schon durch diese Eigenschaft zeigen sich diese beyden Thierordnungen übereinstimmend mit den beyden Ordnungen der kryptogamischen Gewächse. Diese theilen sich in kryptogamische Gefäß- und Zellenpflanzen, von

denen die ersteren auf ihrer höheren Stufe dasselbe sind, was die brennbaren, die andern das, was die salzigen Fossilien im Mineralreiche sind. Das nun, was im Bau des Thieres statt der Spiralgefäße den Rang der höheren Entwickelung bestimmt, ist vor allem das Nervensystem, das von einem gemeinsamen, herrschenden Concentrationspuncte aus zu den andern Theilen geht. Hierin aber stehen die Weichthiere den Strahlenthieren ebensoweit voraus, als die Farnkräuter durch ihr deutlich entwickeltes Gefäßsystem den Schwämmen und andern Zellenpflanzen; denn während in den meisten Strahlenthieren kaum der undeutliche Anfang des Nervensystems, und dieß ohne wahrhaften, eigenthümlichen Concentrationspunct, gefunden wird, nahen sich die Mollusken in dieser Beziehung selbst (in der Familie der Cephalopoden) den Wirbelthieren. Außer diesem fällt aber am Leibe der Mollusken vornämlich ein anderer Zug ins Auge, auf welchen selbst früherhin die naturhistorische Benennung dieser ganzen Ordnung begründet wurde: dieß ist die gefäß- und nervenreiche Oberfläche des Leibes an jenen Stellen, welche nicht von der Schale bedeckt sind. Die schleimabsondernde Hautbedeckung der Weichthiere wird deshalb von Cuvier mit Recht mit der Schleimhaut verglichen, welche das Geruchsorgan der vollkommneren Thiere auskleidet, und ihr die Empfänglichkeit für einen ähnlichen Wechselverkehr mit den Elementen der äußeren Natur zugeschrieben, als der zwischen den Geruchsorganen und den riechbaren Principien es ist. Aber eben dieser Wechselverkehr ist, namentlich beym Riechen, auf das Entstehen einer ähnlichen polarischen Spannung gegründet, als die ist, welche beym Verbrennen der Körper statt findet. Die Klasse der Weichthiere stellt uns daher auf ihrer Stufe dasselbe dar, was im Mineralreiche die brennbaren Fossilien, im Pflanzenreiche (wie das im zweyten Bande entwickelt wurde) die kryptogamischen Gefäßpflanzen sind: organische Wesen, in und an deren Leibe ein fortwährender, kräftiger Oxydationsproceß jene Menge der lymphatischen Blutmasse erzeugt und im Umlaufe erhält, durch welche diese Thierform vor allen andern ausgezeichnet ist. Zunächst ist es doch nur das Blut, auf dessen Stoffe und ihre Verwandlung sich der Oxydationsproceß des Athmens bezieht; die Ueberfülle aber des im Körper der Weichthiere enthaltenen Bildungsstoffes, der auf jenen dem Verbrennen ähnlichen Vorgang hindeutet, läßt uns die vorherrschend basische Natur an den Weichthieren eben so wenig verkennen, als an den brennbaren Körpern des Mineralreiches.

Die letzte Stufe nehmen, wie die Zellenpflanzen im Gewächs-, die Salze im Steinreiche, so im Thierreiche die Strahlenthiere ein. Was bey den Salzen die Auflösbarkeit im Wasser, das ist hier die Auflösbarkeit des Einzelkörpers in viele ihm gleichende Einzelwesen, die Theilbarkeit desselben schon durch mechanische Gewalt. Denn wie vor allen andern Körpern des Mineralreiches die Salze es sind, deren noch so sehr zertheilte Stäubchen die Fähigkeit zur Wiedervereinigung und der Wiedererneuerung der anfänglichen Krystallisationsgestalt innenwohnt, so sind es in ihrem Reiche die Strahlenthiere, namentlich die Zoophyten, denen die Kraft der Wiedererzeugung und Wiedererstattung der verstümmelten Gestalt zukömmt.

Was die Angränzung der drey Naturreiche an einander betrifft, so fällt diese nicht, wie in einer aufwärtssteigenden Reihenfolge der Entwickelungen zwischen den Gipfelpunct der nächst vorhergehenden niedreren und den untersten Ausgangspunct der nächstfolgenden höheren Stufe hinein, sondern es sind gerade nur die niedrigsten Ordnungen aller drey Reiche, welche, wie convergirende Radien in einem gemeinsamen Ausgangspuncte an einander grenzen und wechselseitig sich berühren: die Salze, die Zellenpflanzen und die Strahlenthiere. Denn (wie dieß der vorhergehende Band aus einander setzte) gerade unter den Zellenpflanzen zeigen sich die Uebergangsformen von halbthierischer Natur, während die beyden Reiche der organischen Wesen an den Gipfelpuncten ihrer Entfaltung durch eine unübersteigbare Kluft geschieden sind, weil eben das Wesen dieser Gipfelpuncte in der scharfen, gänzlichen Abgränzung dieser Individualisirung bestehet. Bey der weiteren Betrachtung der inneren Angränzung der vier Hauptordnungen des Thierreiches erinnert der Verf. an das, was er im §. 32. der zweyten Auflage seiner Geschichte der Seele bey der Lehre von den vier Naturarten oder Temperamenten über den Grund des Entstehens von zwey Paaren

von Polaritäten gesagt hat, welche überall in unserer Sichtbarkeit sich begegnen und durchkreuzen. Im Thierreiche wird das eine Paar dieser Polaritäten in der Ordnung der Wirbel- und Weichthiere, das andere in jener der gegliederten und der Strahlenthiere gefunden. In der Richtung dieser letzteren Polaritäten sind die gegliederten Thiere fast ebenso hoch individualisirt, als die Wirbelthiere.

Während der hier eben erwähnte allgemeinere Theil des Inhaltes des vor uns liegenden Buches in der neuen Ausgabe desselben ganz neu hinzugekommen oder bearbeitet ist, enthält der specielle Theil weniger Neues, daher wir denselben nur mit wenigen Worten berühren. Bey der Ordnung der Strahlenthiere ist namentlich nur die Geschichte der Infusorien, nach Ehrenberg, neu bearbeitet, und hier, so wie bey den meisten andern Ordnungen und Familien, haben die mit Textschrift gedruckten §§. bedeutende Veränderungen erfahren, die mit Notenschrift gedruckten Beschreibungen der Geschlechter und Arten viele Zusätze erhalten. Zu diesen Zusätzen gehören auch die Namen der Alten, welche den neueren Benennungen beygefügt sind. Die 12 Kupfertafeln, mit welchen dieser Band ausgestattet ist, lassen sich als wohlgelungen betrachten; die Zeichnungen dazu sind von der geschickten und fleißigen Hand des Dr. Michael Erdl, der den Verfasser auf seiner jetzt eben beendigten, größeren Reise als treuer Mitbeobachter und Freund begleitete.

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

Im V. Bande dieser gelehrten Anzeigen, in den Nummern 196 — 222 (Jahrgang 1837), ward unter der Aufschrift: „Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns, und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, d. Z. Professor der Geschichte am k. k. Lyceum zu Salzburg," eine kritische für die Geschichte von Bayern und Oestreich gleich wichtige Abhandlung geliefert, die daher ihrer Haupt- und Incidentpuncte wegen, auch allenthalben mit großem Interesse gelesen wurde. Der gelehrte Verfasser dieser Abhandlung, Hr. Dr. G. Th. Rudhart, k. b. Professor zu Bamberg, stellt als Resultat seiner Untersuchung und Erörterung heraus: 1) daß des Hrn. Filz Angriff auf das Mabillon-Hansiz'sche System, (dem zu Folge der hl. Rupert erst zu Ende des VII. Jahrhunderts nach Bayern gekommen wäre,) nichts weniger als gelungen sey; vielmehr dieses System mit der Herzogsreihe im Congestum Arno's und des Arnold von Bohburg ꝛc. übereinstimme; daß hingegen 2) Hr. Filz bezüglich auf das Bisthum Lorch die Ansichten des gelehrten Jesuiten M. Hansiz und aller jener, die ihm in neuern Zeiten gefolgt sind, mit besserm Erfolg und besserer Kritik, ja mit großer Gründlichkeit, bekämpft habe (Nr. 196 und 222.).

Ueberhaupt ist aber Hr. Prof. Rudhart ebenfalls der Meynung, daß der anderthalb Jahrhundert andauernden Streitfrage über das Zeitalter des hl. Rupert nicht ihr Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet werde (Nr. 203.). In der That handelt es sich darum, volle hundert Jahre für die Culturgeschichte von Südteutschland, und damit zugleich den Schlüssel zu manchem bisherigen Problem in der allgemeinen und Kirchengeschichte zu gewinnen. Wir sind weit entfernt, indem wir auch den weitern Verhandlungen unbefangener Forscher und gründlicher Gelehrten mit Aufmerksamkeit folgen werden, uns in der Sache eine entscheidende Stimme anzumassen; da uns indessen Hr. Prof. Rudhart (Nr. 202.) die Ehre erwiesen, unsern Namen in die Reihe derjenigen „nahmhaften Gelehrten," welche seit C. Th. Gemeiner für das ältere System, für die frühere Ankunft des hl. Rupert „die Parthey ergriffen," oben an zu stellen, und hieben auf einige unserer Druckschriften hinzudeuten; so glauben wir uns berufen, jetzt, vor dem Beginne eines neuen Schriftenwechsels, in sofern Einspruch thun zu müssen, daß wir unsern bisherigen Standpunct bey diesen Erörterungen, und unsere denselben angehörigen Druckschriften genauer und vollständiger nachweisen, um ein Verkennen von Thatsachen und Terrainverhältnissen, auch Mißdeutungen, zu vermeiden. Von der gereiften Ueberzeugung, nicht von einer Partheynahme kann unsererseits die Rede seyn.

Mit Recht erinnert Hr. Prof. Rudhart (N. 200, S. 580) an die geographischen Verhältnisse, welche bey den Untersuchungen über das Zeitalter des hl. Rupert ja nicht aus den Augen gelassen werden dürfen; — wie denn aller Urkunden-Gebrauch ohne geographische und topographische Begründung meistens unfruchtbarer Aufwand, und der nächste Anlaß zu historischen Phantasmagorien ist; — und eben der geographische und topographische Standpunct ist es, von dem aus auch wir die Aufgabe zu lösen strebten, und welchen Standpunct zu gewinnen wir bisher keine Mühe und Kosten gescheut haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideldin, publiée, traduite en français, accompagnée de notes et d'un mémoire sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M. Etienne Quatremère etc. tom. I. Paris, imprimerie royale. 1836. fol. p. CLXXVI, et 450.

Voraus geht der allgemeine Titel der Sammlung:

Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Das große Werk, dessen Erscheinung wir den Lesern der Gelehrten Anzeigen ankündigen, ist der erste, lang ersehnte Theil der schon 1826 von Peyronnet, damaligem Siegelbewahrer, gegründeten Collection orientale, in welcher auf Staatskosten umfassende Werke der orientalischen Literatur mit Text und Uebersetzung erscheinen sollten. Wenn wir mit großer Satisfaction nun dieses verdienstliche Unternehmen wirklich begonnen sehen, so sprechen wir auch den Wunsch aus, es mögen jetzt rasch auch die übrigen Auktoren, die in dieser Sammlung einen Platz zu finden bestimmt sind, besonders der von unserm Landsmanne Mohl bearbeitete Ferdossi, den Freunden des Morgenlandes vorgelegt werden.

Herr E. Quatremère, dessen gelehrte Arbeiten über den Orient allgemein bekannt sind, giebt uns in dem vorliegenden Bande einen Abschnitt aus der Geschichte der Mongolen in Persien. Das Buch zerfällt in drey Theile. Seite I — CLXXV. enthalten die Vorrede des Herausgebers mit einer Abhandlung über das Leben und die Schriften Raschideddins. S. 1 — 83 folgt die persische Vorrede Raschids zu seinem Geschichtswerke; von S. 84 — 450 die Geschichte Hulagu's. Das ganze Werk Raschids heraus zu geben hält Hr. Quatremère für unmöglich; er will sich daher bloß auf die Geschichte der mongolischen Herrscher in Persien von Hulagu bis Chodabanda beschränken. Aber selbst dieser Theil ist immer großartig genug, und wir wünschen dem Herausgeber Kraft und Muth zu dem gewaltigen Unternehmen, das eben so sehr seiner umfassenden Gelehrsamkeit wie der Liberalität der französischen Regierung zum größten Ruhme gereichen wird.

Um unsere Leser mit dem Historiker Raschideddin, der immer eine interessante Persönlichkeit war, bekannt zu machen, entnehmen wir einige Notizen aus der trefflichen Vorrede Quatremères.

Fadhlallah Raschideddin ben Imad eddaula Abulchair ben Muwaffek eddaula Ali war geboren im Jahre 645 = 1247, nach der Berechnung des Herausgebers, in der Stadt Hamadan, dem alten Ekbatana und starb 718 = 1318. Seine eigentliche Beschäftigung war die Medicin, aber Neigung und Talent zogen ihn auch zu andern Studien, besonders zur Theologie, in der er sich jedoch mehr durch den Umgang mit gelehrten Männern als durch Lectüre bildete, zu der ihm nach seiner Aussage nur zu wenig Zeit übrig blieb: denn seit seiner Jugend befand er sich am Hofe der mongolischen Herrscher, und wurde von ihnen zu Verwaltungsgeschäften und Reisen gebraucht. Schon unter Abaka chan wurde er mit Auszeichnung behandelt: aber seine eigentliche Staatscarriere fällt erst in die Regierung Gazanchans, der 694 = 1295 den Thron bestieg. Dieser ausgezeichnete Fürst ehrte ihn, indem er ihn in seinen nächsten Umgang aufnahm,

und sich mit ihm über religiöse Gegenstände besonders über mystische Theologie unterhielt. Bald erhob er ihn aber zu der höchsten Stelle in der Reichsverwaltung, zur Vezirschaft, die er unter Gazan, so wie unter seinen Nachfolgern Chodabanda Oldjaitu und Abu Said bekleidete. Er zeigte sich hier nicht nur als geschickter Verwalter, sondern auch als mächtiger Beschützer der Literatur und er fand noch Muße, um sehr ausgedehnte Werke über Geschichte und Theologie auszuarbeiten. Dabey versäumte er aber keineswegs sich die Reichthümer dieser Welt eigen zu machen, was ihm vermöge der Gunst des liberalen Gazan Chan nicht schwer fiel.

Aus seinem Vermögen baute er östlich von Tabriz eine Vorstadt, die einer kleinen Stadt ähnlich war, mit herrlichen Gebäuden, frommen Stiftungen, einer eigenen Wasserleitung u. s. w. alles mit einer Pracht, die von den orientalischen Geschichtschreibern höchlich gerühmt wird. Aber Neider und Intriganten fehlten nicht, die ihm ein so schönes Loos gewaltsam verbitterten. Religiöse und politische Partheygängerey versuchten sich an ihm und seinem Glücke: doch erst unter Abu Said's Regierung traf ihn das gewöhnliche Loos moslemischer Minister, nach einer Reihe treu geleisteter Dienste mit dem schwärzesten Undank gelohnt zu werden. Im Jahre 717 wurde er abgesetzt und im nächsten Jahre hingerichtet: ein alitischer Emir verrichtete an ihm das Henkersgeschäft. Unter den vielen Feinden, die er hatte, erwähnen wir bloß einen der mächtigsten, Alischah, weil Raschids Verhältnisse zu ihm einiges Licht auf die mongolische Verwaltung werfen. Alischah war der College Raschids im Ministerium nach der Hinrichtung Saadeddins: beyde Vezire hatten gleichen Rang als Präsidenten des Ministerrathes (Ssahibi diwan) und, was auffallend ist, gleiche Attributionen. Daher beständige Reibungen. Als der Erbprinz einmal Geld nöthig hatte, forderte der Sultan Chodabanda es von den beyden Veziren. Raschid entschuldigt sich und bittet bey seinem Collegen anzufragen, der College aber behauptet keinen Pfennig zu besitzen und weist auf Raschid wieder zurück. Der heftige Streit, der hieraus entstand, bestimmte den Sultan, die Geschäfte zu trennen: er gab dem Raschid den östlichen Theil des Reiches zur Verwaltung, dem Alischah den westlichen. Wenn je das Mißtrauen der mongolischen Fürsten nicht erlauben konnte, die Verwaltung einem einzigen Manne zu übertragen, so war es allerdings das weiseste, die Sphären der beyden Minister zu trennen, und es ist sonderbar, daß man nicht schon früher darauf gefallen war. Wie wenig sicher aber der Hof sich fühlte, geht daraus hervor, daß nachdem so die Geschäfte getheilt waren, jedem der Minister noch ein Gehülfe beygegeben wurde: also vier Vezire statt eines einzigen. Durch eine solche immer fortgesetzte Controle ist es leicht begreiflich, wie beständig ein großer Theil der unermeßlichen Revenüen von seinem eigentlichen Zwecke abgewendet wurde und in die Tasche dieser Männer fiel, die sich natürlich eine Parthey bilden und Gönner unter den mongolischen Fürsten und Feldherren gewinnen mußten, um unabhängig von einander zu seyn und ihre Zwecke durchzusetzen.

Was die Kenntnisse Raschids anbetrifft, so waren sie auf alle Fälle sehr ausgedehnt: außer Medicin und Geschichte hatte er noch Studien in der Philosophie und Theologie gemacht, und selbst Architektur und Agrikultur waren ihm nicht fremd. Ob er wirklich so viele Sprachen *) gründlich (à fonds) konnte, wie Quatremère meynt, möchten wir dahin gestellt seyn lassen. J. J. Schmidt, der erste Kenner des Mongolischen, spricht (Geschichte der Ostmongolen p. XIII.) unserm Vezir die Kenntniß dieser Sprache gerade zu ab. Was das Hebräische betrifft, so beschränken sich seine Angaben auf einige Wörter, wie jobel, olam etc., deren Bedeutung er leicht von den Juden, die sich am mongolischen Hofe befanden, erfahren konnte. **) Seine Leichtigkeit im schriftlichen Ausdruck war erstaunenswerth: in seiner Demuth oder vielleicht in seinem Stolze schrieb er dieß der Gnade Moham-

*) Le persan, l'arabe, le mongol, le turc, l'hebreu et peut être le chinois.

**) Für die Geschichte der Aussprache des Hebräischen mag es nicht uninteressant seyn, daß Raschid in seiner arabischen Transcription das hebräische Beth durch Vau und das Kamez durch o ausdrückt: jovil, olom: also war schon damals die aramaisirende Manier der polnischen Juden verbreitet.

meds zu, der ihm, um ihn für seinen Traktat über seine (des Propheten) Unwissenheit als evidentesten Beweis seiner göttlichen Sendung, zu belohnen, den Verstand erleuchtete, und ihm das Talent verlieh, ohne Mühe über die abstraktesten Gegenstände zu denken, und seine Gedanken so schnell als klar auszudrücken. Sein Hauptwerk, die Geschichte der Mongolen, unternahm er auf Befehl seines großen Gönners Gazanchan, und auf Ermunterung Chodabanda's fügte er noch eine allgemeine Geschichte und Geographie der übrigen Völker hinzu. Seine theologischen Schriften wurden wenigstens zu seiner Zeit sehr geschätzt, und eine Versammlung der Gelehrten zu Tabriz erklärte sich äußerst günstig dafür: aber welches unbefangene Urtheil läßt sich von diesen Männern über die literarischen Verdienste eines mächtigen Ministers, eines Gönners der Wissenschaften erwarten, dem ja, wie es in einem seiner Titel heißt, die Herren der Feder und des Schwertes zu Gebote standen (مستخدم ارباب السيف والقلم)?

Daß Raschid selbst für seine Werke eingenommen war, läßt sich wohl begreifen: aber sicherlich hat noch kein Auctor sich so viele Mühe gegeben, um auf die Nachwelt zu kommen, wie er. Um überall gelesen zu werden, übersetzte er seine arabischen Werke in das Persische, seine persischen in das Arabische; er ließ sie sorgfältig abschreiben, auf dem größten bagdadischen Papiere von 6 Palmen Länge. Nach den Bericht seines Zeitgenossen Abdallahben Fadhlallah und Mirchonds verwandte er auf das Abschreiben, Einbinden ꝛc. seiner Werke 60,000 Dinare (gegen 1/2 Million Gulden). Außerdem machte er eine eigene Stiftung für die Moschee der von ihm gebauten Vorstadt, worin mehrere Exemplare seiner Bücher zur freyen Benützung der Gelehrten niedergelegt wurden: aus dem legirten Gelde sollten jährlich zwey vollständige Exemplare, arabisch und persisch, abgeschrieben werden, von dem Geschichtswerk ausserdem so viele Exemplare, als der jedesmalige Wakil für gut findet: alle Copieen mußten auf großes bagdadisches Papier geschrieben, genau mit den Originalien verglichen, in Leder gebunden und vergoldet werden: zwey gelehrte Kalligraphen wurden dazu angestellt und hatten freye Wohnung. Jedes Exemplar sollte in eine der Städte des Islams geschickt und in einer Schule niedergelegt werden. Außerdem hatte der bey der genannten Moschee angestellte Professor des kanonischen Rechtes die Verpflichtung, jährlich ein Exemplar der theologischen Abhandlungen Raschids zu fertigen ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Denn seit Aventin und Apian, und dieses Zeugniß glauben wir uns selbst geben und zum Beleg dessen auf unsern gedruckten und noch ungedruckten Apparat hinweisen zu müssen; hat kaum ein Geschichtsforscher, gleich uns, die Wanderungen der hh. Severin, Valentin, Columban, Rupert, Emmeram, Corbinian ꝛc. Schritt vor Schritt zu verfolgen und überhaupt in Südteutschland, von Thüringen bis zu den Alpen, und vom Rhein bis an die Raab, lebendigere Anschauungen von Boden und Volk, und Vergleichungen beyder mit den geschriebenen Urkunden der Geschichte zu pflegen den Willen und die Gelegenheit gehabt.

Der Umstand, daß Hr. Prof. R. eben die geographischen Verhältnisse zur Zeit Ruperts gegen Hrn. Prof. Filz geltend machen zu können vermeint, um gegen dessen Scharfsinn und Triftigkeit das Mabillon-Hansiz'sche System zu retten; der Umstand, daß Hr. Prof. R. unter andern (Nr. 200. S. 579, 580) aus der Vita primogenia sogar die Reise des hl. Rupert von Regensburg stromabwärts nach Pannonien und wieder aufwärts, allerdings eines der entscheidenden Kriterien, das auch Hansiz nicht aus dem Wege zu räumen vermochte, in Abrede zu stellen versucht; und so die Gefahr augenscheinlich vorwaltet, daß das Kind im eigentlichen Sinne mit dem Bade ausgeschüttet werde; mahnt uns noch lebhafter auf, eben jetzt Einspruch zu thun, und gegen jenes Attentat ausdrückliche Verwahrung einzulegen; um desto mehr, je höher wir übrigens die Gelehrsamkeit des Hrn. Dr. R. achten, und uns in seinem Munde, als in dem eines teutschen Geschichtsforschers, jene zuerst von den in der teutschen Geographie und Geschichte ohnehin wenig bewanderten Franzosen gewagte Aeußerung um so verfänglicher erscheint.

Die Stellen, worin sich Hr. Prof. R. namentlich auf uns beruft, kommen S. 506, 604, 636, 644, 676, 754 u. s. w. vor: wir wollen uns hinwieder, wie gesagt, hier zunächst auf einige geographische und

topographische aber unabweisliche Notizen beschränken.

1) Die vita primogenia (cod. diplom. juvav. p. 7 — 9) erzählt den Eintritt des h. Rupert in Bayern bestimmt und umständlich. Er kam von Worms, den damals gewöhnlichen Weg an der obern Donau herab, nach Regensburg, wohl vorbereitet, nachdem Theodo, „cujusdam dux baiuoarie regionis“ (was gleichzeitige andere Regenten in Bayern zuläßt,) Boten an ihn abgeordnet, und Bischof Rupert „primo suos dirigens legatos“ die Berichte seiner aus Bayern zurückgekehrten Vertrauten angehört hatte. Es war zunächst eine kirchliche Visitationsreise, „ut hanc provinciam visitanda sacra illuminaret doctrina,“ das Christenthum in Bayern schon länger verbreitet, aber mit Irrlehren und heidnischen Gebräuchen vermischt.

Auf dieser Einwanderung an der Donau herab, wobey der Herzog mit großem Gefolge entgegen kam, konnte dem h. Rupert das einst berühmte Valentia, (dann Valtenburg und Weltenburg,) zwischen Ingolstatt und Kelheim nicht entgangen seyn. Und wirklich giebt die ununterbrochene Tradition des Klosters St. Georgen zu Weltenburg, die älteste Benedictiner-Abten Bayerns, den h. Rupert als seinen eigentlichen Gründer, und den Herzog Thassilo I. als seinen Erbauer an. Wir haben diesen wichtigen geographisch-historischen Moment, mit der Andeutung, daß vielleicht schon der aus den Vogesen bis zu den Nariskern vorgedrungene Missionär Eustasius denselben Weg gegangen sey, umständlicher ausgeführt in dem Vorwort der 1833 zu Augsburg erschienenen Druckschrift: „Benedict Werner, letzter Abt von Weltenburg, und zur ehemaligen bayerischen Landschaft Mitverordneter.“ Wir sind seitdem noch zu der Ueberzeugung gekommen, daß zur Zeit Ruperts auch schon bey Regensburg, damals außer dessen Mauern, heute in dem Umfange von St. Emmeram, eine Kirche zum h. Georg bestanden habe.

2) Ein längeres Verweilen Ruperts am herzoglichen Hoflager zu Regensburg, wo von St. Emmeram noch keine Rede war, und seyn konnte, und in der Umgegend, Behufs seiner bischöflichen Wirksamkeit, unterliegt nach dem Zeugniß der Urkunden, Denkmäler und Ueberlieferungen gleichfalls keinem Zweifel. Daher an der Altmühl Rupertsbuch und Rupertsberg, (St. Wilibald fand da schon eine Capelle bey Eystätt;) die alte Capelle zu Regensburg, die Marienkirche ob Weltenburg; wo Rupert, in seiner tiefen Volks- und Menschenkunde, allenthalben an den Platz der Minerva, der Juno, der rhätischen Isis ꝛc., die Mutter Gottes, ein ansprechendes Liebfrauenbild aufstellte. Auch war es eben Rupert, der von Regensburg abwärts dem da einst von den Römern stark betriebenen Weinbau am Kruckenberg, bey Donaustauf, um Winzer u. s. w. wieder aufzuhelfen für nothwendig fand: „et territorium in eodem pago (tonagaoe) in loco, qui dicitur chruchenperk qui adjacet secus amne danubio in quo nunc sunt plantagines vinearum institute“ (cod. diplom. p. 25.). Eines eigenthümlichen Verdienstes der vom Hrn. Legationsrathe Gumpelzheimer herausgegebenen Geschichte der Stadt Regensburg (I. Thl. 1830) müssen wir hier erwähnen: es werden hierin die vielen im christlichen Alterthum der Stadt wichtigen Oertlichkeiten sehr genau beschrieben, und es geht daraus hervor, daß auch zu Regensburg, wie zu Salzburg die Tradition durchaus für die Ankunft Ruperts im VI. Jahrhundert, vor der St. Emmerams, spricht und fortlebt: was eben auch Hrn. Gemeiners besonnene Ansichten leitete.

3) Leider bisher übersehen und mißkannt, aber fürder nicht mehr! ist, was das Congestum Arnonis p. 22 besagt. Es handelt sich um das große einst salzburgische Kastenamt Buch im Donaugau „in pago tonagaoe uilla nuncupante poh, cum mansos XXXVIIII. inter vestitos et apsos etc.“ um Altenbuch, das unsere Geschichtsforscher und Geographen: von Kleimaner, Appel, Zirngibel, Zauner, Winkelhofer u. s. w. in Bayern und Tyrol mit Bestimmtheit nicht ausfindig zu machen wußten. Auch uns wäre das kaum gelungen, wenn uns nicht ein „libellus reditum episcoporum salisburg.“ aus der zweyten Hälfte des XII. Jahrhundert, ein Pendant zum Congestum Arnos, der, Behufs der bayerischen Culturgeschichte, längst hätte commentirt und durch den Druck zum Gemeingut aller gründlichen Forscher gemacht werden sollen, den unfehlbaren Weg gezeigt hätte. Unter den fern in Bayern entlegenen Kastenämtern beschreibt dieser libellus auch ein officium Altenpouch mit Grundrenten und Gilten zu (Pfarr) Altenbuch im Dekanat Pilsting, heute in der Diöcese Regensburg, zu Heiligenstein, in der Stadt Regensburg selbst, am Dürftigenberg, im Mattenthal, um Winzer; und wir sehen uns so augenfällig in die Gegenden zwischen der Donau und der Isar und im bayerischen Wald hinein, nach dem heutigen Dürftendorf, Mattenzell, Heiligenstein, Burgflecken und Hafen Winzer, in den Gerichten Mitterfels und Falkenstein, verwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideldin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Alle diese minutiösen Bestimmungen und die Flüche, die Raschid auf den herabruft, der daran etwas ändern sollte, hatten doch nicht das gewünschte Resultat: die folgenden Stürme scheinen die frommen Stiftungen des Vezirs vernichtet und so die Verbreitung seiner Werke gehindert zu haben. Nur wenige Exemplare sind gerettet, und keines vollständig. Ueber die unbändige Eitelkeit des Mannes, und die, moslemisch betrachtet, beynahe unfromme Gesinnung ist ein hartes Gericht ergangen.

Nach dem Leben und dem Testamente Raschids folgt die Vorrede des Historikers. In ihr lesen wir das Lob Gazans und Chodabanda's, die Veranlassung zum Entwurfe der mongolischen Geschichte, den Plan und Inhalt derselben, so wie die Angabe der Quellen, aus denen er schöpfte. Die Notizen, die er in den vor ihm erschienenen Geschichtswerken vorfand, sammelte und sichtete er „um den vortrefflichen Bräuten und Jungfrauen der Sagen, die hinter dem Vorhang der Verborgenheit versteckt waren, auf dem Brautbett der Publicität den Brautschmuck der Bekanntheit zu geben.“ Wo ihn die schriftlichen Quellen nicht befriedigten, nahm er seine Zuflucht zu den Gelehrten von Khatai, Hind, Igur und Kiptchak, die am Hofe der Mongolen sich befanden, besonders aber war ihm nützlich der „Großemir und Noyan Oberstfeldherr von Iran und Turan, der Verwalter der Königreiche der Erde, Pulad Tchingsang“ der in den Genealogien der türkischen Völker und ihrer Geschichte außerordentlich bewandert war.

S. 84 folgt die Genealogie Hulagus, Aufzählung seiner Weiber und Kinder bis S. 114.

S. 114 beginnt die Erzählung von der Expedition Hulagus nach Persien. Nachdem Mangku (so schreibt Raschid) kaan auf einem Kuriltai oder Reichstage der versammelten mongolischen Fürsten auf den Thron gesetzt war, schickte er seine Brüder aus, um die noch unabhängigen Reiche der Welt zu unterwerfen. Kubilai erhielt zu seinem Antheil die Länder Chatai, China, Tibet, und einen Theil von Indien; Hulagu die westlichen Gegenden, Iran, Rum, Syrien, Armenien und Aegypten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen brach Hulagu im Jahre 650 von Karakorum auf, durchzog die Tatarey und Turkestan, und setzte 653 über den Oxus; im folgenden Jahre nach vielen Belagerungen einzelner Bergvesten in Kuhistan brach er endlich die Macht der furchtbaren Ismaelier oder Assassinen, die seit dem Jahre 477 unter sieben Königen den ganzen vordern Orient durch ihre Grausamkeit und religiösen Fanatismus erzittern machten. Seine nächste Sorge war, Bagdad zu erobern. Da die Negotiationen mit dem Chalifen Mostasem, wegen dessen unglaublicher Einbildung auf die Unerschütterlichkeit des abbassidischen Hauses keinen Erfolg hatten, bricht er von Hamadan auf und umzingelt die Stadt; nach einer hartnäckigen Belagerung ergiebt sich endlich der Chalife, der einige Tage darauf von Hulagu getödtet wird, so wie der größte Theil seiner Familie (im Monat Safar 656). Hulagu wendet sich nun nach Syrien, und erobert Haleb und andere Städte dieses Landes. Damask ergiebt sich ihm freywillig. Der mongolische Feldherr Kitubuka Noyan, der gegen Aegypten geschickt wurde, wird geschlagen, gefangen genommen und

getödtet; die mongolische Armee beynahe gänzlich aufgerieben. Glücklicher war ein anderes Heer, das unter Yaschmut nach Diarbekr zog und nach einer tapfern Gegenwehr die Stadt und Festung Mayafarekin und Maredin eroberte. Bald darauf fiel auch Mosul. Jetzt war nun ganz Iran und Vorderasien in der Gewalt Hulagus, nachdem Ströme Blutes in Schlachten und in den unzähligen Hinrichtungen vergossen, ausgesuchte Grausamkeiten und Treubrüche aller Art verübt waren. Aber nicht lange sollte das Glück des Tyrannen dauern; bald ereilte ihn die Nemesis. Im Hochgenusse seiner Herrschaft war ihm das Ansehen seines Verwandten Barakai, Batus Bruder, *) der als Sprosse der älteren Linie nach mongolischem Herkommen rechtlicher Weise eine gewisse Auctorität über die jüngern, wozu Hulagu gehörte, ausübte, ein Dorn im Auge: als er sich so weit vergaß, zwey von dessen Verwandten **) zu tödten, so brach ein heftiger Krieg von beyden Seiten aus, wobey Hulagus Streitkräfte unterlagen. Dieß, so wie einige Empörungen, scheint zerrüttend auf seinen Organismus gewirkt zu haben und er stirbt an der Apoplexie. (663)

Dieß ist der Gang der Erzählung: die interessanten Details, die viel Licht auf die damaligen Verhältnisse und Sitten werfen, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Aber es ist nicht das einzige Verdienst des Herausgebers, diese Geschichte bekannt gemacht zu haben: er hat in den Anmerkungen dazu einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit und Wissen entfaltet, daß der Historiker, der Geograph und der Philologe sich zum höchlichsten Danke verpflichtet fühlen müssen. Die Lectüre des Herrn Q. ist, wie man schon aus seinen andern Productionen weiß, in der That kolossal, und so ist leicht zu begreifen, daß viele Noten zu eigentlichen Dissertationen sich erweitern. Viele bewegen sich auf wenig bearbeiteten Gebieten wie z. B. die Erklärung der mongolischen Wörter, die ins Persische eingedrungen sind, wie

طوي, يوسون, بولغاق, ايل قآن, خان, ياسا *) ꝛc.

über Sitten der Völker z. B. Divinationen aus den Schulterblättern der Thiere, Zaubereyen, über die Kriegsmaschinen des Orients, über Papier ꝛc.; viele enthalten über sonst bekannte Gegenstände weitere Aufklärungen und interessante Bereicherungen z. B. über die Assassinen, deren Eidformeln mitgetheilt werden, eine Geschichte der budhistischen Priesterschaft (بخشي), das allmählige Wachsen ihrer hierarchischen Anmassungen, bis endlich ein chinesischer Montlosier in einem eigenen Memoire an den Kaiser ihre Schädlichkeit darstellt und ihre Vertreibung veranlaßt, über das Minorat bey den Mongolen, **) ihr nomadisches Leben, das Verhältniß der mongolischen Herrscher in Persien zum Großkaan in der Tatarey und China ***), über

*) p. 391 heißt es in der französischen Uebersetzung: Bérécai par ordre de Batou son père etc. Son père steht nicht im Persischen und ist auch historisch falsch. Denn Batu war der Bruder Barakais und wie dieser ein Sohn des Djutchi, ältesten Sohnes von Tchingischan. Als solcher repräsentirt Barakai die branche ainée, setzt den Mangku auf den Thron und übt als Aga eine gewisse Auctorität über Hulagu aus.

**) Vrgl. d'Ohsson IV. 377 und 379, wo diese ganze Geschichte ausführlicher und deutlicher als bey Raschid erzählt wird

*) Dieses Wort, das H. Q. vergebens in den Wörterbüchern suchte, ist sehr gut im Lexikon des Sultans von Oude erklärt, als Festgelag:

توي بمعني جشن ومهماني عروسي
معرّب آن طوي است

**) Eine ähnliche Einrichtung bey den Deutschen. Vrgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 475.

***) Was der von H. Q. citirte Verfasser des Mesalek alabsar behauptet, daß Gazan den von Seite des Großkaans an seinem Hofe residirenden Minister mit Verachtung behandelte, und sich selbst für unabhängig erklärte, möchte vielleicht zu beschränken seyn, und es ist zu bedauern, daß Hr. Q. die Sache nicht näher untersuchte. Der damalige bevollmächtigte Minister war der oben erwähnte Pulad Tschingsang, dessen Würdentitel, wie wir sie angeführt haben, auf den höchsten Rang am Hofe schließen lassen; wobey vorzüglich zu beachten, daß sie nicht bloß pomphafte Ehrentitel, die freylich nicht viel beweisen würden, sondern die Namen wirklicher Stellen sind, wie

die Namen Iran und Aniran, *) selbst naturhistorische Erläuterungen z. B. über die Verbreitungs-Sphäre des Löwen, Tiger und Leoparden (eine dankenswerthe Nachlese zu Ritters Löwen- und Ti-

Großemir, Generalissimus, Verwalter der Königreiche. Dieses letzte Wort ist bezeichnend, da es auch von den ersten Gesandten gebraucht wird, durch die der Großkaan den Hulagu nach Raschid (p. 164) controliren läßt

جهت تدبير مصالح ممالک ايران

Im Masalik alabsar heißt es weiter: ses successeurs ont suivi les mêmes principes. Nun finden wir aber gerade unter Gazans Nachfolger, Oldjaitu, den Emir Dschuban in größter Machtvollkommenheit am Hofe, und in dem Staatssiegel, das dem Briefe Oldjaitus an Philipp den Schönen von Frankreich beygegeben ist, sehen wir die Abhängigkeit des Fürsten vom Großkaan unwidersprechlich dargethan. Es ist in chinesischer Sprache, der Hofsprache des Großkaans, abgefaßt, und heißt nach Remüsats Uebersetzung: „Par un décret suprême, sceau du descendant de l'empereur, chargé de réduire à l'obéissance les dix mille barbares." Abel Rémusat sur les rélations diplomatiques des princes chrétiens avec les rois de la Perse de la race de Tchinguizkhan p. 132.

*) So dankenswerth die einzelnen Notizen sind, die Hr. Q. hierüber gesammelt hat, so können wir doch nicht umhin, das Resultat, das er daraus zieht, zu verwerfen. Es muß immer befremden, daß der Herausgeber keine Rücksicht auf die neuen Forschungen seines Landsmannes Eug. Burnouf des competentesten Richters in diesen Dingen, genommen hat. Q. glaubt, Iran bedeute Persis, Andran Medien. Nun steht aber durch B. Forschungen fest, daß die Zendbücher, worin zuerst dieser Gegensatz vorkömmt, sich durchaus nicht auf das eigentliche Persis beziehen, also noch keine Rede von Medien seyn kann. Unter den Sassaniden, wo er uns zum zweytenmale erscheint, ist von diesem Lande keine Rede mehr; und von der Zeit, die zwischen beyden liegt, haben wir keine einheimischen Denkmäler. Wenn Hr. G. p. 244 sagt: Lorsque sous le regne de Cyrus l'empire des Perses embrassa celui des Medes, le mot Iran fut souvent employé pour désigner la totalité de ce vaste empire, so ist Cyrus höchst wahrscheinlich ein Druck- oder Schreibefehler statt Ardeschir babegan.

gerland, Erdkunde von Asien IV. 2. 688. flg.), über Hennah als Mittel gegen die Pest, eine Menge Auszüge aus geographischen Werken, worin oft ganze Gegenden und Völker ausführlich behandelt werden z. B. Kiptchak, Osseten, Kuhistan, Kozaken, Schebankare ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Welche andere Rechtstitel konnte Erzbischof Arno bey Herzog Thassilo auf diese Renten, zu ihrer förmlichen und ferneren Widmung an die salzburgische Kirche, geltend machen, als die Verdienste des h. Ruperts eben um diese Gegenden? Aber welchem Zeitraum, und welchem der früheren Kirchenvorstände von Salzburg und Regensburg könnte, mit verständiger Kritik, das Beginnen christlicher Cultur in jenen Revieren, mittels der Zellenwirthschaft, um Bernzell, Wolfertzell, Frauenzell, Con-(rad-)zell, Haunkenzell, Mattenzell, Ratiszell, Elisabetzell u. s. w. füglicher zugeschrieben werden, als dem h. Rupert, mit dessen Wirksamkeit um Regensburg, und mit dessen Absichten auf die Landschaften stromabwärts diese Ergebnisse genau verbunden waren? Wie laut spricht nicht noch jetzt in diesen Kirchengemeinden die Tradition für Rupert, und nur für ihn? Zur Zeit des h. Emmeram, und später, war kein salzburgischer Oberhirt mehr in der Lage, in jenen fernen Gegenden, von der Mündung der Isar dieß- und jenseits der Donau, bis Regensburg hinauf, zu colonisiren, und dort so beträchtliche Erwerbungen für die ferne Cathedrale zu Salzburg zu machen.

Hier darf ein gründlicher Forscher über das Zeitalter Ruperts die spätere Ausbildung der Diöcesangränzen zwischen Salzburg und Regensburg und Freysing ja nicht aus dem Auge lassen; und ohne Zweifel trat erst um das Jahr 740, zur Zeit der hierarchischen Eintheilung Baverns durch den h. Bonifaz, die salzburgische Diöcese aus jener nordöstlichen Region zurück, und machte dort der neuen Diöcese Regensburg Platz; während die salzburgischen Mensal- und Dominicalrechte jenseits noch lange ihren Fortbestand hatten. Wir haben diese Zeit-, Orts- und Sachverhältnisse des h. Ruperts umständlich entwickelt in der Abhandlung: „Was erhielt Bayern in Bayern vom Erzstifte Salzburg für den Rest der Reichslehen im Pinzgau nach dem dortigen Abgang der Grafen von Plain ꝛc." im III. Bande unserer Bey-

träge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1833, S. 199 — 220. Jetzt aber würden wir dieser Abhandlung ohne weiters den Titel geben: „das salzburgische Kastenamt Altenbuch im Donaugau, vom h. Rupert im VI. Jahrhundert gegründet;“ so ganz sind wir seitdem von dieser Thatsache überzeugt worden, und wir bedauern sehr, daß, wie es scheint, zunächst auch diese Erörterung, wie gar manche andere hieher bezügliche in dem III. Bande unserer Beyträge, dem Hrn. P. Rudhart unbekannt geblieben sey.

4. Wohl vorbereitet, zu rechter Zeit, (c. 582.) und in Uebereinstimmung mit dem Herzog, setzte endlich der h. Rupert seine Wanderung die Donau abwärts, usque ad fines pannoniae inferioris spargendo semina vitae etc.“ fort. Keine Warnung, keine Abmahnung kam ihm vom Herzoge entgegen; wie sie 70 Jahre später, unter ganz andern Zeit- und Gränzverhältnissen, dem h. Emmeram entgegengestellt wurden. Nicht etwa eilig, wie heutzutage ein Geschäftsmann mit dem Regensburger-Wochenschiffe gen Wien, machte der h. Rupert seine Reise; sein Beruf, und seine in der vita primogenia ausdrücklich bezeichneten Absichten hießen ihn bald da, bald dort im Uferland verweilen; und wir sehen da keine große, vielweniger „größte Gefahren“ und auf Seite des Hrn. Prof. Filz keinen „kühnen Schluß.“ Nur an den Gränzen Unterpannoniens mochte Rupert, wie wir es schon anderwärts bemerkten, von Nordosten her einige Bewegung der Völker und seiner Sendung noch nicht weiter entsprechende Zustände wahrgenommen haben; was ihn endlich umzukehren bewog: „sicque tandem revertens etc.“ Da kam er zur Stadt Laureacum herauf, und verweilte wieder, und verbreitete durch persönliche Autorität, mit göttlichem Beystand, unter den vielen Armen und Bedrückten, (eine Folge der Militärherrschaft in gemischten Gränzbezirken!) Trost und Hülfe. Und wieder setzte der menschenfreundliche und der Zeit und der Gegend wohl kundige Mann den Wanderstab vorwärts, und kam so in den Wallengau herauf, (unalarium, von den vielen auch da seßhaft gebliebenen römischen Familien so genannt, jenseits Salzburg, um Straßwalchen und Seewalchen; man verwechsle diese Gegend ja nicht mit dem Walchen- und Wallgau im bayerischen Vorgebirge: „deinde arrepto itinere,“) wo er dem h. Peter zu Ehren eine Kirche erbaute und weihte: Seekirchen. Man wird sich aus Eugipp's Lebensbeschreibung vom h. Severin, und aus unsern Schriften erinnern, daß im Salzburggau, insbesondere unter den vielen römischen Nachkömmlingen, bereits mehr christliche Civilisation und Neigung zur stätigen Cultur herrschte; was den für beyde Mittel der Humanität eifrigen Rupert mitbestimmt haben mochte, eben da, und nicht um Regensburg! seinen ferneren Wohnsitz aufzuschlagen.

6. Dieser und der fernere Reisebericht der vita primogenia ist so einfach, und den Zeit- und geographischen Verhältnissen so angemessen, daß er nur wahr seyn kann. Nur Landeskundige können hier entscheiden. Auch weiset das Congestum Arnonis um Seekirchen die ältesten Stiftungsgüter im Salzburggau nach. Hier, auf der Seeburg, und um Seewalchen, öffnet sich dem Beschauer gen Südost die Aussicht in das reizende anderthalb Meilen entlegene Salzachthal, und über die Stadt Salzburg; und auch Rupert hatte erst von hier aus nähere Kunde und Ansicht von der zerstörten Römerstadt am Ivarus, norisch Igonta! erhalten; und darüber weiter an den Herzog berichtet. Auch dieser Umstand ist für jeden der Gegend und Geschichte Kundigen so wahr, daß man ganz folgerecht behaupten darf, ohne die Reise des hl. Rupert die Donau abwärts, und im Ufer noricum aufwärts, wäre das zerfallene Juvavum nimmer zum ersten Bischofssitze in Bayern erkiesen worden. Und wie viele Denkmäler und Kirchen erinnern nicht auch in Ober- und Unterösterreich an die Wanderungen und das Daseyn des hl. Rupert!

7. Von Salzburg aus, längs den alten, da noch weniger als jenseits der Isar, zerstörten Römerstrassen, über Oetting, Reisach, Utenfeld, (heute Eggenfelden,) Reisbach und Teisbach, über die Isar, drang Rupert erst wieder bis zum Donaugau hinaus, und besuchte in dieser Richtung periodisch den herzoglichen Hof zu Regensburg, und verweilte, mitunter öfter links und rechts abschweifend, und Land und Volk beschauend, und an den Stellen der alten Götzentempel und Opferhayne viele Capellen und Kirchen aufrichtend, und christliche Priester einsetzend, auf den näheren Höhenzügen z. B. um Reichenhall an der Saale, um Mariadorfen an der Isen; am Nonnenberg bey Pleiskirchen; um Reisbach an der Vils, und um Zell am Kolbach u. s. w. Zunächst hieher haben Bezug die zwey ersten Abhandlungen des II. Bds. unsr. Beyträge, München 1820: a) „über die Kirchen-, Cultur- und Territorialgeschichte am Inn, an der Isen, Rott und Vils; b) „der Vogelwald, oder die Gebiete an der baier. Traun und Sur u. s. w. Ferner: zur Geschichte der Schiffahrt auf Inn und Donau seit St. Severin ꝛc. und die Gründung Wasserburgs; zuerst im Hübschmann'schen Schreibkalender, München 1827; ferner die Schiffahrt auf der obern Donau, in den baier. Annalen von 1834 Nr. 24; ferner: Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodencultur in den Fürstenthümern Salzburg und Berchtesgaden; Salzburg 1811.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Aber es ist unmöglich, ein erschöpfendes Verzeichniß des reichhaltigen Stoffes zu geben, da fast auf jeder Seite der Hr. Herausgeber neue Beobachtungen über Lexicologie oder Antiquitäten und Völkerkunde ὅλῳ τῷ Συλλόγῳ ausschüttet; und so wie wir die reichste Belehrung aus den Seiten dieses ruhmvollen Unternehmens zogen, so machen wir auch alle Freunde der persischen Literatur auf die Ausbeute, die sie hier erwartet, aufmerksam.

Wenn es uns erlaubt ist, gegen einen so gerüsteten Orientalisten, als Herr Quatremère ist, in die Schranken zu treten, so möchten wir wohl noch einige kritische Bemerkungen beyfügen. Beginnen wir gleich mit einem sehr intricaten Punct der Geographie, welcher in der Vorrede Q.'s zur Sprache gekommen ist. Um zu beweisen, daß die von Andr. Müller herausgegebene und dem Beidhavi zugeschriebene historia chataica ein Auszug aus Raschideddins Werk sey, führt Hr. Q. eine geographische Stelle an, und stellt ihr die entsprechende aus Roschid zur Seite. Darin kömmt nun folgende Aussage vor (Vie de R. p. XCIV): Le*) pays appelé par les Mongols Karadjang est nommé dans la langue de Khatai (de la Chine) Daï liou c'est a dire grand royaume, et dans la langue des Indiens et des Kaschmiriens Kender, qui a la même signification; nous le désignons sous le nom de Kandahar. Cette contrée qui est d'une vaste étendue a pour limites d'un côté le Tibet et le Tangout, d'un autre côté une partie des provinces et des montagnes de l'Hindustan, et enfin le Mongolistan, le Khatai et le pays de ceux qui ont les dents dorées. Le roi de Karadjang porte le titre de mahara. — Nun bemerkt Hr. Q., daß der Name Kander und Kandahar nicht täuschen dürfe: denn offenbar sey von einem weiter östlich gelegenen Reiche die Rede: da in den chinesischen Chroniken erzählt werde, daß Kubilai vor seiner Thronbesteigung das Land Ta li bekriegte, dieses Ta li aber Aehnlichkeit mit Dai liou habe, und die Expeditionen, die bey den Chinesen nach Tali, bey den Persern nach Dailieu genannt werden, identisch seyen, so müsse man offenbar dieses Reich in der südlichen chinesischen Provinz Yunnan suchen, das nach dem P. Gaubil royaume de Tali hieß. In wiefern der Name Tali mit Dailiou stimme, müssen wir den Sinologen zur Beurtheilung überlassen; was aber die Expedition Cubilais nach Tali betrifft, so scheint ihre Identität mit der nach Dailieu bloß darauf zu beruhen, daß beyde vor seinem avénement au trône vorfielen. Diese Argumente sind durchaus nicht stringent: und wenn gewichtigere Gründe für ein anderes Land sich vorfinden, so müssen sie nothwendig weichen. Zuerst mache ich aufmerksam auf die Bestimmtheit, mit der Raschid die entsprechenden Namen bey den Indiern und bey den Mohammedanern angiebt. Kender (Gender) ist das Land der Gandhara bey den indischen Auktoren **), der Gandaren der Alten, und Kandahar قندهار der Moslemen. Aus keinem Document wird sich beweisen lassen, daß dieser

*) H. Q. giebt bloß die französische Uebersetzung.

**) Lassen pentapotamia ind. p. 17.

Name für ein anderes Land gebraucht wurde, am wenigsten für ein chinesisches. Und warum sagt Raschid, daß Kender der Name sey dans la langue des Indiens et des Kaschmiriens! Was haben die Kaschmirier mit der Provinz Yunnan zu schaffen: deutet nicht ihre Erwähnung schon an ein ihnen benachbartes Land? Und sein König trägt einen indischen Namen Mahara (maharadja): würde er Yunnan beherrschen, warum trüge er nicht einen chinesischen Namen? ferner finde ich erwähnt in der histoire des Mongols von dem Baron d'Ohsson II. 467 der auch das historische Werk Raschids benützte, daß, selon Raschid, Seyid edjell était gouverneur de Caradjank à l'époque ou Coubilai entra dans ce pays, sous le régne de Mangou. Son fils Nassireddin fut nommé à sa place gouverneur de Caradjank et conserva ce poste jusqu'à sa mort „laquelle arriva il y cinq ou six ans." Hr. B. d'Ohsson, der die Meynung Hrn. Q's theilt, daß Karadjang Yunnan sey, bemerkt hiezu: lors de l'expédition de Coubilai dans le Yunnan le Caradjank n'était pas encore soumis, et par conséquent il ne pouvait pas y avoir dans ce pays un gouverneur de Mangou. Dieses Argument läßt sich gerade umkehren: denn wenn Karadjang einen Gouverneur *) von Seite Mangku's hatte, so kann es nicht das damals selbstständige Yunnan seyn: und da Yunnan chinesisch war, so konnte es am wenigsten einen moslemischen Statthalter haben. Seyid edjell war aber nach Raschid (Ohsson l. l.) ein Mohammedaner aus Bochara. Nach Benaketi liegt Karadjang im Südwesten von Khatai, was durchaus nicht auf Yunnan paßt: doch wollen wir gerne diesen Beweis dahin gestellt seyn lassen, da wir von der Zuverläßigkeit, mit der dieser Historiker seine Quellen benützt hat, nicht viel wissen. Bedeutender scheint uns die Angabe Raschids (p. XCVI.) daß in einem der Königreiche à l'occident du Khatai die Leute sich die Zähne mit Goldplättchen belegen: nun wird aber p. XCIV. als eine der Grenzen von Karadjang genannt le pays de ceux qui ont les dents dorées. Wenn es auch schwer ist, die geographische Lage dieser Zardandan genau auszumitteln, so ist doch nach der Angabe Raschids klar, daß sie nicht im Süden von Khatai, wo Yunnan liegt, sondern im Westen, also doch in der Nähe des Indus gesucht werden müssen. Vielleicht kommen wir näher zum Ziele, wenn wir ein andres Land in den Gang unserer Untersuchung ziehen, das von Raschid als an Karadjang gränzend angegeben wird: p. XCVI. à l'occident des états de Koubilai est un pays appelé Kaftcheh koueh كفجكوه qui est couvert de forêts impénetrables. Il confine d'un coté au royaume de karadjang, d'un autre à une partie de l'Hindostan, et enfin à la mer. Da nun Hr. Q. Karadjang als Yunnan ansieht, so muß er wohl auch Kaftcheh koueh, wie er schreibt, in die Nähe legen, und er entscheidet, es sey das chinesische Kiao tchi, nämlich Tonquin und Cochinchina: er ändert daher, كنجكوه Kantcheh Kueh und bringt dieß in Verbindung mit dem von Marco Polo genannten Canzigu, östlich von Bengalen et qui est certainement la même que celle dont nous venons de parler. Dagegen ist nun zu erinnern 1) daß dieses Land im Westen der Staaten Kubilais liegt, nicht aber im tiefsten Süden, wo wir Tonkin und Cochinchina zu suchen haben; 2) daß das chinesische Wort Koue (Staat) von Raschid sonst nicht durch كوه sondern genauer durch قوي (p. LXXXVI.) ausgedrückt werde; 3) daß die Aenderung des Wortes in كنجكه statt كنجكه nicht nothwendig ist, indem allerdings ein كنجكه Land nachgewiesen werden kann, und zwar ein Gebirgsland, was vortrefflich zu dem nachgesetzten كوه (Gebirg) paßt. Es ist nämlich, um es kurz zu sagen, das Land der Belutschen, wie aus den folgenden Stellen unwidersprechlich hervorgeht. Wir lesen im Farhangi Djihangiri (Ms. Ducaurroy auf der königl. Bibliothek zu Paris):

*) Diese Aussage ist so positiv als möglich bey Raschid: „damals war Seyid Edjell Statthalter, und nach ihm war es sein Sohn, der vor kurzer Zeit starb." Man kann nicht bestimmter sprechen.

كوفج بااول مضموم وواو مجهول
وفاي مفتوح بجيم زده نام جماعتي
است كه در كوفج كوههاي كرمان باشند
و معرّب آن قوفص .بود *)

das ist: „كوفج ausgesprochen Kôfadj ist der Name eines Volkes, das in den Gebirgen von Kerman hauset; arabisirt heißt das Wort Kôfass.“ Dieser Name ist den arabischen Geographen durchaus nicht unbekannt. Das Gebirge Kofs (جبل القفص) findet sich bey Abulfeda (cf. Rinck tabulae quaed. Abulf. Kerman) und im Marasîd alittilâ (dessen Namen Hr. Quatremère sonderbarer Weise M. alitla schreibt): البلوص - - جبل كالاكراد لهم بلاد واسعة بين كرمان وفارس تعرف بهم في سفح جبل القفص d. i. „die Beluß (Belutsch) sind ein Völkerstamm ähnlich den Kurden, sie bewohnen ein weites Land zwischen Kerman und Fars, das von ihnen den Namen trägt, am Fuß des Gebirges Alkofß.“

القفس بالضم ثم السكون والسين المهملة
واكثر ما يتلفّظ به غير اهله بالصاد جبل
بكرمان اهله كالاكراد يقال القفس والبلوص
وهو مما يلي البحر واصل اهله عرب لم يكن
لهم دين يرجعون اليه موصوفون بقلة
الرحمة و الغسان في الارض لا يقنعون باخذ
المال حتي يقتلوا صاحبه شدخا لراسه
بالحجر الخ d. i. القفس (Kofs mit dem Sin, meistens aber wird das Wort von den Fremden Kofß mit dem Sfad ausgesprochen) ein Gebirg in Kerman, dessen Bewohner den Kurden ähnlich sind und Kofß oder Belutsch genannt werden: es erstreckt sich gegen das Meer hin: die Einwohner stammen von Arabern her, die keine Religion hatten, der sie gehorchten: sie sind bekannt wegen Mangels an Barmherzigkeit und wegen des Frevels, den sie auf der Erde ausüben (ein coranischer Ausdruck;) sie begnügen sich nicht, dem Reisenden bloß das Geld zu nehmen, sondern gehen so weit, denselben zu tödten, indem sie ihm mit Steinen den Kopf einschlagen u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Haft Kolzom hat daraus seine entsprechende Notiz geschöpft:

كوفجان --وكوفج نيز كويند وآن نام
جماعتي است كه در كوههاي كرمان
ساكن اند

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

8) Die Gründung der Maximilianszelle im Pongau, in der Nähe goldträchtiger Gewässer, durch den hl. Rupert, steht fest, wie jene der Kirche des hl. Hippolytus, Zell im Pinzgau, durch den Bischof Vital, dem unmittelbaren Nachfolger des hl. Rupert. (Cod. dipl. Inv. p. 29, 33, 24 ꝛc.) Daß diese Colonisation im Pongau vor dem Einbruche der Slaven unter Samo (c. 630) von Carantania her über die Mur und Enns, und in das salzburgische Gebirgsland fast bis an die Thore von Salzburg, und nicht erst zu Anfang des VIII. Jahrhunderts statt hatte, und statt haben konnte: — Rupert war i. J. 623 gestorben; — unterliegt eben so wenig mehr einer probehaltigen Widerrede. Als „vage Ausdrücke“ erscheinen uns hier die dreymal und substanzirt wiederholten: multum tempus und multa tempora, Cod. 33., nimmer mehr! Uns möglichst kurz fassend, jede Wiederholung vermeidend, berufen wir uns hier lediglich auf unsere dießfallsigen durchaus den Urkunden, der Geographie und der Geschichte getreuen Ausführungen: „über den Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bojoarien,“ im I. Bde. uns. Beytr. womit auch in demselben Bande verglichen werden kann: „der hl. Mangold in Ober-

schwaben, mit Rücksicht auf die Urgeschichte und Geographie des Landes;“ (auf Columban, Gall ꝛc.) und: „Zur Culturgeschichte der Buchonia, des Waldgebietes zwischen Franken, Hessen und Thüringen:“ — in den „Tauern, insbesondere das Gasteiner-Thal und seine Heilquellen; München 1820“ mit dem Anhang: „Beleuchtung der Sartorischen Chronik,“ München 1821; in der v. Kerz'schen Literaturzeitung Jahrg. 1831. über Samo's Zeitalter und geographische Richtung ꝛc. in einem Resumé über die Geschichtschreibung von Bayern und Oestreich. Aus den bayerischen Annalen haben hieher besondere Beziehung: im Jahrg. 1833. Nr. 55. „der vicus mauritianus im Salzburggau, und die Cathedralkirche Petena; im Jahrg. 1834. Nr. 69. gelegenheitlich der Abstammung der Grafen von Hundt aus Pinzgau: über das dortige Kloster Zell; Nr. 87. 90. Die später von Freysing ausgegangene Christianisirung im Holzlande (Ärding- und Westergau;) Nr. 105 u. 108. „Die Grafschaft Kling, der dem hl. Leonhart gewidmete Cultus: der Obbingau ꝛc.; Nr. 178. „Nachtrag zum Vicus mauritianus“ ꝛc. im Jahrg. 1835 Nr. 23 u. 24: „Die wahre Lage des alten Cucullæ und seine Umgebung“ auch aus der Zeit St. Severins; womit zu vergleichen: „Salzburg, die Stadt und ihre nächste Umgegend unter der Herrschaft der Römer“ mit einer topogr. Karte, München 1815. Auch in der: Zeitschrift von Bayern und den angränzenden Ländern. Jahrgänge 1816 und 1817, haben wir manche hieher gehörige Aufklärung aus Urkunden und eigenen Wahrnehmungen niedergelegt: insbesondere im III. Bd. 1817 „Zur ältern Culturgeschichte des Landes an der Saale und Salzache.“

Endlich haben wir in der „Geschichte der teutschen Salzwerke, zunächst im Mittelalter“ ꝛc. München 1836, bey Erörterung der bayerischen und österreichischen Hallstätten, Behufs des Zeitalters Ruperts, als allgemein anerkannten Salinen-Restaurators an der bayerischen Saale, diplomatische und geographische Nachweise zusammengestellt, deren tiefere Würdigung bereits begonnen hat.

9. Als wir vor 18 Jahren den vom Hrn. Prof. Rudhart mehrmalen angeführten Commentar über den Indiculus Arnonis und die breves notitiae, (neue hist. Abhdl. der k. Akademie der W. V. Bd. 1821;) und das Taschenbuch „Die Tauern“ schrieben; waren wir, bezüglich auf Ruperts Zeitalter ꝛc. mit uns selbst noch nicht so einig, wie jetzt. Dieses geht auch aus unserer neuesten akadem. Abhandlung: „Zur bayerischen Fürsten- Volks- und Culturgeschichte, zunächst im Uebergange vom V. in das VI. Jahrhundert n. Chr. München 1837. S. 49—47, unumwunden hervor.

10. Indessen haben auch wir seither mehrmalen

dargethan, daß jener Indiculus bezüglich auf äußere Förmlichkeiten sehr mißkannt worden sey. Vielleicht ware es dabey an uns gewesen eine diesen an sich höchst wichtigen und wahrhaftigen Aufzeichnungen (Kanzley-Rapularе) durch und durch inwohnende Eigenthümlichkeit, die uns nun desto klarer entgegentritt, je öfter wir den urkundlichen Text mit den geographischen und topographischen Thatumständen vergleichen, viel bündiger hervor zu heben.

Es ist dieß der augenfällige Umstand, (z. B. eben bey Altenbuch im Donaugau ꝛc.) daß die salzburgische Kirche längst im Besitz und Genusse von Gütern und Ortschaften war, wovon erst die spätern Agilolfinger, seit dem Anfang des VIII. Jahrh. als Geber und Schenker ohne Berufung auf frühere Uebergaben und Schenkungen, erscheinen; lediglich der Rechtstitel und Formen wegen, um die es dem staatsklugen Bischof Arno bey seinem Congestum, und da mit Carl M. über Bojoarien eine neue Oberherrlichkeit gekommen, zunächst zu thun war. Eigentlich sind viele dieser formellen Schenkungen materiell nur Bestätigungen, wie das z. B. Cod. diplom. p. 52. „vel ad ipsam sedem (dux) perpetualiter confirmavit,“ ausdrücklich bemerkt wird. Hunderte von Urkunden aus dem Mittelalter sind vorhanden, worin die Kaiser und Könige an die Landesbischöfe Kirchen und Abteyen verschenken, ohne darin zu erwähnen, daß sie an dieselben Cathedralen schon früher und öfter übergeben worden waren. Es wäre daher sehr verfänglich, aus der ziemlich vollständig scheinenden Reihe der Agilolfinger und Regenten im VIII. Jahrhundert auf das Nichtdaseyn solcher, — nach Verlust der Urkunden und namentlichen Belege — im VI. u. VII Jahrhundert schließen zu wollen.

11. Eben so wenig unterliessen wir in den oben angeführten Schriften auf den Grund cod. diplom. p. 30 — 36. den höchst auffallenden Vorgang zwischen Herz. Utilo und Bischof Virgil bezüglich auf die dem herzoglichen Caplan Ursus, vielmehr seinen Geschlechtsvordern seit Rupert zugehörigen Rechte, die Maximilianszelle betr., und von welchem Verhältnisse Herzog Utilo, (kaum zwanzig Jahre nach St. Ruperts angeblichem Abgang) ganz und gar nichts wußte, als einen Beweis für Ruperts früheres Zeitalter geltend zu machen. — Erst dann, als er (Herz. Utilo) von jener alten Stiftung im fernen Pongau umständlich unterrichtet war, bestätigte („dedit!“) er eine lange Reihe dazu gehöriger Güter. Cod. diplom. p. 37.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung).

Es kann also kein Zweifel seyn, daß die Belutschen und die Kofff identisch sind mit den Kôfadj des Farhangi djihngiri, deren arabische Form Kôfaff überdieß ganz regelrecht geformt ist: denn häufig finden wir, wie schon bey einer andern Gelegenheit von uns bemerkt worden ist, ein Sfad dem Djim oder Tchim in persischen Eigennamen substituirt z. B. جرمنجان und صرمنجان. بروص und بروج, صغانیان und جغانیان oder جغانیان, so wie das uns so nahe liegende بلوص und بلوج ꝛc.

Wie nun aber neben dem von Farhangi djih. erwähnten Kôfaff die Form Kofaff oder Koff mit kurzem Vokal existirte, so haben wir volles Recht neben Kôfadj ein verkürztes Kofadj anzunehmen: dieses aber ist, mit der gewöhnlichen Bildungssylbe a, unser Kofadja (Kofdja) kuh كفجكوه.

Daß nun auf das so gewonnene Belutchistan alle Angaben Raschids passen, sieht jedermann. Es liegt im Westen der Staaten Kubilais, es gränzt an Indien und das Meer: und das bestrittene Karadjang findet seine rechte Stelle: wir haben nur die positive Angabe Raschids festzuhalten, daß es Kandahar sey, und daß es an Kofdja kuh gränze; denn wirklich stößt das Reich Kandahar (Afghanistan) an Belutschistan.

Und somit erklärt es sich auch, warum Raschid den indischen und kaschmirischen Namen anführt (denn Indien und Kaschmir sind benachbarte Länder: Kaschmir selbst gehörte vielleicht zum Reich Karadjang); warum ein moslemischer Gouverneur dort war, als Kubilai unter Mangku in das Land kam u. s. w. Wir bemerken nur noch, daß von Kandahar (vrgl. Ohsson II. 282) die Mongolen unter Mangku in die Provinz Sind einfielen. Ich glaube, daß diese Ansicht viel mehr Gründe für sich hat, als die des Herrn Quatremère: doch darf ich nicht bergen, daß die Darstellung Raschids durchaus nicht ganz klar ist, und daß bey etwas strictern Angaben unmöglich ein Zweifel hätte Statt haben dürfen. Aber gerade dieses möchte den Werth der geographischen Arbeiten Raschids, die uns verloren sind, doch etwas herabsetzen, und das Bedauern H. Q's. über den Verlust dieses Werkes (p. LXXVII.: je ne crains pas d'assurer que parmi tous les écrits orientaux (?!) qui ne sont point parvenus jusqu'à nous, l'ouvrage de Raschideddin est peutêtre celui dont la perte doit nous laisser les regrets les plus vifs) dürfte zur Beruhigung der gelehrten Welt etwas gemildert werden. —

Die Uebersetzung des Textes so wie der vielen in den Noten eingestreuten Originalstellen, ist, wie man von einem so großen Kenner der persischen Sprache erwarten mußte, genau und nur selten periphrastisch, wo der correctere Geschmack des Abendlandes und vorzüglich der Franzosen, einen nüchterneren Ausdruck statt der östlichen Emphase forderte. Doch möge es uns erlaubt seyn, auf einige kleine Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Seite 63 kömmt der Vers vor:

ازین آشنا روی بیگانه خوی

(بیگانه, wie es im Texte steht, sehen wir für

einen Druckfehler an: es würde gegen das Metrum und die Grammatik anstoßen) Hr. Q. übersetzt: dans cet homme, dont la physionomie est connue, mais dont le caractère est hostile etc. آشنا heißt allerdings bekannt, connu: aber eben so gemein ist die Bedeutung ein Freund, Liebchen: das Wort in dieser Stelle so genommen, stellt den Sinn und den Parallelismus viel klarer heraus, „von diesem Menschen, der das Gesicht eines Freundes, aber das Herz eines Feindes trägt, erwarte bloß Falschheit“ ꝛc. S. 40: بتجربه ومحسوس معلوم ومحقق است. übersetzt H. Q. nous savons de science certaine et par une expérience indubitable que etc. wo es heißen muß: „in Bezug auf Erfahrung und sinnliche Gegenstände wissen wir, daß die Erzählung davon variirt“ und dieß wird gleich nachher ausgedehnt: „aber auch in religiösen Gegenständen (در شر عیّا شے), wo man so viele Sorgfalt anwendet, finden verschiedene Meynungen statt u. s. w. Hier stehen sich offenbar تجربه و محسوس und شر عیا شے entgegen.

In der trefflichen Abhandlung über die Schebankare wird die Stelle des Maraṣid, die von Darabgerd handelt übersetzt: (p. 442): Il (le canton de Darabdjerd) renferme la ville de Fesa, qui est plus grande et plus peuplée que Darabdjerd. Mais comme ce dernier nom était primitivement celui du canton, il a continué de prévaloir. Im arabischen Text, den H. Q. nicht beygefügt hat, heißt der letzte Satz so: الّا ان هذه المصر القديم فالنسبة اليه, was nichts anderes heißen kann als: „aber sie (die Stadt Darabgerd) war die alte Hauptstadt; daher wird der Canton nach ihr benannt.“ In den gleich darauffolgenden Worten وهي كثيرة المعادة ändert H. Q. المعادة in العمارة. Ich hatte schon längst المعادة in المعادن geändert, eine Conjectur, die ich später durch den Leidner Codex vollkommen bestätigt sah. Der Reichthum dieses Cantons an Mineralien wird gleich nachher von Yakut beschrieben. Daher können wir mit Recht H. Q's. Lesart abweisen.

Doch das bedeutet nicht viel: man wird nicht leicht eine Stelle finden, wo der Sinn vollkommen verfehlt wäre und dem Verständniß des Ganzen Abbruch geschähe. Wir müssen aber gestehen, daß wir die philologische Sorgfalt, die wir in der Uebertragung des Textes rühmen müssen, in der Behandlung des Metrums der vielen eingeschalteten Verse vermissen. Wenn in einer früheren Epoche einem Orientalisten Nichtkenntniß der Metrik verziehen werden konnte, so ist doch jetzt in hac literarum luce niemanden mehr erlaubt, von den Gesetzen des Versbaues zu abstrahiren, zumal da sie für die kritische Behandlung eines der ersten Criterien abgeben.

p. 248 steht der Vers:

تا خون فلک از بیرده چه آرد بیرون

der Vers besteht aus 3 Epitritis tertiis: bey Q. ist aber der dritte zu einem Dispondeus geworden: es ist بُرون statt بیرون zu lesen.

p. 278:

بدبیشم چه مور و چه بشه و چه پیل

Bey der Beurtheilung dises Verses spreche ich nicht von بشه, wofür بشّه eine andere Form desselben Wortes nothwendig gesetzt werden muß; sondern daß überhaupt eine Sylbe zu viel da ist. Offenbar muß das و vor چه پیل ausgestoßen werden, um das Motakareb zu erhalten. Man sage nicht, daß die Copula nothwendig sey: denn sie fehlt gleich in ähnlicher Fügung im nächsten Verse:

چه‌جشمه چه جوي و چه دریا چه نیل

p. 235:

براي و سپاه و کمند آوري
ستاره چگونه به بند آوري

Hr. Q. corrigirt, ich weiß nicht aus welcher Ursache کُنداوري la bravoure. Ohne etwas

davon zu sagen, daß dadurch der Reim zerstört wird (da اوري beyde Verse schließt, müssen die vorausgehenden Wörter den Reim bilden, كند und بند) und man wenigstens كنداوري schreiben müßte, so ist die Correctur schon deßwegen zu verwerfen, weil sie eine Sylbe zu wenig giebt. كمندآوري wird durch das Maaß gefordert und entspricht vortrefflich dem Sinne. Das كمند, die Schlinge, ist die gewöhnliche Waffe der iranischen Helden und paßt hier vorzüglich wegen des folgenden بند „Wie möchtest du durch Klugheit, Kriegsmacht und Behendigkeit, die Schlinge zu werfen, einen Stern gefangen nehmen.

p. 196: طرّهاي تو جون كلك بخشيان muß des Metrums wegen جو statt جون gelesen werden; eben so p. 298.

فتادم جون آن مرغ زيرك بدام

p. 24 muß die Verdoppelung von صف wegfallen; sonst hat der Vers eine Sylbe zu viel: umgekehrt muß p. 162 bey سم die Verdoppelung gesetzt werden, weil sonst der fehlerhafte Tribrachys statt des Bacchios stände. p. 148 شهزاده statt شهزاده ist vielleicht bloß Druckfehler. Da wir nun einmal zu Minutien gelangt sind, so mag man uns verzeihen, wenn wir orthographische Unrichtigkeiten bemerken, wie بند كيْ als Izafat p. 76 und sonst; روىْ p. 194 عاقبةْ الامر p. 390. Scherfeddin passim: قاعدة und واحدة am Ende des Verses, wo ein fâilon gefordert wird, statt قاعده واحده p. 397. Wenn Hr. Q. p. CLIV. bey خمسة وعشرين سوالا اخري noch ein ت zum Substantiv hinein corrigirt (ت) سوالا, so ist dieß wohl ein lapsus calami; denn diese Veränderung wäre geradezu gegen die Grammatik.

(Schluß folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Schluß.)

12) Was aber eine vermeyntlich, „vollständige, bereits wohlbefestigte“ ja unerschütterliche Reihe der bayerischen Herzoge auf den Grund des Congestum Arnos, und der darin (vermeyntlich) sämmtlich ebenso genau und richtig verzeichneten damaligen Pfarrkirchen anbelangt; so wäre dieses Argument, um Mabillons Combinationen, und Hansiz's System zu retten, in der That unter allen das unzulänglichste. Die Geographie und Topographie, entgegengehalten dem Indiculo Arnonis und den brevibus notitiis, wie wir gethan, und längst dargethan, sprechen hier zunächst wieder das Urtheil. So unschätzbar die oben bemerkten Monumente für die teutsche, die bayerische und österreichische Geschichte sind; so sind sie doch nur — Fragmente, im Vergleich mit dem damaligen Umfang und Bestand des salzburgischen Kirchensprengels, und seiner innern Bestandtheile, der Pfarr- und Familiarkirchen, der Zellen und Klöster, der herzoglichen, bischöflichen und Privatstiftungen, und Widthume: nur sehr unvollständige und keineswegs genaue Verzeichnisse. Ein Zeitenverlauf von zwölfhundert Jahren hat der Monumente und Documente allzuviel verschlungen. Von jüngern Diöcesen z. B. von Freysing, Regensburg ꝛc. lassen sich Erbauung und Einweihung der Kirchen, mit den Diplomatarien von Meichelbeck, Ried ꝛc. in der Hand, und wie wir es an der Sempt, Vils, Isen, Schwindach, praktisch erwiesen, vielfältig sehr umständlich aufklären. Nicht so im ehemaligen Umfang des Bisthums Salzburg. Da erblicken wir im Salzburg-Chiem- und Obinggau, im Isen-Zeidlarn- und Rottgau, im Mattich-Atter- und Traungau, im Pongau, Pinzgau, im Unter-Inn- und Zillerthal, aussen im Sunder- und Donaugau u. s. w. zu Ende des VII. Jahrhunderts allenthalben schon fundirte Kirchen und geregelten Clerus in Mitten einer dichten seßhaften Bevölkerung, und mit völlig ausgebildeter Urbarial- und Communalverfassung. Welche namentlich noch unbekannte Landesfürsten — Theodonen! — mögen nicht an all diesen Fundationen Theil haben?

13) Nur vom Salzburg- und Chiemgau hat der Kanzleyschreiber Arno's, aus Gründen, die nicht mehr näher bekannt sind, mehrere Kirchen im Congestum aufgezählt: Cod. dipl. 26 — 28. „Istas ecclesias consistunt in Salzburgaoe et Chimimgaoe pagibus. Item de ecclesiis parochiales, que in beneficium perti-

nent et de barscalcis unacum servis sive de eorum territorio dotate sunt.“ Weiter unten hat sich aber der Kanzleymann eines andern besonnen, und aus den vorgelegenen Grundbüchern und Napularien auch noch Kirchen im Unter Innthal (in pago q. d. inter valles) und im Isengau aufgezählt. Allein, diese Aufzählungen sind nichts weniger als genau und vollständig, wenn man die übrigen Notizen des Congestum über Kirchen und Stiftungen, und die tiefer erforschte damalige kirchliche Topographie damit vergleicht. Von den unfehlbar damals schon bestandenen Kirchen in der Stadt und im Gau Salzburg, am Nonnberg, zu Maxglan, zu Salzburghofen (St. Peter am Königspalast,) zu Laufen, im Thalgau, zu Adnet, zu Kuchel, auf der Gmein bey Plawn; zu Piding, zu Märing bey Oberteisendorf, zu Halsbach und Raitenhaslach, zu Arnsdorf bey Lambrechthausen, (ecclesia arnonis) ꝛc. im Chiemgau: von St. Stephan zu Otting, von St. Johann B. an d. Alz, (Truchtlaching:) von Chieming, von St. Laurenz, (Nußdorf) Heselwang, Guntharsberg, Bidenhart, Seon, St. Margareth, (Baumburg), Mögling an der Alz, zu Grabenstatt, auf Herrenwerd, (Awe. insula Chiminseo. ecclesia, wo schon zur Zeit Virgils Dobbda, graecus, Schulrector war;) zu Eiselfing, Obing, Engelsberg, Altenhohenau, Attel u. s. w. verlautet in jener fragmentarischen Aufzählung nichts. Und eben so wenig kann bezweifelt werden, daß damals zu Gars und Au am Inn, zu Altötting, Mondsee, Mutling, Mutighofen, zu Irschendorf, (Zell) Oberwang ꝛc. zu Altenmark an der Enns, zu Werfen, (St. Coriak.) zu Bischofshofen (St. Maximilian,) zu St. Johann an der Salzach; oben, in Mitte des Slavenfleckens, St. Veit im Pongau; zu Zell, zu Piesendorf (bisoncium) zu Saalfelden ꝛc. im Pinzgau ꝛc. bereits Pfarr- und andere Kirchen bestanden haben. Die Nachweisungen darüber enthalten unsere angedeuteten Schriften; insbesondere, was auch im Isen-, Obing- und Feidlarngau, die vielen Kirchengemeinden des VIII. Jahrhunderts, und die bis zum XVI. Jahrhundert herab reichende, später fast verschollene, starke Bevölkerung des platten Landes anbelangt.

14) Was Nr. 193. S. 505 Hr. Prof. Rudhart von der Zerstörung Lorchs durch die Avaren von 737 ꝛc. unter Hindeutung auf die Vita St. Emmerami bemerkt, wird wohl nicht die Meynung haben, daß der Ein- und Vorbruch der Slaven unter Samo, (c. 630 — 640), und die Verwüstung des Landes bis an die Enns herauf ein- und dasselbe Ereigniß wäre? Der Geschichte darf nicht Gewalt angethan werden. Als St. Emmeram um die Mitte des VII. Jhrh. nach Regensburg kam, des Vorhabens, auch (wie einst St. Rupert,) auf der Donau hinab nach Pannonien zu wandern; hatte der Herzog freylich, unter den sehr veränderten Umständen, Grund genug, ihm davon abzurathen; und übrigens mit Fug vom fruchtbaren Bayerland, von seinem tüchtigen Volke, vom Salz, vom Eisen- und Goldertrag, vom Weinbau ꝛc. zu sprechen; eben weil Rupert so thätig als sach- und bodenkundig allenthalben vorgearbeitet hatte. (M. s. die Geschichte der Salzwerke; die Tauern ꝛc.; worin beyde Epochen mit möglichster Umsicht und Kritik von einander abgeschieden sind.)

15. Auffallend war uns auch, bey der umfassenden Quellenkunde eines Hrn. Prof. Rudharts, von ihm das dem Indiculo Arnonis und den brev. notitiis unmittelbar angehängte Capitel: de translatione S. Ruperti Episcopi: cod. diplom. p. 47, worin der von uns bereits öfter geltend gemachte terminus: „quae facta est ab Episcopo Virgilio, qui fuit octavus ab illo, (Rudperto.)“ so schlagend hervortritt, mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, und dagegen auf die Paraphrase des unstreitig jüngern Arnold's von Vohburg bezüglich auf die Reihenfolge der Herzoge einen so entscheidenden Werth gelegt zu sehen. Schon in der Ratisbona monastica, und im Mausoleo s. Emmerami, Regensburg 1752, haben sich die Herausgeber, die Fürstäbte Cölestin und Joh. Baptist, die fruchtlose Mühe gegeben, die Combination des Mönchs von Vohburg, und des Hansiz, und zum Vorschub ihres Patrons Emmerams, eine spätere Ankunft Sct. Ruperts mit den ältesten Monumenten und Traditionen in Einklang zu bringen.

Erst jüngsthin ist, was Adelung in seinem Directorium zur sächsischen Geschichte schon längst behauptet hat, von Cosmas Luden gegen den neuen Geschichtschreiber Böhmens, Polacky, (im Gersdorfischen Repertorium von 1837) wiederholt worden, daß bezüglich auf Samo Fredegar's oberflächliche Nachricht gegen unsere Specialmonumente, welche diesen Slaven-Heros in Carentanien auftreten lassen, nichts beweist. Andern fränkischen Schriftstellern hat man bisher öfter rücksichtlich unserer Kirchen- und Landesgeschichte gleichfalls allzuweitgehende, von ihnen selbst nicht bezielte, Folgerungen beygelegt. Die Teutschen tragen nun einmal den Franzosen die Schleppe. Wir haben vor der diplomatischen Gelehrsamkeit eines Valesius und Mabillon allen Respekt; vertrauen aber, was die mit der Geographie und Topographie so engverknüpfte Geschichte unserer Kirchensprengel, Dynastieen und Territorien anbelangt, doch mehr auf unsere einheimischen und speciellen Quellen, und auf unsere eigene Anschauung; und sonach auf das hieraus sich kritisch ergebende Resultat vieljähriger Forschungen. Und so mögen auch diesen Bemerkungen — zur schwebenden Frage — keine einseitigen Absichten untergelegt werden.

Anfang Februars 1838.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, surviving Officers of the Expedition. 2 Vol. 8. 1. Bd. VII. 451. 2. Bd. 447. Mit sechs Ansichten und einer kleinen Karte des Nigerlaufs von Rabbah bis an das Meer.

Landers Entdeckung der Nigermündung hat in der wissenschaftlichen und merkantilischen Welt gleich großes Aufsehen erregt, und in der ersten einen lange andauernden Streit endlich entschieden, in der zweyten schrankenlose Hoffnungen einer Erweiterung der Handelsverbindungen erweckt. Aus diesen Hoffnungen gieng die im oben genannten Werke beschriebene Expedition hervor, die aber als Handelsspekulation gänzlich mißglückte. Wäre die Entdeckung des Nigerlaufes 50 Jahre früher erfolgt, als noch der Sclavenhandel in seiner Blüthe stand, und England seine, freylich nicht uneigennützigen Bemühungen zur Ausrottung desselben noch nicht begonnen hatte, so möchten sich auch in dieser Hinsicht andre Resultate ergeben haben, denn Sclaven wären allenthalben zu bekommen gewesen, und manche der kleinen Häuptlinge zeigten sich sehr unzufrieden, daß man mit ihnen keinen Kauf dieser Art abschließen wollte. Der Fluch des Sclavenhandels lastet noch schwer auf diesen Ländern, denn wo die Menschenjagd ein einträgliches und, wie namentlich in den untern Theilen des Flußgebietes, allenthalben getriebenes Gewerbe ist, kann keine bessere Industrie recht gedeihen, da an eine Sicherheit der Personen außerhalb der geschlossenen und meistens leicht verschanzten Orte nicht zu denken ist. Darum hat auch der Handel, weil er meistens nur Menschenhandel ist, durch die Befriedigung mancher Lebensbedürfnisse noch keineswegs die Völker zur Thätigkeit gespornt, sondern nur den kleinern Häuptlingen, welche die Menschenjagd als eines ihrer Prärogative ansehen, einen ärmlichen Reichthum verschafft, die Masse der Bevölkerung aber in um so tiefere Erniedrigung gestürzt. Die Gründe, weßhalb die Expedition, in sofern sie den Handel betraf, mißlang, sind demnach nicht weit zu suchen.

Der Reisebericht zerfällt in zwey große Abtheilungen, nämlich in die Tagebücher Macgregor Laird's und Oldfields; das letztere nimmt starke zwey Drittheile des Ganzen ein. Die Tagebuch-Form ist beybehalten und die Bemerkungen über das Land und seine bewohner deßhalb überall zerstreut. Was die Fahrten auf dem Niger selbst betrifft, so wurden drey unternommen, wovon die zweyte bey weitem die bedeutendste ist, und die meisten Resultate lieferte. Die erste, mit beyden Dampfbooten, dem Quorra und der ganz aus geschmiedetem Eisen erbauten Alburkah, gelangte bis nahe an die Einmündung des Tschaddaflusses, von wo Laird in einem Kanot den Tschadda weiter hinauffuhr und von einer Stadt Yimmahah genannt, zu Land nach dem bekannten Fandah *) gieng, wo er sich mehrere Wochen theils freywillig, theils noth-

*) In den früheren Reisen und auch in diesem Buche immer Fundah genannt; die wahre Aussprache muß aber Fandah seyn, denn in der kleinen angehängten Karte des Lieutenant Allen, der im Auftrage der Admiralität die Expedition mitmachte, um den Nigerlauf aufzunehmen, ist die fehlerhafte englische Schreibart der fremden Namen, nach dem Vorgange des Journal of the geographical Society vermieden, und statt dem ehemaligen Fundah jetzt Fandah, statt Cuttum Curassee, jetzt Cattam Carafi, statt Eboe jetzt Ibu gesetzt.

gedrungen aufhielt. Die zweyte Reise wurde von Oldfield, Allen und Lander auf der Alburkah allein angestellt, und auf dieser sollte vorerst der Tschadda möglichst weit hinauf befahren werden; man kam auch wirklich von seiner Mündung an 104 englische Meilen weit aufwärts (bis 26° 10′ östl. L.), mußte aber dann umkehren, und fuhr von der Tschaddamündung sogleich wieder den Niger aufwärts bis Rabbah (9° 15′ n. Br., 23° 10′ östl. L.), einer Stadt der Felatah's, von wo man aber gleichfalls zur Umkehr genöthigt war, ohne, wie in Hoffnung stand, bis Bussa gelangen zu können. Die dritte Reise, während welcher Lander seinen Tod fand, gieng nur bis in die Nähe der Tschaddamündung, konnte also die geographischen Ergebnisse der ganzen Expedition eben nicht erweitern.

Das Erste, was in dieser letzteren Beziehung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die uns noch unbekannte physische Gestaltung desjenigen Theiles des Sudan, der in dem Dreyecke zwischen Timbuctu, dem Tschadsee und der Einmündung des Tschadda in den Niger enthalten ist. Leider aber erhalten wir hierüber nur sehr schwachen, oder eigentlich gar keinen Aufschluß, und die Nachrichten der Eingebornen sind eher geeignet, uns zu verwirren, und selbst in demjenigen zweifelhaft zu machen, was wir schon als gewiß oder höchst wahrscheinlich anzunehmen uns berechtigt glauben. So oft unsere Reisenden bey ihrer Fahrt den Tschadda aufwärts die Eingebornen fragten, woher der Fluß komme, so erhielten sie stets den Bescheid, aus dem Tschadsee, was, soweit wir diesen Theil des Sudan's kennen, durchaus unmöglich ist. Freylich sollte man glauben, die Eingebornen kennten ihr Land besser als der Europäer, der das erste Mal einen ihm ganz unbekannten Fluß befährt, und sich, wie Laird, nur einmal vom Ufer nach Fandah entfernte. Man verliert aber den Glauben an die Wahrhaftigkeit oder an die Landeskenntniß der Eingebornen, wenn einer der Araber, welche den Großhandel im Sudan treiben und denselben nach allen Richtungen durchziehen, zu Rabbah Hrn. Oldfield gegenüber steif und fest behauptete, der Niger fließe in den Tschadsee, was doch jetzt als falsch erwiesen ist. Solche Nachrichten führten frühere Reisende dermaßen irre, daß selbst noch Ritter in der zweyten Ausgabe seiner Beschreibung von Afrika aus allen den mühsam zusammengesuchten Nachrichten über das Sudan — Nachrichten, deren Richtigkeit, den Hauptpunct abgerechnet, man jetzt immer mehr erkennt — die Einmündung des Niger in den Tschadsee als das Wahrscheinlichste annahm, und darauf seine Ansicht vom Niger als einem „unentwickelten Stromsysteme" gründete. Auf solche Aussagen der Eingebornen ist demnach wenig zu bauen.

Wir haben indessen einige Angaben, von denen aus wir mit ziemlicher Sicherheit weiter schließen können. Denham zog auf seiner bekannten Reise von Bornu aus gegen Süden, erstieg die Mandarateraſſe (unter 10° n. Br.) und drang mit bornu'schen Truppen noch etwas weiter nach Süden vor, wo die Gebirgsgipfel sich immer höher aufthürmten. Gegen Süden also kann keine Verbindung zwischen dem Tschadda und dem Tschadsee bestehen, um so weniger, als von diesen südlichen Gebirgen her der Shary kommt und als ein mächtiger, mehrere tausend Schritte breiter Strom dem Tschadsee zufließt und mit vielen Armen in ihn ausmündet. Gegen Westen aber kann eben so wenig eine Verbindung statt finden, da Kapitän Clapperton auf seiner Reise von Bornu (dessen Hauptstadt Kuka etwa 32½° östl. L. liegt) über Katagum (28½° östl. L.) und Kano (27° 15′ östl. L.) nach Saccatu (23° 45′ östl. L.) über eine Wasserscheide kam. Ebenso Lander, welcher nach Clappertons Tode von Kano (12° n. Br.) südwärts nach Kuttup (zwischen 9° — 10° n. Br.) gieng, um nach Fandah (8° 15′ n. Br.) zu gelangen, woran ihn ein unvorhergesehener Unfall hinderte. Was nun von diesem Reiche zunächst westwärts lieg und die Frage, ob eine Verbindung zwischen Tschadda und Tschadsee bestehe, entscheiden muß, läßt sich freylich noch nicht mit Bestimmtheit angeben, aber mehrere Umstände sprechen entschieden dagegen. Lander und Clapperton trafen zwar auf ihrem Wege keine hohen Gebirge, aber sehr hügeliges Land, und alle Nachrichten gehen dahin, daß es gegen Südost noch höher werde. Nun zeugt allerdings die Nachricht in unsrer Reise von einem Kriege, in welchem ein dem Tschadda benachbarter Staat, dessen Hauptstadt Domah genannt, zwey Tagreisen, also etwa 18 — 20 Stunden, nordwärts vom Tschadda-

fluße (ungefähr $8\frac{1}{2}$ n. Br. und 26° ö. L.) liegen sollte, mit Bornu im Kriege begriffen war, daß hier noch keine sonderlich hohen Gipfel das Land durchziehen; allein auf der andern Seite ist das Wasser des Tschadda kälter als das des Niger und das Steigen desselben beginnt früher und ist sowohl schneller als unregelmäßiger, ein Umstand, der deutlich dafür spricht, daß der Tschadda in den benachbarten hohen Gebirgen gegen Osten entspringe, welche Gebirge einen Ausläufer gegen Nordosten senden, der die Wasserscheide zwischen der Einsenkung des Tschadsee's und dem Nigerlaufe bildet.

Hierzu kommt noch ein Umstand, der ziemlich entscheidend ist, nämlich die Rohheit der Einwohner, welche immer zunimmt, je weiter es den Tschadda hinaufgeht: man wird unwillkührlich an Denham's Vordringen über die Mandaraterrasse aufwärts erinnert. Die Eingebornen, welche in der Nähe von Daybo (28° 10′ östl. L.) der Expedition aufstießen, zeigten eine Scheu vor Fremden und eine Rohheit, wie man sie auf der ganzen Fahrt nicht getroffen hatte; auch bemerkte man auf dem Tschadda, ganz im Gegensatze zu dem äußerst belebten Niger, sehr wenig Handel, ja auf einer ziemlich großen Strecke gar keinen Einwohner, während die Nigerufer meist unglaublich bevölkert sind. Ferner deutet hier alles auf heidnische Gebräuche hin, nicht eine Spur von Islam war zu bemerken, nicht einmal von einem Mollam, diesen überall befindlichen Vorläufern desselben ist etwas zu vernehmen; somit ist es höchst wahrscheinlich, daß, je weiter man den Tschadda hinaufkommt, desto mehr die Schwierigkeiten einer Verbindung mit dem fast ganz muhamedanischen Bornu sich häufen. Auch wissen wir schon aus Clapperton's Reise, daß die Berge zwischen Bornu und dem Nigerthale die unerschöpflichen Fundgruben sind, aus denen die Beherrscher des genannten Reiches auf besondern Raubzügen, denen man den Namen von Religionskämpfen (Ghrazzie) beylegt, ihre Sklaven holen.

Der große Handelszug geht von Bornu über Kano und Saccatu nach Bussa am Niger, und von da am Strome hinab. Eben diesem Zuge folgen die allmäligen Eroberungen des Islams, die sich schon bis unterhalb Iddah (7° nördl. Br.) fühlbar machen. Hussa, das Land am mittleren Nigerlaufe zwischen 10 und 15° nördl. Br. ist der eigentliche Centralpunct des Handels im Süden, wo die Karavanen aus allen Theilen der Sahara, aus Bornu und dem westlich gelegenen Hochsudan, so wie die Handelsleute vom Niger herauf, zusammentreffen; dadurch ist die Sprache dieses Landes die Handelssprache für ein weites Gebiet und namentlich auch für den untern Lauf des Nigers geworden. In Saccatu, der Hauptstadt von Hussa, ist der Islam mit all seiner Unduldsamkeit bereits herrschend, in Rabbah dagegen, dem nördlichsten Puncte, wohin die Expedition unter Oldfield und Lander gelangte, ist er noch in seiner Kindheit; es finden sich bey einer Bevölkerung von 40 — 50,000 Menschen nur vier Moscheen, und diese sind ziemlich klein, aber schon ergeben sich Züge von moslemitischer Unduldsamkeit bey den Herrschern und Vornehmen. Rabbah hatte früher außer Lander nie ein Europäer betreten, und man kann denken, mit welcher Neugier die Reisenden es betrachteten; indeß ist es doch nur eine schmutzige, afrikanische Stadt, deren Einwohner aus den umliegenden Ländern Hussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie oder Niffu zusammengewürfelt sind. Die Felatah's, dieß merkwürdige Volk in Innerafrika, sind die Minderzahl, aber der herrschende Stamm und ihr Oberhaupt zu Rabbah ist dem Sultan von Saccatu unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Schluß.)

Die Wortkritik ist von Hr. Q. mit Besonnenheit und Sicherheit geübt; nur weniges ließe sich vielleicht bestreiten z. B. p. 64:

تك روزكار از درازي كه است
همي بكسلاند سخن را زدست

La course du tems lorsqu' elle se prolonge detruit et efface les traditions. بكسلاند

paßt sicherlich nicht; wie soll die Zeit das Wort aus der Hand (diese Bestimmung ist im persischen Text) brechen: wohl aber läßt sie es entschlüpfen: und dieß ist der Sinn von بگذرانند, das in der parallelen Stelle des Tarichi wassâf sich findet und unbedenklich in den Text Raschids aufgenommen werden muß. Eine andere etwas schwierigere Stelle findet sich p. 224, wo erzählt wird, Hulagu habe dem Feldherrn Baidju Noyan aufgetragen, Kleinasien aus den Händen der Kinder ... ... und der ... zu entreissen از دست فرزندان افرنس واز کفار). H. Q. liest das erste unpunctirte Wort افرینس Afrîns und versteht darunter La france oder vielmehr die Franken. Wirklich saßen damals noch die Kreuzfahrer in Syrien und an den Küsten des mittelländischen Meeres; und in der großen Schlacht am Kusadag gegen die Mongolen kämpften die Seldjuken mit 2000 fränkischen Kriegern unter den Führern Johann Liminata von Cypern und Bonifacius de Castro von Genua (oder de Molinis von Venedig) cf. Ohsson II. 81. Ist auch die Form Afrîns für Franken etwas sonderbar, so mag sie hingehen, da sich nichts anders darbietet. Das zweyte Wort liest Hr. Q. واز کفار „und von den Ungläubigen" und bezieht es ebenfalls auf die Franken. Damit wären aber die viel bedeutenderen Feinde, die seldjukischen Türken von Iconium, die eigentlichen Beherrscher von Kleinasien gar nicht genannt, und es möchte den Mongolen wenig geholfen haben, die kleine Anzahl Christen zu bekriegen, und die zahlreichen mächtigen Türken ruhig zu lassen. Im Verlaufe der Erzählung Raschideddins werden auch die Franken gar nicht mehr genannt, sondern „Baidju, heißt es, zieht aus und besiegt Gaiatheddin Keickhosrav." Ich denke, man müßte wenigstens in dem zweyten der obigen Wörter eine Bezeichnung der Seldjuken finden. Nun ist es aber bekannt, daß seit Anfang des 13ten Jahrhunderts alle Sultane von Iconium Namen der alten Keianier führten: Gaiatheddin Keikhosrav I.; seine Söhne: Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad, des letztern Sohn Gaiatheddin Keikhosrau II. mit seinen Sprößlingen Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad; sein dritter Sohn hieß bloß Rokneddin Kilidjarslan, so viel uns bekannt ist, aber sein Enkel wiederum Gaiatheddin Keikaus. Was war natürlicher, als daß man diese Familie, deren Mitglieder Namen der alten Keianier trugen, auch geradezu die Keianier nannte? und so möchten wir کیان statt کبار lesen; eine Conjectur, die sich nicht weiter vom Texte als die Quatremèresche entfernt. Ich bemerke nur noch, daß es sonst gar nicht Styl der Mongolen ist, von Ungläubigen zu sprechen, weder in Bezug auf Christen, noch auf Moslemen, und daß in dem bisher publicirten Theil von Raschids Geschichte dieses Epitheton nicht ein einziges Mal vorkömmt. Schon von dieser Seite also würde die Aenderung des Herausgebers Bedenken erregen. Uebrigens kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die dießfallsige Darstellung Raschids nicht der historischen Treue gemäß ist. Er läßt im Jahre 655 Baidju noyan vor Hulagu erscheinen, von diesem mit Vorwürfen beladen, nach Rum wieder zurückkehren und Gaiatheddin kei khosrau am Kusadag schlagen. Nun war aber diese Schlacht bereits im Jahre 640 = 1243 (d'Ohsson III. 80) vorgefallen und der Sultan selbst zwey Jahre darauf gestorben (ibid. 92). Es liegt hier sicherlich ein Gedächtnißfehler Raschids zu Grunde; offenbar darf keine Rede vom Kusadag seyn und statt Gaiatheddinkeikhosrau muß wahrscheinlich sein Sohn Izzaddinkeikaus verstanden werden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Q. bey seiner umfassenden Geschichtskenntniß auf diese Schwierigkeit Rücksicht genommen hätte.

Die äußere Ausstattung setzt das Buch neben das Prachtvollste, was die französischen Pressen geliefert haben; ein Umstand, der vielleicht von manchem Orientalisten eher beklagt als gelobt wird.

M. J. M.

Bemerkung. Der kundige Leser wird gebeten in den angeführten persischen Stellen die sogenannten adsemischen Buchstaben, wo es nöthig ist, den arabischen zu substituiren. In der Druckerey fehlen die Gaf und Jai ganz, von den Thim ist nur eine ungenügende Anzahl vorhanden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung.)

Das Volk der Felatah's scheint aus den Hochgebirgen von Mittelsudan allmählig in nordwestlicher Richtung gegen den Niger hin vorgedrungen zu seyn, und ihre Häupter, die sich, sey es Zufall oder Schlauheit, mit dem mächtig emporstrebenden Islam verbunden haben, führen immer unausgesetzten Raub- und Eroberungskrieg nach allen Seiten hin. Oldfields Tagebuch enthält eine Menge Züge ihrer Raubsucht und Grausamkeit, sowie des panischen Schreckens, den sie allenthalben verbreiten. Stromabwärts bis über Iddah (7° nördl. Br.) hinaus und selbst manchmal den Tschadda aufwärts gehen ihre Raubzüge, und wo sich nur ein Felatahreiter zeigt, flieht Alles. Nur hie und da scheint eine befestigte Stadt auf dem linken Nigerufer, wohin sie wegen Mangel an Kähnen seltener kommen, einigen, wiewohl furchtsamen Widerstand zu leisten. Selbst weit den Tschadda aufwärts hat sich der Schrecken ihres Namens verbreitet und man zog sich ängstlich von den Europäern zurück, weil man sie für Felatah's hielt. Oldfield sagt, „das Heer der Felatah's bestehe aus freygelassenen Sklaven, denen man unter der Bedingung die Freyheit gebe, daß sie die Waffen ergreifen." Demnach sollte man glauben, daß die Herrscher sich eine ihnen persönlich ergebene Armee von Sklaven jederley Art bildeten, wie man auch in Marokko die Negersclaven zu Soldaten machte. Dem ist aber nicht also, denn wenn es Leute von verschiedenen Stämmen wären, würden sie sich in ihrer Körperbildung nicht so auffallend gleichen. Oldfield selbst schildert sie folgender Massen: „die Felatah's sind etwa 5' 10" hoch, schlank und muskulös; sie haben kleine Köpfe mit wolligem Haar und vergebens suchte ich einen, der straffes Haar gehabt hätte. Ihre Gesichtsfarbe ist etwas heller, als die der Bewohner der umliegenden Städte; sie haben kleine Nasen, dünne Lippen, einen ziemlich schönen Mund und einen intelligenten Ausdruck im Gesicht." Dieß ist die Zeichnung eines besondern Stammes, nicht eines zusammengewürfelten Haufens, und zu dem kommt noch, daß sie nach Oldfield regelmäßig im Winter oder in der nassen Jahreszeit ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, (wahrscheinlich das Feld bauen) und in der trockenen Jahreszeit aus allen Theilen des Königreichs herzuströmen, um ihre Raubzüge zu beginnen.

Ihre Regierungsform scheint ziemlich aristokratischer Art, denn nicht nur kann der König nichts Wichtiges unternehmen, ohne vorher eine Versammlung der Mollam's *) und anderer Vornehmer zu berufen, sondern es befinden sich auch noch einige andere Könige in Nabbah, wie Sollikin Yiki,

*) Unter diesen Mollams befand sich auch Dendo, der Vater des jetzigen Königs Osman, der während der Anwesenheit der Expedition in einem Alter von angeblich 115 Jahren starb. Ob derselbe wegen vorgerückten Alters freywillig die Regierung niedergelegt hatte, und in die Zahl der vornehmsten Räthe des Staats eingetreten war, oder ob Osman von dem Sultan Bello von Saccatu, dessen Vasall er war, ernannt worden, ist nicht gesagt, letzteres scheint aber nach Landers Berichten nicht wahrscheinlich, und darum Dendo's freywilliger Rücktritt glaublich; gewiß ein merkwürdiger Zug, wenn die Sache sich so verhält.

der Kriegskönig, Sollikin Berken Roa, der König des dunkeln Wassers, Sollikin Duki, der Anführer der Reiter und vier vornehme Mollam's, worunter, wie schon erwähnt, der Vater des Königs, welche kaum weniger zu sagen hatten, wenn auch, um nach unserer Darstellungsweise zu reden, die exekutive Gewalt dem Könige überlassen blieb. Bey den unaufhörlichen Streif- und Raubzügen konnte es auch nicht anders seyn, als daß sich einige Anführer in einer gewissen Unabhängigkeit vom Könige zu Macht und Ansehen emporschwangen.

Die Felatah's in Hussa, wohl Eines Stammes mit dem kriegerischen Hirtenvolke dieses Namens in den Gebirgen südlich von Bornu, hatten sich längere Zeit auch dieses letzteren ihnen zunächst gelegenen Landes bemächtigt. Der Regent aber, welchen Denham und Clapperton dort antrafen, hatte sich ihrer Herrschaft wieder entlediget, wahrscheinlich mit Hülfe der Araber aus der Wüste und anderer mit ihnen verwandter und ebenfalls muhammedanischer Stämme. Durch die Abschüttelung dieses Joches wurden die auf Eroberungen vorgerückten Felatah's von ihrem Stammsitz fast gänzlich getrennt, und ihre Züge sind nun nach Westen und noch mehr gegen Süden gewendet, so daß Oldfield bey Betrachtung der Fortschritte, die sie binnen wenigen Jahrzehnten gemacht haben, keinen Anstand nimmt, die Ansicht auszusprechen, es werde nicht lange mehr währen, bis sie an die Seeküste vordrängen.

Mit ihnen und dem Handel zieht der Islam stromabwärts, freylich in einer wunderlichen Form. Die Polygamie braucht er nicht einzuführen, denn diese ist hier in einem solchen Maaße zu Haus, daß z. B. der König von Iddah mehrere tausend Frauen hat, und jeder Handelsmann auf seinen Reisen 5 — 6 seiner Weiber mitnimmt, weil diese alle kleinere Geschäfte, auch des Kaufs und Verkaufs, besorgen; aber die unbewußten Emissäre des Islams, die Mollams, bringen einen, wenn auch noch so rohen Begriff von Staatseinrichtungen mit sich, und tragen dadurch zur Civilisation der rohen Negerstämme bey. So finden wir bey dem Könige von Iddah eine vollkommene Staatsversammlung, worin die Mollams, namentlich einer, der des Arabischen besonders mächtig ist, die Hauptrolle spielen, und zu einem Handelsvertrage mit den Europäern ihre Zustimmung geben. Dieser erste Mollam unterzeichnet seinen Namen in arabischer Schrift, und auf den Koran wird nicht bloß von ihm, sondern auch von den Bruder des Königs der Eid geleistet, obwohl dieser, so wie alle andern Neger, noch dem Fetischmus gänzlich ergeben sind und dessen Ceremonien stets beobachten.

Freylich spielen nicht alle Mollams eine so ausgezeichnete Rolle wie die, welche als Rathgeber des Fürsten fungiren; viele treiben Handel, schreiben Sprüche aus dem Koran nieder, welche als Amulete gebraucht werden, und einer derselben, Mollam Catab *) genannt, der zu Addacudah, nicht weit von der Mündung des Tschadda, wohnte, machte den Vergifter des Königs von Iddah, und räumte diejenigen Personen aus dem Wege, welche demselben lästig oder verdächtig waren, wie Oldfield mit Entsetzen erfuhr, da ihm der König ganz kaltblütig erzählte, daß er mehrere Leute der Expedition durch den Mollam Catab habe vergiften lassen, namentlich Einen, Namens Pascoe, (einen alten Neger, der schon Landern auf seiner letzten Reise begleitet hatte,) und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, dieser sey Schuld daran, daß die Expedition bey der ersten Nigerfahrt nicht zu Iddah angehalten und mit ihm Handel getrieben habe. Derselbe Mollam übrigens, der sich hiezu brauchen ließ, zeigte sich jetzt gegen die Expedition gar nicht feindselig, unterstützte sie vielmehr bey manchen Verlegenheiten, namentlich, wenn es ihnen durch die Eifersucht der kleinen Häuptlinge an Lebensmitteln fehlte, was nicht selten der Fall war. Andere Mollam's, wie z. B. der zu Egga, weiter oben am Strom im Lande Nuffie, zeigten sich ebenfalls äußerst gefällig und erfreut über den von Europäern eröffneten Handel; dieser Mollam war, sey es durch seinen großen Reichthum oder durch andere Umstände, ein sehr mächtiger Mann in dem von den Felatah's so oft heimgesuchten und so gut wie ganz unterjochten Nuffie, dessen von den Felatah's

*) Dieser Name ist bemerkenswerth, denn Catab bedeutet der Schreiber, und Schreiben ist eine höchst wichtige, mit fast heiliger Scheu von den Negern dieser Landstriche betrachtete Kunst.

verfolgten König Idrisa er mit seinem ganzen Einfluß unterstützte. Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Personen, welche man mit dem arabischen Namen Mollam (eigentlich Muallam, der Unterrichtete, Kenntnißreiche) bezeichnet, irgend ein besonderes politisches oder religiöses System befolgen; es ist nicht einmal anzugeben, ob sie wirklich Moslems sind und die Gesetze des Korans befolgen; aber überall, wo sie auftreten, zeichnen sie sich durch Thatkraft und Kenntnisse vor den meist schwachen und kindischen Negern aus, kennen die arabische Schrift, schreiben Koransprüche zu Amuletten, und bahnen jedenfalls, wenn auch auf eine noch so unvollkommne Weise, dem Islam, und somit einer vernünftigern Religion als dem rohen, zum Theil blutdürstigen Fetischmus der Neger, den Weg.

Das Gewicht ihres Ansehens steht meistens den Königen zur Seite und verstärkt ihre Macht, denn diese steht, wie es scheint, zum Theil auf schwachen Füssen. Obwohl die Expedition nur die nächsten Uferstriche berührte, so liefert die Erzählung ihres Schicksals doch einige nicht unwichtige Data für den gesellschaftlichen Zustand dieses Landstriches. Attah, der König von Iddah, war hauptsächlich durch die Vorstände einer benachbarten, mehr im Innern gelegenen Stadt auf den Thron erhoben worden, wollte aber aus Handelseifersucht nicht, daß sie die Anwesenheit der Expedition erfahren sollten. Als dieses durch einen Zufall dennoch geschah, machten die Vorstände der Stadt dem Könige bittere Vorwürfe über seine Undankbarkeit, was also auf keine große Unterwürfigkeit hindeutet. Doch nicht bloß die Häupter einer kleinen, kaum eine Meile von Iddah entfernten Stadt nehmen einen solchen Ton gegen ihren König an, sondern Attah hatte an seinem Hofe selbst einen Mann, der zwar ein Hofamt begleitete, aber doch dem Könige, und namentlich dessen Bruder, recht eigentlich Trotz bot. Er hieß Gabreducco, und hätte gerne die Alburkah, das Schiff der Expedition geplündert, aber der König wollte theils aus Furcht vor der Macht der Weissen, theils aus Scheu vor den beschworenen Verträgen nicht einwilligen, so daß endlich Gabreducco, der über 450 Mann eigner Leute gebot, drohte, die Sache allein für sich zu unternehmen. Die Engländer, denen der Anschlag nicht verborgen blieb, säumten hierauf nicht, Iddah zu verlassen.

Solche Züge geben über den gesellschaftlichen Zustand überhaupt Aufschluß. Eine Art aristokratischer Verfassung liegt in diesem Himmelsstriche der Polygamie in der Natur der Dinge. Wer nur irgend die Mittel hat, kauft sich eine große Anzahl Frauen, weil diese für ihn arbeiten und zum Theil für seinen Unterhalt sorgen. Sklaven sind zu diesem Zwecke ein wahrer Luxus. Nun sind die Fälle nicht selten, wo ein Mann von 40 — 50 Jahren eine Nachkommenschaft von mehreren hundert Personen um sich hat und schon dadurch zu einer Gewalt gelangt, die man nicht ungestraft beleidigt. Daraus erklärt sich wohl, daß man in diesen Gegenden, wenn nicht gerade ein wilder Stamm den andern unterjocht, weniger von verübter Grausamkeit hört, (das heißt gegen die Unterthanen, denn gegen Privatsclaven sind sie oft sehr grausam,) und selbst ein verhältnißmäßig mächtiger Häuptling, wie der König von Iddah, zu dem geheimen Mittel einer Vergiftung seine Zuflucht nimmt. Aehnliches erzählt auch Oldfield von dem noch mächtigeren König von Fandah. Sollte nicht hierin vielleicht auch der Grund liegen, daß in diesem Striche Afrika's selbst förmliche Hinrichtungen durch Gift als gerichtliche Strafe für Verbrechen im Gebrauche sind, während der König von Iddah alle Wochen einigen Sclaven die Köpfe abschlug, bloß weil er im Wahne stand, damit die Flußgottheit zu versöhnen. In Bonny, einer Stadt an der Nigermündung dieses Namens, ließ der König einem Manne, der sich mit einer seiner Frauen in ein Liebesverhältniß eingelassen hatte, die Wahl zwischen Gift und den Haifischen. Er wählte das letztere, wurde auf ein Brett gebunden und so den Wellen des Stromes übergeben. Es scheint sonach im Allgemeinen, daß die große Anzahl von Häuptern zahlreicher Familien die Könige in Schranken hält, so daß sie ihre Macht nicht mißbrauchen können, obwohl die Ehrenbezeugungen vor den Herrschern ziemlich knechtischer Art sind, und Jedermann, selbst der Bruder des Königs, vor demselben niederknieen und Staub auf sein Haupt streuen muß.

Das hier Gesagte gilt freylich nur weiter oben am Flusse, zu Ibu, Iddah, Fandah, Cattam-Ca-

raſi u. ſ. w.; denn im eigentlichen Delta herrſcht völlige Anarchie. Allen Angaben nach zu ſchließen, betrachtet ſich hier jeder Häuptling als König, und ein Dorf führt mit dem andern Krieg, wobey freylich wenig Menſchen umkommen mögen, weil man dieſe koſtbare Waare fangen, aber nicht tödten will. Von dieſem Landſtrich gilt hauptſächlich, was im Eingange geſagt wurde, daß der Fluch des Sclavenhandels ſchwer auf ihm laſte. Hier herrſcht nur Gewalt und Liſt, und der von Natur weiche, biegſame und gutmüthige Negercharakter iſt hier durch dieſen gräulichen Markt und die Wirkung des Branntweins, der in dem Küſtenreich im Uebermaaße getrunken wird, völlig verdorben.

Nachſtehende Schilderung, welche Macgregor Laird (I. S. 165 ff.) von den Einwohnern macht, ſcheint keineswegs übertrieben. „Die Geſammtzahl der Bevölkerung zwiſchen Ibu und dem Meere längs dem Nun-Arm beträgt höchſtens 4000 Erwachſene. Weiber und Kinder ſind mit dem Einſammeln des Palmöls beſchäftigt, die Männer mit dem Handel nach Braß und Ibu oder mit Menſchenraub und dabey trinken ſie den ſchlechteſten Branntwein. *) Die Herrſchaft über den Fluß gehört je dem Stärkſten, und der Häuptling eines Dorfes von 100 Einwohnern führt Krieg mit ſeinem Nachbar auf dem entgegengeſetzten Ufer, der vielleicht eine dreymal ſtärkere Volkszahl beherrſcht. Das Einſammeln des Palmöls wird faul und nachläßig betrieben; die Mühe, einen Menſchen zu fangen, iſt ſehr unbedeutend; die, eine Tonne Palmöl zu bereiten iſt nicht groß, aber doch bedeutend größer. Der Preis einer Tonne Palmöl und eines Menſchen iſt dagegen ſo ziemlich derſelbe. Zudem hat der Menſchenraub etwas von dem Vergnügen der Jagd an ſich, während das Einſammeln des Palmöls eine langweilige Beſchäftigung iſt. Man darf ſich daher auch nicht wundern, daß erſteres Geſchäft mit Luſt, letzteres nur läſſig betrieben wird. Hat man ſolcher Geſtalt die Beſchäftigungen der Bewohner dieſes traurigen Landſtriches angegeben, ſo iſt es faſt unnöthig, etwas über ihre moraliſchen Eigenſchaften zu ſagen; ich hätte das Daſeyn eines ſo völlig erniedrigten, demoraliſirten und herabgewürdigten Volkes, nur wenige Meilen von Häfen entfernt, wohin ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert engliſche Schiffe kommen, nicht für möglich gehalten. Es iſt dieſes aber nur ein weiterer Beweis des alten Satzes, daß der Verkehr zwiſchen civiliſirten und wilden Nationen bisher auf die letzteren nur einen ſchädlichen Einfluß gehabt hat, indem er ihnen die wenigen guten Züge ihres Charakters raubte, und ihren von Natur aus laſterhaften Neigungen auch noch die ſchlimmſten Eigenſchaften des civiliſirten Lebens einpflanzte. — Iſt ihr moraliſcher Zuſtand ſchlecht, ſo iſt ihr phyſiſcher um nichts beſſer, da ſie von den ſchlechteſten Vegetabilien und Fiſchen (ſie verzehren ſogar Haifiſche) leben und ſich glücklich ſchätzen, dieſe ſich verſchaffen zu können. Oft ſind ſie ſogar genöthigt, Würmer und anderes Ungeziefer zur Nahrung zu nehmen, und als natürliche Folge davon iſt ihr Körper von eckelhaften Geſchwüren bedeckt und durch angehäuften Unrath widerlich. Dieß iſt das allgemeine Bild des, die Sumpfſtriche bewohnenden Volkes, und ehe man nach Ibu gelangt, iſt keine Beſſerung zu bemerken.“

Der entſetzliche körperliche Zuſtand iſt neben dem im heißen Klima doppelt verderblichen Branntweine hauptſächlich eine Folge der Sümpfe, und welcher Sümpfe! Die alten Schriftſteller erzählen uns, daß zur Zeit, als Theben noch die Hauptſtadt Egyptens war, das Deltaland einen unbewohnten und unbewohnbaren Sumpf bildete; — das Niger-Delta iſt gleichfalls wenig mehr als ein Sumpf und liegt zwiſchen 4 und 5° nördl. Br., alſo unter der glühendſten Tropenſonne.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieß thun nicht bloß die Männer, ſondern auch die Weiber, und im Laufe der Erzählung werden mehrere Beyſpiele aufgeführt, daß dieſelben, ſelbſt in jungen Jahren, eine gehörige Portion zu ſich nehmen können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

Von Ibu, welches 1 1/2 Grad oder 22 1/2 geographische Meilen in gerader Richtung von der Mündung des mittleren oder Nun-Armes entfernt liegt, und wo die Hauptarme, der Benin und Bonny, der eine nach Westen, der andere gegen Osten, sich vom Nunarm trennen, besteht das ganze Land aus lauter Alluvialboden, wo man auf salziges Wasser stößt, *) wenn man einige Fuß tief in den Boden gräbt. Nach allen Richtungen verzweigt sich zugleich ein Labyrinth von noch unerforschten und für Europäer auch unerforschlichen Flußarmen, die durch Nebenarme unter sich wieder verbunden bald seeartig ausgebreitet sind, bald in ziemlich enge Bette sich schmiegen, die aber im unteren Theile nicht etwa durch Erdufer, sondern nur durch Bäume bezeichnet sind, welche aus dem Wasser hervorstehen. Hier wächst der giftige Manceinell-Baum, dieses Erzeugniß des Seewassers und einer tropischen Sonne, so weit die Fluth hinaufreicht (60 englische Meilen), in üppiger Fülle, weiter oben bedeckt eine dichte, meist aus Palmenarten bestehende Vegetation den Boden. Der Strich, den die Fluth noch überdeckt, gehört eigentlich der See an, denn nur die Ufer sind bewohnt, und wahrscheinlich auch allein bewohnbar, denn wo die Gewalt der Strömung ein hinreichend festes Ufer aufgeworfen hat, um die Lehmhütten der Eingebornen zu tragen, da steht ein Dorf. Demnach muß aus den oben angeführten Gründen die Bevölkerung gering seyn, und Oldfield schlägt (II. 362) die gesammten Bewohner des ganzen Delta's auf höchstens eine halbe Million an, obwohl der Landstrich so groß sey wie ganz Irland. Eine Unzahl von Flußarmen durchschneidet aber den Boden, und man zählt gegenwärtig nur an Mündungen zwey und zwanzig, wovon der Benin, der Warri, der Nun, der Bonny und Altkalebar *) die bedeutendsten sind.

Die wichtigeren Arme, mit Ausnahme des Bonny entströmen alle dem Nun in südwestlicher Richtung, so daß man zwischen dem Benin und Nun fünf große schiffbare Ströme trifft, während die östlichen Arme alle klein und nur von Kanots zu befahren sind, was auf den allgemeinen Abhang des Landes ein um so merkwürdigeres Licht wirft, als der Niger selbst von seiner Vereinigung mit dem Tschadda an fast gerade südwärts strömt, indem die Einmündung des Tschadda nur um einen Grad weiter gegen Osten liegt, als die Ausmündung des Nun ins Meer; auch diese Abweichung von der geraden südlichen Richtung beginnt erst mit der Breite von Ibu, oder genauer gesprochen, erst nach der Durchsetzung einer Hügelkette unter 6° 10′ nördlicher Breite.

Die große Anzahl von Armen, wodurch die ungeheuere Wassermasse vertheilt wird, so wie die verhältnißmäßige Unbedeutendheit des Stromes in der trockenen Jahreszeit, wo er, nach Oldfields in der Nähe von Iddah (fast 3 Breitengrade oberhalb der Ausmündung des Nun) angestellten Beob-

*) Man läßt deßhalb gewöhnlich das Wasser sieden, ehe man es braucht, denn das ungesottene Wasser erzeugt Diarrhöe und Fieberanfälle. (I. 340)

*) Dieser ist zwar auch eine Nigermündung, erhält jedoch einen Theil seines Wassers von östlich gelegenen Bergen.

achtungen um 60 Fuß gegen sein höchstes Niveau zur Zeit der Anschwellung fällt, erklären es im Vereine mit der Beschaffenheit des Delta's, weßhalb man nicht an der Ausmündung den mächtigen Strom des Binnenlandes erkannte und so lange vergeblich den Lauf des Nigers aufsuchte. Die Expedition auf dem Quorra und der Alburkah waren, wie es scheint, die ersten Europäer, welche stromaufwärts auch nur bis Ibu vordrangen. Die mehr oder minder feindselige Stimmung der Delta-Bewohner, deren Häuptlinge großentheils die Engländer wegen der Beschränkung des Negerhandels haßten, nahm ab, je weiter sie stromaufwärts kamen, und wenn man ihnen auch nicht gerade mit Zuvorkommenheit und Zuneigung entgegenkam, so lag die Schuld nicht an der Masse des Volkes, sondern an den Häuptlingen, welche den Engländern Geschenke und besondere Vortheile im Verkehr abpressen wollten, und zu dem Ende ihren Unterthanen nicht nur den Handel mit Elfenbein und ähnlichen Waaren, sondern auch den Verkauf von Lebensmitteln verboten.

Der Strom, so weit die Alburkah ihn befuhr, läßt sich füglich in drey Abtheilungen bringen, in die Deltastrecke bis Ibu, zweytens von Ibu bis zur Einmündung des Tschadda und drittens von der Tschadda-Mündung aufwärts. Von diesen drey Abtheilungen war nur die dritte vergleichungsweise gefahrlos zu beschiffen; die erste ist zwar durch ihre pestilenzialischen Ausdünstungen, namentlich durch die stinkenden Nebel im hohen Grade Gefahr drohend, allein da man dieß voraus wußte, so beeilte man sich auch jedesmal, diesen Strich in möglichster Eile zurückzulegen; in der zweyten aber starb der bey weitem größte Theil der Mannschaft der Expedition am Sumpffieber, und mehrere Andere, worunter Laird selbst, wie auch einige Neger, erkrankten an einer äußerst bösartigen Krätze, Grau-Grau genannt, der auch die Eingebornen unterworfen sind. Nur der Lieutenant Allen, Lander und Oldfield erhielten sich, wenn auch nicht ohne bedeutende Anfälle, aufrecht. Die übrige weiße Mannschaft kam bis auf 2 oder 3 ums Leben.

Die große Sterblichkeit unter derselben begann nicht in der ersten Flußabtheilung, sondern erst in der zweyten, doch legte das Klima der ersten gewiß den Grund dazu. Hier bezeichnet nämlich nur das Mancinell-Gebüsch, Kohl- und andere Palmen, das Flußbett, und am Morgen stieg ein Sumpfnebel auf, der kalt und klebrig anzufühlen war. Man reichte der Mannschaft alle Morgen gleich als erstes Frühstück eine Tasse schwarzen Kaffee, und Laird, freylich kein Arzt, schlägt geradezu vor, bey künftigen Expeditionen den Niger aufwärts, zum Mindesten der weißen Mannschaft ein doppeltes Maaß geistiger Getränke zu geben, jedoch die Fahrt so zu beschleunigen, daß man wo möglich in 48 Stunden mindestens über den Bereich der Fluth und somit über die Region der Mancinell-Bäume hinauskomme, da ein so heftiges Schutzmittel namentlich in diesem heißen Lande nicht über einige Tage anwendbar sey. Ein eigenthümlicher Beweis, daß diese Sumpfstrecke den Grund zur nachherigen Sterblichkeit legte, scheint in dem Umstand zu liegen, daß sich gleich anfangs bey der ganzen Mannschaft eine besondere Neigung zum Fettwerden zeigte. „Ich aß, erzählt Laird, nicht die Hälfte von dem, was ich in England zu essen gewohnt war, und dennoch wurde ich dicker; eben so Dr. Briggs, und Lander war eben so breit als lang.“ Auch bey den Eingebornen zeigte sich diese Neigung zur Fettigkeit; unter anderen kam eine Frau ans Schiff, die nach Lairds Schätzung nicht weniger als 25 Steine wiegen konnte.

Unterhalb Ibu bot das Fahrwasser keine Schwierigkeit, oberhalb aber häuften sich die Sandbänke, und bald saß das größere Dampfboot, der Quorra, auf einer auf. Nun kamen die Krankheiten und die Sterblichkeit zum Ausbruch, denn die Arbeit, das Schiff wieder flott zu machen, hatte Alle erschöpft. Zwey Tage nach diesem Vorfall lag auf dem Quorra, der sich seltsamer Weise auffallend ungesunder zeigte, als die eiserne Alburkah, Alles darnieder, bis auf einen Weißen und einen Mulatten. Die Mehrzahl der Mannschaft war nicht gerade krank, sondern klagte nur über Mattigkeit, war aller körperlichen Bewegung abgeneigt, fühlte Eckel und eine außerordentliche Abnahme der Kräfte, aber im Laufe von 6 oder 8 Tagen starben auf dem Quorra 13 und auf der Alburkah zwey Menschen; wenige nur hofften, je zurückzukehren. Von einer eigentlichen medicinischen Behandlung findet sich im ganzen Buche

Nichts, nur bemerkt Laird, ein Zugpflaster über den Kopf haben ihm und Dr. Briggs die größte Erleichterung verschafft, und sie wahrscheinlich gerettet. Außer diesem Zugpflaster und den ersten nöthigen Brech- und Purgir-Mitteln seyen Arzneyen eher schädlich als nützlich. *) Was die Behandlung des Sumpffiebers betrifft, welches wohl in allen heißen und feuchten Niederungen Afrika's so ziemlich dasselbe seyn mag, so können wir nicht umhin, hier eine Heilmethode anzugeben, welche im portugiesischen Afrika auf der Ostseite immer und angeblich mit großem Erfolge angewendet wird. Die Angabe findet sich in einem auf dem Kontinent fast unbekannten, aber in mehr als einer Beziehung sehr interessanten Werke: Narrative of a voyage of discovery to Africa and Arabia, performed in His Majesty's Ships Leven and Barracouta from 1821 — 1826. Under the Command of Captain F. W. Owen by Capt. Thomas Boteler. London 1835. Dieses Werk, eine sehr nützliche Zugabe zu dem, was Owen selbst zwey Jahre früher, nämlich schon im Jahre 1833 herausgab, enthält die genaue Darstellung einer den Zambeze aufwärts veranstalteten Expedition, welche Senna erreichte, aber mit dem Tode aller daran theilnehmenden Europäer endete. Als der erste Europäer, ein H. Forbes, erkrankte, ließ ihm der begleitende Arzt auf gut Englisch täglich zur Ader, um die herrschende Aufregung zu beschwichtigen. Die portugiesischen Kreolen drangen dagegen darauf, daß man die einheimische Methode befolgen, dem Kranken Reiswasser in Menge geben, und dadurch einen reichlichen Schweiß hervorzubringen suchen solle; die Erfahrung habe sie gelehrt, daß dieß das zweckmäßigste Heilverfahren sey. Der englische Arzt wollte durchaus nicht darauf eingehen, und behauptete, bey einer europäischen Konstitution sey ein ganz anderes Verfahren nöthig, als bey Leuten, die an das Klima gewöhnt wären. Er blieb auf seinem Kopfe und bezahlte auch seine Hartnäckigkeit damit, denn er selbst fiel als Opfer des Klima's, und zwar in so fern nicht unverschuldet, als er nach dem Tode seines letzten europäischen Gefährten sich einer gänzlichen Muthlosigkeit und Geistesabspannung (häufiger Folge des Sumpffiebers) überließ, und geistige Getränke im Uebermaaß genoß. Die Anwendung von Reiswasser im Sumpffieber selbst hat etwas um so Auffallenderes, als in unserem vorliegenden Werke ein Fall vorkommt, wo das Reiswasser von einem einheimischen Aeskulap gegen eine heftige Dysenterie mit Erfolg gereicht wurde. Während des Aufenthaltes in Fandah erkrankte nämlich Laird sehr heftig an diesem Uebel, und wurde durch einen Eingebornen, der ihm rieth, feingestossenen Reis in Wasser zu trinken, nach reichlichem Gebrauche dieses Mittels hergestellt, obgleich der Patient bereits durch die obenerwähnte Grau-Grau so geschwächt war, daß er nicht allein gehen konnte.

Diese Dysenterien, so wie die Krätze, sind auch bey den Eingebornen sehr häufig vorkommende Krankheiten, namentlich in unsern Wintermonaten, Januar und Februar, der ungesundesten Jahrszeit des Landes. In diesen Monaten steht das Wasser des Stromes am tiefsten, an den Ufern liegen verfaulte Ueberreste von Pflanzen und Thieren, verpesten die Luft und verbreiten eine Malaria, welche selbst auf die Eingebornen sehr erschöpfend wirkt. Die Kru's, welche man zu allen schweren Arbeiten auf dem Schiffe gemiethet hatte, mußten nach einer anstrengenden Arbeit Stunden lang ausruhen. Auf der dritten Nigerfahrt, die Oldfield in der Alburkah machte und auf welcher, wie oben erwähnt, alle Europäer außer ihm starben, secirte er einen am Sumpffieber Verstorbenen, fand aber nichts Besonderes, als daß die Leber sehr weich, ungemein erweitert und an einigen Stellen bedeutend desorganisirt war. Der Verstorbene war außerdem dem Trunke sehr ergeben gewesen.

Natürlicher Weise leiden die Eingebornen ohne Vergleich weniger als die Europäer, da sie bekanntlich ganz im Gegensatze mit den letzteren die feuchte

*) Briggs, der eine Arzt, starb später dennoch; Oldfield gab noch an der Küste auf der See, wo Viele erkrankten und starben, Calomel, und ist der Meynung (I. 345), wenn dieses keine Wirkung mehr äußere, so sey der Kranke verloren. Mehrere Fälle bestätigten ihm dieß. Ein anderes Mittel, das namentlich auf den Sklavenschiffen, die sich längere Zeit in den Sumpfstrecken aufhalten müssen, reichlich angewendet wird, ist (meistens kohlensaures) Chinin.

Hitze und die dicke Luft der Niederungen sehr gut, die dünnere frische Luft der Berge aber sehr schlecht ertragen. Der Landstrich, worin es den Europäern so schlecht ergieng, war dicht bevölkert, wie überhaupt der Niger fast überall, einige Stellen ausgenommen, wie bey Kirri (6° n. Br.), die eine räuberische Bevölkerung haben. Wir führen hier als die beste Schilderung des Stromes und der Anwohner die Stellen an, worin sich Laird (I. S. 160 — 174) darüber ausspricht; sie zeigen die große physische Verschiedenheit des Stromes und seiner Ufer, so wie die moralische der Anwohner im Vergleich mit dem Delta:

„Bey Ibu verließen wir einen vergleichungsweise sehr geschlängelten und schmalen Fluß, begränzt von stehenden Sümpfen, die mit unermeßlichen Waldungen überwachsen das Auge durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, und gelangten in einen breiten und prächtigen Strom. Die Ufer waren nur dünn bewaldet, und an vielen Orten in weitem Umfang vortrefflich angebaut. Die Strecken, wo der Strom gerade fort floß, wurden länger, die Stellen, wo sein Lauf sich schlängelt, freundlicher, und die Uferanwohner civilisirter und besser gekleidet. Die wohlhabenden Klassen trugen weite Hussa-Hemden und Beinkleider, statt der gewöhnlichen um den Leib gewundenen Tücher der Ibuer, und das Land bot im Allgemeinen den bestimmten Anblick dar, der einen schon seit langer Zeit unter der Herrschaft der Menschen stehenden Boden charakterisirt. Die Ufer, obwohl 18 — 20 Fuß über dem Niveau des Flußes, blieben flach bis Kirri, wo wir den ersten Hügel sahen; von hier aus stieg das Land allmählig, bis es bey Idda eine Höhe von 2 — 300′ erreicht. Von Idda aufwärts giebt eine Hügelkette auf beyden Seiten dem Flusse ein malerisches Ansehen; die westliche scheint die höhere, keine erhebt sich aber mehr als 4 — 500′ über das Niveau des Flusses. Den allgemeinen Umrissen und den Felsstücken nach zu schliessen, bestehen diese Berge meist aus Granit und Glimmerschiefer. Als wir dieses romantische, 40 — 50 (engl.) Meilen lange Thal hinter uns hatten, erreichten wir die Konggebirge, welche an den Ufern des Stromes bis zu 2 und 3000′ ansteigen. Soweit wir beobachten konnten, bestehen sie hauptsächlich aus Granit, steigen in kecken Massen empor, und bieten einen prachtvollen Anblick dar. Die Schlucht, durch welche der Strom fließt, ist über 4000, weit, das Strombett nimmt aber kaum die Hälfte ein. So viel sich aus der Zahl und den höchst phantastischen Formen der in den seltsamsten Lagen nach allen Richtungen hin vorspringenden Granitmassen ergibt, muß wohl eine vulkanische Erschütterung diesen Paß durchgerissen haben; auch macht es die Enge der Schlucht und das schroffe Aufsteigen des Gebirges vom Fusse an nicht unwahrscheinlich, daß auf deren Ostseite sich die Spuren eines unermeßlichen Kraters finden müssen. Da wir nicht ans Land steigen konnten, so ist dieß indeß eine bloße Vermuthung. Oberhalb der Konggebirge dehnt sich ein 15 M. langer, ziemlich gerader und im Durchschnitte 9000′ breiter Strich des Stromes bis zur Einmündung des Tschadda aus, wo einige Felseninseln von seltsamer Gestalt liegen. Ich bemerkte, daß sich das Strombett, seitdem wir den Alluvialboden verlassen, auch geändert habe: hier bestanden die Ufer nicht mehr aus Lehm, sondern aus grobem Sand, der unaufhörlich von der Strömung fortgerissen wurde, so daß ein Anker in wenigen Tagen immer ganz vergraben war, und uns, wenn das Schiff auf dem Sande aufsaß, nie im Boden halten wollte, daß wir dasselbe hätten losbringen können. Eine andere Eigenschaft dieser Ufer ist ihre Steilheit, denn oft fanden wir nur einen Fuß vom Ufer, über welchem nur noch 2 — 3′ Wasser stand, vier Faden Tiefe; die Strömung schien also das Ufer fast senkrecht abzureissen.“

*) Laird nennt ihn, gewiß aus einem geographischen Irrthume, Shary, Lieutenant Allen auf seiner Karte aber Tschadda. Da wir bereits einen Fluß Shary kennen, der sich von dem mittelafrikanischen Hochgebirge herab in den Tschadsee ergießt, so wird wohl der Name Tschadda dem Strome bleiben, der unter 7° 50′ n. Br. und 24° 35′ östl. L. in den Niger fällt. Daß er wahrscheinlich bloß von dem Nordwestabfall des mittelafrikanischen Hochgebirges herabkommt, haben wir oben gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

„Beyde Ufer sind dicht mit Städten und Dörfern besäet; ich konnte von der Stelle aus, wo wir auf den Grund rannten, sieben zählen, und zwischen Jbu und der Einmündung des Tschadda (etwa 2 Breitengrade) können es nicht weniger als 40 seyn, indem alle 2 bis 3 Meilen eines zu sehen ist. Die bedeutendsten Städte sind Jddah und Addakudda, und rechnet man auf jede Stadt und jedes Dorf im Durchschnitte 1000 Seelen, so ist dieß wohl eher zu wenig als zu viel. Der Charakter des Volkes ist im Allgemeinen weit besser als bey den Stämmen in den sumpfigen Niederungen zwischen Jbu und der Seeküste; sie zeigen eine schnelle Auffassungsgabe, sind schlau und verständig, von milder Gemüthsart und friedlich an Sitten; Sicherheit des Lebens und Eigenthums ist viel größer, doch immer noch gefährdet genug, um die Einwohner abzuhalten, an einsamen Stellen zu wohnen; auch wird sich nach Sonnenuntergang Niemand in kleinen Kanots auf den Strom wagen. Ackerbau wird in großem Umfange getrieben, und Mais und anderes Korn mit wenig Arbeit und noch weniger Geschicklichkeit gewonnen. Tabak wird wenig gebaut, obwohl die Eingebornen, welche sich der langen, im Orient gewöhnlichen Rohrpfeiffe bedienen, sehr gerne rauchen. Bier wird in großer Menge aus Mais und anderem Korn gebraut, und zum ausschließlichen Verkauf desselben werden periodische Märkte gehalten, von denen die lustigen Brüder häufig erst tief in der Nacht auf dem Strome zurückkehren, die Stille durch fröhliche Gesänge unterbrechend. Das Bier aus Dhoura (Sorghum) ist sehr angenehm zu trinken, erzeugt aber leicht Diarrhöe. Yams (Dioscorea bulbifera) Calavances (Phaseolus sphaerospermus) u. dgl. giebt es in Menge, doch sind die ersteren viel schlechter, als in Jbu, von wo sie in großer Menge nach dem Delta des Stromes verschickt werden, dem sie völlig fehlen. Der Fluß enthält eine fast unbegreifliche Anzahl von Fischen, und die Anwohner fangen sie in ungeheuren Netzen aus Gras. Ausgeweidet und dann am Feuer getrocknet, bilden sie nebst mehligen Substanzen ein Hauptnahrungsmittel des Volkes. Der Verkehr und Handel zwischen den Städten am Ufer ist sehr groß, die ganze Bevölkerung ist vom Handelsgeist belebt und Männer, Weiber und Kinder treiben Handel. Die Männer handeln nur mit Sclaven, Tuch und Elfenbein, alles Andere ist den Weibern überlassen. Boequa oder Jccory, wie die Eingebornen es nennen, nicht weit von der Einmündung des Tschadda, ist der Mittelpunct dieses Handels, und alle zehn Tage wird hier ein dreytägiger Markt gehalten, wo die Handelsleute von Süden her aus Jbu, Attah und selbst Bonny, so wie von Egga, Cattam Carafi und Fandah im Norden kommen, abgesehen von der großen Menschenmasse, die rechts und links aus dem innern Lande herbeyströmt. Die Handelsleute aus dem obern Lande bringen einheimische Tücher, Korallen, Elfenbein, Reis, Strohhüte und Sclaven, und kaufen dagegen europäische Waaren, namentlich portugiesische und spanische. Ungefähr 25 große Kanots, jedes mit 40 — 50 Menschen, begegneten uns alle zehn Tage auf ihrem Wege nach diesem Markte. Der Handel wird mit Geld, nicht durch Tausch geführt, und Kauris sind die allgemeine Münze, von denen man etwa 1000 auf ei-

nen Schilling, also 20,000 auf ein Pfund Sterling rechnen kann. Sie sind zu 100 und 200 an Schnüre gefaßt, doch muß man nachzählen, da die Eingebornen darin stets zu betrügen suchen. Außerdem muß man ihnen das Zeugniß der Ehrlichkeit beylegen; wir hatten drey Wochen lang Waaren am Lande liegen, und kein Pack wurde gestohlen, obgleich die zwey zur Wache aufgestellten Kru's sich mehr damit abgaben, Affen zu schießen, als die Waaren zu beaufsichtigen. So hielten wir auch, seit wir Ibu verlassen, bey Nacht keine Wache, da wir uns unter diesem harmlosen und freundlichen Volke für völlig sicher hielten. Dieß gilt ziemlich allgemein von den unteren und mittleren Klassen, welche auch gastfrey und gefällig sind; unter den Häuptlingen giebt es viele Ausnahmen. *) Allerdings hat das Volk die Fehler der Negerraçe, sie sind lügnerisch, feig und zum Theil diebisch, aber diese schlimmen Eigenschaften sind einem guten Naturell durch den schändlichen Sclavenhandel eingepfropft und es ist nur zu verwundern, daß dieser nun schon seit Jahrhunderten andauernde Handel ihnen überhaupt eine gute Eigenschaft gelassen hat."

Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche wir oben von den Bewohnern der sumpfigen Niederungen mitgetheilt haben, so kann man nicht umhin, sich über das Schicksal der ersteren zu freuen, daß sie so lange von dem näheren Verkehr mit Europäern, der den letzteren so verderblich wurde, frey blieben. Der Ibuer, welcher in dieser Beziehung gerade in der Mitte steht, verräth noch seine Berührungen mit den Europäern auf dem Jecory-Markt, dem allgemeinen Sammelplatz, dadurch, daß er irgend ein europäisches Kleidungsstück trägt und darauf sehr stolz ist. Außerdem macht er sich noch für den Neger durch seine Nationalzeichen, drey perpendikuläre Einschnitte auf den Schläfen, wie für den Europäer durch seine stark hervortretenden Negerzüge bemerklich; doch unterscheiden sich Einige unter ihnen durch eine hellgelbe Farbe. Sie sind kräftig und gut gebaut und zeichnen sich auch durch ihre Thätigkeit aus, indem sie

*) Namentlich klagt Oldfield unaufhörlich über die Habsucht und Betteley der Häuptlinge und ihrer Angehörigen.

nicht nur Yams in großer Menge, auch zur Ausfuhr, bauen, sondern auch einen ausgedehnten Handel mit Palmöl und Sclaven treiben. Indeß ist das Land, an der Spitze des Delta's gelegen, noch äußerst ungesund, namentlich für Europäer. Auch die Eingebornen leiden an Dysenterie, Krätze, Aussatz und Geschwüren, weshalb nur Wenige ein hohes Alter erreichen sollen. (I. 102. 393.)

Ein Beweis, daß nicht bloß die Sümpfe, sondern hauptsächlich auch die ungemein niedrige Lage des Landes um und unterhalb Ibu die Ungesundheit erzeugt, liegt darin, daß bey der Vereinigung des Tschadda mit dem Niger das zwischen beyden eingeschloßene Delta ebenfalls von Krihks und zahlreichen Sümpfen durchschnitten ist, ohne daß unsere Reisende die Luft hier eben so ungesund gefunden hätten. Und doch war, als Laird dahin kam, die ungünstigste Jahreszeit eingetreten, nämlich der März, wo das Wasser am tiefsten steht, und eben deßhalb die meisten Sümpfe sich bilden. Aber die Vereinigung beyder Ströme, welche beynahe 4 Breitengrade vom Meere entfernt ist, liegt doch schon, auch nur 5' Fall auf die geographische Meile gerechnet, gegen 300 Fuß über dem Meeresniveau, was freylich noch lange nicht die höchste Gränze der afrikanischen Sumpffieber ist, die 2500 — 3000 über dem Ocean seyn soll, allein der Unterschied gegen das Delta ist doch bedeutend und gewiß trägt auch schon die veränderte Vegetation *) wesentlich zur minder ungesunden Beschaffenheit der Luft bey.

*) Ueber die Vegetation finden sich im ganzen Werke nur höchst sparsame und dürftige Angaben. Die Mangrovebäume wachsen, so weit die Fluth reicht, nämlich etwa 60 englische Meilen weit hinauf; ebenso die hohe Palme (Cocos butyracea). Dann erst zeigten sich im Flußе Sandbänke, die Ufer waren fester und es wuchs ein 12' hohes Gras, aber der Wald nahm ab. Weiter hinauf waren die Gestade mit Kokos- und anderen Palmen, Pisang und Bananen bewachsen; an Fruchtbäumen, außer den angeführten, ist Mangel. Eine Pflaumenart und Ananas kommen in sehr geringer Menge vor. Aufwärts nimmt die Vegetation an Mannigfaltigkeit zu, aber von Ibu an finden sich keine Palmen, so daß es (I. S. 431) als Merkwürdigkeit aufgeführt ist, daß bey Acatah am Tschadda wieder einige Palmen zu sehen wa-

Ueber den Fluß oberhalb der Einmündung des Tschadda läßt sich aus unserm Werke wenig entnehmen; eines Theils weil Oldfield, dessen Tagebuch allein hier Aufschluß geben könnte, keineswegs ein so guter Beobachter ist, als Mac Gregor Laird, der nach der ersten Nigerfahrt, auf welcher er bis Fandah gelangte, alsbald nach England zurückkehrte, andern Theils, weil die Fahrt im Vergleich mit der auf den untern Stromstrecken ungewöhnlich schnell und glücklich gieng. Von der Einmündung des Tschadda bis nach Rabbah (ein Strich von wenigstens 60 geographischen Meilen) brauchte man nämlich trotz des wiederholten tagelangen Anhaltens nur 27 Tage (vom 20. August bis 16. Sept.) und wurde dabey durch die bereits weit gediehene Anschwellung des Stromes unterstützt. Die Ufer sind ungemein bevölkert, und Oldfield sagt hierüber: „Nicht sobald kommt der Reisende in die Nähe einer Stadt, so erblickt er auch schon wieder mehrere andere. Nach allen Richtungen hin sah man die Eingebornen so dicht wie an Markttagen in England mit dem größten Erstaunen uns anstarren.“ Ueberhaupt zeigten die Eingebornen vor dem Schiffe der Weißen eine abgöttische Verehrung, fielen oft in ganzen Schaaren auf die Knie nieder und streuten Sand auf ihr Haupt wie in Gegenwart ihrer Fürsten. Auch zeigten dieselben eine große Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, denn sie befanden sich oft in solchen Massen auf dem Verdecke, daß die Europäer sich kaum rühren konnten, und doch widerfuhr niemals etwas Unangenehmes, nicht einmal von einem Diebstahl ist die Rede. Aber eben diese Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit macht, daß sie eine leichte Beute der kraftvoller organisirten Felatah's werden, und die Reisenden sahen bey ihrer Rückkehr die noch rauchenden Ruinen mehrerer von Letzteren zerstörter Städte, und stießen auch auf einige Steuereinnehmer derselben, die von den ganz bezwungenen Städten einen Tribut erheben. Auch gegen die Europäer zeigten sich die Eingebornen sehr zutrauensvoll; viele kamen herbey, um sich Heilmittel gegen die verschiedensten Uebel ertheilen zu lassen, und ein junger Mann ließ sogar seine an einer heftigen Augenentzündung leidende Schwester mehrere Tage auf dem Schiffe unter der Obhut des Arztes. Augen-Krankheiten scheinen überhaupt hier zu Hause; denn zu Egga litt unter einigen Hunderten, welche sich an Oldfield um Rath und Hülfe wandten, die Mehrzahl an unheilbaren Augenübeln, wahrscheinlich nur eine Folge der senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen, denn an Sandwüsten, wie in Aegypten und Palästina, der Heimath der Ophthalmien, ist in diesem von üppiger Vegetation strotzenden Lande nicht zu denken; herrliche Hügel und Berge, die oft bis an den Gipfel angebaut sind, durchziehen dasselbe, namentlich als nördliche Ausläufer der von Osten nach Westen streichenden Konggebirge, und blühende Thäler eröffnen reizende Aussichten in das Innere.

Drey Länder sind es hauptsächlich, welche diesen Theil des Stromes einschließen, Nuffie — auf dem linken, Ibbodoh und Yarriba auf dem rechten Ufer. Das erstere Land ist den Felatah's schon völlig tributär und von hier kommen, nebst Ibu und Ibbodoh *), die meisten Sclaven nach der Seeküste, wahrscheinlich in Folge der Raubzüge der Felatah's, welche Sclaven in Menge machen, einen großen Theil derselben jedoch an die Araber der Wüste verkaufen, denn Rabbah, diese von Eingebornen aus Hussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie bewohnte und von den Felatah's beherrschte Stadt steht bereits, wie oben bemerkt, mit den Arabern der Wüste in Verbindung. Karavanen kommen aus Saccatu, Kano, Hussa, Tripoli, Timbuctu und Yarriba, und es könnte ein sehr wichtiger Handelsplatz werden, da hier die Karavanen aus Osten,

ren. Von der Einmündung des Tschadda an finden sie sich am Niger wieder in großer Menge, jedoch kleiner und verkrüppelter als gegen die See hin (II. S. 12) und nehmen auch weiter aufwärts an Zahl und Größe ab (II. S. 31).

*) Mit der Hauptstadt Kacandah oder auch Ibbodoh genannt; Orte mit doppelten, vielleicht in verschiedenen Sprachen dasselbe bedeutenden Namen kommen mehrmals vor, und zeugen für die Beweglichkeit der Bevölkerung, mag diese nun friedlich oder im Kriege abwechselnd dieselben Orte besitzen. Sollten die Namen Ibu und Ibbodoh vielleicht auf eine Verwandtschaft der diese Orte bewohnenden Stämme deuten? So viel ist wenigstens gewiß, daß nach den Ibuern die Leute aus Ibbodoh die ausgesprochensten Negerzüge haben.

Norden und Westen, von Bornu, den Barbaresken-Staaten und dem Senegal her an dem großen Strome des Sudan zusammentreffen. Woher es aber kommt, daß die Stadt Rabbah aus den Angehörigen so vieler ganz verschiedener Völkerschaften zusammengesetzt ist, läßt sich noch nicht ermitteln, und wir müssen uns auf solche allgemeine Angaben unseres Buches beschränken, denn in die Nacht afrikanischer Völkergeschichten trägt auch diese Schrift keine Leuchte und wir müssen warten, bis wissenschaftliche Forscher mit mehr Muße und mehr Kenntnissen, als den Verfassern dieser Schrift zu Gebote standen, sich den nöthigen Forschungen unterziehen.

Ehe wir unsere Bemerkungen und Auszüge schließen, haben wir noch zweyer Dinge zu erwähnen, des Sclavenhandels, der immer noch auf Afrika und den Handel dahin großen und verderblichen Einfluß ausübt, und der Kru's, welche die wahren Satelliten der Weißen sind, durch Verstand, Thätigkeit, Energie und Körperkraft sich vor den andern Negervölkern auszeichnen und auf diese auch mit Verachtung herabsehen. Sie sind die unzertrennlichen Begleiter der Weißen und ohne ihren Beystand wären diese Nigerfahrten gar nicht möglich gewesen, weßhalb sie hier um so mehr einer besondern Erwähnung verdienen. Die Kru's, deren Heimath nördlich und westlich vom Kap Palma ist, unterscheiden sich von den andern Negern dadurch, daß sie an körperlicher Anstrengung ein wahres Vergnügen finden und gar nicht die Sorglosigkeit jener haben. Sie versehen alle die groben Geschäfte des Aus- und Einladens, des Holzfällens u. dgl., unter welchen die Weißen in diesem Himmelsstriche unterliegen würden. Ihr armes Land nährt sie dürftig, daher suchen sie die Niederlassungen der Weißen, namentlich Sierra Leone, auch dienen sie hier zuerst als Lehrlinge unter einem Obmann, nachher für sich allein um Lohn, und sobald sie etwas erübrigt haben, gehen sie in ihr Land zurück, kaufen eine Frau, fangen dann von Neuem zu arbeiten an, bis sie wieder eine Frau kaufen können, und setzen dieses solange fort, bis sie eine hinlängliche Anzahl Weiber besitzen, daß die Arbeit derselben zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht; worauf sie bleibend nach ihrer Heimath zurückkehren. Sie zerfallen nach der Angabe der Engländer in zwey Stämme, von denen der eine Matrosen- und Ruderknechts-Dienste thut, der andere die Arbeiten auf dem festen Lande, namentlich das Holzfällen verrichtet. Wahrscheinlich gehören sie zu einerley Stamm, aber die Engländer unterscheiden sie mit den Namen Krumen und Fishmen. Obgleich sie sich ihren eigenen Vorgesetzten und bestimmten allgemeinen Anordnungen ohne Widerspruch unterwerfen, sehr treu sind, und ihre Miethsherren in Mangel oder Gefahren nicht leicht verlassen, so sind sie doch auf der andern Seite so unbeugsam, daß selbst die Sclavenhändler sie nie als Sclaven nehmen. Der Handel der Engländer an der ganzen Küste von Gumbia bis Angola würde ohne diese Kru's erlahmen und die Nigerfahrten wären, wie oben bemerkt, ohne sie gar nicht auszuführen gewesen, denn namentlich auf der dritten Fahrt hatte Oldfield fast nur noch Kru's um sich, welche sich unter sehr verführerischen Umständen treu zeigten, und nur ein Paarmale, als einige von ihnen selbst, und wie es scheint, an beygebrachtem Gifte starben, sich unbotmäßig zeigten. Sie könnten, wenn durch eine wirksame Unterdrückung des Sclavenhandels der Produktenhandel sich erweiterte, unter Anführung der Engländer eine bedeutende Rolle in dem afrikanischen Völkergewirre spielen.

Aber dieser Sclavenhandel ist seiner Unterdrückung noch keineswegs nahe. Man rechnet, daß von 12 Schiffen nur eines durch die Engländer genommen wird, wie sich daraus ergiebt, daß ein Sclavenhändler für sein Schiff und dessen Ladung nur 12 1/2 Pret. Prämie zahlt. Da man nun 4 Pret. als gewöhnliche Prämie für die Gefahren einer Seefahrt und zum Vortheil des Versicherers rechnen muß, so bleiben 8 1/2 Pret. oder 1/12 für die Gefahr der Wegnahme, eine Rechnung, die auch mit andern Angaben zusammentrifft. Doch wir wollen hier keine Abhandlung über den Sclavenhandel und die fehlerhaften Mittel zu seiner Unterdrückung schreiben, sondern nur kurz noch erwähnen, welchen Einfluß er auf den Produktenhandel und auf das Innere des Landes ausübt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius trug über die von Hrn. Prof. Göppert an die k. Akademie eingesandte Abhandlung de floribus in statu fossili Folgendes vor:

Nach den trefflichen Arbeiten über die Flora der Vorwelt, welche wir den Herrn Graf Caspar von Sternberg, Ad. Bronguiart, Lindley, Hutton u. A. verdanken, hat sich vorzugsweise der Herr Verf. vorliegender Abhandlung um die Naturgeschichte der untergegangenen Pflanzenformen verdient gemacht. Ich behalte mir vor, der verehrlichen Klasse einen ausführlichen Bericht über sein größeres Werk: „Die fossilen Farnkräuter", welches das Supplement des 17ten Theiles der Verhandlungen der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher ausmacht, zu erstatten, indem ich mich heute nur des Auftrags entledige, über die an die Akademie eingesendete Gelegenheitsschrift: De floribus in statu fossili, commentatio botanica, auct. H. R. Goeppert zu berichten.

Indem der Hr. Verf. in seinem früheren Werke vorzüglich dahin sein Augenmerk gerichtet hatte, eine Concordanz zwischen den Formen der untergegangenen und der noch lebenden Farnkräuter und Farnbäume herzustellen, gieng er weiter als seine Vorgänger, und suchte nicht bloß die Analogieen der Gesammtgestalt und der hier so bezeichnenden Nervenvertheilung im Blatte auszumitteln, sondern auch die Fruktification der vorweltlichen Farnkräuter mit jener der lebenden zu vergleichen. Eine glückliche Anwendung des Mikroskops hat ihm glänzende Resultate gegeben. Hr. Göppert weist nicht bloß im Allgemeinen nach, daß die Fructification der vorweltlichen Farn rücksichtlich ihrer Stellung, Lage und Zusammensetzung der der jetztlebenden Farn entspricht, sondern läßt uns sogar erfahren, daß man an fossilen Farnkräutern noch die Spaltöffnungen und das Netz von Intercellulargängen der Oberhaut, das unter der letztern gelegene Zellgewebe und die gestreiften Gefäße der Nerven erkennen kann. Während die Untersuchung des anatomischen Gefüges der fossilen Hölzer durch Ausschleifen sehr feiner Lamellen, welche man unmittelbar, oder auf Glas gekittet, unter das Mikroskop bringt, gefördert wird, bleibt bey Erforschung ähnlicher Verhältnisse an der Kohle gar oft kein anderes Mittel, als die Theilung durch freye Hand oder die Darlegung des Gefüges durch chemische Agentien. Beyde Wege geht der Verf. mit großer Gewandtheit, und es ist zu hoffen, daß durch ihn insbesondere auch die Lehre vom innern Baue vorweltlicher Gewächse vielfache Erweiterung gewinnen werde.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwey Theile, einen historischen und einen systematischen. Der erstere ist als Auszug der mit großem Fleiße ausgeführten Geschichte der Versteinerungskunde zu betrachten, welche der Hr. Verfasser in seinem obenerwähnten, größern Werke geliefert hat. Ich führe daraus in Kürze nur Folgendes an.

Schon Aristoteles, Theophrast, Herodot, Pausanias, Olympiodorus, Xenophanes von Colophon, Strabo, Eratosthenes, Xanthus der Lydier, und Strabo unter den Griechen; Pomponius Mela, Ovid und Plinius unter den Römern, und Tertulian unter den Kirchenvätern hatten die Natur der Petrefacten richtig erkannt, und sie nicht als Naturspiele sondern allerdings als versteinerte Organismen be-

trachtet. Am ausführlichsten findet man hierüber von Plinius gehandelt, der jedoch manche zufällige, den Pflanzen ähnliche Bildungen für wahre Pflanzenversteinerungen angesehen hatte. In späterer Zeit nahm man unter dem Einfluße der aristotelischen Lehre von der generatio aequivoca an, daß die Petrefacten, Ausgeburten der allgemeinen Naturkraft, ohne vorhergehenden Typus entständen. In diesem Sinne sprach Avizena von einer vis lapidifica, Albertus Magnus von der virtus formativa. G. Agricola war der erste, welcher die Entstehung der Versteinerungen aus Organismen durch Infiltration einer flüssigen Steinmasse in die Poren organischer Körper lehrte. In späterer Zeit kehrte man von Neuem zu der Ansicht zurück, daß die Petrefacten Ausdruck einer spielenden Bildungskraft der Erde seyen. Der Verfasser führt unter andern Sperling und Libavius an, deren Ersterer einen genius lapidificus subterraneus, Letzterer ein durch das Wasser in die Tiefen der Erde geführtes seminium annahm, um Pflanzenversteinerungen zu erklären. Die sogenannten lapides figurati, deren Formen und Farben gar häufig Bilder aus der Leidensgeschichte wiederholen sollten, spielten nun im 17ten Jahrhundert eine große Rolle. Der Herr Verfasser hat die Litteratur aus dieser Periode mit großem Fleiße zusammengestellt. Allmählig tauchten gesündere Ansichten auf, unter andern durch Lister, Leibnitz, Woodward, ganz besonders aber durch Scheuchzer in seinen herbarium diluvianum vorgetragen. Der letztere Schriftsteller theilte die fossilen Pflanzen und pflanzenartigen Gebilde in antediluvianische, diluvianische und postdiluvianische. Volkmann und besonders Walch erwarben sich nun große Verdienste um die Kenntniß der Formen untergegangener Gewächse, und nachdem Werner die Geologie auf eine neue und sichere Basis gestellt hatte, traten vorzüglich Blumenbach und Schlottheim als kritische Erweiterer der Doctrin auf. Der letztere theilte die fossilen Pflanzen in Lithoxylithen, Botanolithen, Phytotypolithen, Carpolithen und Anthotypolithen. Die größten Verdienste aber um die Kunde der vorweltlichen Pflanzen erwarben sich ohne Zweifel Graf Caspar von Sternberg und Adolph Brongniart. Die Werke dieser Schriftsteller haben nicht bloß unsere Kenntniß von dem inneren und

äußeren Baue fossiler Pflanzen wesentlich erweitert und berichtigt, sondern auch ein helles Licht auf mehrere geognostische Formationen geworfen, in deren Charakteristik die eingeschlossenen Pflanzenreste höchst wesentlich sind.

Im zweyten Theile seiner Schrift giebt uns Hr. Professor Göppert schätzbare Beyträge zu der Kenntniß von Blüthen fossiler Gewächse. Schon vor ihm hat Hr. Brongniart der Inflorescenz einer lilienartigen Pflanze als Antholites liliacea, der eines Grases aus dem bunten Sandsteine als Palaeoxyris regularis, der Inflorescenz einer spindelförmigen Aehre, die mit Schuppen bedeckt ist, ferner männlicher Kätzchen einer Fichtenart aus der tertiären Formation von Narbonne und endlich einer der Seerose (Nymphaea) ähnlichen Blüthe von dem Monte Bolca Erwähnung gethan. An diese unzweifelhaften Blüthenversteinerungen schließen sich nun einige andere an, welche Hr. Professor Göppert hier beschreibt und abbildet.

1) Alnites Kefersteinii aus den Liguiten von Salzhausen bey Nidda in der Wetterau. Es werden von diesem Fossile männliche und weibliche Kätzchen dargestellt, welche, zumal die letzteren, große Aehnlichkeit mit den gemeinen Fruchtkätzchen unserer Eller zeigen. Der Verfasser ist so glücklich gewesen, den Inhalt der Antheren, ja sogar den der Pollenkörner mikroskopisch aufzufinden. Diese Körner kommen in ihrer Form auffallend mit denen von Alnus incana und glutinosa überein, besonders, wenn sie mit Salpetersäure befeuchtet worden. Es sind kugliche Körner, welche im Aequator fünf gleich weit von einander entfernte Poren zeigen.

2) Betulites salzhausensis zeigt die größte Aehnlichkeit mit der Bildung unserer Birke in der Braunkohle von Salzhausen.

3) Cupressites Brongniartii. Eine Cypresse, welche noch ganze Zweige mit vierzeilig gereihten Blättern darstellt, zeigt ebenfalls in dem männlichen Kätzchen kugliche Pollenkörner, welche mit denen des Cupressus sempervirens in der Form übereinkommen. Da bekanntlich die Häute des Pollens bey den Zapfenbäumen ein ziemlich dichtes Gefüge haben, so daß sie längere Zeit auf dem Wasser

schwimmend nicht in Fäulniß übergehen, mag es uns weniger in Verwunderung setzen, diese kleinen Organe an Fossilien aufzufinden, welche schon Jahrtausende vergraben lagen. Bekanntlich fand sie Ehrenberg auch zwischen fossilen Infusorienpanzern.

4) Cucubalites Goldfussii. Die Reste einer Blüthe aus schwärzlicher Braunkohle von Nöttgen bey Bonn, wo sie zugleich mit Blätter von Dicotyledonen gefunden wurde. Der Verfasser vergleicht den Kelch nebst 3 in ihm enthaltenen griffelartigen Bildungen mit Cucubalus Behen.

5) Carpantholithes Berendtii aus dem Bernsteine bey Danzig. Der Verfasser stellt die hier erscheinende, höchst eigenthümliche Bildung *) als eine eigenthümliche Gattung auf. Es ist sehr schwierig aus der Abbildung dieser Blüthe etwas mit Sicherheit über ihre Verwandtschaft anzugeben. So wie sie sich hier darstellt, könnte sie mit manchen Formen der Stereuliaceen verglichen werden. Uebrigens könnte man auch versucht werden, die Bildung nicht für eine Blüthe, sondern für eine Frucht, der von Thuja ähnlich zu halten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß fortgesetzte Untersuchungen noch Blüthen-Bildungen aus anderen versteinerten Formationen auffinden dürften, besonders, wenn es glücken sollte, dieselben durch chemische Präparationen in einen Zustand zu versetzen, welcher Polieren und Abschleifen zu feinen Lamellen gestattet.

Ich erlaube mir bey dieser Veranlassung der Klasse einen anderen verwandten Gegenstand vorzulegen, nämlich den Durchschnitt eines versteinerten Palmenkohls aus der Insel Antigua, welchen ich durch Vermittelung des Hrn. Robert Brown der Güte des Hrn. Broderip verdanke. Diese Petrifikation, welche auf der Insel in einem neuen Sandsteine in ziemlicher Menge gefunden werden soll, ist besonders merkwürdig durch die Deutlichkeit, mit welcher man im Durchschnitte die zusammengefalteten Blätter des sogenannten Palmkohles erkennen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die er folgendermassen charakterisirt: Calyx deciduus, tri- vel tetraphyllus, foliolis lanceolatis obtusis. Corolla monopetala, infundibuliformis, tubo brevissimo sursum ampliato, limbo tripartito, laciniis ovato-rotundiusculis concavis crassis apice retusis inflexis. Stamina tria, tubo corollae inserta, antheris liberis ovato-oblongis. Stylus simplex, e basi vel medio fundo floris adscendens, elongatus, laciniis duplo longior, apicem versus clavatus. Stigma deficit.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Schluß.)

Der Handel, den nur die Engländer allein mit der afrikanischen Küste vom Gambia bis Angola treiben, liefert eine Masse Waaren, von mehr als einer Million Pfund Sterling an Werth, wovon Palmöl beynahe die Hälfte, Goldstaub nahe zu ein Viertheil, und Gummi und Teakholz jedes ein Zehenttheil ausmachen. Zum Beweise, daß der Neger nicht so träge ist, als man ihn gewöhnlich ausgiebt, mag hier gelegentlich bemerkt werden, daß jetzt die Ausfuhr an Palmöl, die im Jahre 1808 nur 2 — 300 Tonnen betrug, auf nahe an 14,000 Tonnen gestiegen ist, und nur in den letzten Jahren sich verdreyfacht hat. Dieser Produktenhandel und mit ihm redliche Thätigkeit und Industrie würde noch ungemein steigen, wenn der Menschenhandel nicht wäre; im Bonny, im Calebar und andern Flüssen liegen stets englische Schiffe, um Palmöl und andere Erzeugnisse des Landes einzunehmen; der Handel geht gut, und die Eingebornen sind emsig beschäftiget, die nöthigen Waaren im Innern des Landes zu sammeln. Da erscheint ein Sklavenhändler und aller Produktenhandel hat mit einem Male ein Ende. Die Fahrzeuge der Eingebornen werden bewaffnet, zu einem Raubzug ausgerüstet, und ehe nicht die verlangte Anzahl Neger zusammengebracht worden, ist an keinen weiteren Handel mit den englischen Schiffen zu denken. Darum ist gegenwärtig das ganze Land in einem Zustand von völliger Desorganisation, indem die Bewohner benachbarter Dörfer unter sich Krieg führen, um Sklaven zu erhaschen. Die natürliche Folge davon ist, daß mit Ausnahme

der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte das Land wüste und unbebaut liegt. Sicherheit der Person würde auch Sicherheit des Eigenthums zur Folge haben und damit zu einem erweiterten Anbau des Landes führen. Das Nigerdelta, das jetzt auf einer Ausdehnung von 1500 Quadratmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen enthält, würde, gehörig angebaut, eine Menschenmasse ernähren können, wovon man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Es ist in allen Richtungen von schiffbaren Armen des großen Stromes durchschnitten, die eben so viele natürliche Verbindungskanäle sind, es besteht aus dem fruchtbarsten Alluvialboden, der jetzt eine üppige aber wilde Vegetation nährt, die fast alle Varietäten des Palmbaumes, Teakholz, Cedern, Ebenholz, Mahagony- und Farbhölzer umfaßt. Das Zuckerrohr wächst wild im Gebusche, und die Palmennüsse verfaulen unbeachtet auf der Erde.

Daß es höher hinauf am Flusse mit der Sicherheit des Lebens nicht so schlimm, doch auch nicht viel besser aussieht, geht schon aus der Zahl der Sclaven hervor, welche jährlich den Strom herabkommen, wobey also diejenigen nicht gerechnet sind, welche jährlich von den Felatah's nordwärts geschleppt und an die Araber der Wüste verkauft werden. Auf dem Jecory-Markte allein werden nach einer mässigen Berechnung*) jährlich gegen 20000 Sclaven, meist aus Nassie und Ibbedo verkauft. Wenn nun ein einzelner Markt eine solche Anzahl Sclaven liefert, wie viele wohl die ganze Sclavenküste? Ueber den entarteten Zustand des Afrikaners darf man sich nach solchen Thatsachen nicht wundern.

Um so vielem Unheil vorzubeugen, wird im vorliegenden Werke der schon oft angeregte Vorschlag wiederholt, den Sclavenhandel für Seeraub zu erklären, was allerdings denselben wirksam vermindern, aber doch nicht plötzlich völlig aufheben würde. Um ihn indessen wenigstens auf dem Niger zu vernichten und dadurch dem voraussichtlich in Zukunft sehr bedeutenden Handel auf diesem Strome eine festere Grundlage zu geben, wird weiter vorgeschlagen, am Flusse aufwärts eine Reihe von militairisch besetzten Posten anzulegen und zwar bis Sego und von da einer Seits über Timbo nach Sierra Leone und nach Barraconda am Gambia. Als die geeignetsten Puncte sind bezeichnet: 1) die Gegend in der Nähe des Jecory-Marktes, wo das Land hoch ist und gesund scheint; 2) an der Einmündung des Tschadda; 3) zu Rabbah; 4) zu Bussa und dann noch an einem oder zwey Puncten zwischen diesen Orten und Sego. Man ersieht aus diesem Plane, daß der englische Handelsgeist seine Beute festhält, denn ein solches Unternehmen umschließt den ganzen westlichen Hochsudan, und England würde dadurch auch den Handel des innern Afrika's mit den Barbareskenstaaten größtentheils in seinen Bereich ziehen. Das Project scheint freylich im Gefolge einer ersten, als Handelsspeculation mißglückten, und in physischer Beziehung, für die Theilhaber so verderblich ausgefallenen Nigerfahrt etwas chimärisch, allein unausführbar ist es nicht, namentlich mit Hülfe der den Weißen so mannigfach nützlichen Kru's, von denen 40 — 50 Mann, wohl mit Schießgewehr versehen, einer ganzen Armee der Eingebornen imponiren würden. Bis jetzt scheint aber immer noch der unglückliche Ausgang der ersten Unternehmung die englischen Kaufleute abgehalten zu haben, einen zweyten Versuch zu wagen, obgleich dieses bey den jetzt gewonnenen Erfahrungen bey Weitem weniger Gefahren darböte und einen größeren Gewinn verspräche. Zu wünschen wäre aber, daß eine künftige Expedition nicht bloß den Handel, sondern auch die Wissenschaften bedenken und etwas zusammenhängendere Ergebnisse liefern möchte, als das vorliegende Werk, in welchem die Tagebuchform beybehalten ist, und die wissenswerthen Notizen unter dem Wuste täglicher Schiffahrts- und Handels-Vorkommnisse zerstreut sind.

*) Der Jecory-Markt wird alle zehn Tage, und zwey Monate lang alle acht Tage abgehalten, so daß im Jahre 38 Märkte herauskommen; rechnet man nun nur 50 Kanots, die mit Sclaven auf den Markt kommen, obgleich ihre Anzahl fast auf das Doppelte steigt, und auf jedes Kanot im Durchschnitt zehn Sclaven, so kommen auf einen Markt 500, und auf 38 Märkte 19000; die meisten davon gehen nach dem Meere (S. II. 323).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius trug über die von Hrn. Prof. Göppert ꝛc. Folgendes vor:

(Fortsetzung.)

Die Scheiden der einzelnen Blätter folgen sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß man die ursprüngliche Stellung derselben mit Präcision bestimmen und die Durchschnitte der Blattstiele, der zusammengefalteten Fiederblättchen und die Vertheilung der Gefäßbündel genau unterscheiden kann. Da der innere Theil des Palmkohles im lebendigen Zustande so weich ist, daß er schon bey schwachem Drucke seinen kreisförmigen Umriß verlieren muß, ist anzunehmen, daß die Palmenstämme von Antigua einem Silificationsprocesse unterworfen worden waren, ohne zugleich einem starken Drucke ausgesetzt zu seyn. Vielleicht sind sie durch Infiltrationen einer kieselhaltigen Feuchtigkeit petrificirt worden. Ein ähnliches Verhältniß scheint auch bey andern versteinerten Hölzern einzutreten, welche ohne im Boden zu liegen, silificirt worden sind. In den ägyptischen Wüsten liegen große Stücke des Holzes von Ficus Sycomorus umher, welche auf manichfaltige Weise ausgefressen und ausgezackt, klingende, hirschgeweihähnliche Steinmassen darstellen. Dem Vernehmen nach soll dort auch das Holz der Dattel- und der Dumpalme auf ähnliche Weise silificirt vorkommen. Ich habe jedoch in der großen Menge ägyptischer Holzsteine, welche ich bey Hrn. Greenough in London zu untersuchen Gelegenheit fand, keine einzige Bildung bemerkt, welche in Anordnung und im Verlauf der Fasern von der gewöhnlichen Structur der Dikotyledonen abgewichen wäre. Schließlich bemerke ich noch, daß versteinerte Palmen verhältnißmäßig selten vorzukommen scheinen, nachdem man bey genauerer Untersuchung die sogenannten Staarsteine, welche größtentheils baumartigen Farnkräutern angehören, und die sogenannten Calamiten, welche nach den Untersuchungen des Hrn. Brongniart zu den Schachtelhalmen (Equisetaceae) zu gehören scheinen, von den Palmen ausschließt.

Mit Zuverlässigkeit kann ich namentlich nur die fächerförmigen Palmenblätter im Grobkalke von Vailly bey Soissons und die silificirten Palmenstämme von der Insel Sardinien hierher rechnen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. December 1837.

Herr Professor Dr. Andreas Wagner hielt nachstehenden Vortrag:

Von der Klasse zur Berichterstattung beaufe tragt über die von den Herren Dr. A. v. Klipstein und Dr. Kaup gemeinschaftlich ausgearbeitet- und an die k. Akademie eingesandte Schrift: „Beschreibung und Abbildungen von dem in Rheinhessen aufgefundenen colossalen Schädel des Dinotherii gigantei mit geognostischen Mittheilungen über die knochenführenden Bildungen des mittelrheinischen Tertiärbeckens, Darmstadt 1836," habe ich die Ehre hierüber Folgendes zu bemerken.

Die Abhandlung der genannten Hrn. Verff. theilt sich in eine geognostische und in eine zoologische Abtheilung. Erstere liefert eine Schilderung der geognostischen Beschaffenheit des großherzoglich

heſſiſchen Gebietes auf der linken Rheinſeite, und unterſcheidet zwiſchen ſogenannten neptuniſchen und plutoniſchen Bildungen. Von jenen werden 1) jüngere Grauwacke, 2) bunter Sandſtein, 3) Grobkalk, 4) tertiärer Sand und Sandſtein über dem Grobkalk und 5) Schwemmland unterſchieden; als plutoniſche Bildungen werden rother Porphyr, Augitporphyr und Baſalt bezeichnet. Dieſe letzteren, zumal der Baſalt, haben indeß nur ein ſehr beſchränktes Vorkommen, was auch noch der Fall mit der Grauwacke und dem bunten Sandſteine iſt. Den größten Theil der ganzen Provinz nehmen tertiäre Bildungen ein, unter welchen der Grobkalk bey weitem die größte Verbreitung hat. Obſchon in dieſem bereits die Quadrupedenreſte beginnen, ſo ſind ſie doch hauptſächlich in dem über dem Grobkalk liegenden tertiären Sand und Sandſtein zu finden, der in einigen unzuſammenhängenden Partieen von geringer Verbreitung den Grobkalk bey Oppenheim, Heppenheim, Eppelsheim, Findheim und einigen andern Puncten bedeckt. Vom Schwemmland beſteht der größte Theil der Diluvialablagerungen aus Löß, einem höchſt feinkörnigen, faſt pulverartigen, ſandig-kalkigen Lehm; die Alluvialbildungen ſind von vielartiger Abwechslung.

Da in Bezug auf urweltliche Thierüberreſte die tertiäre Sandbildung am wichtigſten iſt, wie denn in ihr zugleich mit Maſtodon, Rhinoceros, **Tapirus, Felis, Cervus** ꝛc. ſich auch die Dinotherien finden, ſo ſchildern die Verfaſſer mit beſonderer Ausführlichkeit die geognoſtiſchen Verhältniſſe dieſer Ablagerung. Sie führen zugleich triftige Gründe auf, aus welchen hervorgeht, daß dieſe Sand- und Sandſteinbildung viel näher dem Grobkalk als dem Diluvium ſich anſchließt. Ref. ſieht hierin eine weitere Beſtätigung ſeiner ſchon früher ausgeſprochenen Anſicht, daß nämlich tertiäre und Diluvialbildungen überhaupt nicht ſcharf von einander getrennt werden können, und daß jene nur als die älteren, dieſe als die jüngſten Ablagerungen einer und derſelben geognoſtiſchen Epoche zu betrachten ſind.

Die zweyte, oder zoologiſche Abtheilung vorliegender Abhandlung befaßt ſich mit der Beſchreibung des neu aufgefundenen vollſtändigen Schädels vom Dinotherium, von dem man bisher nur Fragmente kannte. Zur Förderung dieſes koſtbaren Exemplares von ſeiner Lagerſtätte herauf an die Oberfläche mußten beſondere Vorrichtungen getroffen werden, ſo daß 24 Mann nöthig waren, um dasſelbe mit ſeinen ſchweren Unterlagen empor zu ziehen. Eine nicht unbeträchtliche Laſt machte übrigens der koloſſale Schädel ſelbſt aus, indem ſeine Länge 3 2/5 pariſer Fuß (1,105 Metre) beträgt. Die Auffindung dieſes vollſtändigen Exemplares iſt von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der urweltlichen und nunmehr ausgeſtorbenen Thiere; gleichwohl iſt ſelbſt dieſer Fund noch nicht im Stande mit Sicherheit die Säugthier-Ordnung zu beſtimmen, in welcher der Gattung Dinotherium ihr gehöriger Platz anzuweiſen iſt. Die Bildung dieſes Schädels iſt ſo eigenthümlich, daß eben deßhalb mannigfache Deutungen über die Geſammtgeſtalt des problematiſchen Thieres aufgeſtellt worden ſind. Wie ſehr Cuvier ſich geirrt hat, wenn er aus einigen ihm bekannten Backenzähnen dieſes Koloſſes auf einen rieſenhaften Tapir geſchloſſen hat, iſt ſchon ſeit Auffindung des monſtröſen Unterkiefers erwieſen. Die abwärts gerichteten Stoßzähne desſelben ſind eine ſo paradoxe Erſcheinung in der Thierwelt, daß man dem zertrümmerten Fragmente anfangs dieſelben in verkehrter, d. h. aufwärtsgewandter Richtung anſetzte, bis vollſtändig erhaltene Exemplare das Gegentheil nachwieſen.

Betrachten wir nun mit den Herren Verfaſſern den aufgefundenen Schädel, um zunächſt die Haupt-Eigenthümlichkeiten desſelben uns klar zu machen. Vor Allem fällt die ungeheuere Naſengrube beym gänzlichen Mangel von Naſenbeinen in die Augen. Die kurzen Stirnbeine ſtoßen mit dem Hinterhaupte unter einem Winkel zuſammen, der nicht mehr als 39 — 40 Grade beträgt. Das Hinterhaupt iſt flügelartig ausgebreitet; die Gelenkfortſätze des Hinterhauptbeins ſind hoch oben angebracht; die Schläfengrube iſt ungemein groß und die Augenhöhle klein und nach hinten offen. Nach der in dieſer Abhandlung von Hr. Dr. Kaup ausgeſprochenen Vermuthung möchte ſich das Dinotherium, von dem er auch glaubte Finger- und Nagelglieder entdeckt zu haben, als eine Familie den monſtröſen Faulthieren und Schuppenthieren anſchließen. Nach einer ſpätern Erklärung widerruft er jedoch dieſe Meynung, in-

dem er jene Fingerglieder einem, dem Pangolin ähnlichen Thiere zuschreibt, und das Dinotherium den Pachydermen zugesellt und zwar zunächst wieder den Flußpferden. Eine auf dem Umschlage dieser Abhandlung angebrachte Zeichnung stellt das Dinotherium als ein fast Elephantenartiges Thier mit langem Rüssel dar.

Mittlerweile hatte sich indeß bey mehreren Naturforschern eine andere Meynung über die Gestaltung dieses Thieres ausgebildet. Buckland betrachtete es zuerst als ein Wasserthier und Blainville erklärte nach Ansicht des Schädels, daß das Dinotherium zur Familie der Lamantine und Dugongs gehört haben möchte. Indem Ref. die Ehre hat der Klasse einen Lamantin-Schädel zur Vergleichung vorzulegen, wird man nicht umhin können die große Uebereinstimmung in den Hauptformen beyderley Thiere anzuerkennen. Berücksichtigen wir ferner, wie Strauß darauf hinweist, den Umstand, daß unter den Landsäugethieren die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins abwärts gerichtet seyn müssen für die Bipeden, und schief abwärts und rückwärts für die Quadrupeden, so daß die Halswirbel dieselbe Lage zur Unterstützung des Kopfes haben, so folgt aus der schief rückwärts und aufwärts gekehrten Lage der Gelenkköpfe beym Dinotherium, daß die Halswirbel eben so rückwärts gestellt seyn werden, als dieß der Fall ist bey den Wallen und Fischen, so daß es wohl an das Wasser noch mehr als die Lamantine gebunden war. Auf jeden Fall hat man eine größere Berechtigung, das Dinotherium den Cetaceen als den Pachydermen zuzuzählen, und dieß ist der einzige Punct, in welchem Ref. von der Meynung der Hrn. Verfasser abweicht.

Sodann wiederholte Hr. Prof. Dr. Steinheil vor der Klasse die Versuche, welche er über Beleuchtung durch Erglühen von Kalk in Wasserstoffgas angestellt hat. Es ergiebt sich daraus, daß, wenn Kalk in sehr fein zertheiltem Zustande der Oberfläche solcher Flammen ausgesetzt wird, die dabey entstehende sogenannte Phosphoreseenz oder die Weißglut des Kalkes höchst intensiv wird und derjenigen von massiveren Kalkstücken im Knallgasgebläse gleichkömmt. Das Licht ist von so weißer Farbe, daß die Flamme von Wachslichtern daneben roth erscheint. Dabey bemerkt er noch, daß auch diejenigen Wasserstoffhaltigen Gasarten, welche sich beym Verkoaren der Braunkohlen nach Abscheidung des kohlensauren Gases bilden und bekanntlich ein Gemenge von Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas, Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas sind, bey der Einwirkung auf Kalk dasselbe Resultat wie reines Wasserstoffgas hervorbringen. Durch diese Thatsache verspricht der Versuch technischen Erfolg, indem die Möglichkeit gegeben scheint, auch solche Substanzen zur Gasbeleuchtung zu verwenden, welche für sich kein brauchbares (Leucht-) Gas geben, wie Holz, Torf, Braunkohle u. a. Demnächst anzustellende Versuche im Größeren sollen über die Anwendbarkeit der Sache zur Straßenbeleuchtung entscheiden, wobey nach vorläufigen Messungen sich sehr bedeutende pekuniäre Vortheile im Verhältnisse zur Oelkonsumtion erwarten lassen.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

Wenn ich die erste Abtheilung der jüngst erschienenen bayerischen Landes- und Rechts-Geschichte des H. Dr. F. M. Wittmann zum Gegenstande meines heutigen Vortrages mache, so geschieht es, weil in diesem Buche kurz aber treffend der Höhepunct bezeichnet ist, auf welchem sich die Forschung über einige der wichtigsten Puncte unserer ältesten Geschichte den Quellen gegenüber befindet, und mir hiedurch Gelegenheit gegeben ist, auch für meine Ansicht über diese Puncte mir die Aufmerksamkeit meiner verehrten Herren Collegen zu erbitten. Ist ja doch auch die Beschäftigung mit diesen, zum Theile noch so dunkeln Regionen unserer vaterländischen Historie, schon an und für sich eine der würdigsten Aufgaben für unsere Klasse, und wäre es auch nur deßwegen weil sie eine der schwierigsten ist. Vieles ist zwar in dieser Beziehung von den Schriftstellern der neuern Zeit geschehen — doch mehr in Beziehung auf Kritik und Beseitigung früherer Irrthümer, als in Beziehung auf die Construction des rechten und wahren Herganges der Begebenheiten aus den

Quellen. Den Quellen hat sich nun der Verfasser des genannten Werkes wieder frischen Muthes zugewendet. Mit einem festen Blicke auf diese Quellen beginnt er damit die so gangbar gewordene Ansicht zu bestreiten, daß Gallien die ursprüngliche Heimath der Bojer sey, indem er — wie mir scheint ganz richtig — bemerkt, daß wenn die in Italien auftretenden Bojer aus Gallien gekommen wären, ein Theil derselben doch gewiß in diesem letzten Lande zurückgeblieben seyn würde, und man also daselbst später noch eine Spur dieses Volkes antreffen müßte, was doch durchaus nicht der Fall ist. Erst Cäsar gestattet einer Abtheilung der Bojer, um ihrer Tapferkeit willen, die Niederlassung in Gallien. Die Ursitze der Bojer sind vielmehr am herzynischen Walde zu suchen. Unserm Autor steht in dieser Beziehung Mannert als Gewährsmann zur Seite, welcher gleichfalls die ersten Wohnsitze der Bojer in die Gegenden entlangs der Donau, von ihrem Ursprunge bis nach Ungarn, versetzt. Erwägt man daß schon bey dem frühesten Vordringen der Kimbern und Teutonen, wo der Name Boji zum erstenmal in Deutschland gehört wird, dieselben bereits in Böhmen und Mähren angetroffen werden — daß ein großer Theil des herzynischen Waldstrichs von diesem Volke seinen Namen bekommen (Bojehemum), so dürfte die hier geltend gemachte Ansicht wohl nicht länger zu bestreiten seyn. Die Verbreitung der Bojer in das südöstlich Gebirg (Taurisker), ihre Kämpfe und Züge *) mit den von Norden her eingedrungenen Germanen, ihre Vertreibung aus Böhmen durch die Markomannen, ihre Besiegung — ja Vertilgung durch die Dacier, und die rechte Bedeutung der deserta bojorum etc. — dieß Alles ist durch den Autor klar und bündig erzählt. Er hält, wie mir scheint, mit vollem Rechte, die Akten über die Frage unserer Abstammung von den Bojern, welche durchaus verneint werden muß, für geschloßen. Wenn ihm nun aber hiefür die bewährtesten Gewährs-Männer zur Seite stehen, so ist sein Versuch die Tolistobojer ganz aus der Geschichte auszumärzen, ein neuer. Es sprechen jedoch in dieser Beziehung Strabo, Polyb, und die ältern Handschriften des Livius und Plinius für ihn, woselbst nicht Tolistoboji, sondern Tolistoboyi zu lesen ist. —

Der Umfang der Donauprovinzen, d. h. Vindeliciens, Rhätiens und Norikums, wird von dem Verfasser in §. 11. nach Appian und Strabo dahin bestimmt, daß 1) Vindelicien das Land zwischen den hohen Alpen und der Donau, dem Bodensee und dem untern Inn, 2) Rhätien das Land zwischen Vindelicien, Italien, und den norischen Alpen; 3) Norikum endlich das Land vom untern Inn bis an den Kalenberg, und von der Donau bis über die Drau in sich gefaßt habe. Alle diese Provinzen, mit andern noch weiter gegen Osten liegenden, wurden von den Römern unter der Benennung Illyrien begriffen. Von den vielen kleinen Völkerschaften, welche diese Gegenden in der Zeit vor und nach ihrer Besetzung durch die Römer bis zum Beginn der großen Völkerwanderung bewohnten, sind nur die Namen, (das tropheum alpium enthält bekanntlich deren allein schon 43) aber keine Nachrichten über ihre Herkunft auf uns gekommen. Sie standen, so lange die Donau römische Gränze war, unter dem Joche — aber auch unter dem Schutze des welterobernden Volkes. Nach dem Verfalle von Roms Macht, waren sie den Angriffen der von Nordost kommenden Völkerschaaren Preis gegeben. Ihr meistes Land wurde verödet, was sich aus ihnen noch erhalten gerieth unter die Gewalt jener germanischen Stämme, der Heruler, Skyren, Ruger, Turcelinger ꝛc., welche in verschiedenen Abtheilungen, und allmählig, einerseits immer weiter aufwärts an beyden Ufern der Donau, anderseits auch südlich sich in Norikum und Rhätien verbreiten. Und diese Völker-Stämme sind es nun, aus welchen die Bajoarier erwachsen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf einem dieser Züge treten, unter dem Namen Tigurini et Ambrones Bojer im heutigen Bayern auf, an welche unser Amper und Tegernsee erinnert (lacus tigerinus, lacus Ambronum).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Fortsetzung.)

Schon in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts mochten — von den Ostgothen heraufgeschoben, die Skyren an dem linken Donauufer bis an die Rab vorgedrungen seyn; die Heruler besetzen auf Odoacers Zug nach Italien (476) das Rhätische Gebirg; die Ruger fangen zu S. Severins Zeit an sich in Norikum auszubreiten; die Turcelinger kommen stets in Verbindung mit den Skyren und Rugen vor. Später zieht der von Theodorich aus Italien verdrängte Heruler-Fürst Aonulf mit den Seinigen wieder von Süden her zu seinen Stammverwandten an die Donau zurück. Nur allmählig wächst die Bevölkerung in jenen zu Severins Zeit noch so menschenarmen verwüsteten Provinzen heran. Die Stämme verschmelzen sich, die Herrschaft kommt an das Geschlecht der Agilolfinger (doch treten die Geschlechter der übrigen Stammführer selbst in unserm ältesten Gesetz noch als ausgezeichnet hervor). Und als nun nach des großen Theodorichs Tod die Furcht vor den Gothen verschwunden, dringen die bey steigender Bevölkerung sich mächtiger fühlenden, in eine Nation verwachsenen Bewohner Bajoariens unter einem muthigen Herrscher — die Sage nennt ihn Theodo — wieder vorwärts gegen Südwest, und besetzen das Gebirge bis an die Etsch.

Den hier genannten Stämmen, aus welchen die Bajoarier hervorgegangen, wurden von dem Verfasser dieser neuesten bayerischen Geschichte auch noch Markomannen beygezählt. Möglich ist es allerdings, daß wenigst ein Theil dieses Volkes schon bey dem Einrücken der von Norden kommenden Ruger, Heruler und Skyren sich über die Donau gegen Vindelicien begeben hat, oder wenigstens diesem Strom näher gerückt ist. Da ihr Name verschwindet, mögen sie sich vielleicht auch mit den Skyren verschmolzen haben. Daß noch ein fünfter Stamm in das bojoarische Gesammtvolk eingegangen ist, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß die lex bojoarior. fünf, dem Herzogs-Hause zunächst stehende Geschlechter nennt.

Was den bekannten Brief Theodorichs an den König der Heruler betrifft, so war ich bereits in meinen neuesten Beyträgen nachzuweisen bemüht, daß dieser Brief nicht an Rodulf, den König der an die Longobarden gränzenden Abtheilung der Heruler kann gerichtet gewesen seyn. Dieser Brief ist nämlich nach Besiegung der Allemannen in der Schlacht von Tolbiak (495) geschrieben — Rodulf aber bereits in dem Kampfe der Heruler mit den Longobarden im Jahre 494 gefallen. Der Wohnsitz des Volkes, an dessen König Theodorich geschrieben, ist also in dem Landstriche zwischen Thüringen, Böhmen und den Alpen zu suchen. — Die Frage: Ob die Bojoarier eigentlich und wirklich unter der Herrschaft der ostgothischen Könige gestanden, betreffend — so sind die Gründe für die Bejahung so wie für die Verneinung derselben auch in den neuern Schriften über unsere Geschichte bereits genügend erörtert, und ich kann mich dießfalls um so kürzer fassen, als ich bereits früher hierüber einen Vortrag gehalten. Daß Theodorich Rhätien besetzt hielt, ist gewiß, was aber unter den beyden Rhätien zu verstehen sey, ist bey Paul. diac. (II. 14.) zu finden: „duae provinciae, id est Rhetia pri-

ma et Rhetia secunda inter Alpes consistunt, in quibus proprii Rhaeti habitare noscuntur.“ Hienach möge nun jener Befehl Theodorichs an den dux Rhetiarum am besten gedeutet werden. Zuletzt ist es eben nicht von hoher Wichtigkeit, ob der genannte König seinen limes auch noch über die Alpen, in das gegen die Donau liegende Flachland vorgeschoben habe oder nicht. Er lebte mit den jedenfalls an der Donau und im Norikum wohnenden Herulern, und ihren verwandten Stämmen (die später Bojarier genannt werden) in freundschaftlichen Verhältnissen, wie sein bekannter Brief an ihren König beweist. Hat aber selbst Theodorich die Bojoarier sich nicht unterworfen, so ist das gewißlich nicht durch seine Nachfolger vollbracht worden. Sah ja schon Vitiges (537) sich gezwungen, Alles was die Gothen nordwestlich der Alpen noch besetzt hielten, aufzugeben. In diese Zeit nun fällt — wie mir scheint — jenes Hervordringen der Bojoarier gegen Südwest, und bis in die Gebirge hinein, von welchen sich so laute Traditionen erhalten haben, wie bey den ältesten Chronisten und Aventin zu finden ist. Nur Trient, Verona, Treviso zeigen sich, als Teja besiegt wird, noch von gothischen Schaaren besetzt (553). Wir dürfen es also gelten lassen: die Bojoarier lebten frey unter ihren selbständigen Fürsten, bis zu jener Catastrophe, die über Garibald I. hereinbrach.

Auch der Autor des hier besprochenen Werkes beruft sich wieder auf die zwey Stellen des Gregors von Tours (IV. 9.) und des Paul Diac. (I. 21), um Garibald I. in unsere Geschichte einzuführen, obwohl ihm das Auffallende, was in diesen Stellen liegt, keineswegs entgangen ist (not. 174. 174 a). Denn wie sollte wohl der Garibald, dem der Franken König als „uni ex Suis“ die Waldrade zuweist, und der Garibald, den Paul diacon. bald darauf einen König der Bojoarier nennt, ein und derselbe seyn? Abgesehen davon daß der König dem heidnischen Fürsten der Bojoarier nicht wohl eine christliche Gemahlin zuweisen konnte, so ist, wenn wir die chronologischen Daten etwas genauer vergleichen, diese Sache beynahe unmöglich. Waldrada, Theodebalds Wittwe, welche von Chlotar, nachdem er sie verstoßen, dem Garibald (einem aus den Seinigen) gegeben wurde — war des Longobarden-Königs Waccho Tochter, und also, da Waccho im J. 518 gestorben ist, wohl im Jahre 513 bereits am Leben, und mußte sohin als sie Wittwe wurde (Theodebald starb 553) schon 40 Jahre alt seyn. Gleichwohl soll sie nun, nachdem sie auch noch eine kurze Zeit hindurch mit Chlotar vermählt gewesen, nicht nur unserm Garibald zur Frau gegeben, sondern auch die Mutter der Theodolinde geworden seyn. Da nun aber diese Theodolinde i. J. 600 von ihrem zweyten Gatten Agilulf Mutter eines Sohnes wird, und Anno 640 noch am Leben war, so kann sie, als Autharis i. J. 580 um sie geworben hat, noch kaum 18 Jahre gezählt haben, und Waldrada müßte also nahe an 60 Jahre alt gewesen seyn, als sie dem Garibald diese Tochter gebar! Hiezu kömmt, daß noch vor der Bewerbung des Autharis, Theodolinde dem König Childebert verlobt ward, dem Enkel König Chlotars; Waldrada, welche dieses Chlotars Gattin gewesen, würde sohin zugleich die Mutter dieser Theodolinde und die Groß-Mutter ihres Bräutigams Childebert gewesen seyn. Hieraus möchte denn doch wohl hervorgehen, daß Gregor. tur. und Paul. d. einen andern Garibald im Sinne haben als gerade den Herzog der Bojoarier, und es wird gerathen seyn, das Verhältniß unserer ältesten Fürsten zu dem fränkischen Hofe etwas anders zu bestimmen. Dieses Verhältniß scheint nämlich während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts nicht das der Abhängigkeit, sondern höchstens einer vorübergehenden Verbindung gewesen zu seyn. Die Abhängigkeit tritt erst mit Thassilo den I. ein, von dem es heißt: „a Childeberto rege apud Baioariam rex (dux) ordinatus est.“ Man wird mich hier zwar auf den Prolog zu dem Legg. Bajoariorum hinweisen, aus welchem hervorgehen soll, daß schon vor Dagobert eine Reihe von Bayerischen Herzogen gewesen, welche von den fränkischen Königen eingesetzt waren. Allein wenn man den Text dieses Prologes genauer betrachtet, so ist daselbst nicht von mehreren, sondern nur von einem eingesetzten Herzoge die Rede; ja nicht undeutlich ist in dieser Stelle gerade auf den genannten Tassilo hingewiesen. Es heißt nämlich „dux qui praeest populo semper de genere Agilolvingarum fuit, et debet esse, quia sic reges an-

tecessores nostri concesserunt ei qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens ipsum constituebat ducem.“ Das, was wir von den Begebenheiten des letzten Decenniums des VI. Jahrhunderts wissen, macht den Sinn dieser Stelle deutlich. Als der den Franken feindliche Garibald durch Childebert verdrängt worden, gab der fränkische Sieger zwar klugerweise zu (prudens concessit), daß die herzogliche Würde bey dem Geschlechte der Agilulfinger verbleibe — sie wurde aber auf einen Fürsten dieses Hauses übertragen, der nicht gegen die Franken aufgetreten war.

Ist einmal die Verwechslung jenes fränkischen Garibald, der die Waldrada zur Frau bekommen, mit dem bojoarischen Garibald beseitigt — so fällt auch ein Hauptbeweis für jene frühere Abhängigkeit unserer ersten Fürsten von den fränkischen Königen hinweg. Es bleibt nur noch jene Stelle des Prologes der Lex Bajoariorum, welche den Theodorich als den ersten Gesetzgeber der Bojoarer nennt „Theodoricus rex jussit conscribere legem francorum, alamannorum et bajovarorum.“ Allein — wenn auch nicht das „bajovarorum“ von späterer Hand interpolirt wäre, so berichtet doch der — wahrscheinlich dem Ende des VIII. Jahrhunderts angehörende Copist dieses Prologes, Etwas das ganz wider alle uns bekannten Begebenheiten der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts streitet. An eine Unterwerfung der Bayern unter die Franken während der Herrschaft des ostgothischen Theoderichs ist um so weniger zu denken, als damals selbst die Thüringer Bundesgenossen dieses großen Königs waren. Diese Unterwerfung müßte also zwischen die Jahre 526 bis 534 fallen. Allein auch für diese Zeit wird von den bewährtesten Historikern mit keiner Sylbe von einem Zuge des fränkischen Theoderichs gegen die Bayern gemeldet. Von Theodebert, dem Nachfolger Theoderichs (von 534 — 548) wird zwar gesagt, daß er die Sueven unter seine Oberherrschaft zu treten gezwungen, aber der Bajoarier geschieht auch hier wieder keine Erwähnung. Vielmehr dringt dieser König auf seinen Zügen nach Ober-Italien durch die Cottischen Alpen, nicht aber durch Rhätien herein, welches die Gothen bis zu ihrer gänzlichen Besiegung (553) immer besetzt hielten. Und anstatt daß die Bajoarier als die Verbündeten oder die Unterworfenen der Franken erschienen, stehen sie vielmehr stets in Verbindung mit ihren Feinden. Nicht undeutlich erhellet, daß schon bey jenem Einbruche der Avaren in Thüringen, welcher in das Jahr 561 fällt, die Bayern welche an der Nab wohnten, an dem Kriege gegen Sigebert Theil genommen haben; und seit der Besitznahme Oberitaliens durch die Longobarden, tritt nun vollends Garibald als ihr Verbündeter gegen die Franken hervor. Erst jetzt — unter Childebert (c. 589) hat nun wirklich diese Unterwerfung Bajoariens, Garibalds Vertreibung, und die Einsetzung Tassilo's stattgefunden.

In diese Zeit fällt nun auch nach der uralten Tradition, und der Meynung unserer bewährtesten Historiker, die erste Verkündung des Christenthums in Bayern durch den h. Ruprecht; und wir müssen diese Ansicht um so mehr zu vertheidigen suchen, als sie erst neuerlich von dem Hrn. Recens. der jüngsten Schrift des Chorherrn Filz auf das schärfste angegriffen wurde, und auch der Autor dieser neuesten Geschichte sich für eine spätere Ankunft st. Ruperts entscheidet.

Die ganze Argumentation des Hrn. Ref. in den Gelehrten Anzeigen beruht aber darauf, daß — „da sich aus dem Zusammenhalte des Congestums, der brevis notitia, und Arnolds von Bohburg herausstelle, daß die daselbst angegebene Reihenfolge der bayerischen Herzoge, welche das Bisthum Salzburg begründet und dotirt haben, nämlich: Theodo, Theodebert, Hugibert, Odilo, Tassilo, die einzig wahre und vollständige sey, und da diese alle dem VIII. Jahrhunderte angehören, so müße auch das Episcopat Sct. Ruperts in das VIII. Jahrhundert fallen.“

Ich behaupte nun entgegen, daß nach dem Inhalte des Congestums und der brev. notitia selbst, so wie nach dem was aus andern, durchaus gültigen historischen Zeugnissen hervorgeht, geradezu chronologisch unmöglich sey, daß Rupert dem VIII. Jahrhundert angehöre.

Da bestimmten chronologischen Notizen zu Folge der Sterbetag Sct. Ruperts auf den 27. März, der zugleich der Oster-Sonntag gewesen — fällt, so sehen sich die Anhänger des Hansitzischen Systemes (und als Vertheidiger dieses Systemes ist Hr. Re-

ferent zu betrachten) gezwungen, den genannten heil. Bischof im Jahre 718 sterben zu lassen, weil im Verlaufe des VIII. Jahrhunderts Ostern gerade in diesem Jahre mit dem 27. März zusammentrifft. Hiedurch gerathen nun aber diese Vertheidiger einer so späten Ankunft Set. Ruperts in Bayern in den offenbarsten und unauflöslichsten Widerspruch mit dem, was uns theils die von ihnen selbst citirten Documente, theils andere unverwerfliche historische Zeugnisse über die Begebenheiten jener Zeit berichten.

I. Aus der vita primigenia geht ganz unwidersprechlich hervor, daß Theodo von Set. Rupert zum Christenthume bekehrt, von ihm getauft worden — daß Rupert auch in dem Lande überhaupt das Christenthum eingeführt, Kirchen gebaut und eingeweiht habe. Nimmt man nun an, Set. Rupert sey erst 698 nach Bayern gekommen, so ist durchaus nicht zu erklären, wie damals Bayern und die herzogliche Familie, welche doch schon seit fast 100 Jahren christlich gewesen, nun plötzlich wieder heidnisch geworden. Einer so späten Ankunft Set. Ruperts in Bayern steht ferner durchaus entgegen:

II. das Capitulare Gregorii II. vom Jahre 716. Aus diesem geht ganz unzweydeutig hervor, daß damals das Christenthum und die kirchliche Disciplin in Bayern wieder in tiefen Verfall gekommen, vorzüglich aber, daß es an einem tüchtigen Vorsteher der Kirche fehlte. Von diesem Zustande war der Pabst durch Theodo, der nach Rom gereist war um die Errichtung von Bisthümern zu erwirken, persönlich unterrichtet. Wie sollte nun aber die von Set. Rupert erst nach dem Jahre 696 in Bayern eingerichtete christliche Kirche, daselbst schon nach kaum 20 Jahren, noch zu Lebzeiten Ruperts, der doch kürzlich erst neue tüchtige Gehülfen vom Rheine herbeygeholt hatte, wieder in so großen Verfall gerathen seyn? Wie läßt es sich zudem erklären, daß Gregor in seiner Instruction für die 716 nach Bayern gesendeten Legaten, Ruperts nicht die geringste Erwähnung macht, sondern in dieser ganzen Instruction die Besorgniß ausspricht, daß es in diesem Lande an einem tüchtigen Kirchenvorsteher fehle? Man darf geradezu behaupten, es sey schlechthin unmöglich, eine so späte Ankunft Ruperts mit dieser Instruction Gregors in Einklang zu bringen. Die vita primig. berichtet, Rupert habe nach seiner Ankunft an Theodos Hof (die also von unsern Gegnern auf das Jahr 689 gesetzt wird) den Herzog und die Großen des Landes im Christenthume unterrichtet und getauft; hierauf habe dieser Apostel eine Reise gegen Pannonien hin unternommen, er habe auf dem Rückwege sich einige Zeit in Lorch aufgehalten, sich sodann am Wallensee niedergelassen, und eine Kirche daselbst erbaut. Ueber alles dieses mögen denn doch 4 Jahre verflossen seyn, und sohin Rupert vor dem Jahre 702 Wallensee noch nicht verlassen haben. Erst von hier aus zog er in die Gegend von Salzburg und gründete daselbst die neue Kirche. Erst von jetzt an, und also gewiß nicht vor 706 konnte sein Wirken für das Christenthum in Bayern beginnen. Gerade in die jetzt folgenden 10 Jahre (von 706 — 716) fällt also offenbar Alles das, was von dem Apostel durch Verkündung der neuen Lehre, durch Predigen und Taufen, durch Weihe und Einsetzung der Priester, durch Bau und Ausstattung der Gotteshäuser gegeschehen ist — und doch soll nun schon im Jahre 716 der Zustand der bayerischen Kirche ein so höchst verwahrloster gewesen — die kaum erst eingesetzten Priester sollen bereits wieder in allerley Ketzereyen und Aberglauben versunken, alle Kirchensprengel verwirrt, die katholischen Satzungen vergessen gewesen seyn — und was das auffallendste ist, Theodo, der Freund Ruperts ist gerade damals in Rom, und weiß doch dem Pabste keinen Mann, der für die Ordnung der Kirche in Bayern verwendet werden konnte, zu benennen!

Noch bestimmter ist das was in dem Congestum über die Stiftung des Frauenklosters auf dem Nonnberge berichtet wird. Diese Stiftung, und die Dotation dieses Stiftes fällt diesem Documente zu Folge nicht in Theodo's, sondern seines Sohnes Regierungszeit. Und da nun diese Stiftung unmittelbar in den Zeitpunkt der Zurückkunft Ruperts vom Rheine fällt, wohin er gereist war um sich Gehülfen zu holen, und von wo er seine Schwester Erentrude mit sich geführt hatte — so müßte Rupert erst nach Theodo's Tod diese Reise unternommen haben. Wie läßt sich aber dieses mit dem kurzen Zwischenraume zwischen Theodos und Ruperts Hinscheiden (716 — 718) vereinbaren?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Fortsetzung.)

III. Auch mit dem, was wir über die Lebens-Geschichte des heil. Korbinian wissen, fallen unsere Gegner durchaus in Widerspruch. Da ihrer Ansicht nach Rupert, welcher dem Zeugnisse des congest. und der brev. notit. gemäß den Theodo überlebt hat, am Ostertag des Jahrts 718 gestorben seyn muß, so sind sie gezwungen, das Todesjahr dieses Herzogs gleich in die Zeit nach dessen Rückkunft aus Rom, also Ende 716 zu setzen, weil sein Nachfolger Theodobert noch lange Zeit hindurch ein Zeitgenosse des Apostels war, wie die Schenkungen dieses Herzogs an die Salzburger Kirche, und seine Ausstattung des Stiftes auf dem Nonnberge beweisen. Da nun aber Aribo ausdrücklich meldet, daß Theodo den heil. Korbinian auf seiner Durch-Reise nach Rom zu Papst Gregor (welcher erst im Jahre 716 den päbstlichen Stuhl bestiegen) bey sich aufgenommen, und daß Korbinian sich einige Zeit in Bayern aufgehalten (ubi quamdiu demoratus verbi divini seminavit doctrinam), so müssen unsere Gegner in die höchste Verlegenheit gerathen, die Zeit herauszufinden, welche Korbinian bey Theodo in Bayern zugebracht hat. Diese Verlegenheit könnten sie sich nun übrigens sehr leicht ersparen, wenn sie gelten lassen wollten, was der so glaubwürdige Aribo, der 30 Jahre nach Corbinian den bischöflichen Stuhl in Freysing bestiegen, von diesem Heiligen berichtet. Nach Aribo's Zeugniß kann nämlich Corbinian nicht vor dem Jahre 723 in Bayern aufgetreten seyn — und folglich muß der Theodo der ihn bey sich aufgenommen hat, damals noch gelebt haben. Ist aber dieses der Fall, so muß der Theodo unter welchem Set. Rupert nach Bayern kam, ein anderer und früherer gewesen seyn, da von ihm berichtet wird, daß er vor Rupert verstorben sey.

IV. Der Behauptung unserer Gegner steht ferner entgegen das was das Congestum und die Notitia ausführlich über die Gründung der St. Maximilianszelle erzählen. Erst unter Theodebert, nach Theodo's Tod, consecrirt dieser Erzählung nach St. Rupert die St. Maximilianskirche, und der Herzog eignet hiebey den Ledi und Urso von Albina sammt ihrem ganzen dortigen Besitzthum dieser Kirche; diese geben ihre Nepotes Wernhar und Dulcissimus dort in die Schule, welche (nachdem sie innutriti und docti geworden) von St. Rupert die Hälfte der geschenkten Güter in beneficium zurück verlangten und erhielten. Und nachdem sie nun „multo tempore“ im Besitz dieser Güter-Hälfte waren, begehrten und erhielten sie vom Stifte auch noch die Bewilligung dieses beneficium auf ihre nepotes überzutragen, „quod dum factum fuisset, multis temporibus hoc habebant in beneficio.“ Nun fährt die Notitia fort: „Interea contigit, daß die Mönche der Maximilianszelle von den Slaven vertrieben wurden, „et ita multis temporibus erat devastata eadem cella propter imminentes Sclavos.“ Darauf folgt im 7ten Capitel: Auf der Reise Odilo's begleitete ihn sein Caplan Ursus, de genealogia der von Albina, die Theodebert mit ihren Gütern der Maximilianszelle geeignet, welche nun multis temporibus desolata war. Dieser Ursus begehrt vom Herzog diese Güter als beneficium. Odilo, welcher nicht wußte daß St. Rupert diese Maximilianszelle gestiftet, und daß Theodebert diese Gü-

ter dahin geeignet hatte, bewilligte dem Ursus diese Güter sammt der Zelle in beneficium. Als nun aber Virgil zum Bischof von Salzburg erhoben wurde, und von diesen Verhältnissen Kenntniß bekam, begab er sich zum Herzog Odilo, und forderte das Eigenthum der Kirche zurück.

Das was nun in dieser Erzählung von den Einfällen der Slaven angeführt wird, wäre allein schon hinreichend die Behauptung der spätern Ankunft St. Ruperts zu widerlegen. Diese Einfälle haben nämlich statt gefunden, zuerst unter Tassilo I. sodann unter Garibald II. im J. 610, ferner unter Theodo I. zur Zeit Sct. Emerams. Von Einfällen der Slaven in das Salzburgische während Theodo II. und seiner Nachfolger Regierung, ist dagegen nicht weiter Etwas bekannt. Ja im Gegentheile geht aus der Historie de conversione Carantanorum ausdrücklich hervor, daß nicht nur der dem Virgil gleichzeitige Fürst der Slaven Cheittumar, sondern auch sein Oheim Boruth schon zum Christenthum bekehrt waren, und in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit den Priestern zu Salzburg gestanden sind. In diese Zeit kann also denn doch wohl nicht die Zerstörung der Maximilians-Kirche gesetzt, sie muß vielmehr offenbar um ein Jahrhundert hinaufgerückt werden.

Abgesehen aber hievon, und angenommen, daß Theodo i. J. 717 gestorben wäre, (was aber durchaus nicht zugegeben werden kann, da Theodo noch den Sct. Corbinian bey sich aufgenommen hat, der nicht vor 723 nach Bayern gekommen ist), so müßte in dem Verlaufe von den Jahren 717 bis 745, also in nicht vollen 30 Jahren, Alles das Folgende geschehen seyn:

1) Theodo's Nachfolger müßte die Maximilianszelle gestiftet, dotirt, und unter andern mit den Gütern des Geschlechts Albina beschenkt haben.

2) Zwey junge Männer dieses Geschlechtes müßten in das Stift getreten, da erzogen worden, und nachdem sie edocti geworden, mit der Hälfte ihrer an die Kirche überwiesenen Güter wieder belehnt worden seyn;

3) Diese beyden müßten verstorben seyn, ihr Lehen an ihre Nepoten vererbt, und diese solches multo tempore besessen haben;

4) Hierauf müßten die heidnischen Slaven eingebrochen seyn, und die Güter der Maximilianszelle verwüstet haben, so daß sie multis temporibus devastata geblieben sind;

5) Sofort müßte ein späterer Sprößling jenes Geschlechtes, nämlich der Capellan Ursus, sich die fraglichen Güter von Odilo als beneficium erbeten, und sie auch, da Odilo sich durchaus keine Kenntniß mehr von der Stiftung der Maximilianszelle und den Verhältnissen dieser Güter verschaffen konnte, von dem Herzoge, trotz des Widerspruches Virgils, erhalten haben.

6) Ja Virgil selbst weiß nun zum Beweise der erst vor 20 Jahren geschehenen Stiftung Theodeberts keine anderen Urkunden beyzubringen, als was er a viris valde senibus erfährt, die es selbst wieder nur a senioribus gehört hatten. Und damit ja diese Tradition nicht weiter verloren gehe, läßt Virgil sie nun erst niederschreiben.

Wenn es nun auch überhaupt je möglich wäre, alle diese hier angedeuteten Begebenheiten in den Verlauf von 30 Jahren zusammenzudrängen, so liefert uns doch, wie schon gesagt, die Stelle von den Einfällen der heidnischen Slaven allein schon den offenbarsten Beweis, daß von Etwas die Rede ist, das ein ganzes Jahrhundert früher geschehen, und für diesen Fall nur — für den Fall einer seit einem Jahrhundert verfloßenen Begebenheit, paßt die Beweisführung durch alte Männer, die wieder nur das berichten, was ihren Vorfahren noch erinnerlich war.

Ein Blick auf die Beschaffenheit der von Virgil angeführten Zeugen, deren Aussage er niederschreiben läßt, reicht allein schon hin zu erkennen daß von längst verfloßenen Begebenheiten die Rede ist; es sind Zöglinge der Zöglinge Ruperts, welche das was sie aussagen, nur von sehr alten Männern hatten behaupten hören „filioli juniorum S. Ruperti, qui hoc a senioribus audierunt.“ Haben wir hier nicht den Schlüssel zur Entstehungsgeschichte jener Aufschreibungen, des Congestums nämlich und der brevis notitia? Sind sie wohl

etwas anders als in die Feder dictirte Traditionen ad perpetuam rei memoriam? Es kommt auch nirgends vor daß sie auf Urkunden gebaut seyen, vielmehr ist gerade jene Schenkung welche wirklich aus einer solchen Urkunde geschöpft war, nämlich die Schenkung von Steindorf durch Tassilo, nicht im Congestum aufgenommen. Die brev. notitia, schon von Virgil begonnen, ist ihrem Hauptbestandtheile nach offenbar älter als das Congestum. Beyde aber mochten durch folgenden Gang der Begebenheiten veranlaßt seyn. Was von der Maximilianszelle ausdrücklich gesagt wird, nämlich ihre Devastation durch die heidnischen Slaven, hat wahrscheinlich auch die übrigen Güter der Salzburger Kirche getroffen. Daher reicht die Reihe der Bischöfe nur bis Ansologus, der bloß mehr als Abt erscheint, und erst der fünfte Nachfolger tritt wieder als Bischof auf „sub quo iterato illa sedes honorata refulsit episcopo.“ Der bischöfliche Stuhl war — mit dem gesammten Kirchenwesen, in Verfall gekommen; der Güterbesitz des Stiftes zweifelhaft geworden. Nun aber, und vorzüglich durch den apostolischen Eifer des Bonifaz, wurde ernstlich Hand angelegt, das zweifelhafte wieder zur Gewißheit zu bringen. Und so machten nun die Kirchen-Vorsteher es sich zur Aufgabe, das was über die Dotation ihrer Kirchen noch bekannt war, urkundlich zu befestigen. Sie waren aber, aus Mangel an Urkunden, dießfalls meistens darauf beschränkt, sich an die ältesten und glaubhaftesten Männer zu halten, und nur mündliche Ueberlieferung ist das, was nur aufgeschrieben wird. Virgil ward zu diesen Aufzeichnungen insbesondere veranlaßt durch seinen Streit mit Odilo wegen der Maximilianszelle; Arno aber hatte den Zweck dabey, sich vor Carl dem Großen über das Gut seiner Kirche auszuweisen. Doch nicht er selbst, ein sicherer Arn ist es, der das Zeugenverhör vornimmt, denn sonst würde er wohl nicht dem Schreiber dictirt haben „ubi praeest venerabilis vir Arn episcopus.“ Ja, daß es nicht der Bischof selbst gewesen der das fragliche Document abgefaßt, geht schon daraus hervor, daß während die Uebersicht ausdrücklich sagt „anno 798 congestum“ es doch bekannt ist, daß der Bischof Arno während der Jahre 797 — 798 theils in Rom, theils am Hofe Carl des Großen anwesend war.

Ist aber hier nur von einer Aufzeichnung desjenigen die Rede, was die ältesten Männer sich noch erinnern von ihren Voráltern gehört zu haben, so ist auf irgend eine Vollständigkeit dieser Notizen wohl durchaus kein Anspruch zu machen; namentlich ist nicht hieraus zu schöpfen eine authentische Reihenfolge unserer ältesten Herzoge. Vielmehr geht offenbar eine gewisse Verwechslung und Verwirrung der Namen dieser Fürsten aus diesen Documenten hervor. Daß der erste Stifter Theodo geheißen, war einer alten Haupt-Tradition zu Folge angenommen. Daß nun aber alle Schenkungen, welchen der Name Theodo vorsteht, von diesem ältern Theodo herkommen, ist wohl nicht zu behaupten. Eben so verhält es sich mit Theodebert. Höchst augenfällig sind bey diesen beyden Aufschreibungen die Schenkungen eines frühern und spätern Theodo, eines frühern und spätern Theodebert vermischt. Das was der frühere Theodo gegeben, waren der vita prim. gemäß, jene waldüberwachsenen römischen Ruinen der ehemaligen Juvavia; das oppidum Salzburg, welches das Congestum unter den Schenkungen Theodo's aufzeichnet, kann also nicht von jenem ersten Theodo der Kirche geeignet worden seyn, weil es damals noch nicht bestand. Es ist auch nicht anzunehmen daß jener Theodo es schon gewesen, der 20 Salzpfannen an das Stift, das erst entstehen sollte, geschenkt hat, so wie den Zehnt und Zoll. Aber vor allem und offenbar ist der Theodo, welcher zu Lebzeit Ruperts nach Pongau kommt um der Errichtung der Maximilians-Zelle beyzuwohnen, — und welcher nun auf seinem Todbette die weitere Ausstattung dieser Zelle seinem Sohne Theodebert überträgt, nicht der Theodo des VIII. Jahrhundertes, weil zwischen der Stiftung dieser Zelle und dem Streit Virgils mit Odilo jene Einbrüche der heidnischen Slaven — und jene multis temporibus andauerde Verlassenheit dieser Zelle fällt, welche offenbar nur in dem VII. Jahrhunderte stattfinden konnte.

Wenn man überhaupt dem Congestum die breves notitiae gegenüber stellt, so fällt der Vergleich nicht sehr vortheilhaft für das erstere aus — und die zweyten treten durchaus in einer größern Vollständigkeit hervor. Daher kann denn auch auf die Vollständigkeit der Reihenfolge der vom Congestum

aufgezählten bayerischen Herzoge eben kein sonderliches Gewicht gelegt werden. Abgesehen davon, daß bereits ein dieser Aufschreibung gleichzeitiges, oder wohl noch älteres Verzeichniß der Reihenfolge dieser Fürsten ein ganz anderes Resultat giebt, so möchte in dieser Beziehung eine bloß auf Aussage bejahrter Männer niedergeschriebene Notiz wohl überhaupt nicht geeignet seyn, ein authentisches Document zur Begründung einer vollständigen Reihenfolge unserer Herzoge zu liefern. Daß aber das Congestum nicht aus Urkunden, sondern auf derley mündliche Aussagen aus dem Gedächtniße geschöpft, und durch den Diacon Benedict den Mönchen in die Feder gegeben sey, ist am Schluße dieses Documentes ausdrücklich bemerkt. Es fehlt an allen Beweisen daß dieses Document ein Werk des Bischofs Arno selbst sey, — und stellt sich dasselbe vielmehr bloß als eine Zusammenstellung aller jener Notizen dar, die aus der Tradition noch bekannt waren. Das Congestum mochte überhaupt eher nur ein Auszug aus den brevibus notitiis seyn. Denn nicht nur ist es bey weitem weniger vollständig, sondern was in Betreff auf die Stiftung, Dotation und die Schicksale der Maximilians-Zelle vorkommt, wurde den brevibus notitiis zu Folge bereits durch Virgil aus der Angabe der ältesten Männer gesammelt und aufgeschrieben, so daß sie sich in dieser Beziehung offenbar als eine Quelle für das Congestum herausstellen. Wie wenig Anspruch auf Vollständigkeit das Congestum überhaupt machen könne, zeigt schon ein Blick auf das daselbst gemachte Verzeichniß der Schenkungen, deren Zahl sich zu jenen der brev. notit. wie 30 zu 300 verhält — ferner ein Blick auf das dortige Verzeichniß der Kirchen in den südlichen Gauen, in welchem viele die schon bestanden haben fehlen, bey den genannten aber nirgends der Ankunftstitel bezeichnet ist.

Daß auch das, was wir von dem Leben des heil. Korbinian wissen, der Annahme, daß Rupert ein Zeitgenosse jenes Theodo sey, der dem VIII. Jahrhunderte angehört, geradezu entgegen stehe, ist bereits bemerkt worden — wir müssen aber noch einmal tiefer auf diese Begebenheit eingehen. Korbinians Lebensumstände sind uns genau und zuverläßig bekannt durch seinen Biographen Aribo, der nur 30 Jahre nach Korbinians Tod den bischöflichen

Stuhl von Freysing bestiegen hat, also gewiß von den Begebenheiten jener Zeit unterrichtet war. Nach Aribo's bestimmter Angabe ist nun Korbinian 7 Jahre nachdem er von Pabst Gregor II. zum Bischof geweiht worden, aus Gallien nach Bayern gekommen, und von Theodo in Regensburg empfangen worden. Da nun Gregor erst 716 den päbstlichen Stuhl bestiegen, so kann Korbinian nicht vor dem Jahre 723 nach Bayern gekommen seyn. Wie hätte nun also Rupert, den unsere Gegner wegen des Ostertages im Jahre 718 sterben zu lassen gezwungen sind, den Theodo überleben können, wie doch das Congestum und die brevis notitia so umständlich behaupten?

Es ist mir nicht unbekannt, daß jene Gegner, um sich aus dieser Verlegenheit zu retten, dem ausdrücklichen Zeugniß des Aribo entgegen, geradezu behaupten, daß Korbinian schon viel früher nach Bayern gekommen sey. Aber abgesehen davon, daß es denn doch etwas zu kühn ist, über die Lebens-Umstände Korbinians mit einem Bischofe streiten zu wollen, der dieses Leben 30 Jahre nach dem Tode des Heiligen niedergeschrieben hat, so verfällt man mit jener Behauptung in noch größere Ungereimtheiten. Denn wenn Korbinian schon viel früher, und also noch vor der bekannten, in das Jahr 716 fallenden Reise Theodo's nach Rom, in Bayern aufgetreten, so ist es nun wieder ganz unbegreiflich wie Gregor ein Capitulare, wie das welches er seinen Legaten nach Bayern mitgegeben hat, überhaupt nur erlassen konnte. Nach diesem Capitulare befand sich nämlich, wie schon angedeutet, die christliche Kirche im Jahre 716 in Bayern ohne Hirten, und war im größten Verfalle, während der Behauptung unserer Gegner gemäß gerade damals Rupert und Korbinians Wirken im höchsten Flor gestanden haben mußte!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Schluß.)

Gregor befiehlt seinen Legaten ausdrücklich, daß sie der Landesabtheilung unter mehrere Herzoge entsprechende Diöcesen bilden, und Bischöfe daselbst einsetzen sollen. Wie ließe sich das erklären, wenn damals (716) die bischöflichen Stühle in Salzburg und Freysing bereits durch jene großen Helden des Glaubens, Rupert und Korbinian, besetzt gewesen wären? Folgt aber hieraus unwidersprechlich die Nichtigkeit der Angabe des Aribo, daß Korbinian nicht vor 723 in Bayern aufgetreten — so folgt auch eben so nothwendig daraus, daß der Theodo, der den heiligen Rupert empfangen, Salzburg zuerst begründet, und die Sorge für die Maximilians-Zelle seinem Sohne Theodebert übertragen hat — ein früherer seyn müsse als jener der dem VIII. Jahrhunderte angehört. Denn als Corbinian nach Bayern kam, traf er zwar den Theodo, aber von seinem Sohne Theodebert ist durchaus nicht mehr die Rede. Vielmehr herrscht nun Grimoald unbeschränkt über den frühern, sich bis an Italien erstreckenden bayerischen Antheil Theodeberts. Und als nun Theodo stirbt, so ist es nicht sein Sohn Theodebert mit welchem Grimoald über die Erbfolge den Bürgerkrieg erhebt, sondern Hugibert, dieses Theodeberts Sohn. Wie ist das denkbar, wenn dieser letztere damals noch am Leben gewesen wäre? Folgt hieraus nicht, daß Theodebert vor seinem Vater Theodo gestorben? Und wenn das der Fall ist, wie kann das, was das Congestum und die notitia von der Stiftung der Maximilianszelle melden, sich auf diesen Theodo beziehen, von dem es daselbst ausdrücklich heißt, daß er seinem Vater in der Regierung gefolgt sey? Hiezu kommt nun noch daß diese beyden Documente unter den Schenkungen, welche Theodo dem hl. Rupert macht, Güter nennen, welche im Isen- und im Sundergau liegen, in Gauen die in Grimoalds Territorium gelegen, und also der Verfügung eines spätern Theodeberts nicht unterstellt waren? Es ist überhaupt nicht zu vergessen, und spricht ebenfalls gegen die spätere Ankunft Ruperts, daß weder im Congestum noch der Notitia des Grimoald Erwähnung geschieht, der, der Zeitrechnung unserer Gegner nach, ein fortwährender Zeitgenosse Ruperts, und Gebieter in jenen Landstrichen war, in welchen so manche von den Kirchen gelegen ist, deren Gründung dem St. Rupert zugeschrieben wird.

V. Auch die in den ältesten Necrologien der Salzburger Kirche befindlichen Verzeichnisse der Nachfolger Set. Ruperts bis zu Virgil stehen der Behauptung, daß diese Kirche erst 696 gegründet worden, durchaus entgegen. Diese Nachfolger waren: Vitalis, Ansologus, Savolus, Ezius, Flobargisus, Johannes, Virgilius. Es müßten also, wenn angenommen werden will, daß Rupert i. J. 718 gestorben, binnen den 25 Jahren bis zur Ankunft Virgils nicht weniger als sechs Vorsteher der Kirche von Salzburg auf einander gefolgt seyn, eine ganz wider alle Wahrscheinlichkeit streitende Annahme. Selbst diese sechs Vorsteher mögen sich nicht unmittelbar gefolgt seyn, und namentlich bey den Einfällen der Slaven Unterbrechungen statt gefunden haben. Berichtet doch auch die Biographie St.

Virgils, daß vor ihm der bischöfliche Stuhl in Salzburg eine Zeit lang unbesetzt gewesen, „temporibus Odilonis salsb. ecclesia proprio carebat episcopo;“ wie denn das auch aus Gregors Capitulare hervorgeht. Nehmen wir die Aufzeichnung in einem der ältesten Martyrologien hinzu, welche lautet: „Virgilius juvav. ep. majorem ecclesiam construxit, et illuc beatum Rupertum transtulit cum discipulis Chunialdo et Gisilario,“ so ist es doch offenbar höchst unwahrscheinlich, daß der Bau einer neuen Kirche, und die Translation der Gebeine Set. Ruperts schon 30 Jahre nach dem Tode desselben, der doch die erste Kirche eben gebaut hatte, sollte statt gefunden haben. Zudem stehen die oben genannten Chunibald und Gisilar an der Spitze eines in einer alten Handschrift enthaltenen Verzeichnisses von mehr denn 400 Mönchen, welche von der Stiftung der Salzburger Kirche bis auf Arno verstorben sind.

Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß, nachdem weder Gregor noch Paul Diac., noch ein anderer Autor von einem Theodo etwas meldet, es seine Schwierigkeit habe für den Theodo, welchen die vita primigenia nennt, in der früheren Reihe unserer Herzoge einen Platz zu finden. Allein wie mißlich es um die Kenntniß von dieser Fürsten-Reihe sogar im XI. Jahrhundert schon gestanden, bezeugt ja Arnold von Bohburg (auf den man sich doch vorzugsweise beruft) selbst ganz ausdrücklich, indem er sagt: „Quippe hic error maxime adolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus, partim scita cautelae causa supersedemus.“ Wie leicht kann sich also auch der Verfasser der Vita primigenia (der im IX. Jahrhundert geschrieben,) einer Namensverwechslung schuldig gemacht haben. Gesetzt nun aber auch, der Biograph habe recht geschrieben, so folgt denn doch hieraus nur, daß damals zwey Herzoge in Bayern neben einander bestanden hätten. Einer solchen Annahme steht nun aber nicht nur kein unwiderlegliches Bedenken entgegen, sondern sie wird sogar in unsern ältesten Aufzeichnungen gewißermaßen angedeutet. Wenn z. B. die Chronisten melden: Anno 507 Garibaldus ducatum Wawariae occupat, Anno 580 Hildebertus Tassilonem Bavariae prefecit, Garibaldo et filio ejus ejectis, Anno 599 Garibaldus iterum regnum Bawariae occupat; und Anno 614 Tassilo iterum Rex Bawariae efficitur — wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß seit Besetzung des nördlichen Italiens durch die Longobarden, die angrenzenden Bayern sich stets mit denselben gegen die Franken verbinden, und anderseits in den legibus bajoariorum von einem Agilulfinger die Rede ist, der sich den Franken treu bewiesen, so möchte hieraus denn doch fast hervorgehen, daß eine Zeit gewesen in der zweyerley, theils den Franken allirte, theils denselben widerstreitende Fürsten gleichzeitig in Bayern geherrscht haben. Zwar sind die hier angeführten Stellen aus Chronisten des XI. und XII. Jahrhunderts entnommen; allein das was sie der Ueberlieferung gemäß berichten, widerspricht durchaus den Ereignissen die von gleichzeitigen Historikern erzählt werden keineswegs. Schon damals, als ein heruliſcher Fürst von Theoderich gedrängt an der Spitze seines Gefolges von Süden über die Gebirge hereinzog, stand wohl jenseits der Donau und an den Ufern der Raab, gleichfalls schon ein Fürst desselben Urstammes an der Spitze skyrischer und verwandter Völkerschaaren, die jenem frühern Zuge Odoacers nach Italien nicht so wie jene gefolgt waren. Diese — und aber auch nur diese Abtheilung der Bajoarier scheint auch wirklich durch die Franken unter Sigebert (575) überwunden worden zu seyn, wie Venantius berichtet: „Hic (Sigebertus) Nomen Avarorum extendit, bellante manu: cui de patre virtus, quam Nobis ecce probat, Thuringia victa fatetur, perficiens unum gemina de gente triumphum.“ Diese Abtheilung wäre nun auch nach ihrer Besiegung den Franken treu geblieben, und ihr Fürst Tassilo wäre es, der sich die Gunst Childeberts erworben hat. —

Die Frage über das Alter der leges bajoariorum hat den Hrn. Verfasser des hier besprochenen Buches um so mehr beschäftigen müssen, als sein Werk vorzüglich der ältesten bayerischen Rechts-Geschichte zugewendet ist. Er hält nun dafür, daß die erste Aufzeichnung der leges bojoar. allerdings auf Befehl des austrasischen Königs Theodorich gegeschehen sey, und sucht diese Behauptung durch folgende Gründe zu rechtfertigen:

1) Theodorich könne allerdings als unser erster

Gesetzgeber gelten, da erwiesen werden kann, daß er über die Bajoarier geherrscht habe; denn der (freylich erst später eingeschaltete) Titel II. des fraglichen Gesetzes „de duce et ejus causis" sage ja ausdrücklich, daß schon die Vorfahren Dagoberts stets die Herzoge der Bayern aus dem Agilolfingischen Stamme ernannt und eingesetzt haben.

2) Wenn gleich in unserm ältesten Rechtsbuche sehr viele die Kirche betreffende Satzungen vorkommen, so können solche dennoch auch schon einer sehr frühen Zeit angehören, da unsere Nachrichten über das älteste bayerische Kirchenwesen zu dürftig sind, um auf dieselben einen Beweis für den genauen Zeitpunkt des Entstehens dieser Satzungen zu begründen.

3) Man schreibe mit Unrecht den Prolog zu der lex bajoariorum einem erst dem VIII. Jahrhunderte angehörenden Verfasser zu; denn die in demselben vorkommende Stelle „quae (leges) usque hodie perseverant" sey interpolirt, da sie in mehreren Handschriften fehle, und in Widerspruch mit einer andern Stelle des Prologes stehe, in welcher dem Dagobert der Titel rex gloriosissimus beygelegt wird. Aus dieser Stelle gehe offenbar hervor, daß der Verfasser des Prologes zur Zeit Dagoberts gelebt habe, da späterhin die Pippiniden einen solchen Titel nicht würden geduldet haben. Für ein sehr hohes Alter des ursprünglichsten Bestandtheiles des Prologes spreche auch der Umstand, daß Justinian bey Aufzählung der berühmten Gesetzgeber von dem Verfasser dieses Prologs nicht genannt wird.

4) Auch eine Stelle in der Biographie des heil. Remigius enthalte: „Theodoricus rex etiam Baioariis pro favore rei catholicae leges scripsit." Eben so zählen die Annales Mettenses die Bajoarier unter den Völkerschaften auf welche den Franken von jeher unterworfen waren.

5) Auch aus einem Briefe Theodeberts (Theodorichs Nachfolger) an Kaiser Justinian gehe die Herrschaft desselben über alle Länder an der Donau bis nach Pannonien hervor.

6) Endlich sage auch Jornandes „Galli germanorum terras, quas nunc Franci obtinent depopulati sunt."

Hiegegen läßt sich nun aber erwiedern:

Ad 1) Aus dem fraglichen Prologe ließe sich nur dann ein Beweis für die Herrschaft Theodorichs über Bajoarien ableiten, wenn nicht gerade der Text dieses Prologes selbst, wenigstens in seiner Beziehung auf unser ältestes Gesetz, den erheblichsten Zweifeln und Bedenken unterläge. Er berichtet uns aber auf jeden Fall Etwas, das ganz mit den Zeitbegebenheiten in Widerspruch steht. Bis zum Tode des ostgothischen Theoderich († 526) ist Thüringen, Rhätien, und das zwischen beyden liegende Bajoarien noch mit diesem Könige in Bundes-Verhältnissen. Nach Theodorichs Tode, und zwar erst im Jahre 531 unternimmt der fränkische Theodorich seinen Zug wider Hermanfried. Aber gleich nach Besiegung der Thüringer geht er über den Rhein zurück, und führt sein Heer in die Auvergne. Später zieht er nach Anjou und in die Provence, wo er im Jahre 534 stirbt. Selbst sein Nachfolger Theodebert hat seine Besitzungen gegen Osten nicht weiter als bis Graubündten ausgedehnt, über dessen Bewohner er dem Vitiges gegenüber ein Herrscher-Recht aus dem Grunde behauptete, weil diese Bewohner ursprünglich aus Allemannien dahin übersiedelt seyen. Auch Siegebert ist wieder gezwungen abermal gegen die Thüringer, die sich wieder empört hatten, auszuziehen, und auf diesem Zuge erst unterwirft er sich die Völkerschaft an dem Nabflusse. Wie ist nun unter solchen Verhältnissen eine schon von Theodorich begründete Herrschaft über das sich in das Norikum hinein erstreckende Bajoarien denkbar?

Ad 2) Wenn gleich die Nachrichten über die allerälteste bayerische Kirche sehr dürftig sind, so ist doch so viel klar und gewiß, daß diese Kirche jene Beschaffenheit und Einrichtung, welche die sich hierauf beziehenden Satzungen der legg. bajoariorum voraussetzen, im VI. Jahrhunderte noch nicht haben konnte. Namentlich kann von Klöstern in diesem Jahrhunderte noch nicht die Rede seyn; und über den Sprengel von Lorch, und später Passau hinaus, ist wohl vor Ruprechts Ankunft christlicher Kultus in Bayern nirgends anzutreffen. Die

hierauf sich beziehenden Satzungen in unserer ältesten Gesetzsammlung gehören, so wie sie selbst in dem ältesten Codex lauten, zum Theile sogar erst dem VIII. Jahrhunderte an.

Ad 3) Was den bekannten Prolog betrifft, so ist — selbst zugegeben, daß die Stelle „quae usque hodie perseverant" erst von einem Kopisten des VIII. Jahrhunderts eingeschaltet sey — doch offenbar gewiß, daß er so wie er lautet vor Dagoberts Zeit nicht abgefaßt seyn kann, da dieser König und seine nächsten Vorfahren daselbst ausdrücklich genannt werden. Uebrigens waltet die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß dieser Prolog keinen officiellen, der schriftlichen Abfassung des ursprünglichen Textes gleichzeitigen Bestandtheil des Gesetzes bildet. Denn selbst von dem, was durch Dagobert für diese Gesetzgebung geschehen, wird hier als von einer vergangenen Begebenheit erzählt. Genau betrachtet stellt der fragliche Prolog sich vielmehr nur als ein Auszug aus einer frühern Vorrede zur lex Salica dar, dessen man sich (unter Einschaltung des Wortes Bajuwarorum) als einer kurzen historischen Einleitung zu unserm Codex bediente.

Ad 4. 5. 6) Was die aus den Chronisten, dem Briefe Theodeberts, und aus Jornandes citirten Stellen betrifft, so möchte ihre beweisende Kraft wohl manchem Zweifel unterliegen. Das was nicht nur die besten fränkischen Geschichtschreiber über die Begebenheiten ihres Jahrhunderts berichten, sondern was auch aus dem Zusammenhalte der Thatsachen selbst nothwendig hervorgeht, kann durch einzelne Stellen aus spätern Chronisten denn doch wohl nicht entkräftet werden. Jener Brief Theodeberts an Justinian aber (dessen Aechtheit übrigens ohnehin bezweifelt wird) stellt sich durchaus nur als ein Seitenstück zu jenem prahlerischen Titel des oströmischen Kaisers dar, der sich denn auch einen imperator francicus zu nennen versuchte.

Was schließlich die oben angeführte Stelle des Jornandes betrifft, so ist in derselben nicht nur keine der Provinzen, auf welche sie sich beziehen soll genannt, sondern von einer noch lange vor die Ankunft der Gothen in Pannonien treffenden Zeit die Rede, so daß diese Angabe ganz in das Unbestimmte zerfällt.

In der Erwägung der hier berührten Verhältnisse dürfte ein Versuch, dem austrasischen Theodorich die erste schriftliche Abfassung unseres Gesetzes beyzulegen, überhaupt wohl schwerlich jemals gelingen — so wie es denn ohnehin eine unmögliche Sache ist, für diese leges Bajoariorum irgend einen einzelnen Urheber aufzustellen. Vielmehr stellen sich dieselben als ein Aggregat von Satzungen dar, welche ganz verschiedenen Zeitabschnitten angehören. Den ältesten Bestandtheil dieses Rechts-Buches (der Sache nach) bilden offenbar jene Artikel, welche Bestimmungen über privatrechtliche Verhältnisse, und über die Compositionen für begangenen Frevel enthalten. Hievon mag das meiste bajoarisches Gewohnheitsrecht seyn; doch ist selbst unter diesen Bestimmungen auch manches westgothische, allemannische, und römische enthalten. Neuer und später sind die die Kirche und das Staatsrecht betreffenden Bestimmungen; ja diese sind es, welche zur schriftlichen Abfassung wohl den eigentlichen Anlaß gegeben haben mögen. Denn es war dem fränkischen Könige eben so darum zu thun, der christlichen Kirche Schutz und Haltung zu verschaffen, als auch die politischen Rechte des Herzoges fester zu bestimmen. Es ist also hier auch eigentlich fränkisches, nicht bayerisches Staatsrecht zu finden.

Diese Verschiedenartigkeit der Bestandtheile der legg. Bajuwariorum wird bey jeder weitern Prüfung derselben scharf im Auge zu behalten seyn. Denn wie wenig in den Abschriften, welche wir noch besitzen Zeit und Quelle ausgeschieden ist, geht schon daraus hervor, daß selbst in dem ältesten Codex sich in der Mitte des Textes (lib. II. de violentia) drey Artikel befinden, welche wörtlich aus dem decreto Tassilonis entnommen sind, und also dem letzten Viertheil des VIII. Jahrhunderts angehören.

Freyberg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. The Birds of Europe. By John Gould. London 1832—1837. Parts 1—22. (Vol. I. — V.) Imp. Fol.
2. The Birds of Australia and the adjacent islands. By John Gould. London 1837. Part. 1. mit 10 fol. Tafeln in Imp. Fol.
3. Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds from various parts of the globe. By John Gould. Forming a Supplement to his previous works. London 1837. Part. 1. mit 10. fol. Tafeln in Imp. Fol.

Wir zeigen diese drey Werke zusammen an, weil sie von demselben Verfasser herrühren, die nämliche Thierklasse betreffen, und dieselbe innere und äußere Einrichtung haben.

Nachdem von dem ersten Werke (the Birds of Europe) ohngefähr die eine Hälfte, in 13 Lieferungen bestehend, erschienen war, hat Ref. von ihnen bereits eine kleine Anzeige in diesen Blättern (Bd. II. S. 208) mitgetheilt und damals die Hoffnung ausgesprochen, nochmals auf dieses Werk zurückkommen zu können, wenn es vollendet uns vorliegen würde. Dieß ist nun geschehen, die 22te Lieferung schließt das Ganze ab, und somit können wir schon nach zwey Jahren unser früher gegebenes Versprechen lösen.

Das Urtheil über die letzte Hälfte dieser Lieferungen bleibt dasselbe, wie über die früheren. An diesen Birds of Europe haben wir ein Prachtwerk, dem wenige zur Seite sich stellen lassen, keines vorgezogen werden kann. Artistische, wie typographische Ausstattung ist in gleich hohem Grade vollendet zu nennen: Druck, Papier, Zeichnung, Lithographie, Kolorit sind wunderschön. Die Abbildungen sind wahre Porträts; die Stellungen der Vögel immer so, wie sie der Art natürlich und angemessen sind; die ganze Ausführung beweist es, daß der Künstler seine Studien nach der Natur gemacht und die vollendete Meisterschaft erworben hat. Es ist dieß ein Werk, an dem sich angehende Künstler heranbilden und die geförderten ihre Kräfte bemessen können. Der englische Reichthum hat es dem Verf. gewährt, sein Werk mit einer luxuriösen Pracht auszustatten, die dem Auge eben so angenehm ist, als sie andrerseits der allgemeineren Verbreitung desselben auf dem Kontinente hinderlich wird. Das ganze Werk, wie es uns nun vorliegt, kostet beyläufig über 72 Guineen, mit den Bezugsauslagen noch etwas mehr; ein ungeheurer Preis, gleichwohl haben sich unter den reichen Lords und sonstigen Privaten Englands nicht weniger als 204 Subscribenten vorgefunden, während das ganze Ausland nur mit 10 Exemplaren betheiligt ist. Aus dieser energischen Theilnahme des englischen Publikums an allen großen wissenschaftlichen und artistischen Unternehmungen, die seinem Vaterlande zur Ehre gereichen können, erklärt es sich denn auch leicht, weßhalb in neuerer Zeit von der brittischen Insel eine solche Reihe von Prachtwerken auszugehen im Stande ist. Die Unkosten eines solchen Unternehmens sind nicht bloß durch die einheimische Subscription gedeckt — und mehr verlangt in der Regel ein englischer Autor aus dem naturhistorischen Fache nicht — sondern dieselbe wirft gewöhnlich auch noch einen ansehnlichen Reinertrag ab, so daß zur Deckung der Auslagen der Kontinent nicht einmal in Rechnung gezogen zu werden braucht. Gould allein hat binnen 5 Jahren von diesen kostspieligen Kupferwerken die Century of Birds of the Himalaya moun-

tain, Monograph of the Ramphastidae, Monograph of the Trogons, Synopsis of the Birds of Australia und die oben angezeigten 3 Werke geliefert.

So eminent aber auch alle diese Arbeiten sind, so muß es doch der Naturforscher im Interesse seiner Wissenschaft beklagen, daß ihre luxuriöse Ausstattung ein wesentliches Hinderniß ihrer Verbreitung wird. Wenn selbst die englischen Naturforscher anfangen, sich über die unnöthige Kostspieligkeit ihrer Litteratur bitterlich zu beschweren, was soll man denn erst auf den Kontinent hiezu sagen! Während in England doch noch über 200 Exemplare von den Birds of Europe in den verschiedensten Gegenden der Insel verbreitet sind, und dadurch den Naturforschern allenthalben Gelegenheit geboten ist, sich dieselben zur Benützung zu verschaffen; wie viel Exemplare dagegen werden denn, außer jenen 10 auf der Subscriptionsliste angeführten, in Deutschland, Frankreich und den andern Ländern aufzutreiben seyn? Die wenigen großen öffentlichen Bibliotheken, vielleicht auch noch ein oder der andere reiche Privatmann, sind im Stande an die Anschaffung dieses kostspieligen Werkes zu gehen, so daß es bey uns allenthalben zu den Seltenheiten gehören, und mithin seine Benützung den Männern von Fach entweder ganz benommen oder doch wenigstens ungemein erschwert wird. Je weniger es aber bey uns den Privaten möglich ist, an die Acquisition eines solchen theuern Werkes, wie diese Birds of Europe es sind, zu denken, um desto dringlicher ist es, daß die Staatsbibliotheken hierauf eingehen, sollen anders nicht die einheimischen Naturforscher in ihrer litterärischen Thätigkeit beschränkt, oder auf dieselbe allmählig, wenigstens in manchen Fächern, ganz verzichten müssen. Ref. muß es daher mit dem größten Danke anerkennen, daß die k. Hof- und Staats-Bibliothek dahier, gleich den andern großen europäischen Bibliotheken, in der liberalsten Weise dafür sorgt, daß auch im naturwissenschaftlichen Gebiete der litterärische Apparat, zumal wo er die Kräfte des Einzelnen übersteigt, vollständig vorhanden sey. Ohne den Besitz eines solchen Apparates könnte aber auch eine Akademie der Wissenschaften ihre Bestimmung gar nicht erfüllen.

Um nun auch von dem wissenschaftlichen Werthe unserer Birds of Europe zu sprechen, so ist derselbe allerdings von einer solchen Bedeutung, daß sich dieses Werk dem Zoologen unentbehrlich macht. Obschon wir nämlich von mehreren europäischen Ländern ausgezeichnete Specialdarstellungen der in ihnen einheimischen Vögel haben, so fehlen doch solche von andern Ländern Europa's ganz und gar, und noch weniger war ein Kupferwerk vorhanden, welches die gesammte Ornithologie unsers Welttheils in einer einzigen Sammlung vereinigte. Dieß durch seine Birds of Europe und zwar in so ausgezeichneter Weise gethan zu haben, ist das wesentliche Verdienst von Gould. Erhalten wir nun auch gleich alle dieselben Arten nochmals abgebildet, welche z. B. Naumann in seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands bereits recht gut dargestellt hat, so kommt doch eine große Menge außerdeutscher hinzu, welche bey demselben nicht zu suchen, überhaupt noch gar nicht abgebildet, und selbst in den großen Sammlungen nicht leicht vollständig aufzufinden sind. Zu dieser Reichhaltigkeit ist der Verfasser dadurch gelangt, daß er sich bey seinen Zeichnungen nicht bloß auf die englischen Sammlungen beschränkt, sondern ebenfalls die meisten größern des Kontinents, wie z. B. in Leyden, Paris, Frankfurt, München, Wien und Berlin benützte. Hierdurch hat er auch eine Menge wichtiger Aufschlüsse über die geographische Verbreitung der europäischen Vögel erlangt, welche den Hauptwerth des Textes ausmachen, der außerdem nur mit einer zwar sehr gut gehaltenen, aber kurzen Beschreibung der äußerlichen Merkmale sich befaßt. Diese Kürze des Textes, welche der in der Ornithologie tüchtig bewanderte Verf. allerdings hätte vermeiden können, wenn er das leer gelassene Papier hätte ausfüllen wollen, ist indeß in so fern von keinem wesentlichen Nachtheil, als Temminck's Manuel d'Ornithologie und noch vielmehr Gloger's Naturgeschichte der Vögel Europa's, auf deren Fortsetzung man freylich seit drey Jahren vergeblich wartet, dazu dienen können, sich ausführlicher, namentlich auch in Bezug auf die Synonymik, zu orientiren. Goulds Birds of Europe wird für alle folgenden Zeiten eines der großen Hauptwerke in der Zoologie bleiben.

Der Verf. schätzt die Zahl aller Vögel, welche

als europäische zu betrachten wären, auf 462 Arten, von denen er 449 auf eben so viel Tafeln abgebildet hat. Nach den 5 Ordnungen, welche er nach Vigors annimmt, vertheilen sie sich folgendermassen:

Raptatores . . .	50	Arten.
Insessores . . .	192	„
Rasores	27	„
Grallatores . . .	76	„
Natatores . . .	104	„

Die fehlenden Arten und die, welche vielleicht späterhin noch als neu sich ergeben, sollen in Supplementen nachgetragen werden.

2. Indem der Verf. mit diesem Werk über die europäischen Vögel zu Ende gekommen ist, legt er uns bereits das erste Heft eines neuen, die Vögel Australiens darstellend, vor, was uns etwas überrascht. Er hat nämlich kurz vor der Ausgabe dieses ersten Heftes eine Synopsis of the Birds of Australia begonnen (vom Ref. Bd. IV. S. 859 angezeigt), welche in einem viel kleineren Formate von den Arten gewöhnlich bloß die Köpfe abbildet, und hat damals allerdings bereits das Erscheinen eines größern Werkes über die australischen Vögel versprochen, indeß in der Ankündigung gesagt, daß er zur tüchtigen Ausführung dieses Vorhabens selbst Neuholland bereisen werde. Ob nun der Verf. seinen Plan aufgegeben, oder hiemit nur den ersten für die Subscribenten bindenden Anfang gemacht haben wolle, dessen weitere Fortführung nach der Rückkehr vor sich gehen würde, weiß Ref. nicht zu sagen, da das erste Heft dieser Birds of Australia ohne alle Vorbemerkung erschienen ist. Tafeln und Text, von jedem 10 Blätter, sind in demselben Formate und von derselben prachtvollen Ausstattung, die wir schon an den Birds of Europe gerühmt haben; der Preis ist indeß, weil weniger Tafeln gegeben sind, billiger gestellt, indem er nur 1 L. 15 Sch. beträgt. Der Text ist hier schon vollständiger, indem die Synonymik gehörig berücksichtigt wird. Diese Birds of Australia erlangen natürlich für den Zoologen, da sie ungleich seltenere, im Laufe jedes Jahres durch neue Entdeckungen sich mehrende Gegenstände enthalten, einen noch größern Werth als die Birds of Europe.

3. Das dritte der angezeigten Werke, die Icones avium, soll als ein Supplement zu den früheren Arbeiten des Verf. dienen, und ist von derselben Einrichtung, wie die beyden vorhergehenden. Folgende 10, sämmtlich ausländische Arten sind darin beschrieben und abgebildet: Eurylaimus Dalhousiae, Todus multicolor, Janthocincla phoenicea, Calliope pectoralis, Microura squamata, Paradoxornis flavirostris, Pteroglossus Gouldii, Numida vulturina, Ortyx plumifera, Cursorius rufus. Fast alle diese Arten sind neu; nur Eurylaimus Dalhousiae allein ist schon von Royle in seinem bekannten Prachtwerke abgebildet. Es genügt zu ihrem Lobe, von diesen Abbildungen sagen zu können, daß sie an Schönheit den anderwärts von Gould gelieferten nicht nachstehen.

A. Wagner.

Erster jährlicher Bericht des Staats-Geologen (von Pennsylvanien). Gelesen im Senate den 22. December 1836. Harrisburg, 1837. 24 Seit. in 8.

Ein im Staate Pennsylvanien ansässiger Freund hat uns diesen Jahresbericht zukommen lassen, von dem uns allerdings das Original erwünschter gewesen wäre, da die Uebersetzung des deutschen Ausdruckes nicht mächtig ist.

Wie aus diesem Jahresberichte hervorgeht, hat der Senat von Pennsylvanien unterm 20. März 1836 den Beschluß gefaßt, eine gründliche geognostische und mineralogische Untersuchung des Staates vornehmen zu lassen, und dem Professor Rogers unter dem Titel eines Staats-Geologen die Leitung derselben übertragen. Mit den nöthigen Geldmitteln versehen, wählte sich derselbe nach eigenem Ermessen zwey Gehülfen für die geognostische Untersuchung, wozu später noch ein dritter zum Behuf der chemischen Analysen genommen werden sollte. Von Ende May bis Anfang November gedachten Jahres wurde nun die Untersuchung geführt, und vorliegender Bericht, welchen Rogers durch den Staats-Sekretär dem Senate abstattet, giebt Rechenschaft von den Leistungen des ersten Jahres.

Mit Recht bemerkt er gleich im Eingange, um unbegründeten Erwartungen zu begegnen, daß nach Verlauf einer Sommer-Campagne noch nicht die Rede von definitiven Resultaten seyn könne; diese seyen zur Zeit

nur vorläufige und beschränkte. Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß das Personale zu wenig sey, um binnen fünf Jahren die Aufgabe zu vollenden; er bäte deßhalb, wofern sie nicht auf die doppelte Zeit hinaus verlängert werden sollte, um Bewilligung eines Zuschußes, damit er noch zwey Gehülfen anstellen könne, mit welchen er alsdann die ganze Untersuchung in der genannten Zeitfrist zu beendigen hoffe. Da der Staats-Sekretär in seinem Vortrage berichtet, daß der Gouverneur mit der Vermehrung der Gehülfen einverstanden sey, so wird wohl diesem Gesuch, das, wie jeder Sachkundige zugestehen wird, den Termin keineswegs zu weit hinausschiebt, von Seite des Senates willfahrt worden seyn. Im Sommer soll alsdann die Untersuchung im Freyen, im Winter die Aufstellung der Sammlungen, die chemischen Analysen, die schriftlichen Bearbeitungen, die Zeichnungen der Charten vorgenommen werden. Nur bey solcher fortwährender unausgesetzter, von einer obersten Leitung ausgehender Thätigkeit ist es möglich, daß die schwere Aufgabe mit Ehren gelöst werde. Hätte übrigens der pennsylvanische Geognost seine Untersuchung, vornähmlich, statt im Flötzgebirge, in einem complicirten Ur- und Trappgebirge zu führen, so würde sein Termin sicherlich nicht ausreichen.

Unter Rogers Mittheilungen ist folgende für uns hauptsächlich von Belang. Er unterscheidet nämlich zwischen Alleghenny- und appalachischem Gebirge, während die Geographen gewöhnlich beyde Worte für gleichbedeutend nehmen und insbesondere unter dem Namen der Appalachen das ganze Gebirgssystem verstehen, welches die Vereinigten Staaten von Alabama bis nach den Quellen des Connecticut durchzieht. Rogers beschränkt aber diese letztere Benennung, indem er die in Pennsylvanien so benannte Alleghenny-Kette mit ihren westlichen Hügelreihen trennt von den Bergen östlich von ihrem Fuße nach dem großen Cumberland-Thale, welchem letzteren er allein den Namen der appalachischen Kette läßt; geognostische Beschaffenheit, wie äußerliche Gestalt unterscheiden diese beyden Gebirge. Als südliche Fortsetzungen des Alleghenny-Gebirges bezeichnet er die Greenbrier- und Great Flat Topberge von Virginien, und das Cumberland-Gebirge in Tennessee. Das in den Charten von Virginien als Alleghenny aufgeführte Gebirge ist dagegen, seiner Lage und geognostischen Beschaffenheit nach, in den Centralbreiten dieses Staates als Glied der appalachischen Kette zu betrachten. Weiter südlich in dem nämlichen Staate und in Nordkarolina ist das dort unschicklicher Weise so genannte Alleghenny-Gebirge die Hauptachse einer noch östlicheren Kette, welche von Georgien nach den Hochländern fortzieht und den allgemeinen Namen der blauen Berge erhalten sollte.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

Wir haben bereits vorigen Jahres in unsern Blättern den ersten Jahrgang dieses Almanachs angezeigt, und freuen uns, daß wir es auch mit diesem neuen Bande thun können. Die Einrichtung ist dieselbe geblieben; nur der elegante Einband, mit welchem der vorige vom Verleger versehen war, ist dießmal weggefallen. Die Aufsätze reihen sich in folgender Ordnung aneinander.

1) Flüchtige Blicke auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde (S. 1 — 172). Dieser, mit kleiner Notenschrift gedruckte, daher sehr weitläufige Aufsatz ist unstreitig der lehrreichste in diesem Almanach; auch abgesehen von den übrigen, nicht unwichtigen Mittheilungen, müßte er allein den Absatz und Fortbestand dieses Unternehmens sichern. Bey den überraschend schnellen Fortschritten, welche durch die zahlreichen Reisen die Erdkunde macht, bey dem regen Weltverkehr, an dem nicht bloß mehr die Seestaaten, sondern selbst Binnenstädte Antheil nehmen — so z. B. rüstet ein Genfer Handelshaus ein Schiff zu einer Weltreise aus und sucht einen Gelehrten der Republik zum Begleiter, — unter solchen Verhältnissen ist es ein wahres Zeitbedürfniß, wenn ein Mann vom Fache, wie Berghaus, einen jährlichen Ueberblick über die neuesten geographischen Entdeckungen liefert, damit Jeder sich schnell und sicher über den Stand der Dinge orientiren kann. Auch sind die Blicke, welche der Verf. über sie wirft, keineswegs so flüchtig, wie er sie auf dem Titel benennt; sie verweilen bey allen hauptsächlichen Reisen und schließen uns in der Kürze ihre Hauptergebnisse auf. Daß hiebey ein außerordentlich zahlreicher litterärischer Apparat benützt werden mußte, wie ihn nur eine große Bibliothek gewähren kann, versteht sich von selbst. Mit Recht tadelt der Verf. die große Breite der neuern französischen Reisen, und den unnützen Luxus ihrer Ausstattung, wodurch ihre Verbreitung so ungemein gehindert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bey St. Gallen. Frauenfeld 1838 X. u. 303 S. in 8.

Billig machen wir mit der schönsten Aehre dieses Spicilegiums, die die ganze zweyte Hälfte des Buches einnimmt, und gewiß manchem zu Danke gleich mit auf dem Titel genannt worden wäre, den Anfang. Es ist dieß die Legende von Gregorius auf dem Stein, von Hartmann von der Aue, dem Dichter des Iwein und des Armen Heinrich, um das Jahr 1200 in 3752 deutschen Reimen erzählt. Dieses Werk Hartmanns, bisher nur aus einer Straßburger und einer Wiener Handschrift, so wie aus einem Bruchstück Vesenmayers bekannt und abschriftlich benutzt, ist von Hrn. Greith nun auch in einer Handschrift der vaticanischen Bibliothek zu Rom, nemlich in Nr. 1354 der von der Königin Christina von Schweden herrührenden Sammlung gefunden und lediglich nach dieser, als der ältesten und besten Recension, hier abgedruckt worden.

Der Inhalt dieser Legende macht sie wohl zu einer der interessantesten ihrer Art. Den Grundgedanken derselben bildet, wie der Herausgeber mit Rückblicken auf die griechische und hebräische Lösung einer ähnlichen ethischen Frage bemerkt, jene uralte Vorstellung einer Blutschande, die als geheimer, vorerst noch unerkannter Fehl im blinden Fortschreiten ein Geschlecht von Schuldigen und Unschuldigen in das Verderben reißt, wobey jeder Schritt, den verborgenen Greuel zu verdecken, denselben, nur furchtbarer noch vergrößernd, endlich ans Tageslicht bringt, während am Schluße der Verwicklungen der schuldlos Gefallene durch freywillige Selbsthinopferung das moralische Gesetz versöhnt. Doch, wir wollen kürzlich den Gang der Erzählung angeben.

Im Lande zu Aquitania hauset nach dem Tode der fürstlichen Eltern ein junges Zwillingspaar, Bruder und Schwester. Der Böse, der immer schürt, ist Schuld, daß die geschwisterliche Vertraulichkeit ihre Grenzen überschreitet. Das Knäblein, das sie, nachdem der Bruder als reuiger Pilger das Land verlassen, heimlich gebiert, wird mit zwanzig Marken Goldes und einer Tafel von Elfenbein, worauf unter anderm geschrieben steht, daß es noch ungetauft, von hoher Geburt, und zweyer Geschwister Kind sey, in einem Gefäße wohl verwahrt, auf eine Barke gelegt und der hohen See überlassen. Nach zwey Nächten wird es von den Fischern des Abtes Gregorius, dessen Kloster am Ufer liegt, gefunden. Der Abt tauft es nach seinem Namen und giebt es einem der Fischer zur Pflege. Der sechsjährige Gregorius wird sodann ins Kloster gezogen, um zum künftigen Bewohner desselben gebildet zu werden. Durch Zufall hört er eines Tages, da er im Spiele ein Kind der Fischerin geschlagen, der Mutter im Zorne die Worte entfahren, wie er ja doch nur ein auf der See gefundenes Kind sey. Nun ist es um seine Ruhe geschehen. Ahnungen über seine Herkunft verleiden ihm Bücher und Kutte, ihm liegen nur Roß und Schwert im Sinn. Der Abt, der ihn nicht mehr zu wenden vermag, ergibt sich endlich, macht ihn (er konnte es) zum Ritter, händigt ihm mit den wohl verzinsten mütterlichen Marken Goldes auch die geheimnißvolle Tafel ein und geleitet ihn mit Thränen an das Schiff, das ihn forttragen soll, wohin es Gottes und des Windes Wille seyn mag. Es trägt ihn

vor die Stadt, in welcher seine Mutter, nach dem Tode ihres Bruders, des reuigen Pilgers, des Landes einzige Herrin seit langem von einem Nachbar, den sie nicht zum Gemahl nehmen will, feindlich eingeschlossen ist. Im Münster, da sie Messe hört, findet der ritterliche Gast Gelegenheit, die Herrin zu sehen, ihr seinen Dienst zu geloben. Er fordert den belagernden Herzog zum Einzelkampfe, lockt ihn von dessen Zelte bis vor das Thor, weiß sich nach hartem Streit des feindlichen Rosses sammt dem Reiter zu bemächtigen und führt ihn unter kräftigem Ausfall der Bürger als Gefangenen in die Stadt. Das Land ist befreit; die Gebieterin soll sich vermählen; sie wählt den Retter. Gregorius wird seiner Mutter Mann.

In seinem innersten Gemach hält er die verhängnißvolle Tafel verwahrt und täglich schließt er sich zu ihr ein unter heißen Thränen und Gebeten. Wie heimlich er es thue, der Zofen eine gewahrt und entdeckt es der Gebieterin. Während er eines Tages ausgeritten ist zu birsen, läßt diese sich hinführen, wo sie in einer Mauerversenkung die Tafel erkennt. — In den Wald kommt ein Bote: „Herr, wollt Ihr unsre Frau noch lebend finden, so säumet nicht!“ Er eilt, und der Unglücklichen letzte Hoffnung, daß die Tafel etwa nur zufällig in seine Hand gerathen, wird vernichtet. Maßlos ist ihr beyder Schmerz. Er aber ermannt sich; nachdem er die Fürstin, was sie zu thun habe, angewiesen, wirft er von sich das reiche Gewand und geht der Wüste zu, um, von jedem Menschenangesichte fern, seine Schuld zu beweinen und zu büßen. Den dritten Tag, seit er weder Speise noch Trank gekostet, kommt er zu eines Fischers Hütte an einem See. Der harte Mann empfängt mit mißtrauischem Hohne den weichhändigen Bettler und thut, auf daß er seiner los werde, gerne um was er ihn bittet. Er bringt ihn auf einen Fels im See, schließt ihn daran fest mit eisernen Beinfesseln und wirft den Schlüssel in den See. Wenn ich den wieder finde, sagt er, will ich dich für sündelos halten, für einen heiligen Mann. Auf dem Stein sitzt und büßt Gregorius siebzehn Jahre; Wasser, das er sich in einer Höhlung sammelt, ist seine einzige Nahrung.

Da stirbt zu Rom der Pabst. Die Römer

können nicht einig werden, wer nach ihm den Stuhl besteigen soll. Sie überlassen Gott die Wahl. Da sagt der Altherren zweyen eine nächtliche Stimme, dem der Stuhl gehöre, der sitze in Aquitania auf einem wilden Steine. Sie werden ausgesendet, ihn zu suchen. Eines Abends kommen sie zu jenes Fischers Hütte. Wie er ihnen zum Mahle einen Fisch bereitet, findet er in ihm den Schlüssel. Erschrocken und reuig erzählt er, was sich mit demselben zugetragen, seinen Gästen. Gottes Finger erkennend lassen sie sich zum Steine bringen und am Leben finden sie den Büßer, den der Fischer längst verschmachtet geglaubt.

Nie saß zu Rom ein Pabst, der kräftiger war, die Seelen zu heilen von Sünden, als nun Gregorius. Dahin zieht auch, die ihm Mutter, Base und Weib gewesen, auf daß sie entlastet werde von der namenlosen Missethat. Nachdem sie, nicht ahnend, vor wem, ihre Beicht gesprochen, vernimmt sie die Worte: Viel liebe Mutter, seht mich an, ich bin Euer Sohn und Euer Mann!

Sie schließen in dauernder Buße und Heiligkeit ihres Lebens Rest und auch dem reuevoll gestorbenen Bruder und Vater wird Gnade erwirkt bey Gott im Himmel.

Dieß die Legende, deren Ausführung reich ist an anziehenden, sinnigen Einzelheiten, wie sie von einem Hartman, obschon vielleicht diese Dichtung seine erste gewesen, zu erwarten stand.

Kein Wunder, daß der Sammler des großen deutschen, im Laufe des XV. Jahrhunderts unter dem Titel Leben der Heiligen, oft abgeschriebenen und oft gedruckten Legendenwerkes auch diese Perle nicht übersehen, und sie dem Wintertheile zwischen Conrad Bischof und Saturninus Martyrer, deren erster auf den 26., der andere auf den 29. November fällt, eingereiht hat. Denn daß die Erzählung, wie sie in dieser Sammlung zu lesen, ganz und gar Hartmanns Dichtung, nur in Prosa aufgelöst sey, wird wohl niemand verkennen. So treulich folgt sie ihrem Original, daß fast durchgängig nicht bloß dieselben Hauptsätze und Wendungen, sondern oft auch dieselben Ausdrücke beybehalten sind, ja sogar die Reime hie und da noch durchschlagen; so z. B. sagt ganz mit den Worten

des Verses 1006 der Lehrer vom Knaben Gregorius: **er ist der jar ein Kind und der witz ein man**, und mit denen der Verse 3705 — 6 der Pabst: **vil liebe muter secht mich an, ich bin euer sun und euer man.**

Ueber die Quellen, die Hartmann selbst benutzt habe, weiß der Herausgeber zwar keine bestimmtern Aufschlüsse zu bringen, als daß sich unter veränderten Orts- und Personnamen dieselbe Geschichte in einem handschriftlichen Legendarium (Cod. membr. Urbin. Nr. 456.) der Vaticana, nämlich als Vita S. Albini, finde. Allein das genügt, um, worüber ohnehin kein Zweifel seyn kann, zu beweisen, daß dieser Stoff, der in einzelnen Momenten sogar von nordischen Sagen aufgefaßt worden, am wenigsten ohne lateinische Einkleidung geblieben seyn wird.

Der dise rede berihte,
in tûsche hat getihte,
Daz was von Ouwe Hartman,

sagt unser Dichter zum Eingang seiner Erzählung. Daraus ist nicht zu entnehmen, aus welcher andern Sprache er sie übertragen haben mag. Um so willkommener ist eine Notiz, die in den vorjährigen Brockhausischen Blättern für litterarische Unterhaltung S. 1431 bey Anzeige dieses Spicilegiums Hr. Prof. H. Leo über eine Membrane giebt, die er als Ueberzug eines Buches der Berliner Bibliothek mit einem Fragment in lateinischen Versen beschrieben gefunden hat, welche so auffallend den deutschen 737 — 773 unsers Gedichtes entsprechen, daß nothwendig diese aus jenen, oder jene aus diesen übersetzt seyn müssen.

Hr. Leo, der die Schriftzüge seines Fragments *) ins XII. oder XIII. Jahrhundert setzt, ist geneigt, das erstere anzunehmen, und dem Dienstmanne zu der Aue kein anderes Verdienst zuzugestehen, als das, sein Original so gut als ganz wörtlich ins Deutsche übertragen zu haben. Ref. dagegen möchte sich lieber an das Gegentheil halten, um so mehr, als das Alter der Schrift keine Einwendung begründet, und dieß nicht das einzige Beyspiel wäre, daß es alten deutschen Dichtern begegnet ist, ins Latein übersetzt zu werden.

(Schluß folgt.)

*) Es fängt an:
Sic loca venustissima
caede vastavit maxima.
Urbs nulla fuerat
quam non bellans vastaverat.
Una tantum remanserat
quae principalis fuerat etc. und endigt (cellulam, quam)
Abbas rexit Gregorius
qui binis piscatoribus
praeceperat attentius
ut praepararent se diluculo.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

(Schluß.)

2) Ueber die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die vulkanischen Ausbrüche. (S. 1 — 135). Fortsetzung und Schluß eines im vorigen Jahre bereits begonnenen und sehr ausführlichen Aufsatzes, der in dieser letzten Hälfte auch eine ziemlich weitläufige Darstellung der Ansichten der neuesten vulkanischen Schule enthält. Wir können mit dem Verf. darüber nicht rechten, weil er auf einen andern Standpunct sich gestellt hat als wir, indem er den durch die Chemie erkannten Naturgesetzen nicht immer das Recht einräumt, das wir ihnen schenken, vielmehr den Hypothesen einiges Uebergewicht zugesteht. So meynt er z. B. bey Erwähnung von Buchs bekannter Hypothese über die Bildung des Dolomits: „Gewiß würde Berzelius nicht den in den Laboratorien bisher gemachten Erfahrungen von der Feuerbeständigkeit der Talkerde allein folgend, diese Ansicht als tadelnswerth dargestellt haben, hätte er dabey die von der Wirksamkeit der Vulkane bekannten Thatsachen zu Rathe gezogen." Letztere sind indeß allein hypothetische; erstere die unzweifelhaft gesicherten.

3) Ostsibirische Reisebilder. Fahrt im Lena-Thale nach Jakuzk, von Adolph Erman (S. 136 — 276). Ein unterhaltender Auszug aus dem nächstens erscheinenden zweyten Bande von Erman's historischem Berichte seiner Reise um die Erde.

4) Entdeckung von Antiochien in Pisidien, wo den Heiden zuerst das Evangelium gepredigt wurde, von Arundell (S. 277—309). Eine sehr interessante Mittheilung aus des genannten englischen Reisenden Discoveries in Asia minor.

5) Ansichten der karolinischen Inseln, von K. H. Mertens (S. 310 — 336). Aus den nachgelassenen Papieren des frühzeitig verstorbenen Weltumseglers wird hier dieser Aufsatz mitgetheilt.

Die beygegebenen Kupfer sind recht gut gearbeitet. Zuerst kommen Abbildungen von Drake, Scoresby, Hearne und Belzoni, dann folgen Landschaften und Karten, welche erstere Ansichten von Port Natal, dem Missionsposten Bunting und von Antiochien geben; letztere stellen Oman, die Südwestküste Neuguinea's und den Plan von Antiochien dar.

Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie für Apotheker, Gerichtsärzte, Medicin-Studierende, Droguisten und alle Diejenigen, welche sich dem Studium der Pharmacie widmen wollen. Von Dr. Theod. W. Chr. Martius. Stuttg. 1838. 176 S. mit 3 kolor. Tafeln. 8.

Die pharmaceutische Zoologie ist eine Doctrin, welche erst in neuern Zeiten aus der Pharmacie und Zoologie zu einem eigenthümlichen Ganzen sich ausgeschieden hat, während der pharmaceutisch-medicinischen Botanik schon lange vorher ihre Emancipation gelungen ist. An Brandt und Ratzeburg's medicinischer Zoologie hat jene denn auch bereits eine Grundlage sich erworben, welche allen Anfängen zu wünschen wäre. Mit diesem Werke will nun die vorliegende pharmaceutische Zoologie nicht in Concurrenz treten; beyde gehen von einem verschiedenen Gesichtspuncte aus. Während die Arbeit von Brandt und Ratzeburg hauptsächlich dem wissenschaftlich gebildeten Mediziner und Zoologen bestimmt ist, so das Lehrbuch von Martius vornehmlich dem Pharmaceuten. Bey jenen beyden Gelehrten tritt die officinelle Verwendung, wenn schon gehörig berücksichtigt, in den Hintergrund gegen die detaillirte Beschreibung des äußern und innern Baues der officinellen Thiere, so wie ihrer ganzen Lebensgeschichte; den vollen Werth dieser eminenten Arbeit können nur solche Naturforscher, welche mit der vergleichenden Anatomie hinreichend vertraut sind, vollständig würdigen. Ein anderes Ziel verfolgt unser Verf., wie dieß schon gleich der Titel andeutet. Ihm ist die Beschreibung der Thiere die Neben-, ihre officinelle Verwendung die Hauptsache.

Daß in dieser Beziehung der Verf., der durch seine Leistungen in der Pharmacie bereits einen ehrenvollen Ruf sich begründet hat, Vorzügliches leisten werde, ließ sich schon im Voraus erwarten. Im Besitze einer eigenen großen Sammlung, bey ausgedehnten Verbindungen und wiederholten Reisen an die deutschen Stapelplätze der im Welthandel vorkommenden Droguen, brauchte er sich zur Schilderung der officinellen Thierstoffe nicht auf das Compiliren zu beschränken, sondern konnte nach eigenen reichhaltigen Erfahrungen die Beschreibung derselben entwerfen. Daher findet man bey allen Hauptartikeln, die in diesem Lehrbuche verhandelt werden, eine auf selbstständige Ansicht begründete kritische Sichtung der gewöhnlichen Angaben, theils althergebrachte Irrthümer über die thierischen Arzneystoffe zurückweisend, theils neue Erfahrungen einführend. Als Belege hiefür dienen hauptsächlich die Artikel über Bibergeil, Moschusbeutel, zu deren richtiger Unterscheidung der Sorten und zur Sicherstellung gegen Betrug drey schöne lithographirte Tafeln beygegeben sind, ferner die Auseinandersetzung der Hausenblasen- und Galläpfel-Sorten, der Blutegel-Zucht u. s. w. Da zugleich auch die neuesten und besten Analysen der officinellen Thierstoffe beygefügt sind, so hat der Verf. hierdurch ein höchst brauchbares Lehrbuch geliefert, dem die allgemeine Anerkennung nicht entgehen kann.

In der Anordnung ist der Verf. dem zoologischen Systeme gefolgt, indem er mit den obersten Thieren beginnt. Voraus geht eine Uebersicht der Klassen, von denen er 14 aufführt, unter welchen also die wirbellosen Thiere mit 10 betheiligt sind. Bey dieser großen Anzahl der Letztern muß es kommen, daß die Hälfte derselben gar kein officinelles Thier aufzuweisen hat. Da in einer pharmaceutischen Zoologie aber mit Recht die Zoologie überhaupt die geringere Berücksichtigung erfordert, manche Zoologen auch gegen die Vervielfältigung der Klassen sich erklärt haben, so würde es zweckmäßiger gewesen seyn, wenn Verf. die Eintheilung in 5 Klassen (Mollusken, Insekten, Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere) angenommen hätte, wodurch ihm der Vortheil geworden wäre, aus jeder derselben Thiere aufführen zu können. Bey Vipera Berus hätte auch noch Vipera Redi erwähnt werden sollen, da diese es ist, welche im westlichen und südlichen Europa hauptsächlich benützt wird. Daß die Korallenflechte eigentlich zum Pflanzenreiche gehört, hat der Verf. selbst bemerkt; auch die Spongien, welche er zweifelhaft und daher nur anhangsweise aufführt, und deren vegetabilischer Charakter sich immer mehr bestätigt, wird er bey der nächsten Ausgabe doch mit besserem Rechte der Botanik zuweisen.

Andr. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters ꝛc.

(Schluß.)

Ref. erinnert nur an den Anfang einer Uebersetzung von Wolframs von Eschenbach heiligem Wilhelm:

Alme Deus munde, sine naevo, trinus et une,
Cuncta creata tua sunt, tu Deus omni-creator etc.

welche in Lachmanns Ausgabe Wolframs S. XLIII. aus einer Münchner Handschrift abgedruckt ist.

Den Text hat Hr. Greith, da er nun einmal nicht in dem Falle war auch die andern Handschriften benutzen zu können, treu so, wie er ihn in der seinigen fand, wiedergegeben. Nur hie und da hat er sich Veränderungen erlaubt. Auch von dem Vorhaben, ein Wörterbuch beyzufügen ist er nach der Hand wieder zurückgekommen, indem Benecke's ausgezeichnetes zum Iwein auch für Gregor vollkommen hinreiche. Dafür hat er die schwierigern Stellen in den Noten theilweise zu erklären gesucht, ein Verfahren, wodurch sich mancher Leser sehr gerne das lästige Nachschlagen erspart sehen wird. Im Ganzen ist der Sinn hinreichend getroffen, und wenn es hie und da minder der Fall seyn sollte, so wird dem Herausgeber seine Entfernung von den nöthigen Hülfsmitteln bey jedem Billigen zur Entschuldigung dienen.

Willkommen war dem Ref. gleich im Verse 203 das Adverb **gelîme** als bisher vergebens gesuchter älterer Beleg zum bayerischen **gleim** (b. Wörterbuch II. 93.), mit welchem ohne Zweifel auch das Particip **gelîmet** 2717. 3194 zusammen zu halten ist.

So kommen noch andere, sonst seltne Ausdrücke vor, die nicht erklärt sind, z. B. 2459 **sâmer** (**gesellesch**aft, **diu sâmer belibe**, die besser unterbliebe), 1716 **el-lich**, alienus, fremde. Unter den Stellen, die in Bezug auf ihre Erklärung oder sonst aufgefallen sind, hebt Ref., seine abweichende Meynung beyfügend, die folgenden aus.

142. **hengen** wohl zugeben, gestatten, wie 165. 180.

250. ist für **versuchte** der Handschrift gesetzt **verschvote**, ein unerhörtes Wort. Zu Sinn und Reim würde ohne Zweifel besser stimmen **verhuote**.

671. **daz schein daran** das zeigte sich daran.

771. **Der** bezieht sich ohne allen Zweifel auf den eben vorher genannten Abt.

792. für **verdoz** wohl zu lesen **verdroz**.

793. **diu stat** opportunitas.

803. **ie sa churn si den tac** alsbald sahen sie den Tag d. h. wurde es Tag.

838 — 840. Sie hätten es auch wohl gethan d. h. hätten den Abt belogen, wenn ihm die Sache nicht durch Gottes Güte, nämlich das Weinen des Kindes, kund geworden wäre.

846. 3643. **der gewâre** der fromme, Gott getreue.

851. 1435. **crede mich** Betheurungsformel des Abts, wohl nichts anders als lateinisch crede mihi.

1132. **bliwen**, 1146 **harnschar** mislich erklärt.

1305 statt **în ehte** ohne Zweifel zu lesen **mehte**.

1380. Zu den Worten des jungen Gregorius: **(ie) stuont ze riterschaft min muot, ichn wart nie mit gedanche ein baier noch ein**

franche erklärt der Herausgeber durch die Bemerkung, daß die Bayern und Franken meist als Fußvolk in den Heeren der deutschen Kaiser gedient.

1391 ireverte?

1435 wundern statt wenden?

1573 fiunfzech unde hündert sind hundert und fünfzig. Die 17 Mark gaben also jedes Jahr 10 Mark Gewinns.

1611 tu statt ru? schin tun zeigen.

1746. 1763 getâte statt geräte? 2994 getaten statt geraten.

1947 zoumen den feindlichen Reiter, sich seines Zaumes bemächtigen.

2380. 2630 ungeborn unedel von Geburt.

2473. bewegen sich eines Dinges, es aufgeben.

2620 swer statt iwer?

2719 dine fuoz solden breit sin.

2840 aschman muß wohl den geringsten aller Diener einer Hofhaltung (etwa einen Cenerentolo) bedeuten.

2907 rîfen statt rieffe.

2956 wer in wäre gesat statt gervt?

3031 stich one huofflach, ein nicht von Saumthieren betretener ungeberter Steig.

3088 gellen entgällen?

3218. 3220 erwalchen statt erwaschen?

Die Schlußverse des Dichters:

Bi disen guoten maeren
von disen sundaeren,
wie si nach ir grozen schulde
erwurben gotes hulde,
da ensol niemer an
dehein sundiger man
genemen boesez bilde;
si er got wilde,
daz er iht gedenche also:
Nu wis du vrevel unde vro,
wie soldest du verwazzen wesen?
sit daz disiu sint genesen
nâch ir grozen meintât,
so wirt din als guot rât.

deutet der Herausgeber: An dieser Mähre ... soll kein sündiger Mann böses Beyspiel nehmen; hat er aber Gott beleidiget, so sey er unverzagt

und froh und lerne aus dieser Geschichte, daß auch er dem Fluch noch nicht verfallen sey, sondern durch wahre Reue Gnade bey dem Herrn finde. Ref. glaubt, daß der Dichter im Gegentheil einschärfen wolle, es solle ein seinem Gott entfremdeter Mensch auf diese Geschichte hin mit nichten denken: ey laß es gut seyn; sind diese nach solchen Uebelthaten genesen, so kann es auch dir nicht fehlen.

Seinem Texte getreu läßt der Herausgeber das v mit übergeschriebenem o bald für u, bald für ü, bald für ou, bald für uo gelten. So wechseln ohne Regel e und ae, i und ie u. î, ei und aei u. s. f. Druckfehler sind wohl z. B. 235 si st. sich, 266 zwiv st. zwir, 509 gemaeine st. genaeme, 1466 got st. guot, 554 inerste st. meiste, 3418 ierwitze st. itewitze, 3545 heilchen st. heilcheit. Vrgl. noch 1613. 1749. 3437. 1543. 2868. 2499. 2215. 2237. 3729. 3738.

Man sieht, es sind der kleinen, bey Arbeiten dieser Art sozusagen unvermeidlichen Gebrechen so wenige, daß Hrn. Greith das Lob einer ganz brauchbaren, dankenswerthen Ausgabe nicht entstehen kann.

Mit Recht ist der Einleitung zu dieser Dichtung Hartmanns auch das Wenige eingeflochten, was man bisher über dessen Heimath, Geschlecht und Leben zu erkunden im Stande gewesen. Der Herausgeber hat dabey eine Abhandlung zu Grunde gelegt, die ihm Hr. Baron Joseph v. Laßberg (welchem Freunde unsrer alten schönen Literatur wäre Meister Sepp von Eppishusen nicht bekannt?) aus dem reichen Schatze seiner Forschungen über das Leben der mitteldeutschen Minne- und Meistersänger mitzutheilen die Güte gehabt.

Dazu hat überdieß schöne Frauenhand, nach dem Weingartner Codex, das Bild des ritterlichen Sängers beygesteuert, das dem Titelblatte unsers Buches gegenüber steht.

* * *

Die vordere Hälfte dieses Spicilegiums ist bibliographischen Notizen über die Handschriften der Vaticanischen Bibliothek gewidmet.

Der Verf. war im Falle gewesen, auf Gesuch des Secretärs der englischen Record-Commission, C. Purton Cooper, die St. Galler Handschriften für britische Geschichte zu bearbeiten und hatte nach

dieser Leistung eben daher im J. 1834 den Auftrag erhalten, nach Rom zu reisen, um die dortigen Sammlungen für denselben Zweck zu untersuchen. Die Schwierigkeiten, die sich, nach der Klage von Männern, wie Pertz, Graff u. a., in der Vaticana einer freyern Forschung entgegen stellen, hatte er um so weniger unüberwindlich geglaubt, je mehr das Geschick, das er in seinem Vaterlande (St. Gallen) erfahren, geeignet seyn müßte, ihm dort wenigstens das Vertrauen zu bereiten, daß es weder in seiner Neigung noch Aufgabe läge, in der Weise Potters auf zweydeutige Diarien Jagd zu machen und wahre oder auch erdichtete Skandale vergangener Zeiten herauszustöbern.

In der That erhielt er zu Rom nach und nach freye Einsicht in alle Handschriftenverzeichnisse und verfaßte in dritthalb Jahren eine Bibliotheca Vaticano-britannica, worin er alles, was sich auf der Vaticana oder den übrigen Bibliotheken zu Rom für britische Literatur und Geschichte vorfand, in Catalog-Auszügen, in Beschreibung und Vergleichung der Handschriften und endlich in Abschriften von ungedruckten Denkmalen zu bearbeiten versuchte.

Ueber dieser Hauptaufgabe aber verlor er was auch andere Literaturen, namentlich die deutsche betreffen konnte, keineswegs aus dem Auge.

Und so verdanken wir seinem Fleiße die in dieses Spicilegium niedergelegten schätzenswerthen Nachrichten sowohl

I. über die Handschriften-Cataloge der Vaticana und anderer römischen Bibliotheken überhaupt, als

II. über altdeutsche, lateinische und französische Handschriften derselben Bibliotheken, die sich auf die deutsche Literatur des Mittelalters beziehen, insbesondere.

Eine Bibliothek, besonders eine Bibliothek von Handschriften, ohne Catalog ist ein Wagen ohne Räder. Einen wesentlichen Theil ihrer Geschichte bildet immer die ihrer Catalogisirung. So finden wir denn hier eben sowohl frühere Cataloge, auf deren Einrichtung und Numerirung zu ihrer Zeit alle literarischen Nachweise lauteten, als die spätern und noch jetzt geltenden aufgezählt. Dermalen ist in der eigentlichen Vaticana das Inventarium über die lateinischen Handschriften, worunter auch die italienischen, provençalischen, französischen und deutschen gezählt werden, auf acht Bände angewachsen und läuft bis Nummer 7200, so daß noch Mehreres ungeordnet und nur in abgerissenen Blättern daliegt.

Aus diesem Inventarium hat ein Domenico Raynaldo mit mehr als italienischem Fleiße die Anfangsworte oder Initia aller einzelnen Schriftstücke in ein alphabetisches auf die Cataloge hinweisendes Verzeichniß gebracht, eine Arbeit, über deren Nutzen so wenig Zweifel seyn kann, daß man sich vielmehr wundern muß, wenn diese Idee in der übrigen gelehrten Welt nicht mit Rücksicht auf die frühere Literatur überhaupt und ohne Beschränkung auf bestimmte Bibliotheken durchgeführt worden ist.

Wie häufig ist, besonders bey ungedruckten Schriftstücken der Name des Autors unbekannt oder unangegeben, wie willkührlich kann der Titel wechseln? Da bleibt zur sichern Individualisirung und Charakteristik nichts übrig als der Anfang. Das Praktische einer solchen Bezeichnung haben nicht bloß die Hebräer und andere Orientalen (sie benennen die verschiedenen heiligen Bücher nach deren Eingangsworten), sondern auch die deutschen Nordländer (um bloß an die Heims(ins) Kringla zu erinnern) eingesehen. Auch an den Bullen der Päbste erweist es sich.

Herr Greith verspricht S. 10, dieses in der Bibliotheca Vallicellana des Oratoriums di S. Filippo Neri liegende Verzeichniß, so weit es die anonymen Werke der Vaticana begreift (auch das über die Werke benannter Autoren würde Beyfall finden), in einem zweyten Bande dieses Spicilegiums abdrucken zu lassen, nimmt aber leider in der spätern Vorrede S. IX. dieses Versprechen zurück.

Nach der eigentlichen Vaticana werden die mit ihr vereinten Palatina, Christina oder Alexandrina (jene hat als Siegesbeute eines katholischen, diese als die eines protestantischen Helden des dreyßigjährigen Krieges aus Deutschland ihren Weg nach Rom gefunden) und Ottobuana in gleicher Weise durchmustert und die Summe aller vaticanischen Handschriften auf 22,924 angegeben. Sodann folgen das vaticanische Archiv, aus welchem Monsignor Marino Marini nicht weniger als 12000 Urkunden für die englische Recordcommission hat abschreiben

lassen, und fast ein Duzend anderer in ihrer Art reichhaltigen, zum Theil schwer zugänglichen Bibliotheken Rom's und der Umgebung.

In der Abtheilung II. giebt der Verf., bey Beschreibung einzelner Handschriften, aus Nr. 566. der Christina Bl. 50 das Bruchstück eines altdeutschen Glossars aus dem Anfang des IX. (?) Jahrhunderts, interlinear und marginal mit sehr feinen Schriftzügen geschrieben, das vermuthlich von einem erst deutsch lernenden, aus dem innern Frankreich gekommenen Mönche herrührt; wenigstens scheint er seine deutschen Wörter und Phrasen nicht sehr grammaticalisch aufgefaßt zu haben, was in gewisser Hinsicht sein Niedergeschriebenes um so interessanter macht, weil es über damalige Aussprach-Verhältnisse belehren kann. Um dieses Fragment gehörig beurtheilen zu können, müßte man es im Facsimile vor sich haben, denn nicht alles scheint, so wie es hier im Drucke gereiht ist, zu einander zu gehören.

Zu **ansco** (Handschuh) gehört ohne Zweifel als Erklärung **guanti**. Auf ächt romanische Weise giebt der Schreiber das deutsche **uu** oder **w** meist durch **gu**: **guanbe** (**wamba**) venter. **guaz guildo** (**waz wiltu**) quid vis.

sc, **sn** wird ihm zu **esc**, **isn**. **esconae chanes** bellus vasallus, **isnel chanes** velox vasallus. **chanes** wird wohl das alte **cheneht Chneht** (Knecht) seyn sollen, in welchem der Romane das gehauchte **ht** als **s** gehört haben mag, wie ihm denn das **h** am Anfang sonst überall entgeht. **Ecumes min erre us** (**ih cum uz mines herren hus**) venio de domo senioris mei etc.

Diesem Glossar reiht Hr. Gr. ein ebenfalls einem Fremden, nämlich einem Schotten zugeschriebenes weit richtigeres an, das sich in dem Duodez-Codex sec. VIII. Nr. 913. der St. Galler Bibliothek befindet. Auf den letzten sehr übel erhaltenen Blättern hat Ref. seiner Zeit Einiges anders gelesen.

Aus Nr. 338. der Christina Bl. 68 wird ein kleines Recept in angelsächsischer Sprache zum Besten gegeben. Leider hat der Setzer die angelsächsischen Zeichen für **w** und **th** mit unrichtigen lateinischen verwechselt. Es sollte wohl heißen: **This sceal man wid gedrif writan on threom leacbladan.** Bl. 180 **wid blodryne.**

Nun wird Nr. 1354 der Christina sec. XIII., worin außer der oben besprochenen Legende von Gregor auf dem Steine, auch Striker's Carl der Große enthalten ist, dann Nr. 1423 derselben Bibliothek mit Strikers moralischen Gedichten, dem Bischof Bonus ꝛc., Nr. 396. der Palatina, Nr. 4763. der Vaticana mit deutschen geistlichen Schriftstücken des XIV. Jahrhunderts vorgeführt.

Wenn sich auch noch andere Codd., von denen einige bestimmt nach Heidelberg zurückgegeben worden sind, besprochen finden, so scheint sie Hr. Gr. bloß in den Katalogen und nicht in der Wirklichkeit gesehen zu haben. Es wäre der Mühe werth gewesen, von der Nr. 54. der Palatina, in welcher „Anonymi Evangelistarum harmonia theutonice" enthalten seyn soll, Einsicht zu nehmen, ob sie wirklich die Uebersetzung des Pseudo-Tatian aus dem IX. Jahrhundert, oder irgend ein jüngeres Werk der Art sey.

Zum Schlusse wird eine Reihe von solchen lateinischen und altfranzösischen Handschriften besprochen, welche den Sagenkreis von Karl dem Großen, von Artur und seiner Tafelrunde, Weissagungen, Visionen, erotische und endlich geistliche Dichtungen enthalten. Bey Gelegenheit von Nr. 1587. der Christina, in welcher Gedichte des Joannes Scotus Erigena an Karl den Kahlen vorkommen, verspricht Hr. Gr., daß er dessen bisher unbekannten philosophischen Commentar über das erste Buch des Pseudo-Dionysius de coelesti hierarchia, welcher wichtige Aufschlüsse über die Lehre des Erigena vom heiligen Abendmahl enthalte, aus der vatikanischen Handschrift später herausgeben werde. Auf Seite 98 — 106 findet man aus Nr. 1474 der Ottobuana die Prophetia Ambrosii Merlini de Septem regibus cum expositione Joannis Cornubiensis, S. 123 — 131 aus Nr. 288 der Christina, wo sie mit musikalischen Noten des XIII. Jahrhunderts vorkommt, Petri Abailardi Planctus in extenso abgedruckt.

Man sieht, aus diesem Büschel winken schätzbare Aehren von mehr als einer Fruchtart entgegen.

Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet. vindicated; being a refutation of certain published Remarks of Colonel Vans Kennedy, President of the Bombay branch of the Roy. As. Society, by Sir Graves C. Haughton Knt. cet. London 1835.

II. Die Philosophie der Hindu. Bädänta Sära von Sadänanda, sanskrit und teutsch ꝛc.

Zweyter Artikel.

Mit dem Begriffe des Vaedānta-Systems, welchen Ref. im I. Artikel (Nr. 210 — 214 dieser Blätter 1837) gegeben hat, stimmt auch H. T. Colebrooke's Darstellung des Vaedānta in den Transactions of the Roy. As. Soc. Vol. II. Schon in der Introduction zu seinen Abhandlungen on the Philosophy of the Hindus Vol. I. p. 19. sagt er: der, dem Vjāsa zugeschriebene Vaedānta ziehe aus dem Text der Vāden eine höhere Psychologie, a refined psychology which goes to a denial of a material world. Unter der materiellen Welt hier kann er jedoch nach allem nur verstehen संसार die vorübergehende, erscheinende, äußerlich materielle Welt, welcher, als für sich bestehend genommen, Vjāsa die wahre Wirklichkeit absspreche.

Im Eingange zu seiner Analysis der Sūtren des Vjāsa (Vol. II. p. 10. der Transact.) und in der Folge führt Colebr. auf den wichtigen Unterschied des Vaedānta vom Sānkhja des Kapila, diesem alten Dualismus, der das doppelte Absolute, das Unempfindliche einer bewußtlosen Natur und die absoluten Geister setzt; da im Gegentheile dem Vaedānta, einem concreten Monotheismus, von des allwissenden höchsten Geistes Wesen und Willen selbst Entstehung, Erhaltung, und Auflösung, so wie die höhere Geistesentwicklung und alle Offenbarung ausgehen. Nach p. 26. 25. a. a. O. wird der Geist von ihm dargestellt als ein reiner denkender, Paramātman als Sheer sense, mere intellect and thought, mit dem der eingeleibte, lebendige Geist, the embodied spirit, who is in this earth, dshīvātman, innigst vereint ist. Nach p. 21. 22 erheben sich durch seinen Willen die Urelemente, geistigen Principien in seinem Wesen वस्तुनि indem sie sich aus einander entwickeln, aus ihnen alle anderen Dinge, die in derselben, aber umgewandten Ordnung von aussen nach innen zurückkehren. S. 22, 23 sind die individuellen, selbstbewußtseyenden Geister, ohne äußere Dimensionen, theilen im höchsten Wesen seine Unendlichkeit, sind अंशा: wirksame Formen, substantielle, thätige Bilder desselben (portions nicht in dem Sinne von materiellen Theilen, für die Colebr. selbst anderswo andere Ausdrücke braucht), ungeboren, ewig, in demselben höchsten Geisteswesen, das durch ihre individuelle Verleiblichung und deren Folgen nicht afizirt wird. Wenn sie nach Kapila nur leidend, wahrnehmend, bey der, allein thätigen Natur, wie die Zuschauer bey der Schauspielerin, so werden sie

nach dem Vaedãnta, vom höchsten Geiste, dem Regierer des Universums, in ihrem fortschreitenden Wollen, Wissen und Thun, ihren eigenen früheren Intentionen gemäß, nach den vorausgehenden, ihren Formen entsprechenden Anlagen geleitet, wie von derselben befruchtenden Regenwolke die verschiedenen Saamen zu den vielformigen Pflanzen ihrer Art entwickelt werden. S. 29. ff. geht in der Rückkehr des eingeleibten Geistes weder sein erlangtes hohes Wissen noch seine wirksame gute That verloren im lebendigen und höchsten Geiste, vielmehr ist er durch beyde in der Aufhebung, Verinnerlichung seiner getrennten Aeußerlichkeit im höchsten Geiste befreyt, unsterblich. Nur in Ansehung der, dem Befreyten zukommenden Eigenschaften und Zustände sind die alten Vâdântalehrer nicht ganz einstimmig S. 33.

Dieses Wenige mag hinreichen, Colebrooke's Darstellung des Vaedânta zu charakterisiren und zu beweisen, daß Col. Vans Kennedy (der gelehrte Verf. philologischer und mythologischer Schriften) ihn mißverstanden habe, und keinen gültigen Grund zu der Beschuldigung haben könne, Colebrooke halte den Vaedânta, für einen Materialismus oder materiellen Pantheismus. Er bezeichnet vielmehr deutlich, die Hauptpuncte der Geistesphilosophie des Vaedânta, wenn er sie auch im Ausdrucke nicht immer beyzubehalten und durchzuführen scheint.

In der ersten Abweisung der Beschuldigung von Vans Kennedy setzt der berühmte Sir Gr. Haughton der Behauptung desselben: die Hindu hätten kein Wort, daß unserem Begriffe von Materie entspreche, die im Manu I. 27 vorkommenden Mâtrâ entgegen, welches Wort die Substanz bedeute, aus der die Dinge gemacht werden.

Ferner bemerkt Haughton mit Recht, Colebrooke lasse von dem Vaedânta die Natur nicht von Gott unabhängig setzen, vielmehr ihr nur ein vom Schöpfer abhängiges Daseyn beylegen. Diese Gleichsetzung der Quelle der Dinge mit Gott sey kein Materialismus.

Unmittelbar nach dieser ersten schätzbaren Abweisung von Haugthon erklärte sich Ref. in der schon oben S. 661 genannten umfassenden Beleuchtung der Remarks des Col. Vans Kennedy besonders über die Puncte, auf welche dieser am meisten baute, die am leichtesten mißverstanden werden, und auch noch ein allgemeineres Interesse haben. Ref. glaubt daher, der Zeit nach hier sie nicht übergehen zu dürfen.

Denn inneren Act der Beziehung des Urdenkenden zum Bewußtlosen, die im höchsten Geiste ungeschieden sind, diesen genetischen Act, welchen der Vaedânta als den inneren Grund der äußeren Existenz anerkannt, hat man äußerlich, falsch so verstanden, daß die äußeren Dinge nicht seyn würden, wenn wir sie uns nicht vorstellten, und in diesem Sinne hat man sich auf W. Jones berufen (Transact, R. A. S. III. 414), nach welchem, dem Vaedânta gemäß, alle Körper und ihre Eigenschaften nur so fern existiren, als sie von uns wahrgenommen werden. (The fundamental tenet of the Védânti School — consisted — in contending that it (matter) has no essence independent of mental perception; that existence and perceptibility are convertible terms cet. Eine dem Vaedânta ganz fremde Behauptung.

Ferner betrachtet Vans Kennedy im Vaedânta die Absonderung der Energie des höchsten Wesens von diesem und die Ertheilung einer unabhängigen Macht an sie zur Hervorbringung der Welterscheinungen als einen der unbegreiflichsten Gedanken, die je einem Philosophen vorgekommen sind. Ebend. S. 419. The thus separating his energy from the supreme being and giving to it an independent power, is certainly one of the most incomprehensible conceptions that ever occurred to a philosopher.

Dieſes iſt es aber auch nicht, was der Vaedānta behauptet, welchem gemäß es nicht ein bloßes leeres höchſtes Weſen supreme being iſt, das ſeine Energie entlaſſen oder abſondern ſoll, die es nicht hat; ſondern der höchſte Geiſt iſt es (wie wir ihn im I. Art. kennen gelernt haben), in deſſen Weſen, einig mit ſeiner verborgenen ewigen Macht, das Nichtweſen oder Bewußtloſe ſich ſammt der ganzen Vielheit des Unempfindlichen erhebt. Dieſe Erhebung wird nicht gedacht als eine ſolche Abſonderung, Separation, dieſer Macht oder von ihm. Nur dadurch, daß ſie in ihm zugleich ewig, wirklich, einig in Durchdringung mit ihm iſt und bleibt, kann ſie außer ihm in Geſonderheit erſcheinen, wie getrennt, da ſie in ihm einig iſt. Wer ſich aber dieſelbe in ihrer Trennung nicht denken kann, iſt auch nicht im Stande, ſie in ihrer wirklichen lebendigen Einheit zu denken, und umgekehrt.

Eine Verwirrung, welche tief in das Weſen des Vaedānta geht, und ſeinen Grundbegriff zerſtört, iſt dadurch entſtanden, daß man dem Namen Mājā, welchen die Natur Prakriti erhalten, häufig ohne Unterſchied die Bedeutung von Illuſion, Täuſchung, Verblendung, Betrug u. d. beygelegt hat. Dieſe Bedeutung wird aber weder durch die Bildung des Wortes noch durch einen alten oder allgemeinen Gebrauch desſelben gerechtfertigt. Mājā माया beſteht aus मा mā und dem Suffix. foem. या, wodurch aus Wurzeln nomina abstracta gebildet werden. मा mā kann man aber nehmen entweder in der Wurzelbedeutung von meſſen oder in der anderen der prohibitiv Particul μὴ wie mā regelmäßig und häufig vorkommt. Im erſten Falle geſchieht die Bildung (wie aus विद् vid wiſſen vidjā die Wiſſenſchaft, das Wiſſen, कृ kri thun krijā das Thun u. a. m. ſo) aus mā mit jā das Meſſen, die Meſſung, Maaßgebung. Mit der praepos. nir außer, wie in निर्म्माण Nirmān'a u. a. bedeutet mā hervorbringen, bilden u. d. So mit nir verbunden kommt es häufig vor z. B. manu I. 13. u. a. — Im anderen Sinn als prohib. Partikel kann aber mā, mit demſelben Suffix jā, nur das Nichtſollen, Nichtſeynſollen μὴ εἶναι anzeigen, wie Ref. ſchon oben S. 665 angedeutet hat. Man mag nun mājā im erſten oder zweyten Sinn nehmen (wo doch auch die erſte Bildung das Nicht – ſo – bleiben – ſollende andeuten könnte), in keinem von beyden darf man ſie als bloße Illuſion denken. Auch der neuere Sprachgebrauch fordert dieſe Bedeutung wenigſt nicht ausſchließend. Wilſon führt in ſeinem Dict. unter anderu auch folgendes an: understanding, human intellect (मनस्), Lakshmī, philos. Idealism, personified in mythology as a female, the consort of Brahma or god. Wilſon leitet mājā ab von mā measure, ſo: the medium, through which all things are seen and by which they are estimated.

Man ſieht, in welchem Sinne auch Brahmā und S'iva, jeder von beyden मायिन् mājin (mājā mit in der Bildungsſylbe der possessiva) genannt werde, nämlich als die mājā beſitzend, mit ihr verbunden.

Demnach kann Mājā im Sinne von Täuſchung weder die Macht des Geiſtes, die ungeborne Eine, noch das Univerſum als Geſammtheit समष्टि des Verſchiedenen genannt werden. Auch in der Geſammtheit iſt aber die Geſondertheit व्यष्टि, und nur ſo fern wird dieſes Ganze mit Brahma identiſch geſetzt सर्व्वङ्खल्विदम्ब्रह्म. Wenn die vorübergehende Welt संसार, die als ein, dem Subject engegengeſetztes, Object außer der Einheit beyder beſtehen

soll, dem Vaedânta keine wahre Wirklichkeit hat; so ist sie ihm doch so fern nicht bloß Täuschung, als selbst das Veränderliche vom Unveränderlichen entsteht, sein Reflex ist, सम्भवत्यव्ययाद्व्ययम्. एवम् परमात्मा संसारमायया न संस्पृश्यते; demnach wird der höchste Geist dadurch nicht befangen. Denn er ist über der, welche aus seinem Wesen, diesem Einigen selbst entgegen, sich erhoben hat, und ausgeschlossen ist. Was der reine Vaedânta läugnet, ist die Wirklichkeit des Bestehens dieser äußern vergänglichen Welterscheinungen in ihrer Abgesondertheit. Es ist daher nicht im Sinne des Vaedânta, was von Vans Kennedy (in den Transact. III. 419.) gesagt wird: The illusive appearances, of which alone this universe consists.

Beyde dürfen nicht verwechselt werden. Selbst in dem Gleichnisse von dem, für eine Schlange gehaltenen, Seile wird doch die Wirklichkeit von diesem als Träger des Scheines von jener gedacht, deren Vorstellung von ihm bestimmt ist. In dem Saamen der Ausbreitung der vorübergehenden Welt ist die Natur des allwissenden Herrn selbst, welche die Macht der Mâjâ, d. i. der Verstandesthätigkeit besitzt; so ist die Einheit in der Vielheit mächtig. Nur die Secten, wie, nach dem Sânkhja des Kapila, die Bauddhen u. a., welche die Wirklichkeit des Universums auch in seiner Einheit läugnen, nennen sie und ihren Grund so wie alles daraus Entstehende Mâjâ im Sinne von Täuschung, die auch im Leeren शून्य ist. In diesem Sinne ist Mâjâ als Illusion die Mutter des Buddha, welcher Mâjâsuta मायासुत „der von Mâjâ geborne" genannt wird. Immer könnte diese einer falschen Imagination, Λογισμῷ τίνι νόθῳ des Platon ähnlich betrachtet werden.

Die Mâjâ als Täuschung kann aus der höheren Mâjâ entstehen, und wir wissen, daß es geschen ist; aber diese ist nicht jene.

Demnach ist in Rücksicht auf Mâjâ der abstrakte, leere Spiritualismus, oder spirituelle Pantheismus, den Vans Kennedy im Vaedânta annimmt, diesem eben so fremd als der abstracte Materialismus, oder materielle Pantheismus und der absolute Dualismus.

In dem gelehrten Streit ist hier eine der wichtigsten Fragen geworden: Wodurch im Sanskrit Materie bezeichnet werde, indem Vans Kennedy einerseits S. 421 behauptet, die vier vorzüglichsten Schulen der indischen Philosophie verwürfen einstimmig den Begriff von Materie; und Seite 422 The Vêdânta rejects an eternal matter coexistent with him (with the supreme being) and a matter created ex nihilo; andererseits aber doch sagt: The sanskrit language does not contain any term equivalent to the word Matter. Demnach würden sie verwerfen, was sie nicht nennen, also wohl auch nicht denken können! Dagegen beruft sich Sir Gr. Haughton auf den in Manu. I. 27. vorkommenden Ausdruck मात्रा mâtrâ. Dadurch wird nun wohl der Begriff von der, in die äußeren Sinne fallenden Materie, den Vans Kennedy hat, nicht unmittelbar bezeichnet, wohl aber der von Colebrooke, den er beabsichtigt. Wenn nämlich nach Colebrooke den Vaedântinen der höchste Geist die materielle sowohl als die wirkende Ursache der Welt ist; so muß materiell im höheren Sinne, eben wie mâtrâ bey Manu als आत्ममात्रा Geistesmoment, geistiges Maaß nicht für emanation from the supreme spirit, wie W. Jones übersetzt, genommen werden, was man aus Manu I. 16. 19. u. a. O. (vrgl. Kullûka's Scholien) deutlich sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vêdânta Sâra von Sadânanda, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mâtrâ foem. oder Mâtra neutr. kommt wie Mâjâ, die damit innigst verwandt ist, von मा messen und dem Suffix. त्र (त्रा f.), womit nomina instrum. gebildet werden, und bedeutet das, wodurch den Dingen ihr Maaß bestimmt wird. Nämlich I. 16. „in den geistigen Maaßen (den Geistesmomenten) hat er (der Schöpfer), „mit eingegangen in die übersinnlichen Glieder der sechs unendlich mächtigen, alle Geschöpfe hervorgebracht“ (निर्म्ममे von nir und mâ), तेषान्त्ववयवान् सूक्ष्मान् षण्णामप्यमितौजसाम् । सन्निवेश्यात्ममात्रासु सर्व्वभूतानि निर्म्ममे ।। 16 ।

Mittelst dieser mâtrâ, welche auch I. 27. Schol. सूक्ष्माः अविपरिणामिन्यः die übersinnlichen, unwandelnden genannt werden, entstehen die dem Geiste selbst eigenen Naturprincipien der ursprünglichen Elemente आकाशादीनि, aus denen die Momente des geistigen Leibes सूक्ष्मशरीर hervorgehen, zu welchen die Naturvernunft बुद्धि, der Verstand मनस्, die fünf Sinnesmächte इन्द्रियाणि u. d. übr. gehören. S. Vaed. Sâra S. 5 Z. 23 S. 6 Z. 1 vgl. S. 5 Z. 20. ff.

Nach Kullûka zu Manu I. 19. sind die Mâtrâ शरीरसम्पाठकभागाः d. i. die großen Momente, (Antheile) der geistigen Leibesorganisirung. Nach Manu. I. 56. geht der Hervorbringende, erfüllt mit denselben geistigen Elementen-Principien des übersinnlichen Substantiellen आणुमात्रिकः, ein in den Samen der Pflanzen und Thiere, wo er mit entlassen, die höhere leibliche Geistesform मूर्त्तिम् frey macht.

In Manu werden auch die Mâtrâ ewig मात्राः शाश्वतीः genannt, von denen der Charakter des einzelnen Menschen hervorgebracht wird; so मात्रेभ्यो निर्म्मितः VII. 4. 3. Kullûka nennt dieselben मात्रा अंशान् सारभूतान् wesentliche Momente, substantielle Lebenskräfte u. d.

Aus den Mâtrâ sollen nach Manu XII. 16. die Gestorbenen neue Beleibung erhalten. Als die Principien der Elemente und Sinne und Sinnesobjectivitäten werden sie selbst nach den Namen und in der Ordnung der fünf Elemente genannt. Es verdient damit verglichen zu werden, wie sich Empedokles und selbst Platon im Timâos diese Beziehung der Elemente dachten.

Die Entstehung aus diesen mâtrâ Urstoffen, wenn man sie so nennen will, geschieht durch

परिणाम parin'āma, d. i. wörtlich: Umbeugung, (Formwandlung, Anderswerden, Qualitätsveränderung), eine geistige Scheidung und Combination, die im Denken und Wollen vor sich geht, wo auch an keine absondernde Heraussetzung in den Raum, Emanation u. d. gedacht wird. — Die Hervorbringung der Dinge ist in Manu wie in dem spätern Vaedānta die vom Denken durch die Macht des Wollens mittelst parin'āma bewirkte Erscheinung des Wesens der Bestimmungen der Dinge. In Gotama-Njāja III. 87. wird Parin'āma genannt, das Offenbar-werden einer andern Qualität, परिणामशब्दार्थो गुणान्तरप्रादुर्भावः. In Bh. Gītā XVIII. 37. ff. wird in Parin'āma (Umwandlung) das Gift wie Trank der Unsterblichkeit विषम् परिणामे ऽमृतोपमम्. Manu VIII. 26. Schol. wird der nach Innen getretene Verstand durch die Form der Vernunft umgestaltet, reif, vollendet. — अन्तर्गतम् मनो बुद्धिरूपेण परिणतम् ०

Manu XII. 119. सर्व्वं जगदात्मन्येवावस्थितम् (परमात्मपरिणामत्वात्) d. i. die ganze Welt wohnt nur im Geiste (aus dem Grunde der Umwandlung, der Reife im Geiste.) XII. 91. Schol. सर्व्वाणि भूतानि परमात्मपरिणामसिद्धानि. —

Kurz Parināma findet man nirgends für Emanation, sondern wie विकार Vikāra für Umwandlung im genannten Sinne, bey der Hervorbringung, Offenbarung der Dinge gebraucht.

Mātrā werden auch im äußerlich Materiellen als die objectiven Momente der Beziehung zwischen den Sinnen und den Gegenständen genommen, durch welche diese gemessen werden, मीयन्ते विषया

आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः १ तासां स्पर्शा विषयसम्बन्धाः १ ते शीतोष्णादिप्रदा भवन्ति १ Sie deuten aber auch in diesem Gebrauche vom äußerlich Materiellen, immer noch auf den höheren physiologisch-psychischen Begriff der Sinne und äußeren Materie, die nicht ohne energische Durchdringung des Verschiedenen gefaßt wird.

Die späteren Vaedāntinen brauchen statt Mātrāh-foem. im gleichen, oben genannten, höheren Sinne तन्मात्राणि neutr. Wenn aber auch vom Sāṅkhja derselbe Ausdruck gebraucht wird: so zeigt dieser ihm doch nur die Momente des ursprünglich aus der ungeistigen Natur Entstandenen, महत्तत्त्वम् an, welche ihm die, dem Geiste entgegengesetzte, absolute Materie ist. Dadurch wird eben der große Unterschied zwischen dem Vaedānta und Sāṅkhja bestimmt, den Kullūka zu Manu an mehreren Orten hervorgehoben hat.

Denn der Vaedānta verwirft diese Natur (प्रधानम्) in ihrer Absolutheit und Abstraction, welche die wirkende Ursache und ohne das ursprünglich Denkende (चैतन्य) auch die materielle Ursache seyn soll. Da Kapila die Geistesmomente आत्ममात्राः des Vaedānta nicht annehmen konnte; darf die Annäherung desselben an Vaedānta im Ausdrucke nicht mißverstanden werden. Die spätern Vaedāntinen, wie Sadānanda stellen den Unterschied und die Beziehung, die in Manu I. 6. 15. zwischen dem durch sich seyenden, geoffenbarten, höchsten Geiste स्वयम्भू I. 6. und dem, aus seinem Wesen erhobenen, mächtigen Geist I. 15. ist, bestimmt dar, indem sie diesen mächtigen oder बुद्धि die Naturvernunft unter den 17 Gliedern der sechs unermeßlich Starken nennen, da der Sān'kh-

ja dieſe Vernunft vielmehr als ſein mächtiges Princip aus einer geiſtloſen, abſoluten Natur herkommen läßt, außer welcher der Geiſt naturlos, ſelbſt abſolut nur im äußeren Verhältniß zur Natur ſtehen ſoll. Daher macht auch Kullūka überall auf den Unterſchied der Principien, welche in Manu und im Sān·khja herrſchen, aufmerkſam, die man ſonſt wegen der gleichen Namen und Aufeinanderfolge für identiſch halten könnte; z. B. zu Manu XII. 50. महानव्यक्तमेवच ſagt er: साङ्ख्यप्रसिद्धं तत्त्वद्वयं तदधिष्ठातृदेवताद्वयमिह विवक्षितम् 1 um das geiſtige, ungetheilte Moment des Vaedānta gegen den Dualismus des Sān·khja hervorzuheben.

W. Jones hat in ſeiner Ueberſetzung das देवताद्वयम् aufgelöſt mit देवता + द्वयम् the divinities preſiding over two principles of nature in the philosophy of Kapila. Aber die richtige Auflöſung muß nach allem देवता + अद्वयम् das Ueberzwey der Gottheit, im Gegenſatze des vorausgehenden तत्त्वद्वयम् die zwey Principien, ſeyn.

Im Dualismus des Sān·khja werden aber dieſe ſeine zwey abſoluten Principien auf ähnliche Art, wie die in der Geiſtesphiloſophie des Vaedānta, ſich zu einander verhaltend vorgeſtellt, ungeachtet ſie, da ihnen das geiſtige Band ihrer Beziehung fehlt, dieſes Verhältniſſes unfähig ſind. Dadurch muß im Sān·khja alles eine andere, gewaltſame äußere Deutung, eine unbegreifliche Beziehung von zwey ſich urſprünglich fremden Principien erhalten, die als ein myſtiſches, magiſches Liebesſpiel erſcheint. — Man ſieht, wie ſowohl mātrā als tanmātrān'i im Sān·khja ſo nicht mehr den Sinn haben können, den ſie im Vaedānta haben, und wiefern ſie dieſem Materie bedeuten.

Die weitere Unterſuchung, ob im Vaedānta der ſpirituelle Pantheismus liege, den Vans-Kennedy darin zu beweiſen ſucht, oder welcher andere Spiritualismus, iſt ſowohl zur Beurtheilung der obigen Expoſition als für die Geſchichte der Philoſophie und Religion in mehrerer Beziehung von ſo großer Wichtigkeit, daß ich die Stellen, welche derſelbe aus Vādānta-Schriften für ſeine Behauptung gegen einen vermeintlichen, materiellen Pantheismus anführt, die aber Sir Gr. Haughton ſeinem Zwecke gemäß, durchaus unberührt gelaſſen hat, zur Ergänzung der Betrachtung hier aus Transact. R. A. S. III. 416 ff. wörtlich mit meiner Ueberſetzung und den nöthigen Bemerkungen anführen zu müſſen glaube.

1) Die berühmten vier महावाक्यानि großen Vādenſätze habe ich ſchon oben (im 1. Art. S. 674. 680 ff. nach Vaedānta Sāra) an ihrem Ort genannt und erklärt. Sie können in der Vorſtellung des abſtracten Geiſtes, welchen Vans Kennedy im Vadānta annimmt, und in ſeiner Vorausſetzung, daß das Univerſum leere Täuſchung ſey, keinen paſſenden Sinn haben, wohl aber in dem, vom Ref. erklärten Entwicklungsgang in und aus dem Geiſte.

2) एवम्परमात्मा ऽपि संसारमायया न संस्पृश्यते d. i. „Auf dieſe Art wird der höchſte Geiſt ſelbſt durch die Māja der vergänglichen Welt nicht befangen.“ — Weil er über der iſt, welche ſich aus ſeinem Weſen und durch Deckung und Ausſchließung ausgeſondert hat, आवरण und विक्षेप nach Vaed. Sāra S. 5 Z. 13 als अज्ञानम्परिच्छिन्नम्; er aber iſt im Gegentheil आत्मा ऽपरिच्छिन्नो ऽसंसारी — der nicht ausgeſonderte, nicht zur vergänglichen Welt gehörige Geiſt.

3) संसारप्रपञ्चबीजभूते सर्वज्ञानेश्वरस्य

मायाशक्तिः प्रकृतिरिति श्रुतिस्मृत्योरभिलप्यते d. i. „daß in dem, was der Saame zur Ausbreitung der veränderlichen Welt geworden ist, die Natur (प्रकृति) des allwissenden Herrn sey, welche die Macht der Mājā besitzt, wird in den Vāden und in den Gesetzbüchern gelehrt.“ Hier wird Prakriti von Mājā unterschieden, wie die Gesammtheit des Bewußtlosen von der Gesondertheit desselben, oder auch, wie die erste innere Hervorbringung von der zweyten äußern, die Einheit von der Vielheit. So heißt es in Vaed. Sāra (S. 4 Z. 12 vrgl. Z. 3 ff.): „der Herr (der allwissende) wird durch die vertheilten Verstandesthätigkeiten (Sinnenmächte मायाभिः) vielgestaltig geoffenbart. Auf diese Art wird das in der Einheit Verbundene als in dem mächtig, begriffen, welches in der Vielheit ist, und das über zwey erhabene Brahma ब्रह्माद्वयम् ist in सगुणविषये in der, mit den Ureigenschaften (Gun'en) verknüpften, differenzirten Objectivität. In gleichem Sinne sagt Krishn'a (in Bh. Gītā IV. 6.) als der in verschiedener Herabkunft erschienene Geist: प्रकृतिं स्वामधिष्ठाय सम्भवाम्यात्ममायया d. i. „Meine eigene Prakriti, Natur beherrschend, entstehe ich durch des Geistes (meine) Mājā. „Nämlich auch in der Vielheit oder Gesondertheit der vergänglichen Welt, er, derselbe, der sich (ebend. IV. 6.) eingeboren nennt, den unveränderlichen Geist, den Herrn der Lebenden अजो ऽपि सन्नव्ययात्मा भूतानाम् ईश्वरो ऽपि सन्. Ausdrücklich unterscheidet er seine achtfach getheilte, folgende (entgegengesetzte अपराम् प्रकृतिम्) von „seiner anderen, höheren Natur, die das Lebenswesen ist, und von der die Welt erhalten wird.“ Bh. Gīta VII. 5. अपरेयमितस्त्वन्याम्प्रकृतिं विद्धि मे पराम् । जीवभूताम् — यया क्षेत्रं धार्य्यते जगत् ॥. Diese höhere Natur ist eben die innere, wahrhaft wirkliche. „Eine (Vaed. Sāra S. 4 Z. 2 ff.) Ungeborne, die verborgene Macht des Geistes Gottes“ (ebend. S. 3 Z. 20). Von der Verwechslung dieser doppelten Natur kommt das Mißverständniß der Mājā, welche besonders die Bauddhen und andere Secten später in jeder Hinsicht nur für Täuschung nahmen.

4) Die Stelle S. 416 der R. A. S. ist: मायामात्रं कार्त्स्न्येनानभिव्यक्तस्वरूपत्वात् d. i. „Nur Mājā (oder das Maaß von Mājā habend) daher, weil die Geistesform nicht durch Totalität geoffenbart ist.“ So kann diese Stelle, welche Vans Kennedy außer dem Zusammenhang anführt, nur den Sinn haben: Bloß Mājā wegen der Trennung außer der Einheit des Ganzen, nämlich dadurch, daß die Natur die Macht der Deckung und Ausscheidung zeigt (Vaed. Sāra S. 5 Z. 10). — Eben diese Stelle, indem man, weil man sie dunkel gefunden, sich zur Erklärung derselben auf Tshhandogja upanishad berufen hat, wird dadurch eine neue Bestättigung des angegebenen Sinnes von Mājā.

5) प्रपञ्चो यदि विद्येत निवर्त्तेत न संशयः । मायामात्रम् इदं द्वैतमद्वैतम् परमार्थतः । d. i. „Wenn die Ausbreitung erkannt würde, würde sie zurücktreten (äußerlich aufgehoben, ideal werden). Daran ist kein Zweifel. Nur das Maaß von Mājā (im eben besagten Sinne) habend ist diese Zweyheit. Die Aufhebnng der Zweyheit (das Ueberzwey) ist von der Substanz des höchsten Geistes.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vêdânta Sâra von Sadânanda, ꝛc.

(Fortsetzung.)

9) Transact. III. 417. aus S'vaetâs'vat. Up. Cap. 1. eine Stelle, die hier fehlerhaft angeführt, etwa so zu lesen ist: तस्याभिध्यानात् (तस्य) योजनात् तत्त्वभावात् + अभूचेति विश्वमायानिवृत्तिः । d. i. „Und von desselben (Brahma) tiefer Betrachtung, von Vereinigung mit ihm, von der geistigen Beziehung im: Dies = Du, (Subject-object) mag sie werden; sie ist die Einziehung der Mâjâ des Alls.“ Nämlich: ihre Zurückführung aus der abstracten Vielheit der Ausscheidung zur inneren concreten, Einheit.

7) Damit stimmt auch die Stelle, welche von Wans Kennedy ebend. aus S'vaetâs'vatara upanishad Kap. 4. angeführt wird, nämlich: अस्मान्मायी सृजते विश्वमेतत् । तस्मिंश्चान्यो मायया सन्निरुद्धः । मायांतु प्रकृतिं विद्यान्मायिनं तु महेश्वरम् । d. i. „Von daher entläßt der die Mâjâ Besitzende dieses All. In diesem (All) ist auch der Andere von Mâjâ mit Eingeschlossene. Mâjâ aber erkenne man (hier) als Prakriti (Natur), und den die Mâja Besitzenden als den mächtigen Herrn.“ Nämlich dieß All (विश्व) ist der im Vâd. Sâra S. 9. Z. 12 genannte Allgeist, der in der dritten Ausbreitungsstufe प्रपञ्चे, der Gesondertheit inwohnende Bewußtseyende.

Der Andere ist der von Mâjâ in jenem All eingeschlossene Allmensch वैश्वानर, der Leuchtende विराट्, der darin der Gesammtheit einwohnende Bewußtseyende. Denn beyde, Vais'vânara und Vis'va haben ihr Maaß im Is'vara, im Herrn (Vâd. Sâra S. 12. Z. 12 f.). In der angeführten Stelle wird selbst darauf besonders aufmerksam gemacht, Mâjâ in ihrer bessern Bedeutung als Prakriti zu nehmen, (nicht als Täuschung), so auch den sie Besitzenden als den mächtigen Herrn.

8) Der berühmte Vâdatext, auf den sich die Vâdântinen berufen (nach den Transact. III. 418. Not. 11. aus S'an'kara über die Sûtren des Vjâsa) stimmt nicht minder ein, nämlich: सदेव सोम्येदमग्र आसीत् । एकमेवाद्वितीयम् — तदैक्षत बहु स्याम् प्रजायेयेति । d. i. „Seyend nur — ist dies (das Ganze) im Anfange gewesen, einzig nur, ohne ein zweytes. Dann sah (dachte und wollte) es: Möchte ich Vieles seyn, möchte ich geboren werden.“ Das Eine, Seyende S. Vâd. Sara S. 4. Z. 2. ff. Das Viele S. 4. Z. 12. ff. S. 5. Z. 20 ff. Vrgl. Bh. Gîtâ XIV. 3. 4. ff. Vjâsa I. 109.

9) Eben so die Stelle Transact. III. 418. 3 Sûtra 1. pad. 1. cap. आत्मा वा + इदम् एकम् एवाग्र आसीत् १ d. i. „Geist wahrhaft nur ist dieses Eine im Anfange gewesen.“ Nämlich: Im Anfange war dieß All als Einheit, Totalität, Universum nur im Geiste, und er in ihm. Dagegen berufen sich die Bauddhen auf असदेवेदम ग्र आसीत् d. i. „Nichtseyend nur war dieses im Anfange,“ um eine geistlose Natur zuerst und ihre Leere शून्य an die Stelle des naturerfüllten Geistes zu setzen. Vaed. Sâra S. 11 Z. 14 ff.

10) Aus Aitaraeja upanishad führt Kennedy (Transact. 418) die Stelle an: आत्मा वा + इदम् एक एवाग्र आसीन्नान्यत् किञ्चन मिषत् १ स ईक्षते लोकान् नु सृजामि १ d. i. „Geist wahrhaft ist Dieses; der Eine ist so im Anfange gewesen, nicht irgend ein Anderes sich ihm entgegensetzend. Er denkt: Welten will ich schaffen“ Vrgl. Manu I. 8. Von einem abstracten, naturlosen Geisteswesen könnte nach dem Vaedânta so wenig ein Wille und Uebergang in Vieles seyn, als es Welten zu schaffen vermöchte.

11) Auch nur mit dem höheren Standpuncte der Geistesphilosophie stimmt ein, was von S'an'kara über die Sûtren (Sûtr. 9. p. 4. c. 1.) aus Svaetâs'vatara upan. angeführt wird (Trans. III. 419. f.) nämlich: अजामेकां लोहितशुक्लकृष्णां बह्वीः प्रजाः सृजमानां स्वरूपाः + अजो ह्येको जुषमानो ऽनुशेते १ जहाति + एनाम् भुक्तभोगामजो ऽन्यः १ d. i. „Der ungebornen Einen, welche hervorbringt mannigfache, den drey Gun'en – gemäße, ähnlich vollkommene Erzeugungen, ergiebt sich der Ungeborne, Eine liebend; der Andere, Ungeborne verläßt sie, die empfangen hat.“ Hier entspricht das अनुशेते dem उपहित in Vaed. Sâra. S. 4. Z. 3. f. Das Entgegengesetzte davon ist जहाति hier, अनुपहित in Vaed. Sâra S. 5. Z. 6. Diese empfangen habende Prakriti एनाम्प्रकृतिम् भुक्तभोगाम् bezeichnet S'an'kara (Transact. III. 420) mit: एनाम्मायाम् आवरणाविक्षेपरूपाम् भुक्तभोगाम् d. i. „Jene Mâjâ, welche in der Gestalt der Bedeckung und Ausbreitung (im Gegensatz) empfangen hat.“ Diese wird beschrieben Vaed. Sâra S. 5. Z. 10. ff. Der erste ungeborne Eine ist bestimmt ebend. S. 4. Z. 3. ff. Z. 23. S. 5. Z. 1. f., der in der Einheit des Herrn und des Theilkundigen ist. Ebend. S. 4. Z. 19. f. Die Gun'en, die sonst durch Reinheit, Unreinheit und Mischung oder ähnliche drey Eigenschaften bestimmt werden, sind hier durch Farben angedeutet.

Alle von Vans Kenedy angeführten Stellen beweisen demnach so wenig, was sie sollen, einen spirituellen Pantheismus oder abstracten Spiritualismus, a most refined system of spiritual Pantheism, und Mâjâ als Illusion, im Vaedânta, daß sie vielmehr ganz der höheren Geistesphilosophie, durch welche Colebrooke zu seinem Ausdrucke refined Psychology veranlaßt ward, angehören, worin Gott die wirkende und materielle Ursache der Welt ist, und diese keine leere Täuschung (Mâjâ im Sinne einiger Secten) seyn kann. In dieser Bedeutung ist nun die Stelle Kennedy's zu beurtheilen (Trans. III. 419): Spirit could not possibly become matter, whence it evidently follows, that, if nothing butspirit (nach Kennedy der naturlose, abstracte Geist) originally existed, and creation ex nihilo be impossible, all, that appears to be matter, must necessarily be a mere illusion.

Allein die Frage über die Schöpfung aus Nichts

oder aus einem Stoffe und über dieſen ſelbſt iſt im Angeführten ſchon entſchieden, und ſoll hier noch berührt werden.

Was Vans Kennedy über Syſteme europäiſcher Philoſophen vorbringt, wovon zu ihm nach Indien einige gebrochene oder faſt verſchollene Laute gekommen ſind, könnte die Leſer dieſer Blätter nur der Seltſamkeit wegen intereſſiren, ſo wie, was er über einen materiellen Pantheismus griechiſcher Philoſophen im Gegenſatze eines ſpirituellen im Vaedānta ſagt, das der Philoſophie und klaſſiſchen Philologie der Teutſchen gleich fern liegt.

Nur in Bezug auf Parmenides, wenn man ihn (ſeinen Weg – ὁδόν· ἡ γὰρ ἀπ' ἀνθρώπων ἐκτὸς πάτου ἐστίν) mit Vaedānta eben auch auf dem Standpuncte der Spekulation vergleichen wollte, findet Ref. Grund eine Erörterung beyzufügen.

Nach S. 426 Trans. N. A. S. ſieht Vans Kennedy im Beyſpiele des berühmten Franzoſen Couſin, weil dieſer das Syſtem des Parmenides für einen reinen Idealismus erklärt, einen Beweis: How impossible it is for an European philosopher to form any conception of such a system as the Védánta (!!). Gegen einen ſolchen Schluß haben ſich die Teutſchen vor allen zu verwahren.

Wenn Ref., abſehend von allem dieſem und dem ganzen übrigen Inhalt der Remarks von Vans Kennedy, der hier nicht weiter in Betracht kommen kann, die von ihm verkannte Lehre des Parmenides in ſeinen Fragmenten und nach dem, was Platon (im Parmenides und Sophiſten) und Ariſtokles (in ſeiner Metaphyſik) von derſelben ſagen, mit dem Vaedānta vergleicht; ſo findet er eine auffallende innere Beziehung (denn auf eine äußere wird hier zuvörderſt nichts gebaut), in welcher jene Lehre mit dem Vaedānta ſowohl nach ſeinem Ganzen ſteht, als nach den einſeitigen Richtungen und bekannten Irrlehren, die ſich aus dieſem gebildet haben. Seinen beyden, ſich einander ausſchließenden Gebieten der Forſchung, ſowohl dem der Gewißheit als dem gemeinen der Ungewißheit, indem ſie beyde als Abſtractionen gefaßt ſind; fehlt das befriedigende, nöthige Princip. Dem erſten des reinen Seyns mangelt der höchſte, lebendige Geiſt, der das Seyn hätte, und in dem der Grund der Welt liegend gedacht werden könnte. *) Daß aber dem zweyten, dem Nichtſeyn μὴ εἶναι kein wirkliches Princip und gar kein Seyn οὐκ εἶναι zukomme, dieß zu zeigen, iſt eine der vorzüglichſten Angelegenheiten des Parmenides, indem er nur ein einziges, abſtractes Seyn behauptet, das, wenn auch mit dem Denken eines, doch ohne weitere Beſtimmung des Weſens dieſer Einheit, dem Seyenden zukommen ſoll.

Die Sinnenwelt iſt ihm vom Nichtſeyn μὴ εἶναι das Nichtſeyende μὴ ὄν, das, was ſchlechterdings nicht iſt, οὐκ ἔστι. Denn das Seyn iſt, nicht das Nichtſeyn iſt ἔστι γὰρ εἶναι — οὐκ ἔστι μὴ εἶναι. — (S. Fragmente V. 39 — 45).

Die Göttin kann durch dieſes eben ſo wenig einen Widerſpruch mit ſich ſagen wollen, als eine langweilige Tautologie mit vielen Worten. Ausdrücklich widerſpricht ſie Andern, welchen das Nichtſeyende μὴ ὄν mehr iſt, als das, was nicht iſt οὐκ ἔστι, und man muß annehmen, daß Parmenides eine, damals bekannte Lehre, die er bekämpft, vor ſich hatte. Ch. A. Brandis will (in Comment. Eleat. P. I. Altonae 1813. p. 135) nicht zugeben, wozu er ſonſt hiebey geneigt ſcheint, Parmenides ſtreite wegen des Nichtſeyenden gegen Xeniades den Korinthier, der es angenommen haben ſoll; er ſagt daher: At ipse fortasse Parmenides haec dixit argumentatione magis ductus. Ref., dem Parmenides vielmehr gegen eine weiter

*) Παρμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι — nicht κατὰ τὴν ὕλην — Aristot. Met. I. p. 18. ed. Brandis.

verbreitete Lehre zu ſtreiten ſcheint, findet nach einer beſtimmteren Auffaſſung des μὴ ὄν, denſelben Begriff im Indiſchen, indem das μὴ als prohibitive Partikel wie मा mā im Sanskrit, ne im Latein ſteht, wo das Folgende durch den Willen eines Subjects beſtimmt gedacht wird, und erkennt darin den ganz entſprechenden Begriff des अवस्तु avastu des Nichtweſens, das auch अज्ञान adshn'āna das Bewußtloſe im Vaedānta genannt wird, auch das Nichtſeynſollende, Unrechte अनृत, Andere अन्यत् vom Seyenden u. d. m. iſt. Es iſt dieſes theils noch nicht äußerlich, theils ſoll es nicht außer der Einheit mit dem Seyenden, getrennt ſeyn, ſondern als Getrenntes umgewandelt, aufgehoben werden. Es iſt यद् माम्ृत् der माया Mājā, im früheren reineren Sinne, dem des Vaedānta. Es iſt die im Geiſte verborgene Macht zu ſeyn, aus der ſich alles äußere Seyn in ſeinen mannigfachen Formen erhebt. Vrgl. Vjāsa die ind. Zeitſchr. I. 100 ff. Das μὴ ὄν wird wohl auch von Parmenides ſo betrachtet, daß ihm die Gegner ſchon einen Anfang vom Seyn, eine wirkliche Macht und Beziehung zum Seyn zuſchreiben, es nicht als οὐκ ὄν annehmen. Sonſt wäre der Widerſpruch dagegen nichts ſagend. Dem Parmenides fehlte aber der Begriff der Einheit des Seyenden mit dem Nichtſeyenden des सत् Seyenden, in welchem die Durchdringung der Gegenſätze iſt, die Idee des Naturerfüllten Geiſtes vom Vaedānta, des Geiſtes, der im Grunde ſeines Weſens die verborgene Macht des, obſchon außer der Einheit Nichtſeynſollenden, doch dem Vermögen nach, Seyenden hat, welchem aber ſo fern noch keine äußere Exiſtenz zukommt.

Es iſt daher सदसद्भ्यामनिर्व्वचनीयम् (Vaed. Sara S. 4 Z. 11) d. i. „durch das Seyende und das Nichtſeyende gar nicht zu beſtimmen,“ da es eben in gewiſſem Sinne beydes iſt, wie es in den folgenden Zeiten die Philoſophen Griechenlands wohl erkannten.

Dem Parmenides kann und ſoll das Seyende mit dem, was ihm das Nichtſeyende (das Werdende) iſt, in keine reale Beziehung kommen. Obſchon unbewegt kann ihm demnach das Seyn die Bewegung, das Viele nicht beherrſchen, da ihm dieſes nicht iſt. Wo er ſich gegen die richtet, denen ſein Seyn nicht iſt, nothwendig aber das Nichtſeyn, hat er eine Lehre vor ſich, die ganz dem Buddhaismus gleich, eine Seite vom Dualismus, von dem Sān'khja des Kapila darſtellt, eine abſolute, geiſtloſe Naturmacht, aus der alles entſtehen ſoll, wozu dem Buddhaismus wie den Gegnern des Parmenides die andere Seite, allen aber der höhere, beyde, Natur und Geiſt faſſende und erfüllende, abſolute Geiſt fehlt. Der Buddhaismus, welchem deswegen der Urgrund aller Erſcheinung das Leere शून्य iſt, kann ſo fern als der andere Standpunct bey Parmenides betrachtet werden, welcher nach ihm als der der Mājā (ſo fern ſie nur Täuſchung bedeutet) zu meiden iſt. Das Mahat tattvam mächtige Princip der Bauddhen, das ihnen die Natur-Vernunft बुद्धि iſt, welche ſie in dieſem Gebiete entſtehen und wirken laſſen, iſt des Parmenides δαίμον; und mit den Bauddhen und dem Sān'khja ſtellt Parmenides auch die von Vaedānta entlehnten drey Urqualitäten, Licht, Finſterniß und ihre Miſchung auf u. d. m.

Wenn gegen dieſe geiſtloſe Naturlehre vom Nichtſeyenden, die andere des Parmenides vom Seyenden das entgegengeſetzte Aeußerſte, naturloſer, armer Monotheismus war: ſo ſcheinen die ſpäteren Philoſophen Griechenlands ſchon mehr den ganzen concreten Monotheismus, die erfüllte, lebendige, geiſtige Perſönlichkeit des Vaedānta im Auge zu haben, als hätten ſie ihn innigſt aufgefaßt, in eigener hoher idealer Form, obſchon mehr im Abſtracten ausgebildet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vädänta Sära von Sadänanda, ꝛc.

(Schluß.)

Sowohl Platon als Aristoteles widersprechen dem Parmenides, indem sie behaupten und darthun, daß das Nichtseyende μὴ ὄν sey; z. B. Platon hat im Sophisten (ed. J. Bekker p. 219) gezeigt — εἶναι τὸ μὴ ὄν als Theil des Seyenden und — ὡς αὐτὸ τοῦτό ἐστιν ὄντως τὸ μὴ ὄν, und — ὡς ἔστι τὰ μὴ ὄντα, u. a. Aristoteles nimmt ein Entstehen aus dem Seyenden dem Vermögen nach an, welches der Thätigkeit nach Nichtseyendes ist. Metaph. XI. p. 241. ed. Brandis: — ἐξ ὄντος γίγνεται πάντα, δυνάμει μέντοι ὄντος, ἐκ μὴ ὄντος δὲ ἐνεργείᾳ. u. a. m.

Aber der Vaedänta faßt eine andere Stufe der Einheit des Seyns und Nichtseyns; sein Hauptzweck ist das persönliche, reine Bewußtseyn der Einheit des höchsten und des lebendigen Geistes, wie oben gezeigt worden ist.

Indem Ref. sich diese ausführlichere Vergleichung sowohl wegen der, von Kennedy über Parmenides vorgebrachten, Behauptung als wegen des darin berührten Gegenstandes besonders in der Absicht erlaubt hat, den Vaedänta auch selbst mehr in seiner wissenschaftlichen Stelle zu betrachten; soll hiebey kein Gewicht darauf gelegt werden, daß Parmenides seiner Zeit gemäß von den philosophisch-religiösen Kämpfen wohl unterrichtet seyn konnte, die sich wahrscheinlich im VI. Jahrhundert vor. Chr. im Osten am lebhaftesten und weitesten verbreitet hatten, als sich bey der äußeren Erhebung des Vishn'uismus über den S'ivaismus die Lehren der Bauddhen, des Zoroaster u. a. daraus absondernd gestalteten.

Die hier angeführten Bemerkungen über Vans Kennedy's Remarks in den Transact. R. A. S. III. sind es, was Ref. in einem Schreiben vom Februar 1835 an Sir Gr. Haughton weitläufig aus einandergesetzt, und am 2. May desselben Jahres in der Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat.

Im As. Journal, October 1835. p. 92. erschien dann: The Vedánta System. Col. Vans Kennedy in Reply to Sir G. C. Haughton. Der gelehrte Präsident sagt darin: Sein Hauptzweck sey gewesen, zu beweisen, daß ein Glauben an Mäjä (als Illusion) die alte und ursprüngliche Lehre der Vaedäntin'en gewesen sey, und daß er dieses gezeigt habe nicht nur durch die Sütren des Vjäsa und die Scholien des Sankara sondern auch durch die Väden und Upanishaden, wie wir oben gesehen haben. Dieses wäre, sagt er, nur dadurch zu widerlegen gewesen, daß man bewiesen hätte, entweder, daß seine Citate falsch oder daß sie mißverstanden worden seyen (das letztere hat Ref. zu leisten gesucht). Er habe bloß geläugnet, daß Colebrooke's Darstellung des Vaedänta mit den Lehren und Schriften der Vaedäntinen einstimme. Unwidersprechlich werde von ihm der Vaedänta als ein System des gröbsten (grossest) materiellen Pantheismus dargestellt (S. 95). Wie aber Vans Kennedy den Standpunct der Vaedäntinen verkenne, die Vorstellung der äußeren Materie, als Täuschung, welcher, dem einen Extrem — der naturlose, abstracte Geist, das andere Extrem, gegenüber steht, durchaus fest halte, erhellet genug aus dem Obigen.

Im Reply darauf (in demselben As. Journal,

November 1835.) führt Sir Gr. Haughton seine Gründe dagegen an, vermehrt und verbessert aber dieselben in der oben genannten, besonders gedruckten Exposition etc., und er glaubt in dieser bis zu einem gewissen Grad den Irrthum beseitigt, und die Wahrheit dargestellt zu haben. —

Es ließ sich wohl erwarten, daß er darin von seiner ersten Behauptung: Menu, where the System of Kapila is followed (Trans. III. 413), abgehen würde. Er nimmt nun in der Exposition of the Ved. Phil. p. 11 und p. 14 Note (As. Journ. Nov. 1835. p. 222) einen Unterschied zwischen dem System des Kapila als einem atheistischen und dem, in Manu's Werk enthaltenen, theistischen an, und sagt von Manus Gesetzbuch (p. 14): It must be allowed to be the most extraordinary effort ever made by the mind of men. It is the undoubted prototype of every subsequent System of which we have any Knowledge, whether we call them Hindu, Chinese, Egyptian, Persian, Chaldean or European, which are all but distorted and mutilated copies (!) of this one grand, simple and original conception.

Wenn der gelehrte Verf. diese Bemerkung auf die metaphysischen, nicht auf die theologischen Theile des Systems beziehen will; so kann er unter jenen doch wohl nur Manu's höhere Psychologie und Cosmogonie verstehen, welche vorzüglich im I. u. XII. B. enthalten, in den übrigen zerstreut sind, und mit dem Vaedânta, der Uttara mîmân'sâ, oder Brahma mimân'sâ als Dshnâna Kân'd'a, was andere Theologie nennen, wesentlich einstimmen; unter den theologischen aber die, welche die weiter ausgebildeten des Cultus u. dgl. ausmachen, nämlich Karma Kân'd'a, den Theil vom Handeln. Zwischen beyden ist aber die, sie vermittelnde Mythologie, die von beyden untrennbar ist. Nach indischen Begriffen können jene von diesen nicht auf solche Art unterschieden werden. —

Sir Gr. Haughton bestimmt weiter, wie er Manu noch immer als ein Sân'khja-System ansehe, indem er vier Sân'khja-Systeme setzt, und zwar in folgender chronologischen Ordnung: 1) Manu (theistisch), 2) Kapila (atheistisch, dessen System er zuerst für das von Manu hielt), 3) Patandshali (mystotheistisch); 4) Paurân'ika (mythotheistisch). Ref., der früher (in der Zeitschrift Vjasa I. 47 vom J. 1826) sagte: Paurân'ika Sân'khja sey in mehreren Purân'en, in Mahâbhârata, Manu's Gesetzbuch u. a. enthalten, hatte dabey nur den Sinn: In diesen Werken sey der Sân'khja so enthalten, wie z. B. der Stamm im Baume, abgesehen von seinen beyden Enden, von der Wurzel auf der einen Seite und von den Blüthen, der Frucht und den Saamen, auf der andern. Man kann vom Sân'khja so wenig das umgekehrte Verhältniß annehmen als von dem aus dem Ganzen herausgehauenen Stamm, der als unvollkommner Theil, das Ganze nicht enthält, in dem er enthalten war. Denn in Manu, Mahâbhârata u. a. scheint wohl Sân'khja als eine, mitten im Systeme stehende Entwicklungsfortsetzung oder Abtheilung des Ganzen, aber in diesem ist noch weit mehr und gerade das Wesentliche, ohne welches Sân'khja, da es des inneren schaffenden Geistes, seines Grundes und Zweckes, wie seiner consequenten, lebendigen Entwicklung entbehrt, in der That, nur als ein todtes, entstelltes Bruchstück zu begreifen ist. Auf diese Art kann es scheinbar auch schon in den Vâden enthalten nachgewiesen werden. Aber selbst bey gleichen Namen ist ein anderer Sinn.

Dieses gilt nicht nur vom Sân'khja nirîs'vara des Kapila, sondern auch zum Theil vom Sân'khja saes'vara des Patandshali, soweit er bekannt ist. Auch dieser entbehrt des höchsten absoluten Geistes, bey allen seinen Beziehungen zum hohen Naturgeiste. Der sogen. Paurân'ika Sân'khja aber, den Haughton mythotheistisch nennt, muß bey den bekannten, sehr verschiedenen mythologischen Gestaltungen der Purân'en selbst mehr als eine Form haben. Denn die Systeme der Purân'en sind großentheils von einander sehr abweichende Ausbildungen des Vaedânta in verschiedener Deutung, wie auch, obschon reiner, Râmâjan'a und Mahâbhârata.

Wenn der Verf. S. 11 behauptet, Manu's Werk gehöre nicht zum Vaedânta, has nothing to do with the Védánta, so kann man dieses selbst nicht von den neuesten, ausgebildeten und modificirten Formen des Vaedânta, der überall gleich Manu's Gesetzbuch ein anerkannt aus den Vâden geschöpftes System ist, gelten lassen, noch weniger

von den älteren in den Upanishaden oder auch in den Sûtren des Bâdarâjan'a. Jener Behauptung widerspricht Alles in Manu (vrgl. Manu I. 6 ff. II. 6. 7. ff. 140. 141 ff. XII. 50. 85. ff. 91. 92. 94. 98. f. 102. 118. ff.).

Ganz im Sinne des alten und neuen Vaedânta heißt es Manu II. 160 ausdrücklich:

यस्य वाङ्मनसे शुद्धे सम्यग्गुप्ते च सर्व्वदा । स वै सर्व्वमवाप्नोति वेदान्तोपगतम् फलम् ॥

d. i. „der empfängt wirklich die ganze, vom Vaedânta verheißene Frucht, dessen Sprache und Verstand gereinigt, und immer vollkommen bewahrt sind" u. d. m.

Noch mehr steht ihr eine durchgeführte Vergleichung entgegen. Die innigste Beziehung Manu's zum Vaedânta wird auch von den gelehrten Hindu selbst z. B. Kullûka Bhatt'a zu Manu u. a. nicht anders betrachtet. Der Unterschied des alten und neuen Vaedânta geht nicht auf eine so wesentliche Veränderung des überall aus den Vâden, meist sogar aus den nämlichen Stellen der Vâden geschöpften Systems, daß eines derselben dem Sân'khja gleich würde.

Wollte man aber das System der Emanation oder Evolution, welches nach S. 10. vrgl. 14. in Manu enthalten seyn soll, und die Ordnung, in welcher alle Dinge in der Schöpfung von der Gottheit räumlich herausgesetzt vorgestellt werden, wirklich in Manu finden: so könnte man es auch in anderen Vaedânta-Schriften sehen. Zwischen dem Sân'khja jeder Art und Manu erkennen wir aber immer den wesentlichsten Unterschied.

Nach Sir Gr. Haughton (Expos. S. 4. Ref. führt diese Stelle nur mit einigen eingeschalteten kurzen Bemerkungen an) „wird in den alten Sûtren und vom S'an'kara die Gottheit oder Brahma dargestellt als die alleinige Quelle aller Dinge: (davon abgesonderte) Individualität wird (erst) allen anderen existirenden Dingen abgesprochen. Alle Erscheinungen der physischen Natur entstehen bloß von der Aeusserung seiner Energie (S'akti), die gleichfalls Natur (Prakriti) und Mâjâ Illusion (Mâjâ in diesem Sinne gewiß nicht vom Vaedânta) genannt wird. Diese Energie, Natur muß betrachtet werden als unreal, weil nichts ist als Brahma (das die Fassung des Ganzen ist); und sie ist real so fern sie die Ursache aller Dinge ist, die wir um uns sehen."

„Die obigen Worte (S'akti, Prakriti, Mâjâ) sind daher, so bestimmt, nicht in dem Sinn zu nehmen, wie sie in den Wörterbüchern oder anderen Systemen gebraucht werden. Energie, Natur oder Mâjâ wird ferner bestimmt durch die Benennung: die Ungeborne (adshâ), und wird auch genannt Unwissenheit ignorance (avidjâ), wenn die sichtbare Natur für ein wirkliches Wesen, von den, durch höhere Wissenschaft Nichterleuchteten genommen wird."

Dieser Wissensmangel ist, aber, wie man aus dem Obigen weiß, als Bewußtlosigkeit अज्ञान vom Vaedânta nicht in diesem Sinne, sondern in einer weit höheren, allgemeineren, ursprünglichen Stufe genommen. Derselbe fährt fort:

„Von Energie, Natur oder Illusion kann daher nicht gesagt werden, daß sie etwas Wesentliches sey, sondern sie ist etwas Actuales (but it is something actual). Daher sind diese drey Worte nicht Namen von einer, durch Mißbrauch der Sprache personificirten Macht oder einem Zustande oder einer Abstraction, sondern sollen sicherlich etwas andeuten, das zuvor nie einem anderen als einem indischen Philosophen in den Sinn gekommen ist, und welches wir beym Mangel eines besseren Ausdruckes eine Actualität (an Actuality) nennen müssen; das ist, something possessing potentiality, but destitute of essentiality" (?).

Wie fern diese Ansicht der Natur die alte Lehre des Vaedânta sey, sieht man aus dem Obigen. Die Art aber, wie der Verf. nun weiter die Natur in Verhältniß zur Gottheit setzt, als beschäftiget der ruhigen Gottheit die Erscheinungen der Sinne und sichtbaren Welt vorzumachen, und sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst in eine unendliche aber trügerische Individualität unterschieden ansehe, — dieses ist nicht dem Vaedânta, sondern ganz der Lehre des Sân'khja angehörig, wie sie in den

Transact. von Colebrooke, vom Ref. in seinem Vjâsa u. a. charakterisirt worden ist. — Der Verf. giebt sich Mühe zu beweisen, daß Mâjâ nicht bloß Illusion bedeute, und doch wiederholt er selbst immer wieder diese, dem Worte Mâjâ ursprünglich fremde, Uebersetzung, und ungehörige Benennung. Wenn er S. 5 sagt: Májá is not to be considered as illusion, but as that sort of self — induced hypostasis of the Deity, by which he presents to himself the whole of animate and inanimate nature. Energy, nature or illusion is, therefore, that self — induced condition, which according to the Védántins arises in the Deity when he wills to diversify himself, and says, „I may become many"; so ist diese Art eines selbst angeregten Grundes, ὑπόστασεως, self — induced hypostasis of the Deity, wohl dem Vaedânta nicht ganz unangemessen, jedoch sollte immer statt des allgemeinen Namens Deity, vielmehr der bestimmte indische Name dafür, der hierbey und im Folgenden gebraucht wird, genannt werden. Dieses war hier um so nöthiger, als der Verf. selbst den Vaedânta schwer zu fassen, und durch die Sprache der Vaedântinen die Schwierigkeit, ihn richtig zu begreifen, vermehrt findet S. 6. — Er führt nun aus J. Taylor's App. zu Prabodh Chandród. Stellen an, worin dieser Mâjâ motion, negation nennt, und wo er sagt: It (májá) is sometimes however represented as having a real existence; but this means only, that it exists as motion or energy and not as being. Dadurch werde erklärt, daß Mâjâ weder wahr noch falsch seyn soll. It is not true, because it has no essence, and it is not false, because it exists as the power of the universal being. — Daß Mâjâ als Illusion betrachtet, den älteren Vaedântinen nicht angehöre, diese Behauptung Colebrookes bestättigt hier auch H. Prof. Wilson in einem Schreiben an Haughton. — Ebend. S. 8.

S. 10 erklärt Sir Gr. Haughton die mâtrâ in Manu als invisible types of visible atomes, and these therefore, in the aggregate, are the crude Stuff intended by the Greek ὕλη, the latin materia and the English matter.

Die Schwierigkeiten, das Verhältniß der Materie zum Geiste wie das All (der Vielheit) zur Einheit zu fassen, sucht er auf verschiedene Weise zu überwinden, was wir hier nicht weiter auszuführen brauchen. — Nur noch Einiges zur Charakteristik des Ganzen. S. 13 sagt er, daß er, nachdem er alle Systeme der Philosophie alte und neue (including those of India and China) genau untersucht habe, behaupten könne: „that there is not one of them, that satisfies the understanding, nor is there one, if its principles and — consequences — be considered, that does not contradict itself and common sense. Take for example Berkeley's Treatise concerning the principles of human Knowledge, which may be considered as one of the most perfect systems, that have yet appeared (?!) etc.

Gegen das Ende kommt der Verf. zu seinen Ansichten on the Hindu and European notions of cause and effect, die er im Appendix weiter ausführt, und wo er Locke mit Hume und Malebranche combinirend, mittelst seiner eigenthümlichen Dialektik zu der Folgerung gelangt: That there is no real cause (causer) but God, who in his character of creator forms and sustains all things, being both the origin and the agent in the production of the universe. Zuletzt giebt er seiner Betrachtung: Of the maxim „Ex nihilo nihil fit" den Schluß: The sum of the argument amounts to this, that whether we divide or multiply matter ad infinitum, we arrive at a contradiction to common sense; and we have but on conclusion left us from the incomprehensible nature of the subject, namely, that every thing we see, and feel, and think about, are but results presented to us by divine Omnipotence and wisdom, for reasons which it would be folly in us to attempt to scan.

Othmar Frank.

Berichtigung.

Im ersten Artikel Seite 677 Zeile 4 von unten ist statt घउ zu lesen घट.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März zur Feyer des (79ten) Jahrestages ihrer Stiftung.

Der Vorstand, Hr. Geheimerrath v. Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten.

„Die Sitzung des heutigen Tages, bestimmt, alljährlich das Andenken der ersten Stiftung dieser Akademie zu erneuern und daher überhaupt der Vergangenheit zu gedenken, wird wohl am zweckmäßigsten angewendet, die Verdienste kürzlich verstorbener Mitglieder zurückzurufen, deren unmittelbarer oder mittelbarer Wirkung die Akademie Vorzügliches verdankte. Und so sey es mir denn gleich zu Anfang verstattet eines Mannes zu gedenken, dessen Namen in der Geschichte dieses gelehrten Vereins stets eine bedeutende Stelle einnehmen, eines immerwährenden rühmlichen Andenkens genießen wird.

Karl Ehrenbert Freyherr von Moll, königl. Geheimerrath, kürzlich in hohem Alter gestorben, war seit Erneuerung der Akademie im Jahre 1807 anwesendes Mitglied und zugleich Secretär der mathematisch-physikalischen Classe: ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit und großer Einsicht versehen hatte, als er sich im Jahre 1827 in die Stille, wonach er lang sich gesehnt, freywillig zurückzog, den Sommer auf seinem unweit Dachau gelegnen Landgut, den Winter in dem benachbarten Augsburg verlebend. Ich werde mir nicht herausnehmen zu schildern, was Moll für diejenigen Wissenschaften gewesen, denen seine erste und entschiedenste Neigung angehörte, der Oryktognosie und Geognosie, dem Bergbau, der Hüttenkunde; und was er diesen Fächern theils durch unmittelbare Bearbeitung, theils durch Herausgabe periodischer Schriften und Bekanntmachung neuentdeckter Thatsachen oder Gegenstände, wobey ihm die ausgedehnteste Kenntniß der Litteratur zu Statten kam, theils durch angelegte Sammlungen, theils und besonders auch durch Unterstützungen genutzt hat, welche er, mit ansehnlichen Verwaltungsstellen im ehemaligen Erzbisthum Salzburg betraut, anderen Forschern bereitwillig zu gewähren im Stande war. Nur zu erwähnen habe ich, daß seine wissenschaftliche Thätigkeit, ohne an die eben genannten Fächer gebunden zu seyn, sich über das ganze weite Gebiet der Naturgeschichte verbreitete, so wie, daß kein irgendwie bemerkenswerther Gegenstand aus der Chemie, der allgemeinen Physik, oder der Witterungskunde ihm fremd blieb. Aber selbst nicht auf das große Reich der Naturwissenschaften beschränkte sich seine Theilnahme; nichts, was im ganzen Umfange des Wissenswerthen, sey es durch innern Gehalt, oder auch nur durch zufällige äußre Umstände Wichtigkeit oder Bedeutung erlangt hatte,

entgieng seinem Forschungsgeist; und, Liebhaber alles Seltnen und Besondern in der Litteratur, war der große Mineralog, Bergmann und Hüttenkundige, zugleich in einem weiten Umfang Deutschlands vielleicht der größte Bücherkenner, der mehr als einmal bedeutende Bibliotheken gesammelt und geordnet, und an ausländische Institute, wie das brittische Museum, oder an auswärtige Staaten überlassen hatte, während er zugleich im Stande war und sich vorbehalten hatte, auch die reichsten und ansehnlichsten unserer einheimischen Büchersammlungen noch mit kostbaren freywilligen Geschenken zu bereichern.

Meine Absicht kann vorzüglich nur seyn, bey dieser Gelegenheit seines Antheils an der Akademie zu gedenken, für die er immer als wesentlichen Grundsatz aufstellte, daß sie von allen wissenschaftlichen Anstalten am meisten Ursache habe, jeden Parteygeist sich fern zu halten; welcher sein Ansehen wie seine Geschäftskunde, seine gründlichen Einsichten und ausgebreiteten Kenntnisse ebenso wie seine billige Denkart, oft genug in schwierigen Zeiten sich nützlich zu erweisen Gelegenheit hatten; welcher fortwährend von seiner Seite eine nicht bloß amtlich gebotne, sondern herzliche Theilnahme gewidmet war, erprobt in zahlreichen Berathungen der damals bestehenden Verwaltungs-Commissionen, besonders der über die königliche Bibliothek gesetzten, deren Seele er war; erprobt selbst in Berathungen über eine veränderte Einrichtung der gesammten Akademie, die, von der Regierung selbst hervorgerufen, freylich unter den gegebenen Umständen nicht zum erwünschten Ziel führen konnten: denn das wahre Mittel zu dem Zweck, der Akademie eine angemessene Stellung zu geben, sollte der Weisheit unseres jetzt regierenden allergnädigsten Königes vorbehalten seyn, durch dessen Beschlüsse die Akademie wenigstens in die Möglichkeit gesetzt wurde, unter Hinzukunft anderer günstiger Umstände das zu seyn, was sie zu seyn wünschen muß und allein wünschen kann.

In allen diesen Verhandlungen hatte sich Moll's Einsicht und Charakter so bewährt, daß Keiner, ohne Ausnahme, von Allen, denen er näher bekannt war, ohne lebhaftes Bedauern ihn gerade beym Anfang dieser neuen Epoche aus der Akademie scheiden sah, deren Leitung ihm schon früher gebührt hätte. Ich sagte: keiner von allen, denen er bekannt war, denn Moll gehörte zu den Menschen, welche nicht allen, die von ihnen wissen, auch bekannt sind. Kein Mann aller Menschen und aller Zeiten, galt er vielen für menschenscheu und ungesellig, während er, innerlich voll wohlwollender Gesinnungen, denen, welche sich ihm erprobt hatten und auf deren Freundschaft er einen hohen Werth legte, selbst ein treu anhänglicher und ergebener Freund war. Es gab sogar eine Zeit, wo man ein freygebig vertheiltes Prädicat von gewissen Seiten auch auf ihn ausdehnte; denn, weil er mit Männern aller Stände in Verkehr und in freundlicher Verbindung stand und nicht in die unbedingte Verwerfung gewisser Institute einstimmte, von deren Wohlthätigkeit für die Welt unter gegebnen Umständen er nach seinen Erfahrungen überzeugt war, wurde ein Mann zum Theil unter die Lichtscheuen gesetzt, der zu allgemein unterrichtet, zu gründlich gebildet und erfahren war, um je wirklich dumpfen, feindselig-beschränkten Gesinnungen Gehör zu geben oder gar zu huldigen. Zum Ersatz dafür war derselbe Mann vielleicht in andern Zei-

ten und andern Umgebungen zu freyer Gesinnungen verdächtig geworden. Wir, denen die Unparteilichkeit seines Geistes, das Gleichmaß seines Urtheils, bekannt war, werden ihn oft zurückwünschen und seiner Denkweise, seiner Art zu seyn, eben so wie seinen Verdiensten um die Wissenschaft, fortwährend den gebührenden Tribut anerkennender Erinnerung zollen.

Wenige Wochen vor der heutigen Sitzung wurde auch uns ein Mann entzogen, dessen Namen die Akademie unter denen ihrer auswärtigen Mitglieder stets als eine der ersten Zierden betrachtet hat. Könnte man menschlichem Leben unvergängliche Dauer wünschen, wer hätte diese nicht für Sylvestre de Sacy gewünscht? Denn wem, der mit orientalischer Litteratur oder Geschichte und selbst Alterthumsforschung überhaupt, oder Philosophie der Sprache, je sich ernsthaft beschäftigt, wäre dieser Mann nicht durch seine Schriften Lehrer geworden? Wo ist ein Land, in dem nicht dankbare Schüler mit Ehrfurcht und Liebe seines mündlichen Unterrichtes gedächten? (auch Bayern zählt deren mehr als Einen.) Oder wer hätte je sich an den trefflichen Mann um Belehrung oder für irgend eine wissenschaftliche Forschung um Hülfe und Aufschluß gewendet, dem der vielbeschäftigte nicht auf die zuvorkommendste und freygebigste Weise die Schätze seines Wissens eröffnet hätte? Zumal aber dringt sich die Frage auf, wer für einen so bedeutenden Theil menschlichen Wissens die Stelle des Mannes ersetzen wird, der eben so sehr durch die unbestrittne, in einem langen Leben erprobte Redlichkeit seines Forschens als durch die Tiefe seines Wissens und die Universalität seines Geistes verdient hatte, in allem was Sprachkunde betrifft, selbst über den nächsten Umkreis seiner besondern Studien hinaus, als Orakel verehrt zu werden; wie ich mich denn erinnere, daß Champollion's erste Entdeckungen über die phonetische Bedeutung eines Theils der ägyptischen Hieroglyphen zuerst allgemeines Vertrauen erweckten, als bekannt wurde, daß Sylvestre de Sacy's Anerkennung ihnen zu Theil geworden. Auch für die sittliche Welt ist es als ein Verlust zu erachten, wenn ein solches Vorbild nur noch in der Erinnerung lebt; wenn ein Mann nicht mehr als ein lebendes Beyspiel vor Augen steht, der mit den einfachsten und anspruchlosesten Sitten nicht nur eine sehr hohe Stufe in der allgemeinen Achtung erlangt hatte, sondern auch in seinem Vaterlande, ohne Künste irgend einer Art angewendet, ohne je seine Grundsätze verläugnet oder irgend eine seiner Ueberzeugungen zum Opfer gebracht zu haben, zu den höchsten äußeren Ehren gelangt war, die ihm sein Vaterland gewähren konnte. Und gewiß, diesem inneren Maaß, dieser leidenschaftlos reinen Stimmung seines Innern, hatte er vorzugsweise das günstige Geschick, den glücklichen Stern zu danken, der auch über seinem äußeren Leben waltete. Das tief religiöse Gefühl, von dem sein ganzes Leben getragen und beruhigt war, hielt ihn bis zum höchsten Alter aufrecht, und eine gütige Vorsehung vergönnte ihm, noch vor seinem Hinscheiden das Werk zu vollenden, dem er viele Jahre gewidmet, das von der ganzen gelehrten Welt mit Sehnsucht erwartet war, sein Werk über die Religion der Druſen, *) eine der

*) Er selbst sagt am Ende der vom 25. Dec. v. J. datirten Vorrede: Il me reste un devoir à remplir, c'est de remercier la Providence, qui m'a permis de terminer ce travail à un âge où l'on peut à peine compter sur le lendemain. Die Gelehrten Anzeigen hoffen bald eine ausführliche Beurtheilung des erwähnten Werkes mittheilen zu können.

merkwürdigsten, aber zugleich räthselhaftesten Verirrungen des religiösen Bewußtseyns.

Jedoch eben die Erwähnung seines letzten Werkes gemahnt mich, dieses Vorwort zu schließen; denn es kann nicht fehlen, daß die für die Festlichkeit dieses Tages verfaßte Rede eines gelehrten Mitgliedes zur würdigsten Feyer des Mannes werde, der über den Gegenstand, den sie behandelt, so vielfältig Licht verbreitet hat."

Auf Einladung des Vorstandes las sodann Hr. Professor J. Döllinger eine Abhandlung

über Muhammeds Religion nach ihrer innern Entwicklung und ihrem Einflusse auf den Charakter und das Leben der Völker.

Diese Abhandlung wird in den nächsten Tagen besonders im Drucke erscheinen.

Journal Asiatique. Février 1838. Paris.

Dieses Heft einer gehaltreichen Zeitschrift enthält unter Anderem den dritten und letzten Brief von F. Fresnel über die Geschichte der Araber zunächst vor Muhammed. Der Verf. stand im Begriffe, von Cairo, wo er viel gesammelt hatte, aufzubrechen und eine Reise in das innerste Arabien zu versuchen. Gelingt es ihm, den Urstamm Ad zu finden und kennen zu lernen, dessen Sprache noch dieselbe seyn soll, wie in den Tagen Abrahams, so darf man die Entdeckung noch viel älterer Ueberlieferungen hoffen als die sind, welche er in seinen drey Briefen mitgetheilt hat und worunter manche sehr ansprechende sind. Hier davon eine Probe.

„Durayd, der Sohn Simmah, von dem Stamme Hawazin, war gegen Leute von dem Stamme Kinanah ausgezogen. In dem Thale Alakhram sah er von fern einen Mann der ein Kamel führte, auf welchem eine Frau saß. Spreng' an, sagte Durayd zu einem von seinen Reisigen, und rufe dem Manne zu, er lasse das Kamel und fliehe. Der Reiter that, wie ihm befohlen war, und da jener nicht folgte, kam er näher und wiederholte die Aufforderung. Der Mann aber gab den Zaum des Kamels der Frau in die Hand, warf gegen den Reiter seinen Speer und durchbohrte ihn damit. So that er einem zweyten, den Durayd entsandte, so auch einem dritten. Durayd kam selbst und sah den ersten, darauf den andern, dann den dritten seiner Reiter niedergestreckt, zuletzt auch ihren Besieger ruhig das Kamel führend, unbewehrt, da in dem letzten Wurfe sein Spieß gebrochen war. Du bist allein, Jüngling, und hast keinen Speer, sagte Durayd; nimm hier den meinigen. Er gab ihm den Speer, wandte um und sprach zu seinen Leuten: Seines Gleichen habe ich nicht gesehen; ihm das Leben zu nehmen, wäre unrecht gewesen.

Einige Jahre später überfielen Krieger des Geschlechtes Firas von dem Stamme Kinanah ein Lager des Stammes Hawazin, gewannen den Streit und führten viele gefangen weg, darunter auch Durayd. Er ließ nicht merken, wer er wäre, aber etliche Weiber, denen sein gutes Gesicht gefiel, traten heran, und gingen mit Gebehrden, die ihn zum Sprechen reizen sollten, an ihm vorüber. Eine, die ihn scharf angesehen hatte, rief aus: Wahrlich ein schöner Fang; das ist der Mann, von welchem Rabiah den Speer empfing, nachdem er drey Feinde von seiner Pilgerin abgewehrt hatte. Sie warf ihren Mantel auf den Gefangenen und sprach: Kinder Firas, der Mann ist unter meinem Schutze; es ist der Mann des Tages zu Alakhram! Auf die Frage nach seinem Namen sagte er: ich bin Durayd, der Sohn Simmah; wer aber ist der, welchem ich meinen Speer gegeben habe? — Rabiah, der Sohn Mukaddam. — Was ist aus ihm geworden? — Er ist gefallen im Streite mit den Banu-Sulaym. — Und wo ist die Frau, deren Kamel er führte? — Ich bin es, sprach das Weib, das den Mantel auf ihn geworfen hatte; ich bin Raytah, die Wittwe Rabiah's. Nun wurde Rath gepflogen; kein Leid sollte Durayd geschehen; Anstand nahmen jedoch einige, ihn frey zu geben, ohne daß der Krieger, dessen Gefangener er war, einwilligte. Dieser wurde mit einem Lösegelde, das die übrigen zusammenlegten, befriedigt; Durayd der Bande entledigt und von Raytah mit Gewand und Waffen beschenkt. Er kehrte zu seinem Stamme zurück und befehdete nie mehr die Kinder Firas."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. I. Heft, 140 S. II. Heft. 266 S.; III. Heft 77 S., mit dem besondern Titel:

Della storia d'Italia sotto gli imperatori Romani La Germania e i suoi popoli sino all' anno dell' era volgare 180. Milano 1836. (Durch Prof. Garzetti in Trient).

Wie wenig die politischen Zustände Italiens den Geist freymüthiger und unabhängiger Forschung über die vergangenen und gegenwärtigen Schicksale dieses Landes begünstigen, ist diesseits der Alpen niemand unbekannt. Auch wäre es ein eben so ungerechtes als schädliches Vorurtheil, wenn man aus den langen Pausen seiner historischen Muße den Schluß zöge, jene Saat großer und kraftvoller Geister des alten und mittlern Italiens müsse endlich völlig erloschen und das einst geistig so herrlich blühende Land nach Aufzehrung aller Lebenselemente in einem solchen Grade gealtert, erschlafft und erstorben seyn, daß es mit der Kraft auch das Verlangen, seine Zustände in verschiedenen Weltepochen wissenschaftlich darzustellen, verloren habe.

Zwar sind Eifersucht und Zorn der nordischen Völker gegen die alten rerum dominos gleichsam heute noch lebendig; und weil diese die Welt zuerst durch das Schwert der Legionen gebändiget, und dann zum zweytenmale durch die Kraft des Dogma's geistig überwältiget haben, so ist man nur zu geneigt, die politische Versunkenheit des Volkes auch auf sein sittliches und geistiges Leben überzutragen. Besonders schien man in der neuesten Zeit bey der entschieden technisch-historischen, und dennoch völlig antipoetischen Richtung der Wissenschaft in Europa, die Italiener bereits außer Spiel zu setzen und von aller Mitbewerbung um die wissenschaftliche Palme des Tages auszuschließen, weil jene productive Regsamkeit und schöpferische Thätigkeit, mit welcher die nordischen Völker vergangene Weltalter im Allgemeinen, und alte nationelle Zustände und deren Genesis insbesondere erforschen, auf der italienischen Halbinsel angeblich nicht mit gleicher Lebendigkeit allerots sich entfalten wollte.

Der wahre Grund indessen, warum alles historische Ringen und Mühen der Italiener, bey aller innern Reichhaltigkeit, sich dennoch nicht zu jenem Charakter von Universalität, Glanz und öffentlicher Anerkennung erschwingen kann, den es z. B. in unserm politisch doch eben so getheilten Germanien errungen hat, muß hier füglich unberührt gelassen werden. Uns sey es genug zu wissen, daß von Zeit zu Zeit Geistesblitze aus dem Innern dieses edeln, aber in dichten Lavadunst eingehüllten Volkes hervorbrechen, die sein inneres Leben beurkunden.

So lange man nicht den materiellen Umfang des Bücherkatalogs und die jährlich erscheinende Bändezahl als Maßstab für geistige Tüchtigkeit der Völker gelten läßt und, wie es beynahe in Deutschland Sitte wird, Anerkennung und Ruhm eines Gelehrten nach der Bogenzahl bemisst, die er überschrieben hat, bleibt der alte Ruhm Italiens — um nur von der Historiographie zu reden — durch das hervorleuchtende Verdienst einiger Männer, allen Hemmnissen zum Trotz, noch immer ungeschwächt. Die Deutschen halten sich zwar selbst für die größten historischen Genie's der neuesten Zeit, und preisen unermüdet Schlözer, Müller, Raumer, Luden, Hammer u. s. w., ihren Umfang, ihre Tiefe, besonders aber weil keiner derselben weniger als sechs dicke Bände, wohl aber das Doppelte und

noch mehr geschrieben hat; und wollte man den kritischen Blättern glauben, so wären Tacitusse und Salustiusse in den Ländern zwischen den Norischen Alpen und der Ostsee eine alltägliche Erscheinung. Wenn uns aber dagegen die benachbarten Völker lieber die großen Magaziniere der historischen Gelehrsamkeit nennen, und in den Werken der deutschen Geschichtschreiber im Allgemeinen eher Vorrathskammern und aufgespeichertes Material aus allen Welttheilen, aus Japan, China, Indien, Bochara, Timbuktu, Anahuac, Palenk und Samarkand entdecken wollen, als genialen Gedankenschwung und künstlerisch vollendete Darstellung, so wissen wir nicht, ob ihr Urtheil auch jederzeit ganz ungerecht sey.

Um nur bey der letzten Zeit stehen zu bleiben, welches Geschichtenbuch des vielschreibenden Germaniens will man dem nachgelassenen Werke des neapolitanischen Generals Kolletta entgegenstellen? Denke man von den politischen Ansichten des Mannes was man wolle, und sehe man nur auf den Kern der Gedanken, auf die Kraft des Wortes, auf den tragischen Ernst, auf das tiefererschütternde und Leidenschaften reinigende Gefühl, welches nach Durchlesung seines Buches in der Seele zurückbleibt und lange in ihr fortlebt, und man wird uns vielleicht zugestehen, daß nicht nur in Italien, sondern auch anderwärts, seit langer Zeit nichts dergleichen geschrieben worden sey. Kolletta ist kein studirter Nachäffer seiner beyden großen Landsmänner und Vorgänger Sallustius und Tacitus; er selbst ist ein lebendiger Born des Lebens, voll selbständiger Würde und Kraft; er selbst für sich allein wiegt ein Heer zunftgerechter Skribenten Deutschlands auf; er allein ist πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων.

Deutsche! rühmet nicht gar zu ausschließlich euren Niebuhr, als wäre Genie, Originalität und Tiefe dieses Mannes für alle Zeiten unerhört und unerreichbar. Ein Italiener, der Micali's Geschichte der Urvölker Italiens oder Inghirami's Werk über die alten Hetrusker mit Niebuhrs vergöttertem Product vergleicht, wird euren Enthusiasmus so wenig begreifen, als er den holperichten Periodenbau und den völlig ungenießbaren Styl eures Idols elegant und fließend finden kann.

Seyd ihr aber auf die zahlreichen Abhandlungen und gelehrten Forschungen euerer Akademieen stolz, so hält man euch, mit Umgehung alles dessen was man einst in Modena und Bologna geleistet hat und jetzt in Florenz, Mailand und Turin mit frischem Eifer fortführt, nur die neuesten Considerazioni sulla storia Siciliana von Pietro Lanza, Fürsten von Scordia, besonders aber des eingangs genannten Hrn. Garzetti drey inhaltsreiche Traktate della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani entgegen, ohne noch den Umstand geltend zu machen, daß die deutschen Gelehrten gewöhnlich unter dem Schutze wissenschaftliebender Fürsten in Wohlbehagen ihre Arbeiten fördern, während ihre italienischen Arbeitsgenossen keinerley Ermunterung, selten freundliches Entgegenkommen, nicht immer das verdiente aber unfruchtbare Lob nach gelungener That genießen, und überhaupt außer ihrer Liebe zur Wissenschaft und ihrem Talente keinerley Beystand finden.

Es versteht sich von selbst, daß man hier nicht wohlerworbene und allgemein anerkannte Vorzüge deutscher Wissenschaft schmälern und dagegen das Genie eines fremden Volkes über Gebühr hervorzuheben und anzupreisen gedenkt. Nur dem in Deutschland eingealterten Vorurtheile über literarische Versunkenheit und gleichsam historiographischen Helotismus Italiens will man sich durch Namhaftmachung einiger vorzüglich gelehrter und ausgezeichneter Männer entgegensetzen, deren Werke unserer Meynung nach einen bedeutenden Rang unter den wissenschaftlichen Leistungen der neuesten Zeit verdienen. Und wir fürchten gar nicht, namentlich Hrn. Garzetti zu viel Ehre zu erzeigen, wenn wir ihn den historiographischen Zierden des jüngsten Italiens beyzählen, und in ihm ein vorzügliches Talent erkennen, über theils unbekannte, theils unvollkommen und höchst mangelhaft bearbeitete Zeit-Umstände ein klares, mit Kunst und Wissenschaft gezeichnetes Bild zu entwerfen. Ein Italiener, der sich im historischen Fache versuchen will, wird selten über den Stoff verlegen seyn. Denn gleichwie die nordischen Völker niemals müde werden die hesperische Halbinsel zu besuchen, und in diesem unvergleichlichen Lande immer frische Quellen der Bewunderung, der Belehrung und des Genusses entdecken,

eben so ist die politische Vergangenheit seiner Bewohner eine unerschöpfliche Fundgrube für historische Thätigkeit. Keine Größe der neuern Zeit kann den Eindruck verwischen, den die alte italienische Weltherrschaft im Gemüthe der europäischen Völker bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat. Und fürwahr, wenn man die alte Geschichte der römischen Stadtgemeinde liest, glaubt man nicht die Thaten eines einzelnen Volkes, sondern — wie Florus sagt, die des ganzen menschlichen Geschlechtes zu lesen. Die neuern Staaten sind ja nur Bächlein, deren Ursprung sich im weltüberflutenden Strome der römischen Herrscher- und Gesetzgebungskraft verliert, und die politischen Bewegungen unserer Tage, so wie alle Versuche der einzelnen Völker ihren Haushalt, ihr inneres Leben, ihre Bürgschaften zu ordnen und zu sichern, finden sie ihren Typus nicht getreulich im Leben der italienischen Quiriten? Und wer dieses letztere in allen seinen Parthien, in allen Stadien, Phasen und Wendungen malt, hat nicht den Italienern allein, er hat allen Völkern und allen Zeiten gedient. Denn was die Natur des in gesellschaftlichem Verbande lebenden Menschen in socialer Bedeutung seyn und möglicher Weise werden kann, was in ihren Bestrebungen das Aeußerste und in den Folgen das letzte ist, und wohin überhaupt alle menschliche Kraft und Weisheit führe, zeigt sich an dem historisch vollendeten Lebensbilde dieses Volkes. Hier allein ist der vollständige Kursus von Staats- und Regierungskunde, den uns die alte Welt gleichsam als Testament für alle Zukunft zurückgelassen hat. Seinen Inhalt erklären, seine Dunkelheiten deuten, seine schadhaften Seiten ergänzen, und wiederherstellen was der Ruin der alten Welt verschüttet hat, ist seit dreyhundert Jahren die vorzüglichste und noch lange nicht erschöpfte Aufgabe der historischen Studien nicht etwa nur zunächst in Italien, sondern bey allen kultivirten Völkern des Abendlandes. Hr. Garzetti wählt sich aus diesem Welt-Codex einen Abschnitt zur Erläuterung aus, und belehrt das geschichtliebende Publikum mit seinem, wie uns scheint, lange und sorgfältig bearbeiteten Commentar über den Zustand Italiens unter der Herrschaft der römischen Cäsaren in drey kurz hinter einander erschienenen Abhandlungen. Der Titel selbst verkündet klar genug, daß hier vorzüglich vom innern Leben, von der sogenannten Familien- und Municipal-Existenz des italienischen Volkes, und nicht ausschließlich von seiner kriegerischen Größe nach Außen die Rede sey. Ackerbau, Configuration und Productivität des Bodens, Künste und Handel, Finanz und Statistik, Nahrung, Kleidung, Haushalt, Spiel und Lebensgenuß, Gerechtigkeitspflege, Beamtenhierarchie und Gemeindeverwaltung, Auflagen mit der Art ihrer Erhebung, Heeresergänzung und die Conflicte der öffentlichen Freyheiten mit der alles verschlingenden Centralgewalt der Imperatoren in ihren verschiedenen Stadien werden als Hauptabschnitte der Untersuchung figuriren. Wie schwierig es aber sey, hierin den Foderungen eines Lesers aus dem 19ten Jahrhundert zu genügen, wird man nur dann gehörig zu würdigen verstehen, wenn man bedenkt, daß es keinem Autor des Alterthums je in den Sinn kam, ein Buch über den Staatshaushalt im weitesten Umfange, über Statistik im Allgemeinen, über Steuerumlagen, über Gemeindeverwaltung und Competenz der Tribunale, über Handel und Gewerbe zu schreiben: wenigstens ist nichts dieser Art auf unsere Zeiten herabgekommen. Und doch muß vorzüglich von solchen Dingen die Rede seyn, wenn man über den Zustand Italiens während der fünfhundertjährigen Herrschaft der Imperatoren nach heutigen Begriffen sprechen will. Aus zufälligen und zerstreuten Notizen, die man in der armseligen Literatur der Kaiserzeit findet, ein solches Gemälde zusammen zu setzen, wäre ganz unmöglich. Als vorzüglich reichhaltige und häufig einzige Quelle zu erträglicher Lösung der Aufgabe wird man die Gesetzessammlungen von Theodosius bis Justinian mit allen Erläuterungen, Abhandlungen und Ergänzungen der Rechtsphilosophen späterer Zeiten erkennen müssen. Allein um gewinnreich und kritisch aus dieser Quelle zu schöpfen, ist natürlicher Scharfsinn eben so unentbehrlich als praktische Weltkenntniß und innige Vertrautheit mit dem Getriebe des Staats- und Volkslebens überhaupt. Analogie und Conjectur bleiben in vielen und wichtigen Puncten dessen ungeachtet Hauptinstrument, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Solche Werkzeuge in die Hand zu nehmen, hat aber nicht jeder Geschichtschreiber das Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. Regensburg, bey Friedrich Pustet. 1838. XVI. 191 S. 8.

Das vorliegende Buch, welches, wie der Verfasser selbst S. XI. aussprach, nur ein Versuch seyn soll, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit kritisch zu beleuchten, verdient sowohl wegen des behandelten Gegenstandes, als auch insbesondere des Fleißes und der Umsicht wegen, welche der gelehrte Verfasser entwickelte, die genaue Beachtung von Seite aller derjenigen, welche die Mühe historischer Forschungen kennend, jene aufopfernde Wahrheitsliebe zu schätzen wissen, die es unternimmt, das Material der Geschichte zu sichten, und damit die Grundlage zu bereiten, auf welche hin eine kritische Geschichte verfaßt werden kann. Da der Verf. hiebey nur wenige Gelehrte zu Vorgängern hatte, ja in dem größeren Theile des Zeitraums, dessen Quellen er sichtete, allein dasteht, so sey es vergönnt, kurz die Methode zu zeigen, durch welche er seine Aufgabe, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit (König Heinrich mit eingeschlossen) kritisch zu beleuchten, zu lösen strebte.

Dr. Contzen beginnt mit einer Einleitung, in welcher er die Entstehung der Chroniken aus den in Kirchen und Klöstern üblichen Festtafeln nachweist und die vorhandenen Quellen nach größeren Geschichtschreibern, kleineren Annalen, Nekrologien, späteren Chroniken, Biographien, Briefen, Concilien- und Urkundensammlungen eintheilt. Die erste dieser Rubriken eröffnet Widukind. Der Verf. erzählt die Geschichte seiner Ausgaben, erörtert die Zeit, in welcher W. lebte und seine Historien schrieb, die Quellen, welche er benützte, und sucht so seine Glaubwürdigkeit zu erweisen. Dieß ist im Allgemeinen der Gang, welchen der Verf. bey jedem Einzelnen der von ihm kritisch durchgenommenen Geschichtschreiber und Geschichtsquellen einschlug. In das Detail der Untersuchung, in eine vergleichende Prüfung der Quellen unter einander läßt er sich in der Regel nicht ein; dieß bleibt, wie früher, auch mit diesem Buche dem Forscher der sächsischen Kaiserzeit selbst überlassen.

Auf Widukind folgt Liutprand. Wie bey jenem giebt der Verf. auch hier recht schätzbare Winke über Leben und Schriften dieses Autors, welche von jedem, der noch keine Kenntniß von Liutprand hatte, als einleitende Bemerkungen gewiß mit vielem Danke werden aufgenommen werden. Was die Beurtheilung der Absicht, welche L. mit seinem Geschichtswerke verband, so wie seine Glaubwürdigkeit betrifft, so scheint jedoch der Verf. hierbey zu sehr dem persönlichen Gefühle, wie Er es gemacht haben würde, wenn er an L's. Stelle gewesen wäre, gefolgt zu seyn; auch beruht die Auslegung der Stelle V. 13 (Contzen S. 41) auf der irrigen Ansicht, daß weil nach L. das ganze Hofgesinde von den Ausschweifungen der Königin Willa wußte, und diese bezeugen konnte, dasselbe die Quelle gewesen sey, aus der L. schöpfte. Eine Sache, von welcher auch ein Gassenhauer weiß, kann recht gut erzählt werden, ohne daß man seinen Bericht gerade einem solchen Subjecte entnimmt.

Nun folgt Thietmar von Merseburg, welchen der Verf. mit derselben Ausführlichkeit behandelte, wie die beyden vorhergehenden Autoren. Diese drey Abhandlungen machen, einzelne Fehler ungeachtet, die Krone des vorliegenden Werkes aus und sind von dem Verf. mit besonderer Liebe und Umsicht behandelt. Auf sie läßt er Albert von Metz, Glaber Rodulfus, Flodoard, Ademar, die scriptores rerum sangallensium und den Fortsetzer Regino's folgen. Wir vermeiden hieben in das Einzelne zu gehen, theils weil es die Schranken dieser Blätter übersteigen würde; theils weil es bereits von andern geschehen ist. Der Göttinger Recensent dieses Werkes, welcher vornehmlich (G. G. A. St. 208, 30 Dec. 1837) dieses that, scheint jedoch übersehen zu haben, daß der Verf. selbst sein Werk nur als einen Versuch bezeichnet.

Es folgen nun zunächst in wohl zu beschränkter Kürze die corvey'schen und hildesheimer Annalen, die corvey'sche und quedlinburger Chronik, die in den mon. Germ. hist. abgedruckten Annalen, mit einigen wenigen andern. Dann behandelt der Verf. die bisher so wenig beachteten Nekrologien, ohne sie jedoch weiter zu untersuchen und geht, nachdem er noch mehrere der spätern Chronisten in Kürze anführte, auf die Biographien über. Er erwähnt von diesen zuerst die Lebensbeschreibung Otto's I. durch die Nonne Roswitha, in Bezug auf welche er sich der dankenswerthen Mühe unterzog, die Münchner Handschrift sorgfältig zu vergleichen, woraus sich das Resultat ergab, daß von dem Gedicht selbst ein beträchtlicher Theil nicht mehr auf unsere Tage gekommen ist. Dann folgt das Leben der Königin Mathilde, der Kaiserin Adelheid, des hl. Bruno mit den Translationen der hl. Pusinna, Ida und Epiphanius, das Leben des hl. Ulrich, der hl. Wiborada. Ueberall ist auf die Zeit der Abfassung dieser Biographien, die Quellen und die größere oder geringere Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser hingewiesen, vielfach auch in das Detail der Erzählung eingegangen und dieß kritisch beleuchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. etc.

(Fortsetzung).

Vergleicht man nun den ganzen Reichthum der Quellen, wie sie Hr. Garzetti besonders im zweyten Theile seiner Abhandlung nach laufender Numer citirt, mit ihrer lichtvollen und fruchtbaren Anwendung und Erläuterung im Werke selbst, und stellt man die streng logische Consequenz seiner Schlüsse mit dem schöpferischen Geiste zusammen, der alle Theile der Abhandlung mit gleicher Kraft belebt, so wird man sich schnell überzeugen, daß der Verf., ob er gleich in dieser Schrift zum erstenmal vor das große Publikum tritt, in seiner Kunst kein Anfänger ist, sondern bereits jene Höhe und Vollendung erreicht hat, die man bey uns vorzugsweise die akademische nennt. So groß schien Ref. die Gewandtheit und Autorität, mit welcher Hr. Garzetti seine Materie auch in ihren dunkelsten und verwickeltsten Theilen behandelt.

Hier wäre es nun an der Zeit, die Kritik im engeren Sinne des Worts zu beginnen, in das Einzelne einzugehen, die Citate zu verfolgen, ihre Anwendung zu prüfen und mit Strenge zu untersuchen, ob der Verf. allzeit ihren Sinn richtig erfaßt, ihre Folgen gehörig abgemessen und gewürdiget, ob er in den Stellen seiner Autoren nicht Dinge gefunden habe, die eine gesunde Kritik darin nicht entdecken kann; ob seine Argumente, wenn auch nicht jederzeit durchaus erschöpfend, doch in ihrer Form stichhaltig seyen, und ob jene Partien seines historischen Gemäldes, die er aus Mangel an Nachweisungen entweder dunkel oder ganz unbearbeitet lassen mußte, vielleicht unserseits durch specielle Kenntnisse, durch Hindeutung auf bisher nicht gekannte, oder wenigstens vom Verf. nicht gehörig verstandene Quellen, aufgehellt und gleichsam belebt werden können? Diesem vorzugsweise kritischen, aber mühevollen und zeitraubenden Geschäfte wollen wir uns, wenigstens für die beyden ersten Theile, um so weniger unterziehen, da eben diese einerseits in einer der gelesensten literarischen Zeitschriften Deutschlands (Heidelberger Jahrb. d. L.) dem Inhalte nach umständlich angezeigt und dem deutschen Publikum mit Recht als eine bemerkenswerthe Erscheinung der geschichtlichen Muse Italiens empfohlen worden sind; anderseits aber eine ins Einzelne gehende, gewissenhafte und fruchtbare Beurtheilung dieser Schrift selbst zum Umfange einer mäßigen Abhandlung erwachsen müßte, zu deren Bearbeitung wir jetzt weder Zeit noch Neigung haben. Leichter wäre es freylich, das Vergnügen, häufig auch die Ueberraschung und die Belehrung zu schildern, die uns eine erste Durchlesung des Werkes gewährte; aber wozu könnte dieses dienen, da der Verf., seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit ungeachtet, selbst nur mit bescheidenem Mißtrauen und, wie es aus vielen Stellen des Buches hervorleuchtet, hie und da sogar mit Unzufriedenheit auf seine Arbeit herabblickt? Ihm scheint viel weniger an Hervorhebung und Anerkennung der Glanzpartien seines Werkes, als an wissenschaftlicher Beleuchtung mangelhafter oder controverser Punkte in dem öffentlichen und Privatleben des kaiserlichen Italiens zu liegen.

Etwas schärfer dagegen wollen wir die dritte Abtheilung oder die Zugabe der Garzettischen Broschüre ins Auge fassen, weil diese einen Gegenstand berührt, von welchem der im Allgemeinen blind für sein schönes Heimatland eingenommene Italiener nur selten, jederzeit aber kurz und mit schlecht verhehltem Widerwillen spricht. Denn über die Ger-

manen und ihren Urwald allein vermochte weder Glück noch Heldenmuth der italienischen Legionen dauernde und vollständig entscheidende Triumphe zu erfechten: vielmehr brach eben aus dieser deutschen Wildniß zuletzt noch das Ungethüm hervor, welches nach wechselvollem Kampfe die italienische Welt in Trümmer schlug und vielleicht die größte Umwälzung vollbrachte, die das menschliche Geschlecht je erlitt. Von diesem Volke, welches einen so allgemeinen Ruin auf dem Erdboden bewirkte, überall neues Leben und neue Ordnung schuf, und eine so große Rolle in den Jahrbüchern Roms und Italiens spielt, muß — nach den Worten des Verf., gleichsam zur Vervollständigung seines italienischen Farbenspiels eigenthümliche Meldung geschehen.

Nun welchen Weg schlägt Hr. Garzetti ein, und welche Grenze steckt er seiner Untersuchung über Alt-Germanien? Will er Wald und Volk ihrer selbstwegen und im ganzen Umfange bis zur großen Katastrophe verfolgen, und will er seinen Landsleuten etwa besonders die Uranfänge des Germanischen Wesens und seinen Verfolg bis zum Zeitpuncte einheimischer documentirter Quellen vorlegen, d. i. wie Barth und Titze gleichsam eine Einleitung in die Geschichte Deutschlands schreiben? oder will er, wie Tacitus nur eine kurze Charakteristik und gleichsam den Schattenriß dieses Volkes zur Hervorbringung moralischer Kontraste für Besserung eines verdorbenen Zeitalters entwerfen? Hr. Garzetti ist zu klug, zu taktfest und in der Anlage seines Werkes zu symmetrisch, um sich nutzloser Weise gleich anfangs in ein Labyrinth controverser Gelehrsamkeit und gewagter Conjecturen, wie es der erstere Fall mit sich brächte, einzulassen. Die Fragen über Ursprung, Sitze und Verzweigungen der Völkerschaften Germaniens sind ihm (S. 7) intralciate quistioni, zu verwickelt, zu dunkel, und zu sehr außer Zusammenhang mit dem Wesen seiner Abhandlung, als daß er nach Vorgang seiner deutschen Mitgelehrten lange bey ihrer Lösung verweilen sollte. Aber auch um Herstellung eines historischen Sittengemäldes zu Warnung und Besserung der Zeit handelt es sich in seinem Werke nicht. Ihm ist eigentlich nur um eine gedrängte, aber lichtvolle Darstellung des Kampfes zu thun, der sich aus dem Zusammenstoß des römischen Weltkolosses mit der Germanischen Kraft erhob. Aber noch nicht die volle Entwickelung, das Ende, und gleichsam den letzten Act dieses großen Drama's will er seinen Lesern schildern: er führt das Spiel nur bis zum Schluße des zweyten Jahrhunders christlicher Zeitrechnung, oder dem sogenannten Markomannen-Kriege, in kurzen Umrissen und historischen Resultaten herab, indem er sich ausführlichere Behandlung dieser Feinde und endlichen Zertrümmerer des alten Italiens auf eine spätere Veranlassung vorbehält. Lieber hätte er — so scheint uns wenigstens — von den germanischen Wilden gänzlich geschwiegen, und nur ungerne trübt er den friedlichen Born hesperischer Kultur und Glückseligkeit durch den so unsanft aus nordischem Walde hervorrauschenden Sturm des furor teutonicus. Aber wie konnte er dieses, da die Gefahr Italiens von Deutschland her seit den Tagen des Augustus als bleibend erkannt war, so daß sich die Condizione d'Italia unter den Cäsarn gleichsam von ferne durch die Expansivkraft germanischen Lebens regelte?

Um die Hauptidee in wenige Worte zusammenzudrängen, Hr. Garzetti beantwortet die Frage, wer denn eigentlich die Leute waren, die sich gleichsam den Beschlüssen der Providenz selbst zu widersetzen und den Herren der Welt zu trotzen wagten? Ihr Land, ihre Sitten, ihre Waffen und moralischen Ueberzeugungen will er seinen Landsleuten schildern, um ihnen dieses monströse und gegen die ewige Ordnung der Dinge streitende Beginnen derselben zu erklären. Von Tacitus bis zu unserm Verf. herab hat kein Italiener anders als unter diesen Eindrücken über Germanien geschrieben, und wie man uns und unser Land in dem Büchlein De situ, moribus et populis Germaniae zeichnet, so denkt sich der Italiener uns und unser Land in der Hauptsache heute noch, gerade wie diesseits der Alpen im Volke die Eindrücke noch fortleben, die es einst von den Italienern des V. und VI. Jahrhunderts aufgenommen hat. Hiemit ist klar genug das Magazin bezeichnet, aus welchem Hr. Garzetti die Farben für sein Bild entlehnt. Und die Frage, ob er uns Deutschen etwas Neues bringe, ob er vielleicht im literarischen Schutte seines Landes frisches Material gefunden habe, um Germaniens Landschaft und Sitte zu malen, unser

Gemüth, unſern Charakter und ſeine Kontraſte mit dem Süden hervorzuheben, oder irgend eine Seite unſerer Origines zu beleuchten, wollen wir demnach gar nicht weiter ſtellen, oder haben ſie vielmehr indirekt ſchon beantwortet. Der Verf. geht nirgends über Cäſar, Tacitus, die Scriptores hist. Augustae und die einſchlägigen zerſtreuten Notizen griechiſcher Autoren mit deren philologiſch-hiſtoriſchen Erläuterungen der neueſten Zeit hinaus. Aber was hätte er auch thun ſollen? Er hätte, wird man vielleicht erwiedern, vor allem die reiche Fundgrube der hiſtoriſchen Literatur Deutſchlands, namentlich die profunden Auslegungen über Tacitus Germania von Cluverius und Cellarius angefangen bis zur neueſten Bearbeitung derſelben durch Gerlach in Baſel zu Rathe ziehen; dann im Isländiſchen die Edda, die Saga's von Soëmund und Snorri Sturleſon, die Runen, den Sachſen- und Schwabenſpiegel und die leges omnium barbarorum von Canciani, beſonders aber Mannert und die übrigen großen Hiſtoriker Germaniens leſen und folglich vor allem die deutſche Sprache lernen ſollen. Hr. Garzetti iſt aber wirklich der deutſchen Sprache kundig, citirt mehrere der benannten Quellen, und iſt beſonders mit Mannerts anerkannt vortrefflichen geographiſchen Schriften vollkommen vertraut; ja man kann ſagen, Mannert war in Beziehung auf Alt-Germaniens Geographie und Völkertafel der vorzüglichſte Geleitsmann des Verfs. Nur unſere deutſchen Vor- und Urgeſchichten, Juſtus Möſer, Barth, Tiße u. a. ſammt dem ganzen Heere unſerer Commentatoren bis auf den alles ſammelnden und ſichtenden Luden finden wir in der Abhandlung nicht berührt. Allein welche Erkenntnißquelle hatten denn alle dieſe Benannten für die beyden erſten Jahrhunderte unſeres Volkes, wenn nicht Tacitus und die übrigen bey Garzetti angezogenen Schriften des Alterthums? Faktiſch Neues über dieſe Periode kann uns nur derjenige bringen, der die verlornen Bücher des Livius über deutſche Sitten und Kriege ſammt den ebenfalls verlornen zwanzig Büchern des ältern Plinius über denſelben Gegenſtand wiederfindet. Die Unmöglichkeit auf dieſem Felde fruchtbare Forſchungen zu machen und überhaupt neben dem bisher Gekannten etwas beſſeres als Hypotheſen und Varianten aufzuſtellen, wird bey uns ſelbſt ſo lebhaft gefühlt, daß von nun an alle Vor- und Urgeſchichten Deutſchlands nur mit Mißtrauen und Unglauben aufgenommen werden. Weil aber unſer Geiſt nicht ruhen, die Nationalforſchung keinen Stillſtand leiden ſoll, und ein deutſcher Gelehrter überhaupt nicht gerne eingeſteht, daß man etwas nicht wiſſen könne, ſo hat man in der neueſten Zeit den Weg der Philologie und Begriffsſpaltung im weitern und edlern Sinne eingeſchlagen, und nicht nur den Namen Germani und Germania, ſondern alles was von altdeutſcher Sprache nur immer auf uns gekommen iſt, etymologiſch zergliedert und verglichen, um wo möglich auf dieſem Wege Herkunft, Verzweigung, Wanderung, Verwandtſchaft, Gemüth und Weſen des Volkes zu ergründen. Das ſind eben die intralciate quistioni, auf deren Löſung ſich Hr. Garzetti nicht einlaſſen will und nach ſeinem Plane ſich auch nicht einlaſſen kann. Seine Landsleute Micali und Gironi aber hatten, jeder in ſeiner Art, etwas mehr Muth, indem ſich namentlich letzterer in ſeinem zu Mailand 1819 gedruckten Werke Il costume dei Greci rintracciato sui monumenti etc. unter andern die verwickelte Frage über den Urſprung des Namens Griechenland zu berühren nicht ſcheute. Dieſes Kunſtmittel auf die dunkle Vorzeit eines Volkes neue Lichtſtrahlen zu werfen, gehört ganz der neuern und vorzugsweiſe der germaniſchen Wiſſenſchaft an. Das Alterthum kannte es eigentlich gar nicht, indem die ſüdlichen Völker überhaupt weder Neigung noch Geſchick für etymologiſche Unterſuchungen dieſer Art verriethen, die altklaſſiſchen Autoren aber insbeſondere, bey ihrer Gewohnheit allenthalben Autochtonen, erdentſproſſene Menſchen zu ſehen, ſich um Urſprung und Wanderung barbariſcher Völker nicht viel bekümmerten. Und wenn wir nicht irren, ſind die Germani das einzige Volk, deſſen Namen ſich die alte Literatur gleichſam im Vorbeygehen etymologiſch zu deuten ſuchte. Der Aufwand an Scharfſinn von Seite der Herren der Welt aber war nicht außerordentlich, da man Germani eben für einen latiniſchen Terminus erkannte, welcher offenbar das Phyſiſche jener Menſchen bezeichne, die

ihn tragen, da sie wie leibliche Brüder insgesammt denselben Typus, rothe Haare und bläulichte Augen hatten. Noch weniger aber wäre es einem Gelehrten von Alexandria oder Rom in den Sinn gekommen, germanisch zu lernen und die Sprache selbst zu zergliedern. Verglichen die römischen Generale und die Schöngeister von Athen die deutsche Sprache nicht noch im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit dem kehlenaufritzenden Gekreische wilder Vögel in den nordischen Wäldern? Unglücklicher Weise ist aber gerade die wichtigste Stelle des Tacitus über Sinn und Ursprung des Wortes Germani dunkel und der Text offenbar verdorben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. ꝛc.

(Schluß.)

Nur kurzer Erwähnung geschieht der Miracula S. Ursmari; desto länger aber hält sich der Verf. bey dem Leben des hl. Johannes von Görze auf, wobey Ref. gewünscht hätte, der Verf. würde sich bey der aus dieser vita hervorgehenden wichtigen Thatsache eines Bundes der spanischen Saracenen mit den Magyaren etwas länger verweilt haben, da diese für den Historiker beynahe noch größeren Werth hat, als die ganze nachfolgende Erzählung von dem Aufenthalte des Johannes zu Cordova. Nun folgen die Lebensbeschreibungen der heil. Caddroes, Wolfgang, Adalbert, von welchem letzteren sich gleichfalls eine handschriftliche, jedoch, wie es scheint von dem Verf. nicht gekannte Lebensbeschreibung, mit einigen Abweichungen von dem gedruckten Texte und und wohl erst aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte stammend, auf der hiesigen Hofbibliothek befindet; das Leben des hl. Wenzeslaus, Adalberos II. von Metz, Heinrichs II. von Adelbold, dessen Autenticität der Verf. gegen Stengel vertheidiget, jedoch nicht das des heil. Burkard von Worms (dessen Canonensammlung Coloniae 1548 fol. beygegeben); das Leben des heil. Bernward, des hl. Godehard, Meinwerk's, die Erzählung de Ezone, Mathildo et B. Richeza, das Leben Walbodos von Utrecht, Heriberts von Cöln, des hl. Richard, wobey jedoch nur in einer Note das Leben des hl. Romuald's erwähnt wird, welches nebst dem des hl. Majolus so gut wie die nun folgenden der hl. Adelheid, des hl. Poppo und Odilo's eine ausführliche Behandlung verdient hätte. Auch das Leben des hl. Petrus von Perugia gehört außer den übrigen von dem Göttinger Recensenten als ausgelassen gerügten Lebensbeschreibungen von Heiligen hieher, indem es Geschichte und Charakter K. Otto's II. aufzuhellen dient. Von Briefen und Brief-Sammlungen, welche in diese Periode fallen, nahm der Verf. in den Kreis seiner Untersuchungen auf die Tegernseer Briefe, einen Pilgrims von Passau, einen Abbo's von Fleury, des Mönchs Gunzo, des Bischof Arnold's von Halberstadt. In Bezug auf die höchst merkwürdigen und einer kritischen Untersuchung so sehr bedürftigen Briefe Gerberts sprach der Verf. die Absicht aus, sie zum Gegenstande einer besonderen Schrift zu machen.

Auch der Concilienbeschlüsse erwähnt der Verf. als einer wichtigen Geschichtsquelle. Gewiß sind sie dieß und Ref. bedauert, daß der Verf. nicht wenigstens ein genaues Verzeichniß aller, in die Periode der sächsischen Kaiser fallenden Concilien gegeben hat. Eine genaue und ausführliche Untersuchung hätte jedenfalls, wenn auch nicht wie der Gött. Recensent verlangte, das conciliabulum Rhemense — indem dann das von Richer erwähnte zu Chelva, so wie das zu Mouson auch, und mit noch größerem Rechte, hätten angeführt werden müssen, da sie noch weit mehr als jenes in die deutsche Geschichte einschlagen — doch gewiß das von P. Johann XII. gehaltene Concil zu Rom, dessen Acta Baronius anführt, und das Otto's I. römische Synode verwarf, ferner die römischen Synoden P. Benedicts VII., P. Gregors V. und die höchst merkwürdige Synode P. Benedicts VIII. zu Pavia verdient.

Der Verf. erwähnt noch der Urkundensammlungen, dann, jedoch nur aus einer Notiz des H. Pertz, das zu Bamberg handschriftlich befindliche und von dem Ref. durch Mittheilung des höchst liberalen H. Bibliothekars Jäk benützten Richerus von Rheims.

C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani etc.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich sind über den etymologischen Sinn des Namens, mit welchem uns vor Alters die Ausländer bezeichneten, so wie über die Urheimath des Volkes selbst in Deutschland beynahe eben so viele Meynungen als selbständige Autoren. Einen großen Theil dieser Ansichten indessen hat Luden räsonnirend, und Wolfgang Menzel neulich historisch-populär zusammengestellt. Wenn aber erstgenannter, welchen doch Palaczky in seiner Geschichte Böhmens für den denkendsten aller Bearbeiter deutscher Geschichte erklärt, die Zurückführung des Namens und Volkes der Germanen nach Iran, trotz der unverkennbaren, innersten und umfassendsten Verwandtschaft der altpersischen und gothisch-deutschen Redeweise, nicht beachtet, weil er nicht sehen könne, was Perser und Germanen mit einander gemein haben, so wissen wir eigentlich nicht, was er damit sagen will. So beschränkt wird der gelehrte Mann nicht seyn, daß er unter Perser nur die Bewohner der Provinz Fars, deren politische Rolle in Asien mit Cyrus begann, oder die heutigen Unterthanen des Hofes von Teheran verstehen will. In diesem Falle würde das Studium der Zendbücher und des Schahnameh mit den lehrreichen Auslegungen Hammers und der englischen Orientalisten seinen historischen Gesichtskreis ausdehnen und seine Begriffe über Fars, Iran, Aria, Ariene, Irman, Erman und German läutern.

Liest man aber eine andere, vielbesprochene und von besagtem Autor gleichfalls verschmähte Stelle des neupersischen Geschichtschreibers Mirchond im Original, so wird die Wirkung eine ganz verschiedene seyn, und man wird die Leichtigkeit schwer begreifen, mit welcher sie Luden beseitigen will:

خوارزم اسم آن ناحیه است وآن بلده
که مجمع علما وفضلا وارباب شمشیر واصحاب
قلم بود در قدیم آنرا جرمانیه گفتندی *)

d. i. „Chowaresm ist der Name jener Gegend und jenes Landes, welches der Sammelplatz der Gelehrten und Weisen, und der Männer des Schwertes und der Herren der Feder war: vor Alters nannte man es Germanien.“ Man merke wohl, der Anfangsbuchstabe des Wortes جرمانیه wird gerade so ausgesprochen, wie die Landsleute des Hrn. Garzetti und auch die Norddeutschen das G in Germania sprechen. Denselben nach der kürzlich angenommenen Methode im Deutschen durch Dsch wiederzugeben, ist eher eine aus der Unvollkommenheit unserer Elementar-Zeichen entsprungene Nothwendigkeit als eine getreue Bezeichnung des Lautes, wie man ihn aus dem Munde geborner Asiaten hört. Auch hat man nicht die geringste Ursache anzunehmen, daß Germania im alten Italien nicht ebenso gelautet habe, wie im neuern. Und überdieß ist das Wort durch norddeutsche Volksstämme in die wälschen Länder gekommen und bezieht sich urkundlich zur Zeit des ersten Erscheinens ausschließlich auf die aus Westphalen nach Belgien und Gallien übersiedelten deutschen Stämme. Wer aber hartnäckig an die süddeutsche Aussprache haltend in Germania und جرمانیه durchaus zwey ver-

*) Persischer Text nach Hammer, Bd. IX. der Wiener Jahrbücher.

schiedene Wörter finden will, dem können wir zur Beruhigung sagen, daß ungefähr dieselbe Lautverschiedenheit in der Aussprache desselben Wortes auch im Urlande, d. i. in Iran, und zwar in der Art gefunden wird, daß man daselbst ebenfalls im Nord Jerman und im Süd German, گرمان, spricht und, vollkommner als bey uns, auch mit einem besondern Zeichen schreibt.

Man findet im Iran der Zendbücher und des Schahnameh die Landschaften Jermania, Germania, Irman, Erman mit den Bewohnern Ermanen (ارمانیان des Schahnameh) und einer Stadt Ermanisch; auch Sermanen saßen nach Angabe desselben Autors an den Grenzen von Iran. Diesen stellen sich in den deutschen Gauen die Germanen, Jörmenen, Irmin, Zenomanen, Markomanen, Allemanen als eben so viele stamm- und lautverwandte Namen entgegen, denen man noch insbesondere Herodots medische Arii und Tacitus germanische Arii beyfügen darf.

Aber mehr noch als diese geographischen Aehnlichkeiten beurkundet der iranische Sprachenbau die Blutsverwandtschaft der Germanen mit Alt-Iran. Wir glauben aber diesen Gegenstand hier nicht umständlich behandeln zu dürfen, und begnügen uns, auf die vortrefflichen Arbeiten von J. Grimm, besonders aber auf Hammer's Analysen des persischen „Siebenmeeres" und auf die glänzenden Artikel über Ferdusi, über die persische Literatur in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (unter andern Band IX.) hinzuweisen. Wem es aber zu umständlich ist, diesen Weg zu gehen und zu lästig die iranische Phraseologie aus ferhengi Schuuri, aus ferhengi Katii und dem Heft-Kolsum des Sultans von Audh selbst zusammen zu suchen, und mit der germanischen zu vergleichen, der findet in der Beurtheilung eines persischen Wörterbuches in Nr. 308. Jahrgang 1823 der Halleschen Allgem. Lit. Zeit. eine so gelungene und wissenschaftlich durchgeführte Vergleichung des deutschen Sprachgenius mit dem persischen, daß er sich nicht länger der Ueberzeugung erwehren kann, Persisch und Germanisch sey nicht nur mit einander nahe verwandt, sondern im Grunde ganz eine und dieselbe Sprache mit eigenthümlicher Um- und Ausbildung nach der Trennung beyder Volksstämme. *)

Wozu aber, wird Hr. Garzetti fragen, dienen alle diese philologischen Neuigkeiten, wenn man Germanisches Volksleben der beyden ersten Jahrhunderte und das feindliche Zusammenstoßen mit dem großen italienischen Eroberungssystem schildern soll? Den großen markomannischen Krieg, seine Veranlassung und seinen Verfolg lernt man auf diesem Wege freylich nicht besser kennen; auch fördern sie die große Streitfrage über den Verwandtschaftsgrad der keltischen Bojen mit den Germanen nicht viel, und die Sitze der einzelnen Stämme unter dem traurigen Himmel Deutschlands bleiben auch nach Ergründung ihres gemeinsamen Ursprungs aus Iran geographisch noch eben so unbestimmt wie zuvor.

Allein im Allgemeinen ist Wissen immer vorzüglicher als Nichtwissen, und der Wunsch, ein historisches Problem auf seine letzten und untheilbaren Elemente zurückzuführen, ist dem menschlichen Geiste so natürlich, und in der wissenschaftlichen Lösung derselben liegt ein solcher Reiz, daß der Vorwurf müssiger Grübeley und unfruchtbarer Resultate nicht gemacht werden darf.

Man hat oft die Frage gestellt, warum die Germanen im Gegensatze mit andern Völkern mit so großer Leichtigkeit die christliche Lehre angenommen haben, sobald man sie ihnen auf dem Wege der Ueberredung und nicht mit dem Schwerte des Carolus Magnus geprediget hat? Hr. Garzetti berührt diesen Umstand ebenfalls, theilt aber (S. 9) ganz die auch von deutschen Gelehrten aufgestellte Ansicht, daß diese Bereitwilligkeit vorzüglich aus dem Nichtbestande einer fest und gleichsam Druidenartig begründeten Priesterordnung, und folglich aus dem Mangel einer National-Religion, im alten Ger-

*) Wir wissen recht gut, daß in diesem Puncte nicht jedermann derselben Meynung ist, besonders aber der Däne Rask in seinem Werke: Undersögelse om det gamle Nordiske Sprogs etc. Das Altnordische oder die Danska tungu vom Thrakischen ableitet und alle Grundähnlichkeit mit Iranischen Sprachwesen läuguet. Wir stellen aber dem Ansehen dieses berühmten Mannes den nicht weniger gelehrten Finn-Magnusen, besonders aber Hammer a. a. O. entgegen.

manien zu erklären sey. Diese Annahme hätte dem scharfsinnigen Verf. nicht genügen sollen, da er am angeführten Orte den tiefen und für Barbaren ziemlich geläuterten religiösen Sinn der alten Deutschen richtig bezeichnet und besonders hervorhebt.

Besser ließe sich die Sache vielleicht aus der innigen Verwandtschaft der aus dem Urlande in die Wälder Germaniens erblich mitgebrachten iranischen Religionsbegriffe mit der christlichen Dogmenlehre des IV. und V. Jahrhunderts erklären. Bekanntlich war in der genannten Zeitepoche, in welcher zuerst große Massen, ja ganze Völker deutscher Zunge, der christlichen Lehre huldigten, das Dogma von der Trinität die große, alles in der römischen Welt belebende und bewegende Angelegenheit des Tages. Wer sich in dieser großen Frage den Dekreten von Nicäa oder ihrer Gegner unterwarf, war Christ in einem oder andern Sinne. Dieser Glaube aber an eine Dreyeinigkeit und sogar an Inkarnation und Opferung der zweyten Person zur Weltsühne ist eine uralte Idee des Morgenlandes und konnte den Germanen keineswegs so fremd und ungewohnt erscheinen, um sich lange ihrer Annahme zu widersetzen. Roh und verunstaltet durch die allgemeine Finsterniß, aber in der Uranlage dennoch gleich, lebte ein Anklag an diese Uridee als Erbtheil aus Iran von jeher unter diesem Volke. Die dreyfaltigen Mithras Monumente, die man in Germanien gefunden und endlich zu deuten gelernt hat, bezeugen die Richtigkeit dieser Meynung hinlänglich. *)

Man wird es deßwegen auch gar nicht unbegreiflich finden, wenn Sct. Augustin, der große Kenner Zoroastrischer oder Iranischer Glaubenslehre, nach seiner Bekehrung zum Christenthume die merkwürdigen Worte schreibt: Res ipsa, quae nunc christiana religio dicitur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quousque ipse Christus veniret in carne, unde vera religio quae jam erat, coepit appellari Christiana. **) Und liest man nicht auch bey Tertullian und Justinus M., daß die Mysterien der Taufe, der Firmung und Eucharistie, ja sogar das Credo und die offene Schuld in den Zendbüchern deutlich vorkommen? *)

Offenbar sind die Germanen verhältnißmäßig später nach Europa, und mit andern Nationen weniger in Berührung gekommen als z. B. die celtischen Stämme, und folglich mußte der Nachklang an die Urideen des Heimathlandes bey ersteren frischer und lebendiger, und auch die Sprache weniger von ihrer ursprünglichen Gestalt abgewichen seyn als bey letzteren. Man erschrecke daher nicht, wenn uns J. Cowes Prichard (Cambridge 1831) im Allgemeinen auch die Celten ihrer Sprache nach als Kinder des Morgenlandes bezeichnet. Jedermann weiß ja heutzutage, welche Nationen man unter dem Namen der indogermanischen begreift, und daß Philologie und Geschichte ihre gemeinschaftliche Wiege unter den Himmelsstrichen zu beyden Seiten des Hindukusch gefunden habe.

Ein zweytes Hülfsmittel, einiges Licht in die dunkle Urzeit unseres Volkes zu bringen, wäre eine genaue Sichtung der Alterthümer und Ueberlieferungen der Slawen, dieser unzertrennlichen Begleiter, Nachbarn und Dränger der Germanen, denen sie bekanntlich die ganze Osthälfte ihres Landes von Schleswig bis im Süden der Donau abgenommen haben. Wer wird nicht muthlos, wenn man die Namen der Gauen, Staaten oder Völker liest und mit einander vergleicht, in welche nach Angaben bey Tacitus, Plinius und dem Geographen Ptolemäus das alte Deutschland zerfiel? Wer sind z. B. die Silingi, die Korkontii, die Rakaten des eben genannten alexandrinischen Gelehrten? wo waren ihre Sitze? wann sind sie ausgewandert, oder untergegangen oder mit andern Stämmen zusammengeschmolzen? denn das Büchlein De moribus et populos Germaniae nennt sie nicht. Da lesen wir aber in Palaczky's Geschichte von Böhmen (Bd. I. 68. Prag 1836): „Noch immer nennt der Böhme Schlesien das Land der Silinger (Silezi, Slezi); Oestreich das der Rakaten (Rakausi); und das Riesengebirge heißt ihm noch heutzutage das Gebiet der Korkontier (krkonose),

*) Vollständigere Erläuterung dieser zoroastrischen, alt- und neuplatonischen Trinitätslehre siehe Wiener Jahrbücher der Lit. a. a. O.

**) Retract. I. 13.

*) Beyde Citate nach Hammer a. a. O.

und erhielt in dieser Weise, ohne es selbst zu wissen, das Andenken an drey Völker, welche diese durch den böhmischen Sprachgebrauch selbst bezeichneten Sitze schon im zweyten Jahrhundert n. Chr. bewohnten.“ — Der gelehrte Czeche zieht hieraus mit Recht den Schluß, daß diese Namen noch im Flor, und die benannten Völker noch im Besitze der bezeichneten Länder waren zur Zeit, als sich das slawische Czechen-Volk den deutschen Grenzmarken näherte und in Bojohemium festsetzte, was nach der Angabe desselben gelehrten Forschers ungefähr um das Jahr 451 unserer Zeitrechnung geschehen ist. Nakaten und Korkontier versinken in unsern Büchern mit dem 2. Jahrhunderte völlig in Vergessenheit, und von den Silingern wußte man nur, daß sie ein Zweig der Vandalen waren und ihre Sitze schon im 4. Jhrh. gänzlich oder doch großentheils verlassen haben und über den Rhein gegen Spanien gezogen sind. Daß aber der germanische Name Silingi im Munde der Slawen Silezi, Slezi und Korkontii wie krkonose laute, weiß der gelehrte Slawe Palaczky natürlich besser als wir. *) — Hätten die sächsischen und brandenburgischen Fürsten gegen die nordwärts von Böhmen eingesiedelten Slawen weniger grausam gewüthet, und ihre Muttersprache zuletzt nicht bey Todesstrafe zu reden verboten, so könnte man auf demselben Wege erfahren, welche Nomen die ausgedehnten Landstrecken zwischen Saale, Nieder-Elbe, Ostsee und Weichsel beym Einzuge der neuen Bewohner trugen. Für Tacitus' Germania cap. 38 — 44, könnte nur in dieser Weise ein würdiger und fruchtbarer Commentar erzielt werden. Ueberhaupt scheint alles, was uns dieser Autor gründliches über Alt-Germanien erzählt, eigentlich nur auf das heutige Westphalen zu passen, das Land ohne Stadt, aber voll Sumpf, Wald, Haide und Moor, wie es die neuere Muse in den Tagen des Freyherrn Tunderthentronkh noch schildert. Denn das Daseyn großer Städte in Alt-Deutschland überhaupt, und im Lande der Silinger (Schlesien) insbesondere läßt sich nach den neuern Entdeckungen ausgedehnter Grabstätten, die nur aus einer dicht nebeneinander wohnenden Bevölkerung zu erklären sind, dem Tacitus entgegen nicht mehr zu läugnen. (S. Budorgis, oder etwas über das alte Schlesien zu den Zeiten der Römer von Dr. Krause. Leipzig 1819, XV. und 179 Seiten.) Nur Mauern mit Gräben und viele stockwerkhohe Steinhäuser waren dem alten Germanen ein Gräuel.

Dieses sind freylich nur Kleinigkeiten und unbedeutende Fingerzeige, die Hrn. Garzetti nur dann von einigem Nutzen seyn könnten, wenn er in seiner Germania eine vollständige Abhandlung über die Bewohner Alt-Deutschlands liefern, und nicht bloß die feindselige Berührung derselben mit seinen Italienern schildern wollte. Sagen will man hiemit eigentlich nur soviel, daß er auf die Autorität seines Tacitus nicht ganz und gar in jeder Beziehung unbedingt seine Syllogismen bauen soll. Hauptsache, dies leuchtet überall hervor, ist für diese beyden Italiener die Herstellung eines möglichst wahren, in jedem Falle aber mit der römischen Welt lebhaft kontrastirenden Bildes des germanischen Bodens und seiner Bewohner in physischer und geistiger Beziehung. Daher das winterlich traurige, ja beynahe unheimliche und grauenerregende Gemälde des germanischen Himmels und seiner unübersehbaren Waldregion von kolossalen Bäumen, einsam bewohnt von mehr als sieben Fuß hohen Menschen, welche unempfindlich für Reize und Schlüpfrigkeiten des italienischen Lebens, und gleichsam von der ewigen Providenz selbst als blindes Instrument für Bestrafung einer verpesteten Welt auserkoren, im Dunkel des Nordischen Sumpfwaldes ihrer Bestimmung harrten. Der Kampf zwischen Germanien und der römischen Welt ist in der Vorstellung dieser beyden Männer das ungleiche Ringen heiter-menschlicher Verderbtheit gegen ein geschmacklos und traurig-tugendhaftes, aber von einem göttlichen Zornfeuer belebtes und fortgetriebenes unwiderstehliches Ungethüm.

(Schluß folgt.)

*) S. Casopis cesk. Museum, 1834, I. 41, 42, wo peningi und penezi, kuningi und knezi, Waringi und Wariazi als Belege dieser slawischen Verwandlung zu lesen sind.

Anmerkung Palaczky's a. a. O. S. 69.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Carl August Schmidt. Zweyte durchweg vermehrte und verbesserte Auflage. Brieg, Schwartz 1838. kl. 8. XXXI. und 256 S.

Die erste von dem Herrn Syndikus Koch 1830 herausgegebene Auflage dieser Denkwürdigkeiten ist dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen, weshalb derselbe nicht anzugeben weiß, wie vieles in dieser zweyten Auflage zu dem dort gegebenen Stoffe hinzugekommen sey. Jedenfalls aber haben beyde Herausgeber, Herr Schmidt wie Herr Koch, sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß der eine durch die neue und vermehrte Auflage, der andere durch bereitwillige Unterstützung des erstern das edle und ächt deutsche Bild der Herzogin Dorothea Sibylla, ihrer Zeit und ihres Wirkens, dem Publikum aufs Neue in einem weitern Kreise zur Anschauung bringen. Wie in der alten Welt die Idylle erst entstehen und verstanden werden konnte, als ihre Urbilder aus dem Leben der Gebildeten längst verschwunden waren, und nun die Peinlichkeit einer überverfeinerten geselligen Bildung und Lebensweise eine dunkle Sehnsucht nach dem Genuße eines Naturzustandes erzeugte: so mag unsere Zeit, die vornehme, wie Göthe sie irgendwo treffend benennt, an diesen Scenen aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ganz besonders sich erfrischen. Niemand wird das Büchlein lesen ohne die Empfindung, daß in den Verhältnissen und Begebenheiten, die es uns vorführt, in den Gefühlen und Ansichten, welche es wie in einem klaren Spiegel wiedergiebt, eine herrliche und freye Entfaltung desselben wahrhaft deutschen Geistes zu erkennen sey, der in unserm Vaterlande noch immer wohnt, und edle Regentenhäuser mit ihren Unterthanen viel inniger verbindet, als es in nichtdeutschen Ländern seit langer Zeit nur denkbar ist; daß aber auch diese Entfaltung deutschen Geistes eine gänzlich vorübergegangene, verschwundene sey, weil wir insgesammt, auch die mittlern und niedern, zu vornehm geworden sind, zu sehr vereinzelt und auf unsere eigenen Sachen allzuviel bedacht im Leben dastehen. Ein ächter Franzose würde das ganze Büchlein ohne Zweifel belächeln; dem deutschen Manne, der deutschen Frau, wenn sie auch von der Eigenthümlichkeit unserer Zeit ganz eingenommen sind, wird das Lesen desselben eine wehmüthige Sehnsucht, wie nach den hellen Tagen der Kindheit erwecken. Es enthält nach den Vorworten von den HH. Schmidt und Koch und nach dem Begleitungswort des letztern in fünf Abschnitten eine kurze Biographie der Herzogin, eine dergleichen ihrer Leib- und Hebamme Margaretha Fuß, sieben Bilder aus dem Fürsten- und Bürgerleben zu Brieg zur Zeit der Herzogin, eine kurze Characteristik des Rothgerbermeisters Valentinus Gierth, verbunden mit einer Skizze aus des Dichters Fr. v. Logau Jugendleben, endlich in einem Anhang etliche Urkunden und Belege. Der im vierten Abschnitte besonders vorgeführte Rothgerber Valentinus Gierth ist der Geschichtschreiber, dem wir das ganze Büchlein eigentlich verdanken. Er hat das Wichtigste und Schönste, was von demselben gegeben wird, als Zeuge und Theilnehmer, wahrscheinlich für seine Erben und Nachkommen aufgezeichnet; und so sind diese Denkschriften, an denen sich keine Kinder und Kindeskinder des wackern Mannes ergötzen konnten, (sein einziger Sohn Da-

niel wurde auf der Wanderschaft erstochen) uns zum Genusse aufgespart worden. Die Herausgeber haben, indem sie dieselben für die Lesewelt verarbeiteten, die Eigenthümlichkeit des Styles trefflich bewahrt.

Die Herzogin Dorothea Sibylla wurde geboren zu Cöln an der Spree am 19. October 1590, und nachdem sie ihren Vater, den Churfürsten Johann Georg, schon in ihrem ersten Lebensjahre verloren hatte, lebte sie mit der Mutter, einer Prinzessin von Anhalt, in Crossen, bald bemerkt von edlen Fürstensöhnen, welche ein eheliches Glück suchten. Eine beyderseits ganz freye Neigung verband sie am Ende des Jahres 1610 mit Johann Christian Herzog zu Liegnitz und Brieg, und so wurde Brieg vom Anfang des Jahres 1611 an der Schauplatz ihrer weisen und liebreichen Thätigkeit. Sie erbat es von ihrem ganz gleichgesinnten Gemahl, daß durch Ersparung überflüßiger Ausgaben in der Hofhaltung die Mittel geschafft würden, die von früherer Zeit her vorhandenen Schulden zu bezahlen. Diese Ordnung des Haushalts machte es auch möglich, daß die Herzogin in der Stadt wie auf dem Lande die Wohlthäterin aller Armen und Kranken, der Wittwen und Waisen seyn, und Alt und Jung in Brieg durch sinnreich gewählte Gaben und Genüsse fortwährend erfreuen konnte. Sie nahm zu ihrer Bedienung sechs Töchter angesehener adeliger Häuser, welche Wohnung und Kost ohne Lohn empfiengen; eine Bedienung, welche von Seiten der vornehmsten Adelsgeschlechter gesucht wurde; und eben so viele Jungfrauen aus armen adeligen Häusern, die neben der Kost und Wohnung auch noch Lohn erhielten. Diese hießen Lohnjungfern, jene Kostjungfern. Nachdem Dorothea Sibylla — zur Sommerszeit schon um 4 Uhr, Winters um 6 Uhr — sich vom Lager erhoben, gebetet, und das „Süpplein" genossen hatte, pflegte und begoß sie mit den „Hofejungfern" zur Sommerszeit die Blumen im Garten, erbaute sodann sich und die Ihrigen aus einem Kapitel der heil. Schrift, und wendete sich darauf zu weiblichen Kunstarbeiten, in denen sie eine ungewöhnliche Fertigkeit hatte.

(Schluß folgt.)

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani etc.

(Schluß.)

Jedoch Herrr Garzetti, der das historisch-philosophische Wissen unserer Zeit in sich aufgenommen hat, sucht neben diesen teleologischen Gründen für die Zeitereignisse auch die secundären Ursachen aus den National-Sitten und dem innern Leben der germanischen Völker geltend zu machen. Was er bey dieser Veranlassung über deutsches Geleitwesen im Gegensatze mit dem römischen Patronate und den gallischen Zuständen (13 — 20), und in einer andern Stelle (62) über den bey aller politischen Getrenntheit doch in Blut und Seele der deutschen Stämme lebendigen Conföderationsgeist und Brudersinn zur Abwehr fremder Herrschaft schreibt, scheint uns eben so schön dargestellt, als gründlich und wahrhaft gedacht zu seyn. Ueberhaupt zeigt die ganze Schrift, so klein sie ist, in ihrer Anlage von einem bewunderungswürdigen Tact des Verf., so daß es nicht leicht ist irgend eine seiner Ansichten kritisch anzugreifen. Wohl könnte man hie und da seiner Hypothese eine andere entgegenstellen; dieß wäre aber keine wahre Kritik, sondern wie gewöhnlich nur eitle Hervorhebung eigener Gelehrsamkeit. Um jedoch dem Herrn Verfasser zu beweisen, wie sorgfältig man die meisten seiner aus 39 Autoren geschöpften Beweisstellen geprüft, und angesehen habe, wollen wir ihn nur auf ein Paar derselben aufmerksam machen, deren Sinn er in Nebenumständen nicht ganz richtig darstellt. S. 32. seiner Schrift läßt er die von den Sueven gedrängten Usipeter und Tenchterer mit 400,000 Mann über die belgischen Menapier herfallen und — wie bekannt — durch den römischen Feldherrn besiegen und aufreiben. Cäsar (de bello gallico lib. IV. cap. 15) sagt aber nicht, daß der feindliche Haufen 400,000 Mann, sondern daß er eben so viele Köpfe, d. i. Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, gezählt habe: cum hostium numerus capitum 430,000 fuisset, ein Umstand, der allerdings einen wesentlichen Unterschied erzeugt. —

Seite 45, Z. 1. läßt Hr. G. bey der Uebergabe des von zwey römischen Legionen besetzten Standlagers zu castra vetera die beyden Legionen sich mit dem feindlichen Heere unter Civilis vereinigen, während sie doch von den siegreichen Germanen und Batavern wider Treue und Glauben beym Abzuge überfallen und theils niedergemetzelt, theils nach Ueberwältigung des Walles im allgemeinen Lagerbrande vernichtet worden sind: ad quintum vero lapidem coorti Germani, incautum agmen adgrediuntur. pugnacissimus quisque in vestigiis; multi palantes occubuere. Ceteri vero in castra profugiunt, querente sane Civile et increpante Germanos, tanquam fidem per scelus abrumperent. Simulata ea fuerint, an retinere saevientes nequiverit, parum affirmatur. Direptis castris faces injiciunt, cunctosque, qui proelio superfuerant, incendium hausit. Tacit. Hist. IV. 60. — Seite 55 nennt er unter andern Nachbarvölkern der Germanen auch die Sarmatischen Tazigi. Hätte Hr. G. die beyden berühmten Abhandlungen Peter Horvat's über die Jazygen gekannt, würde er dieses Volk nicht Tazigi genannt, und es auch nicht mehr für Sarmatischen Stammes gehalten haben.*) Wir machen ihm hierüber keinen Vorwurf, da er nur seinem Gewährsmann, dem sel. Mannert folgt, der sich seinerseits in diesem Puncte ganz auf das Ansehen eines Gatterer und Schlözer stützte, welche zuerst die Jazygen für Slawen erklärten und auch die fehlerhafte Orthographie in Schwung brachten. In den Kämpfen der nordischen Völker gegen das Kaiserreich so wie in den Wanderungen und Eroberungen der Germanen an der untern Donau spielt dieses bey Hrn. Gz. Tazigi genannte Volk eine große Rolle, wird aber bey griechischen und lateinischen Schriftstellern nicht immer unter einer und derselben, sondern wohl unter zehnerley verschiedenen Benennungen aufgeführt, aus denen Hr. Gz. gerade die am wenigsten zu rechtfertigende wählt. Nach Horvat sind diese Jazyger oder Jassen neben den eigentlichen Ungern oder Magyaren, den Kumanen, Polowzern, Szeklern, Uzen und Valven einer der sieben Hauptstämme des großen skythischen oder ungrischen Volkes, an dessen Großthaten und Schicksalen sie vorzüglichen Antheil nahmen. Ihren Hauptsitz hatten sie in der heutigen Moldau, wo noch jetzt die Stadt Jassy, nebst einem großen Theile von Ungern, wo man sie unter dem alten Namen, obgleich in geringer Anzahl, bis auf den heutigen Tag noch findet. Der eigentliche Name derselben ist rein ungrisch, heißt im Sing. Jász (sprich Jass), plur. Jaszok, Deutsch Jassen, und bedeutet einen Bogenverständigen, von Ij, contrahirt J, der Bogen, und ász Verstand. Die Benennungen Τοξόται, Τοξοφόροι, Τόξιοι, Arcitenentes und Sagittarii, unter welchem sie häufig bey griechischen und lateinischen Autoren aufgezählt werden, sind daher nur wörtliche Uebersetzungen des Nationalnamens. Auch dieser Letztere, das einheimische Wort, zum Theil mit griechischer Endsylbe als Ἰάσων (ονος), Ἰησων (ονος), und sogar Ἰάς nach dem doppelten ungrischen Dialecte Jész und Jász kommt vor. Am öftesten aber findet man Jasyk und Jazyk, pl. Jasyges und Jazyges, was der Italiener am füglichsten mit Giazigi geben kann. Tazigi hat in keinem Falle einen Sinn.

Auch möchten wir Hrn. Gz. auf die besonders in Eigennamen zu häufig eingeschlichenen und nicht verbesserten Schreibfehler aufmerksam machen. Eben so wenig sind die Citate jederzeit ganz richtig, unter andern S. 56, Note 1, wo zum Beweise, daß ein Theil der Jazygen nach seiner Niederlassung in Pannonien die Benennung Metanastä erhielt, Florus Epitome hist. roman. lib. IV. cap. 2. angezogen wird. Im besagten Kapitel wird wohl der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus beschrieben, aber nicht die geringste Meldung über Scythen, Jazygen und Metanasten gethan.

In der Hauptanlage jedoch so wie in dem besondern Streben des Verf., den Gang des Kampfes zwischen Rom und Germanien vom ersten Beginnen bis zum Ende des markomannischen Krieges zu beleuchten, vermag man keinen wesentlichen Irrthum zu entdecken. Das literarische Erbtheil der alten

*) S. ungrische Zeitschrift: Tudomanyos Gyüjtemény. Jahrg. 1829, St. 7 u. 9; 1830 St. 7, 8 u. 9. Die allg. Encyclopädie d. Wiss. und Künste von Ersch und Gruber, 2te Sect. 14ten Theil, gibt sub voc. Jazyger einen lichtvoll geschriebenen und hauptsächlich aus Horvat geschöpften Artikel.

Welt über diesen Punct kennt Hr. G. so gut wie andere, und von den Germanen selbst sind keine gleichzeitigen Berichte auf uns gekommen, und auch niemals verfaßt worden. Man schrieb damals in Deutschland noch nicht, handelte aber desto mehr. Heutzutage, sagen die Ausländer, man weiß nicht sey es Lob oder Tadel, finde in Deutschland das umgekehrte Verhältniß statt. Ist dieses wirklich der Fall, so sollen sich die Fremden Glück wünschen, daß ein so großes und kräftiges Volk seinen Sinn von der Weltverwüstung weggelenkt, und seine Eroberungslust auf das Gebiet der Wissenschaft und philosophischen Speculation übertragen hat. Und wie Tacitus seinerseits im Namen der ganzen römischen Welt die Götter bat, sie möchten das damalige Erbübel der germanischen Stämme, die innere Zwietracht erhalten und mehren, so soll man auch der literarischen Schwärmerey der heutigen Germanen dem Weltfrieden zulieb ewige Dauer wünschen. Denn dieses Volk ist heute noch dasselbe wie damals, und die Grundzüge seines Charakters sind für alle Zeiten unverwüstlich. Es wandert noch immer gerne in fremde Länder, und findet sich überall zurecht. Statt der Raubzüge des alten Geleitwesens für Beute und Boden, ziehen wir jetzt als friedliche Kolonisten an den Missisipi, nach Van-Diemensland, an den Kaukasus und zu den Sarmaten. Und in der Heimath selbst, — das soll der Fremde nie vergessen — können wir heute noch wie damals einen Sentius Saturninus für immer, einen Quintilius Varus aber mit seinen Liktoren und Advokaten nur eine Zeitlang ertragen.

Ein zweyter Umstand, der am alten und neuen Germanien gleichmäßig bemerkt wird, besteht darin, daß eine Nationalbewegung und allgemeine Erschütterung des Volkes gegen das Ausland ihren Anstoß jedesmal von Osten her erhalten muß. Es giebt Völker auf dem Erdglobus, die weder untergehen, noch sich wesentlich verwandeln können, weil die Vorsehung eine von Anbeginn prädestinirte Lebensrolle in das Grundgewebe ihres Daseyns eingeflochten hat. In diese Klasse gehören offenbar die Germanen und ihre östlichen Nachbaren, die Slawen, deren Zeit jetzt nahe ist. Nicht ohne

Grund kann man vermuthen, daß dieses letztere eben so zahlreiche als biegsame, unverdrossene und energische Volk, schon bey der ersten historisch beglaubigten allgemeinen Bewegung am Ostrande Deutschlands, die wir unter dem Namen des markomanischen Krieges kennen, und die einen so tiefen Schrecken über Italien brachte, wesentlich betheiliget war. Ganz sicher aber weiß man, daß der große Völkerstrom, der sich unter Attila's Oberbefehl gegen die von Aetius geleitete Quadruppel-Allianz West-Europa's ergoß, nicht nur Slawen als wesentliche Bestandtheile mit sich führte, sondern daß im Grunde genommen diese letzteren allein den ganzen Gewinn aus dem kolossalen Unternehmen zogen, indem sie hauptsächlich bey dieser Veranlassung das Uebergewicht und bald nachher durch Wegschwemmung der alten Bewohner den Alleinbesitz des östlichen Deutschlands vom baltischen Meere bis zur Donau errangen. *) Sonderbar! So barbarisch und formlos die Völkergestalten in dem durch die Legionen nicht bezwungenen Theile Europa's hin und her schwankten, so offenbart sich doch schon in jener trüben Zeit eine unbekannte, geheime Macht, ein Phantom, östlich von Germanien, gegen welches man sich auf der Westseite durch Bündnisse und Anhäufung von Vertheidigungsmitteln im riesenhaftesten Maßstabe zu sichern bemühte. Bey aller innern Kraft waren aber die Germanen damals schon mehr Werkzeug und Spielball, jedenfalls aber gewöhnlich Versöhnungsmaterie zweyer ringenden Weltkräfte. Ganz klar ist Hr. Garzetti zur Kenntniß dieses im Grunde schon damals passiven Charakters im öffentlichen Leben Deutschlands nicht gekommen, eine leise Ahnung aber drückt er (S. 70) dennoch aus, wenigstens in Beziehung auf die ostwärts wohnenden Stämme.

Fallmerayer.

*) Palaczky a. a. O. S. 69 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. ꝛc.

(Schluß.)

Von 9 bis 10 Uhr sprach sie mit ihren Jungfrauen italienisch und französisch. Auch das Lateinische verstand sie sehr gut, schätzte vor allen Autoren den Vrigil, von dem sie ganze Stücke auswendig wußte, und gab den „Schulkollegis bey Gelegenheit manches harte Nüßlein aus diesem Buche zu knacken," sprach aber nicht leicht lateinisch, um keinen Schein des Anspruchs auf Gelehrsamkeit auf sich zu ziehen, außer mit polnischen Herren, die an den Hof kamen. Doch lernte sie eben darum noch das Polnische, bis zu einer Fertigkeit, worüber die erstaunten, deren Muttersprache es war; und um in der Uebung zu bleiben, nahm sie zu ihren zwölf Hofjungfern noch zwey junge Polinnen in den Dienst, welche nur in dieser Sprache mit ihr reden durften. Oefters gieng die Herzogin schon in den Morgenstunden hinab in die Stadt, wenn sie bey einem Handwerker eine Arbeit zu bestellen hatte: was die treffliche Wirkung hatte, daß die Meistersfrauen in der Erwartung, es könnte die „gnädige Frau jeden Tag bey ihnen einkehren, gar frühe die Stuben säuberten, das Bettzeug in Ordnung und alles an seinen gebührenden Ort brachten;" denn wenn Dorothea Sibylla es einmal unsauber bey ihnen gefunden hätte, so wäre sie, das wußten jene wohl, so bald nicht wieder gekommen. Von 10 Uhr an durfte jedermann sich zur Aufwartung melden. Ihre Leib- und Hebamme, Mutter Grete, welcher das Büchlein mit Recht einen besondern Abschnitt gewidmet hat, führte die Aufwartenden ein, und keiner, der es bedurfte, gieng von ihr weg ohne Rath, Hülfe, Trost und freundlichen Bescheid. „Ihr kommet doch sonst gerne auf das Haus (Schloß) gelaufen, sagt Dorothea Sibylla S. 154 zu Meister Valten (dem Rothgerber), um mir zu erzählen, wenn etwa Eure Küchenmagd einen irdenen Tiegel zerbrochen hat, oder macht Euch einen andern Behelf." Alte und gebrechliche Leute, welches Standes sie auch waren, ließ sie nicht stehen, sondern sich setzen. Nach aufgehobener Tafel um Vesperzeit und nachdem etwa eine Stunde Musik auf Lauten, Cithern und andern Instrumenten nebst Gesang getrieben und geübt worden war, gieng die gnädige Frau im Sommer mit den Jungfern und fürstlichen Kindern ins Feld, sammelte heilsame Kräuter und lehrte die Giftpflanzen kennen. Bisweilen kehrte sie in einem Bauernhofe ein, die Jungfern mit einer Milchsuppe zu ergötzen, wobey es ihr besonders Freude machte, selbst einzubrocken. Das Essen überließ sie den Jungfern: sie selbst wanderte mit der Mutter Grete, welche Arzneyen und Erquickungen in einem Korbe trug, im Dorfe umher, um Trost und Labung an die Krankenbetten zu bringen. Sie hatte Kundschafter in der Stadt und auf dem Lande; Meister Valten war auch derselben einer: ihr Geschäft war, Nothleidende auszuspähen und der Fürstin anzuzeigen. Sie kam ihnen mit Unterstützung, Rath, auch mit Arzney zu Hülfe. Denn sie wußte treffliche Mittel gegen allerley Krankheiten und schickte die ebenfalls sehr gelehrte Mutter Grete häufig zu den Kranken, um äußere und innere Heilmittel anzuwenden, zu nicht geringem Verdruße der Herren Doktoren und Chirurgen; welche jedoch, „wenn die Oechslein am Berge gestanden, und das eigene Verstandeswasser nicht hat fließen mögen," unter der Hand selbst mehr als einmal zur Mutter Grete

treide zu pflanzen, das sie auf die Reise mitnehmen könnten.“ Hätten wohl die Helvetier zwey Jahre den Auszug verschieben müssen, um den nothwendigen Vorrath an Lebensmitteln zu pflanzen und zu gewinnen, wenn nur der kleinere Theil der Bevölkerung des Landes und zwar die Herrscher ausgezogen wären? Die Unterthanen hätten wohl alles liefern müssen und können. Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alle Städte und Ortschaften und alle einzeln stehenden Häuser, damit jede Hoffnung einer möglichen Rückkehr abgeschnitten werde.“ Hätten sie wohl das gethan, wenn noch eine andere Bevölkerung zurückgeblieben wäre? Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alles Getreide, das sie nicht auf die Reise mitnehmen konnten.“ Ist es wahrscheinlich, daß dieß geschehen wäre, wenn ihre Unterthanen zurück blieben?

Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern nach ihrer Niederlage befohlen, in ihr Land zurückzukehren, und die Allobrogen beauftragt, sie mit Getreide zu versehen, da sie alle Feldfrüchte vernichtet hatten, und sie demnach zu Hause den Hunger nicht hätten stillen können.“ Wäre diese Maßregel wohl nöthig gewesen, wenn die Helvetier zu der früheren Bevölkerung, welche für ihre Beherrscher bisher Ackerbau und Viehzucht betrieben, hätten zurückkehren können? Die Unterthanen hätten ihnen, die durch die Niederlage bis auf 1/5 zusammengeschmolzen waren, Lebensmittel genügend abgeliefert. Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern geboten, Städte und Dörfer wieder aufzubauen; denn er habe es nicht für zuträglich gehalten, daß das Land, welches sie verlassen hatten, unbevölkert bleibe, da zu befürchten stand, daß die Germanen jenseits des Rheins dasselbe um seines fruchtbaren Ackerlandes willen besetzen würden.“ Hätte Cäsar so schreiben können, wenn noch ein anderes Volk außer den Helvetiern in der Schweiz gewohnt hätte? Hr. Brömmel behauptet nun, die Helvetier seyen erst seit mehreren Generationen in Helvetien angesiedelt, nicht sie hätten den Boden urbar gemacht und das Land nicht als Heimath liebgewonnen: aus diesem Grunde allein sey es möglich zu begreifen, warum sämmtliche Stammgenossen auswanderten; denn sonst gebe es in der Geschichte kein Beyspiel, daß ein ganzes Volk bis auf den letzten Mann seine Heimath verlassen habe, immer sey nur ein Theil ausgezogen. Angenommen, die letztere Meynung werde durch die Geschichte bestätigt (was indessen nicht der Fall ist, indem sie nicht bloß durch das vorliegende Beyspiel der Helvetier, sondern manches andere, wie der Ostgothen widerlegt wird): so läßt sich doch beweisen, daß die Zeitverhältnisse die Auswanderung eines ganzen Stammes eben so begreiflich machen können als die Auswanderung eines Theiles desselben. Wir glauben daher, die Helvetier hätten schon längst in Helvetien gewohnt, da wir wissen, daß sie in früherer Zeit wahrscheinlich von diesem Lande aus auch die Gegend zwischen dem Schwarzwald, dem Rhein und Mainstrom erobert hatten (Tacit. German. 28., der sich auf Caesar. bell. Gall. 6, 24 beruft). Auch meinen wir, daß sie Helvetien als ihre wahre Heimath geliebt und geehrt haben, aber dennoch waren die damaligen Zeitumstände zu anlockend für diesen kriegerischen Stamm, um nicht kühne Unternehmungen zu wagen, und ihre Wohnsitze mit noch schönern zu vertauschen. Es herrschte nämlich damals unter allen gallischen Stämmen große Aufregung, wie aus dem Werke des Cäsar deutlich hervorgeht, und nicht leicht hätte dieser Feldherr je einen günstigern Zeitpunct finden können, um das durch Parteikämpfe zerrissene Land der Römischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Hierarchie, welche in Gallien bisher bestanden hatte, oder die Herrschaft der Druiden war erschüttert, und hatte ihren Einfluß auf das ganze Land bereits großen Theils verloren. Die Häuptlinge einzelner Stämme waren zu mächtig geworden, und da nun diese immer unabhängiger zu werden strebten, so konnte dieß nichts anderes zur Folge haben, als daß der politische Verband der Stämme, die Einheit von Gallien zerrissen wurde. Einzelne Stämme befehdeten sich, einer fiel in das Land des andern ein, der eine schloß sich zum Schutz an die Römer, der andere an germanische Fürsten an. Warum sollten nicht die Helvetier, deren Tapferkeit und Kriegslust vor allen übrigen Stämmen gefürchtet war, und mit denen nur die belgischen Gallier sich zu vergleichen wagten, in dieser Zeit Lust und stolzen Muth gefühlt haben, ein besseres und größeres Land, das nicht weit von Helvetien entfernt war und einem benachbarten Stamme gehörte, zu erobern und zu ihrem Wohnsitze zu gewinnen? Denn es belebte sie die kühne Hoffnung, auf solche Weise die Oberherrschaft über das ganze Land zu erringen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von F. von Charpentier. (Bibliothèque univ. de Genève 1836; daraus übers. in Berghaus Annalen 1837. April und Mai S. 12.)

Es ist in diesen Blättern vor kurzer Zeit eine neue Theorie der Erdbildung vom Hrn. Oberbergrath Fuchs aufgestellt worden, deren Bedeutung für die Geologie wohl am besten bemessen werden kann, wenn man sie mit ihrem Gegensatze zusammen stellt. Einen solchen bildet die oben angeführte Abhandlung des Herrn Charpentier, welche die gewöhnlichen Lehren der Hebungstheorie in einer sehr originellen Weise auf einen concreten Fall anwendet, und schon deßhalb eine besondere Veranlassung zur Prüfung ihrer Principien giebt. Halten wir einmal beyde Theorien einander entgegen!

Es gab eine Zeit, sagt Hr. von Charpentier, wo die ganze Schweiz mit Wasser überdeckt war. Die Tiefe dieses Meeres, d. h. die Entfernung seiner Oberfläche von dem Mittelpunct der Erde, scheint sich nicht sonderlich vermindert zu haben. Denn das Erscheinen der Festlande muß man nicht dem Sinken des Wassers, sondern der Emporhebung jener zuschreiben.

Die erste Hebung rückte die Vogesen nebst einer kleinen Alpengruppe in Wallis und Savoyen zwischen der Dent de Morcles und der Tarentaise über die Meeresfläche empor. Damals hatten die entstehenden Regionen ein Tropenklima, wie dieß die Pflanzenabdrücke im Thonschiefer von Chamouny ꝛc. erweisen.

Hierauf wurde der Jura über die Oberfläche der Gewässer gedrängt, jedoch nicht gleich zu der Höhe, die er jetzt hat. Das Meer umspülte noch seinen Fuß und setzte nachher in den Thälern die Kreide ab. Zugleich mit dem Jura stiegen kleine Bergketten im Kanton Waadt und Freyburg empor, was sich dadurch erweist, daß auf ihnen keine Kreide getroffen wird. Auf diese Erschütterung folgte ein ruhiger Zwischenraum, während dessen das Meer und das trocken gelegte Erdreich mit organischen Wesen sich bevölkerten.

Diese Ruhe wurde unterbrochen durch die Emporhebung der Schweizer- und Savoyer-Kalkalpen, wobey zugleich der Jura einen solchen Ruck bekam, daß er beynahe ganz trocken, und die Kreide, welche sich in seinen Thälern niedergeschlagen hatte, blos gelegt wurde. Gleichwohl hatten weder Jura noch die Alpen die spätere Höhe erreicht; ja zwischen beyden blieb eine Meerenge, in welcher sich die Molasse und Nagelfluh ablagerte. Noch herrschte ein Klima mild genug, um Palmbäume zu erzeugen, wie dieß die Abdrücke von Chamaerops in der Molasse von Lausanne erweisen. Der Kanton Waadt war damals eine große Insel.

Indeß von Neuem wires unten rebellisch; eine der erstaunlichsten Revolutionen geht vor sich, welche das Meer ganz aus jenen Gegenden verdrängt und der Oberfläche der Schweiz ihre gegenwärtige Beschaffenheit giebt. Und wer ist dieser gewaltige Agitator, der eine solche Revolution einleitet? Es ist dieß der Granit. Zwey grosse Granitmassen steigen zugleich aus dem Schooße der Gewässer empor: die eine im obern Wallis, die andere, deren höchster Gipfel der Montblanc, in Savoyen. Der Granit macht sich Bahn durch den Gneuß, Glimmerschiefer und andere Kalk- und Schiefergesteine *),

*) Nach den gewöhnlichen plutonischen Ansichten nimmt

auf denen der Alpenkalkstein unmittelbar ruht; er hebt die Alpen mit dem Jura und das beyde Gebirgssysteme trennende Land. Indeß der ungestüme Granit weiß weder Ziel noch Maaß zu halten, und somit ereignet sich das ungeheure Unglück, daß er das ganze Land um 4404 waadtländische Fuß zu hoch hebt. In Folge solcher übermäßiger Erhebung, in Verbindung zugleich mit der Abnahme der Erdwärme, mußte das milde Klima plötzlich in das der Polarregion umgewandelt werden; „die Alpen bedeckten sich mit Schnee, der unaufhörlich in die Thäler herabfallend große Gletscher bildete, die nicht nur allmählig alle Thäler einnahmen, sondern auch die ganze niedere Schweiz bedeckten und ihre Moränen bis an den Kamm des Jura vorschoben.“ Die ganze Schweiz war also eine Eismasse, auf der höchstens Eisbären ihr behagliches Spiel treiben mochten.

Wie kommt es nun aber, daß gegenwärtig der Bestand der Dinge in der Schweiz ein anderer ist, als der eben geschilderte? Wie es oft in der Welt zu gehen pflegt, auf die progressive folgt die retrograde Bewegung, und zwar nicht zum Nachtheil der Betheiligten. Die Emporhebung verursachte nämlich ungeheuere Verrückungen und Höhlen. „Die erhobene Masse mußte daher eine Erniedrigung, eine Art von Zusammensinken erfahren, bis alle schlecht unterstützte Theile ihre rechte Lage und so diejenige Solidität erlangt hatten, welche diese Masse heut zu Tage zeigt.“ In Folge dieser allgemeinen Senkung wurde das Klima wieder milder, bis es endlich seine gegenwärtige Temperatur erlangte; die Gletscher zogen sich zurück und ließen längs ihres Weges jene Felsblöcke liegen, die man jetzt als Findlinge anstaunt.

Fragt zuletzt der Leser, wie man denn im Stande sey, jenes Auf- und Absteigen sogar durch eine Zahl zu bestimmen, so erhält er folgende Antwort: Damit sich nach der letzten Eruption der Alpen Chamaerops im Rhonebecken erzeugen konnten, mußte hier eine mittlere Temperatur von 17° 5 C. geherrscht haben. Die Temperatur der Alpenthäler aber, in denen Gletscher sich bilden und erhalten können, ist gegenwärtig 6°. Nimmt man nun an, daß die Temperatur auf jede 480′ um 1° sinkt, so muß ein Land, dessen mittlere Temperatur 17°,5 betrug, um $480 \times (17{,}5 - 6) = 5520'$ erhoben werden, damit diese bis auf 6° erniedrigt werde. Da aber die absolute Höhe des Genfersees jetzt 1116′ beträgt, so muß das dortige Land um $5520 - 1116' = 4404'$ gesunken seyn. Daraus schließt man auch, daß der Montblanc (jetzt 14430′ hoch) durch den übermäßigen Ruck des Granits bis zu 18834′ erhoben worden ist.

Das Facit ist richtig, wenn es der Ansatz ist. Aber hieran fehlt es. Herr von Charpentier nimmt die Hebungstheorie als vollkommen erwiesen an und baut auf selbige seine eigene Ansicht; diese steht und fällt also zugleich mit jener. Somit haben wir denn nachzuforschen, ob der Hebungstheorie eine solche Evidenz zustehe, daß wir auf sie neue Constructionen gründen können. Dieß ist es nun, was in diesen Blättern oft bestritten worden ist, und es mag genügen, hier einige der Gründe kurz anzuführen, aus welchen hervorgeht, daß die Hebungs-Theorie zum Verständniß des Gebirgsbaues weder als nothwendig noch als förderlich, ja kaum als wahrscheinlich sich erweisen könne.

Die Hebungstheorie dringt sich nicht als nothwendig auf und schließt dadurch die ihr entgegengesetzte Werner'sche Theorie aus, indem diese zur Erklärung des Phänomens geneigter Schichten eben so viele, wo nicht noch mehr Gründe als jene aufbringen kann. Will ich eine unterstützte horizontale Ebene aus ihrer Lage bringen, so giebt es natürlich denselben Erfolg, ob ich das eine Ende emporheben, oder das andere abwärts sinken lasse. Es fragt sich nur, welche von beyden Ursachen, den bekannten Naturgesetzen gemäß, als die allgemeiner wirksame sich ergeben werde, und da kann es keine Frage seyn, daß dieß die Kraft ist, welche das Sinken bewirkt, nämlich die Schwerkraft, deren Einwirkung alle Theile der Erdoberfläche, nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, unterliegen, während diese umgekehrt von der aus der Tiefe nach oben

---

Herr v. Charpentier ebenfalls an, daß Gneuß, Glimmerschiefer und andere Schiefer zwar aus und in dem Wasser abgesetzt, später aber durch ungemein starke Hitze und Druck dermassen umgeändert wurden, daß sie von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nur die schieferige Structur beybehielten.

wirkenden Kraft nur in sehr wenigen Puncten und nur zuweilen und ohne Gesetzmäßigkeit afficirt wird. Es hat daher auch die Senkungs- gegen die Hebungstheorie den Vortheil der größern Wahrscheinlichkeit für sich. Daß übrigens eine dritte Meynung, welche die geneigte Schichtenstellung im Allgemeinen und Großen als eine primäre Erscheinung ansieht, die Hebungstheorie fast ganz, die Senkungstheorie zum großen Theil beseitigt, braucht hier nur angeführt zu werden.

Wie aber die Hebungstheorie sich nicht als nothwendig aufdringen kann, so vermag sie sich auch nicht einmal als zum Verständniß der geognostischen Erscheinungen förderlich zu erweisen. Was Göthe schon vor Jahren über sie sagte, das gilt noch heutiges Tages: „Denn was ist die ganze Heberey der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstande irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben.“ Ist es etwa anders? Wenn der Schweizer Geolog die Jura- wie die Alpenkette nach Belieben heben und senken läßt, hat man hier mehr als Worte, kann man sich einen klaren Begriff oder ein anschauliches Bild von einem solchen Vorgange machen? Man bedenke doch nur die Massen-Ausdehnung des Jura- und Alpen-Gebirges, oder was noch mehr sagen will, des Himalaya's, der selbst in der Begrenzung zwischen Indus und Brahmaputra eine Länge von 300 geographischen Meilen hat, und ein Alpengebirgsland bildet, das überall eine Breite von 60 — 70 Meilen einnimmt und von dem eine Menge Piks über 20,000 Fuß emporsteigen. Man verweile nur einige Augenblicke bey einer solchen Heberey, und überlege es sich, was es heißen wolle, solche Massen empor zu stossen, ohne sie complet zu zerrütten. Wenn man doch wenigstens nur einen einzigen Fall anführen könnte, wo seit den historischen Zeiten, ich will nicht einmal sagen eine ganze Gebirgskette, sondern nur ein Hügelchen von Schiefer, Sandstein, oder Kalkstein aus dem Innern sich hervorgehoben und seine Schichtung dabey so wenig gelitten hätte als die unseres deutschen Jura. So aber zeigen die hebenden Gewalten der geschichtlichen Zeit einen ganz entgegengesetzten Charakter von den fingirten der vorgeschichtlichen Periode. Während aus der Wirksamkeit dieser letzteren eine Ordnung hervorgegangen seyn soll, die dem ernsten Gebirgsforscher die höchste Bewunderung entlockt, weiß dagegen Jeder, daß als Resultat der hebenden Potenzen in der historischen Zeit Verwirrung und Zertrümmerung des vorgefundenen Bestandes, Zerrüttung und Auflösung aller Ordnung sich ergiebt.

Wenn demnach die Hebungstheorie keine historische Zeugnisse für sich aufweisen kann, wenn diese sogar in vollem Widerspruche mit ihr stehen, so hätte sie nicht bloß diese Differenz ausgleichen, sondern noch vielmehr um den Nachweis sich bekümmern müssen, daß sie wenigstens in der Vorzeit über Kräfte habe disponiren können, welche, vermöge unbestrittener mathematisch-physikalischer Gesetze, nicht bloß ganze Gebirgsketten empor zu heben, sondern auch dieselben schwebend über den durch ihre Hebung gebildeten leeren Räumen zu erhalten, und dieß alles obendrein zu thun vermochten, ohne die innere Ordnung der Gebirge in einen Trümmerhaufen zu verkehren, wie Letzteres der specifische Character der hebenden Gewalten der Gegenwart ist. Da man aber bisher einen solchen Nachweis schuldig geblieben ist, da man mithin weder die Nothwendigkeit, noch selbst nur die Wahrscheinlichkeit der Hebungstheorie auf wissenschaftlichem Wege begründet hat, da sie also nur als eine unerweisbare Hypothese zu betrachten ist; kann man es da einem unbefangenen Forscher, wie Göthe, der klar sehen und fest fußen will, kann man es ihm verdenken, wenn er sich über „diese vermaledeyte Polterkammer der neuen Weltschöpfung,“ wie er sie nennt, aufs schneidendste äußert.

(Schluß folgt.)

Ueber die Helvetier und ihr Verhältniß zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz ꝛc.

(Schluß.)

Warum sollten sie nicht mit gesammter Masse, mit Weib und Kind diesen Kriegszug wagen, da sie wußten, daß keiner der Gallischen Stämme im

Innern des Landes ihnen Widerstand zu leisten vermöchte? Es gelüstete sie nach der köstlichsten Perle von Frankreich, nach dem Lande der Santones (Caes. B. Gall. 1. 10). Dieß ist die reiche Gegend zwischen Toulouse und Bordeaux, an den lieblichen Ufern der Garonne, der schönste Theil des südlichen Frankreichs und weit schöner als die Provence, welche die Provinz der Römer damals bildete; kurz sie ist für Frankreich, was die Rheingegenden für Deutschland sind.

Hr. Brömmel unterstützt seine Behauptung ferner dadurch, daß er sagt, die Zahl der Einwohner, welche Cäsar auf 263000 Individuen setze (1, 29.), sey zu gering, als daß sie die Bevölkerung des ganzen Landes seyn könnte, und da dasselbe drey Mal mehr Menschen habe nähren können, so ergebe sich, daß eben noch eine andere und zahlreichere Bevölkerung hier existirt habe: denn überall richte sich im Allgemeinen die Zahl der Einwohner nach den Mitteln des Unterhaltes. Es ist wahr, daß die damalige Volkszahl von der jetzigen sehr verschieden ist, indem heutzutage nach den neuesten Tabellen auf demselben Boden ungefähr 1,500,000 Menschen leben. Allein nicht weniger verschieden ist die jetzige Beschaffenheit des Bodens und der übrigen Verhältnisse. Wenn man bedenkt, daß damals das Verhältniß des Waldbodens zu Wiesen und Ackerfeld ein ganz anderes als jetzt war, daß große Strecken in allen Kantonen Sumpfland waren, welche jetzt urbar gemacht sind, daß der Ackerbau auch bey vorzüglicher Kultur damals nicht so viel ertrug als die verbesserte Landwirthschaft unserer Zeit und die Einführung anderer weit ergiebigerer Producte zu leisten vermag: so wird man wohl einsehen, daß der Stand der Bevölkerung auch bey der angeführten Zahl nicht zu gering war. Damals wurden nur wenige unergiebige Getreidearten wie z. B. Hafer, Gerste gepflanzt, die Knollengewächse, welche weit mehr Menschen ernähren als das Getreide, fehlten beynahe ganz, die Obstzucht, welche heutzutage ein wichtiges Nahrungsmittel ist, war noch unbekannt. Schon der Umstand, daß die Helvetier den Auszug zwey Jahre verschieben mußten, weil sie erst bis zu dieser Frist hinlänglichen Vorrath an Getreide für die Reise zurücklegen konnten (1, 3.), beweist, wie wenig Ackerfeld das Land hatte, und wie wenig dasselbe ertrug. Zudem darf man nicht vergessen, daß damals alle Bewohner von den Landesprodukten ernährt werden mußten, daß hingegen heutzutage Verkehr und Handel eine Bevölkerung möglich macht, welche den Ertrag des Bodens weit übersteigt, so daß von der jetzigen Zahl der Einwohner eine große Summe für denjenigen Theil abgezogen werden muß, der durch Einfuhr von Lebensmitteln erhalten wird.

Hr. Br. sagt ferner, daß das Land der Helvetier nicht bloß 263,000 Menschen habe nähren können, ergebe sich aus der Vergleichung mit andern nicht größern Gegenden, welche zur gleichen Zeit eine weit größere Bevölkerung gehabt haben. So seyen die Belgier viel zahlreicher als die Helvetier gewesen.

Der Unterschied zwischen dem Ertrage des Bodens in Helvetien und Belgien war zu jeder Zeit so groß, daß keine Vergleichung in Beziehung auf den Grad der Bevölkerung zwischen beyden Statt finden kann. In Belgien ist der fruchtbarste Boden, die reinste Dammerde überall, welche den Fleiß des Landmanns reichlich lohnt: und daher eine weit größere Zahl von Menschen ernährt; in der Schweiz hingegen ist der Boden schwer und steinig, muß überall durch große Mühe zur Fruchtbarkeit gezwungen werden, und wirft immer nur mäßigen Ertrag ab. Ueberhaupt ist die jetzige Höhe der Bevölkerung in der Schweiz nicht dem gesteigerten Ertrag des Bodens zuzuschreiben, sondern sie ist Product des Handels und der Industrie.

Hr. Br. glaubt eine Spur der ältern Bevölkerung in den Hörigen des Orgetorix gefunden zu haben. Joh. Müller hatte diese für Kriegsgefangene gehalten, welche Orgetorix auf Streifzügen erbeutet habe. Wir können weder das eine noch das andere glauben. Diese Hörigen waren ebenfalls Helvetier. Wären dieselben nicht Helvetier gewesen, so hätten sie wohl nicht das Recht gehabt, an den Versammlungen des Stammes Theil zu nehmen, wie dieß beym Proceß des Orgetorix der Fall war. (1. 4.) Sie geriethen in diesen Zustand gemeiniglich durch Schuldverhältnisse.

Alles dieses bewegt uns zu glauben, daß die Helvetier die einzige Bevölkerung in Helvetien gewesen seyen, und daß daher die Behauptung des Hrn. Br. auf Irrthum beruhe.

H. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. Eingereicht an die schwedische Akademie der Wissenschaften den 31. März 1836. — Im Deutschen herausgegeben von F. Wöhler. Sechszehnter Jahrgang I. H. Tübingen bey H. Laupp. 1837.

Seit dem Jahre 1822 erscheinen von Berzelius Jahresberichte über die physischen und chemischen Wissenschaften. Wenn solche Berichte schon werthvoll sind, wo sie nur ein genaues, wohl gewähltes Extract aus der zahlreichen journalistischen Litteratur darstellen, so sind sie es noch viel mehr, wenn sie zugleich kritisch behandelt das Gute nach seinen Beziehungen und Consequenzen hervorheben, das Unhaltbare zeitig zurückweisen und fortwährend die Geschichte und Ausbildung der Wissenschaft berücksichtigen. Durch diese Vorzüge zeichnen sich die Berzelius'schen Berichte vor ähnlichen aus und ihr Ruf ist um so glänzender, als die gelehrte Welt dadurch über jede wichtige Erscheinung mit den Ansichten eines Mannes bekannt gemacht wird, welcher, mit allen Zweigen der Wissenschaft vertraut und mit einem Reichthum von Erfahrungen ausgerüstet, wie wenige andere, fortwährend selbst thätigen Antheil nimmt an den sich immer vermehrenden Aufgaben und Arbeiten des Tages.

Der Berzelius'sche Bericht umfaßt Physik, vorzüglich Experimentalphysik, allgemeine Chemie, specielle unorganische Chemie mit Einschluß der Mineralogie, Pflanzen- und Thierchemie und Geologie. Die bedeutenden Arbeiten, welche in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, haben die Berichte merklich vergrößert, so daß sie gegenwärtig in 2 Abtheilungen erscheinen, wovon die eine Physik und unorganische Chemie, die andere organische Chemie und Geologie abhandelt.

Um eine Probe von der Mannigfaltigkeit des Stoffes zu geben, wollen wir hier einiger besonders interessanter Artikel der vorliegenden ersten Abtheilung in Kürze erwähnen.

Seitdem es sich herausgestellt hat, daß die Undulationstheorie die Erscheinungen des Lichts und alle seine verwickelten Verhältnisse vollständiger erklärt, als die Emanationstheorie und seitdem es factisch beweisbar geworden ist, daß der Schall in einer Undulation besteht, ist es für die speculative Physik eine interessante Aufgabe geworden, die Verschiedenheit der Undulationen, welche von unserm Ohr als Schall, von unserm Auge als Licht und von unserm Gefühl als Wärme aufgefaßt werden, zu ergründen. Es beschäftigen sich gegenwärtig damit die ausgezeichnetsten Physiker.

Ampère hat seine Ansichten hierüber entwickelt. Er unterscheidet zwischen Partikeln, Moleeülen und Atomen. Partikeln nennt er unendlich kleine Theile eines Körpers, übrigens von demselben Formationszustande, wie dieser; diese Partikel bestehen aus Moleeülen in einer gewissen Entfernung von einander gehalten, zum Theil durch die Vibrationen des zwischen sie gelagerten Aethers, an sich immer starr; und diese Moleeüle bestehen aus Atomen, unter sich entfernt gehalten durch die attractiven und repulsiven Kräfte eines jeden einzelnen Atoms und geltend als die materiellen Puncte, von welchen diese attractiven und repulsiven Kräfte ausgehen. Die Vibrationen der Moleeüle und deren Fortbewegung durch umgebende Media machen nach seiner Ansicht den Schall aus und die durch den Aether fortbewegten Vibrationen der Atome das Licht und die Wärme.

Talbot hat auf eine analoge Weise das bekannte Phänomen zu erklären versucht, daß die Flamme des aus dem Knallgebläse ausströmenden Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas beynahe nicht leuchtet, daß sie aber hineingehaltene Körper, besonders unschmelzbare, wie z. B. ein Stück Kalkerde, in die intensivste Gluth versetzt, welche außerordentlich leuchtet. Es liegt offenbar die Bedingung für dieses Licht in der Flamme, sie konnte es aber ohne das Hinzukommen eines festen Körpers nicht hervorbringen, was in der Sprache der angeführten Theorie heißt, daß in der Flamme nur solche Fibrationen stattfinden, welche eine erhöhte Temperatur bewirken und Wärme ausmachen, die aber den festen Körper in andere Vibrationen versetzen, welche Licht hervorbringen. Talbot meynt, daß diese Lichtvibrationen nicht nothwendig von Wärmevibrationen begleitet seyn müssen, sondern ohne diese bestehen können, wie z. B. das Licht verschiedener künstlicher Phosphore.

Hiemit im Zusammenhang sind die ausführlich angegebenen Versuche von Melloni zu erwähnen, wonach Sonnenlicht, so wie Licht aus irdischen Quellen beym Durchgehen durch diaphane Mittel aller Wärmestrahlen beraubt werden kann, ohne die leuchtenden zu verlieren. Und dieses gelingt mit Wasser und mit Glas, welches durch Kupferoxyd grün gefärbt ist. Das wärmefreye Licht, welches durch dieses System hervorkommt, fällt ins Blaugrüne, wiewohl es viel gelbes Licht enthält. Es giebt durch das empfindlichste Termoscop nicht das geringste Zeichen von Wärme zu erkennen, auch nicht, wenn es mit einem Brennglase concentrirt, und dadurch so intensiv als das Sonnenlicht geworden ist. —

Mit ähnlichen Apparaten, wie sie Melloni anwandte, hat Forbes Versuche über die strahlende Wärme angestellt. Er fand, daß das Licht des Mondes durch eine Polygonal-Linse 3000mal verstärkt, keine bemerkbare Wirkung auf das Thermoscop hervorbrachte und folgert daraus, daß wenn es auch nicht absolut frey von strahlender Wärme sey, diese doch nicht zureichen könne, um das Thermometer um 1/30000 eines Centesimal-Grades steigen zu machen. —

Hr. Rose hat über die bey der Krystallisation von Salzen zuweilen eintretende Lichterscheinung eine Untersuchung bekannt gemacht. Man bemerkt diese Erscheinung, wenn man glasartige arsenichte Säure im Kochen in Salzsäure bis zur Sättigung auflöst und die Lösung langsam krystallisiren läßt. Bey jedem anschießenden Krystall entsteht ein glänzender Funke. Mit einer bereits milchweiß oder porcellanartig gewordenen Säure gelingt der Versuch nicht. Rose erklärt dieses so, daß das Licht eine Folge des Ueberganges der aufgelösten glasartigen Säure im Krystallisationsmoment zu einer andern isomerischen Modification, nämlich der milchweißen porcellanartigen sey, in welcher sich die oktaedrischen Krystalle befinden. Man kann einfach sagen, daß diese Lichterscheinung eine Folge des Ueberganges der amorphen arsenichten Säure zur krystallisirten sey, wie eine ähnliche Erscheinung beym Erhitzen von amorphem Chromoxyd bis zu einem gewissen Puncte, wo nämlich das Krystallisiren statt findet, eintritt. Es knüpft sich aber daran die Frage, ob eine Substanz im krystallisirten Zustande in Auflösung sich befinden könne? Der Fall mit der arsenichten Säure würde für die Möglichkeit beyder Zustände, des amorphen und krystallinischen, in Auflösungen sprechen. — Rose fand, daß dieselben Phänomene erhalten werden, wenn man schwefelsaures Kali mit einem gleichen Mischungsgewicht von schwefelsaurem Natrum zusammenschmilzt und nach einigen Stunden von dem gepulverten Salz eine in der Siedhitze gesättigte Lösung macht, die man so langsam wie möglich abkühlen läßt.

Powell und Adams haben Versuche angestellt, welche zeigen, daß die Wärme die Eigenschaft besitzt, eine Repulsion zwischen Körpern hervorzubringen. Adams erklärt daraus das bekannte Phänomen, daß die chemisch präparirte Kieselerde beym Glühen in Bewegung kommt, fast wie eine Flüßigkeit.

Wheatstone hat Versuche beschrieben, wodurch die Schnelligkeit, mit der sich elektrische Ströme in Leitern fortpflanzen, gemessen werden kann. Er ist dabey unter andern zu folgenden Resultaten gelangt: 1) die Bewegungsschnelligkeit der Elektricität durch Kupferdrath übertrifft die des Lichtes im

planetarischen Raum; 2) die Dauer eines elektrischen Funkens beträgt nicht einen Milliontheil einer Sekunde. Daher vermag das Auge die Bilder einer schnell rotirenden Scheibe, welche bey gewöhnlichem Lichte nicht sichtbar sind, bey dem Lichte eines elektrischen Funkens deutlich zu sehen, wo die Scheibe still zu stehen scheint; schwingende Saiten scheinen in ihrer gebogenen Stellung zu ruhen und eine Reihe fallender Tropfen, gewöhnlich als continuirlicher Strahl erscheinend, stellt sich als eine Folge getrennter Tropfen dar, weil der Eindruck aller dieser Bilder nur eine so kurze Zeit dauert, daß die Stellung der in Bewegung befindlichen Körper dabey nicht verändert werden kann.

(Schluß folgt.)

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von F. von Charpentier ꝛc.

(Schluß.)

Herr von Charpentier geht in obiger Abhandlung auf die Entstehungsweise des Jura- und Alpenkalkgebirges nicht weiter ein; nur von den Unterlagen des letzteren, dem Gneuße, Glimmerschiefer ꝛc. giebt er an, daß diese auf nassem Wege entstanden, nachher aber plutonisch umgewandelt seyen. Das Juragebirg lag also bereits ganz, und die Alpen zu ihrem größten Theile in den Souterrains fertig ausgebildet vor, und erwarteten nur den Granit, um von ihm stoßweise, wie die Rohre eines Perspectivs, aus und eingeschoben zu werden. In wie fern aber gerade der Granit als Agens der Hebungen, als Princip der Bewegung erklärt werden müsse, darnach hat schon Greenough vor Jahren vergebens gefragt. Dieselbe Frage könnte auch für den Augitporphyr aufgeworfen werden, der anderwärts dieselben Wirkungen, wie in der Schweiz der Granit hervorgebracht haben soll.

Kommen indeß auch die Anhänger der Hebungstheorie auf den Urzustand der Erde und der aus selbigem hervorgehenden Bildung der Gebirge zu sprechen, so weiß man, daß bey ihnen Feuer die Hauptrolle spielt. Fragt man nach der Berechtigung zu einer solchen Annahme, so ist immer das Hauptargument, daß man auf feurigem Wege Glimmer, Hornblende, Augit, Feldspath, Magneteisenstein ꝛc., d. h. Hauptgemengtheile der Ur- und Trappgebirge, noch jetzt künstlich darstellen könne. Hiegegen ließ sich zwar einwenden: 1) daß man Zinnober, Schwefelbley, Schwefelzink ꝛc. auf nassem, wie auf trocknem Wege zu bereiten wisse, 2) daß, wenn man auch zur Zeit Glimmer, Augit ꝛc. noch nicht auf nassem Wege darzustellen vermöchte, doch Niemand behaupten könne, daß mit dem Fortschreiten der Chemie dieß nicht noch möglich würde, oder daß solches im Schöpfungsacte nicht bereits geschehen wäre, so daß also die künstliche Bereitungsweise weder zu Gunsten der einen, noch der andern Ansicht benützt werden dürfe.

Indeß, wenn auch gleich das Hauptargument der Vulkanisten auf solche Weise um die Stärke seiner Beweiskraft gebracht wurde, so ließ es sich doch nicht abläugnen, daß die alte Schule in diesem Puncte bloß auf die Defensive sich beschränken, keineswegs den Gegner auf seinem eignen Grund und Boden attakiren konnte. Dieß gethan, und mit so entschiedenem Erfolge gethan zu haben, ist eines der großen Hauptverdienste, welches Hr. Oberbergrath Fuchs in seiner neuen Theorie, die ich die chemische nennen will, sich um die wissenschaftliche Begründung der Geognosie erworben hat. Er hat nämlich zwar zugestanden, daß in den Schmelzöfen allerdings mineralähnliche Krystalle in isolirten Quantitäten sich bilden, zugleich aber auch darauf aufmerksam gemacht — und dieß ist der Hauptpunct —, daß hiedurch weder Gemenge von granitartigen Gesteinen entstanden sind, noch auch jemals auf feurigem Wege entstehen können; dieß müsse die Chemie geradezu für unmöglich erklären. Dagegen hat er selbst basaltartige Massen auf nassem Wege dargestellt, und somit dem Vulkanismus eine seiner Hauptstützen entrissen. Mit den schlagendsten Gründen hat er ferner den Vulkanisten das Argument zu Gunsten der feurigen Entstehung des Kalksteines entwunden. Noch weiter hat er dargethan, daß wenn der feurige Zustand der Erde der allgemeine gewesen seyn, alsdann gewisse chemische Verbindungen, z. B. kieselsaure Kalk und glasartige Massen, in einer Menge sich finden müßten, die seltsam mit ihrem gegenwärtigen sparsamen Vor-

kommen oder gänzlichen Fehlen contrastirt, während man umgekehrt von Quarz und Kalkstein, die jetzt so gemein sind, kaum noch etwas antreffen würde. Doch man lese das Weitere in der Abhandlung des genannten Gelehrten selbst nach.

Ist auf solche Weise die vulkanistische Ansicht mit ihrer Hebungstheorie, als einer wissenschaftlichen Begründung ermangelnd, abgethan, so wird man sich fragen, wie gleichwohl so viele ausgezeichnete Geognosten sich von derselben einnehmen lassen konnten. Die Antwort möchte zum Theil darin begründet seyn, daß Geognosten und Mineralogen nicht immer mit der Chemie so inniglich vertraut sind, daß sie vereinzelte chemische Erfahrungen — zumal wenn sie von Chemikern ausgehen, welche ihrerseits auch nicht durchgängig in den beyden erstgenannten Doktrinen vollkommen heimisch sind — gehörig zu würdigen wissen und selbige daher ohne Grund verallgemeinern. Hat sich aber einmal eine Majorität begründet, so weiß man, wie es zu gehen pflegt.

Indem ich hiemit von der Hebungstheorie auf die Fuchs'sche chemische Theorie geleitet worden bin, sey es mir erlaubt, noch einige Worte zur weiteren Charakterisirung dieser letzteren beyfügen zu dürfen. Während sie den Vulkanismus entschieden abweist, wirft sie sich doch nicht unbedingt dem Werner'schen Neptunismus in die Arme, indem sie zwar der Hauptsache nach ihn aufnimmt, gleichwohl aber auch seine wissenschaftlichen Blößen nicht verschweigt. Namentlich hebt sie hervor, daß die Chemie durchaus nicht zugeben könne, daß alle Gebirge im Wasser aufgelöst gewesen.

Hierdurch wird man aber in ein seltsames Dilemma verwickelt. Nach den bisherigen chemischen Erfahrungen muß der krystallinischen Beschaffenheit — und in dieser befinden sich fast alle Gebirge — ein wasserflüssiger oder feuerflüssiger Zustand vorausgegangen seyn. Nun aber zeigt die neue chemische Theorie, daß bey der Gebirgsbildung der feuerflüssige Zustand fast ganz, der wasserflüssige wenigstens für einen großen Theil auszuschließen sey. Somit würden also reale Erfolge zum Theil von unmöglichen Verhältnissen ausgegangen seyn.

Die hierdurch entstehende Verlegenheit wäre allerdings durchaus nicht zu beseitigen, wenn nicht Hr. Oberbergrath Fuchs schon vor mehreren Jahren die so ungemein folgenreiche Entdeckung gemacht hätte, daß die Krystallisation nicht bloß aus dem wasser- oder feuerflüssigen Zustande, sondern ebenfalls aus dem amorphen festen Zustande hervorgehe. Auf solche Weise wird man denn, nicht nach beliebigem Einfall, sondern mit unabweisbarer Nothwendigkeit dem Amorphismus zugeführt; einen andern Ausweg kennt die Wissenschaft nicht. Indem nun der erwähnte Gelehrte diese Entdeckung auf den Urzustand der Erde anwendet, ergiebt sich ihm die eine Hauptmasse derselben als im Wasser aufgelöst, die andere als im amorphen, vom Wasser bloß durchdrungenen festweichen Zustande. Sollte ja, wie man etwa einwenden möchte, diesem Urzustande vielleicht ein anderer vorausgegangen seyn, so ändert dieß in der Hauptsache nichts, indem die Chemie nachweist, daß es auf jeden Fall zu einem solchen Zustande kommen mußte, bevor die Gebirgsbildung beginnen konnte. Mit welchem Scharf- und Tiefsinne die verschiedenen Formationen hieraus abgeleitet werden, ist in der Abhandlung selbst nachzusehen. Eines nur, was gleich zu Gunsten dieser neuen Theorie spricht, will ich noch hervorheben, daß sie chemischer Seits her unabhängig auf mehrere Resultate kommt, welche unbefangene Forscher auf bloß geognostischem Wege ebenfalls gefunden hatten: dahin gehört der Erweis der Steinkohle als eines ursprünglich mineralischen Gebildes, was von Raumer, so wie der chemischen Bildungsweise der Sandsteine, was Jameson, Göthe, Raumer, Veltheim u. A., denen ich mich anschloß, schon seit geraumer Zeit erklärten.

Es dürfte mir verdacht werden, wenn ich in diesen Blättern der geistvollen chemischen Theorie von der Gebirgsbildung das Lob spenden würde, das ihr gebührt, und ich ihr gern zollen möchte. Darum schweige ich in dieser Beziehung. Aber verschweigen kann und will ich nicht meine freudige Anerkennung, daß durch diese Theorie die Geogonie, nach langem unsicherm Herumtappen, zum erstenmale eine wissenschaftliche Begründung erlangt hat; eine Begründung, welche nicht bloß mit den chemischen Gesetzen und geognostischen Erfahrungen zusammenstimmt, sondern auch den uralten heiligen Ueberlieferungen der Völker nicht widerspricht. Mit dieser Theorie beginnt eine neue Epoche für die Geologie.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. ꝛc.

(Schluß.)

Die Versuche von Faraday über die Elektricität werden ziemlich ausführlich angeführt. Sie haben zum Zweck darzulegen, daß die elektrischen Phänomene in der elektrischen Säule nicht in der Berührung der Metalle beruhen, sondern nur von ihrer gegenseitigen chemischen Wirkung abhängen. Dagegen hat Peltier zu Gunsten der Contacts-Elektricität einige Versuche bekannt gemacht.

Russel hat über die Bewegung fester Körper auf Flüssigkeiten Versuche angestellt, aus welchen sich folgende Resultate ergeben: 1) der Widerstand der Flüssigkeit gegen einen schwimmenden Körper wächst in dem Verhältniß, in welchem sich die Bewegungsgeschwindigkeit des Körpers der Geschwindigkeit der Welle nähert, und erreicht sein Maximum, wenn diese beyden gleich sind. 2) Wenn die Geschwindigkeit des Körpers die der Welle übersteigt, so wird die Bewegung des erstern bedeutend erleichtert. 3) Die Bewegungsgeschwindigkeit ist unabhängig von der Breite der Flüssigkeit, und variirt nur wie die Quadratwurzel ihrer Tiefe. 4) Für jeden schiffbaren Wasserzug giebt es eine gewisse Schnelligkeit, mit welcher man leichter gegen den Strom, als mit demselben gehen kann. 5) Schiffe können auf der Höhe der Wellen mit einer Schnelligkeit von 20 — 30 engl. Meilen in einer Stunde bewegt werden.

Dutrochet hat wieder einige Fälle von Endosmose angeführt, ein Phänomen, welches darin besteht, daß 2 Flüssigkeiten, welche auf beyden Seiten einer dünnen porösen Membran liegen, ungleich schnell durch dieselbe hindurchgehen. Bindet man eine an beyden Enden offene vertikale Glasröhre unten mit feuchter Blase zu, gießt dann eine Flüssigkeit hinein, und stellt sie in ein Glas, welches eine andere Flüssigkeit enthält, aber so, daß das Niveau beyder Flüssigkeiten gleich ist, so senkt sich oder erhöht sich bekanntlich die Oberfläche der Flüssigkeit in der Röhre zufolge der Art ungleichen Durchgangs durch die Membran. Gießt man Salzsäure, Essigsäure oder Phosphorsäure in das Rohr, und reines Wasser in das Glas, so steigt die Flüssigkeit in dem Rohre, weil ein größeres Volumen Wasser durch die Blase in die Röhre geht, als in derselben Zeit von der Säure aus derselben durch die Blase dringt, und dieses geschieht um so schneller, je stärker die angewandten Säuren sind. Dutrochet bemerkt dabey, daß die Erscheinung nur mit Membranen thierischer, nicht aber vegetabilischen oder unorganischen Ursprungs statt finde. Dagegen zeigt Jerichau durch Versuche, daß das Phänomen auch der unorganischen Capillarität angehöre.

Desbassayns de Richemont hat ein Reagens für Stickgas und Girardin ein Reagens für schweflichte Säure in Flüssigkeiten entdeckt. Will man nach Richemont eine Flüssigkeit auf einen Gehalt an Salpetersäure prüfen, so nimmt man einige Grammen concentrirter reiner Schwefelsäure und tropft in diese die zu prüfende Flüssigkeit bis zu 3/4 vom Volumen der Schwefelsäure. Nachdem das Gemisch erkaltet ist, tropft man in dasselbe eine concentrirte Lösung von Eisenvitriol, bis sich die Farbe ihrem Maximum genähert hat. Das Oxydulsalz reducirt dabey zuerst die Salpetersäure zu Stickoxydgas und verwandelt sich in Oxydsalz. Das Oxydulsalz, welches noch hinzukommt, bringt nun eine rosenrothe, je nach der Menge des Stickoxydgases selbst purpurrothe Färbung der Flüssigkeit her-

vor. Will man Stickgas erkennen, so mischt man es mit der gehörigen Menge von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas und verpufft das Gemenge mit dem elektrischen Funken. Die gebildete Salpetersäure haltige Feuchtigkeit wird dann mit Schwefelsäure ausgespült und mit Eisenvitriol geprüft. —

Um schweflichte Säure in Salzsäure zu entdecken, wendet Girardin Zinnchlorid in Krystallen an. Von einer reinen Salzsäure wird es mit geringer farbloser Trübung aufgelöst, ist aber schweflichte Säure vorhanden, so färbt sich die Auflösung bald braun und setzt sich ein braunes Präc. von Zinnsulphureten ab. —

Thilorier hat seine Versuche über comprimirte Kohlensäure fortgesetzt. Kommt die liquide Säure augenblicklich unter den gewöhnlichen Druck, so verflüchtigt sie sich mit einem Knall, wie von einem gleichen Gewicht angezündeten Schießpulvers, und wird sie in einem feinen Strahle gegen die Kugel eines Alkohol-Thermometers geblasen, so sinkt dieses bis auf — 90° herab. Mischt man flüssige Kohlensäure mit einem gewissen Volumen Aether und läßt man dieses Gemisch in einem feinen Strahle gegen ein kleines Glasgefäß, welches Quecksilber enthält, ausströmen, so kann man auf diese Weise innerhalb weniger Secunden 50 Grammen Quecksilber zum Erstarren bringen. Die Kohlensäure in fester Form erhält sich in der Luft einige Minuten, jedoch unter steter Verminderung und unter Zurücklassung von ein wenig Feuchtigkeit. Thilorier hat zu zeigen gesucht, daß die Temperatur, zu welcher die Kohlensäure bey ihrem Erstarren herabsinkt, nicht über — 100° seyn kann, und daß die Ursache, warum sie sich nicht sogleich verflüchtigt, theils darin liegen müsse, daß diese Temperatur durch ihre Verdunstung sich erhalte, theils aber in der größern Cohäsion, welche zwischen den kleinsten Theilen in einem festen Körper wirksam ist. —

Ausführliche Untersuchungen über einzelne Verbindungen sind angegeben: von Winkelblech über die Kobaltoxyde und Kobaltsalze und von Berlin über die Salze der Yttererde. — Graham hat interessante Untersuchungen über das Krystallwasser in verschiedenen schwefelsauren Salzen mitgetheilt, woraus sich ergiebt, daß ein Theil des Wassers als Basis enthalten ist, und mit größerer Kraft, als der übrige Antheil zurückgehalten wird. Wird schwefelsaures Kupferoxyd, Zinkoxyd und Eisenoxydul mit 1 At. schwefelsaurem Kali oder schwefelsauerm Natrum verbunden, so ersetzen diese jenes Atom Wasser, so daß dann alle Wasseratome leicht fortgehen. Zur Vergleichung stellt er auf:

$$\dot{Zn}\,\ddot{\dot{S}} + \dot{H}$$

$$\dot{Zn}\,\ddot{\dot{S}} + \dot{K}\ddot{\dot{S}}$$

$$\dot{H}\,\ddot{\dot{S}} + \dot{H}$$

(kryst. Schwefelsäure von 1,78 spec. G.

und zur Vergleichung des Krystallwassers:

$$\dot{Zn}\,\ddot{\dot{S}}\,\dot{H} + 6\,\dot{H}$$

$$\dot{Zn}\,\ddot{\dot{S}}\,\dot{K}\,\ddot{\dot{S}} + 6\,\dot{H}$$

Persoz hat Versuche über die Fällbarkeit verschiedener Oxyde durch einander aus sauern Auflösungen angestellt, wobey vorzüglich das Kupferoxyd als Fällungs- und Scheidungsmittel für die höhern Oxyde von den niedern angewendet wurde. In manchen Fällen kann dieses Verfahren bey Analysen von Vortheil seyn, doch dürfte das Kupferoxyd im Allgemeinen keine Vorzüge vor den durch Fuchs zu solchen Scheidungen vorgeschlagenen Carbonaten der Kalk- und Baryterde haben. —

Gay-Lussac fand, daß, wenn Silber 4 — 5 Tausendtheile Quecksilber enthält, bey der Probe auf nassem Wege das gefällte Chlorsilber die Eigenschaft verliert, sich im directen Sonnenlicht zu schwärzen, so daß man dadurch diese Einmengung sehr leicht erkennen kann. Man kann dadurch selbst 1/2 Tausendtheil Quecksilber entdecken, wenn man anfänglich nur 1/4 des aufgelösten Silbers fällt, womit dann schon das Quecksilber niederfällt und die Schwärzung des Präcipitats am Lichte verhindert.

Diese Proben einzelner Artikel mögen hinreichen, die Reichhaltigkeit und das Interesse des vorliegenden physischen und chemischen Theiles des Werkes darzuthun. Der mineralogische Theil umfaßt die neuesten Analysen, welche fast alle von Berzelius selbst berechnet sind. Sie sind aus den deutschen, französischen und englischen Journalen entnommen.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Vom Grafen Kaspar Sternberg. Erster Band. Erste Abtheilung. Prag, 1836. XVI. und 491 S. in 8. Zweyte Abtheilung, 1837. 251 S.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke nennt der Verf. dieses Werk, weil aus lückenhaften Akten keine fortlaufende Geschichte sich gestalten lasse. Lückenhaft seyen aber alle Bergwerks-Akten in Böhmen geworden durch den Vandalismus älterer und neuerer Zeit, wie ihn Religionskriege und andere Begebenheiten herbeyführten. Die Bergwerke wurden zeitweilig verlassen; die Bergbücher mitgenommen und nicht wieder zurückgebracht, durch Feuersbrünste verzehrt, oder sonst dem Verderben preisgegeben; manche mögen sich auch noch an Orten finden, wo man sie nicht zu würdigen oder zu suchen weiß. Selbst die Kritik, indem sie die vielen Fabeln und mährchenhaften Sagen aus der Geschichte zurückweist, muß dazu beytragen, diese lückenhaft zu machen, „weil die verdrängte Dichtung nicht sogleich durch ein Diplom ersetzt werden könne, es überhaupt viel leichter sey durch kritische Sichtung eine Unrichtigkeit oder Unwahrscheinlichkeit zu bezeichnen, als die Wahrheit an die Stelle zu setzen."

Mit rastlosem Fleiße, und wie es sich denken läßt, auch mit nicht geringen pekuniären Aufopferungen hat sich der Verf. bemüht, allenthalben die Urkunden aufzusuchen, welche auf den Bergbau Böhmens Bezug haben. Der zweyten Abtheilung ist ein eigenes Urkundenbuch beygegeben, welches von S. 129 — 251 in kleiner Notenschrift die Haupturkunden in chronologischer Folge vom Jahre 1045 an enthält. Die bedeutende Stellung, welche der Verf. in seinem Vaterlande einnimmt, hat ihm allenthalben den Zugang zu den Archiven geöffnet, und ihm dadurch eine Menge von Akten verschafft, die so viele Andere herbeyzubringen nicht vermocht hätten.

Weil die Geschichte des Bergbaues und der Berg-Gesetzgebung Hand in Hand mit einander gehen, so hat auch der Verf. auf beyde gleiche Rücksicht genommen. Obschon aber die Zeitperioden für beyde nicht ganz dieselben sind, so hat er sie doch, indem sie sich bey der steten Wechselwirkung nicht füglich trennen lassen, in gleiche Perioden eingeschlossen, wobey er indeß die Geschichte des Bergbaues um eine Periode weiter zurücktreten läßt, um die vorgeschichtlichen Sagen nicht ganz auszuschließen.

Der geschichtlichen Perioden für beyde Abtheilungen nimmt der Verf. drey an:

Die erste und glänzendste Periode des Bergbaues in Böhmen, Mähren und Schlesien beginnt mit dem 15. Jahrhundert und reicht bis zur Zerstörung der Bergwerke von Eule, Deutschbrod und Kuttenberg 1421; sie umfaßt den reichhaltigsten Bergbau und die ältesten Berggesetze für die beyden letztgenannten Bergwerke und Iglau.

Die zweyte Periode bezeichnet die mühsame Wiederaufnahme des gesunkenen Bergbaues und das Bestreben, neue Metalle zu entdecken, die glänzende Epoche des ersten Joachimthaler Bergbaues und in gesetzlicher Hinsicht die Joachimthaler-Bergordnung, die beyden Vergleiche mit den Ständen unter Kaiser Ferdinand I., Maximilian I. und die Kuttenberger Reformation Rudolfs II.; sie beginnt mit König Georg von Podiebrad und endiget mit dem 30jährigen Kriege. In diese Periode fällt die rasche Entwickelung der Alaun- und Vitriol-Erzeugung, die dem Alleinhandel der Venetianer mit diesen Produkten ein schnelles Ende machte, und die erste Benützung der Steinkohle in Böhmen. Mit dem Ende des 30jährigen Krieges enden die beyden Abtheilungen als zusammenhängende Geschichte, indem seit jener Zeit keine neue zusammenhängende Gesetzgebung, noch ein großer Bergbau auf edle Metalle mehr stattgefunden hat.

Die dritte Periode bezeichnet daher das Einzelne, was im Bergbaue auf edle Metalle unternommen worden, dessen segensreichen Erfolg bey Pribram, die wiederholte Entwickelung des Bergbaues der niedern Metalle und der Steinkohle, und die einzelnen gesetzlichen Verordnungen hierüber in der neuesten Zeit.

Der Verf. schildert in den beyden Abtheilungen dieses ersten Bandes bloß die zwey ersten Perioden, welche mit dem 30jährigen Kriege ablaufen und den böhmischen Bergbau im tiefsten Verfalle enden lassen. Höchst lehrreich ist die Auseinandersetzung der Verhältnisse, welche diesen Verfall herbeygeführt haben. Als solche sind hauptsächlich zu bezeichnen: unzweckmäßige Gesetzgebungen, Mangel an dem nöthigen Gelde zu ei-

ner bedeutenden Vorlage, Mangel an den nöthigen technischen und chemischen Kenntnissen, zumal als der Bau in größern Teufen und auf ärmere Erze geführt werden mußte, Minderung des Werths der edlen Metalle, endlich die furchtbaren Drangsale des Hussiten- und 30jährigen Krieges.

Nach der geognostischen Beschaffenheit Böhmens reiht der Verf. die Bergwerke dieses Landes in zwey Abtheilungen: 1) die Bergwerke im Urgebirge, welches das Land im Umkreis einschließt und einzelne auslaufende Gebirgszweige nach Mähren und Schlesien, andere in das Innere Böhmens aussendet, und 2) Bergwerke im Uebergangsgebirge, welches sich an das Urgebirge anschließt, oder diesem aufgelagert ist, und seine Verzweigung im Innern des Landes fortsetzt. Dieser Ordnung gemäß handelt nun auch der Verf. die Geschichte der einzelnen Bergwerke ab. Ueber seine Darstellungsweise äußert er sich in bescheidener Weise folgendermaßen: „Durch das Ausziehen aus Urkunden und Akten und das chronologische Reihen der Begebenheiten und der Vorschriften für den Bergbau ist mehr eine aktenmäßige Relation, als eine Geschichte daraus geworden. Das Ganze hätte noch einmal überarbeitet werden sollen; dazu wäre eine geraume Zeit nothwendig gewesen, im 76. Lebensjahre ist aber das bekannte nonum prematur in annum, nicht mehr anwendbar.“ Wir können dem hochachtbaren Verf. versichern, daß seine Darstellung mehr als eine aktenmäßige Relation, daß sie eine wahre Geschichte geworden ist, von einer Frische und Lebendigkeit, welche noch keineswegs auf ein Greisenalter schliessen läßt. Wir wünschen von Herzen, daß dem Verf. dieselbe jugendliche Kraft noch lange verbleiben möge, um diese höchst interessante Geschichte der böhmischen Bergwerke vollständig zu Tage fördern zu können. Sie wird alsdann ein Muster werden, wie andere Länder denselben Gegenstand zu behandeln haben.

Beygegeben ist eine Karte der älteren und neueren Bergbaue in Böhmen, eine Bergkarte des alten Ganges am Kuttenberge aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und die Kopie einer alten Zeichnung, welche darstellt, wie Wenzel II. dem Kuttenberger Bergwerk seine Bergordnung ertheilt. Druck und Papier sind gut.

Centuriae tres Prodromo Florae romanae addendae. Auctore Petro Sanguinetti. Romae ex Typographia Contedini. 1837. 8. 140 S.

Obgleich der von den Herren A. Sebastiani und E. Mauri im Jahre 1818 herausgegebene Prodromus Florae romanae nicht nur die nächsten Umgebungen von Rom umfaßt, sondern sich auf den ganzen westlich von den Apenninen liegenden Theil des Kirchenstaates ausdehnt, so enthält er doch nur 1200 phanerogamische Pflanzen. Daß damit unmöglich der vegetabilische Reichthum eines Landstriches erschöpft seyn könne, welcher sich einer so glücklichen Lage und so mannigfacher Abwechslung des Terrains zu erfreuen hat, ließ sich erwarten. Es kam denn auch bald eine dreyzehnte Centurie von Mauri und eine vierzehnte von der Donna Elisabeth Fiorini hinzu. Im vorliegenden Werkchen giebt Herr Sanguinetti ebenfalls drey Centurien und bringt so die Flora romana bereits auf 1700 Arten, womit dieselbe indessen gewiß noch bey Weitem nicht erschöpft ist. Die aufgeführten Arten sind gut definirt, und, was dem Buche zur Empfehlung gereicht, keine neue aufgestellt. Dagegen erhalten wir viele schätzbare Notizen über seltne von Tenore, Gussone, Bertoloni u. a. entdeckte Species. In phytogeographischer Beziehung ist besonders die Menge von Alpenpflanzen interessant, welche die umbrischen Apenninen mit unsern Gebirgen gemein haben und die von hier aus nach den Abruzzen fortsetzen. Unter 40 hieher gehörigen in dem Buche aufgezählten Arten sind die interessantesten: Phleum alpinum, Poa alpina, Avena versicolor, Plantago alpina, Androsace villosa, Soldanella alpina, Viola calcarata, Juncus trifidus, Saxifraga oppositifolia, Sedum atratum, Sempervivum arachnoideum, Pedicularis tuberosa, foliosa, verticillata, Linaria alpina, Hutchinsia alpina, Cacalia alpina, Gnaphalium Leontopodium, Erigeron alpinus, Aster alpinus, Chrysanthemum atratum, Carex ferruginea, Salix phylicifolia etc. Dagegen ist auch hier wie weiter südlich der Apennin verhältnißmäßig sehr arm an eigenthümlichen in den Alpen nicht vorkommenden Gebirgspflanzen, ein Umstand, welcher in Verbindung mit dem eben bemerkten Reichthum nachzuweisen scheint, daß dieser Gebirgszug rücksichtlich der Vegetation seiner höheren Gipfel mit dem großen Gebirgsstocke der Alpen in nahem Zusammenhange steht, wenn auch seine niedrigern Abhänge von der gänzlich verschiedenen mediterraneischen Flora bedeckt erscheinen.

Z.

Berichtigung.

In Nr. 69. S. 558. Z. 13. v. o. ist zu lesen statt „eine sehr hohe Stufe“: eine so hohe Stufe.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

I. Das ordentliche Mitglied Hr. Conservator Vogel hielt einen Vortrag über arsenikhaltige phosphorige Säure und über Antimon-Wasserstoffgas, woraus sich folgende Resultate ergeben:

1) Daß die aus arsenikhaltigem Phosphor durch Leuchten desselben entstandene phosphorige Säure mit arseniger Säure verunreinigt ist.

2) Daß die Gegenwart des Arseniks durch Aufkochen der phosphorigen Säure, so wie durch Schwefelwasserstoff und durch Reduction vermittelst Wasserstoffgas nachgewiesen werden kann.

3) Daß das Arsenik-Wasserstoffgas dadurch auf eine leichte und sichere Weise von Antimon-Wasserstoffgas zu unterscheiden ist, daß ersteres, mag es nun mit einer großen Menge von reinem Wasserstoffgas oder mit Luft vermengt seyn, durch Chlorgas in der Art zersetzt wird, daß sich Arsenik in metallischen Blättchen anlegt.

4) Endlich, daß die metallischen Anflüge, welche sich beym Verbrennen von Arsenik-Wasserstoffgas und Antimon-Wasserstoffgas auf Porzellan ansetzen, aus ihrer Lösung in Königswasser durch Hydrothionsäure leicht und bestimmt zu unterscheiden sind.

II. Der Conservator der k. Sternwarte Dr. Lamont las eine Abhandlung vor über die Masse des Uranus, wovon Folgendes den wesentlichen Inhalt angiebt:

Die Massen der Planeten Jupiter, Saturn und Uranus sind bekanntlich von Hrn. Bouvard aus dem Betrage der durch dieselben hervorgebrachten Störungen berechnet worden. So wie indessen theoretische Gründe zeigen, daß bey diesem Verfahren Fehler zu befürchten sind, gegen welche man sich nicht wohl sicher stellen kann, so hat auch die Erfahrung bewiesen, daß namentlich bey der Jupitersmasse ein fehlerhaftes Resultat wirklich erhalten wurde. Ungezweifelt die richtigste Methode die Planetenmassen zu bestimmen, ist die Beobachtung der Distanzen ihrer Trabanten. Solche Beobachtungen sind zuerst von Hrn. Airy mit ausgezeichnetem Erfolge an den Jupitrestrabanten gemacht worden: auf gleichem Wege hat Hr. Bessel später die Saturnsmasse bestimmt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß gleiche Methode auch auf den Uranus ausgedehnt würde, so hatte die ungemeine Lichtschwäche seiner Trabanten früher nicht gestattet, sie zum Gegenstande der Beobachtung zu machen. Im verflossenen Herbste ist es gelungen, mit dem hiesigen Refractor eine Anzahl von Distanzen und Positionswinkeln des II. und IV. Trabanten zu erhalten, deren nunmehr vorgenommene Berechnung außer einer genauern Kenntniß der Bewegung jener Trabanten auch über den Betrag der Uranusmasse Auskunft ertheilt. Das Resultat zeigt, daß Hr. Bouvard die Uranusmasse bedeutend, und zwar nahe um 1/4, zu groß gefunden hat. Jedoch bedarf die neue Bestimmung einer weitern, wenn gleich wahrscheinlich nicht beträchtlichen, Correction, weil die Berechnung unter der Voraussetzung ge-

führt wurde, daß sich die Trabanten in Kreisbahnen bewegen. Erst eine vermehrte Zahl von Beobachtungen wird gestatten, die Excentricität zu berechnen und bey den Distanzen zu berücksichtigen.

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

Das Prädicat „Principes plantarum," welches Linné den Palmen ertheilt, verdienen diese schönen Gewächse nicht bloß aus Rücksicht auf ihre morphologischen Verhältnisse, so fern an ihnen gewisse vegetative Entwickelungen, namentlich das Wachsen in die Länge, gleichsam auf die Spitze getrieben erscheinen, sondern auch dadurch, daß sie durch ihre frappante, eigenthümliche Tracht sich als wesentlicher Zug für die Physiognomik des Gewächsreiches darstellen. Sie tragen ganz vorzüglich bey zu dem landschaftlichen Ansehen einer Gegend und können somit als wesentliche Momente für Schilderungen der physischen Geographie benützt werden. Dadurch wird die Familie der Palmen für die Pflanzengeographie, welche nichts anders als eine Verbindung von geographischen und botanischen Sätzen ist, eine der wichtigsten. Der malerische Ausdruck dieser Pflanzen ist so eigenthümlich und so abweichend von dem der meisten andern Gewächse, daß schon die Gegenwart von wenigen Individuen von jedem, auch dem ungebildeten Betrachter aufgefaßt wird. Fast mehr als irgend eine andere Pflanzenform sind es die Palmen, welche den Landschaften ein besonderes Gepräge aufdrücken. Ueberdieß hat im Allgemeinen jede Palmenart einen ziemlich beschränkten Verbreitungsbezirk, und wo die Arten mit andern wechseln, tritt gar häufig auch eine Veränderung im Wuchse und in der Artenvertheilung anderer Pflanzen ein. Die Palmen sind also vorzugsweise Antesignanae der verschiedenen Florengebiete; sie sind perennirende Naturſymbole einer gewissen Gegend und können, als der Stempel eines, von gewissen Grenzen eingeschlossenen Pflanzengebietes, bey der Charakteristik desselben vorzugsweise benützt werden. Es leuchtet ein, daß diese Eigenthümlichkeit stets in einer gesetzmäßigen Beziehung zu den klimatischen und geologischen Verhältnissen einer gewissen Gegend zu suchen sey, und so bietet also eine genaue Kenntniß vom Vorkommen der Palmenarten vielen andern Untersuchungen über die Natur einzelner Floren und über ihre physikalischen und geognostischen Charaktere die Hand. Von mehreren Palmen ist dieß schon seit längerer Zeit anerkannt. So wird die Dattelpalme von Leopold von Buch und Karl Ritter *) als der vegetabilische Repräsentant jener subtropischen Zone der alten Welt angenommen, in welcher die wässerigen Niederschläge aus der Atmosphäre selten oder gar nicht stattfinden. So ist die Cocospalme (Cocos nucifera) bezeichnend für gewisse Küstenstriche der Tropen, unsere Zwergpalme (Chamaerops humilis) ist es für die eigenthümliche Flora des Mittelmeerbeckens, und die Gattung Sabal scheint auf ähnliche Weise in ihrer Verbreitung parallel mit den Florengebieten der Antillen und des tropischen Nordamerika zu gehen.

Zur bessern Einsicht des Gegenstandes scheint es übrigens geeignet, auch die numerischen Verhältnisse mit zu Grunde zu legen. Ich erlaube mir daher vorerst noch bestimmte Angaben über die Zahlen derjenigen Arten zu machen, welche, mehr oder minder genau systematisch bekannt, in den Calcul von dieser Pflanzenfamilie eingehen müssen.

Zu Linnés Zeiten kommen nur 15 Palmenarten in den systematischen Werken vor (so fern wir bey diesem Anlaße nicht auf die früheren Zusammenstellungen der beyden Bauhine, Mentzels, Jonstons, Plukenets und Rai's zurückzugehen brauchen). Später traten die Entdeckungen von Aublet, Jacquin, Loureiro, Pavon und Ruiz, R. Brown, v. Humboldt und Bonpland u. s. w. hinzu, so daß Hr. Kunth im Jahre 1815 98 systematisch bekannte Arten aufführen konnte. **) Dazu wurden von Hrn. v. Humboldt ***) noch diejenigen Arten gerechnet, von denen bisher systematische Kenntniß mangelte, und deren er als von Ihm bemerkt 20, von Gili

*) Erdkunde von Asien IV. 1. p. 831.

**) Humboldt, Nova Genera et Spec. plant. I. p. 312 der Quartausgabe.

***) In seinem Exkursus über diese Familie a. a. O.

im spanischen Guiana 5, von Aublet in Cajenne 9, 3 aus Choco, 1 aus Neugranada und 1 vom obern Yupurá aufführte, wodurch die Zahl der amerikanischen Arten auf 80, die der alten Welt auf 50, die Gesammtzahl aber auf 137 stieg. Diese Zahl erhöht sich jetzt durch die Entdeckungen von Roxburgh, Wallich, Hamilton, Reinwardt, Blume, Macklot und Zippelius in der alten Welt, und von Pöppig, d'Orbigny und mir in der neuen auf 357. Ich muß hierbey überdieß bemerken, daß ich nur solche Arten in Ansatz gebracht habe, welche systematisch gekannt und unterschieden sind. Diese Arten sind zwar nicht alle mit gleich großer systematischer Schärfe bestimmt, und einige, wie namentlich die von Macklot und Zippelius auf Neu-Guinea entdeckten Arten sind nur dem Namen nach bekannt und noch nirgends beschrieben, andere können nur rücksichtlich der Gattung, zu welcher sie gerechnet werden, mit Zuversicht aufgeführt werden; inzwischen dürften schwerlich identische Arten doppelt vorkommen, da ich bey denjenigen, welche ich nicht zu sehen Gelegenheit hatte, sorgfältigst bemüht war, die charakteristischen Merkmale zu vergleichen. Uebrigens erscheint es auch rücksichtlich der Hauptresultate gleichgültig, ob die systematische Bestimmung der Arten ganz abgeschlossen wäre, oder nicht; denn bey den verhältnißmäßig engen Grenzen, zwischen welchen die einzelnen Arten vorkommen, ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß spätere Entdeckungen für eine doppelt aufgeführte Art eine andere, neue hinzufügen werden. Ueberhaupt aber kann bey einer jeden solchen numerischen Zusammenstellung (botanischen Statistik) zur Zeit nur von allgemeinen Resultaten, keineswegs aber von entschiedenen Gesetzen der Verbreitung jeder einzelnen Art und Gattung die Rede seyn. Solche allgemeine Resultate aber lassen sich allerdings aus den bereits vorliegenden Materialien mit ziemlicher Präcision und Sicherheit ableiten. Sie zeigen, daß gewisse Formationskreise in der Palmenmorphose an gewisse Lokalitäten gebunden sind; daß sie sich nach verschiedenen Verhältnissen über die Erdoberfläche verbreiten und daß Erhebung über den Ocean, mittlere Wärme und Wärme-Succession das Jahr hindurch, daß die übrigen klimatischen Verhältnisse, und wohl auch, wenn gleich in geringerem Verhältnisse, die geognostische Beschaffenheit des Landes wesentliche Faktoren für die Verbreitung und die Vertheilungsweise der Palmen auf der Erdoberfläche sind.

Man hat anfänglich die Palmen vorzugsweise nach der Natur des Laubes abgetheilt, in solche, deren Blätter (hier frondes) Fiederblättchen (Foliola, pinnas) tragen, und solche, deren Blatt, bey beträchtlicher Verkürzung der Mittelachse (Rhachis) wie ein geschlitzter Fächer erscheint. Die ersteren werden Palmae pinnatifrondes, die letztern flabellifrondes genannt.

Nachdem ich verschiedene Versuche gemacht hatte, die durch beträchtliche Stufen der Morphose von einander abweichenden Formen der Palmen systematisch zu sondern und zu charakterisiren, bin ich endlich bey der Eintheilung in fünf große Gruppen oder Familien stehen geblieben, welche ich in Kürze folgendermassen bezeichne.

I. Arecinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten aus 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, sehr selten ganz einfach, die Frucht dreyfächerig, tief dreylappig oder durch Fehlschlagen zwey-, sehr selten einfächerig; das endocarpium eines jeden Fruchtblattes getrennt oder bey fehlschlagenden Früchten nicht in die Formation des fruchtbaren aufgenommen. Die Staubblätter unterständig — die Wedel fiedrig oder fiedertheilig, mit rückwärts gefalteten Fiedern, die Blüthen auf einer glatten oder vertieften Spindel sitzend. Meistens mehrere Scheiden.

II. Lepidocaryinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, mit kleinen hörnernen anfänglich aufwärts gerichteten später herabgeschlagenen in vielgliedrigen Spiralstellungen angeordneten Schüppchen gepanzert (tessellato-loricatus), meistens durch Fehlschlagen einsamig. Die Staubblätter unter oder um den Fruchtknoten stehend. — Die Blüthen meistens zweygeschlechtig, sitzend, von häutigen tüten- oder scheidenförmigen Nebenblättchen umgeben, und gleichsam Kätzchen darstellend. — Die Wedel gefiedert oder fächerförmig mit rückgebogenen Fiedern. Die Stämme oft dünne, schlank, biegsam und in großer Ausdehnung schlingend. Bisweilen rankenförmige Fortsätze der Blattspindel oder ähnliche Bil-

dungen aus der Verkümmerung von Blüthenkolben entstanden.

III. Borassinae. Ursprünglich aus mehreren (3, 2, 4) Blättern gebildete Fruchtknoten. Die Frucht pflaumenartig oder beerenartig, die Blüthen von spelzenartiger Textur innerhalb kleiner Vertiefungen des Kolbens, welche durch Verwachsung der schuppenförmigen Vorblätter gebildet werden. Die Wedel fächerförmig oder gefiedert oder fiedertheilig.

IV. Coryphinae. 3 oder mehrere ursprünglich getrennte Fruchtblätter verwachsen bey der Fruchtreife oder bleiben getrennt, sehr selten ein einziges. Die Frucht beerenartig, getrennt oder lappig, die fehlschlagenden Fruchtblätter von der Bildung des entwickelten ausgeschlossen, die Staubblätter unter oder neben dem Fruchtknoten. Viele meist unvollständige Scheiden, die Blüthen zwitterig oder durch einseitige Ausbildung zweyhäusig. Die Blätter meistens fächerförmig, selten fiederig, mit aufwärts gefalteten Fiedern.

V. Cocoinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2, 4 oder 6 Fruchtblättern, die vom Anfang an verwachsen sind, wächst zu einer Pflaumenfrucht aus, deren Nuß die Höhlungen der verkümmerten Fruchtblätter in sich aufnimmt. Der Fleischtheil der Frucht faserig, der Eyweißkörper gleichförmig und ölreich, die Blüthen meist zweygeschlechtig, mit einer Anlage des fehlenden Geschlechtsorganes, sitzend oder in Gruben versenkt, von weißgelber Farbe. Die Stämme unbewehrt oder mit Stacheln versehen.

Wenn wir nun die Palmen nach diesen fünf Gruppen oder Familien zusammenstellen, so erhalten wir die auf folgender Tabelle angegebenen Resultate.

Die Palmen							
	der alten Welt			der neuen Welt.			Total.
Familie:	Pinnati-frondes.	Flabelli-frondes.	Summa.	Pinnati-frondes.	Flabelli-frondes.	Summe.	
Arecinae	55	—	55	41	—	42	97
Lepidocaryinae	60	—	60	1	6	7	67
Borassinae	1	10	11	24	—	24	35
Coryphinae	8	25	33	—	24	24	57
Cocoinae	2	—	2	99	—	99	101
Totalsumme;	124	35	159	168	30	198	357

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung).

Diese Zahlen schließen manche seltsame Thatsache ein, von denen ich hier nur einige wenige hervorheben will. Schon Rob. Brown, welcher die Familie der Cocoinae eben so umschrieben hat, wie ich sie hier annehme *), macht darauf aufmerksam, daß die Arten dieser Gruppe fast ausschließlich der neuen Welt angehören. Diese Palmen sind die einzigen, welche sich dem Menschengeschlechte durch ihren ölreichen Samenkern nützlich machen, denn bey den andern vier Gruppen ist der genannte Theil horn- oder knorpelartig und ohne nahrhaften Bestandtheil.

Von diesen Cocoinen sind es vorzugsweise Cocos nucifera, die gemeine Cocosnußpalme, und Elaeis guineensis, die Oelpalme, welche auf ihr Oel benützt werden, und diese beyden Arten sind auch die einzigen, welche in der alten Welt angetroffen werden, während alle übrigen Arten dieser Gruppe der neuen Welt angehören. Ganz besonders auffallend erscheint dieser Umstand rücksichtlich der Cocos nucifera. Es wird nämlich unter den Botanikern, nach dem Vorgange Rob. Browns, allgemein angenommen, daß eine Pflanzenart, deren Vaterland nicht mit Zuverläßigkeit ausgemittelt werden kann, als demjenigen Welttheile ursprünglich zugehörig zu betrachten sey, welcher die übrigen Arten derselben Gattung beherbergt. R. Brown hat diese Art von Raisonnement bey seinen Untersuchungen über das Vaterland der Banane, der Carica Papaya und des Capsicum (deren erstere er für asiatisch, die beyden andern für amerikanisch hält) angewendet *); und so zeigt uns denn die eigenthümliche Beschränkung der Cocoinen auf die neue Welt bey großer Verbreitung einer einzigen hieher gehörigen Art über alle Tropenländer, daß wir zum mindesten nicht ohne kritische Prüfung der Meynung huldigen dürfen, Cocos nucifera sey ursprünglich in der alten Welt zu Hause. Diese Palme ist vermöge der Organisation ihrer Frucht geeignet, lange Wanderungen zur See zu machen, und dem Spiele oceanischer Strömungen hingegeben ist sie im Laufe von Jahrtausenden so weit verbreitet worden, daß sie jetzt Gemeingut fast aller Küsten zwischen den Wendekreisen ist. Die Umhüllung der Nuß, mit einem faserigen Fleische von mehreren Zollen Durchmesser, macht die Frucht vor denen aller übrigen Palmen, mit Ausnahme der Lodoicea seychellarum, geschickt zum Schwimmen. Die Nuß wird lange Zeit vor der Berührung mit Seewasser beschützt, und dieses scheint sogar keine so verderbliche Wirkung auf den Keim wie auf den fast aller andern Gewächse zu äußern, indem die Cocospalme, eine wahre Seeuferpflanze, gerade im Meerschlamm gerne keimt und sich entwickelt. Werden daher die Früchte an die Kanten eines Corallenriffes gespült, so vermögen sie, auch nach langer Seereise, noch zu keimen. Unter diesen Verhältnissen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Verbrei-

*) Vermischte Schriften, erster Band S.

*) Vermischte Schriften. Bd. I. S. 302 f.

tung jenes edlen Naturgeschenkes, der Cocospalme, ganz vorzüglich von den Meeresströmungen vermittelt worden; und es gewinnt, unter Berücksichtigung jenes Factums von der Beschränkung der Cocoineen auf die neue Welt *), das Problem vom ursprünglichen Vaterlande der Cocos nucifera noch an Interesse.

Betrachten wir die großen, regelmäßigen Strömungen im stillen und im atlantischen Ocean **), so finden wir allerdings, daß sie im Durchschnitte meistens von Osten nach Westen gehen. Es wäre sohin denkbar, daß jene kosmopolitische Palme im Laufe von Jahrtausenden ihren Weg aus dem indischen Archipel nach Westen gefunden, und sich so nach und nach über die tropischen Küsten der Festlande und Inseln ausgebreitet habe. Inzwischen muß hiebey darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie im Allgemeinen auf den Westküsten häufiger ist, als auf den Ostküsten, daß sie also jenen früher oder in größerer Menge zugeführt seyn muß, als diesen. In America ist die Cocosnußpalme auf den östlichen Küsten: in Brasilien, Guiana und Mexiko minder häufig, als auf den westlichen. Nur selten erscheint sie in so großer Menge, daß sie ganze Wälder bildet, wie dieß namentlich in Malabar und dem westlichen Ceylon der Fall ist. In Brasilien ist ihr Hauptbezirk von geringer Ausdehnung; er fällt zwischen die Mündung des Rio de Mamanguape (7° 30′ s. Br.) und des Rio de S. Francisco (10° 28′), wo die Küste mit geringer Unterbrechung mit Palmen besetzt ist. Südlich wird sie immer seltener, und oft ist sie nur cultivirt vorhanden, wie von Ilheos (14° 49′) bis Rio de Janeiro, wo sie schon so selten wird, daß die Nüsse aus Pernambuco und Bahia eingeführt werden. An den Küsten des Amazonasbeckens, und weiter gegen Norden bis zum Orenoko, tritt sie an Zahl auffallend zurück gegen die dort herrschenden Mauritia- und Manicaria-Palmen. Nur auf den westindischen Inseln erscheint sie wieder in größerer Anzahl. Dagegen sind die westlichen Küsten des südamerikanischen Continentes von der Wüste von Atacama (25° s. Br.) nach Norden viel stärker mit diesem edlen Baume besetzt, und namentlich sind Guayaquil und Guatimala wegen der Menge und der Trefflichkeit der Nüsse berühmt. Der Baum aber findet sich längs der Küste bis nördlich von Acapulco (16° 50′ n. Br.) in großer Anzahl. Eben so erscheint sie zahlreich an den westafrikanischen Küsten, namentlich in dem Meerbusen von Guinea. In Indien aber ist sie, wie ich bereits erwähnt habe, auf der vordern Halbinsel an der malabarischen Küste viel häufiger, als an der von Coromandel. Am glücklichsten gedeiht sie, durch Cultur vermehrt, auf den südwestlichen Küsten von Ceylon, von Calpentin auf der Nordseite, bis Dondrahead auf der Südseite, wo, nach Marshall *), im Jahre 1813 die Zahl der cultivirten Stämme zu 10,000,000 geschätzt wurde. Wenn dieß Factum einer stärkern Ausbreitung der Cocospalme an den westlichen Küsten nicht von einer eigenthümlichen Neigung für die aus Westen herkommenden Seewinde abgeleitet werden muß, so bleibt kein anderer Grund, sie zu erklären, als die Annahme, daß jener Baum sich ursprünglich nicht von Ostindien nach Westen, sondern vielmehr von der westlichen Küste America's aus gegen die morgenländischen Inseln der Südsee u. s. w. ausgebreitet habe. Unter andern Gründen für einen solchen Weg ursprünglicher Wanderung spricht auch der Umstand, daß man keine directe Erfahrung von dem Antriften der Cocosnuß an den östlichen Küsten Südamerica's, vom Kap der guten Hoffnung her, hat, während es bekannt ist, daß mehrere americanische Früchte nach der Südspitze von Amerika triften und dort keimen, wie namentlich die Hülsen der Guilandina Bonduc.

Die außerordentliche weite Verbreitung der Cocosnußpalme erregt übrigens um so größere Ver-

*) Ich kenne mit Sicherheit nur eine Cocoine, welche der alten Welt zugehört: die guineische Oelpalme, Elaeis. Vielleicht wächst auch in Angola eine stachlichte Art dieser Gruppe (Hist. gener. des voyages III. p. 258). Unter den Palmen aus Java, welche ich dem Hrn. Professor Reinwardt verdanke, befindet sich ein Blatt, welches einer Cocoine zugehören könnte, doch fehlt Blüthe und Frucht.

**) Vrgl. Berghaus physikalischen Atlas; die Karten zur Uebersicht der Strömungen, Temperatur und Handelsstrassen in genannten Meeren.

*) Memoirs of the Wernerian Society of Edinburgh. Vol. V.

wunderung, wenn man sich an das engbeschränkte ursprüngliche Vorkommen der andern Palme erinnert, deren Früchte ebenfalls vom Meere hin und her getrieben werden. Ich meine die Lodoicea Sechellarum, deren Früchte, wenn sie ihr Faserfleisch verloren haben, gewöhnlich Maldivische Nüsse genannt werden. Diese Palme wächst nur auf zwey kleinen granitischen Inseln aus der Gruppe der Sechellen, (der Insel Praslin und der sogenannten Runden Insel, in 4° 28′ s. Br. 53° 26′ östl. L. v. Paris), und während ihre Früchte von den Seeströmungen nach den Maldiven, ja quer durch den großen indischen Ocean bis an die Nias-Inseln vor Sumatra und an die Küste von Malacca getrieben werden, hat sich der Baum aus eigener Kraft sonst nirgends auf der Erde angesiedelt. Dieser Contrast zwischen den beyden Palmenarten, welche die größten bekannten Früchte tragen, ist allerdings höchst merkwürdig.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder zur Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse zurück, welche sich aus den Zahlen unserer Uebersichtstabellen ergeben.

Vergleichen wir die alte und die neue Welt mit einander rücksichtlich der Vertheilung der Palmenarten, so halten sich dieselben so ziemlich das Gleichgewicht, indem jene 150, diese 198 Arten zählt, wobey ich die kosmopolitische Cocos nucifera, wie bisher von den Schriftstellern geschehen, der alten Welt zuschreibe. Auch rücksichtlich der Form der Blätter stellen sich die Arten beyder Welthälften ziemlich ins Gleichgewicht, da von den

292 Pinnatifrondes: 124 der alten, 168 der neuen,

von den 65 Flabellifrondes: 35 der alten, 30 der neuen

Welt zugehören.

Anders verhält es sich rücksichtlich der einzelnen fünf Hauptgruppen, indem, wie bereits bemerkt, die Cocoinen fast ganz der neuen Welt angehören, dagegen das Uebergewicht der Lepidocaryinen, die sich durch ihre seltsam beschuppten Früchte auszeichnen, nach der alten Welt, und zwar hier fast ausschließlich wieder nach Asien fällt. Eben so frappant ist das Uebergewicht der Palmen mit dünnem, rohrartigem, rankendem Stamme in der alten Welt. Hier wachsen ausschließlich jene wunderbaren Calamusarten (wovon 40 Arten bekannt sind), deren Stamm sich rankenförmig, weithin über die Kronen der höchsten Waldbäume, oft in der ungeheuern Länge von 700 bis 800 Fuß hinzieht, sie in lockern Kreisen umschlingt, wohl auch auf den Boden herabfallend hier wieder Wurzel schlägt, und ganz vorzüglich jene dichten, undurchdringlichen, mit scharfen Stacheln bewehrten Gehäge der Jungles in den tropischen Urwäldern bildet (Calamus, Plectocomia, Daemonorops, Ceratolobus). In Amerika wird diese eigenthümliche Formation nur durch die rankende, mit großen Widerhacken an den Blättern versehene Gattung Desmoncus (mit 10 Arten) in geringerer Größe repräsentirt, welche Gattung übrigens nicht zu den Lepidocaryinen, sondern zu den Cocoinen gehört. Stammlos sind in der alten Welt nur einige wenige Arten aus der Gruppe der Calameen oder Lepidocaryinen, und Coryphinen (Zalacca und Phoenix), in der neuen mehrere Rohrpalmen (Geonoma).

Betrachten wir die 357 aufgezählten Palmenarten nach ihrer Vertheilung auf die einzelnen fünf Welttheile, so stellen sich auch einige frappante Verhältnisse dar.

Europa, mit 154,450 Quadratmeilen Flächenraum, hat nur eine einzige, ihm ursprünglich eigene Palmenart, die Zwergpalme, Chamaerops humilis, aus der Familie der Coryphinen.

Neuholland, mit 150,380 Quadratmeilen Flächenraum, zählt nur 6 Arten (1 Seaforthia, 2 Livistonae, 1 Corypha, 2 Calamus). (Das benachbarte Vandiemensland mit 1235 Quadratmeilen weist keine Palme auf.)

Die großen Inseln von Neuseeland haben bisher nur 1 (Areca sapida, welche auch auf der Norfolk Insel vorkommt), die Inseln Oceaniens nur 2 (Cocos nucifera und Areca Catechu).

Afrika, mit 531,638 Quadratmeilen, besitzt auf seinem Continente *) nur 13 Arten: Phoenix spinosa, reclinata, dactylifera, Chamaerops

*) Wie schon Rob. Brown, vermischte Schriften I. S. 273, bemerkte.

humilis, Raphia vinifera, Calamus secundiflorus, Cocos nucifera, Hyphaene thebaica und coriacea, Borassus Aethiopum, die unbestimmte Corypha v. Congo, Elaeis guineensis, Latania Loddigesii. Von dieser geringen Anzahl sind mehrere nicht ausschließlich Afrika's Continente eigen, indem die Dattelpalme und die ästige Dumpalme von Afrika weit östlich nach Arabien und Syrien streichen. Besonders charakteristisch sind übrigens die, verhältnißmäßig zahlreichen, Palmen der afrikanischen Inseln, zwölf bis dreyzehn an Zahl. *)

Asien, mit einem Flächenraume von 760,057 Quadratmeilen, weist dagegen eine große Menge eigenthümlicher Arten (132) auf, von welcher der größere Theil den Inseln anzugehören scheint.

Amerika endlich, dessen Flächeninhalt wir zu 753,000 Quadratmeilen annehmen, hat 198 bekannte Arten, welches Uebergewicht allerdings der vorwaltend stärkeren Untersuchung von Seiten naturforschender Reisenden zuzuschreiben seyn möchte.

Uebrigens ist dieses Zahlenverhältniß, wie ich ausdrücklich hervorzuheben für angemessen halte, nur für den derweiligen Zustand unserer Kenntniß bezeichnend. Fortgesetzte Forschungen bringen vielleicht ein dem gegenwärtigen sehr disparates Resultat hervor. Jedenfalls aber möchte ich, wenn anders ein Schluß von den bereits bekannt gewordenen Bildungsreihen der Palmen auf die noch unbekannten gewagt werden darf, annehmen, daß dermalen wenigstens 1000 bis 1200 Arten von Palmen auf der Erde wachsen. Wenn wir übrigens von der gewöhnlichen Abtheilung des Festlandes unseres Planeten in die fünf Welttheile abstrahiren, da sie, das Ergebniß der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts, mehr eine historische als eine naturhistorische Bedeutung hat, so dürfte es nicht unwichtig erscheinen, die Verbreitung der Palmen auch in der Art zu betrachten, daß wir die von Steffens aufgestellte Ansicht von dem ursprünglichen Typus der Hauptcontinente mit dem Vorkommen der Palmen in Beziehung setzen. Bekanntlich geht dieser geistreiche Schriftsteller davon aus, daß er drey große Welttheile unterscheidet, die in ihrem allgemeinen Umrisse und in dem Zusammenhange ihrer Theile eine allerdings auffallende Uebereinstimmung zeigen, gleichsam als läge der Erscheinung des Festlandes über dem Ocean ein durchgreifender, nur hie und da gestörter Typus zu Grunde. Die beyden durch die Landenge von Panama verbundenen Hälften Amerikas mit dem antillischen Archipel und ihrer als charakteristisch bezeichneten Halbinsel Californien, machen den Einen der großen Welttheile aus. In pflanzengeographischer Beziehung stellt sich derselbe durch und durch als selbstständig dar, und die ihm angehörigen, fast ohne Ausnahme auf ihn beschränkten Palmengattungen sind ein Zug mehr in dem ganz eigenthümlichen Bilde seiner organischen Schöpfung, welche übrigens zwischen den Wendekreisen am entschiedensten hervortritt, während die nördlichen und südlichen Gebiete starke Anklänge an die Schöpfung der beyden andern Hauptcontinente, regelmäßigere und innigere Verwandtschaftsbeziehungen zu den Organismen derselben, offenbaren. Als zweyten Hauptwelttheil nimmt Steffens Asien, östlich vom persischen Meerbusen, vom Mare Caspium und Ural, nebst Neuholland an, indem dieses Continent, Südamerika entsprechend und vermittelst des zerrissenen Isthmus von Malacca und der Sunda-Inseln mit Asien, als der nördlichen Hälfte dieses Planetentheiles, in Zusammenhang gedacht wird. Rücksichtlich der Palmen ist es nun allerdings sehr merkwürdig, daß das durch diese Combination gebildete Festland nicht bloß an sich verwandte, ja gleiche Formen, also einen organischen Cyclus, aufweist, sondern daß auch die sich innerhalb dieses Gebietes gleichbleibende Formation einen Gegensatz mit der Palmenformation der neuen Welt darstellt.

(Fortsetzung)

*) Es sind 4 Areca-Arten (crinita, rubra, alba und madagascariensis, die sogenannte Voan Sira der Madegassen, welche die Asche des Stammes statt Salz benützen), 3 Dypsis (pinnatifrons, forficifolia und hirtula), 2 Hiophorbe (Commersoniana und amara), Raphia Ruffia, 2 Latania (Commersonii und Loddigesii) und Lodoicea Sechellarum, wozu noch Cocos nucifera und Areca Catechu als Culturpflanzen kommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Arecinen und Coryphinen sind hier überall durch eigenthümliche Bildungen repräsentirt, und so wie in der neuen Welt die Cocoinen im hohen Grade vorwalten, sind hier die Lepidocaryinen herrschend. Es ist, als wenn die Bildungsthätigkeit nach einem Typus in diesem, nach einem andern in jenem Planetentheile gearbeitet hätte. Die südlichste Palme dieses Gebietes ist Areca sapida von Neuseeland, einem Lande, das zwar viele selbstständige Glieder in seiner Pflanzenwelt darbietet, im Allgemeinen aber sich doch am Meisten an die südasiatische und neuholländische anschließt.

Der dritte Hauptwelttheil: Europa, der westlichste Theil von Asien, und Afrika nebst der, als charakteristisch bezeichneten, Halbinsel Arabien, mit dem vorigen in seinem nördlichen Theile verwachsen, begreift diejenigen Länder, in welchen die Form der Palmen nur äußerst beschränkt erscheint, und es ist auffallend, daß die Grenzen derjenigen Arten, welche Afrika und Asien gemeinschaftlich zugehören: Phoenix dactylifera und Hyphaene thebaica nicht über diesen in abstracto angenommenen Hauptwelttheil in den zweyten hinüberfallen. Die erstere scheint nicht über das Gebiet des Indus nach Osten (bis in das Pendjab) zu gehen, die letztere erstreckt sich aus Afrika nicht über Arabien hinaus. Die Zahl der Palmen in diesem Hauptwelttheile steigt daher nur auf 26.

Die Beziehungen der Palmen zur Erdoberfläche als Continent oder Insel betreffend, so scheinen die bisherigen Untersuchungen darauf hinzuweisen, daß feuchte Niederungen der Continente und jene Inseln, welche wir nach L. v. Buch continentale und hohe zu nennen pflegen, der Palmenvegetation vorzugsweise günstig sind. Nirgends habe ich so viele Arten und Individuen dieser schönen Gewächse angetroffen, als in dem tiefen und heißen Flußthale des Amazonas. Hier, in einer qualmenden Luft, deren hohe Temperatur weder im Jahre, noch in Monaten, noch bey Tag und Nacht große Differenzen erleidet, ist das eigentliche Vaterland der Palmen, und ebenso kommen sie besonders häufig auf Inseln vor, die entweder unter der Linie oder doch innerhalb der Wendekreise gelegen, ein Klima darbieten, wie es dem Festlande nur in seinen heißesten und niedrigsten Strecken zukommen kann.

Ich nenne in dieser Beziehung die Sunda- und die moluckischen Inseln, welche Gebiete vielleicht von keinem andern an Palmenreichthum übertroffen werden. Auf Java zählt Hr. Blume 37 Arten, und diese Zahl dürfte bey genauerer Durchforschung noch beträchtlich vermehrt werden. So sind auch die Mascarenen, Inseln von geringem Flächenraume, reich an Palmen; man kennt dort schon zehn einheimische (und einige eingeführte) Arten. Es darf hiebey wohl nicht übersehen werden, daß Java jetzt noch dreyßig thätige Vulkane hat, und daß die genannten kleinen Inseln, ihrer geologischen Constitution gemäß, sich als aus der Tiefe des Oceans emporgestiegene (plutonische) Gebilde darstellen. Eben so sind viele kleinere Sunda-Inseln, wie Bali, Flores, Sumbava, welche insgesammt eine reiche

Palmenvegetation enthalten, vulkanische Inseln. Uebrigens halte ich mich durch meine eigenen Beobachtungen nicht für berechtigt, anzunehmen, daß die vulkanischen Gebirgsarten es seyen, welche der Palmenvegetation vorzugsweise günstig sind. Die erwähnten Niederungen im Stromgebiete des Amazonas, welche so viele Palmen beherbergen, sind ohne eine Spur vulkanischer Gebirgsformation und bestehen größtentheils aus Sandstein, während viele andere palmenreiche Gegenden aus Schiefergebirgen oder Kalk bestehen. Es scheint deshalb vielmehr das eigenthümliche Klima jener Inseln, das feuchte, warme und im Allgemeinen sehr gleichmäßige Insularklima, die Vegetation der Palmen zu begünstigen.

Dafür spricht auch das häufige Vorkommen einiger (weniger) Palmen in den sogenannten niedrigen, pelagischen Inseln, die man jetzt größtentheils als Corallenriffe, auf untergetauchten vulkanischen Kegeln erbaut, zu betrachten pflegt. Hier ist es namentlich die Cocos nucifera, welche so äußerst häufig erscheint.

Ich habe bereits angedeutet, daß diese nützliche Palme sich fast immer nur in der Nähe der See vorfindet, und daß sie sich sogar im Schlamme des Meeres gerne entwickelt. Ja, es scheint, daß ihr der Contact mit dem Meerwasser Lebensbedürfniß sey. Nur äußerst selten gedeiht der Baum im Innern des Landes. Ich selbst habe ihn in Brasilien stets nur an der Küste, und kaum eine Meile landeinwärts beobachtet. Er ist übrigens, wie viele andere Gewächse, welche nur innerhalb eines genau umschriebenen Kreises von äußern Einflüssen leben können, gesellig, und verdient in dieser Beziehung eben so sehr die besondere Aufmerksamkeit des Pflanzengeographen, als die Formation geselliger Gewächse, welche die sogenannte Mangrovewaldung bilden (Rhizophora, Bruguiera, Carolluma, Conocarpus, Laguncularia, Bucida, Aegiceras, Avicennia), oder als einige ebenfalls in großer Menge die Seeufer innerhalb der Tropen bedeckende Bäume, wie die Pandanus-Arten, die Barringtonien oder die, den Palmen in der Tracht verwandte Nipa.

Gesellige Pflanzen haben überhaupt eine eigenthümliche Bedeutung, sowohl bey Untersuchungen über die Gesetze der Pflanzenbedeckung unseres Planeten überhaupt, als bey Forschungen über die Beziehungen des menschliches Geschlechtes und seiner häuslichen und bürgerlichen Entwickelungen zu gewissen Pflanzen. Vermöge der großen Anzahl, in welcher die Cocospalme auf den pelagischen Inseln zwischen den Wendekreisen erscheinet, begünstigt sie ganz vorzüglich die Niederlassung der Menschen. „Wo der Cocosbaum sich eingefunden, sagt von Chamisso, *) ist die Erde für den Empfang des Menschen bereit, und der Mensch fehlt selten da, wo jene Palme leben kann.“ Ein ergreifendes Bild stellt sich dar, wenn unsere Phantasie die Kette von Bedingungen an einander reiht, unter welchen die gastfreundliche kosmopolitische Palme hier dem Menschen nach und nach seine Stätte bereitet. Aus den kalten Abgründen des Oceans steigen, von unerforschlichen Kräften des Planeten ausgeboren, plutonische Gebirgskegel empor; sie erreichen die Oberfläche der Gewässer nicht, aber wo um ihre Scheitel eine Brandung, im seichteren Meere gebildet, die richtungslos umhergeführten Polypen-Eyer an das Gestein bringt, da haften diese; aus ihnen entwickelt sich, langsam und still durch Jahrtausende fortschreitend, der mäandrische Bau fleißiger Gesellschaftsthierchen; nach und nach erhebt er sich bis zur Oberfläche. Nun bringt der Schaum und Unrath des Meeres die Wellen zur Ruhe, der Zufall fängt todten und lebendigen Stoff ein in die Gränzen eines Eilandes, das noch nicht da ist. So erstarrt endlich ein Fleck Landes oberhalb der beweglichen Fluth, aus Zersetzung, Verwesung und Stockung grünt Leben und Bewegung empor, die umhertreibende Frucht der Palme wird festgehalten; sie keimt, und im Laufe von Decennien entwickelt sich das einsame Individuum zu einem Baume, der endlich, erstarkt, zu blühen beginnt. Die sorgfältige Mutter Natur hat ihn, den einzelnen, mit beyden Geschlechtern ausgestattet; — so befruchtet er sich selbst, — zahlreiche Früchte, an ihm gereift, entfalten sich, in der Nähe der Mutter, zu einem freundlichen Walde, der seine Fiederblätter wie einen beweglichen Baldachin in die Luft trägt, dem nackten Ankömmling

*) In Kotzebue, Entdeckungsreise, 3. Th. S. 35.

auf diesem jungen Eilande Obdach, Nahrung, Kleidung, Waffen und Geräthe gewährend. Diesen herrlichen Kreis in der Oekonomie der Natur sehen wir noch gegenwärtig vor unsern Augen verlaufen, wenn schon langsamer als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sicherlich haben Jahrtausende dazu gehört, bis sich in diesem Rhythmus von Ursachen und Folgen die pelagischen Inseln der Tropen mit Cocosbäumen bevölkerten. Die zahlreichen Inseln, welche wir jetzt wegen ihres Reichthums dieser wohlthätigen Palme auf unsern Karten unter dem Namen „Cocos-Insel" verzeichnet finden, sind wohl alle schon längst bevor die Europäer sie entdeckten, entstanden und mit ihren Palmenwäldern bevölkert gewesen. *)

Die Cocospalme hat demgemäß auch überall auf den bewohnten pelagischen Inseln einen eigenen Namen. Daß sie von den an der Küste Brasiliens wohnenden Stämmen vor der Einwanderung der Europäer gekannt war, dürfte schon aus dem Namen, Inajá, welchen sie in der Tupisprache führt, geschlossen werden. Um sie von der niedrigeren Attalea compta zu unterscheiden, wird sie Inajá-guaçu (die große J.) genannt. Uebrigens führt sie auch der älteste portugiesische Schriftsteller über die Naturgeschichte Brasiliens *) ausdrücklich als an den Küsten von Bahia wachsend auf.

Was die Vertheilung der Gattungen nach den beyden Hemisphären und nach den Welttheilen betrifft, so muß ich hier fürs Erste bemerken, daß die Charaktere der meisten Palmengattungen künstlich gebildet sind. Es ist dieß derselbe Fall wie bey allen denjenigen Ordnungen, deren Hauptcharakter von der Natur mit großer Entschiedenheit und Energie, innerhalb gewisser Grenzen, ausgeprägt ist. Bevor die Mehrzahl dieser merkwürdigen Gewächse gründlich gekannt seyn wird, ist es fast unmöglich, die Merkmale der Gattungen mit derjenigen logischen Schärfe aufzustellen, als eine vollendete Systematik es erheischt. Ja, fast scheint es, als wären zur Zeit noch nicht einmal die großen Hauptstufen in der Morphose der Palmen mit Sicherheit zu bestimmen, welche man gleichsam als die Hemmungs- oder Ruhepuncte betrachten dürfte, welche von der Natur in der Darstellung dieser ihrer edlen Schöpfungen im Pflanzenreiche eingehalten werden. Man kann nämlich nicht läugnen, daß die Charaktere der fünf großen Gruppen, welche ich aufzustellen versucht, und weiter oben bereits charakterisirt habe, bisweilen nicht entschieden hervortreten, und durch eigenthümliche Mischung der Merkmale in einander überzugehen scheinen. Steigen wir daher von diesen allgemeinsten Abtheilungen zu den sogenannten Gattungen herab, so begegnen wir noch viel häufiger der Schwierigkeit, scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen aufzufinden. Insbesondere werden manche künstliche Gattungen als unhaltbar erscheinen, wenn man die Vertheilung der Geschlechter in den einzelnen Blüthen, Kolben und Individuen, die Gegenwart oder Abwesenheit des Rudiments eines oder des andern Geschlechts-

*) Es gehört hierher: 1. Die Cocosnuß-Insel, unter den Sandwichs-Eilanden in 19° 43′ nördl. Breite, 15° 22′ westl. Länge von Paris; 2. die Cocos-Inseln unter den Marianen 15° 15′ nördl. Br., 142° 50′ östl. Länge; 3. die indischen Cocos-Inseln im indischen Meere in 7° 6′ nördl. Breite, 92° 51′ östl. Länge; 4. die sogenannten Kilings im indischen Archipel in 11° 5′, und 12° 25′ südl. Breite und 96° 40′ und 96° 57′ östlicher Länge; 5. eine andere Cocos-Insel im chinesischen Meere, in 10° 42′ nördl. Breite und 105° 32′ östl. Länge; 6. jene in der Nähe von Neu-Irland, in 4° 11′ südl. Br. und 150° 22′ östl. L. und endlich 7. die (von den Spaniern anfänglich Isla de Santa Cruz genannte Isla de los Cocos, unweit der Costa Rica von Central-America und den Gallapagos in 5° 35′ n. Br. u. 89° 14′ westl. L. gelegen. Diese Letztere, welche zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts öfters ein Rückzugsort für die jene Meere unsicher machenden Seeräuber war, ist unter andern i. J. 1685 von Lionel Wafer besucht, und ganz mit Cocospalmen bedeckt gefunden worden. Er meldet (Voyage de Dampier, Amsterd. 1705. S. 255), daß seine Leute die Cocosmilch in solchem Uebermaaße genossen hätten, daß sie durch das erkältende Getränke in eine Art Stupor versetzt wurden.

*) Der unbekannte Verf. der Noticias do Brazil, welche im Jahre 1589 dem damaligen Minister Christovaõ da Moura gewidmet wurden. Sie sind abgedruckt in Collecçaõ da memorias sobre a historia e geograficas das naçoes ultramarinas, que pertencem a Coroa do Portugal, Vol. 3.

organes, die Zahl und Bildung der Scheiden, die Gestaltung und Structur der Frucht und die Lage des Embryo — lauter Merkmale, welche einer großen Veränderlichkeit unterworfen zu seyn scheinen — auf ihren wahren systematischen Werth reducirt.

Bey einer solchen Lage der Sachen halte ich es für überflüssig, eine speciellere Angabe über das Verhältniß der bis jetzt aufgestellten Gattungen zu der geographischen Verbreitung über die Welttheile zu machen, so fern sie nicht schon in der hier vorgelegten allgemeinen Tabelle enthalten ist. Ich gehe vielmehr sofort zu einer Schilderung derjenigen Beziehungen über, in welchen die einzelnen Palmen zu den Florengebieten stehen, deren bedeutsame Glieder sie sind. Um aber diese treffender hervorzuheben, wird es nöthig seyn, bisweilen an andere Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Floren zu erinnern.

Die wesentlichsten Principien, nach denen ich glaube die Hauptfloren begrenzen und definiren zu müssen, habe ich in einer Abhandlung darzustellen versucht, welche ich der Klasse am 14. Jan. 1837 vorzulegen die Ehre hatte. (Vrgl. den Auszug in den Gelehrten Anzeigen der Münchner Akad. d. Wiss. 1837. Band IV. S. 1045.)

Ich werde nun zu der Betrachtung der pflanzengeographischen Verhältnisse der Palmen in der neuen Welt übergehen, und dieselbe, wo es nöthig erscheint, mit einzelnen Bemerkungen über die Charakteristik der amerikanischen Florenreiche verbinden. Solcher Florenreiche (Imperia Florae) glaube ich zur Zeit die folgenden annehmen zu müssen: 1. das canadische, 2. das nordwestliche, 3. das von Florida und dem Missisippi-Gebiete, 4) das des außertropischen Mexico (das Gebiet der Sandwichsinseln könnte vielleicht, da diese Eilande dem amerikanischen Continente am nächsten liegen, hier abgehandelt werden; doch ziehe ich vor, von demselben später, bey der oceanischen Flora zu handeln); 5. das Florenreich der Antillen, 6. das mexikanische innerhalb des Wendekreises, 7. das von Neu-Granada, 8. das von Peru, 9. von Bolivia, 10. vom Orenoco- und Amazonas-Gebiete, 11. vom südöstlichen Brasilien, 12. von dem extratropischen Südamerika, diesseits der Andes, 13. das von Chile, 14. das von Patagonien und den Magellans-Ländern, nebst den Maluinen.

Zuvörderst ist nun zu untersuchen, innerhalb welcher Hauptgrenzen die Familie der Palmen in America überhaupt Repräsentanten hat.

Die nördlichste bekannte Palme America's ist Sabal Palmetto, welche in den vereinigten Freystaaten gemeiniglich Cabbage Tree, Kohlbaum, genannt wird. Sie kommt nach Norden bis zum Cape Hatteras (35° n. Br.) vor.*) Rob. Brown **) bemerkt, daß Palmen in Nordamerika nicht weiter, als bis zum 36° n. Br. vorzukommen scheinen; da er übrigens keinen bestimmten Grenzort angiebt, so dürfte es gerathen seyn, erstere Bestimmung als die entschiedene Nordgrenze auf der Ostseite America's anzunehmen.

Auf der westlichen Küste ist die Nordgrenze der Palmenverbreitung noch nicht mit Sicherheit ermittelt. In Californien wird bis jetzt keine Palme als einheimisch angegeben. v. Chamisso benachrichtigt mich brieflich, daß er in dieser Halbinsel, deren höchst eigenthümliche Vegetation sich überhaupt schon sehr von dem tropischen Charakter entfernt, keine Palme gefunden habe. Aus Vergleichung der wenigen Materialien, welche uns bisher über jenes Land zugänglich sind, wird es auch sehr unwahrscheinlich, daß es Palmen beherberge, obgleich an der Meeresküste sogar noch in dem südlichern Theile von Neucalifornien die Banane und das Zuckerrohr gebaut werden können. ***)

Chamaerops Mocini (Sabal Mart.), von Humboldt und Bonpland bey Acapulco, und Corypha nana, von denselben Reisenden auf dem Wege von Mexico nach dem stillen Meere, zwischen Chilpanzingo und Acapulco bey Masatlan entdeckt, sind die bisjetzt bekannten Palmen, welche in diesem Gebiete am weitesten gegen Norden gehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Howard Hinton, History and Topography of the united States of North-America, Lond. 1830. 1832. 4. II. S. 121.

**) Vermischte Schriften I. p. 102.

***) Morineau, in Berghaus Annal. VIII. Juny 1833.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Längs den Küsten des stillen Oceans sollen Fächerpalmen nicht selten seyn; wahrscheinlich dürfte daher der Terminus borealis auf dieser Seite bey Sinaloa in 25° n. Br. zu setzen seyn. Auf der Ostseite von Südamerika fällt die Südgrenze der Palmen zwischen 34° u. 35° s. B. *) Weiter im Innern, wo ausgedehnte Niederungen von großen Flüssen durchströmt werden, dürfte sie etwas tiefer südlich angenommen werden müssen. An der Westküste, in Chile, findet sich die chilesische Palme (Cocos chilensis Mol., Jubaea spectabilis Humb. Molinaea micrococos Bertero) noch weiter gegen Süden, da auch dieß Continent an den Westküsten eine höhere mittlere Wärme hat, als an den Ostküsten. Pöppig hat hier die chilesische Palme an der Mündung des Ytata (im 35° 58′ s. B.) noch vollkommen gedeihend angetroffen.

Dieß sind also die äußersten Puncte, an welchen amerikanische Palmenvegetation beobachtet worden. Wenn wir nun eine gerade Linie quer durch das Nordamerikanische Continent von 35° an der Ostseite zu 25° an der Westseite ziehen, so dürften wir in ihr füglich die allgemeine nördliche Grenze der Palmen finden. Sie geht von den Küsten Nordcarolinas an dem Südabhange des Apalachen-Gebirges hin, welches Tennesee von Alabama scheidet, läuft durch die Niederungen des Mississippi-Gebiets an die südöstlichen Abhänge des östlichen Zugs der mexikanischen Andes, welcher in den Rocky Mountains übergeht, und streicht über die Andes im nördlichen Theile von Zacatecas an das stille Meer.

Eine ähnliche Linie von der Südküste der Lagoa Mirim, in dem Staate Montevideo, quer durch das südamerikanische Festland nach der Mündung des Ytata in Chile gezogen, bildet die südliche Grenze des Palmenreviers. Sie schließt die trockenen Ebenen Montevideos, welche sich von den divortiis aquarum des Rio Negro (eines Beyflusses des Uruguay) nach Süden erstrecken und eine, von der tropischen Pflanzenwelt sehr abweichende Pampas-Vegetation tragen, aus, und eben so die Gebiete von Buenos Ayres und Mendoza, deren Flora bekanntlich mehr und mehr dem Charakter der Tropen entfremdet, vielmehr dem großen und noch so wenig bekannten Imperium Florae patagonicae und magellanicae verwandt ist.

Auf dieser großen Fläche sind bis jetzt 198 Palmenarten entdeckt worden, eine Zahl, die übrigens noch bey weitem nicht als die Hälfte derjenigen anzunehmen seyn möchte, welche Amerika beherberget.

Ich gehe jetzt zur Betrachtung der einzelnen Florenreiche über.

I. Canadisches Reich, Imperium Florae canadensis. Das Gebiet von Nordamerica östlich von den Rocky Mountains in der kalten und gemäßigten Zone. Es zerfällt in zwey große Provinzen, eine nördliche, welche

*) Aug. de St. Hilaire Plantes remarquables du Paraguai, Introduction p. 56.

die arktiſche Flora enthält, und eine ſüdliche, die gemäßigte. Zu der erſtern rechne ich alle jene Länder, welche nördlich von der Baumgrenze liegen. Sie wird alſo im Weſentlichſten durch das phyſiologiſche Moment bezeichnet, daß die baumartigen Gewächſe in ihr ſich nicht mehr zu aufrechten Holzſtämmen erheben. Rückſichtlich der Pflanzenarten geht ſie unmittelbar in die ſüdliche Provinz über, denn ſehr viele der in ihr gefundenen Gewächſe kommen auch noch tief in der ſüdlichen Provinz vor und umgekehrt, Gewächſe der letzteren ſteigen hoch in ihr hinauf. Die ſüdliche Provinz rechne ich von der Baumgrenze bis zu den divortiis aquarum, zwiſchen dem Saskatchawan und dem Miſſuri (50°) als nördlichſter Teraſſe, zwiſchen den Quellen des Sioux oder rothen Fluſſes und des Miſſiſſippi (46°) und von da aus ſüdlich in das oberſte Strombecken des Miſſiſſippi bis zur Hundswieſe (41°), weiter öſtlich aber gehören hieher die Staaten der Union, welche nördlich von der Chesapeakbay (Cape Charles, 37° 11′ n. Br.) liegen und Virginia nebſt einem Theile von Nordcarolina, nördl. vom Kap Hatteras. Dieß große Gebiet ſtellt in Kanada ein niedriges, ſumpfiges, von wenigen Bergen durchzogenes, in dieſen höheren Breiten ſehr kaltes und unwirthliches Land dar, es wird aber gegen die vereinigten Freyſtaaten hin milder und milder, gewinnt mehr und mehr an Zahl, Schönheit und Fülle der Pflanzenformen, ohne jedoch die Cultur des Zuckerrohrs und anderer tropiſcher Gewächſe aufnehmen zu können, iſt vielmehr gerade für Kartoffel-, Hafer-, Roggenbau in den nördl. Gegenden, und für Weitzen in den ſüdlichen ſehr geeignet und endigt, gerade da, wo die Palmenvegetation beginnt, in 35° n. B.

Das zweyte große Hauptgebiet, welches ich in Nordamerika annehme, iſt die vorzüglich erſt durch die Reiſen des muthigen Douglas der Botanik eröffnete und im Ganzen noch wenig bekannte Flora des nordamerikaniſchen Continents im Weſten der klippigen Gebirge: das nordweſtliche Florengebiet, Imperium Florae americanae ad Caurum oder transmontanum. Es begreift als ſüdlichſte Provinz Neumexico (zwiſchen 30° und 38° nördl. Breite), als mittlere die Gegenden, durch welche der Columbia River zum Ocean herabkommt und das übrige bergige Gebiet jener Breiten bis zur Baumgrenze, wo eine dritte Provinz beginnt, welche der arktiſchen des canadiſchen Reiches entſpricht. Auch dieſes Gebiet beherbergt keine einzige Palme, kommt alſo bey unſerer Darſtellung nicht in Betracht.

III. Imperium Florae mississippensis-floridae. Hierher rechne ich die ſüdöſtlichen Staaten der Union weſtlich vom Alleghany-Gebirg (die beyden Carolinas, Georgia), Florida und das große Gebiet des Miſſiſſippi ſüdlich von ſeiner Verbindung mit dem Miſſouri, die Länder am öſtlichen Abhange der hohen Gebirgskette von Neumexico, alſo Arcanſas, Texas und Neu-Leon bis in 25° nördlicher Breite.

Dieſes ſchöne Gebiet, deſſen Fruchtbarkeit von den ſich raſch entwickelnden Niederlaſſungen der neuen Staaten der Union mit ſo großem Erfolge benutzt wird, iſt das erſte, worin ſich Palmen zeigen. Es kann füglich ſelbſt wieder in vier Provinzen getheilt werden, von welchen die öſtlichſte, Florida und die Staaten im SO. der Alleghany, vier Palmen: Chamaerops Hystrix, Sabal Palmetto, serrulata und minima aufweiſet. Sabal Palmetto, die einzige Art, welche einen hohen Stamm, bis auf 50 Fuß, entwickelt, erſcheint am häufigſten in den Niederungen der Ströme und nicht weit vom Meere. Sie wird hie und da als Zierde um Wohnungen gepflanzt; ſo unter andern um das Bankgebäude in Savannah. Sabal serrulata ſcheint nach dieſer Art am weiteſten, nämlich bis 33° nach N. zu ſtreichen. Sie gehört zu den geſellſchaftlich wachſenden Palmen, ſo wie in Europa die Chamaerops humilis. In den Sea Islands von Georgia, beſonders Blythe Island ſteht ſie, nach Shemt (Flora carol. I. p. 383) oft in unüberſehbaren Haufen und ſo dicht beyſammen, daß ſie die Gegend undurchdringlich macht. Eben ſo iſt ſie an den ſüdlichern Küſten Carolinas, von Pocotaligo bis Florida äußerſt häufig. Der angeführte Schriftſteller bemerkt von ihrer Frucht, welche einer kleinen Pflaume ähnlich ſieht, daß ſie ſüß ſchmecke, aber für den Menſchen als entſchiedenes und heftiges Purgans wirke. Schweine, Rehe und Bären aber freſſen ſie ſehr gerne und die Jahre, in welchen die Frucht vorzugsweiſe gedeiht, werden in Georgia Maſtjahre

genannt. An den trockenen Rändern der offenen Sümpfe von Georgia erscheint diese Zwergpalme begleitet von Kalmia hirsuta, einer Pflanze, deren Gattung unter die wesentlichen Repräsentanten der nordamerikanischen Flora gerechnet werden muß. (Nuttall Flora I. p. 268).

In Florida erscheinen überdieß besonders Sabal minima und Chamaerops Hystrix häufig. Sie wachsen gesellig wie die vorigen, und gehören zu den charakteristischen Pflanzen dieser Flora, welche in allen ihren Beziehungen sich vielmehr an die des subtropischen Nordamerika's als an die der antillischen Inseln anschließt. So weit diese Palmenarten erscheinen, sind das Zuckerrohr *) und die Baumwollenstaude (Gossypium hirsutum) begünstigte Culturpflanzen. Die Chicasa-Pflaume (Prunus Chicasa Mich.), welche vom 34° nördlicher Breite bis zum mexikanischen Meerbusen herabgeht, die Erythrina herbacea mit ihren prachtvoll rothen Blumen, der Carolina-Jasmin (Gelsemium nitidum), Styrax glabrum, die Chinquapin (Castanea pumila), der Catawba-Baum (Catalpa cordifolia), der Redbay-Baum (Laurus carolinensis) gehören zu den charakteristischen Gewächsen dieser Provinz, welche weiter landeinwärts gegen das Gebirge hin theils Gewächse des nördlichen Reichs aufnimmt, theils solche, die vorzugsweise der nordwestlichen Provinz des Imperii mississippensis angehören.

Die zweyte Provinz dieses Reiches umfaßt das Gebiet von Illinois und Missouri, westlich von den Alleghany Mountains, zwischen 41° und 37° nördl. Breite. Der Waizen kommt hier wie einheimisch, die europäischen Obstarten gedeihen trefflich, Diospyros Persimon ist gemein und gehört unter die bezeichnenden Formen in den Wäldern, welche hier schon die edlen Gestalten des Tulpenbaumes, der Magnolien und jene weit verbreiteten Festons der wilden Reben, ein Bild tropischer Ueppigkeit aufweisen. Eine dritte Provinz erstreckt sich von 37° bis 31° nördlicher Breite. Sie begreift also einen Theil des Ohiogebiets, Alabama, die obere Strommulde des Mississippi und das Arcansasgebiet. Im nördlichern Theile herrschen hier die edlen Baumarten dieses Reiches (Magnolien, Tulpenbäume, Taxodium, Walnüsse, Eichen, Ahorne u. s. w., im südlichen erstrecken sich die merkwürdigen Wildnisse (Prairies) in einer Breite von zehn bis fünfzehn deutschen Meilen und in einer Länge von 110 bis 120 Meilen vom Mississippi bis gegen Milledgeville in Georgia. Feigen reifen hier im Freyen; aber der Apfelbaum kommt nicht mehr fort, während Mais, Baumwolle und Reis reichliche Ernten gewähren. In diesen beyden Provinzen sind, meines Wissens, noch keine Palmen beobachtet worden.

Die vierte Provinz wird von den niedrigen Küstenländern längs dem mexikanischen Meerbusen, westwärts von Florida, bis Neu-Leon gebildet. Hier gedeihen alle Culturzweige der tropischen Länder, und die bereits erwähnten Palmen sind wahrscheinlich auch hier wild. Als charakteristisch für die Delta's des Mississippi wird Sabal Adansoni bezeichnet, welche Palme hier viel häufiger ist, als in den nordöstlichen Gegenden von Florida und Georgia, denen sie übrigens nicht fehlt. Sie liebt ebenfalls einen feuchten Grund, worin sie sich in derselben Weise nach allen Seiten hin auszudehnen pflegt, wie die andern Sabalarten, welchen eine höchst seltsame Art eigen ist, die Stämme bis zu einer gewißen Tiefe in den Grund zu versenken. Als Panfilo de Narvaez im Jahre 1528 seinen Entdeckungszug von Cuba nach Florida führte, trafen seine Leute, deren jeder nur 2 Pfund Zwieback und 1/2 Pfund Speck Ration hatte, während 14 Tage eines mühesamen Marsches nichts Eßbares als die Blattknospe (Palmito) dieser Palme. *)

IV. Hauptreich: Imperium Florae mexicanae extratropicae. Die Flora des meistens gebirgigen Landes, zwischen 38° und 23° nördlicher Breite, westlich von den Alpen von Santa Fé und von dem Rio Bravo del Norte, dessen Quellen etwa an die Nordgrenze dieses Gebiets fallen. Dieses Gebiet ist bis jetzt sehr wenig bekannt, scheint aber, nach den bis jetzt vorliegenden Materialien durch sehr ei-

*) Man baut vorzugsweise die Sorten, welche Cana-Creole, Otaheite und Riband (Band-Rohr, und zwar grün und rothes und grün und gelbes) genannt werden. Die brasilianische Sorte, welche seit 1806 eingeführt wurde, erwies sich als ungeeignet für das Klima von Florida.

*) Herrera Histor. gener. Decad. IV. S. 64.

genthümliche Züge charakterisirt zu werden. Füglich dürfte man in demselben wohl zwey oder drey Provinzen unterscheiden: Neucalifornien zwischen dem 38. und 30°, Altcalifornien, die Halb-Insel und Neumexiko westlich von dem großen Gebirgszuge.

In diesem ganzen Gebiete ist bis jetzt keine Palme (eben so wenig als ein baumartiges Farnkraut) beobachtet worden, es kommt also bey unserer Darstellung nicht in Betracht.

(Fortsetzung in den nächsten Blättern.)

Beytrag zur Kenntniß der Corallineen und Zoophyten der Südsee, nebst Abbildungen der neuern Arten von C. F. F. Krauß, Dr. phil. Stuttg. 1837. 38 S. in 4 mit 1 Tafel.

Wir machen die Naturforscher auf dieses Schriftchen aufmerksam, weniger wegen des in demselben bereits Geleisteten, als vielmehr wegen der Erwartungen, zu welchen der Verf. dieses Beytrags für die Zukunft berechtigt. Die reichen naturhistorischen Sendungen, welche der in der Kapstadt ansäßige Baron von Ludwig mit ungemeiner Freygebigkeit den Sammlungen von Stuttgart und Tübingen übermachte, haben nämlich in dem Verf. den Entschluß zur Reise gebracht, die Zwischenzeit zwischen der Beendigung der akademischen Studien und dem an eine feste Stelle bindenden Berufsleben, zu einer wissenschaftlichen Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu benutzen. Der Enthusiasmus, mit welchem der junge Mann sich diesem Plane hingiebt, das Vertrauen, welches ihm die Würtemberger Naturforscher schenken, berechtigt zu der Hoffnung, daß seine Reise von erheblichem Erfolge seyn werde.

Um das Vertrauen seiner Freunde auf seine künftigen Leistungen schon im Voraus zu rechtfertigen, glaubte er eine kleine wissenschaftliche Arbeit liefern zu müssen, und wählte sich hiezu die Algen und Zoophyten, welche Baron von Ludwig von der St. Blaise- oder Mossel-Bay an der Südspitze Afrikas und von Neuholland eingeschickt hatte. Mit Uebergehung der größeren Madreporen und Gorgonien wandte er sich den kleineren Familien der Corallineen, Sertularien, Cellarien und Flustren zu, von welchen er im Ganzen 22 Arten beschreibt, unter denen Amathia biseriata, Acamarchis tridentata und Flustra marginata neu sind. Diese 3 Arten sind auch recht gut abgebildet.

Anleitung zum Studium der Botanik oder Grundriß dieser Wissenschaft, enthaltend: die Organographie, Physiologie, Methodologie, die Pflanzengeographie, eine Uebersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik. Von Alph. De Candolle, Prof. der Akademie zu Genf. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Alexander v. Bunge. Erster Theil. Mit 8 Tafeln. Leipz. bey Karl Franz Köhler. 1838. 8. XVI. u. 386 S.

Wir machen mit dem vorliegenden Werke eine Ausnahme von der Regel, welche die Anzeige von Kompendien aus der Sphäre dieser Blätter ausschließt, weil es selbst in Beziehung auf den Reichthum des Stoffes und die Originalität in Verarbeitung desselben eine sehr vortheilhafte Ausnahme unter den vielen Lehrbüchern macht, welche die neueste Zeit darbietet. Der Herr Verfasser, würdiger Sohn des berühmten Genfer Botanikers gleichen Namens und seit mehreren Jahren thätiger Mitarbeiter an dessen ausgedehnten wissenschaftlichen Unternehmungen, stellt uns hier in Kürze ein Skelett des Kursus über Botanik im ganzen Umfange des Wortes dar, welchen der Vater in der Organographie und Physiologie végétale begonnen und in einer Reihe monographischer Werke über die einzelnen Spalten der Wissenschaft allmälig durchzuführen versprochen hat. Es verhält sich in dieser Beziehung das vorliegende Handbuch zu der ausführlichen Bearbeitung desselben Gegenstandes, welche wir von De Candolle dem Vater zu erwarten haben, wie des Letzteren Prodromus Systematis vegetabilium zu dem früher begonnenen Systema naturale regni vegetabilis; wir erhalten in demselben die Grundzüge der Ansicht von den Lebensverhältnissen der Pflanze, wie der scharfsinnige Forscher sich dieselbe während seiner langen glorreichen wissenschaftlichen Laufbahn entwickelt hat. Die Uebersetzung, aus der Feder des durch seine Reisen im Altaigebirge und in China und durch die Publikation der wissenschaftlichen Resultate dieser Expeditionen ebenfalls rühmlichst bekannten Hrn. Staatsrathes v. Bunge in Dorpat, ist dem französischen Texte treu und richtig entsprechend. Auch die äussere Ausstattung des Buches verdient alles Lob, nur Schade, daß ein größeres Druckfehler-Verzeichniß durch die Abwesenheit des Uebersetzers vom Druckorte nöthig wurde, als man es in Leipzig erwarten sollte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenhauses, kritisch untersucht und dargestellt von Karl Pfaff, Dr. der Philosophie, Conrector am Pädagogium zu Eßlingen u. s. w. Mit sieben Beylagen, drey Stammtafeln, und einer histor. geographischen Karte. Stuttgart in Commission der Metzlerischen Buchhandlung 1836.

Hr. K. Pfaff hat schon vor geraumer Zeit (1819) eine schätzbare Geschichte von Wirtemberg (so schrieb er damals) jetzt schreibt er Wirtenberg, wofür auch in der That die Urkunden, und nicht Würtemberg, sprechen), geliefert, und er ist im Begriffe, jenen ersten Versuch vollständiger auszuarbeiten. Einzelne Parthien hievon treten, als zweckmäßige Einleitung, vorläufig ans Licht. So gewähren: „die Quellen der ältern wirtembergischen Geschichte, Stuttgart 1831“ von dem unermüdlichen Streben desselben Verf. neuerdings ein rühmliches Zeugniß, und es wird zur Ermunterung anderer Forscher von Beruf dienen, wenn sie am Schluße des Vorworts zur Eingangs bezeichneten Druckschrift lesen „daß die Herausgabe derselben durch einen ansehnlichen Beytrag aus der Privatkasse Sr. Majestät des Königs, wie aus der Staatskasse unterstützt worden ist.“ — Der Zweck dieser Abhandlung ist, nicht nur die Ergebnisse früherer Forschungen zusammen zu stellen, sondern auch eine neue auf sie, „und auf nicht wenige frisch aufgefundene Belege gestützte, zuerst und hauptsächlich auf urkundliche Beweise sich gründende Untersuchung über den Ursprung des wirtenbergischen Fürstenhauses anzustellen.“ — „Ich kann, sagt der Verf., ohne Anmassung behaupten, daß diese Untersuchung noch nie so vollständig und erschöpfend unternommen wurde.“ Bey dem Bestreben unserer Genealogen, den regierenden Fürstenhäusern eine recht glänzende und alte Herkunft zu verschaffen wird gewöhnlich auf einer der drey Hypothesen fortgebaut, daß nämlich ein italienischer, oder ein fränkischer, oder ein alemannischer Urahn im Hintergrund steht. So auch in Wirtenberg, und Hr. Pf. stellt diese drey Hypothesen und ihre Literatur kritisch neben einander. Man versuche es einmal, sein Augenmerk auf eine vierte Hypothese, auf die Stammhäupter der Ureinwohner zu richten, von welchen sich doch auch, wie uns die römischen Geschichtschreiber, und die gleichzeitigen Denkmäler in den Alpen (Tauern!), in der Schweitz, zu beyden Seiten des Rheins u. s. w. gar Manches deuten lassen, das eine oder andere Geschlecht auf dem angestammten Boden, und in den angeerbten Herzen seines Volkes während der Römerherrschaft und der Völkerwanderung, erhalten, und sodann wieder aufgetaucht haben mag. Wie wäre sonst im VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bey jenen großartigen Fundationen des Christenthums und der Cultur in Gallien, in Teutschland, in den östlichen Marken — bereits wieder eine solche Masse von innerer Trieb- und Schnellkraft, ein Inbegriff von sich instinkt- und rechtmäßig ineinander fügenden Elementen (ächter Organismus!) vorhanden gewesen? Freylich müßte man sich zuvor der pedantischen Ansicht entschlagen, insbesondere in Beziehung auf die Landschaften im Vor- und Hochgebirge, daß die Urbewohner periodisch mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und so auch alle Anwartschaften auf ehemalige Hausgebiete und Gefolgschaften rein weggefegt worden wären. Eine fünfte Hypothese, in der Genealogie, slavische Stamm-

häupter auch in Teutschland einführend, in männlicher und weiblicher Erbfolge, hat bereits Wurzel gefaßt, und wird z. B. in den Meklenburgischen Häusern die slavische Abkunft, und sofort in unsern Tagen die Fortpflanzung auf die gallische Dynastie der Bourbonen kaum mehr bestritten werden wollen. Hinwieder hatte sich alemannisch- und altfränkisches Geblüt durch die Habsburg-Lothringer unbestritten in und über die Völkerschaften Noricums und Pannoniens ergossen.

Doch, wir kehren zum wirtenbergischen Hochland zurück. „Auf dem Bussenberge in Oberschwaben, welcher durch seine Lage, da, wo er weithin im umliegenden Lande erblickt wird, sich zu einem Herrschersitze so trefflich eignete," so fährt Hr. Pf. fort — „finden wir schon zu Anfang des VIII. Jahrhunderts eine Familie angesessen, welche ohne Zweifel einem der altalemannischen Fürstengeschlechter entsprossen, durch Macht und Ansehen, wie durch den Umfang ihrer vom Schwarzwald bis zur Donau und zum Bodensee sich erstreckenden Besitzungen sich auszeichnete. Gleich das erste uns bekannte Mitglied derselben finden wir im Besitz der höchsten Würden in Alemannien. Es ist Bertold, 724 Herzog in Alemannien, von welchem das ganze Geschlecht gewöhnlich das Bertold'sche genannt wird." Birchtilo, Adelhard, Bertold — Söhne und Enkel; — die Bertoldbara, der bekannte, die Gewässer scheidende Gau; — Bertoldszell; der in der bayerischen Geschichte lebende, vom Bussen herabgestiegene, Gerold, der Bruder Hildegards, der Gemahlin des K. Karl des Grossen, dann Statthalter in Bojoarien und 799 gegen die Avaren gefallen.

Sonderbar, daß uns auch am Inn und Lech, an der Amber und Isar hinein und hinauf, je früher desto mehr, im Stamme der Huosier, Andechs und Scheyrer Bertolde und Chadalochs begegnen. Das von den Dynasten von Beutelsbach gestiftete Kl. Hirschau sendete in das von den Scheyrern in ihrer ältern Heimath gegründete Kloster Vischbachau bey Bayrisch-Zell die ersten Bewohner.

Als Resultat seiner Forschungen spricht Hr. Pf. aus, „daß die Grafen von Wirtenberg-Grüningen, und die Grafen von Nellenburg-Veringen eines Stammes und also die erstern ebensowohl als die letzteren Nachkommen des Herzogs Bertold von Alemannien, und daß ihr Stammsitz, wie ihre ursprünglichen Besitzungen, an der Donau und in Oberschwaben zu suchen sind." Hiebey ist aber nicht zu übersehen, und wir rechnen das zum besondern Verdienste des Hrn. Verf. an, daß er, dem Prof. Haug zu Tübingen (1831) nachgehend, dem Codex vom Kl. Hirschau vorzügliche Geltung verschafft, und mittels desselben den i. J. 1105 erwählten Abt Bruno, einen Dynasten von Beutelsbach und seine Vergabungen an Luitgart, seine Schwester, und sofort an ihren Sohn Conrad, Dynasten von Wirtenberg, herausgestellt. Hier wird der Knoten geschürzt und gelöst. Bisher hatte Abt Bruno selbst für einen Grafen von Wirtenberg, und Luitgart für eine Scheyerin ꝛc. gegolten, ein Autor hatte das dem andern nachgeschrieben, ohne jenen Codex selbst einzusehen und zu erörtern, wie es denn hie und da so zu geschehen pflegt. Wo wurzelt aber das Geschlecht der Beutelsbach (deButelspach, Büttel, Botle, Bude, Buda, land- und hauswirthschaftliche Ansiedlung)? Werfen wir einen Blick auf die dieser Abhandlung beygefügte historisch-geographische Karte, worin fünf Massen von Stammgütern durch fünf Farbenkategorien ausgeschieden und anschaulich gemacht sind; ein Hülfsmittel, das, wiewohl etwas kostspielig, doch bey keiner Untersuchung der Art über dynastische Abstammung und Ausbreitung vermißt werden soll: — so finden wir am untern Neckar, zwischen Enz und dem Kocher, der Lauter und Mur und Salzach, den Remsgau ausgebreitet, in der Umgebung uralte Spuren von Salzlagern, und im Vergleich mit den südlichern rauhen Hochländern der Bertoldsbara, von Urach und Landau im Ertgau, ein viel wirthbareres Hausgebiet, wie denn hier der Name Hausen auch mannigfaltig anspricht. Die Dynasten von Beutelsbach waren zugleich die Grafen dieses Gau's, und so möchte es leicht zu erklären seyn, daß sich die Nachkommen der Bertolde und Gunzo's, (später Conrade,) als Erben von Beutelsbach in dessen Nähe eine wirthlichere Heimath wählten. (M. s. unsere Andeutungen hierüber in der Geschichte der teutschen Salzwerke, und in der Vorgeschichte Oberschwabens zur Legende vom hl. Mangold.) Gewiß ist der Geschlechtsname Wirten-

berg, erst, wie der von Scheyern, Habsburg ꝛc. ein Localname, im XI. Jahrhundert aufgekommen. Ob aber, wie Hr. Pf. annimmt, die gleichnamige, neue Stammburg eben von Lutgarts galantem Gemahl, seiner ehelichen Wirthin zu Ehren so genannt worden, lassen wir dahin gestellt seyn. Der Bau ist im Jahre 1083 vollendet worden. Andere Ableitungen werden hier auch zum Besten gegeben; darunter die von den Virtungen, einem alemannischen Volksstamme, sich wohl hören liesse. Könnte denn nicht sogar eine Dea Virtus, wovon uns Hofrath Steiner in der Schweitz ein Denkmal nachweiset, hier auf dem Wirtenberg gestanden haben? Das Wappen der Grafen von Nellenburg und Veringen waren gleichfalls drey Hirschgeweihe, wie das der Grafen von Wirtenberg und Grüningen-Landau; und hierauf gründet Hr. Pf. einen seiner Beweise.

v. Koch Sternfeld.

Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügeladjutant Sr. K. Hoheit des Großherzogs. Carlsruhe, Buchdruckerey von Wilhelm Hasper 1836.

Referent weiß nicht, ob dieses Prachtwerk im Buchhandel ist. Er sah es zufällig im Bureau eines würdigen Militär-Chefs (zu München), dem es der Autor als Geschenk zugesendet hatte, und erbat es sich auf einige Tage zur Durchsicht. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihn zuvörderst die wahrhaft fürstliche äußere Ausstattung des Buches angezogen, daß ihn aber rücksichtlich des innern Gehaltes der durch einen Militär aus Quellen bearbeiteten Geschichte einer mittelalterlichen Dynastie und ihrer mannigfaltig ins bürgerliche Leben verwebten Schicksale — einige Bedenklichkeit angewandelt habe. Ref. sah sich jedoch bald auf die angenehmste Weise eines Bessern belehrt. Der Hr. Verf. beurkundet in der Geschichte überhaupt, und in der des teutschen Mittelalters insbesondere, die Periode der Römerherrschaft längs dem Rheine und in Gallien mitbegriffen, neben tüchtigen Vorkenntnissen, eine ausgezeichnete Quellenkunde, und einen eben so sichern als wissenschaftlich auffassenden und ordnenden Ueberblick des Terrains und des Materials, als ob er in Bearbeitung solcher Monographien schon ein Veteran wäre. Der Verf. zeigt sich dem Stoffe, und der ihm gewordenen Aufgabe vollkommen gewachsen, und Se. K. Hoheit der Großherzog haben in beyder Hinsicht glücklich gewählt.

Der Stoff dieses Werkes hat für die Geschichte der Dynastien Teutschlands und seiner Territorien mehrfache Bedeutung; für die Markgrafen, jetzt Großherzoge, von Baden insbesondere. Es wird in den Grafen von Eberstein ein Stammgeschlecht nachgewiesen, das ursprünglich die Markgrafen von Baden an Macht und Alter überbietet, und sich mannigfach in die Häuser von Baden, Sponheim, Sayn, der Welfe, der Zollern, der Pfalzgrafen von Tübingen u. s. w. verzweigte; und das endlich im XVII. Jahrhundert, nach den Gesetzen der ausgebildeten und sich abschließenden Landeshoheit, von den Markgrafen von Baden aufgeerbt wurde.

An und für sich ist es nur „ein ganz kleiner Fleck deutscher Erde, der hier beleuchtet wird“ — sagt der Verf. in der Einleitung, nach mehreren früheren Abtretungen nur noch 4 1/2 Stunden lang, und 2 1/2 Stunden breit, mit 12000 Einwohnern, auf der Alb, zwischen Rhein und Nekar, an der Mur, und Enz, mit Land- und Holzwirthschaft beschäftigt. Aber nicht das bloß arithmetische, das cubische Verhältniß pflegt Ref. wesentlich ins Auge zu fassen, wenn es sich um Land und Leute, um ihr Vaterhaus, und um das Leben und Geschick derselben handelt.

„Die Quellen der vorliegenden Darstellung sind hauptsächlich Original-Urkunden, Regesten und Repertorien auf den Archiven zu Carlsruhe und Stuttgart.“ — Auch wird einer Zimmerschen Chronik rühmlich erwähnt, von welcher „höchst merkwürdigen Handschrift,“ zu mehreren Bänden, nach dem Erlöschen des Zimmer'schen Geschlechts aber nur ein Band in das Fürstenbergische Hauptarchiv zu Donaueschingen gerettet wurde.

Nach der Einleitung wird in fünf Capiteln die zusammenhängende Geschichte der Grafen von Eberstein behandelt. Das sechste Capitel enthält die Denkmale der Grafen von Eberstein: die Burg Alt-Eberstein, das Kloster Herrenalb; die Burg Neu-Eberstein, die Stadt Gernsbach, kleinere Denkmäler. Das mediatisirte Kloster Frauenalb, meynt der Verf., gehöre nicht mehr in dieses Capitel. Im Gegentheil; je mehr solche Stiftungen vom sogenannten Zeitgeiste gelitten haben; desto mehr soll der Geschichtsforscher ihr Andenken zu retten und zu bergen suchen. „Jedes Land, das eine Geschichte hat, — bemerkt der Verf. selbst in der Einleitung, — besitzt Denkmäler als Belege derselben. Diese so oft barbarisch verwahrlosten, im glücklichsten Fall meist nur gedankenlos angestaunten und höchst selten gehörig verstandenen Denkmäler nach ihrer geschichtlichen," — (haus- und volkswirthschaftlichen) „Bedeutung würdigen, heißt sie der Gegenwart sichern, und der Zukunft empfehlen."

In eben diesem sechsten Capitel bespricht der Verf. die römischen und germanischen Befestigungs-Systeme, und meynt, daß man bisher die Lage und Bauart der Thürme, Castelle und Burgen aus diesem Gesichtspuncte nicht gehörig zu würdigen pflegte. Er legt hiebey in der That eine merkwürdige classische Vorbildung, eine das Fach auch geographisch im weiten Bereich überschauende Kunde zu Tage. Alt-Eberstein, in der Nähe von Hohen-Baden, und dieses einst von jenem als Sitze der Gaugrafen vom Ufgau abhängig, wird nämlich als römische Construction nachgewiesen. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir doch anführen, daß diese strategischen und tactischen Gesichtspuncte auch anderwärts, auch von den bayerischen und österreichischen Geschichtsforschern und gründlichern Topographen nicht übersehen worden sind. Zum Belege darf sich hier Ref. wohl auch auf eine Reihe seiner eigenen Druckschriften berufen, worin eine Mehrzahl von Territorien zwischen dem Rhein und der Naab, zwischen Thüringen und den Alpen, eben in der Uebergangsperiode aus der Römerherrschaft in die christlich-germanische Verfassung erörtert sind, und wobey er auch zwey andere historische Parallelen festhielt: die zeitweise Anlage und Bestimmung der Burgen und Vesten zu Schutz und Trutz für Eigenthum; und die der volksthümlichen Anschauung und Gemüthlichkeit entsprechende Widmung christlicher Vorbilder (Heiligen), Hagiographie, an der Stelle des antiken, und von den eingewanderten Völkern herbeygeführten Heidenthums. Was die Thürme, Burgen und Vesten anbelangt, so hat Ref. längst nachgewiesen, daß, als einmal in Teutschland die Römermacht, mit ihren zusammenhängenden Gränzwähren, durchbrochen war, zur Zeit der Völkerwanderung, die Castelle nur noch als Zufluchtsorte, als Horte und Haage der ältern innern Bevölkerung dienten, (m. s. hierüber Eugippius von der Wanderung des h. Severin im Noricum ꝛc.) dabey aber dennoch, mit Hülfe ihrer Telegraphik, Fahnen bey Tag, Fackeln bey Nacht, auch eine Art Wehr- und Sperrsystem befolgten. Und das lange noch im Mittelalter herab. Beyde Parallelen gewähren gar viel Volks- und Ortskunde. Jedem Capitel sind von S. 303 bis 346 Anmerkungen gewidmet, die eben von der Gründlichkeit und Belesenheit des Verf. zeugen.

Das Urkundenbuch S. 348 — 513 enthält 55 sorgfältig gesichtete Documente; mit Angabe ihrer Herkunft. Die lateinischen Urkunden beginnen mit 940, mit der Schenkung von Mörsch (Meriske) im Ufgau, durch K. Otto I. an die Kirche Speyer aus dem Archive des Domstifts Speyer. Verbesserungen und Zusätze machen den Schluß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

Der Verf. hat sich, wie aus dem Buche, wenn auch nicht sogleich aus dem Titel, erhellt, die Aufgabe gesetzt, sämmtliche Zeugnisse der Griechen und Römer, so wie der spätern Scribenten bis bald nach der großen Völkerwanderung, welche Zeugnisse die Wohnsitze und gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Nordvölker theils vor, theils während und nach jener Wanderung betreffen, kritisch und mit den Mitteln, welche der neueste erweiterte Stand der Philologie darbietet, zusammenzustellen, zu prüfen und zu erklären. Da in diesen Völkermassen die Deutschen den mittelsten und Hauptstock bilden, so durfte wohl der gewählte Titel für hinlänglich bezeichnend gehalten werden, wenn er auch in Zweifel läßt, ob von der Gegenwart oder ob von der Vergangenheit die Rede seyn werde.

Die Aufgabe ist eine solche, vor der nur eine frische jugendliche Kraft weniger leicht zurückschrecken mochte. Sie bewegt sich auf einem Gebiete von meist nur fragmentarischen Andeutungen, das eher Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aller Art als historische Nothwendigkeit und Gewißheit zur Reife zu bringen geeignet ist, auf einem Schneegefilde ferner Vergangenheit, auf welchem nur wenige zerstreute Marksteine mit einiger Deutlichkeit hervortreten, und auf dem sich Jeder, der den Muth hat, nicht bloß auf eines andern Schulter es zu durchmessen, seinen eigenen Weg bahnt. Jeder wird dabey seine eigenen Entdeckungen machen; am wenigsten schnell werden sich die desjenigen wieder verwehen, der lieber scheidet, als zusammenfaßt, lieber, sey es auch nur hie und da, auf einigen Grund kommt, als mit eben so trügerischen als nachgiebigen Stoffen in Weite und Höhe baut.

Vielfältig sind, seit Beatus Rhenanus, Wolfg. Lazius u. s. f., die Stellen der Alten, die als Zeugnisse der Art gelten können, zusammengelesen, und bald zu diesem bald zu jenem Zwecke in Reih und Glied gestellt worden. Ohne diese Grundlage konnte irgend eine nordeuropäische Landesgeschichte, mochte sie eine allgemeine oder eine specielle seyn, schon gar nicht unternommen werden. Die größere Schwierigkeit für den Verf. des vorliegenden Werkes lag also wohl nicht im Zusammenbringen der Zeugnisse, sondern darin, sich durch all das Chaos moderner an sie geknüpfter, einander oft geradezu widersprechender Ansichten und Behauptungen, dem eigenen Urtheil unbeschadet, durchzuarbeiten.

Obschon andrerseits auch die Herausgeber der Quellenschriftsteller manches ins Reine gebracht und zurecht gelegt haben, so findet der Verf. doch Grund zur Klage, daß gerade die beyden Hauptschriftsteller für seine Aufgabe, Ptolemäus für's Alterthum, Jornandes für die Periode der neuen Völkerumbildung bisher sich nur sehr dürftiger kritischer Pflege zu rühmen hätten, ja in wilder Unordnung lägen. Er macht die Hülfsmittel namhaft, die ihm in Hinsicht auf den erstern zu Gebote standen, und unter welchen ihm das aus Pariser und andern Handschriften jüngst von Sickler verläufig herausgegebene Capitel Germania besonders willkommen gewesen. Eine früher unbenutzte Wiener Handschrift hatte er selbst Gelegenheit zu vergleichen. Was den Jornandes betrifft, so hat der Verf. aus einer Münchner und zwey Wiener Handschriften, so wie aus den bey Muratori Scr. r. it. tom. I. vorkommenden Lesarten einer Mailänder, wichtige Belehrungen geschöpft.

Wenn dem Verf. zuzutrauen ist, daß er sich

von dem aus Griechen und Römern zu Tage geförderten Apparat nichts Wesentlicheres habe entgehen lassen, wenn er, wie das Buch auf jeder Seite zeigt, auch die spätern lateinischen Quellen des Mittelalters, unter diesen z. B. die Acta Sanctorum und mehrere auf S. 779 angegebene Diplomatarien, fleißig zu Rathe gezogen, so verdient er nicht minderes Lob, daß er, was sich wohl von nun an der Geschichtsforscher immer mehr zur Pflicht machen wird, auch die nicht in griechischer oder lateinischer, sondern in frühern deutschen, slawischen, keltischen Zungen sprechenden Stimmen abgehört und, so weit dermalen die Hülfsmittel reichen, zu deuten und geltend zu machen versucht hat. Es kann kaum fehlen, daß sich durch diese seit kurzem in Anregung gekommene Anwendung neuer Reagentien manche Stoffe, denen bisher weniger anzuhaben war, lösen, andere zu neuen Ergebnissen binden werden. Man wird zugeben, daß der Verf. bey seiner Bemühung in die innere Veranlassung und den Sinn mancher Namen einzudringen (von zu vielen Völkern der Vorzeit ist wenig mehr als der Name erhalten) mit großer Besonnenheit verfahren ist und sich von den überall entgegen kommenden Analogien in der Regel nicht zu weit hat verlocken lassen.

Es ist nicht unsere Absicht, uns hier in eine Kritik dieses Werkes oder einzelner Partien desselben einzulassen. Eine solche würde fordern, daß der Kritiker dem Verf. auf allen seinen Wegen oder doch auf bestimmten mit Bedachtsamkeit entweder vor oder nach gegangen sey. Indem wir diese Arbeit dem Berufenen vorbehalten wissen wollen, glauben wir vorläufig den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen ganz kurz eine Uebersicht geben von dem, was sie in einem Werke, das nicht unter die Alltags-Erscheinungen gehört, und als eine vaterländische wohl vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit verdient, nach Wahl oder Bedürfniß suchen und finden mögen.

Dem Ganzen geht S. 1 — 16 eine Einleitung voran, die einen Ueberblick des Schauplatzes, nämlich des nördlichern Europa und seiner Theile, besonders der Gebirge und Flüsse gewähren, und die Benennungen erläutern soll, unter welchen sie sich in den ältern Zeugnissen aufgeführt finden.

Das Werk selbst ist in zwey Bücher getheilt. Das erste behandelt in 4 Kapiteln die Nordvölker im Alterthum d. h. vor der Zertrümmerung des Römerreiches, das zweyte in 5 Kapiteln theils dieselben, theils neu auftauchende Völker in den Umgestaltungen durch die große Bewegung der Mittelzeit. Der Verf. hat zu dieser Zertheilung seines Stoffes nach zwey Epochen ohne Zweifel hinreichende Gründe gehabt, die ihn über die Unbequemlichkeit hinwegsehen ließen, im zweyten Buche bey mehreren Völkern den Faden gewissermaßen wieder aufs neue anknüpfen zu müssen.

Im ersten Buches erstem Kapitel S. 17 — 69 werden die drey nord- oder vielmehr mitteleuropäischen Kernstämme Kelten, Germanen und Wenden überhaupt, nach ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit in Sprache, Götterglauben, Körpergestalt und Lebensweise eingeführt.

Das zweyte Kapitel, S. 70 — 159, den Germanen gewidmet, ist in fünf Abtheilungen gebracht. Die erste scheidet nach Tacitus das große Volk in seine drey festländischen Hauptzweige: die Herminones, die Istaevones, die Ingaevones und den nach Plinius ermittelten übersecischen vierten, die Hilleviones. Die zweyte Abtheilung handelt insonderheit von den Völkern des Hoch- oder Oberlandes (Herminones), unter welchen A. die Sigambri (Guberni, Marsi, Ubii, Usipii, Tencteri, Tubantes, Ampsivarii, Chamavi), B. die Weststueven, (Chatti, Hermunduri, Chattuarii, Batavi, Caninefates), C. die Cherusci (Angrivarii, Langobardi, Dalgubini, Chaulci, Chasuarii), D. die Marcomanni (Narisci, Quadi, Baemi), E. die Ligii (Buri, Silingae) und F. die Bastarnae vorgeführt werden. Die dritte Abtheilung bespricht die Völker des östlichen Flachlandes (Istaevones), nämlich die Semnones, Varini, Burgundiones und Guttones; die vierte die Völker des Küstenstriches (Ingaevones). A. Frisii, Chauci, B. Cimbri, Teutones, Ambrones, Saxones, Anglii, C. Suardones, Rugii, Turcilingi, Sciri; die fünfte die Völker auf Scandinavia (Hilleviones).

Im dritten Kapitel S. 160 — 264 kommen an die Reihe die Nachbarstämme in West

und Süd. I. Kelten. A. Iberiſche Kelten, italiſche Kelten. (Salassi, Boji, Senones, Lingones, Cenomani, Insubres). Alpen- und Donau-Kelten (Helvetii, Boji, Vindelici, Raeti, Norici, Carni). Illyriſche Kelten (Scordisci). Macedoniſche, thraciſche und aſiatiſche Kelten (Tolistoboji, Trocmi, Tectosagi). B. Belgae (Remi, Bellovaci, Suessones, Ambiani, Vellocasses, Caletes, Nervii, Atrebates etc.). C. Britanni. D. Caledonio-Hiberni. II. Illyrier, Pannonii. III. Thraker, Getae, Daci.

Das vierte Kapitel S. 265 — 302 beſpricht die Nachbarſtämme in Oſt und Süd. I. Wenden. II. Aiſten. III. Finnen. IV. Skythen.

Im zweyten Buche, welches von den neuen Umgeſtaltungen handelt, hat das erſte Kapitel S. 303 — 400 zum Gegenſtande die deutſchen Weſt-Völker: I. Alamanni. II. Franci. A. Niederfranken (Chamavi, Chattuarii). B. Oberfranken (Ampsivarii, chattiſche Franken, Hessi, Bructeri). III. Thuringi, Warni. IV. Baiovarii. V. Saxones (Ostfali, Westfali, Angarii, Nordalbingi). VI. Frisii (Oſtfrieſen, Nordfrieſen).

Zweytes Kapitel S. 401 — 501 die deutſchen Oſtvölker. I. Südöſtliche Gruppe: gothiſche Völker. Gothi, Tervingi, Greutungi, Visigothi, Austrogothi, Gothi minores, Tetraxitae, Thaifali, Gepidae. II. Südweſtliche Reihe: Ligii, Vandali, Vandali Silingi, Suevi, Buri, Victohali, Astingi, Lacringi, Quadi, Burgundiones, Langobardi. III. Nordöſtliche Reihe: Oſtſeevölker. Heruli, Rugi, Sciri, Turcilingi. IV. Nordweſtliche Gruppe: Saxones, Angli, Jutae.

Drittes Kapitel S. 502 — 566. Skandiſche Germanen. Dani, Gauti, Suiones. Nordmanni, däniſche Normannen, norwegiſche, ſchwediſche. Τῶς.

Viertes Kapitel S. 567 — 592: Weſt- und Süd-Nachbarvölker. A. Inſelvölker: 1) in Nordweſt: Scoti, Picti, Attacotti; 2) im Süden der Oſtinſel: Cambri, Domnonii. B. Völker im weſtlichen Rheinland: Olibriones, Leti, Chamavi, Attuarii, Warasci, Scudingi. C. Völker an den Alpen: Raeti, Breuni, Noriei, Sette Communi, Gotscheeer.

Fünftes Kapitel S. 592 — 758: Nachbarſtämme in Oſt und Nord. I. Wenden. A. Oeſtlicher Zweig: bulgariſche, (möſiſche) Slawen. Illyriſche Slawen, Serbi, Chorwati. Alpen-Slawen, Carantani, Creinarii. Sächſiſche Slawen. B. Weſtlicher Zweig: Griechiſche Slawen. Deutſche Slawen: a) an der obern Donau; Moravi, Czechowé, Sorabi, Daleminzi, Siusli, Milcieni, Lusici; b) fränkiſche, thüringiſche Wenden; c) Slawen im Flachlande zwiſchen Elbe und Oder Hevelii, Linones, Smeldingi, Bethenici, Morizani, Warnabi, Liubuzzi, Ucri, Polabi, Wagii, Obodriti, Luctii; d) ſächſiſche Slawen; e) Slawen an der Oder über das Weichſelland: Poloni, Pomorani, Rugiani (Runi, Rani, Verani). II. Aiſten. A. Weſt-Aiſten: Prussi. B. Süd-Aiſten: Jazwingi. C. Oſt-Aiſten: Litwani. D. Nord-Aiſten: Curi, Letti. III. Finnen. Skandiſche Finnen: Skridefinnen, Terfinnen, Kwenen. Oſtfinnen: Estones, Livones. IV. Völker am Pontus. Sarmatae, Borani, Urugundi, Costoboci, Amadoci, Carpi, Alani, Hunni, Bulgari. Avari, Chasari, Pecinaci, Cumani, Ungri.

Dieß iſt das Gerüſte, daß der Verf. vor uns aufgeführt hat. Es zählt der Pfoſten und Balken viele, und keinen, an den nicht achtbarer Fleiß verwendet worden wäre. Den vornehmſten Halt bilden überall eben die Autoritäten des frühern oder ſpätern Alterthums, die meiſt in ihrem ganzen Wortlaute eingefügt ſind. Man wird nicht umhin können, die Geſchicklichkeit anzuerkennen, mit welcher der Verf. in angemeſſener conciſer Sprache die verſchiedenen Theile mit einander in natürliche Verbindung zu bringen bemüht iſt.

Um ein Muſter von ſeiner Methode zu geben, wählen wir unter den verſchiedenen Völkern, deren Her- und früheſtes Vorkommen beſprochen wird, das uns zunächſt liegende, die Baiovarii aus.

Dieſer Name, als ein neuerer, kommt natürlich erſt im zweyten Buche vor; wir müſſen daher aus dem erſten Einiges, worauf ſich in jenem bezogen wird, voranſtellen. Auf S. 114 unter der Rubrik Marcomanni heißt es: Innerhalb des äußern Höhenzuges im Rhein- und Elb-Oberlande hatten einſt keltiſche Völker gewohnt. Als Cäſar

an den Rhein kam, hörte er von einem ungeheuern über 120 geographische Meilen ausgedehnten menschenleeren Grenzlande der Germanen auf dieser Seite (B. Gall. 4. 3.). Er kennt keine Helvetii und Boji mehr im Norden der Donau (I. 1. 2.).

(Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenhauses, ꝛc.

(Schluß.)

Zum schnellern Verständniß der Leser und Forscher mag hier noch der Anfang der Einleitung dienen:

„Zwei Geschlechter des hohen Adels in Deutschland führten den Namen von Eberstein. Das eine im Norden (Hannover, Braunschweig, u. s. w.) begütert, verbreitete sich von seiner Stammburg an der Weser nach dem Voigtlande, Dänemark und Pommern, wo es den Namen von Neugard jenem von Eberstein beyfügte. Das andere Grafengeschlecht von Eberstein, süddeutschen Stammes, war am rechten Rheinufer auf der alten fränkisch-alemanischen Gränze zu Hause. Beide Geschlechter, durch die Beinamen des sächsischen und des schwäbischen unterschieden, kommen beinahe gleichzeitig im zwölften Jahrhundert in der Geschichte zum Vorschein, und erlöschen beide um die Mitte des siebenzehnten (1605 und 1660). Verwandt waren sie nicht mit einander. Das Wappen der sächsischen Grafen, ein silberner goldgekrönter Löwe im blauen Felde, wurde nach dem Erlöschen der verschiedenen Linien mit den Wappen der Häuser Braunschweig und Reuß, so wie mit jenem der dänischen Familie Rosenkranz vereinigt; das Wappen der schwäbischen, eine fünfblätterige, rothe, blaubesaumte Rose im silbernen Felde, mit dem Wappen der Markgrafen von Baden."

(Später kam ein Eber hinzu: aber Ref. hält das nur wieder für ein heraldisches Mißverständniß; indem dem Namen Eberstein der von Eberhard, etwa einem Urahn, zum Grunde liegen möchte; zwischen 1100 und 1300 wiederholt sich dieser Familienname fünfmal.)

„Leyßer, und in neuester Zeit von Spilker bearbeiteten die Geschichte des sächsischen Geschlechtes; jene des schwäbischen ist der Gegenstand des vorliegenden Buches."

„Es gab auch ein Rittergeschlecht gleiches Namens in Franken. Sein Wappen, das auf den Grabmälern in Würzburg gefunden wird, zeigt drei silberne Lilien im blauen Felde. Es erscheint niemals in der geringsten Beziehung zu den schwäbischen Grafen. Ob die im nördlichen Deutschland noch jetzt lebenden Familien dieses Namens von den eben genannten Edelleuten, oder von den sächsischen Grafen ihren Ursprung ableiten u. s. w."

Das Buch ist, wie gesagt, fürstlich ausgestattet, auf schneeweißem Velin mit gefälliger Schrift, in Großoctav gedruckt; auf Seiten und Rücken des Einbandes eigens dazu gestochene und kolorirte Zierrathen und Titel; das innere Titelblatt ziert eine Vignette mit zwey Wappenschilden; die beygefügten herrlichen Stahlstiche zeigen 1) den Eingang in die Burg Neu-Eberstein; 2) die Burg Alt-Eberstein, südliche Ansicht; 3) die Burg Neu-Eberstein, wohlerhalten, wie es scheint, südwestliche Ansicht; 4) (lithographirt) Grafen Bernhard III. von Eberstein und seine Gemahlin Kunigunde von Sonnenberg; 5) Grafen Philipp II. von Eberstein, und seine Gemahlin Katharina von Stollberg; 6) den (mit Waffen und Rüstungen ausgeschmückten) Rittersaal auf Neu-Eberstein; ferner sind angefügt: zwey Stammtafeln, eine kolorirte Charte, die Grafschaft Eberstein nach den Abtretungen im Jahre 1283 darstellend; der Grundriß von der Burg Alt-Eberstein mit specieller technischer Erklärung; ebenso der Grundriß von der Burg Neu-Eberstein; die Abbildung von 13 Siegeln der Grafen von Eberstein, endlich ein Blatt 1 Fuß hoch und 2 Fuß breit; das Panorama des Murgthales von dem Schloß Eberstein gesehen.

Unstreitig hat jetzt die Typographie der Engländer, selbst bey geringhaltigen Artikeln, wie sich Ref. jüngsthin von einem solchen, Reisen durch das südliche Teutschland ꝛc. überzeugte, den Vorrang; das vorliegende Werk aus der Hasper'schen Officin zu Carlsruhe, steht den englischen Druckwerken ehrenvoll zur Seite. In Teutschland glückt es nicht vielen Autoren, ihre Geisteskinder in so köstliches Gewand gehüllt zu sehen; eine so glänzende Pathenschaft gewährte freylich in gar mancher Beziehung Ersatz und Ermunterung. Jedenfalls kann der Hr. Hauptmann Krieg von Hochfelden auf dieses sein Buch mit dem Bewußtseyn blicken, daß es solchen Schmuckes werth sey.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die Marcomanni sind die in dieser großen Grenz-Marke kämpfenden Germanen, zur Fernhaltung der fremden Völker aufgestellt. Marcomanni nennt zuerst Cäsar unter den Völkern Ariovist's. Ihre Sitze scheinen am mittlern und obern Mayn gewesen zu seyn (Flor. 4. 12). Aus diesen Sitzen führte sie nicht lange darauf Marbod ostwärts in das rings vom Gebirge umschlossene, mehr geeignete Land, die Seinigen zu schützen, um sie hier bald zu einer bedeutenden Macht in Germanien hervorzuheben, das Land, aus welchem sie die Bojen schon früher vertrieben hatten. (Tac. G. 28. 42. Vellej. 2. 108. 109. Strabo 7. p. 290. wo *Βοϊαιμον* statt *Βοϋϊαιζιον* und *Βοϋϊασμον* als die richtige Lesart angenommen, Ptolemaeus cap. Germ. wo *Βαινοχαιμαι* als aus *Βοιοψ χαιμαι* entstellt erklärt wird). Narisci (*Οὐαριστοί* Ptolem. *Ναρισταί* Dio Cass.) scheinen ein in den alten Sitzen zurückgebliebener Theil der Markomannen, welcher erst unter seinem Namen auftrat, nachdem der Haupttheil über den Wald gezogen war. Quadi (vermuthlich in dem verdorbenen *Ιυάλδουοι* des Strabo zuerst erwähnt) sind die Ostnachbarn der Markomannen und wahrscheinlich von diesen ausgegangene Haufen, welche die Eroberungszüge gegen die Kelten nach Osten fortgesetzt haben. Baemi, *Βαῖμοι*, nur von Ptolemäus, nach den Quaden, genannt, Ostnachbarn der letztern jenseits des westlichen karpathischen Waldzuges, scheinen, nach dem Sturze des Marbod und des Catualda, aus Bojoheim dahin verpflanzt und ihr Name aus *Βαιοχαῖμοι* zusammengezogen, oder aus dieses Wortes ersten Hälfte abgeleitet *Βαῖμοι*.

S. 232 unter dem Artikel Raeti wird angegeben wie die ersten römischen Nachrichten über das Land von den nördlichen Ausgängen der Alpen zur Donau sehr mangelhaft und irrig gewesen, wie in der Vorstellung, durch Zusammenziehen ins Enge, der See bey den Bojen (der Lacus Pelso, Plattensee) für Einen gehalten worden sey mit dem See bey den Helvetiern (dem Bodensee), und so Bojen am erstern zusammengeworfen mit Vindelikern am letztern. S. 245. Im Nordabhange der Alpen bis zur Donau vom Bodensee ostwärts finde sich keine Spur von Bojen; der Ort Bojodurum, wegen seines Namens noch so wenig Stadt der Bojen, wie Eburodunum der Eburonen. So weit die Geschichte dieser Gegenden reicht, haben Noriker und Vindeliker dort gewohnt. S. 247. Die aus Beheim vertriebenen Bojen zogen über die Donau, drangen gegen Noreja vor und erkämpften sich Sitze neben den Norikern. Mit diesen finden sie sich verbündet zur Zeit, da Boerebistes feindselige Stellung gegen sie genommen. Sie unterlagen dessen Macht. Noch erhielt sich aber ein Theil in seinen Sitzen an der Donau. In der römischen Provinz Oberpannonien stellt Ptolemäus an der westlichen Grenze *Βοιοί* auf. Ihrer geschieht noch Erwähnung in einer römischen Inschrift bey Gruter 490. 2, und in einer alten Demonstratio Provinciarum in A. Maii class. auct. e. Vatic. Codd. ed. 3. p. 413. (welche Stelle außer der bekannten Wessobrunner Handschrift auch in der Victorischen der Notitia Dignitatum utriusque imperii vorkommt).

S. 364 des zweyten Buches unter der Rubrik Baiovarii heißt es im Wesentlichen: „Nach dem markomannischen Kriege kennt die Geschichte

die Markomannen und Quaden noch durch zwey Jahrhunderte als Geißel der Nachbargegenden. Dann wird ihr Name seltener, und verliert sich allmählig, was bey dem zusammenfassenden der Markomannen, da nach dem Eindringen deutscher Völker tief ins Römergebiet, von den alten oder andern bestimmten Marken nicht weiter die Rede seyn konnte, aus der Natur der Sache folgt. Es treten dafür andere Gesammtnamen, der der Thüringer, darauf der der Franken in die Lücke. Franken nennt in dem Quellenlande der Elbe eine ohne Zweifel aus einem ältern verlornen Zeugniß (vielleicht des Gothen Markomir) geschöpfte Nachricht des Geographus Ravennas (I. 11: In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est, et ad frontem ejusdem Albis Datia.) Baiovarii ersteht nun als der neue Name von Bojohaim; die Bajovarii sind jene Franken an der Elbe nach einer andern verderbenen Stelle desselben Schriftstellers (4. 37: qui montes (Alpes) dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos (Suavos) et Italiam, inter Ranicos quae modo ab Annariis dominatur [inter Francos quae modo a Baiuvariis denominatur vermuthet der Verf.] et Italiam. Das von Waldhöhen umkränzte Quellenland der Elbe, Bojohaim bey den Deutschen nach seinen frühern Bewohnern, Bojohaemum Vellj., Boihemum Tacit., *Βοΐαιμον* Strabo, wozu der ptolem. Name *Βαιοχαῖμαι* (*Βαιοχαῖμαι*) zu stellen ist, heißt abgekürzt Baias d. i. Baia bey demselben Geographen (4. 18: est patria quae dicitur Albis . . . ungani [aus 1, 11 zu ergänzen Albis quae antiquitus dicebatur Maurungani] montuosa per longum, quae ad orientem multum extenditur, cujus aliqua pars Baias dicitur). Die Baiovarii, Paigira, Bayern sind die aus dem Lande Baia.

Mit seinem Namen ändert das Volk auch seine Sitze. Aber nirgends findet sich ein alter, echter Zeuge, der aus der ersten Zeit des neuen Namens, von dem Auszuge des Volkes aus Beheim und den begleitenden Ereignissen umständlichere Nachricht gäbe. Wo der neubenannten Baiowaren die ersten Male beyläufige Erwähnung geschieht, sind sie auch schon im Besitze ihres neuen Landes an der Ostseite der Schwaben. Um das Jahr 508, in welches man gewöhnlich diese Uebersiedelung versetzt, scheine allerdings das jetzige Land Bayern, da die gothischen Provinzen Noricum u. Rhaetia schwerlich über das Gebirge hinaus gereicht haben, von den frühern Bewohnern verlassen und geeignet neue aufzunehmen, deren zuerst genanntes Oberhaupt Garibald als Vasall des Frankenkönigs erscheint.

Aber nicht die ganze Masse der Bayern ist über die Donau gezogen; noch ist auf der nördlichen altheimatlichen Seite, wo ihre Ausdehnung später bekannt wird, als im südlichen Lande, ein nicht unbeträchtlicher Theil zurückgeblieben. Nicht bloß ist der schmale und waldige Südabhang des böhmischen Südgebirges zur Donau bis gegen ihre östliche Grenze von ihnen nicht aufgegeben, sie haben auch in weiterm Raume längs der nordwestlichen Fortsetzung des böhmischen Waldes, der sie von den Czechen scheidet, zwischen diesen im Osten und den Schwaben und Franken im Westen, in einer Spitze bis an das Fichtelgebirge reichend, das Land am Regen, der Nab und der Altmühl behauptet, das, im Gegensatz zum bayerischen Lande im Süden der Donau, der Nordgau heißt. Dieser Strich, einst der Sitz der Nariskn, die seit dem markomannischen Kriege nicht mehr genannt sind, heißt beym Geographen von Ravenna Thüringerland, woraus wahrscheinlich ist, daß seine alten Bewohner, seit der Name Thüringen bis zur Donau reicht, sich mit ihren Nachbarn, den Markomannen zu Einem Volke verbunden haben. Bayern werden aus diesen Gegenden nicht vor dem achten Jahrhundert genannt. Paulus Diaconus (H. Langob. 3. 30), der die Provincia Noricorum, quam Baioariorum populus inhabitabat, Danubii fluenta zur Nordgrenze haben läßt (übrigens gerade durch des Verf. Bemerkung, daß man eine Zeitlang die Benennung Noricum und Norici nur mißbräuchlich auch von Land und Volk im Norden der Donau gebraucht habe, gerechtfertigt scheint), werde durch Carl den Großen widerlegt, der den Nordgau partem Baioariae nenne; und wenn auch dieser Theil, von Ostfranken aus, als Markgrafschaft von einem ostfränkischen Grafen verwaltet wird, so bleiben doch seine Bewohner bayerisches Volk mit bayerischen Gesetzen. Die Grenzen zwischen bayerischem Volk in dieser Gegend und fränkischem

findet der Verf. noch in der Mundart abgesteckt. Die Erlanger, Ansbacher, Bayreuther, Hofer sind Franken, die Wunsiedler, die Nürnberger sind Bayern.

Zum Schluße dieser Untersuchung, die auf überall beygebrachten Originalzeugnissen fortschreitet, stellt der Verf. seine Meynung vom Herkommen der Bayern mit den bisher angenommenen kurz zusammen. Nach allen, wie denn auch nach der seinigen, wird auf Boji zurückgegangen; nach dieser aber nicht auf Boji, die, was der Verf. durchaus in Abrede stellt, je im Lande der Raeti und Vindelici in dem Uferstriche der Norici, wo später die Baiovarii auftreten, gewohnt hätten, sondern auf die historischen Boji an der obern Elbe, und auf diese nur in so ferne, als nach ihnen ihre deutschen Verdränger dieses Elbe-Land Boiohaemum, Beheim, Böhmen, und sich selbst, wohl schon ehe sie über die Donau gingen, Baiovarii genannt haben.

Daß diese Baiowaren, wie die Alemannen, Franken, Thüringer, Langobarden, in deren Reihe aus der ältern Zeit von den östlichen Völkern die Quaden, Markomannen, Hermunduren stehen, ein oberdeutsches Volk, zeigen sie durch Eigennamen und ihre Sprache, wogegen sich alle die Völker, aus deren Zusammenfluß, nach einer neuern Ansicht, die Bayern sich gebildet haben sollen, die Herulen, Rugen, Turkilingen, Skiren und Gepiden, schon als ehemalige Anwohner der Ostsee, sicher aber durch die aufbehaltenen schwachformigen Mannsnamen auf a. (Σουαρτούας τις Ἐρούλος Proc. b. goth. c. 15. Fava Rugenkönig Eugipp. c. 8. Edica ein vornehmer Skire Jorn. c. 54. Οὐίλας Γήπαις γένος Proc. b. goth. 31. Fastida Gepidenkönig Jorn. c. 17.) als nicht oberdeutsche Völker zu erkennen geben.

Man sieht aus diesem Beyspiel, mit welcher Umsicht und Selbständigkeit der Verf. in seinen Untersuchungen verfährt. Auch von der Art, wie grammatische Momente in den Bereich derselben gezogen und benutzt werden, giebt es einigen Begriff. Wir wollen, um das Werk auch von dieser eben so eigenthümlichen philologischen Seite zu zeigen, noch ein paar andere Aussprüche und Vermuthungen des Verf., wie sie sich uns eben darbieten, zum Schlusse beyfügen.

Mit Recht wird auf die Personnamen ein besonderes Augenmerk gerichtet, mit so größerem, als man auch griechischen und römischen Schreibenden zutrauen zu dürfen glaubt, daß sie die charakteristischen Verschiedenheiten in gewissen Formen derselben treu aufgefaßt und wiedergegeben haben. Bekanntlich ist eine Grundeigenheit aller germanischen Dialekte von der ältesten Zeit her, daß sie zwey Hauptarten zu declíniren, wovon die eine von J. Grimm die starke, die andere die schwache genannt wird, anerkennen. Nun scheiden sich nach der schwachen, in welche wohl eine gute Hälfte der Personnamen fällt, diese Dialekte in zwey große Klassen, deren eine die männlichen Namen dieser Form auf a, die andere aber sie auf o ausgehen läßt. Die Endung a zeigen unter denjenigen alten Dialekten, von denen sich Denkmäler erhalten haben, der gothische, der friesische und angelsächsische, — die Endung o aber der altsächsische und der althochdeutsche. Ob sich aus ursprünglicherm a dieses o zu derselben Zeit, wie das nur aus jüngern Quellen darzulegende skandinavische i, entwickelt habe, dahingestellt gelassen, darf man wohl für Eigenheit der untern oder Seevölker das a, der obern oder Binnenvölker das o nehmen.

Auf diesen Grund hin nun werden, wie wir oben gesehen haben, mit den Gothen nicht bloß die Gepiden, die Herulen, Rugen, Turkilingen und Skiren, sondern, in Erwägung der Namen ihrer Könige Rechila, Maldra, Audica, S. 456 auch die Sueven zum niederdeutschen Zweig gezählt, während nicht bloß die Baiowaren, Alemannen, Longobarden, Thüringer ꝛc., sondern auch alle Franken, so wie S. 392 die Altsachsen mit ihren schwachförmigen auf o endenden männlichen Personnamen, dem oberdeutschen zugerechnet werden.

S. 58. Nicht aus der eigenen Sprache, sondern aus der des Nachbarstammes ist die Gesammtbezeichnung, unter welcher (wo wenigstens eine solche statt hat) jedes der Nordvölker in die Geschichte eintritt. Weder der Wende, noch der Germane, noch der Kelte hat ursprünglich eine einheimische, seinen Stamm umfassende, Benennung (selbst das weitverbreitete Suevi ist nicht gleiches Umfangs mit Germani); aber jeder hat Namen für seine Nachbarvölker. Die Stammnamen Aisten, Finnen, Wen-

den ſind von den Germanen gekommen; der Name Germani ſelbſt iſt von den Kelten ausgegangen und durch die Römer in Umlauf gebracht. Der Benennungsgrund laſſe ſich vielleicht darin finden, daß nach Cäſar b. gall. 2, 4. 632 die offenbar keltiſchen Völklein Condrusi, Eburones, Caeraesi, Paemani uno nomine Germani appellabantur. Sie waren Bewohner der Waldgegend am Nordabhange der Arduenna. Die deutſchen Ableitungen aus guerre (werra), wehr (wari), gêr (gaesum) werden S. 59 160 als unſtatthaft nachgewieſen.

S. 72. 22. Tuisco (Tuisto falſche Lesart) aus Tiu-sco erklärt; von (Tiu Deus κατ' ἐξοχήν), wovon der beſtimmtere Ty-n nur eine ſpecielle Perſonification, wie andere.

S. 73. Istaevones, zu Astingi gehörig, wie Vindili zu Vandilii etc. Astingi aber bey beſſer Unterrichteten (wie Jornandes) Asdingi geſchrieben und auf gothiſch azd, deutſch art (genus) führend — alſo generosi, nobiles.

Ingaevones von dem, unter Vermengung mit Ableitungen von ung-r (jung), falſch geſchriebenen Yngvi, einem altnordiſchen Königsprädicat, alſo nur nach anderm Dialekt ebenfalls generosi, nobiles, praestantes.

Herminones, mit prosthetiſchem h nichts anders als das auszeichnende Irmin in Zuſammenſetzungen wie Irmin-diot, Irmin-sul.

Hilleviones (nach Plinius als Geſammtname der Bewohner von Scandinavia, dieſes alter orbis terrarum, angenommen) werden, von hella (petra,) als Felſenbewohner erklärt, den keltiſchen Carni, Cornavii, den albaniſchen Skipetaren entſprechend.

Der Verfaſſer ſchreibt, die Endung mehr verdeutſchend: Iſtäven, Ingäven, Herminen, Hilleven, worüber Einem die alte verſchollene, in Namen von Landſtrichen vorkommende Endung aib, eiba (anthaib, banthaib, wurgonthaib, Wingarteiba, Wetareiba, Wedrevis) beyfallen könnte.

S. 26. 117. 146. 349 wird ein freylich räthſelhaftes prosthetiſches N angenommen, wodurch die ungefügige Nerthus dennoch wieder auf Erthus (auch das isl. jördh führt auf ein älteres erdhu), die Nuithones auf Juthones, Juthae, Ναραζών der Fluß auf Arabo, die Narisci auf Οὐαριστοί, Warisci, Neustria auf Wistria zurückgebracht werden.

Teutones möchte der Verf. für das von den Kelten nach der Etymologie ihrer Wurzel teut umgeſetzte Juthones halten, ſo wie denn der in der Weſſobrunner Handſchrift für „Suapa“ aufbewahrte Name Cyuuarii, der kein anderer ſey als Τευτονοάροι bey Ptolemäus, dem nur in der Ableitung abweichenden Juthungi (die Schwaben ſind Juthungen, urſprünglich Niederdeutſche, die in der Verbindung mit den Alamannen ſchon früh ihre Mundart in den oberdeutſchen Charakter umgeformt haben) gleich ſtehe. Doch wird auch die Zuläſſigkeit einer Ableitung des Namens Teutones unmittelbar von Tiu, ſpäter Ziu (einerſeits Deus, andererſeits divus, gloriosus) nicht in Abrede geſtellt.

Welch ganz andern Urſprungs die ſpätere Benennung deutſch ſey, wie aber ihr Anklang zum alten Namen Teutones ſchon früh dahingewirkt habe, daß beyde vermengt und verwechſelt wurden, wird S. 65 — 64 gezeigt.

In den von deutſcher Zunge gegebenen Namen Suevi, Vindili, Wenden, Srb (Serben) findet der Verf. S. 55 — 58, 607 bloß den allgemeinen Charakter einer unanſäßigen, nomadiſchen Lebensweiſe (swiban, wündalon huerban) ausgedrückt.

S. 229. Vindelici nicht als Vinde-lici, ſondern als gehäufte Ableitung Vind-el-ici zu nehmen, wie Div-it-iacus, Mag-ont-i-acum.

S. 242. ambactus ein keltiſches Wort, mit nichten das gothiſche and-bahts.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber den germanischen Erb-Adel. Beytrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, k. Prof. am ver. Gymnasium zu Erfurt ꝛc. Gotha 1836. S. 132. 8.

Wer dem Tacitus Besonnenheit und Stetigkeit in der Wahl seiner Ausdrücke zutraut, der kann nicht anstehen, nobilis, nobilitas, wo es in der Germania vorkommt, als einen Geburts-Adel bedeutend, zu erklären. Denn nichts anderes bezeichnet Tacitus damit in sehr vielen Stellen seines großen Geschichtswerkes. Man vergleiche nur Ann. I. 53. II. 11. 37. 43. 48. 75. III. 6. 7. 17. 24. 29. 31. 32. V. 1. VI. 29. XI. 12. 21. XII. 6. 10. 53. XIII. 12. 16. 18. 34. XIV. 15. 22. 26. 46. 53. XV. 48. *)

Hat aber Tacitus mit nobilitas eine Auszeichnung gewisser Geschlechter bey den Germanen, ähnlich der in Rom bestehenden, ausgedrückt, so ist aus demselben Grunde anzunehmen, daß er auch das Wort plebs, wo er es von Germanen braucht, im römischen Sinne, zur Bezeichnung der Gesammtheit der gemeinen Freyen brauche. Hr. Th. ist dieser Meynung nicht. Er erklärt S. 75 in der Hauptstelle: de minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes, ita tamen ut ea quoque, quorum penes plebem arbitrium est, apud principes pertractentur. Germ. 11., das Wort plebs so: „das Concilium war eine Versammlung vornehmer Herren, die plebs demnach in diesem Parlamente, den principibus gegenüber, können nur die gewöhnlichen parlamentsfähigen Adeligen, die übrigen, in den verschiedenen Gauen einquartirten Kriegsherren seyn.“ Er fügt S. 77. bey: „Hätten die Gemeinfreyen ein solches Recht gehabt, so würden sie durch Stimmenmehrheit in der Versammlung bald über den Adel die Oberhand gewonnen, und Gesetze, in denen sie als halbe Menschen erscheinen — gewiß verhütet haben.“ (Letzteres bezieht sich auf das niedrig bestimmte Wehrgeld der gemeinen Freyen bey den Franken, Sachsen, ꝛc. in einer viel späteren und sehr verschiedenen Zeit). Stellt man sich unter dem Concilium etwas wie ein Parlament vor, — obgleich die Gestalt höchst unparlamentarisch ist: turbae placuit — fremitu aspernantur — frameas concutiunt; — so mag man wohl Recht haben, den Bauern keinen Zutritt zu gönnen. Anders ist es, wenn man sich das Concilium als eine Lands-

*) Eine dieser Stellen, A. XII. 53, ist von Hrn. Th. unrichtig, als einen römischen Senator betreffend angeführt; sie bezieht sich auf die vermeyntliche Abstammung des Freygelassenen Pallas von Evander. Dieß ist jedoch ein geringer Verstoß in Vergleichung mit einem andern, welcher kürzlich einem Recensenten des preußischen Adelslexicons von Zedlitz-Neukirch begegnet ist. Der beginnt seine Recension so: „Nobilitas . . . . . majorum bona facta, sagt Tacitus (Ann. III. 40)“ und schließt daraus auf die Meynung des Tacitus von der Grundlage des Adels. Die angeführte Stelle heißt aber: Nobilitas ambobus et majorum bona facta, und bedeutet: Beyden (Florus und Sacrovir, Unruhe-Stiftern in Gallien) kam ihre adelige Herkunft und das Andenken der guten Dienste ihrer Vorfahren zu Statten. Tacitus stellt also damit so wenig den allgemeinen Satz auf, Verdienste der Vorfahren seyen die Grundlage des Adels, daß er vielmehr in dem einzelnen Falle Verdienste der Vorfahren nur zur Verstärkung des Ansehens, welches der Adel gab, dienen läßt.

gemeinde denkt. Und warum sollte man nicht? Gab es doch in Deutschland von Alters her und selbst vor Kurzem noch selbständig berathende und beschließende Landsgemeinden, (Land Hadeln,) und giebt es deren jetzt noch in der Schweiz. Nicht zu gedenken der ἀγορά und des forum, wo δῆμος und plebs, in den ältesten Zeiten beyde meist aus Bauern bestehend, das gemeine Wohl beriethen. Warum sollte nicht in dem alten Germanien üblich gewesen seyn, was in dem alten Griechenland und Italien? Hr. Th. meynt S. 74., die Bedeutung des Wortes Concilium stehe entgegen; eine Versammlung des gesammten freyen Volkes würde Concio oder comitium zu nennen gewesen seyn. Allein aus vielen Stellen der Alten, z. B. Liv. XXXIII. 16, XXXV, 31—33, XLII, 38 (wo ausdrücklich, wie bey Cäsar, B. G. VI. 23, multitudo als theilnehmend erwähnt wird,) ist es unzweifelhaft, daß Concilium eine Landsgemeinde bedeute. Doch sucht Hr. Th. durch diese Bemerkung nur die Schwierigkeit hinwegzuräumen, welche das scharfe Wort des Tacitus der Meynung, die er vertritt, entgegenstellt. Nach dieser waren die germanischen Landschaften nichts anderes als militärische Aristokratien; eine adelige Kriegerkaste hatte überall das entschiedene Uebergewicht. Dieß wird aus dem anhaltenden Kriegs-Stande, worin die germanischen Stämme sich befunden, aus den Verfassungen derselben nach der Völkerwanderung, endlich aus der Zusammenstellung einzelner Nachrichten und Angaben gefolgert. Die zwey ersten Sätze sind nicht beweisend; der Kriegsstand der Germanen war nicht anhaltender als z. B. der Römer; und aus dem siebenten Jahrhundert ist auf das erste nicht zu schließen; wie überhaupt aus Späterem das Aeltere zu erklären ungleich mißlicher ist, als jenes aus diesem. Aber auch die einzelnen Nachrichten kann Ref. nicht der hier vorgetragenen Meynung günstig finden, wie aus folgenden Bemerkungen erhellen wird, die sich übrigens darauf nicht einschränken sollen.

S. 8. nimmt Hr. Th. das fidem volentibus Germanis sumtam, Tac. A. XI, 17, als einen Beweis „daß schon vor den Zeiten der Teutoburger Schlacht hie und da ein Werbe- oder Conscriptions-System obwaltete"; wie wenn volentibus Befehl oder Nöthigung bedeutete.

Nach S. 26 soll Cäsar B. G. IV. 1. unter Usipetes Germani „Herren vom Kriegerstande" verstanden haben, die „mit einem Haufen gemeinen Volks" über den Rhein gekommen. Was hier unter der magna multitudo hominum zu verstehen sey, erhellt aus c. 14, reliqua multitudo puerorum mulierumque, nam cum omnibus suis domo excesserant (Germani).

Ebendas. wird gentibus cognationibusque hominum qui una coïerint, B. G. VI. 22, auf „Verbrüderungen und Familien-Verbindungen der Häuptlinge mit ihren vornehmsten Stammgenossen" gedeutet; da es doch nichts anders aussagt, als generatim (B. G. 1, 51), oder Familiae et propinquitates, Germ. 7.

S. 31 legt Hr. Th. die angeführte Stelle Cäsar's in eben berührtem Sinne aus und läßt den Schluß derselben, welcher dieser Auslegung widerstrebt, (ut animi aequitate plebem contineant, quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat,) unberücksichtigt. Wenn man neben dieser Stelle in Betrachtung zieht, daß Cäsar von der Lage der gemeinen Freyen in Gallien zuvor bemerkt hat: plebes paene servorum habetur loco, quae per se nihil audet et nullo adhibetur consilio; von den Germanen aber im Allgemeinen: Germani multum ab hac consuetudine differunt, so wird man wohl schließen dürfen, daß seine Ansicht von dem Stande der Gemeinen bey den Germanen mit der, welche Tacitus gefaßt hat, übereinstimme, ob er gleich darüber sich nicht ausgedrückt hat.

S. 32 wird Germ. 26. pro numero cultorum erklärt: nach Anzahl der darauf haftenden Bauern. Zur Rechtfertigung wird in einer Anmerkung gesagt, die vertheilenden Herren könnten damit nicht gemeynt seyn; diese trieben ja den Ackerbau nicht. Allein Tacitus schreibt das müßige Leben nicht allen zu; nur fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens. c. 15. Uebrigens ist der, nach dem Zeugnisse des Cäsar und des Tacitus, üblich gewesene Wechsel der Ländereyen ein sehr dunkler Punct, welchen aufzuhellen die Annahme, daß Bauern auf dem Lande gefestet gewesen seyen, allerdings sehr geeignet wäre. Hr. Th. hätte ein Gegenstück aus der neueren Völkerkunde

dafür anführen können. Nach Elphinstone's Account of Caubul, B. III. Ch. 1. ist bey mehreren östlichen Stämmen der Afghanen eine wechselnde Vertheilung des Landes, Waish genannt, eingeführt. Zwey Stämme tauschen miteinander, nach Entscheidung des Looses, alle sechs bis zehen Jahre, zuweilen jedes Jahr. Bey einigen Stämmen geht der Wechsel nur zwischen den Unterabtheilungen derselben vor. Er geschieht in guter Ordnung, und das Land ist, der Veränderung der Besitzer ungeachtet, vortrefflich angebaut. Freylich arbeiten gewöhnlich diese Besitzer nicht selbst, sondern führen nur die Aufsicht. Unterthanen, Fakir genannt, bauen für sie das Land. Allein diese sind nicht gleiches Stammes, sondern durch Eroberung dienstbar gewordene Ureinwohner. Bey den Germanen aber ein ähnliches Verhältniß zwischen Herren und Hintersassen anzunehmen, daß jene das erobernde, diese das unterworfene Volk gewesen seyen, steht uns nicht frey; kein Zeugniß aus dem Alterthume spricht dafür. Ohne eine solche ursprüngliche Scheidung aber kommt es wohl nicht zu einer Abtheilung der gesammten Bevölkerung in Grundherren und Grundholden.

S. 48 u. a. O. wird der Segimer, des Segestes Bruder, welcher sich (Tac. Ann. 1. 71) den Römern ergab, mit dem Segimer, welcher nach Vellejus der Vater des Arminius war, für Eine Person erklärt. Als wäre es denkbar, daß Tacitus das übersehen, nicht als Merkwürdigkeit hervorgehoben hätte!

Nach S. 49 war die Ehe zwischen Arminius und Thusnelda nicht standesmäßig, weil — jener diese entführt hatte. Als Beweis wird angeführt: sonst hätten die Cherusker nicht den Neffen des Arminius, sondern seinen Sohn zum König begehrt. Allein zur Zeit dieses Begehrens lebte jener Sohn des Arminius nicht mehr; denn der Neffe war unus reliquus stirpis regiae. Tac. A. XI. 16.

S. 75. ist das „pertractentur" Germ. 11 so erklärt: „erst in der engeren Versammlung der Fürsten erfolgte der Endbeschluß oder die Sanction." Eine mit dem Ausdrucke: quorum penes plebem arbitrium est, ganz unvereinbare Erklärung. Wie heutzutage ein Vorschlag, zu welchem die Zustimmung der Landstände begehrt wird, zuvor durch einen Ausschuß derselben geprüft werden muß, ebenso bedurften Sachen, die an die germanische Landsgemeinde zu bringen waren, einer Vorberathung, und das um so mehr, weil diese Landsgemeinde nicht berathschlagte, sondern nur annahm oder verwarf. Diese Vorberathung liegt in dem Worte pertractentur, das man darum nicht nöthig hat in praetractentur umzusetzen.

S. 80. „Selbst dem Freygelassen von unadeliger Geburt versagte man die Waffen außer der Zeit des Dienstes." Das soll aus Germ. 44 erhellen, wo nur von den unter strenger Herrschaft stehenden Suionen die Rede ist und im Gegensatze zu ihnen das Waffentragen der andern Germanen durch die Worte hervorgehoben wird: nec arma, ut apud caeteros Germanos, in promiscuo. Aber freylich hat Hr. Th. unter Germanen überall nur die „Kriegs-Herren" gesehen.

S. 84 wird Germ. 12. Licet apud concilium accusare quoque et discrimen capitis intendere, so gegeben: „das Parlament constituirte sich zuweilen als Gerichtshof," und dieses Gericht wird auf peinliche Sachen „der adeligen Kriegsherren" beschränkt. Ohne allen Grund nimmt der Verf. an, über Vergehen anderer Freyen hätten die Gaugerichte zu erkennen gehabt. In dem jura per pagos reddere, welches diesen Gerichten zukam, ist eine strafrechtliche Gewalt nicht enthalten.

S. 88 erklärt Hr. Th. das Reges ex nobilitate sumunt so: „ein gewisses Geschlecht, aber kein durch Successionsgesetze bestimmtes Individuum desselben, genoß das Erbrecht der Herrscherwürde." Allerdings ist unter dem sumunt nur die Erwählung eines Geschlechts (nach Aussterben oder Abtreten des vorigen) zu verstehen. Daß aber die Erbfolge unter den Gliedern dieses Geschlechts nicht durch Gesetz oder Herkommen bestimmt gewesen sey, daß man daraus „die für die Staatsverwaltung angemessenste Persönlichkeit gewählt habe," ist nicht anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

(Schluß.)

S. 21. 224. 491. Das keltische tighearn dominus (aus tigh tectum, domus, wie dominus aus domus) in den Namen Gor-Tigernus, Guer-tigernus und dem der Tigurini enthalten. So sey der Tegern-see (tigarin-seo), wie die Isura, der Aenus etc., auch noch der keltischen Zunge den Rhäten zuzuschreiben, was auffallend genug wäre, wenn doch aus Tigurini Zürich geworden ist.

S. 505. Wenn Jornandes mehrmals in seinem Latein die gothische schwache Plural-Endung wie in Merens, Mordens, Remniscans, Tadzans, Suethans gebe, so sey auch die starke, von ihm zu erwarten. Diese findet der Verf. in Vagoth, Gautigoth, in welchen Formen statt des s der aspirirte Zungenlaut th, also oth statt os gesetzt sey, wie umgekehrt für Theudericus, in einer Inschrift bey Muratori 412. 4, Sehudericus vorkomme. Diese gothischen Formen der Völkernamen bey Jornandes beweisen, daß er sie unmittelbar aus den gothischen Quellen, wahrscheinlich aus denselben alten Volksliedern, aus denen er die gothische Wanderungssage mittheilt (worauf auch die mehr poetische als prosaische Form Gautigôs, wie Denigas im angelsächsischen Beovulf, deute) geschöpft hat.

Von Ptolemäus dagegen wird S. 226. 762 vermuthet, daß seine Nachrichten über Deutschland aus keltischer Hand geflossen, oder nach den Angaben eines Kelten niedergeschrieben seyen. Davon zeuge außer der keltischen Umformung der Chabilci, Καούλκοι in Καλούκωνες und die keltische Benennung Μελίσοκος für das deutsche Bacenis.

S. 465 wird der gewöhnlichen Annahme, daß Burgunder einmal auch auf Bornholm gesessen, weil diese Insel früher Burgundar-holmr geheißen, mit Recht entgegengesetzt, daß diese Benennung als Genit. sing. nur auf Einen Namens Burgundr deutet, da sie sonst Burgunda-holmr hätte lauten müssen.

S. 671 giebt der Verf. die Geschichte und Erklärung eines Volksnamens, der sich nach der Hand außer seiner eigenen Heimath so groß gemacht hat, nämlich Preußen. Die Form Porussi wird als unhistorisch verworfen, schon weil Nestor immer Prusi schreibt. Wurzel sey ein slawisches dem lateinischen prop-e, proc-simus, in Laut und Sinn entsprechendes prus, und, wie der Slawe den Finnen, mit dem er am wenigsten gemein hatte, Tschud (czudj, den Fremden), den Deutschen, mit dem er in Lebensweise übereinstimmte, nur Njemetz (den Unverständlichen) nannte, hieß er den Aisten (unter diesem Gesammtnamen faßt das Buch, wie wir oben gesehen, die Altpreußen, Litthauen, Kuren und Letten zusammen) den Nächsten, den Verwandten, nach Lage und Sprache.

Im Laufe seiner Untersuchungen hatte der Verf. nur zu viele Veranlassung den noch trostlosen Zustand mancher seiner Quellen zu beklagen. Hat er auch Einiges geradezu als Mißverständniß abgewiesen, so sind an Mehrerem wohlthätige Conjecturen versucht worden, über deren Haltbarkeit hoffentlich noch später auftauchende Handschriften entscheiden werden.

Für eine wesentliche Zugabe des Buches halten wir das auf S. 763 — 778 gelieferte alphabetische Verzeichniß der darin vorkommenden und besprochenen Namen. Durch dieses wird das Werk auch demjenigen Selbstforscher, der hie und da des Verfassers Ansicht nicht theilen sollte, zu einem willkommenen Handbuch, in welchem er die, jeden Namen betreffenden ältern Zeugnisse von kritischer Hand wörtlich zusammengestellt finden kann. Auch das ganze wichtige Capitel Germania aus Ptolemäus nach Sicklers Herstellung wird man gerne unter den Zusätzen abgedruckt finden.

Der reine, sorgfältige Satz und Druck muß der W. Reichel'schen Buchdruckerey in Augsburg zur Empfehlung gereichen, so wie die Verlagshandlung alles Lob verdient, einmal auch ein Werk solcher Art ans Licht gefördert zu haben.

J. A. Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie. Mainz bey Kupferberg 1834. gr. 8. 21 Bogen.

Specielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie von demselben. Heidelberg bey Mohr. gr. 8. 1837. 35 Bogen.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß sich in unserer Zeit in den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens ein neuer lebendiger Geist erhebt, der in manchen Kreisen schon zu einer ziemlichen Geltung erstarkt ist. Es ist dieß auch keine von jenen mehr untergeordneten Wendungen und sich neu gestaltenden Richtungen, welche von Zeit zu Zeit immer das Leben bewegen und nie lange ausbleiben, aber nicht den Grundcharakter der herrschenden Ansichten verändern und nur die einzelnen Seiten desselben in ihren verschiedenen Beziehungen weiter ausbilden. Dieser sich so deutlich kundgebende Entwicklungsumschwung, welcher sich schon längst in der Tiefe vorbereitet hat, betrifft die innersten und wesentlichsten Seiten des menschlichen Geistes und geht von dem Punct aus, von welchem allein die Menschheit immer auf eine wahrhaft durchgreifende Weise bewegt wurde. War die Hauptrichtung seit langer Zeit eine solche, die vom wahren Centrum sich entfernend, mehr in der Eigenheit und Selbstheit des Lebens und Denkens wirkte, und diesem ihrem Grundcharakter gemäß sich nach allen Seiten hin entwickelte, so sehen wir jetzt, wie der menschliche Geist sich aufs entschiedenste zu dem wahren Grund seines Lebens, zu dem Centralen und Positiven hinwendet. Diese neue Grundrichtung concentrirt sich in dem Streben: Wissenschaft und Leben das positive Christenthum wieder zum Grund zu geben, eine Aufgabe, die von Seite der Philosophie dadurch gelöst würde, wenn diese von dem Standpunct eines unabhängigen und freyen Denkens auf den des Christenthums gelangen würde. Die bisherige Richtung, nur im Rationellen, in bloßen Vernunftbegriffen und abstracten Verstandesbestimmungen das Heil zu suchen, gehört ihrer intensiven Kraft nach einem im Sterben begriffenen Systeme an, wenn auch äußerlich noch so herrschend in der dem alten Principe noch verhafteten Mehrheit. Es geht hier, wie bey jedem Entwicklungsumschwung in der Geschichte des geistigen Lebens. Das neue Leben hat schon lange unter der Decke des alten seinen Bildungsproceß begonnen, und ist im Innern erstarkt, während das alte den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht und den Feind kaum noch recht ins Auge faßt, oder ihn mit Hohn behandelt. Diese neue Grundrichtung ruht auf den Tiefen des Christenthums, weil in ihnen, so fern es richtig erfaßt und verstanden wird, das wahre Leben des Geistes, allein ächter Gehalt und das wirklich Substantielle enthalten ist, und von ihm ausgeht. Eben darum wird auch die wahre Wissenschaft immer zum Christenthum führen, welches auch dadurch seine Wahrheit beurkundet, daß in ihm allein nicht bloß eine Seite des menschlichen Geistes, sondern alle ihre wahrhafte Befriedigung finden, daß Freyheit der Forschung und Untersuchung erst von ihm aus Seyn, Bedeutung und Zweck erhält. Diese Rückkehr zu dem Positiven ist aber keine bloße Rückkehr zu dem alten, bloß äußerlichen Aggregat todtliegender Wahrheiten, die ein unlebendiger Dogma-

tismus in Fesseln geschlagen, sondern es ist eine Erneuerung und Auferstehung des geistigen Lebens, welches den harten und schweren Kampf eines Alles auf die Probe setzenden und nach dem Rechte seiner Geltung fragenden Entwicklungsprocesses mit großem und herrlichem Gewinn durchgemacht und mit dieser innern Erfahrung bereichert den Werth und Gehalt der christlichen Lehren tiefer erkennt, sicherer erfaßt und die Belebung und Regenerirung aller Gebiete des Lebens und Denkens dadurch ausführt. Dem großen Kampf in jener Entfremdung und Entzweyung des menschlichen Geistes sollte auch ein großes Resultat entsprechen. Der deutsche Geist hielt darin aus und überwand ihn. Der ächte Gehalt der christlichen Wahrheit, in den vielfachen Angriffen entwickelt, geläutert, durchlebt und durchdacht, bewährte seine alte, unerschütterliche Gewalt und gedieh zu immer frischerem Leben, wie eine Eiche, die in allen Wettern nur ihre Kraft beweist, und in allen Stürmen nur zur schöneren Entfaltung ihrer inneren Stärke gelangt. Es blieben, wie der große Deutsche sagt, die Felsen fein sicher vor den Töpfen. Aber nichts war wohlthätiger und heilsamer als jene große Prüfung. Ein dogmatischer Scholasticismus hatte nach der Reformation aufs Neue den Geist der christlichen Lehre zur Erstarrung zu bringen gesucht, und durch eine unlebendige Aeußerlichkeit und todte Einheit, deren Folgen auch jene sich dagegen setzenden johanneischen Geister nicht mehr abzuwenden vermochten, ihre innere Lebenskraft zu hemmen begonnen. Zugleich erstarb bey den Schriftgelehrten mehr, als bey dem Volk Sinn und Empfänglichkeit für die göttlichen Lebensquellen, Herz und Verstand verschlossen sich den ewigen Tiefen und da die treibende, nie ruhende Kraft des menschlichen Geistes nicht mehr in und mit dem Centralen wirkte und durch dieses die einzelnen Kräfte beherrschte und zusammenhielt, so suchte sie sich im Peripherischen einen Ausweg. Da erhoben sich die einzelnen Seiten und Richtungen des Geistes in ihrer Isolirung und sie machten sich ihre eigenen Götter.

Es hatte ein neues Heidenthum begonnen. Der Herr war abermals niedergefahren und hatte die Sprache verwirrt. Die morsche, unlebendige Einheit, die das äußere Gerüst ihrer Lehrsätze für die Hauptsache hielt und dadurch den innern Geist derselben und ihr freyes Leben zur Erstarrung zu bringen drohte, wurde zertrümmert. Zwar bewahrte auch jetzt noch eine kleine Schaar das heilige Feuer und die lebendige Kraft des unauflöslichen Lebens, aber die entfesselten Geister der aufgelösten Einheit verfolgten den Weg ihres selbstischen Lebens. Nach dieser Zertrennung und Entzweyung sollten die einzelnen Richtungen des menschlichen Geistes durch den Proceß ihrer isolirten Entwickelung, die aber doch von einem gemeinschaftlichen, sie in successiver Entfaltung gesetzmäßig bewegendem Princip getragen wurde, zu einer lebendigen Einheit zurück gebracht werden, wo jede von der Kraft des wahren christlichen Geistes durchdrungen und dadurch zu etwas ganz anderem gemacht an ihrer rechten Stelle wirken könnte. Bey solchen Vorgängen zeigt sich am klarsten die eigenthümliche Natur der Wirksamkeit Gottes in der Geschichte, indem er, je größer die Schwierigkeiten sind, welche sich durch die freye Entwicklung der einzelnen im Kampfe mit einander begriffenen Richtungen erheben, desto innerlicher, sicherer und fruchtbringender die Mißverhältnisse und Verderbnisse hebt, und jene zu einer allseitigen, auf festen Grundlagen ruhenden Einheit und Ordnung zurückbringt. So wird durch die Zertrennung und Freygebung der einzelnen Richtungen des Geistes gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, womit ihre Isolirung drohte und das innere Zusammenhalten in der größten Entfremdung führt zu einem wahren Leben endlich zurück.

Es ist oft gesagt worden, daß die philosophischen Systeme eines Spinoza, Kant, Fichte das größte Verderben für das positive Christenthum gewesen, daß sie den Menschen das rechte Heil aus den Augen rückten, ihnen durch Spekulationen das Christenthum entzogen, philosophische Begriffe anstatt der allein rettenden Wahrheit gaben, kurz in der ganzen Zeit eine Richtung hervorbrachten, die vom Christenthum gänzlich wegführte. Das Wahre dieser Behauptungen läßt sich auch durchaus nicht abläugnen. Und doch haben diese Philosophieen, wenn man es recht verstehen will, die Menschheit um vieles weiter gebracht. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man einen tieferen Blick auf die großen, weltgeschichtlichen Richtungen der Menschheit werfen will

und nicht die einzelnen Erscheinungen isolirt, sondern im Zusammenhang mit dem Folgenden und in ihrer innern Stellung zu dem Ganzen der Entwicklung betrachtet. Wir wollen hier nur an die größte und auffallendste Erscheinung in dieser Beziehung, an das Heidenthum der alten Welt erinnern. Zeigt sich denn nicht das Heidenthum als das größte Verderben der Menschheit? Und doch beherrscht es einige Jahrtausende dieselbe. In der That, dieß wäre nicht zu begreifen, hätte es nicht doch in seinem Endziel nur zur Verherrlichung des göttlichen Willens gedient, und wäre es nicht der Weg gewesen, durch welchen Gott seine Absichten ausführte, um der Menschheit nach ihrer Entfremdung von ihm gründlich und für immer zu helfen, da eine frühere vollständige Offenbarung nutzlos gewesen wäre, ehe die Bedingungen dazu erfüllt waren. Das jedesmal relativ Höchste und Letzte kann nicht sogleich eintreten, sondern es müssen erst, wenn von Grund aus geholfen werden soll, die vorhergehenden Stufen durchlaufen seyn und das Beste, wenn es sich vorzeitig geltend machen wollte, würde oft am meisten Unheil anrichten. Jede solche in der menschlichen Natur tief begründete Richtung tritt in der Geschichte hervor, wenn ihre Zeit sie ruft. Ganze Völker und Zustände repräsentiren solche einzelne Richtungen und stehen da, als solche realisirte Ideen, damit der Geist sein ganzes Innere, auseinandergelegt und in Objectivität getreten, erkenne und jede einzelne Richtung in ihrer Einseitigkeit überwinde. So bezeichnen die Völker-Individualitäten als colossale Malsteine den Gang der geistigen Entwicklung, Nationen wurden die Opfer für die ganze Menschheit. *) Auch jene Philosophien waren von ihrer Zeit geforderte Durchgangspuncte und Repräsentationen besonderer aus dem Centrum getretener Seiten des menschlichen Geistes in ihrer Isolirung und Selbstheit ausgesprochen, welche, weit entfernt in ihrer letzten Wirkung dem wahren Christenthume zu schaden, zu seiner dauerhafteren Begründung und allseitigeren Erkenntniß viel beytrugen trotz ihres dem positiven Christenthum ganz entgegengesetzten Charakters. Gott weiß jede solche exorbitante Richtung im großen Systeme des Ganzen mit Gewinn zum Guten zurückzulenken und zum rechten Endzweck zu verarbeiten, so daß manche Richtungen in ihren Folgen als ein Glück erscheinen, was sie an und für sich durchaus nicht waren.

*) Jesaias, 43, 3. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den germanischen Erb-Adel. Beytrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, ꝛc.

(Schluß.)

Bey Dio Cassius LXXI. 11. kommt als Anführer einer germanischen Völkerschaft ein zwölfjähriger Knabe, Battarios, vor. Viderich, der Enkel Hermanrich's, war, unter Vormündern, König der Ostgothen. Amm. Marc. XXXI. 3. Aus älteren Zeiten desselben Volkes wird bey Cassiodor, Var. VIII. 9. eines Gensimund gedacht, der einen unmündigen Amaler bey seinem Erbrechte schützte. Solches Erbrechts bey den Langobarden gedenkt Procopius, Goth. III. 33. und IV. 27, bey den Franken Agathias p. 15 Bonn. Dieß ist einer der Hauptzüge, die einen Trieb der Staatskunst, welcher den geringeren Völkern fehlt, an den Germanen entdecken lassen. Montaigne erzählt (Essais I. 30) von Wilden aus Amerika, die er zu Rouen gesehen, wo Carl IX. seinen Hof hielt und sie wohl aufnahm. Nachdem sie Hof und Stadt gesehen hatten, fragte man sie, was ihnen das merkwürdigste gewesen? Ils dirent qu'ils trouvoient fort estrange que tant de grands hommes portants barbe, forts et armés, qui estoient autour du roy, se soubmissent à obeïr à un enfant, et qu'on ne choisissoit plustot quelqu'un d'entre eulx pour commander. Eine Ansicht, die bekanntlich an dem Aeußersten einer, der Wildheit entgegengesetzten, Seite wiederkehrt, nur mit dem Unterschiede, daß man hier meynt nicht der Leibesstärke, sondern der „Intelligenz" die Stelle des Erbrechts einräumen zu müssen.

S. 98 wird angenommen, nichts habe den Herrn verhindern können, seine Leibeignen außer Landes zu verkaufen. Die Sitte hinderte ihn daran; welche Leibeigenen außer Landes verkauft wurden, giebt Tacitus genau an, G. 24, und läßt aus dieser Ausnahme das Entgegengesetzte als die Regel erkennen.

Nach S. 102 wäre das uxor et liberi G. 25 von den Angehörigen des Leibeigenen zu verstehen, weil „Frau und Kinder des Edelmanns sich mit knechtischen Arbeiten nicht befassen mochten.“ Doch, nach G. 15, wo Leibeigene gar nicht vorkommen. Die Abneigung gegen häusliche Dienstleistungen, welche z. B. bey den Römern unzertrennlich von der Freyheit war, (daher die ersten Kaiser zu Kämmerern nur Freygelassene haben konnten,) ist dem germanischen Blute ganz fremd. Jenes uxor et liberi steht im Gegensatze nicht zu den Leistungen des Leibeigenen, sondern zu der vorhergehenden Anführung, daß man zu häuslichen Diensten nicht, wie bey den Römern, Sclaven gebrauche.

S. 107 ist die Stelle des Sidonius Apollinaris II. 1. seu patriam dimittere seu capillos irrig auf den gothischen Adel bezogen. Sie handelt von dem gallischen.

Ref. bricht ab, wiewohl noch Manches zu erinnern wäre. Er hätte sich wohl viel kürzer fassen und auf die Nachweisung beschränken können, daß den Ansichten J. Grimm's in den Rechtsalterthümern durch Hrn. Th. (welcher dieses Buch sonderbarer Weise unberücksichtigt gelassen hat,) nichts Haltbares entgegengesetzt worden sey. Nur die Ausstattung mit Belegen, die der Verf. seinen Behauptungen gegeben und die ihm an einem andern Orte Beyfall erworben hat, bewog den Ref. zu dieser Ausführlichkeit.

Zum Beschluße der schauerlichen Darstellung von dem Unwerthe der gemeinen Freyen und von der Noth der Hörigen bey den Germanen, (denn davon ist mehr als von dem Erbadel selbst die Rede,) bestreitet Hr. Th. noch die Meynung, die seit Montesquieu herrschen soll, als hätten „Germaniens Völker Europa den Geist der Freyheit zurückgebracht, der von dem römischen Despotismus verscheucht gewesen.“ Dem, was er dagegen vorbringt, liegt nicht nur eine zu geringe Vorstellung von dem germanischen Wesen, sondern auch eine viel zu hohe von dem römischen zu Grunde, die er sich aus einigen Büchern des Ammianus, ja aus einigen Kapiteln des Salvianus hätte berichtigen können. Ein Schriftsteller von erstem Range, der nicht von Montesquieu zu lernen hatte und ungleich römischer gesinnt war, als dieser, eröffnet seine Abhandlung von der Verfassung der Angelsachsen mit folgender Betrachtung: „Die nördlichen Völker, die sich auf den Trümmern des römischen Reiches festsetzten, lebten von jeher unter äußerst freyen Regierungsformen. Gewöhnt an Unabhängigkeit und Waffen, gehorchten sie ihren Oberhäuptern mehr aus Anhänglichkeit als Botmäßigkeit. Die Zwingherrschaft, die in dem römischen Reiche, vor dem Einbrechen dieser Eroberer, den Geist niedergedrückt und jeden edlen Trieb von Wissenschaft und Tugend zerstört hatte, vermochte dem Andrange eines freyen Volkes nicht zu widerstehen; und es begann ein neuer Zeitraum, da Europa den alten Geist wieder anfachte und die schnöde Knechtschaft unter willkührlicher Herrschaft, die es so lange getragen hatte, abwarf. Die freyen Verfassungen, welche damals entstanden, sind zwar in den folgenden Zeiten durch Uebergriffe der Herrscher vielfach verkümmert worden; gleichwohl sind daran die Züge von Unabhängigkeit und gesetzlicher Verwaltung nicht erloschen, welche die europäischen Völker auszeichnen; und wenn dieser Welttheil durch einen Sinn von Freyheit, Ehre, Billigkeit und Tapferkeit hoch über den andern steht, so verdankt er diesen Vorzug hauptsächlich dem Samen, welchen jene edelmüthigen Barbaren ausgestreut haben. „(Hume Gesch. Englands Anhang 1.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist immer besser eine einseitige Richtung kommt ganz entschieden zum Vorschein, damit man doch sieht, was an ihr ist, als daß sie noch länger versteckt eine verderbliche Macht ausübt, wo man sie nicht fassen und angreifen kann. Eine solche Macht ist auch oft, wenn ihre Kraft unselbstisch an ihrer rechten Stelle wirkt, etwas ganz anderes als wenn sie sich vom rechten Grund losgerissen geltend macht und erst dadurch ein Geist des Verderbens wird. Auch durch jene Philosophien, deren Selbständigkeit später Veranlassung wurde, auch das Christenthum selbständiger und tiefer zu erfassen und zu erkennen, wurde die Menschheit von einem einseitigen und verkehrten Princip befreyt dadurch, daß es in ihnen ganz ans Tageslicht kam, abgesehen von allen andern Seiten und Beziehungen, von denen aus sie noch betrachtet werden können. Daß mit dem bloß rationellen Denken die innerste Natur und das wahrhafte Bedürfniß der Menschen in keiner Weise befriedigt werden kann, ist nun eines von den großen Resultaten der letzt vergangenen Zeiten. Die rationelle Grundrichtung, die das Positive und Substantielle hinweg zu bringen suchte, bewies eben hiedurch am besten, wo die tiefste Seite des menschlichen Wesens wurzle. Alle ihre Anstrengungen setzten die wahre Natur des menschlichen Geistes in ein desto helleres Licht und wiesen desto nachdrücklicher auf die entgegengesetzte hin, wo die Grundmächte der menschlichen Natur zu suchen sind. Daher ist es von einem weitern Gesichtskreis aus abermals klar geworden, daß das Religiöse in seiner reinen und wahren Bedeutung die Grundmacht ist, welche den archimedischen Punct enthält, von dem aus und durch den die Menschheit in ihrer weiteren Entwicklung fortschreitet. Weil diese Macht den innersten Kern und die eigentliche Wurzel der menschlichen Natur enthält, und sich alle in ihr als Ein Geschlecht und in der innigsten Verbindung mit einander fühlen, so wurde die Menschheit immer nur von hieraus im Ganzen und Großen bewegt. Daher hat das bisher herrschende rationelle Princip keine positive Gestaltung oder ein eigenthümliches Leben hervorrufen können, sondern nur negative und destruirende Wirksamkeit gezeigt. Eben darum sind alle äußerlichen Besserungs-Versuche, wobey die Menschheit nicht an dem rechten Punct ergriffen wird, vergebens. Dazu gehören innere Kräfte und Gedanken, die allein im Christenthum zu finden sind, aber im vollen ganzen Christenthum, welches nicht nach engherzigen Rücksichten, nicht nach dürftigen philosophischen und religiösen Systemen, oder nach sichernder Brauchbarkeit zugeschnitten ist, sondern in das Leben und Denken eindringen soll, mit der ganzen Fülle und Concentrirung aller seiner Kräfte, welche recht erkannt und angeeignet auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, auf jedem Punct mit gleicher Macht wirken — was das Zeichen des wahren Lebens ist. Dieses hat allein das Christenthum, weil in seinem lebendigen Grund, worauf es ruht, die höchste Intelligenz und das wahrhaft göttliche Leben (ἡ ἀλήθεια καὶ ἡ ζωή) wirklich und leibhaftig Eins sind. Nur von hier aus kann der Morgenhauch eines neuen Lebens sich erheben und wahrhaft productive Kräfte in allen Gebieten hervorrufen, recht im Gegensatz zu dem matten

Streben der Zeit nur von Außen durch nivellirende Ausgleichungen alle harten Ecken wegzuschaffen, wodurch zwar Alles recht bequem gemacht, aber auch das innere Leben gelähmt wird. Die frische Kraft jenes Lebens hat nur vorerst, wie fast jedesmal in der Geschichte, wenn sich die Tiefen aufgethan, mehr den empfänglichen Sinn des Volkes ergriffen, guten Theils noch unbekannt dem vornehmen Reflexions-Leben solcher Gelehrten, die noch nach alter Weise der Menschheit Schnitzel kräuseln, doch wird ihm noch Alles zu seinen Füßen gelegt werden.

Auch auf dem Gebiet der Philosophie wendet sich nun plötzlich ein Theil seit einiger Zeit auf einige kräftige Winke hin unmittelbar diesem Princip zu; ohne vorher daran und darüber gedacht zu haben, nimmt er es ohne alle eigene Begründung und ohne nur die Bedingungen dazu auf philosophischem Standpunct zu kennen, auf, und will ohne Weiteres erndten, wo man nicht gesät hat, und ohngeachtet die Sache, will man einmal Philosoph seyn, auf dem Wege des Denkens und der selbständigen Forschung zu begründen wäre, kommt es doch diesen Philosophen nicht in den Sinn, daß man das erst vorher auf eine reelle Weise selbst thun müßte, sondern man glaubt, sich so geradezu dem Genuß fremder Güter und fremder Arbeit überlassen zu können. Diese Art Philosophie hat nun, weil es auf dem von ihr bisher bewohnten Gebiet immer öder und unfruchtbarer wurde, begonnen ihren ganzen Staat auf das christliche Gebiet herüber zu schaffen, wobey freylich mancher alter Hausrath unterwegs zerbricht, oder keine bequeme Stelle mehr in der neuen Region finden kann. Man hat auf einmal eingesehen, daß jetzt alle Möglichkeiten, wie bisher zu philosophiren, erschöpft seyen; da nun nichts anderes mehr übrig ist, als das Positive, so muß man ohne Weiteres umkehren, und zum Gegentheil übergehen. Es war dieß ohnedem eine von der letzten Begriffs-Philosophie aufgebrachte und gern benützte Wendung, daß man, wenn es durchaus nicht mehr weiter gehen wollte, vornehm versicherte: hier schlägt die Entwickelung gerade in ihr Gegentheil um, hier geht die Idee in ihr Andersseyn über. Natürlich! wenn die Philosophie nicht mehr weiter kann, so kann die Sache auch nicht mehr weiter, sie schlägt um. Der ganze bisherige Begriff- und Reflexions-Apparat wird nun an den christlichen Inhalt angesetzt, die christlichen Lehren werden nach allen Seiten philosophisch herumgedreht und gewendet, die alten gnostischen Systeme äußerlich ausgebeutet und christlich aufgeputzt, man martert sich ab mit Constructionen *) der göttlichen Trias; der Erlöser wird nun so ohne Weiteres in alles Wissen hineingesetzt und sein Name den alten Begriffsbestimmungen aufgeheftet, die längst ausgeprägten, aus allen Systemen zusammengebrachten Formeln werden christianisirt und nun ist alles positiv geworden. Leider ist bey diesem ganzen Treiben von Gedanken, die wirklich einen Aufschluß geben, wie bey Böhme, Leibnitz, Hamann ꝛc. nichts zu sehen. In der That ist noch sehr weniges auf dem Gebiet der Wissenschaft innerlich und auf eine durchgeführte Weise christlich geworden. Versuche solcher, die wirklich im Mittelpunct des Christenthums practisch stehen und denen der philosophische Begriffsstand fremd ist, müssen anerkannt werden, aber mit einigen sporadischen Andeutungen, die aus christlichem Grund geschöpft sind, ist noch nichts Ganzes gethan. Der lebendige wirkliche Christus muß als Grund alles Seyns in Natur und Geist, wie er es ist, so auch erkannt und anerkannt werden, aber davon geschieht das Gegentheil, wenn man sein unauflösliches Leben in inhaltslosen Abstractionen aufgehen läßt. Sein thatsächliches Wirken und Leben im alten und neuen Testament, so wie in der ganzen Geschichte, das ist der Gegenstand, um den es sich handelt. Hierüber aber etwas Gedankenvolles und Aufschlußgebendes zu sagen, setzt ganz andere Dinge voraus. Die Zeit ist vorbey, wo sich der Geist mit unlebendigen scholastischen Formeln abspeisen läßt; er dringt auf eine wahrhafte Speise, die sein Innerstes befriedigt.

Möge man uns verzeihen, wenn wir etwas weitläufiger über den ganzen Standpunct der Sache, obgleich nur in den allgemeinsten Umrissen, uns verbreiteten. Es dünkt uns dieß ersprießlicher für die Uebersicht des Ganzen, als bloß einzelne darüber hie und da hingestreute Bemerkungen.

Herr Sengler wendet sich nun ganz dem positiven Princip zu und sucht es in seiner Weise

*) Manche erinnert unwillkührlich an das Wort des Dichters: The fools rush in where angels fear to tread.

besonders aus dem Gang der früheren Philosophieen zu begründen. Manche Seiten und Uebergänge in dieser Darstellung der philosophischen Entwicklung sind zum Theil recht gut und treffend behandelt, einzelne Partieen gelungen und die Beurtheilung und Auseinandersetzung der Hegelschen Philosophie von einer Seite vorzüglich zu nennen; demungeachtet ist dem Verf. das, was er sich vorsetzte, in seiner Ausführung nicht gelungen. Der Hauptgedanke beyder Schriften läßt sich kurz in der Forderung zusammenfassen: Alles soll aus dem positiven Princip, aus dem persönlichen Gott, der Alles durch die freye That seines Willens wirkt, begründet und abgeleitet werden. Dieses neue philosophische Princip durch eine richtige Würdigung der früheren philosophischen Systeme seit Carteſius als das Resultat derselben darzustellen, ist ein Hauptzweck der beyden Schriften. Hier vermißten wir gleich vom Anfang einen Hauptpunct, der, um die ganze Entwicklung seit Carteſius ins rechte Licht zu setzen, unerläßlich ist. Es mußten, um die Sache erschöpfend zu erfassen, auch die früheren Hauptentwickelungen des menschlichen Geistes, in ihren Grundzügen wenigstens, dargestellt werden. Das ist zwar allerdings hie und da versucht worden. Aber mit solchen Bestimmungen, wie sie z. B. in der Vorrede sich finden, wo die orientalische Weltanschauung, in der das Princip des Lebens keine freye Subjectivität, sondern subjectlose, daher blinde Macht sey, der abstracten, substanzlosen, subjectiven Freyheit des occidentalischen Weltprincips entgegengesetzt wird, die Beyde dann ohne Weiteres ihre Versöhnung in einem positiven Princip, der freyen That Gottes ꝛc. finden, mit solchen allgemeinen gewöhnlichen Bestimmungen (die fast mit denselben Worten bey Hegel häufig wiederkehren) ist die innere Natur jener Hauptentwicklung der Menschheit nicht bezeichnet und nur das Aeußerlichste und Formellste gesagt. Der Herr Verf. hält sich überhaupt sehr gern an solche äußerliche Bestimmungen, wiederholt sie auf eine belästigende Weise, und die Hauptgedanken des ganzen Werkes sind fast alle schon in der Vorrede ausgesprochen, wovon das Uebrige beynahe nur eine Ausspinnung ist.

In der ersten Schrift will nun der Verfasser auf das Princip des Systems die ganze Aufmerksamkeit lenken (Vorrede S. XV.). Wir wollen uns nun sogleich über einige Hauptpuncte erklären, um dadurch das Eigenthümliche des ganzen Verfahrens deutlich zu machen, denn es kann uns hier nur darum zu thun seyn, die Stellung, welche diese Arbeit im Ganzen einnimmt, zu bezeichnen; um alles Einzelne zu beurtheilen, würde eine ganze Schrift erfordert werden. Bey der Begründung des neuen Princips aus der Darstellung der inneren Bedeutung der vorhergehenden Philosophieen seit Carteſius ist uns dreyerley zunächst aufgefallen. Fürs Erste ist die Darstellung der verschiedenen Philosophieen, obgleich sie einzelne Seiten derselben und ihren äußern formellen Zusammenhang oft richtig auffaßt, keineswegs bis zu dem eigenthümlichen innern Hauptpunct, um den es sich bey ihrer Beurtheilung am meisten handelt, vorgedrungen. Dies wäre auch nur möglich gewesen, wenn der Verf. selbst die Natur seines positiven Princips und was dazu gehört, innerlich und reell erkannt und begründet hätte. So aber sind die einzelnen Philosophieen mehr nach untergeordneten Rücksichten entwickelt und ihre tiefste Bedeutung in Beziehung auf jenes Princip wenig erkannt.

Zweytens wird durch eine solche historische Darstellung allein ein neues positives Princip noch nicht gegründet. Dieß zeigt sich am besten darin, daß der Verf. Drittens auch in der That kein neues positives Princip abgeleitet und nachgewiesen hat, sondern es nur von aussen an und aufgenommen; eine wahrhaft innerliche Begründung und reelle Entwicklung ist nicht zu finden und müßte auch von ganz andern Seiten her unternommen werden, ebendaher mangelt auch die Erkenntniß der wirklichen innern Folgen eines solchen Alles ganz anders gestaltenden Princips.

Was der Verfasser (im ersten Artikel) über die Religion als den tiefsten Punct im Menschen sagt, ist an sich ganz treffend und wahr, nur wäre es an der Stelle gewesen, eben über den innern Grund dieser tiefen Bedeutung derselben und über die Basis, worauf dieses ganze Verhältniß beruht einen wirklichen Aufschluß zu geben. Die rhetorischen Ergehungen, die wir dafür finden, können dieß nicht ersetzen. S. 172 kehrt dasselbe wieder. Was S. 7 über das Werden der Wahrheit in der philosophischen Entwicklung des menschlichen Geistes gesagt wird, hat ganz die Art und Weise des Hege-

lischen Philosophirens, das der Verfasser später selbst so glücklich bekämpft und will sich, so dargestellt, mit dem Wirken seines positiven Principes gar nicht zusammen reimen. Sätze, wie diese, die Philosophie ist die gewußte, sich selbst begreifende Wahrheit, zeigen, daß jenes positive (d. h. christliche) Princip bey Herrn Sengler zum Theile wenig mehr, als bloße Worte sind, sonst könnten keine Aussprüche vorkommen wie S. 41 „der Geist der Wahrheit stelle sich als ein und derselbe dar und verwirkliche sich in den verschiedenen philosophischen Geistern.“ Wir erkennen die Bedeutung der verschiedenen Philosophieen gerne an, aber so geradezu sich den Geist der Wahrheit darin pur und unmittelbar offenbaren zu lassen, ist ächt Hegelisch. Die sich selbst begreifende Wahrheit aber ist kein solches Abstractum, sondern das concreteste, das es giebt, nämlich ὁ βασιλεὺς τῆς ἀληθείας. Was im Anfange des zweyten Artikels über das Christenthum als Weltreligion gesagt wird, worin alle Volks- und National-Geister ihre beschränkende Eigenthümlichkeit ablegen, ist sehr vag und allgemein. In wiefern dieß der Fall ist und in wie fern nicht, hätte aus einander gesetzt werden sollen und dazu der innere Grund angegeben werden. Das geistige Leben im Mittelalter wird darauf in der Weise charakterisirt, daß hier Wissen und Glauben in einem völlig äußerlichen Verhältniß zu einander standen. Das ist freylich das Unzureichendste, was man über die innere Natur des Mittelalters, über den mannichfaltigen Reichthum seines geistigen Lebens, über die Tiefe so mancher seiner Denker und über die merkwürdige bisher fast ganz verkannte Stellung der Menschheit in jener Zeit sagen kann. Es ist ungefähr das Nämliche, was Hegel in breiter Exposition im dritten Theil der Geschichte der Philosophie S. 46 ꝛc., 202 ꝛc. eben so wenig erschöpfend hören läßt. Ebenso äußerlich und formell in Hegelischer Weise wird nachher die Bedeutung der Reformation aufgefaßt; sie habe Freyheit und Selbstständigkeit des Subjects, des Individuums in der Substanz gewollt. Von solchen die Sache gar nicht ergreifenden Ansichten aus die innere Bedeutung der geistigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte wahrhaft darzustellen, kann freylich nicht gelingen.

Nachdem der Dualismus in allen seinen spätern Formen äußerlich berührt worden, wird die weitere Fortentwicklung des Schellingischen Systems in seinen spätern Abhandlungen in breiten Wiederholungen ausgeschrieben. In jenen werde die Persönlichkeit als das höchste hingestellt, dagegen das negative Princip der Rationalismus in Hegel seine vollendete Spitze erhalten habe. Die Hauptgedanken des Verfassers, auf welche hier Alles hinausläuft, besonders in Beziehung auf Theismus, sind diese: bey dem Theismus sey Gott nur die abstracte Ursache der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt sey immer ein ideelles, gedachtes, logisches, kein wirkliches, reelles. Der Uebergang zum concreten Monotheismus sey die Ueberwindung des Pantheismus. Jedes Vernunft-System sey ein System der Nothwendigkeit, der bloßen Gesetzmäßigkeit, des logischen Wissens. Aber über dem Allen stehe die Freyheit. Gott sey nicht bloß die Weltvernunft, sondern die Urpersönlichkeit, das Ur-Ich, nicht das Absolute als Vernunftbegriff, sondern das Absolute als freye Persönlichkeit. Die Entstehung der Welt sey dann keine Begebenheit, sondern That Gottes. Natur sey durch und durch von Geist durchdrungen. Mit dem großen Fortschritt von der Vernunft zur Freyheit und zum wahren Wesen des Geistes, als der Einheit von Vernunft und Freyheit sey aller freyerer Dualismus in jeder Form versöhnt, die ganze neueste Philosophie habe darin ihre Wahrheit, daß sie das Wesen des Geistes und der Persönlichkeit erkannt habe. Diese Gedanken sind ungefähr die Summa der ganzen Schrift, diese werden dann nach allen Seiten aus einander gelegt und fortwährend wiederholt. Was an diesen Gedanken nun Reelles ist, stammt nicht von ihm her; wozu uns aber Herr Sengler das, was ihr Urheber begründet genug dargestellt hat, so überflüßig immer und immer wieder vorbringt, ist gar nicht abzusehen. Er bringt nichts Neues dazu. Ueberall sehen wir zwar versichert, wie (S. 107) daß durch das positive Princip der Persönlichkeit alle Gegensätze gelöst würden, eine wirkliche durchgeführte Lösung finden wir aber nirgends. Alle Sätze stehen nur als Versicherungen da, die eines gründlichen Nachweisens und einer zusammenhängenden Ableitung ermangeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. · herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seite 107. 108. werden die einfachen christlichen Wahrheiten in vornehmen philosophischen Redensarten aufgeführt. Die Menschen wären sehr zu bedauern, wenn sie auf ein solches philosophisches Räsonnement hätten warten müssen, um Gott als persönlichen zu erkennen. Herr Sengler sieht in der Welt keine andern Gewalten, als diese philosophischen Reflexionen, als ob es nicht noch ganz andere Mächte und Kräfte in der geistigen Welt gäbe und als ob das Leben und die Erkenntniß der Kirche von solchen philosophischen Begriffen abhinge. S. 113 wird versichert, bey Jacobi sey der persönliche Gott nur Sprache seines Herzens, nicht Resultat der philosophisch positiven Einsicht des Geistes. Er sage zwar: Vernunft ohne Persönlichkeit sey ein Unding, Gott sey über der Welt und in der Welt, getrennt von ihr und in unzertrennlicher Verbindung. Das seyen aber nur Worte, von denen die positiven Begriffe fehlten, bey Jacobi. Aber Herr Sengler sagt ja auch gar nichts anderes; alles was er sonst noch Reelles hinzufügt, ist ja nicht von ihm, und was er selbst noch beysetzt, ist bloß die Wiederholung derselben Gedanken, ohne weitere Begründung und Fortführung. Dazu ist Jacobi mit der Sprache seines Herzens, wie Herr Sengler es nennt, viel weiter vorgedrungen und hat schärfer geschaut, als Herr Sengler für sich selbst, ungeachtet aller seiner fremden Hülfsmittel. Jacobi hat auch Gott ganz und gar nicht als die bloß abstracte Ursache der Welt aufgefaßt; sein Gott ist doch ein ganz anderer, und der Verfasser thut ihm sehr Unrecht, wenn er in dieser Beziehung seinen Theismus dem Naturalismus (S. 114) gleichsetzt. — S. 114 wird abermals der einfache Christenglaube, daß Gott in der Welt ist, aber doch nicht die Welt, mit vornehmen philosophischen Ausdrücken ausgeschmückt, die aber keinen weitern Aufschluß gewähren. Denn damit, daß gesagt wird, Gott sey, in so fern er ein besonderer ist, in Allem und bey Allem nur sich selbst gleich und identisch, ist doch wahrlich über das Wesen Gottes kein tiefer Aufschluß gegeben. Wenn dann versichert wird: Gott sey sich (in der Welt) überall ungleich, so ist das ziemlich dunkel, und sieht etwas bedenklich aus. Was der Verfasser eigentlich damit will, hätte er etwas genauer erklären sollen. Das ist eben die große Frage, wie Gott die Kraft der ganzen Welt ist, sie erfüllt und überall ist und doch von ihr total verschieden. Hic Rhodus, hic salta. Ueber alle solche Hauptfragen, worauf es eigentlich ankommt und worüber man doch in einem solchen Buch, das ja zu diesem Zwecke geschrieben wird, etwas erwartet, erhält man keinen Aufschluß, sondern nur philosophische Redensarten, hinter die man sich versteckt. Jene Hauptfrage zu lösen, daran arbeitet der denkende Geist in der ganzen Weltgeschichte und hat es auf mannichfache Weise versucht, und, tiefer gefaßt, ist dieß eigentlich der treibende Stachel in allen Systemen, die einen reellen Gehalt haben. Auch dasjenige, was hierüber in frühern Zeiten wirklich Gedachtes und Reelles gesagt wurde, ist von Herrn Sengler unbemerkt geblieben, oder nicht in seiner innern Tiefe und Bedeutung erkannt worden.

S. 116 ist die wesentlichste Bedeutung und der innere Gehalt der früheren Schelling'schen Philosophie, ihre Stellung zu frühern und spätern Entwickelungen ganz ungenügend dargestellt, so wie die tiefsten, innerlichen Grundbestimmungen und ihre wahre Eigenthümlichkeit, um die es sich eigentlich hier handelt, gar nicht berührt. S. 146 kommt eine Construction der Persönlichkeit Gottes und der göttlichen Dreyeinigkeit. Auch hier wird mehr mit logischen Begriffen das Wesen Gottes construirt; davon, worauf es eigentlich ankäme, reell nachzuweisen, worin die Natur und Grundlage jener Form bestehe, (nach dem Ausdrucke des Verfassers „das Wesen ist die Einheit, die wesentliche Form ist die Mehrheit, der Unterschied selbst sind die Personen der Gottheit,") was ferner diese Form selbst ist, wodurch der Unterschied entsteht, davon vernimmt man Nichts.

Doch schon hier scheint hie und da fremdes Denken hindurch, und da besonders von S. 149 an sehr stark mit fremdem Kalb gepflügt wird, uns es aber widerlich ist, mit einem solchen Verfahren uns näher zu befassen, so haben wir keine Lust, uns weiter darüber zu äußern.

Im vierten Abschnitt (S. 163), wo von dem Wesen und der Bedeutung der Religionsphilosophie in gegenwärtiger Zeit gehandelt wird, — wird als Hauptaufgabe derselben hingestellt, die ganze Menschheitsgeschichte zu begreifen; die Menschheit soll sich in ihrem ganzen Werden offenbar werden, sich selbst ganz verstehen, dann würde Mystik, Bild, Symbol lautere Wahrheit werden ꝛc. Abgesehen davon, daß Hr. Sengler den Mund etwas voll nimmt und in seiner rhetorischen Ueberschwenglichkeit gleich die höchste Durchsichtigkeit der Vergangenheit verheißt, wollen wir nur bemerken, daß selbst mit einer noch so klaren Erkenntniß der Vergangenheit, wenn sie möglich wäre, sich keine Zeit begnügen würde; es ist ein selbständiges, lebenskräftiges Princip und ein selbständiger Halt nothwendig, in und durch den allein eine Zeit bewegt wird. Mit philosophischen Allgemeinheiten wird in der Welt gar nichts ausgerichtet, ein solcher philosophischer Geist ist am weitesten entfernt, ein Pfingstfest der Völker, wie Herr Sengler meynt, schaffen zu können. Gott geht einen ganz andern reellern Weg in der Geschichte, wo ganz andere Gebiete und Kräfte den Ausschlag geben, die Herrn S. entgangen sind.

Von S. 186 an folgt eine Uebersicht und Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie; schon S. 127 waren die Grundzüge des ganzen Systems im Allgemeinen dargelegt. Da dieß eine warhaft verdienstliche und die beste Seite des ganzen Buches ist, so wollen wir besonders für solche, die über den Hegelianismus noch wenig belehrt sind, die Hauptsumme der Gedanken des Herrn Sengler darüber kurz zusammenfassen: das hegelische System ist der logische Idealismus, so fern er vom absoluten Begriff gesetzt ist. Die absolute Bewegung des Begriffs, der absolute Gedanke ist das Absolute — Gott. In der Logik ist Gott an und für sich, die Gedanken in der Logik sind Gottes Gedanken, das Selbstbewußtseyn Gottes selbst in seiner Außerräumlichkeit, Außerzeitlichkeit, in seiner Unendlichkeit. Aber so ist Gott noch nicht absoluter Geist. Dieser ist durch Natur und den endlichen Geist vermittelt. Vor dieser Vermittlung ist Gott nicht Geist, sondern reine Denkthätigkeit. Die Schöpfung ist eine ewige und ist die eigentliche Offenbarung. Die Bestimmungen der Dreyeinigkeit sind nur die gewöhnlichen logischen Begriffsmomente. Gott ist vor der Welt und ohne die Welt nicht Gott. Das Endliche ist wesentliches Moment des Unendlichen in der Natur Gottes. Setzen und Aufheben der Welt ist aber ein ewiger Proceß, kein zeitlicher, ist die ewige Dialektik Gottes. Die Erlösung ist eine von Ewigkeit daseyende. Gott braucht die Welt zu seiner Selbstvollendung, die Welt muß ihm helfen. Gott ist Alles, was ist, was wirklich ist seinem Wesen nach. Die Welt ist Moment Gottes. Spinoza's System ist Pantheismus der Substanz, Hegels System Pantheismus des Begriffs. Freye Schöpfung der Welt hat in diesem System keinen Sinn, weil Gott selbst noch nicht fertig ist, Gott resultirt aus der endlichen Welt; diese selbst kommt ganz willkürlich aus Gott, es ist keine Entwicklung, sondern ein absolutes Abbrechen. Die Wirklichkeit hat keine Geltung, außer als ein vom Begriff gesetztes Moment, sie ist ein nicht zu vermittelnder Widerspruch mit dem ideellen Daseyn der logischen Idee. Nicht Gott realisirt seinen Be-

griff, sondern der Begriff realisirt Gott. Das Negative ist überall zum Positiven gemacht. Der Begriff scheitert an der wirklichen Welt, wo er aus einander fällt, ohne wieder zu sich kommen zu können. Die Religion ist nur Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittlung des endlichen Geistes. Die Wirklichkeit der Religionen wird in höchst dürftige Begriffsformen eingezwängt; das Eintheilungsprincip der Religionen ist das alleräußerlichste. Die Bezeichnungen derselben passen eben so gut auf andere, bey den Definitionen erräth Niemand was damit gemeynt ist. Mit dem thierischen Zustand wird begonnen. Jede Religion ist nur Offenbarung des Begriffes; das Christenthum nur die absolute Manifestation des Begriffes. Die religiösen Processe in Zeit und Raum sind nicht wirkliche, sondern nur Gedankenprocesse, auch der concrete Begriff ist nur eine Abstraction. Was seiner Natur nach positiv ist, wird ein Vernunftloses, Zufälliges genannt, es giebt kein reales Werden, sondern nur ein logisches. Die Versöhnung ist nur eine Aufhebung der Welt, damit Gott als Geist sich entwickle, die vorhergehende Entzweyung ist eine nothwendige Entzweyung Gottes, der Sohn wird selbst aufgehoben und es bleibt nur der Geist als absoluter Begriff. Das ewige Leben besteht im Denken des Begriffs und es bleibt Nichts übrig, als die Seligkeit des Zurücksehens auf den Verlauf des Begriffs. Alles kehrt in Nichts zurück, ins reine Wissen, das Jenseits ist eine leere Abstraction, das Ideal des Diesseits ist der Staat.

In der That nirgends springt die Leerheit der Hegelischen Formeln mehr in die Augen, als bey den Constructionen der verschiedenen Religionen, wobey sich zugleich ein gänzlicher Mangel an äußerer Kenntniß und Einsicht in die Sache häufig herausstellt, wie, wenn z. B. gesagt wird „Gott als bloß der Vater ist noch nicht der wahre, so ohne Sohn ist er in der jüdischen Religion (im alten Testament) gewußt.“ Mit solchen Einsichten in die innere Natur und Bedeutung des alten Testamentes kann man freylich weder über die jüdische Religion, noch über die andern gleichzeitigen Mythologieen einen Aufschluß geben. Wenn irgendwo, springt in den Definitionen der Religionen die ganze Hohlheit dieses inhaltlosen, oft von allem Sinn entblößten, in lauter Tautologieen sich bewegenden Schattenwerks ganz von selbst in die Augen. Das äußere Siegel und der Ausdruck dieser innern Dürre ist die eminente Unbeholfenheit der Sprache. Offenbaren wird hier erklärt „sich bestimmen, seyn für Anderes.“ Die Endlichkeit ist das Böse, diese hat Christus angenommen. „Zuletzt“ existirt Gott als Gemeinde, „die Glaubenslehre besteht darin, daß Christus für den Geist ist.“ — Es wäre auch recht zweckmäßig und wohl am wirksamsten gewesen, wenn Hr. Sengler die eigentliche Burg des Hegelianismus, die Logik im Innern angegriffen und noch specieller in ihrer Leerheit und Willkührlichkeit nachgewiesen hätte; durch ihre hohlen Begriffe wird Gott und die Welt in einen Nebeldunst verflüchtiget, durch den ein wahres aristophanisches Kukuksw o l k e n h e i m νεφελοκοκκυγία in die Luft hineingebaut wird. Welche Kernhaftigkeit und Gediegenheit hat z. B. dagegen die Kantische Sprache und das Kantische Denken im Vergleich mit solchem Wesen! Daher kam es auch, daß Kant seine Zeit bewegte, während sich das innere Leben und die wahrhaft gesunde Wissenschaft in unserer Zeit in allen bedeutenden Erscheinungen fort entwickelte, ohne nach Hegel zu fragen, ja ohne ihn näher zu kennen. Tüchtige Gedanken und eine gediegene Sprache haben aber zu allen Zeiten ideenreiche Männer angezogen und gefesselt.

Herr Sengler will nun, da das negative Princip mit dem Hegelianismus seine höchste Spitze erreicht habe, plötzlich umkehren und weil es so nicht mehr weiter geht, so bleibt nun nichts anderes mehr übrig, als mit dem absoluten Subject, mit Urwillen und Urthat zu beginnen. Aber eine weitere, innere und tiefere Ableitung dieses Principes sucht man vergebens, es begegnen uns nur lauter Versicherungen dieser Art. Abgesehen von der Aufstellung dieses neuen Principes, das der Verf. von außen angenommen, kommt er in der That nicht weiter, als manche seiner Gegner, und es bleibt bloß bey der Forderung, daß es geschehen soll. Der Hauptsatz, auf den der langen Rede kurzer Sinn sich immer reducirt und den er belästigend oft wiederholt, daß „aus dem Denken keine Thaten hervorgehen“ ist eben keine so hohe Weisheit. Dazu hätte es keiner so großen Anstrengung bedurft. Da „die That“ überall die erste Rolle spielt, so ist es auch nicht zu verwundern, daß er sich von Faust

verleiten läßt, das Wort λόγος bey Johannes durch That wieder zu geben und als seine innere Bedeutung hinzustellen, so daß es jetzt heißen muß: die That ward Fleisch (λόγος σὰρξ ἐγένετο), die That des Lebens (λόγος τῆς ζωῆς) 1. Joh. 1, 1. sein Name ist die That Gottes (Apocal. 19, 13 λόγος τοῦ θεοῦ). Eine solche inhaltsleere Abstraction stimmt doch zu einer Philosophie sehr schlecht, die beständig concrete positive Wirklichkeit im Mund hat. Man muß doch mit der Kraft und dem innern Sinn der alt- und neutestamentlichen Sprache nicht sehr vertraut seyn, um heut zu Tage solche Dinge noch vorzubringen. — Eben so ist es große Verkennung, wenn die muhammedanische Religion, wie S. 239 ꝛc. geschieht, in die Reihe der positiven Religionen (als die dritte zur jüdischen und christlichen) gesetzt wird. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den neuesten philosophischen Bestrebungen von Fichte, Weiße ꝛc., die mit Anerkennung mancher Vorzüge doch dem Hrn. Sengler auch bedeutende Mängel zu haben scheinen.

In der speciellen Einleitung will der Verfasser den in der allgemeinen ausgesprochenen Gedanken „daß die Geschichte der neuern Philosophie zu dem positiven Anfang und zur positiven Wissenschaft als die Phänomenologie des Geistes angesehen werden könne“ ausführen, indem er zeigt, „wie in derselben nicht bloß historisch, sondern spekulativ die positive Philosophie subjectiv begründet und vermittelt ist.“ Zu diesem Zweck soll nun eine ausführliche quellenmäßige Darstellung der neuern Philosophie und zwar nach ihrer innern oder Ideenfolge gegeben werden. — Es dringt sich hier die Bemerkung von selbst auf, daß fast in der Regel, so oft in den neuern Zeiten ein Versuch zu philosophiren gemacht wird, derselbe in dem Nachconstruiren der vorhergehenden Philosophieen und in der Verbindung und Verschmelzung längst da gewesener Gedanken, gewöhnlich zweyer Systeme, die sich ergänzen sollen, besteht, wie wir ja z. B. noch nicht so lange Spinoza und Fichte gut nestorianisch an einander geheftet erblicken mußten. Zu einem eigenthümlichen, selbständigen Denken, wodurch reell eine neue Einsicht eröffnet würde, kommt es gerade auf diesem Felde seltener, und manche Bearbeitung eines positiven Gebietes giebt oft viel mehr

philosophischen d. h. wahrhaften Aufschluß über das geistige Leben, wie z. B. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, als alle philosophischen Constructionen des deutschen Geistes und seiner Geschichte. — S. VIII. wird gesagt: der einzelne philosophische Standpunct drücke auch das bestimmte Selbstbewußtseyn der Zeit aus. Diese Behauptung wird gar oft von den Philosophen so im Allgemeinen ausgesprochen. Wir möchten dieselbe aber nur einmal in Bezug auf einen bestimmten Zeitabschnitt wirklich im Einzelnen ausgeführt und das concrete Leben desselben in die rechte Beziehung und Verbindung mit dem philosophischen Standpunct gesetzt sehen. Das würde eine wahre Probe für den innern Gehalt und die Gediegenheit der Gedanken seyn, wobey bloße Constructionen und Formeln sogleich ihre Ohnmacht zeigen und auf ihren wahren Werth reducirt würden. Auf dem Gebiet der Wirklichkeit mußte eine wahre Erkenntniß des positiven Princips am überzeugendsten sich bewähren. Mit einer solchen Ausführung hat sich aber der Verfasser nicht weiter befaßt. Damit man nun an einem Beyspiel die Art und Weise des Verfassers näher kennen lernt und zugleich eine Uebersicht des wesentlichen Inhaltes und der Hauptgedanken des ganzen Werks erhält, wollen wir in Worten des Verfassers „die wesentlichen Momente der Entwicklung der subjectiven, objectiven und absoluten Selbstbegründung des Selbstbewußtseyns“ in möglichster Kürze zusammenstellen.

Der menschliche Geist, welcher die unendliche Idealität seines Wesens durch das Christenthum dem Wesen nach erreicht hatte, kehrte aus der Entäußerung in die reale Welt in sich selbst zurück, er macht sich selbst zum Object und will in Allem nur sich selbst erkennen. Er will die Wahrheit als sein eigenes Selbstbewußtseyn und sein eigenes Selbstbewußtseyn als die Wahrheit erkennen. Alles andere wirft er nieder und die Selbstgewißheit wird Princip aller Wahrheit, deren reine Form jetzt erforscht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese bloß subjective Voraussetzung alles Denkens wird aber zum positiven Princip gemacht und so wird das subjectiv-logische Ich sein eigener Schöpfer aller Realität. Mit dieser „Verabsolutirung“ (!) des subjectiven Ich wurde die Wahrheit selbst aufgehoben und in einen Schein verwandelt, die Philosophie ist Philosophie des Nichtwissens geworden. Da offenbart sich die ganze philosophische Noth und Verzweiflung und die dringendste Forderung diesen Widerspruch aufzuheben. Dieß führt aus der subjectiven Selbstbegründung zur objectiven, zur Begründung der Wahrheit. Die Wahrheit, in welche die Selbstgewißheit hier übergeht, ist die Idee des menschlichen Geistes. Sie ist der Inbegriff der menschlichen Wahrheit. Er darf sich jetzt nur in seiner objectiven Wahrheit zum Selbstbewußtseyn bringen. Die Genesis des objectiv realen Selbstbewußtseyns ist auch die Genesis der Wahrheit im Selbstbewußtseyn und diese ist auch die wahre Methode der Philosophie. Jetzt wird die objective Selbstgewißheit des menschlichen Geistes zur absoluten Wahrheit gesteigert. Dieser objective Selbstbegriff wird zunächst von Seiten seiner Objectivität oder Substanzialität zum Absoluten gesteigert. Das Absolute ist die Substanz, die nicht zu ihrem Selbstbegriff gelangt. Hier kommt es aber nicht zur Form der Wahrheit; die bloße Substanz, welcher die Subjectivität fehlt, weiß ihren Inhalt nicht als sich selbst. Der substantielle Selbstbegriff tritt nur aus seiner unmittelbaren Einheit in die Vermittlung, wird formeller sich selbst begreifender Begriff. Hier wird nun der objective Begriff des Selbstbewußtseyns in seiner formellen Wesenheit zum Absoluten gesteigert. So begreift er aber nicht die reale, sondern nur die formelle Substanz als sich selbst. Die objective Realität der Idee wird dadurch in eine subjective des logischen Begriffes verflüchtiget. Die Einheit der Nothwendigkeit und der Freyheit ist aber die Idee des menschlichen Geistes. Diese Idee wird nun zum absoluten Geist gesteigert. Die Vermischung des Begriffes und der Ideen, des Geschöpfes und des Schöpfers hat die verschiedenen Pantheismen zur Folge, den Pantheismus der Substanz, des Begriffs und des Geistes. Der Pantheismus ist jetzt in allen seinen Formen erkannt, nämlich als die Confundirung der Idee des objectiven Geistes und der Idee des Absoluten, damit ist nun über den Pantheismus hinausgeschritten, das objectiv reale Selbstbewußtseyn geht nun zu seinem absoluten Grund über, welchen es nicht als sich, sondern in dem es sich selbst begreift. Der Pantheismus geht in die Immanenz über, das Selbstbewußtseyn begreift sich nicht als Absolutes, sondern nur in und aus dem Absoluten. Die subjective Selbstbegründung stellt sich dar in Carteſius, Kant, Fichte, Jacobi, die objective in Spinoza, Leibnitz, Schelling, Hegel und den Vermittlern Weiße, Fichte, die absolute in Günther, Baader, Schelling. Die letzte Abtheilung enthält dann die subjective und objective Selbstbegründung als System der Philosophie und zerfällt in Dialektik, Metaphysik und Ethik.

Wir wollen hier im Allgemeinen nur so viel bemerken, daß eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der ganzen Art und Weise der hegelischen Manier zu philosophiren durch diese ganze Exposition hindurchgeht, über welche der Verfasser zwar mit Ver-

ſicherungen, aber nicht immer in der That hinaus iſt. Es iſt ganz dieſes Weſen, welches mit einigen fertigen Bezeichnungen und Ausdrücken auch die Sache abgethan und erſchöpft zu haben meynt. Carteſius, in dem die ganze neuere Philoſophie als ſubjective, objective und abſolute Selbſtbegründung ihren Ausgangspunct habe, weil er von der ſubjectiven Selbſtgewißheit auch auf die objective, die Ideen und auf Gott übergehe, habe das ſubjective Selbſtbewußtſeyn, meynt Herr Sengler, nur in ſeiner abſtracteſten Allgemeinheit und nur als einzelnes empiriſches Selbſt aufgefaßt, der Geiſt bleibe daher ſubjectiv ſeiner Wahrheit und ſeinen Ideen gegenüber. Daraus entſtehe nun ein doppelter Dualismus der Natur und des Geiſtes, der geſchaffenen Subſtanz und der abſoluten Subſtanz, und dieſen habe die neue Philoſophie zu verſöhnen. — Was hier äußerlich und formell richtig angedeutet iſt, wurde ſehr häufig ſchon von andern ausgeſprochen; allein mit einigen Ausdrücken dieſer Art iſt das innerſte Verhältniß, der eigentliche Punct, worum es ſich hier handelt, nicht erſchöpft, und um das Innere war es zu thun nicht um die äußere Signatur, die von ſelbſt auf platter Hand liegt. — Die zwey Subſtanzen (Natur und Geiſt) bleiben nun nach Hrn. Sengler in den folgenden Syſtemen (des Realismus und Idealismus) in ihrer Unmittelbarkeit neben einander ſtehen, wobey eine zum Accidens und Modus der andern gemacht wird. Nachdem Denken und Seyn in dieſen Syſtemen gemißhandelt worden ſey bis auf Hume, kehrte der Geiſt in Kant aus ſeiner Entäußerung zurück. Er habe die abſtracte Beziehung des Denkens und Seyns zu vermitteln verſucht. Seine Grundfrage ſey, welches iſt das aprioriſche Band, durch welches beyde verbunden werden? Wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich, heiße demnach: welches iſt der transcendentale Grund der Setzbarkeit des cogito ergo sum oder des Denkens und Seyns? Der poſitive Grund ſey die transcendentale Apperception; die immanente, abſtracte Form desſelben, durch welche dieſe Einheit beſtimmt iſt, ſind die Categorieen, ſie vermitteln die transcendentale Syntheſis, durch welche alle Erfahrung bedingt iſt. Dieß ſey der höchſte Punct des Kantiſchen Denkens. Die verrenkten Glieder, die disjecta membra poetae, der theoretiſchen, praktiſchen Vernunft und der Urtheilskraft habe nun Fichte durch Ein ſie alle umfaſſendes Princip vereinigt, daraus entſtand eine Philoſophie aus einem Stück, ein vollkommenes Vernunftſyſtem.

Daß der Verfaſſer eine Seite des Kantiſchen Syſtems, die aber auch an ſich ganz klar iſt, richtig hingeſtellt, läßt ſich nicht läugnen, aber damit iſt es weder erſchöpfend in ſeinen Grundzügen entwickelt, noch der tiefſte Punct desſelben dargethan. Der Standpunct überhaupt, von dem aus der Verfaſſer die Philoſophie beurtheilt, ruht nicht vollſtändig und reell auf ſeinem poſitiven Princip; es iſt ein mehr untergeordneter phänomenologiſcher; wäre jenes Princip in ſeiner innerlich erkannten Natur und Tiefe zum Ausgangspunct und Halt genommen, ſo würde die Bedeutung und Stellung der Philoſophieen in einem andern Lichte noch erſcheinen. So aber wird alles an dieſer ſubjectiven und objectiven Fortbeſtimmung hingeleitet, womit gar wenig geſagt iſt, aber die hauptſächlichſte und wichtigſte Bedeutung der Syſteme wird dabey nicht hervorgehoben. Die Philoſophieen werden immer nur als Potenzirungen der ſubjectiven und objectiven Selbſtbegründung dargeſtellt; damit läuft die ganze Entwicklung an einigen äußerlichen, formellen Beſtimmungen hin, ohne dadurch den weſentlichen und reellen Gehalt der Syſteme in Beziehung auf jenes vielgerühmte Grundprincip zu entwickeln. Ferner iſt Alles was auf die Analytik der Begriffe im Kantiſchen Syſtem kommt, unverhältnißmäßig kurz wiedergegeben und eigentlich bloß nach den Ueberſchriften benannt, und hier kommen gerade Hauptpuncte, welche die eigentliche Natur des Kantiſchen Standpunctes am meiſten bezeichnen. Das Verhältniß der Darſtellung der einzelnen Haupttheile dieſer Philoſophie iſt dadurch ganz geſtört. Für den Kundigen war der kahle Auszug des erſten Theils überhaupt überflüſſig; wer aber die Kantiſche Kritik nicht ſelbſt gründlich ſtudirt hat, für den iſt auch dieſer Auszug ganz unverſtändlich und daher nutzlos. Hätte der Verfaſſer die Grundzüge eines jeden Syſtems durch eigene lichtvolle, zuſammenhängende, die Hauptpuncte in ihrer vollen Bedeutſamkeit hervorhebende Darſtellung als ein Ganzes hingeſtellt, ſtatt dieſer abrupten, wörtlichen Auszüge, ſo wäre dem Kundigen und Unkundigen durch Anſchaulichkeit und Klarheit einer treffenden Entwicklung gedient geweſen. Ein

wesentlicher Mangel bey dieser Darstellung des Kantischen Systems ist es ferner, daß der Zusammenhang mit dem zunächst vorhergehenden philosophischen Standpunct innerlich fast gar nicht berührt ist, und doch eröffnet erst eine klare Erkenntniß des Verhältnisses desselben zu Leibnitz und Wolf vollständig das Innere des Kantischen Standpunctes. Das hat auch seinen Grund in der gänzlichen Scheidung und Abtrennung der beyden Hauptrichtungen, (der subjectiven und objectiven) und der ganz isolirten Behandlung einer jeden. Ohne jenes Verhältniß zum Dogmatismus und Scepticismus gründlich und eingehend dargestellt zu haben, schwebt das Kantische System in der Luft und die große Kluft zwischen Carteſius und Kant ist mit einigen allgemeinen Ausdrücken ausgefüllt. Das Innere selbst aber des Kantischen Systems ist sehr ungenügend dargestellt. Nur ein Punct ist äußerlich hervorgehoben, aber alle großen Fragen, die sich daran knüpfen, sind kaum berührt. Das eigentliche Verhältniß der Kategorieen zur Erfahrung und zu dem Uebersinnlichen ist nicht genau bezeichnet, am allerwenigsten in seiner tiefen Bedeutung gewürdiget. Alles reducirt sich darauf, daß gesagt wird: Kant habe die unbekannte Wurzel der menschlichen Erkenntniß der Sinnlichkeit und des Verstandes und zwar als Princip der Selbstbestimmung gezeigt. Auf einem höheren Standpunct wären aber noch ganz andere Seiten hervorzuheben und besonders als Hauptresultat des Kantischen Denkens hinzustellen gewesen, daß man mit den bloßen Verstandesbegriffen an das Uebersinnliche nicht hinankommen könne. Kant hat in der That geleistet, was andere nur mit Worten; er hat hiemit schon den ganzen Rationalismus selbst abgethan. Sein Irrthum bestand darin, daß er kein anderes Gebiet kannte, als jene Verstandesformen, um das Uebersinnliche zu erkennen. Die große Krisis, wozu die Kantische Philosophie nur der Anfang war, ist von dem Verfasser in ihrer tiefern Bedeutsamkeit nicht erfaßt worden.

Besser und zusammenhängender ist die Darstellung des Fichtischen Systems. Eine Entwicklung aber der tieferen Beziehung dieser Systeme, mittelst deren sie oft mehr, als ihre Urheber selbst deutlich erkannten, in die großen Hauptfragen des denkenden Geistes eingreifen und durch welche diese oft weit über ihr eigenes System hinaussahen, haben wir fast immer vermißt, so wie auch nur eine Andeutung dessen, was denn diese Philosophieen beygetragen haben zu einer reellen Lösung der wichtigsten Untersuchungspuncte, die vermöge jenes in diesem Abschnitt freylich fast ganz in Vergessenheit gerathenen positiven Grundprincipes am meisten in den Vordergrund treten sollten. Diese Systeme haben eine bey weitem tiefere und universellere Bedeutung, als Hr. Sengler in ihnen erkennt. Mehr Aufschluß giebt selbst Jacobis Kritik dieser Philosophieen; mit wenigen Worten greift er tiefer, als Hr. Sengler mit seiner ganzen Construction. Treffend beleuchtet er eine Seite, wenn er von Kant sagt „das Mannichfaltige für die Syntheſis ward von ihm vorausgesetzt und sollte bleiben, wenn man von allem Empirischen abstrahirte. Dieses ist der Grundirrthum seines Systems. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Mannichfaltiges, zu welchem die Einheit und eine Einheit, zu welcher das Mannichfaltige erst hinzukommt, verstellbar sey.“ Und doch hat Kant zu allem Fortschritt die Bahn gebrochen. Hätte er nur auch, indem er sagte: alle Erfahrung an den Dingen ist nur unsere eigene Empfindung, erkannt, daß auch das, was in den Dingen ist und sie selbst im Innern sind, nur dasselbe objectiv ist, was in uns unsere eigene Empfindung ist, dann hätten sich ganz andere Regionen aufgeschlossen, das Ding an sich wäre überwunden gewesen und er wäre zu tieferen Grundverhältnissen hindurch gedrungen. Aber vorher mußte allerdings erst das Ich zu seiner ganzen Freyheit entfesselt werden, um diese mächtige Potenz gerade in ihrer Einseitigkeit nach allen Seiten zu erkennen und einzusehen, daß sie erst dann wahrhaft erfaßt ist, wenn auch die andere Seite, die reale, in eben der umfassenden Bedeutung genommen, als von ihr in ihrem Grundwesen nicht verschieden, sondern aus einer Wurzel mit ihr entsprossen erkannt ist. Das war eines der Verdienste Schelling's in jener Zeit und jetzt erst war es möglich zu höhern Regionen aufzusteigen, nachdem die Basis hiezu festgestellt war; denn von unten steigt man die Leiter hinan, von einem Princip, welches ohne Basis in der Luft schwebt, kann man nicht an die Wirklichkeit hinankommen.

So wie Jacobi häufte kein Mann die ganze Noth, die jene Philosophieen angerichtet, in seiner

Bruſt und trug ſie und ſprach ſie für Alle aus. Er iſt ein anderer Hiob und ſteht jetzt noch da als der Repräſentant einer großen Menge redlich Strebender, die ſich an kein Syſtem verknechtet haben und denen doch der dichte Nebel der ſeit Kindheit unbewußt angenommenen rationaliſtiſchen Begriffe, die ſeit einem halben Jahrhundert die Welt gefangen halten, die Ausſicht in die wahren Regionen verhüllt.

Indem der Verfaſſer hierauf wieder auf Carteſius zurückgeht und von dieſem aus die Reihe der objectiven Syſteme (Spinoza, Leibnitz, Schelling, Hegel) darſtellt, tritt der Uebelſtand ein, daß dieſe Reihe ganz iſolirt für ſich, wie vorher die ſubjective, als ob die andere gar nicht vorhanden wäre, entwickelt wird; es ſpringt in die Augen, daß dadurch die ganze Entwicklung unhiſtoriſch und unnatürlich wird, die innerliche Geneſis nur zerriſſen und abrupt dargeſtellt werden kann und das gegenſeitige Bedingen und die Wechſelwirkung der beyden Reihen in Hintergrund tritt und verwiſcht wird. Daher muß dann im Vorbeygehen zwiſchen Leibnitz und Schelling ſchnell (S. 204) Fichte eingeſchoben werden und mit einigen Worten wird auf einmal von Leibnitz zu Schelling fortgegangen. Der Zuſammenhang iſt auch hier mehr äußerlich, abgeriſſen und faſt bloß logiſch und formell. Alles wird (204) durch die Ausdrücke Natur und Geiſt, Allgemeines und Beſonderes, Form und Inhalt, Subject und Object hindurch gezwungen und außer der Bezeichnung mit dieſen Ausdrücken erfährt man nicht viel, das einen tiefern Aufſchluß oder mehr gebe, als man auch ſonſt gewöhnlich über dieſe Philoſophieen findet; eigenthümlich iſt nichts, als die iſolirende Zuſammenſtellung und Aufeinanderfolge dieſer Syſteme. Ganz wohlthuend iſt es, wenn man (S. 205) das Verhältniß Spinoza's und Leibnitzens zu Schelling mit den eigenen Worten des letztern entwickelt ſieht. Mit einem Zug tritt hier Alles ins klarſte Licht, was Herr Sengler vorher mit allen ſeinen logiſchen Formeln nicht vermochte. Man glaubt aus einem rauhen Steinweg auf friſchen grünen Wieſengrund zu treten.

Aus allen dieſen Syſtemen der objectiven Seite werden die wichtigeren Säze in wörtlichen Auszügen gegeben. Für ſolche, die ſich überhaupt in der Geſchichte der Philoſophie etwas orientiren wollen, hat das Buch allerdings einen ſehr großen Nutzen, hauptſächlich wird es aber denen ſehr angenehm ſeyn, welche die Mühe ſcheuen, die Werke jener Philoſophen ſelbſt durchzuarbeiten und doch bey Gelegenheit auch gerne ein Wort mitreden. Dieſe werden durch ſolche Auszüge in den Stand geſetzt, ſogar die Miene der Gründlichkeit annehmen zu können.

Statt die Syſteme ſelbſt gründlich von ſeinem eigenen Standpuncte aus zu beurtheilen, läßt der Verf. über den vorhergehenden immer den darauf folgenden Philoſophen reden, und fügt dann ſelbſt nur noch einige formelle Allgemeinheiten dazu. Die Folgen jener Trennung und Iſolirung der ſubjectiven und objectiven Reihe zeigen ſich jetzt auf eine ſehr auffallende Weiſe und nöthigen zu folgender merkwürdigen Rückkehr: S. 260: „So geht die ſubjective Einheit des Subject-Objects Fichte's in Spinoza und Leibniz in die objective, aber bloß ſubſtantielle Einheit des Subject-Objects über und verwirklicht ſich in Schelling in einem abſoluten Ideal-Realismus.“ — Das frühere Syſtem Schellings, das ebenfalls faſt nur in Auszügen dargeſtellt wird (S. 242 — 263), iſt weder in ſeiner erſten noch in ſeiner zweyten Entwickelungsperiode in ſeinem innern Zuſammenhang verſtanden und erfaßt.

Der Uebergang von Schelling zu Hegel iſt ganz mit Hegeliſchen Formeln und Geiſt gemacht (S. 267) und der Verf. iſt hier ein ganzer Hegelianer geworden. Die ganze innere Bedeutung, und die Eigenthümlichkeit und das wahre Verhältniß der früheren Schellingiſchen Philoſophie wird in einige logiſche Begriffe verflüchtigt. Anſtatt ſelbſt eine Entwicklung zu geben, ſagt der Verf. (z. B. S. 261), dieſe liege eben in der Darſtellung der Syſteme von ſelbſt und überhebt ſich ſo aller weitern Mühe; die einzige Beurtheilung, die über das ganze Verhältniß der Schellingiſchen zur Hegeliſchen Philoſophie gegeben wird, reducirt ſich darauf, den Uebergang von der concreten Beſtimmung der intellectuellen Anſchauung zum leeren Hegeliſchen Begriff als einen nothwendigen darzuſtellen, — und das ſoll eine innere Darſtellung des Schellingiſchen Syſtems ſeyn!

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Statt die großen Resultate und die Grundverschiedenheit derselben von den andern Systemen nachzuweisen, macht der Verfasser einige formelle Bemerkungen über den Begriff der intellectuellen Anschauung. Das Verhältniß Hegels zu Schelling nur in Beziehung auf diese Periode hätte ganz anders erfaßt werden sollen, und der Verf. hatte es im ersten Band im Allgemeinen schon bey Weitem besser gethan. Es wäre dagegen hervorzuheben gewesen, daß der Hegelianismus nur eine Seite und Stufe der Schellingischen Entwicklung ist in ihrer Aeußerlichkeit erfaßt und als bloße von ihrem Inhalt abgerissene Form hingestellt, ohne dir darin verborgenen Keime erkannt und ohne die innere wesentliche, obgleich nicht jedem sichtbare Seite verstanden zu haben; diese äußerliche von ihrem Lebensquell abgetrennte Seite hat nun Hegel, weil ohne das innere tiefere Verständniß derselben und ohne die Productionskraft ihres Urhebers nichts anders damit anzufangen war, zu bloß logischen, die Sache gar nicht berührenden Bestimmungen, denen er gleichwohl alleinige Realität zuschreibt, ausgesponnen und mit diesem Gewebe Natur, Geist und Gott überzogen. So weit man es mit der bloßen reinen Vernunft wahrhaft und reell bringen kann, hat Schelling selbst vorher hinlänglich in der Darstellung seines Systems gezeigt. Der tiefe Grund aber, der hierin schon zur weitern Fortentwicklung gelegt war, entgieng Hegeln, so wie der Hauptpunct, um den es sich im Innern bey dem ganzen System handelte. Die einmal gegebenen allgemeinen Momente einer speculativen Entwicklung und Methode überhaupt hat nun Hegel in ihrer Aeußerlichkeit allein aufgenommen, sie von allem realen Grund losgemacht und als hohle abstracte Gestalten in mancherley Formen und Wendungen verknöchert. Diese markloſen Skelette sollen nun das Leben Gottes und der ganzen Welt, sollen alle wahrhafte Wirklichkeit selbst seyn und alles Andere nur Zufälliges und Schein. Das ist fürwahr der philosophische Todtentanz, den der hohle Begriff mit aller Realität vornimmt, bis er sie zu kalter Erstarrung gebracht. Es ist zu Seite 308 daher zu bemerken, daß keine reelle Seite Schellings innerlich fort entwickelt worden ist. Diejenigen Seiten, von denen aus dieß hat geschehen können, sind Hegeln ganz entgangen. S. 312 wird gesagt: „Spinoza's Substanz sey Hegeln die Wahrheit, die aber noch nicht die ganze Wahrheit ist, weil sie noch nicht die Form der Subjectivität und des logischen Begriffes hat. Hegels System sey die Ausführung dieser von Spinoza nicht vermittelten Wahrheit.“ Daß Hegel und Spinoza viele Seiten haben, worin sie können zusammengestellt werden, läßt sich zwar nicht läugnen. Darum ist doch die bedeutende Verschiedenheit bey weitem mehr hervorzuheben und wenn bey dem einen die Wahrheit und das Wesen der Sache der logische Begriff, bey dem andern die göttliche Substanz ist, bey dem einen alles in todten Formeln, bey dem andern im Unendlichen, in Gott (freylich in einem ganz falschen) aufgeht, so ist der Unterschied doch noch ein anderer, als der einer vermittelnden Fortentwicklung. Daß sie beyde den

Rationalismus auf die höchste Spitze getrieben, ist darum wohl richtig. Spinoza hätte in ganz andere Verbindungen gebracht werden sollen. Von S. 325 werden hierauf Fichte's und Weiße's Versuche dargestellt, welche das positive Princip aufzunehmen strebten. Aber auch Herr Fichte falle, (heißt es S. 366,) indem er unmittelbar zu Gott übergehe, dem Pantheismus in der sublimirtesten Form anheim. Das Absolute (aber noch nicht zu Gott verklärt) offenbare sich hier im Bewußtseyn. Das könne aber nur der persönliche Gott. Auch hier werde Gott mit dem menschlichen Geist confundirt. Bey Herrn Weiße resultire Gott als absolute Persönlichkeit durch die wirkliche Welt (S. 370). So sey durch beyde auch die Idee des menschlichen Geistes zum Absoluten gemacht. Es könne nicht, wie bey diesen Philosophen geschehe, das reine Negative durch das Positive ergänzt werden. Dieses sey Halbheit, Synkretismus. Man müsse vom Positiven selbst ausgehen. Das Negative lasse sich nicht ins Positive hineinsteigern (373). Fichte und Weiße potenzirten nur den Pantheismus in Hegel durch dialektische Steigerung dieses Pantheismus (376), wie durch Hegel der logische Begriff, so sey durch sie die Idee und der wirklich seyende Geist „verabsolutirt" worden. Bey ihnen sey nur (S. 377). das letzte krampfhafte Zucken des in ihnen sterbenden Pantheismus, indem sie sich immer gegen ihn verwahren. Nun sey dieß alles überwunden und der menschliche Geist finde jetzt Gott als seinen absoluten Grund, er erkenne sich als Ebenbild im Urbild, an die Stelle der Confundirung trete jetzt Immanenz in Gott (S. 378). Jeder von diesen Philosophen will nun die gesuchte Perle gefunden haben. Herr Sengler aber übergiebt hier seine beyden rüstigen Mitkämpfer der philosophischen Vergangenheit; sie sind ihm schon einem gewesenen Standpunct anheim gefallen, von ihm besorgt und aufgehoben; sie sind die letzten Joche an der philosophischen Brücke der subjectiven und objectiven Selbstbegründung, über die er freudig in das gelobte Land des vollendeten Standpunctes schreitet. In der That, das Resultat ist groß: das Abbild ist nicht das Urbild, der Mensch ist nicht Gott, sondern hat in Gott seinen Grund. Fürwahr ein freudiges Ereigniß, daß die lange Arbeit und der harte Kampf des deutschen Denkens einen so tröstlichen, tiefsinnigen und ungefährlichen Ausgang genommen hat!

In der hierauf folgenden absoluten Selbstbegründung, welche die dritte Abtheilung ausmacht, werden die Ansichten Günthers und Baaders, der Repräsentanten dieser Entwicklung, auseinander gesetzt. Der Hauptgedanke hiebey ist, daß Gott bey seiner Selbstverwirklichung immer nur seine eigene Substanz setzt und dieser Proceß sich nur im Wesen Gottes bewegt. Dadurch ist die Schöpfung bedingt, bey welcher Gott aber nicht seine Substanz setzt. Bey den andern Systemen mußte sich Gott in der Welt erst verwirklichen, darum der Begriff der Schöpfung bey ihnen untergegangen ist. Bey Günther ist allerdings die Darstellung eigenthümlicher, gediegener und gedankenreicher, als bey manchen andern; er denkt selbständiger, und nimmt nicht zu fremden Formeln seine Zuflucht. Herr Sengler schließt sich in diesem Band auch ganz an ihn an und beyder Ansichten fallen so ziemlich zusammen. Des Verf. Grundgedanken finden wir alle in Günther wieder und sind nur ein Abglanz von den Ansichten des Letzteren. Freylich wird auch mit diesem Denken trotz aller Versicherung in den schwersten Puncten wenig aufgeschlossen, wenn gleich manche geistreiche Gedanken bey Günther zu treffen sind, denen nur die tiefere Begründung mangelt. Der Construction der Dreyeinigkeit ist auch hier im Grunde nur die alte, oft dagewesene, nur mit einigen neuen Wendungen versehen, es ist auch hier nur der Verlauf der speculativen Momente, wobey man behauptet, daß dieß eben in Gott auf die erste Weise und ganz absolut vor sich gehe. Mit der Versicherung, daß Gott durch dieses „Ueberzeugungs- und Potenzirungs-Geschäft" (auch Selbstobjectivirung Gottes bey Günther genannt, wodurch Sohn und Geist entstehen soll) zum Wissen von seinem absoluten Seyn kommt und zuletzt in die Synthese aus der Antithese übergeht und daß die Welt die gegenständliche Wirklichkeit der formalen Selbstverneinung Gottes ist, ist eben kein innerer, reeller Aufschluß gegeben. Hr. Sengler wiederholt das Alles noch einmal und mit dem Anspruch auf tiefste Begründung wird uns versichert: bey der Schöpfung setze Gott eine Substanz, die nicht seine Sub-

ganz ist. (S. 404.) Ist denn aber damit nur das geringste erklärt? Ueber die Puncte hingegen, die eigentlich eines Aufschlusses bedürfen, ist man ganz still. Man sollte doch glauben, wenn man einmal von Weltschöpfung so viel spricht, dürfte man auch die Hauptsache, daß Alles durch den Sohn gegründet worden, nicht unberücksichtigt lassen. Doch das wird hier kaum berührt. Günthers System ist indessen dem Verfasser doch nicht ganz recht, weil der menschliche Geist (437) hier als Ebenbild Gottes nur die Form, aber nicht das Wesen mit Gott gemein habe, hingegen in Baaders Theosophie trete die Immanenz desselben in Wesen und Form hervor, „indem wir nach diesem System nur wissen, insofern wir Gott und unser Gewußtseyn von ihm wissen.“ — Alles Reelle, was hier nun weiter gesagt wird, gehört Jakob Böhme'n an. Diesem wird zwar (S. 446) ein großes Lob gespendet. Ueber das Eigenthümliche und Charakteristische seines Denkens erfahren wir aber nichts, es wird nur das Allergewöhnlichste und Bekannteste darüber vorgebracht und das Verhältniß der Philosophie zur Mystik dahin bestimmt, daß erstere in den tiefsten Schacht (S. 445) des Geistes hinabsteigen und seine Schätze ans Licht der Erkenntniß fördern soll. Wir hätten recht gerne dieses soll in einige Wirklichkeit verwandelt gesehen. Böhme gehört freylich einer ganz andern Seite der Entwicklung des menschlichen Geistes an und diese und manche andere Tiefen und treibende Kräfte der Menschheit, welche neben den Systemen des reflectirenden Verstandes in ganz anderer Weise und auf ganz anderen Gebieten unmittelbar auf das innerste Leben einwirken, müssen mit den übrigen Hauptrichtungen des menschlichen Geistes in der Geschichte in die rechte Verbindung gebracht werden. Jakob Böhme ist einer der wenigen, die einen tiefen Blick in diejenigen Regionen warfen, welche den andern Philosophen in solcher Weise fast gänzlich verschlossen blieben. Die Gänge seines Denkens führen unter dem gewöhnlichen Denken und Treiben der andern Menschen weg zu den Schachten und Tiefen, aus denen nur sehr wenige schöpften. Er berührt wieder Dinge, die viel länger als tausend Jahre geschlafen hatten und auf diesem Gebiet ist er es, der zuerst die im Grunde der deutschen Tiefe verborgene Perle heraufgeholt hat. Um über Jakob Böhme etwas Gedachtes zu sagen, müßten die Beziehungen, in denen er im großen Zusammenhang des Ganzen steht, viel tiefer gefaßt und viel höher zusammengeknüpft werden. Die Einsicht, die er für sich geöffnet hatte, blieb aber dann für die Welt ziemlich verschlossen, weil vorher erst die entgegengesetzte Seite des menschlichen Geistes ihre nothwendige Durchbildung vollenden mußte. — Des Verf. Schilderung des Jakob Böhmischen Denkens berührt die Sache gar nicht, sondern bezeichnet nur mit allgemeinen Ausdrücken das Formelle der Theosophie, eben so wenig ist auch nur eine entfernte Andeutung dessen zu finden, was der wesentliche Mangel an Böhme ist. Das würde freylich ganz andere Dinge voraussetzen. Dafür bringt uns Herr Sengler hier (S. 441) wieder die bekannte Weisheit: Daß Gott in dem Geschöpfe nicht aufgehe, daß ihm durch die Geschöpfe nichts ab- und nichts zugehe und dergleichen. Es ist schwer zu begreifen, wie man es über sich bringen kann, dieselben Gedanken, sehr häufig mit denselben Worten, immer und immer wieder vorzubringen.

In der vierten Abtheilung wird endlich die subjective und objective Selbstbegründung als System dargestellt, sie entwickelt sich als Dialektik, Metaphysik und Ethik. In der Dialektik giebt es nur ein gegenseitiges Bewegen des Ich und des Gegenstandes, des Denkens und Seyns, vom Gefühl zum reinen Selbstbewußtseyn, (welches die subjective Logik ist) dann zum realen Selbstbewußtseyn, welches dann wieder seinen Weg durch das subjectiv Reale, objectiv Reale und Absolute durchmachen muß. Der ganze Weg wird bezeichnet als „eine Erhebung des An sich in das Licht des seinen Inhalt als sich selbst wissenden Ich, es sey eine immer größere Vertiefung des Bewußtseyns in seine Substanz, bis sie ganz zum Selbstbewußtseyn vermittelt ist.“ Es wird hier eine lange Reise imaginirt, um einen dürftigen Staat von philosophischer Wissenschaft herauszubringen und ein Resultat, das sich von selber versteht. Das Ganze ist übrigens nichts weiter, als ein Schatten der Hegelischen Phänomenologie des Geistes, etwas anders zugeschnitten und modificirt; die ganze Bewegung zehrt nur von Reminiscenzen aus dieser; zuletzt

wird an der Stelle des Hegelischen absoluten Geistes, Gott, Urwille, freye That ꝛc. gesetzt. Bisweilen sind nicht blos die einzelnen Gedanken, sondern sogar die Worte ganz dieselben, wie bey Hegel, z. B. (S. 485) „die Substanz ist jetzt an sich Subject.“ S. 749. „Die Vernunft hat sich als objective Vernunft erwiesen, die die Realität als sich selbst begreift.“ Dazu wird die bisherige durch beyde Bände hindurch entwickelte historische Construction der Systeme hinein verflochten und abermals aufgetischt. Geduld wird hier sehr in Anspruch genommen. Stets werden die wenigen Gedanken nur in anderem Gewande wiederholt. In der That, man sehnt sich aus diesem matten scholastischen Machwerk sogar nach Hegel zurück. Ein solches Spiel mit objectiv und subjectiv hat selbst dieser nie getrieben, wie hier S. 477 ꝛc. Da ist ein Uebergehen, wo nichts übergeht, ein Bewegen, wo sich nichts bewegt. Und doch wird diese Stellung als die höchste gerühmt, obgleich von diesem höchsten Standpunct nichts zu sehen ist, als die Versicherung, daß man ihn habe. Zuletzt, wo Hegel aufhört, und nicht mehr weiter hilft, geht das alte Lied an vom persönlichen Gott, ein wahrer Deus ex machina. — Die aller einfachsten, unbezweifeltsten christlichen Wahrheiten werden als ein von solcher Philosophie neu entdecktes, schwer errungenes, ihr allein zu verdankendes Gut hingestellt. Mit Recht hatte der tiefe christliche Glaube von jeher solche Anmassungen einer philosophischen Afterweisheit bemitleidet und verspottet. Mit solchen philosophischen Trebern lassen sich die Menschen nicht mehr abspeisen. Von der Kraft eines lebendigen Glaubens, der stets das Salz und der Sauerteig der Menschen war und bleiben wird, und der alle Macht der Wahrheit und eines wirklichen Denkens in sich hat, scheint Hr. S. wenig zu hoffen, da er alles Heil seiner subjectiven und objectiven Selbstbegründung vorbehält. Nach allem diesen ist es auch nicht auffallend, daß der größte deutsche Sohn des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete des christlichen Denkens — Hamann — dessen Elias-Mantel nur ein Elisa hat — in dieser Selbstbegründung keine Stelle fand. Natürlich ließ sich ein solcher schwer faßbarer Geist nicht so leicht in ein bestimmtes Fach hineinstellen. — Im weitern Verlauf dieses Abschnittes wird bisweilen (S. 489) durch lauter Auf- und Ueberschriften philosophirt und die monotone Drehorgel der subjectiven und objectiven Bewegung verfolgt uns auch hier überall. (S. 492) Das freye Verhältniß Gottes zum Geist, wird S. 493 versichert, sey jetzt Offenbarung in seiner geistigsten Form d. h. es offenbart Nichts. — In der Metaphysik, welche in spekulative Theologie, Kosmologie und Pneumatologie eingetheilt wird, bekommen wir einen magern Auszug aus fremden Gedanken (S. 504). Die einfache Thatsache, daß Gott die Welt erschaffen, wird (505) in einen philosophischen Bombast gehüllt, dann kommt eine Natur- und Geistes-Philosophie, wo weder über Natur, noch Geist etwas Weiteres gesagt wird, über den ersten Abfall der Menschen von Gott wird uns eine philosophische Verwässerung der Bibellehre geboten und was hie und da Reelles durchscheint, ist nicht vom Verfasser. S. 513 beginnt das alte dialectische Spiel von Neuem. In der That, wollte der Verfasser eine versteckte Satyre auf das neue scholastische Philosophiren schreiben und das in Formeln sich tödtende Denken dem Spott Preis geben, er hätte es kaum besser machen können. — Nachdem noch einmal (S. 516) der mythologische Proceß und die Entwicklung der Religionen vorgeführt worden ist, wird die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Erlöser auf die äußerlichste und gemachteste Weise construirt; nirgends wendet man sich mit größerem Widerwillen von diesem Formelwesen, als wenn es einem auf heiligem Boden begegnet und auch diese Tiefen aufschließen zu können sich einbildet. S. 520 werden als die höchste Spitze der philosophischen Arbeit einige Bruchstücke aus dem Katechismus gegeben und auf einige Ueberschriften von Hauptstücken aus demselben schrumpft das Resultat der philosophischen Offenbarungen zusammen. Arme Philosophie, so wirst du gerechtfertigt von deinen Kindern! —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate in historia, mythologia artibusque Graecorum tradendis praestita commentatio. — ed. Ferd. Soph. Chr. Koenig. Berolini 1832. S. 57. 8.
2. Pausaniae descriptio Graeciae. Ad Codd. mss. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, Apparatu critico, Interpretatione Latina et Indicibus instruxerunt Jo. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz. Volumen Primum. Lips. in bibliopolio Hahniano. 1838. S. LX. und 582. gr. 8.
3. Monuments d'Antiquité Figurée recueillis en Grèce par la commission de Morée, et expliqués par Ph. Le Bas, Maitre de Conférences de Langue et de Litterature Grecques à l'Ecole Normale, (seit Kurzem auch Mitglied der Academie des Inscriptions et Belles Lettres) I. Cahier. Bas Reliefs du Temple de Phigalie. Paris, Imprimerie de Firmin Didot Frères. 1835. S. 74 mit 4 Kupfertafeln. 8.

Desselben Werkes II. Cahier: Angolide et Laconie. Les Cabires. — Télésilla. — Mnémosyne. Dissertation sur le cheval considéré comme symbole funéraire. — Sarcophages avec sujets Bacchiques. — Amazones. — Morphô. Paris. Didot 1837; mit fortlaufenden Seitenzahlen. p. 75 — 255, und mit 6 Kupfertafeln. —

In dem an Schriftstellern reichen Zeitalter Hadrians und der Antonine, ohngefähr vierzig Jahre nach dem systematischen Geographen Ptolemäus, tritt der populäre Perieget Pausanias auf, eben so religiös, so patriotisch, wie am Anfang desselben Jahrhunderts Plutarchus, aber weit unter ihm an Geist, Vielseitigkeit und Gewandtheit. Doch dürfen wir vom letztern glauben, er würde ihm haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn treue Seelen, wie beyde waren, verstehen sich und erkennen sich an. Gerade das Gegentheil müssen wir von des Erstern Zeitgenossen Lucianus annehmen. Denn jenem gieng ja gänzlich ab, was die Franzosen esprit nennen, wodurch dieser griechische Voltaire vor Allen glänzte; und die Gegenstände der Ehrfurcht und Liebe, der Altväter Glaube und Sitte, heilige Gebräuche und Denkmale, denen Pausanias seine Mittel und Kräfte ausschließlich gewidmet hatte, waren es ja gerade, welche dieser Letztere, als veraltete und des mündig gewordenen Zeitalters unwürdige Dinge, um alle Achtung zu bringen suchte. Scheute sich dieser nicht, den alten Vater der Geschichte, Herodotus in Anspielungen anzutasten, wie würde er erst mit diesem Neuling umgegangen seyn, der, wo nicht die Kraft, so doch den Drang in sich fühlte, seinen Zeitgenossen ein zweyter Herodotus zu werden, hätte Lucian es der Mühe werth gefunden, von dessen Leistungen Notiz zu nehmen.

Eben so verschieden lauten die Urtheile über unsern Autor seit Wiederherstellung der Wissenschaften bis ins abgelaufene Jahrhundert herab. Ich führe beyspielsweise die Aussprüche zweyer großen

Kritiker an, die von den neuern Herausgebern nicht beachtet werden.

Der erstere aus dem sechszehnten Jahrhundert (Wilh. Canter, Novar. Lect. VI. 1. p. 287. ed. Basil.) führt ihn mit dem Lobspruch an: — Pausanias, scriptor elegantissimus, quemque omnes merito, qui sunt historiae et antiquitatis Graecae studiosi, carum habent." Soll das erste Prädicat logische Schärfe, Klarheit der Rede oder schlichte, reinliche Schönheit des Ausdrucks bezeichnen, so kann dieser Autor auf solche Eigenschaften am wenigsten Anspruch machen. Desto mehr gebührt ihm der andere Theil des Lobes, denn alle Geschichts- und Alterthums-Freunde haben ihn lieb und werth zu halten, und hiemit ist dem Urtheil über seinen Werth für uns der richtigste Ausdruck gegeben. Sein Werth nemlich ist für uns bloß ein materieller. Dieser Autor macht sich nur sachlich geltend; Form und Styl ermangeln der Grazie oder jener Eukolie der besseren griechischen Schriftsteller, sie verrathen asiatischen Styl, und noch dazu einen unreinen. Hören wir nun den andern Kritiker. Fried. Aug. Wolf nämlich äußert sich so über ihn: „Pausanias urtheilt oft falsch in Kunstsachen, ist von singulärem Geschmack, ist äußerst superstitiös, sein Styl dem Herodotischen nachgebildet, ist aber viel penibler."

Dieses Urtheil über Form und Styl des Pausanias hat seine volle Richtigkeit, und ich mußte dasselbe mit andern Worten so eben gegen Canter geltend machen. Vom übrigen wird nachher die Rede seyn, vorerst nur dieß. Die herrschende Denkart des vorigen Jahrhunderts war überhaupt Geschichtschreibern, wie Herodot und Pausanias, nicht zugeneigt. Der geistreiche Uebersetzer ihres Antipoden, des Lucian, Wieland, hob die Seitenblicke auf den Erstern mit einem gewissen Behagen hervor, und den Letztern betrachtete er so ziemlich wie einen εὐήθης, wenn man nicht lieber geradezu Pinsel sagen will. — Merkwürdiger Weise sind aber beyde, Herodot und Pausanias, zu gleicher Zeit, nämlich in neuester, wieder in der Achtung gestiegen, und was Pausanias betrifft, so sind die Periegeten des neunzehnten Jahrhunderts in nichts so einstimmig, als im Lobe ihres alten Vorgängers im zweyten, nur daß diese enthusiastische Wärme in die Studierstuben mancher Philologen noch nicht eindringen will. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Wir werden ihn also nicht überschätzen, aber auch nicht verachten, ja wir werden ihn, abgesehen von Form und Sprache, sehr hoch schätzen müssen. Hatte Herodot sein Vorwelt und Mitwelt umfassendes Werk in der schönsten Blüthezeit Griechenlands unternommen, und die gerettete Freyheit der Hellenen zu dessen Mittelpunct gemacht, so wollte Pausanias, in dieser Periode der Restauration, unter Hadrian und den Antoninen, seiner Nation und ihren Beherrschern ein möglichst treues Bild des alten und neuen Hellas hinstellen, was gewesen und verschwunden, sowie, was erhalten war, an Mythen und Geschichten, Gebräuchen und Denkmalen, aufzeichnen und den Nachkommen aufbewahren. Walteten dabey auch hellenische Religiosität und Alterthumsliebe vor, so lag ihm doch sonstige Absichtlichkeit fern. Letzteres ergiebt sich insbesondere aus der Vergleichung seines Werkes mit dem des zunächst nachfolgenden, des ältern Philostratus. Dessen Leben des Apollonius ist auch großentheils eine Periegese. Wie aber kurz nach Alexander dem Großen Euhemerus durch einen romanhaften Reisebericht die National-Religion künstlich zu untergraben gesucht hatte, so sollte sie von Philostrat auf Kosten des Christenthums neu gestützt, und der Ethnicismus in der wundersamen Glorie einer uralten Weltreligion Hohen und Niedern neu empfohlen werden. Von solchen Absichten weiß Pausanias nichts. Obschon heidnisch-gläubig, ja mitunter leichtgläubig, ist er arglos, treuherzig und je religiöser und patriotischer, desto emsiger und unermüdlicher im Umschauen, Umfragen und Forschen; und so hat er ein Werk geliefert, desgleichen wir kein anderes über Griechenland haben, und das wir eben deßwegen hinnehmen müssen, wie es ist, mit seinen Tugenden und Fehlern. — Diese Eigenschaften und den relativ großen Werth dieser Periegese wollen wir nun zuvörderst nach dem Inhalt der Abhandlung Nr. 1. um so mehr noch etwas näher betrachten, je weniger die Herausgeber dieser neuesten Edition (Nr. 2.) davon zu handeln Anlaß hatten. —

Praemonita (pag. 1 — 7.) Die bisher angenommene Meynung, unser Perieget sey der bey Philostrat (de vitis Sophistarum II. 13) erwähnte

Sophist aus Kappadocien, hatte bereits Herr Siebelis in seiner gehaltvollen Praefatio (ad Pausan. Vol. I. p. 5. seqq.), welcher Herr König überhaupt sehr viel zu verdanken hat, siegreich bestritten; wie denn auch Hr. Dr. Ludw. Kayser in den Anmerkungen zu dieser Stelle des Philostratus gethan. Außerdem widerspricht Herr König dem Gedoyn, der unsern Pausanias zu einem Jonier machen wollte, und schließt sich der fast bis zur Evidenz gebrachten Vermuthung des Herrn Siebelis, daß er ein Lydier gewesen, mit Recht an. Nun ist aber nicht abzusehen, warum er die bestimmtere Angabe des Herrn Böckh, daß er aus der Lydischen Stadt Magnesia am Sipylus gebürtig gewesen, bezweifelt, die doch nach den eigenen Worten unsers Reisebeschreibers (Pausan. V. 13. 4.) so viel für sich hat. Noch weniger ist zu billigen, wenn Herr Kruse (Hellas I. S. 45) ohne irgend einen Grund anzugeben, den Pausanias wieder für einen Kappadoken ausgiebt. Jener Kappadokische Sophist hatte in seinem Vortrage und Style Manches von seinem Lehrer Herodes angenommen; wovon sich, nach Böckhs richtiger Bemerkung in den Büchern des Periegeten auch nicht die geringste Spur findet. Dieser letztere lebte unter Hadrian und den Antoninen, und in seinem Werke kommt nichts vor, was über des Markus Aurelius Regierung hinausfällt. *)

Vor der Abfassung seines Werkes hatte er einen großen Theil Klein Asiens und Libyens durchreiset. Ob er auch Epirus, Macedonien, Thessalien, Sicilien und Sardinien besucht, läßt sich nicht ermitteln. Ungegründet ist die Annahme einer spanischen Reise. — Der Zweck seiner Reisebeschreibung war nicht eine sogenannte Statistik, d. h. eine Darstellung des Zustandes der Staaten, sondern hauptsächlich die Beschreibung der Architectur-Sculptur- und Pictur-Denkmale, mit Einschaltung mythischer, ritualer, sowie alt- und neugeschichtlicher Erzählungen. —

Caput I. De fide Pausaniae in rebus gestis enarrandis (p. 8 — 29). Die von ihm gesehenen und untersuchten Oertlichkeiten, Denkmale, Kunstwerke, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, behandelt er mit der größten Treue und Sorgfalt, wie die neueren Reisebeschreiber und Archäologen Dodwell, W. Gell, Leake, Hobhouse *) u. A. übereinstimmend bezeugen. In der genauen Angabe griechischer Zustände und Localitäten übertrifft er selbst den Strabo, und muß bey Differenzen zwischen beyden demselben vorgezogen werden.

Was die Quellen dieser Periegese betrifft, so erwähnt er im Vorbeygehen zwar in Erz eingegrabene Friedensschlüsse, jedoch andere öffentliche Urkunden, wie Senats- und Volksschlüsse, Dekrete obrigkeitlicher Behörden, hat er geschichtlich nicht benützt. Andere Denkmale, die er gebraucht hat, sind Verzeichnisse der Olympiaden und der olympischen Sieger, Verzeichnisse der Bundesgenossen, Ehren- und Grabes-Inschriften, Inschriften auf Weihgeschenken. Von prosaischen Schriftstellern hat er Mythologen und Logographen befragt; er nennt den Hekatäus, den Charon von Lampsakus und den Hellanikus, hält sehr viel auf den Herodotus, benützte den Antiochus von Syrakus, den Thucydides, Ktesias, Philistus, Theopompus und Anaximenes; unter den Geschichtschreibern der Nachfolger Alexanders den Hieronymus von Kandia, den Duris und den Phylarchus, ingleichen den Polybius. Hiebey habe ich zu bemerken: 1) wäre zu wünschen gewesen, Herr K. hätte die von Pausanias namentlich angeführten von den nicht genannten unterschieden. So nennt er z. B. den Hieronymus und Polybius, hingegen den Duris und Phylarchus nicht. 2) Hätte der Werth seiner genannten oder ungenannten Führer kürzlich gewürdiget werden sollen. So scheint z. B. unter diesen zwey nun genannten Historikern ein gewaltiger Unterschied gewesen zu seyn, und selbst dem Polybius gegenüber wird des Phylarchus Verlust von Niebuhr beklagt. *) Dagegen

*) Darüber hat sich vor unserem Verfasser Herr v. Stakelberg in seinem Werke: der Apollo Tempel zu Bassae, S. 126 erklärt und schon der alte Xylander zum Pausanias V. 1. pag. 180 ed. Siebelis. —

*) Journey through Albania I. pag. 214: „Pausanias alone will enable you to feel at home in Greece.“ Vergl. Siebelis Praefat. pag. IV.

*) „Phylarchus gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage“ u. s. w. (Siehe Phylarchi Historiarum Fragmenta collegit Lucht. p. 22.

Duris aus Samos, obschon von Cicero (ad Attic. VI. 1.) homo in historia diligens genannt, aber eben daselbst eines Irrthumes beschuldigt, möchte doch wenigstens, wie in der Darstellung dem Theopompus und Ephorus, so in der Glaubwürdigkeit den drey großen älteren Meistern der Historie nicht gleich zu achten seyn. *) Unter den Atthiden-Schreibern hatte er den Blitodemus und Androtion zu Rath gezogen; Ueber den ersten messenischen Krieg den Myron von Priene, und in den Orchomenischen Geschichten den Kallippus (diese vier von ihm genannt).

seq.) Herr König glaubt, Phylarchus Werke seyen im Zeitalter Justinianus vorhanden gewesen, und hat noch ein Fragment aus dem Jo. Laurent Lydus gewonnen, (p. 45) aber nicht, wie p. 89 heißt, aus dem Buche de mensibus, sondern aus dem de ostentis.

*) Plutarch. Pericl. cap. 38. Photius cod. 176. p. 121. Bekkeri, mehr oder minder günstige Urtheile über Duris, zum Theil ganz wegwerfende bey den Neuern. (Fabricii Biblioth. Gr. I. p. 670. II. p. 297. III. p. 41. Harles; womit man Clinton Fasti Hellen. II. p. 490. Wyttenbach Bibl. crit. VIII. p. 113. Baehr. ad Plutarchi Alcib. p. 26. Sintenis ad Plutarchi Periclem p. 195 seq. und Westermann de fontibus Demosthenis p. 6. seq. verbinden muß.) Diesen Historiker führen auch die Parömiographen an; wozu jetzt aus den Proverbb. Cod. Bodlei. Nr. 374 p. 40 ed. Gaisford ein neues Bruchstück gewonnen wird. In einer Stelle des Pausanias (VI. 13.3.), welche die Herren Schubart und Walz (Praefat. p. XLIV. sq.) kritisch verbessert haben, kommt ein Samier Duris vor, so daß dieser Name dort gewöhnlich gewesen zu seyn scheint. Aber der Samische Geschichtschreiber wollte ein Nachkomme des Alcibiades seyn (Plutarch. Alcib. cap. 32.); vielleicht aus derselben Eitelkeit, aus welcher er sich über frühere Geschichtschreiber erhoben hatte. — Von einem Geschichtschreiber über die Gesetze und Gebräuche von Phigalia in Arkadien, den Pausanias wahrscheinlich benützt hat, wird unten in der Anzeige der Abhandlungen des Herrn Le Bas die Rede seyn, da König ihn übergangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler. Allgemeine Einleitung ꝛc. Specielle Einleitung ꝛc.

(Schluß.)

Im dritten und letzten Theil der Ethik wird das Reich Gottes als die Idee des Guten betrachtet: 1) als das Gute an sich, 2) als die Idee des Guten im Werden und 3) die Idee des Guten in ihrer Wirklichkeit. Von diesem letzteren Reich der Herrlichkeit wird nun alles Ueberschwengliche ausgesagt: die Natur ist wiedergeboren und die vollendete Idee des menschlichen Geistes spiegelt sich in der ganzen Wirklichkeit ab. Alles Herrliche ist hier zu finden, nichts fehlt, nur Christus ist nirgends zu sehen. Man sollte doch meynen, im vollendeten Reich des Guten und der Wahrheit dürfte dieser nicht fehlen, da es doch hievon heißt: τὰ πάντα καὶ ἐν πᾶσι ὁ Χριστός. Er, das höchste Princip und der letzte Grund aller reellen Bewegung in der Geschichte wird nur so beyläufig, wo es sich gerade nicht anders thun läßt, hereingebracht, und nicht er, sondern die Selbstbegründung bringt den Menschen eigentlich bey der Verwirklichung in die Immanenz mit Gott zurück. Das herrliche Reich ist in der Ausführung auch gar nicht sein Werk, sondern die sittliche That der Menschen (S. 522 ꝛc. 535). Auf die concrete Wirklichkeit läßt sich aber der Verfasser überhaupt gar nicht ein, ungeachtet des großen Wirklichkeits-Princips. Alles wird nur mit idealischen Schilderungen und allgemeinen Wendungen abgemacht. Hätte nur der Herr Verfasser, der es mit der allerbesten Sache gewiß recht gut meynt, anstatt gleich die ganze Philosophie und Theologie wie ein Atlas auf seine Schultern zu nehmen, einen einzigen bestimmten Punct recht gründlich und erschöpfend bearbeitet, so hätte er gewiß viel mehr Ersprießliches geleistet.

Carl Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Von Poeten brauchte Pausanias sehr viele; unter andern den Homer, die Sänger der Thebais und der Argonautika, den Hesiodus, Asius, ferner die Dichter der Europia, der Minyas und der Oedipoden; ingleichen den Kinäthon, Karkinus und Eumelus (letztere beyde ausdrücklich angeführt). Ein sehr kritisches Urtheil bewährt er über die Aechtheit oder Unächtheit der unter Orpheus und Musäus Namen umgehenden Gedichte; zweifelt, ob die Schrift ἡ Κορινθία συγγραφὴ dem Eumelos angehöre (p. 16 vergl. Siebelis Praefat. p. XI. sq.). — Vieles hat P. aus mündlichen Mittheilungen, manche Sagen aus dem Munde des Volkes, Vieles von den sogenannten Exegeten und Mystagogen.

Seine Glaubwürdigkeit in Dingen, die er selbst gesehen, ist unverdächtig; eben so treulich theilt er die Erzählungen Anderer mit; widersprechende sucht er unter einander auszugleichen. Bey Berichten, die bloß auf der Sage beruhen, bedient er sich des φασί, λέγουσι, und ähnlicher Formeln, um dem Leser Freyheit des Urtheils zu lassen; er zeigt an, wo ihre Quellen abgehen; verräth keine Partheylichkeit für oder gegen historische Personen oder die Historiker selbst. Frey von Schmeicheley verschweigt oder mildert er jedoch Ungerechtigkeiten der römischen Oberherren aus Vorsicht, und unterdrückt seine Gefühle; ohne jedoch Nero's Tempelräubereyen und Kunstplünderungen zu beschönigen. Im Gebrauch seiner Gewährsmänner zeigt er große Sorgfalt, prüft ihre Berichte, verbessert auch hier und dort, was er selbst früher unrichtig erzählt hatte. — Seine Abweichungen in älterer Geschichte von Herodot, Strabo und Plutarch haben ihren Grund in den verschiedenen Sagen, denen sie folgten. Zuweilen aber widerspricht P. sich selbst; jedoch bleibt es manchmal zweifelhaft, ob er Gedächtnißfehler begangen, oder aus einer unbekannten Quelle geschöpft. Von der wahren Zeitrechnung weicht er zum Oefteren ab. Ob er bald bey auffallender Kürze, bald beym Gegentheil, gewisse Grundsätze befolgte, und welche, ist kaum zu ermitteln. — Im Allgemeinen ist bereits oben von mir bemerkt worden, daß die Urtheile der Neuern über seine Urtheilskraft und Kritik sehr verschieden sind. In der Mythologie fehlt es ihm an Tiefe, und obschon er sehr richtig Dichtermythen von andern unterscheidet, so nimmt er doch manche Mythen für historische Ereignisse, wie die von Lykaon und von der Niobe. Auch folgt er blindlings der göttlichen Autorität des Homerus bey abweichenden Mythen und Volkssagen; wie er denn in der Geschichte der Messenischen Kriege mit Beseitigung der wahren Führer, Ephorus und Antiochus, sich dem Dichter Rhianus hingiebt, der sich doch mit der Volkssage so viele Freyheiten erlaubt hatte; woraus sich im Allgemeinen ergiebt: Pausanias war eifrigst bemüht, die Wahrheit auszumitteln, und zu berichten, wollte niemals seine Leser täuschen; aber eine mit der Fackel der Kritik erleuchtete Geschichte hat er dennoch nicht geliefert, und nicht selten des schärferen Urtheils ermangelt, um die lautere Wahrheit der Ereignisse zu Tage zu fördern.

Caput II. De Pausaniae in fabulis expli-

candis παῤῥησία et judicii subtilitate (p. 30 — 40). Der richtigern Anordnung gemäß hätte Hr. K. Manches, was von der mythologischen Methode des P. im ersten Kapitel berührt worden, bis hierher versparen sollen. P. hat die priesterlichen Poëme der Orphiker und des Epimenides fleißig gelesen, von Priestern und andern Unterrichteten die Anlässe der Culte und Heiligthümer ausgeforscht. Er war in den Eleusinischen und wahrscheinlich auch in den Kabirischen und Dionysischen Mysterien eingeweiht. In dieser Zeit der fanatischen Wundersucht einerseits und der frivolen Zweifelsucht andererseits, faßte P. aus ungeheuchelter Frömmigkeit und aus der Ueberzeugung, die Menschen der Vorwelt seyen besser gewesen, als seine Zeitgenossen, eine große Liebe zu den ältesten Culten und Mythen; dabey war der Glaube an eine über Völker, wie über Individuen waltende Vorsehung in ihm lebendig. War er von manchen groben Volks-Irrthümern frey, so konnte er sich doch der herrschenden Meynung nicht ganz entschlagen. Er giebt viel auf Träume und Orakel, glaubt an Geistererscheinungen, erzählt manche Mythen wohl bloß um der moralischen Wirkung willen, die er davon auf seine Zeitgenossen hofft; andere erzählt er, läßt sie aber dahin gestellt seyn. Bemerkenswerth ist auch, daß P. im Laufe seiner Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß hinter der Mythenhülle oft ein tieferer Sinn verborgen liege, indem die Lehrweisheit der Bildner der Vorwelt diese Methode des Vortrags absichtlich gewählt habe (Pausanias VIII. 8. 2). — Mehrentheils beschränkt er sich auf die Erzählung der Mythen, verweist wegen Deutung ihres Sinnes seine Leser auch wohl an die Priester, ist bey Geheimnissen der Religion zurückhaltend wie Herodotus, und entschuldigt sich wie dieser, mit den von den Mysterien ihm aufgelegten Stillschweigen. In der Mythenerklärung vermißt man sehr oft den nöthigen Scharfsinn. In der Erklärung der Götternamen läßt er sich oft mit oberflächlichen, und offenbar unrichtigen Angaben zufrieden stellen, wogegen er zuweilen feinere und gründlichere Namenerklärungen gibt. Im Allgemeinen liefert P. reichen Stoff zur Kenntniß der alten Religionen, ihrer Ursprünge und Veränderungen, der Cultusgebräuche, der Formeln u. s. w.

Caput. III. De Pausaniae in artis operum descriptione peritia, p. 41 — 57. Die hohe Wichtigkeit, die P. in diesen Puncten für uns hat, ist, wie ich einleitend bemerke, gleich der des Plinius, der beyden Philostrate, des Kallistratus, und des Cicero, nur eine relative, an sich betrachtet. Denn hätten wir die Werke der älteren Periegeten und Kunstschriftsteller noch, wie die eines Polemo, Pasiteles, Heliodorus, Menächmus, Apelles, Melanthius, Antigonus, Hypsikrates u. A., sowie so manche Verzeichnisse von Kunstwerken aller Art (s. Heyne Opuscull. acadd. Tom. V. p. 12. vrgl. Fr. Jakobs verm. Schriften Bd. III. S. 423 und 473 sq.), so würden wir in den meisten Fällen zu ihm und andern Schriftstellern dieser Art nicht unsere Zuflucht zu nehmen brauchen, da sie uns im Gegentheil jetzt recht eigentlich Quellen sind. Auch hier hat P. die verschiedensten Urtheile erfahren müssen. Von den neuesten stellt Hr. K. dem wegwerfenden des sel. Hirt die günstigen von Schelling und Thiersch gegenüber; und macht sodann auf die höchst günstige Lage des P. aufmerksam, auf die damalige Erhaltung von Meisterwerken der Sculptur, Architectur und Malerey in Griechenland. Doch nennt er, neben 169 Bildhauern und Bildgießern, nur 15 Maler. Daß er so wenig Gemälde beschreibt, davon findet der Verf. zum Theil den Grund darin, weil P. Kunstwerke überhaupt nur wegen der religiösen Gegenstände, die sie vorstellen, beschreibt. Bey seinen Beschreibungen übergeht er Manches, wählt nur das Wichtigste aus, nimmt mehrentheils nicht den Standpunct des Artisten, und gehört im Ganzen mehr zu den Kunstliebhabern, als zu den eigentlichen Kunstkennern und Kunstrichtern. Es folgen Kritiken der Beschreibungen des Amyklaeischen Thrones, des Apollo, der Lade des Kypselus, der Wandgemälde des Polygnotus zu Delphi, und über die Stelle vom Apollo des Onatas. Es fehlte dem Pausanias an reinem Schönheitssinne; er lobt Kunstwerke sehr verschiedener Art und Würde oft mit denselben Ausdrücken, jedoch macht er Unterschiede unter Denkmalen verschiedener Art und Zeit, verwechselt aber manchmal Werke des hohen und des höchsten Alterthums, entscheidet auch oft nicht zwischen verschiedenen Meynungen über die Zeitalter von Künstlern;

irret endlich auch mitunter selbst in der Künstler-Chronologie. —

So viel von dieser verdienstlichen Abhandlung, in welcher Hr. König auch mehrere einzelne Stellen des P. besprochen. Die Schrift empfiehlt sich auch durch einen guten und wissenschaftlichen Untersuchungen angemessenen Ausdruck. —

Wir wenden uns zur neuesten Ausgabe des Pausanias Nr. 2.

Die Herausgeber haben ihren Beruf zu einem so schwierigen Unternehmen längst vor dem Publicum erwiesen. Herr Schubart durch seine Quaestiones genealogicae historicae in antiquitatem heroicam graecam. Marburgi 1832 (wegen welcher Schrift ich mich auf die derselben von mir vorgesetzte Praefatio beziehe); und durch die in demselben Jahre in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur (Bd. IX. S. 158 — 199) mitgetheilte gediegene Recension der Bekkerschen Ausgabe des Pausanias, dessen in der Kaiserl. Königlichen Hofbibliothek befindliche Handschriften er damals schon mit größerer Sorgfalt verglichen hatte. Herr Prof. Walz aber, der rühmlichst bekannte Herausgeber der Rhetores Graeci und anderer Autoren, hat seine gelehrten Reisen nicht nur zur Vorbereitung auf seine archäologischen und philologischen Lehrvorträge, sondern auch zur Materialiensammlung für den Autor benützt, dessen vorliegende kritische Edition wir der Verbindung dieser zwey gelehrten und emsigen Männer zu verdanken haben. Wir wünschen ihnen Glück, daß sie für ihr mühevolles und wichtiges Unternehmen eine so würdige Verlagshandlung gewonnen haben, wie die Hahnische ist, die auch dießmal durch die äußere Ausstattung dieses Werks ihren wohlbegründeten Ruhm bewährt hat. —

In der ausführlichen Praefatio wird der Satz vorangestellt (p. III.): „editionem criticam ad codicum auctoritatem refictam et apparatu critico copiosiori instructam adhuc desiderari.“ Zum Beleg der Richtigkeit desselben wird in einer genauen Charakteristik und Epikrise aller bisher erschienenen Ausgaben des P. eingegangen, von der ersten, der Aldina an bis auf die von Hr. Im. Bekker inclusive; wobey es einen sehr wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht hat, daß die Herausgeber der Bemühungen und Verdienste des bescheidenen und gelehrten Herrn Siebelis mit voller Anerkennung erwähnen. Es folgen die Angaben und Epikrisen der Uebersetzungen in lateinischer, in den neueren europäischen Sprachen, wovon verschiedene nach Handschriften verfaßte eigenen kritischen Werth haben, andere mit kritischen oder mit erläuternden Anmerkungen begleitet sind. Die Aufzählung der von den Herausgebern gebrauchten Handschriften wird mit folgenden Worten eingeleitet (p. XVIII.): Rebus sic se habentibus quum sine accurata codicum perscrutatione emendationem et, quantum fieri potest, restaurationem (restitutionem) parum promoveri videremus, nova subsidia circumspeximus, et, ne vires et apparatus distrahantur, omnia, quae incommoda videri possint, despicientes studia nostra copulavimus. (Verstehe ich dieß letztere recht, so wollen sie damit sagen: um die Versplitterung der Kräfte und der gesammten Hülfsmittel zu vermeiden, haben sie sich über alle Ungemächlichkeiten, welche eine Theilung der Arbeit unter zwey von einander entfernt wohnende Editoren mit sich bringt, hinweggesetzt, und ihre Bemühungen vereinigt.) Fructum concordis hujus consociationis lectori nunc proponimus; antequam vero de operis nostri consilio atque ratione agimus, praemittenda est codicum notitia, quos vel integros contulimus, vel e quibus specimina tantum sumsimus.“ Da die benützten Handschriften auf dem Titel dieser Ausgabe angegeben sind, beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß der Reichthum des mit unermüdlichem Fleiße zusammengebrachten Apparats Bewunderung verdient, und daß dabey Regierungen und Privatpersonen hülfreich gewesen; wie denn namentlich die Unterstützung von Gelehrten, wie von Gottfr. Hermann, Hofmann, Groen van Prinsterer, Jak. Geel, Cobet und C. B. Hase namentlich und dankbar erwähnt werden.

„Jam (heißt es nun weiter p. XXIV,) praemissa codicum notitia videndum est de eorum affinitate atque indole, quo facilius de uniuscujusque pretio possit judicari. Primo statim obtutu (adspectu) animadvertimus nullam saeculo XIV. esse antiquiorem, quosdam usque

in saeculam XVI. descendere. Accuratius inspicientes libros, quotquot existunt (sunt), Pausaniae codices ex uno fonte, eoque non admodum antiquo, fluxisse satis tuto (certo) possumus concludere, quare abjicienda est spes fore, ut aliquando Pausanias integritati suae restituatur, mendis emaculetur, vulnera temporis et librariorum culpa inflicta denique sanentur" etc. — Es werden darauf mehrere einzelne Stellen durchgegangen, woraus ſich die Beſchaffenheit der verſchiedenen Codices abnehmen läßt; welcher Abſchnitt mit der Bemerkung (p. XXXVI). ſchließt: „Nolumus cumulare exempla; quae protulimus affatim manifestant (declarant), qualis sit codicum affinitas, simulque, quomodo fieri potuerit, ut codices gemini, ex eodem exemplari descripti, tot tamen locis inter se discrepent; omnino vero, quanti momenti sit ejusmodi liber (sit venia verbo) glossatus ad distinguendas classes, quantam inde lucem accipiat codicum genealogia et historia nemo non videt." Ebendaſelbſt wird bemerkt, wie die Herausgeber außerdem noch dem Herrn Geel die Mittheilung zahlreicher Randanmerkungen verdanken, welche Palmerius auf ein Exemplar der Xylandriſch-Sylburgiſchen Ausgabe beygeſchrieben hatte, ingleichen Noten von Tib. Hemſterhuys und von Reiske, abgeſchrieben von den Rändern Leydner Exemplare; und endlich geſagt, wie ſehr ſie bemüht geweſen, die kritiſchen Bemerkungen anderer Gelehrten für den Text des P. zu benützen, obwohl ſie hiebey Manches überſehen haben möchten. Es werden hierauf die verſchiedenen Richtungen bezeichnet, welche die Kritik beym P. eingeſchlagen, die derjenigen, die auf alle Weiſe die hergebrachte Leſeart vertheidigen, die andere ſolcher, welche auf die Autorität eines relativ vorzüglichen Codex die Wiederherſtellung des Textes gründen zu können glauben; endlich die dritte, der kühnen Kritiker, die mit Verachtung der handſchriftlichen Zeugniſſe in jugendlichem Muthe Lesarten erſinnen, welche aber nicht darſtellen, was P. geſchrieben, ſondern was er, wie ſie meynen, hätte ſchreiben ſollen. Sie, die Herausgeber, haben einen Mittelweg eingeſchlagen. Bey Behandlung des Textes des P. müſſe ein ganz anderer Weg genommen werden, als bey Plato, Thucydides und Lucianus. Pauſanias laſſe ſich aus den übrig gebliebenen Handſchriften nimmermehr wieder herſtellen; die im Texte befindlichen Lücken ſeyen zahlreicher, als man glaube; er werde leider manche unheilbare Wunden immer an ſich tragen; und ſo viele Stellen ſie auch durch Hülfe der Handſchriften oder durch Conjectur verbeſſert zu haben hofften, ſo viele ſeyen doch noch übrig, bey denen ſie alle Hoffnung aufgegeben. „Quae cum ita sint (fahren ſie p. XXXIX fort), temeritatis crimen incurrere non veremur, si a codicibus destituti ad conjecturas saepissime confugimus, non quidem tumultuario impetu, sed haesitantes et meditate. Tritissimum est illud, quemque sui ipsius (ipsum) optimum esse interpretem, addimus correctorem. Quem correctorem ut in partes nostras traheremus, vicies triciesque repetita accurata libri lectione ita natura ejus et indole nos imbuere studuimus, ut in Pausaniae dicendi et cogitandi rationem satis penetrasse, et familiaritatem quandam cum eo contraxisse videremur. Sic penitius (altius) perspecto libri consilio et cognita ejus natura ad codicum lectiones accessimus, rei palaeographicae sic satis gnavi, quippe qui codicum centurias pertractavimus; singulas lectiones diligenter examinavimus habita non solummodo codicum ratione, sed scriptoris indolem et sermonis habitum respicientes; ubi nullam, quae satisfaceret, invenimus, lectionem, librorum manuscriptorum quantum fieri potuit, prementes vestigia e conjectura sive nostra sive aliorum haud ambiguam Pausaniae sententiam restituere conati sumus; locos plane desperatos, et sunt ii non adeo rari, intactos dereliquimus, eam a codicibus recipientes, lectionem quae plurima nobis correcturae (correctionis) elementa continere visa est; lacunas, nisi ubi una alterave vocula erat inserenda, non complevimus, sed asteriscis tantum hiare sermonem indicavimus. Singulas lectiones, quod ingenue fatemur, delegimus sensu quodam iterata lectione informato et consuetudine perpetua exculto ducti, non regula subtili meditatione operose inventa" etc.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Wäre es aber bey einem solchen Autor dennoch nicht besser, wenn die Herausgeber sich entschliessen wollten, bey den folgenden Büchern die Varianten ganz vollständig unter dem Texte mitzutheilen, und in einem Anhang die aus den ersten drey Büchern nachzutragen? — Bey der darauf folgenden Darlegung der Orthographie, die befolgt worden, ist von mehreren Städte- Local-Namen, wie auch von personellen Namen die Rede; wobey bemerkt wird (p. XLII. sq.), daß in vielen Namen heut zu Tage der einfache Consonant dem doppelten vorgezogen werde. Was die erste Classe dieser Wörter betrifft, so ist hiebey die Münzkunde zu berücksichtigen; sie bestätigt z. B. die von den Herausgebern nach dem Zeugniß der Handschriften empfohlene und auch von Imm. Bekker aus Codd. aufgenommene Schreibart *Κνωσός* (S. I. Bekkeri Commentar. Crit. in Legg. Platon. II. p. 173 zum Text p. 180. Man vergl. jetzt Mionnet, Descript. de Médailles. Suppl. IV. p. 309. sq.) Wenn dagegen (Pausan. III. 19. 10. p. 540.) *Ἐρινύσιν* edirt worden und gesagt wird (Praefat. p. XLII), daß die Codd. übereinstimmend *Ἐρινύς* haben, so hat dagegen Lobeck (Praefat. ad Sophocl. Aiac. p. IX.) die Schreibart *Ἐρινύς* zu vertheidigen übernommen; und man streitet noch jetzt über den Ursprung dieses Namens (s. Preller Demeter und Persephone. S. 165 u. S. 403). Hier möchte nun der Ort seyn, das Ergebniß dieser Untersuchungen und Kritiken in wenige Sätze zusammenzufassen: 1) der Text des P. leidet, neben unzähligen Corruptionen, an einer großen Anzahl von Lücken, welche, da alle noch vorhandenen Handschriften aus einer Quelle geflossen, großentheils aus dieser Urschrift herzuleiten sind, und manches Seltsame und Abstossende der Schreibart, dessen man diesen Periegeten bezüchtigt, möchte vielleicht in dieser Verstümmlung seine Entschuldigung finden. 2) Diese neueste Ausgabe verdankt einer Leydner Handschrift, als L. a. bezeichnet, (s. Praefat. p. XIX. sq.), besonders vom 5ten Buch an, mehr als allen übrigen zusammengenommen; so daß von diesem Buche an diese Edition erst eigentlich wesentliche Verbesserungen vor den übrigen voraus haben wird. Billige Beurtheiler werden daher ihr Endurtheil bis zur Vollendung des Ganzen verschieben. 3) So viel läßt sich aber jetzt sagen: in dieser Ausgabe ist eine solche Zusammenstellung des Materials geliefert, wonach mit ziemlicher Sicherheit ermessen werden kann, in wie weit aus den bis jetzt bekannten Handschriften ein Heil für den P. zu erwarten, und hingegen alle Hoffnung aufzugeben ist.

Die Herausgeber kündigen einen weiteren Real-Commentar über diesen Schriftsteller an; da sie aber die Sache zu einem solchen kritischen Abschluß gebracht, so möchte ich sie im Interesse der Alterthums-Wissenschaft ersuchen, zu dem bereits erworbenen Verdienst noch dieses neue hinzu zu fügen, und in Verbindung mit noch einem Archäologen und mit einem wissenschaftlich gebildeten Künstler auch der Sacherklärung ihre Talente und Kräfte zu widmen; indem ich überzeugt bin, daß aus der Vergleichung der antiken Denkmale und aus arti-

stischen und archäologischen Erörterungen auch für die Textes-Verbesserung, sowie für das Verständniß der Beschreibungen und Berichte dieses Periegeten, noch manche erfreuliche Resultate zu gewinnen seyn werden. —

Die Herausgeber theilen (von p. XLIII. an), hauptsächlich aus den spätern Büchern, eine Reihe von Stellen mit, die sie mehr oder minder ausführlich, mit Benützung ihrer Handschriften, der Kritik unterwerfen, besonders solche, wo ein oder mehrere Worte, ja zuweilen ganze Sätze ausgefallen sind, und wo sie die Lücken entweder nachweisen, oder auch aus Spuren der Codd. und aus andern Hülfsmitteln wirklich ausfüllen. Sie finden die Ursachen solcher Lücken in dem allen vorhandenen Handschriften zum Grunde liegenden Codex, in welchem Worte und Zeilen durch Flecken unleserlich geworden, durch Risse ausgefallen, oder auch durch Schuld der Abschreiber ausgelassen seyen.

Rechtfertigen durch die meisten dieser zahlreichen Kritiken (bis p. LIX.) beyde Gelehrte aufs Entschiedenste ihren Beruf, indem sie an vielen Stellen die Lücken ausspüren, und sie eben so oft aufs glücklichste ergänzen, so bringt es die Natur eines so schwierigen Geschäfts mit sich, daß man hier oder dort wohl auch Anstand nehmen muß, ihren Conjecturen beyzupflichten. So ergeht es mir z. B. gleich bey p. XLIII. mit der Stelle V. 1. 4. (nicht 5). Ich muß sie ganz hieher setzen: *Τὰ δὲ ἐς τὴν Ἐνδυμίωνος τελευτὴν οὐ κατὰ τὰ αὐτὰ Ἡρακλεῶταί τε οἱ πρὸς Μιλήτῳ καὶ Ἠλεῖοι λέγουσιν, ἀλλὰ Ἠλεῖοι μὲν ἀποφαίνουσιν Ἐνδυμίωνος μνῆμα, Ἡρακλεῶται δὲ ἐς Λάτμον τὸ ὄρος ἀπενεγθῆναί φασιν αὐτόν, καὶ ἄδυτον Ἐνδυμίωνός ἐστιν ἐν τῷ Λάτμῳ.* Da die Herausgeber in den besten Codd. *φασὶν αὐτὸν μουσικαὶ ἀδ.* und in Einem *φ. αὐτὸν μουσι. καὶ ἀδ.* fanden, so vermuthen sie eine Lücke von einer ganzen Zeile, die sie so ergänzen: — *φασιν αὐτὸν (ἔνθαδ ἡ ἄλλα τε γέρα οἱ προσοικοῦντες ἅτε Διὸς αὐτῷ νέ-) μουσι, καὶ ἄδυτον.* — Der Mythos des Endymion spielt hauptsächlich in den Landschaften Elis und Karien. — In Betreff des erstern Locals werden mehrere Kinder des Endymion angegeben (wobey, gelegentlich bemerkt, Kanne ad Conon. p. 93. die Stelle des Phavorinus übersehen hat: *ἀπὸ τῆς Πίσσης* (vielmehr *Πίσης*) *τῆς ἐνδυμίωνος* (*Ἐνδυμίωνος*) *θυγατρὸς.*); bezüglich aufs Andere heißt Endymion beym Scholiasten des Apollonius Rhodius IV. 57., der besten Quelle dieses Mythus, *Καρίατης* (wie Valkenaer ad Callimach. Elegg. p. 70. vortrefflich statt *Σπαρτιάτην* hergestellt hat). Das war ein Mythus, den seit Hesiodus Dichter wie Logographen und Schriftsteller aller Art, behandelt hatten, dessen Sinn aber nur aus der Vergleichung der andern von Memnon und von Kephalus und Aurora verstanden werden kann. Ibykos hatte den Endymion als König von Elis genommen. (Schol. Apollon. a. a. O.), von diesem zeigten die Eleer dem Pausanias sein Denkmal (a. a. O.). Andere hatten erzählt, er sey Gott geworden, (*ἀποθεωθῆναι* Schol. Apollon. a. a. O.), und diese Sage spricht gar sehr für die angeführte Ergänzung der Editoren. Andere ließen ihn in Karien die Gunstbezeugungen der Artemis genießen, nämlich am Berge Latmos an den Grenzen des Milesischen Gebiets. (Pausan. a. a. O. Strabo XIV. 8. p. 514 sq. Tzschucke; wo auch eine Stadt Latmos lag, wie Alkman sie noch genannt hatte, später Heraklea am Latmos genannt, und schon von Scylax, Peripl. p. 91. (welches eines der Merkzeichen für das Zeitalter dieses Geographen ist), vrgl. Steph. Byzant. p. 386. Berkel. Am Gebirge Latmos zeigte man bald ein Heiligthum, bald eine Höhle (*ἄντρον*· Pausan. Schol. Apollon. a. a. O.), worin Artemis den Endymion besucht und geküßt hatte. Aber gleichwohl hatte er sterben müssen, und nicht weit von jenem Städtchen Latmos-Heraklea ward in einer Höhle sein Grab gezeigt (*δείκνυται τάφος Ἐνδυμίωνος ἔν τινι σπηλαίῳ* Strabo a. a. O.): Beweises genug, daß sie ihn ebensowohl für einen sterblichen und gestorbenen Menschen hielten, wie die Kreter sogar den Zeus. (Callim. H. in Jov. 9. mit dem griechischen Grammatiker bey Ruhnken p. 6. ed. Ernesti.). Pausanias konnte also von Herakleoten in Karien unmöglich gehört haben, daß sie ihm, wie einem Gotte, Ehre erweisen, wie die Herausgeber voraussetzen, und das, was er sein *ἄδυτον* am Latmos nennt, kann nichts anderes, als eben ein in der Höhle verborgenes Grab seyn. Was soll aber das *μουσι*

zwiſchen αὐτόν und καὶ im Texte der Handſchriften des P. bedeuten? Nicht daß eine ganze Zeile ausgefallen, ſondern nur ein halbes Wort. Ich ergänze μουσικώτερον und beziehe es auf φασὶν, wie denn jenes Adjectiv. adverbial. beſonders mit λέγειν, εἰπεῖν, φάναι verbunden wird, um richtiges, treffendes und artiges Reden, Bemerken und Erzählen zu bezeichnen (Locella ad Xenoph. Ephes. I. p. 74. ed Peerlkamp.). Demgemäß faſſe ich die Worte des Pauſanias ſo: „Die Umſtände von Endymions Lebensende erzählen die Herakleoten bey Miletos und die Eleer nicht auf dieſelbe Weiſe, ſondern die Eleer zeigen das Denkmal (Grabmal) des Endymion vor; die Herakleoten dagegen ſagen ſchicklicher (artiger), er ſey auf das Gebirge Latmos entwichen; und es befindet ſich ein Heiligthum des Endymion auf dem Latmos;“ d. h. die Eleer zeigen den Fremden ganz einfach das Grab ihres ehemaligen Königs Endymion; die Herakleoten hingegen laſſen ihn auf eine anmuthigere Weiſe nach dem Gebirge Latmos entſchwinden (an jenen von Dichtern gefeyerten Ort der Liebeserweiſungen der Artemis = Luna (ſ. die Stellen der Dichter bey Valkenaer im Callim. Elegg. p. 65. sqq.), und wirklich zeigt man an demſelben Berge noch ſein Heiligthum. — Ich habe mich bey dieſer Stelle etwas länger verweilt, weil ſie zum Beweiſe dient, wie ſehr die Textes-Verbeſſerung des P. manchmal durch die Sach-Erklärung bedingt iſt. Ich muß mehrere andere Ausfüllungen von Lücken übergehen, die nun zunächſt folgen. Dafür muß ich aber folgende Stelle ganz herſetzen: (p. XLV. sq.) „Est locus IX. 19. 5. (4) πρὸ τοῦ ἀγάλματος τῶν ποδῶν τιθέασιν ὅσα ἐν ὀπώρᾳ πέφυκε γίγνεσθαι· ταῦτα δὲ διὰ παντὸς μένει τεθηλότα τοῦ ἔτους, planus omnino et ne minima quidem difficultate impeditus; quae quidem sequunter sunt salebrosa et luxata, at nostro loco nemo facile haerebit; quare mirari subit, unde codices MVa Pc AgLb R habeant lectionem πέφυκεν ἡ γέφυρα διὰ παντὸς. Versamur eo ipso in loco, ubi Euboea cum Boeotia ponte juncta erat. Quid? num est credibile Pausaniam silentio praetermisisse magni moliminis illud opus? Nobis quidem non fit verisimile, quin imo nobis persuademus scriptorem accuratum hoc loco de ponte illo egisse, cujus tamen descriptio, vel certe commemoratio, temporis injuria eo usque deleta sit, ut nihil nisi leve indicium lectione monstruosa conservatum sit. Nolumus reticere, quod praeterea hoc loco in mentem nobis venerit. Stephanus enim Byzantinus s. v. Tamyna haec habet: Τάμυναι πόλις Ἐρετρίας. — ἑαυτοῦ λέγεται καὶ Ταμυναῖος· οὕτω γὰρ ὁ Ζεὺς ἐν αὐτῇ τιμᾶται. Παυσανίας ἐνδεκάτῳ (ια, alii ἐν δεκάτῳ) περιηγήσεως. Haec Jovis Tamynaei commemoratio neque libro undecimo, qui nullus est, neque alibi in Pausaniae Periegesi occurrit. Ex ἐνδεκάτῳ facili mutatione eruimus ἐνάτῳ, et quum Jovis Tamynaei fanum non longe remotum ab hoc ponte cogitandum sit, haud inepta videtur suspicio, noster loco cum pontis descriptione hujus etiam sacri excidisse memoriam, praesertim quum nullus in toto opere occurrat locus huic commemorationi magis opportunus. — Wer wird hiebey der Combination der Herausgeber nicht gern volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen?

Aber ich erlaube mir doch mehrere Fragen: Zuvörderſt gab es wirklich kein eilftes Buch des Pauſanias, woher denn die Notiz des L. Gyraldus, daß es von dieſem 11ten Buche ſogar zwey lateiniſche Ueberſetzungen gegeben habe (ſ. Salmas. ad Steph. Byz. p. 691. Berkel)? Jedoch dieß nur beyläufig, und von einer Brücke muß nach den Codd. in dieſer Stelle des P. die Rede geweſen ſeyn. Dieſe Brücke aber, oder vielmehr, dieſer Damm mit Schleußen, Brücken und Thürmen, welcher die Inſel Euböa mit Böotien verband *), gieng ja nach Chalkis hinüber, alſo nicht ſo nahe am Tamynäiſchen Zeustempel, wie eben vermuthet wird, da Chalkis von Eretria in nicht ganz unbedeutender Entfernung lag. Ptolem. Geograph. III.

*) Ueber dieſe Brücke ſ. Strabo IX. p. 401. Tzsch. Diodor. XIII. 4. 7. p. 578. Wessel. Is. Voss. ad Melam. II. 7. 75. Chr. Bondelmonti liber insularum Archipelagi. cap. 78 p. 132. und die neuen Reiſebeſchreiber von Spohn bis auf Dodwell II. 1. p. 248.

p. 214. ed. Basil.) Die Stadt Tamyna, oder Tamynä pluralisch, lag aber im Gebiete von Eretria. *) Dieses ist hier von Bedeutung; denn wenn in derselben Stelle des Pausanias, worin jener Brücke gedacht war, auch vom Heiligthum des Tamynäischen Zeus geredet worden, wie die Herausgeber voraussetzen, so muß der Text unseres Autors einen beträchtlichen Ausfall erlitten haben. So berühmt aber die Stadt Tamyna zur Zeit der griechischen Freystaaten war, und so oft sie in den Geschichtschreibern und griechischen Rednern angeführt wird, (Wessel. u. Valken. ad Herodot. VI. 10. u. Tzsch. ad Strabo. X. p. 29. sq.) — so scheint sie doch nach dem Auszug des Städtebuchs unter Stephans Namen aus der Geschichte zu verschwinden, und von jenem Heiligthume des Zeus haben wir nur diese kurze Notiz in eben diesem Buche, da Pausanias gewiß ein Mehreres davon gesagt hatte. Eben dieses letzteren Umstandes wegen hätte aber Wesseling (a. a. O.) nicht sagen sollen, daß es ein Heiligthum des Zeus oder des Apollo gewesen sey. Wenn dieser Tamynäische Zeustempel vielleicht auch nicht so berühmt war, wie der von Aeschylus, Sophokles u. A. erwähnte des Zeus *Κηναῖος* auf dem Euböischen Vorgebirge *Κηναῖον*, (s. meine Meletem. I. p. 17), so war er gewiß doch eben so wohl durch den Cultus des Jupiter bekannt. Gefeyerter scheint freylich der Tempel des Tamynäischen Apollo gewesen zu seyn, sowohl durch hohes Alterthum, (ihn sollte Admetos gestiftet haben, Strabo a. a. O., welche Cultuslegende Larcher zum Herodot, Tom. VIII. p. 532., seltsamer Weise wegen der weiten Entfernung von Pherae, dem Wohnsitz dieses Königs, in Zweifel zieht), als durch sein Ansehen. Beym Strabo (a. a. O.) heißt diese Stadt dem Apollo geheiligt, und dieser Gott war in einem Threnos des Simonides erwähnt worden, nicht minder in den Euböischen Geschichtschreibern; ja dieser Cultus, und somit eine Art von Wohlstand der Stadt, müßte sich bis in die spätere Kaiserzeit erhalten haben, wenn es mit einer Münze dieses Orts seine Richtigkeit hätte, welche auf der Hauptseite das mit Lorber und Strahlen umgebene Haupt mit der um dasselbe laufenden Inschrift *ΤΑΜΥΝΑΙΩΝ* zeigte (Holsten. ad Steph. Byz. p. 311). Aber nach einer solchen Münze habe ich mich in den Werken der Numismatiker bis jetzt vergeblich umgesehen. Ueberhaupt ist die Münzkunde dem Pausanias noch nicht gehörig zu Gute gekommen, die doch heut zu Tage so vieles leisten könnte.

Da kurz zuvor von der Stadt Chalkis in Euböa die Rede war, so fasse ich mehrere Stellen zusammen, um ein Beyspiel des eben aufgestellten Satzes zu geben. Pausan. V. 23. 1; VI. 13. 4 und IX. 12. 4 werden *Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ τῷ Εὐρίπῳ* genannt (wie in den neuern Ausgaben verbessert ist: Siebelis daselbst). In einer andern Stelle III. 5. fin. wird erzählt, der Lakedämonische König Hagesipolis habe viele Städte im Lande der Chalcidenser genommen, und auch gehofft, Olynth zu erobern: (*καὶ ἡρηκότα τῶν τε ἄλλων πόλεων τῶν ἐν Χαλκιδεῦσι τὰς πολλὰς, καὶ αὐτὴν ἐλπίζοντα αἱρήσειν τὴν Ὄλυνθον* —) das heißt hier: viele Städte in der Thrakisch-Makedonischen Landschaft Chalkidike. Das ist das *Χαλκιδικὸν γένος* (Herodot. VII. 185. p. 730 ed. Bachr., mit dessen Note). Sie grenzten an die Bottiäer, oder bildeten vielmehr mit ihnen ein Volk, seitdem diese Olynth besetzt hatten. Herodot. VIII. 127. Thucyd. II. 99. vergl. Franc. Streber Numismata in den Abhandlungen der Münchner Akademie der Wissenschaften 1835. I. p. 115.).

(Fortsetzung folgt.)

*) Stephan Byz. pag. 691 Berkel. *Τάμυνα πόλις Ἐρετρίας· Στράβων δεκάτῃ* (X. 10. p. 29). Ich vermuthe *πόλις Ἐρετρικῆς*, oder noch näher der Lesart: *πόλις τῆς Ἐρετριακῆς*. Ueber beyde das Gebiet von Eretria bezeichnende Namensformen s. Tzschuke, zum a. O. und zu IX. p. 344 sq.; auch sagt Harpocration: *ἐν τῇ χώρᾳ τῶν Ἐρετριέων αἱ Τάμυναι* p. 329.

Berichtigungen.

Nr. 13. S. 105. Z. 14. v. u. statt menschlich mehr lies menschlich wahr. S. 106. Z. 3 v. o. l. *καταχθόνιος*. S. 108. Z. 1 v. u. l. daß die Poeten die Mythen gemacht haben. — Nr. 21. S. 173. Z. 18 v. u. l. Dike. S. 175. Z. 3. v. u. l. *μίν*. — Nr. 22. S. 181. Z. 12. v. u. l. *Ἄθηνα*.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Es werden oft genannt *Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ Θράκης* oder *Χ. οἱ πρὸς τῇ Θράκῃ* (Thucyd. I. 57. I. 108. Aristot. Polit. II. 9. fin. p. 69. ed. Goettling. Diodor. XIV. 82. p. 706. Wessel.) zum Unterschiede vor den Euböischen am Euripus (s. vorher, und Scholiast. Thucyd. I. 57. *οἱ ἐν Εὐβοίᾳ Χαλκιδεῖς*, vrgl. Eustath. in Iliad. p. 537. p. 226. Lips. Holsten. ad Steph. Byz. p. 353). Bey Demosthenes werden zwey und dreyßig Chalkidisch-Thrakische Städte erwähnt (Wesseling. ed. Diodor. XVI. 52. p. 123); die Thrakisch-Makedonischen Chalkidier waren Kolonisten derer von Euböa (Schol. Thucyd. I. 57. Heyne Opuscc. Acad. II. p. 266), und nicht bloß Olynth, sondern auch andere Chalkidische Städte, bezeugten auf ihrem Gelde durch den Chalkidisch-Euböischen Adler mit einer Schlange im Schnabel, ihre Abkunft aus jener Mutterstadt. (Mionnet II. p. 303 sqq. Suppl. IV. p. 358. sqq. V. p. 143 sqq. vergl. Suppl. VIII. p. 115. sqq. und jetzt Franc. Streber Numismata a. a. O. p. 114 — 117.) — War nun unter den vielen Thrakisch-Chalkidischen Städten auch eine, die selbst Chalkis, (*Χαλκὶς*) und wie die Euböische Mutterstadt hieß? Dieß hat man bisher allgemein angenommen, und ihre Lage östlich von Olynthos, und westlich von der Sykeischen Ebene gesetzt. (Larcher Table geograph. zum Herodot. p. 118) Dagegen erklärt sich jetzt Millingen (Sylloge of ancient unedited coins. Lond. 1837 p. 45. zu pl. I. no. 21.). Er macht dort eine Silbermünze von Olynthos bekannt. Vorderseite *OΛTNΘ*; belorbeerter Kopf des Apollo; Rückseite: *XAAKIΔEΩN*. Eine Lyra mit 7 Saiten. Diese Münze, sagt er, beweise, daß alle ähnlichen Münzen mit *Χαλκιδέων* nach Thracien gehören *), und die Aufschrift *Ὀλυνθίων Χαλκιδέων*, daß alle diese Münzen in Olynth geprägt worden. Sie seyen Geld der Chalkidischen Conföderation gewesen. Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thracien eine Stadt Chalcis existirt habe. Von schwachen Anfängen sey Olynth emporgewachsen, und das Haupt der Chalkidischen Conföderation geworden; welcher Wachsthum dieser Stadt nicht nur ihrer vortheilhaften Lage beyzumessen sey, sondern einer Politik, sonst in Griechenland sehr ungewöhnlich, nämlich daß sie Bürger aller übrigen Bundesstädte an allen ihren eigenen bürgerlichen Rechten Antheil nehmen ließ, und den gebornen Olynthern ganz gleichstellte. **) Dieß gelegentlich. Was aber den so keck ausgesprochenen Satz: „Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thrakien eine Stadt Chalkis existirt habe," betrifft — so ist dieß nicht wahr. Man höre nur den Scholiasten des Thucydides, I. 108: *Χαλκὶς Θράκης* (vergl. zu I. 57. Eustath. a. a. O. Lucas Holsten. a. a. O. und mehrere der übrigen von mir angeführten Stellen).

---

*) Dieß war schon früher vermuthet worden (sieh Mionnet Description Supplem. Tom. IV. p. 358, vergl. Tom. III. p. 60).

**) Ueber Olynths Ursprung, Wachsthum und Schicksal s. Vömel zu Demosth. Philipp. p. 12 sqq. p. 25 seqq. und p. 101 — 108.

Auch wäre es gegen alle Analogie, wenn die von der Euböischen Stadt Chalkis ausgerüsteten und nach Thracien ausgesendeten Colonisten nicht zu allererst im neuen Lande eine nach der Mutterstadt genannte Neustadt gegründet hätten, sie, die auf den Münzen so vieler andern in dieser Colonie gegründeter Städte den auf dem Gelde der Altstadt hergeprägten Typus noch lange Jahre beybehielten, wie wir oben gesehen haben. Ja es ist wahrscheinlich, daß die ältesten thrakisch-griechischen Münzen mit diesem Typus und mit der Aufschrift *Χαλκιδέων* der Tochterstadt Chalkis selbst angehören. In der zweyten der von mir oben angeführten Stellen des Pausanias (V. 23. 1 und 2) *) erscheint zweymal noch bey Siebelis die Schreibart *Ἀμβρακιῶται* (vrgl. auch X. 13. 3.). Ich weiß nicht, ob die Herausgeber im zweyten Bande nach ihren Codd. werden *Ἀμπρακιῶται* geben; das aber weiß ich, daß letztere die ältere ist (wie Eustath. ad Dionys. Perieg. vs. 493 bestimmt versichert) und sie wird auch von der Mehrzahl der Münzen bestätiget (Rasche Suppl Lex. rei num. I. p. 599 und 620), und daß erst die spätern Münzen die andere geben (Mionnet. Suppl. Tom. III. p 365). Die Handschriften variiren; die des Herodotus haben fast durchaus die ältere (VIII. 47. IX. 28 und 31.); so auch die des Thucydides (I. 55. III. 80.), Aelian, (H. A. XII. 40. p. 283. Jakobs) und selbst noch Olympiodor in Platon. Alcib. p. 5. Dagegen Strabo VII. p. 451. Tzsch. *Ἀμβράκικον*, so daß also die Handschriften in dieser doppelten Schreibart nicht so genau, wie die Münzen, das Alte vom Neuen unterscheiden.

Mehrere Lücken werden durch Hülfe der Codd. leicht ergänzt; andere Stellen werden durch ungezwungene Verbesserung von dem Verdacht der Verstümmlung befreyt. Zu den letztern gehört VI. 18. 5, wo noch Siebelis hat: *Πρῶτοι δὲ ἀθλητῶν ἀνέθεσαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνας * Πρηξιδάμαντος κ. τ. λ.* Es ist alles in Ordnung wenn man mit den Herausgebern (p. XLVI.) liefet: *Πρῶται δὲ ἀθλητῶν ἀνετέθησαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνες Πραξιδάμαντος κ. τ. λ.* In der Stelle II. 19. 2. wird verbessert: *Μίλταν δὲ τὸν Λακήδα[ἐκ]τον ἀπόγονον Μήδωνος τὸ παράπαν ἔπαυσεν ἀρχῆς ὁ δῆμος* (s. p. XLIX. sq.). Da zu derselben Stelle (p. 322) wo im Texte beybehalten ist: *Μίλταν δὲ τὸν Λακήδον τὸν ἀπόγονον Μηδ.* auf die Praefatio l. l. nicht verwiesen ist, so haben wir die eben dort vorgeschlagene Lesart für die definitive Feststellung des Textes zu halten. Dagegen wird in der Stelle III. 16. 8. (6.) im Texte dieser neuesten Ausgabe (p. 520) gelesen: *ἀμφισβητοῦσι μὲν Καππάδοκες οἱ* (mit Tilgung des *καὶ* vor *οἱ*) *τὸν Εὔξεινον οἰκοῦντες*, wie (Praefat. p. LI. sq.) vorgeschlagen und gelehrt gerechtfertiget worden (wo aber die Worte: at Dione teste in ipsa illa Camana [sic] duae urbes inter se certabant etc. wohl korrigirt werden müssen: in ipsa illa Cappadocia etc.: denn wenn die eine Stadt Komana früher zum Pontus gezogen worden, so gehörte sie nachher, wie die andern, zu Kappadocien, so daß es zwey Kappadokische Priesterstaaten in zwey Bezirken, beyde Komana genannt, und beyde dem Kultus einer Monds- und Krieges-Göttin, Artemis-Anaitis oder auch Enyo genannt, gegeben hat. (s. jetzt Hisely disp. de historia Cappadociae. Ultraject. 1836, und vergleiche über die Münze dieses Cultus und verwandter Fr. Streber Numismm. a. a. O. pag. 182. sqq.). Solche Ungleichheiten sind wohl dem Umstande beyzumessen, daß einige Verbesserungen vor, andere nach dem Abdruck des Textes gemacht waren, und werden wohl am Schluß in einem Nachtrag oder im Register geebnet werden. — Unebenheiten im Text des P. selbst rühren oft von vorwitzigen, oder unwissenden Abschreibern her, und werden mehrentheils aufs ungezwungenste getilgt.

Als Beyspiel führe ich an p. LVI., wo die Herausgeber die Worte des P. VIII. 35, 2. mit folgender Bemerkung verbessern: „ — Sic Pausanias non scripsit. Conqueruntur de sale-

*) Zu einer andern Stelle desselben Buches (V. 16. 2.) zu den Worten: *ὁ δὲ ἀγὼν ἔστιν ἄμιλλα δρόμου παρθένοις* findet sich in den Randanmerkungen des Victorius ein unbeachtetes Scholion aus einer alten Handschrift: *Εἶδον ἐγὼ ἐν Πάτρᾳ τῇ Πελοποννήσου ἐπὶ τοῖς ἐρειπίοις τῶν παλαιῶν οἰκοδομημάτων ἐπὶ κίονος κεραλίδος ταύτην γραφήν· Νικηγόραν Νικόφιλο — νικήτασα — σ. δρόμῳ τὸν τῶν παρθένων δρόμον τῇδ' ἀνέθηκα λίθον Παρίου τὴν γλυκυτάτην ἀδελφήν.*

brosa Pausaniae dictione; conqueramur potius de salebrosis librariorum correctionibus. Genuinam Pausaniae restituimus lectionem: καὶ ἀγάλματα οὐ μεγάλα Δεσποίνης τε καὶ Δήμητρος, ἔτι δὲ καὶ Ἑρμοῦ πεποίηται καὶ Ἡρακλέους. — Aus den sehr zahlreichen Verbesserungen in der Vorrede hebe ich zum Schluß noch folgende aus (p. LVIII. sqq. zu VII. 17. 2): — Καθαιρήσειν (κατέσκηψε — μήνιμα), Λακεδαιμονίους δὲ Ἐπαμεινώνδας (so schrieben die Editoren constant, weil gute Handschriften an vielen Stellen so geben (p. XLI.) ὁ Θηβαῖος καὶ αὖθις ὁ Ἀχαιῶν πόλεμος [ἐγένετο, diese Einklammerung hatte Siebelis angerathen] ὅτε δὴ καὶ μόγις, ἅτε ἐκ δένδρου λελοβημένου κλήματις (statt καὶ εὐθύς. Es ist zu verwundern, daß von so vielen Kritikern, die diese Stelle behandelt, kein einziger auf diese glückliche Verbesserung gekommen, obschon Amasäus redivivum sarmentum übersetzt hatte) τὰ πλείονα, ἀνεβλάστησεν ἐκ τῆς Ἑλλάδος τὸ Ἀχαϊκόν. —

Jdem ich nun noch eine Anzahl von Stellen aus den drey ersten Büchern, die dieser Band enthält, durchgehen will, bemerke ich im Voraus, daß es dabey von mir nicht auf bloße Wortkritik abgesehen ist, sondern, daß ich auch zum Behuf eines zu hoffenden Real-Commentars aus neuesten Schriften Nachweisungen geben werde. —

Attica I. 1. 5. 1., womit ich I. 28. 2. verbinde. Pausanias nähert sich der Landschaft Attika zur See aus der Gegend der Cykladen her, und gedenkt daher zuerst des Vorgebirges Sunion (s. Dodwell Reiseb. I. 215. vergl. Nibby Saggio sopra Pausania p. 11.); wenn nun aber die zweyte Stelle von Clavier so übersetzt wird: „La pointe de la pique de Minerve (der sogenannten Lemnierin, einer Erzstatue von Phidias) et l'aigrette de son casque se voient de la mer, dès le promontoire Sunium;“ so muß dieß die unrichtige Vorstellung erwecken, als sähe man jene Lanzenspitze und den Helmbusch zu Schiff schon am Vorgebirge Sunion; da doch das ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσι nur sagen will, man könne jene Gegenstände zu Schiffe sehen, wenn man das Vorgebirge Sunion umsegelt habe, und nun schon gegen die Stadt Athen heransegle (vrgl. Letronne im Journal des Savants, 1820 pag. 226) — Cap. II. 1. wo die verschiedenen Sagen von den Amazonen berührt werden, muß Plutarch. Thes. cap. 26. pag. 67. Leopold. verglichen werden; das Neueste über diesen ganzen Mythenkreis geben Le Bas in den Monuments d'antiquité figurée, I. p. 12. sqq. und II. p. 254 sqq., Bähr in Paulys Real-Encyklopädie S. 396. und Nagel Geschichte der Amazonen, Stuttg. 1838. S. 6. ff. Beyde mit Berücksichtigung des P. — Mit dem §. 4. muß die Stelle I. 18. 3: εἰκόνας μετέγραψαν, verbunden und Raoul-Rochette Monum. ined. p. 166. nebst dem, was zu Porphyr. de vita Ptolini pag. C. b. von mir über dieses μεταγράφειν und über das noch verderblichere μεταρρυθμίζειν bemerkt worden, verglichen werden. — §. 5. (p. 12. des vorliegenden Ausz.) geben auch die Herausgeber Ἄγλαυρος als Namen der mittleren von Kekrops Töchtern; wogegen ihre Mutter Ἄγραυλος hieß und sie nach ihr die Agraulidischen Jungfrauen genannt werden können, wie Gottfr. Herrmann de Graeca Minerva p. 10. gethan (man vrgl. diese Gelehrten Anzeigen 1838 S. 114). — VIII. 4. (p. 38). — καὶ Ἀπόλλων ἀναδούμενος ταινίᾳ τὴν κόμην ἀνδριάντες δὲ Καλάδης Ἀθηναίοις, ὡς λέγεται, νόμους γράψας. Es fragt sich vorerst, ob ἀναδούμενος hier taenia redimitus heißt, oder wie Clavier paraphrastisch gibt: dont le cheveux sont ceints d'une bandelette,“ oder ob es nicht im Medium zu nehmen ist, wie διαδούμενος oder στεφανωσάμενος (Pindar. Olymp. VII. 29. XII. 25.) d. h. ob diese Statue nicht den Apollo als einen sich selbst die Binde umwindenden darstellte, ähnlich dem Diadumenus des Polyklet (Plin. H. N. XXXIV. p. 650. Hard. Lucian. Philoph. 18. τὸν διαδούμενον τὴν κεφαλὴν ταινίᾳ, (vrgl. Heyne antiq. Aufs. II. S. 257). Wenn ferner Meursius κώμους γραψ. ändern wollte, so hat Siebelis diese Idee, daß an einen Maler zu denken sey, der solche Gegenstände gemalt habe, zu widerlegen gesucht und Sillig's (Catalog. Artificc. p. 120). Zustimmung erhalten. Dagegen stimmt ihm, wie wir aus der jetzt erst mitgetheilten Anmerkung ersehen, Tib. Hemsterhuis bey. Jn derselben Note unserer Her-

ausgeber muß aber ein nicht bemerkter Schreib- oder Druckfehler verbessert werden, archontem muß geschrieben werden, statt architectum (s. Herodot. VIII. 31). Ich wiederhole übrigens hier nicht, was ich über die Künstlernamen Calates, Calades, Calaces, Calamis, und den an des letztern Stelle gefälschten Calos, mit Beziehung auf vorliegende und auf eine andere Stelle des P. (I. 28. 6.) in der Symbolik I. p. 151 f. 3te Ausg. gesagt habe. — I. 9. 4. (p. 41) billigte Brönsted in Böttigers Amalthea III. S. 65. die Lesart des Cod. Angelicus *Κολακίαι*, welche auch Siebelis aufgenommen, aber die Herausgeber haben wohl verbessert: *κολακείᾳ*. — Zu I. 14. 1 u. 3. bemerkt Preller Demeter und Perseph. S. 291. „wüßten wir, wann der Tempel des Triptolemos zu Athen gegründet wurde, von welchem Pausanias erzählt, so würde sich Genaueres sagen lassen. Vor demselben stand die Bildsäule des Epimenides-Buzyges und ein aus Bronze gearbeiteter Stier, dessen Stellung Pausanias durch die Worte: *οἷα ἐς θυσίαν ἀγόμενος* andeutet. Aber wäre es nicht unpassend gewesen, ein Stieropfer neben jenem Buzyges abzubilden, da dieser doch eben das Stieropfer verboten hatte? Passender also denkt man sich, daß jener Stier im Augenblick der Zähmung durch Buzyges dargestellt war, wie das Joch auf seinen Nacken gelegt wird, und er sich ungeduldig dagegen sträubt." Ehe ich mich darüber erkläre muß die Stelle des P. betrachtet werden. Also §. 1. p. 65. lesen wir: *ναοὶ δὲ ὑπὲρ τὴν κρήνην ὁ μὲν Δήμητρος πεποίηται καὶ Κόρης, ἐν δὲ τῷ Τριπτολέμου κείμενόν ἐστιν ἄγαλμα.* Goldhagen, wie der lat. Uebersetzer: „Ueber demselben weiter hinauf stehen zwey Tempelhäuser, eines ist der Ceres und Proserpina gebauet, in dem andern ist das Bild des Triptolemus; hiernach ist also nicht gesagt, wem dieser andere Tempel geweiht war. Clavier dagegen: „au dessus de celle édifice (vielmehr in einiger Entfernung von dieser Quelle: Siebelis p. 45.) sont deux temples dédiés, l'un à Cérès et à sa fille, et l'autre à Triptolème, dont on y voit la statue." Diesemnach war dieser zweyte Tempel dem Triptolemos eigen, dessen Bild sich auch darin befand; aber dieses befand sich ja im Eleusinion; s. §. 2., wo, nachdem vom Eleusinion gehandelt worden, fortgefahren wird: *πρὸ δὲ τοῦ ναοῦ τοῦδε ἔνδα καὶ τοῦ Τριπτολέμου τὸ ἄγαλμα κ. τ. λ.* Alsdann bleibt unbekannt, wessen das Bild war, das sich in dem angeblichen Triptolemos-Tempel befand. (§. 1.) Diese erste Stelle scheint lückenhaft, und von einer Lücke zeigt sich sogar eine handschriftliche Spur: *ἐν δὲ τῷδε* (s. not. 5.) Ich ergänze die Stelle so: — *κρήνην, ὁ μὲν Δήμητρός τε πεποίηται καὶ ὁ Κόρης ἐν δὲ τῷ Δήμητρος Τριπτολέμου κείμενόν ἐστιν ἄγαλμα.* Hiernach hatten Ceres und Proserpina jede einen besondern Tempel hier, und nicht ein beyden gemeinschaftlicher hieß das Eleusinion (wie Siebelis meynt), sondern der der Ceres allein, so wie in Lakonien (III. 20. 7.) ein Tempel der Demeter allein das Eleusinion hieß, in welches man an einem bestimmten Tage das Bild der Kora trug, welches schon anzeigt, daß er der Mutter allein eigen war. Hiernach wende ich mich zu Herrn Preller. Also 1) ist in jener Stelle von einem Triptolemos-Tempel zu Athen, auch nach der bisherigen Lesart, kaum die Rede; zu Eleusis hatte Triptolemos einen Tempel (Pausan. I. 38. 5. 6.). 2) Nicht vor dem angeblichen Triptolemos-Tempel stand das Bild des Epimenides, sondern vor dem Eleusinion, in welchem sich das Bild des Lieblings und Zöglings des Demeter, des Triptolemos befand. 3) Die von Hr. Pr. bemerkte Unschicklichkeit fällt weg, denn §. 3. wird Epimenides nicht als Buzyges vorgestellt, sondern bloß als der Mann von Knossos (*Κνώσιος*); auch sitzend; ja vielleicht schlafend, wie denn gleich darauf von seinem Wunderschlaf die Rede ist. Aber 4) die Worte: *ἔστι βοῦς ἀγόμενος* gehören vielmehr zum Triptolemos, als zum Epimenides.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

5) Hätte Hr. Pr. den Organismus dieser Sagen durchblickt, so hätte er bemerken müssen, daß ihnen zufolge Heroen und heroische Gesetzgeber das Stiertödten zwar verbieten, aber unter religiösen Einschränkungen auch erlauben; und daß, wenn die Lust zum Fleisch-Essen den Ackerstier nicht verschonte, ein Fleischopfer an die Götter vorausgehen mußte, — Momente, welche die Rhodische, Kretische und Attische Sage in dem Herakles Βουζύγης und Βουσοίνας zusammenfaßte. Der Kürze wegen verweise ich auf meine Abhandlung: De Hercule Buzyge et de Minoë (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma, vol. VII. p. 92—111.). Schließlich bemerke ich noch zu §. 1., daß in der vorliegenden Ausgabe zwischen *τὴν κριήνην* und *ὁ μὲν Δήμητρος* das Komma nicht fehlen, und daß §. 3. das bos aenea – ornata in der lat. Uebersetzung nicht hätte geduldet werden sollen, denn es war ein Stier, wie Goldhagen, Clavier und Preller auch übersetzt haben. —

I. 19. 4. (p. 87. vrgl. II. 9. 7. p. 279.) *Λύκιός τε ὁ Ξεὸς — Ἀπόλλωνος — Λυκίου.* So haben auch unsere Editoren, wie Siebelis, dessen Lesart ich in der Darmstädter Schulzeitung 1832 S. 39 (über v. Stackelbergs Apollo-Tempel zu Bassä S. 122) schon meine Zustimmung gab. Man sehe jetzt die Anmerkungen zur zweyten Stelle — I. 21. 6. (p. 97) *Κάλως — Κάλων* so auch Siebelis; dagegen *Τάλως — Τάλων* Clavier (s. die Noten). Ueber die Kretischen Namen und Wesen dieses Namens s. Sturz De nomm. Graec. III. p. 10. wo *Τάλως* (aber nicht statt *Τάνταλος*, wie Harles angiebt, Suppl. liter. Graec. I. p. 354). — Ueber Talos den Sohn des Kres sieh Heyne in nott. crit. in Apollodor. p. 103 und Observ. p. 89. Böttiger Kunst-Mythologie I. S. 377 ff. und Symbolik I. S. 57 ff. dritter Ausgabe. I. 24. init. (p. 112) *Μάρσυαν.* Die Varianten *μάρσιαν, μάρσιν* erinnern an Pausan. X. 19. 6, wo mit der Mosk. Handschrift Camerar und Clav. gelesen werden muß: *τριμαρισίαν* und *μάρμαρον.* (Vrgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 1831 zu Bröndsteds Reisen in Griechenland II. S. 196 ff. wo ich aus Cod. Heidelberg. no. 155. beym Aelian V. H. IX. 16. *Μάμαρ* als Name eines Stammvaters der Centauren angeführt habe.) Zu demselben Werke des Herrn Bröndsted hatte ich ebendaselbst über die Stelle des P. I. 26. 6. (p. 126) *γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων τοῦ γένους εἰσὶ τῶν Βουτάδων*, nämlich im Erechtheum zu Athen (vrgl. Bröndsted II. S. 301 f.) ein Mehreres bemerkt, wovon Herr Raoul-Rochette im Journal des Savants 1833 p. 735. [illegible] so wenig als von Hrn. Bröndsted selbst und von Hrn. Sillig Notiz genommen; vielmehr sollte man nach ihm meynen, die andere wichtige Stelle, (Plutarch. vit. X. Orator. Tom. IV. p. 384. Wyttenb.) sey von andern Archäologen übersehen worden, welche doch Hr. Br. schon beachtet hatte. Beyde Stellen bilden nämlich Hauptmomente in dem jetzt so lebhaften Streite über die Wand- und Tafelgemälde der Alten, und sind seitdem von Gottfr. Hermann (de vett. Graecc. Pictura parietum conjecturae, p.

12 sq.) und von R. Rochette selbst (Peintures antiq. inédites p. 183 — 188) u. A. ausführlich behandelt worden. Ich übergehe, was ich dort darüber bemerkt habe, so wie, was der selige Böttiger in einem ungedruckten lateinischen Brief darüber an mich hat einfließen lassen. — Zu I. 32. 3. (p. 162) καταστῆναι δὲ ἐς ἐναργῆ θέαν vergleiche man Köhler Mém. sur les îles et la course d'Achille, pag. 58. Zu dem, was Hr. Siebelis zu I. 33. 3. (p. 166 ed. Schub. et Walz.) — ἄγαλμα μὲν εἶναι Νεμέσεως κλάδον μηλέας bemerkt hat, kommt noch Photii Lex. Gr. p. 416 sq. Dobr. Lips., Proverb. cod. Bodlei. p. 100 nr. 819. Gaisf.; Jacobs ad Anthol. Gr. Tom. X. p. 407. Dessen vermischte Schriften II. S. 86 und 305. Visconti Museo Pio-Clem. II. p. 111. ed. de Milan. wenn Eckhel (D. N. vol. VI. p. 237. sq. vrgl. p. 338. 6.) die auf Gold- und Silberdenaren des Kaisers Claudius erscheinende geflügelte Göttin mit dem Schlangenstab der Schlange zu Füssen, und mit dem bedeutsamen Aufnehmen des Gewandes von der Brust herauf, als Victoria Nemesis bezeichnet, so muß sie, wenn andere Münz-Exemplare sie behelmt vorstellen, vielmehr Minerva — Victoria (Athena — Nike) genannt werden, in der That aber ist sie ein der damaligen Allegorie angehöriges Pantheum, denn sie ist auch Friedensgöttin, wie denn auch die Münz-Aufschrift Pax Augusta besaget. — I. 35. Dieses Kapitel ist von Köhler, Achille, mehrmals berührt worden; man vergleiche die oben angeführte Schrift p. 63 und 163 sq. Zur dritten Stelle nämlich zu den Worten (§. 2.) καὶ γὰρ Εὐρυσάκους βωμός ἐστιν ἐν Ἀθήναις bemerkt er (p. 287): Pausanias appele cet endroit consacré à Eurysaces βωμός, Harpocration (in Εὐρυσάκειον) et Suidas (in Εὐρυσάκης) τέμενος; Pollux (VII. 29. 135.), dans quelque lignes fort corrompues, εὐσάκειον. Il n'y a pas de doute, que ce heros avoit à Melita un temple, qui portoit son nom. Au reste le mot βωμός paroît tres souvent indiquer, non pas un autel, mais un petit temple avec un autel pour recevoir les sacrifices, et chaque τέμενος a dû avoir ou un βωμός, ou un temple avec la statue de la divinité ou du heros à qui il étoit consacré." Obschon diese erweiterte oder synekdochische Bedeutung von βωμός auch von Scholiasten behauptet wird, so bezweifelt sie doch Hr. L. Dindorf in der Pariser Ausgabe des A. Stephanus (sub voc.) nicht ohne Grund. I. 38. 3. (p. 190). Ueber das Genealogische von den Töchtern des Peleus hat sich Hr. Preller (Demeter und Perseph. S. 68) ausgelassen. Ebendaselbst (§. 5. p. 191) ist die Elegan; καὶ παρ' αὐτῷ (τῷ ῥείθρῳ) καλοῦσιν Ἐρινιόν durch Schäfers oder eigentlich Wyttenbachs Beyspielsammlung (oder Plat. Phaedon p. 255 vergl. Philomath. III. 74, und ad Plutarch. VI. 2. p. 901 ed. Oxon. vergl. den Index in Καλέω,) bestätigt worden. — I. 43. 1. (p. 217.) — Ἡσίοδον — ποιήσαντα — Ἰφιγένειαν — Ἑκάτην εἶναι. S. v. Köhler Achill. p. 36. Raoul-Rochette Monuments inédits. II. p. 119. sq. wozu ich über die Verschiedenheit dieser Sagen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Band LIV. S. 123 ein Mehreres bemerkt habe; vrgl. jetzt noch die Anmerk. zu Herodot IV. 103. p. 473 ed. Bähr.

Corinthia (II.) I. 2. (p. 234 sq.) Κόρινθον δὲ ἀνάστατον Μομμίου ποιήσαντος. Vergl. VII. 165. Dio Chrysost. Or. XXXVII. p. 123. Anthol. Gr. II. 1. nr. 2. und Fr. Jakobs vermischte Schriften II. S. 280 f. und III. S. 496 f. Ebendaselbst §. 7. muß bey Siebelis (p. 164) corrigirt werden Philostrat. V. A. IV. 11. und p. 165 oben Canter. Nov. Lectt. VI. 1. nicht IV. 1, wie auch in der Note (p. 239. 53) steht. Ueber die Verehrung des Achilles findet sich übrigens in dem Werke des v. Köhler und in Raoul-Rochette Monumm. inéd. Tom. I. Alles zusammengestellt. Beyde sind auch nachzusehen zu II. 2, 3 und 4 nämlich zu Ἑλένης λουτρόν Köhler p. 65. und zum Löwen und Widder auf dem Grabe der Laïs, welcher Letztere in diesem Symbol eine astronomische Bedeutung findet. II. 16. 5 und 7. (p. 310 sq.). Von dieser Stelle ist R. Rochette Monumm. II. p. 153. in einer ausführlichen Erörterung über die Heroenmale und das Grab Agamemnons ausgegangen; wozu ich (in den Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd. LIV.) über die Unterschiede der Einrichtung und Bezeichnung der Gräber der Griechen zu sprechen veranlaßt war.

II. 30. 6. (p. 384). Diese Stelle ist eine

der wenigen, worin sich P. selbst auf Münzen beruft. Daß die Trözenier auf ihrem Gelde den Dreyzack des Poseidon (worüber Böttiger Kunstmythologie II. S. 341 sq. gründliche Belehrung gegeben) gehabt, sagt auch Plutarch (Thes. cap. 6. init.). Daß aber der Hauptseite das Haupt der Pallas aufgeprägt gewesen, Pausanias allein. Daher äußerte Eckhel (D. N. Tom. II. p. 292.) den Verdacht, Golzius der so viele Münzen verfälscht, möchte auch eine Münze mit jenem Doppel-Gepräge, und mit der Beyschrift: *Τροιζηνίων*, nach dieser Stelle des Pausanias selbst geprägt haben. Doch kommt jetzt eine Erzmünze bey Cadalvène (Recueil de Méd. Grecques inéd. p. 201. vergl. Mionnet Suppl. IV. p. 267. no. 191.) dem Golzius zu Hülfe und bestätigt vollkommen die Aussage des Pausanias. — Gleich zunächst §. 7. giebt ein anderer Numismatiker *) zu den Worten *τῇ Σαρωνίδι — Ἀρτέμιδι — Φοιβαία λίμνη κ. τ. λ.* vortreffliche Erläuterungen, indem er auch mit Berücksichtigung unserer Stelle und mehrerer anderer des P., so wie aus Münzen, die dreyfache Beziehung der Artemis zum Meere, zu Seen und Moorgründen und zu Flüssen ins Licht setzt, und die davon hergenommenen Beynamen dieser Göttin erklärt. — Zu II. 35. 4. (p. 412) *χθονία δ' οὖν ἡ Θεός τε αὐτὴ καλεῖται καὶ χθονία ἑορτήν* — wiederhole ich nicht was ich über die verschiedene Schreibung dieses Festnamens neulich in diesen Gel. Anzeigen 1838 Nr. 13. S. 106 bemerkt habe. Eben darauf beziehe ich mich der Kürze wegen in Betreff von II. 37. 2. (p. 420.) *Δήμητρος Προσύμνης.* Man sehe nämlich eben daselbst N. 13. S. 110. Hier habe ich jedoch zu bemerken, daß diese und die folgenden Angaben unseres Periegeten von Buttmann in der Abhandlung über Lerna, dessen Lage und Oertlichkeiten (jetzt im Mythologus II. S. 93 ff.) zu Grunde gelegt und mit Benützung der neueren Reisebeschreiber und Beyfügung eines Kärtchens erläutert worden; wobey auch die Prosymneische Ceres und die Sage vom Prosymnos behandelt worden sind.

*) Franc. Streber Numismata, in den Abhandlungen der Münchner Akademie der Wissenschaften. I. S. 139 ff.

Laconica (III.) 7. 7. (p. 465) *Ἀγασικλέους*: Herodot. I. 65. *Ἡγησικλέους*: vergl. Schweigh. ad Herodot. Tom. V. 2. p. 75. Hiemit verbinde man Pausan. II. 10. 3. (p. 282) und III. 11. 5. (p. 488) *Ἀγίου, Ἀγίαν, Ἀγίας*: vergl. Herodot IX. 33. (worauf Hemsterhuis not. mscr. verweiset: *Ἡγίην*). Ueber diese Namensformen, wobey auch Agasias, der Meister des Borghesischen Helden, oder vielmehr die drey Agasias von Ephesus (K. O. Müller Handbuch der Archäologie S. 61 f. und S. 155 zweyte Ausgabe) in Betrachtung kommen, habe ich über Thiersch's Epochen der Kunst (zu S. 130 ff.) in den Wiener Jahrbüchern der Literatur genauer gesprochen. III. 15. 1. (p. 510 Note 2.) *Ὀλυμπίασι — ὀλυμπιάσι.* Außer dem, was ich bereits in den Meletemm. I. 5. darüber angeführt, muß Matth. Gr. Gr. §. 258 und besonders Buttmanns ausführliche Sprachlehre II. S. 275 f. nachgesehen werden. — II. 15. 3. (p. 512) vergl. II. 26. 7. (p. 363) *Ἡράκλειον — Ἀσκληπίειον.* Ueber diese *τεμενικά* hat schon Sylburg zur zweyten Stelle (p. 171 Kühn) eine Anmerkung gemacht. Vergl. jetzt Meletemm. I. p. 65 sq. mit meiner Note, und Barker in Stephan. Thes. p. 202 ed. Valpy.) — III. 17. 3. (p. 523) *Ἀθηνᾶς — Χαλκιοίκου.* Diesen Beynamen hat sehr lebendig aufgefaßt Herr Uschold (Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Stuttgart 1838. S. 269): „Wie die bildende Kunst später das Wesen der Götter durch verschiedene Attribute so schön bezeichnete, so weiset auch die Behausung der Pallas auf ihre Bedeutung hin. Sie leuchtet als Mond im ehernen Himmelsgewölbe, und wurde deßhalb in Sparta als *χαλκίοικος* verehrt. Pausan. III. 10. (vielmehr 17; denn dieses Kapitel handelt davon). — III. 18. 7. (p. 533.) das Urtheil des Paris bemerkt Raoul-Rochette Monumm. inéd. p. 260 (mit Hinweisung auf Iliad. XXIV. 28 — 30. Macrob. Sat. V. 16. T. Hemsterh. ad Lucian. I. p. 253. Wolf. Prolegg. ad Homer. p. 273), obschon von Homer nicht erwähnt, mußte doch frühe schon seinen Mythus gehabt haben, weil es auf dem Thron des Amykläischen Apollo und auf dem Kasten des Kypselos dargestellt gewesen (S. über letztere Vorstellung Paus. V. 19. 1; wozu Hemsterh. bemerkt,

daß, wenn, wie Pausanias glaubt, das beygeschriebene Epigramm den Eumelos von Korinth zum Verfasser hatte, es sehr alt seyn mußte.)

III. 19. 5. 6. (p. 538). Ueber Klytaemnestra vergl. v. Köhler Achille p. 154. Gleich zunächst: *Διόνυσον — Ψίλακα* (so hat auch Siebelis, s. dessen Anmerk. Vol. II. p. 6); Lobeck will *Ψιλᾶν*, worauf seine Erklärung beruht. Heyne (antiquar. Aufs. I. S. 80 f.) fand die Deutung des Pausanias spitzfindig. Koenig de Pausan. p. 39 erklärt sich darüber so: „ab altera tamen parte non praetereundae sunt interpretationes, in quibus subtilitatis aliquid cernitur. Liberum optimo jure Psilan cognominatum esse affirmat.“ — Vielleicht adoptirt er also Lobecks Erklärung, daß es den unbärtigen Bacchus bezeichne. — Zu III. 20. 8. (p. 546) *ἱερὸν — Ἀχιλλέως κ. τ. λ.* ist von Köhler Achille p. 148 sq. nachzulesen. III. 21. 7. (p. 553) *Διόνυσος* dieß bestätigen die Münzen von Gytheon, welche einen Bacchuskopf mit Weinlaub umwunden zeigen (s. Paciaudi Monumm. Peloponnesia, II. p. 125 und G. Weber de Gytheo. Heidelberg, 1833. p. 33. cf. p. 14.) — Gleich zunächst: *Ἀπόλλων Καρνίας* (so hat auch Siebelis) vergl. III. 20. 9. *Κρανίου*. K. O. Müller erinnerte sich wohl der ersteren Stelle nicht, wenn er schrieb (Orchom. S. 332. Note 5.): — „Ich leite den Namen von *Κράνος* ab (Kranios hieß er auch in Lakonien. Paus. III. 20. 9.) und erinnere an den Kadmos-Helmbusch und die eherne Helmstange des amyklaischen Apollo.“ Man verbinde damit v. Stackelberg (Apollotempel zu Bassä S. 130), der den Namen von *κάρη*, *καρᾶς*, Haupt, Gipfel, Spitzsäule herleitet. Uebrigens vergl. man über diesen Gott und seinen Cultus K. O. Müller ebendaselbst S. 327 und Dorier I. S. 60 f. 130, 355 und II. S. 248; man vergleiche auch Ph. Le Bas Monuments d'Antiquité figurée p. 72.; so wie zu III. 252 über Artemis *ἀστρατεία* und Apollon *Ἀμαζόνιος*, derselbe und v. Stackelberg Apollotempel zu Bassä (jener p. 40, dieser S. 57.) nachgelesen werden müssen. — III. 24. 7. (p. 569) *Ἀχίλλεια — Ἐλένην*. Auch darüber muß von Köhler Achill. p. 63 nachgesehen werden.

Ich habe eine frühere Stelle dieses Buchs bis zum Schluß dieser Anzeige verspart, weil ich etwas ausführlicher darüber sprechen muß. Nachdem nämlich P. III. 20. 10. (p. 547 sq.) eine Bildsäule des Aidos (Pudicitia) auf dem Wege aus Lakonien nach Arkadien angemerkt, erzählt er die Weihegeschichte derselben; wie Ikarios aus Anlaß der Verheirathung seiner Tochter Penelope dieses Bild gelobt und gestiftet habe. Zuerst habe er nämlich den Odysseus, deren Gemahl, mit der Tochter in Lacedämon anzusiedeln versucht; da ihm aber dieser Versuch mißlungen, habe er seine Tochter zu bereden gesucht, allein bey ihrem Vater zu bleiben; als auch dieß fruchtlos gewesen, habe er sie noch auf dem Zug nach Ithaka zu Wagen begleitet, und mit Bitten verfolgt, bis auf eine bestimmte Erklärung des Odysseus Penelope durch ihr Verhüllen, den festen Entschluß, ihrem Manne folgen zu wollen, zu erkennen gegeben, Ikarios sie entlassen und darauf jene Bildsäule der Aidos an demselben Platze gestiftet habe: — *Ὀδυσσεὺς δὲ τέως μὲν ἠνείχετο, τέλος δὲ ἐκέλευε Πηνελόπην συνακολουθεῖν ἐκοῦσαν, ἢ τὸν πατέρα ἐλομένην ἀναχωρεῖν ἐς Λακεδαίμονα· καὶ τὴν ἀποκρίνασθαί φασιν οὐδέν· ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τὸ ἐρώτημα Ἰκάριος τὴν μὲν, ἅτε δὴ συνιείς, ὡς βούλεται ἀπιέναι μετὰ Ὀδυσσέως, ἀφίησιν, ἄγαλμα δὲ ἀνέθηκεν Αἰδοῦς· ἐνταῦθα γὰρ τῆς ὁδοῦ προήκουσαν ἤδη τὴν Πηνελόπην λέγουσιν ἐγκαλύψασθαι.* Hier ist doch wohl leicht zu bemerken, daß die Worte *πρὸς τὸ ἐρώτημα* nach *τὴν ἀποκρίνασθαι οὐδέν* hätten stehen müssen. Es ist aber im Vorhergehenden überhaupt von keinem Fragen die Rede, sondern Ikarius hielt mit Bitten an (*ἐδεῖτο*) und der endlich ungeduldige Odysseus bedeutet oder befiehlt ihr (*ἐκέλευε*), zwischen ihm und ihrem Vater die Wahl zu treffen. Ich muß mich daher wundern, daß ich so wenig, als Goldhagen früher einen Anstand gehabt, sondern (Symbolik I. S. 137 zweyter Ausg.) übersetzt habe: „sie soll hierauf kein Wort gesprochen, sondern auf die Frage ihr Gesicht verhüllt haben.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Schluß.)

Clavier scheint dieß besser gefühlt zu haben; denn er hat die Erwähnung der Frage übergangen: „On dit, qu'elle ne repondit rien, mais qu'elle se couvrit le visage.“ Dieses Fragen hat ein Abschreiber hineincorrigirt, weil er meynte, die Worte: sie habe nichts geantwortet, setzten die Erwähnung Frage voraus. Von der jüngern Aspasia heißt es, da ihre weibliche Verschämtheit ins Gedränge kam, ohne daß auch von einem Fragen die Rede ist, beym Plutarch (Artax. 26. p. 305). ἐκείνη δὲ παρὰ τὴν κλίνην εἱστήκει σιωπῇ (ohne ein Wort zu sagen). In der genaueren Schilderung derselben Scene beym Aelian (V. H. XII. 1. vermuthlich aus Dinon's Persischen Geschichten) wird von ihr erzählt: ἥ γε μὴν Ἀσπασία ἑώρα κάτω καὶ ἐρυθημάτων εὖ μάλα φλογωδῶν ἐνεπίμπλατο *) αὐτῆς τὸ πρόσωπον — καὶ ἐκ παντὸς αἰδουμένη τοῦ τρόπου δήλη ἦν. Choricius orat. funebr. in Mariam Marciam (bey Villoison Anecd. Gr. II. p. 22.) λέγεται τοίνυν κόρην μὲν οὖσαν ἀνδρὸς ἄπειρον ἔτι μάλα κοσμίως βιῶσαι, βραχία τε φθεγγομένην καὶ ταῦτα βλέπουσαν κάτω καὶ μετὰ φωνῆς ἠρεμαίας, ἐρυθήματος αὐτῇ τῶν ῥημάτων προηγουμένου. Mit einem Worte, ich vermuthe (denn bey einem so mißhandelten Autor müssen auch ohne Handschriften Vermuthungen gewagt werden), daß Pausanias auch in dieser Stelle mit einer Unordnung der Rede von einem Abschreiber beschenkt, und einer Eleganz beraubt worden ist, und daß er geschrieben hatte: ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τῷ ἐρυθήματι, oder besser πρὸς δὲ τῷ ἐρυθήματι ἐγκαλυψαμένης, als aber Penelope sich mit Erröthen verhüllt hatte (ubi, praeterquam quod erubuit, se velavit Penelope): Wyttenbach (ad Platon. Phaedon. 283 und besonders zum Plutarch. Consol. Apollon. (p. 766. sq.) und Heindorf zu Platon. Charmid. p. 98. und zum Theaet. p. 435. haben eine Menge Beyspiele dieser Art gesammelt, worunter auch mehrere in der Construction mit dem Particip vorkommen. Uebrigens erinnert diese Erzählung an die ἡμερῶπις αἰδώς beym Aeschylus (Prometh. v. 134. *) Man

*) Porphyr. de vit. Plotini 14. p. LXIV. Oxon. πληρωθεὶς ἐρυθήματος, worauf Plotin sich nach wenigen Worten entfernt. Dagegen ist das Gefragtwerden die Ursache des Erröthens beym Platon (Lysis. p. 20. 4. b.): καὶ ὃς ἐρωτηθεὶς ἠρυθρίασε, vrgl. Protagor. p. 312. a. — Sueton. Domit. XVIII. vultu modesto ruboris que pleno; worauf verecundia oris folgt. (s. Casaubon. daselbst, vrgl. Menandri reliqqu. p. 127. mit Meineke, und die Hauptstelle über diese Seelenregungen mit ihren äußeren Erscheinungen bey Seneca Epist. XI. und dagegen das Bewußtseyn der Schuld bey Cic. Verrin. II. 2 66. sub fin. „Haereret homo, versari, rubere.“

*) Wo die Scholiasten auch vom ἐρύθημα der Jungfrauen, aber in einem andern Sinne reden, als bleibende Rosenfarbe der Wangen, weßwegen jene Aspasia (nach Aelian a. a. O.) von ihren Mit-

hatte auch zu Athen einen Altar der Aidos (Pausan. I. 17. 1.). Die noch vorhandenen Statuen und Büsten sind jedoch alle nach jenem Spartanischen Vorbilde mit der Gebärde des sich Verhüllens dargestellt. *) Ich beschließe diese Anzeige mit der Hoffnung, daß die Verdienste der Herausgeber um diesen wichtigen Autor allgemeine Anerkennung finden werden.

3. Da ich bey der Fortsetzung der Symbolik dritter Ausgabe das Einzelne des größten Theils mythologischen Inhalts dieser beyden Hefte berücksichtigen werde, so ist meine jetzige Absicht bloß, das deutsche Publikum mit denselben bekannt zu machen und einige wenige Bemerkungen beyzufügen. Das Erstere ist nur eine gebührende Erwiderung der großen Aufmerksamkeit, die Herr Le Bas den deutschen Gelehrten erweist, deren Sprache und Leistungen besonders auf dem Gebiete der Philologie und Archäologie ihm vollkommen bekannt sind, indem er selbst die neuesten Arbeiten über germanische und skandinavische Mythologie in den Kreis seiner Untersuchungen zieht; und überhaupt eine ausgebreitete Belesenheit mit gründlichen Sprachkenntnissen und entschiedenen Talenten aufs glücklichste verbindet. Die Akademie, die ihn aufgenommen, hat an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter erworben.

Ueber den Gegenstand des ersten Hefts habe ich im Berichte über den Apollo-Tempel zu

bürgern Μιλτώ genannt wurde, davon sind ihre ἐρυθήματα in jener Scene wohl zu unterscheiden, und die Σεμνῶπις Αἰδώς ist die ernste Scham oder die holde Scham (Stanley, Brunk, Schütz und Blomfield zum Aeschylus a. a. O.). Der Dichter Lävius (beym Gellius X. 4. 7.) nannte die Aurora: rubentem Auroram pudoricolorem.

*) Museo Pio Clem. auct. E. Q. Visconti Vol. II. p. 15. sqq. ed. de Milan. Hirt Mythol. Bilderb. II. S. 114 f. Bouillon Musée des Antiques III. 3. unter den Büsten. Ueber die Idee s. man auch Feuerbachs Vaticanischen Apollo. S. 306. Es braucht wohl übrigens kaum bemerkt zu werden, daß die Idee sich erst später in einer Kunstform verkörperte, und daß ursprünglich nur eine Säule an der Stelle stand, wie die kurz vorher erwähnten (§. 9) sieben κίονες, welche das Volk auch ἀγάλματα der Planeten nannte.—

Bassä in Arkadien, dargestellt und erläutert durch O. M. Baron v. Stackelberg, Rom 1826 fol. in der Darmstädt. Allgem. Schulzeitung 1832. S. 1 — 43. ausführlich gehandelt. Fragt man nun, warum unser Verf., um von den Schriften Donaldsons, G. M. Wagners, Taylor Combe's nicht zu sprechen, nach diesem klassischen Werke des seligen v. Stackelberg eine solche Wahl für seine gelehrten Forschungen getroffen, so antwortet er darauf (p. 1) mit gutem Grunde also: „Il est inutile de faire observer, que les basreliefs du temple de Phigalie, decouvert long tems avant l'expedition scientifique de Morée, ne figurent dans ce recueil que par ce qu'ils sont été, ainsi que le temple lui même, l'objet d'un travail nouveau, reposant sur une étude attentive faite par la commission de ce, qui reste du monument, et des lieux où ce monument est situé; et que d'ailleurs il était impossible de parler du temple sans parler des sculptures qui en faisaient le plus bel ornement. C'est par suite de considerations semblables, que nous nous occuperons plus tard des frontons du temple de Jupiter Panhellenien à Egine." (Es wundert mich, daß Hr. Le Bas mit Gropius u. A. die berühmten jetzt in der Glyptothek zu München aufgestellten äginetischen Sculpturen noch immer aus den Giebelfeldern dieses Zeustempels kommen läßt, da doch v. Stackelberg im angeführten Werk S. 106. ff. und nochmals in den Annali dell Instituto archeologico Tom. II. p. 319 erwiesen, und auch von K. O. Müller im Handb. der Archäol. D. K. S. 59. und 68. als wahrscheinlicher angenommen worden, daß sie dem Minerventempel auf Aegina angehört haben). Mit Obigem muß noch folgende Aeußerung des Verf. verbunden werden. (p. 212.) „Si nous osons, après des savants aussi distingués, parler encore d'un monument, sur lequel ils ont jeté tant de lumière, c'est, que le texte joint aux planches de M. Wagner est tout à fait insuffisant, que les explications de M. Stackelberg et de M. Combe sont données dans des langues qui peuvent n'être pas familières à tous nos lecteurs; que M. Charles Lenormant, obligé de se renfermer dans des bornes trop étroits, n'a pu entrer dans aucun

détail et qu'enfin ce savant a suivi un ordre qui ne peut donner une idée exacte de l'intention et du développement dramatique de ce deux grandes scènes. Der Verf. erklärt sodann, daß er der Stackelbergischen Ordnung folge. Dieser bescheidenen Vorworte des Verf. ohngeachtet können wir versichern, daß auch deutsche Philologen und Alterthumsfreunde viel Eigenes und Neues in dieser Schrift antreffen werden. — Für die Merkwürdigkeiten und Geschichten von Phigalia ist nun Pausanias (VIII. 39 — 42. incl.) der Hauptführer, und ob er gleich von den Bildwerken jenes Apollotempels nichts gesagt hat, so würden sie doch, ohne seine Nachricht von der Lage und Bestimmung dieses Tempels, vielleicht noch jetzt unter Schutt und Trümmern verborgen liegen. Da aber Vieles, was dieser Perieget berichtet, theils die historischen, theils die mythischen Zeiten berührt, so hat Hr. v. Stackelberg auf eine ächt historische Weise nach seinen Gewährsmännern gefragt; und was darüber (S. 126) von ihm ausgemittelt worden, geht nicht nur den Hrn. Le Bas, sondern auch und besonders den Hrn. König an, namentlich sein erstes Capitel de fide Pausaniae. Wenn nun Hr. von Stackelberg a. a. Orte sagt: „Von Clearchus und Harmodius aus Leprera besaßen die Alten über Phigalia besondere Werke" so schreibe man zuvörderst: aus Lepreon (*Λέπρεον*, auch wohl *Λέπριον*, auch *Λέπρεος* s. Ernesti ad Callim. Jov. 39. p. 17. Tzshuke ad Strabon. VIII. p. 62. und Siebelis ad Pausan. V. 5. 3. p. 198.). Sodann muß es heißen: „von Clearchus von Soli" damit man nicht auf die Meynung komme, als seyen beyde Schriftsteller aus Lepreon gebürtig gewesen. —

Drittens gehört aber Klearchos gar nicht hieher, denn in der Stelle des Athenäus XII. p. 533. e. ist die schon von Meursius vorgeschlagene Aenderung: *Κλέαρχος δ'ἐν πρώτῳ περὶ φιλιάς* (de amicitia) statt *περὶ Φιγλίας* längst aus Handschriften aufgenommen (s. Schweighäuser zum Athenäus Vol. XI. p. 438. und Verraert. zu den Fragmenten des Klearchos p. 37. sq.) Aber Harmodius aus Lepreon hatte allerdings über die Einrichtungen und Gebräuche der Phigalenser (*περὶ τῶν παρὰ Φιγαλεῦσι νομίμων* oder *π. τ. κατὰ Φιγ. νομ.*) ein Werk geschrieben (s. die Ausleger zum Athenäus Lib. IV. p. 149. Vol. II. Animad. vers. p. 496. Schwgh.) — so daß wir also zur Zeit nur Einen Schriftsteller über Phigalia kennen, nämlich eben diesen Harmodius, daß aber Pausanius denselben benutzen konnte und benützt haben werde, unterliegt wohl keinem Zweifel. —

Die Lage der Stadt giebt Pausanias (VIII. 395.) in folgenden Worten an, die ich nach dem von Schubart und Walz (Praefat. LVIII.) verbesserten Texte hieher setze: *κεῖται δὲ ἡ Φιγαλία ἐπὶ μετεώρου μὲν καὶ ἀποτόμου τὰ πλέονα, καὶ ἐπὶ τῶν κρημνῶν ᾠκοδομημένα ἐστὶ τείχη σφίσιν.* — Phigalia liegt größtentheils auf einem hohen und abschüssigen Berge, und ihre Mauern sind auf steilen Felsen gebaut. Oben darüber, wird hinzugesetzt, sey die Anhöhe flach und eben. Vom Tempel meldet derselbe im Verfolg (VIII. 41. 5): „Phigalia ist von Bergen umgeben, und zwar auf der linken Seite vom dem sogenannten Kotylios *), zur Rechten ist ein anderer Berg, Elaios, ihr vorgelegen. Der Kotylios liegt gegen vierzig Stadien von der Stadt. An demselben befindet sich eine Ortschaft Bassä **) genannt, und der Tempel Apollons des Helfers, von Stein, auch die Decke. Von Tempeln aber, so viel die Peloponnesier haben, möchte dieser, wenigstens nach dem in Tegea, vorgezogen werden, wegen der Schönheit des Gesteins und des Ebenmaaßes. Den Namen erhielt Apollon weil er ihnen in einer pestartigen Seuche geholfen; gleichwie er bey den Athenern den Beynamen Ab-

*) *Κοτύλη*, creux, cavité, Le Bas. p. 2.

**) *Βάσσαι*, forme dorienne pour *βῆσσαι*, saltus, vallée ravin situé au milieu d'une forêt, (welches mit Stellen aus Homer und Pindarus belegt wird). Wenn Herr Le Bas nach den Zeugnissen der Mitglieder der französischen Expedition, das Romantische dieser Oertlichkeiten und die herrlichen Fernsichten berührt, so hätte doch auch an seines Landsmanns, des Herrn Edgar Quinet Schrift: De la Grèce moderne. Paris 1830. erinnert werden sollen; zumal da dieser Gelehrte p. 97. die Stellen des Pausanias nicht ausser Acht gelassen. Auch wundern wir uns, daß die trefflichen Bemerkungen Stackelbergs und insbesondere dessen mythologische Auffassung der Gegend und der Umgebungen (der Apollotempel zu Bassä §. 9. ff.) nicht erwähnt worden sind. —

wender des Uebels erhalten, weil er auch von diesen die Krankheit abgewehrt. Er stillte sie aber den Phigaleern, gegen die Zeit des Peloponnesier- und Athener-Krieges und zu keiner andern Zeit.“ Da Hr. K. O. Müller trotz dieser bestimmten Versicherung unseres Periegeten, im Handb. der Archäol. d. K. gesagt hatte: „Tempel des Apollon Epikurios bey Phigalia von Iktinos dem Athener (Eustath. zur Odyss. p. 1825. R.) also wohl vor Ol. 87. 2. (nach Pausanias Vermuthung nach der Pest 88.) gebaut“ — so hatte ich dagegen jene Autorität durch eine genaue Erörterung (in dem oben angeführten Bericht über das Stackelbergische Werk) in Schutz genommen, ohne jedoch den Herrn Müller überzeugt zu haben, der seinen Satz in der zweyten Ausgabe des Handbuchs (S. 92) unverändert gelassen. Jetzt finde ich bey Hrn. Le Bas, der meinen Bericht nicht kennt, folgende Stelle (pag. 3.): „A ce témoignage si positif Mr. Ch. O. Muller (de Phidia p. 14 sq.) oppose des arguments que l'on regarde avec raison comme peu plausibles (Voy. M. C. Lenormant Trésor de numismatique et de glyptique: Basreliefs du Parthénon et du temple de Phigalie p. 13.) et d'après les quels le temple de Phigalie aurait été bâti par Ictinus immediatement après le Parthénon et avant la guerre du Péloponnèse, de l'Ol. 85. — 3. à l'Ol. 87. — 3. Les objections faites à ce système par M. Lenormant paraissent sans réplique, et le surnom donné à Apollon ne peut laisser aucun doute sur l'assertion de Pausanias.“ — Ins Einzelne will ich, wie gesagt, weiter nicht eingehen; sonst wären auch noch manche philologische Bemerkungen auszuheben, z. B. über φαινομηρίδες (worüber v. Stackelberg S. 78. und ich selbst kürzlich gesprochen) und wobey Le Bas (p. 65.) jetzt auch auf Schneidewin's Ibyci Carminum reliquiae p. 102 verweiset — ein neuer Beleg seiner vertrauten Bekanntschaft mit den neuesten Schriften der deutschen Philologen. Die angefügten niedlichen Kupferstiche mit den Friesenbilden wird der Leser jetzt mit den Abbildungen in O. Müllers und Oesterley's Denkmälern der alten Kunst, Taf. XXVIII. Nr. 122. mit Interesse vergleichen.

Der Inhalt des Cahier II. ist auf dem oben angegebenen Titel verzeichnet. Ich muß mich darüber noch kürzer fassen; sonst wäre hier zu manchen Einreden Gelegenheit; wie es denn z. B. wohl sehr zweifelhaft ist, wenn die drey kleinen sitzenden Figuren (p. 60. fig. 6. p. 75.) „dans une posture de magots, als Kabiren gedeutet werden. Es enthält aber diese zweyte Abhandlung eine Fülle der gelehrtesten Erörterungen philologisch-kritischen, mythologischen und artistischen Inhalts (worauf ich bey Umarbeitung der Kapitel über die Griechische und Italische Mythologie zurückkommen werde); und wenn dem Verf. auch Einiges entgangen seyn möchte, (z. B. p. 188. sqq. das Wort des Herrn von Köhler, sur les îles et la course d'Achille), so findet man sich dagegen durch andere Citate überrascht (z. B. p. 240, wo die Schrift von Ambrosch, de Charonte Etrusco: so muß corrigirt werden, denn der Name des Logographen wird Charonis (Χάρωνος) flectirt; der des Todesgottes (obwohl auch griechisch: Χάρωνος gebeugt) im Lateinischen doch gewöhnlicher Charontis; Breslau 1837, schon angeführt ist). Schlüßlich muß insbesondere noch bemerkt werden, daß auch in diesem Hefte Pausanias zum Oeftern benützt worden, und daß eine ganze Reihe von Inschriften urkundlich, nach der Art, wie bey Böckh und Rose mitgetheilt und zum Theil ergänzt und erläutert ist.

Creuzer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

1. Vortrag des Herrn Custos Schmeller über Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter.

Den sieben Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter, welche Hr. Dr. Roß im Jahre 1835 aus Athen der königl. Akademie mitgetheilt hat, und die sich in den Abhandlungen der ersten Klasse II. Th. S. 153 — 165 abgedruckt finden, sendet derselbe neuerdings vier andere Stücke nach, über welche ich der Klasse zu berichten angewiesen bin. Dieser Bericht wird um so kürzer ausfallen können, als sich außer der die Dalle Carceri auf Negroponte betreffenden Urkunde, welche eben daselbst S. 168 — 170 gedruckt zu lesen ist, wenigstens bis jetzt unter den Handschriften der königl. Bibliothek nichts weiteres gezeigt hat, was diesen Quellen beygefügt werden oder sie wesentlich erläutern könnte.

Das erste dieser neuen oder das achte der sämmtlichen von Hrn. Dr. Roß mitgetheilten Stücke ist eigentlich keine Urkunde. Aber es wird den Geschichtsfreunden dennoch willkommen seyn, als thatsächlicher Beweis, daß, was Dr. R. vor kurzem noch einigermaßen bezweifelt hatte, auf den Inseln in Privathänden schriftliche Aufzeichnungen über frühere Schicksale und Begebenheiten, ja förmliche Chroniken aufbewahrt werden, welche dereinst das Dunkel, das die Geschichte dieser Länder noch umhüllt, mächtig aufzuhellen versprechen.

Es enthält nämlich dieses Stück, durch welches Dr. R. auf sinnige Weise die durch Ref. in Anregung gekommene Geschichte eines dortigen Dynastenhauses abschließt, die Erzählung von der Ermordung des Nikolaus de la Carcere (sonst Dalle Carceri), neunten Herzogs des ägäischen Meeres, im Jahre 1401, aus einer Chronik im Besitze des Herrn Grimaldi auf Naxos entnommen von Hrn. Prof. Köppen auf Aegina.

Nach dem Chronisten, der nicht ohne Wärme erzählt, faßt dieser, schon mit einer Andern in zwar unfruchtbarer Ehe lebende Herzog eine verdammliche Leidenschaft für die einzige Tochter eines der Edeln der Insel. Von ihr gehörig zurückgewiesen, beschließt er mit Gewalt zum Ziele zu gelangen. Während am frühen Morgen eines Marienfestes ihre Angehörigen in der Kirche sind, dringt er unbemerkt in das Gemach der Jungfrau. Nicht die Ehre, nur das Leben vermag ihr der Wüthende zu rauben. Nachdem er sie mit Dolchstichen zerfleischt, flieht er eben so unbemerkt, und hat die Stirne, als bald darauf der unglückliche Vater, der sogleich den Thäter erräth, alle Primaten des Ortes zu Zeugen des entsetzlichen Schauspiels herbeyruft, Beyleid zu heucheln und daß er alles aufbieten wolle, den Mörder ausfindig zu machen. Der Vater ist nicht minder Herr über sich selbst, bis er, was er auf dem Herzen hat, insgeheim seinen Genossen mittheilen kann. Diese schwören ihn zu rächen. Etwa neun Monate nach der That machen sie dem Herzog den Vorschlag, den unseligen Vater, der sich in seinem Schmerz verzehre, an einem bestimmten Tage auf einem Landgute in ihre Mitte zu nehmen und ihn, gegen seinen Willen, zu zerstreuen. Der Fürst selber setzt den Tag an und wählt als den Ort die herzoglichen Gärten. Unter den Unterhaltungen, die er hier freygebig bietet, wird er von Franz

Crispus, dem kühnsten der Verschwornen, gefragt, wann er denn endlich einmal daran denken werde, den Mörder ausfindig zu machen. Seine Antwort ist, er habe dazu noch nicht Zeit gehabt, werde sich's aber alsbald höchlich angelegen seyn lassen. Und wenn wir ihn finden, fragen nun sämmtliche Archonten, welche Strafe, meynst du, hat er verdient? Der Fürst erwiedert: desselben Todes, den er der Jungfrau angethan, soll er sterben. Auf dieses Wort sagt Crispus: Du selbst hast deine Strafe ausgesprochen, und stößt ihm den Dolch in die Brust.

Franz Crispus wird sodann, obschon dieses letzten Dalle Carceri Halbschwester, Maria Sanudo, resp. ihr Gemahl Gaspar Sommaripa ein näheres Anrecht hatte, von den Verschwornen als Herzog ausgerufen.

Dieser Ausgang der Tragödie möchte indessen auf andere Beweggründe der letztern rathen lassen, als auf den Eifer eine Unthat zu rächen, die, ihrer Natur nach eben so schwer zu läugnen als zu beweisen, zur Beschönigung des Mordes erst hinterher vorgegeben seyn konnte.

Höher scheinen, was den Punct historischer Verläßigkeit betrifft, unter den folgenden Stücken die Nummern 9, 10 und 12. zu stehen, welche als beglaubigte Urkunden-Abschriften gegeben werden und von einer noch blühenden Familie, für deren frühern Glanz sie hauptsächlich zeugen sollen, nämlich von den Scordili's auf Kreta Hrn. Dr. R. mitgetheilt worden sind.

Die Urkunde Nr. 9. ist von Hrn. Dr. R. überschrieben: Alexius II. Comnenus sendet seinen Sohn Isaak als Statthalter nach Kreta und fordert die in Empörung begriffenen Kreter zur Unterwerfung auf. (1180 — 1182.)

Den größten Theil dieses Documents nimmt der auch mit Dogmatischem versetzte Titel des unmündigen Kaisers ein. Es wird den Insulanern das schlimme Ende aller ihrer frühern Empörungen zu Gemüth geführt und für diese letzte durch des Kaisers vielgeliebten Sohn, der mit hundert Galeeren, einem kleinen Theile der kaiserlichen Macht, über sie komme, furchtbare Strafe angedroht.

Unter der Indiction und dem Monatstage folgt die Firma, in welcher der Kaiser nach sich seinen vielgeliebten Sohn (*περιπόθητοσμον υἱόν*) Isaak und dann noch zwölf andere geliebte Söhne (*ἀγαπητοὶ ἡμῶν υἱοὶ*) setzt, welche alle bloß mit ihren Namen angeführt sind, mit Ausnahme des dritten, des *Κύριος Μαρῖνος Σκορδίλης*, der durch den Titel *ἡμέτερος ἀνεψιὸς καὶ Μέγας Στρατάρχης* ausgezeichnet ist.

Zur Beglaubigung sagt ein Andreas Karnaros (*Βουλάρνος τῆς Μεσαρνάτης τῆς Κυδωνίας*), er habe dieses aus der Urschrift im kaiserlichen Codex (*ἀπὸ τὸ καθολικὸν ἐκ τοῦ Κώνδικος τῶν ἐνδόξων Βασιλέων τῶν Ρωμαίων*) copiert und es sey gleichlautend mit dem alten Original-Privilegium, das ihm in seiner Kanzley Johann Skordili, auf daß demselben gegenwärtige Abschrift gegeben und das Original zu ewigem Gedächtniß hinterlegt würde, präsentiert habe.

Demnach wäre, wenn ich recht verstehe, dieses an die Kreter überhaupt gerichtete Original-Instrument in den Händen der Familie Skordili geblieben und erst von Johann Skordili gegen eine bloße vidimierte Abschrift ausgewechselt worden. Auch in jenen kaiserlichen Codex (ein Copialbuch?) wäre sie von früherher eingetragen gewesen. Daß nur (Marino) Skordili mit mehr als dem nackten Namen vorkommt, könnte man auffallend finden. Jedenfalls aber wird der Ausdruck Sohn in Bezug auf Isaak so wenig, als auf die übrigen zwölf Genannten, anders als bloß figürlich zu nehmen seyn.

Nr. 10. Friedensschluß und Vertrag zwischen dem Doge von Venedig und dem Herzog-Statthalter von Kreta einerseits und der Familie Skordili andererseits d. d. 12. Julius 1261.

Ich möchte dieses Document weniger einen Friedensschluß und Vertrag nennen, als ein einfaches, bloß von einer Seite, nämlich der des Herzogs-Statthalters Jacob Delfino an die Skordilis ausgefertigtes Decret, worin Vergessenheit früherer Vorgänge und Verleihung einiger Freyheiten und Besitzungen, namentlich von Enapolis, gegen gewisse Verbindlichkeiten, ausgesprochen ist.

Nr. 12. Constantin Ducas, Herzog = Statthalter von Kreta (des Kaisers Vetter), setzt (auf kaiserlichen Befehl) die Skordilis wieder in die ihnen früher zugewiesenen Güter, namentlich Enapolis, ein.

Wenn die Jahrzahl ϛφγ, die in diesem zu Anfang defecten, und wie es scheint, auch weiterhin im Texte hie und da unrichtigen Documente vorkommt, als das Jahr der Welt nach byzantinischer Aera 6503, oder nach Christi Geburt 995 zu nehmen wäre, so hätte diese Familie an verbriefter Alterthümlichkeit nicht viele ihres gleichen.

Nr. 11. endlich ist eine Notiz über die Familie Skordili auf Kreta. Sie sey, wird in diesen Papieren gesagt, copirt aus dem auch unter Nr. 9. angeführten εἰς Μεσσαρίαν τῆς Κυδωνίας bewahrten kaiserlichen Codex zur Beglaubigung der Privilegien der zwölf Archonten oder Edeln, welche in die Syntrophie des Sohnes des Kaisers getreten, und unter welche die ganze Insel Kreta vertheilt worden sey. Nach dieser Notiz stammten die Skordilis aus Frankreich (Γαλλία), hätten vordem Pegolini geheißen, wären dann mit den Oberhäuptern (ἀρχηγοὶ) der Römer nach Rom gekommen, und hätten den Namen Skordili, auch Ajatzi (Ἀγιάτζοι), erhalten. Ein Zweig derselben sey bey den Venetianern Kallergi genannt worden wegen der edeln That (καλὸν ἔργον) eines Alexius Skordili, der den Frieden zwischen Venedig und dem Geschlechte der Skordilis herbeygeführt und sich im Kriege ausgezeichnet habe.

Hr. Dr. R. bemerkt, dieser, Kallergis genannte, Zweig der Familie blühe ebenfalls noch, und zu ihm gehöre der durch seine Tapferkeit aus dem Befreyungskrieg rühmlichst bekannte Oberst Kallergis in Argos, aus Kreta gebürtig.

Die Namen Kallergi kommen in wiederholten bey Daru Hist. de Venise I. 321 verzeichneten Revolten der Kreter gegen Venedig von 1243 bis 1366 vor. Die Familie muß aber in ihren Ansichten getheilt gewesen seyn, da z. B. im J. 1333 (Muratori Scr. r. i. XXIII. 1025) neben dem Ser Alessio Calergi als treuem Verfechter der Venet. Herrschaft ein Ser Guarda Calergi als ihr bitterer Feind auftritt. Um 1410 machte sich ein Paulus Scordili oder Scordella aus Candia, Decretorum Doctor, und Domprobst (zuletzt erwählter aber von P. Gregor nicht bestätigter Erzbischof) zu Ravenna als Fortsetzer der Chronica Praesulum Ravennatum bis auf seine Zeit, bemerklich. (Muratori Scr. II. 146 — 210).

Der geistliche Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, Zacharias Scordilius aus Kreta wird wohl derselben Familie angehört haben, welche trotz ihrer gerühmten Anhänglichkeit an die griechischen Kaiser fortwährend der lateinischen Kirche treu geblieben scheint, wie dieß wohl bey all den verschiedenen durch die Kreuzzüge und später nach Griechenland gekommenen lateinischen Gebietern und Herren vorausgesetzt werden darf.

Unter schätzbaren theils historischen, theils die Sprache betreffenden Bemerkungen, die Hr. Dr. R. beyfügt, mache ich aufmerksam auf das, was er über den Gebrauch der insgemein als ganz synonym genommenen Volksnamen Ἕλληνες, Γραικοὶ und Ῥωμαῖοι beobachtet hat. Ob Ἕλληνες auch bey den Alten je ganz gemeinüblich gewesen, wird gezweifelt. Ῥωμαῖοι sey von christlichen Bewohnern des römisch-griechischen Reiches überhaupt, ohne Rücksicht ob sie gerade Griechen, oder ob sie Wlachen (Romani), Bulgaren, Slaven oder Skipetaren gewesen, verstanden worden. Wo es aber darauf ankomme, die eigentliche griechische Nationalität zu bezeichnen, sey, nach wie vor, der Ausdruck Γραικὸς der allein geläufige.

---

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Hr. M. Jos. Müller ist durch die großmüthige Unterstützung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen in den Stand gesetzt worden, sich fünf Jahre lang zu Leyden und zu Paris dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen und umfassende Werke, vor-

züglich über arabiſche Litteratur und die Pehlvi Sprache vorzubereiten, mit deren Ausführung er gegenwärtig beſchäftigt iſt. Es iſt ihm zuerſt gelungen, die Pehlvi Sprache vorzüglich durch Auffindung ihrer Analogieen mit Sanskrit, Zend und Parſi genauer zu ergründen und ihre Natur nachzuweiſen. Die aſiatiſche Geſellſchaft zu Paris hat, zum Behufe des Druckes einer Arbeit von ihm über dieſen Gegenſtand, auf ihre Koſten Pehlvi Charactere ſchneiden und die Lettern herſtellen laſſen, da bisher nichts in dieſer Sprache war gedruckt worden.)

Indem ich von dem Herrn Secretär dieſer Klaſſe der Akademie die Einladung erhalten habe, über meine Arbeiten im Gebiete der Parſi Litteratur und der dazu gehörigen Dialecte einen Bericht in dieſer Verſammlung vorzuleſen, fühlte ich keine geringe Verlegenheit, wie ich dieſer ſchmeichelhaften Aufforderung genügen ſoll, wegen der Unvollkommenheit deſſen, was ich vorzutragen habe, da meine Arbeiten noch nicht geſchloſſen ſind, ſondern großentheils noch auf die Zukunft Anſpruch machen. Ich muß alſo dringend um die Nachſicht der geehrten Verſammlung bitten.

Es ſtehen mir zwey Wege offen, um ein Bild meiner Unterſuchungen der Akademie vorzuführen: den genetiſchen, durch welchen ich meine verehrlichen Zuhörer gleichſam in die philologiſche Werkſtätte einführen und nicht allein mit vollendeten Werken, mit Skizzen, kaum bearbeitetem Material, ja mit den Inſtrumenten ſelbſt bekannt machen müßte. Wenn dieſer für mich den Vortheil hätte, die Schwierigkeit der Arbeit mehr ins Relief zu ſtellen, und ſomit vielleicht meinen geringen Bemühungen einen glänzenden Schein mitzutheilen, ſo darf ich nicht verhehlen, daß er für einen Vortrag viel zu lang wäre, daß er durch die Details und grammaticaliſchen Dornen ſelbſt die wohlwollendſte Geduld ermüden würde; ja die mündliche Darſtellung wäre in den meiſten Puncten ungenügend und das Folgen der Augen auf vorgelegtem Texte unumgänglich. Zudem habe ich dieſe Methode in den Abhandlungen angewandt, die in dieſem Augenblicke zu Paris gedruckt werden, und die hoffentlich in kurzer Zeit dem Urtheile der Akademie vorgelegt werden können. Ich entſchließe mich alſo, einen andern Weg einzuſchlagen, den ſynthetiſchen, durch den ich Ihnen einen Ueberblick zu

verſchaffen ſuchen werde über den Gegenſtand meiner Studien, über das, was gethan worden iſt, und was zu thun iſt. Die dießfallſigen Bemerkungen werde ich unter die zwey Rubriken der Sprache und des Inhalts der Texte ordnen.

I. Ueber die Pehlvi-Sprache, und die verwandten Dialecte.

Durch die herrlichen Forſchungen des Herrn Eugen Burnouf, iſt, wie Sie wiſſen, ein neues Licht über das perſiſche Alterthum verbreitet worden. Nachdem ſeit 60 Jahren durch die Bemühungen des unſterblichen Anquetil du Perron die Zoroaſtriſchen Bücher in franzöſiſcher Ueberſetzung bekannt waren, begnügte man ſich allgemein mit den Reſultaten, die aus derſelben etwa fließen konnten, kaum ohne zu ahnen, wie ungenau und unkritiſch die Behandlung der Texte bey dieſem Gelehrten waren. War er ausgezeichnet durch Forſchungs-Begierde, bewundernswerth durch die Aufopferungen, die er der Wiſſenſchaft brachte und ſchon durch die Großartigkeit ſeines Lebens würdig mit den geiſtigen Mächten des Orients zu verkehren, ſo fehlten ihm doch erſtlich die nothwendigen Hilfsmittel, indem er ſich nur auf die Kenntniſſe ſeiner Parſen ſtützen konnte, die, wie man jetzt ſieht, ziemlich beſchränkt waren, und dann die Schärfe des grammatikaliſchen Sinnes, ſowie das verſtändige Urtheil in dogmatiſchen Dingen. Da in unſerer Zeit ſo außerordentliche Fortſchritte in der hiſtoriſchen Grammatik gemacht wurden, ja man kann ſagen ein ganz neues Feld der wiſſenſchaftlichen Forſchung gewonnen iſt, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Blicke ſich auf die alte Sprache Perſiens richteten. Herr Burnouf mit dem ihm eigenen analytiſchen Talente unterwarf die alten, lang vernachläßigten Texte ſeiner ſichern kritiſchen und linguiſtiſchen Behandlung und hatte das Glück uns die alte Sprache Perſiens unverhüllt und in ihrer urſprünglichen Fülle und Reinheit vorzuführen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Fortsetzung.)

Das Resultat war die innigste Verwandtschaft des Zend mit dem Sanskrit und zwar nicht mit dem Sanskrit der Epopöen sondern mit dem der Vedas, eine Verwandtschaft, die sich eben so durch die religiösen Ideen, die in den beyden Sprachen niedergelegt sind, bestätigt, so daß also sich von selbst die Folgerung herausstellt, daß Einheit des Altpersischen und Altindischen bestanden, aber schon aufgehört hat, bevor das indische Leben von der alten Natur-Religion der Vedas zu dem äußerlich reichern Complex von Ideen und Anschauungen in dem Ramayana, Mahabharata, Manu u. s. w. übergieng, — eine Thatsache von der größten Wichtigkeit. Die Gesetze, die Herr Burnouf über die Permutation der Laute zwischen dem Sanskrit und Zend aufgestellt hat, sind so stringent, daß man sie nur in ihrer rigorosesten Consequenz anzuwenden hat, um ein beliebiges Sanskrit-Wort in ein Zendwort, und ein Zendwort in ein sanskritisches zu verwandeln, so daß also das Sanskrit-Lexikon zugleich als Zend-Lexicon dienen kann, insoweit nämlich ein anderer Gedankengang oder die beständig wirkende Zeit nicht die Bedeutung modificirt hat. In den religiösen Ideen ist ebenfalls die Substanz im Allgemeinen als dieselbe in den beyderseitigen Dokumenten zu bezeichnen; wenn auch hier die Permutationsgesetze noch nicht gefunden sind oder das etwaige neue Element, welches die alte Zendreligion von der altindischen scheidet und ihr das Gepräge einer eigenen Individualität aufdrückt. Wenn aber auch die Zendsprache in den Formen, die im Sanskrit der Vedas und der Epopöen differiren, sich an jene hält, die in den Vedas vorkommen, so ist doch auf der andern Seite zu bemerken, daß hier bereits eine eigene Entwicklung, ja Abschleifung eintritt, die noch viel größer wird mit dem spätern Dialect, der sich in der ersten Art der persepolitanischen Keilschrift zeigt.

Dieß ist der Ausgangspunct der Sprachformation, die durch das Pehlvi sich bis zum Neupersischen fortsetzt und mit diesem endet. Obwohl ein Mittelglied fehlt, und das Pehlvi sich nicht so unmittelbar an das Zend anschließt, als dieses an das Sanskrit, so ist es mir doch gelungen, wie mir scheint, die Gesetze oder Analogien aufzufinden, nach denen die Zendwörter in das Pehlvi und durch dieses in das Parsi und Neupersische übergehen, so daß die Anfänge und Endpuncte einer großen Sprachentwicklung dem Forscher vor Augen sind. Schon an sich ist es interessant zu sehen, auf welche Weise das Spiel der Sprachorgane die Worte verwandelt, wie die Formen sich verlieren, umgestalten oder neu erzeugen, indem auch hier der menschliche Geist gezwungen wird, sichere, seiner Willkühr entzogene, Gesetze anzuerkennen, in einem Gebiete, das so sehr der Unbeständigkeit der mitwirkenden Individuen unterworfen zu seyn scheint. — Aber noch höher wird der Werth dieser Gesetze gesteigert, da auf ihnen allein die Möglichkeit beruht, die Identität oder wenigstens den Zusammenhang der durch die Worte ausgedrückten Ideen einzusehen, und somit die Texte selbst zu erklären.

Bevor ich aber zur vollkommnen Entwicklung dieser Lautgesetze gehen konnte, hatte ich eine Schwierigkeit zu besiegen, die ich glücklich weggeräumt zu haben glaube. Einige Charaktere nämlich des Alphabets schienen mir durch die Parsen eine falsche Geltung erhalten zu haben, die sowohl die Ableitung als die Bedeutung mehrerer Wörter schwankend ließ. Den wahren Werth derselben auszumitteln und bis zur Evidenz zu belegen, habe ich mich sorgfältig bemüht. Ich muß hierüber aber hinweggehen, da eine Demonstration bloß schriftlich möglich ist, und ich kann bloß auf meine zu druckende Abhandlung hinweisen, von der ich hier den betreffenden Theil schriftlich vorlege. Ich bemerke nur dieß, daß dadurch mir es möglich wurde, gleich im Anfange des Bundehesch eine cosmogonische Idee zu entdecken, von der weder die Parsen noch Anquetil nur eine Ahnung hatten. Eben so kann ich nur kurz erwähnen, daß ich selbst die Homonymie mehrerer Consonanten, die eine unüberwindliche Schwierigkeit im Lesen des Pehlvi zu machen schien, auf die Seite schaffte, indem ich sie theils als falsch angenommen erkannte, theils aber, wo sie wirklich existirt, bestimmten Gesetzen unterwarf. Das Pehlvi hat aber nicht bloß arische Elemente, sondern auch semitische; für diese, d. h. aus dem Aramäischen herüber genommenen Wörter habe ich gleichfalls die nöthigen Analogien aufgesucht und gefunden. Diese fremde Invasion beschränkt sich aber bloß auf das Material, nicht auf die Formen. Wie im Englischen eine Masse romanischer Wörter eingewandert ist, aber leicht erkennbar durch Gestalt, selbst durch Aussprache, die aber nie die Form der Sprache berühren, sondern die ganze Structur in ihrem rein germanischen Wesen ließen, eben so hat das Pehlvi diese fremdartigen Gäste aufgenommen, ohne ihnen Einfluß auf seinen arischen Bau der Grammatik zu erlauben. Es ist bemerkenswerth, wie schon Herodot die Beobachtung machte, daß die Perser leichter als alle andern Völker fremde *νόμαια* sich zu eigen machen. *) Dieser ethnographische Satz hat sich nun selbst nach ihm glänzend bewährt, indem wir im Pehlvi den Einfluß der mesopotamischen Nachbarn, im Neupersischen den der Araber sehen. Doch ist ein specifischer Unterschied zwischen den beyden Invasionen; im Pehlvi sind die semitischen Wörter nach den Lautgesetzen des Pehlvi modificirt, im Neupersischen aber rein und ohne Veränderung aufgenommen. Trotz dieser Ausländerey und Passivität des persischen Volkes behält es doch noch immer eine bestimmte Originalität und wir werden vielleicht später die geschichtlichen Wirkungen einer immer wieder erwachenden Nationalität zu untersuchen Gelegenheit haben. Dem Pehlvi zunächst steht das Parsi,*) das aber frey von semitischem Einfluß geblieben ist und in allen seinen Formen eine obwohl gesetzlich fortlaufende Erweichung erfahren hat. Aus diesem und nicht aus dem Pehlvi zunächst, entwickelt sich die neupersische Sprache, die sich von ihr durch größere Abschleifung in den Lauten und durch eine ganz ausgesprochene Tendenz zur Wiedergewinnung organischer Formen unterscheidet. Möge es mir noch erlaubt seyn hier andere persische Dialecte zu erwähnen. Das Kurdische z. B. das offenbar vom großen persischen Stamme sich trennte, bevor das Pehlvi entstanden war. So zerrissen der Dialect ist, so enthält er doch einige alte Formen, die im Pehlvi nach seinen Gesetzen bereits umgewandelt sind, und Phänomene, die nicht aus dem Pehlvi, sondern bloß aus einem eigenen Leben zu erklären sind. Dasselbe läßt sich vom Afghanischen sagen, obwohl hierüber meine Hülfsmittel viel zu gering waren, als daß eine tiefere Untersuchung möglich geworden wäre. Für das Kurdische bemerke ich noch, daß auch der sonderbare Cultus der diese Sprache redenden Stämme, kaum anders, als durch eine Decomposition zoroastrischer Lehren erklärt werden kann, also immer auf eine relativ alte Epoche zurückdeutet.

*) Herodot I. 135: *ξεινικὰ δὲ νόμαια Πέρσαι προσίενται ἀνδρῶν μάλιστα.*

Andere persische Dialecte, wie der der Iliät u. s. w. sind im Schooße des Neupersischen selbst entstanden und bieten insofern nicht mehr das höhere Interesse der andern dar. —

Sie sehen also, meine Herren, meine Aufgabe in sprachlicher Hinsicht war, das Pehlvi aufwärts

*) Mit Parsi bezeichne ich den Dialect, den Anquetil Zend zu nennen pflegt, aus Gründen, die ich anderswo entwickeln werde.

an die ältere Gestalt des Zend und Sanskrit anzuknüpfen, abwärts aber durch das Parsi auf die neuern Dialecte zu gelangen, diese in ihrem Ursprung zu erläutern und also einen nicht unwichtigen Kreis der Sprachentwicklung abzuschließen.

II. Inhalt der behandelten Sprach-Denkmäler.

Ich gehe nun auf die religiösen Denkmäler selbst über, die in dieser Sprache niedergelegt sind. Im Pehlvi sind

1) Uebersetzungen von mehreren Zendbüchern erhalten, wie des Vendidad, das Vispered vollständig, dann mehrere Hymnen, die unter dem Namen Nyaisch, Afergan, Yescht bekannt sind. Der Nutzen dieser Uebersetzung ist doppelt; erstens, indem das bekannte Zend das unbekannte Pehlvi erläutert, oder umgekehrt das bekannte Pehlvi das unbekannte Zend aufhellt. Das Verhältniß ist reciproc. Wenn die Uebersetzung manchmal ungenau ist, und einer kritischen Behandlung bedarf, so liegt die Ursache eines Theils an der Unkunde der Uebersetzer, anderntheils an einer veränderten religiösen Anschauung; der letztere Fall ist dann immer für die dogmatische Entwicklung richtig. — Dasselbe Interesse haben die den Uebersetzungen häufig beygegebenen Erklärungen.

2) Ferner existiren im Pehlvi mehrere Originalbücher, von denen der Bundehesch das wichtigste ist. Man könnte es eine heilige Encyclopädie der Parsen nennen, da es die Cosmogonie, eine heilige Naturgeschichte und Geographie, die Eschatologie und was nach persischen Begriffen zur göttlichen Weltregierung gehört, darstellt, wenn auch nicht in der wünschenswerthesten Vollständigkeit, da es in mehreren Theilen nur fragmentarisch auf uns gekommen ist, doch wenigstens in solchem Umfange, daß man sich ein Bild des ganzen Systems machen kann. Obwohl die ganze Fassung und gewiß auch specielle Dogmen darin nur der zweyten Epoche des Parsismus (die ich später kurz zu charakterisiren versuchen werde) angehören, so sind doch darin auch viele Notizen aus verlornen Zendbüchern enthalten, die manchen Beytrag zur Aufhellung des ältern Systems gewähren und sich schon äußerlich von den übrigen Stellen durch eine bestimmte Citationsformel ausscheiden.

Wie sehr der Inhalt dieses Buches von den neuern Parsen und in Folge davon von Anquetil du Perron mißverstanden worden ist, so daß selbst capitale Ideen ausgelassen, verwischt, oder verändert worden sind, hoffe ich zur Genüge zu zeigen, theils in meinen Abhandlungen über die Sprache, theils später in einer besondern Ausgabe dieses Buches, wenn nämlich meine Bemühungen den Beyfall der gelehrten Welt werden erhalten haben. Ich glaube versichern zu können, daß durch eine strenge philologische Behandlung dieses merkwürdige Buch durchaus und namentlich in seinen Hauptstellen ein neues Licht erhalten wird, daß die Religionsgeschichte vielleicht überraschende Ansichten über die Attributionen der schöpferischen Agenten und die Cosmogonie so wie andere Puncte der Religionslehre daraus schöpfen wird, frey von den bisherigen hierin obwaltenden Irrthümern oder wenigstens von den ungefähren und approximativen Bestimmungen, mit denen man sich bisher begnügen mußte. Unter den übrigen Pehlvibüchern erwähne ich Parömieen, ähnlich den Sprüchen Salomons und andere Produkte dieser im Orient beliebten Darstellungsweise, die Geschichte der Himmel- und Höllenfahrt Ardaiviraf, des Wiederherstellers des zoroastrischen Cultus unter den Sassaniden (wovon mir zugleich eine neupersische metrische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung zu Gebote steht), ein prophetisches Buch über die letzten Schicksale des persischen Reiches und das Weltende, das den Namen Bahman Yescht führt; eine Controverse zwischen einem Rechtgläubigen und einem Ketzer, Anrufungen und Gebete (worunter besonders das sogenannte Taarisi Sirouza für die Attribute der verschiedenen Izeds wichtig ist), Erklärungen, Traditionen und Entscheidungen über rechtliche Verhältnisse und Ceremonien ꝛc. und was sonst zu einer heiligen Literatur gehört, von größerem oder geringerem Werthe.

Im Parsi finden sich Uebersetzungen aus dem Pehlvi, Gebete, Sündenbekenntnisse und sonst kleine Schriften, dann das sogenannte Minokhered (Mainyu khard), ein Abriß der zoroastrischen Glaubens- und Sittenlehre mit vortrefflichen sonst verlornen Notizen über viele interessante Puncte. Zum Vortheile der sprachlichen Untersuchungen existirt davon eine Sanskrit-Uebersetzung von Neriosengh, die für das Parsi, und also auch für das Pehlvi, dieselben Dienste leistet als die Sanskrit-Uebersetzung des Yaçna von demselben Neriosengh für die Erklärung des Zend geleistet hat. Ueberdieß besitze ich davon noch eine neuperssische metrische Bearbeitung.

Ein anderes Buch ist der Schikand Gumàni, klein an Umfang aber interessant durch den Inhalt, der über das Verhältniß Ormuzds zu Ahriman und über religiöse Erkenntniß handelt. Hier treten schon deutliche Spuren einer religiösen Spekulation ein, und die Geschichte der Philosophie wird um ein, wenn auch kleines Kapitel reicher. Wenn griechischer Einfluß in dieser Abhandlung kaum zu verkennen ist, indem z. B. Wörter wie djatgohr und hamgohr lebhaft an *ἑτερούσιος*, *ὁμοούσιος* erinnern, so ist dieß eine factische Bestätigung der Nachrichten griechischer Schriftsteller, die von der Betreibung griechischer Philosophie bey den Sassaniden Kunde geben: so finden wir bey Agathias, daß nicht nur die Perser, sondern auch einige Griechen (*ἔνιοι τῶν Ῥωμαίων*) den großen Chosyroes als Freund der Wissenschaften und Kenner griechischer Philosophie *) preisen; er habe Aristoteles studirt, *ὅλον τὸν Σταγειρίτην καταπιών* und von Plato sey ihm keiner selbst der schwierigeren Dialoge (*τῶν γλαφυρῶν καὶ ἀγκυλωτέρων διαλόγων*) unbekannt geblieben.

Um dieselbe Zeit wanderten auch viele griechische Philosophen aus dem Römerreiche aus nach Persien, weil sie dort das Ideal des Königthums zu finden hofften: *φιλοσοφίας τε καὶ βασιλείας εἰς ταὐτὸ ἐυνελθούσης*. Nicht wenig mag auch die berühmte syrische Hochschule zu Edessa (Schola Persarum), von wo persische Christen unterrichtet in allen Künsten und Wissenschaften des Abendlandes in ihr Vaterland zurückkehrten, und ebenso die Verbreitung der aus dem Kaiserreiche schmachvoll vertriebenen Nestorianer dazu beygetragen haben, im großen Perserreiche Geschmack an griechischer Bildung zu wecken.

Um aber wieder zu unsern Büchern zurückzukehren, so bleiben uns noch die im Neupersischen geschriebenen auf Zoroasters Religion bezüglichen Bücher übrig, die meistens Uebersetzungen aus Zend und Pehlvi, prosaisch oder metrisch, Uebersichten über einzelne Glaubensartikel, Traditionen über das Ceremoniel, rechtliche und andere Verhältnisse ꝛc. enthalten. Was ich von der Masse des Vorhandenen für dienlich erachtete, habe ich abgeschrieben und bereits häufig zur Erläuterung der Sprache und Ideen benutzt. Im Allgemeinen ist der Ausdruck in diesen Büchern allerdings rein persisch, jedoch in manchen Fällen gemischt mit alten Wörtern, wie es das dogmatische Bedürfniß forderte, das nicht immer in der gesprochenen Sprache die entsprechenden Ausdrücke fand; daß also die Erklärung solcher Bücher immer die Kenntniß der alten Sprachen, wenigstens in einem gewissen Grade, nämlich Kenntniß der technischen religiösen Formeln, voraussetzt, versteht sich von selbst, und Mangel derselben kann nur zu sonderbaren Mißverständnissen führen, von denen Beyspiele vorliegen. In Bezug auf die Religionsidee selbst erlaube ich mir noch zu bemerken, daß, wie das Pehlvi-Idiom selbst eine zweyte Entwicklung des arischen Sprachstammes darstellt, so gehören auch die Ideen, die darin niedergelegt sind, einer zweyten Epoche an.

(Schluß folgt.)

*) Die Gründe, die Agathias (126 ed. Niebuhr) angiebt, um deren willen er dieses Gerücht verwirft, sind durchaus unhistorisch: er stützt sich auf die Beschaffenheit der persischen Sprache, die er nicht kennt, (*ἀγρία γλῶσσα καὶ ἀμουσοτάτη*) und die barbarische Lebensart des Fürsten (*διαιταν λαχὼν ἐς ὅ τι βαρβαρικωτάτην* etc.).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtigt und erläutert von Reinh. Klotz. Leipzig. Verlag von J. A. Barth. Erster Bd. 1835. XCVIII. und 666 S. Zweyter Bd. 1837. XX. und 880 S. gr. 8.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae. Kritisch berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von C. Beneke Dr. Leipzig bey K. F. Köhler. Erster Bd. 1836. XII. und 238 S. gr. 8.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. Recognovit et emendavit partim ex codd. nunc primum collatis Jo. Casp. Orellius. Turici ex officina Schultesiana. 1836. XVI. u. 464 S. gr. 8.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. Nach den besten neuesten Hülfsmitteln für den Schulgebrauch bearbeitet und mit historischen Einleitungen versehen von Karl Fr. Süpfle, Prof. am Lyceum zu Karlsruhe. Mit einer Zugabe meist kritischer Anmerkungen. Karlsruhe 1837. Druck und Verlag von G. Theod. Groos. XIII. und 350 S. gr. 8.

Es mag Manchen, der die vorstehenden Titel überliest, Wunder nehmen, daß von den Reden des Cicero, die doch von dem Wiederaufblühen der Wissenschaften an stets eifrig gelesen, und so vielfältig bearbeitet wurden, jetzt, fast zu gleicher Zeit, so viele Sammlungen erscheinen, während außerdem noch so viele derselben in ausführlicheren Einzelausgaben dem Publikum vorgelegt werden; und es mag wohl Mancher solche Unternehmungen für überflüßig halten.

Wer mit dem Stande der Verhältnisse vertraut ist, für den bedarf es keiner Rechtfertigung; allein, da eine der vorliegenden Sammlungen weder für die Schule noch für den Philologen von Fach berechnet ist, sondern vorzüglich für denjenigen, der bey einem andern Berufe seine Mußestunden mit der Lesung der Werke des großen Redners ausfüllen will, sey es um seine Kenntnisse über das gewöhnliche Bereich hinaus zu erweitern, oder um seinen Geist für die Ertragung der Lasten seines Berufes zu stählen: so möchte es nicht unzweckmäßig seyn, mit einigen Worten auf dasjenige hinzuweisen, was solche neue Bearbeitungen nöthig macht, und denselben vor den frühern unverkennbare Vorzüge verleiht.

Wir würden undankbar gegen die Bemühungen der frühern Gelehrten seyn, wenn wir ihre Verdienste um die Berichtigung und die Förderung des Verständnisses der Ciceronischen Reden für nichts achten wollten; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß in ihrem Verfahren Manches lag, was sie verhinderte, sich auf den Standpunct zu erheben, den die jetzigen Bearbeiter einnehmen, bey denen freylich auch in Anschlag zu bringen ist, daß sie die Vortheile der mit dem Fortschreiten der Zeit immer erhöhten Sprachkunde genießen.

Es ist bekannt, daß die ersten Ausgaben des Cicero aus den Handschriften geflossen sind, die sich gerade in den Händen der italienischen Gelehrten, welche jene besorgt haben, befanden. Meistens nicht von sehr hohem Alter, waren jene Handschriften natürlicher Weise durch das vielfältige Abschreiben

sehr von dem ursprünglichen Texte abgewichen. War man nun auch bald bemüht, zu der ursprünglichen, von der Hand des Cicero selbst stammenden, Gestalt seiner Werke zurückzuführen, wobey vorzüglich die Bemühungen eines P. Victorius und Manutius in Anschlag zu bringen sind, so fehlte es doch an den nöthigen Hülfsmitteln, um alles Ungehörige bey Seite zu schaffen. So kam der Text in die Hände des Lambinus, der, mit guten Handschriften versehen, diese an einzelnen Stellen gut benützte, aber an nicht wenigen den Eingebungen des Augenblicks, zu freyen Spielraum ließ, so daß sich bald J. Gruterus gegen ihn erhob, der bedeutende Hülfsmittel aus Frankreich, Holland und Deutschland zur Hand hatte, die er jedoch nach der Weise der damaligen Zeit nur vereinzelt und ohne die gehörige Umsicht benützte. Aehnliche Vorwürfe lassen sich dem Verfahren des Grävius machen. Unter den Neueren war es vorzüglich Ernesti, der den Text des Cicero so gestaltete, wie er bis vor etwa einem Jahrzehend fast allgemein gelesen wurde. Er hatte dem ciceronischen Sprachgebrauch ein gründliches Studium gewidmet; allein er ließ sich oft durch einzelne Stellen verführen, sich allgemeine Regeln zu bilden, die er dann bey der Textverbesserung anwandte, wodurch er in sehr viele Irrthümer verwickelt wurde. Außer ihm verdanken die Werke des Cicero den Bemühungen Garatoni's viele Verbesserungen, der viele, zum Theil alte, italienische Handschriften zur Hand hatte.

Die Ausgabe von Beck blieb unvollendet, die von Schütz wurde ohne neue kritische Hülfsmittel und ohne die gehörige Umsicht und Besonnenheit bearbeitet, und bey der Gesammtausgabe Orelli's, deren Verdienste für die Kritik des Cicero nicht zu verkennen sind, war es doch mehr auf eine Ueberarbeitung der bereits vorhandenen besten Recensionen der einzelnen Werke, als auf eine durchgreifende Textesberichtigung abgesehen.

Für die Reden insbesondere war bis dahin manches Verdienstliche geschehen; allein eine ganz andere Wendung nahm die Kritik derselben in der neuesten Zeit nicht zum wenigsten durch die von Wunder angestellte durchgehende Prüfung der schon von Gruterus an einzelnen Stellen benützten Erfurter Handschrift, welche bey der Vergleichung mit den durch ihr Alter ausgezeichneten, aber leider zu wenig umfangreichen, Hülfsmitteln, welche die von A. Mai in Mailand und Rom und von A. Peyron in Turin aufgefundenen Palimpsesten darboten, auf die Wahrnehmung hinführte, daß diese, wie noch mehrere in Deutschland aufbewahrte Handschriften einen jenem alterthümlichen weit näher stehenden Text enthalten, als die aus italienischen Handschriften geflossene Vulgata. Das Ansehen dieser wurde dadurch natürlich bedeutend vermindert, und jene in Deutschland befindlichen, dem Ausspruch des jüngern Plinius (VIII. 20. §. 1. Ad quae noscenda iter ingredi, transmittere mare solemus, ea sub oculis posita negligimus) getreu, bisher nicht genug beachteten Handschriften wurden sofort als hauptsächliche Grundlage der Textesconstituirung betrachtet.

Bedenkt man außerdem, daß früher ein besonders bey einem Redner so wichtiger Punct, die Wortstellung, nur wenige Berücksichtigung gefunden hatte, die neueren Untersuchungen aber ergeben haben, daß gerade hierin sehr viel zu ändern sey, und daß diese und ähnliche früher gering geachteten Aenderungen oft ganzen Gedankenreihen eine Wendung geben, die man vorher nicht geahnt hatte, und manche bisher gelähmte Stelle zu ihrer ursprünglichen Kraft wiederherstellen, so kann man sich nicht wundern, daß sich das Bestreben, die Werke Cicero's von den ihnen anhaftenden Schlacken zu reinigen, neu belebte, und daß in Folge dieser neuen Bemühungen die von vielen gering geschätzte Wort-Kritik um so mehr ausrichtete, je mehr man sie mit der Exegese in Einklang zu bringen suchte, die man zugleich auf eine umsichtigere Weise zu handhaben anfieng. Das Vorzüglichste in dieser Hinsicht leistete Hr. Professor Klotz, dessen Ausgabe der sämmtlichen Reden des Cicero wir hier zuerst zu besprechen haben.

1.

Von den beyden bis jetzt erschienenen Bänden umfaßt der erstere die Reden: pro A. Caecina, pro T. Annio Milone, de imperio Cn. Pompeii, pro P. Quinctio, pro Sex. Roscio Amerino, pro A. Cluentio Avito, pro Cn. Plancio, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro M. Marcello, pro A. Licinio Archia poeta; der

zweyte außer der divinatio in Q. Caecilium und den Verriniſchen Reden noch die drey Reden de lege agraria, ferner die Reden pro C. Rabirio, pro Q. Roscio comoedo, pro M. Fonteio und pro L. Murena. Der dritte und letzte Band, dem auch ein Namenregiſter beygegeben werden ſoll, wird die übrigen Reden enthalten. Die äußere Einrichtung der Ausgabe iſt folgende.

Unter dem Texte, der mit Beybehaltung der bisherigen Kapitel- und Paragraphenzählung mehr nach dem Sinne abgetheilt iſt, ſo daß oft mitten in ein Kapitel ein Abſatz fällt, finden ſich die Abweichungen von der Orelliſchen Geſammtausgabe angegeben. Einer jeden Rede geht eine Inhalts-Angabe voraus; die Anmerkungen, welche wie jene in deutſcher Sprache geſchrieben ſind, machen den Schluß jedes Bandes.

Blicken wir zuerſt auf die Ordnung der Reden, ſo iſt ſie leider eine ganz zufällige, wie Hr. Kl. ſelbſt zugiebt, der ſich damit entſchuldigt, daß er zuerſt nur eine Auswahl der Ciceroniſchen Reden zu geben gedachte, aber ſpäter von dem Verleger veranlaßt wurde, ſeinen Plan auch auf die übrigen auszudehnen.

Wie die andern, bisher von demſelben Verfaſſer bearbeiteten Einzelausgaben Ciceroniſcher Werke, iſt dieſe Ausgabe als ein Vorläufer der kritiſchen Geſammtausgabe zu betrachten, die (nach Band II. S. 755 unter dem Titel: M. Tulli Ciceronis scripta quae manent omnia), mit lateiniſchen Anmerkungen ausgeſtattet, für Philologen beſtimmt ſeyn ſoll, während er bey den Einzelausgaben ein größeres Publikum vor Augen hat.

Die Kritik iſt deßhalb hier nicht als abgeſchloſſen zu betrachten. Hr. Kl. ſagt ſelbſt, daß er für ſeine große Ausgabe noch mehrere Hülfsmittel zu erwarten habe, und verweiſet den Abſchluß der Beurtheilung von mehreren Stellen auf jene. Demungeachtet erſcheint der Text der Ciceroniſchen Reden hier in einer ganz veränderten Geſtalt; doch wird nur von einzelnen Aenderungen Rechenſchaft gegeben. Nach der Vorrede gedachte Hr. Kl. Anfangs alle kritiſchen Erörterungen entfernt zu halten, da die kritiſche Bearbeitung gleich mit dieſer erſcheinen ſollte; doch, da aus dem eben angegebenen Grunde dieſe noch einige Zeit vorbereitet werden ſoll, ſo werden hier an einer Anzahl von Stellen die Grundſätze nachgewieſen, welche ihn bey der Textesberichtigung leiteten.

Die kritiſchen Hülfsmittel ſind vorzüglich die ſchon oben angedeuteten, die Palimpſeſten und die in Deutſchland aufgefundenen Handſchriften, unter denen die Erfurter die erſte Stelle einnimmt. Wenn unter dieſen (Band I. S. LVII.) eine Werthheimer angeführt wird, ſo beruht dieß auf einem reinen Irrthum, wie Ref., wenn es nöthig wäre, in Folge an Ort und Stelle eingezogener Erkundigung nachweiſen könnte; indeſſen es wird jedermann leicht einſehen, daß Hr. Kl. mit dieſer Benennung den codex Verdensis des Gruterus bezeichnen wollte. Außerdem wird häufig auf die Oxforder Handſchriften Rückſicht genommen, deren Lesarten in der 1770 daſelbſt erſchienenen Ausgabe bekannt gemacht worden ſind. Von den für die Kritik bedeutenden neueren Ausgaben hatte Hr. Kl. bey dem erſten Bande außer den gelehrten Arbeiten Madrigs nur die der Rede pro Cn. Plancio von Wunder und die der Rede pro Archia poeta von Stürenburg zur Hand; denn Benecke's Ausgabe der Rede de imperio Pompeii kam nach der Bemerkung in der Vorrede zum erſten Bande S. LVIII. erſt nach Beendigung des Druckes desſelben heraus. Bey dem zweyten Bande lag die Ausgabe der Verriniſchen Reden von Zumpt und für das vierte Buch der Anklage wie für die Rede pro Rabirio die unten zu beſprechende Sammlung Orelli's vor. Uebrigens iſt es nicht immer leicht, anzugeben, aus welchen Quellen Hr. Kl. ſchöpfte, oder wen er mit ſeinen Angriffen meynt, da er ſich nach S. VI. der Vorrede zum erſten Bande zum Grundſatze gemacht hat: Ego autem nomino neminem: qua re irasci mihi nemo potest, nisi qui ante de se voluerit confiteri.

Sehen wir uns nach den Grundſätzen der Kritik um, welche ſich in den von dem Hrn. Verf. behandelten Stellen angewendet finden, ſo erſcheint als der erſte und oberſte, genaue Beachtung der kritiſchen Hülfsmittel; und wer ſollte dieſes tadeln? Muß nicht, wenn einmal der Vulgata die Glaubwürdigkeit benommen iſt, jeder Verdacht gegen dieſelbe verfolgt und nach den als die

zuverläßigsten anerkannten Hülfsmitteln möglichst erwogen werden? und ist es nicht verzeihlich, wenn dabey mitunter etwas zu weit gegangen wird? ist es nicht jedenfalls verzeihlicher, als wenn die einmal hergebrachte Lesart behaglicher Gleichgültigkeit beybehalten oder gar jedem Einfall des Augenblicks die Aufnahme in den Text zu Theil wird? Ref. fühlt sich denen gegenüber, welche Herrn Klotz wegen seines Bestrebens, die Lesarten der Handschriften geltend zu machen, tadeln, zur Erklärung gedrungen, daß er diesen Grundsatz an sich achtet, und daß er bey der Anwendung, die Hr. Kl. von demselben gemacht hat, sich selbst da, wo er ihr nicht beystimmen zu können glaubte, fast immer auf die eine oder die andere Weise belehrt fand. Wenn Hr. Kl. ferner auf die Satzabtheilung und Interpunction sein Augenmerk ganz besonders richtet, so wird ihm jedermann beystimmen, der aus Erfahrung weiß, wie viele Fehler dadurch entstanden sind, daß die früher zusammenhängend geschriebenen Texte von Abschreibern, die ihrer Sache nicht gewachsen waren, falsch abgetheilt wurden. Beyspiele von glücklichen Aenderungen dieser Art finden sich in der Vorrede zum ersten Bande S. XIV. XX. XXXIX. XLVII. LXXVII. zum zweyten Bande S. V. XIII. und XVI.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Schluß.)

Wenn in den Zendbüchern wie in den Vedas der freye Erguß eines primitiven religiösen Bewußtseyns dem unbefangenen Forscher sich ausspricht, so enthalten die Pehlvi- und Parsi-Bücher, wo sie nicht bloß Wiederholungen oder Uebersetzungen des Alten sind, bereits eine dogmatisirende Entwicklung und die Reflexion hat ihren Theil an dem Ausdruck der Glaubensartikel. Es tritt uns hier, aber vielleicht reiner, jener Charakter entgegen, den wir auch an andern Phänomenen jener Zeit geistiger Kämpfe bemerken, in welchen alte Glaubenssätze durch Spekulation den Forderungen mächtig aufgeregter Gemüther sollten angepaßt werden. Auf diese Erscheinungen, nämlich die gnostischen und manichäischen Systeme, hat der Parsismus unzweifelhaften Einfluß ausgeübt, einen Einfluß, der nicht ohne Reciprocität geblieben ist. Diese näher zu untersuchen als bisher geschehen ist, halte ich für eine nothwendige aus meinen Studien fließende Aufgabe, die ich vielleicht zu lösen versuchen werde.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß ich zur nähern Erkenntniß der Epoche, in welche diese zu untersuchenden Sprach- und Reflexionsformen fallen, unedirte orientalische Geschichtschreiber benützt habe wie Masudi (in den „goldenen Wiesen“ den Abschnitt über die Sassaniden); die betreffende Parthie der alten Chronik des Tabari (nach der persischen Uebersetzung), das kurze aber kostbare Werk des Hamzah Isfahani (Kitab tarich alumam), das bereits von Reiske gut gewürdigt worden ist; endlich das für die innere oder Religionsgeschichte wichtige Buch des Schahrestani, in welchem ein großer Abschnitt über die parsischen Systeme handelt, nicht allein das orthodoxe, sondern auch die häretischen, die erst da ihr wahres Interesse haben, wenn sie an die authentisch erklärten Grundtexte selbst angereiht werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen können wir nicht beystimmen, wenn Bd. I. S. LXXIX. in der Rede pro rege Deiotaro Kap. 3 u. 4. §. 10 u. 11. geschrieben wird: Is rex, quem senatus hoc nomine saepe honorificentissimis (nicht honestissimis, wie in der Vorrede steht) decretis appellavisset, quique cum illum ordinem ab adolescentia gravissumum sanctissumumque duxisset, isdem rebus est perturbatus, homo longincus et alienigena, quibus nos in media re publica nati semperque versati, cum audiret, senatus consentientis auctoritate arma sumpta esse; consulibus, praetoribus, tribunis plebis, nobis imperatoribus rem publicam defendendam datam: movebatur animo etc., indem der nach der gewöhnlichen Eintheilung mit cum audiret (was in den früheren Ausgaben ein Kapitel und einen Paragraphen, bey Hrn. Klotz nur einen neuen Paragraphen anfängt, indem er das vierte Kapitel vorher mit Neque enim ille etc. beginnen läßt) anfangende Satz mit dem vorhergehenden zusammengefaßt und nach der Erfurter Handschrift cum vor illum eingesetzt wird. Es möchte nämlich fürs Erste mißlich seyn, statt quem appellavisset, quique duxisset zu verbinden: quem appellavisset, quique perturbatus est, und das andere Plusquamperfectum in einen Zwischensatz mit cum zu verweisen, denn der Gedanke spricht so wenig, als die äußere Form, dafür; ferner können wir uns nicht damit befreunden, daß das Haupt-Verbum des Nachsatzes, movebatur, im Imperfectum steht, während das Perfectum, est perturbatus, in den Vordersatz heraufgezogen ist. Viel passender bildet in der Vulgata est perturbatus den Nachsatz, und der Satz mit movebatur dient nur zur weiteren Ausführung, was auch dadurch noch empfohlen wird, daß unten fortgefahren wird: Maxime vero perturbatus est, worauf dann einige Sätze mit Imperfecten folgen. Setzt man die handschriftliche Auctorität entgegen, so läßt sich mit der Vermuthung antworten, daß cum aus eum entstanden seyn könnte, das als Variante von illum daneben in dem Texte eingesetzt worden wäre.

Wenn es sich Hr. Kl. ferner zum Grundsatze macht, keine scheinbare Kleinigkeit außer Acht zu lassen, so wird ihm dieses niemand zur Schuld rechnen, der die Bedeutung dieser sogenannten Kleinigkeiten, wer die Wortstellung kennt, welche Hr. Klotz an mehr als einer Stelle auf das nachdrücklichste hervorhebt, indem er nachweiset, daß der Redner nicht anders schreiben konnte, wenn er bey den Zuhörern den Eindruck machen wollte, den er bezweckte, wie er denn überhaupt, auch bey der geringsten Einzelheit den Zweck der Rede nie aus dem Auge verliert, wodurch es ihm manchmal gelingt, die Wahrheit da zu finden, wo eine mehr abgerissene Betrachtung einer Stelle keinen Unterschied zwischen zwey Lesarten erkennen kann; indem er Nebenumstände, die sich aus dem Zusammenhange als nothwendig ergeben, in die Wagschale legt, die dann oft auf eine überraschende Weise den Ausschlag geben.

In Betreff der Orthographie hält sich Hr. Kl., wie schon aus der oben angeführten Stelle

zu ersehen ist, im Allgemeinen an das Alterthümliche; so schreibt er die Endung des Superlativs immer issumus, für u nach v oder qu immer o, z. B. novos quom, wenn er nicht das qu in c verwandelt, wie eben in longinceus; doch geht er hierin nicht so weit als Wunder in seiner Ausgabe der Rede pro Plancio, der z. B. est mit Weglassung seines Vocals an das vorhergehende Wort anschließt, worin ihm auch Beneke in seiner Ausgabe der Rede de imperio Pompeji folgt, der übrigens in seiner hier zu besprechenden Sammlung, wie auch die beyden andern Herausgeber, dem bey dieser Ausgabe vorgesetzten Zwecke entsprechend, die gewöhnliche Orthographie beybehalten hat.

Zu wünschen wäre, daß er sich durch das Gefühl seines Uebergewichtes über die früheren, allerdings oft kurzsichtigen, Kritiker nicht zu einem Uebermuthe hätte verleiten lassen, der sich besonders in seiner Sprache nicht verkennen läßt. Er würde dann manchmal Gelegenheit gefunden haben, einer Sache noch mehr auf den Grund zu gehen, und in Folge dessen sich zu überzeugen, daß es ihm so gut, wie einem Andern, begegnen konnte, auf einen Irrweg zu gerathen. Wir wagen es, auf die Gefahr hin, nicht unter die Unterrichteten gezählt zu werden, dieses an einer Stelle (in Verr. II. 12. §. 31.) nachzuweisen, die in den Anmerkungen zum zweyten Bande, S. 748 f., behandelt ist, wo Herr Klotz schreibt: „Judicia hujus modi: Qui cives Romani erant, si Siculi essent, tum si eorum legibus dari oporteret. Qui Siculi, si cives Romani essent. Diese Stelle hat man bisher immer sehr falsch aufgefaßt, weil man den falschen Asconius und Donat zu Terentius Phormio Act. 2. Sc. 1. v. 36., die beyläufig gesagt, beyde ein Paar sehr verschwisterte Seelen sind und bey manchem traditionellen Guten mancherley Absurdes lehren, allzu willig sein Ohr lieh. Sie wollten beyde zu den Worten: si Siculi essent, und si cives Romani essent, ergänzend rei hinzu nehmen. Keiner von Beyden bringt aber ein anderes Beyspiel einer so willkührlichen Auslassung bey. Hätten sie nur auf die grammatische Fügung der Ciceronischen Worte geachtet, so würden sie wohl selbst gesehen haben, daß auch hier nichts ergänzt zu werden brauche, was nicht implicite schon in den gegebenen Worten enthalten sey. Man erkläre künftighin also: Die Gerichte (waren) von der Art (d. h. sie waren also zusammengesetzt): Die römische Bürger waren (d. h. welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden), wenn es Sicilier seyn sollten (si Siculi essent d. h. wenn statt ihrer Sicilier zu Gerichte sitzen sollten), die Sicilier (hingegen), wenn römische Bürger es seyn sollten: Qui Siculi, si cives Romani essent, d. h. welche Gerichte dagegen aus Siciliern bestanden, wenn statt ihrer römische Bürger es (Richter) seyn sollten. Wenn hier zu der ersten Angabe: Qui cives Romani, si Siculi essent, noch die Bedingung hinzutritt: tum si eorum legibus dari oporteret, so war dieß natürlich, da es ein besonderes Recht der Sicilier war, in gewissen Fällen, auch wenn sie mit römischen Bürgern Rechtshändel hatten, auf Sicilische Richter zu dringen, was Cicero hier noch besonders angeben mußte: dann nämlich, wenn man ihren Gesetzen gemäß sie (nämlich Sicilier zu Richtern) hätte geben sollen. Dann hat man auch zu den letzten Worten: tum si eorum legibus dari oporteret, nicht iudicia, wie der falsche Asconius will, sondern iudices zu ergänzen. Faßt man so die ganze Stelle auf, so wird Alles klar und auch der Sprache nicht die geringste Gewalt angethan. Denn der Unterrichtete weiß doch gewiß, daß die Worte: si Siculi essent, bloß wie sie hier stehen, bedeuten: wenn es Sicilier hätten seyn sollen, wo der an den deutschen Ausdruck Gewöhnte leicht eine Umschreibung erwartet; daß man aber nicht einen Begriff wie rei, aus der Luft greifen kann, wie es alte und neue Ausleger an dieser Stelle wirklich gethan haben, ist doch wohl auch nicht unschwer einzusehen.“ Ref. gesteht, daß er nicht zu den Unterrichteten gehört, welche hier in si Siculi essent die Bedeutung: „wenn es Sicilier hätten seyn sollen“ finden können, zumal wenn diese Worte für sich erklärt, und nicht mit dem folgenden tum si in nähere Verbindung gebracht werden. Ferner möchte wohl auch der Sprache Gewalt angethan werden, wenn auf judicia hujusmodi, die Gerichte waren also zusammengesetzt, bezogen werden soll: qui cives Romani erant, welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden. Wenn Herr Klotz — der schon

durch die vielen Parentheſen, die ſeine Erklärungsweiſe nöthig machte, hätte darauf aufmerkſam gemacht werden können, daß die Sache ſich doch nicht ſo von ſelbſt verſteht, — hier nicht mit dem orakelmäßigen Ausſpruche über die Erklärung von si Siculi essent ſich ſelbſt verblendet hätte, ſo würde er ſich weiter umgeſehen haben, ob die Stelle nicht anders zu ſchreiben und zu erklären ſey, und er würde vielleicht das Richtige gefunden haben. Unter dieſen Umſtänden läßt ſich aber nur ſo viel mit Gewißheit ſagen, daß der von Hrn. K. eingeſchlagene Weg unſtatthaft iſt; übrigens vermuthen wir, um unſere Anſicht zu weiterer Prüfung mitzutheilen, das si in tum si, ſtatt deſſen nach Hrn. Klotz in der Orelliſchen Ausgabe cum Siculos ſteht, ſey zu ſtreichen, und zu erklären: die Richterſprüche lauteten folgendermaßen: (für diejenigen,) welche römiſche Bürger waren, wenn ſie Sicilier wären, dann müßte ihnen nach den Geſetzen derſelben Recht verſchafft werden, (für diejenigen) welche Sicilier waren, wenn ſie römiſche Bürger wären, (dann müßte ihnen nach den Geſetzen derſelben Recht verſchafft werden.) Stand tum eorum da, ſo konnte leicht si oder tum si darüber geſchrieben werden, um anzudeuten, daß es auf das vorhergehende si zu beziehen ſey, und dieſes dann in den Text kommen; eben ſo konnte auch Siculos aus einer Erklärung von eorum entſtehen, wenn dieſes anders eine handſchriftliche Gewähr hat.

Auf die höhere Kritik einzugehen fand Hr. Klotz in dieſen beyden Bänden nur bey der Rede pro Marcello Gelegenheit, die er gegen F. A. Wolfs Angriffe vertheidigt, wie er denn überhaupt, nach dem zu ſchließen, was er an andern Orten ausgeſprochen hat, ſich nicht leicht zur Annahme der Unächtheit einer Schrift beſtimmen läßt, indem er die Nachahmung der Schreibart eines Andern, einem genauen Kenner derſelben gegenüber, wohl mit Recht für ſchwieriger erkennt, als man gewöhnlich glaubt.

In Betreff der Erklärung hat dieſe Ausgabe beſondere Vorzüge, zunächſt durch die Inhaltsangaben, die ſich nicht auf eine bloße Auseinanderſetzung der Gedankenreihe, die ſich durch die Rede hindurch zieht, beſchränken, ſondern die geſammten Verhältniſſe nachweiſen, welche der Rede zu Grunde liegen. Hierbey iſt beſonders das zu loben, daß Hr. Klotz ſtets bemüht iſt, den Rechtsfall ſo hinzuſtellen, wie er, des redneriſchen Gewandes entkleidet, in der Wirklichkeit ſich zeigen mochte. Das eine ſolche Entkleidung zur Darſtellung der Wahrheit nöthig iſt, zeigt uns Cicero ſelbſt in ſeinen rhetoriſchen Schriften wie in ſeinen Reden, namentlich in der Rede pro Ligario, wo er geradezu ein honestum mendacium als ein erlaubtes und löbliches Hülfsmittel zur Vertheidigung eines Andern hinſtellt. Daß ſie oft ſchwierig iſt, iſt leicht einzuſehen, da ja Cicero alle Kunſt anwandte, es zu verhüllen, wo er von der Wahrheit abwich, und den Richtern die Sache immer nur ſo erſcheinen laſſen wollte, wie er im Intereſſe ſeines Klienten oder der zu verfechtenden Sache wünſchte, daß ſie betrachtet würde, ſehr oft aber uns keine anderweitigen Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Hr. Klotz geht hierbey mit großer Beſonnenheit zu Werke. Er benutzt die geſchichtlichen Quellen, ſo fern ſie einigen Aufſchluß ertheilen, und beachtet jede Andeutung, die dem Redner mitunter wider ſeinen Willen entfallen ſeyn mochte. In den meiſten Fällen gelingt es ihm, ſeine Anſicht ſo darzulegen, daß ſich nichts Erhebliches dagegen einwenden läßt. Daß er bey dieſem Streben, die Umhüllung von Seite des Redners zu durchſchauen, hier und da etwas zu viel ſah, iſt erklärlich. Wir führen nur ein Beyſpiel an, wo wir dieſes vermuthen, nämlich die im erſten Bande S. 590 ausgeſprochene Anſicht, daß die beyden Titus Roſcius wohl an dem Morde des Sex. Roſcius von Ameria unſchuldig geweſen ſeyen. Der Inhalt der Rede iſt außerdem überall ſo ausführlich entwickelt, daß dem weniger Geübten dadurch eine Ueberſetzung oder wenigſtens ein erklärender Commentar für die meiſten Fälle entbehrlich gemacht werden kann.

Die Erläuterungen oder Anmerkungen (beyde Ausdrücke braucht Hr. Kl. ſelbſt) dienen dazu, die Einzelheiten, die ſich in den Inhaltsangaben nicht wohl beſprechen ließen, weiter ins Licht zu ſetzen. Für's Erſte wird öfter die Betrachtung der einer Rede zu Grunde liegenden Rechtsſache weitergeführt, wo es nöthig iſt; ferner werden die Rechtsformeln und die Beſtimmungen des römiſchen Rechts, welche hier und da vorkommen, entweder

genau erörtet, mit Hülfe der Digesten, die sorgfältig benützt sind, so wie anderer alter und neuer Werke, oder, wo eine solche Erörterung zu weit führen würde oder sie sich in anderen Werken schon vollständig vorfindet, wird auf diese verwiesen, auch wird, wo Gesetze erwähnt werden, die verloren gegangen sind, jederzeit versucht, den Inhalt derselben aus den etwa hier oder an andern Stellen eines römischen Schriftstellers gegebenen Andeutungen zu construiren, so daß diese Rücksichtnahme auf die Rechtsverhältnisse als ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe betrachtet werden kann. Eben so ist aber auch das Geschichtliche und was sich auf die Antiquitäten im weitesten Sinne des Wortes bezieht, möglichst genau berücksichtigt, und in Betreff der Sprache dasjenige beygebracht, was zum Verständniß des Sinnes nöthig ist; nicht selten finden sich lexikalische und synonymische Bemerkungen; ein besonderes Augenmerk wird auf die Feinheiten des römischen Sprachgebrauchs gerichtet, auf Wortspiele und Anspielungen, so wie auf die nicht immer offen liegende Ironie, und was sonst dem mit dem Alterthume weniger Vertrauten leicht entgehen könnte, aufmerksam gemacht; eigentlich rhetorische und ästhetische Bemerkungen finden sich nur selten; doch vrgl. m. B. II. S. 637 und 707. Von Allem Beyspiele anzuführen, oder zu erwähnen, was uns vorzüglich zusagte oder auffiel, gestattet der Raum nicht. Es wird genügen, auf dasjenige hingewiesen zu haben, was in diesen Anmerkungen zu finden ist, um zu zeigen, daß uns keine andere Ausgabe ein anschaulicheres Bild von den Verhältnissen gewährt, unter denen die einzelnen Reden gehalten wurden.

Was den Ausdruck des Hrn. Verf. betrifft, so können wir die, wie schon bemerkt wurde, hier und da hervorbrechenden Aeusserungen von Uebermuth nur bedauern; wir glauben aber auch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß sich Hr. Klotz manchmal im Feuer der Entwicklung sonderbare Ausdrücke entschlüpfen läßt, wie Bd. II. S. 316. Belobigung und S. 745. belobigen, S. 774. auffstutzig, S. 814 Schlimmbesserung u. a., und sich auch vor Nachläßigkeiten anderer Art (vrgl. Bd. II. S. XIV. Paquagewagen neben dem Ausdruck: Päckereyen) nicht genug gehütet hat. Auch läßt die Correctur so viel zu wünschen übrig, daß wir ein Druckfehlerverzeichniß von mehreren Seiten geben könnten; doch wollen wir nur einige sinnstörende zum Behufe der Verbesserung anführen. Bd. I. S. 91 Z. 3 von unten steht legibus et institutis constitutis statt legibus et judiciis constitutis. S. 407. Z. 13. v. u. Non me für Nonne, S. 558. Z. 4. v. u. einen Antrag für keinen, S. 592. am Ende: die Wahl der Ritter statt der Richter. Bd. II. S. XIV. Z. 20. ist nach hominum das Wort clarissimorum ausgelassen; S. 660. Z. 1. und 2. steht Seneka im sechs und zwanzigsten statt im 115ten Briefe, S. 694. Z. 7. v. u. coepit für coegit, S. 806. Z. 7. judiciale judicium statt jud. jus.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß im dritten Bande dieser sonst so trefflich ausgestatteten Ausgabe dergleichen Nachläßigkeiten vermieden und die früheren möglichst verbessert werden; denn dieß fordert doch wenigstens die Rücksicht auf die Käufer eines Werkes von so hohem Preise.

2.

Bey der Ausgabe von Benecke, deren vorliegender erster Theil auch den Titel führt: M. Tullii Ciceronis orationes pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro Archia poeta, können wir uns hier um so kürzer fassen, da wir sie an einem andern Orte ausführlicher besprechen werden. Es führt uns dieselbe auf das Gebiet der Schule; doch ist sie nicht zur eigentlichen Schulausgabe bestimmt, zu welchem Zwecke der Commentar zu lang seyn würde, sondern es sollen in dieser Sammlung die Reden Cicero's „in so weit dieselben in dem Kreise des Schulbedarfs liegen“ so bearbeitet werden, daß „dem beengten Schulmanne das vollständige Resultat der bisherigen Forschungen und Leistungen, dem gereifteren Schüler bey seinem Privatfleiße eine geistige Anregung zum gründlichen Sprachstudium“ gegeben werde, und dabey hofft der Hr. Herausgeber auch „dem gelehrten Forscher eine nicht ganz verwerfliche Arbeit“ vorzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung)

Dem angegebenen Zwecke zu Folge galt es, auf das möglichst vollkommene Verständniß dieser Reden hinzuwirken. Die Kritik sollte hier offenbar eine untergeordnete Stelle einnehmen, vorausgesetzt, daß eine Textesrecension vorlag, an welche sich der Herausgeber anschließen konnte. Allein dieses war nicht der Fall; die Klotzische Ausgabe erschien zu spät, um noch benützt werden zu können, Hr. V. sah sich also genöthigt, sich seinen Text erst selbst zu bereiten, und so hat diese Ausgabe, ihrem eigentlichen Zwecke nicht ganz entsprechend, eine vorzugsweise Richtung auf die Kritik erhalten, ohne daß man Hrn. V. deßhalb tadeln könnte. Er hat nämlich die Kritik so gut zu handhaben gewußt, daß er, von dieser ausgehend, doch immer auf das Gebiet der Erklärung (namentlich auf die Untersuchung des Ciceronischen Sprachgebrauchs) übergeht, und auf diesem, seinem eigentlichen Zwecke näher liegenden Felde dem von der Kritik vorgesteckten Ziele entgegengeht, so daß man wohl sagen könnte, er habe den in seiner Vorrede gemachten Versprechungen genügt, wenn er nur nicht das vollständige Resultat der früheren Forschungen und Leistungen zu geben versprochen hätte.

Vergleichen wir die Leistungen der Kritik in dieser Ausgabe mit denen der Klotzischen, so zeigt sich das Bedürfniß einer Berichtigung dieser Reden augenscheinlich; denn an sehr vielen Stellen sind die beyden Männer in ihren Ansichten ganz zusammengetroffen, und es möchten nur wenige seyn, an denen Einer von beyden die bisherige Lesart in Schutz genommen hätte, während der Andere, auf seine kritischen Hülfsmittel gestützt, eine Aenderung für nöthig erkannte; doch gehört unter diese die oben besprochene Stelle der Rede pro rege Deiotaro, §. 10 u. 11., wo Hr. V. die bisherige Anordnung, nach unserer Ansicht mit Recht, festgehalten hat; dagegen hat er, besonders in der Rede pro Ligario, an mehreren Stellen Interpolationen zu entdecken geglaubt, wo Hr. Klotz nicht daran dachte, die in den meisten Fällen offenbar richtige Vulgata zu verdächtigen.

Während zum Behufe der Kritik vor einer jeden Rede die benützten Handschriften, in sorgfältig und nachläßig verglichene geschieden, verzeichnet werden, geht derselben zum Behufe der Erklärung eine kurze Einleitung voraus, in welcher der zu Grunde liegende Rechtsfall und der Gedankengang der Rede besprochen wird. Am Schluße findet sich ein Register über die in deutscher Sprache abgefaßten, unter dem Texte stehenden Bemerkungen, aus dem sich schon entnehmen läßt, wie Vieles in Bezug auf Grammatik und Sprachgebrauch in dieser zur Sprache kommt.

Die Correctur dürfte auch hier sorgfältiger gehandhabt seyn; denn die in den Noten angeführten Stellen stimmen oft mit dem Texte nicht überein, und auch sonst finden sich nicht wenige Druckfehler.

3.

Die dritte der zu besprechenden Ausgaben enthält die Reden: In Verrem liber IV.; pro A.

Caecina, pro lege Manilia (nur in der Ueberschrift der Rede erscheint neben diesem Titel der nach handschriftlicher Autorität von Klotz und Benecke vorgezogene: de imperio Cn. Pompeii), pro C. Rabirio, in Catilinam (orationes) IV., pro P. Sulla, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, Philipp. I. II. XIV, pro Archia.

Diese Ausgabe, die nach der Vorrede vorzüglich dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß bey den gewöhnlichen Sammlungen die Verrinischen und Philippischen Reden ganz ausgeschlossen sind, ist für Schule und Universität bestimmt, und darnach richtet sich auch ihre ganze Anlage.

Hr. Orelli findet es nämlich einerseits bedenklich, wenn eine Schulausgabe ganz ohne Noten ist, wie die Madvig'sche in Koppenhagen 1830 erschienene Sammlung; andrerseits mißbilligt er den Notenschwall, da er verhindere, eine nicht zu geringe Zahl von Reden in einem mäßigen Bande zu vereinigen, und dem Lehrer in der Erklärung oft vorgreife. Demgemäß ist jeder Rede ein kurzes Monitum vorausgeschickt, in welchem von den kritischen Hülfsmitteln und von dem Verfahren Rechenschaft gegeben wird, welches bey der Constituirung des Textes in Anwendung gebracht worden ist, und außerdem eine ganz kurze Angabe des Inhaltes; unter dem Texte sind außer der durch die vielfältigen Aenderungen nöthig gewordenen Angabe einzelner Lesarten der von Hrn. Orelli benützten Handschriften, ferner bey den Verrinen die der Ausgabe von Zumpt und bey den übrigen die der frühern Ausgaben von Orelli oder der von Ernesti, nur ganz kurze Noten beygegeben, die, bey einigen Reden mit der Angabe der Lesarten verschmolzen, bey den meisten aber, und zwar bey den Reden pro lege Manilia, in Catilinam, p. Sulla, p. Ligario und p. Deiotaro als Annotationes historicae von den Variae lectiones getrennt, theils nur in erläuternden Stellen anderer Schriftsteller, theils in Bemerkungen früherer Ausleger, theils in neuen Bemerkungen bestehen, so daß die bedeutenderen Schwierigkeiten in Bezug auf die Geschichte nur auf die Erklärung des Sinnes in bündigster Kürze die nöthige Erörterung finden; weßhalb diese Ausgabe in mehr als einer Hinsicht als ein Muster für Schulausgaben, die auf das reifere Alter berechnet sind, gelten kann.

Gehen wir auf das in dieser Ausgabe Geleistete weiter ein, so begegnen wir zuerst einer Frage der höhern Kritik. Hr. Orelli nimmt nämlich nach Wolf, Claudius und Ahrens an, daß die drey letzten Catilinarischen Reden, die er nur in philologischen Seminarien gelesen wissen will, unächt seyen. Um dieses geltend machen zu können, sieht er sich genöthigt, weil er doch nicht annehmen konnte und wollte, daß wirklich vier Catilinarische Reden des Cicero vorhanden gewesen, und die drey letzten gegen die nach seiner Meynung verfälschten vertauscht worden wären, zugleich die Stelle des Briefes ad Atticum II. 1. für unächt zu erklären, in welcher Cicero unter den Reden, die er als Consulares den Philippischen des Demosthenes gegenüberstellt, die vier Reden des Catilina mit den Worten: 1) septima, qua Catilinam emisi; 2) octava, quam habui postridie quam Catilina profugit; 3) nona in contione, quo die Allobroges involgarunt; 4) decima in senatu Nonis Decembribus, anführt. Hr. Or. geht sogar so weit, daß er als den Verf. der drey unächten Reden den M. Tullius Tiro annimmt, der als Freygelassener und Schreiber (?) des Cicero auch jene Stelle leicht habe einschieben können.

Die Ansicht des Hrn. Or. hat in neuerer Zeit außer Ahrens unsers Wissens allein Paldamus (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. Nr. 65. 66.) verfochten; doch hält er den Einfall, den Tiro zum Urheber der Einschwärzung zu machen, für zu kühn. Für die Aechtheit der Reden erklärte sich dagegen der Rec. der Orellischen Ausgabe in der Hallischen Literaturzeitung 1837. Ergänz. Bl. Nr. 35., ferner Schnitzer in seinen beyden Programmen: Quaestionum Ciceronianarum particulae I. u. II. Aarau 1836 und Heilbronn 1837, der Rec. derselben in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838. Nr. 8 u. 9., und der Verf. der Anzeige in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. XVII. S. 441. (wahrscheinlich Hr. Klotz), so wie Eichstädt in dem Programme: Quaestionum philologicarum specimen III. de orationibus Catilinariis, Jena 1837.,

und wie wir unten ſehen werden, auch Hr. Süpfle; und Ref. muß bekennen, daß er ſich zur Zeit auch noch nicht von der Unächtheit dieſer Reden überzeugt halten kann. Die einzelnen Gründe durchzugehen iſt hier nicht der Ort; doch ſey es verſtattet, in Betreff der Fälſchung der Stelle des Briefes ad Attic. II. 1. einige Bedenken zu äußern.

Hätte es wohl Tiro wagen dürfen, auf dieſe Weiſe einem Briefe des Cicero, den manche von den noch Lebenden ſchon geleſen haben konnten, eine ſolche Stelle unterzuſchieben, die eben wegen der Beziehung auf ſeine Reden jedem Leſer auffallen mußte; und hätte er es ſich wohl einfallen laſſen können, wenn er nach dem Tode des Cicero eine ſolche Fälſchung hätte vornehmen wollen, den Philippiſchen Reden des Demoſthenes die Conſulariſchen des Cicero gegenüber zu ſtellen, nachdem Cicero ſchon viel paſſender ſeine Reden gegen Antonius jenen gegenüberſtellt und ſogar nach denſelben benannt hatte? Wogegen es von Cicero nicht unwahrſcheinlich klingt, daß er früher eine ſolche Vergleichung mit Demoſthenes bey den Reden verſuchte, die er während ſeines Conſulates über Staatsangelegenheiten hielt und ſchrieb, ſpäter aber, ſey es daß dieſe Vergleichung bey ſeinen Zeitgenoſſen keinen Anklang fand, oder daß er ſie ſelbſt als erzwungen anerkannte, jene weit prägnantere an die Stelle ſetzte.

Unterſuchen wir, was die Kritik dieſer Reden durch die Ausgabe gewonnen hat, ſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſie bedeutend dadurch gefördert worden iſt, wenn gleich Hr. Klotz (wie Hr. Orelli in ſeiner Vorrede ſelbſt zugiebt, wo er die abweichenden Lesarten der Klotziſchen Ausgabe, welche erſchien, als die ſeinige bis zur letzten Rede gedruckt war, angeführt und die von ihm gebilligten mit Sternchen bezeichnet hat) und zum Theil auch Hr. Benecke inzwiſchen den Text dieſer Reden wohl ſeiner urſprünglichen Geſtalt nach näher gebracht haben.

Einen eigenthümlichen Vorzug hat die Ausgabe des Hrn. Or. durch die Benützung mehrerer neuen Handſchriften, von denen zu wünſchen wäre, daß von jeder angegeben wäre, wie ſie ſich zu den bekannten Handſchriften verhielte, wie es bey der Rede pro Sulla mit den Lesarten des Cod. Parcensis geſchehen iſt; wo es Hrn. Orelli gelang, die Ehre des Henr. Stephanus zu retten, den er in ſeiner Geſammtausgabe, wie Niebuhr zu der Rede pro Fonteio in Verdacht gehabt hatte, daß er Lesarten erdichtet habe. Denn, da die Lesarten ſich nur da angegeben finden, wo eine Aenderung vorgenommen worden iſt, ſo bleibt es in unzähligen Fällen zweifelhaft, welche Lesarten die von H. O. zuerſt benützten Handſchriften haben. Hier und da ſind auch Conjecturen des Herausgebers theils in den Text aufgenommen, theis in der Note angeführt, von denen wir zwey als verfehlt bezeichnen müſſen, nämlich von der erſtern Art, pro Arch. 11. §. 28. adjuvi, was von der handſchriftlichen Lesart adoravi, adhortavi u. ſ. w. gar zu fern liegt, ſo daß das Klotziſche adornavi wohl den Vorzug verdient; und von der zweyten Art, Phil. XIV. 6. §. 15. viridibus für viribus, wo dieſes offenbar einen beſſern Sinn gibt.

In Betreff der Erklärung ſcheint Hr. Or. weniger darauf ausgegangen zu ſeyn, Neues zu geben; doch wie immer mit der Verbeſſerung des Textes auch dieſe gewinnt, ſo iſt auch in dieſer Beziehung hier Manches geſchehen. Daß hier und da etwas Unrichtiges dabey vorkommt, wird Niemanden Wunder nehmen. So wird, um nur Eines anzugeben, Phil. XIV. 7. §. 18. die Frage: Sed si principatus ageretur, quem nunquam expetivi, quid tandem mihi esset optatius? erklärt. „quam ut re vera de principatu ageretur“, während, wie zu dem vorhergehenden nollem, hier zu ergänzen iſt: quam ut tu pessime sentias aut ad te improbos invites, woran ſich denn ganz gut das Folgende anſchließt: Ego enim malis sententiis vinci non possum, bonis fortasse possum.

Am Schluſſe ſind der Ausgabe drey Excurſe beygegeben. Der erſte zu den Catilinariſchen Reden giebt die Stellen an, welche bey der Unterſuchung über des Craſſus und Cäſar Theilnahme an der Catilinariſchen Verſchwörung zu berückſichtigen ſind; der zweyte, zur zweyten Philippiſchen Rede (33. §. 82.), iſt dazu beſtimmt, zu erweiſen, daß bey den Centurialcomitien die Namen der Tribus nur in ſo ferne vorkommen, als die aus denſelben den einzelnen Klaſſen zugetheilten Centurien mit den-

selben bezeichnet werden, keineswegs aber auf die Tribus an sich bey diesen Versammlungen Rücksicht genommen wurde; der dritte zur Rede pro Archia vertheidigt c. 4. §. 7. die Schreibart Silvanus als Beyname der Plautischen Familie und weiset Niebuhrs Vermuthung zurück, daß der nach der andern Lesart hier genannte Silanus a. U. 570. nach Cinna's Tode zum Consul gewählt worden wäre; endlich wird in demselben noch die Bemerkung des Hrn. Klotz zu den Worten de civitate ac lege (4. §. 8.) wiederholt, nach welcher unter civitas das Heraklienſische Bürgerrecht zu verstehen ist. Der Vorrede sind die von Usteri ausgezogenen Lesarten von zwey Handschriften der Rede pro Balbo beygegeben.

Was die Correktheit betrifft, so finden sich in der Angabe der Verbesserungen am Schlusse der Ausgabe einige Unrichtigkeiten. So sollte es gleich in der zweyten Berichtigung p. 25 sqq. und inde a 43 — 58 heißen, weiter unten p. 74 statt p. 72 und p. 317, 17 apud parentem statt p. 317, 10. Apud parentem, denn an dieser Stelle hat auch Hr. Kl. Ad parentem. Außerdem steht S. 11 §. 18. isius für istius; S. 21. gehört ab Lysone u. s. w. unter die Noten zum folgenden Paragraph. S. 153 in den Noten steht προσε-ταταχατο, S. 384. §. 45. domu, was wir hier um so mehr einzeln anführen zu müssen glaubten, als die allgemeine Angabe, daß sich außer den unter den Berichtigungen angegebenen Druckfehlern noch manche andere fänden, der Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern (1836 9. S. 912.) gegenüber, wo nur S. 435 in der Note Ludatius und S. 446 die Verwirrung in der Ordnung der Noten angeführt wird, leicht als Uebertreibung hätte erscheinen können. Im Uebrigen ist die Ausgabe auf das Beste ausgestattet.

4.

Die Sammlung von Hrn. Süpfle umfaßt die Reden: **Pro Sex. Roscio Amerino; in C. Verrem actio I., actionis II. liber IV. V., de imperio Cn. Pompeii, in L. Catilinam (orationes) IV, pro Archia, pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, in M. Antonium Philippica I. IV. XIV.**

Wenn wir uns oben mit Hrn. Orelli's Ansicht in Betreff der Einrichtung von Schulausgaben einverstanden erklärt haben, so könnte es scheinen, als läge darin eine Mißbilligung dieser Ausgabe, weil sie der erklärenden Anmerkungen gänzlich entbehrt; allein sie läßt, wenn auch dem Texte keine Noten beygegeben sind, den Schüler doch nicht rathlos, sondern es findet sich das Historische in den sehr zweckmäßig abgefaßten Einleitungen gehörig berücksichtigt, und bey schwierigen Stellen weisen die kurzen Anmerkungen am Schlusse des Buches, um dem Schüler fruchtloses Hinundhersuchen zu ersparen, nach, wo etwa eine ungeheilte Verderbniß eine genügende Erklärung unmöglich macht, und außerdem zeigen sie in vielen Fällen, wie die von Hrn. Süpfle gewählte Lesart zu erklären sey. Wir sind daher weit entfernt, die Einrichtung dieser Ausgabe tadelnswerth zu finden; vielmehr können wir sie als das Werk eines Mannes von vorzüglichem pädagogischem Takte, den er durch die in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze von neuem bewährt, ebenfalls sehr empfehlen, zumal da sie sich auch durch den mäßigen Preis (1 Thlr.) zu einer Schulausgabe vorzüglich eignet.

Die Gründe, mit denen Hr. Süpfle die Herausgabe dieser neuen Sammlung rechtfertigt, sind folgende. Fürs Erste vermißt auch er in den bisherigen Sammlungen Ciceronischer Reden für Schulen die Verrinischen und Philippischen, so wie auch die für den Marcellus. Allein er spricht sich dabey gegen die Aufnahme der zweyten Philippischen Rede aus, indem er unter andern darauf aufmerksam macht, daß sie ihrem ganzen Inhalte und namentlich der Tendenz nach des Aufreizenden zu viel, und des Veredelnden zu wenig für die Jugend enthalte, was wir nur billigen können, wogegen die Gründe, die er für die Weglassung der Rede pro L. Murena anführt, uns nicht als zur Ausschließung nöthigend erscheinen. Denn, wenn diese Rede, weil sie einen zu speciellen Fall aus dem öffentlichen Leben Rom's behandelt und, wenn auch nicht lückenhaft, doch von dem Redner absichtlich nicht ganz ausgeführt sey, ausgeschlossen wird, so verdiente doch wohl auch die anerkannt lückenhafte Rede pro Sex. Roscio Amerino die Aufnahme nicht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A History of British Quadrupeds, including the Cetacea. By Thomas Bell. London. 1837. XVIII. und 526 S. in 8. mit fast 200 eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 L. 8 s.

Es kann nicht bestritten werden, daß gegenwärtig in keinem Lande der Welt die Zoologie mit einem größeren Eifer betrieben wird als in England. Zeugniß hievon geben nicht bloß die vielen und reichhaltigen Sammlungen, unter ihnen vor allen der ungeheuere Thierpark der Zoological Society of London, der die altberühmte Menagerie des pariser Jardin des plantes bereits weit überflügelt hat, sondern auch die vielen und gediegenen Arbeiten im Gebiete der Zoologie. Mit besonderer Vorliebe wenden sich die Engländer neuerdings der Erforschung ihrer einheimischen Thierwelt zu, seitdem Pennant's im Jahre 1763 erschienene British Zoology hiezu den Grund legte. Namentlich haben die Wirbelthiere, auf die wir uns in dieser Anzeige allein beschränken wollen, geschickte Bearbeiter gefunden. Ohne hier der begränzteren Lokalarbeiten, wie z. B. von White, Selby u. A. oder selbst Fleming's History of British animals, welche auch noch Mollusken und Strahlenthiere behandelt, weiter gedenken zu wollen, beschränkt sich schon Jenyns Manual of British Vertebrate Animals (1835), wie bereits der Titel besagt, lediglich auf die Wirbelthiere und ist sehr gut abgefaßt. Aber auch die einzelnen Klassen derselben haben ihre besondern Bearbeiter neuerdings aufzuweisen. Bell hat die Säugthiere übernommen, und seit ihrer Beendigung sind bereits die ersten Lieferungen von seiner History of British Reptiles erschienen. Yarrell hat die Fische vollendet, und ist nun an der Publikation der brittischen Vögel. *) Hier soll einstweilen bloß von Bell's Naturgeschichte der Säugthiere die Rede seyn; auf die übrigen, welche eine ähnliche Einrichtung haben, hoffen wir späterhin zurückkommen zu können.

Englische Werke nimmt man immer gerne zu Hand, weil ihre Ausstattung von einer Eleganz ist, welche gleich das Auge besticht. Schon der Umstand, daß sie in einem soliden und geschmackvollen Einbande von der Buchhandlung ausgegeben, also von dem Leser unmittelbar nach dem Empfange benützt werden können, ist, zumal für den ungeduldigen Autor, eine gar erwünschte Sache. Schlägt man nun solch ein schön gebundenes Buch, wie vorliegendes auf, so spricht Einen gleich das schönste weiße Papier an, das dabey so dicht und fest ist, daß man schon etwas derb damit umgehen darf, bevor es einen Riß giebt. Auf diesem weißen Papier nimmt sich denn auch der Druck mit seinen scharfen, wohl aus einander gehaltenen Lettern auf's vortheilhafteste aus, und ist dabey von einer Deutlichkeit, daß selbst schwache Augen die kleinste Notenschrift bey Kerzenlicht ohne Anstrengung lesen können. Die Lektüre der modernen englischen Bücher kann man als einen wahren Augentrost empfehlen, zumal wenn man etwa vorher in einem der früheren Reimerschen Verlagswerke, oder in Meckels vergleichender Anatomie auf dem schönen grauen Kalenderpapier gelesen hat. Kommen nun noch

*) Die brittischen Vögel sind überhaupt in neuester Zeit ein Gegenstand häufiger Publikationen, als: Selby's Illustrations of British Ornithology; Mudie, the feathered tribes of the British Islands; Meyer's Illustrations of British Birds, Eyton's History of the rarer British Birds. Alle diese Werke sind uns durch Gould's Birds of Europe entbehrlich geworden.

solche niedliche Holzschnitte, wie im vorliegenden Buche hinzu, die hinsichtlich der zarten und doch sehr bestimmten Behandlung ihres Gleichen suchen; ist endlich selbst der Preis so billig gestellt, als in diesem Falle, so ist man schon im Voraus günstig für den Inhalt gestimmt.

Dieser entspricht denn auch in der That der guten Meynung, welche man von ihm bereits durch seine äußere Form gewonnen hat. Wir haben hier nicht etwa eine von den vielen leichtfertigen Compilationen vor uns, welche jetzt fabrikmäßig gefertiget werden, sondern das Ergebniß eines ernstlichen Studiums, einer auf eigene und bewährte fremde Untersuchungen gegründeten Naturgeschichte der brittischen Säugthiere. Zu wünschen wäre es freylich gewesen, daß der Verf. die Rassen der einheimischen Hausthiere eben so vollständig als Culley aufgeführt hätte, während von denselben nur der Hund und das Pferd, nach ächt nationeller Vorliebe, größerer Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind. Eben so würde es ihm gut zu Statten gekommen seyn, wenn er die in Bezug auf die einheimischen Säugthiere sehr gehaltvolle deutsche Litteratur besser benützt hätte. Namentlich würde alsdann der Artikel über das Reh, welches in England ein sehr seltenes Thier und daher dort nicht gehörig beobachtet ist, weit reichhaltiger ausgefallen seyn, selbst wenn nur die umfassende Beschreibung Schreber's berücksichtigt worden wäre. Ein deutscher Leser wird sich wenigstens wundern, wenn er z. B. von dem Verf. hört, daß das Rehfleisch nicht geachtet sey.

Nachstehende Arten sind es, welche von dem Verf. als in Britanien einheimisch aufgeführt werden:

1) Fledermäuse 15: Vespertilio Noctula, Leisleri, discolor, pipistrellus, pygmaeus, serotinus, murinus, Bechsteinii, Nattereri, emarginatus Geoffr., Daubentonii (emarginatus Jenyns) und mystacinus.

Plecotus auritus und brevimanus.

Barbastellus Daubentonii (Vesp. barbastellus Gm.).

Rhinolophus Ferrum equinum und hipposideros.

2) Insektenfresser 5: Erinaceus europaeus.

Talpa vulgaris; weder in Irland, noch im nördlichen Schottland, noch auf den Orkneys- und Shetlands-Inseln.

Sorex araneus, fodiens, remifer. Nachträglich wird jedoch bemerkt, (S. XVIII.) daß, nach Vergleichung mit Duvernoy's Beschreibung, Jenyns und Bell jetzt der Meynung seyen, daß der Sorex araneus der englischen Autoren nicht der Linneische, sondern identisch mit dem S. tetragonurus der Continental-Schriftsteller sey. Hoffentlich wird uns bald Nathusius die europäischen Arten der Spitz-, Fleder- und eigentlichen Mäuse klar aus einander setzen.

3) Fleischfresser 12: Meles Taxus.

Lutra vulgaris. Den irischen Fischotter, welchen Ogilby neuerdings als eigene Art aufgestellt hat, erklärt der Verf., wenigstens nach dem von jenem Autor eingesandten Exemplare, für eine dunklere und stärkere Abänderung der gewöhnlichen Species.

Mustela vulgaris, erminea, Putorius und Furo.

Martes Foina und abietum (Must. Martes Linn.).

Felis Catus und Catus domesticus.

Canis familiaris und Vulpes vulgaris.

4) Seehunde 5: Phoca vitulina, groenlandica und barbata.

Halichaerus Gryphus (Phoca Gryphus Fabr.).

Trichecus Rosmarus, besucht nur höchst selten die nördlichen Küsten, wie denn aus neuerer Zeit bloß zwey Fälle bekannt sind.

5) Nager 15: Sciurus vulgaris.

Myoxus avellanarius.

Mus messorius Shaw., sylvaticus, musculus, rattus und decumanus. *)

*) Bell ist der Meynung, daß die Wanderratte aus einer südlichen oder südöstlichen Gegend eingebracht sey. Pennant leitet sie von Ostindien ab. Ihre Einführung geht nicht weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück; hier und da wird sie auch mit Unrecht Norway Rat genannt.

Arvicola amphibia, agrestis Flem. und pratensis Baill. (A. riparia Yarrell, A. rufescens Longch.).

Lepus timidus, hibernicus Yarrell, variabilis und Cuniculus. Der in Irland allein vorkommende L. hibernicus soll sich von dem gemeinen Hasen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß der Pelz oben einförmig rothbraun und die Ohren kürzer als der Kopf sind.

Cavia aperea (C. Cobaya).

6) Dickhäuter 1: Sus Scrofa.

7) Einhufer 2: Equus Caballus und Asinus, nebst dem Maulthiere.

8) Wiederkauer 6: Cervus Elaphus, Dama und Capreolus.

Bos Taurus.

Capra Hircus.

Ovis Aries.

9) Wallc 13. Da diese noch weniger als die Seehunde stationär sind, so genügt hier die Zahlangabe der Arten, nämlich Delphinus (mit den Untergattungen) 8, Monodon 1, Physeter 2, Balaena 2. Noch sind zwey Fälle von gestrandeten pflanzenfressenden Wallen bekannt. Da sie aber bereits todt und faul waren, so konnten sie von sehr entfernten Gegenden herbeygetrieben seyn; der eine von diesen Kadavern wurde von Stewart als Manatus borealis erkannt.

Im Ganzen zählt demnach die brittische Säugthier-Fauna 74 Arten. Rechnen wir jedoch hievon die Meeresbewohner in 18 Arten, so wie 10 im bloßen Hausstande vorkommende Arten hinweg, so bleiben als stationär im wilden Zustande befindliche Landsäugthiere 46 Species übrig. Früher vorhanden, aber nun ausgerottet, sind der Bär, Wolf, Biber und das Wildschwein.

Der vortrefflichen Holzschnitte ist bereits gedacht worden. Am Anfange jeder Beschreibung ist die Abbildung der Species eingedruckt, am Ende zuweilen die Figur des Schädels, gewöhnlicher aber eine der Vignetten, wie sie seit Bewick üblich und öfters sehr humoristischer Art sind.

A. Wagner.

Schon hieraus geht hervor, daß des radikalen Herrn Watertons neuliche Angabe (London's magaz. IX. p. 1.), als ob in England die Sage ginge, daß die Wanderratte auf demselben Schiffe, welches die neue Dynastie nach der brittischen Insel brachte, eingeschleppt worden sey, nicht begründet, historisch sogar unrichtig und wahrscheinlich von ihm selbst ersonnen ist, um auf die roheste Weise politischen Schimpfereyen sich hingeben zu können.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Schluß.)

Ein zweyter Grund ist ihm der mangelhafte Zustand des Textes in den frühern Schulausgaben, der viele Stellen schwierig erscheinen läßt, die sich nach den neuen Verbesserungen ganz leicht lesen lassen, und dieses ist wohl der Hauptgrund, den niemand, wer nur einigermassen mit dem Stande der Sache bekannt ist, verwerflich finden wird; vielmehr läßt sich aus dem Verfahren des Hrn. Orelli ersehen, daß ihn außer dem von ihm angeführten Grunde auch ein gleiches Urtheil über die früheren Schulausgaben zur Herausgabe seiner Sammlung bestimmte.

Drittens beabsichtigte H. S. Einleitungen zu geben, wie sie sich in den bisherigen Schulausgaben nicht fanden, die nämlich den Schüler ganz auf den Standpunct versetzen sollen, auf dem der Redner stand, durch genaue Angabe der Zeitverhältnisse und Charakterisirung der Hauptpersonen, durch Entwicklung des Zweckes und Erfolges der Rede, woran sich dann ein kurzes Urtheil über die Rede und ein Nachweis ihrer Schicksale anzuknüpfen pflegt, so daß diese Einleitungen ihrer Ten-

denz nach den Klotzischen Inhaltsangaben nahe stehen, ohne daß jedoch der Gedankengang der Rede Schritt für Schritt verfolgt wird, indem er eine solche Entwicklung des Zusammenhangs eigenen Arbeiten der Schüler vorbehält.

Vergleichen wir nun die Einrichtung dieser Ausgabe mit der der Orellischen, die unter den hier zu besprechenden allein einen gleichen Zweck mit ihr hat, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die ausführlichen Einleitungen eine weit bessere Einsicht in die Verhältnisse gewähren, unter denen eine jede Rede gehalten wurde, als die kurzen Inhaltsangaben sammt den unter dem Texte zerstreuten Noten bey Hr. Orelli, während in seiner Ausgabe das Verständniß der einzelnen Stellen in vielen Fällen durch Beysetzung der historischen Erklärungen leichter erreicht wird, als vermittelst jener Einleitungen, wo das für die einzelne Stelle Brauchbare erst aus dem Zusammenhange aufgesucht werden muß; so daß bey einem Schüler, dem man einen ernsten, nicht so leicht ermüdenden Fleiß zutrauen kann, die Ausgabe von Hrn. S. wohl den Vorzug verdienen möchte, während denjenigen, den kein so reger Eifer beseelt, die Orellische Ausgabe sicherer fördern wird.

Was die höhere Kritik betrifft, so haben wir in Rücksicht auf die drey letzten Catilinarischen Reden schon oben angedeutet, daß Herr Süpfle sich der conservativen Partey anschließt. Er giebt Hrn. Orelli zu, daß den ersten gegen Catilina gehaltenen Reden die drey folgenden so weit nachstehen, daß diese auf Schulen besser gar nicht gelesen würden; doch glaubte er sie, weil sie immer noch in manchen Schulen gelesen, und wegen ihrer früher erlangten Celebrität oft in Lexicon und Grammatik angeführt würden, mit aufnehmen zu müssen, doch ohne Anmerkungen dazu zu geben, weil diese meist polemischer Natur, und so noch für die Schule nicht geeignet gewesen seyn würden. Den Grund des geringeren Werthes dieser Reden findet er aber darin, daß sie Cicero weniger überarbeitet habe, weil er sie der ersten, allein entscheidenden, gegenüber, für minder bedeutend gehalten, oder sie aus politischen Rücksichten nicht habe veröffentlichen wollen. Doch, wie läßt sich die letztere Vermuthung mit der schon besprochenen Stelle aus den Briefen von Atticus vereinigen, wo er sie ausdrücklich dem σῶμα orationum Consularium einverleibte, das wohl nicht nur für seine nächsten Freunde, oder, wie man aus jener Stelle könnte erweisen wollen, nur für das Studium junger Leute berechnet war, da er ziemlich pomphaft darüber sich ausspricht: fuit enim mihi commodum curare, ut meae quoque essent orationes, quae Consulares nominarentur? Gegen die erstere Vermuthung läßt sich aber in jener Stelle wohl nichts auffinden, da er ja auch die quasi ἀποσπασμάτια legis agrariae mit einrechnete. Ueber die Rede für Marcellus spricht sich Hr. S. dahin aus, daß sie wohl Cicero nachher noch ausgearbeitet, aber absichtlich die Eigenthümlichkeit des unvorbereiteten Vortrages darin nicht verwischt habe.

Sollen die Leistungen für die Texteskritik in Erwägung gezogen werden, so ist in Anschlag zu bringen, daß es bey dem Zwecke der Ausgabe nicht darauf ankam, den Text neu zu constituiren, sondern nur die Leistungen der neueren Kritik zum Eigenthume der Schule zu machen. Hr. S. hat sich dem gemäß mit Recht meistens an andere angeschlossen, am häufigsten an Herrn Klotz, auch an der oben besprochenen Stelle der Rede pro Deiotaro; doch hier und da auch an Hrn. Orelli, und zwar auch an der Stelle der Rede pro Archia, wo wir die auch von Moser gebilligte Conjectur adjuvi als eine verunglückte bezeichnen zu müssen glaubten.

Die Einleitungen und Bemerkungen, an denen wir nur einige Einzelheiten auszusetzen haben, bey denen wir hier nicht verweilen wollen, entsprechen im Allgemeinen durchaus den vorgesetzten Zwecken. Die ersteren sind trotz ihrer Ausführlichkeit leicht überschaulich; die letzteren geben kurz und bündig die Entscheidungsgründe für die Aenderungen an, ohne sich auf die Anführung von Varianten einzulassen, die für den Schüler zwecklos seyn würde.

Die Correktheit der Ausgabe, auf die der Herausgeber bey einem Schulbuche mit Recht selbst ein großes Gewicht legt, ist, wie die gesammte Ausstattung derselben, sehr zu loben.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Traité de Météorologie, ou Physique du Globe par J. G. Garnier, ancien sous-chef du Cadastre en France etc. Bruxelles 1837 8. (480 S.)

Das vorliegende Werk hat Ref. mit Begierde eröffnet, und nach so manchen Vorarbeiten sehr Gediegenes und Vollständiges erwartet, besonders, weil H. V. in der Dedication an S. M. den König der Belgier sagt, daß er die Forschungen Schüblers und anderer deutschen Physiker mit Nutzen berathen habe. Allein schon S. VIII. der Vorerinnerung überzeugte ihn, daß Hrn. V. die neue meteorologische Literatur Deutschlands unbekannt geblieben ist, indem er nicht nur die an Untersuchungen dieser Art reichen deutschen Zeitschriften, sondern auch selbst die Namen eines Lampadius, Kämtz, Dove u. a. gänzlich übergeht.

Der Hr. V. stellt übrigens Meteorologie der Physique du Globe gleich, um sich desto sicherer über Vulkane, Erdbeben und andere terrestrische Erscheinungen ausdehnen zu können, und vergißt, daß er das Ganze = einem Theile setzt.

Der Inhalt dieses Werkes ist folgender:

Das I. Kapitel behandelt ohne weitere Einleitung die bekannten Erfahrungen über mittlere Wärme und die Isothermen (1—6), die unveränderliche Schichte unter der Oberfläche, die Zunahme der Wärme im Innern (7—11), die Abnahme in der Atmosphäre (12 — 13) die Grenze des ewigen Schnees (13 — 15), die Temperatur der Quellen und des Meeres, deren Verschiedenheit vorzüglich von ihrer Wärmestrahlung abhängt (18—20).

In Rücksicht der Erdwärme zur Wärme des Himmelsraumes geht aus Fourier's Untersuchungen hervor, daß die von der Sonne kommende Wärme derjenigen gleich ist, welche eine Eisschichte, deren Grundfläche die Oberfläche der Erde, und Dicke von 14 Mètres ist, schmelzen könnte. Die Erdwärme von unten bis zu der unveränderlichen Schichte scheint der Erde selbst eigen zu seyn, obschon sie Poisson der Wärme-Ungleichheit der Räume zuschreibt, welche die Erde mit der Sonne und dem ganzen Planeten-Systeme durchläuft, (22 — 28). Der Mensch erträgt am Senegal die Siedhitze des Weingeistes, und im Norden von Asien die Gefrierkälte des Quecksilbers, und einige Minuten hindurch eine Hitze von 115 — 127° C.

Das II. Kapitel behandelt den Druck der Luft, und daher die Variationen des Barometers, welche nach Bouvard's Zusammenstellung aus zehnjährigen Beobachtungen von Morgens 9 Uhr bis 3 Uhr Nachmittags 0,756, von Mittag bis 9 Uhr Abends 0,373 Millimètres beträgt, und beynahe nach dem Quadrate des Breitecosinus abnimmt, so, daß sie (nach Parry) bey 74° N. B. = 0 ist, während sie (nach Duperrey) bey 5° = 3,40 Millimètres ist. Diese Perioden scheinen in Verbindung mit der Temperatur zu stehen, und die Hauptursache derselben soll (nach Ramond) die Wärme der Sonne seyn, die Veränderung derselben aber (nach Bouvard) von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde abhängen. (54 — 64).

Im III. Kap. liefert Hr. V. ein Verzeichniß der höchsten Berge der Erde, die Höhen einiger noch bewohnter Orte und einiger hoher Gebäude, was allerdings einer Physique du Globe, aber keineswegs einem Traité de Météorologie angehören mag. Damit entschuldigt H. V. auch die Einschaltung von den Vulkanen, deren es bald 160, bald 195, bald 518 geben soll. H. V. beschreibt die neuesten Ausbrüche, und auch die drey neuesten

zwar nicht uninteressanten aber wahrlich hier nur eingeschwärzten Besteigungen des Montblanc, des Popocatepetl und des Aetna. (64 — 79). Ohne Kritik werden die Meynungen über die Vulkane, welche sie entweder, wie Amad. Burat, einer dem Wesen (Constitution) der Erde inhärirenden Expansivkraft, oder wie Davy und Gay-Lussac, der Berührung verbrennlicher Substanzen mit Wasser zuschreiben, aufgeführt. (80 — 86).

Daran reihet H. V. Erzählungen von Erdbeben, deren er einige beschreibt, von unterirdischen Vulkanen, von unterirdischem Getöse, von der Memnonssäule u. dgl. Lauter Ereignisse, die, wie gesagt, einem Traité de Météorologie fremd sind.

Dasselbe gilt von dem ganzen IV. Kap., in welchem von dem Meere, seiner Phosphoreseenz, Salzigkeit, Tiefe, Temperatur, dem Mascaret u. s. w. (187 — 197) gehandelt wird.

Das V. Kap. handelt auf althergebrachte Weise von den Winden, ihrer Eintheilung, Frequenz und Geschwindigkeit derselben, von dem kaum merkbaren, welcher in einer Sekunde $0^m,5$ macht, bis zum Orkan, der 15 M. durchläuft (201 — 208). Auf das Niveau des Meeres haben sie zwar keinen Einfluß, aber wohl auf das Barometer, indem nach Burckhardts und Bouvard's aus mehrjährigen Beobachtungen abgeleiteten Berechnungen S.S. W. W. erniedrigend, NW. N. NO. O. SO. erhebend einwirken, womit aber an andern Orten gemachte Beobachtungen nicht stimmen. (209 — 214).

Im VI. Kap. beschäftigt sich H. V. mit der atmosphärischen Electricität, und sagt, er wolle das Historische davon anführen. Aber wie karg ist diese Geschichte ausgefallen! Nichts zu sagen davon, daß er von deutschen Physikern gar keine Notiz nimmt, fällt es dem H. V. gewiß selbst in den Augen seiner Landsleute zur Schuld, daß er nicht einmal eines Deluc's und seiner Behauptungen erwähnt. Den Blitz scheint Hr. V. nach Gay Lussac erklären zu wollen, welcher meynt, die Electricität häufe sich an der äußern Oberfläche der Wolken an, und erlange da eine solche Spannung, daß sie den Druck der Luft überwältiget, und entweder zu einer andern Wolke oder zur Erde fortstürzt. Neu war dem Ref. die hier angeführte Behauptung eines H. Fusinieri, daß der electrische Funken aus Messing gezogen geschmolzenes Messing und glühenden Zink, aus Silber gezogen unfühlbares Silber u. s. w. enthalte, solche metallische Theile seyen auch im Blitz, und die Ursache des fremdartigen Geruches (!?) (217 — 226). Den Donner schreibt Hr. V. den Vibrationen der schwächer oder stärker erschütterten Luft zu, die sich der ganzen umgebenden Masse mittheilen. Denkt man sich nun einen eine Meile, oder nur 3400 Mètres langen Blitz, so sehen wir das Licht augenblicklich in allen Theilen der Länge. Da sich aber der Schall nur auf 340 Mètres in der Sekunde fortpflanzt, so sieht der Beobachter zuerst das Licht, dann folgt eine vollkommne Stille von einer Sekunde, jetzt beginnt der Schall, und zwar von der nächsten Schichte und erst dann nach und nach von den entferneteren Schichten, so daß der Donner 10 Sekunden dauern und von der Länge des Blitzes abhängen muß. Der elektrische Zustand der Luft wächst im Sommer bey trockener Erde und heiterem Wetter von Aufgang der Sonne bis Mittag, bleibt hier ein paar Stunden unverändert, und vermindert sich, bis der Thau fällt. Gegen Mitternacht erreicht er beynahe seine ganze Stärke wieder. Im Winter tritt das Maximum um 8 Uhr Morgens und Abends ein. (228). Wie der Blitz auf thierische Körper wirke, zeigt Hr. V. durch Beschreibung eines Blitzschlages zu Chateauneuf und Bologna, und beschließt dieses Kapitel mit der Beschreibung der Blitzröhren und der elektrischen Fische. (229 — 235).

Das VII. Kap. behandelt den feinen Regen, welcher manchmal fällt, ohne daß eine Wolke wahrgenommen wird (Serein), den Thau und den Reif ganz nach Well's allgemein bekannter Ansicht (236 — 249).

Das VIII. Kap. betrachtet in gar zu großer Kürze das Aufsteigen und Niedersteigen der Wolken, für deren Eintheilung die Howard'sche Terminologie angenommen wird (250 — 252).

Der Gegenstand des IX. Kap. ist der Regen, und die ihm analogen Erscheinungen, Hagel, Schnee u. s. w. Der Regen entsteht nach H. V. meistens durch Zusammenstossen zweyer verschieden warmer Wolken, wodurch eine mittlere Temperatur entsteht,

bey welcher die Dünste aus der Luft ausgeschieden werden. Nach Bouvard ist bey hohem Barometerstand während des Regens der untere Wind Nord, der obere Süd. Regnet es bey niederem Barometerstand nicht, so sind die Strömungen umgekehrt. Die Quantität des Regens wächst mit der Nähe am Aequator. Der Mond ist (nach Schübler) nicht ohne Einfluß. In der Höhe regnet es weniger als in der Tiefe. Der rothe Regen wird Insecten, der gelbe dem Blüthenstaube zugeschrieben (253 = 263). Zur Erklärung des Hagelns führt H. V. die allbekannte von Volta gegebene elektrische Theorie an, und stellt derselben eine andere an die Seite, nach welcher die Erkaltung durch Winde verursacht wird, wodurch die Hagelkörner in der dichten und erkalteten Wolke schnell anwachsen, ihr Entstehen also und ihr Anwachsen derselben Ursache zuzuschreiben ist. „Au reste, setzt er hinzu, toutes les explications laissent beaucoup á désirer“ (264 — 272). Der Schnee in seiner sechsstrahligen Form entsteht durch Erkaltung der aus Dunstbläschen bestehenden Wolke, ist ein schlechter Wärmeleiter, und hindert dadurch die Ausstrahlung der Erde. Der rothe Schnee, welchen man auf den Bernhardberg und in den Polargegenden findet, wird bald kleinen Thierchen, bald einer kleinen Art von Schwämmen (Uredo) zugeschrieben (273 — 275). Der feuchte Nebel ist eine Folge der nächtlichen Erkaltung der Atmosphäre. Von ihm unterscheidet sich der trockene (Höhenrauch). Nach Seaussüre zeigt das Hygrometer bey jenem 100°, bey diesem oft nur 68°, ja auch nur 57°. Der bekannteste Nebel dieser Art ist der von 1831. Einige derselben scheinen mit vulkanischen Wirkungen und Erdbeben in Verbindung zu stehen (276 — 281).

Im X. Kap. finden wir eine Beschreibung der Wasser- und Landhosen, die man durch vulkanische Dämpfe, durch Electricität, durch mechanische Entgegenwirkung der Winde auf die Wolken und das Wasser erklären wollte, ohne daß Eine dieser Erklärungen genugthuend ist (297 — 309).

Im XI. Kapitel kömmt H. V. auf die aus der Atmosphäre herabgefallenen Substanzen, Aerolithen, Feuerkugeln u. dgl. zu sprechen, und nachdem er eine kurze Notiz über das, was man früher bey den Chinesen und andern Völkern von dieser Sache gewußt hat, gegeben, und sehr oberflächlich die bekannten Meynungen über den selenitischen, tellurischen und cosmischen Ursprung derselben aufgezählt hat, liefert er auf 52 Seiten eine Uebersetzung des Chladni'schen Cataloges mit einigen Zusätzen (310 — 374).

Im XII. Kap. behandelt H. V. die Sternschnuppen, indem er einen Auszug aus Brandes wichtiger Schrift über diesen Gegenstand giebt. Brandes meynt, sie erscheinen am häufigsten im Winter, Forster im August. Capit. Darry sah sie bey 27 bis 34° C., Quetelet 1832 in den Nächten vom 12. auf 13. und 13. auf 14. November, Argentan im Departement de l'Orne 1832 im December, Bonbée zu Toulouse am 24. November 1832 gegen NO, Pothier de Valdivia in der Nacht zwischen 12. und 13. November 1832 zu Grenoble. Farey sieht die Sternschnupen wie die Feuerkugeln und Aerolithen für kleine Erdtrabanten an. Quetelet setzt ihren Entstehungsort an die Grenze der Atmosphäre, Farey und Bevern auf 40 — 50 engl. Meilen, Brandes bis auf 500 engl. Meilen. „Es scheint, setzt der H. V. hinzu, man könne die ungeheuere Quantität derselben, die in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1833 in Amerika gesehen worden sind, nicht wohl erklärbar finden, wenn man nicht annimmt, daß zwischen den großen Planeten Milliarden von kleinen Körpern sich um die Sonne bewegen, welche für uns sichtbar werden, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen, und sich entzünden, welches in einem Puncte des Himmels nahe bey γ des Löwens zu geschehen scheint. Es ist aber die Frage, ob sie nicht von Einem großen Planeten kommen, welcher an dem Orte, in welchem sich die Erde am 13. November befindet, in Milliarden von Stücken zerspringt.“ (!?) Indessen hat einer der Söhne des H. V. die Beobachtung gemacht, daß auf eine Minute 104 Sternschnuppen fallen, aber nicht alle nach demselben Puncte des Himmels gerichtet waren, der größere Theil aber gegen den Stier hin gieng. Andere Beobachter bezogen sie auf den Pegasus, oder ein wenig mehr gegen die Cassiopeca. Außer den 11. 12. 13. November ist in dieser Hinsicht noch bemerkenswerth der 10. August (375 — 385).

Das XIII. Kap. beschreibt die Nebensonnen,

Nebenmonde, Höfe u. dgl. und H. V. macht sich in dieser Beziehung zum Theil die Ansichten unseres unvergeßlichen Fraunhofers zu eigen (386 — 392).

Die Behandlung des Regenbogens im XIV. Kapitel gewährt nur in so weit einiges Interesse, als die Beschreibung einiger außerordentlicher Regenbogen darin vorkömmt. Die sogenannten supplementären Bogen werden mit Recht nach Arago's Meynung der Interferenz des Lichtes, veranlaßt durch Wassertropfen von einer gewissen Kleinheit, zugeschrieben (393 — 399).

An diese Lichterscheinungen reihet Hr. V. im XV. Kap. auch die Spiegelung (Mirage, Fata morgana), im XVI. das Nordlicht, und im XVII. das Zodiakal-Licht (440 — 446). Ref. faßt diese drey Kapitel deßwegen zusammen, weil auch von ihnen wiederholt werden muß, was schon bey andern bemerkt worden ist, daß sie nämlich Beyträge zur Geschichte und Beschreibungen der Meteore, aber durchaus keine hinreichende Erklärung derselben enthalten.

Eine sehr interessante Zugabe aber liefert das XVIII. Kap., welches die Instruction enthält, die von Arago den Officieren der Bonite, deren Reise vom Cap Horn anfangen und am Cap der guten Hoffnung aufhören sollte, mitgegeben worden ist.

Mehreren Kapiteln sind übrigens Zusätze beygegeben, welche sich auf die in den Kapiteln behandelten Gegenstände beziehen.

Am Ende kann sich Ref. nicht verwehren, die Leser dieses Berichtes auf den Unterschied zwischen der Behandlung, welche die Meteorologie in der neuern Zeit in Deutschland gewonnen hat, und welche ihr noch in Frankreich zu Theil wird, aufmerksam zu machen. Während die Meteorologie in Deutschland anfängt, auf alle mögliche Weise zu einem wissenschaftlichen Charakter anzustreben, liefert uns H. V., der neueste französische Schriftsteller über Meteorologie, nur eine zerstreute Aufzählung und Beschreibung der Meteore, ohne auch nur von ferne in den allgemeinen Zusammenhang derselben unter sich, und mit den übrigen Welterscheinungen einzugehen.

Beyträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich. Erstes Heft mit 2 lith. Tafeln. Berlin 1837. 44 S. in 4.

Der Verf. gedenkt in einer Reihe von Monographien Beyträge zur genaueren Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges zu liefern. Den Anfang derselben machen in diesem ersten Hefte die Goniatiten. Ihrer Beschreibung schickt er jedoch allgemeine Bemerkungen über die Petrefacten führenden Gesteine des rheinischen Uebergangsgebirges voraus, worauf wir denn auch zuerst unsere Aufmerksamkeit richten wollen.

Wie der Verf. klagt, ist die Kenntniß dieses Gebirges noch lange nicht befriedigend. Am genauesten seyen durch Goldfuß die Petrefacten des Eifeler Uebergangskalkes und des Kohlenkalkes, wie er sich am Nordrand des rheinischen Schiefergebirges als unmittelbare Unterlage des eigentlichen Kohlengebirges findet, erörtert; dagegen seyen jenem Gelehrten die an organischen Einschlüssen außerordentlich reichen und zum Theil eigenthümlichen Gesteine des rechten Rheinufers fast ganz unbekannt geblieben. Unrichtig sey es, Eifler- und Kohlen-Kalkstein zu identificiren. Ueberhaupt seyen die Beobachtungen über die Gesteine, welche das Kohlenmit dem Schiefergebirge verbinden, noch sehr mangelhaft; die in Noeggerath's Rheinland-Westphalen enthaltenen Aufsätze seyen wohl nur als „Vorarbeiten einer genaueren und zusammenhängenden Bearbeitung dieses Gegenstandes zu betrachten." Ganz willkührlich habe man hie und da einzelne Schichten für Old red gehalten, der doch ganz fehle. Das Verzeichniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Dechen, in dessen Bearbeitung von de la Bêche's Geognosie, sey „theils unvollständig, theils in der Angabe der Fundorte ungenau, theils deßhalb von wenigem Nutzen, weil es die Namen sehr vieler Arten angiebt, deren Kritik unmöglich ist, da sie bis jetzt weder beschrieben, noch abgebildet sind." Ueberhaupt gebe es mehr Kalkstein-Ablagerungen als bisher unterschieden. Endlich seyen Stifft's Bemerkungen über die Grünstein- und Schalstein-Bildung im Nassauischen „mehr verwirrend als aufklärend."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Beyträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich ꝛc.

(Schluß.)

Dieß sind ohngefähr die Haupt-Ausstellungen, welche der Verf. über die bisherigen Untersuchungen des rheinischen Uebergangsgebirges macht. Da nach dem alten Sprichworte, tadeln leichter ist als besser machen, so wollen wir nun zusehen, ob dem Verf. das Letztere eben so gelingt, als das Erstere.

Um zuerst über die Beziehung des Eifelerzum Kohlenkalkstein ins Reine zu kommen, liegt, wie der Verf. bemerkt, eine große Schwierigkeit darin, daß jener nirgends von jüngeren grauwackenartigen Gesteinen bedeckt, sondern überall der Grauwacke muldenförmig aufgelagert ist. Da aber das Kohlengebirge mit dem Kohlenkalk am Nordrande des Schiefergebirges gleichmäßig der Grauwacke aufliegt, so kann wenigstens der Eifeler Kalkstein nicht jünger als der Kohlenkalkstein seyn; ja man kann hoffen hier auf eingelagerte Kalksteine zu stossen, welche mit dem ersteren zu parallelisiren seyen. Dieß gehe schon aus Dumont, Mém. sur la constitut. géologique de la province de Liége (Bruxell. 1832) hervor, dessen Arbeit über diesen Gegenstand die beste sey. Dümont unterscheidet zunächst ein Terrain ardoisier, anthraxifère und houiller. Das Terrain ardoisier umfaßt hauptsächlich die Thonschiefer der Ardennen, auf diese beschränkt, ohne Versteinerungen und wohl die ältesten Gesteine des rheinischen Schiefergebirges. Zu dem Terrain houiller rechnet Dümont nur das eigentlich Steinkohlen führende Gebirge über dem Kohlenkalk; es muß daher das T. anthraxifère die ganze Reihenfolge der Gesteine von der Grauwacke an bis zum Kohlenkalkstein incl. umfassen. Dümont unterscheidet hier vier Gruppen:

1. Système calcareux supérieur.
2. „ quarzo-schisteux supérieur.
3. „ calcareux inférieur.
4. „ quarzo-schisteux inférieur.

Es sind hier also wirklich 2 Kalksteinbildungen unterschieden: die obere, das Syst. calc. sup., ist der eigentliche Kohlenkalk; die untere, das Syst. calc. inf., betrachtet der Verf. als identisch mit dem Eifeler Kalkstein, indem sie in den Versteinerungen übereinstimmen. Als durch selbstständige Untersuchungen über die Petrefacten beyder Gebilde gewonnenes Schlußresultat, stellt der Verf. folgendes auf: „daß es in der That unverhältnißmäßig nur wenige Arten sind, welche der Eifeler Kalk unzweifelhaft mit dem Kohlenkalkstein gemein hat.“

Der Verf. geht nun über zur Betrachtung loka'er Kalksteingebilde, welche er als verschieden von den eben genannten beyden ansieht. Zuerst unterscheidet er eine solche Kalkablagerung, welche zwar mit dem Eifeler Kalk, mit dem sie bisher zusammengeworfen wurde, im innigen Zusammenhange steht, durch eigenthümliche Versteinerungen jedoch, die auch im Kohlenkalk nicht vorkommen, von ihm verschieden ist. Auf dem rechten Rheinufer findet man diese isolirten Kalkpartien bey Bensberg, Gronau und Paffrath: zu oberst liegt eine theils kalkig-sandige, theils lettige Ablagerung mit vielen Versteinerungen; darunter poröser, mürber Kalkstein mit denselben Petrefacten; noch weiter darunter schwarzer, fester, stinkender Kalkstein, arm an Versteinerungen. In den tieferen Lagen kann man hie und da sehen, wie er in den Eifeler Kalkstein

übergeht. Als charakteristisch für jene obere Schicht, dagegen dem Eifeler Kalkstein fremd, erklärt der Verf. Strygocephalus Burtini, Gypidium gryphoides etc. „Nur in dem Vorkommen der Korallen und Crinoideen scheint kein wesentlicher Unterschied sowohl gegen den Eifeler als den Kohlenkalk statt zu finden. Da dieser obere Kalk, für welchen ich den Namen Strygocephalen-Kalkstein vorschlage, von dem unteren Eifeler Kalk durch keine fremdartigen Gesteine geschieden ist, so darf es uns freylich nicht wundern, auch Schichten anzutreffen, in welchen die Petrefakten des Einen zum Theil mit denen des Andern zusammen vorkommen.“ Diese Vermengung der Versteinerungen, so wie die gegenseitigen Gesteinsübergänge sind denn auch dem Ref. ein sprechender Beweis, daß der Eifeler und der Strygocephalenkalk einer und derselben Formation zuzuzählen sind, von welcher der letztere nur ein lokales, abweichendes Gebilde ausmacht, wie wir dieß in andern Gebirgen häufig genug auch finden. Dechen's Verzeichniß fehlt also darin — und dieß nachgewiesen zu haben ist das Verdienst des Verfassers —, daß es Versteinerungen, die bloß vereinzelten, isolirten Puncten zukommen, der ganzen Eifeler Kalkstein-Bildung zugeschrieben hat. Auf dem linken Rheinufer findet sich dieser Strygocephalenkalk bloß bey Sontenich. Was der Verf. hernach umständlich über die Ursachen des verschiedenen organischen Charakters der obern und untern Lagen einer und derselben Gebirgsart beybringt, wobey die Hebungstheorie aushelfen soll, hätte kurz mit den wenigen Worten gesagt werden können: man weiß es nicht.

Hierauf wendet sich der Herr Verf. zu den Gesteinen des Nassauischen, wobey er hervorhebt, daß gerade in dem Theil des Schiefergebirges, wo die zu betrachtenden Gebirgsarten in großer Mannigfaltigkeit entwickelt sind, die Grünstein- und Schalstein-Bildung so störend auftrete, daß die Auffindung des ursprünglichen Zusammenhanges der einzelnen Schichten fast ganz unmöglich werde. Nun kommt die schon angeführte Stelle, daß Stifft's Bemerkungen über die dortigen Verhältnisse mehr verwirrend als aufklärend seyen, mit dem weitern Zusatze, daß derselbe in seine Charte „nach irrig vorgefaßten Meynungen die Grünsteine und Schalsteine in den Schichtenverband hinein zwängend, mit größter Willkühr Mulden und Sättel hingezeichnet hat, welche in der Natur nicht vorhanden sind.“ Dieß ist ein harter Tadel, den der Verf. überdieß in Bezug auf die Grünsteine gar nicht erwiesen, ja nicht einmal zu erweisen versucht hat. Diese Anschuldigung ohne Beweisgründe hat uns sehr mißfallen, um so mehr, da Stifft seit geraumer Zeit eine Autorität sich mit Recht begründet, Ernst Beyrich aber, der mit diesen Beyträgen unsers Wissens zum erstenmale dem geognostischen Publikum vor die Augen tritt, sich zuvor eine erwerben muß. In dem nächsten Hefte hat er sich daher über diesen Theil der Anklage weiter auszuweisen.

Wie der Verf. zu einer solchen Uebereilung gekommen ist, läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit errathen. Stifft hat nämlich regelmäßige Wechsellagerung zwischen Grauwacke und Grünstein gesehen, und deshalb gesagt: „Wenn uns die Natur unwidersprechlich deutliche Wechsellagerungen, wie zwischen Grünstein und Grauwacke zeigt, so darf dieselbe nicht abgeläugnet werden, wenn sie auch nicht zu den Ideen paßt, welche man sonst von einer Gebirgsart aus überwiegenden Gründen annehmen zu müssen glaubt.“ Unter diesen Ideen versteht aber Stifft die vulkanistischen, denen zu gefallen man nicht, wie es Steininger gethan hat, die Thatsachen entstellen dürfe. Hiemit hat jedoch Stifft es mit der Schule verdorben, zu welcher sich auch Beyrich bekennt, daher wohl das wegwerfende Urtheil über jenen Geognosten. Nicht sehr günstig spricht es übrigens für die Ansichten des Verf., wenn er ebenfalls bekennen muß: „die Grünsteinbildung hat das mit der Bildung der jüngeren rheinischen Basalte und Trachyte gemein, daß diese Massen bey ihrer Hebung das Schiefergebirge keineswegs gewaltsam durchbrochen haben; denn nirgend zeigen sich in der Nähe dieser plutonischen Gebilde die Schichten der Grauwacke verrückt oder gebrochen, sondern sie gehen vielmehr meist in ganz ungestörtem Zusammenhange und oft nicht im Geringsten verändert, bis unmittelbar an jene heran.“ Solche Zugeständnisse zu machen und doch noch von plutonischen Eruptionen des Grünsteins zu sprechen, ist mehr als man uns zu glauben zumuthen darf.

Ueber die Schalsteinbildung hat der Verf.

ebenfalls eine absonderliche Meynung, die Ref. sich nicht aneignen möchte. Beyrich hält sich nämlich für überzeugt, daß die Schalsteine „als durch eigenthümliche plutonische Umwandlungen veränderte Uebergangsgesteine“ zu betrachten seyen. Da man in der Streichungslinie der Schalsteine isolirte Kalklager trifft, so glaubt er, daß diese früher zusammenhängend gewesen, nachher aber größtentheils zur Bildung der Schalsteine absorbirt worden seyen, wie denn auch häufig Schalsteine dieselben Versteinerungen als die zu ihnen gehörenden Kalksteine zeigen. „Vielleicht läßt sich,“ meynt er, „die Ansicht aufstellen, daß ganz allgemein der Schalstein seine Entstehung einer durch die Einwirkung von Kalksteinen modificirten Grünsteinbildung zu verdanken habe.“ — Was sollen solche leere Redensarten, mit denen sich gar kein wissenschaftlicher Begriff verbinden läßt. Will der Verf. ja eine Meynung über die Bildung der Schalsteine aussprechen, so ziehe er die durch die Chemie gebotenen Erfahrungen zu Rathe, und weise auf chemischem Wege die Möglichkeit einer solchen Umwandlung, wie er sie behauptet, nach. Unter solchen Vorbedingungen allein kann eine wissenschaftliche Betrachtungsweise Hypothesen für zulässig erklären.

Da der Verf. jede Bestimmung der Alters-Verhältnisse der Gesteine im Nassauischen „bey dem unendlich mannigfaltigen Eingreifen der Grünstein- und Schalstein-Bildung in das Grauwackengebirge“ für unsicher erklärt, am wenigsten die Unterscheidung billigt, welche Stifft nach dem Verhalten gegen den Schalstein gemacht hat — worüber Ref. aus Mangel an Lokalkenntniß kein Urtheil zusteht — so nimmt er zu gedachtem Behufe „als einzig sicheren Stützpuncte“ die Versteinerungen, und wir sind froh aus den Hypothesen heraus wieder auf einen festeren Standpunkt zu kommen.

Die Grauwacke stimmt, nach diesen Untersuchungen, hinsichtlich ihrer Petrefakten mit den übrigen rheinischen Grauwacken überein; zahlreiche Spirifer und Enkriniten-Stiele sind bezeichnend. Als jüngeres Glied derselben, durch die Versteinerungen nicht wesentlich vom Eifeler Kalk sich unterscheidend, ist der Thonschiefer von Wissenbach zu betrachten. Die Kalklager dürfen nicht dem älteren Uebergangskalke zugetheilt werden; es ist nach dem Verf. kein Grund vorhanden, sie für verschieden vom Eifeler Kalk zu halten. Erkennbare Versteinerungen in ihnen sind: Terebratula prisca, Calamopora spongites und polymorpha, Cyathophyllum cespitosum und quadrigeminum, Stomatopora polymorpha. Bey Villmar fand der Verf. auch ein Lager seines Strygocephalen-Kalkes. Diese nassauischen Kalksteine sind nicht bloß, wie die Eifeler, muldenförmig aufgelagert, sondern evident in die Grauwacke eingelagert.

Aus diesem Umstande folgert der Verf., daß wenn seine Uebertragung der Dumont'schen Gruppen auf das ganze rheinische Uebergangsgebirge richtig ist, man hier nothwendig auf Gesteine stossen müsse, welche dem Système quarzoschisteux supérieur entsprechen würden. Solche Gesteine sind, ihm zu Folge, auch wirklich vorhanden; als bezeichnendes Glied derselben sieht er den ziemlich weit verbreiteten Posidonienschiefer von Herborn an. Hieher möchten auch wohl alle diejenigen Gesteine gehören, welche Stifft für jünger hält als den an den Kalk gebundenen Schalstein, zu welchen er eben auch den Posidonienschiefer rechnet. Obschon Ref. selbst diese Vermuthung für wahrscheinlich hält, so bleibt sie gleichwohl noch unsicher, da der Verf. sie nur auf negative, keineswegs auf positive petrefaktologische Merkmale gestützt hat.

Zuletzt kommt der Verf. auf ein eigenthümliches Kalklager bey Dillenburg zu sprechen, das in inniger Verbindung steht mit Eisensteinen, welche selbst im engsten Zusammenhange mit Grünsteinen und Schalsteinen befindlich, der allgemeinen Streichungslinie der Grauwacke folgen, während die Kalksteine in stockförmigen Massen in der Fortsetzung der Eisensteine auftreten. Unter den Versteinerungen sind vorherrschend Orthoceratiten, Goniatiten, Trilobiten, Conchiferen, keine Brachiopoden; Korallen und Crinoideen bloß vereinzelt; nur sehr wenige Arten sind aus den übrigen oben betrachteten Gesteinen bekannt. Der Verf. nennt diesen Kalkstein Goniatiten-Kalk. Auch hier reichen die Versteinerungen zur Zeit nicht aus, um ihm seinen festen Platz unter den Gliedern des rheinischen Uebergangsgebirges zu bestimmen. Vielleicht gehört er, wie der Verf. nicht ohne einigen Grund vermuthet, zu einer Gruppe mit dem Posidonienschiefer. Mit dem Uebergangskalke des Fichtelgebirges ist er nicht zu identificiren.

So weit die geognostischen Betrachtungen, welchen man allerdings das Verdienst zugestehen muß, daß sie, wenn auch gleich noch nicht alle Fragen erledigt, doch schärfer als früher nach petrefaktologischen Merkmalen die verschiedenen Kalkablagerungen des rheinischen Uebergangsgebirges unterschieden haben.

Der zweyte Abschnitt dieser Beyträge handelt von den im ebengenannten Gebirge vorkommenden Goniatiten. Der Verf. zählt in 6 Sektionen 18 Arten auf, unter denen 8 als neu von ihm bezeichnet und zugleich nebst einigen andern bereits früher beschriebenen abgebildet sind. Vollkommen einverstanden sind wir mit dem Verf., wenn er sagt: „Weit entfernt bin ich davon, die Autorschaft möglichst vieler Arten als etwas Ruhmvolles oder Beneidenswerthes zu betrachten. Viel verdienstlicher scheint es mir, unnütz Getrenntes zu vereinigen und schon Bekanntes durch genauere Beobachtungen fester zu begründen.“ Von diesem Grundsatze geleitet, wird der Verf. wesentlich zur Förderung unserer Kenntnisse von den Petrefakten beytragen, bey denen zur Zeit noch eine babylonische Verwirrung in Bezug auf Artsbestimmungen herrscht.

The british and foreign Review. April 1838. London.

Das Beste in diesem Hefte ist wohl ein Aufsatz, großentheils aus neuen oder wenig bekannten Quellen, über das Leben des großen Rechtsgelehrten Sir Edward Coke, dessen Merkwürdigkeit dadurch erhöht wird, daß er den berühmten Baco von Verulam zum Nebenbuhler auf seiner Laufbahn hatte.

Coke verließ schon in seinem siebzehnten Jahre die Universität Cambridge, um sich in dem Temple zu London der Rechtskunde zu widmen. Damit brachte er sechs Jahre zu, worauf er als Anwald aufgenommen wurde und sehr bald zu großer Auszeichnung gelangte.

> Sir Matth. Hale soll gesagt haben, niemand könne seinen Beruf, was der auch seyn möge, meisterhaft ausfüllen, der nicht in allen Wissenschaften etwas bewandert sey. Coke's Beyspiel spricht gegen diese Meynung. Von ihm war nicht zu rühmen, daß er in allen Wissenschaften, oder auch nur in einer, seine Berufswissenschaft ausgenommen, bewandert gewesen. Aber in dieser Berufswissenschaft, der Rechtskunde, war er unstreitig ein Meister. Allerdings gereicht der Besitz vielerley anderer Kenntnisse nicht nur nicht zum Nachtheile, sondern gemeiniglich zum Vortheile in der Ausübung eines Berufes. Aber während man die Berufswissenschaft erlernt, muß man ihr seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seinen ganzen Kopf, sein ganzes Herz zuwenden. Dieß that Coke und wurde ein großer Rechtsgelehrter. Dieß that Baco nicht, und wurde kein großer Rechtsgelehrter, ob er gleich viel höher begabt war als Coke. Dieser erlangte daher alle Beförderungen in seinem Fache als etwas das sich von selbst verstand, weil er bey weitem der fähigste war; Baco hingegen erschlich die seinigen; und als er schon unter der Königin Elisabeth den Vorsprung vor Coke zu gewinnen suchte, den er nachher unter König Jakob erlangte, widerfuhr ihm die Demüthigung, daß die Königin ihm eröffnen ließ: er sey ihr zwar als ein Mann von großen Gaben, trefflicher Beredsamkeit und vieler guten Gelehrsamkeit bekannt; in den Rechten aber seyen, ihres Bedünkens, seine Kenntnisse nicht tief; nur wisse er sie wohl zur Schau zu stellen. S. 373—75.

Im Jahre 1592 wurde Coke General-Prokurator (Solicitor-General), zwey Jahre darauf General-Advocat (Attorney-General). Er war auch bereits Mitglied des Unterhauses, das ihn sogleich nach seinem Eintritte zum Sprecher wählte. König Jakob I. ernannte ihn 1606 zum Oberrichter am Gerichtshofe der Common pleas. Hatte Coke als General-Advocat die Rechte der Krone mit großem Eifer wahrgenommen, so vertrat er jetzt mit nicht geringerem die Unabhängigkeit der Rechtspflege, die dem von Einbildungen seiner Allgewalt eingenommenen Könige ein Dorn im Auge war. Um ihn nachgiebiger zu machen, rieth Baco, ihn zu der höheren Stelle eines Oberrichters an der Königsbank zu befördern. Dieß geschah 1613; allein Coke hielt auch da Stand. Die Selbständigkeit seiner Stimme in dem geheimen Rathe, wo er ohne Rücksicht aussprach was Rechtens sey, und damit oft die Augendiener in Verlegenheit setzte, zog ihm noch größeres Mißfallen zu. Er wurde 1616 nicht nur aus dem geheimen Rathe ausgeschlossen, sondern auch seiner Stelle als Oberrichter entsetzt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

I. Première série. Histoire politique.

(5) Chronique des ducs de Normandie par Benoit Trouvère Anglo-Normand du XII. siécle, publiée pour la première fois d'après un manuscrit du musée britannique par Franç. Michel. T. I. Paris imprim. roy. 1836. 4. XXVIII. 608 S. 15295 B.

(3) Procès-verbaux des séances du conseil de régence du roi Charles VIII. pendant les mois d'Aout 1484. à Janvièr 1485, publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque royale par A. Bernier, avocat à la cour royale de Paris. 1836. 4. IV. 244 S.

(7) Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois ecrite en vers provençaux par un poëte contemporain, traduite et publiée par M. C. Fauriel, membre de l'institut de France, professeur à la faculté des lettres de Paris. Paris. 1837. 4. C. 738 S.

(1) Negociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques concernant les prétentions et l'avénement de la maison de Bourbon au trone d'Espagne, accompagnés d'un texte historique et précedés d'une introduction par M. Mignet. T. I. XCIX. 549 S. T. II. 647 S. Paris 1835.

(4) Paris sous Philippe le Bel d'après des documents originaux et notamment d'après un manuscrit contenant le rôle de la taille imposée sur les habitants de Paris en 1292, publié pour la première fois par H. Gérauld, élève de l'école des Chartes. 1837 4. 638. S.

(2) Réglements sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII. siècle et connus sous le nom des livre des métiers d'Etienne Boileau; publiés pour la première fois et entier après les manuscrits de la bibliothèque du Roi et des archives du royaume avec des notes et une introduction par G. B. Depping. 1837. 4. 474 S.

II. Deuxième série. Histoire des lettres et des sciences.

(6) Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la philosophie scolastique en France publiés par M. Victor Cousin. CCIII. Introduct. 700 S. Paris. 1837. 4.

III. Troisième série. Archéologie.

(8) Statistique monumentale. — Specimen. Rapport à Mr. le ministre de l'instruction publique sur les monuments historiques des arrondissements

de Nancy et de Toul (département de la Meurthe), accompagné de cartes, plans et desseins par E. Grille de Beuzelin, membre de la société des antiquaires de France. à Paris 1837. 159 S. 4.

Im Jahre 1833 erstattete der damalige Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Hr. Guizot, einen Bericht an den König der Franzosen, in welchem er denselben auf das Fortschreiten der historischen Studien in Frankreich seit den letzten 15 Jahren sowie auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die Thätigkeit der Akademie der Inschriften, welche zur Aufgabe hat, wichtige Documente der Geschichte von Frankreich zu sammeln und herauszugeben, dadurch zu erhöhen, daß sie mit den verschiedenen historischen Gesellschaften in Verbindung gesetzt würde. Der Staat sollte diesen eine pecuniäre Unterstützung zukommen lassen und sie dadurch in den Stand setzen, mit gemeinsamen Kräften die überaus große Masse noch in verschiedenen Archiven und Bibliotheken verborgener Documente, insofern ihr Inhalt in die Zeit vor der Regierung Ludwigs XV. fällt, allmählig dem Publikum zu erschließen. Mit Bewilligung des Königs, welcher mit Freuden ein Unternehmen ins Werk setzen sah, von dem sich eine neue Epoche der französischen Geschichtschreibung datiren kann, brachte hierauf der Minister einen Gesetzvorschlag in Bezug auf die nothwendige Geld-Unterstützung an die Kammer, welche in den Wunsch des Königs eingehend am 10. Mai 1834 dem Ministerium zu diesem Behufe eine Summe von 120,000 Fr. bewilligte. Auf dieß ernannte Hr. Guizot ein Comité, welches unter seinem Vorsitze die Leitung der historischen Forschungen und Publicationen übernehmen sollte, und das Unternehmen, von welchem die an der Spitze dieses Artikels stehenden Werke die bis jetzt erschienenen Früchte sind, nahm somit seinen Anfang. Folgende Gelehrte bildeten dieses Comité: Villemain, Pair von Frankreich, Vicepräsident des Comités; Daunou, Mitglied des Instituts, Generalaufseher der Archive des Reichs; Naudet, Guerard, Mignet, Mitglieder des Instituts; Champollion-Figeac, Conservator im Departement der Manuscripte der königlichen Bibliothek; Fauriel, Conservator-Adjunct an der k. Bibliothek, Professor an der Faculté des Lettres; Vitet, Generalsekretär bey dem Handelsministerium; Jules Desnoyers, Secretär der historischen Gesellschaft von Frankreich; Fallot, Eleve an der Ecole des Chartes, als Secretär des Comité's.

1. Wir wenden uns nun zu dem ersten jener Werke, der Geschichte der Negociationen in Bezug auf die spanische Succession von Mignet. Die Negociationen sind im Ganzen auf 6 Bände berechnet, deren Inhalt sich von dem Jahre 1659 bis 1738 erstrecken soll; die 2 vor uns liegenden Bände behandeln die Periode von dem Pyrenäer-Frieden bis zum Aachner-Frieden. Die Urkunden selbst sind nach den Gegenständen geordnet und benützt, und je nach ihrem Werthe ganz oder theilweise mitgetheilt. Eine Einleitung von 99 Seiten führt dem Leser ein Gemälde der historischen Verhältnisse von Frankreich und Spanien seit der Gründung dieser Staaten vor und entwickelt sodann die Hauptpuncte der Regierung Ludwigs XIV. Wir übergehen den ersten Theil dieser Einleitung, und heben, da das letztere aus ungedruckten Quellen geschöpft ist, nur einzelne Puncte hervor, um den Lesern dieser Blätter, welche wir in das ganze Detail der in diesen Büchern aufgeschlossenen historischen Forschungen einzuführen nicht vermögen, Gang und Haltung des Ganzen an einem Beyspiele zu zeigen.

Wir wählen hiezu die Berathung über die Annahme oder Nichtannahme des Testaments K. Karls II. in dem Conseil K. Ludwigs XIV.

„Das Testament des Königs wurde in Spanien mit allgemeiner Freude aufgenommen; jedoch war man in Betreff der Entschließung des französischen Hofes in einiger Ungewißheit. Man wußte nicht, ob Ludwig XIV. die ganze Monarchie für seinen Enkel annehmen, oder ob er sich an die Provinzen halten würde, welche der Theilungsvertrag für ihn bestimmt hatte. Der König hatte von dem Testamente bereits durch den Cardinal Janson Kenntniß erhalten, der ihm von Rom aus darüber Nachricht gegeben hatte, so wie durch ängstliche Mittheilungen, welche die vornehmsten Spanier dem Hr. von Blécourt, Geschäftsträger des Königs in der Abwesenheit des Marquis d'Harcourt, gemacht hatten. Dieser, den Erfolg des zweyten Theilungsvertrages fürchtend, hatte sich weislich aus Madrid hinwegbegeben und war einige Wochen später nach Bayonne

geschickt worden, wo er an der Spitze eines Armeecorps die Eröffnung über die spanische Thronfolge abwartete. Obgleich K. Ludwig den Hauptinhalt des Testamentes, jedoch nicht die weiteren Verfügungen kannte, so war er doch entschlossen, den Theilungsvertrag auszuführen. Seine Heere standen bereit und er hatte von den Generalstaaten und von dem Könige von England die Hülfe an Schiffen und Soldaten begehrt, deren er bedurfte, um sich in den Besitz seines Antheils zu setzen. Die Holländer hatten ihm 12, die Engländer 15 Schiffe versprochen. Diese beyden Mächte bewerkstelligten ihre Rüstungen ohne Rückhalt, jedoch richteten sie dieselben nach der Abnahme der Gesundheit Karls II. ein und versicherten K. Ludwig, daß ihre Truppen bereit seyen."

„So war der Zustand der Dinge und Gemüther, als das Testament Karls II. am 5. Nov. in Fontainebleau, wo sich damals der französische Hof befand, ankam. Ludwig XIV. versammelte ein Conseil, sich zu berathen, was geschehen solle. Nur 4 Personen wurden hiezu gerufen. Der Dauphin, als Vater des Herzogs von Anjou; der Herzog von Beauvilliers, Präsident des Conseils der Finanzen und Gouverneur der Kinder von Frankreich; der Marquis von Torcy, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Kanzler Pontchartrain. Es handelte sich darum, den größten Entschluß des Jahrhunderts zu ergreifen. Ludwig XIV. hatte zu wählen zwischen einer Krone für seinen Enkel und einer durch Europa ihm zugesicherten Vermehrung seiner Staaten, zwischen der Ausdehnung seines Systems jenseits der Pyrenäen und der Alpen durch die Erhebung eines Zweiges seines Hauses auf den Thron von Spanien und Italien, und der Ausdehnung seiner eigenen Macht; zwischen der Ehre der königlichen Würde, und dem Vortheile seines Königreichs; zwischen Frankreich und seiner Familie. Beyde Entschlüsse konnten den Krieg herbeyführen, aber in dem einen Falle mußte er kurz und von unfehlbarem Erfolge, in dem anderen von gleich ungewisser Dauer und Ausgang seyn."

„Torcy, welcher zuerst das Wort ergriff, sprach sich für die Annahme des Testamentes aus. Er verhehlte die Unannehmlichkeiten und die Gefahren eines Entschlußes in seinem Sinne nicht. Er sagte, man würde den König des Wortbruches anklagen; er zeigte das Unvermeidliche eines Krieges; nimmermehr würden die benachbarten Fürsten es dulden, daß er unter dem Namen seines Enkels den ausgedehnten Staaten, welche der Krone Spaniens in der alten und neuen Welt unterworfen seyen, ruhig Gesetze gebe; seine Völker lebten seit dem Frieden von Ryswik kaum wieder auf und hätten sich von der Erschöpfung von den früheren Kriegen her noch nicht erholt. Aber von der andern Seite sagte er auch, daß man sich nicht zu entschließen habe zwischen Krieg und Frieden, zwischen dem Königthum des Herzogs von Anjou und den Frankreich zufallenden Provinzen, sondern zwischen Krieg und Krieg, zwischen dem Ganzen der spanischen Monarchie und Nichts; daß das Testament das Haus Oestreich in dem Falle, daß Frankreich die Erbschaft verwerfe, einsetze; daß man kein Recht habe, sich einen Theil des Erbes zuzueignen, wenn man das Ganze ausgeschlagen habe; man müsse sie dann den Oestreichern mit Gewalt der Waffen abnehmen, welche die rechtlichen Erben seyen, und von den Spaniern unterstützt würden, welche man auf das Tiefste beleidigte, für immer von sich entfernte und die nun mit Wärme die Integrität ihrer Monarchie vertheidigen würden; von den Engländern und Holländern würde man nur lau unterstützt, ja vielleicht ganz verlassen. Von neuem würde man einen östreichischen Prinzen über die Pyrenäen setzen; endlich, wenn Krieg seyn sollte, sey es besser ihn zu führen, um den Herzog von Anjou auf den Thron zu erheben und ihn darauf zu erhalten." *)

„Der Herzog von Beauvilliers sprach sich für die entgegengesetzte Meynung aus; er war für den Theilungsvertrag und gegen das Testament. Er erblickte in der Annahme desselben einen Krieg mit ganz Europa und mit diesem den Ruin Frankreichs. Der Kanzler Pontchartrain resumirte die verschiedenen Meynungen, ohne daß er es gewagt hätte, sich für eine auszusprechen. Der Dauphin, getrieben durch seine Liebe als Vater und nicht unempfänglich für den Ruhm, Sohn und Vater eines Königs zu seyn, sprach ohne Zögern für die Annahme des Testaments. König Ludwig hatte lange Zeit geschwiegen, endlich entschied er sich. Sein Entschluß, der für ihn so viele Bitterkeiten und für Europa so lange Erschütterungen hervorbrachte, blieb 3 Tage lang Geheimniß. Er faßte ihn mit der ruhigen Größe, die ihm natürlich war. Dann sprach er ihn in Gegenwart des Marquis Castel dos Rios, Gesandten

*) Auch Schlosser (Gesch. des 18. Jahrh. I. 1836. S. 33) kennt diese Berathschlagung aus den ms. Mortem. Nr. 71. S. 101; er führt sie jedoch mit Abweichungen und nur im Auszuge an, ohne das Letztere zu erwähnen, noch auf die dramatisch schöne Haltung des Ganzen Rücksicht zu nehmen. Hievon abweichend und weder so ausführlich noch so umständlich, theilt Torcy diese Berathung mit: négociations pour la succession d'Espagne p. 156. à la Haye 1757 8.

von Spanien, zu dem Herzoge von Anjou so aus: Mein Herr, der König von Spanien hat Sie zum Könige gemacht; die Granden verlangen Sie, die Völker wünschen Sie, und ich gebe meine Zustimmung hiezu. Bedenken Sie nur das Eine, daß Sie Prinz von Frankreich sind. Hierauf stellte er ihn dem Hofe vor: Meine Herren, sagte er, dieß ist der König von Spanien. Damit war Alles entschieden." (12. Nov. 1700). —

2. In der Vorrede zu den réglemens sur les arts spricht sich Hr. Depping über die von ihm benützten Manuscripte aus; auf diese läßt er eine Introduction de l'état du commerce et de l'industrie de Paris au XIII. siècle von S. XVIII — LXXXVI. folgen, welche nichts geringeres ist, als eine sorgfältig bearbeitete Geschichte der Seine-Schiffahrt und des Handels von Paris während des Mittelalters; der Streitigkeiten dieser Stadt mit Rouen und andern Oertern, ihrer Märkte und Innungen, des Aufkommens verschiedener Handelszweige und ihres Verschwindens ꝛc. Auf diese Abhandlung von nicht gewöhnlichem Interesse folgen die registres des métiers et marchandises; hierauf die ordonnances sur le commerce et les métiers rendues par les prévôts de Paris depuis 1270 jusqu' à l'an 1300. Zusätze, Verbesserungen und ein alphabetisches Verzeichniß schließen das Ganze.

(Fortsetzung folgt.)

The british and foreign Review. April 1838. London.

(Schluß.)

Coke trat nun wieder in das Unterhaus ein, blieb bis an sein 80stes Jahr ein thätiges Mitglied desselben, erlebte Baco's wohlverdienten Sturz, und war noch bis an sein Ende, 1633, mit der Ueberarbeitung seiner zahlreichen Schriften so nützlich als angenehm beschäftigt.

Seine Schriften handeln alle von dem englischen Rechte und Gerichtsverfahren. So eng dieser Kreis ist in Vergleichung mit dem, welchen Baco's Werke beschreiben, Coke's Ansehen und Wirksamkeit war auf seinem Felde eben so groß und dauernd. Noch gilt er in England und in Nordamerika als der vornehmste Rechtslehrer; selbst Jefferson (memoirs IV. 183.) zog ihn dem Blackstone weit vor.

Als Staatsmann hat sich Coke durch die petition of right, deren Urheber und Hauptverfasser er gewesen ist, ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben. Erst diese Urkunde vollendete das in der magna charta begonnene Werk und brachte die Sicherheit der Person und des Eigenthums auf den jetzigen Fuß. Coke ging im Parlamente nicht von allgemeinen Grundsätzen aus. Herstellung, Behauptung, Befestigung von Rechten und Freyheiten, die er als zu Recht bestehend nachwies, das allein war sein Ziel und Geschäft. Die Staatsverfassung, wie sie mehr aus Handlungen als Gesetzen sich entwickelt hatte, war ihm gegenwärtig; auf der Stelle löste er jeden Zweifel, ob etwas zuläßig oder unzuläßig sey, durch Hinweisung auf unbestrittene Vorgänge; z. B. „im siebenten Jahre Heinrichs IV., Parlam. Protokoll Nr. 31, 32. und im eilften Jahre desselben, Prot. Nr. 13. wurde über die Rathgeber der Krone Klage geführt und auf deren Entfernung angetragen, weil sie das gemeine Beste hintansetzten; warum sollte uns jetzt nicht eben das frey stehen?" Mit dieser umfassenden Kenntniß des geschichtlich begründeten, worin ihm niemand gleich kam, und bey dieser Einschränkung darauf, die auch dem Gegner keine andere Waffe zuließ, war Coke unwiderstehlich.

An seinem Styl in Schriften und Geschäften ist falsche Zier mit Recht getadelt worden. Er sagte z. B. von einem Angeklagten in der Untersuchung über die Pulververschwörung: „der Mann ernährt sich mit Corrigiren in der Gerichts-Druckereyen, nun soll er selbst von dem Gerichte corrigirt werden." In einem Capitel seiner Institutionen handelt er von den Eigenschaften, die ein Mitglied des Parlaments haben soll: „drey Eigenschaften des Elephanten, nämlich, keine Galle, Unbeugsamkeit, scharfes Gedächtniß; dazu noch zwey andere desselben Geschöpfes: gregatim semper incedit, und: philanthropos, homini erranti viam ostendit." Vielleicht wäre er vor solchen Verirrungen des Geschmacks, die er mit den Schöngeistern seiner Zeit gemein hatte, bewahrt geblieben, wenn er etwas länger in Cambridge verweilt, oder doch die dort angefangene Bekanntschaft mit den Alten fortgesetzt hätte, was ohne Abbruch an seinem Berufe wohl geschehen konnte. Denn gewiß: täglich ein Paar Kapitel des Demosthenes oder Xenophon, oder eine Scene des Terentius, oder eine Epistel oder Satyre des Horatius, oder auch Stücke aus Cicero's philosophischen und rhetorischen Schriften erfordern nicht viel Zeit, und sind ein untrügliches Schutzmittel, dergleichen in der neueren Litteratur nicht zu finden ist, gegen die Gefahr der Ansteckung von einem herrschenden schlechten Geschmack; eine Gefahr, die dem Rechtsgelehrten vor Anderen droht, weil er, in der löblichen Absicht, seine Rede von sehr trockenen Sachen angenehm zu machen, leicht versucht wird, Schmuck aus seiner Umgebung zu entlehnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Fortsetzung.)

3. Mit den procès-verbaux wird das journal des états de Tours von Masselin erst eigentlich vollständig; es sind dieß die authentischen Verhandlungen des Conseils, welche der Secretär desselben zu Protokoll nahm und die an Wichtigkeit gewinnen, da sie uns noch einen Blick in die Regierungsweise von Ludwig XI. her werfen lassen. Hr. Bernin begnügte sich mit einer bloßen Veröffentlichung derselben.

4. Das mit großem Fleiße und vieler Sachkenntniß herausgegebene Werk des Hrn. Gérauld, Paris unter Philipp dem Schönen, enthält zuerst eine Vorrede, in welcher sich der Herausgeber über die von ihm benützten Manuscripte ausspricht, dann folgt le livre de la taille mit vielen Noten, welche zur Erläuterung der in diesem Buche erwähnten Straßen, Abteyen, ꝛc. dienen; hierauf ein résumé historique et statistique zur Beschreibung von Paris, mit fleißigen Forschungen über Alter und Geschichte der merkwürdigsten Gebäude, über Bevölkerung und Umfang von Paris, mit einem alphabetisch geordneten Verzeichnisse der damaligen Handwerker, einer Abhandlung über die Juden in Paris und über die damaligen Steuern. Ein Appendix enthält noch ein Gedicht über die Straßen von Paris aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts (aus der bibl. Cottoniana), und den sogenannten Dictionär des Johann von Garlanden aus der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Man könnte diesen eine Encyklopädie der Künste und Handwerke nennen, da der Verfasser alle Arten industrieller Bestrebungen, welche damals in Paris getrieben wurden, durchgeht und eben so sehr das Handwerkszeug eines Jeden benennt, als die Arbeit, die er macht und verkauft; ein Document von nicht geringem Interesse. Ein alphabetisches Verzeichniß aller Straßen, öffentlicher Denkmäler, Klöster, Kirchen ꝛc. und ein besonderes Inhalts-Verzeichniß schließen das Ganze. Den Werth seiner Abhandlungen zu erhöhen, hat der Verf. auch noch 2 Pläne, Paris unter Philipp dem Schönen vorstellend, hinzugefügt.

5. Benoit ist von den poetischen Geschichtschreibern der Normannen keineswegs der erste, indem ihm Wace vorangeht; auch gehören seine Nachrichten nicht zu den ursprünglichen, indem Dudon von St. Quentin, Wilhelm von Jumiéges, Orderic Vitalis u. a. m. vor ihm schrieben, und er selbst seine Chronik erst i. J. 1170 endete; aber seine Nachrichten sind in Bezug auf Darstellung der Sitten und socialen Verhältnisse, ja selbst in Hinsicht auf Züge aus dem Privatleben der normännischen Fürsten von vielem Interesse. Ihren Werth wußte der Herausgeber durch Noten zu erhöhen, in welchen er die analogen Erzählungen früherer normännischer Geschichtschreiber anführt. Leider verschmähte er es jedoch, diese Angaben in förmliche Untersuchungen zu verwandeln und die Resultate dieser Vergleichungen anzugeben (S. 28); er hätte sich den Dank der Leser, welche nicht die Zeit haben, sich in das ganze Detail der normännischen Geschichte zu vertiefen und doch die neuesten Forschungen kennen möchten, in noch höherem Grade verdient. Der zweyte Band, welcher noch nicht erschienen ist, wird einen Appendix mit dem Leben des hl. Thomas a Beket enthalten; möchte es dann dem gelehrten und eifrigen Verfasser belieben, in diesem Bande die bezeichnete Methode einzuschlagen. Auf die genaue Ueber-

einstimmung des Druckes mit dem Originalmanuscript der Harleyanischen Bibliothek hat der Herausgeber einen mehr als gewöhnlichen Fleiß verwendet.

6. Die Sammlung bisher unbekannter Schriften des berühmten Peter Abälard hat Hr. Victor Cousin, Staatsrath und Pair von Frankreich, veranstaltet. Sie bestehen aus dem großen Tractate Abälards: Sic et non; aus seiner Dialectik in 5 Theilen; dem Fragment von S. Germain über die Arten und Gattungen; seine Glossen zu Porphyrius, zu den Categorien, zu der Hermeneutik, zu der Logik des Boethius. Diesen Tractaten hat Hr. Cousin eine lange und sehr gelehrte Einleitung vorausgeschickt, in welcher er über die von ihm benützten Handschriften Rechenschaft giebt und seine Theorie über den Ursprung der Scholastik und das Verhältniß Abälards zu derselben durchzuführen sucht. Wir bedauern, daß es uns nicht vergönnt ist, in das Detail dieser, wenn auch nach unserem Dafürhalten nicht immer richtigen, doch gewiß höchst interessanten Untersuchungen einzugehen. Der Herausgeber hat das Verdienst, gezeigt zu haben, S. 471, daß Roscelin wirklich der Lehrer Abälards war, eine historische Thatsache, welche bey den kirchlichen Zerwürfnissen des Meisters manche Abweichungen des Schülers erklärt und aufhellt. Ob, wie Hr. Cousin sich zu zeigen bemüht, S. LVI. ꝛc., die scholastische Philosophie so geradezu aus einer Stelle des Porphyrius, übersetzt von Boethius, hervorgieng, wagen wir nicht zu entscheiden; wir hielten aber immer dafür, daß ihr eigentlicher Grund in viel tieferen Ereignissen der Geschichte des eilften Jahrhunderts liege. Roscelin und die Quelle aller mittelalterlichen Sophistik, Berengar von Tours, sind der Zeit und der Gesinnung nach einander so nahe, daß wir den letzten für den Meister des ersten anzusehen geneigt sind. Wir hätten gewünscht, Hr. Cousin hätte, anstatt auf die Stelle des Boethius so großen Werth zu legen, seine Untersuchungen auch auf diesen Punct gelenkt.

Hören wir noch Hrn. Cousin am Schlusse seiner Einleitung über die Resultate seiner Forschungen:

„Abälard ist mit dem hl. Bernhard in der intellectuellen Reihe die bedeutendste Person des zwölften Jahrhunderts. Wie der hl. Bernhard mit seinem bewundernswürdigen Tacte, seiner Tiefe ohne Spitzfindigkeit, seiner pathetischen Beredsamkeit, selbst in seinen Schattenseiten und in seinen manchmal zu eng gezogenen Gränzen, den erhaltenden Geist der christlichen Orthodoxie repräsentirt, so repräsentiren Abälard und seine Schule in einer gewissen Beziehung die liberale und neuerungssüchtige Richtung der Zeit, mit ihren oft trügerischen Versprechungen und der unabweislichen Mischung von Gutem und Bösem, von Vernunft und Ueberspannung. Abälard übte über seine Zeit eine Art von Zauber aus. Von 1108 bis 1140 machte er in seinen Lehrvorträgen ein bis dahin unerhörtes Glück, welches, wenn es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt wäre, fabelhaften Erdichtungen gleichen würde. Er traf zu Paris zwey berühmte Schulen, die des Klosters und die von St. Victor, und veranlaßte eine Menge anderer theils zur Vertheidigung, theils zur Bekämpfung seines Systems; dadurch entstand die Universität Paris. Trotz seiner Irrthümer und der Anatheme zweyer Concilien wurde seine gefährliche aber fruchtbare Methode die Universalmethode der scholastischen Theologie. Die Irrthümer verschwanden (?) und die Methode blieb als eine Eroberung des Geistes der Unabhängigkeit. Petrus Lombardus ist der anerkannte Gründer der scholastischen Theologie; dieser aber war ein directer Schüler Abälards und Erbe, wenn nicht seiner Doctrin, doch seiner gereinigten und vervollkommneten Methode: das Sic et non ist der Vorgänger des Buches der Sentenzen. So in Bezug auf die Theologie. In Bezug auf die Philosophie hatte die Schule, welche Abälard gründete, einen beynahe allgemeinen Erfolg durch die bequeme Mittelstrasse, welche sie allen Meinungen zu gewähren schien. Eine große Sonderbarkeit, daß diese Mäßigung des Conceptualismus ihr Glück machte! Ihre ganze Originalität bestand vielleicht nur darin, nicht bis zum Ende ihrer Principien zu gehen; diese Zurückhaltung erwarb ihr aber die klugen Gemüther, sowie ihr die Auctorität des Boethius die Menge verschaffte. Es blieben zwar noch einige Nominalisten übrig, aber dieß waren Leute ohne Ansehen. Der Realismus erhielt sich ehrenvoll, aber die ausgezeichnetsten Geister gingen unter die Fahnen Abälards. Der Conceptualismus kam in den Besitz des Schulscepters; er spielt die hauptsächlichste Rolle in dem sonderbaren und treffenden Gemälde, welches uns Johann von Salisbury von der Bewegung in den Studien und dem Streite der Schulen in Paris in Mitte des zwölften Jahrhunderts lieferte. Johann von Salisbury, ohne Zweifel der schönste Geist seiner Zeit, ein freyer Denker und eleganter Schriftsteller, war ein getreuer Schüler Abälards. Ueberall, in dem Policraticus wie in dem Metalogicus, legte er seine

Meynung über die Universalien offen dar und diese Meynung ist die Abälard's d. h. sie ist der Conceptualismus. So endigte die erste Epoche der scholastischen Philosophie. Diese erste Epoche bildete und entwickelte sich nach dem antiken Problem der Natur der Universalien, wie diese von Boethius dem christlichen Europa überliefert worden waren. Die verschiedenen Lösungen dieses Problems bildeten die ganze Philosophie dieser Zeit und die 3 Systeme in welche diese zerfiel, nämlich den Nominalismus, Realismus und Conceptualismus. Wir sahen, wie diese drey Systeme in ihrer Anwendung auf die Theologie eben so viele theologische Systeme hervorbrachten, wovon jedes den Character des Princips trägt, das es hervorbrachte und beständig beherrscht. Hier ist noch der Ort, sich das Schauspiel der Macht dieser Principien zu geben. Ein Problem, wie es scheint, kaum würdig, die Philosophen in ihren Träumen zu beschäftigen, giebt verschiedenen metaphysischen Systemen ihren Ursprung. Diese Systeme bringen die Schulen in Bewegung, bald aber erstreckt sich diese Bewegung auch weiter als auf die Schulen. Bald gehen sie aus der Metaphysik in die Religion, von da in den Staat über. So kommen sie auf die Bühne der Geschichte, treten in die weltlichen Ereignisse ein, veranlaßen Concilien, beschäftigen die Könige. Wilhelm der Eroberer ist von dem Clerus gegen den Nominalisten Roscelin aufgeregt und Ludwig VII. präsidirt dem Concil, wo der hl. Bernhard, der Heros seines Jahrhunderts, das Wort ergreift gegen den Conceptualisten Abälard, den Meister Arnolds von Brescia. Lassen wir die Zeit voranschreiten: der Conceptualismus, welcher den Nominalismus zwey Jahrhunderte lang in seinem Schooße zurückhielt, läßt ihn endlich entwischen und diese neue Folge, oder vielmehr diese erneute Folge desselben Princips, das nun eine günstigere Zeit findet, wirft neues Licht, erhebt andere Stürme. Ein zweyter Roscelin, Occam, welcher nochmal den Nominalismus auf die Theologie anwendet und durch die Theologie auf die Politik, stellt sich dem Papste entgegen und verwickelt einen Kaiser und einen König in seinen Streit. Von dem Könige von Frankreich verlassen, von dem deutschen Kaiser unterstützt, stirbt der ungebändigte Franciskaner, der dem Kerker Roger Baco's entrann, in dem Exil zu München; aber er hat zu Paris gelehrt und dieser Ort hat nie Keime, die ihm anvertraut wurden, zu Grunde gehen lassen. Die Pariser Universität nimmt die proscribirte Doctrin auf; der Nominalismus breitet siegreich den Geist der Unabhängigkeit aus und dieser neue Geist erzeugt die Concilien von Constanz und Basel, wo die großen Nominalisten Pierre d'Ailly, Johann Gerson sitzen, diese Väter der gallicanischen Kirche, weise Reformatoren, deren Stimme man nicht hörte und die bald ein anderer Nominalist ersetzt, der Luther heißt. Man spiele deshalb nicht mit der Metaphysik, denn sie enthält die ersten und die letzten Principien aller Dinge ꝛc."

Wir halten diese wenigen Zeilen für hinreichend, den der Entwicklung des Mittelalters kundigen Leser im Allgemeinen mit den Hauptresultaten der Forschungen des gelehrten Hrn. Verf. bekannt zu machen. Wenden wir uns noch zu einigen einzelnen Puncten. Der erste und vorzüglichste unter den jetzt herausgegebenen Tractaten Abälards ist der Sic et Non betitelte, welcher seinen Namen davon hat, daß die verschiedenartigen, darin behandelten Fragen nach pro und contra beantwortet sind. Wir müssen jedoch hier zu unserm großen Leidwesen melden, daß es dem Herausgeber nicht beliebte, diesen Tractat vollständig zu ediren, sondern daß er vielmehr von Fragen, welche ihm, wir wissen nicht warum, nicht interessant genug erschienen, nur die Aufschriften bekannt machte. Daß die Dialectik wirklich ein Werk Peter Abälards sey, suchte Herr Cousin durch viele Gründe zu zeigen; es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß gar Manches und wohl auch nicht ganz Ungegründetes für die entgegengesetzte Meynung vorgebracht werden könnte. Die aus der St. Emmeraner Handschrift zu München in der Litteraturzeitung von Kerz und Besnard herausgegebenen Fragmente Abälards scheint Hr. Cousin nicht gekannt zu haben; ein Vorwurf welcher jedoch Hr. Cousin viel weniger als den zweyten Herausgeber derselben trifft. Eine besondere Rücksicht verdienen noch die von Hrn. Cousin im Appendix herausgegebenen Fragmente philosophischer Schriften des Mittelalters. Mehrere von diesen sind theilweise ihres hohen Alters wegen, da sie bis in das neunte und zehnte Jahrhundert hinaufreichen, theilweise auch ihrer Autoren wegen von vielem Interesse. Wir nennen aus vielen nur die Auszüge aus dem Megacosmus Bernards von Chartres, welcher nebst dem Microcosmus desselben Verfassers zu den merkwürdigsten Erzeugnissen des aus den Systemen des Heidenthums wiedergebornen philosophischen Geistes gehört. Sein Commentar über die Aeneide, in welcher Bernardus durchgängig eine Allegorie erkennen will und deren moralische und physikalische Bedeu-

tung er zu enträthseln sucht, erinnert an analoge Bestrebungen der neueren Zeit, die divina comedia zu commentiren. Auch unbekannte Schriften Gerberts glaubt Hr. Cousin aufgefunden zu haben (S. 644. 646). Von einem Commentar des Honorius von Autun über den Timäus hat er mehreres mitgetheilt, sowie aus einer metrischen Bearbeitung der Isagoge des Porphyrius und der Categorien des Aristoteles, zuletzt auch noch Fragmente der philosophia minor des Wilhelm von Conches. Es ist keine Frage, daß diese Mittheilungen dem vorliegenden Buche auch in literarhistorischer Hinsicht einen bedeutenden Werth verleihen.

7. Wir kommen nun zu der Geschichte des Kreuzzuges gegen die Albigenser. Da über dieses Werk und die von dem Herausgeber dazu verfaßte gründliche und höchst lehrreiche Einleitung bereits ein Artikel im Journal des Savans von Villemain (Juillet 1837), so wie ein anderer in den Heidelberger Jahrbüchern (1837, 8. Heft) von Prätorius ausführliche Kunde gegeben hat, so wollen wir nur das Hauptsächlichste hervorheben. Zuerst sey es uns vergönnt, das Eine zu bemerken, daß nach aufmerksamer Lectüre dieser höchst genuinen und originellen historischen Quelle *) und nach sorgfältiger Vergleichung mit den bereits früher bekannten Historien des obengenannten Krieges uns gerade das ein wesentlicher Vorzug des Verfassers dieser politischen Geschichte des Kreuzzuges zu seyn schien, was der Heidelberger Recensent demselben zum Vorwurfe machte; nämlich daß sich hierin zwey so vollkommen verschiedene Seiten zeigen, daß man gewillt seyn möchte, sie für das Werk zweyer Verfasser zu halten. Allein gerade diese anscheinende Sonderbarkeit ist uns ein Beweis der Wahrheitsliebe des Verfassers und damit ein Vorzug desselben, indem er erst dann in diesen scheinbaren Zwiespalt mit sich selbst geräth und den Helden tadelt, den er früher lobte, als dieser, Simon von Montfort, seinem eigenen Berufe ungetreu, sich aus einem Glaubensstreiter in einen habgierigen, hartherzigen Eroberer verwandelte.

*) Für Freunde der vaterländischen Geschichte diene zur Nachricht, daß auch Bayern den Kreuzzug mitmachten. Sie werden zweymal erwähnt: V. 1261. 9530 (Baioers).

Ein anderer Punct, auf welchen bey Beschreibung und Beurtheilung des Albigenserkrieges meist viel zu wenig Rücksicht genommen wird, ist die aus dem vorliegenden Buche hervorgehende hohe Ausbildung, welche das Städtewesen schon damals in dem südlichen Frankreich gewonnen hatte und in welcher Beziehung diese von Hrn. Fauriel veröffentlichte Geschichte viel größere Kunde giebt als über die häretischen Doctrinen der Albigenser, über welche wir aus diesem Buche so viel wie nichts lernen. *)

Wir treffen in Avignon, Nice, Arles, Tarascon ꝛc. eine vollkommene Unabhängigkeit von den Feudalherren und eine durchgebildete republikanische Verfassung; in anderen, wie Toulouse, hatten sich lehensherrliche und republikanische Einrichtungen zu einem Ganzen durchdrungen. Als Regel aber kann aufgestellt werden, daß jede städtische Gemeinde in Folge des langen, fast das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch währenden Kampfes nun bereits das Recht errungen hatte, Herren und Städte zu bekriegen, Friedens- und Handelsverträge abzuschließen. Selbst da, wo die Grafen und Herren sich in den Städten, wenn nicht als Gebieter, doch in besonderem Ansehen erhalten hatten, übten die städtischen Consuln durch ihr Richteramt eine nicht unbedeutende Gewalt aus, die sich eben so sehr über die Rechtsverhältnisse der Gemeinden als der Einzelnen schützend und ordnend erhob. Dieses bedeutende republikanische Element wurde aber noch verstärkt durch besondere Räthe, deren Mitglieder aus den verschiedenen Volksklassen genommen wurden, und welche den Consuln zur Seite stehend, indem sie dieselben von der einen Seite durch Theilung der consularischen Macht beschränkten, diese andererseits durch innere und äußere Verbindung mit ihnen volksthümlicher machten.

(Schluß folgt.)

*) Ja selbst der Gewinn an neuen Thatsachen ist, weil schon früher ein Auszug in Prosa von dieser versificirten Geschichte bekannt war, nicht außerordentlich groß; jedoch ganz unschätzbar ist er in Bezug auf die originelle Weltanschauung und die umständliche Darstellung der Ereignisse.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers. Gissae MDXXXVIII.

Mirchond's Geschichte der Seldschuken aus dem Persischen zum erstenmal übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. A. Vullers. Gießen 1838. —

Nachdem durch die französische Revolution und die vollendete Eroberung Indiens durch die Engländer ein neuer großartiger Schwung im Studium der orientalischen Sprachen entstanden war, fand auch die persische Litteratur mehr Freunde im Abendlande, das sich bisher nur wenig mit diesem herrlichen Erzeugniß orientalischen Geistes beschäftigt hatte. Trotz dem, daß es in Deutschland als eine ausgemachte Sache galt, daß die persische Sprache mit der deutschen aus einer Wurzel entsprossen sey, so blieb es doch in eigentlicher philologischer Behandlung der in dieser Sprache niedergelegten Schätze der Prosa und Poesie hinter den Nachbarvölkern, Franzosen und Engländern zurück. Wenn es dem Deutschen wohl ansteht, sich auch dieses Zweiges der allgemeinen Litteratur mehr zu bemächtigen, so darf man gewiß erwarten, daß er es auch mit der Gründlichkeit und jenem philologischen Sinne thue, der ihm in andern Feldern die verdiente Anerkennung des Auslandes erworben hat. Nichts ist aber damit gedient, wenn man mit blos oberflächlicher Kenntniß sich an die Publicirung persischer Werke begiebt, und ohne in die feinen oft capriciösen Eigenthümlichkeiten der Sprache und des Ausdruckes eingedrungen zu seyn, sich zum Dollmetscher persischer Gedanken aufwirft. Die Klippe aber, an der manche Geister zu scheitern scheinen, ist die präsumirte Leichtigkeit der Sprache, die es überflüßig zu machen scheint, die philologischen Facultäten ebenso anzustrengen, als es etwa bey dem Sanskrit oder Arabischen der Fall ist. Einfach ist die Formlehre und in so fern leicht die Sprache — aber nur bis zu einem gewissen Puncte: denn gerade durch den Mangel an vollständigen alle grammatischen Kategorien erschöpfenden Flexionsformen entstehen Ambiguitäten und Schwierigkeiten, die nicht nur durch eine feste Kenntniß der Syntax, sondern auch der conventionell einmal festgesetzten lexilogischen Eigenthümlichkeiten, vor Allem aber durch einen gewissen Tact und Sympathie für den Gedanken und die Ausdrucksweise der persischen Schriftsteller und bey Behandlung von handschriftlichen Quellen durch eine gesunde Kritik bezwungen werden. Wenn wir den Maaßstab einer solchen Kenntniß an das von Herrn Vullers herausgegebene Buch legen, so müssen wir allerdings gestehen, daß es demselben keineswegs vollkommen entspricht; und da die orientalische Philologie mehr als eine andere ein allgemein europäischer Zweig der Literatur ist, und eine in diesem Felde von einem Deutschen erlittene Niederlage leicht der deutschen Orientalischen Schule überhaupt imputirt werden kann, so glauben wir, mit Freymüthigkeit die Leichtfertigkeit und Inadvertenz, mit der diese Arbeit des Herrn V. ausgeführt worden ist, bemerken zu dürfen, um, im Falle Hr. V. einer unpartheyischen Stimme Gehör geben will, denselben für die Zukunft aufmerksamer zu machen, und so viel an uns liegt, auch Andere zu warnen. Es würde unmöglich seyn, Alles anzuführen, worin Hr. V. gefehlt hat; wir werden daher, um unser Urtheil zu motiviren, ohne besondere Auswahl eine gewisse Anzahl von Stellen anführen, die unter den bezeichneten Gesichtspunct fallen.

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich alle auf die des persischen Textes, die von Hrn. V. löblicher Weise auch am Rande der deutschen Uebersetzung verzeichnet worden sind. —

Pag. 4 Die beyden Seldjuken Tschakerbeg und Togrulbeg suchen Schutz bey Boghrachan; doch machen sie unter sich aus, daß jede Woche nur einer von ihnen sich auf drey Tage in das Lager des Chans begeben und demselben seine Dienste leisten sollte, „damit, übersetzt Hr. Vullers, er nicht etwa eine Entschuldigung vorbringe, und damit einer dem andern, wenn er in Gefangenschaft gerathen sollte, zu seiner Befreyung behülflich seyn könnte.“ Der erste Satz hat offenbar keinen Sinn: worüber sollte sich Boghrachan entschuldigen, der doch kein Engagement mit den beyden Brüdern eingegangen ist? noch mehr würde das Unstatthafte heraustreten, würde man den Satz wörtlich übersetzen: damit, wenn eine Entschuldigung in seinem Gemüthe sich erhöbe, er sie nicht ausführen könnte. Es ist gar keine Frage, daß man statt عذري das so nahe liegende غدري „List, Trug“ an seine Stelle setzen muß, wodurch Mirchonds Meynung vollkommen klar wird. Es gehört gewiß wenig Ueberlegung dazu, um diese nothwendige Verbesserung zu machen: um so mehr muß es auffallen, daß Herr V. noch öfters im Laufe des Buches denselben Fehler stehen läßt, wie wir nur kurz andeuten wollen pag. ۴۱, ۴۶, ۴۴, ۴۴۳. — p. 1. steht im Persischen: نائرهٔ حرب اشتغال یافتن worin sicherlich ein Fehler zu vermuthen ist: denn اشتغال fordert eine Ergänzung mit بـ und kann nicht mit یافتن construirt werden: und wenn diese Schwierigkeiten nicht da wären, wie sollte man übersetzen er beschäftigte sich mit dem Feuer des Kriegs, oder das Feuer des Kriegs beschäftige sich? und was hätte das für einen Sinn? es ist offenbar اشتعال zu lesen, ein Wort, das vortrefflich zu dem Subject „das Feuer des Krieges“ paßt und es ist also zu übersetzen: das Feuer des Krieges entzündete sich. Man wäre geneigt das Vullersche اشتغال als Druckfehler anzusehen, wenn es nicht auch anderwärts eben so fehlerhaft sich fände z. B. p. ۱۳, ۴۴, ۴۱۰ ꝛc. Im Texte p. ۱۸ steht تفصیل این اجمال: das letzte Wort ändert Hr. V. in احوال. Daß aber اجمال gelesen werden müsse, ist unzweifelhaft; denn Mirchond will sagen: „was ich so eben summarisch (اجمال) vorgetragen habe, werde ich jetzt im Detail (تفصیل) aus einander setzen.“ Nichts ist häufiger als die Entgegensetzung dieser beyden Ausdrücke und Mirchond selbst hätte Hrn. V. darüber belehren können: p. ۴۳۶ تفصیل این اجمال oder p. ۴۰۳ wo die entsprechenden Participien gebraucht sind مفصّل این مجمل etc. Auch in der philosophischen Sprache stehen sich diese beyden Termini entgegen, indem der eine (tafsil) wie der Commentator zu dem Gulschan i râz bemerkt, die Körperwelt عالم الاجسام, als die Welt der Trennung, der andere (idjmâl) die Geisterwelt عالم الارواح oder die Welt der Ganzheit, der Vereinigung bedeutet. p. ۹۴ sagt der Gaznevide Masud: wenn das Glück nicht beysteht, so vergehet zahlreiches Heer und Tapferkeit چون خشت در تیراب Hr. V. hält تیراب für fehlerhaft und ändert تیراب, ein Wort, das durchaus nicht vorkömmt, aber doch von Hern. V. durch Diluvium erklärt wird, weil im Borhanikate unter den Bedeutungen von تیر auch Wasserfluth vorkomme „quum dicat تیر idem significare ac صاعقه وطوفان“ Hätte nun تیر wirklich diesen Sinn, so müßte man das dazu gesetzte آب für eine höchst überflüßige Tautologie ansehen: aber dieß ist nicht einmal der Fall. Im Borhanikate steht unter den 26 Bedeutungen des Wortes als die dreyzehnte صاعقه وطوفان und ist durch Zahlzeichen von den übrigen getrennt:

eben so im Haft kolzom als die fünfzehnte پانزدهم بمعني صاعقه وطوفان امدهشانزدهم الخ Daraus geht nun unwiderſprechlich hervor, daß تیم ein zuſammengeſetzter Begriff iſt und ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter mit Blitz und Wolkenbruch anzeigt und daß Hr. V. Unrecht gethan hat, die beyden Elemente dieſes Begriffs zu trennen und das eine herauszuheben, weil es gerade für ihn paßte oder zu paſſen ſchien. Doch das iſt noch nicht genug. Hr. V. überſetzt خشت mit Thräne, eine Diſtraktion, die ganz unbegreiflich iſt. Die Vergleichung ſelbſt wird aber vollkommen ungehörig: man könnte wohl ſagen, die Tapferkeit der Einzelnen verſchwinde, wie eine Thräne in der Waſſerfluth: wo aber iſt das tertium comparationis zwiſchen einer ſo verſchwindenden Thräne und der im Perſiſchen genannten „großen Anzahl von Truppen und Kriegsrüſtung, und Fülle von Macht und Tapferkeit.“ Um zu enden, bemerken wir nur, daß am Perſiſchen Text nichts zu ändern iſt. خشت iſt Ziegelſtein und تیزاب iſt Scheidewaſſer; der Hiſtoriker will alſo ſagen: die größte Kriegsmacht, wenn nicht vom Glück begünſtigt, löſt ſich auf, wie (ein ſo harter Körper als) der Ziegelſtein in Scheidewaſſer. — Mirchond erzählt p. ۴۴ die Einwohner von Bagdad hätten von ganzem Herzen dem alidiſchen Partheygänger Beſaſiri gegen die ſunnitiſchen Seldjuken gehorcht, die Sunniten, weil ſie ſo ſehr von den Seldjuken geplagt worden wären, die Schiiten aber „weil, überſetzt Hr. V. zu viel Uneinigkeit unter ihrer Secte herrſchte.“ Ein ſonderbarer Grund! aber Mirchond ſagt nicht ſo, ſondern viel verſtändlicher „wegen der Anhänglichkeit, die ſie an ihre Secte hatten, wegen confeſſioneller Partheylichkeit.“ Dieß iſt die gewöhnliche Bedeutung des Worts تعصب das Mirchond hier gebraucht. — Hr. V. überſetzt p. ۴۴: „Alp Arslan trug einen langen Knebelbart und eine große Kopfbinde, die wie einige ſagen, zwey Ellen lang war und bis ans Ende des Bartes herabhing.“ Im Perſiſchen ſteht aber: Sein Turban war ſo hoch und ſein Bart ſo lang, daß die Entfernung von der Spitze des Turbans bis zu der des Bartes zwey Ellen betrug. — Hr. V. überſetzt p. ۴۸ und v. بطارقه die unter der Begleitung des Kaiſers Romanus erwähnt werden, durch Patriarchen, und es ſcheint ihn gar nicht frappirt zu haben, daß in der zweyten Stelle auf vier Biſchöfe vierzig Reihen Patriarchen kommen. Jedermann weiß, daß unter بطارقه die Edelleute des byzantiniſchen Reiches (Patricier) zu verſtehen ſind. — p. ۴۶ leiht er dem Kaiſer den ſonderbaren Gedanken „an die Stelle des Chalifen in Bagdad einen Katholiken zu ſetzen.“ Natürlich ſteht davon nichts im Texte: denn جاثلیق bedeutet nicht einen Katholiken, ſondern einen Katholicos, bekanntlich ein Dignitär der orientaliſchen Kirche, ein Metropolit. — Hr. V. überſetzt p. ۷۴ „mit einer jeden dieſer Abtheilungen rückte eine kleine Anzahl von Kriegserfahrnen und geſchickten Feldherrn aus ꝛc.“ wo doch von der den Chriſten feindlichen Macht die Rede iſt und überſetzt werden muß: „gegenüber eines jeden dieſer (großen) Heerhaufen rückten nur kleine Häuflein geſchickter Männer aus ꝛc. Gleich darauf überſetzt Hr. V. „Während des Treffens ſchickte der Sultan den Heerführer Savtegin als Geſandten zum Kaiſer“ wo es heißt: auf Befehl des Sultans ſchickte Savtegin einen Geſandten ꝛc. — Hr. V. überſetzt p. ۸۴ „nach der Niederlage des griechiſchen Kaiſers ſchickte der Sultan alles, was er von den Schätzen der jüngern kaiſerlichen Prinzen erbeutet hatte ꝛc.“ Ohne etwas davon zu ſagen, daß man gar nicht begreift, wie auf einmal hier jüngere Prinzen erwähnt werden, und wie man gerade von ihren Schätzen, und nicht von denen des Kaiſers und der ältern Prinzen ſo viel erbeuten konnte, genügt, um die Ueberſetzung des Hrn. V. umzuſtoßen, ſchon die einfache Reflexion, daß der Ausdruck بنی الاصغر unmöglich jüngere Prinzen bedeuten könne, was ge-

gen alle Grammatik wäre. Wörtlich heißt er: die Söhne des Kleinsten: was aber offenbarer Unsinn ist. Ganz einfach hat man الأصغر in الأصفر zu ändern: die Banu 'Lasfar sind die Römer; denn Alasfar ist ein Beynahme Rums, des Sohnes Esaus cf. Fleischer Anteislam. p. 168. —

(Fortsetzung folgt.)

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Schluß.)

Es darf ferner nicht übersehen werden, daß zu diesen mit dem ruhigen und stetigen Geiste der Kirche nach den damaligen Verhältnissen wenig passenden, republikanischen Einrichtungen noch hinzukam, daß, als Schaaren fremder Ritter — und sie waren von allen Seiten des christlichen Erdkreises zur Theilnahme an dem Kreuzzuge gekommen — sich den blühenden Gebieten jener bereits gebildeten Republiken oder im vollen Zuge der Bildung zu solchen begriffenen Städte in der Absicht näherten, die religiöse Empörung durch politischen Zwang zu ersticken, insbesondere aber, nachdem der Führer des Kreuzheeres, Simon von Montfort, um bey der nur für kurze Frist verbindlichen Hülfe der Kreuzfahrer nicht plötzlich erbitterten Feinden allein gegenüber zu stehen, zu dem Mittel gegriffen hatte, das ihn allein in den Stand setzen konnte, den Krieg mit Nachdruck zu führen, große Anleihen zu machen und dieselben mit der erbeuteten Habe der Ueberwundenen abzuzahlen (Vergl. coupl. LXXII. V. 1634 ꝛc.) — dann der ganze Krieg eine Gestalt annehmen mußte, welche es nicht gestattet, ihn als eigentlichen Religionskrieg zu betrachten. Vergleicht man hiemit das Betragen des Papstes gegen die Grafen von Toulouse, welche jener sogleich befriegen zu lassen aufhörte, als er sich zu überzeugen vermocht hatte, der gegen die Feinde der Religion begonnene Krieg fange an, persönlichen Interessen zu dienen, so wird diese Behauptung als Grundansicht zur Beurtheilung des albigensischen Kreuzzuges vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Noch sey es uns erlaubt zu bemerken, daß jene Scenen des historischen Gedichtes, in welchem der gleichzeitige, aber Herrn Fauriel zufolge (Introd. §. IV.) unbekannte Verfasser Papst Innocenz III. berührt, an innerer Wahrheit und Schönheit zu den schönsten der neueren christlichen Poesie gehören und nur zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, seinem Gedichte einen größern Umfang zu geben, als den, welchen es in der vorliegenden Ausgabe hat, von dem Tode Peters von Châteauneuf bis zur Eroberung von Marmande durch Ludwig VIII. (1208 — 1219). In so großer Achtung stand aber dieses Gedicht bey den Provenzalen, daß im vierzehnten Jahrhundert ein Auszug davon in Prosa gemacht wurde, welcher bis jetzt für eine der Hauptquellen der Geschichte des Albingenserkrieges galt (vrgl. récueil des historiens de France, T. XIX.), und noch im siebenzehnten Jahrhunderte Theile davon im Munde des Volkes lebten. Dagegen haben aber die neuen Fortsetzer des obengenannten Recueils zum nicht geringen Contraste ihrer Arbeit mit der der umsichtigen Benedictiner, ihrer Vorgänger, diese Hauptquelle, obwohl sie dieselbe kannten, nicht in die Sammlung aufgenommen und es blieb daher Hrn. Fauriel überlassen, sie an das Licht zu ziehen und mit einer höchst fleißig, sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Einleitung und Uebersetzung dem Publikum zugänglich zu machen.

8. Wir wenden uns nun zu dem noch übrigen letzten der bisher erschienenen Werke der ganzen Sammlung. Es ist dieß ein kurzer Bericht über eine Inspectionsreise des H. Grille in die Arrondissements von Nancy und Toul mit einer Aufzählung und Beschreibung der daselbst vorgefundenen Monumente der Kunst, deren vorzüglichste in lithographirten Abbildungen, wovon bis jetzt 3 Lieferungen erschienen, beygegeben sind. Für die Geschichte der Kunst im Mittelalter sind in diesem Berichte werthvolle Daten enthalten.

Dr. C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Fortsetzung.)

Hr. V. übersetzt p. ١٤ „dann erkundigte er sich nach einem jeden von ihnen und sagte: dieser hier was für einen Rang hat er? und jener, welches Amt bekleidet er ꝛc.“ ganz ungeschickt; denn der Nizamelmolk kannte die Leute recht wohl, der Chalife aber nicht. Hr. V. hat. تعريف mit تعرّف verwechselt: „Der Nizam gab dem Chalifen über jeden Auskunft, welchen Rang dieser bekleidet, welches Amt jener ꝛc. — p. ١٤٤. „Zur Tochter der Mutter Turkan chatun“ ganz unverständlich, statt „zu Turkan Chatun, der Mutter des Mädchens (der Braut).“ — p. ١٤٧ findet sich die sonderbare Uebersetzung: „den Beynamen Moazzi hatte er der (Sultan Malikschah) sich bey seiner Befreyung selbst gegeben“ nachdem uns eine Zeile weiter oben gesagt wird: „der Chalif gab ihm den Ehrentitel Djelaleddaula Moazzieddin ꝛc.“ Was soll ein deutscher Leser sich über die Richtigkeit historischer Angaben bey orientalischen Geschichtschreibern denken, wenn in einem und demselben Satze das nämliche Factum auf verschiedene Weise erzählt wird. Aber getrost! nicht Mirchond ist es, sondern Hr. V., der uns diesen Widerspruch auftischt. Die Stelle heißt im Persischen: معزي در تخلّص باين كلمه خودرا منتسب گردانيده und hierin hat Hr. V. sowohl die ganz einfache Construction als die Bedeutung der Worte mißverstanden. معزي kann nicht Object seyn wie V. annimmt, sondern muß als Subject aufgefaßt werden und خودرا ist Object, nicht Subject. Ferner معزي ist nicht Name des Sultans, der Moizz eddin heißt, sondern Name einer andern Person, abgeleitet von dem des Sultans, und zwar kann hier niemand anderer verstanden werden, als der kurz vorher erwähnte Dichter Moizzi (nicht Moazzi); ferner منتسب گردانيدن heißt nicht schlechthin benennen, sondern seinen Namen durch das Jai nisbat oder auf eine andere Weise von einem andern Namen bilden, wie Rumi von Rum, Moizzi von Moizz: endlich در تخلّص heißt nicht: „bey seiner Befreyung“: die technische Bedeutung von تخلّص ist wie männiglich bekannt ist, der letzte Vers einer Gazele, worin der poetische Name (wie Hafiz, Djami ꝛc.) vorkommen muß, oder der poetische Name selbst. Der Sinn des Ganzen ist also: Sultan Melicschah hatte folgende Namen vom Chalifen erhalten: Djelal eddaula Moizz eddin ꝛc. nach dem ersten trägt die djelalische Aere den Namen, nach den andern hatte der (bekannte Dichterkönig) Moizzi im tachallos seinen poetischen Namen abgeleitet. — p. 130 „Nun kömmt es aber dem Haupte des Islams von Rechtswegen mehr als den übrigen Fürsten zu, an jenem Tage — — auszuruhn“ wo zu übersetzen ist: „Nun aber kömmt dem Haupte des

Islams die Ausübung des Rechts und der Billigkeit mehr als den ꝛc. zu, damit ꝛc. — p. 53 جميعاول عدل وفضل احق باملى Hr. V. „die Stadt Bagdad) die ohne Einschränkung am meisten Gerechtigkeit und Wohlthaten verdient.“ Kann hieß جميعول jemals: ohne Einschränkung“ und wenn es der Fall wäre, wie soll man denn die folgenden Substantive construiren, die nothwendig eine Präposition vor sich haben müssen? Aber معشول heißt ganz einfach ein dem Nordwind ausgesetztes und durch ihn abgekühltes Getränk (cf. Caab ben Zoheir: — Wenn — mit frischem Wasser gemischt, geschöpft im Thal aus der Flut, der klaren, deren Geström des Nordsturms Odem gefühlt;) der Prediger will also sagen, die Stadt Bagdad sey am würdigsten des kühlen Getränkes der Gerechtigkeit und der Wohlthaten, ein Ausdruck der trefflich zu dem unmittelbar Vorhergehenden stimmt, wo es heißt, der Vezier dürfe nicht in Bagdad die Quelle des süßen Wassers seiner Wohlthaten verbeyfließen lassen, ohne die Dürftigen der Wüste der Armuth zu erquicken. — p. 53 جنبين كنبالغ ist ein Vers, was V. nicht bemerkt hat. — p. 54 übersetzt Hr. V. den Titel des Vezirs نظام الملك طوسي اميير المومنين Nedham elmulc radei, Fürst der Gläubigen, und fährt in der Uebersetzung fort: denn so lange der Islam besteht ist noch kein Vezir mit dem Titel: Emir der Gläubigen ausgezeichnet worden.“ Man kann hinzusetzen: auch nicht einmal Nizam elmelk. Es kann keine größere Mißkennung orientalischer Verhältnisse geben, als zu glauben, ein Unterthan habe den Namen des höchsten geistlichen und weltlichen Herrn getragen. Stände so etwas im Texte, so dürfte man es füglich für eine Interpolation eines mit dem Orient unbekannten Gelehrten halten. Aber Mirchond sagt es auch nicht: دوميله بلقب امير المومنين مخصوص گردانيد heißt nicht: „wurde mit dem Titel: Emir almumenin bezeichnet,“ sondern: „er erhielt einen Namen, der einen Bezug auf Emir almumenin hat, der davon abgeleitet ist“ nämlich man fügt noch ein Wort hinzu das im status constructus zu Emir alumenin gesetzt ist, wie hier رضي. Der Vezier hieß also: die Ordnung des Reichs, das Wohlgefallen des Emir almumenin: nicht aber Radhi (der Wohlgefällige), der Fürst der Gläubigen; was sogar gegen die Grammatik wäre, indem dann zu رضي der Artikel hätte gesetzt werden müssen. Es war schon Ehre genug für einen Vezier, daß in seinem Titel ein Verhältniß zu dem Fürsten der Gläubigen angedeutet wird, eine Ehre, die bis dahin nur herrschenden, um den Chalifen wohlverdienten Dynasten ertheilt wurde, wie z. B. dem Seldjuken Sultan Melikschah, mit dem Ehrennamen Kasim Emir almumenin (p. 54) und Sultan Mahmud, genannt Yamin Emir almumenin (p. 55). Das erstere übersetzt Hr. V. der Schöne, der Fürst ꝛc., das andre: der Glückliche, der F. ꝛc. ohne zu bedenken, daß es dann alkasim, alyamin heißen müßte. Der erste Titel bedeutet: der sich mit dem Chalifen in die Herrschaft theilt, der zweyte: die rechte Hand des Chalifen. Möge die Majestät des Chalifen Hrn. V. dieses crimen laesae verzeihen. — p. 55 „der Vezir Nizam elmelk sagt in der Erzählung eines Traumes: „Furcht und Angst überfiel mich ob dieser Täuschung.“ Von Täuschung kann hier gar keine Rede seyn, da der träumende Chodscha sein Gesicht durchaus für keine Täuschung hielt, und wenn auch, so konnte sie für ihn kein Gegenstand des Entsetzens werden, da sie ihm ja große Ehre vorspiegelte, nach welcher sein ambitiöser Geist damals, wie er selbst sagt so sehr begehrte. Das Wort, das im Persischen steht, شدادي ist nach V. (not. p. 57) lectionis duliae, da man auch ذهابي lesen könne. Das erstere knüpft er an das von Castell erwähnte شدا ineptus: das aber eines der Unworte ist, wie sie sich zu Hunderten im genannten Lexikon finden; das andere an das arabische ذها fatuus fuit: aber

dieses Verbum bildet kein Substantiv تُهَاء und wenn es sich fände, so würde es fatuitas nicht aber Täuschung bedeuten. Es ist höchst sonderbar, daß Hr. V. nicht bemerkt hat, daß تنهائي (Einsamkeit) zu lesen ist, so zwar daß die drey Puncte des The in zwey und einen aufgelöst werden müssen, wie ja in persischen Manuscripten so gewöhnlich ist. Dieses Wort macht nun den ganzen Traum erst recht drastisch: der Chodscha sieht sich von Ehren umgeben, da überschleicht ihn ein grauenhaftes Gefühl der Einsamkeit und siehe da eine Gestalt erschien ihm ꝛc. — p. ۱۸۱ „Die welche dir Tribut zahlten ꝛc. بخدمتش نفاق آوردند statt: die welche in deinem Dienste Heuchelei hegten. H. V. punctirte wahrscheinlich نَفَاق (was nicht einmal Tribut, sondern allgemein: Ausgabe heißt) statt نِفَاق. — p. ۱۸۰ بد بغیهٔ الاسلام بلخ „nach Balch" Hr. V. übersetzt die ersten Worte nicht: und doch muß er sich dabey etwas gedacht haben: denn er adoptirt die Lesart des Pariser und verwirft die des Berliner Codex, der das بد wegläßt. Hr. V. hatte vollkommen Unrecht, hier so wie an hundert andern Stellen, wo der Berliner bey weitem Besseres darbietet als der Pariser. بغیهٔ الاسلام als Beyname Balchs ist wahrer Unsinn. Es ist bekannt, daß der Beyname dieser Stadt قبهٔ الاسلام ist; mit der Präposition ist dieß بغیهٔ und so muß gelesen werden was nur wenig von der Berliner Lesart entfernt. Es ist unbegreiflich wie so etwas einem orientalischen Geschichtsforscher entgehen kann. — p. ۱۹۰ „Obgleich der Sultan sich größtentheils in seinem Harem aufhielt, so war er doch eben so gut von den Angelegenheiten des Divan als von den Geheimnissen des Brautschatzes und der schönen Töchter unterrichtet (باآنکه — — باشتی از احوال دیوان واسرار سیاق ودختر نیک با خبر بودی)

Man sieht daß im Persischen, nichts von „eben so gut als" — vorkömmt und daß wir diese Ausdrücke, die dem Satze auf einmal eine andere Farbe geben, der Verlegenheit des V. verdanken. Da aber im Persischen bloß und steht, so haben wir natürlich nicht Geheimnisse des Brautschatzes und der schönen Töchter sondern Dinge zu erwarten, die man im Harem nicht lernen kann: wozu hätte denn auch Mirchond obwohl (باآنکه) gesagt? Und was sind denn Geheimnisse des Brautschatzes? So sonderbare Gedanken bey einem sonst logischen Kopfe, wie Mirchond sich gewöhnlich zeigt, lassen uns arge Mißverständnisse bey seinem Uebersetzer vermuthen. Examiniren wir die einzelnen Ausdrücke. سیاق übersetzt Herr. V. durch Brautschatz. Wo hat er dieß gefunden? Bey Freytag steht ساق 2) misit praebuitve sponsalitium donum mulieri c. الي p. die letzten Worte mit italienischer Schrift gedruckt: Dieß heißt aber bloß, daß das Verbum سالي geben bedeutet und daß man es z. B. vom Geben des Brautschatzes gebrauchen könne; wenn man dieß thut, so muß man natürlich noch das erforderliche Complement (etwa لمهر) hinzusetzen. Die allgemeine Bedeutung des Verbi als geben ist unbezweifelt. Siehe Tabari Rosegart. I. 16. خبر ساق الیکم الکرامة ibid. p. 32. ساقه الله الیک ꝛc. سیاق muß also auch eine andere Bedeutung haben. Bey Meninski findet sich سیاقة als species arithmeticae s. numerandi modus literis arabicis. Daß das Verbum ساق die, in den Lexicis nicht erwähnte Bedeutung von „berechnen" hat, geht aus mehreren Stellen hervor, von denen wir eine ganz evidente anführen wollen: (Hamza Isfahan. C. Leid. p. 53). — غیر موافق لسیاقة تاریخ سنی الاسکندر لانه ساق السنین في التفصیل الي سنهایة وستّ و تسعین سنة „dieses stimmt nicht überein mit der Berechnung der Chronologie der Jahre Alexanders (von Alexan-

der bis Ardeschir) denn er (Kesravi) berechnete die Jahre im Detail auf 696 Jahre ꝛc. Wenn also im Worte سياق kein Fehler liegt (es wäre möglich daß سياست zu lesen), so haben wir es als eine Nebenform für سياقة anzusehen, wie sie wirklich von Djeuhari angeführt wird, und die اسرار سياق wären also nicht Geheimnisse des Brautschatzes, sondern die Geheimnisse des Calculs; das darauf folgende Wort دختر ist natürlich als دفتر, das Budget, Finanzetat zu lesen, und verbindet sich ungezwungen mit dem vorhergehenden; das darauf folgende نيك gehört aber nicht zu دفتر sondern zu باخبر als Verstärkung: sehr unterrichtet. — Eben so sonderbar ist von Hr. V. der folgende Satz übersetzt worden: وان عارض اوراق عرض حشم و توجيهات موسومات لشكريان طلب فرمودي „und befahl dem Secretär, ihn von der Dienerschaft und den bestimmten Märschen des Heeres in Kenntniß zu setzen.“ عارض heißt nicht überhaupt Secretär, sondern Secretär des Heeres (كاتب لشكر) die Person, die die Musterrollen des Heeres führt; اوراق عرض das Hr. V. zu übersetzen nicht für der Mühe werth hielt, sind eben die Musterrollen; حشم sind die Truppen: daß unter توجيهات nicht Märsche, sondern Anstellungen, appointements zu verstehen sind, weiß jeder Leser der Allgemeinen Zeitung. Es wäre nicht unmöglich, das folgende مرسومات als Adjectivum zu توجيهات zu ziehen; besser aber scheint es uns, dasselbe als terminus technicus zu nehmen, Löhnung, Stipendia, und ihm ein و voran zu setzen. Man sieht, daß nun nach unsrer Ansicht der beyden Stellen alles vortrefflich zusammenstimmt, während bey Hrn. V. unzusammenhängende Gedanken stehen und eine Uebersetzung hervorgetreten ist, die sich weder durch die persische Grammatik noch Lexilogie rechtfertigen läßt. — p. ٢٠٥ در ناحيهٔ علم از مضافات همدان „in den Gebirgsgenden von Hamadan“ ناحيهٔ علم als Gebirgsgegend möchte sich wohl durch nichts belegen lassen: wenn ein alter arabischer Dichter عَلَم für Berg gebrauchte, so hat das seinen guten Grund, berechtigt aber noch nicht, es auch für die persische Litteratur gelten zu lassen: علم als synonym für جبل ist in der arabischen Geographie unerhört. Das Richtige liegt in der Variante اعلم die Hr. V. mit einem male abfertigt. اعلم ist der Name einer Gegend bey Hamadan, vide marasid alittila: الاعلم -- اسم كورة بين همذان وزنجان من نواحي الجبال الخ — p. ٢١٦ liest Hr. V. اورتاق statt اروق, was aber vollkommen richtig ist, und Familie bedeutet cf. Quatremère Raschideddin p. 7. — pag. ٢١٧ پنج روزه حيات طبيعي را بعيش وخرمي كذرانيد تا الخ Die V'sche. Uebersetzung „brachte fünf Tage seines Lebens in lauter Lust und Freude zu“ muß schon jedem unbefangenen Leser im Zusammenhang mit der ganzen Stelle als höchst sonderbar erscheinen, und würde es noch mehr wenn Hr. V. das تا des persischen Textes in das Deutsche mit aufgenommen hätte. Doch brauchen wir dieß gar nicht auszuführen, da es uns genügt zu bemerken, daß پنج روزه حيات grammatisch nicht: fünf Tage des Lebens bedeuten kann, sondern das fünftägige Leben: dieß ist aber nichts anders als das kurze, ephemere Leben (wie z. B. im Pendnameh ed. Sacy p. 94): Dieser Ausdruck kommt davon her, daß die Orientalen das ganze Leben des Menschen als eine Woche ansehen, von deren sieben Tagen der erste, an welchem der Mensch geboren wird, und der letzte, an dem er stirbt, abgerechnet werden, und somit fünf Tage für die eigentliche Existenz übrig lassen (vide Haft kolzom). Man sieht, daß es doch der Mühe werth ist, bey Uebersetzung orientalischer Texte ein wenig nachzudenken, um nicht die dupe einer Metapher zu werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

P. Virgilii Maronis opera ad optimorum librorum fidem edidit perpetua et aliorum et sua adnotatione illustravit commentationem de vita carminibusque Virgilii et indices necessarios adjecit Albertus Forbiger. Pars II. Aeneidos L. I — IV. Lipsiae. Sumptum fecit et venumdat T. C. Hinrichs. MDCCCXXXVII.

Es ist nicht eben lange her, daß es für Geschmacklosigkeit galt, sich des römischen Dichters zu freuen. Denn so wie dieser vor dem Wiedererwachen des Sinnes für ächte Poesie mit Unverstand über Homer war erhoben worden, — „Virgil ist polirter," hat mit der damaligen Welt König Friedrich im Gespäche mit Gellert gemeynt, und dieser nur das erwiedert, daß Homer zu weit von uns abliege, als daß uns über ihn ein vollständiges und gerechtes Urtheil zustehe — so sehr hat ihm die Vergleichung mit diesem geschadet, als den Deutschen endlich das Verständniß der homerischen Muse aufgegangen war. Aber so unendlich nahe diese Vergleichung auch liegt, wir wagen sie dennoch in einem Sinne wenigstens für unbillig zu erklären. Denn gänzlich verschieden ist das Verhältniß beyder Dichter zum Stoff ihrer Gesänge. Was an den großen Ereignissen, die Homer im Liede feyert, von geschichtlicher Wichtigkeit für alle Zeiten war, geht vollkommen darin auf, daß sie sein Lied erzeugten; nicht die Helden, sondern der Sänger, nicht die Thaten, sondern die Denkmale derselben haben welthistorische, Jahrtausenden trotzende Bedeutsamkeit, so daß wörtlich wahr geworden ist, was der Dichter von der Götter Absicht bey dem Untergange Troja's sagt (Od. Θ. 579, 580): τὸν δὲ θεοὶ μὲν τεῦξαν, ἐπεκλώσαντο δ' ὄλεθρον ἀνθρώποις, ἵνα ἦσι καὶ ἐσσομένοισιν ἀοιδή. Der That endliche, ja eigentliche Bestimmung war es, zum Liede zu werden. Dagegen ist nun freylich die Aeneide nicht das historische Ergebniß, sondern nur ein Abglanz der Größe Rom's; daß sie vorhanden sey und jedes empfängliche Menschenherz erfreue, ist nicht ihre höchste und letzte Bestimmung; anders als die Ilias und Odyssee hatte sie dieselbe außer sich, im Lobe August's, um dessen willen nur, was sie besingt, geschehen war, in welchem sich Rom's Herrlichkeit vollendet. Nun bestand aber des Dichters Aufgabe darin, diese zu seiner Zeit bereits entwickelte Herrlichkeit in seinem Epos gleichsam im Keime zu zeigen; sie forderte die Kunst, ein geistreiches vaticinium post eventum zu schaffen, ja diesen Erfolg wo möglich durch Schicksal und Thaten des Stammheros selbst zu motiviren. Hätte sich der Dichter hierauf beschränkt, hätte er nicht eigensinnig eine zweyte, unerreichbare Absicht verfolgt, in seiner Aeneide die beyden Gedichte Homers im Ganzen wie im Einzelnen zu reproduciren, so würden wir zwar eine Menge sehr schöner Verse weniger haben, aber auch seltener das vergebliche Bemühen wahrnehmen, Unnachahmliches nicht bloß nachzubilden, sondern zu übertreffen, dagegen gewiß das wahrhaft Große seines Gedichts, die prophetische Darstellung der Kämpfe wie der Herrlichkeit Rom's, mächtiger hervortreten sehen. Wie die Aeneide jetzt vor uns liegt, hat ihr Ausleger außer den allgemeinen, für jedes schriftstellerische Werk geltenden, Pflichten noch die beyden besonderen auf sich, erstlich auf die Nachahmungen Homer's beurtheilend einzugehen, wofür durch Nachweisung der treffenden Stellen schon längst so viel vorgearbeitet ist, dann aber vornehmlich die Kunst

aufzuzeigen, mit welcher Virgil die Geschichte Roms zu Motiven der epischen Handlung zu benützen gewußt hat. Ist z. B. in jener Hinsicht rühmend anzuerkennen, daß er gewisse durch den homerischen Typus für das Epos fast unentbehrlich gewordene Bestandtheile aufs sinnreichste für seinen Hauptzweck fruchtbar gemacht hat, wie den Gang in die Unterwelt, die Fertigung des Schildes, die Leichenspiele (ludus Trojae), während er unter Anderm vergeblich strebt, in der Person des Drances (lib. XI.) den homerischen Thersites zu erneuen, so muß in letzterer das Verdienst der Anlage des Gedichtes sowohl als einzelner Stellen desselben die gehörige Nachweisung finden. Was nun jene betrifft, so bedeutet der einfache Gang der Haupthandlung, vermöge dessen Aeneas zu Dido, dann in die Unterwelt, hierauf nach Latium und zu Evander an die Stelle kommt, wo Rom einst stehen sollte, doch wahrscheinlich nicht weniger, als daß der Stammheros durch seine persönlichen Verhältnisse für's erste den Grund zu dem Kampf um die Weltherrschaft legt, in dessen Prüfungsfeuer sich Rom derselben würdig erweist, daß er zweytens die Höhe voraus erblickt, zu welcher die Stadt durch den Sieg in diesem Kampfe wird erhoben werden, und daß endlich den römischen Leser die Anschauung des Contrastes erfreuen soll, die ihm zu Theil wird, wenn er nach dem großartigen Ueberblick römischer Weltherrlichkeit, den das sechste Buch giebt, im achten mit Aeneas den Geburtsort und Schauplatz derselben im vorgeschichtlichen Zustand idyllischer Friedlichkeit als die Wohnstätte eines harmlosen Kleinlebens findet (VIII. 347: hinc ad Tarpejam sedem et Capitolia ducit, aurea nunc, olim silvestribus horrida dumis; v. 360: passimque armenta videbant Romanoque foro et lautis mugire Carinis).

Zu dieser Betrachtungsweise des Dichters hat Heyne den Grund gelegt, und hiemit mehr geleistet, als nur den Virgil erklärt, nämlich die Vermittlung zwischen dem philologischen Wissen und der modern gebildeten Welt, die jenes als trübselige Pedanterey großentheils von sich zu weisen im Begriffe war, wieder eingeleitet. Denn das erkennt jetzt wohl jedermann, daß Heyne als Kritiker und Grammatiker mit keinem der großen Holländer, die seine Zeitgenossen waren, auch nur im entferntesten zu vergleichen ist; aber er hat, wie vor ihm Niemand, in seinem Virgil versucht, das künstlerisch und sittlich Schöne dem Leser wenigstens andeutend nahe zu legen, und hierdurch die Theilnahme der modernen Gebildeten für klassisches Wissen, welche die sonst unschätzbaren Arbeiten der holländischen Schule ihrer Form wegen unmöglich hatten erregen können, wiederum in weiten Kreisen geweckt. Dieses Verdienst wird ihm nie bestritten werden können, so schlecht auch seine Nachtreter mit der von ihm eingeführten Methode gewirthschaftet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Schluß.)

Pag. ۲۴۶ وازغایت خبث باطن رنود واوباش را در کمینها نشاندند „sie gingen in ihrer Schlechtigkeit so weit, daß sie Soldaten in den Hinterhalt stellten.“ Um diese Uebersetzung zu erhalten, hat Hr. V. das و vor اوباش ausgestrichen und رنود in ربود verändert, das so gewonnene باطن ربود betrachtet er als Compositum mit der Bedeutung internum rapiens i. e. animum lacerans, discrucians. Wenn wir auch annehmen, daß dieses Epithet füglich auf خبث bezogen werden könnte, so stellen sich doch unübersteigliche grammatikalische Hindernisse gegen die Bildung des Compositum selbst entgegen. Welcher Perser hat jemals das abgekürzte participium passivum (ربود) in der Composition mit der Geltung des participii activi gebraucht. باطن بود kann bloß cujus internum rapitur bedeuten: das was Hr. V. postulirt, müßte باطن ربا lauten. رنود ist auf alle

Fälle ein schwieriges Wort, doch kann man sich über den Sinn kaum täuschen. Gerade wie hier رذول واوباش verbunden werden, so auch bey Raschid eddin ed. Quatrèmere p. 226: und رذول muß also eine mit اوباش analoge Bedeutung haben. Dieses Wort heißt aber nicht, wie V. übersetzt: Soldaten, sondern gemeines, zusammengelaufenes Volk, und Hr. Quatremère hat also ganz gut رذول و اوباش durch: des gens de la lie du peuple, des hommes ignobles gegeben. Nun ist es aber sonderbar, daß selbst Mirchond in dem von V. herausgegebnen Buche dieselbe Verbindung gebraucht hat, nämlich رذول و اوباش ۴۴۷ wo sicherlich رذول geschrieben werden muß. Die Uebersetzung, die Hr. V. von dieser Stelle vorbringt ist so unstatthaft, als die andern von uns erwähnten خزانه سلطان را از سر پنجه غضب ربود و اوباش بغداد دنکاه داشتند از اب کذرانید „bis man den Schatz des Sultans aus den Klauen der Wuth gerissen und nach Abwehrung der bagdadischen Truppen glücklich übergesetzt hatte.“ Nun ist zu bemerken 1) daß der Schatz des Sultans noch nicht in die Hände der Meuterer gefallen war; 2) daß nach der Vullerschen Uebersetzung auf keinen Fall ربود sondern ربوده stehen müßte; 3) daß dieses Wort hier durchaus ungehörig ist, indem von einer gesetzmäßigen Gegenwehr, nicht von einem räuberischen Anfall die Rede ist; 4) دنکاه داشتن heißt nicht abwehren, sondern bewahren. Offenbar ist das Object dieses Verbi خزانه den Schatz, dieser wurde in Acht genommen, beschützt; und zwar vor den Klauen der Wuth از سر پنجه غضب, so daß für ربوده و اوباش keine andere Construction übrig bleibt als die des Izafet: vor der Wuth des Pöbels von Bagdad. So entwickelt sich alles ganz natürlich und in bester Uebereinstimmung mit dem ganzen Zusammenhange. — Die ungefähre Bedeutung von رذول wäre also wohl ermittelt: schwerer aber wird es fallen, den Ursprung des Wortes nachzuweisen: wenn es nicht eines der vielen mongolischen Wörter ist, die in der spätern persischen Literatur so häufig sich finden, so kann ich es für nichts anderes ansehen, als für die, freylich unregelmäßige Bildung eines pluralis fractus von dem persischen رذل (in der Bedeutung von nebulo) wie etwa die Perser nach arabischer Analogie aus persischen Wörtern wie پادشاه . تازی Substantiva derivirten تراکتی پادشاهتی doch gebe ich dieß blos für eine Conjectur, die ich gern fallen lassen würde, wenn etwas Triftigeres nachgewiesen würde. — pag. ۴۶۱ „Gestern war noch eine Nacht zwischen deinem Haupte und dem Himmel, heute aber ist dein Haupt eine Parasange vom Körper entfernt.“ Wer kann das verstehen? Der Dichter will sagen: Gestern warst du noch ein mächtiger Monarch, heute hat man dich enthauptet und dein Haupt weit von deinem Rumpfe weggeführt. Was Hr. V. durch eine Nacht übersetzt, heißt im Persischen شبه: dafür ist offenbar شبر eine Spanne zu lesen: dein Haupt war blos eine Spanne weit vom Himmel ꝛc. besser aber scheint es des Metrums wegen die Variante کز eine Elle zu wählen. Schon diese hätte Hr. V. auf den eigentlichen Sinn des Verses führen sollen. Wenn wir mit Beleuchtung der Vullerschen Uebersetzung abbrechen, so meynen wir nicht, daß die behandelten Puncte die einzigen sind, in denen Hr. V. seinen Schriftsteller flüchtig studirt und folglich falsch übersetzt hat: es giebt deren noch eine ziemliche Anzahl, die wir aber übergehen, weil diese Recension ohnehin schon zu lang geworden ist, und eine Aufzählung von Fehlern überhaupt ein sehr unerquickliches Geschäft ist. Doch müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen machen. Wir haben schon erwähnt, daß uns Hr. V. viel zu wenig Rücksicht auf den Berliner Codex gelegt zu haben scheint. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Stellen namentlich anführen: es genüge daher eine

einzige. p. ۴۰ steht کلمات مشفق nach dem Pariser Codex, während der Berliner سفقت آمیز hat. Nun gehört es aber zu den Feinheiten der persischen Sprache, daß ein Participium oder Adjectivum (wenn es nicht bloß eine allgemeine Relation ausdrückt) nur mit dem Subject verbunden werden kann, das wirklich die Handlung ausübt, die im Adjectiv ausgedrückt ist. Man kann wohl sagen مرد مشفق ein gütiger Mann, aber nicht کلمهٔ مشفق eine gütige Rede, ein Tropus, der uns Abendländern sehr geläufig, bey den Persern aber durchaus untersagt ist; diese müssen sich daher auf andere Weise helfen, und sie thun dieses gewöhnlich durch ein Compositum, wie hier: mit Güte gemischt oder auf Güte gebaut ꝛc. gerade wie nachher پیغامهای محبت انگیز steht, wo محب ein eben so arger Barbarismus wäre, als oben کلمات مشفق. — Auch die Orthographie ist von dem Hrn. Herausgeber nicht rein genug gehalten worden. So schreibt er im Isafet امرأ statt امرای, توجهٔ statt توجه, als ob das schließende He ein mochaffah wäre und nicht mozhar. Ein Umstand hat uns besonders frappirt, man findet nämlich im persischen Text immer کردانیدن geschrieben. Da dieses Wort beynahe auf jeder der 270 Seiten vorkömmt, so kann seine Schreibung unmöglich zufällig seyn, und muß auf einem System des Verf. beruhen. Er leitet also wohl das Wort von کردن ab. Da Hr. V. eine persische Grammatik angekündigt hat, so müssen wir bis dahin unser Urtheil aufschieben. Es sey uns einstweilen erlaubt auf der Schreibung کردانیدن*) zu bestehen; denn nach der alten Theorie wird das Causativ vom Präsesstamm, und nicht vom Präteritalstamm abgeleitet, so daß von کردن (کن) کنا نیدن gebildet werden muß, کردانیدن aber ein Barbarismus ist; von کردیدن (versari, esse) aber ganz regelrecht کردانیدن (facere ut aliquis (quid) sit, efficere) nichts davon zu sagen daß, wenn von کردن ein Causativ کردانیدن abgeleitet werden könnte, es nicht afficere sondern facere ut aliquis faciat bedeuten würde. — Die Bemerkungen die Hr. V. seiner Uebersetzung beygefügt hat, sind meistens historischen und antiquarischen Inhalts: für den mit dem Orient nicht bekannten Leser werden sie willkommen seyn, dem Kundigen aber wenig Neues lehren. Aber auch hier finden sich manche Verstösse, so z. B. wird pag. 270 von dem Zug des mongolischen Heerführers Emir Badju gesprochen, wozu Hr. V. die Bemerkung macht: „Batschu, der Sohn Tuschis und Enkel Tschengis Chans, war einer von den mongolischen Chanen, die über die Tartarey von Kiptschak und der Krimm herrschten.“ Dieß ist eine sehr ungeschickte Verwechslung zweyer total verschiedener Personen. Wie kann doch ein Emir identisch seyn mit einem Chan? Die Wahrheit ist, daß der Emir Badschu ein Feldherr unter den Befehlen Hulagus war, wie man aus d'Ohssons Geschichte der Mongolen und dem jüngst publicirten Raschideddin sehen kann, und nichts zu thun hat mit dem Chan von Kiptschak, der übrigens nicht Badschu, sondern Batu (باتو) heißt, und Sohn des Dschutschi war, nicht Tuschi, wie Hr. Buller schreibt.

M. J. M.

*) Da hier die Unterscheidung des Kaf und Gaf unumgänglich ist, so hat Hr. Prof. Maßmann die Güte gehabt, mit seiner bekannten Handfertigkeit den Mangel unsrer Druckerey zu decken und einige Holztypen zu schneiden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

P. Virgilii Maronis etc.

(Fortsetzung.)

Was Heyne angefangen hatte, zu vollenden, insbesondere das, was Göthe so treffend die Motive einer Dichtung nennt, in den beyden oben angedeuteten Richtungen gründlich zu verfolgen, das war unsers Bedünkens die eine Hauptaufgabe des späteren Interpreten, so wie Handhabung der Grammatik und Kritik nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft die andere. Diese letztere hat Wagner gelöst; in Hinsicht auf jene wünschten wir rühmen zu können, daß Herr Forbiger, Wagner'n vervollständigend, über Heyne hinausgegangen wäre. Um nur Einiges anzuführen, so war gleich anfangs hervorzuheben, daß der Virgilischen Juno Feindschaft gegen die Troer einen ganz andern Charakter als die der Homerischen Here trägt; die persönlichen Gründe ihres Hasses, das judicium Paridis, welches Homer Il. ω, 28 sq. als den einzigen nennt, der Raub des Ganymedes treten gegen den politischen, daß die Göttin in dem Stammvater der Römer den bösen Genius ihres Carthago's sieht, außerordentlich zurück. Wir werden also gleich durch den Eingang der Aeneide in den Stand gesetzt zu erkennen, daß die Handlung des Gedichtes von welthistorischen Interessen bewegt, daß in Aeneas das römische Volk verfolgt, daß er als dessen lebendiger Typus betrachtet wird, wie denn in der von dem Helden gegebenen Charakteristik (I. 544: rex erat Aeneas nobis, quo justior alter nec pietate fuit nec bello major et armis) die beyden Hauptseiten des noch unverdorbenen Römerthums, die religio erga Deos und die virtus bellica vollkommen deutlich ausgesprochen sind. Der römische Leser und vollends der, für welchen die Aeneide im besondersten Sinne gedichtet war, Augustus nämlich, mußte sich dadurch gleichsam selbst in die Handlung des Epos hereingezogen und bey dem Geschick des Helden betheiligt fühlen.

Gehen wir einige Verse weiter fort zum Selbstgespräch der Göttin, ihrer Verhandlung mit Aeolus und dem Versprechen, womit sie diesen gewinnt, ihm eine Nymphe ehelich zu verbinden, so finden wir sofort Gelegenheit, die Weise, wie Virgil den Homer nachahmt, anerkennend wie tadelnd zu würdigen. Juno's Monolog fällt bekanntlich in eine Situation, die ganz herübergenommen ist aus Od. ε, 282 ff. Aeneas ist gerade wie Odysseus im Begriff dem Ziele aller Mühsal zuzusteuern; da tritt jedem die ihm feindliche Gottheit mit nicht gestilltem Rachedurst in den Weg. Diese Situation ist eine durch den Organismus des Virgilischen Epos bedingte; sie führt Aeneas', Ankunft in Karthago herbey, und ist somit als nothwendiger Hebel der ganzen folgenden Handlung in sich selbst vollkommen berechtigt. Homer ist also nicht bloß äußerlich nachgeahmt, sondern ein ihm entlehnter Gedanke zur Gestaltung des römischen Epos selbständig verarbeitet worden. Ganz anders verhält sich's mit jenem Versprechen, das die Göttin dem Aeolus giebt; dieses ist eine reine, durch nichts gebotene, wegen ihrer zwecklosen Absichtlichkeit unfreye Nachahmung von Il. Ξ, 267 u. ff. Der Dichter scheint es fast selber gefühlt zu haben; denn er läßt den Aeolus in seiner Antwort das Versprechen Juno's gar nicht berühren, während Here bey Homer das ihrige dem Hypnos so feyerlich beschwören muß, sondern, gleich als wollte Virgil dieses Plagium eines Gedankens durch etwas selbständig Erfundenes wieder gut machen, für seine Bereitwilligkeit zu gehorchen einen andern Grund angeben: tu mihi, quodcunque hoc regni, tu sceptra Jovemque concilias etc.; so möchte wenigstens die Veranlassung dieser in ihrem mythologischen Sinne bis jetzt

noch unerklärten Verse gefunden seyn. Dagegen müssen wir die Nachahmung Homer's in Jupiter's Antwort an Venus (254 — 296), der nämlich, was ich nirgends angemerkt finde, die schicksalenthüllende Rede des Zeus an Here Il. o, 53 sqq. unverkennbar zu Grunde liegt, für sehr geistreich erklären. Hier hat Virgil den prophetischen Ueberblick, den Zeus über die Handlung der Ilias und das endliche Schicksal Troja's giebt, durch eine großartige μετάβασις εἰς ἄλλο γένος zu einem Ueberblick der ganzen römischen Geschichte erweitert und sich dadurch die Möglichkeit geschaffen, August und dessen Friedensreich als das Ziel und den Gipfel alles Römerthums hervortreten zu lassen. Hier hat die Nachahmung, welche das Vorbild nicht ab=, sondern umbildet, nicht copirt sondern ausbeutet, vollkommen den Werth eines Originals. Dasselbe kann gesagt werden von jener aus mehreren homerischen Stellen entlehnten Wolkenhülle, in welche Venus ihren Sohn und Achates auf deren Gang nach Carthago virgt (I. 411). Denn der Dichter hat dieselbe zu dem unschätzbaren Motive benützt, seinem Helden, der in dieser Hülle Ilioneus' Anrede an die Königin (522 — 558) unsichtbar mitanhören kann, in diesem höchst würdigen Zeugnisse von der Seinigen Liebe zu ihm den vollen Genuß der fama sui zu bereiten, und ihn, nachdem er Dido's atque utinam rex ipse — adforet Aeneas vernommen, mit der überraschendsten Wirkung aus der Wolke hervorzuführen. Hinwiederum kann nichts besser als Beyspiel einer gänzlich mißlungenen Nachahmung gebraucht werden, als was Aeneas I. 378 — 379 zu seiner ihm als tyrische Jägerin begegnenden Mutter sagt: sum pius Aeneas, raptos qui ex hoste Penates classe veho mecum, fama super aethera notus, der matte Nachhall des unvergleichlich herrlichen εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης, ὃς πᾶσι δόλοισιν ἀνθρώποισι μέλω, καὶ μευ κλέος οὐρανὸν ἵκει (Od. ι. 19, 20). Denn Homer hat ja den wunderbaren Fremdling seit seinem ersten Zusammentreffen mit Nausikaa den Phäaken so höchst interessant gemacht, hat den namenlosen Schiffbrüchigen in Demodokos Lied ihnen als weltberühmten Helden so wohl bekannt seyn lassen, daß sie und mit ihnen der sinnbegabte Leser, der sich in ihre Stimmung versetzen, der die Spannung des Königs bey des Fremdlings Benehmen, als dieser den Gesang von seinen Thaten hört, vollkommen theilen muß, das Lösungswort aller Räthsel, das εἴμ' Ὀδυσεύς, mit unaussprechlichen Gefühlen wundervollster Ueberraschung vernehmen. Aber alle diese Vermittlungen, welche dem εἴμ' Ὀδυσεὺς die höchste Wirksamkeit verschaffen, fehlen gänzlich bey Virgil; dessen Leser ist daher bey dem sum pius Aeneas so wenig überrascht, als die Venus personata darauf gespannt; ja es macht auf jeden, der Homer kennt, nur einen peinlichen Eindruck, einen unübertrefflichen Gedanken durch ungeschickte Verwendung entnervt zu sehen.

Wir glauben hiemit gezeigt zu haben, auf welche Weise wir etwa Virgil als Dichter interpretirt wünschten, und dürfen uns nun in dem Referat über Herrn Forbiger's Buch zur andern Hauptaufgabe des Auslegers, zur grammatischen Erklärung wenden. Hier hat uns Herr F. zu großem Danke verpflichtet; denn schon die fleißige Zusammenstellung des vielen Trefflichen, was Wagner und andere Neuern geleistet, wäre für jeden, dem des ersteren Ausgabe zu theuer und manches Andere nicht zugänglich ist, ein wesentlicher Dienst, wenn sich der Herausgeber auch nicht durch viele gehaltvolle Bemerkungen, Nachweisungen, Bestätigungen um den Dichter selbständig verdient gemacht hätte. Es würde sein Verdienst aber gewiß weit mehr in die Augen fallen, wenn er durch strengere Sichtung der mitgetheilten Noten, besonders der Heyne'schen, durch Mäßigung sowohl im Citiren philologischer Schriften als im Anführen von Beyspielen zu Sprachweisen, die keinem Leser Virgils mehr unbekannt seyn dürfen, das Bedeutende, was er selbst und was er von Andern giebt, anschaulicher hervortreten ließe. Des Nothwendigen ist bey Virgil so viel zu sagen, daß man im Wegschneiden des Entbehrlichen nicht streng genug seyn kann. So machten denn unsers Bedünkens die vielen Beyspiele für den Gebrauch des gemini für duo (I. 162), des corpora zur Umschreibung der Personen (ib. 193), die gehäuften Citate zu fessi rerum (ib. 178), statt deren eine Erklärung des Genitivs aus dem Wesen dieses Casus fruchtbarer gewesen wäre, ferner zu dem Conjunctiv nach dem Praes. historic. (ib. 298), zu der Wiederholung virginis os habitumque gerens et virginis arma (ib. 316), lauter Belege, die wir absichtlich einem ver-

hältnißmäßig kurzen Abschnitt entnehmen, unbeschadet der Sache wegbleiben. Insbesondere wünschten wir die Häufung von Erklärungen bey schwereren Stellen vermieden, wo durch dieselbe zuweilen die Bestimmtheit und Klarheit der Interpretation leidet. Nehmen wir z. B. in der Beschreibung des libyschen Hafens, in welchen Aeneas einläuft (I. 159 — 169), gleich die ersten Verse: Est in secessu longo locus; insula portum efficit objectu laterum etc., so wird der Leser, der von Heyne'n diese Insel für eine eigentliche, von Wagner'n, der in diesem Falle das portam efficit insula nicht recht passend hält, für eine Halbinsel erklärt findet, in Zweifel gelassen, welcher Ansicht Hr Forbiger sey, da dieser weiter unten zu v. 162: hinc atque hinc vastae rupes geminique minantur in coelum scopuli eine Bemerkung Heyne's aushebt, der dessen Ansicht, daß die Insel eine eigentliche sey, zu Grunde liegt („nunc de secessu seu continentis ipsius litore agit"). Besser wäre zuvor Hr. Wagner's Bedenken mit einer Stelle Lucan's aus dessen Beschreibung des Hafens von Brundusium beseitigt worden (II. 610 sqq.). Denn nachdem dieser vom Hafen gesagt, daß ihn, wie Wagner auch von diesem Virgilischen meynt, eigentlich eine Landzunge bildet (latus Hesperiae — tenuem producit in aequora linguam, Hadriacas flexis claudit quae cornibus undas), fährt er gleichwohl fort: nec tamen hoc artis immissum faucibus aequor portus erat, si non violentos insula Coros exciperet saxis lassasque retunderet undas. Diese Stelle macht Referenten wenigstens Alles klar. Die Insel liegt außen vor der Einfahrt, und macht objectu laterum, durch Abhaltung der hochgehenden Wellen die Bucht erst eigentlich zum sicheren Port. Auf die Beschreibung der äußeren und vorderen Lokalität folgt mit hinc atque hinc etc. die der Seitenwände, zwischen welchen die Einfahrt durchgeht, mit fronte sub adversa (V. 166) die des Hintergrundes der Bucht. Die scena sylvis coruscis imminens (sc. aequori) erklärt der Dichter theils epexegetisch sogleich durch das atrum nemus horrenti umbra imminens, theils weiter unten V. 310 durch das convexum nemorum, das Laubgewölbe, Laubdach, was Hr. F. durch das bloße: ceterum idem locus infra iterum describitur nicht genügsam hervorhebt.

Das von Venus dem Aeneas gedeutete Omen von den Schwänen (I. 393 — 400) wird durch das Vielerley, was Hr. F. aus Heyne, Wagner und Weickert mittheilt, unseres Bedünkens erst unklar, so schätzbar auch die sprachlichen Nachweisungen sind, durch welche Hr. F. die Erklärung des captas terras despectare (396) durch jamjam capiendas für immer gesichert hat. Wenn es nun weiter heißt: wie beyderley Schwäne, die schon auf der Erde befindlichen und die ihr gerade noch zufliegenden, reduces sind (das ist der Hauptbegriff der Rede, der auch das tertium comparationis enthält; das nun folgende ist eine auf das reduces erst gebaute Ausschmückung des Gleichnisses), und nun, als reduces, ludunt stridentibus alis, et coetu cinxere polum cantusque dedere, so handelt sich's um die Erklärung dieser gesperrt gedruckten Worte. Heyne faßt sie ganz sachgemäß als eine weitere Exposition des ludunt stridentibus alis („jam et ii, qui devolabant, et ii, qui consederant, ex terra (rursus) evolando per aerem ludunt, quippe metu depulso), und setzt den fraglichen Worten unmittelbar bey: agmine evolant, quasi exsultantes. Da fährt Hr. Forbiger selbst fort: Quam Heynii explicationem jure probat Weickert l. l., fügt aber sogleich eine Stelle Weickerts an, welche gerade diese Heyne'sche Erklärung vollkommen umstößt. Weickert faßt nämlich das et coetu cinxere polum nicht mit Heyne als eine weitere, logisch und grammatisch coordinirte Exposition des ludunt stridentibus alis, sondern, wie er sagt, nach einer liberior, qua utuntur poetae, enuntiatorum nectendorum ratio, d. h. nach einer sehr häufigen Coordination zweyer Sätze, von denen eigentlich der eine dem andern subordinirt ist, folgendermaßen: wie die Schwäne nunmehr wiedergekehrt mit rauschenden Fittigen spielen, nachdem sie kurz zuvor unter dem Himmel einen Kreis geschlossen und ihren Gesang hatten ertönen lassen („qui modo cinxere polum etc., nunc reduces (i. e. jamjam in terras delapsuri) ludunt stridentibus alis"). Wenn sich hier, was kaum anzunehmen ist, Hr. Weickert nicht selbst widersprochen hat, so muß

Hr. F. mit jenem jure probat zu viel gesagt haben. *)

Es möge uns nun auch verstattet seyn, Hrn. F. durch einige zusammenhängende Verse zu begleiten. Wir schlagen, und zwar zufällig, auf lib. II. 254 sqq. Das verderbliche Roß steht bereits auf der Burg, der Jubel des Tages ist verklungen; in vier herrlichen Versen (250 — 254), auf deren Bedeutsamkeit wohl hätte aufmerksam gemacht werden dürfen, erregt der Dichter in uns selbst das Gefühl der arglosen Ruhe und Stille, mit welchem entsetzlich contrastirend die herbe Wirklichkeit des Verderbens naht. Da hatte auf einmal (ehe man sichs versah, war es schon geschehen) das Admiral-Schiff der Griechen ein Feuersignal gegeben, und in Folge dessen öffnet Sinon des Pferdes Bauch (et jam Argiva phalanx instructis navibus ibat, — flammas quum regia puppis extulerat, fatisque Deum defensus — laxat claustra Sinon). Mit dieser ganz einfachen Erklärung des Plusquamperfekts extulerat nach Zpt. §. 508. 8te Ausgabe hätte sich Hr. Forbiger das Ausschreiben einer Menge nichts erläuternder Bemerkungen der Ausleger ersparen können. Vrgl. Liv. 28, 2, 1: tria millia ferme aberat, quum haud dum quisquam hostium senserat; 2, 14: arcessita deinde auxilia — tantum spei fecere, ut acie decernere auderent (Aricini). Proelio inito adeo concitato impetu se intulerant Etrusci, ut funderent ipso incursu Aricinos. — Die griechischen Helden steigen aus, bemächtigen sich der Thore und verbinden sich mit den Ihrigen. Es war um die Zeit, quo prima quies mortalibus aegris incipit (welches aegri besser denn durch die vielen Anführungen von Parallelstellen und Heyne's falsche Erklärung infirmi dem homerkundigen Leser gedeutet worden wäre durch das δειλοὶ βροτοί, den Gegensatz der μάκαρες θεοί); siehe da steht vor Aeneas das Gespenst Hektor's. Dieses enge Verhältniß der Sätze tempus erat —, in somnis ecce — Hector visus adesse mihi, das ein Prosaist mit quum ausgedrückt hätte, war anzudeuten, wie Thiel thut, durch ein Colon nach serpit; vergl. 3, 90: vix ea fatus eram, tremere omnia visa repente; 12, 113: postera vix summos spargebat lumine montes orta dies, quum primum alto se gurgite tollunt Solis equi, lucemque elatis naribus efflant: campum ad certamen magnae sub moenibus urbis dimensi Rutulique viri Teucrique parabant, und ferner 11, 550 sq.; 608 sq. Es wäre durch Andeutung dieser significanten Unmittelbarkeit des Fortschritts in der Erzählung für das Verständniß der Stelle mehr gewonnen worden, als durch die reichlichen Citate zu dem Jedermann ohnehin verständlichen visus. — Nun wird Hektors Aussehen beschrieben; er war unter Anderm per pedes trajectus lora tumentes. Hiezu bemerkt Hr. F.: graeca constructione, pro: trajectis per pedes loris. Ganz richtig; allein hiemit ist der Accusativ lora noch nicht begriffen. Wann wird man endlich aufhören, die Accusative bey dem Part. Perf. Pass. nur durch den Accusativ der sogenannten näheren Bestimmung oder Beziehung zu erläutern! Reicht denn diese mechanische Erklärungsweise auch aus für Tacit. Hist. 3, 74: aram posuit casus suos in marmore expressam, wozu die Ausleger anführen Val. Flacc. Argon. I. 398: insequeris casusque tuos expressa, Phalere, arma geris? Ist hier nicht expressus durchaus zu fassen für expressos in se habens, und somit der Accusativ dynamisch zu erklären durch diejenige Kraft des Part. Perf. Pass., vermöge der es das griechische Medium vertretend einen Accusativ als eigentliches Object an sich zieht? Trajectus lora per pedes ist s. v. a. habens lora per pedes suos trajecta. —

(Schluß folgt.)

*) Weickerts Erklärung ist übrigens unhaltbar; denn der Gegensatz, der vermöge derselben zwischen dem früheren und jetzigen Verhalten der Schwäne hervortritt, ist in diesem Zusammenhang ein völlig bedeutungsloser. Wollte der Dichter einen solchen bemerklich machen, so lag wahrlich kein anderer nahe, als dieser: wie jene Schwäne, die kurz zuvor noch, verfolgt vom Adler, unter dem Himmel ängstlich kreischten, jetzt fröhlich mit ihren Fittigen spielen. Aber so versteht Hr. Weickert das cantus ducere keineswegs; er sagt: optime adnotat Servius: „verbis cantusque ducere allusit ad nautas," sc. laetos in reditu cantus edentes.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Codex diplomaticus moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Theil. Frankfurt am Main, bey Franz Varrentrapp. 1836. in 4. XII. S. Vorrede, 754 S. Text.

Das ausgezeichnete Werk, dem Andenken der Reichsstadt Frankfurt und seiner Magistrate gewidmet, nennt der rühmlich bekannte Herausgeber zwar ein Privat-Unternehmen, das jedoch ohne Zweifel vom Aerar munificent gefördert wurde; denn einige hundert auf Velin abgedruckte Exemplare sind zu Geschenken bestimmt. Text, Noten, Rubriken, alles ist mit lateinischen Lettern gedruckt. Festes, weißes Papier, frische, großartige Schrift; überhaupt das typographische Attribut solid und trefflich ausgestattet.

Frankfurt besaß, wie Hr. Böhmer, der seit dem Jahre 1825 bey den städtischen Archiven in Wirksamkeit trat, und als Eingeborner von ältern Schöffen und Vorständen sehr wohlwollend dabey angeleitet wurde, im Eingang der Vorrede bemerkt — „gleich der ganzen Wetterau im Mittelalter keinen Geschichtschreiber." Alle Kenntniß von dem Zustande der Stadt, bis zum sechzehnten Jahrhundert, beruhte daher, mit Ausnahme weniger einheimischen Aufschreibungen, zunächst im Stifte St. Bartholomäus, auf auswärtigen Quellen und Berichten. Seit dem Jahre 1614 sind indessen aus den städtischen Archiven Frankfurts in verschiedenartigen Büchern und Deductionen allmählig über tausend Urkunden abgedruckt worden, solche nämlich, welche die Stadt und ihre Bewohner betreffen, oder von Frankfurter Behörden ausgefertigt wurden; aber der Abdruck geschah vielfältig sehr mangelhaft, den Originalien ungetreu und nachlässig. Die hauptsächlichsten Urkundenherausgeber aus den Archiven Frankfurts bis zum Jahre 1767 werden in einer Note aufgezählt.

Im Jahre 1803 wurden, in Folge des Reichs-Deputations-Hauptschlusses, auch die Archive der aufgehobenen Stifter und Klöster, St. Bartholomäus, St. Maria, St. Georg und Leonhard ꝛc. dem städtischen Gemeinwesen übergeben. H. Dr. Böhmer, voll seines Berufes und gediegener Vorkenntnisse, gewann, mit Hülfe seiner Vorstände, bald eine vollständigere Uebersicht von dem überaus reichhaltigen Vorrathe in Frankfurt selbst, und er versäumte nicht, auch die benachbarten Archive und Bibliotheken zu Mainz, Wezlar, Darmstadt, die des Deutsch- und Johanniter-Ordens u. s. w. zu benützen. Nur, wenn gar keine handschriftliche Quelle aufzutreiben war, entschloß er sich, Abschriften aus gedruckten Büchern zu entnehmen. „So gewann ich — sagt er — einen bedeutenden Urkundenvorrath, dessen ersten bis 1400 reichenden Theil ich hier im Abdrucke vorlege."

Bis zum Jahre 1300 hat Hr. B. alle einschlagenden, und ihm erreichbaren Urkunden mitgetheilt, weil er sich aus den größtentheils noch ungedruckten Vorarbeiten des Canonicus Botton und des Schöffen von Fichard von den höhern Interessen derselben überzeugt, und auf diese Art von Vollständigkeit einen besondern Werth gelegt hatte. „Hier ist nun jede Seite des städtischen Wesens gleichmässig ins Licht gestellt und die Aufeinanderfolge der Urkunden begünstigt wesentlich deren richtiges Verständniß."

Nach Beginn des vierzehnten Jahrhunderts glaubte sich der Herausgeber wegen Menge des vorhandenen Stoffes auf die in den Urkunden her-

vortretenden Hauptgegenstände beschränken zu müssen, als da sind: Verhältnisse zum Kaiser, Schicksale des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. s. w. Anderweit wurden die Rubriken durch einzelne Stücke substanzirt und exemplificirt; und die minder wichtigen Urkunden nur noch fragmentarisch gegeben; da nun förmliche Acten und die Statutenbücher zur Stelle traten. Durch charakteristische Ueberschriften bemühte sich der Herausgeber, dessen Auge und Hand überall selbst walteten und nachhalfen, die Benützung des Diplomatars zu erleichtern. Das Siegel K. Karl des Dicken, nach zwey schönen Original-Abdrücken im dortigen Stadtarchiv gestochen, ziert das erste Blatt des Werks, und zum Titelkupfer dienen die Nachbildungen der vier Siegel, deren sich seit dem Jahre 1220 die Stadt Frankfurt im Mittelalter bediente: ungemein schöne Stahlstiche. Vorliegender erster Theil begreift nun an Urkunden:

von 794 bis 1200 in allem . .	21	St.
davon aus den Originalien . .	9	
bisher ungedruckte	1	
Von 1201 bis 1300	465	St.
davon aus den Originalien . .	315	
„ bisher ungedruckte . .	284	
Von 1301 bis 1400.	540	St.
davon aus den Originalien . .	347	
„ bisher ungedruckte . .	395	

Es sind sohin in Summa 1026 Urk. und davon aus den Originalien 671 und bisher ungedruckte 680 hier geliefert. In lateinischer Sprache sind 700, in teutscher 326 St. dieser Urk. abgefaßt.

Die älteste teutsche Urkunde ist von 1290. Bis 1323 finden sich deren nur wenige vor. Auf dem platten Lande scheinen uns die damaligen Notäre, Mönche, Pfarrer, Edelleute, Richter ꝛc. nicht so lange an der Latinität gehalten zu haben.

„Der zweyte Theil wird eine Auswahl von Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts, und chronologische Regesten aller im gegenwärtigen und in andern Werken gedruckter Reichsstadt Frankfurter-Urkunden enthalten.“

Auch über die Siegel und andere Eigenschaften der Urkunden werden die Bemerkungen im zweyten Theile folgen.

Hierauf wird Hr. B. zur Herausgabe zweyer für seine Vaterstadt höchst ausgezeichneter Werke: „ihrer Topographie von Botton, und der Geschichte ihrer Geschlechter von Fichard“ schreiten.

Was ferner und durch Andere für die Ordnung, Sichtung und Veröffentlichung des angehäuften Materials zu thun wäre, das bespricht nun Hr. B. der Reihe nach, und erwähnt hiebey der alten Gesetz- und Statutenbücher, der Rechenbücher, der Rathsprotokolle und Burgermeisterbücher, der Acten über die Kaiserwahlen, der Reichsverhandlungen, welche hier seit dem Constanzer Concil bis zum J. 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen. Mehr als diese würden uns Behufs des städtischen Gemeinwesens, des Heimath- und Weltlebens, wofür wir die Leitsterne jetzt weniger als je aus den Augen verlieren dürfen, die „Schöffenprotokolle, die Insatzbücher, die Testament- und Währschaftsbücher, ansprechen. Der Schöffenstuhl zu Frankfurt bildete den Oberhof für Rheinfranken. Bündige Regesten und Auszüge aus diesen Büchern würden zweckmäßig als Hand- und Taschenbücher den Vorträgen auf den Kathedern zu Folien dienen; und ebenso den Repräsentationen ihrer legislativen und administrativen Weisheit zu Hülfe kommen. Noch erlauben wir uns aus der lehrreichen Vorrede eine triftige Stelle hier anzufügen:

„Es ist nicht zu übersehen, daß die Archive seit den letzten grossen Staatsumwälzungen, und insbesondere seit der Auflösung des deutschen Reichs in ein ganz anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, als in welchen sie noch kurz vorher gestanden. Mögen die Registraturen, nach wie vor, ausschließlich den Behörden dienen; die Archive dagegen bergen keine Geheimnisse mehr; wohl aber bewahren sie einen großen Theil der Geschichte, also der Selbstkenntniß unserer Nation, einen um so heiligern Schatz, je mehr die Spuren der Väter im Vaterlande verschwinden. Möge er von treuen Händen gehoben“ (von Händen, die die Geschichte nicht erfinden, sondern finden!) — „und wenn er fürs Leben verloren seyn sollte, doch der Wissenschaft erhalten werden.“

Und so wird auch kein gründlicher Geschichtsforscher und Publicist die freye teutsche Stadt Frankfurt am Mayn aus dem Auge lassen.

v. Koch Sternfeld.

Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. C. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlsruh, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1836 in 4.

„Die im Drucke bereits erschienenen (Urkunden) sind nach ihrem wesentlichen Inhalte, mit Anzeige und kurzer Würdigung der vorzüglicheren Abdrücke; die noch ungedruckten und diesen gleichzuachtenden in einem Anhange, mit ausführlichem Texte, nebst Erläuterungen, Ergänzungen, Berichtigungen, und zwey Registern geliefert;" so giebt der Titel weitern Bericht.

„Die urkundlichen Hülfsmittel zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte und Erdebeschreibung aus den großherzoglichen Archiven zu vermehren und zu erleichtern, das ist der Hauptzweck dieser Herausgabe. Nur offenbar unächte oder verfälschte Urkunden sind davon ausgeschieden; von den päpstlichen Schirmbriefen, Bannformeln und Bestätigungsbullen ist aber nur der Sach-Inhalt ausgehoben worden um Raum zu sparen." Als ganz zweckmäßig erkennen wir es auch, daß bey den hier aus Urschriften mitgetheilten Urkunden, die öfter micrologische Aufzählung graphischer Einzelnheiten, wozu selbst vollkommen treue und verlässige Abbildungen selten genügen, übergangen wurde.

Auch sind wir ganz damit einverstanden, was Hr. G. L. Archiv-Rath Dümge in der Vorrede über die Benützung der Copialbücher zum vorliegenden Zwecke sagt. Wenn man, so denken wir, einen großen Werth auf Porträtsammlungen, wovon die Originalien längst hinübergegangen sind, legt: warum denn nicht auch, mit Auswahl und verständiger Kritik, auf Copialbücher? Es wird hier ein berühmter Speyerischer Codex minor als Muster aufgestellt, und übrigens auf die Verhandlungen der kurpfälzischen Akademie hingewiesen. Ein großer Theil der hier gelieferten Regesten und Urkunden bezieht sich auf den bayerischen Rheinkreis (nun wieder die Pfalz!), und rührt aus den Archiven des Bisthums Speyer und seiner Abteyen her. Der großen Verdienste, welche die kurpfälzische Akademie, und ihre Mitglieder: ein Schöpflin, Lamey, Würdtwein, Wenk, Widder ꝛc.; welche die Capitularen von St. Blasius auf dem Schwarzwalde, ein Neugart, Gerbert, Eichhorn, Ussermann, ein Grandidier der urkundlichen Topographie der beyderseitigen Rheingaue geleistet haben, wird hier wieder mit voller Anerkennung und mit Recht um so mehr gedacht, als verhältnißmäßig in andern Ländern und bey größern Mitteln und in längern Zeiträumen dafür bey weitem weniger geschehen ist.

„Unter den gründlichsten Leistungen dieser Gattung (von Monographien) würde auch eine ausgezeichnete Stelle behaupten: die Beschreibung des alten Nekargaues, und der darin gesessenen adeligen Geschlechter; vom Frhrn. Ludw. von Gemmingen-Prästenek auf Bürg. Dazu eine eigene Karte, das Ergebniß des beharrlichsten Fleißes, vieler Reisen, Correspondenz u. s. w." Als der Freyherr eben die letzte Hand an das Werk legen wollte, ward er vom Tode dahin gerafft; — leider gab es auch anderwärts ähnliche Fälle, und wird es ferner geben. Man säumt und zögert und debattirt und projectirt, über Zweck und Hülfsmittel, über das Zusammenwirken der innern und äussern Behörden; — indessen Chronos immer rüstig seine Sense schwingt, und unsägliches Mühen und Wissen, gleich Stoppeln, in die frischen Furchen begräbt. Oefter steht die corporative Thätigkeit mit der individuellen Tüchtigkeit im schroffsten Gegensatze.

Der südwestliche Theil von Teutschland, meynt Hr. R. D., sey zwar bezüglich auf vaterländische Geschichte und Topographie ohnehin bereits besser, als andere Länder zusammen vorbereitet und bearbeitet, und in der That besitzt das Großherzogthum Baden keine Akademie der Wissenschaften, aber ein

sehr gutes historisch-topographisches Lexikon, und einzelne topographische Monographien und Taschenbücher, welche durch ihre Gründlichkeit und Vollständigkeit dem In- und Ausländer sehr schätzbar seyn müssen.

(Schluß folgt.)

P. Virgilii Maronis etc.

(Schluß.)

Ein ganz Anderer war Hektor gewesen, als Danaum Phrygios jaculatus puppibus ignes. Nöthiger denn das Citat aus Ovidius und die Bemerkung von Schirach erschien uns die Erläuterung der ganz dem Griechischen nachgebildeten Construction der Verba der Bewegung mit dem Dativ: „den Schiffen zugeschleudert hatte das phr. Feuer;" vrgl. 5, 233: palmas ponto tendens utrasque (Il. V. 539: ἄμφω χεῖρε φίλοις ἑτάροισι πετάσσας); ferner 10, 401: Ilo (Dal.) namque procul validam direxerat hastam. ib. 521. inde Mago procul infensam contenderat hastam. — Ebenso war in der weiteren Beschreibung von Hektor's Entstellung bey dem volneraque illa gerens, quae circum plurima muros accepit patrios nicht abzukommen mit der bloßen Verweisung auf die Note zu V. 142. Dort ist von demjenigen per die Rede, dessen Accusativ ein ganzer Satz ist; hier war die Trennung der Präposition vom Casus gleichfalls als eine reine Nachahmung des Griechischen zu bezeichnen (z. B. Od. λ. 115: δῆσεν δ' ἐν πήματα οἴκῳ), jedoch mit dem charakteristischen Unterschiede, daß bey dem Griechen die durch ein wesentlich scheidendes Element von ihrem Casus getrennte Präposition noch reines Adverbium ist, bey dem Lateiner dieselbe, eben weil ihre Stellung rein nachgeahmt erscheint, die Bestimmung wahre Präposition zu seyn, nicht verliert. — Auf meine Fragen, fährt nun Aeneas fort, antwortet Hektor nicht, nec me quaerentem vana moratur. Dieß scheint Hr. F. in seiner Note: Hector Aeneam, cui fugam celerrimam suadet, non moratur, sed statim rem ipsam paucis verbis aperit, so zu erklären, als ob Hektor den Aeneas nicht aufhalte; nach dem bekannten Sprachgebrauche haben jene Worte zuverläßig den Sinn: er hält sich nicht bey meinen unnützen Fragen auf. — In Hektor's Antwort nun interpungiren wir die Verse 295 sqq. folgendermassen: Sat patriae Priamoque datum; si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent; Sacra suosque tibi commendat Troja Penates etc. Wir gewinnen hierdurch die Anschauung des wahren Verhältnisses der Sätze, daß nämlich das si Pergama etc. zu dem Sat patriae in causaler, also logisch subordinirter, das Sacra suosque tibi etc. dagegen in gegensätzlicher also logisch coordinirter Beziehung steht: für Stadt und König ist genug geschehen; denn diese sind ohnehin nicht mehr zu retten; aber für Troja's Heiligthümer kannst du noch sorgen.

Gerne sprächen wir noch über mancherley Puncte der Virg. Kritik und Grammatik, z. B. über das berüchtigte ni teneant (3, 684 — 686), über quo numine laeso (1, 8); aber diese Stellen fordern ausführlichere Erörterungen, als in einer nicht rein philologischen Zeitschrift Raum finden können. Darum scheiden wir hiemit von Hrn. Forbiger, nicht ohne die aufrichtige Ueberzeugung, daß bey seiner Gelehrsamkeit und bey dem unverkennbaren Fleiße, den er seinem Werke widmet, die Bearbeitung der folgenden Bücher, in welcher er selbständiger aufzutreten versprochen hat, und folglich nicht in Gefahr gerathen kann, über der Masse von Excerpten hin und wieder die Genauigkeit der Exegese zu versäumen, nur bedeutend gewinnen werde. Vielleicht findet er dann auch Raum, in Untersuchungen über die Oekonomie des Epos und den poetischen Werth einzelner Stellen mit Gründlichkeit einzugehen, eine Pflicht, welcher sich ein Ausleger der edlen Alten in unserer Zeit um so weniger entschlagen darf, als es heutzutage mehr denn jemals Noth thut, den industriellen Bestrebungen der Mitwelt gegenüber zu zeigen, daß aus den classischen Schriften der Vorzeit ein Born geistiger Nahrung quillt, so goldhaltig als derjenige, welchen die Gewerbsthätigkeit zum Frommen des Leibes zu eröffnen weiß.

C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Materialien zur österreichischen Geschichte, aus Archiven und Bibliotheken. Gesammelt und herausgegeben von Jos. Chmel, reg. Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien. I. Band, Wien, 1837 bey Peter Rohrmann.

Ein besonderer Titel besagt:

Beyträge zur Geschichte K. Friedrichs des Vierten.

Vorliegender Band besteht aus 3 Heften, wovon das erste bereits vom Jahre 1832 datirt. Der Inhalt desselben begreift: 1) einen Auszug aus den Verzeichnissen der Handschriften des k. k. Archivs in Hinsicht auf die Zeit K. Friedrichs IV. von 1440 — 1493. Sehr schätzbar; denn diese Handschriften d. h. Chroniken, Codices, Diplomatarien, Rapularien, Matrikeln, Correspondenzen, Collectanea, mit Abbildungen; Saal-, Pfand- und Lehenbücher ꝛc. betreffen nicht nur Oestreich, Tyrol, die Vorlande, Böhmen, Hungarn, das heil. römische Reich, sondern auch Burgund, die Schweiz, Venedig, Italien, Polen, Rußland u. s. w. und darunter sind Arbeiten und nachgelassene Werke von Aeneas Sylvius, Guilliman, Barthenstein, Prandau ꝛc. Die in- und auswärtigen Geschichtsforscher werden diese neue mit merkwürdiger Liberalität vom kaiserlichen Hausarchive gebotene Quelle zu benützen wissen. 2) Repertorium der Urkunden zur Geschichte K. Friedrichs IV. vom Jahre 1424 (Herz. Ernst) bis zum Jahre 1493. Es sind 264 Ueberschriften verzeichnet. 3) Urkundenbuch, begreift XXXII. Nummern. 4) Anhang. Nach Ref. Ansicht vorzüglich zu berücksichtigen; denn er enthält „die nutz und gült der Fürstenthümer," gleichsam die Finanz-Statistik jenes Zeitraums, die von K. Friedrich, seinem Bruder Ernst und Vetter Sigmund bezogenen und vertheilten Landeseinkünfte an Urbarien, Gerichten, Steuern, Mauthen, Zöllen, Umgeld, Salinen, Zehenten, Bergwerken, Bergrechten, vom Weinbau, von geistlichen Pfründen u. s. w. nach den Provinzen, Städten und Aemtern, nach den Standschaften und Corporationen abgetheilt. Die sämmtlichen Mauthen ertrugen, nach Abzug der Arbeit (der Regiekosten,) damals im Durchschnitt jährlich über 17000 Pfund Pfen. Das Salzamt Gmundten 10400 Pfd. Pfen., nach Abzug der Auslagen und Abgaben jedoch nur 3876 Pfd.; Hall im Innthal 8348 Mark Berner von 38 Wochensuden; wovon wieder fast die Halbscheide auf die Kosten abfiel; der Aufschlag und Auswechsel, mit 6 kr. vom Gulden, ersetzte aber über 2000 Mark; also das Salzregale zugleich Steuerregale. Dagegen die Forsttaxen noch sehr billig, wie es sich gebührt.

Bezüglich auf das hohe Alter der östreichischen Hallstatt hat Ref. seit der Herausgabe seiner Geschichte der bayerischen und östreichischen Salzwerke ꝛc. (München, 1836) abermals einen merkwürdigen Beleg gefunden, der hiemit nachgetragen wird. Im chronicon lunaelacense p. 45 widmet nämlich ein notabler Slave, Sova, im Traungau: „Ego in Dei nomine Sova, — an das Kloster Mondsee — omnia, quod mea videtur habere in loco, qui cognominatus Halle — hoc est, casa cum sua adidicentia, patenas duas ad sal coquendum, um das Jahr 810. Diese Stelle kann sich nur auf die östreichische Hallstatt beziehen, weil die Abtey Mondsee zu Reichenhall keine Rechte besaß, und dort niemals von einem Sova die Rede ist. Daß die Erhebung der Abgaben, in Geld und Natura, nach den Ständen und Corporationen, wie damals, — nicht nach den Individuen, wie heutzutage, weit

einfacher, wohlfeiler, und billig vermittelnder war, bleibt einleuchtend; setzt aber immer wieder das lebendige Princip angemessener Autonomien voraus.

In der Abtheilung: „Isterreich“ (Istrien) setzt der Herausgeber zu: „Tryest Rayfall, Magkaw, Prosceckh — 100 Urn“ — ein Fragezeichen. Es ist hier von wälschen Weinen die Rede und Urn nichts anders als das heute noch in Tyrol gewöhnliche Weingefäß Yrn, zu ungefähr 40 Maß, im Lateinischen: Urna. Auch einige Ortschaften scheint der Herausgeber nicht zu kennen, mit Hülfe alter Ortsregister und Karten läßt sich wohl zurecht kommen. Auch Ref. hätte noch viel ältere Register von salzburg. Einkünften in Steyer und Kärnthen zur Hand.

Im Vorwort zum zweyten Hefte macht der Herausgeber die richtige Bemerkung: „um gegen die Vorzeit billig seyn zu können, gehört außer einem wohlwollenden, bescheidenen, ja demüthigen Sinn, auch ein bedeutender Vorrath von solchen Documenten ꝛc.“ — überhaupt von beurkundeten Kenntnissen, welche sich die meisten vorlauten Beurtheiler des Mittelalters nicht eigen gemacht haben. Unsere oberflächliche Zeit gefällt sich darin, alsobald die Geschichte eines Landes und Volkes zu schreiben und zu lesen ehe noch die Akten zur Hand und periodenweise geschlossen sind. „Wenn es eine mißliche Sache ist, einen einzelnen Menschen zu beurtheilen“ — sagt der Herausgeber — „um wie viel schwerer, über ganze Völker und Zeitalter abzusprechen.“

Die erste Abtheilung dieses zweyten Heftes enthält 344 aus den Originalien selbst und mit Fleiß gefertigte Regesten, als Nachtrag zum Rubrikenverzeichniß im ersten Hefte; dann wird das Urkundenbuch mit LI und dasselbe im dritten Hefte bis zum CXCI. Nummer fortgesetzt. Hierin Nr. LXI. auch ein Verzeichniß von Kleinodien, die K. Friedrich an einen Bürger von Nürnberg versetzte: darunter „Serpentin, Krotenstain und Naturzungen“ in Silber und Gold gefaßt. Heutzutage möchten sich zu solchen Faustpfändern kaum Liebhaber finden. Noch ein zweyter Band von Urkunden aus Friedrichs Zeit wird folgen. Es versteht sich, daß bey diesen Materialien zur östreichischen Geschichte auch die bayerische, sowohl was das Hauptland, als auch die zugewachsenen äussern und innern Bestände, und die in Oestreich begütert gewesenen Bisthümer, Freysing, Regensburg, Bamberg, Eystetten (sic!) u.s. w. anbelangt, mannigfaltig betheiligt ist.

v. Koch Sternfeld.

Codex inscriptionum romanarum Rheni; bearbeitet vom Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des großherzoglich-hessischen Hauses und Landes, der k. Akademie der Wissenschaften zu München Correspondenten ꝛc. Erster Theil, enthält die römischen Inscriptionen des oberrheinischen Gebietes.

Zweyter Theil, enthält die römischen Inscriptionen des niederrheinischen Gebietes, nebst Anhang und Registern zum ganzen Werke. Darmstadt, auf Kosten und im Verlage des Verfassers 1837.

Die Denkmäler im römischen Mayngebiet, von demselben Verf., und worüber wir in den bayer. Annalen berichtet hatten, gaben den Anlaß zu dieser höchst merkwürdigen Sammlung, deren Herausgabe, wie vorläufig aus der Vorrede zu ersehen ist, durch eine große Anzahl von Subscribenten, — worunter sieben gekrönte Häupter und eine Reihe erlauchter Personen — möglich wurde. Diesem Werke wird noch eine Abhandlung: „über das Documentenland“ folgen. Bereits Schöpflin hatte bezüglich auf das Rheingebiet auf eine solche Topographie — Epigraphie, hingedeutet; aber nur einem Hofr. Steiner, seiner Liebe und Beharrlichkeit für dieses Fach, konnte es gelingen, sie zu Stande zu bringen.

Was je von Römerhänden auf Stein, Thon und Metall geschrieben, und bis in die neuern Jahrhunderte herübergerettet worden, ist hier zusammengestellt und erklärt. Die Nümismatik blieb, und das ganz zweckmäßig, zur Seite gestellt: eben so eine Sammlung von Bildwerken, und von unbeschriebenen Steinen und Metallen, welche doch die historische Kritik in dem Bereiche der Geschichtsforschung

als die erste Stufe erkennen muß. Auf Holz, auch auf dem härtesten und dauerhaftesten, ist dem Verf. noch nie eine Inschrift vorgekommen.

„Der große Fundort und Schauplatz dieser Inscriptionen ist das Rheingebiet im weitern Sinne, also auch die Gebiete der Flüsse, welche der Rhein auf seiner 277 stündigen Reise aufnimmt, mit begriffen." Die ganze Sammlung befaßt 1003 Nummern. Davon gehören dem oberrheinischen Gebiete 582, dem niederrheinischen 421, dem linken Rheinufer 673, dem rechten 330 Nummern an. Will man aber wissen, welche heutige Staatsgebiete an dieser Sammlung Theil haben, so sind es nach dem Inhalt des ersten Theils: Wirtenberg, Baden, Frankreich, Bayern, das Churfürstenthum Hessen, Hessen-Homburg, Nassau, das Großherzogthum Hessen und die Schweiz. Der zweyte Theil begreift Preussen, (Rheinpreussen,) die Niederlande, das Großherzogthum Luxenburg, und im Anhange wieder Gebiete von Preussen, Bayern, Frankreich, Hessen. Durch dreyzehn Register, wir sagen durch dreyzehn! wird der Stoff evident gestellt und gegliedert; und so, bezüglich auf die römische Periode am Rhein, jede Combination von Thatsachen möglich: was will man mehr? Römische Familien, Feldherren, Staatsbeamte, Magistrate, Priester, Krieger, Bürger, Notabilitäten und Capacitäten aller Art, die am Rhein gewohnt, gelebt und gewirkt haben, und von da ausgegangen sind; (wohl auch romanisirte Schutzverwandte und des Indigenats Theilhaftige,) schweben hier der Reihe nach an uns vorüber; mannigfaltig haben sich die Geschlechter verzweigt; wer möchte behaupten, daß das römische Geblüt ganz und gar vom teutschen Boden verschwunden sey? Auch Andeutungen vom Christenthume finden sich vor. Mit Recht hat der Verf. die ursprünglichen Fundorte der Denkmäler und die Topographie derselben zum besondern Augenmerk genommen; und bey Ergänzung der Inschriften ist er, die Willkührlichkeiten früherer Epigraphiker vermeidend, mit möglichster Umsicht zu Werk gegangen. Er giebt in der Vorrede hierüber, und über die Methodik in der Bearbeitung umständliche Nachricht. Am Ende des zweyten Theiles ist das reichhaltige Verzeichniß der benützten und allegirten Werke angehängt. Mehr als tausend Inschriften im immer frischen Gedächtnisse — das mußte bey dem Hrn. Verf. als Archäologen des weiten Rheingebietes ohnehin eine Geläufigkeit von Namen, Eigenschaften, Sachen, Orten und Ideen, von Kategorien und Analogien hervorbringen, wie sie heut zu Tage etwa nur ein Mezofanti in der Linguistik besitzt.

Nun wäre es vielleicht an der Zeit, auch für die Archäologie des Donaustroms einen des Bodens wie der Sache und der Wissenschaft wohl kundigen Mann aufzufinden, und ihn, zunächst pecuniär, mit den nöthigen Hülfsmitteln auszustatten. Viele und ausgezeichnete Vorarbeiten liegen auch dazu schon bereit; in Wirtenberg, Bayern, Ober- und Unter-Oesterreich, Ungarn ꝛc. Sicherer würde ein so großes Unternehmen etwa in einem Zeitraume von 6 — 8 Jahren dadurch ins Leben treten, daß eine Elite von jungen, rüstigen, gehörig vorgebildeten Archäologen, die eben so gut in der alten Geschichte wie im Mittelalter orientirt, und allenthalben der Autopsie und Ortskunde mächtig wäre, von den betheiligten Staatsregierungen unmittelbar berufen und besoldet würde. Welche Resultate wären nicht für die römische Geschichte der Donauländer daraus zu erwarten, und welches neue Feld von Combinationen stünde den Forschern nicht fürder offen? Wie jetzt befreundete Staaten sich zum gegenseitigen Schutz und Gedeihen ihre Contingente stellen, und sie einheitlichen materiellen Zwecken unterordnen; so möchte es ja nun auch Behufs wissenschaftlicher Zwecke gehalten werden. Es träte dann eine heilsame Reform, eine Restauration ein, in Folge welcher alte, verlebte Corporationen, die in ihrem Innern das Productionsvermögen nicht mehr zu hegen und zu pflegen in der Lage sind, die sich vielmehr gegenseitig abstossen und Abbruch thun, ihren gesunden Organen und Gliedern sehr schickliche und ehrenhafte Missionen über Land und auswärts verschaffen könnten. Die Zeit scheint gekommen zu seyn, daß die Locomotive auch in den wissenschaftlichen Lebenskreisen ihre Anwendung finden. Doch mag das noch länger ein frommer Wunsch bleiben. Eben, als wir diese Anzeige schliessen wollen, kömmt uns ein neuester verwandter Artikel aus der italienischen Literatur zu Gesicht. „Le Antiche lapidi del Museo di Este illustrate. Padova cui tipi della

Minerva 1837.“ Unter der Dedication und Vorrede an den Podesta Vincenzo Franconzani nennt sich der Herausgeber: Giuseppe Furlanetto. Ueber 90 Monumente jenes berühmten Museums sind im vorliegenden Buche, und, so viel wir im Durchblättern wahrnehmen konnten, mit umfassender Sachkunde illustrirt. Für ein Denkmal des Urchristenthums wird hier ein Bild gehalten, worauf Adam und Eva an der verbotenen Frucht vom Baume des Lebens naschen. Zwey sehr specielle Register und ein Verzeichniß der Schenker zeichnen auch diese Sammlung aus.

v. KochSternfeld.

Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. C. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlsruh, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1836 in 4.

(Schluß.)

Dennoch dringt auch Hr. R. D. darauf, daß die urkundlichen Namen und Ortschaften, Fluren, Gewässer, Berge, Wälder ꝛc. zur Verbesserung der Karten, zur Gewinnung einer analogen Orthographie, aus den Urkunden und Saalbüchern erhoben, zusammengestellt, und so als erstes Substrat der Topographie bekannt gegeben werden sollen. Auch in andern Ländern wird man nur auf diesem Wege zum Ziel gelangen, der Willkühr und Oberflächlichkeit Schranken setzen, und gar viele vergebliche Mühe und Arbeit ersparen können. Der Abdruck und die Herausgabe von Urkunden und Regesten, zu Tausenden, — für sich; dieses kostspielige und langwierige Mittel reicht für die Topographie eines größern Staates nicht aus.

Die hier gelieferten Regesten beginnen mit einer Urkunde Sigeberts, Königs in Austrasien, welche Lamey vom Jahre 637, die pfälzische Akademie aber von 650 datirt — und schließen mit dem Jahre 1200, mit einer Urkunde Bertholds, Herzogs von Zähringen, Rectors von Burgund ꝛc. zu Gunsten des Klosters St. Blasien, ein Gut bey Turego (Zürch) betreffend.

Der Anhang enthält 115 vollständige Urkunden, von K. Ludwig dem Frommen, bis zum K. Philipp, eine Schenkung für das Kloster Hemerode bestätigend. Die Regesten sind in teutscher Sprache verfaßt; jedoch mit Beybehaltung und Einschaltung des Urtextes in wesentlichen Dingen. Auch ist es löblich, daß die Zeugen und andere notable Personen nicht übergangen wurden: wie denn die vielen Anmerkungen, und insbesondere die möglichvollständigste Ortsdeutung das Buch auszeichnen. Das Personen-Register hat 16 Unter-Abtheilungen; das Orts-Register begreift über 1100 Artikel; welch' ein Vorschub für die gründlichen Forscher, und das ihren Arbeiten zugewandte Publikum!

Diplomatisch-historisch-topographische Werke, ohne erschöpfende Register, gleichen Packschiffen, die, ohne Wimpel und Steuer, auf dem literärischen Ocean herumtreiben, und so eben bey den guten Seglern fast Grauen erregen. Man zögert, an Bord zu steigen, und die dahinter liegenden Schätze zu heben. Denn es möchte wohl auch ein Contagium die Schiffsmannschaft aufgerieben und die Fracht angesteckt haben. Ueberhaupt wird heut zu Tage eben darum allzuviel unter den Preßbengel gebracht, weil man allzu leichtfertig das Registriren unterläßt. Gar mancher Autor und Compilator würde sich beym fleißigen Registriren — eines Bessern besinnen.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms, nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen, von Dr. Georg Lange. Worms bey Kunze 1837.

Anderthalb hundert Jahre sind, den Boden und seine Zöglinge, die Geschlechter, umkehrend und verkehrend, hinübergegangen, seitdem Merian von Basel aus die Städte am Rhein und Mayn, an der Donau und Elbe ꝛc. beschrieb, und in Abbildungen zur Schau stellte; in unserer Jugend, und jetzt noch, uns die liebste Kurzweile. Die Physiognomik der menschlichen Wohnstätten dieser lehrreichen Zeugen der vorwärts oder rückwärts schreitenden Humanität und Cultur gewährt gar viel Stoff zum Vergleichen der Gegenwart und der Vorzeit, und gute Ortsbeschreibungen mit Schaustellungen ersetzen, was öfter der Beutel und andere Verhältnisse nicht gestatten, das Reisen; den Mittelständen auf dem Lande soll man damit zunächst wieder zu Hülfe kommen; wenn auch hie und da eine Eisenbahn Gelegenheit bietet, die Leute wie Frachtstücke und Fabrikmuster über Land zu spediren. Ref. läßt sich selbst öfter mittels der Eil- und Dampfwägen auf irgend einen Ablagerungspunct hinfördern; aber er fühlt sich dabey immer nur wie in einer Gesellschaft von Automaten, deren Bewußtseyn lediglich der Maschine leibeigen ist; und Ref. hat die vielfältige Erfahrung gemacht, daß hierbey wohl das commercielle Treiben, das Weltleben, seine Zwecke schnell erreicht, das Heimathleben aber, und sofort die Landeskunde, die Geschichte und ihre gewährleistenden Offenbarungen desto größere Einbusse erleiden. Auch die Fürstenstühle werden nur vom Heimathleben getragen! Da muß also bald nachgeholfen werden, und zwar durch tüchtige Hände; — eine neue Art von Barbarey, ein cosmopolitischer Indifferentismus, ist vor der Thüre. Länder und Völker sind jetzt bloß Sache des Calcüls und der Bewegung.

Die vorliegende Geschichte und Beschreibung, kurz und bündig und im populären Style, hat allerdings die Folianten und Quartanten zur Unterlage, worin früher die Geschichte mehr oder weniger wissenschaftlich und kritisch behandelt und niederlegt worden ist; aber, ohne die Quellen zu verschweigen, trägt sie keine Citaten zur Schau, und gewährt so der tiefern Forschung dennoch die Mittel, durch welche sich der eine oder andere Leser weitern Raths erholen kann, während für das geistige Bedürfniß der Mehrzahl hinlänglich gesorgt ist. Dadurch scheiden sich solche gediegene Monographien sehr rühmlich von der buntscheckigen Masse der modernen Kompilationen aus, welche ihr Daseyn lediglich der augenblicklichen Convenienz der Verleger und ihrer Söldlinge, wie der Oberflächlichkeit des Publicums verdanken. — Das keltische Borbetomagus, die civitas Vangionum, die Stadt Worms bleibt durch alle Zeiträume hernieden für die teutsche Geschichte und das teutsche Gemüth ein reicher Quell freudiger und schmerzlicher Erinnerungen.

Bezüglich auf das Emporkommen dieser einstmaligen Reichsstadt, unter dem Krummstabe ihrer Bischöfe, verräth der Verf. einige Befangenheit der Art, wie sie heutzutage als Reminiscenz aus manchen Hörsälen des Staatsrechts und der Staaten-Geschichte fortspuckt. Indem sich die Bischöfe von Worms in den Besitz manches königlichen Hoheitsrechtes setzten, — meynt Hr. Dr. Lange, — hätten sie der freyen Stadtgemeinde den Vorrang abzugewinnen gesucht u. s. w.

Die Wahrheit ist, daß in dem organischen Lebenslaufe unserer teutschen Städte, zu ihrem kräftigern und

einheitlichen Gedeihen, und dort, wo nicht unmittelbar eine Dynastie Haus hielt, allenthalben eine Periode eintreten mußte, da der Bischof auch die Zügel des weltlichen Regiments, an der Stelle des fernen Reichs-Oberhaupts, zu ergreifen berufen war. Hätte z. B. der Bischof Burkard von Worms für diese Stadt so ersprießlich und wohlthätig regieren können, ohne jene Hoheitsrechte, die auch ihm K. Heinrich II. großherzig eingeräumt hatte, und wofür dieser Kaiser, für die zeitweise der Kirche mit beßtem Erfolge des Heimathlebens überlassenen Regalien, öfter sehr einseitig beurtheilt wird? Nicht oft genug glauben wir es wiederholen zu können: Die Kirche spendet Segen und Nahrung; der weltliche Arm nur Schutz.

In der Beylage III.: Quellen und Hülfsschriften zur Geschichte der Stadt Worms, (ein Capitel, das gewöhnlich an den Fabrikaten der modernen Geschichtschreibung vermißt wird,) steht in der Abtheilung der Ungedruckten voran die Sammlung der Kaiserurkunden, „welche, trotz der Unbilden von Feind- und Freundes-Hand doch noch immer sehr beträchtlich ist.“ In sechs Kisten wird diese Sammlung bewahrt. Die Kiste a) begreift den Zeitraum von 1073 — 1340, von K. Heinrich IV. bis Ludwig IV. Die Herausgeber von Kaiser-Urkunden werden dieser Notiz ohnehin kaum bedürfen.

Dem Niebelungenlied und dem Rosengarten von Worms ist eine faßliche Paraphrase zweckmäßig gewidmet.

v. Koch Sternfeld.

Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesetzlichkeit. — Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1837. 91.

Die Bestreitung des allgemein angenommenen Satzes: Sokrates, der gerechteste Mann, sey widerrechtlich von den Athenern zum Tode verurtheilt worden, ist in neuester Zeit zuerst aus den mündlichen Vorträgen Hegels über Geschichte der Philosophie hervorgegangen; seine Anhänger säumten nicht diese Erfindung öffentlich mitzutheilen und nach ihrer Art darzustellen. Man glaube nicht, daß obige Schrift nur das wieder gebe, was dort zu lesen ist. Der Verfasser, der jener Schule ferne steht, ist auf historischem Wege zu demselben Endziele gelangt und spricht das Ergebniß seiner Untersuchung noch unumwundener als jene aus: daß niemals von einem gesetzlicheren Gericht ein gesetzlicheres Urtheil gesprochen, als dasjenige, wodurch Sokrates zuerst des Verbrechens des Unglaubens an die Staats-Götter und der Verderbung der Jugend schuldig erkannt und darauf zum Tode verurtheilt wurde. Nicht minder zu beachten ist, daß diese Untersuchung nur eine Fortsetzung der Erläuterungen und Aussprüche Niebuhrs, gleichsam den Schlußsatz der Prämissen jenes bildet; denn indem sie die Auszeichnung des Athenischen Volkes und seiner demokratischen Verfassung, die Beurtheilung des Xenophon und Plato, wie Niebuhr sie gegeben, anerkennt und aufnimmt, wird in demselben Geiste das was sich daraus gleichsam von selbst ergiebt, geschlossen und der Verfasser hat nicht ganz Unrecht, in der Schlußbemerkung S. 89 zu sagen, er getraue sich der nicht mehr einzuholende Zustimmung des großen Geschichtforschers gewiß zu seyn. Nicht allgemeine Gedanken und Betrachtungen, sondern die Prüfung der gesammten historischen Details, und da Klage und Vertheidigung uns noch vorliegen, eine Untersuchung des Processes selbst wird mitgetheilt; aus dem Zustande der alten Demokratie, aus der Vertheidigung des Plato und Xenophon wird das Schuldig erwiesen. Der längere Aufenthalt des Verfassers in Athen hat ihn mit einer Bewunderung jener alten athenischen Zeit erfüllt, daß er in jedem zerbrochenen Steine aus den zerstörten Ruinen des Parthenons eine Schule für den Architekten sieht, was Wunder also, wenn er das Volk selbst, seine Verfassung, alle seine Thaten für ausgezeichnet hält und jeder Angriff auf dasselbe ihm frevelhaft erscheint! Perikles Lobrede bey Thukydides wird als Grundlage des Beweises der Vortrefflichkeit des athenischen Staates gesetzt; wer erkennt aber hier nicht, wie bey allen Prunkreden dieser Art, das Erheben des wirklichen zum idealen, wobey alles

vorhandene Gute übermäßig gerühmt, das Verderbliche aber stillschweigend übergangen wird!

Das Paradoxon an sich, so wie die lebendige Darstellung des Verfassers wird die Wahl gläubiger Anhänger um so leichter mehren, je schwerer (ja unmöglich) es ist, aus der deutschen Bearbeitung die vielen Verdrehungen und Unrichtigkeiten in Uebertragung griechischer Gedanken bey oft scheinbar kleinlichen Dingen zu erkennen und dadurch alle abschreckenden Folgen abzuweisen, wenn man nicht aus den Quellen selbst Einsicht und richtiges Verständniß zu holen geneigt ist. Es ist nicht unsere Sache dem Verfasser schrittweise zu folgen und im Einzelnen das verkehrte aufzudecken, doch können wir nicht umhin, an dem einen Beyspiele das Verfahren näher zu bezeichnen und deutlich zu machen.

Von dem ersten Theile der Klage, daß Sokrates nicht an die Staatsgötter glaube, bemerkt Hr. Forchhammer: Xenophon und Platon stellen sich als wollten sie das Gegentheil beweisen; allein es gelingt ihnen nicht. Sie bemühen sich mit einem Verfahren, das man bey andern sophistisch nennt, die Streitfrage auf ein anderes Feld hinüberzuspielen. Mit kleinlichem, unaufrichtigem Sinn sucht Xenophon gegen sein besseres Wissen zu halten was unhaltbar war. Die Anklage sagte: Sokrates glaube nicht an die Götter, an welche der Staat glaubte. Xenophon beweist dagegen, daß Sokrates an einen Gott oder an Götter glaubte, was die Anklage gar nicht läugnete, vielmehr selbst zugestand und sogar ihm zum Vorwurf machte, weil diese Götter neue waren. Was Xenophon zur Widerlegung der Anklage hätte beweisen sollen, war dieses, daß Sokrates den Gesetzen gemäß an die Staatsgötter glaubte und nicht dawider lehrte. Eben so wenig vermag Platon den Sokrates von der Anklage zu befreyen. Er machts gerade so wie Xenophon, er beweist, daß Sokrates an Göttliches geglaubt habe und folglich auch an Götter, aber nicht, daß er an die Staatsgötter glaubte und dieß wars doch, was der Ankläger mit Recht verneinte. Aus seinem Glauben an das Dämonion zu beweisen, daß Sokrates auch an die Eltern desselben, an Götter müsse geglaubt haben, heißt im Grunde zugleich die Athener verhöhnen, nicht, auf die Anklage antworten.

Diese Beschuldigungen gegen Plato und Xenophon sind neu, und warum soll, was bey andern sophistisch heißt, bey diesen nicht eben so genannt werden, vorausgesetzt, daß der ausgesprochene Tadel sie wirklich trifft? Doch dieser Tadel fällt nicht den Beurtheilten, sondern dem Beurtheilenden allein zur Last; dadurch daß der Verf. als Inhalt der Klage setzt: Sokrates glaubt nicht an die Götter des Staates, sondern führt neue Götter ein, wird Xenophons und Platons Beweis (auch Aristoteles erwähnt billigend diesen), daß Sokrates an Götter glaube, zum Unsinn oder zur Ironie; aber die Worte der Klage sind, er führe neue Dämonia ein, und da diese, mögen sie nun aus Unwissenheit oder aus Bosheit des Klägers hervorgegangen seyn, wie jeder aus dem Leben des Mannes weiß, und Xenophon besonders andeutet, das Dämonion bezeichnen, so ist die Klage diese: Sokrates glaubt an sein Dämonion, nicht an die Götter des Staates. Was kann nun eine Vertheidigung anders geben, als was Xenophon und Platon bewiesen haben? und wenn Sokrates an Götter glaubte, waren es nicht die Götter des Staates, der Athener, der Griechen, oder suchte und fand er, wie die Physiologen jener Zeit, in den Namen der Götter nur die verschiedenen Kräfte der Natur? So sind durch die einfache Verwechselung zweyer nahe verwandter Begriffe Plato und Xenophon unerwartet in Sophisten verwandelt worden! War es aber damals von den Staatsgöttern anders zu denken als die Vorfahren gewohnt waren, ein so großes Verbrechen, daß Todesstrafe darauf gesetzt werden konnte, warum verschweigt der Verfasser, welch freches Spiel in Gegenwart aller Athener Aristophanes mit den Göttern getrieben hat, er, der in diesem den ächten Athener erkennt, welcher zuerst das verderbliche von Sokrates Einfluß durchschaut und kund gethan hat? Solchen Spott hat sich Sokrates gewiß auch nie gegen den einzelnen erlaubt, wie er sich über theologische Ansichten am wenigsten erklärte und damals wie jetzt, unbekannt war, was er unter seinem Dämonion verstanden habe. Der Vorwurf wegen Religion war gewiß von geringerer Bedeutung, als der moralische und politische, daß er die Jugend verführe und Aeschines versichert geradezu, die Athener hätten den Sokrates zum Tode verurtheilt, weil Alkibia-

des und Kritias, die ärgsten Feinde der Demokratie, seine Schüler gewesen seyen.

Diesen zweyten Theil hat der Verfasser mit besonderer Vorliebe und gelehrter Ausführlichkeit behandelt; es fehlt nicht an trefflichen Bemerkungen, so vieles auch dadurch, daß es nach der einen Seite auf das höchste gestellt ist, seine Richtigkeit verliert. Es ist nämlich gewiß und durch einzelne Begebenheiten, wie durch das ganze Leben des Sokrates hinreichend dargethan, daß er aus innerer Ueberzeugung kein Freund und Lobredner der Demokratie gewesen sey, ohne deswegen seine Vaterlandsliebe in Zeiten allgemeinen Drangsales bey Theilnahme am Kampfe u. dgl. zu beschränken, auch zeigt sich bey ihm nicht, wie bey seinen Schülern, ein Hervorheben der Spartaner und ihrer Verfassung im Gegensatze der Athener, wodurch er sich der Demokratie feindlich entgegengestellt hätte; er konnte es nicht billigen, und die täglichen Erscheinungen mochten jeden Denkenden zu derselben Ueberzeugung führen, daß die Demokratie unbekümmert um wahre Einsicht und Kenntniß nur der unverständigen Menge und den ihr gewöhnlich gleichen Führern huldigte, und damit den Keim des eigenen Verderbens mit sich führte. Hr. F. aber sieht in Sokrates überall nur den gesetzwidrigen Oligarchen, der, weil er nicht offen gegen die Volksherrschaft auftrat, sondern nur im geheimen und einzelnen seine Ansichten gegen den Staat in Form eines nothwendigen Ergebnisses vorbrachte, um so strafwürdiger gewesen sey und mehr Unheil als alle Kleon und Kleophon den Athenern gebracht habe.

Xenophon erwähnt fünf einzelne Puncte des Klägers und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wie der Verf. behauptet, die Rede des Meletus selbst vor Augen hatte und sie zu widerlegen suchte. Sie mochte den Demokraten, die sich freuten, daß wieder ein Aristokrat weniger sey, bedeutend genug scheinen um öffentlich verbreitet zu werden und Sokrates war selbst nach seinem Tode noch Gegenstand rhetorischer Uebungen; so hatte einige Jahre nach seinem Hinscheiden der Sophist Polykrates eine neue Klagerede gegen ihn, Theodectes eine Vertheitheidigungsrede geschrieben; solche spätere Nachbildungen sind uns leicht entbehrlich, wichtiger wäre die Erhaltung des Originals; wir würden Xenophons Vertheidigung besser zu würdigen verstehen, in welcher gewiß manches erst aus Meletos Rede sein volles Verständniß erlangen würde; uns scheint die Rechtfertigung des Sokrates und die Widerlegung des Gegners bey ihm hinreichend genügend, nur spiele man nicht mit Worten und einzelnen Ausdrücken und verdrehe nicht den Gedanken und den Geist der Rede. H. F. unterwirft diese Vertheidigung einer besondern ausführlichen Prüfung (S. 40 — 58) und bemerkt, daß Xenophon den letzten Punct, die Anführung von Versen aus Hesiodus und Homerus betreffend, nicht wie die vier ersten mit den Worten des Klägers, sondern absichtlich in indirekter Rede mitgetheilt und verstümmelt habe, weil die erbärmliche Verdrehung der Bedeutung des politischen Kampfes, die Xenophon nach dem Verf. sich zu schulden kommen ließ, nicht aus den eigenen vollständig mitgetheilten Worten des Klägers herausgebracht werden konnte. Hr. F. weiß nämlich den Versen des Homer Il. II. 188 — 206 in ihrem Zusammenhange eine politische Bedeutung und Anwendung zu geben, vermöge welcher Sokrates Streben gewesen, die demokratische Macht einer philosophischen der Schönguten (καλοὶ κἀγαθοὶ) zu unterwerfen; erst habe er die junge Generation vorbereitet, dann aufgefordert Hand ans Werk zu legen, nicht unentschlossen oder gleichgültig zu seyn, sondern wenn die Zeit der That da sey, zu handeln nach dem Hesiodischen Verse

Thätigkeit schände mit nichten, allein Unthätigkeit schände.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

V. Imperium Florae antillanae. Die westindische Flora. Ich begreife hierunter nicht bloß die Bahamas-Inseln, die großen und die kleinen Antillen, sondern auch die östlichen Striche von Yucatan, Honduras, die Mosquitosküste, das Delta des Magdalenenstromes, das Küstenland von Venezuela und die Insel Trinidad. Die Vergleichung der antillanischen Flora mit denen dieser Gebiete des Festlandes von Amerika zeigt nämlich eine große Verwandtschaft zwischen den hier vorkommenden Pflanzenformen, während die Gewächse der Länder auf dem westlichen Gebirgsabhange der mexicanischen Andes, der Gebirge von Darien, (die übrigens sehr wenig bekannt sind) und diejenigen, welche südlich von dem hohen Gebirge von Venezuela wachsen, sich mehr und mehr denen des südamerikanischen Festlandes nähern.

Dieses ausgedehnte Pflanzenreich, dem wir im Allgemeinen eine mittlere Jahrestemperatur von 23° bis 30° Cels. zuschreiben dürfen, wird sich übrigens, bey einer genaueren Kenntniß seiner einzelnen Bestandtheile, in mehrere, durch eigenthümliche Charaktere bezeichnete Provinzen zerfällen lassen. Offenbar nähert sich die Flora der Lucayos am meisten der des südlichen Florida's, die caraibischen Inseln erinnern durch mancherley Züge an die Flora des nordöstlichen Festlandes von Südamerika, und die großen Inseln, namentlich Cuba und Jamaica, haben jede für sich eine beträchtliche Zahl eigenthümlicher Formen, und zwar um so mehr, je höher sich das Terrain erhebt. In diesem ganzen Gebiete herrscht, als wesentlicher Charakter des Insular-Klima's, eine geringere Differenz zwischen der mittleren Wärme der heißen und der kalten Monate, als dieß bey einem Continentalklima unter denselben Breiten der Fall ist; die Regen sind verhältnißmäßig stärker und die Thaubildung ist schwächer, als auf dem Festlande. Diesen Verhältnissen entsprechend, finden sich namentlich auf den Inseln, die dem antillanischen Reiche gehören, jene Palmen gar nicht repräsentirt, die in dem Innern der Continente vorherrschend verbreitet sind, wie insbesondere Phoenix und Iriartea. Inzwischen kommen hier Glieder aus jeder einzelnen Gruppe vor, namentlich von Arecinae: die Gattung Oreodoxa, die herrlichste aller Kohlpalmen (Cabbage-palm), welche diesem Gebiete charakteristisch eigen angehört (Oreodoxa regia und oleracea); von Coryphinae: die ebenfalls bisher nur in Westindien gefundene Gattung Thrinax, welche, ebenso wie mehrere Arten der Gattung Sabal, gesellig wächst und oft in großer Ausdehnung die baumlosen Abhänge des Innern und die trocknen Striche an der Küste überziehet. Die fächerförmigen Blätter derselben werden vorzugsweise beym Dachdecken benutzt, und liefern theilweise ein Material, das viele Jahre ausdauert. Aus den Wedeln der Guano (Thrinax argentea) werden die Körbe gemacht, worin man die westindischen Tabacksblätter versendet. Aus der Gruppe der Lepidocaryinae wird die prächtige Mauritia flexuosa als auf der Insel Barbados

wachsend, von Meacock angeführt. Vielleicht ist sie aber nicht ursprünglich dort zu Hause.

Die Gruppe der Borassinae hat keinen Repräsentanten auf den Inseln selbst, wohl aber erscheinen mehrere Arten von Geonoma auf dem Küstenlande von Caracas, in den heißen Schluchten der Urwälder.

Die Cocoinen werden hier durch mehrere Arten aus der Reihe der stachlichten (als Baetris major, minor, Acrocomia fusiformis und aculeata) und aus der Reihe der wehrlosen durch Cocos nucifera und crispa H. repräsentirt. Wahrscheinlich gehört hieher auch die noch nicht systematisch erläuterte Palma non spinosa humilis fructu racemoso pruniformi, minimo, pisi magnitudine von Sloane, Hist. H. p. 118; es ist aber bis jetzt unmöglich, die verwirrte Synonymik, welche in den Werken von Hughes, Sloane, Patrick Browne, Lunan, Meacock, u. A. angetroffen wird, auf sicher erkannte Arten zurückzuführen. Schon der fleißige Plumier hatte 17 Palmen auf St. Domingos, St. Vincents, und Martinica gefunden, aber seine Beschreibungen und Abbildungen, welche in der Bibliothek des Instituts zu Paris aufbewahrt werden, gewähren eben so wenig, als die andern erwähnten Schriften eine zuverläßige Kenntniß von jenen Gewächsen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit führe ich noch an, was mir von einem Liebhaber der Naturgeschichte, Hrn. J. S. Heneken, aus dem Porto Plata auf S. Domingo, gemeldet wurde. „In der Nähe von Guayacanas, eine halbe Tagreise von S. Jago und bisher nur dort, habe ich eine Palme beobachtet, welche im Lande Palma Cacheo genannt wird. Sie bedeckt die niedrigen, trocknen Hügel in der Nachbarschaft, auf welchen keine andere Vegetation gedeiht. Wenn sie die Höhe von 18 bis 20 Fuß erreicht hat, etwa in der Periode, da sie Frucht zu tragen anfängt, erleidet sie eine seltsame Mißstaltung. Der grüne Theil des Stamms unterhalb der Insertion der Blätter (hier meynt der Briefsteller wahrscheinlich die cylindrische Scheide der Blätter, welche einen Fortsatz des Stammes zu bilden scheinen) schwillt nämlich dann kugelförmig an, so daß er viel dicker wird, als der übrige Stamm, und diese Anschwellung erweiset sich von schwammiger Consistenz, fester als eine Melone aber durchgängig erfüllt mit einem süßen Safte, welcher an Geschmack dem süßesten Cocosnußwasser gleichkommt und auch dem des Zuckerrohrsaftes sich nähert. Die Jäger stillen oft ihren Durst mit dieser Flüssigkeit, wenn sie auf den dürren, wüsten Hügeln jagen. Die Anschwellung verliert sich nach und nach wieder, wenn die Palme einige Rispen mit Früchten getragen hat.“ — Ich glaube, daß die Palme mit dieser sonderbaren Anomalie in der Entwickelung der Blüthenrispen und Frucht zur Gattung Oreodoxa gehört. Bey Oreodoxa regia ist die keulenförmige, oft mehrere Fuß lange Spatha mit einem weißen spreuartigen Wesen durch und durch angefüllt, welches anfänglich an dem Kolben und dessen zahlreichen Aesten aufsitzt, später aber von seinem Anheftungspuncte wegfällt. Jener genießbare, zuckerhaltige Saft, dessen Hr. Heneken in den Blattscheiden der Cacheo-Palme erwähnt, wird vielleicht auch nicht von der Scheide der Blätter, sondern vielmehr von den Kolben, so lange sie noch in der Scheide eingeschlossen sind, abgesondert. Das Phänomen hätte dann die größte Analogie mit der Entwickelung eines zuckerhaltigen Saftes aus den abgeschnittenen Kolben der Arenga saccharifera und anderer Palmen, oder mit der Saftbildung in dem, die noch nicht entwickelten Blüthen einschließenden, Herzen der Agave americana, welche bekanntlich das Material zum Getränk des Pulque liefert.

Auf dem Inselgebiete des Imperii Florae antillanae wachsen die Cocos nucifera und die Elaeis guineensis, welche wir beyde als eingeführt annehmen müssen, in großer Vollkommenheit. Die erstere gehört auch hier ausschließlich der Küsten-Vegetation an, die letztere kommt häufiger in den trockenen, mit starkem Erdreiche versehenen Gegenden des Innern vor. Auch Phoenix dactylifera wird, wie schon Sloane bemerkt, auf Jamaica gebaut; ihre Früchte sind jedoch nicht wohlschmeckend und kommen oft nicht einmal zu voller Reife.

Das Festland, welches ich zu dieser Flora rechne, ist namentlich nur im nördlichsten Theile von Tierra firme durch Jacquin, Löffling und Al. v.

Humboldt untersucht worden. Es breitet sich größtentheils zu Sanddünen, zu Steppen, welche mit Gras bewachsen sind, oder zu felsigen unwirthbaren Wüsten aus, auf welchen letzteren namentlich die Cactus-Vegetation in großer Fülle und Mannichfaltigkeit zu Hause ist, die Palmen dagegen nur selten erscheinen. Es sind hier vorzugsweise Fächerpalmen, wie denn diese Form überhaupt den unbewaldeten Gegenden häufiger, dagegen die der Fiederpalmen mehr den Wäldern eigen zu seyn scheinet. Die Fächerpalmen machen kürzere Stämme, oder entbehren derselben ganz, dagegen sind sie stark beblättert und vermögen somit durch den eigenen Schatten ihre Wurzeln vor dem Einfluß der mächtigen Sonnenstrahlen zu beschützen, welche das ebene, dürre Land fast das ganze Jahr hindurch ausbrennen. Die starke Wärmestrahlung verhindert überdieß häufige Niederschläge von Feuchtigkeit aus der Luft, und dieser Charakter von großer und gleichförmiger Hitze, den größten Theil des Jahres hindurch, übt wesentlichen Einfluß auf das Blühen und die Fruchtentwickelung, so wie anderer Gewächse, auch der Palmen. Bey Mangel an Feuchtigkeit fructificiren diese oft mehrere Jahre hindurch gar nicht. Als charakteristische Pflanze dieser eigenthümlichen Vegetation in den brennenden Niederungen von Cumana und Caracas sind viele Euphorbiaceae (Pedilanthus, Croton, Euphorbia, Jatropha), viele Chenopodeaceae, Amarantaceae, Cucurbitaceae, Nyctagineae, viele Arten von Lippia, Solanum, Heliotropium, Convolvulus, Capparis, viele Apocyneae, Malvaceae, Büttneriaceae, Leguminosae und viele saftreiche Arten von Portulaca, Talinum, sowie Sesuvium Portulacastrum zu nennen. Diesem Vegetationsgebiete gehört namentlich die Palma de Sombrero (Corypha tectorum Humb,) an, und an sie schließt sich gewissermassen Zamia muricata, eine Art aus der kleinen Familie der Cycadeen oder Palmfarn, welche in Nordamerika und am Kap der guten Hoffnung häufiger erscheint und gewissermassen die Palmen dort mit vertritt.

In den tiefer landeinwärts gelegenen Gegenden dieses Gebietes, besonders in den schattigen und feuchten Schluchten der Gebirgswälder, kommen mehrere Palmenarten vor, so z. B. Chamaedorea gracilis und Geonoma pinnatifrons und simplicifrons (die auch am Amazonas erscheinen) aus der Reihe der Rohrpalmen, mehrere Bactris- und Acrocomia-Arten aus der Formation der stachlichten Cocoinen. Die Cocos butyracea, welche von v. Humboldt und Bonpland im untern Stromgebiete des Magdalenenstromes, so wie von da weiter landeinwärts verbreitet angeben wird, ist noch rücksichtlich ihrer botanischen Charaktere zweifelhaft, da sie, nach Hrn. Kunth, vielleicht zur Gattung Elaeis gehört, sofern sie jedoch die Palma Corozo Jacquin's (Amer. t. 171. f. 4.) wäre, dürfte sie jedenfalls als ein charakteristisches Glied dieser Palmenvegetation betrachtet werden. Auch auf diesem Theile des Festlandes wird Cocos nucifera in der Nähe des Oceans häufig angebauet und mit ihr, nach v. Humboldt, hie und da auch Phoenix dactylifera.

Das antillanische Florenreich in den von mir angenommenen Grenzen erhebt sich an mehreren Orten zu so beträchtlichen Höhen, daß hier auch die Verbreitung der Palmen in den über einander liegenden Zonen in Betracht käme. Leider fehlen jedoch zur Zeit noch bestimmte Nachweisungen über diese Verhältnisse. Jedenfalls dürfte hiebey ins Auge zu fassen seyn, daß das Gebiet sehr verschiedene Erhebungen des Bodens darstellt, welches Verhältniß nicht isolirt, sondern in Verbindung mit mehreren andern, gewürdigt werden muß.

Die großen Inseln dieses Reiches nämlich sind Continental-Inseln; sie sind mit ziemlich langen Bergketten durchzogen, welche sich hie und da beträchtlich, so z. B. die blauen Gebirge auf Jamaica bis zu 6800 Fuß Höhe, erheben.

Von den kleinen, sogenannten pelagischen Inseln ist eine verhältnißmäßig schwache Zahl mit Vulkanen versehen. Diese als plutonische, d. h. aus dem Schooße des Meeres erhobene, Gebilde haben, dem eigenthümlich geologischen Charakter entsprechend, auch eine andere Vegetation als diejenige, welche vorherrschend aus Kalkstein, oder aus Urgebirge bestehen und oft von der noch stets fortgehenden Bildung von Corallenriffen umgeben sind. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bedauern, daß wir über die dortigen Vegetations-Verhältnisse bis jetzt keine gründliche Untersuchung besitzen, als der ursprüngliche Zustand des Pflanzenwuchses bey

fortschreitender Colonisation immer schneller verschwinden wird. Inzwischen scheint sich zur Zeit namentlich die Thatsache feststellen zu lassen, daß die vulkanischen Inseln dieser Region verhältnißmäßig viele Farnkräuter und viele Palmen beherbergen, was in den Mascarenischen Inseln ebenfalls der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesetzlichkeit ꝛc.

(Schluß.)

Allerdings dadurch wird die Klage des Meletus erst verständlich; denn Sokrates ist nun wirklicher Revolutionär geworden; aber wäre diese Fiction des H. F. gegründet, die Anklage würde nicht gewesen seyn, daß Sokrates die Jugend verführe, sondern daß er die Verfassung umstürzen wolle; und wenn die Verse des Homerus in jenem Zusammenhange gedeutet werden sollen, (denn nur durch die Annahme, daß Xenophon absichtlich das entscheidende verschwiegen habe, wird jene Deutung möglich, aber noch immer unwahrscheinlich, und konnte ihn nicht sogleich ein jeder der Lüge überführen?), warum hat der Verf. nicht auch die Worte des Hesiodus in ihrer Verbindung angeführt? sie widersprechen jeder ähnlichen Verdrehung und bezeichnen nur die Aufmunterung zur Arbeit, Fleiß und Thätigkeit. Wie oft mochte Sokrates Gelegenheit gefunden haben, seinen unthätigen, aber herrschsüchtigen jungen Landsleuten jenen Vers zuzurufen!

Wir verzeihen den Athenern, die gegen Themistokles und alle Staatsmänner von Bedeutung nicht die größte Dankbarkeit bewiesen haben, auch die Verurtheilung des Sokrates; sie lag im Geiste der Volksherrschaft begründet und sie hatten kurz vorher durch die oligarchische Regierungsform, welcher der Beklagte weit näher sich anzuschliessen schien, zu viel übles und schlimmes erlitten, um nicht gleich andern Menschen im Kampfe ihrer eigenen Sache den richtigen Weg der zwischen Gleichgültigkeit und Unduldsamkeit führt, zu verfehlen, und wie waren die Athener schon selbst revolutionär geworden, da 281 Richter gegen den Sokrates, aber nicht weniger als 220 für ihn gestimmt hatten! Um diese That aber als eine gerechte anzuerkennen, bedarf es besserer Beweise und eines andern Princips als hier geltend gemacht wird, „welches das bestehende als das höchste unverletzliche, auch geistig bindende setzt, jede Belehrung und Entwickelung hemmt, die Möglichkeit einer wirklichen Verbesserung aufhebt und nahe daran ist, das Menschliche im Menschen ganz zu vernichten.“

Auch im Einzelnen finden sich viele neue Ansichten in dieser Schrift vorgetragen; zu den vielen Vermuthungen über die Wolken des Aristophanes tritt auch die des Verf., daß sie nicht gegen die Sophisten, sondern gegen den Sokrates selbst und seinen Schüler Alcibiades, den er schonend noch und scherzend mit fremdem Namen Pheidippides nennt, während er den Vater Strepsiades durch das Lager auf dem er zuerst erscheint, als den alten Kleinias bezeichnet, gerichtet seyen. Noch eigenthümlicher ist, was über die bekannte Stelle des Xenophon S. 39 erwähnt wird:

„Unter dem falschen Namen Themistogenes Syrakusios hatte er selbst später im Exil den Zug und Rückzug beschrieben. Auch durch den Namen meinte er den Vorwurf des Gewissens und der Athener zu beschwichtigen, einen Sohn des Rechts, der wider Wissen ein Syrer geworden sich nennend. Freylich ein Sohn des Rechts, aber uneingedenk des edlen Ursprungs wurde er ein Syrer, vielleicht wider Willen, aber nicht ohne Schuld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Anlangend endlich den continentalen Küstenstrich, welchen wir zu diesem Imperium Florae rechnen, so dürfte ihm vielleicht der isolirte Gebirgsstock der Sierra nevada de S. Martha zuzuzählen seyn, da die Untersuchungen des Hrn. Al. v. Humboldt nachgewiesen, daß dieser Gebirgsstock, welcher sich bis zu einer Höhe von 18000 Fuß erhebt, ganz isolirt und keineswegs als ein Nordast des Hochalpenzuges von Neugranada zu betrachten sey.

Im Ganzen darf man zur Zeit etwa 30 Arten aus diesem Gebiete aufführen, von welchen 6 dem Continente ausschließlich angehören möchten.

VI. Imperium Florae mexicanae intratropicae. Diese Gebirgsflora ist, wegen der beträchtlichen Höhe ihrer von S. nach N. laufenden Gebirgszüge, gegen Westen und Osten hin am entschiedensten nüancirt, und dürfte vielleicht, bey genauer Kenntniß ihrer einzelnen Formen, vorzugsweise in eine westliche und in eine östliche Provinz — jene die oceanische, diese die atlantische — getheilt werden. Wie in allen heißen Ländern, welche sich zu beträchtlichen Höhen erheben, hat auch dort der gemeine Sprachgebrauch die drey Zonen des heißen, gemäßigten und kalten Erdstriches, als unmittelbar über einander liegend, bezeichnet. Hr. v. Humboldt rechnet die erste (Tierra caliente) von 0 bis 200 Toisen mit einer mittleren Jahreswärme von 26° C., die gemäßigte Zone (Tierra templada) von 200 bis 1100 Toisen mit einer mittleren Wärme von 17°, 5 C. bis 25° C. und die kalte von 1100 bis 2350 Toisen mit einer mittlern Temperatur von 17°, 5 bis 0°, 8 C. — Es ist dieß das erste Florenreich, welches Palmen besitzt, während zugleich Berggipfel erscheinen, welche sich über die Schneegrenze erheben. In die höhern Regionen des Gebirges, d. h. dahin wo der Baumwuchs eine wesentliche Erniedrigung erleidet, steigen die Palmen, als eine ganz tropische Pflanzenform, nicht hinauf; doch halten sie sich nicht bloß am Meere, und in der heißen Zone, sondern einige von ihnen mischen sich in den gemäßigten Gebirgsgegenden unter Eichen, Föhren und Erdbeerbäume. Die vorherrschenden Formen scheinen Fächerpalmen und schlanke Rohrpalmen aus der Gattung Chamaedorea zu seyn, von welcher letzteren bereits 5 Arten bekannt sind. Corypha Pumos Humboldt (eine Copernicia?) ist von Humboldt und Bonpland am Vulkan von Jorullo bey der Villa Agua Sarco in einer Höhe von 500 — 800 Toisen und Corypha nana zwischen Acapulco und Mazatlan (230 Toisen hoch) beobachtet worden. Chamaerops Moçini, eine andere Fächerpalme, erscheint ebenfalls in diesem Gebiete bey Acapulco und in der Bai von Chacahagua. Ihre dunkelgrünen, großen Fächerblätter contrastiren malerisch mit dem zarten Laube reizbarer Mimosen, welche längs dem Meeresufer reiche Gehäge bilden (Bar. v. Karwinski). Brahea dulcis (Corypha Humb.) ist von denselben Reisenden in der gemäßigten Zone, am westlichen Abhange der mexicanischen Andes zwischen Chil-

pancingo und Acapulco, bey la Moronera und auf dem Alto de las Caras, zwischen Eichen und Fichten, in einer Höhe von 500—520 Toisen über dem Ocean, gefunden worden. Vielleicht aus denselben Gegenden stammen die Exemplare, welche von Thaddäus Hänke nach Europa geschickt worden sind. Hr. Baron von Karwinski hat dieselbe Art im Staate von Oaxaca, zwischen Tehuacan und El Huiso, bey Los Capolines, nächst Trapiche de Aragon, in einer Höhe von angeblich 8000 Fuß beobachtet (cf. Martius, Palmae Tab. 162.) Diese Gegend liegt so hoch, daß es bisweilen Eis friert. Sie kommt übrigens in jener Provinz auch an niedrigern Orten, wie z. B. bey Teoromuleo und Teosacualco vor. Bald sind Pinus-Arten, bald Quercus mexicana, laurina, acutifolia, glaucescens, bald die malerische Yucca longifolia oder Arbutus Madroño ihre Begleiter. Man begegnet also dieser Fächerpalme, wenn man aus den kühlen Regionen, wo noch Weizen gebaut wird (bey 5000 F.), zu jener glücklichen Zone herabsteigt, wo sich der Frühling mit einem milden Sommer paart. Chamaedoreen kommen nach Bar. v. Karwinski in der Schlucht bey Juquilla de la Costa, bis Tututepec vor. Auf dem entgegengesetzten östlichen Abhange der mexicanischen Cordilleren sind von Dr. Schiede diese Rohrpalmen einige Meilen südlich von Xalapa (19°, 30″ n. Br.), sowie in den Gebirgsschluchten v. Chiconquiaco, bey Papantla und Misantla, gefunden worden. In der Barranca de Tioselo, 5 Leguas südlich von Xalapa, bildeten Chamaedorea elegans und oblongata zugleich mit Heliconien, Farnkräutern und strauchartigen Melastomen dichtes Gebüsch in den feuchten etwas sumpfigen Wäldern. Sie sind als eine Palmenform der Tierra templada zu betrachten, denn nur da steigen sie in die heiße Zone herab, wo die Vegetation durch öftere Regen erfrischt wird. Bey der Fruchtreife werden ihre Kolben fleischig und scharlachroth, wie dieß von Geonoma bekannt ist. Die Einwohner wenden dann den Saft der Kolben als eine Panacee gegen entzündlichen Brustkatarrh an. Auch an andern Punkten der östlichen Küste erscheinen Arten dieser Gattung in den feuchten Wäldern an den Flüssen und Bächen, welche dem heissen und offenen Meeressandufer zufallen. Eine andere, nahe der Küste am Ufer der Lagunen und Flüsse z. B. der Laguna salada und verde in der Provinz von Veracruz von Dr. Schiede bemerkte Fächerpalme ist bis jetzt noch nicht systematisch bekannt. Sie scheint wie die meisten Fächerpalmen gesellig vorzukommen, bildet jedoch keine so stattliche Wälder wie dieß vorzugsweise von der Cocoyule (Cocos Cocoyule Mart.) gerühmt werden kann. Diese Palme ist von Baron Karwinski in der Provinz Oaxaca zwischen Zacatepec und Acatepec nahe an der Südsee beobachtet worden und wird als eines der majestätischsten Producte des Pflanzenreiches geschildert. Der cylindrische Stamm erreicht bey 2 bis 2½ Fuß Durchmesser eine Höhe von 100 Fuß und trägt eine Krone 40 Fuß langer Fiederblätter. Die Frucht, von der Größe eines Hühnereyes, enthält einen süßen Kern, dessen Oel von den Mixteken vorzugsweise zum Einschmieren der Haut und der Haare benützt wird. Der Wald, den dieses edle Gewächs in der Nähe von Jamiltepec fast ausschließlich bildet, bedeckt ein seichtes offenes Thal in einer Ausdehnung von mehreren Stunden, und soll den europäischen Ankömmling durch die majestätische Ruhe, welche in ihm herrscht, mit nie gefühlten Empfindungen erfüllen.*) Von stachlichten Palmen sind in diesem Gebiete die Acrocomia mexicana (Mart. Tab. 138) und die Bactris Cojole (Quauhcojolli Terentii Recch. Mexic. p. 401.) zu nennen. Die erstere erscheint an der Straße von Oaxaca nach Tehuantepec sporadisch auf kleinen Wiesen, in schattigen, gewässerten, fetten Gründen, seltener im Urwalde. Der 20′ hohe dicke Stamm und die Blattstiele sind mit dunkelbraunen glänzenden Stacheln von 12—15″ Länge besetzt. Sie bringt eine große Anzahl kugelrunder Früchte von der Größe einer Welschnuß hervor, welche im Lande wegen des öligen Kernes Coco baboso genannt werden. Nicht selten sieht man das Rindvieh bemüht, mit den Hörnern den stark bewehrten Stamm zu schütteln, um die Früchte zu erhalten, welchen es lebhaft nachstellt. Im nordöstlichen Küstenstriche, besonders von Tampico gegen Norden, begegnet der Reisende hie und da kleinen fast undurchdringlichen Wäldchen von Zwergpalmen, vielleicht einer jener Arten von Sabal, welche in den

*) Vielleicht die Palma Bahey, Coyolli, Recchus Lib. 3. c. 43. p. 75.

heißen Niederungen am Miſſiſſipi und in Florida erſcheinen. — Cocos nucifera wird nicht ſelten, beſonders in den ſüdlichſten Gegenden der Oſtküſte und mit mehr Erfolg auf der Weſtküſte am ſtillen Meere angebaut. Die aus Spanien eingeführte Dattelpalme ſoll in Chiapa nach acht Jahren reife Früchte getragen haben. Herrera Hist. Gen. Decad. IV. S. 222. Als ein beſonderer Zug in der Phyſiognomie der Palmenflora dieſes Gebietes darf angegeben werden, daß hier die Palmen im Allgemeinen ſowohl die in Mexiko ſo häufige Cactusformation, als auch die der in einigen Beziehungen der Tracht verwandten Cycadeen ausſchließen. Sie kommen nicht zugleich mit dieſen Gewächſen vor. *)

VII. Imperium novogranatense s. Florae andinae aequatorialis. Das Reich von Neugranada, Quito und Nordperu. Es iſt dieß eine Gebirgsflora, deren Grenze gegen Norden in 10° nördlicher, gegen Süden in 10° ſüdlicher Breite liegt, gegen Weſten vom ſtillen Ocean und gegen Oſten von den oberen Abhängen des Strombeckens des Amazonas und des Orinoco gebildet wird.

Ich rechne alſo hieher das Gebiet der Cordilleras de los Andes mit ihren tiefen Thälern und Gehängen, wie ſie, innerhalb der angegebenen Breiten, ſich in ihren zwei mächtigen Hauptzügen von S. nach N. erſtrecken, und gegen O. die ſogenannte Küſtencordillere von Venezuela abgeben, welche Alex. von Humboldt als öſtlichen Aſt des weitverbreiteten Gebirgsſyſtems bezeichnet hat. Hier ſtehen in ſchmaleren oder breiteren Zonen die verſchiedenſten Pflanzenformationen untereinander. In den tiefen Thälern, wo die volle Gluth des Aequatorialklima's (eine mittlere Wärme von 23° bis 26° C.) herrſcht, die Ueppigkeit eines großartigen und mannigfaltigen Pflanzenwuchſes, weiter oben milde Berggehänge, mit einem ewigen Frühling (bei einer mittleren Jahrestemperatur von 18° – 19° C.), prächtige Wälder tragend, dann hohe Bergebenen, auf

*) Eine ſyſtematiſch noch ganz unbekannte Palme dieſes Gebiets iſt die 70 Fuß hohe Stachelpalme Bibby, deren Früchte von den Einwohnern von Panama auf Oel benützt werden. Cf. Dampier.

denen ein ſehr geringer Unterſchied in der Wärme der einzelnen Monate der Fruchtreife edler Obſtarten minder günſtig iſt, aber die Cerealien (bei 14° C. Jahrestemperatur) geſegnete Ernten geben, — kühle Alpen, auf denen die tropiſchen Waldbäume zwergartig verkümmern — darauf jene unwirthlichen, von kalten Stürmen beherrſchten Regionen der Paramos, wo der Baumwuchs ganz aufhört, Grasmatten von Eiswäſſern durchzogen werden, und endlich, an der Grenze des ewigen Schnees, nur wenigen niedrigen Kräutern Zeit für ihre kurze Entwicklungsperioden geſtattet iſt. Dieſes Gebiet, in welchem, nach den neueſten Berichten von Colonel Hall *) gerade unter dem Aequator die Zone des

*) In Hooker's Journal of Botany 1834. S. 334 – 339. Dieſer Schriftſteller theilt mehrere ſchätzbare Angaben über die pflanzengeographiſchen Verhältniſſe der Aequatorial-Anden und über die Aufeinanderfolge der einzelnen Vegetationsformen an denſelben mit. Er bemerkt, daß ſich an den Gebirgsrücken, die gegen das Plateau von Quito herabſteigen, die Region der baumartigen Geſträuche überall bis 13,000 Fuß erſtreckt. Der Tunguragua iſt, nach Bouſſingaults barom. Meſſung, bis 15,317 F. mit Gebüſch bewachſen, ſo daß die eigentliche Alpenregion in 14,000 F. Höhe beginnt, und zwar in der Art, daß auf die Zone von Unterholz die Paramos oder Pajonales (Grasmatten) folgen, endlich aber, ganz oben, unterhalb der Schneelinie, jene Gewächſe auftreten, welche den oberſten Hochalpenpflanzen in Europa analog ſind. Er fand, mit Bouſſingault, die unterſte Grenze des Schnees am Cotopaxi in 15,046, am Antiſana in 15,858, am Chimborazo in 16,000, am Cayambe, wo ſich ein breites Schneefeld über einen mäßigen Abhang ausdehnt, in 14,217 Fuß (Die untere Schneegrenze unterm Aequator iſt von Hrn. v. Humboldt bey 15,730, von Bouguer bey 15,608 und von Leslie bei 15,207 Fuß beſtimmt worden). Der Pichincha, deſſen Höhe die franz. Akademiker = 15,006, Humboldt = 15,976, Bouſſingault = 15,676, Hall, nach dem Kochen des Waſſers = 15,704 F. angeben, liegt alſo gerade in dieſer Linie. Im Allgemeinen ſcheinen die Unterſuchungen von Pentland und andern Reiſenden auf die Nothwendigkeit zu führen, die Schneegrenze in den Andes höher zu ſetzen, als es bis jetzt geſchehen. Vergl. Pentland Journ. R. geogr. Society Vol. V. p 80 sq. In 16° und 17° ſ. Br. nimmt dieſer Schriftſteller als Mittel von

strauchartigen Dickichte und der Alpenweiden sich von 10,000 bis 13,000 Fuß ausbreitet, aber hie und da sogar Wälder bis 14,000 F. aufsteigen, führt uns auch Repräsentanten der Palmenfamilie auf Höhen vor, wo der Pflanzengeograph vielmehr nur die nordischen Formen der Eichen und Zapfenbäume zu finden hoffte. Wir verdanken Alexandern von Humboldt folgende Bestimmungen über die Höhengrenzen von Bergpalmen. Sie sind um so wichtiger, als im übrigen Amerika keine gleichhohen Standorte von Palmen ermittelt sind, und die Palmen der alten Welt mit Ausnahme derer auf Java, fast alle nur in Niederungen sind beobachtet worden.

Oreodoxa Sancona, im Gebiete des Cauca-Stromes zwischen Carthago und El Naranjo: 500 Toisen hoch. Oreodoxa frigida, in felsigen Gebirgsgegenden der Andes von Quindiu: 1000 bis 1400 Toisen hoch.

Martinezia caryotaefolia, kultivirt in Gärten bey Ybague und Carthago bis 500 Toisen Höhe, während sie auch in den Schluchten des Huallaga im obern Maynas und am Ufer des Orinoco, am letztern Orte bei sehr geringer Erhebung über dem Meere (bey 40 Toisen) vorkommt.

Auch die Cocos butyracea muß hier wieder aufgeführt werden, denn es wird ihr ein Höhenbezirk vom Meere bis zu 700 Toisen zugeschrieben, da sie am Ufer des Rio Sinu bei seiner Mündung ins Meer, und auch bey Ybague und Carthago wächst.

Guilielma speciosa (Bactris Gachipaes Humb.) ist von Hrn. von Humboldt bey Ybague in 700 Toisen Höhe aufgeführt, während sie durch große Strecken Brasiliens in sehr geringer Erhebung über dem Meere erscheint.

Iriartea andicola (Ceroxylon Humb.) auf dem Gebirge von Quindiu in einer Höhe von 900 bis 1450 Toisen.

Attalea amygdalina in der goldreichen Provinz Choco, und kultivirt bey Carthago und Guaduas, zwischen 500 und 630 Toisen Höhe.

Aus diesen Datis leiten wir zwey für die Geographie der Palmen interessante Thatsachen ab. Zwey Arten aus der Gruppe der Arecinae, Oreodoxa frigida und Iriartea andicola gehen bis in die kalte Region (wo eine mittlere Jahreswärme von 10° bis 5° Cels. herrscht?) hinauf, während sonst gerade die Arecinae vorzugsweise niedrige, heiße Gegenden zu bewohnen pflegen, und namentlich mehrere Arten der Gattung Iriartea, in dem heißen Strombecken des Amazonas und seiner Confluenten, nur unter der Begünstigung einer sehr hohen Temperatur (von 22° bis 25° C. Jahreswärme) fortkommen. Besonders auffallend ist, daß Iriartea andicola in der beträchtlichen Erhebung von 1450 Toisen über dem Meere noch einen colossalen Stamm von 100 Fuß Länge bildet. Dieses hohe Vorkommen eines Palmbaums von so beträchtlicher Länge scheint mit den oben angeführten Beobachtungen von Hall besser übereinzustimmen, als mit den bisherigen Annahmen, gemäß welchen die obere Grenze des Baumwuchses selbst in den Parallelen nahe am Aequator schon in 1739 Toisen (die äußerste Grenze des Flechten- und Mooswuchses aber in 2849 Toisen) Erhebung über dem Ocean fiele.

Ferner ergiebt sich, daß gerade diejenigen Arten, welche den weitesten Verbreitungsbezirk nach Länge und Breite haben, sich auch eines sehr breiten Höhentermini erfreuen. Wir können dafür Martinezia caryotaefolia und vor allen die Guilielma speciosa anführen. Erstere erscheint im obern Stromgebiete des Guallaga (10° s. Br.), im untern Maynas, am Amazonenstrome und dann wieder im Thale des Cauca, bey Ybague (4° 27′ n. Br.) also in einer Ausdehnung von 14 Breitengraden. Noch weiter verbreitet ist die Gachipaës, wie die Guilielma speciosa im Hochlande von Neugranada heißt *)

vier directen Messungen die Höhe von 16,996 (engl.) Fuß als die untere Schneegrenze. — Vrgl. ferner Bemerkungen über die Verbreitung der Vegetation in den größten Höhen des Himalaya und in Hochperu, von Meyen, in Wiegmanns Archiv der Naturgesch. II. 1. S. 313–317.

*) Cahepais bey den Indianern Musos und Colimas in Neugranada, Pixihaes in Peru: Herrera Hist. Gen. Decad. VIII. S. 80 und III. S. 240.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Es ist dieß dieselbe Art, welche A. v. Humboldt am Orinoco u. Atapabo Pirihao nennen hörte, und deren große Fruchtbarkeit und Reichthum an Nahrungsstoffen sie der Banana an Nützlichkeit nähert. Diese Palme, die Dattel des tropischen Südamerika, erscheint in einem sehr großen Theile Brasiliens, namentlich im Strombecken des Amazonas und seiner größten Confluenten. Sie heißt dort Bubunha oder Pupunha (S. Martius Reise, III. S. 1053). Auch in der französischen Guiana ist sie unter demselben Namen oder als Paripou, Paiipou, bekannt, und weit verbreitet. Von Westen nach Osten geht daher ihr Vorkommen fast durch das ganze Continent von Südamerika, in einer Ausdehnung von 40 Breitengraden und darüber. Nach Süden erstreckt sie sich bis in die Provinzen von Moxos und Chiquitos, zum 16° s. Br. Hier hat sie Hr. d'Orbigny in feuchten Urwäldern oft in der Nähe von Gehägen der baumartigen Gräser gefunden. Daß diese letzteren in der reihenweisen heckenartigen Ausdehnung, worin sie so oft vorkommen, als Reste von ehemaligen indianischen Pflanzungen zu betrachten seyen, indem die Ureinwohner sich solcher undurchdringlicher Gebüsche als natürlicher Palisaden und Verhaue zu bedienen pflegten, glaube ich zur Evidenz nachgewiesen zu haben. Daher gewinnt das Factum noch an Interesse, daß man jene beyden Gewächse oft neben einander findet. Außerdem will ich auch hier darauf aufmerksam machen, daß die Bubunha die einzige Palme in Amerika ist, von welcher ich in Erfahrung gebracht habe, daß sie häufig ihren nußartigen Kern ganz verliert, oder auch so verkümmert und zusammenzieht, daß er keinen entwicklungsfähigen Keim mehr enthalten kann. Die Frucht zeigt dann in ihrem Mittelpunkte einen von Längsfasern durchzogenen, aus lockerem Zellgewebe gebildeten Körper. Gemäß dieser Beschaffenheit wird die Bubunha von den Indianern häufiger durch Wurzelsprossen als aus dem Samen vermehrt. Wenn man bedenkt, wie schwer und wie langsam sich die Natur der ursprünglich in sie gelegten Angewöhnung begibt, den Typus ihres Samens auszubilden, was also dazu gehört, einen steinharten Kern von der Größe einer welschen Nuß aufzulösen und in faseriges Fleisch zu verwandeln, so wird man geneigt, den physiologischen und pflanzengeographischen Verhältnissen dieser Palme Wichtigkeit für die Ethnographie Südamerika's zuzuschreiben. Sie scheinen nämlich anzudeuten, daß der gegenwärtige, so ausgedehnte Verbreitungsbezirk der Bubunha-Palme künstlich sey, und wenigstens theilweise, noch aus der frühsten, gewissermassen vorhistorischen Zeit der amerikanischen Menschheit herdatire. Die Urbevölkerung jenes Continents muß mit der Bubunha schon seit Jahrtausenden vertraut seyn, und die weite Verbreitung einer so wichtigen Nutzpflanze mag eben so gut als Zeuge eines gebildeteren Zustandes jener jetzt verkümmerten Völker anzusehen seyn, als die Ruinen ehemals stattlicher Bauwerke, welche die Forschungen unserer Zeit in den meisten Theilen Amerika's nachweisen.

Auch die andern beyden Palmen von weitem Verbreitungsbezirk in dieser Flora, die Cocos butyracea und die Attalea amygdalina, werden angebaut. Iuanthia montana, in den Gebirgen von Almaguer und Pepajan, zwischen 2° und 3° nördlicher Breite, auf einer Höhenverbreitung von 250 bis 800 Toisen angegeben, kommt wahrscheinlich auch unter derselben Breite, neun Grade weiter östlich, am obersten Rio Negro vor, denn die Indier Capuenas bringen ihre rohrartigen Stämme, welche zu Blasrohren ausgehöhlt werden, den südlicher wohnenden Völkerschaften zum Kaufe herab.

Uebrigens möchte ich glauben, daß in diesem Gebiete, namentlich in den tief liegenden, heißen Gründen noch viele, bis jetzt unbekannte Palmen-Arten aufzufinden seyn werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vegetation, welche, ausser den genannten Palmen, das Imperium Florae andinae aequatorialis bezeichnen, so finden wir als besonders charakteristisch die Gattung Cinchona. Diese merkwürdige Gattung erscheint namentlich zwischen 5° südl. und 5° nördl. Breite als wesentlicher Bestandtheil der Gebirgswälder. Sie findet sich zwischen den Höhergrenzen von 300 und 1485 Toisen, gedeiht aber am besten auf einer Höhe von 1000 Toisen, in einem gemäßigten Klima, wie es namentlich in demjenigen Theile des Andes-Gebirgs herrscht, welchen Al. v. Humboldt den Gebirgsknoten von Lora nennt. Hier sind die Wälder von Caranuma und Urituſinga, zwischen den Rios Zamora und Cachiaca, zwey Beyflüssen des obern Marañon, wegen ihrer trefflichen Chinasorten berühmt. *) In jenen Wäldern herrschen noch zahlreiche Formen aus den Familien der Rubiaceae, Bignoniaceae, Acanthaceae, Laurineae, Urticeae, Leguminosae. Je mehr man aber aus den Niederungen in die höheren und höchsten Bergreviere aufsteigt, um so häufiger erscheinen Pflanzen, welche sich an die extratropische, ja sogar an die nördliche Vegetation annähern, so z. B. gewisse Kätzchenbäume, wie Eichen und Erlen, Glieder aus der Familie der Ericeae, wie die charakteristischen Befariae, aus der der Gentianeae, wie die fünfspornigen Swertien, die Gruppe der Escallonia mit mehreren Arten der verwandten Gattung Ribes, manche Rosaceae, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Korbblüthen, theils Gesträuche, theils niedrige Kräuter u. s. w. Herr Schouw hat einen großen Theil des Gebietes, von dem wir hier sprechen, das Reich der Cinchonen genannt; ich bemerke jedoch, daß ich es weder nach Länge und Breite, noch nach seinen Höhengrenzen so wie dieser Schriftsteller annehme. Indem er nämlich die höchsten Gebirge, von 9000 Fuß und darüber, als Boden eines besonderen Pflanzenreiches, das der Escallonien und Calceolarien, von den tieferen Gegenden abgesondert, scheint er eine künstliche Unterscheidung in Naturverhältnisse zu bringen. Wir betrachten daher jene hochliegende Zone nur als das obere Extrem der nordandinischen Flora. Dagegen dürfte die Erstreckung dieses Reichs gegen Süden schwerlich bis 20° südl. Breite auszudehnen seyn. Ich habe Gelegenheit gehabt, in Madrid eine beträchtliche Sammlung von Pflanzen zu sehen, die Thad. Hänke während seines langen Aufenthalts in Cochabamba, Potosi, Chuquisaca und anderwärts in Bolivia (zwischen 16° und 21° südl. Breite) gesammelt hat, und mich überzeugt, daß die dortige Flora zwar in den Gattungen mit der des nördlichen Anden-Zuges übereinstimmt, jedoch in der Mehrzahl andere Arten aufweiset. Die von Hrn. von Humboldt (Relat. Voy. II. p. 197.) nachgewiesenen Gebirgsknoten der Andes: von Porco und Potosi zwischen 19° und 20° und von Cusco und Parinacochas zwischen 14° und 15° sind vielleicht als die Mittelpunkte eines alpinischen Florenreiches zu betrachten, welches zwar vermöge der ununterbrochenen Fortsetzung der Gebirge gegen Norden mit dem nordandinischen Reiche zusammenhängt, aber in seinen Gliedern wohl eben so sehr davon unterschieden seyn dürfte, als es die Florengebiete sind, welche sich, dem allgemeinen Gehänge des Continentes gemäß, nach verschiedenen Richtungen hin, hier gegen den Pilcomayo und Paraguay, dort gegen das ungeheuere Strombecken des Amazonas, ausbreiten. Der Gebirgsknoten von Huanuco und Pasco, zwischen 10° und 11°, könnte daher vielleicht als der riesige Grenzstein zweyer großer alpinischer Florenreiche zu betrachten seyn.

*) Humboldt. Relat. du Voyage II. p. 200.

VIII. Was nun das südliche von diesen beyden, das von Bolivia, Imperium Florae andinae medium, betrifft, so stehen uns nur wenige Thatsachen rücksichtlich seiner Palmen zu Gebote. Diejenigen Arten, welche von Ruiz und Pavon und später von Pöppig in den tiefen, feuchten und warmen Schluchten von Munna, Pozuzo und Cuchero im obersten Flußgebiete des Huanuco (11° — 9° südl. Breite) entdeckt worden sind (Chamaedorea frägrans, Morenia fragrans und Poeppigiana, Euterpe ensiformis, Iriartea deltoidea, Geonoma interrupta und Pöppigiana und Bactris (Martinezia Pav. Rz.) ciliata) sind entweder Glieder der Amazonas-Vegetation oder dem Imperium Florae andinae aequatorialis zugehörig; es kommen daher hier, mit Ausnahme der Geonoma synanthera, die wahrscheinlich von Hänke in den Gebirgen von Cochabamba entdeckt worden ist, nur diejenigen Palmen in Betracht, welche Hr. D'Orbigny auf seiner Reise von den Küsten von Bolivia nach Potosi, Cochabamba und in die östlichen Abhänge der Cordillera de Cochabamba gesammelt und deren Beschreibungen und Abbildungen er mir mit nicht genug zu lobender Liberalität mitgetheilt hat. Es gehören hierher Iriartea phaeocarpa, eine stattliche Waldpalme, die sich von der genannten Cordillera bis zu den, von den Yuracarés bewohnten Wildnissen an den obern Beyflüssen des Mamoré verbreitet, Iriartea Lamarkiana und Geonoma Desmarestii aus dem Gebirge von Ichoo, das die Wasserscheide zwischen dem Beni und dem Mamoré bildet, Geonoma Guerini und Raspaliana vom Berge Cubrecilla, am nordöstlichen Abhange der Cordillera oriental de Cochabamba, Attalea ciliata aus den Wäldern nordöstlich von jenem Gebirge gegen die Ebenen der Chiquitos hin, Martinezia truncata aus den Wäldern des Rio de Chayro, am östlichen Hange der Cordillera de la Paz, drey Arten von Euterpe und ein Astrocaryum. Euterpe andicola (Brongn. Voy. de Mr. d'Orbigny, Palmiers tab. 2. f. 2). scheint die Palme zu seyn, welche in diesem Gebiete am höchsten hinaufsteigt. Sie ward auf dem Wege von Cochabamba nach den einsamen Wäldern der Yuracarés am nordöstlichen Abhange der Cordillera de Cochabamba an steilen Orten in der Zone beobachtet, wo die hohe, dunkelgrüne, tropische Vegetation einem dichten, niedrigeren, kleinblättrigen, minder saftigen Walde Platz macht, in der sogenannten Seja del Monte, Wimper des Waldes. Gräser, Gesträuche und kryptogamische Gewächse walten hier vor und bezeichnen die obere Grenze des Baumwuchses, denn hundert Toisen höher erblickt man nur niedriges, verkrüppeltes Gehölz; Moose, Flechten, und die charakteristischen kurzstengligen Pflanzen der eigentlichen Hochgebirgs- oder Alpenflora werden immer häufiger und nehmen nach oben die ganze Fläche ein, so weit sie, unterhalb der Schneegrenze, noch Vegetation zu beherbergen vermag. Dieser, lediglich mit krautartigen Gewächsen bedeckte Berggürtel ist innerhalb der Tropen bekanntlich breiter, als bey uns und überhaupt in aussertropischen Gegenden. Die Euterpe andicola mag daher wohl in einer Höhe von 9000 Fuß wachsen und bezeichnet somit den oberen Terminus altitudinis in der südlichen Hemisphäre für die Palmen. Euterpe Haenkeana (Brongniart l. c. f. 3) ist in demselben Gebirgszuge in großer Höhe bey Laguada auf steilen grasigen Abhängen und Euterpe rupicola in den tiefen, felsigen Schluchten des Rio Altamachi, eines Confluenten des Beni, entdeckt worden. Alle diese Palmen gehören Gattungen an, welche auch anderswo in den bewaldeten Gebirgsthälern des tropischen Südamerika vorkommen. Ausserdem gehört diesem Gebiete, jedoch nur im östlichen Theile, das Astrocaryum arenarium (Orbigny tab. 51. MS.) zu, eine stachlichte Palme, deren Stamm sich auf 60 Fuß erhebt. Sie wächst 25 Leguas östlich von Chuquisaca und charakterisirt, nach dem Entdecker, die dürren Gegenden zwischen Potosi und Cochabamba. Sie bildet ganze Wälder in den tiefen Gebirgsschluchten dieses hohen Landstriches, welcher neun Monate des Jahres von keinem Regen benetzt wird und deßhalb keine sehr thätige Vegetation aufzuweisen hat. Das Herz dieser Palme wird als Salat gegessen und deßhalb nach Chuquisaca auf den Markt gebracht.

IX. Das chilesische Florenreich, Imperium Florae andinae extratropicum. Dieses dritte Gebiet auf der Westseite des südamerikanischen Continents hat ebenfalls, so wie die beyden,

nördlich davon gelegenen, den entschiedenen Charakter einer Gebirgsflora.

Nicht bloß die Hochgebirge der Andes beherbergen hier eine alpinische Flora, sondern auch die niedrigeren, wellenförmigen, von Gebirgszügen eingeschlossenen Ebenen, welche gleichsam das Piedestal des terrassenförmig aufgebauten Landes darstellen, sind von Pflanzen besetzt, die sich zu denen des Hochgebirges etwa nur wie die Variation zum Thema verhalten. Viele Seiten der Voralpen sind steinig und nur einen beschränkten Theil des Jahres hindurch bewässert. Diesem Verhältniß entsprechend, bieten sie auch besonders viele Bergpflanzen dar. Brennende Loasen, der scharlachrothe Eccremocarpus, Calceolariae, Oxalisarten, der chilesische Seifenbaum Quilaja, Ceanothus, die dornigen Gebüsche von Colletia, Trevoa, einige baumartige Fackeldisteln, welche höher bergaufwärts stufenweise von anderen kugelförmigen Arten ersetzt werden, die so weit verbreitete Mimosa Caven, Calandriniae und Talina mit saftigen, Salicarieae mit stachlichten Pleurophora polyandra und pungens, Monninen mit aschgrauen Blättern, wohlriechende Büsche von Azara, Berberizengesträuche, Malesherbiae mit himmelblauen Blumen, die Luzuriagae, welche ihre weißen Sternblumen mit dem ersten Rufe des Frühlings entfalten, vielartige Formen von bunten Tropaeolum, über Gestein und Hecken hinrankend, von Korbblüthen die den Andes eigenthümliche Form von Mutisia und Fragosa und Chuquiraga nebst andern dichtverzweigten Gesträuchen dieser Familie, Zwergtaback und kleine Oenotherae, die schuppigen Stämme der Puja chilensis, die sich wie ein Gewirre von Riesenschlangen über den dürren Boden hinstrecken, zahlreiche Myrtengesträuche u. s. w. vereinigen sich zu einer Flora, welche, wenn auch nach den verschiedenen Höhenzonen verschiedene Arten darbietend, doch in ihrem Gesammtausdrucke sich immer gleich bleibt.

Der Mangel jenes saftigen dunkelgrünen Laubes, wie es die Vegetation innerhalb der Wendekreise ziert, und dagegen ein Ueberfluß von dürren mit zusamengezogenen graugrünen Blättern, oft mit großen Dornen versehenen Gesträuche, im Allgemeinen niederer aber stark verzweigter Baumwuchs

und eine große Menge perennirender Gewächse mit tiefgreifender Wurzel und kurzen Stengeln lassen den Botaniker ahnen, daß die Palmenvegetation in dieser, verhältnißmäßig auch an Arten ärmeren Flora fast nur wie ein Fremdling erscheinen könne. So hat man auch bis jetzt in der Flora von Chile nur 2 Palmenarten entdeckt. Wir haben bereits oben angegeben, daß Jubaea spectabilis Humb. (Cocos chilensis Molina) *) etwa im 36° der Breite die südliche Grenze der Palmen im südwestlichen Continente Amerika's bezeichne. Die Art scheint in dem nördlicheren Chile viel besser zu gedeihen, und sie findet sich bekanntlich weiter nach Norden hier und da angepflanzt (Hr. von Humboldt beobachtete sie cultivirt bey Popayan (2° 26′ nördlicher Breite) in Gärten in einer Höhe von 911 Toisen). Herr Pöppig fand sie zerstreut wachsend auf den Höhen des Thales von Aconcagua, einige Stunden nördlich von Valparaiso (33° 1′ südlicher Breite). Der unglückliche Bertero fand sie in den Wäldern von Quillota (32° 58′ südl. Breite) wiewohl selten. Er sammelte dort ihre Blüthen im September. Nach Herrn Pöppig ist sie in der Nähe der Stadt Conception (36° 43′ südl. Breite) wahrscheinlich ehedem angepflanzt worden und wird an den Ufern des Biobio schwerlich irgendwo wild angetroffen. **) Uebrigens werden einzelne Stämme dieser edlen Palme auch weiter südlich bey Valdivia (39° 53′ südlicher Breite) noch angebaut. Sie reift jedoch hier ihre Früchte nicht mehr aus. Tief landeinwärts scheint sie sich nicht zu erstrecken. In dem Flecken Rere, zwey Tagereisen westsüdwestlich von Conception ward dem Hrn. Pöppig ein im Klosterhofe cultivirter Stamm gezeigt, der drey Fuß Durchmesser hat und 150 Jahre alt seyn soll.

*) Dieser Palmengattung (Molinaea micrococcos Bertero) kommt ein Embryo basilaris, nicht verticalis zu, wie er bisher angegeben worden.

**) Pöppig, Reise Th. I. S. 349.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Zu Talcahuano sah Hr. v. Chamisso *) einen jungen Dattelbaum in einem Garten, welcher wohl zu gedeihen schien und eben Stamm zu bilden anfieng. Eine zweyte Palme, die zur chilesischen Flora gehört, hat Bertero, kurz vor seinem beklagenswerthen Ende, auf der Insel Juan Fernandez (33° 45′ s. B.) gefunden. Sie wächst hier in dichten Wäldern der höheren Berge, und heißt, hier, (eben so wie viele andre Arten, welche pflaumenartige Früchte tragen, in Peru und Columbia genannt werden,) Chonta. Ihr Platz im Systeme kann, wegen Mangelhaftigkeit der Materialien, nicht ausgemittelt werden. Wahrscheinlich ist es eine Martinezia oder eine Bactris. Ich bemerke hiebey noch, daß der sardinische Naturforscher Bertero, welcher Juan Fernandez im Jahre 1829 besuchte, gefunden hat, daß sowohl die Waldung, welche die tiefen Schluchten der Insel bedeckt, als auch die saftige Wiesenvegetation der offenen Gegenden, in ihrem botanischen Charakter sich vielfach von dem der chilesischen Flora entferne, und daß sowohl die Formen der Pflanzen als die Vertheilungsweise derselben eher mit dem Vegetationscharakter der tropischen Südseeinseln übereinkommen.

Es sind übrigens demgemäß die Palme von Chile und die von Juan Fernandez, zugleich mit der Areca sapida Soland., die der Flora von Neuseeland angehört (auf Wangaroa in 34° 58′ sowie an andern Orten zwischen 35° und 38° s. B. beobachtet), überhaupt die südlichsten Palmen, welche uns bis jetzt bekannt geworden. In der noch weiter gegen Süden gelegenen Flora des Patagonenlandes dürfte wohl schwerlich eine Palme aufzufinden seyn. Die vermeintliche drey Fuß hohe, gemäß ihrer Blätter mit Phönix verglichene Palme, welche ein spanischer Seefahrer in der Magellansstrasse (53° s. Breite) bemerkt haben will, *) ist ohne Zweifel ein niedriger Baumfarn. Es fehlen uns übrigens bis jetzt die nöthigen Materialien, um zu bestimmen, in welchen Breiten die chilesische Flora ihren Charakter verliert, und wo in den südlicher gelegenen Landschaften ein selbstständiges Florenreich beginnt. Die Flora von Chile selbst scheint, nach den Beobachtungen des Herrn Pöppig, **) in zwey Provinzen abgetheilt werden zu müssen, deren nördliche, sehr bergig und wasserarm, vermöge der herrschenden Zahl ihrer Arten sich an die Flora von Hoch-Peru anschließt, während die südliche, von der Mündung des Maule (34° 40′) an, ein mehr ebenes, gut bewässertes Land in perennirender Frische und Fülle bedeckt und einen Garten bildet, der bestimmt scheint, eine glückliche Bevölkerung zu beherbergen. Vielleicht ist

*) Kotzebue, Reise III. p. 13. 14.

*) Relacion del ultimo Viage al Estrecho de Magallanes, de la Fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeça en los Annos 1785 y 1786. Madr. 1788. p. 316.

**) Reise I. S. 334 ffl.

diese südliche Provinz als ein Theil des patagonisch-magellanischen Florenreiches zu betrachten, in welchem bekanntlich die eigenthümlich amerikanischen Formen von afrikanischen, oceanischen, ja von europäischen ersetzt werden. Jedenfalls verlieren sich in Chile, je weiter man nach Süden vorrückt, mehr und mehr die amerikanischen Gestalten und ein Uebergewicht von Korbblüthen, Chenopodeen, Ericeen, Saxifrageen, Gräsern, Rietgräsern, Kätzchenbäumen des Nordens, von Pinguicula Arten u. s. w. führen in diese südchilesische Flora Züge der nordamerikanischen und europäischen ein, während sie sich auf der andern Seite durch manche Nüancen der Flora von Südafrika und Neuholland nähert. Nach den Vergleichungen, welche ich bisher anzustellen Gelegenheit hatte, möchte ich glauben, daß ohngefähr unter 40° s. B. die Grenze zwischen der chilesischen und der patagonisch-antarktischen Flora anzunehmen seyn dürfte.

Vergleichen wir nun diejenigen großen Florengebiete, welche auf der Ostseite des südamerikanischen Continents liegen, so ergiebt sich, daß sie, verhältnißmäßig viel weniger Gebirge einschließend, als Florenreiche des ebenen Landes, einen größeren Reichthum an Palmen besitzen, als die erwähnten westlichen Gebiete.

So weit dieselben sich nach den nördlichsten Gegenden der Tierra Firma und gegen den südlichen Wendekreis ausbreiten, kommen sie in ihrem allgemeinen Vegetationscharakter auffallend mit einander überein. Die Urwälder am Orinoco, am Amazonas, am Rio de St. Francisco im Innern Brasiliens und auf der Küstencordillere des letzteren Landes innerhalb des Wendekreises haben nicht nur dieselbe Physiognomie, sondern besitzen auch größtentheils dieselben Pflanzengattungen, und die Verhältnisse, in welchen die einzelnen Familien repräsentirt sind, kommen im Wesentlichen überein. Ebenso gleichen sich im Allgemeinen die mit Gras bewachsenen Llanos am Orinoco, die am Rio branco, die Campos in Piauhy und Minas Geraës und die Pajonales am östlichen Abhange der Andes von Mittelamerika; und zwar erscheinen auch hier gar oft dieselben Gattungen von Gräsern, Rietgräsern und perennirenden Kräutern. — Ich glaube daher, unter Vergleichung dieses Verhältnisses mit der Vertheilungsweise der Pflanzen in Gebirgsfloren, darauf hindeuten zu müssen, daß ein bedeutender Wechsel von Gattungen wesentlicher zur Charakteristik der Gebirgsfloren als zu der des flachen Landes gehöre, und zweitens, daß Landstriche von gleicher Erhebung über dem Meere vielfach in der Vertheilung ihrer Pflanzengattungen übereinstimmen, selbst bey beträchtlichem Unterschiede der geographischen Lage, wenn diese nur mit keiner allzugroßen Verschiedenheit der klimatischen und geologischen Verhältnisse verbunden ist. Zum Theil mag dieß davon abhängen, daß Länder, welche von keinen hohen Gebirgssystemen durchzogen werden, eine größere Gleichförmigkeit, sowohl des Klima als der geologischen Verhältnisse, darbieten. Je gleichförmiger also die Ebene, desto ausgedehnter ist der Verbreitungsbezirk ihrer Pflanzen. Unter diesen Voraussetzungen werden wir es nicht auffallend finden, wenn in dem östlichen, an Gebirgen verhältnißmäßig ärmeren, Südamerika die Florengebiete größere Ausdehnung besitzen, und an ihren Grenzen minder scharf charakterisirt sind. Es folgt hieraus ferner, daß eine genauere Bestimmung der einzelnen Florenreiche im östlichen Südamerika von einer Vergleichung der Gesetze ausgehen muß, nach welchen die Arten der einzelnen Gattungen vertheilt sind. Manche Arten haben unglaublich weite Verbreitungsbezirke. Ich habe sie *) mit dem Namen der Vagae bezeichnet. Es giebt unter ihnen viele, welche nicht bloß einem großen Theile des tropischen Festlandes, sondern auch vielen Inseln der Antillen gemeinschaftlich zukommen (wie z. B. Panicum divaricatum, colonum, horizontale, trichanthum, tenuiculum, glutinosum, Eragrostis ciliaris, Paspalus conjugatus, plicatulus, Trichachne saccharifloraund insularis, Kyllingia monocephala, Scoparia dulcis, Convolvulus brasiliensis, Asclepias curassavica, Hyptis capitata, Crescentia Cujete, Piper umbellatum und peltatum, Boerhavia diffusa, Dodonaea viscosa, Chryso-

*) Flora brasiliensis, II. Agrostographia Auct. Nees ab Esenbeck. p. 539. Herbarium Florae Brasil. (in den Beyblättern der Flora 1837.) p. 69.

balanus Icaco und viele Andere). Andere Arten, welche sich mit großer Leichtigkeit innerhalb der Wendekreise von Land zu Land und von Insel zu Insel verbreiten, und wahrscheinlich im Gefolge des Menschen die Grenzen ihres Vaterlandes sehr schnell erweitern (wie z. B. Sida carpinifolia, Waltheria americana, Psidium pyriferum, Cenchrus echinatus u. s. w.) will ich hier gar nicht erwähnen. Im Gegensatze mit solchen Gewächsen sind bei weitem die meisten allerdings auf engere Bezirke beschränkt, und ihr gegenseitiges numerisches Verhältniß wird bey der Bestimmung der einzelnen Florengebiete großes Gewicht erhalten. Gegenwärtig aber, beym Mangel von botanischen Reisen durch viele große Gebiete des südamerikanischen Festlandes, ja selbst vollständiger Florenverzeichnisse der schon bereisten Gegenden, können noch keine Resultate aus der Vergleichung dieser Artenverhältnisse abgeleitet werden. Es dürfte daher um so gerathener seyn, fürs Erste zur Begränzung der einzelnen Hauptgebiete und ihrer Provinzen in dem ungeheuren Länderstriche des östlichen Südamerikas vorzugsweise die allgemeine Configuration des Landes und den allgemeinen physiognomischen Charakter der dortigen Vegetation als die wesentlichsten und entscheidenden Merkmale zu benützen. Demgemäß versuche ich in dem tropischen Südamerika östlich von den Gebirgsfloren zwey große Gebiete aufzustellen, wovon ich das eine Imperium cisandinum aequatoriale, das andere Imperium cisandinum tropicum oder orientale nennen möchte. Das erstere könnte auch das von Gujana, das andere das von Brasilien genannt werden.

X. Das gujanische Florenreich läßt sich mit zwey Worten bezeichnen: es begreift die beyden großen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenstromes; deßhalb darf man es füglich auch Imperium megapotamicum oder depressum nennen. Es erstreckt sich vom zehnten nördlichen Parallelkreis bis zum zwanzigsten südlichen. Seine größte Breitenausdehnung fällt etwa zwischen den 65sten und den 77sten Meridian westlich von Paris. Im größten Theile wird dieses ungeheure Doppelbecken durch die östlichen Abhänge der Andes begrenzt. Dieses weit verbreitete Gebirgssystem theilt sich, wie Herr von Humboldt nachgewiesen hat, zwey Grade nördlich vom Aequator von dem Gebirgsknoten des Paramo de las Papas und des Socoboni an, in drey Arme, deren östlicher, die Cordillera oriental von Neugranada, die nordwestliche Scheidelinie zwischen dem Stromgebiete des Orinoco und dem Küstenlande von Venezuela bildet. Die ungeheure Fläche zwischen dem Yupurá und dem Apure ist bis jetzt sehr wenig bekannt. Nur Al. v. Humboldt und Bonpland und ich selbst haben an einigen Orten dieses Gebietes botanisirt. Es ist daher zur Zeit unmöglich, anzugeben, in welchen Meridianen das Florenreich des äquatorialen Hochlandes (Imperium andinum aequatoriale) aufhöre, und jenes des Orinoco und Amazonas seinen Anfang nehme. Wenn ich aber die Pflanzen, die von mir im obersten Stromgebiete des Yupurá, noch jenseits des 75sten Meridians gesammelt wurden, mit denen vergleiche, welche Hr. v. Humboldt als Glieder der Orinoco-Flora und am Rio Negro angegeben hat, (nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 315 ssq.) so wird es mir wahrscheinlich, daß sich das Imperium megapotamicum hier sehr weit gegen Westen erstreckt, und daß nur die obersten Terrassen der Vor-Andes, aus welchen der Yupurá, der Guainiá, Guaviare, Meta und Apure herabkommen, jener Gebirgsflora zuzurechnen sind. In dem Thalgrunde des Yupurá, selbst da, wo er seine zweyte große Katarakte (die von Arara-Coara oder den Salto Grande in 0° 38′ s. Br. und 75° 24′ westl. Lge. v. Paris) bildet, hat die Vegetation noch vollkommen den Charakter wie im östlichern Theile des Landes; nur wird hier auch unmittelbar am Strome die Formation des überschwemmten Uferwaldes (Caà-Ygapô), welche im untern Stromgebiete, wie am Amazonas, mehrere Stunden breit ist, von der des höher liegenden, trocknen Hochwaldes (Caà-eté) fast ganz verdrängt. Steigt man jedoch an den wenigen Bergen hinan, welche sich in diesem Gebiete erheben, so findet man eine Umbildung der Pflanzenformation zu jenem dichten, vieläßigen, starkverwachsenen Gestrüppe, das man an den Abhängen der Andes selbst „Ceja del Monte“ Wimper des Waldes, zu nennen pflegt. Ihre Höhe darf hier etwa in 1200 Fuß gesetzt werden. *)

Diese Vegetation der „Ceja“ möchte ich als das unterste Extrem der Vegetation des Imperii

*) Vergl. Martius Reise in Brasilien. III. Th. S. 1285.

andini aequatorialis betrachten, und wo das Terrain der großen Beyflüße des Amazonas bis zu 1200 Fuß Höhe ansteigt, da dürfte vielleicht, im Allgemeinen, die Grenze zwischen beyden Vegetations-Reichen anzunehmen seyn.

Das Flußgebiet des Guallaga hat weit gegen Süden (bis 10°) fast vollständig denselben Florencharakter, wie der Yupurá, der obere Solimoës und die nördlichsten Gegenden am Madeira. Ich schließe dieß aus den merkwürdigen Sammlungen, die Hr. Prof. Pöppig in der Nähe von Chinchao, Cuchero und Pozuzo gemacht hat, in jenen tiefen und heißen Schluchten (vergl. Mart. Palm. t. 140.) welche durch die Forschungen der spanischen Botaniker Ruiz, Pavon und Tafalla so berühmt geworden sind. Ebenso ist anzunehmen, daß das Gebiet des Ucayale eine verwandte Vegetation beherberge, da dieß namentlich in dem parallelen Gebiete des Madeira, des größten Nachbarstromes, der Fall ist. Der westliche Hauptast dieses letztern Stromes, den die Portugiesen Beni nennen (nicht mit dem Aboparo zu verwechseln), und dessen Verbindungen mit dem See (oder dem sumpfigen Niederlande) Nogagualo noch ganz problematisch sind, entspringt aus den nördlichen Gehängen der Cordillera oriental de Cochabamba, und soll seinen Lauf größtentheils durch tiefliegende Wälder und sumpfige Wiesen nehmen. Der Mittelstamm (oder Guapehy, Guahepyr, weiter nördlich von den Brasilianern Mamoré genannt), aus dem Süd-Abhange jener Cordillera de Cochabamba entsprungen, macht einen großen Bogen nach O., um in die sumpfigen Niederungen der Chiquitos zu gelangen. *) Nordöstlich von dem genannten Gebirgsstocke, der sich hie und da zu Eisgipfeln erhebt, in den Vorterrassen desselben, welche Herr D'Orbigny die Sierra de Icho nennt, hat dieser ausgezeichnete Reisende viele Palmen gefunden, und die Arten sind großentheils identisch mit jenen, welche ich am obern Solimoës beobachtet hatte. So scheint denn jenes Gebirge von Cochabamba, das Herr v. Humboldt das Widerlager des Beni nennt, zwischen 17° und 18° s. Br. die südlichste Grenze des Amazonengebietes und seiner Vegetation zu bilden. Von hier an weiter östlich gegen die Hauptstadt von Mato Grosso hin, erhebt sich das Land, jedoch nur wenig, und die,

*) Vergl. Martius, Reise III. S. 1333.

vielleicht nur 2000 Fuß hohe Serra de Aguapehy, nebst ihrer Fortsetzung, dem Plateau dos Parecis machen die Wasserscheide zwischen dem Paraguay und dem östlichen Hauptaste des Madeira, dem Guaporé. Hier bildet sich, wie ich aus den mir vorliegenden Sammlungen des Hrn. Patricio da Silva Manso zu beurtheilen wage, die Flora des Amazonengebietes in die des höher gelegenen Centralbrasiliens um. Es kommen übrigens noch in den südlichsten Gegenden des Gebietes, am Mamoré und Guaporé viele Pflanzen vor, welche ich fünfzehn und mehr Grade weiter nördlich in den Wäldern am Madeira- und am Amazonenstrome gefunden habe. Namentlich sind fast alle Gewächse, von welchen edle Droguen und Arzneistoffe in der brasilianischen Gujana gesammelt werden, auch in den Wäldern des niedrigen Mato Grosso zu Hause wie z. B. die Seringeira, der Baum, welcher das elastische Gummi liefert (Siphonia elastica), die Pichurimbohne (Nectandra Puchury-major), die Canelilla (Mespilodaphne pretiosa), der Nelkenzimmtbaum (Dicypellium caryophyllatum), der Cacaobaum (Theobroma Cacao), der Copaivabaum (Copaifera gujanensis u. s. w.). Ich habe bereits an einem andern Orte *) angegeben, daß der Charakter der Amazonas-Vegetation am Guaporé etwa in 13° (beym Destacamento das Pedras 12° 52′ 35″) verlösche, während er am Mamoré, der aus den niedrigen Sümpfen und Fluren der Moxos herströmt, noch weit nach Süden andauert. So zeichnet sich also die Südgrenze des Imperium Florae megapotamicae dahin, wo die tiefe, heiße, den Ueberfluthungen oder sehr starken tropischen Regen unterworfene Ebene der Flußbecken sich erhebt, und in Hochebenen und Berge aufsteigt. Weiter gegen Osten und Nordosten ist die Grenze des Florengebietes, von dem wir handeln, noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, denn die großen Ströme, welche östlich vom Madeira in den Amazonas münden, sind noch nicht so weit stromaufwärts von Botanikern beschifft worden, daß man Orte bezeichnen könnte, an welchen die Vegetation ihres niedrigen Gebiets in eine andere, die des höheren Ostbrasiliens, übergeht.

*) Reise in Brasilien, III. S. 1335.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen möchte anzunehmen seyn, daß die östliche Grenze des Florenreichs jene Abhänge des höheren Terassenlandes verfolge, welche durch Kataraften der aus Süden herkommenden Ströme angezeigt werden. Der Madeira scheint das Hochland unter 10°, der Tapajoz zwischen 6 u. 7°, der Xingu und der Tocantins im 4ten Grad s. Br. zu verlassen, denn in diesen Breiten liegen die Wasserfälle, welche die Schiffahrt jener Ströme erschweren. Oestlich vom Tapajoz erstreckt sich die Hochterrasse nicht sehr weit, sondern alle Niederungen, durch welche der Tury-açú, der Mearim, Itapicuru und der Parnahyba herkommen, gehören noch zu dem Amazonengebiete. Die wenig bekannte, theils granitische, theils aus Kalkstein bestehende Gebirgsgruppe von Ciará und die nördlichen Ausstrahlungen der Serra de Ybiapaba begrenzen unser Florenreich in diesem Theile von Ostbrasilien. Weiter nördlich aber begreift es jenseits des Amazonenstroms das französische, das holländische, englische und spanische Gujana bis zur Isla de Trinidad.

Dieß wären die Grenzen unseres Imperium Florae cisandinae megapotamicae, bey deren Schilderung ich etwas ausführlicher geworden bin, weil meine Ansicht der allgemeinen geographischen Verhältnisse in manchem Punkte von den herrschenden abweichen dürfte.

In diesem ungeheueren Gebiete erhebt sich ein einziges Bergsystem, das der Parimégebirge, welches, früher ganz unbekannt, durch Hrn. v. Humboldts Schilderung *) in die Orographie eingeführt worden ist. Es liegt nicht in der Mitte des Florenreiches, sondern ganz an der nordöstlichen Grenze desselben, und dürfte bey seiner gewaltigen Ausdehnung von 25,000 Geviertlieues vielleicht als Boden eines eigenthümlichen Florenreiches betrachtet werden, wenn es einmal genauer bekannt ist. Noch fehlen aber specielle Nachweisungen hierüber, da die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt **) als der Flora des Orinoco und obern Rio Negro zugehörig aufgezeichnet hat, mehr aus dem Grenzgebiete, als aus dem innern Theile des Parimégebirges herstammen.

Bey dieser seitlichen Lage des einzigen Gebirgsystems, das hieher zu rechnen ist, dürfen wir aussprechen, daß das Land im Allgemeinen sich durch seinen großen Wasserreichthum und seine Niedrigkeit charakterisire. Ich habe deshalb auch diejenigen Pflanzen Brasiliens, welche in dieß Gebiet fallen, mit dem Namen der Najades bezeichnet, um sie von denen des höhern Brasiliens mit einem Worte zu unterscheiden. (Flora Brasiliensis, Vol. II. S. 551. Herbarium Florae Brasil. Einleitung S. 66).

Außer dem Reichthum an Quellen, Bächen, Flüssen und Seen in diesem Gebiete, außer seiner

*) Relation du Voy. III. p. 220 seq.

**) Nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 315 seq.

geringen Erhebung über den Ocean gehören häufige Regen, den größten Theil des Jahres hindurch, und eine hohe Jahreswärme, von 20° bis 25° C., zu seinen Eigenthümlichkeiten. Die Vegetation dieses Gebiets ist daher von allen in Amerika am meisten begünstigt. Ihre Ueppigkeit beurkundet sich sowohl in der Größe und Fülle der Individuen als in der Zahl derselben und in der Mannigfaltigkeit der Arten. Nichts ist in Amerika den colossalen Urwäldern dieses Florenreichs, oder seinen üppigen Fluren zu vergleichen. Im Allgemeinen scheinen die Wälder über die letztern das Uebergewicht an Ausdehnung zu haben. Insbesondere sind die Gebiete des Amazonas und des Madeira in weiten Erstreckungen ausschließlich mit Wald bedeckt. Gleichmäßige Savannen erscheinen am untern Orinoco und im südlichsten Stromgebiete des Amazonas (Moxos und Chiquitos). Von den Savannen im Parimégebirge bemerkt Al. v. Humboldt ausdrücklich, daß sie jene einförmige Gleichmäßigkeit des Terrains nicht darbieten, welche in den Llanos am untern Orinoco, am Meta und in den Pampas von Buenos Ayres beobachtet wird. Sie sind vielmehr hier von Hügelgruppen und von granitischen, sonderbar gestalteten Felsbänken unterbrochen. *) Im südlichen Theile des Gebietes, namentlich im Becken des Madeira und seiner Hauptcontribuenten, ziehen netzartige Canäle und ausgedehnte Tümpfel oder Sümpfe durch die söhlig ausgebreiteten oder leicht gewellten Fluren, oder die Einförmigkeit des Graswuchses wird durch zerstreute Gebüsche und Waldungen unterbrochen.

Die Pflanzenfamilien, welche diesem großen Florenreiche angehören, sind vorzugsweise diejenigen, welche wir die des tropischen Niederlandes nennen könnten. Sie erscheinen eben so vorwaltend in den niedrigen Gebieten der India aquosa (auf den Sunda-Inseln), im Alluviallande des Ganges (in den Sunderbunds) und an den Mündungen des Irawaddy. Vergleicht man die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt und Bonpland in ihre Aufzählung der Flora des Orinoco und Rio Negro aufgenommen haben, mit jenen, welche den Inhalt von Aublet's Flora Gujanensis und Meyers Flora Essequeboënsis bilden und mit den Sammlungen,

*) Humboldt Relat. III. p. 222.

welche ich am Amazonas und Madeira gemacht habe, so findet sich eine auffallende Gleichmäßigkeit im Verhältniß der Artenvertheilung und des Grades von Bedeutung, welche jede dort wesentlich repräsentirte Pflanzenform einhält. In der erwähnten Aufzählung sind 93 Pflanzenfamilien genannt; wer sie mit dem allgemeinsten Bilde zusammenhält, das ich von der Vegetation des Amazonas zu entwerfen versucht habe, wird vielfache Ueberzeugung gewinnen, daß die Natur in der Schöpfung des Pflanzenreiches am Orinoco, dem Rio Negro und dem Amazonas gleichsam nach denselben Hauptregeln gearbeitet habe. *)

Eine genaue Kenntniß der Gewächse dieses ausgedehnten Florenreiches ist, bey seinem überschwenglichen Reichthume von Arten, noch lange nicht zu erwarten, inzwischen kann man wohl jetzt schon einige Verschiedenheiten als wesentlich für einzelne Theile des physikalischen Gemäldes bezeichnen. Im Ganzen theilt sich die Flora megapotamica in zwey große Hauptverschiedenheiten, so fern sie Wald oder Flur darstellt. Diese beyden Vegetationen werden mehr oder weniger verändert

*) Die vorherrschenden Familien in den Urwäldern dieses Gebietes sind nach meinen Beobachtungen (Reise III. S. 1374. ff.): Mimoseen, Cassieen, Terebinthaceen, Melastomaceen, Myrtaceen, Chrysobalaneen, Combretaceen, die Gruppe der Cusparïäen aus den Rutaceen, Sapindeen, Bombaceen, Tiliaceen, Birinen, Jenidien, Vochysiaceen, Oralideen, Ternströmiaceen, Guttiferen und Hypericinen, Meliaceen, Sapindaceen, Erythroxyleen, Ampeliden, Hippocrateaceen, Menispermeen, Anonaceen, Rubiaceen, Styracinen, Sapoteen, Morsineen, Apocyneen, Asclepiaden, Bignoniaceen, Convolvulaceen, Sebesteneen, Solaneen, Gesneriaceen, Acanthaceen, Laurinen, Moristiceen, Passifloreen, Cucurbitaceen, Euphorbiaceen, Urticeen, Piperaceen, Orchideen, Bromeliaceen, Aroideen, Smilaceen, Lycopodiaceen, Gräser und Palmen.

Dagegen fehlen ganz oder sind sehr selten, Malvaceen, Asperifolien, Cruciferen, Ranunculaceen, Dolden, Lippenblumen, Korbblüthen, Paronychien, Geranien, Valerianen, Polemonien, Chenopodiaceen. Die säulenförmigen Cacteen erscheinen hier ebenfalls äußerst selten.

durch den Einfluß der Nebenströme, so daß jedes größere Nebenstromgebiet durch einige eigenthümliche Züge im Pflanzenwuchs ausgezeichnet ist. Im Allgemeinen gilt, daß die Vegetation dieser seitlichen Flußgebiete mehr und mehr Fluren darbietet, je weiter man sich vom Hauptrecipienten entfernt, und natürlich empfängt sie mehr oder weniger Pflanzenarten aus den dazwischen liegenden Hochländern, gemäß der eigenthümlichen Vertheilung der letzten Quellen. Auf diese Verschiedenheiten will ich jedoch gegenwärtig nicht weiter eingehen, indem ich nur das hervorhebe, was sich unmittelbar auf die Verbreitung der Palmen bezieht. Man kann die Palmen des fraglichen Florenreiches abtheilen in:

1) die der Fluren, 2) des Hochwaldes, 3) des Uferwaldes und der Sümpfe.

Keine amerikanische Flora weiset eine gleich große Menge von Palmenarten auf; denn man darf annehmen, daß die Zahl der bis jetzt bekannten sich schon auf 103 beläuft, wobey ich einige Arten nicht einmal in Rechnung gebracht habe, welche auch der Flora des brasilianischen Hochlandes oder seiner Küstencordillere angehören. *)

In dem untern Stromgebiete des Amazonas und seiner größten Confluenten giebt es eigentlich keine wahren Fluren und Savannen. Eine dichte Urwaldung bedeckt den Boden in unermessener Ferne und nur hier und da treten dazwischen einzelne Flecke hervor, wo eine dichte Grasvegetation, mit blumenreichen Kräutern und Stauden untermengt, dem überraschten Wanderer entgegenlacht. Diese Waldwiesen erscheinen fast nirgends unmittelbar an den Flüssen, sondern an den oberen Gehängen, in demjenigen Landstriche, welcher keinen Ueberfluthungen ausgesetzt ist und dessen Klima sich zu dem im untersten und niedrigsten Theile des Stromgebiets verhält wie ein Continental- zu einem Insularklima. Die Palmen, welche sich hier vorzugsweise gern ansiedeln, sind begreiflicher Weise diejenigen, deren Verbreitungsbezirk sich am weitesten nach Süden, in die hochliegenden Gegenden ausdehnt, wo der Wald aufhört und wahre Fluren dagegen auftreten. Im Ganzen ist die Zahl dieser Palmen nur geringe. Wenn wir die Corypha tectorum Humb. ausnehmen, die in den Grasebenen am untern Orinoco und in der Ebene zwischen Caracas und Cumana erscheint, sind alle hierher zu rechnenden Arten dem Stromgebiete des Amazonas angehörig. Einige, wie Iriartea setigera, *) Oenocarpus circumtextus und Maximiliana regia erscheinen in den Waldwiesen am oberen Yupurá; Euterpe Haenkeana von Orbigny gehört den Bergen zwischen Cochabamba und den Niederlassungen der Yuracarés-Indianer, im südlichen Stromgebiete des Mamoré an; in die Nähe fällt auch das Vaterland der Orbignya phalerata, welche dort in stattliche Wälder vereinigt vorkommt, und das dreyer von Orbigny entdeckten Geonomen. Maximiliana regia und Acrocomia sclerocarpa haben sehr große Verbreitungsbezirke. Die erstere gehört dem Continente von Maranham, von Pará und Cayenne an; die letztere erstreckt sich aus diesem Gebiete fast über ganz Brasilien, wo sie als Maca-ûba bekannt ist.

Ganz besonders reich erscheint die Palmenflora in den hohen Urwäldern dieses Gebietes. Man darf wohl 80 systematisch bekannte Arten hieherzählen. **) Die meisten dieser Waldpalmen stehen vereinzelt, und erheben ihre wallenden Wipfel zwischen die Bäume des Hochwaldes, welche im Allgemeinen höher sind. Inzwischen treten sie bisweilen in Wald-

*) Chamaedorea 5 Arten, Hyospathe 1, Morenia 2, Leopoldinia 2, Euterpe 5, (wobey überdieß noch die Palma Eta des Bancroft, wahrscheinlich Euterpe montana Lodd., und Areca? Manihot Lodd. von Demerara nicht gezählt sind), Oenocarpus 5, Iriartea 7, Geonoma 21, Syagrus 1, Orbignya 1, Maximiliana 4, Attalea 5, Elaeis 1, Martinezia 1, Bactris 25, Desmoncus 6, Astrocaryum 4, Acrocomia 1, Lepidocaryum 2, Mauritia 2, Manicaria 1, Corypha 1.

*) Hr. Pöppig fand sie auch bey Ega.

**) Von Chamaedorea 5 Arten, Hyospathe elegans, 2 Moreniae, 4 Euterpae, 3 Oenocarpi, 6 Iriarteae, 2 Lepidocarya, 15 Geonomae, Syagrus cocoides, Maximiliana insignis und zwey von Orbigny in Moxos entdeckte Arten, deren die eine, M. pentastricha, die Blätter fünfzeilig gereiht trägt, 5 Attaleae, 6 Desmonci, 15 Bactrides, die niederliegende Elaeis melanococca, und die weitverbreitete Martinezia caryotaefolia u. s. w.

striche zusammen, wo sie fast ausschließlich die Hochstämme bilden. Dieß gilt z. B. von Attalea spectabilis, deren hundert Fuß hohe Stämme auf dem Rücken der Serra de Parú sich zu einem majestätischen Walde vereinigen. Gleiches erwähnt Orbigny von Maximiliana princeps, der stattlichen Motacu-Palme in den Provinzen Chiquitos und Moxos.

Ganz besonders interessant erscheinen endlich diejenigen Palmen, welche in dem fraglichen Strom-Gebiete nur die unterste, den Ueberfluthungen ausgesetzte Region und die Niederungen gegen das Meer hin, einnehmen. Hierher gehört die vielgepriesene Mauritia flexuosa, welche zwischen den Mündungen des Amazonas und des Orinoco einen wesentlichen Zug in der Physiognomie des Landes bildet. Bekannt ist, daß in dem Delta des Orinoco die Guaraunos-Indianer, in den von zahlreichen Kanälen durchfurchten Küstenstrichen zwischen dem Pomeroon und dem Orenoco der Kanotsbauende Stamm der Warrows, und in dem niedrigen Litterale zwischen Cap Cassipoure und dem Rio Mayacaré in Cayenne die Mayés während der Ueberfluthungen auf diesen Bäumen zu wohnen pflegen. Doch ist die gewöhnliche Vorstellung davon in so weit zu berichtigen, daß sie die Stämme abhauen und auf ihnen einige Fuß hoch über dem Boden, welcher hie und da drey Viertheile des Jahres hindurch überschwemmt ist, Dielen und Latten legen, über welchen das Dach der Hütte erbaut wird. *) Die Eta, Miriti, Buriti oder Bache, wie sie hier genannt wird, vermehrt sich in den heißen und feuchten Niederungen sehr schnell und stellt nach hundert Jahren einen säulenförmigen Stamm von hundert Fuß Höhe, auf ein bis zwey Fuß Durchmesser, dar. Fluthen und Wind heben oft einen ganzen Wald dieses majestätischen Gewächses aus dem Grunde, thürmen ihn zu malerischen Verhauen auf, als wenn Giganten ein Gebäude gen Himmel bauen wollten, und übergeben sie endlich dem Ocean. Diese maritimen Palmenwälder dürften daher eine der ergiebigsten Quellen für das polarische Treibholz seyn, welches bekanntlich auch viele Stämme mit den Structurverhältnissen der Monocotyledonen

*) Hilhouse in Journ. Geogr. Soc. Lond. IV. p. 327.

enthält. Auch die seltsame Manicaria saccifera, *) die Zaguéneté der Galibis, welche ihre netzförmige Blüthenscheide zu Kopfbedeckung und Kleidungsstücken verwenden, — und in dem nördlichen Guyana die schlanke Manicole-Palme (Euterpe sp.) gehören zu den bezeichnenden Gewächsen dieser Gegenden. Erstere giebt in ihren ungetheilten zwanzig Fuß langen Blättern einen ungeheuern Maaßstab von der organischen Bildungsthätigkeit in diesen Gegenden, wo überdieß die colossale Urania amazonica einen ähnlichen Typus aus der Gruppe der Musaceae darstellt. Außerdem sind es insbesondere die stachlichten Palmen aus der Gruppe der Cocoinae, welche eine bedeutende Rolle in dem Gemälde dieser überflutheten Vegetation spielen. Astrocaryum Murumurú, mit seinen großen, angenehm, fast nach Veilchen riechenden, eßbaren Pflaumenfrüchten, Astrocaryum Tucuma und Jauari, hier und da die kleinere Fächerpalme der Gattungen Mauritia (M. aculeata) und die Raphia taedigera (hier der einzige Repräsentant jener asiatischen Gattung Metroxylon, welche in den Molucken, ebenfalls unter dem Aequator, durch ihren Sago-Gehalt in den Stämmen so wohlthätig für die Einwohner ist), kommen zerstreut in den Wäldern vor, und ihre Verbreitung bezeichnet mit ziemlicher Bestimmtheit die Grenze des niedrigeren, von Verbindungs-Kanälen und Abzugsgraben durchzogenen Landes, denn sie steigen nur sehr selten in die höheren und trockneren Hochwälder (Caa-été) herauf. An den Flußufern der Seen und Teiche, auf sumpfigem Grunde ist keine Gattung häufiger, als die stachlichten Stabpalmen (Bactris). Ihnen kommt noch eine besondere Eigenthümlichkeit des Baues zu Hülfe, um sich in diesem feuchten schlammigen Boden auszubreiten. Sie sind nämlich mit einem vielköpfigen Stocke versehen, der nach allen Seiten hin austreibt, und darum wachsen sie, wie viele Gräser oder wie die Binsen, in mächtigen Rasen, ein sonst bey den Palmen höchst seltenes Vorkommen.

*) Ich vermuthe, daß diese Palme es ist, welche im Warrow-Lande von Essequebo Turly genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Etwa 10 Arten Bactris sind bis jetzt als solche Bewohner der sumpfigen Niederungen und der Flußufer bekannt. Sie bilden, wie namentlich Bactris Munbaca, longifrons, inundata, infesta, socialis und Marajá jene furchtbaren Dickichte (Mondorzos), welche eben so undurchdringlich wegen der dichten Bewaffnung mit ihren Stacheln, als wegen des Aufenthalts von zahllosen Caimans und Riesenschlangen selbst dem Indianer ein Grauen sind, und vielleicht noch Jahrhunderte lang nicht bloß der Cultur, sondern selbst dem Besuche der Menschen unzugänglich bleiben werden. Eine verwandte Art, die Bactris campestris, verbreitet ihre dichten Gehäge in ähnlicher Weise auf den sandigen offenen Triften, welche sich zwischen Collares und dem Amazonas ausdehnen. Vielleicht hat übrigens die Natur diese Palmen, welche, im Gegensatz mit allen übrigen, einen so unwirthlichen Charakter tragen, bestimmt, nach und nach an der Austrocknung und Erhöhung dieser sumpfigen Niederungen zu arbeiten. Je mehr sie nämlich zunehmen, um so früher werden sie endlich, abgestorben und verweset, den Grund in jenen fruchtbaren, schwarzen, feinen Alluvialboden umwandeln, welcher in Brasilien Massapé genannt und für die günstigste Formation zum Anbau des Zuckerrohrs gehalten wird. Etwas Aehnliches findet in den sogenanten Basses terres von Cayenne statt. Dieses Land bietet bekanntlich in seinem westlichen, hochliegenden Gebiete (den Terres hautes) ein System unregelmäßig zerstreuter Granitgebirge dar, welche vielfache Spuren einer früheren theilweisen Meerbedeckung an sich tragen; *) der niedrige Theil des Landes dagegen ist (eben so wie die Küsten südlich von Berbice und Essequebo größtentheils ein Erzeugniß des Meeres, welches den Schlamm zu mächtigen Bänken aufthürmt. Diese Schlammdünen haben, besonders wo sie schon älterer Erzeugung sind, ein beträchtliches Gefälle landeinwärts und veranlassen dadurch große Ansammlungen von süßem Wasser. Auf jenen Schlammwällen erzeugt sich alsbald eine dichte Vegetation von weißen und vorzüglich von rothen Mangrovebäumen (Rhizophora Mangle und Avicennia tomentosa, in der Galibisprache Móntochi), wo aber dieselbe durch zu beträchtliche Erhebung von dem Einfluße des Meerwassers abgeschnitten und nach und nach nur von süssem Wasser benetzt wird, da stirbt sie ab, und macht nun der Vegetation jener Palmen Platz, welche Palmiers Pinots, in der Galibisprache Ouassi genannt werden (Attalea speciosa?) und das Erdreich, dem sie einen Theil der überflüssigen Feuchtigkeit entziehen, für die Cultur der Colonialproducte zu bereiten **). So sehen wir also nicht bloß den Cocosbaum, sondern auch

*) Tableau de Cayenne. Par. an VII. p. 51 sq. Noyer, Forêts Vierges de la Gujane francaise. Par. 1837. p. 49 sq.

**) Die Pinothières gehören zu den fruchtbarsten Theilen von Cayenne.

andere Palmen an dem wohlthätigen Geschäfte Theil nehmen, dem Menschen da eine sichere Stätte und fruchtbares Land zu gewinnen, wo früher der Ocean herrschte.

XI. Imperium Florae cisandinum tropicum seu orientale, das brasilianische Florenreich. Ich begreife hierunter denjenigen Theile von Brasilien, welcher gegen Osten vom atlantischen Ocean, gegen Norden und Westen von dem vorher geschilderten Imperium Florae megapotamicum und gegen Süden von dem extratropischen Gebiete diesseits der Andes begrenzt wird. Im Allgemeinen läßt sich dieses ausgedehnte Gebiet im Vergleiche mit dem vorigen ein hochliegendes, (wenn schon nicht Berggebiet) nennen, denn nach allen Seiten kommen aus ihm, entweder gegen den Ocean oder gegen die benachbarten großen Thalmulden, Wässer herab, und überall, wo man sich ihm von dem Stromgebiete des Amazonas und des Madeira aus nähert, muß man ansteigen. Die Provinz Minas Geraës, mit ihren weit verästeten Gebirgszügen, bildet gleichsam den erhöhten Kern dieses Landes, um welchen sich die Abdachungen gegen Westen, Süden und Norden hin, als niedrigere Terrassenländer, anlegen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn in diesem Theile Südamerika's die Palmen minder häufig vorkommen, als in dem tieferen und wärmeren Nachbargebiete, und wenn die Vegetation hier überhaupt einen verschiedenartigen Charakter darbietet. Dieß ist aber in einem solchen Grade der Fall, daß der Botaniker, welcher sich plötzlich aus den hohen üppig wilden und feuchten Urwäldern des Amazonenstromes in die trocknen, mit unübersehbarem niedrigem Gesträuche, wie mit einem grünen Blättermeere, bedeckten Hochebenen von Goyaz und Minas Geraës versetzt sähe, allerdings die Frage aufwerfen könnte, ob er sich noch in demselben Welttheile befände. Nur in einem schmalen Küstenstriche, der von einer majestätischen Hochwaldung beschattet ist, nähert sich die Vegetation des östlichen Brasiliens jener des nördlichen Niederlandes. Hier finden sich (wenn gleich zwischen vielen andern) mehrere derselben Baumarten wieder, welche an dem Ufer jener großen Ströme wachsen, und die allgemeine Physiognomie beyder Waldvegetationen gleicht sich in manchen Stücken. In diesem Küstenwalde findet man namentlich die verhältnißmäßig wenigen Baumarten, welche die größte Verbreitung innerhalb der Wendekreise haben, und nicht bloß dem Festlande Amerika's, sondern theilweise auch den antillischen Inseln angehören. Viele Bäume der Flora gujanensis Aublets bemerkt man hier eben so, wie in der Umgebung des Amazonenstromes und des Orinoco, wie z. B. manche Arten der Gattung Lecythis, Eugenia, Myrcia, manche Laurineen und Tiliaceen. Dagegen scheinen die Kräuter und das Unterholz in dieser Vegetation mehr von jenen der genannten Flora abzuweichen. In größerem Verhältnisse aber kommen die Arten des die Küsten begleitenden Hochwaldes auch westlich, in dem Innern des Continentes, vor. Sie erscheinen hier in einigen sehr ausgedehnten Wäldern (wie in der sogenannten Matta da Corda von Minas Geraës und in dem Matto Grosso zwischen Goyaz und Cujaba) oder auch in den isolirten, sogenannten „Inselwäldern" Caa-poës (eigentlich Busenwälder, weil sie rund, wie eine Weiberbrust aus der Grasebene aufragen), welche zerstreut im Innern des Landes, besonders auf feuchtem Grunde, vorkommen. Dieser Umstand einer Gemeinschaft vieler Arten zwischen der Küstenwaldung und den Wäldern des Innern bestimmt mich, die erstere als ein Glied der brasilianischen Flora anzusehen, und sie nicht der des Amazonengebietes zuzuzählen.

An der Seeküste geht das brasilianische Florenreich weiter nach Süden, als im Innern des Landes, indem die Küstenwaldung etwa unter dem 28sten Breitengrad, südlich von der Ilha de St. Catharina, ihren Charakter gegen den der ärmern und einfachern Flora von Monte-Video, Buenos-Ayres und von dem Missionenlande vertauscht. Im Innern verliert sich die brasilianische Flora schon weiter nördlich. Wahrscheinlich läuft die Grenze auf der Wasserscheide der, meistens aus Flötztrapp, weiter gegen Norden aber aus Sienit und Gneiß bestehenden Seecordillere (Serra do Mar) hin, welche an den Quellen des Rio Tubarão noch bis zu dreytausend Fuß Höhe ansteigt. Dann wendet sie sich nach Nordwesten, indem sie von dem Plateau von Curitúba aus über den Salto grande de Sete Queidas am Paraná nach dem Feche dos Morros (in

21° 30′ s. Br.) streicht. Hierher wird die Grenze zwischen dem oberen und untern Stromgebiete des Paraguay gesetzt. Von hier läuft sie, ohne daß ich eine sichere Angabe für ihre Richtung aufzustellen wagte, gegen Westen, um sich an die Grenzen des bolivianischen Florengebietes anzuschließen.

In diesem ausgedehnten Reiche, welches große Verschiedenheiten des Bodens und des Klima darbietet, müssen drey nach ihrer Physiognomie so wie in Bezug auf die Vertheilung ihrer Pflanzenarten sehr ausgezeichnete Provinzen angenommen werden. Ich habe dieselben andern Ortes zu schildern versucht, *) kann mich daher rücksichtlich dieses Gegenstandes hier kurz fassen. Die erste Provinz, die der Bergwälder (Provincia montano-nemorosa), begreift einen verhältnißmäßig nur schmalen Landstrich längs der ganzen Küste, oder das Gebiet der bereits erwähnten Seecordillera, ist also im Ganzen eine Bergflora zu nennen. Die Serra do Mar läuft, verschiedene Aeste und Ausstrahlungen nach dem Innern des Landes abgebend, hie und da beträchtlich erniedrigt, oder von den Flüßen, welche aus Westen in den Ocean ausmünden, durchbrochen, als ein weit verbreitetes Gebirgssystem aus der Provinz von Santa Catharina bis nach Pernambuco und Ciará. Wie erwähnt, besteht sie größtentheils aus Granit, Gneiß und Sienit. Die Vorlande des eigentlichen Gebirgszugs sind, gegen Osten, wo derselbe nicht unmittelbar bis zum Ocean vorspringt, isolirte Hügel oder wellenförmiges Land. Wo der Boden thonreich, von röthlicher Farbe oder mit Trümmern der Gebirgsformation stark gemengt ist, trägt er größtentheils Buschwerk oder Urwald. In großen Strecken ist es ein sehr feiner, schwarzer, fetter Lehmboden, worin vegetabilische Ueberreste nur in einem ganz aufgelösten und gleichmäßig vertheilten Zustande erscheinen: der sogenannte Massapé. Diese Bodenart ist insbesondere der Cultur des Zuckerrohrs günstig. Auf ihr findet man daher die meisten Veränderungen durch Menschenhand, sie mag mit Wäldern bedeckt seyn, welche bekanntlich, nach dem System der tropischen Landwirthschaft, abgetrieben und verbrannt werden, wenn man sie urbar machen will, oder Fluren tragen. Letztere bilden hier nur den geringsten Theil der Vegetation; sie sind überdieß oft von Flüßen und Sümpfen durchzogen und nicht ausschließlich aus Kräutern und Gräsern gebildet, (Campo limpo), sondern enthalten allerley Gebüsche und Hecken. Hier sind Palmen selten. Es gehört namentlich nur die Macaúva (Acrocomia sclerocarpa) und die Aricuri (Cocos flexuosa), in den Sümpfen Bactris setosa, eine mit furchtbaren Stacheln besetzte Stabpalme, hierher. Aus Afrika eingeführt, findet sich hier auch die Elaeis guineensis, die ächte Oelpalme, welcher ein feuchter Boden besonders zuträglich zu seyn scheint. In ihrem Vaterlande wächst sie nämlich vorzüglich häufig in dem niedrigen Sumpflande, durch welches die zahlreichen Aeste des Nigerstromes ausmünden*), und demnach gedeihen auch jene Stämme von ihr am besten, welche von den eingeführten Negersclaven in der Nähe tiefliegender Zuckerplantagen, an den Meeresküsten und an den Mündungen der Ströme, sind gepflanzt worden. Man findet sie vorzüglich in Pernambuco, Sergipe d'El Rey, Bahia und Ilheos, und sie wird wohl auch hie und da von den Einwohnern auf Brennöl und zur Seifenbereitung benützt.**) Tiefer landeinwärts,

*) Vergl. die Physiognomik des Pflanzenreichs in Brasilien, den pflanzengeographischen Exkursus zu Nees v. Esenbeck Agrostographia bras. in der Flora bras. Vol. 2 und Herbarium Florae bras. Einleitung S. 57 ffl. in der Flora oder botan. Zeitung 1837.

*) Macgregor Laird and Oldfields Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by the Niger. Lond. 1837. Vol. I. p. 72. 105. II. p. 12. 31. 49.

*) Das gelblichte Oel der Oelpalme wird übrigens von den brasilianischen Landbauern noch nicht im Großen bereitet, um als Ausfuhrartikel zu dienen, da man an dem Lebensbaume (Ricinus communis) und in den nördlichen Provinzen am Sesam (Sesamum orientale) und der Andiroba (Carapa guianensis) treffliche Oelpflanzen besitzt, aus welchen das Oel mit großer Leichtigkeit gewonnen werden kann. Aus Guinea wird bekanntlich das Palmöl jetzt stark nach England ausgeführt, während im Nigerdelta nach Oldfield zwanzigmal mehr Oel aus den abfallenden und verfaulenden Früchten producirt werden könnte.

an trockenen Stellen habe ich sie zwar auch gefunden, aber auf dem hohen Terassenlande scheint sie nicht mehr fortzukommen. Wo das niedrige Seeufer sich in Sanddünen ausbreitet, sind diese nicht selten mit den geselligen Strandpalmen Diplothemium maritimum und littorale besetzt, welche sich zwischen den weitverbreiteten Ranken des kosmopolitischen Convolvulus Pes caprae oder brasiliensis (einer dem tropischen Africa, Amerika und Asien gemeinsame Strandpflanze) und neben Büschen von Remirea maritima erheben, aber von der Nähe der Mangrovewaldung zurückziehen. Daß auch die Cocos nucifera hier in einzelnen Strichen zahlreich vorkomme, und hie und da angebaut werde, habe ich bereits erwähnt. — Der bey weitem größere Theil der oben bezeichneten Provincia montano-nemorosa ist von Urwald bedeckt. Dieser Urwald, die Zierde der Hügel, Berge und Thäler, trägt alle Charaktere von Mannichfaltigkeit, Pracht und Ueppigkeit, wodurch die Natur der Tropen verherrlicht wird. Vielleicht aber zeigt er sich nirgends majestätischer und schöner als in der Umgegend von Rio de Janeiro. Die Herrlichkeit dieser Waldung ist bekanntlich schon zum Sprichworte geworden. Alle Reisende, welche jene Hafenstadt berührt haben, wie namentlich in neuerer Zeit noch Gaudichaud, d'Orbigny ꝛc. und der für die Wissenschaften zu früh verstorbene Jacquemont stimmen darin überein, daß jene Urwälder sich sowohl durch die großartigsten Massen, als durch die üppige Menge seltsamer und schöner Bildungen vor den meisten der Erde auszeichnen, und vielleicht kommen ihnen nur die Wälder des tropischen Indiens und des indischen Archipels in den bezeichneten Verhältnissen gleich. Vor den Urwäldern am Amazonenstrome zeichnen sie sich besonders durch eine gewisse Reinlichkeit, durch den Mangel der dort so häufigen dornigen Schlingpflanzen und jener Verwirrung aus, welche die Folge oft wiederkehrender Ueberschwemmungen ist. Diesem Charakter entsprechend, sind auch die brasilianischen Küstenwälder mit den meisten und schönsten Palmen ausgestattet. Die schlanke Euterpe edulis, eine Kohlpalme, ragt zwischen den hohen Urwaldbäumen hervor; neben ihr, und noch weiter, bis gegen 2000 Fuß hoch, auf den Bergen ansteigend, erscheinen Cocos botryophora, oleracea, Romanzoffiana und Mikaniana. Diplothemium caudescens macht sich durch den Silberglanz seiner Blätter bemerklich. Attalea compta welche die Coquillos für die vielen europäischen Drechslerwaaren liefert, und Attalea funifera, finden sich vorzüglich in den schattigen kühlen Gründen, wohin selbst die Strahlen einer tropischen Sonne nur kurze Zeit hinabdringen können. Die letztere (im Lande Piaçaba genannt) trägt einen mächtigen Stamm dessen Gipfel von Blattscheiden umgeben ist, und die fischbeinartigen Fasern oft ellenlang herabhängen läßt. Aus diesen Fasern, dem Gerippe der Blattscheiden, werden im Lande Bürsten, Besen und Ankertaue fabrizirt, welche im Seewasser ungewöhnlich lange ausdauern. Die verschiedenen Arten von Astrocaryum (A. Airi u. vulgare) liefern in ihren Blättern eine Art Hanf (Tucum), dessen man sich zu mancherley Flechtwerk, zu Geweben, und zu trefflichen Angelschnüren bedient. Die Küstenindianer bereiten diese feinen Fasern aus den frischen Blättern mit großer Geschicklichkeit, indem sie sie auf den Knien mit den Fingern brechen, und die Fasern, insbesondere des Mittelnervens, abschleissen. Unbeschreiblich groß ist die Mannichfaltigkeit des Unterholzes in diesen schönen Urwäldern. Melastomaceen, Rubiaceen, großblätterige Würzschilfe (Scitamineae) und Araceen, bunte Bromeliaceen und Orchideen, als Pseudoparasiten, sind hier vorzüglich häufig. Dazwischen bemerkt man mehrere Rohrpalmen, durch die Eleganz ihrer Fiederblätter, den schlanken Stamm und die zur Zeit der Fruchtreife purpurnen Blüthenkolben ausgezeichnet (Geonoma multiflora, Pohliana, Schottiana u. s. w.), mehrere Formen von stachlichten Stabpalmen (Bactris acanthocarpa, setosa, Marajá, caryotaefolia)und die sonderbare Jatitara (Desmoncus polyacanthus, oxyacanthus, orthacanthus u. s. w.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Gelehrten Anzeigen werden durch die k. Post-Anstalt wöchentlich

1. Den inländischen Behörden, sowohl unmittelbaren als mittelbaren, gegen Vorausbezahlung von drey Gulden für den halben, oder sechs Gulden für den ganzen Jahrgang, an das nächstgelegene k. Postamt, bey welchem die Bestellung gemacht wird,
2. anderen inländischen Abnehmern, vom ersten July dieses Jahres anfangend, gegen Vorausbezahlung, von vier Gulden 30 kr. für den halben, oder neun Gulden für den ganzen Jahrgang,
3. ausländischen Abnehmern, gegen dieselbe Vorausbezahlung, jedoch nur bis an die bayerische Grenze postfrey, zugefertigt.

Zu dem Ladenpreise von neun Gulden für den Jahrgang liefert die Franz'sche Buchhandlung in München die Gelehrten Anzeigen monatlich, nicht nur innerhalb des Königreichs Bayern, sondern auch nach Leipzig franco.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Schluß.)

Diese letztere Gattung vertritt in Amerika jene Schlingpalmen, die Lepidocaryinae sarmentosae, welche in der alten Welt so vielfach (durch die Gattungen Daemonorops, Ceratolobus und Calamus,) repräsentirt werden und sich durch ein ungeheures Längenwachsthum (bis zu 600 Fuß) durch die rankenförmig umhergreifenden Blätter und die Schuppenfrüchte auszeichnen. *)

*) Desmoncus gehört übrigens einer andern Palmen-Familie, den Cocoinae an, und nähert sich den Schlingpalmen der alten Welt nur darin, daß sein rohrartiger Stengel etwas gewunden und mittelst der Haken an der Ranke, worein die Spindel des Blattes übergeht, an benachbarten Pflanzen aufgehängt ist. Er erreicht übrigens jene außerordentliche Länge der ostindischen Calamus-stengel nicht, auch fehlt jene seltsame aus der Verkümmerung der Blüthenkolben entstandene, mit Stacheln besetzte Art von Ranken (lora), welche bey den eigentlichen Calamis vorkommt. Bemerkenswerth scheint es noch in Beziehung auf die Verbreitung dieser so ausgezeichneten und abweichenden Gestaltung, daß die amerikanischen Desmoncus-Arten rücksichtlich der Entstehung jener

Die beyden andern Hauptprovinzen, welche man in der eigentlichen Flora von Brasilien unterscheiden kann, liegen weiter landeinwärts. Ich habe sie als Regio calido-sicca und Regio montano campestris bezeichnet. Die erstere begreift namentlich das Innere der Provinzen von Pernambuco, Rio Grande do Norte, Ciará, einen großen Theil von Bahia und von Goyaz. Hier hat die Vegetation einen minder üppigen Charakter. Die Wälder, großentheils sogenannte Caâ-tingas (lichte Wälder), sind niedriger, als die an der Küste und verlieren während der trockenen Jahreszeit ihre Blätter. So wie die Küstenwaldung steht auch diese Pflanzenformation vorzugsweise auf Granit, Gneiß und Sienit, und überdieß auf Kalkgebirgen, Sandstein, seltener auch auf Diorit und Glimmerschiefer. Verhältnißmäßig kommen hier noch weniger Palmenarten vor, namentlich die weitverbreitete Acrocomia sclerocarpa, Diplothemium campestre, Astrocaryum campestre, Attalea compta, Cocos comosa und C. coronata. Die letztere, durch die regelmäßige Zierde der Blattstiele ausgezeichnet, welche am Gipfel des Stamms wie ein symmetrisches Säulencapital stehen bleiben, liefert den armen Bewohnern des Innern in Zeiten des Mißwachses eine rohe Art von Sago aus dem Stamme. Man bereitet dann eine Art Brod daraus, welches aber rauher und ärmer an Nahrungsstoffen ist, als das schlechteste Haferbrod. Die Cactusform herrscht besonders in dem nördlichen Theile dieses Gebietes. Baumartige Cerei erheben sich hie und da zerstreut in seltsamen Gestalten bis zu dreyßig Fuß Höhe, oder bilden in dichte Reihen zusammengedrängt undurchdringliche Hecken. Man bemerkt diese eigenthümliche Pflanzengestalt auch hier nur selten in der Nachbarschaft der Palmen.

Die dritte Region, Regio montano-campestris, begreift den höher liegenden Theil Brasiliens, namentlich die Provinz Minas, mit Ausnahme der östlichen Abhänge, welche zu der ersten gehören, den größten Theil von Goyaz, den östlichen Theil von Matto-Grosso (Cujabá) und S. Paulo innerhalb des Wendekreises. In seiner größten Ausdehnung stellt dieser Landstrich Bergfluren (Campos) dar; nur in den Niederungen treten die minder hohen, dichten Inselwaldungen (Caâ-poës) auf, und dazwischen laufen einige wenige Striche hoher Urwaldung (Mato-Virgem). Auch hier „(wo die Formation vorzüglich der sogenannte Itacolumit)“ ist die Zahl der Palmen beschränkt. Cocos capitata und flexuosa, die erstere einzeln, die andere gesellig wachsend, Cocos schizophylla, Diplothemium campestre, Astrocaryum campestre, in den Wäldern Attalea compta und in den feuchten Niederungen die erhabene Mauritia vinifera, bisweilen in ganze Wälder vereinigt, oder die in runden Gruppen versammelte Mauritia armata sind die herrschenden Palmenarten. In den wärmeren Gegenden, namentlich von Cujabá, erscheint die schöne Fächerpalme Caraná oder Carandá der Einwohner, Copernicia (sonst Corypha) cerifera, von deren Blattstielen und Blättern ein vegetabilisches Wachs gewonnen wird. Sie verbreitet sich weit nach Süden bis in die Fluren am Rio Jaurú, wo aus dem Boden Kochsalz auswittert. Als eine Merkwürdigkeit wird angeführt, daß man bisweilen dichte Krusten dieses Salzes auf den Blättern der Palme finde, was wahrscheinlich dadurch zu erklären seyn dürfte, daß die Ausdünstungen aus dem Boden das Salz auf die Blätter niederschlagen, wo es, theilweise vor dem Regen geschützt, nicht wieder abgewaschen werden kann. In dem südlichsten Theile dieses Gebietes kommt eine andere Fächerpalme (Trithrinax brasiliensis) vor, der Gattung Chamaerops verwandt und gewissermassen Repräsentant der in Nordamerika so häufigen Form von Sabal, Thrinax und Copernicia.

Die Ilha de S. Catharina liegt noch innerhalb der Grenzen der brasilianischen Flora. Die Wälder zeigen noch dieselben prächtigen Laubholzarten, denselben Wucher von Parasiten und Farnkräutern, wie jene der nördlich gelegenen Gegenden. Auch Palmen, wie Bactris setosa in den Sümpfen, welche sich um die Buchten des Meeres her-

---

scharfen Hacken an den Blattspindeln vorzüglich mit dem Calamus secundiflorus übereinstimmen, welchen Palisot de Beauvois in Guinea entdeckt hat; in beyden Fällen nämlich erweisen sich die Hacken ganz offenbar als abortirte (zusammengezogene und auf ihr Gefäßgerüste reducirte) Blättchen, während die ostindischen Calami an den oft auf zwanzig Fuß Länge ausgedehnten Blattspindeln keine Blättchen sondern nur Stacheln tragen.

ziehen, und Cocos Romanzoffiana erscheinen hier noch; sie machen sich aber im Hochwalde nicht mehr bemerklich. Die letztere Art wird in der Nähe der Wohnungen bisweilen angebaut. Dagegen gedeiht Cocos nucifera hier nicht mehr; ihre Früchte werden aus Bahia eingeführt. *) Zwey Drittheile der Vegetation sind in S. Catharina noch vollkommen tropisch; geht man aber nun weiter gegen Süden fort, so bemerkt man in Garupava, dreyzehn Legoas südlich von jener Insel, eine beträchtliche Aenderung in der Vegetation, zugleich wird auch die Differenz zwischen Sommer und Winter immer bemerklicher. Weiter landeinwärts verändert sich die Scene schon in einer nördlicheren Breite. Zu Curitúva (25° 25′ südlicher Breite) fehlen bereits die Pflanzen, welche man in Rio de Janeiro häufig findet, und nur an der Küste kann man das Zuckerrohr und die Mandiocca noch bis Porto Alegre (30° 2′ südl. Br.) mit einiger Sicherheit günstigen Erfolges anbauen. Tiefer im Lande fällt die Südgränze des Kaffebaues schon in die Gegend von Sorocaba (23° 31′ südl. Br.), die des Zuckerrohres zwölf Legoas weiter nach S. S. W. nach Itapetininga, die der Banana nach Itapeva (23° 19′ 30″ südl. Br.) die der Ananas und der Baumwolle bis in die Gegend der Serra das Furnas. **) An der Küste geht der Baumwollenstrauch bis 31° 32′, liefert aber keine erheblichen Ernten mehr. Diese Thatsachen, und andere, wie z. B. das außerordentlich häufige Vorkommen des (aus Europa eingeführten und verwilderten) Pfirsichbaumes setzen in diese Gegenden die Grenzen des Imperium Florae cisandinum tropicum.

XII. Das nun folgende Gebiet möchte ich das des Paraguay, Imperium Florae paraguariensis nennen. Es begreift die brasilianische Provinz S. Pedro oder Rio Grande do Sul, den nördlichen Theil von Entre-Rios, Corrientes (die ehemaligen Missiones der Jesuiten) Paraguay und Chaco. Diese Länder sind, mit Ausnahme der Küsten und einiger Striche längs den großen Strömen, noch wenig botanisch erforscht, aber ihre Vegetation scheint sich bey Vergleichung der vorliegenden Materialien, als selbstständig darzustellen, und gleichsam das Mittel zu halten zwischen der des südlichen Brasiliens und der von Buenos-Ayres und den westlich davon gelegenen Landstrichen. Sofern dieses Florenreich in die politischen Grenzen Brasiliens fällt, habe ich es als Regio extratropica campestris s. napaea bezeichnet. *) An der Küste scheint dieses Gebiet etwa bis zu der neutralen Linie zwischen Brasilien und Monte Video herab zu gehen, denn hier, zwischen 34° und 35° südl. Br. hören die Palmen und mit ihnen viele andere tropische Pflanzenformen vollständig auf; die Bäume werden seltener und niedriger und sind schon auf ähnliche Weise, wie in nördlichen Breiten einem periodisch schnell eintretenden Blattfall unterworfen. **) Unter den Frühlingspflanzen, welche dort im August ausschlagen, sind mehrere, deren Gattungen auch Europa angehören, wie Carex, Anemone, Cerastium, Arenaria, Centunculus, Linaria u. s. w.

Auf den Hügeln und niedrigen Bergen erscheinen Arten von Vicia, Lathyrus, Asphodelus, Helianthemum, Plantago. Neben solchen europäischen Formen finden sich auch andere, welche der tropischen Flora Brasiliens nahe stehen oder ihr gemeinsam zukommen (wie z. B. Melochia pyramidata, Lühea divaricata, Sida mollis, Bunchosia multiflora, Celastrus quadrangulatus, Crotalaria retusa, Schinus therebinthifolius, Clitoria brasiliana, der schöne Seibobaum, Erythrina crista galli, welcher besonders in der Nähe der Flüße häufig wächst u. s. w.) Wieder andere,

*) Von Chamisso, in Kotzebue's Reise, III. S. 9 — 10.

**) Aug. St. Hilaire Plantes remarquables du Brésil et du Paraguay. Introduction. S. 40 — 52.

*) Flora brasiliensis, Vol. II. p. 544 sq. Herbarium Florae bras. p. 57.

**) Einen Grad nördlich von Porto Alegre (in 29° südlicher Breite) waren im August fast alle Bäume noch belaubt, bey Rio Grande (in 32° südl. Br.) hatte Anfangs September ein Drittheil der holzigen Vegetabilen die Blätter verloren, zwey Grade südlicher bey Juribatuba und Chuy hatte nur ein Zehnttheil der Bäume noch Laub, und die Bäume waren auffallend niedriger. St. Hilaire l. c. p. 56.

wie manche Arten von Berberis, Cristaria, Oxalis, Polygala, Maytenus und dornige Rhamneae, scheinen diese Flora jener anzunähern, welche gegen Süden sich ausdehnt, und als Pampas-Vegetation charakterisirt werden kann. Die brasilianische Fichte Araucaria brasiliana, Curiy der Guaranis, bildet in diesem Gebiete noch hie und da ganze Bestände, ist jedoch schon seltener, als im südlichen Brasilien, und wird deßhalb nicht selten auch in der Nähe der Ortschaften angebaut. Charakteristisch ist hier auch der Mate (Ilex paraguariensis), den ich übrigens auch in Brasilien gefunden habe. Von Palmen hat Aug. de Set. Hilaire zwischen dem Rio Negro und Ibicuy noch zwey gesehen, wahrscheinlich Trithrinax brasiliensis und die weit verbreitete, bisweilen ganze Wälder bildende Pindo oder Pindoba, wahrscheinlich Cocos oleracea. Ohne Zweifel kommen aber in jenem Gebiete noch mehrere Palmenarten vor. Dobrizhofer *) führt deren fünf auf: Caranday (Copernicia cerifera?), Yatay (Cocos), Yatay-quazù (Attalea), Mbocayay (Acrocomia sclerocarpa oder eine verwandte Art) und Pindò.

XIII. Imperium Florae cisandinae extratropicae, das Florenreich außerhalb des Wendekreises, diesseits der Andes, oder das von Buenos-Ayres, Tucuman u. s. w. unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch ein beträchtliches Uebergewicht von außertropischen Gewächsen. Hier erscheint jene eigenthümliche Wiesenformation, welche man die Pampas zu nennen pflegt. Gräser, namentlich aus der Gruppe der Stipeae, sind hier viel häufiger und seltener mit Kräutern untermengt, als in den Fluren Brasiliens. Das Gras wird so hoch, wie in den Wiesen von Frankreich, ist aber feiner. Gesträuche und Halbsträuche fehlen an vielen Orten vollständig, und die Hirten sind angewiesen, eine gesellig wachsende Distelart (Cynara) oder den Mist der Rinder als Brennmaterial zu gebrauchen. Der Pfirsichbaum gedeiht überall in großer Vollkommenheit, und ist weit und breit verwildert. An den größeren Bächen und Flüssen erhebt sich ein Saum von Waldung, großentheils von einer stattlichen Weide gebildet. Unter fünfhundert Pflanzen, welche Aug. de St. Hilaire *) in diesem Gebiete gesammelt hat, gehören nur fünfzehn solchen Familien an, die in Frankreich nicht repräsentirt sind.

Die angegebenen Thatsachen mögen andeuten, daß dieses Gebiet dem Vorkommen der Palmen nicht zusage. In der Nähe von Bajada de Santa Fé (31° 40 s. Br.) hat Hr. d'Orbigny kleine Fächerpalmen, mit stachlichten Blattstielen gefunden, sie waren aber von verkrüppeltem Wuchse, und er glaubte dieses dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß sie hier an der südlichsten Grenze ihres Verbreitungsbezirkes standen. **) Aus dem Innern des Gebietes, namentlich den Niederungen des Rio Pilcomayo, aus den ungeheuren Steppen zwischen diesem Strome und dem Rio Vermejo (den sogenannten Llanos de Manso), aus Jujuy und Salta werden wir wahrscheinlich noch Palmen kennen lernen; aber bis jetzt hat noch kein Botaniker diese ausgedehnten Länder besucht.

XIV. Das weiter südlich gelegene Imperium Florae magellanicum (in welchen man wohl füglich einige Provinzen, namentlich des Continents und der Inseln, des Feuerlandes und der Maluinen, unterscheiden dürfte) liegt ausser den Grenzen unserer Betrachtung, da in ihm bis jetzt keine Palme beobachtet worden ist. Ich kann daher diese flüchtige Uebersicht von der Verbreitung der Palme in der neuen Welt hier schließen. Zuletzt nur noch die Bemerkung, daß eine Vergleichung derjenigen Landstriche Amerika's, welche bis jetzt von Botanikern besucht worden sind mit dem unbekannten Gebiete, es wahrscheinlich macht, daß dieser Welttheil im Ganzen wohl gegen fünfhundert Palmen beherbergen möchte.

*) Mart. Dobrizhofer, Historia de Abiponibus I. p. 407. sq.

*) Es waren 2 Loasae, 3 Turnerae, 2 Calycereae, 1 Sesuvium, 2 Bignoniae, 1 Commelina, 1 Malpighiacea, 1 Passiflora, 1 Gesneracea. Mehrere europäische Pflanzen, wie Leonurus tataricus, Anagallis, Chenopodium haben sich hier naturalisirt. Set. Hilaire a. a. O. S. 58.

*) Alcide d'Orbigny Voyage dans l'Amérique meridionale I. p. 104.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. — Jahrgang 1837. Stuttgart. E. Schweizerbarts Verlagshandlung. 1837.

Systematischer Bericht über die Fortschritte der Mineralogie im J. 1835. Mit Berücksichtigung der Geologie und Petrefactenkunde. Von Ernst Friedrich Glocker. Mit Holzschnitten und zwey Tabellen. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag. 1837.

Diese beyden Werke, wovon das erstere seit 1830, das letztere seit 1833 besteht, ergänzen sich gegenseitig in der Art, daß der Glockerische Bericht das Mineralogische, Leonhards Jahrbuch aber das Geognostische, Geologische und vorzüglich Petrefactologische ausführlicher und vollständiger aufnimmt.

Leonhards Jahrbuch erscheint als Journal jährlich in 6 Heften, die Artikel zwar in einer gewissen Ordnung, aber, wie natürlich, nicht zusammenhängend darstellend, der Bericht von Glocker umfaßt dagegen in systematischem Zusammenhang, was im Zeitraum eines Jahres auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu Tage gekommen ist.

Das vorliegende Jahrbuch von Leonhard enthält mehrere interessante Abhandlungen. Wir erwähnen hier unter andern des Berichts von B. Cotta über die bisherigen Resultate der geognostischen Untersuchungen bey Hohnstein. Diese Untersuchungen, welche auf Kosten mehrerer Freunde der Geognosie ausgeführt werden, haben zum Zweck, eine ganz ungewöhnliche geognostische Erscheinung genau zu erforschen. Zwischen Meißen und Zittau in Sachsen, und durch einen Theil von Böhmen hindurch werden überall die Gesteine der Kreideformation (Quadersandstein und Pläner) durch krystallinische Gebirgsarten (Granit und Syenit) scharf abgeschnitten und bey genauerer Untersuchung dieser langen aus W.N.W. nach O.S.O. gerichteten, also dem Laufe der Elbe und dem System des Riesengebirges ziemlich parallelen Gränzlinie ergiebt sich, daß der Granit an vielen Orten schräg über der Kreide, an andern wenigstens senkrecht neben ihr liegt. Dazu kommt noch der besondere merkwürdige Umstand, daß zwischen beyden, also über der Kreide, und unter dem Granit an mehreren Stellen aufgerichtete kalkige Zwischenschichten mit Versteinerungen der Jura-Formation beobachtet werden, einer Formation, die doch sonst in der ganzen Welt unter der Kreide gefunden wurde. —

Die hierüber angestellten nähern Untersuchungen haben im Wesentlichen das eben erwähnte zuerst erkannte Verhältniß bestätigt. So viel geht bis jetzt sicher hervor, daß der Granit bey Hohnstein gegen 1000 Fuß über den Quadersandstein übergreift, und daß, wenn man sich diesen hinwegdenkt, ein 600 Fuß hoher unter 30° überhängender Granitfelsen zurückbleibt, unter welchen man allenfalls die Stadt Hohnstein hätte bauen können. Ferner scheint es außer Zweifel zu seyn, daß die Hohnsteiner-Zwischenschichten wirklich der Juraformation angehören.

Wie dieser Umsturz gewöhnlicher Verhältnisse

gekommen, darüber haben sich die Meynungen bis jetzt noch nicht vereinigt. —

Mehrere angeführte Untersuchungen betreffen die Temperatur zur Zeit der Bildung der Tertiärformationen. Deshayes hat alle tertiären Konchilien-Arten Europa's mit allen noch lebenden bekannten Arten verglichen und ist zu dem Schlusse gelangt: 1) diese tertiären Bildungen haben keine Arten mit den sekundären gemein. 2) Sie allein enthalten Arten, die auch noch lebend vorkommen und zwar 3) um so mehr, je jünger sie sind. Die jüngsten Tertiär-Bildungen sind entstanden, als die Temperatur ziemlich der jetzigen gleich war. Sie enthalten Arten, welche meistens in den nächsten Meeren noch lebend vorkommen. In der zweyten tertiären Epoche, welcher viele kleine Becken in der Mitte von Europa angehören, war die Temperatur dieser Gegenden viel höher, als jetzt, denn in ihnen finden sich 200 Arten vom Senegal und von Guinea wieder. Das Klima war tropisch. In den Formationen der ersten Periode (Paris, London, Valogne, fast ganz Belgien und Holland ꝛc.) hat der Verf. nur wenige noch lebende Arten wieder erkannt. Von 1400 Arten des Pariser Beckens leben noch 38, meistens in tropischen Gewässern. — Dagegen macht E. de Beaumont einige Bemerkungen, wonach die Gegend von Paris während der Grobkalkbildung kein tropisches Klima ($27\frac{1}{2}$ ° C), aber doch eine mittlere Temperatur von 22 ° C. gehabt haben dürfte. — Daß man aus dem Vorkommen der fossilen Reste von Thieren, welche gewöhnlich gegenwärtig in den Tropenländern gefunden werden, nicht geradezu auf eine ehemalige tropische Temperatur jener Länder schliessen könne, wo ein solches Vorkommen beobachtet wird, sucht Everest zu beweisen, indem die bekannte Verbreitung der Thiere, wie sie jetzt noch zu beobachten, schließen läßt, daß z. B. der Tieger, welchen man zuweilen an der Schneegränze des Himalaya, im Gebiete des ewigen Schnee's am Ararat in Armenien ꝛc. findet, fast noch ein Klima, wie das englische ist, vertragen kann, wenn die sonstigen Bedingungen seines Bestehens vorhanden sind. Aehnlich verhält es sich mit dem Elephanten, der Hyäne u. s. w.

Unter den neuen Entdeckungen des Mikroscops haben die von Ehrenberg über fossile Infusorien besonders Aufsehen erregt. Seine Beobachtungen sind mit den gleichzeitigen Anderer angeführt. Die Trippel und die Polirschiefer des Harzes und die von Bilin in Böhmen sind fast ganz aus Infusorien zusammengesetzt, wovon noch einige lebend gefunden werden. Dujardin bestättigt diese Beobachtung. De Brebißon trocknete und glühte mehrere Infusorienarten, wobey er fand, daß sich die Form ihrer Decken dabey nicht verändert und daß diese aus Kieselerde bestehen. Ehrenbergs Navicula viridis giebt nach dem Calciniren einen weißlichen Staub, der unter dem Mikroskop sich ganz übereinstimmend zeigt mit dem Kieselniederschlag von Franzensbad. Dr. Meyer fand den Polirschiefer vom Habichtswalde in Hessen fast ganz aus fossilen Infusorien zusammengesetzt. Ehrenberg fand dergleichen weiter im Polirschiefer von Planitz und von Cassel. Nach v. Humboldt bildet der Polirschiefer am Trippelberge bey Bilin eine Schichte von 14' Mächtigkeit, von Sauaschiefer und Opalen überlagert, welche ebenfalls Infusorien enthalten. Auch die Opale von Champigny, von St. Ouen, die der Steinheimer Dolerite, der Kosemitzer Serpentine und die Feuersteine der Kreide scheinen Ehrenberg aus solchen Infusorien zu bestehen. — Aehnliche Beobachtungen machte Turpin. — Von Retzius und Ehrenberg wurde auch ein Bergmehl, welches zur Zeit der Hungersnoth in dem Jahre 1833 und 1834 von den Lappen im Kirchspiel Degernä gegessen wurde, als aus Infusorien zusammengesetzt befunden. Gleiches ist der Fall bey einer Erde von Kymmene-Gard bey Helsingfors in Finnland, bey Polirschiefer von Oran in Afrika ꝛc.

Die Zoologie der Vorwelt hat durch die im bunten Sandstein von Hildburghausen entdeckten Thierfährten eine unerwartete Bereicherung erhalten. Das Jahrbuch giebt alle hierauf bezüglichen Bekanntmachungen. Link hält sie als von einem Reptil herrührend. Keßler lieferte Abbildungen derselben mit einem erklärenden Text von Sickler, welcher ein Cheirotherium majus und minus unterscheidet. Eine Abhandlung von Engelhardt erläutert die geognostischen Verhältnisse, woraus hervorgeht, daß die Thiere auf einer Thonbank gegangen waren, auf welcher die eigentliche Plattenbank liegt, deren untere Seite die Abdrücke aufnahm. Man

kann die Fährten fast 2 Stunden weit in ziemlich gerader Linie verfolgen. — Edw. Hitschcock fand ähnliche Fährten in Sandstein und in der Grauwacke im Connecticut-Thale und theilt eine Uebersicht derselben mit. —

Wie über die hier angeführten Artikel, so giebt das Jahrbuch über viele Andere Notizen und Auszüge aus den verschiedensten Quellen der in- und ausländischen Litteratur. Bemerkenswerth sind unter Anderm in diesem Bande die Auszüge aus den Arbeiten Göpperts über Versteinerungen, aus Hausmanns: De usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas, aus Alph. de Candolle's: Introduction à la botanique über fossile Pflanzen ꝛc. Unter den Correspondenzartikeln sind die des in Afrika reisenden Russeggers besonders interessant. Vom Jahrgang 1838 ist bereits das erste Heft erschienen, mit Abhandlungen von Horner über die Geologie des indischen Archipels, Quenstedt über die fossilen Knochen im rothen Sandsteine Livlands und Estlands, Frommherz über den Bradford- und Oxford-Thon des Breisgaues und Schüler: geognostische Bemerkungen über die Wallachey."

Der Jahresbericht von Glocker beginnt mit einer kurzen Geschichte der Mineralogie als Einleitung, dieser folgt eine vollständige Angabe der Literatur und weiter wird unter den Artikeln Krystallographie, Mineralphysik und Mineralchemie dasjenige erwähnt, was die allgemeine Mineralogie betrifft; unter dem Artikel specielle Oryktognosie, welche Systematik und Diagnostik begreift, werden die neuen Mineralsysteme und Nomenklaturen, die neuen Mineralspecien, die erweiterten Erfahrungen über die bekannten ꝛc. angeführt. Eigene Abschnitte bilden Geologie, Geophysik, allgemeine und specielle Geognosie und Petrefaktenkunde.

Um eine Skizze der Behandlung dieses Berichtes zu geben, wollen wir einige Artikel in Kürze hervorheben. In der Mineralphysik werden unter andern ziemlich ausführlich die interessanten Versuche von Melloni über das Verhalten krystallisirter Körper gegen strahlende Wärme, über den Einfluß der Pellucidität und Farbe auf dieselbe und über Refraction und Polarisation der Wärme angeführt. Diese Versuche sind für den Mineralogen, wie für den Physiker beachtenswerth, obwohl die Erscheinungen bis jetzt noch keine bestimmte Charaktere für die Mineralien abgeben können, da sie nicht selten bey ein und derselben Species sehr verschieden sind, ohne daß man den wesentlichen Grund davon auszumitteln im Stande ist.

Der Artikel Mineralchemie giebt die chemischen Berechnungen und Formeln Gerhardt's über die Silicate. Er unterscheidet folgende Haupt-Abtheilungen derselben, welche zum Theil wasserfrey, zum Theil wasserhaltig in der Natur vorkommen.

	Sauerstoffmengen.	Beyspiele.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}$	„ 1 : $\frac{1}{3}$ „ „	Mangansilicat aus Piemont.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^2$	„ 1 : $\frac{2}{3}$ „ „	Cyanit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}$	„ 1 : 1 „ „	Chrysolith.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^4$	„ 1 : $1\frac{1}{3}$ „ „	im Serpentin.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^5$	„ 1 : $1\frac{2}{3}$ „ „	Zeagonit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}^2$	„ 1 : 2 „ „	Wollastonit.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^7$	„ 1 : $2\frac{1}{3}$ „ „	Amphibol u. Augit.
$\dot{R}^6 \dddot{Si}^5$	„ 1 : $2\frac{1}{2}$ „ „	in Krokydolith.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^8$	„ 1 : $2\frac{2}{3}$ „ „	Smaragd.
$\dot{R} \dddot{Si}$	„ 1 : 3 „ „	Edelforsit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}^4$	„ 1 : 4 „ „	im Okenit.

Es sind dabey alle Basen von 1 At. Sauerstoff als vicarirend angenommen und ihre Sauerstoffmengen addirt worden. Bey vielen Verbindungen geht dies recht gut an, wenn sich Isomorphismus in der Krystallisation zeigt, wo dieses aber nicht der Fall ist, da ist es wahrscheinlicher, daß je nach der Sättigungs-Capacität die Basen nicht auf gleiche Weise mit derselben Säure verbunden sind. So haben z. B. Humboldtilith und Augit gewiß nicht die elbe allgemeine Formel. Uebrigens sind manche Analysen bey diesen Berechnungen zu Grunde gelegt, welche nicht zuverläßig sind, und ist auf Fehler der Analysen selbst und auf Einmen-

gungen der analysirten Substanzen zu wenig Rücksicht genommen worden. — Gerhardt hat auch für die mehr zusammengesetzten Silicate in dieser Weise Formeln berechnet. —

Ueber die Schmelzbarkeit der Silicate und über Verbindungen auf trocknem Wege sind mehrere Versuche von Berthier angegeben. Die meisten Silicate wurden amorph oder wenigstens nicht deutlich krystallisirt erhalten. Letzteres war jedoch der Fall bey Wollastonit, Augit, eisenfreyem Amphibol, Manganaugit und Eisenchrysolith. Von den neuen Systemen sind die von Schubert und Thomson angeführt. Dem ersten liegt die verschiedene Tendenz der Elemente, sich mit dem Sauerstoff zu verbinden, zum Grunde. Es sind übrigens die vier alten Klassen der Metalle, Inflammabilien, Steine und Salze beybehalten. — Das Thomson'sche System hat 3 Hauptabtheilungen: 1. Säurebasen. 2. Alkalibasen und 3. Neutrale Basen. Jedes Element bildet eine Unterabtheilung.

In dem Artikel Diagnostik ist kaum etwas vergessen worden, was die Literatur bis zum Erscheinen des Werkes geliefert hat. Namentlich sind alle chemische Analysen sorgfältig angeführt. — An den beygegebenen Bemerkungen des Verf. ist manchmal zu rügen, daß sie den Gegenstand nicht aus dem richtigen Gesichtspuncte beleuchten. So heißt es, wo die Ansicht von Fuchs angeführt wird, daß der Graphit amorpher, der Diamant aber krystallisirter Kohlenstoff sey: „Eine so auffallende Verschiedenheit in allen physischen Eigenschaften, wie zwischen Diamant und Graphit, findet sich bey keiner einzigen von allen denjenigen Mineralgattungen, welche zugleich in beyden Zuständen, dem krystallinischen und dem unkrystallinischen dichten oder erdigen erscheinen, wie z. B. Kalkspath und dichter Kalkstein, blättriger Feldspath und dichter Feldspath, Flußspath und dichter Fluß ꝛc. Bey allen diesen kann man viel mehr Aehnlichkeit der physischen Eigenschaften und Uebergänge nachweisen, welches beydes beym Diamant und Graphit nicht der Fall ist.“ — Man sieht offenbar, daß der Verf. eine ganz unrichtige Ansicht von dem hatte, was Fuchs Amorphismus nennt. Uebrigens scheint sich derselbe zu der Ansicht zu neigen, daß ein chemischer Unterschied zwischen Diamant und Graphit bestehe, und daß darin der Grund der großen physikalischen Verschiedenheit zu suchen sey.

Die neuen, oder zum erstenmal analysirten Species, welche der Verf. vorzüglich aus englischen Werken anführt, sind ziemlich zahlreich. Einige, deren Mischung sich mit Wahrscheinlichkeit berechnen läßt, mögen hier angeführt werden. *)

Antrimolith. Fasrig, tropfsteinartig. $\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\}$ $Si^3 + 5\,ASi + 5\,Aq.$

Grafschaft Antrim in Irland. Thomson.

Boltonit Klinorhombisch? $MgSi^2$, Bolton in Massachusetts. Thomson.

Bytownit. Krystallinisch körnig. $\left.\begin{matrix}C\\N\\F\end{matrix}\right\}$ $Si^2 + 3\,ASi.$

Von Bytown in Ober-Canada. Thomson.

Dysluit. Thesseral. $\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\\dot{Zn}^3\\\dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\ldots \dddot{Al}$ Von Sterling in Neu-Jersey. Thomson.

Anhydrous Silicate of Iron. Blättrige Massen. $\dot{Fe}^3\,\dddot{Si}$. Von Slavcarrach in Irrland. Ist Eisenchrysolith.

Glottalith. Thesseral. $CSi^2 + ASi + 3\,Aq.$ Thomson.

Harringtonit. $\left.\begin{matrix}C\\N\end{matrix}\right\}$ $Si^2 + 3\,ASi + 2\,Aq.$

Thomson. Aus dem nördlichen Irland. Wahrscheinlich zu Mesole gehörend.

Manganchrysolith. Silicate of Manganese. Spaltbar. $\dot{Mn}^3\,\dddot{Si}$. Von Franklin in Neu-Jersey. Thomson.

*) Ueber einige andere vrgl. diese Blätter von 1836. Nr. 185.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

Der geistreiche Verfasser dieser Schrift beschäftigt sich zuerst mit den Ursachen, warum neben den vielfachen Bearbeitungen der Theorie der Dichtkunst man sich fast gar nicht oder nur ungenügend damit abgegeben habe, eine Theorie der historischen Kunst zu bearbeiten; die hauptsächlichste findet er in dem Umstand, daß in der Poesie der Inhalt gegen die Form eben so sehr zurücktrete, als in der Geschichte der Inhalt wesentlicher sey, als die Form; daher in der letzteren mehr eine materielle, als formelle Trennung der Gattungen zu finden wäre; doch müsse man auch hier, sobald von historischer Kunst die Rede sey, formelle Gattungen suchen. S. 15. wird darauf aus einander gesetzt, wie in der Philosophie die Vernunft, in der Poesie die Einbildungskraft, in der Geschichtschreibung der beobachtende, ordnende Verstand sich hauptsächlich thätig erweise; da aber in den beyden ersten auch die andern Geistesthätigkeiten an ihren Productionen einen Antheil hätten, so wäre als Mittelpunct der ganzen Untersuchung die Frage hinzustellen: „wie der Historiker die ihm eigenthümliche Wahrheit mit denen des Dichters und Philosophen verbinden solle?“ So wenig nun der Dichter und Philosoph die ihm eigenthümliche Thätigkeit allein und getrennt von den andern herrschen lassen dürfe, ohne verwerflich zu werden, ebenso müsse der Historiker nicht bloß die ihm eigenthümliche Seite allein walten lassen, weil er sonst zum bloßen geistlosen Faktensammler herabsinke. Hiedurch werde er zwar verächtlich, aber nicht verwerflich, weil ein solches Aufzeichnen doch immer auf dem Boden der Wirklichkeit bleibe und im gewissen Sinne sogar nothwendig sey, und wo die Chronik anspruchslos nichts weiter seyn wolle, als Chronik, sey dieselbe, obwohl ärmlich, doch nicht verächtlich. Trefflich wird hierauf (S. 24) die Natur der einfachen Chronik geschildert, sowie derjenige Standpunct der Bildung bezeichnet, auf welchem die Völker nichts anderes und höheres verlangen, bis sie in Perioden von etwas glänzenderer geistiger Entfaltung auch Chronisten von größerer subjectiver Bedeutung und höherem Schwung erhalten. Solche (wie Livius, Zurita, auch Johannes von Müller dem Wesen nach) seyen jedoch nur bey Völkern von scharfer und strenger Nationalität zu finden. In Frankreich, England und Deutschland erfreue sich kein Historiker einer solchen, jenen Historikern eigenthümlichen, Volksthümlichkeit. Bey diesen Völkern von allgemeinen Tendenzen trete ein solcher Geschichtschreiber auf einem ungehörigen Boden auf, wie Luden bey den Deutschen (S. 28). Aber aus der bloßen verständigen Beobachtung bey dieser Art von Geschichtschreibung könne kein rechtes Werk historischer Kunst hervorgehen. Wenn der Verf. von solchen Chronikschreibern höherer Art sagt, (S. 30) daß ihre Werke „ungenießbar für jeden seyen, der mehr als vereinzelte Belehrung, der auch einen Eindruck auf das Gemüth in dem Geschichtswerke suche,“ und unter solche die obgenannten rechnet, so kann man ihm in diesem Umfange nicht beystimmen. Es ist ihm hier zu entgegnen, daß diese Beschränkung auf eine Nationalität, diese Beschränkung in Raum und Zeit den universellen Blick und die tiefer eingehende Behandlungsweise ja gar nicht ausschließt, daß gerade an der Geschichte eines Volkes ein abgerundetes, in sich vollendetes Kunstwerk sich leichter ausführen läßt, wenn der Sinn und die Darstellung, mit der es geschieht, getragen ist von der höhern Einsicht in den wahren Zusammenhang der ganzen weltgeschichtlichen Ent-

wicklung, in welcher jenes Volk sich bewegt. Wenn der Verfasser S. 49. selbst verlangt, daß das Leben jedes großen Mannes welthistorisch und im Ganzen aufzufassen sey, wie viel mehr gilt dieß von einem bedeutenden Volk? Ist die römische Geschichte des Livius nicht auch, wie der Verf. S. 51 schon von Thucydides sagt, eine Geschichte seiner Zeit und Welt? Und wo könnte man das ganze Mittelalter in seinen Grundzügen besser kennen lernen, als bey Johannes von Müller?

(Fortsetzung folgt.)

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde ꝛc.

(Schluß.)

Raphilit. Nadelförmige Krystalle.

$$\left.\begin{matrix} C \\ 2\,K \\ Mg \end{matrix}\right\} Si^3 + \left.\begin{matrix} A \\ F \end{matrix}\right\} Si$$

Von Perth in Ober-Canada. Thomson.

Wichtine. Spaltbar nach einem fast rechtwinklichen Prisma. $\left.\begin{matrix} f \\ N \\ C \end{matrix}\right\} Si^2 + \left.\begin{matrix} A \\ F \end{matrix}\right\} Si^2$ Von Wichty in Finnland. Laurent.

Die Namen der übrigen sind: Crucit, Mikrolith, Polylith, Aegirin, Huronit, Stellit, Davidsonit, Chalilith, Chelmfordit, Cluthalith, Neurolith, Skorilith, Rhodalit, Tuesit, Plinthit, Malthacit, Nemalit, Vermiculit, Gilbertit, Mullicit, Herrerit. —

In dem Theile, welcher Geognosie und Geologie umfaßt, ist das, was die englischen und französischen Journale darüber enthalten, sehr fleißig theils in Notizen, theils in Auszügen angezeigt. Natürlich sind die deutschen Schriften nicht vergessen.

In Betreff des ursprünglichen Zustandes der Erde stimmt Arago der bekannten Ansicht bey: daß die Erde ursprünglich wahrscheinlich im feurigen Flusse gewesen sey, und daß sie von dieser anfänglichen Glut noch einen beträchtlichen Theil in ihrem Innern einschliesse. Ihre sphäroidische Gestalt beweise, daß sie ein flüßiger Körper gewesen seyn muß, ehe die Umdrehung um ihre Axe begann, die Zunahme der Temperatur in ihrem Innern aber, daß dieser flüssige Zustand kein wasserflüssiger seyn kann. Seit wie lange die Temperatur der Erde im Abnehmen begriffen sey, lasse sich nicht bestimmen, wohl aber lasse sich durch einen von der Bahn des Mondes hergenommenen Beweisgrund darthun, daß in den letzten 2000 Jahren die mittlere Erdtemperatur sich nicht um ein $\frac{1}{10}$° C. verändert habe ꝛc. — Dickson macht darauf aufmerksam, daß mit der herrschenden Theorie von der Wärmezunahme in der Erde sich der Umstand nicht gut vereinigen lasse, daß die Gruben in Sachsen, welche 1500 Fuß über dem Meere liegen, eine ebenso hohe Temperatur zeigen, wie die in Cornwall, welche unter dem Meeresspiegel liegen, und daß auch die Gruben in Südamerika, welche 7000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, nach Humboldt gleichfalls eine hohe Temperatur zeigen. Er glaubt daher, daß, da die Erde überall in gewißen Tiefen unter der Oberfläche eine beträchtlich höhere Temperatur zeigt, als die der Atmosphäre an ihrer Oberfläche, dort gegenwärtig gewisse Mittel vorhanden seyn müssen, durch welche fortwährend Wärme erzeugt wird ꝛc.

In Betreff der Theorie der Gebirgserhebungen werden Ansichten dafür von Virlet und Boblaye, dagegen von Schubert, Raumer und Boase aufgestellt. Nach Raumer ist die geneigte Schichtenstellung der ältern Gebirgsarten als eine primitive anzusehen, welche durch krystallinische Processe hervorgebracht worden sey. Eben so glaubt Boase, daß alle Arten von Structuren und Absonderungen gleich bey der ersten Erstarrung der Gebirgsarten ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben. Die eigenthümlich regelmäßigen Structur- und Absonderungsformen der Gebirgsarten sind nach ihm nicht durch eine bloß mechanische und zufällige Wirkung, sondern durch einen dem Krystallisationsproceß ähnlichen, wo nicht damit identischen Bildungsproceß zur Zeit des Festwerdens der Gebirgsarten entstanden, und durch spätere Einwirkung mechanischer

und chemischer Ursachen oft nur auffallender hervorgetreten. Was die Entstehung der primitiven geschichteten Gebirgsarten betrifft, so glaubt Boase, daß sie gleichzeitig mit den ungeschichteten, wahrscheinlich aus einer feuerflüssigen Maße durch Krystallisation sich gebildet, dabey gleich anfangs verschiedene Richtungen gegen den Horizont angenommen, und nach diesen Richtungen, welche den Structurflächen der einfachen Mineralien analog und wie diese durch ungleiche Cohäsionsverhältnisse entstanden seyen, sich gegenseitig abgesondert haben. Aus diesem Grunde ist nach ihm auch die geneigte Schichtenstellung der primitiven schieferigen Gebirgsarten schon mit der ursprünglichen Structur derselben gegeben, und nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, erst durch spätere Störungen entstanden. — Es ist schon lange her, daß man die Berge für Krystalle angesehen hat, an welchen nur die Zeit die Kanten und Ecken verwischt habe und man hat damals noch einige gut erhaltene Exemplare zu citiren gewußt, es scheint, daß man wieder hierauf zurückkommt. Daß alte Ansichten oft besser sind, als gerade die neuen der Mode, denn die Mode übt ihre Herrschaft auch in der Wissenschaft, das ist nicht zu bestreiten, weil die Geschichte manche Beyspiele anführt, wo man solche wieder hervorgeholt und anerkannt hat, wenn solches aber stattfinden soll, so müssen wenigstens neue Gründe für sie geltend gemacht, aber nicht diejenigen wieder angeführt werden, wegen welcher sie einmal verworfen wurden. Uebrigens geben wir denjenigen, die solchen Ansichten zugethan sind, die Abhandlung Walkernagels über den Wirkungskreis der Krystalle zu bedenken, woraus sie leicht eine Theorie ursprünglich schief liegender Schichten bey krystallinischen Gesteinen entwickeln können, die wenigstens neue Facten enthielte. —

Da in Betreff der Schichtungstheorien das Durchsetzen mäßiger Gesteine durch andere von Interesse ist, so müssen wir dem Verfasser Dank wissen, daß er die neuern zuverläßigsten Beobachtungen hierüber zusammengestellt hat. Unter andern werden folgende Fälle angeführt:

Trachyt durchsetzt rothen Sandstein im Thal von Arequipa und zwischen Pisacoma und dem See von Puno in Peru nach Meyen; Glimmerschiefer in Abyssinien nach Rüppell.

Feldspathporphyr durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Melaphyr am Lago di Lugano nach Fr. Hoffmann und Studer.

Basalt durchsetzt alten rothen Sandstein, welchen er theilweise verändert in der Nähe von Gießen nach Klippstein, Steinkohlengebirge an mehreren Orten in England nach Murchison u. a., Thon der Braunkohlenformation, die Braunkohlen, ihres Bitumens beraubend, im Westerwald nach Erbreich. — Dolerit durchsetzt gebrannte Thonsteinschichten in Island nach Krug von Nidda; Mandelstein durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Liaskalkschiefer, welchen er an den Berührungsstellen in Dolomit verwandelt zu Champs und Vizille nach Bertrand, Geslin und Montalembert.

Granit in Gängen durchsetzt Grauwackenschiefer zu Westdale Head in Westmoreland nach Sedgwick; Syenit zu Niederfehrn und Weinböhla in Sachsen nach Leonhard, Thonschiefer zu Kirchberg und Treuen unweit Zwickau nach Gutbier; liegt über aufgerichteten Thonschieferschichten und zieht sich in diese gangartig hinein auf der Insel Mihau an der Küste des Dept. Côtes du Nord nach de la Fruglaye und du Marhallac; Granit mit Gneiß, bedeckt von thonig kalkigem Schiefer, dessen Schichten gegen sie aufgerichtet sind, zu la Chaine des Roußes in Oisans nach Dausse ꝛc. Betreffend die Umwandlung der Gebirgsarten, so soll nach Murchison die Grauwacke der Malvern- und Alberley-Hills durch emporgestiegenen Syenit in Glimmerschiefer und Chloritschiefer, nach Studer ein Theil des Mergelschiefers und Alpenkalks in Graubünden durch aufgestiegenen Serpentin in Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß und Talkschiefer, nach Gutbier der Thonschiefer in der Gegend von Zwickau durch Granit in Gneiß, Granulit, Schörlschiefer und Glimmerschiefer sich umgewandelt haben. Nach Keferstein sollen in vielen Gebirgsgegenden Glimmerschiefer, Gneiß, Granit und noch andere krystallinische Gesteine aus Grauwacke und Thonschiefer, in den Alpen aber aus einem zur Kreideformation gerechneten Mergelsandstein durch eine spätere Umwandlung in Folge eines Processes, den er mit dem organischen Gährungsproceß ver-

gleicht, entstanden seyn, desgleichen auf ähnliche Weise Porphyr und Mandelstein aus Sandstein, während dagegen Andere z. B. Studer gerade umgekehrt die Sandsteine und Conglommerate für Abreibungsprodukte des Porphyrs und Granits erklärt haben.

Es kommt hiemit überein, was Keilhau über die Granitbildung ꝛc. aufstellt, daß nämlich aus Thonschiefer durch eine Art von Nisus formativus der Materie Granit und Syenit, sowie aus Sandstein Porphyr entstehe. Zur leichtern Vermittlung dieses Ueberganges hält er die Annahme für statthaft, daß die Elemente der unorganischen Natur nicht so zahlreich sind, wie wir annehmen, sondern daß ihrer nur wenige vorhanden seyen, welche sich umgestalten können und daß Erden und Alkalien sich gegenseitig in einander umzuwandeln vermögen. — Dieß sind nun Ansichten von Männern, welche Ruf haben, was wird andern nicht erlaubt und nachzusehen seyn! Kein Wunder, wenn bald ein jeder in geologischen Angelegenheiten mitreden wird, der nur einigermaßen mit Phantasie begabt ist und sie auf diesem Felde zu beschäftigen Lust hat! Man darf ja behaupten, was man will und da fast ein jeder eine hinlängliche Menge von Unerklärlichem in seiner Theorie, freylich nur des Erklärens wegen, aufstellt, so müssen alle in einer gewissen Art duldsam gegen einander seyn. In andern Wissenschaften ist das anders. —

In dem Artikel: Specielle Geognosie werden die Systeme der Gebirgsformationen von Bronn und Keferstein angeführt. Bronn unterscheidet folgende Hauptperioden:

I. Periode: Kohlengebirge.
1. Thonschiefergruppe. Thonschiefer, Uebergangskalk, Grauwacke.
2. Bergkalkgruppe. Alter rother Sandstein, Bergkalk, Kohlensandstein.
3. Kupferschiefergruppe. Todtliegendes, Kupferschiefer, Zechstein.

II. Periode: Salzgebirge.
1. Muschelkalkgruppe. Bunter Sandstein, Muschelkalk.
2. Keupergruppe. Lettenkohle, Keuperdolomit, Keupergyps, Keupersandstein.

III. Periode: Oolithgebirge.
1. Liasgruppe. Unterliassandstein, Liaskalk, Liasschiefer.
2. Untere Juragruppe. Oberliassandstein, unterer Jurakalk, Oolith ꝛc.
3. Mittlere Juragruppe. Oxfordthon, weißer Jurakalk, Corallenkalk ꝛc.
4. Obere Juragruppe. Kimmeridgethon. Portlandstein.

IV. Periode: Kreidegebirge.
1. Eisensandgruppe mit Purbeckkalk und Waldthon.
2. Grünsandgruppe.
3. Weiße Kreide.
4. Kreidetuff von Mastricht.

V. Periode: Molassegebirg.
1. Grobkalkgruppe. Untere Braunkohle, plastischer Thon ꝛc.
2. Tegelgruppe.
3. Alluvialgruppen.

Keferstein hat die Gebirgsformationen vom geologischen Standpuncte aus, d. h. in Bezug auf die Geschichte ihrer Bildung angeordnet und eine Uebersicht davon im westlichen und östlichen Nordeuropa in Parallele gestellt, das südliche Europa als alpinisches Gebirgssystem besonders unterscheidend. —

Die neuern Beobachtungen über einzelne Formationen, ihre Versteinerungen, die genaueren Bestimmungen der Gesteine und Felsarten ꝛc. sind sehr fleißig gesammelt und die Quellen jedesmal genau angegeben. — Die äußere Ausstattung ist sehr schön. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

(Fortsetzung.)

Wie der richtigen, innerlichen Erkenntniß und Auffassung einer Erscheinung in der Natur, einer Gattung von Naturproducten die Einsicht in das innere Wesen der ganzen Natur zu Grunde liegen muß, so wird auch einer wahrhaften Darstellung der Eigenthümlichkeit und Bedeutung eines Volkes die tiefere Einsicht in das Ganze der weltgeschichtlichen Entwicklung vorausgehen müssen, und sich an einer solchen speziellen Geschichte bewahrheiten, und bewähren; fehlt hingegen diese universelle, innere Auffassung und Beziehung, (die sich doch im Allgemeinen und im gewissen Sinn bey Livius, Johannes von Müller, Luden, freylich bey jedem auf seinem Standpunct und in seiner Art, mehr oder weniger findet) so wird, wie jede Geschichte, so auch die eines einzelnen Volkes nichts weiter als ein geistloses Aufzählen äußerlicher Begebenheiten seyn. Dazu muß auch anerkannt werden, daß man aus einer richtigen Auffassung und genauen Entwicklung der innern und äußern Zustände eines einzelnen Volkes oft mehr an wirklicher Einsicht in das Innere der Weltgeschichte gewinnt, als aus allgemeinen und vagen Darstellungen größerer Abschnitte der Weltgeschichte, die nur an der Oberfläche hinstreifen und mit einigen genial seyn sollenden Bemerkungen und Vergleichungen die innere Natur der Verhältnisse, die etwas tiefer liegt, gar nicht berühren. Was ferner die Wirkung auf das Gemüth betrifft, so möchten lebensvolle Darstellungen großer Scenen aus der Geschichte eines einzelnen Volkes gerade am meisten geeignet seyn, einen großen gewaltigen Eindruck hervorzubringen, wie dieß ja eben bey jenen drey Geschichtschreibern von selbst in die Augen springt. Dabey wollen wir gar nicht gedenken, daß gerade mit der Geschichte der von jenen Historikern behandelten Völker das Wichtigste und Wesentlichste der ganzen Zeit häufig von selbst verknüpft ist. Wir möchten daher solche Werke wegen der bloßen Beschränkung auf eine Nationalität gar nicht in die Klasse einer, wenn auch noch so potenzirten, chronikartigen Geschichtschreibung setzen. Hier müßten andere Merkmale und Eigenschaften zu ihrer Classifizirung entscheiden. Der Verfasser sucht hier zu sehr die Einheit des Ganzen, die bey einem Geschichtswerk gefordert wird, um ein Kunstwerk zu seyn, in etwas Aeusserlichem, wenn er (S. 80.) sagt, daß alle solche Werke kein Ende erreicht und ihre Fortsetzer nöthig gehabt hätten. Die innere Vollendung besteht ja doch nicht in der äußerlichen Abgeschlossenheit des Stoffes, sondern in der Darstellung des innern Lebens und der Nachweisung der Haupt- und Grundentwicklungen der Menschheit in einem kleineren Ganzen; es kommt hier auf das innere Maaß und Verständniß, auf die Abspiegelung der weltbewegenden Idee in einem kleineren Organismus an, nicht auf die bloß äußerliche Abrundung und Abgeschlossenheit. Der vergrößernde National-Standpunct, der einem solchen Geschichtswerk Eintrag thun soll, muß darum noch kein unwahrer seyn, da diese Vergrößerung überall, wenn sie nur nicht die innere Wahrheit verletzt, ja nur eine relative ist. Nach der Chronik als der Grundform der werdenden Geschichtschreibung, (welche der einseitigen Romantik in der Poesie und der dürren Scholastik in der Philosophie entsprechen soll — eine Zusammenstellung, der wir so eben nicht beystimmen

möchten), bildet nach dem Verf. das Memoir die zweyte Hauptquelle aller Geschichte. Sehr klar und erschöpfend wird hier (S. 35 — 39) das Verhältniß desselben zur Chronik auseinander gesetzt und alle Seiten und Eigenthümlichkeiten desselben werden eingehend und treffend hervorgehoben. Es wird gezeigt, wie die Denkschrift, die sich ganz auf dem Gebiet des Subjectiven bewege und hauptsächlich den Zeiten geistiger Halbkultur angehöre, mit ihrer theatralischen Natur, wo die Intrigue und die psychologische Katastrophe auf der Bühne erscheint, das eigenthümliche Feld der französischen Geschichtschreibung sey, auf dem diese vortreffliche Muster in den verschiedenen Zeiten aufgestellt. Alsdann wird das Wesen der pragmatischen Geschichtschreibung, die als eine höhere Stufe des Memoirs bezeichnet wird, wie es die vaterländische Volkshistorie im Verhältniß zur Chronik ist, in allen sie charakterisirenden Grundzügen vollständig entwickelt, wobey die geschichtliche Stufe der menschlichen Bildung, auf welcher sich diese Gattung hauptsächlich ausbildet, auf das treffendste nachgewiesen wird. Sehr wahr bemerkt der Verf. hiebey, daß es gar nicht das didaktische Element ist, welches ihre eigenthümliche Natur ausmacht. Bey dieser Auseinandersetzung ist der universelle Ueberblick, die vergleichende Verbindung der Geschichtschreiber aller Zeiten und Nationen, die Darstellung der mit klaren Zügen hervorgehobenen Verschiedenheit der Historiker, die einer Gattung angehören, eben so anziehend, als belehrend. Ueberhaupt macht das Ganze durch die einfache, gewandte und das Wesentliche so richtig auffassende Lebendigkeit der Darstellung einen sehr wohlthuenden Eindruck, und zeigt jene anmuthige Leichtigkeit, welche nur eine sichere Beherrschung des Gegenstandes gewährt. Das Mangelhafte der pragmatischen Geschichtschreibung wird S. 43. in ein klares Licht gesetzt; es finde sich hier nicht die rechte Einheit, die nothwendig sey, um ein Geschichtswerk gerade zu einem historischen Ganzen zu verbinden, sondern nur eine äußerlich gemachte und gesuchte Einheit, die allen großartigen Ueberblick raube. Hauptsächlich fehle ihr die Ansicht von einer höhern Lenkung der Dinge. Der Verfasser berührt dann noch zwey Nebengattungen, die poetische Sagengeschichte und die philosophische Behandlung der Geschichte. Bey letzterer bemerkt er, daß sich die Philosophie bisher bey Aufsuchung ihres Standpunctes zur Geschichte rathlos verhalten habe, und daß den philosophischen Behandlungen der Geschichte historische Erfahrung und Weisheit abgehe, wie Herder und Kant gezeigt. Wir wollen uns hier nicht weitläufiger auf diese Meynung des Verfassers einlassen, da wir nachher noch Anlaß bekommen werden, einiges in dieser Beziehung aussprechen zu müssen, und bemerken jetzt blos, daß uns der Verf. mit der innern Entwicklung des reellen Denkens und der tiefer gehenden Forschung in dieser Rücksicht in unserer Zeit nicht genugsam vertraut zu seyn scheint; sonst würde er wohl bey seiner oft bewiesenen Vorurtheilslosigkeit in Beziehung auf unsere Zeit ganz anders geurtheilt und die in jene Frage tief eingehenden Gestaltungen einer höheren Betrachtungsweise, in welcher allein der Schlüssel zur inneren Bedeutung der Weltgeschichte gefunden werden kann, nicht so ignorirt haben. Der wahre Historiker soll nun nach dem Verf. (S. 64) auf das Nothwendige in der Geschichte ausgehen, und die reine Gestalt des Geschehenden kennen lernen, um aus den anhängenden Zufälligkeiten das wahrhaft Wichtige kühn und sicher herauszuheben. Wichtig aber sey in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließe. Das Hauptgeschäft des Historikers müsse also seyn, in dem verwirrten Gang der Dinge die Plane der Weltregierung, ohne welche die Weltgeschichte nicht verstanden werden könne, ahnen zu lernen und auf sie zurückzudeuten; es müßten die historischen Ideen erkannt werden, an denen sich die Vorsehung gleichsam offenbare; von diesen solle Alles zusammengehalten und geordnet werden. Nach Humboldts Vorgang wird hervorgehoben, daß die Ideen es sind, welche unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erfahrungen begleiten, und daß ihrem Wesen und Wirken vor allem nachgespürt werden müsse. Ihre stille, unsichtbare Gewalt, die Plötzlichkeit ihrer Kräfte, ihre rasche Vorbereitung bezeichne ihre wunderbare und unerklärbare Natur, auch ihr allererstes Auftauchen sey gewiß nicht unmotivirt (S. 69), doch sey das Forschen nach ihrem Herkommen für uns vergeblich, nur ihr Erscheinen, ihr Wachsthum, Herrschaft und Sinken müsse historisch verfolgt werden. Es ist allerdings fest zu halten, daß die Historie als

besondere Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit ihre Aufgabe nicht mit der Philosophie der Geschichte verwechseln darf, und jede die Grenzen ihres Gebietes bewahren soll. Wenn aber alle Künste und Wissenschaften ihre letzte und tiefste Begründung in einem höhern Einheitspuncte erhalten müssen, welcher als ihr innerer Lebensquell sie alle mit der Kraft eines unvergänglichen Geistes durchdringen soll, so fern sie nicht aller höhern Beziehung ermangeln und einer geisttödtenden Empirie oder principlosen Willkühr anheim fallen wollen, so muß auch die Geschichtschreibung, in welcher Kunst und Wissenschaft in eigenthümlicher Durchdringung sich verschmelzen, ihre innern Lebenskräfte aus der Tiefe einer wahrhaften und reellen Einsicht in das Leben und das Verhältniß der Alles bewegenden göttlichen Grundgewalten schöpfen. Soll auch in einem Geschichtswerk, welches auf der Höhe einer ächt wissenschaftlichen und christlichen Ansicht steht, die Erkenntniß jener Alles beherrschenden ewigen Ideen ganz und gar nicht allein für sich und gleichsam entblößt von dem sie bekleidenden und verhüllenden Stoff in einer speciellen wissenschaftlichen Darlegung hervortreten, sondern nur als unsichtbare, verborgene, aber Alles ordnende Macht ihre Wirkung fühlbar machen, so ist doch eben diese Erkenntniß jenes die Erscheinungen der Geschichte beherrschenden Geistes nicht möglich, ohne auf einem höheren Standpuncte die Natur jener Ideen überhaupt, die Stätte ihres Ursprungs in Beziehung auf die Geschichte und das sie bewegende Princip, ohne den innern Grund ihrer Entfaltung und ihre jedesmalige Eigenthümlichkeit, den Zusammenhang, in dem sie mit einander stehen, und die Art ihrer Entwicklung, ohne das lebendige Gesetz ihres successiven Uebergehens in einander und die Weise ihrer gegenseitigen Verschmelzung zur Bildung einer höhern Stufe, ohne vor allem das innere Band erkannt zu haben, durch welches sie mit den Erscheinungen der Wirklichkeit verknüpft, diese zum Ausdruck ihres Wesens machen und mit diesen zusammen erst ein Ganzes in wechselseitiger Durchdringung und im gegenseitigen Bedingen bilden. Dieß alles sind Fragen, deren Lösung nur auf einem höhern Gebiet gesucht werden kann, und an deren Beantwortung und Entwickelung eigentlich die ganze Weltgeschichte im Innern selbst arbeitet. Was anders, als eine solche Untersuchung, wie wir vorhin angedeutet, soll denn mit jener Forderung, „dem Wesen der ewigen Ideen nachzuspüren," gemeynt seyn, wenn dergleichen Aussprüche nicht leere, nur schön klingende Worte seyn sollen? Und die eine Seite dieser Ideen, durch die sie den Erscheinungen der Wirklichkeit zugekehrt sind und in ihnen wirken, für sich allein zu erkennen, wird nicht gelingen, wenn nicht auch ihre andere Seite, durch die sie den höchsten Regionen, dem unauflöslichen Leben Gottes zugekehrt sind, in diesem wurzeln und von diesem bewegt werden, sich aufschließt und mehr und mehr enthüllt wird. Ohne auf solche Fragen einzugehen und ohne höhere Principien zur Grundlage zu haben, können wir uns überhaupt keine wissenschaftliche Arbeit und Forschung auf irgend einem Gebiete denken, die dieses Namens würdig wäre; will man damit nichts zu thun haben, so möge man überhaupt von Wissenschaft nicht reden und aufhören ihren Namen Bestrebungen aufzuheften, denen tiefe, Aufschluß gebende und selbständige Gedanken, die auf höheren Grundlagen ruhen, ferne liegen. Bey dem Verfasser dieser Schrift zeigt sich doch überall das Streben, die Bedeutung und die Wirkung jener höheren Ideen anzuerkennen und mit ihnen den Stoff zu durchdringen, zu beleben und ihm dadurch eine höhere Weihe zu geben, wenn er auch ihre innere Natur und ihr Wesen selbst in keine genaue Betrachtung zieht. Nirgends sind freylich die Abwege und Mißgriffe leichter und gewöhnlicher, als bey der Behandlung dieses Gegenstandes, indem ein empirischer, unwissenschaftlicher Standpunct, der sich bloß vom Stoff beherrschen läßt und nur einige nichts sagende Reflexionen äußerlich hinzufügt, oder eine philosophische Willkühr und Einbildung, welche die Mühe einer genauen Durchforschung des Stoffes scheut, entweder ein subjectives Räsonnement oder hohle scholastische Formeln an die Stelle einer tieferen Einsicht in die Natur und Wirksamkeit jener Ideen treten läßt. Um der Sache gründlich und mit Erfolg nachzugehen, muß die Untersuchung, wie bey jeder wissenschaftlichen Forschung, von zwey Seiten aus ihre Arbeit beginnen und sowohl von Seiten der geschichtlichen Erscheinungen, als von Seiten der ewigen, geistigen Regionen in jene Mitte

zu gelangen suchen, wo durch die Art der Vereinigung und des Zusammentreffens der zwey alles Leben haltenden und constituirenden Grundgewalten (die wir freylich nur in der Abstraction trennen) jene eigenthümlichen Mächte sich entwickeln, mittelst welcher Gott unmittelbar eingreifend und lenkend das größte Wunder — die Weltgeschichte — sich entfalten läßt. Auch der Verfasser hat S. 73 jene zwey Gewalten berührt, durch deren Kampf in den verschiedensten, tief im Innern begründeten Gestalten das Leben der Menschheit sich immer höher herausbildet und in der scheinbar größten Atararie, entsprechend der, in welcher sich das menschliche Bewußtseyn für sich selbst befindet, gerade am sichersten sich nach Einem Endziel hin bewegt; doch hat sie der Verfasser nur auf einer sehr untergeordneten Stufe und nicht in ihrer innern Bedeutsamkeit und Natur hervorgehoben. Jene herrschenden Ideen, durch welche das Innere und Aeußere der Weltgeschichte bewegt wird, werden freylich eben so wenig von Seiten der Philosophie nachgewiesen, wenn man mit einigen formellen Bezeichnungen das Geistige einer Zeit zu erfassen meynt; sie sind viel tieferer Natur, als daß einige Schulbegriffe, wie sie jetzt nicht selten angewendet werden, zu ihrer Enthüllung und Erklärung hinreichten.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Ansicht, daß er die alte Welt mit Sokrates, Alexander und Aristoteles sich zur neuen hinwenden läßt und in der langen Zeit von da bis zur Aufdeckung der Erde und bis zur Reformation nur eine Uebergangsperiode sieht. Wir wollen das Wahre, was dieser Ansicht zu Grunde liegt, recht gerne anerkennen; das ist aber noch lange nicht hinreichend, diesen mehr untergeordneten Eintheilungsgrund zum höchsten und wichtigsten zu machen und die alles entscheidenden, wesentlichsten Kräfte und Gewalten, zu denen sich jene hier zur Hauptsache erhobenen Richtungen nur als zurückstehende, in die Hauptrichtung mit eingehende Nebenmomente verhalten, ganz dagegen zurückzustellen. Die Entwicklung, welche mit Alexander, Aristoteles ꝛc. begann, ist doch in der Hauptsache immer nur noch eine Phase der alten Welt und wenn auch hier eine neue universellere Entwicklung des Geistes anfängt, und ein ganz

anderes Bewußtseyn erwacht, so lebt und zehrt es doch größtentheils nur von der Kraft und Natur der alten Welt und ergeht sich, allerdings in neuen umfassenderen Gestaltungen, nur in dem, was das vorhergehende Alterthum unmittelbarer, unbewußter und gebundener an die von einer Art göttlichen Hauches durchdrungene Naturmacht des Geistes herausgeboren hatte. Ganz unmöglich aber ist es, das Christenthum, welches in der Hauptsache allein, zuerst fast unsichtbar mit innerem Geisteshauch die alte Welt umwandelte, nicht als Hauptwendepunct der Geschichte anzunehmen, mag der Verfasser eine solche Eintheilung immerhin fromm oder bequem nennen (371). — Wir wissen auch in Beziehung auf jene Eintheilung recht wohl, mit wie viel Geist und Gründlichkeit der Verfasser in seiner Geschichte der deutschen Dichtkunst die Fortdauer und Herrschaft des römischen Wesens besonders in Sprache und Literatur bey den Deutschen dargelegt hat. „Daß bey und nach der Völkerwanderung durch die Priester fast Alles romanisirt und latinisirt, das deutsche Element hingegen erdrückt wurde, daß mit den Ottonen ein neuer Anflug für die klassische Litteratur sich entwickelte und die eigenthümliche Richtung der Deutschen durch die aufgepfropfte römische Cultur erstickt wurde.“ Wir möchten selbst wünschen, daß, um die Wahrheit dieser Ansicht in das rechte und vollständige Licht zu setzen, in einer deutschen Geschichte zu solchen Zügen, die in diesem Werk des Verfassers entwickelt sind (aus welchen zur Erkenntniß der innern Natur des deutschen Geistes in jener Zeit mehr, als aus den meisten deutschen Geschichten zu lernen ist) auch noch manche bedeutende Aufhellungen dazu kämen, die von einer andern Seite her dasselbe in der Hauptsache hervorheben und bestätigen würden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. Gottingae CIↃ IↃCCCXXXVII. Typis et impensis librariae Dieterichianae. LXXVI. 459.

Der selige Dissen hatte von dieser Rede des Demosthenes bereits im Jahre 1826 mit Benutzung der Bekker'schen Hilfsmittel einen neuen Abdruck der Ausgabe seines Vorgängers, Wunderlich, besorgt, doch war daraus eine besondere Bearbeitung weder sichtbar, noch für die Zukunft angedeutet; um so mehr überraschte es, dieselbe Behandlung, die dem Pindarus und Tibullus zu Theil geworden, auch auf Demosthenes übergetragen zu sehen. Diese Ausgaben, deren innerer Werth allgemein anerkannt ist, und die in ihrer Art zum Muster geworden sind, sind die Arbeit eines von körperlichen Leiden stets gedrückten Mannes und zeigen was von ihm bey gesundem Zustande für die Wissenschaft, der er sich widmete, zu erwarten war.

Eine ausführliche Abhandlung De structura periodorum oratoria ist vorangeschickt, S. LXXVI., dann folgt der Text p. 1 — 134 mit Angabe der Stellen, an welchen von Bekker und Dindorf abzuweichen für nöthig erachtet wurde, zuletzt der Commentar bestehend aus einer introductio p. 135 — 56 u. explicatio p. 156 — 454, Erläuterungen, ganz in der Weise wie wir sie aus den frühern Schriften des Herausgebers kennen.

Je vorzüglicher eine Bearbeitung der Art ist, und die bekannten weit übertrifft, desto dringender wird das Bedürfniß, nicht das gewöhnliche Maß der Beurtheilung entgegen zu halten, sondern die nöthigen Erfordernisse an sich zu bezeichnen und das Geleistete damit zu vergleichen, um zu erkennen, wie nahe sie dem möglichen Ziele gekommen, wie weit sie hinter diesem zurückgeblieben ist. Soll uns die Lectüre eines alten griechischen Redners denselben oder doch einen ähnlichen Genuß gewähren, welchen seine Zeitgenossen, zu denen er gesprochen, empfunden hatten, und wollen wir das was vorgetragen ist, nicht etwa ganz gläubigen Sinnes ohne weitere Prüfung als bewährt annehmen, sondern selbst untersuchen und urtheilen, so bedarf es außer der allgemeinen Kenntniß der Geschichte, noch der besondern, welche die Stellung und Umgebung des Redners, seinen Gegenstand und alles was damit zusammenhängt, genügend erklärt. Mit dieser historischen Kenntniß ist die rhetorische Auffassung zu verbinden, zu erkennen, wie der Redner den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet, und die Vortheile welche ihm seine Kunst gewährt, zum Nachtheile seines Gegners angewendet hat. Eine solche Beurtheilung setzt nothwendig das Vorhandenseyn dessen voraus, was die Gegenpartey gesprochen hat, und eine vorzügliche Ursache der vielen Lücken unserer Kenntniß alter Beredsamkeit liegt in dem Mangel solcher sich gegenseitig bedingender Reden. Zwar bildet jede Rede ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber meistens nur einseitig im Sinne des sprechenden, keineswegs eine vollständige Auffassung des controversen Gegenstandes; nur wenige Reden von besonderer Ausführlichkeit wie die Verrinen, Philippika, die überdieß großentheils nicht wirklich gehalten worden sind, lassen vermöge der Stellung der streitenden Parteyen den Verlust dessen was die Gegner gesprochen haben, leicht verschmerzen. Zu diesem kommt ein Drittes, was je näher der Leser der Zeit des Redners stand, um so weniger statt fand, und erst im Laufe vieler Jahrhunderte sich bildete, das kritische Element,

das je nachdem der Zufall mehr oder minder obwaltete, bald größeres bald geringeres Bedürfniß wird; manche Schriften wurden unerklärlich verstümmelt und erst die Vergleichung der besten Handschriften zeigte als Gewißheit, was vordem kaum geahndet war; so die Reden des Isokrates. Zeigen die Abweichungen nur Verschiedenheit des Ausdruckes der Sprache, so fallen sie in die Grammatik und sind aus ihr und dem besondern Sprachgebrauche des Schriftstellers zu entscheiden; gehen sie aber darüber hinaus oder tritt Unklarheit des Gedankens, Mangel an Zusammenhang und dergl. ein, so wird die Kritik bedeutend und wichtig genug um mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden; darum ist das Bestreben, einen so weit es unsere Hilfsmittel gestatten, möglichst reinen Text herzustellen, für uns spätere so oft der erste, da das Verständniß dessen was der Redner will, zunächst von ihr ausgeht.

Wenden wir diese Grundsätze auf die vorliegende Rede und deren neue Bearbeitung an, so ist zur Aufhellung historischer Schwierigkeiten in unserer Zeit durch Böckh und dessen Schule das meiste geleistet worden, besonders hat Wieniewsky in einem eigenen Buche so viel er vermochte, zur Lösung aller hieher gehöriger Fragen beygetragen. Da sich durch günstige Umstände nicht nur die ausgezeichnete Vertheidigung des Demosthenes, sondern auch die Klagerede des Aeschines erhalten hat, und über die Begebenheiten unmittelbar vor und nach dem merkwürdigen Friedensschlusse der Athener mit Philippus Ol. CVIII. 2, welche dort wiederholt werden, die beyden Gegner schon dreyzehn Jahre früher Ol. CIX. 3, umständlich in gleichfalls noch erhaltenen Reden ihr Wissen und ihre Gesinnung gegenseitig dargelegt haben, so vermögen auch wir noch durch gehörige Vergleichung und Zusammenstellung in manchen Dingen das Richtige zu finden und nachzuweisen.

Der Herausgeber hat hierin seine Thätigkeit mehr darauf beschränkt, das was andere gesagt haben, nachzuweisen, als die abweichenden Meynungen selbst zu untersuchen und darnach zu entscheiden; im allgemeinen hält er mit richtigem Tacte an den gangbaren Ansichten fest, und so wird z. B. Westermanns Annahme, die Rede sey vier Jahre nach Eingabe der Klage Ol. CXI. 3, nicht wie die Ueberlieferung sagt, acht Jahre später Ol. CXII. 3, gehalten worden, wie billig mit Berufung auf Rauchensteins Abhandlung zurückgewiesen; dem Dissen eigen ist die p. 139. 142 ausgesprochene Meynung, die Ursache, daß der Proceß erst so spät geführt worden sey, dem Kläger aufzubürden, der absichtlich so lange gewartet, bis er die Stimmung des Volkes dem Demosthenes mehr entfremdet und seiner Sache günstiger gefunden habe; eine Ansicht die wir eben so an sich ungegründet, als dem Zeugniß des Demosthenes entgegen halten müssen; an sich ungegründet, weil der Staat zwar jedem Bürger das Recht des Einspruches und der Klage frey stellen mußte, nie aber die Verhandlungen selbst der Willkühr des Klägers, der ungeahndet jahrelang hinausdehnen, ja sie völlig verhindern konnte, preis geben durfte; die Zeitbestimmung, wann der Proceß geführt werden sollte, hing vom Gerichte, zunächst vom ἄρχων ab; dem Zeugniß des Demosthenes entgegen, weil (auch angenommen Ktesiphon, der zuerst zu seiner Vertheidigung aufgetreten ist, werde wahrscheinlich über die boshafte Verzögerung gesprochen haben,) Demosthenes, der alles ferne hervorsucht, von diesem ärgsten Kunstgriffe seines Feindes, der mehr als alles die Nichtswürdigkeit des Klägers und die Unschuld des Beklagten augenscheinlich machen konnte, nicht die geringste Erwähnung macht; sein Schweigen in dieser Sache darf einem ausdrücklichen Zeugnisse gleichgestellt werden.

Am sichtbarsten tritt der Mangel innerer Ueberzeugung bey Erklärung der Volksbeschlüsse auf, welche bekanntlich ein Problem unserer Rede bilden, und sich nur in der ersten Hälfte finden. Erst Böckh in seiner Abhandlung über die Pseudeponymi in der Rede für den Ktesiphon hat bewiesen, daß diese nicht von dem Redner selbst, wie man erwarten sollte, beygelegt und die übrige Hälfte von den Abschreibern übergangen, sondern von spätern aus Büchern und Sammlungen, welche solche Staatsacten enthielten, mühsam zusammengesucht und nicht ohne Fehlgriffe mancherley Art unserer Rede beygeschrieben worden seyen. Im Commentare p. 197 werden die verschiedenen Ansichten, die man von diesen Dekreten hatte, aufgezählt, aber da Brückner in seiner Schrift: König Philipp, Sohn des Amyn-

tas sie sämmtlich für falsch und untergeschoben erklärt, so ist Dissen unentschlossen, ob er sie für ächt oder unächt erklären soll.

Den triftigsten Beweis, daß Böckhs Urtheil gegründet sey, finden wir in unserer Rede §. 119. Dort wird der vorläufige Beschluß des Senats auf Ktesiphons Antrag, den Demosthenes für seine vielen Verdienste um den Staat mit einer Krone zu beschenken, dem Volke vorgelesen; wir kennen den Inhalt sowohl aus dem Klagelibell, als aus der Rede des Aeschines der besonders einzelne Worte tadelnd hervorhebt. Ein solcher Beschluß, προβούλευμα genannt, wird immer mit den Worten ἔδοξε oder δεδόχθαι τῇ βουλῇ, eingeführt; erst dann, wenn das Volk seine Zustimmung gab, war die Sache anerkannt und wurde mit dem Zusatze der Genehmigung des Volkes, ἔδοξε oder δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ, ausgefertigt; verwarf dieses den Antrag, so hatte es dabey sein Bewenden. Demosthenes konnte also, da der Proceß nicht entschieden war, sondern die Verhandlungen erst vor sich giengen, nur das προβούλευμα vortragen lassen, und er nennt es selbst so in den einleitenden Worten §. 118. οἷς γὰρ οὐκ ἐγράψατο τοῦ προβουλεύματος, τούτοις ἃ διώκει συκοφαντῶν φανήσεται. Gleichwohl enthält das folgende Psephisma nicht den Antrag des Senates an das Volk, sondern ist, wie die Worte: δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων lehren, der vom Senate und Volke genehmigte Beschluß, der erst nach Entscheidung des Processes d. h. nach der Freysprechung des Demosthenes und der Verurtheilung des Aeschines, erfolgen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

(Schluß.)

Es ist nämlich noch lange nicht allseitig und erschöpfend genug dargestellt, wie das Uebergehen der Deutschen in das römische Reich ein ganz allmähliges, in langer Zeit sich bewegendes und durch große gegenseitige, wenn auch zuerst nur äußerliche Annäherung vorbereitetes gewesen ist, so daß der Umsturz des römischen Reiches durch Odoacer eigentlich nur eine stärker auftretende Fortsetzung des schon längst Vorhandenen gewesen ist, und sich dann das römische Wesen eben so ins deutsche Leben hinein fortsetzte. Hier wäre noch, wie in vielfach anderer Beziehung, das deutsche Volk und die deutsche Geschichte würdig zu vertreten Gibbon gegenüber. Dieß Alles, was mit der oben berührten Hauptfrage sehr genau zusammenhängt, ist aber lange noch nicht hinreichend, um den großen Hauptumschwung, der mit der Welt umbildenden Kraft des Christenthums und den Germanen in die Geschichte eintrat, als Eintheilungsgrund der Hauptperioden zu verdrängen, es treten hier vielmehr mit der Tiefe des Christenthums und der trotz allem römischen Wesen unvertilgbaren Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes ganz andere und viel höhere Kräfte auf, denen sich jene andern unterordnen und mit denen sie als den dominirenden Potenzen auf die rechte Weise verbunden werden müssen.

S. 79 erkennt wohl der Verfasser einen höhern, mit tiefer Einsicht in die innern Entwicklungsvorgänge und Hauptideen der Geschichte ausgerüsteten universellen Standpunkt zu wenig an, und legt ihm zu wenig Kraft und Geschick bey, wenn er behauptet, daß einem Historiker nur Geschichten solcher Zeiten gelingen würden, welche eine ähnliche Gestalt haben, wie diejenigen Zeiten, in welchen der Geschichtschreiber selbst lebt. Wir erkennen das Wahre, was in dieser Behauptung liegt, gerne an, doch kann sie nicht in dieser Allgemeinheit ausgesprochen werden; für das Alterthum gilt das Gesagte viel eher noch; aber in unserer Zeit, wo die innere Erkenntniß der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit auf einem viel höhern Standpunkte, besonders durch ein richtiges Erfassen des Christenthums möglich ist, kann sich für eine wahre Schätzung und Darstellung der eigenthümlichen Gestaltung jeder Zeit der Schlüssel finden, wenn mit einer erschöpfenden Kenntniß des Materials, mit einer richtigen Auffassungsgabe und mit dem gehörigen Sinn, das Eigenthümliche einer Zeit klar und innerlich hervorzuheben, sich die universelle

Uebersicht und Einsicht in die das Ganze beherrschenden Ideen verbindet. S. 81 bemerkt der Verfasser, daß große Historiker nur in solchen Zeiten sich finden, wo das Volk, dem sie angehören, handelnd auftritt, und sein politisches und geistiges Leben in der Blüthe steht, und daß die Deutschen kaum eine solche Nationalgeschichte zu hoffen haben, weil die Nation sich noch zu keinem aktiven politischen Leben erhoben habe. Diese Meynung des Verfassers weitläufiger zu besprechen, ist hier nicht der Ort, wir wollen nur weniges darüber bemerken. Das deutsche Volk wird wohl durch seine Natur noch zu einem andern Ziele, wozu die Keime tief in seinem Wesen von Anfang gelegt sind, hingeleitet, als zu einem solchen Leben, worin das äußerlich politische Element allein den Hauptcharakter bildet, und wenn es den Deutschen nach der subjektiven Ansicht des Verfassers, an einem solchen politischen Leben fehlen sollte, in welchem sich Historiker bilden könnten, die aus einer in die politisch bewegte Gegenwart eingreifenden Thätigkeit hervorgiengen, so hat dagegen das deutsche Volk noch eine andere höhere Mission, bey welcher das bloß äußerlich politische Auftreten nicht die Hauptsache ist, durch deren Ausführung es aber doch an Kraft einer eigenthümlichen Nationalität, an Regsamkeit eines thatkräftigen Lebens und an Tiefe des innern Gehaltes gegen kein anderes Volk zurücksteht, und die entsprechenden Geschichtschreiber dazu gefunden hat und finden wird. Wenn auch bey den Deutschen große Thaten nicht selten in tiefen Gedanken und gewaltigen Geistesvorgängen bestehen, so haben diese doch schon einmal und zwar nicht bloß vorübergehend die Gestalt der Welt verändert, und ergreifen überhaupt die innersten Grundverhältnisse des Lebens tiefer, dauernder und segenreicher, als schnell umwandelnde Aktionen und Stürme, welche zuletzt doch nur Schaum und Trümmer zurücklassen, wogegen die deutschen Siege das Eigenthümliche haben, daß sie kein vae victis! zuzurufen pflegen. Die deutsche Geschichte kennt freilich jene erschütternden, großen politischen Scenen — zum Heil der Nation — weniger, als die mancher andern Völker, dafür hat das deutsche Volk die Grundformen und Pfeiler des ganzen politischen Lebens und der Verfassung für einen großen Theil Europas in einem langen Bildungsproceß mit bewundernswürdiger, segensreicher Ruhe in früher Zeit ausgearbeitet und den Gang seiner ferneren geistigen Entwicklung nicht mit Guillotinen, Scheiterhaufen oder Bluthochzeiten bezeichnet. Es ist auch gar kein Grund zur Befürchtung vorhanden, es möchte sich die deutsche Nationalität nicht entschieden genug, ihrem Innern entsprechend, auch äußerlich noch hervorheben. Dieses Streben tritt gerade in unserer Zeit auf die mannigfachste Weise hervor, wenn es auch sonst deutsche Art ist, zunächst nur die innere Kraft und das innere Leben ruhig und sinnig für sich auszubilden, und mehr nur in großen Momenten, wo es der Mühe lohnt, auch äußerlich ein kräftiges Zeugniß der innern Natur zu geben; von jenem Streben kann indessen dem Verfasser selbst die Achtung und der Dank ein Beweis seyn, womit das deutsche Volk die Verdienste desselben um die bessere Würdigung und tiefere Auffassung der Geschichte des deutschen dichterischen Geistes und der Verhältnisse, in denen er sich heranbildete, anerkannt hat und wohl ferner anerkennen wird.

Vortrefflich ist, was der Verfasser (von S. 84 an) über den Einfluß der Geschichte auf die allseitige Bildung der Gemüther sagt; es zeigt auch nichts so unwiderlegbar alle Einseitigkeiten, Auswüchse und Verirrungen in ihrem wahren Lichte und nichts weist, — aller Sophistik und allen Versuchen, ihre Donnerstimme zum Schweigen zu bringen, zum Trotz, jeder Gesinnung und That auf eine so unwiderstehliche Weise die ihr gehörige Stelle an, als das unbestechliche Weltgericht der Geschichte mit dem Kassandra-Schicksal ihrer Prophezeyungen und Warnungen. Mit jener allseitigen Wirkung hängt auch innerlich zusammen, was der Verfasser S. 90 sagt: „Im Widerspruch mit dem Allgemeingefühl der Menschheit und im Scepticismus gienge der Historiker sogleich verloren, er soll Alles seyn und Nichts scheinen wollen, anspruchlos zurückstehen, wo er ansprechend und stolz seyn dürfte.“ Sehr gelungen ist am Schlusse die Art und Weise, mit welcher der Verfasser alle nothwendigen Erfordernisse eines Historikers geistvoll und gewandt, nicht einzeln und atomistisch aufzählt, sondern als von der Einheit einer Grundstimmung und dem Geistesschwung einer Idee getragen und durchdrungen mit klaren Zügen entwickelt und hin zeichnet.

Carl Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Fortsetzung.)

Dieses Psephisma ist also wider Wissen und Willen des Redners eingeschaltet und wir lernen nun die Aenderung kennen, die mit dem Senatsbeschlusse vorgenommen wurde. Aeschines Angriff war wenigstens auf die Fassung des Volksbeschlusses nicht ganz ohne Folge; die Worte, welche das προβούλευμα enthielt: ὅτι στεφανοῖ ὁ δῆμος Δημοσθένην Δημοσθένους Παιανιέα χρυσῷ στεφάνῳ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ εὐνοίας ἧς ἔχων διατελεῖ εἴς τε τοὺς Ἕλληνας ἅπαντας καὶ τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ ἀνδραγαθίας καὶ διότι διατελεῖ πράττων καὶ λέγων τὰ βέλτιστα τῷ δήμῳ καὶ πρόθυμός ἐστι ποιεῖν ὅ τι ἂν δύνηται ἀγαθόν erlitten im Volksbeschluße die Aenderung und Verkürzung: ἐπαινέσαι Δημοσθένην Δημοσθένους Παιανιᾶ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ καλοκαγαθίας ἧς ἔχων διατελεῖ ἐν παντὶ καιρῷ εἰς τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ στεφανῶσαι. Dissen hat die Verschiedenheit beyder Anträge nicht beachtet und erklärt p. 138 den Volksbeschluß für das προβούλευμα das im Pyanepsion Ol. CX. 3 gegeben worden, während es als Volksbeschluß in Ol. CXII. 3 fällt; an einer andern Stelle hält er p. 221 das ψήφισμα für unvollständig, weil Aeschines mehreres anführe, was dort nicht zu finden ist; an einem dritten Orte endlich p. 287 wird das ganze Decret als untergeschoben bezeichnet. Nicht daß dieser oder jener Ansicht gehuldigt ist, soll mißbilligt werden, sondern daß dasselbe Document in demselben Buche zugleich als ächt anerkannt und als unächt verworfen wird. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß das Probuleuma, nachdem es in das Decret des Volkes übergegangen war, nicht in das Archiv zurückgelegt wurde, also von den spätern nicht aufgefunden werden konnte, welche in ihren Sammlungen nur gaben, was sie geben konnten und vorfanden, nämlich den Beschluß des Volkes. Gegen den Zweifel der Aechtheit genüge hier die Bemerkung, daß, wenn wir hier nichts als die Erfindung eines Betrügers oder müssigen Kopfes hätten, eine genaue Uebereinstimmung mit den obigen Worten des Klagelibells von Aeschines §. 54. als zuverläßig bezeichnet werden darf; gerade diese Verschiedenheit zeigt, daß die Ursache davon ganz anderswo zu suchen war. Ueberhaupt beruhen alle Bedenken an die Authentität dieser öffentlichen Denkmäler, wie auch in diesen Blättern bey anderer Gelegenheit angedeutet ist (Gel. Anz. 1837. S. 1012), auf ganz unhaltbaren Gründen, und werden als solche auch von einem in diesen Sachen weit gewichtigerem Richter betrachtet. *)

Bedeutender und dem Herausgeber eigen sind die Beyträge, die zur Erklärung des Rhetorischen dienen; die vorausgeschickte Abhandlung über den Periodenbau bey den Rednern untersucht, auf Aristoteles Angaben gestützt, die zwey vorzüglichsten Arten der Perioden, die λέξις διηρημένη und ἀντικειμένη und weist durch zahlreiche Beyspiele die Eigenthümlichkeit des Demosthenes und die Verschiedenheit der Perioden anderer, des Isokrates, Thukydides, Plato nach. Es ist schwer darüber

*) S. Schoemann Antiquitates juris publici Graecorum. Gryphisw. 1838. p. 225. Quae Brucknerus opposuit, non magni momenti sunt.

gültige Gesetze aufzustellen, aber die Vergleichung mehrerer Beyspiele läßt doch das nähere Gepräge erkennen und Dissen hat jedem einzelnen seine besonderen Bemerkungen hinzugefügt. Im Commentare selbst wird jeder Satz für sich in dieser Beziehung betrachtet und es ist ein Vorzug dieser Ausgabe, daß sie auf die rhetorischen Schriften der Alten mehr als sonst zu geschehen pflegt, aufmerksam macht. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß hierin noch das wichtigste zu leisten sey; Dissen begnügt sich bey Erklärung der einzelnen Sätze mehr die rhetorische Form anzudeuten, als den Gedanken an sich zu betrachten und seine Wahrheit zu prüfen; aber keiner der alten Redner fordert letzteres mehr als Demosthenes; denn keiner ist an Verstand so hervorragend und so gewandt, die Vortheile die ihm seine Kunst gewährt, auf Kosten seines Gegners zu benutzen. Aeschines hatte die Behauptung aufgestellt, alles Uebel und Unglück (ἀτυχήματα) in das der Staat gefallen, sey aus der Politik des Demosthenes entstanden, ein Vorwurf, den ihm auch Demades und wie es scheint die ganze Gegenparthey gemacht hatte. Da die Theorie zwischen ἀδίκημα, ἁμάρτημα, ἀτύχημα zu unterscheiden lehrt und wie der Beklagte in solchem Falle sich zu benehmen habe (Dissen erwähnt zuerst die richtige Stelle bey Aristoteles Rhet. I. 13. conf. Rhet. ad Alex. cap. 5.), so hebt Demosthenes den Ausdruck ἀτύχημα hervor und weiß durch diese rhetorische Anwendung in einem vollendeten Enthymeme, das zugleich eines der schönsten der ganzen Rede bildet, einen dem Gegner ganz unerwartet ungünstigen Schluß herbeyzuführen §. 274 — 5. p. 317: *Αἰσχίνης τοίνυν τοσοῦτον ὑπερβέβληκεν ἅπαντας ἀνθρώπους ὠμότητι καὶ συκοφαντίᾳ ὥστε καὶ ὢν αὐτὸς ὡς ἀτυχημάτων ἐμήμνητο, καὶ ταῦτ' ἐμοῦ κατηγορεῖ.* Dennoch ist es nur ein durch das Wort ἀτύχημα veranlaßter Paralogismus. Oder wenn er anderswo §. 134. sagt, bey der Wahl eines Syndikus für das Heiligthum in Delos habe der Senat den Aeschines als einen Verräther zurückgewiesen und den Hyperides gewählt: *οὐκοῦν ὅτε, τούτου μέλλοντος λέγειν, ἀπήλασεν αὐτὸν ἡ βουλὴ καὶ προσέταξεν ἑτέρῳ, τότε καὶ προδότην εἶναι καὶ κακόνουν ὑμῖν ἀπέφηνεν*, so sieht jeder, und zu dieser Stelle haben auch die alten Rhetoren wiederholt darauf aufmerksam gemacht (wir finden bey Dissen keine Erwähnung davon), daß der Beweis von Aeschines Verrätherey ganz nichtig und falsch sey. Dieses ist das rhetorische εἰκός, das zu widerlegen und in seinen verderblichen Folgen nachzuweisen der platonische Sokrates keine Mühe scheut.

Was endlich die Herstellung des Textes angeht, so hat Dissen wie der Titel ansagt, sich an Bekker angeschlossen und nur in wenigen Fällen war er besonders aus rhetorischen Gründen nach den von ihm aufgestellten Lehren davon abzugehen veranlaßt; ein Verfahren, das sich keineswegs der Zustimmung der nachfolgenden Bearbeiter dieser Redner erfreuen wird. Bekker verglich zu Demosthenes eine Handschrift von ähnlicher Vortrefflichkeit wie zu Isokrates, welche von dem Texte der übrigen bedeutend abweicht und durch alle Kennzeichen sich als die älteste Recension erweist, auch ist sie dessen Ausgabe vielfach zu Grunde gelegt, doch schien dem Herausgeber noch manches zweifelhaft und er behielt oft die Vulgata, wo das richtige in jener Handschrift steht. Eine zweyte Recension ist im Codex Augustanus primus (jetzt in München) und bey Bekker k. s, eine dritte im Codex Bavaricus (jetzt in München) und bey Bekker F,, eine vierte in den übrigen.

Es ist bereits anerkannt und ausgesprochen worden, daß der Text nur nach jener alten Pariser Handschrift herzustellen sey, so hat z. B. Baiter zu Lykurgus eine große Zahl Stellen nach jenen berichtet und die Aechtheit nachgewiesen; die Entscheidung hängt hiebey vorzüglich von der Beachtung des Sprachgebrauches des Redners ab. Schäfers Noten enthalten einen reichhaltigen Stoff und vortreffliche Bemerkungen, betreffen aber mehr die griechische Sprache im allgemeinen, als die des Demosthenes; darum ist man von seinem Urtheile so oft abzugehen genöthigt. Fast auf gleicher Stufe mit Schäfer steht Dissen; auch er achtet jene vorzügliche Quelle viel zu wenig, deren Vortrefflichkeit schon daraus einleuchtet, daß die zufällig von andern Autoren angeführten Stellen unseres Redners, wie bey Aristides, Gellius, Tiberius u. a. genau mit ihr übereinstimmen. Manchmal hat auch sie gleich den ältesten Platonischen Handschriften nur

unverständliche Spuren aus einzelnen Bruchstücken bestehend gerettet, wofür spätere ein dem Gedanken nach erforderliches Wort setzten, und es bleibt einem größerem Scharfsinne und glücklicherem Augenblicke überlassen, das richtige zu finden; so lesen wir §. 167 statt ἀνανεοῦσθε Spuren eines ganz andern Ausdruckes, die aber sicher das ursprüngliche verhüllen und weil man sie nicht erklären konnte, verwischt und mit jenem anderen bekannteren vertauscht wurden, nämlich τωσεμοι ειτε; dennoch hat Dissen diese Abweichung nicht der Erwähnung werth gehalten. Am meisten Mißtrauen scheint jene Handschrift durch das Auslassen nicht nur einzelner Wörter, sondern ganzer Sätze zu erregen; man kann sich wenig geneigt fühlen, was ganz geeignet, ja oft mit rhetorischer Emphase geschrieben scheint, als von fremder Hand eingesetzt zu betrachten, man will lieber zu viel als zu wenig; aber auch hier läßt sich das richtige oft strenge beweisen. In der schönen Vergleichung des Redners mit seinem Gegner, ἀντιπαραβολή, §. 265. lesen wir: Ἐξέτασον τοίνυν παρ' ἄλληλα τὰ σοὶ κἀμοὶ βεβιωμένα, πράως, (καὶ) μὴ πικρῶς, Αἰσχίνη· εἶτ' ἐρώτησον τουτουσὶ τὴν ποτέρου τύχην ἂν ἕλοιθ' ἕκαστος αὐτῶν· ἐδίδασκες γράμματα, ἐγὼ δ' ἐφοίτων, ἐτέλεις, ἐγὼ δ' ἐτελούμην· ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν· ἐγραμμάτευες, ἐγὼ δ' ἠκκλησίαζον· ἐτριταγωνίστεις, ἐγὼ δ' ἐθεώρουν· ἐξέπιπτες, ἐγὼ δ' ἐσύριττον· ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν πεπολίτευσαι πάντα, ἐγὼ δ' ὑπὲρ τῆς πατρίδος. Hier fehlt das Glied ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν in der guten Handschrift. Dazu Schäfers Bemerkung: omittit etiam Tiberius utroque loco p. 50 et 61. sed comma quam maxime geminum est; ähnlich Dissen p. 416 omittunt quidem haec verba cod. Σ Bekkeri et Tiberius rhetor, sed non aliena sunt, modo teneas χορεύειν, quod saepe generaliori sensu dicitur, nunc ad illud ἐπορχούμενος ὕης ἄττης pertinere, sic etiam hic locus ut par est, repetitionem antecedentium habet. Ist es schon auffallend, daß wie andere bemerkt haben, ein alter Rhetor, der zweymal die ganze Stelle anführt, an beyden Orten gerade jene Worte mit der Handschrift ausläßt, so bemerken wir noch, nicht nur Tiberius kennt jene Worte nicht, auch dem Demetrius de elocutione §. 262., dem Alexander VIII. p. 479, dem Hermogenes III. p. 420, sämmtlich Rhetoren des zweyten Jahrhunderts, welche gleichfalls jene Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung als Beyspiel der Antithese ausgehoben haben, sind sie eben so unbekannt, und wiederum entgegen ist keine Autorität des Alterthums, wodurch sie beglaubigt würden. Also äußere Gründe, das muß man zugeben, sprechen nicht für jenen Zusatz; aber vielleicht macht der innere Zusammenhang der Gedanken die Worte unentbehrlich? gerade dieses beweist, daß sie falsch sind. Der Redner giebt in dem angeführten nur eine kurze Wiederholung (ἀνακεφαλαίωσις) dessen was er im vorausgehenden §. 257 — 64. weitläufig vorgetragen hatte, sein Zweck war, den Lebenslauf des Gegners in den verschiedenen Perioden, in welchen er seine Rolle wechselte, und dabey das niedrige und verächtliche seines Treibens zu schildern; fünfmal hatte Aeschines seine Rolle vertauscht, nie ihm zur Ehre, stets zur Schande: zuerst half er seinem Vater in der Schule (παῖς μὲν ὢν μετὰ πολλῆς ἐνδείας ἐτράφης ἅμα τῷ πατρὶ πρὸς τῷ διδασκαλείῳ προσεδρεύων); dann stand er seiner Mutter bey Einweihungen bey (ἀνὴρ δὲ γενόμενος τῇ μητρὶ τελούσῃ τὰς βίβλους ἀνεγίγνωσκες καὶ τἆλλα συνεσκευωροῦ); als er widerrechtlich in die Bürgerliste aufgenommen worden war, wurde er Schreiber (εὐθέως τὸ κάλλιστον ἐξελίξω τῶν ἔργων, γραμματεύειν καὶ ὑπηρετεῖν τοῖς ἀρχιδίοις); nachdem er auch dieses Amt aufgegeben hatte, Schauspieler (ὡς δ' ἀπελλάγης ποτὲ καὶ τούτου .. ἐτριταγωνίστεις); zuletzt wurde er Politiker zu Gunsten des Philippus und auf Kosten des Vaterlandes (τοιαύτην γὰρ εἵλου πολιτείαν, ἐπειδή ποτε καὶ τοῦτ' ἐπῆλθέ σοι ποιῆσαι. Diese fünf Lebensabschnitte des Aeschines muß die Widerlegung, welche zugleich den Gegensatz aus dem Leben des Demosthenes selbst giebt, kurz ohne dabey zu verweilen wieder geben. Vergleicht man aber diese, so sieht jeder, daß die Worte ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν nicht etwas neues, von dem vorhergehenden verschiedenes, sondern nur einen Theil und eine besondere Ausführung dessen, die vermieden werden

mußte, enthalten, und das Ebenmaß gänzlich gestört ist. Aber nicht nur dieser Zusatz, den die Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts noch nicht kennen, und der in der ältesten und besten Handschrift fehlt, ist unächt; auch die Worte ἐξέπιπτες, ἐγὼ δ' ἐσύριττον, welche von ihnen anerkannt und witzig genug sind, kann aus denselben Gründen Demosthenes nicht geschrieben haben, es wäre πικρῶς, nicht πράως gesprochen; überdieß drückt ἐξέπιπτες nicht eine vom Subjecte ausgehende Thätigkeit aus, sondern bezeichnet ein nicht erwünschtes Leiden; sie sind der Zusatz eines launigten Lesers, der Sache nach zwar richtig, wie auch Demosthenes dasselbe angedeutet hatte, aber hier am unrechten Orte und den Gedankengang unterbrechend und störend.

Dadurch also, daß Dissen den Werth jener Handschrift viel zu wenig beachtete, und mehr seinem subjektiven Gefühle und besonders in Stellung der Worte vermeintlichen rhetorischen Gründen folgt, nimmt er oft die handschriftlich schwach oder gar nicht begründete Vulgata gegen jene Autorität, die nie ungegründet erscheint, in Schutz; dieß zeigt eine Vergleichung fast sämmtlicher Stellen, in welchen er von Dindorf, der noch mehr als Bekker mit richtigem Sinne sich an jene Quelle angeschlossen hatte, abgeht. Z. B. §. 65 p. 246 καὶ γὰρ εἰ μὲν ὡς ἐκράτησε Φίλιππος ᾤχετ' εὐθὺς ἀπιὼν καὶ μετὰ ταῦτα ἦγεν ἡσυχίαν μήτε τῶν αὑτοῦ συμμάχων μήτε τῶν ἄλλων Ἑλλήνων μηδένα μηδὲν λυπήσας, (ὅμως) ἦν ἄν τις κατὰ τῶν (οὐκ) ἐναντιωθέντων οἷς ἔπραττεν ἐκεῖνος μέμψις καὶ κατηγορία· εἰ δὲ ὁμοίως ἁπάντων τὸ ἀξίωμα, τὴν ἡγεμονίαν, τὴν ἐλευθερίαν περιείλετο, μᾶλλον δὲ καὶ τὰς πολιτείας ὅσων ἠδύνατο, πῶς οὐχ ἁπάντων ἐνδοξότατα ὑμεῖς ἐβουλεύσασθε ἐμοὶ πεισθέντες; die Negation ist nicht in den Handschriften (nur am Rande zweyer unbedeutender ist sie angemerkt) auch nicht bey Hermogenes p. 255 Walz (der mit Σ zugleich εὐθέως, nicht εὐθὺς gibt vid. Lob. ad Phryn. p. 145); sie ist nur Verbesserung späterer, aber freilich durch ὅμως eine unentbehrliche, aber gerade dieses ὅμως fehlt in jenem Codex, und so haben Schäfer und Dindorf richtig beydes gestrichen, wodurch folgender Gedanke entsteht: hätte Philippus nach seinem Siege weder seine Bundesgenossen noch die übrigen Griechen, die zwar nicht mit ihm, aber nicht gegen ihn waren, beeinträchtigt und gedrückt, sondern sich nach Makedonien zurückgezogen, und keinen Einfluß mehr auf Griechenland ausgeübt, dann könnte man einigermassen die Athener, die seinen Plänen mit Kraft und Gewalt sich entgegensetzten, tadeln und beschuldigen; wenn aber jene, die theils mit ihm, theils nicht gegen ihn waren, noch viel schlimmeres erlitten haben, als die Athener, wie könne man diesen ihren Kampf gegen Philippus zum Vorwurfe machen? Dissen hat die Vulgata wieder hergestellt, wie es scheint, ohne zu wissen, daß sie auf Correktur gegründet ist; obige Erklärung ist ihm nicht im Geiste des Demosthenes; er hat das bedeutungsvolle τις, welches anzeigt, daß damit noch nicht die volle Zustimmung des Redners ausgesprochen sey, und in jener anderen Verbindung unrichtig steht, nicht beachtet.

§. 69, wo Philippus gepriesen wird, daß er, um Ruhm und Ehre zu erlangen, keine Aufopferung seiner selbst scheue, sagt der Redner: ἐώρων δ' αὐτὸν τὸν Φίλιππον, πρὸς ὃν ἦν ὑμῖν ὁ ἀγών, ὑπὲρ ἀρχῆς καὶ δυναστείας τὸν ὀφθαλμὸν ἐκκεκομμένον, τὴν κλεῖν κατεαγότα, τὴν χεῖρα, τὸ σκέλος πεπηρωμένον, πᾶν ὁ τι βουληθείη μέρος ἡ τύχη τοῦ σώματος παρελέσθαι, τοῦτο ῥᾳδίως καὶ ἑτοίμως προιέμενον ὥστε τῷ λοιπῷ μετὰ τιμῆς καὶ δόξης ζῆν. Hier hat nur der schwächere Theil der Handschriften ῥᾳδίως καὶ ἑτοίμως. Die zweyte Recension, das heißt, Augustanus l. k. s. haben ἑτοίμως, der ersten endlich fehlen beyde Worte ganz und auch Gellius II., 27 der diese Stelle zweymal erwähnt, kennt nirgends diesen Zusatz: darum haben Bekker und Dindorf ihn für unächt erklärt, mit Recht; denn der Begriff des bereitwilligen und leichten liegt im Worte προίεσθαι selbst, wie etwa im lateinischen prodigus und wird daher wenn nicht etwa ein Comparativ eine besondere Bezeichnung nothwendig macht, an den so vielen Stellen unseres Redners nirgends ausgedrückt. Gerade solche Erklärungen und Glossen finden sich in den spätern und schlechten Handschriften durchgängig, die ältern und bessern haben sich gewöhnlich davon frey erhalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus. Praemittuntur de Euripidis fabularum interpolatione disputationes duae. Erlangae, Sumtibus J. J. Palmii et E. Enkii. MDCCCXXXVII.

Mit Bedauern will Hr. Hartung die Bemerkung gemacht haben, daß der treffliche Euripides in neuerer Zeit, gegen das Urtheil alter Kunstrichter (Platon, Quintilian), tief unter seinem wahren Werthe geschätzt werde. Diese Erscheinung glaubt er hauptsächlich aus zwey Ursachen erklären zu müssen. Die eine davon liege „in nostrorum hominum ingeniis"; indem sich, seitdem A. W. Schlegel die Tragödien des Euripides zu verunglimpfen angefangen, Gottfr. Hermann aber demselben beygestimmt habe, kaum noch Jemand finde, welcher jene Tragödien unbefangen beurtheilen und seinen etwaigen Beyfall offen aussprechen möge; eine Sache, welche Hr. H. dereinst in einer eigenen deutschen Schrift aus einander zu setzen Willens ist. Die andere Ursache der Verkennung des Dichters liegt nach ihm „in ipsorum carminum depravationibus injuriisque temporum"; und eine ausführlichere Besprechung dieses Punktes bildet den Gegenstand und Inhalt der Schrift, mit deren Anzeige wir uns hier beschäftigen.

Hr. H. sucht nämlich: I. in einer Abhandlung „de Euripidis fabularum interpolatione" (pag. 1 – 68) von den Tragödien des Euripides überhaupt (nur vor der Hand abgesehen von der Iphigenia in Aulis, und gänzlich von der Betrachtung ausgeschlossen die Schutzflehenden und die Herakliden, zwey Stücke, welche Hr. H. für ganz unächt und irrthümlich dem Euripides zugeschrieben hält,) durch Behandlung mehrerer Verse und Stellen aus allen ächten Tragödien zu zeigen, daß dieselben alle und jede durch Schauspieler, durch Philosophen, durch Kritiker, Metriker und Erklärer, endlich durch ungeschickte Abschreiber zum Theil schon in sehr alter Zeit auf die mannigfaltigste Weise, besonders durch Einschaltung unächter Verse und Stellen verunstaltet worden seyen, und daß gerade diese fremden Zuthaten dem Euripides viel Tadel zugezogen und den Glanz seines Dichterruhms getrübt haben.

II. In einer zweyten Abhandlung „de Iphigeniae in Aulide interpolatione" (p. 69 – 96) will Hr. H. darthun, daß, wie den Tragödien des Euripides überhaupt so insbesondere seinem Meisterstücke, der Iphigenia in Aulis, das Mißgeschick der Interpolation, und ihr in solchem Maße widerfahren sey, daß sie, nicht bloß theilweise, sondern durch und durch, in Anfang, Mitte und Ende, nicht etwa durch einen leidlich guten Dichter oder Schriftsteller, sondern durch einen ganz unwissenden und dummen Versificator jedenfalls erst nach Stobäus Zeit verfälscht, sich für uns nur in einer höchst kümmerlichen Gestalt erhalten habe.

III. Auf diese zwey Abhandlungen folgt endlich der Text der Iphigenia mit untergelegten kritischen und exegetischen Anmerkungen (p. 97 – 260). Dieser Text, mit vielen und großen Abweichungen von der Ueberlieferung der Handschriften nach Hrn. Hartungs Ansicht eingerichtet, soll augenscheinlich darthun, wie von vorn bis zum Ende alles und jedes zu stellen, was zu verbessern, was wegzulassen, was und wo Ausgefallenes, d. h. durch Schuld der Verderber des Stückes verloren gegangene Verse und Stellen einzusetzen seyen, wenn selbes wirklich oder doch andeutungsweise in seiner ursprünglichen

Reinheit und Vollkommenheit wieder hergestellt werden soll.

Was nun, um unser Urtheil über Hrn. H's. Arbeit abzugeben, die erste Abhandlung betrifft, so müssen wir im Allgemeinen erklären, daß er uns seine, urkundlich durch nichts begründete, sondern vielmehr durch einstimmiges Zeugniß der vorhandenen Urkunden widerlegte Meynung von vielerlei durch Interpolation in den Text gekommenen Verderbnissen bey Euripides nicht einmal auch nur einigermaßen wahrscheinlich gemacht, viel weniger denn zur Ueberzeugung erhoben habe.

Leicht wollten wir ihm zeigen, daß z. B. an den vielen Stellen in den Phönizierinnen, an welchen er je einzelne oder mehrere Verse, ja die ganze Schlußparthie (von V. 1742 – 1767. Matth.) als fremde Einschaltungen ausgestoßen wissen will, ihn lediglich seine Subjektivität, Vorurtheil, unrichtige Auffassung u. s. w. an Erkenntniß der Wahrheit gehindert, und zur Verwerfung von Stellen verleitet haben, welche theils ganz so, wie sie durch die Codices überliefert sind, theils mit kleinen hier natürlich eben so wie anderwärts nöthigen Nachbesserungen dem Euripides als eigenstes Eigenthum belassen werden können und müssen. Statt umständlicher Beweisführung, wozu es hier an nöthigem Raume gebricht, mögen sich unsere Leser folgende Andeutungen genügen lassen.

Wenn Euripides in den Phönizierinnen am Schlusse der ersten Scene nach dem Prologe (V. 193 ff.) dem Pädagoges nach den Handschriften die Worte in den Mund legt:

Ὦ τέκνον, εἶμι δῶμα . . . . . .
ὄχλος γὰρ, ὡς τάραγμος εἰσῆλθεν πόλιν,
χωρὶ γυναικῶν πρὸς δόμους τυραννικούς.
φιλόψογον δὲ χρῆμα ξηλοτῶν ἔφυ,
σμικρὰς τ' ἀφορμὰς ἢν λάβωσι τῶν λόγων,
πλείους ἐπεισρέουσιν· ἡδονὴ δέ τις
γυναιξὶ, μηδὲν ἡγιὲς ἀλλήλας λέγειν.

so will Hr. H. die letzten vier Verse als später eingeschaltete getilgt wissen: „non est enim (wie er p. 33 med. sagt) tam molestus Euripides, ut eandem rem bis auditoribus soleat obtrudere . . . . Profecto intempestive temereque conviciatur mulieribus interpolator.“ Fürwahr eine große Keckheit, vier, der Sprache nach untadelhafte, dem Sinne nach keineswegs überflüssige, sondern eher nothwendige und auf jeden Fall zum Abschlusse der Scene völlig passende, der bekannten Sinnesart des Dichters ganz eigenthümlich angemessene Verse allen Handschriften zum Trotze ihrem Verfasser recht offenbar bloß aus dem Grunde abzusprechen, weil sie nebst andern ihres Gleichen allenfalls von Jemanden zu einem Tadel gegen den Dichter mißbraucht werden könnten! — So wird auch gewiß jeder, der die Phönissen kennt, sich höchlich wundern, wenn er hört, daß Hr. H. die fünf Verse 438 – 442 („*πάλαι μὲν οὖν ὑμνηδὲν . . . . πένης γὰρ οὐδὲν εὐγενὴς ἀνήρ*“) für Einschiebsel eines Verfälschers erklärt, indem er (p. 33) darüber sagt: „— In Phoenissis si genuini sunt vv. 438 — 442 in cassum dicta omnia quae praecedunt. In illis enim Polynices se, quod exsul, quod egenus, quod injuria sit affectus, invitum diis penatibus bellum intulisse testatus est: in his sola divitiarum cupidine, sine quibus generis nobilitas intereat, impulsum cum ingenti exercitu ad opprimendam patriam venisse gloriatur. Illa misericordiae movendae causa dicta sunt, haec non possunt non excitare indignationem. Praeterea sunt interpolationis indicia primum quod iterantur in his etc.“ Wir bitten unsere Leser, die ganze Stelle im Euripides (von V. 357 an) nur flüchtig nachzulesen, um die Nichtigkeit dieser Einreden, ohne alles Zuthun von unserer Seite, sogleich zu erkennen. — Eine andere Mißhandlung des Euripides in demselben Drama begeht sein vorgeblicher Freund und Schutzredner dadurch, daß er die 2, bis auf ein einziges, von Reiske längst richtig geheiltes Wörtchen, unversehrt erhaltenen Verse 710 und 711, so wie sie liegen, dem Dichter abspricht, und dafür Einen aus Bruchstücken beyder von ihm selbst zusammengestoppelten Vers als ächtes Produkt der Euripideischen Muse darzustellen sucht. Bewogen fand sich Hr. H. zu diesem Verfahren durch die Rücksichten erstens auf die Stichomythie, welche durch die zwey Verse unterbrochen werde, dann auf den Cod. Flor. 34, welcher nur den einen der beyden Verse, und in diesem das Schlußwort des einen mit dem Schluß-

worte des andern vertauscht darbiete. Dagegen bemerken wir kürzlich, daß das sogenannte Gesetz der Stichomythie für sich allein kein Grund zur Verwerfung eines Verses seyn könne, und daß der Cod. Flor. durch Erhaltung wenigstens des Schlußwortes vom zweyten Verse selbst dafür zeuge, daß in den übrigen Büchern richtig erhalten sey, was Euripides geschrieben. Was gegen Hrn. Hartungs Vers selbst noch zu erinnern wäre, überlassen wir der Kürze wegen dem eigenen Nachdenken unserer Leser, indem wir ihnen bloß die Stelle vorlegen, wie sie nach ihm lauten würde:

Κρ. ἥκει τις αἰχμάλωτος Ἀργείων πάρα.
Ἐτ. λέγει δὲ δὴ τί τῶν ἐκεῖ νεώτερον;
Κρ. βάλλειν πέριξ πύργοισιν Ἀργείων στρατόν.
Ἐτ. ἐξοιστέον κ. τ. λ.

Endlich wollen wir noch eine, Hrn. Hartungs Manier charakterisirende Stelle aus seiner ersten Abhandlung etwas näher beleuchten. S. 40 g. E. sagt er nämlich: „Versus (Phoeniss.) 989 manifesto partim ex v. 997 partim ex interpretum additamentis conflatus est, neque potest illo quidquam vel ad rem, vel ad verba molestius excogitari. Nam, obsecro, quid hoc est *μολὼν προσηγορήσων εἶμι*? Cur porro, ut ipse amitam adire possit, patrem abire jubet? Aut quid amitae aditio ad salutem vel suam vel patriae nanciscendam pertinet? Haec nonne absurda sunt? Immo patrem pro se ad Jocasten ire jubet, specie quidem, ut illa de sorte sua certior fiat, revera autem, ut ipse, quae in animo habet, sine conctatione peragere possit.“ So räsonnirt Hr. H. und meynt mit Zuversichtlichkeit verlangen zu dürfen, daß man die bezeichnete Stelle in den Phönissen, um sie in ursprünglicher Reinheit herzustellen, künftighin, mit Weglassung eines Verses, so lesen soll:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ·
χώρει νυν, ὡς σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν,
ἣς πρῶτα μαστὸν εἵλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,
μητρὸς στερηθεὶς ὀρφανός τ' ἀποζυγείς·
ἀλλ' εἶα, χώρει· μή τὸ σὸν κωλυέτω·
γυναῖκες, ὡς εὖ κ. τ. λ.

Wir behaupten dagegen, daß Hrn. Hartungs Räsonnement auf lauterm Mißverstande beruhe, daß die Stelle gerade nach seiner Fassung ungriechisch, verkehrten Sinnes, ja fast sinnlos sey: was unsere Leser alle von sebst eben so wie wir finden werden, wenn wir ihnen die allerdings auch von Andern nicht gehörig aufgefaßte Stelle, nur richtig interpungirt, übrigens ganz nach der vulgaten Lesart, vor Augen stellen. Sie lautet nämlich so:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ·
χώρει νυν· ὡς, σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν —
ἣς πρῶτα μαστὸν εἵλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,
μητρὸς στερηθεὶς ὄρφανός τ' ἀποζυγείς —
προσηγορήσων, εἶμι καὶ σώσω βίον·
ἀλλ' εἶα, χώρει· μή κ. τ. λ.

Durch die an sich nicht durchaus nöthigen Unterscheidungszeichen, welche wir uns anzuwenden erlaubt haben, wollen wir bloß für den Leser andeuten, daß er zusammen fassen soll einmal *ὡς εἶμι καὶ σώσω βίον*, dann (*ἐγὼ*) *σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν προσηγορήσων* (*αὐτήν*), wodurch sich, ganz richtig ausgedrückt, der Sinn ergiebt: „So geh denn, Vater; denn ich will nur noch deine Schwester Jokaste, die mich mutterlose Waise an ihrer Brust genährt hat, zum Abschiede besuchen, dann gehen und das Leben retten. Wohlan, so gehe u. s. w.“ wobey dieß insbesondere leicht einzusehen ist, daß die weiter unten (V. 997 — 98) folgenden, an den Chor gerichteten Worte des Menökeus:

„ὡς οὖν ἂν εἰδῆτ' · εἶμι καὶ σώσω πόλιν,
ψυχήν τε δώσω τῆσδ' ὑπερθανεῖν χθονός.“

allerdings einen Anklang an den Vers „(*προσηγορήσων*), *εἶμι καὶ σώσω βίον*·“ darbieten, aber einen Anklang, welcher sehr laut, wie wir meynen, für die Aechtheit, nicht, wie Hr. H. meynt, für die Unächtheit dieses Verses spricht.

Kann Ref. nach dem Bisherigen die Interpolationen, welche Hr. H. in Euripides entdeckt haben will, überhaupt nicht anerkennen, so muß er insbesondere die in der zweyten Abhandlung von

demselben entwickelte Ansicht der Iphigenia in Aulis und die darauf gegründete Behandlung des Textes als gänzlich verfehlt und unkritisch bezeichnen, ja, was Hr. H. (S. 69) von der Iphigenia, wie sie uns die Handschriften überliefert haben, aussagt, buchstäblich auf seine Iphigenia zurückwenden und sagen: „Miserrimo modo turbatum, laceratum, truncatum est praestantissimum Euripidis opus Iphigenia Aulidensis.“ Nun ist uns zwar nicht gestattet, in diesen Blättern auf eine umständliche Kritik des eben bezeichneten Hauptinhaltes der vorliegenden Schrift Hrn. H's. einzugehen und die Richtigkeit unsers Urtheils darüber vollständig zu beweisen; doch hoffen wir durch Besprechung auch nur einiger Einzelnheiten unsere Leser zu überzeugen, daß wir unser Urtheil nicht ganz ohne Grund ausgesprochen haben.

Die Iphigenia beginnt nach den Handschriften mit einem in Anapästen anfangenden Gespräche zwischen Agamemnon und einem alten Diener (V. 1 — 48); aufgefordert von diesem, ihm mitzutheilen, was ihn so sehr beunruhige, legt dann Agamemnon (in einer auf das Bedürfniß der Zuschauer berechneten und darum allerdings weit ausholenden Darstellung) dem Alten die Sache in jamb. Trimetern (V. 49 — 114) aus einander, und führt darauf sein Gespräch mit demselben (V. 115 — 161) wieder in Anapästen vollends zu Ende. Nun meynt Hr. H., Euripides könne nicht so geschrieben haben, aus Gründen, welche in der Abhandlung S. 83 ff. aus einander gesetzt werden; darum ordnet er, um die Hand des Dichters wieder herzustellen, die Sache so. Er läßt Agamemnon mit den Trimetern beginnen, doch nur bis zu den Worten: „*ἐς τήνδε δέλτον, ἣν κατ' εὐφρόνην*,“ (denn der Schluß dieses Verses und die in der Vulg. darauffolgenden 5 Trimeter seyen Machwerk des Interpolators) mit Andeutung einer Lücke von etwa 2 Trimetern, welche durch Schuld des Interpolators für uns verloren gegangen seyen. Nachdem Agamemnon durch diesen Prolog den Zuschauern die nöthigen Vorerklärungen gegeben, ruft er (nach H.) den alten Diener hervor mit den Worten: *ὦ πρέσβυ, δόμων τῶνδε κ. τ. λ.* und bespricht sich mit ihm erst jetzt in den Anapästen, welche nach der Vulg. den Anfang machen, bis zu „*συννυμφοκόμον τε δικαιοῖ.*“

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Schluß.)

Wer daher nicht aus Vergleichung sämmtlicher Reden den Werth der Codices kennt und gehörig würdiget, geräth, nur seinem Gefühle folgend, leicht auf Abwege; so sagt Schäfer zu obigen Worten: mihi addita non displicent und Dissen glaubt gar p. 234 u. XXXVII. der oratorische Numerus fordere hier ein längeres Innehalten und mache daher jene Worte nothwendig.

Die Zahl der Beyspiele zu mehren, scheint unnöthig; alle würden nur dasselbe belegen, was aus den wenigen angeführten hervorgeht, daß die kritischen Behandlung des Textes den in neuester Zeit allgemein gebilligten Weg vielfach verläßt, und dadurch Veranlassung zu manchem gegründeten Widerspruche giebt; aber sie hält sich frey von allen kühnen Vermuthungen — sie sind hier sämmtlich entbehrlich, und nur einmal §. 289 in dem auf die bey Chaeronea gefallenen Athener gedichteten Epigramme finden wir die gewagte und nichts helfende Aenderung Gräfe's von *ἔπορον* in *μερόπων* gebilligt und aufgenommen. Auch sollte nach der Absicht des Herausgebers der Vorzug seiner Bearbeitung nicht in der Ausübung der Kritik gesucht werden; Dissen wollte die Gedanken des Redners im einzelnen sowohl als in ihrer innern Verbindung unter einander nachweisen, und alles, was dem Verständnisse entgegen ist oder scheint, entfernen und aufhellen; dieß ist ihm wie keinem gelungen, und anmuthige Darstellung, deren er völlig Herr ist, und worin er die richtige Mitte nie verläßt, macht die Lektüre seines Commentars nicht nur sehr lehrreich, sondern auch angenehm.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus etc.

(Fortsetzung.)

Hierauf wird wieder eine Lücke von einigen Anapästen angenommen, in welchen Agam. zu dem Alten ungefähr das gesprochen habe, was die oben ausgeworfenen 5 Trimeter enthalten, (in welche der Fälscher die von ihm verdrängten Anapäste umgesetzt und nach seinem Bedarf an anderer Stelle eingeschaltet habe). Daran schließen sich, endlich mit der Vulg. zusammentreffend, die Worte des Alten, „λέγε καὶ σήμαιν', ἵνα κ. τ. λ." und so fort die übrigen Anapäste bis zum Ende des Gesprächs. — Wie konnte sich doch Hr. H. eine solche, alles Ansehen der alten Urkunden recht eigentlich verhöhnende Mißhandlung seines Dichters zu Schulden kommen lassen! Wir unsers Theils (von allem andern, was hierüber zu sagen wäre, abgesehen) glauben die Haupt-, eigentlich die einzige Schwierigkeit, welche die Sache zu haben scheint, ganz einfach durch folgende Erklärung vollkommen befriedigend lösen zu können. Die Worte Agamemnons (V. 98 ff.), womit er von der vorgeblichen Vermählung Iphigenia's mit Achilleus spricht, mußten zwar nicht, konnten aber doch so verstanden werden, als hätte er sagen wollen: Er habe dem Achilleus seine Tochter Iphigenia freylich nicht im Ernste, sondern nur zum Scheine, um einen bey seiner Gattin Klytämnestra wirksamen Vorwand zu gewinnen, zur Ehe angeboten, sodann diese unter Anpreisung des Bräutigams und dem Vorgeben, daß selber nur unter Bedingung dieser Vermählung den Zug nach Troja mitmachen wolle, durch ein Schreiben aufgefordert, ihre Tochter zu Vollziehung der Vermählung nach Aulis zu senden u. s. w. Und so faßte der alte Diener die Rede Agamemnons zuerst auf und glaubte, es sey, wie Klytämnestra und Iphigenia, so auch Achilleus in Täuschung befangen gewesen, und nur Kalchas, Odysseus und Menelaos hätten nebst Agamemnon das wahre Verhältniß der Sache gewußt. Diese Auffassung von Seite des Alten (und in den Worten Agamemnons liegt nichts, was sie verböte; vielmehr ist sie veranlaßt, weil, ohne ausdrückliche Erklärung darüber von Ag., der Alte nicht annehmen kann, daß sich derselbe ohne Achilleus Wissen einen solchen Mißbrauch seines Namens erlaubt habe) also: diese Auffassung vorausgesetzt, stellt der Alte, nachdem er den Inhalt des Wiederrufungsschreibens an Klyt., „Sende deine Tochter nicht nach Aulis; denn wir werden die Vermählung erst im andern Jahre feyern" (V. 117 — 122) vernommen hat, sehr natürlich die Frage (V. 124 ff.): „καὶ πῶς Ἀχιλεὺς λέκτρων ἀπλακῶν οὐ μέγα φυσῶν θυμὸν ἐπαρεῖ σοὶ σῇ τ' ἀλόχῳ;" und eben so natürlich giebt Ag. darauf dem Alten (und damit zugleich den Zuschauern) jetzt auch darüber noch die bestimmte Aufklärung, daß Achilleus von der Vermählung ꝛc. nichts wisse, sondern daß ohne sein Wissen nur sein Name gebraucht worden sey u. s. w. Ja, der Dichter gab ohne Zweifel jenen ersten Worten Agamemnons absichtlich gerade diese mißverständliche Fassung, um nachher den Umstand, daß Achilleus von der Sache nichts gewußt habe, noch besonders ausdrücklich hervorheben zu können, was nöthig war, um die Zuschauer auf des Achilleus Benehmen bey seinem Zusammentreffen mit Klytämnestra (825 ff.), auf seinen weiterhin losbrechenden Unwillen gegen die Heerführer, auf den Entschluß desselben, Mutter und Tochter nöthigen Falls gegen das ganze Heer in Schutz zu nehmen

ꝛc., gehörig vorzubereiten. — So viel über den Anfang unſerer Tragödie, der von ihrem Verfaſſer gewiß nicht ſo wie Hr. H. meynt, ſondern vom erſten bis zum letzten Worte unverrückbar ſo iſt angelegt worden, wie die Handſchriften ihn uns überliefert haben.

Auf ähnliche Weiſe, wie mit dem Eingange, verfährt Hr. H. auch mit dem mittlern Theile des Textes (nach ihm von V. 159 — 1400, nach Matth. v. V. 162 — 1390), nur daß er hier großentheils ſchon Vorgänger hat, denen er folgt, indeß die angezeigte Anordnung des Eingangs ganz ſein Werk iſt. Von den ungefähr 1200 Verſen der Mittelparthie werden weit über hundert als unächt ganz verworfen, andere als ausgefallen angenommen und durch Asteriskenreihen im Texte erſetzt, wieder andere nach Gutdünken umgeſtellt, andere nach Citationen bey Stobäus u. a. corrigirt u. ſ. w. Mit welchem Glück und Geſchick Hr. H. dabey verfahren ſey, mögen etliche Beyſpiele zeigen.

Vers 407 (Matth. 397, Hart. 399) lautet in Euripides Handſchriften: *συσσωφρονεῖν σοι βούλομ' ἀλλ' οὐ συννοσεῖν.* Da nun bey Plutarchos (de discrimine adulatoris et amici) die Stelle vorkömmt: „ . . . *ὁ μὲν γὰρ φίλος οὐκ . . . αὐτῷ μὲν ἀξιώσει τὰ δίκαια τὸν φίλον ὑπουργεῖν, ἐκείνῳ δ'αὐτὸς ὑπηρετήσει πολλὰ καὶ τῶν μὴ δικαίων· συσσωφρονεῖν γὰρ, οὐχὶ συννοσεῖν, ἔφυ* —“ ſo ſagt Hr. H. in der Abhandlung, wo er mit Charakteriſirung ſeines (imaginären) Interpolators beſchäftigt iſt, über unſern Vers (S. 79): „Multo minus versus 407, qui apud Plutarchum recte legitur, casu atque fortuito depravatus est etc.“ und ſetzt dann (S. 135), was freylich auch Andere (z. B. Matth. und Herm.) ſchon gethan haben, die Plutarchiſchen Worte (nur *ἔφυν* für *ἔφυ* geſchrieben) ohne weiteres als ächte Worte von Euripides in den Text mit der Bemerkung zu der Vulg. unter dem Texte: „Verum praebuit Plutarchus adul. et am. p. 64. C.“ Nun nehmen zwar auch wir an, daß Plutarch beym Niederſchreiben obiger Stelle (wiewohl er ſelbſt darüber nichts äußert) unſern Vers aus Eurip. im Sinne gehabt habe; auch behaupten wir, wie Andere, daß der Vers in den Handſchriften des Eur. nicht ganz rein erhalten worden ſey; aber die Folgerung, daß der Plutarchiſche Vers ſtatt des vulg. in den Text zu ſetzen ſey, können wir keineswegs zugeben. Sondern wir glauben aus Plutarch nur lernen zu müſſen, daß ſtatt des corrupten *βούλομ'* eine paſſende Form von *φῦναι* in Eurip. Vers aufzunehmen und ſelber etwa ſo zu ſchreiben ſey:

συσσωφρονεῖν σοι ᾽φυμεν, ἀλλ' οὐ συννοσεῖν.

Aus dem ſo geſchriebenen Verſe erklärt ſich dann leicht und natürlich die Entſtehung ſowohl der falſchen Lesart in Eur. Handſchriften als des Plutarchiſchen Verſes. Eines Theils ward nämlich das gar nicht verſtandene oder wegen der Pluralendung für unrichtig gehaltene *φυμεν*, um den Vers zur Noth vollſtändig und verſtändlich zu machen, in *βούλομ'* verwandelt. Plutarchos andern Theils ſetzte ſtatt des ihm unbrauchbaren *σοί* das ihm nothwendige *γὰρ*, dann ſtatt *ἔφυμεν* eben ſo nothwendig *ἔφυ*; und endlich, wenn er einen Trimeter behalten wollte, mußte er *οὐχὶ* für *ἀλλ' οὐ* ſchreiben und ſein *ἔφυ* ans Ende des Verſes verlegen; denn die außerdem noch denkbare Stellung der Worte „*συσσωφρονεῖν ἔφυ γὰρ, ἀλλ' οὐ συννοσεῖν*“ wird wohl Niemand einem Plut. zumuthen wollen. — V. 467 f. (457 f. Matth., 460 f. Herm., 459 f. Hart.) lautet nach den Handſchriften:

αἰαῖ, τὸν Ἑλένης ὡς μ' ἀπώλεσεν γάμον
γήμας ὁ Πριάμου Πάρις, ὅς μ' εἴργασται τάδε.

Dieſe allerdings nicht unverdorben erhaltenen Verſe haben Valkenaer, Markland u. a., um ſie beyde, wie billig, nach Zeugniß der Urkunden ihrem Verfaſſer Euripides zu erhalten, durch Conjekturen zu berichtigen ſich Mühe gegeben. Hr. H. macht ſich die Sache leichter, indem er bloß den erſten Vers mit etwas veränderter Interpunction (*αἰαῖ τὸν Ἑλένης, ὡς μ' ἀπώλεσεν, γάμον*) dem Dichter läßt, den andern dagegen als unächt verwirft. Zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens ſagt er S. 141 in der Note zu dem verworfenen Verſe: „Sciolus aliquis, qui accusativum *γάμον* per se stare posse ignoraret, hunc versum inanem vitiosumque affixit, quem tulisse

criticos maxime mirandum est. Et metro quidem facile . . . . succurri posset, si a scribis vel interpretibus tale vitium inlatum esse credibile esset. Sed rerum tautologia atque futilitas non tollitur, nisi deleto versu etc.“ Wie? worin läge denn die rerum tautologia atque futilitas, wenn Eurip. allenfalls ſo geſchrieben hätte:

Αἰαῖ τὸν Ἑλένης, ὅς μ' ἀπώλεσεν, γάμον
γήμας ὁ Πριάμου Πάρι, σύ μ' εἰργασαι τάδε. —

Um die Verſe 909 ff. (Herm. 925 ff.) in Ordnung zu bringen, verſuchen beſonnene Männer etwa ein oder das andere Wort umzugeſtalten; Hr. H. dagegen findet, daß ganz offenbar 4 Verſe anderswoher hier eingeſchoben und dadurch ein paar ächte Verſe verdrängt worden ſeyen, und legt uns demnach als urſprüngliche Faſſung der Stelle Folgendes vor Augen:

Ἀχιλλεύς.

ὑψηλόφρων μοι θυμὸς αἴρεται, πρόσω
* * * * * * * * * * * * *
ἔστιν μὲν οὖν, ἵν' ἡδὺ, μὴ λίαν φρονεῖν,
ἔστιν δὲ χὤπου κ. τ. λ.

mit der Anmerkung: „Supplendus autem sensus videtur hoc modo: altum spirans tollitur animus meus, procul a se arcens, quae humilia atque indigna sunt. Est autem, ubi parere neque nimium sapere velle, est ubi suum consilium sequi magis conducat. Quare ego etc.“ So gewaltſam verfährt Hr. H. mit dem Texte des Dichters — und bringt dennoch nichts Geſundes zu Stande. Nach unſrer Meynung liegt das Verderbniß der auch von Hermann falſch aufgefaßten Stelle nicht bloß in *πρόσω*, ſondern hauptſächlich in *μοι*. Achilleus ſagt nämlich nach uns: „Es giebt zwar Menſchen, welche ſich klüglich (doppelten Sinnes) in Glück und Unglück zu fügen wiſſen u. ſ. w. Ich dagegen, ein Zögling Chiron's lernte einfachen Sinnes zu ſeyn, und werde (demnach) den Atriden, wenn ſie Rechtes befehlen, gehorchen, wenn Unrechtes, ihnen nicht gehorchen.“ Dieſen Sinn bringen wir in die Stelle, wenn wir mit ein Paar kleinen Aenderungen ſchreiben:

ὑψηλόφρων μέν θυμὸς αἴρεταί τινί, *)
ἐπίσταται δὲ τοῖς κακοῖσί τ' ἀσχαλᾶν
μετρίως τε χαίρειν u. ſ. w. ganz nach der Vulgata.

Solche Conjecturen zu verſuchen iſt erlaubt und nöthig, wenn die alten Texte endlich in's Reine gebracht werden ſollen; dagegen ganze Stellen ohne urkundlichen Grund auswerfen und einſetzen, heißt die alten Texte muthwillig verderben. — Die Verſe 940 f. (Math. 939 f. Herm. 956 f.) hat Math., wie Hr. H. ſagt, pingui Minerva vertheidigt; G. Hermann giebt gar keine Bemerkung dazu; Hr. H. findet ſie unerklärbar und ſetzt unbedenklich in den Text:

οὐχ ἅψεται σῆς θυγατρὸς Ἀγαμέμνων
ἄναξ,
*οὐδ' * * * * * * * * * **
οὐδείς, ἄκραν χεῖρ' ὥστε προσβαλεῖν
πέπλοις.

d. h. Eurip. hat, nach ihm, nicht bloß 2, ſondern 3 Verſe geſchrieben, und zwar des Sinnes: „non attinget filiam tuam rex Agamemnon neque reliquorum, quotquot sunt, Achivorum quisquam, sic ut vel extremos digitos ei admoveat etc. — So wieder ſagt Hr. H. über V. 1238 ff. (Matth. 1235 f. Herm. 1257 ff.)„ — manifesto haec mera interpretum, lacunam explere studentium, additamenta sunt. Nam excidisse quaedam, versus qui sequitur nullo nexu suggestus abruptusque ostendit. De flore adolescentiae suae, et quod immaturae morti destinaretur, Iphigeniam dixisse puta: a qua sententia necessarius ad clausulam illam transitus erat.“ Dem gemäß wird im Texte das Ueberflüſſige weggelaſſen, dem Fehlenden dagegen auf folgende Art ein Raum von anderthalb Zeilen angewieſen:

*ὁ μὲν νεοσσός, ἡ δ' * * * * **
* * * * * * * * * *
ἓν συντεμοῦσα πάντα νικήσω λόγον.

Wie beyde Stellen zu erklären und allenfalls

*) sc. *βροτῷ*; was zur Erklärung an den Rand geſchrieben ſeyn mochte, und Jemanden Anlaß gab, es als *πρόσω* für *τινί* in den Text zu ſchreiben.

durch erlaubte Mittel zu heilen seyen, können wir hier nicht näher angeben; daß aber Hrn. Hartung's Gewaltmittel schlechterdings unzulässig sind, leuchtet jedem Unbefangenen von selbst ein.

Wir gehen zur Schlußparthie unserer Tragödie über, wozu wir hier rechnen V. 1400 (Matth. 1391 ff.) bis Ende; denn von jenem Verse an beginnt neuerdings, wie Hr. H. sagt, „interpolatoris opera, qui et exordium et exitum hujus tragoediae suis artificiis depravavit." Daß Hrn. H. seine Phantasie auch hier wieder arge Streiche gespielt, er aber alles nur mögliche aufgeboten habe, um den alten Urkunden zum Trotze Euripides Werk zu verderben, sollen, wie wir meynen, folgende Bemerkungen offenbar machen.

Gleich die ersten 4 Verse dieser Parthie (*ὅρα δ' ἐγὼ γὰρ . . . ὁ θανάτος δεινόν κακόν*) werden als Machwerk des Interpolators, welches die ächten Verse des Eurip. verdrängt habe, verworfen: „nam dicta talia vel similia, at non eadem ab Euripide fuisse valde probabile est. De singulorum turpitudine dicere vix opus esse videtur. Ineptum enim est *ἄχθομαι εἰ μή σε σώσω*, ridiculum sordidumque *ἄθρησον, ὁ θάνατος δεινόν κακόν*, neque potuit Achilles idem qui vv. 1395 sqq. (*εὖ γὰρ τόδ' εἶπας κ. τ. λ.*) pronuntiavit, nisi forte eum lusisse putamus, proferre versum 1403 (*ἄθρησον' ὁ θάν. κ. τ. λ.*)" Daß Hr. H. etwas in der Stelle als ineptum, etwas anderes als ridiculum sordidumque findet, mag in der Eigenthümlichkeit seines ästhetischen Gefühls begründet seyn; Andere finden darin keines von beyden: was er aber von dem Widerstreite zwischen dem Inhalte der Verse 1395 ff. und V. 1403 behauptet, läßt sich geradezu als falsch beweisen. In den erstern Versen anerkennt nämlich Achill. den Entschluß der Jungfrau, sich für Hellas ꝛc. als Opfer hinzugeben, als schön und edelmüthig. Aber gerade durch den Edelmuth, den Iphigen. an den Tag gelegt hat, von höchster Bewunderung und Liebe erfüllt, wünscht er sie für sich zu erhalten, bietet ihr daher seinen Schutz an unter hoher Betheuerung, daß er sich gekränkt fühle, wenn es ihm nicht vergönnt seyn werde, ihre Rettung durch Widerstand gegen das gesammte Heer der Achäer zu erkämpfen, und schließt dann (ganz nothwendig und consequent) mit dem Worte, welches sie von ihrem (wiewohl höchst edeln) Entschlusse allenfalls noch abschrecken könnte: „*ἄθρησον. ὁ θάνατος δεινόν κακόν.*" — Nachdem hierauf Iphig., unerschütterlich bey ihrem Entschlusse beharrend, den Ach. gebeten hat, daß er ihretwegen weder sein Leben wagen noch das Leben irgend eines andern gefährden, sondern ihr gestatten soll, Hellas zu retten (glücklich zu machen), wenn sie (durch ihren Tod) es etwa vermöge, gibt dieser (in den 12 Versen 1409 – 1420; Matth. 1400 – 1411) seine endliche Erklärung mit den Worten ab: *ὦ λῆμ' ἄριστον, οὐκ ἔχω πρὸς τοῦτ' ἔτι λέγειν κ. τ. λ.*" Auch von diesen 12 Versen sind nach Hr. H. wieder nicht weniger als fünf vom Interpolator den ächten nachgemacht und jedoch glücklicher Weise hier so eingeschwärzt worden, daß sich die ächten unverdrängt daneben erhielten. „Quae res (sagt H.) hoc quidem loco manifestissima est. Idem enim dicunt vv. 1414 et 1418 vv. 1415 et 1412, vv. 1417 et 1420, ut solum versum 1413 (*ὡς οὖν ἂν εἰδῇς κ. τ. λ.*) de suo addiderit interpolator . . . . . Soloecum est *ἀπό* v. 1413, rustice dictum *ἀφροσύνῃ τῇ σῇ* etc. Quae cum ita sint, mirandum est, quod nihil fraudis sensit editorum praeter Hermannum securitas, qui tamen ipse non delenda tam pretiosa artificia sed transponenda judicavit etc." Und somit wählt er 5 Verse aus um sie der Verdammniß zu übergeben, stutzt die andern nach Bedarf beliebig zu und gibt sie in seinem Texte in folgender Art:

ὦ λῆμ' ἄριστον . . . . εἴποι τις ἄν;
ὅμως δ', ἴσως γὰρ κἂν μεταγνοίης τάδε,
ἐλθὼν σὺν ὅπλοις τοῖσδε πρὸς βωμὸν θεᾶς
καραδοκήσω σὴν ἐκεῖ παρουσίαν,
ὡς οὐκ ἐάσων σ' ἀλλὰ κωλύσων θανεῖν.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Bensen. Nürnberg bey Riegel und Wiesner. 1837. 562 Seiten in 8.

Vor ungefähr 10 Jahren war es, da Ref. von Aschaffenburg über Oberburg und Miltenberg her, den Taubergau herauf auch nach Rotenburg kam. Als er an der sogenannten Kling die Bergebene, auf welcher Rotenburg sich ausbreitet, erstiegen, trat ihm zuerst die alterthümliche Kirche Sct. Wolfgang, einst die Wallfahrt der umliegenden Schäfergilden, entgegen; dann berührte ihn, weniger erfreulich, rechts der Anblick einer weiten, entleerten, vielmehr verödeten Stätte, worauf die beyden Burgen gestanden, im heutigen Geschmacke die Promenade genannt; endlich schritt er linkshin in die Stadt selbst ein, wo ihn die schönen und ehrwürdigen Formen des Rathhauses, der Hauptkirche Sct. Jakob u. s. w. wieder heimathlicher ansprachen. — Mehrere Tage verweilte Ref. zu Rotenburg, und das Bild von dieser ehemaligen teutschen Reichsstadt, auf deren Gebiet und Weichbild längs der „Landwehr“ noch charakteristische Oertlichkeiten an eine andere Zeit, an einen christlich-germanischen Familienhaushalt mahnen, ist ihm noch immer lebendig.

Mit desto mehr Interesse nahm Ref. das vorliegende Werk zur Hand, und er fand dasselbe von gutem Gehalte und Klang, und, so Gott will, als einen der Vorboten, die, an der Stelle der bisherigen Routine in der historischen Monographie der teutschen Territorien, wieder eine wissenschaftliche und beurkundete Forschung und Behandlung verbürgen.

In der kurzen aber bündigen Vorrede giebt Hr. Dr. Bensen zu erkennen, daß er bey seiner Arbeit von dem thätigen historischen Vereine des Rezatkreises, und zunächst von dem als Historiker hochverdienten Vorstand desselben wesentliche Unterstützung erhalten, und so auch dem nun verewigten Geheimenrath von Lang Aufmunterung und guten Rath — das ist auch im Buche selbst nicht zu verkennen, zu verdanken habe.

Der Natur der Aufgabe ganz angemessen — man halte an dem Begriffe, Geschichte einer teutschen, einer städtischen Gemeinde fest — zerfällt das Werk in drey Bücher und mehrere Anhänge. Das erste Buch: das alte Ostfranken und die Rotenburg, in der Einleitung die Quellen bezeichnend, dann die Naturverhältnisse des Gebiets beschreibend; dann das alte Land Ostfranken, die alten Burgen und ihre Sagen, die Gaugränzen, den hl. Gumpert und seine Nachkommen, die Grafen von Rotenburg; — verbreitet sich auch über die Salischen Erbgüter und die Hohenstaufen und die Landvögte von Rotenburg.

Das zweyte Buch, die Stadt Rotenburg, berichtet die Anfänge der Stadt, die Anfänge des Bürgerwesens, die Freyungsurkunde Rudolfs von Habsburg, die Entwicklung des Gerichtswesens, die innere Gesetzgebung, das kaiserl. Landgericht, die kaiserl. Einkünfte zu Rotenburg, berichtet von den Juden; die Erwerbung des Gebiets von Rotenburg; die auswärtigen Verhältnisse der Stadt im 14ten Jahrhunderte; dieselben in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhundertes; und den Verfassungskampf zwischen den Jahren 1450 und 1455.

Das dritte Buch: die Verfassung der Gemeinde, stellt dar das Bürgerrecht und die Bürger-

aufnahme, die Vertheilung der Staatsgewalt, das Gerichtswesen, die Polizeygesetzgebung, die Finanzen, das Kriegswesen im Mittelalter, die erbaren Geschlechter, die Gewerbtreibenden und die Gewerbe, die Verhältnisse der Landgemeinden; — den Verfall des Gemeinwesens.

Die Anhänge sind: Sprachbemerkungen über die Ortsnamen des Gebietes Rotenburg; die Geschlechtstafeln der Küchenmeister von Rotenburg und Nortenberg; das Gebiet Rotenburg nach seinen Bestandtheilen; das alte Willkürenbuch von Rotenburg; Notizen über die alten kirchlichen Verhältnisse von Rotenburg; Klöster; chronologische Uebersicht der Geschichte Rotenburgs.

Jedem Paragraph dieses Textes, als gleichsam für sich bestehender Abhandlungen, sind Anmerkungen beygefügt: und eben hierin liegt ein Schatz von urkundlichen Beweisstellen und analogen Notizen, welche den ausgezeichneten und kritischen Werth des Buches darthun.

Dessen systematische Eintheilung oder vielmehr den Lebensprozeß der Stadt Rotenburg anbelangend so sieht Ref. hiebey dieselben Grundregeln beobachtet, welche er selbst zur historischen Darstellung eines jeden teutschen städtischen Gemeinwesens von größerem Umfange längst anderwärts angedeutet hat. Eine solche Monographie zerfällt nämlich wesentlich in vier Perioden: I. wie die werdende Stadt ihre ersten Elemente aus der umliegenden Landschaft (concentrisch) sammelt; II. wie sich diese Elemente im Innern (intensive) zum städtischen Gemeinwesen ausbilden, und ihr Localprincip feststellen; III. wie das Localprincip, gehörig erkräftigt und gepflegt, extensive und wohlthätig auch auf die benachbarten Territorien nach ihren natürlichen Verhältnissen zurückwirkt; IV. wie die Ungunst äußerer Geschicke und innerer Gebrechen die meisten freyen Städte zu Fall gebracht, und sie, gleich andern Territorien und Provinzen, wenigstens vor der Hand, dem routinirten Indifferentismus eines fremden, abstrakten Staatensystems untergeordnet haben. Auf diesem Wege braucht man die „Erscheinungsformen“ auch im Gebiete der Topographie überall nicht ängstlich und in der Ferne zu suchen.

Allerdings ist nun die Geschichte Ostfrankens, wofür Würdtwein, Kremer, Hansselmann, Georgi, Reinhard, Schultes ꝛc. viel geleistet; wobey von Langs Regesten sehr förderlich dazwischen getreten sind, und nachdem von Winterbach, zunächst für Rotenburg, viel gesammelt hatte, durch vorliegendes Werk zu einem hohen Grade von thatsächlicher Vollständigkeit und Kritik der Hülfsmittel gelangt; und aus den aufgezählten Quellen ist es erfreulich zu sehen, wie der Magistrat der Stadt Rotenburg sein historisches Materiale wohl zu schätzen, zu mehren und zu bewahren wußte. Die historischen Vereine der verschiedenen Landschaften mögen sich vorzüglich solchen Nachlasses ihrer Städte zu erfreuen haben.

Den speciellen Inhalt des Werkes hier weiter zu verfolgen, würde, bey dem vielseitigen Interesse, das dasselbe bietet, allzuweit führen; Ref. muß sich darauf beschränken, aus den vier Abtheilungen des Buches nur Einiges bemerklich zu machen.

I. Buch. Rotenburg, ehemals mit einem Gebiete von $6\frac{5}{8}$ □ M., und ungefähr 20,000 Menschen, liegt im Mittelteutschland auf der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Mayn; 1200 – 1400 Fuß über dem Meere. Zunächst an der Stadt begränzt sich der Mülach- und Rangau; in das Tauberthal münden von der Hochebene der Stadt herab Schluchten und Klingen (torrentes), tiefe Erdrisse (wie Ref. das Wort Chlinga auch bey andern Beschreibungen; z. B. der Herrschaft Kling in Oberbayern, bayer. Annalen J. 1834, erklärt hat); am Fusse der Stadt kommen Mineralquellen hervor; ehemals viele kleine Seen umher; ausgedehnte Waldungen um Entse, Nortenberg, Gailenau ꝛc.; der Weinwachs beginnt an den steilen Bergleiten; Kleebau ist jetzt mehr an dessen Stelle getreten; in der Viehzucht kommen auf 1 Pferd 15 Stück Hornvieh, 3 Schweine und 12 Schaafe. In der That hat Ref. die umliegenden trocknen steinigen Bergreviere ganz vorzüglich zu Schaafweiden beeigenschaftet gefunden. In der Bevölkerung Ostfrankens erkennt der Verf. viel slavisches Geblüt; und deutet hiernach auch mannigfaltig die Ortsnamen. „Die Leuchte der Cultur in diesen Gegenden wurde die Kirche von Würzburg;“ „das Gericht der Bischöfe von Würzburg wurde

durch die eigenthümlichen Verhältnisse Ostfrankens nicht wenig unterstützt.“ Bey solcher Anerkennung — der Verf. scheint sonst den religiösen Institutionen der katholischen Periode eben nicht günstig zu seyn — hätte vielleicht die Wirksamkeit des kirchlichen Elements zur socialen Begründung Rotenburgs schon im I. Buche einen eigenen Paragraph verdient. Bezüglich auf den Namen Rotenburg ist Ref. weder mit dem slavischen Hrad (Burg, nach v. Lang,) noch mit der Herleitung vom Ausroden einverstanden; ein fränkischer Dynast Ruodo scheint ihm hier als der erste Erbauer im Hintergrunde zu stehen. „Ein bayerischer Weginspektor ließ den alten Bau (von der Reichsburg und Blasiencapelle ꝛc.) abreissen, und zu Strassensteinen zerschlagen, an denen wir in der Umgegend ohnehin Ueberfluß hatten.“ Wie vielfältig anderwärts! Ueber Bayern und seine zugewiesenen Territorien war eine Epoche des Land-, Strassen- und Wasserbaues hereingebrochen, welche den alten und ältesten Kunstbauten, den geweihten wie den profanen Bauwerken und Denkmälern zu Stadt und Land unwiederbringlich eine größere Verwüstung und Vernichtung beybrachte, denn des wilden Etzels vandalischer Durchzug, und der Ungarn barbarische Einfälle. So fand Ref. in demselben Jahre, da er zum erstenmale Rotenburg besuchte, auch zu Lindau, wo fast der dritte Theil der Reichsstadt aus römischen und höchstmerkwürdigen mittelalterlichen Constructionen bestand, dieselben sammt und sonders Behufs eines modernen Seehafens in den Abgrund versenkt. Man vergleiche die heutige nackte und zugestutzte Stadt Lindau mit jener aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, mit ihren Castellen und Kirchen umher, wovon Ref. auf der Stadtbibliothek dortselbst eine die ganze Wand des Gebäudes einnehmende Abbildung erblickte. Durch jenes Geschick ist den heutigen gelehrten Folianten über Bauwerke und Bauwissenschaften eben der wahre Text, die lebendige Anschauung für immer entrückt worden. „Die Grafen von Rotenburg,“ benachbarte Gaugrafen, auch Eigenthümer der Kochen- oder Komburg um Schwäbisch-Hall, aus ihnen auch Bischöfe von Wirzburg, sind zu Anfang des XII. Jahrhunderts ausgestorben. Ref. hat sie mit den aus Mittelfranken heraufgekommenen Dynasten von Hohenloh eines und desselben Stammes erachtet: (man sehe die Geschichte der teutschen Salzwerke.) Durch die salischen Stammgüter in Ostfranken kamen die Hohenstaufen zu Rotenburg; sie ward eine Reichsburg und sofort eine Reichsstadt.

II. Buch. „Die Anfänge der Stadt.“ Hat sich etwa ein aus verschiedenen Gauen entwichener Volkshaufe an ein- und demselben Tage, eines Sinnes, hier zusammengethan, und, von einigen Demagogen haranguirt, und auf die Traktätlein von Rousseau, Hobbes, Helvetius ꝛc. über die Urrechte der Menschheit schwörend, einen wohlgeregelten wagerechten Vernunftstaat, eine Muster-Republik, gegründet? Mit nichten! Hier, wie überall auf dem alten Continent, trat allgemach eine wohl gegliederte civitas unter ganz natürlichem Verlaufe der Verhältnisse hervor. Der auf der Rotenburg haus- und hofhaltenden Herrschaft war zunächst ihr Gesinde gefolgt, und anderes zugegangen; beydes fand fortan seinen sichern Nahrungsstand unten in der geschirmten Gegend umher, und seine christliche Einigung in der Mutterkirche zu Detwang; (thiod, deut, plebs; — ganz richtig, wie dieselbe genesis an hundert andern Colonatstätten.)

(Schluß folgt.)

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus etc.

(Schluß.)

Wir enthalten uns umständlicher Widerlegung dieses leichtfertigen Räsonnements des Hrn. Verfassers, und beschränken uns darauf, kurz anzuzeigen, wie nach unserm Dafürhalten die Stelle zu lesen, und zu verstehen sey, nämlich so:

ὦ λῆμ' ἄριστον . . . . .
ὅμως δ', ἴσως γὰρ ἄν μεταγνοίης τὰ σοὶ —
ὡς οὖν ἂν εἰδῇς τἀπ' ἐμοῦ — λελεγμένα,
ἐλθὼν τάδ' ὅπλα θήσομαι βωμοῦ πέλας,
ὡς οὐκ ἐάσων σ', ἀλλὰ κωλύσων θανεῖν.
χρήσει δὲ καὶ σὺ τοῖς ἐμοῖς λόγοις τάχα,

ὅταν πέλας σῆς φάσγανον δίρης ἴδῃς.
οὔκουν ἐάσω σ' ἀφροσύνῃ τῇ σῇ θανεῖν·
ἐλθὼν δὲ σὺν ὅπλοις τοῖσδε πρὸς ναὸν θεᾶς
καραδοκήσω σὴν ἐκεῖ παρουσίαν.

d. h. wir verbinden: ὅμως δὲ ἐλθὼν τάδ' ὅπλα θήσομαι β. π.; dann: ἴσως γὰρ ἂν μεταγνοίης τά σοι λελεγμένα, und endlich: ὡς οὖν ἂν εἰδῇς τἀπ' ἐμοῦ. So gewinnt die Stelle (durch Aenderung von zwey Wörtchen, nebst richtiger Interpunction, übrigens ganz nach Ordnung der Vulg.) den Sinn: „Hiegegen hab' ich nichts mehr einzuwenden u. s. w. Dennoch aber, denn du könntest allenfalls deinen Entschluß doch noch ändern — darum sollst du denn wissen, was ich zu thun entschlossen bin — dennoch werd' ich mit dieser bewaffneten Schaar da (vgl. Matth. 1337 ff.) mich in der Nähe des Altars aufstellen, um deine Opferung nicht vollziehen zu lassen, sondern sie zu hindern. Vielleicht wirst aber auch du von meinem Anerbieten Gebrauch machen, wann du das Opfermesser deiner Kehle schon nahe siehst. Also: nicht werd' ich geschehen lassen, daß du als Opfer eigener Unüberlegtheit fallest; sondern gehen werd' ich jetzt mit den Bewaffneten da in den Hain der Göttin und warten bis du daselbst erscheinst." Daß bey solcher Auffassung der Stelle, die vermeintliche Tautologie, wegen deren man die eine Hälfte der Verse auswerfen will, verschwinde, werden unsere Leser von selbst leicht einsehen. —

Mit Uebergehung alles dessen, was wir noch über Anderes, z. B. über die Behandlung der Verse 1423 ff. (Matth. 1414 ff.) und insbesondere über die beyspiellose Durcheinanderwürfelung der Verse 1462 — 1512 (Matth. 1453 — 1507) u. s. w. zu sagen hätten, eilen wir unsern Lesern nur noch anzuzeigen, mit welchem Ende Hr. H. sein Werk gekrönt hat. Eingehend nämlich auf die seiner Ansicht vollkommen entsprechende Annahme mehrer Vorgänger (darunter auch G. Hermann's), daß der Schluß der Iphigenia, wie ihn die Codices darbieten, nicht von dem alten Eurip. stamme, schneidet er ohne weiteres, von den Worten des Ἄγγελος „ὦ Τυνδαρεία καὶ κ. τ. λ." angefangen bis zum Ende, diesen ganzen Schluß, beynahe hundert Verse (Matth. 1508 — 1605) hinweg, flickt dagegen aus dritthalb bey Aelianus (hist. anim. VII. 39 *) und aus 6 in dem nach seiner Annahme untergeschobenen Machwerke des Interpolators, (der oft ächte Worte des Eurip. seinen saubern Kunststücken einverleibt habe) vorkommenden Versen selbst eine Art von Epilog zusammen, und setzt diesen, nicht zweifelnd, daran wenigstens ein gutes Bruchstück des ächten Epiloges herzustellen, statt des ausgeworfenen urkundlichen Schlusses, in die Reihe des Textes in folgender Weise:

Ἄρτεμις.

* * * * * * *
ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθήσω φίλαις
κερούσσαν, ἣν σφάξαντες αὐχήσουσι σὴν
σφάζειν θυγατέρα * * *
* * * * * * *
(καὶ δόξαν ἔσχεν ἄφθιτον, καδ' Ἑλλάδα
* * * * * * *
λύπας δ' ἀφαιροῦ, καὶ πόσει πάρες χόλον
* * * * * *
ἀπροσδόκητά τοι βροτοῖς τὰ τῶν θεῶν
σώζουσι θ' οὓς φιλοῦσιν * *

Κλυταιμνήστρα.

* * * * * * *
* * * * οὐ μάτην λόγους,
ἄνασσα, παρεμυθοῦ * * *

Wir schließen hiemit unsere Anzeige und fügen, da uns eine weitere Besprechung der Sache hier nicht vergönnt ist, nur noch die Erklärung bey, daß wir bey anderer Gelegenheit, wie von Anfang und Mitte, so auch von dem Schlusse der Iphigenia gegen Jedermanns Einreden darzuthun gedenken, daß derselbe in den Handschriften zwar nicht ohne Verderbniß in einzelnen Worten und Versen, doch im Ganzen und in allen Hauptsachen vollständig und gerade so erhalten sey, wie ihn Euripides gedichtet hat.

*) Nicht VII, 29, wie Hr. H. mit G. Herm. falsch citirt, als ob er die Stelle bey Aelianos selbst nicht nachgesehen hätte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1836.

„Den hochlöblichen Herren Ständen des Königreichs Böhmen, den Urhebern und Förderern dieses Werkes" ist dasselbe gewidmet.

Wir hatten bereits früher Anlaß genommen, in diesen Blättern Einiges davon zu sprechen; nämlich im Jahrg. 1837 in den Nummern 118 und 119 über Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer von Dr. M. Kalina von Jäthenstein ꝛc. — und in demselben Jahrgange Nr. 160 und 161 in der Anzeige des codex diplomat. et epistolaris Moraviae von Anton Boczek ꝛc. Des Zusammenhanges wegen, und da gründliche und unbefangene Geschichtsforscher unsere früheren Bemerkungen und Berichtigungen, insbesondere, was einige genealogische Mißverständnisse des Hrn. Boczek anbelangt, nicht unwesentlich finden werden, wollen wir uns hier ausdrücklich wieder auf jene Verhandlungen bezogen haben.

Inzwischen ist Hrn. Palacky's vorliegendes Werk auch in den Jahrbüchern der Literatur im 79. Bde. 1837, und im Gersdorff'schen Repertorium im 14. Bde., 2. Hft. Nr. 1850 und 1851, dort auch der Codex von Boczek mit begriffen, besprochen worden. Der Recensent in den Wiener-Jahrbüchern, Hr. Joh. Graf Mailath, berichtigt zunächst mehrere Stellen des Hrn. Palacky, worin die ungarische Geschichte berührt wird, und deutet bescheiden darauf hin, daß der Verfasser öfter, in Ermanglung von Thatsachen, seinen Vermuthungen und Ansichten zu viel Spielraum läßt. Nachdrücklicher in dieser und anderer Beziehung ist Hr. Cosmas Luden im Gersdorff'schen Repertorium gegen Hrn. Palacky aufgetreten; wovon sich die Leser selbst überzeugen mögen. Wir sehen uns hiebey insofern betheiligt, oder vielmehr bestätigt, daß auch Hr. Luden den Samo, den Beherrscher der Slaven, welchen Hr. Palacky in die Mitte Böhmens versetzt, rundweg, und wohl den klarsten Quellen gemäß, den Carentanern vindicirt. Wenn wir nun in diesen Blättern noch einmal auf Hrn. Palacky's Geschichte von Böhmen zurückkommen, so geschieht es jedenfalls in Ansehung der Wichtigkeit dieses Werkes an sich, und bey dessen vielfältigen Beziehungen zur bayerischen Geschichte; und zunächst nur aus dem Bereiche der letzteren wollen wir uns hier noch einige Bemerkungen anzufügen erlauben. Nicht oft genug glauben wir den beyderseitigen, den östreich-böhmischen und den bayerischen Geographen und Historiographen die vielfache, wiewohl in neuerer Zeit bey den Schriftstellern fast verschollene, Verwandschaft der benachbarten Länder und Völker, und sofort die unabweisliche Berücksichtigung der beyderseitigen Quellen und Hülfsmittel — am förderlichsten die persönliche Anschauung der Landschaften selbst! — empfehlen zu können. Eigenthümliche Sympathien umgeben und lenken diese gegenseitige Forschung; wie wir es seit einer langen Reihe von Jahren an uns selbst wahrgenommen, und hierüber in unsern Schriften berichtet haben. Denn eben in der persönlichen Anschauung Böhmens und Mährens hat der unter-

zeichnete Referent vor andern Ausländern vielleicht etwas zum Voraus. Ueber Berlin und Dresden hereinkommend, durchzogen wir schon im Jahre 1804 Böhmen und Mähren nach ihrer ganzen Ausdehnung bis an die Gränzen des Marchfeldes. Im Jahre 1821 durchwanderten wir abermals mehrere Kreise von Böhmen, und im Jahre 1837 begiengen wir, zunächst im Augenmerk industrieller Zwecke, doch jederzeit nur in Privatverhältnissen, von Passau aufwärts, längs dem alten Nord- oder Böhmerwald, eine ziemliche Strecke der Gränzbezirke gegen Westen. Mittlerweile hatten wir diese ausgedehnten Waldgebiete auch in ihren innersten Wohnstätten, und bis zum Ansitz der Parantani, zum Fichtelberg hinauf, öfter durchforscht, und Sagen und Geschichte, Denkmäler und lebende Zeugenschaften an Ort und Stelle mit einander verglichen.

Während dieses Zeitraums von dreyßig Jahren sahen wir in Böhmen und Mähren, ungeachtet auch diese Länder viel durch Kriege gelitten, die Nationalwirthschaft, sey es in der Land- und Hauswirthschaft, oder in Handwerken und Fabriken ꝛc. einen Aufschwung gewinnen, der vielfältig die modernen unbemessenen Diatriben gegen das Feudalwesen, gegen die Gebundenheit der Güter, gegen Fideicommisse und Majorate, gegen die Corporationen und Klöster — geradezu Lügen straft. Denn eben nur aus diesen, dem Volke angestammten, und zeitgemäß entwickelten Institutionen und Bürgschaften, aus dem wohlverstandenen Prädialprinzipe, war die einheitliche und nachhaltige Kraft hervorgegangen, welche die sichern Fortschritte in Künsten und Wissenschaften Behufs der (böhmisch-mährischen reichen) Urproduktion und Reproduktion mittels des humanen Organismus und der Mechanik zugleich, aber unbedingt, erheischen; und welche Kraftäußerung man sonst durch Zertrümmerungen, Loskäufe und bloß pecuniäre Operationen vergebens zu erstreben suchte, und noch weniger zu bewahren wußte.

Doch zurück auf Hrn. Palacky's Geschichte von Böhmen. Sie befaßt im vorliegenden ersten Bande drey Bücher, jedes in mehrere Capitel abgetheilt, und zwar im I. Buche Böhmens Urgeschichte vor der Einwanderung der Cechen. Von der Urzeit bis zum Jahre 451 nach Christus. Im II. Buche: Böhmen unter den Cechen, vor Verbreitung des Christenthums. Vom J. 451 bis 894. III. Buch: Böhmen als Herzogthum unter dem Einflusse Deutschlands. Vom J. 895 bis 1197.

(Schluß folgt.)

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Bensen ꝛc.

(Schluß.)

Oben aber, zunächst der fürstlichen Burg- und Hofcapelle hatte sich uralter fränkischer Adel angesiedelt; darunter neben den Küchenmeistern von Nortenberg, die Seckendorf, Seinsheim, Gebsattel, Eib (Iwen,), Grumbach, Birkenfels, Hallerstein, Stauf, Staufeneck. Die Hohenloh traten erst 1284 mit dem Verkauf ihres Hauses gänzlich aus der Stadt. S. 345. „Hörige und freygeborne Geschlechter folgten, und Gewerbe, Handwerke, Handel, Künste, nach einander von selbst; und so sehen wir das ursprünglich adelige Patriciat, dann die Erbaren, die Bürger, die Pfahlbürger und endlich die Beysassen und Landgemeinden noch heutzutage in ihren Bau-Wohnstätten, und Stiftungen auf der Hochebene und rundum bis in die Thalgründe herab, gleichsam stereotyp den socialen Anbau und den christlichfundirten Bestand der ehemaligen Reichsstadt Rotenburg: nach Ref. Sinne, das teutsche Heimathleben. „Nicht auf Speculation, wie in Nordamerika, baute man da Städte.“ Möchten doch unsere angehenden Staatskünstler und Historiographen a priori schon um dieser lehrreichen vom Hrn. Dr. Bensen trefflich entwickelten Geburts-, Erziehungs- und Lebensgeschichte des Rotenburgischen Gemeinwesens willen das vorliegende Buch lesen, und ihre Ideologie hiernach berichtigen!

„Die Entwicklung der Gerichtsbarkeit.“ „Von seines Gleichen nach alten, wohl bekannten Rechtsgewohnheiten gerichtet zu werden, war das erste Erforderniß der Freyheit;“ (bedingt durch Kaiser und Reich.) „Der Unfreye aber wurde von dem Freyen gerichtet.“ — „Ehrenvoller aber schien es, an eine freye Stadt sich anzuschließen, als an einen einzelnen Obern, oder gar an eine geistliche Corporation.“ — Eher das Gegentheil dürfte sich aus der Geschichte — zu Gunsten des Krummstabes — erweisen; und der Verf. scheint sich nicht zu erinnern, was er oben von der ausgebreiteten Gerichtsbarkeit der Bischöfe von' Wirzburg sagte.

Uebrigens viel Lehrreiches in diesem Capitel' Innere Gesetzgebung. „Um ein freyer souveräner Reichsstand zu werden, mußten ihre (der Stadt) Bestrebungen gegen die kaiserlichen Rechte über sie selbst gerichtet seyn. Nur innerhalb derselben konnte sie sich erweitern. Die Kraft dazu besaß die Stadt durch ihre Autonomie (zu rechter Zeit erhielten die Städte auch kaiserliche Verleihungen, die Vogteyen, das Schultheißenamt, die Zölle ꝛc.). Merkwürdiges und sehr vollständiges Statutarrecht. — „Das Gebiet um Rotenburg:“ a) die eigentliche Stadtmarkung; b) die Güter und Markungen von Edelleuten, die zugleich Bürger waren. „In früheren Zeiten stand den Eigenthümern das Hofmarksrecht zu, d. h. die niedere Gerichtsbarkeit über die eingesessenen Dienstleute, bis es an den Rath überging.“

III. Buch. Die Verfassung der Gemeinde, Bürgerrecht. „Wenn Jemand als den Zweck des Staates etwa den Schutz annimmt, welchen sich seine Glieder gegenseitig gewähren, der wird dieses in den kleinen Republiken des Mittelalters am deutlichsten realisirt sehen. Der kleinere, aber compacte Kreis einer Gemeinde gewährte eine Sicherheit, welche das zerrüttete, von den Parteyen zerrissene Reich nicht darbot.“ Einverstanden; sobald eine Gemeinde auch die gehörigen Elemente von Urbanität Intelligenz und gemeinschaftlichen Wohlwollen wirksam in sich schließt. Alle teutschen Gemeinden haben einen patriarchalischen Anfang.

Ohne jene Vorbedingung sind unsere Gemeinden, insbesondere die Landgemeinden, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, vielfältig der Tummelplatz des schmutzigsten und gröbsten Egoismus, eines Bauerndespotismus, den die Bauern selbst am lautesten beklagen. In manchem teutschen Territorium werden die Gemeinden noch kaum in zweyhundert Jahren zu jenen Gemeindeverfassungen reif, wie sie in den modernen Staatshandbüchern stehen. Die vervielfachten Geschäfte der Aemter und Behörden geben hierüber Zeugniß.

„Die Vertheilung der Staatsgewalt.“ „Immerhin hatte das deutsche Reich die Form einer großen Conförderation angenommen. Fürstliche oder edle Geschlechter, geistliche Körperschaften und freye Gemeinden, machten ein Ganzes aus, zwar geordnet,“ (und das ist wohl das Wesentlichste!) „nach Macht und Bedeutsamkeit, und unter einem gemeinsamen Oberhaupt, unter sich aber durchaus unabhängig.“ Ref., wie er anderwärts nachgewiesen, achtet unter allen Titeln des weiland Reichsoberhaupts den des Moderators als den schönsten und wohlthätigsten, und als den der Mannigfaltigkeit der autonomen Staatscomplexe am angemessensten. Das demokratische Element begann auch hier sich mit dem Anfange des XV. Jahrhunderts zu regen: — dann eine gemischte Verfassung, durch die kirchliche Reformation unstreitig gefördert.

„Das Gerichtswesen:“ das Stadtgericht, die Klage, die Fürsprecher; das Bauerngericht, das Richteramt, das Blut- und Halsgericht ꝛc. — „Die Polizey-Gesetzgebung.“ „Der Gemeinde werden diese Verfügungen nicht aufgedrungen, sondern sie giebt sie sich selbst durch ihre Organe und erkennt sie frey an; sie sind darum nicht weitschichtige, feinausgesponnene Theorien; sondern für das Nächste berechnet, und rein praktisch.“ Amen! „Das Kriegswesen im Mittelalter. — Die Schneider und die Sattler bilden eine Schaar für sich. Die erstern stehen an dem fast unangreifbaren Punct der Stadt.“ Die Mauerwächter beschliefen öfter die Mauern, anstatt sie zu wahren. „Die Erbaren“ (der Groß- und Weinhandel ihr vorzügliches Gewerbe). Die Basis der politischen Verhältnisse bilden die socialen (also — s. oben!). Ge-

staltet jene der überlegene Verstand, so wachsen diese allmählig heran, bedingt und genährt von Ursachen, welche tief im Herzen des Volkes verborgen liegen. Jene gebieten in dem Statut, die Gesetzgebung dieser liegt in der Sitte;" (die oft jenes übermeistert). Ueberhaupt war die Gewerbsstatistik von Rotenburg nach seinen großen Getreidböden, Weinkellern und Kaufläden leicht zu taxiren. Unter den Handwerken waren die Tuchmacher, Färber und Gerber besonders zahlreich (jetzt das Gegentheil). Rotenburgs Bürger genossen eine merkwürdige Gewerbefreyheit; desto strenger wurde aber zum voraus, bezüglich auf den Nachweis eines ganz sichern Nahrungsstandes, bey der Aufnahme zum Bürger oder Beysassen verfahren. — Der Weidestand in den kaiserlichen, dann städtischen Forsten umher gab der Viehzucht großen Vorschub; daher war auch „der Weideschilling" beträchtlich.

„Verfall des Gemeinwesens." — „Die Erstgeburt gab fast immer auch die Rathsfähigkeit. Familienrücksichten beherrschten jetzt die Ehebündnisse, die Wahlen, die Rechtssprüche ꝛc. Eine geringe juristische Vorbereitung machte zu allen Aemtern geschickt; als wenn die Jurisprudenz eine Fundgrube aller administrativen Kenntnisse wäre. „Vicariren;" die Tauglichen helfen den Untauglichen im Amte aus. „So lange die Gemeinde nicht widersprach, brauchte man sich bloß über die Form der Bezüge zu verständigen. Man war sehr nachsichtig gegen einander." Doch blieben die Stiftungen in ihrem Rechte. Auch hier war das heil. Geistspital an liegenden Gütern, an Waldungen ꝛc. vorzüglich reich: aber zur Zeit der Mediatisirung wurden ganz fremdartige Dotationen daraus geschaffen. „Reif zum Zerfall war die Staatsverfassung, (Verwaltung?)— darum brach sie. Am 2. September 1802 rückte ein bayerisches Jäger-Bataillon in die Stadt. — Der Staub des Menschen vergeht spurlos; wenn aber ein Staat zerfällt, so bleibt noch ein lebensvoller Keim zurück, um einen neuen zu erschaffen. Es ist das Volk mit seinen Tugenden; — aus den abgeworfenen zertrümmerten Formen hebt sich ein schöneres Gebilde hervor." „Zurückgewendet sind, (in der neuen Lage,) die Stiftungen zu den ursprünglichen Zwecken; die Abgaben werden gleichmäßig vertheilt und sicher erhoben ꝛc."

Anhänge. Sprachbemerkungen. Ortsnamen ꝛc. „Vermöge der Mischung der ältesten Ansiedler können die Stammsylben der Ortsnamen theils slavischen, theils althochdeutschen, theils altsächsischen Ursprungs seyn." Es ist recht erfreulich, daß endlich dieser Gegenstand Behufs einer gründlichen Topographie vielseitig verhandelt wird. In dem beygefügten Vocabularium kommen merkwürdige Derivationen vor. Gebsattel, urkundlich Gebesedele, der Wohnsitz der Gemahlin des Grafen Heinrich von Rotenburg, Gebe. Auch in Bayern stammen mehrere Ortschaften vom Eigennamen Gepa, so an der Isen ein Nebenzweig der erlauchten Möglinger zu Gepenheim. Dennoch möchte Hr. Dr. Benfen, überhaupt manchesmal befangen, auch auf die verba magistri, d. h. des Hrn. Ritters v. Lang, zu viel vertrauen, der zuletzt das slavische Etymon über Gebühr geltend zu machen suchte. Schätzbare genealogische Tafeln der Rortenberg, Bielriet, Seldeneck, Habelstein, Hornburg, Bebenburg ꝛc.; und gediegenes Materiale für die historische Topographie Bayerns. An den ausgehobenen Stellen wird man ohnehin den Styl des Verf. wahrgenommen haben; er ist für manche Leser vielleicht nicht populär genug, zu reflectirend, öfter gesucht; das Buch soll indessen jedenfalls studiert werden, insbesondere von angehenden Geschichtsforschern und Publicisten: an solche Werke müssen sich die historischen Vereine halten, um solche sich bewerben. Im Ganzen ist das Buch ein wahrer Gewinn für die teutsche und bayerische Landes-, Volks- und Rechtsgeschichte; und Ref. ist sich bewußt, es mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit gewürdigt zu haben.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1836.

(Schluß.)

Die kritische Sichtung der Materialien, und, im Gefolge des verdienstvollen Dobner, der früheren Bearbeiter der böhmischen Geschichte, war, nach dem Laut der Vorrede, und wie es auch das gehaltvolle Werk selbst bewährt, ein vorzügliches Augenmerk des Verf. Zwar findet sich auch schon bey Pelzel's Geschichte der Böhmen eine zahlreiche Literatur zusammengestellt; aber erst nach ihrer mehrmaligen Auflage, seit dem J. 1780, sind in Teutschland reichhaltige Archivalien und Erörterungen erschienen, welche auf die Geschichtschreibung Böhmens und Mährens wesentlichen Einfluß haben. Der Akademie der Wissenschaften zu München und mehreren österreichischen und salzburgischen Geschichtswerken gebührt hieran ein namhafter Theil.

In einer Note des I. Bd. 1. C. führt der Verf. die Bevölkerung Böhmens vom Jahre 1834 mit 4,059,546 Seelen auf 952 □ M.; jene als seit 70 Jahren ungefähr verdoppelt, an, und er gesteht zu, daß vor dem Hussiten- und dreyßigjährigen Kriege Böhmens Bevölkerungsstand auch sehr hoch gewesen. Vielleicht noch höher, wenn man, wie Eingangs angeführt, Hrn. Kalinas von Játhenstein Untersuchungen in Betrachtung zieht. Mähren mit dem österreichisch Schlesien nehmen wir zu 481 □ M. und 2 Millionen S. an. „Die Bojen (Celten, aus Gallien eingewandert,) herrschten in beyden Ländern, und verloren beyde zugleich an germanische Völker; (zunächst wohl nur die Herrschaft darüber;) Marbods Reich erstreckte sich auch über Mähren, und die Slaven nahmen auch beyde zugleich in Besitz." S. 7. Die Periode von Marbod und den Markomannen (im 2. Cap.) ist wohl eine der gelungensten Zusammenstellungen in diesem Werke.

In Beziehung auf das graueste Alterthum nimmt der Verf. (S. 18 ꝛc.) an, daß Böhmen, so wie Nordeuropa überhaupt, von Völkern nordischer, (skythischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indoeuropäischer Abstammung aus ihren Sitzen verdrängt und größtentheils vernichtet wurden. Sarmaten und Slawen will der Verf. völlig unterschieden wissen: aber die genetischen Merkmale? Herder und Schlözer getrauten sich da nicht, so weit zu gehen. „Bekanntlich sind die Slaven ein neues Volk; d. i. unter diesem Namen traten sie nicht eher, als in der zweyten Hälfte des sechsten Säculums aus dem skythischen und sarmatischen Chaos heraus" sagt Schlözer. „Warum nicht früher? — das wird durch ihre damaligen Wohnsitze ꝛc. begreiflich." Und nun geht Schlözer gleichfalls zur Aufzählung der vier slavischen Hauptstämme über, wie aus seiner Bearbeitung der russischen Geschichte Nestors zu ersehen ist.

Wie von jeher, so haben auch die heutigen Geschichtschreiber in den Bevölkerungs- und Einwanderungs-Systemen ihre eigene Weise. Wir bleiben

bey der Ansicht stehen, daß es nicht die abgeplattete, brüchige und sumpfige Nordregion, sondern der durch die Mitte Asiens und Europa's ziehende Gebirgsgurt, der Taurus war, der auch gen Böhmen und Mähren die erste Bevölkerung abgab. Andere böhmische Geschichtsforscher erachten diese für slavischen Geblüts, das oft besiegt, unterjocht, aber nie vertilgt worden sey. Ja, sie fragen, ob nicht die Bojer selbst slavischer Abkunft wären? Man hat jüngsthin wieder die Gabreta (sylva) aus dem gallischen Etymen zu erklären gesucht; was aber wenig ansprechen dürfte. Viel natürlicher schien uns die Ableitung der Sudeti montes und der Gabreta sylva aus dem Slavischen, wo Sud, ein weitbauchiges Faß, die Rundstellung des Erz- und Riesengebirges und die Höhen Böhmens und Mährens; Gawor, Ahorn, aber den einstmaligen Bestand eines Theiles dieser Gebirge andeuten möchte. Man werfe einen Blick auf die Orographie jener Landschaften. Der „Ahorn" ist noch ein beträchtlicher Wald im Fürstenthum Braunschweig; Gabor aber ein vielfältiger Name slavischer Häuptlinge. Da nun Ptolemäus und Strabo schon die Sudeti montes und die Gabreta sylva anführen: so — ? Die Leser belieben die Nr. 118 und 119 dieser Blätter des Jahrganges 1837 nachzuschlagen, wo wir jene Meynung über viel ältere Elemente in Böhmen besprochen haben. Die außerordentlich um sich greifende Entwaldung, und sofort der Abgang an Mitteln, sich ferner das unentbehrliche Salz zu verschaffen, glaubten wir als ein bisher unbeachtetes Motiv der Auswanderungen aus jenen nordöstlichen Regionen andeuten zu können (m. s. unsere Geschichte des europäischen Salzregale ꝛc.). Ueberhaupt geschah unserer Ueberzeugung nach die erste Einwanderung auf und an den Gebirgszügen; die zweyte längs den Flüssen, und so mögen germanische Stämme an der Oder und Elbe herauf auch nach Böhmen gekommen seyn; in einer dritten Periode nehmen wir die Einwanderung der Skythen, Sarmaten, Slaven, mehr in der Richtung von Osten nach Westen wahr.

Den Markomannen läßt der Verf. (II. Bch. 1. C.) die slavischen Cechen als einen Zweig des dritten Hauptvolks von Europa in Böhmen folgen: — einen zweyten Hauptstamm der Slaven nennt der Verf. den östlichen oder russischen; einen dritten den südwestlichen oder illyrischen; größtentheils nach den Ansichten Safarik's. Das hier entworfene Bild altslavischen Lebens ist anziehend. Lechy, größere Grundbesitzer. Noch heißen in Tyrol und im salzburgischen Gebirge alle Bauerngüter Lechen, wohl nicht vom Lehnen, Belehnen. Zakony: althergebrachte Gesetze. Wir haben diesen einst mehrfältig in Bayern eingewanderten Familiennamen, gleichsam die Ehrenvesten! z. B. zu Reichenhall nachgewiesen; und bey Fallmerayer, von gleichnamigen Colonien auf Morea, gelesen. Den Pflug, plug, wie das Brod, chlieb, Laib, erkennt der Verf., was wieder auf ein viel früheres Auftreten der Slaven in Westeuropa deutet, als ursprüngliche slavische Erfindungen. Boh, der höchste Gott, der Schöpfer der Welt. (Buk bey den nordteutschen Slaven; — Putz in Bayern, von Bog?) Aus der ersten Zeit des bayerischen Christenthums finden wir da (m. s. den Indiculum Arnonis!) mehrere Pfarrkirchen, als Pohkirch, Pohpah, Bohchire aufgeführt, welche man bisher als Buchkirchen und Buggkirchen deutete. Ueberhaupt kehrt Poh, heute Buch, wie wir anderwärts bemerkt haben, in der alten Topographie Bayerns vielfältig wieder. Unter dieser Bezeichnung könnte wohl hie und da der heidnisch-slavische Cultus in den christlichen übergegangen seyn. — Um die Mitte des V. Jahrh. und im Gefolge Attila's Hin- und Rückzug läßt der Verf. den slavischen Kriegsfürsten Cech Böhmen erobern; also gleichzeitig mit den Bewegungen der Völkerschaften, welche uns aus der Lebensbeschreibung des heil. Severin im Ufernorikum und in Pannonien bekannt sind. Hundert Jahre später drängen die Avaren aus Asien heran. Ueber die allzubefangene Darstellung der Periode Samo's, den Pelzel im Voigtland, als ob es damals schon Reichsvögte dort gegeben hätte, und Andere sogar unten zu Wolgast suchten, haben wir hier, unter Berufung auf das, was darüber und dagegen längst nachgewiesen ist, nichts mehr zu sagen. *)

*) So eben kömmt uns der achtzigste Band der

„In der zweyten Hälfte des VII. und im Verlaufe des VIII. Jahrh. sieht der Verf. (II. Bch. 2. Cp.) eine große Lücke in der böhmischen Geschichte.“ Ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren, innerhalb dessen zur Christianisirung der Slaven an den Quellen des Mayns und der Eisga (Aisch) durch das Bisthum Wirzburg; und noch mehr zwischen der Ohre (Eger) Camp und dem Regen, (seine Quelle heißt Böhmischwasser) seit Ende des VI. Jahrhunderts durch Rupert, zunächst von Regensburg her, durch die vielen Zellen-Gemeinden und durch die schon mit dem VIII. Jahrh. erstandenen Abteyen an der Donau im weiten und damals dicht bewohnten bayerisch-böhmischen Waldgebiete unstreitig viel geschehen ist. Es kann nicht länger verkannt werden, daß der hl. Rupert auf das Volk im Böhmerwalde vorzüglich einzuwirken suchte. Vom uralten Münster am Zusammenflusse des Regens und der Camp, heute Chammünster, wo einst des Ptolomäus Parmaecampi sassen, während ihre Stammesverwandten die Adrabae Campi an den beyden österreichischen Campen, an der südlichen Abdachung Böhmens zur Donau hausten; und von Cham aus, dem Sitz einer bayerischen Markgrafschaft, drangen Handel, Bodencultur und das christliche Familienleben, wenn nicht rasch, doch unaufhaltsam über die Höhen Böhmens hinein. Davon giebt auch die Thatsache Zeugniß, daß Böhmen bis Schlesien hin zum Bisthume Regensburg gehörte. Erst um das Jahr 972 erhielt Prag einen eigenen Bischof, und zwar durch den von Regensburg selbst, durch den heil. Wolfgang, den Hr. Palacky mit Recht einen wahrhaft apostolischen Mann nennt, und dessen Verdienste in der bayerischen, böhmischen, österreichischen und ungarischen Culturgeschichte (überall war Wolfgang persönlich bemüht, das Land wieder aus der ungarischen Verwüstung herauszuarbeiten, — nicht genug gewürdigt werden können.

Vielleicht gelingt es noch später, nach Bekanntmachung der Kloster-Monumente Böhmens, nach Herstellung einer beurkundeten Topographie und mittelst localer Anschauungen des Landes (die genaueste Terrain- und Volkskunde ist für die Geschichtschreibung unerläßlich) — jene Lücke einigermassen auszufüllen.

Carl der Große hatte die Civilisation Böhmens unverrückt im Auge, was in dieser Richtung hin seine Anstalten von der Elbe und thüringischen Saale bis zur Donau kund geben; auch seine munificente Ausstattung der Abtey Meten, Medema, (Mon. h. XI.) am gleichnamigen Bächlein, und wahrscheinlich eine der vielen slavischen Bergstätten längs dem bayerischen Walde, da auf Kupfererz, mēd, muß aus diesem Standpunkte erklärt werden. Ob nicht schon damals die Glasmacherey in Böhmen betrieben wurde? Nehmen wir hier nur das eine, den gegenseitigen Handel mit Natur- und Kunstprodukten überhaupt zum Augenmerk, wie er seit uralter Zeit über Regensburg und Passau gen Böhmen u. s. w. statt hatte, und wodurch dem materiellen und geistigen Verkehr so mannigfaltig der Weg gebahnt worden ist. Auch die Hagiographie Bayerns darf dabey nicht übersehen werden. Wenn wir bey der Anzeige des mährischen Codex von Hrn. Boczek den Leitungssatz aussprachen, daß die in Bayern, durch die Römer praktisch gelehrten, und durch die Rheinfranken wieder geweckten Grundelemente der Cultur und Civilisation früher zur Reife gediehen, und sich daher auch gegen Mähren geltend machten; so hat das auf Böhmen gleiche Anwendung; und der bayerische oder Nordwald ist es, der, seiner ganzen Länge nach, bey jedem Schritte die einstmalige Lebendigkeit dieser Wahl- und Blutsverwandschaften beurkundet. Hier, in der bayerischen, und in der Spezialgeschichte von Regensburg und Passau, vermissen wir aber, wie sich auch noch aus spätern Bemerkungen ergeben wird, jenen umfassenden Selbstunterricht, den Hr. Palacky anderwärts darthut.

Wiener-Jahrbücher der Literatur und darin, im Anzeigeblatt, ein Versuch, die Verschiedenheit der Ansichten über Samo zu beseitigen, zu Gesicht. Die hier zum Grunde liegende Idee, zwey Samo's (wie etwa zwey Sct. Ruperts!) anzunehmen, dürfte alsobald als das ungereimteste Auskunftsmittel erkannt werden. Auch eine Replik des Hrn. Prof. Filz über das Zeitalter des h. Rupert, finden wir in diesem Bande, nachdem unsere geographischen Notizen hierüber bereits abgedruckt sind.

Aus den sogen. legibus portoriis, Mauth- und Zollverhältnisse betr., welche um das J. 906 auf Befehl König Ludwigs von den Bischöfen, Aebten und Grafen des östlichen Bayerns und der dortigen Gränzländer zu Raffel- (Ram-) stätten neuerdings und umständlich geregelt wurden, und wobey man ausdrücklich die früheren Jahrhunderte zum Anhalt nahm: (Oefele, rer. boic. script. I. 713 und Mon. b. T. XXVIII. P. II. 203.) hätte Hr. P. im II. Bde. 6 Cap. in Beziehung auf Böhmen doch wohl mehr entnehmen, und darüber commentiren können. Wer vertrat auf diesem wichtigen Conventtage die Interessen Böhmens, der Sclavi de Rugis vel Boemanis mercandi causa venientes? Wohl hatten sich die Böhmen, welchen aus dem Mineralreiche, einige Sauerlinge ausgenommen, nur das Salz ganz und gar versagt ist, einst dasselbe von Halle in Sachsen geholt, ursprünglich Dobrebora, und es dobro sul, gutes Salz, genannt; aber schon im VIII. Jahrhunderte war das bayerische Salz, von Reichenhall aus, wie wir es umständlich nachgewiesen haben, (Geschichte der teutschen Salzwerke ꝛc. München 1833) über Passau ꝛc. und durch den Nordwald nach Böhmen, Mähren und Schlesien im vollen Gange, und damit vielseitiger und lebhafter Verkehr zwischen diesen Ländern und Bayern eröffnet: und daher das Aufkommen vieler Ortschaften und viele Stiftungen. Davon schweigt aber Hr. P. ganz und gar in dem sonst so lehrreichen 6. Cap. II. Bch. S. 187 auch im III. Bch. 6. Cap. Als Kaiser Heinrich II. im J. 1010 die Frauenabtey Niedernburg zu Passau neuerdings ausstattete, war der alte böhmische Zoll als eines der ergiebigsten Privilegien darunter begriffen. Auch der goldene Steig über Rinchnach heraus, die via Boemorum, war von ihnen mit Saumrossen Tag und Nacht belegt. Zur Zeit des Bischofs Otto von Passau, (s. dessen Receß mit seinen Ständen v. 1260) durften auch die Bayern mit Saumrossen auf diesem Weg hinein frachten; aber nur für den Tag, nicht für die Nacht, war ihnen im Falle eines Verlustes Entschädigung zugesichert. Die zu Passau von einer zahlreichen Zunft (die Messerer) aus Steyrer-Eisen verfertigten Klingen waren längst einer der gesuchtesten Artikel für Böhmen und Mähren: vielleicht schon aus der Zeit der Markomannen?

Doch, wieder zu Hrn. Palacky zurück. Im 6. Cap. des II. Bch's., dessen Erwägung der Verfasser schon in der Vorrede empfohlen hatte, wird behauptet, „daß die Leibeigenschaft bey den alten Slaven unbekannt war"; und verschiedene Beweisstellen wollen dafür geltend gemacht werden. Aber weder im Procop, noch im Jornandes; — weder in den Neueren: Herder, Schloezer, Streiter, Wagner, Tzschoppe, Stenzel, Engel, Rohrer und Andern, welche über die Slaven in Rußland, Polen, Schlesien, in Nieder- und Oberteutschland, bis nach Slavonien und Croatien hin, geschrieben haben, findet diese Behauptung einen Halt. Selbst Safarik, der in der Charakteristik der Slaven mit so viel Bedachtsamkeit zu Werke geht, sagt das nicht. In „Dobrowsky's Slavin, „Bothschaft aus Böhmen an alle slavische Völker" ꝛc. herausgegeben von Wenzeslaus Hanke, Prag 1834, sind eben die Grundzüge der Sitten und Verfassung der slavischen Stämme aus jenen Schriftstellern sehr verständig zusammengestellt. *) Die vom Hrn. Verf. aus Mauritii Strategico angeführte Stelle besagt im Zusammenhange gelesen, nichts anderes, als die außerordentliche Achtung der Slaven für Fremde, also auch für ihre Kriegsgefangenen. Vielmehr scheint uns die Leibeigenschaft von jeher ein genetischer Zug des innern slavischen Volks-Lebens gewesen zu seyn. Wohl möchte in diesem öfter ein demokratischer Geist wahrgenommen werden. Daß jedoch Demokratie und Leibeigenschaft neben einander von jeher bestanden und noch bestehen; be-

*) Daben mag man selbst die Noten der österreichischen Censur um so weniger übersehen, als bekanntlich diese auch in das Wissenschaftliche der Schriften eingreift, und tüchtige Fachgelehrte als Censoren angestellt sind. So z. B. lautet in Hanke S. 370 bezüglich auf die Herkunft der Slaven eine Anmerkung der Censur dahin: „Sie waren aus ihrem alten Sarmatien in dem Gewoge der Völkerwanderung so weit fortgeschwemmt worden; die ewige Weltordnung wollte aber nicht, daß sie die Naturgränzen ihres genetischen Gebietes in infinitum überschreiten sollten."

weist die alte Völkergeschichte, wie, mit einem Blicke auf die nordamerikanischen Freystaaten, die neueste. Im Tribut an die teutschen Oberherren und Kirchen waren auch mancipia begriffen; und wenn z. B. im Dithmar de libertate inolita, i. e. innata, ingenita der Milzen in Meissen gesprochen wird; und von der Knechtschaft, in die sie dann geriethen; so will das nichts anders sagen, als daß das slavische Volk, die gewährleistenden Stände in demselben, (nicht das Gesinde, und die Grundpflichtigen, mochten diese im eroberten Lande schon gewesen, Eingeborne, oder erst mit eingewandert seyn,) seine Selbstständigkeit verlor und streng unterwürfig wurde. Die im Jahre 906, wie oben angeführt, zu Raffelstätten erneuerten Zollbestimmungen, welche nebstbey auch zum Beweis dienen mögen, daß Böhmen damals noch nicht zum teutschen Reiche gehörte, treten hier wiederholt hervor. Neben Wachs (und Honig), neben Pferden, (Hengste und Stuten) pflegten die Slaven auch leibeigne Knechte und Mägde, mancipia, ancillas, servos, stromaufwärts, nach Bayern, zu verkaufen, und dagegen vorzüglich Salz zu empfangen; das ist Thatsache.

In der Urheimath der Völker, im Patriarchat, ist die Leibeigenschaft in der väterlichen Gewalt, und in der Hausgenossenschaft begriffen. Bey Auswanderungen und kriegerischen Ueberzügen traten natürlich mehr lockere Verhältnisse der Hörigkeit ein. In diesem Moment sind von den alten Schriftstellern manche Züge aus dem Völkerleben aufgefaßt. In Anbetracht obiger Zollbestimmungen gegen die böhmischen Slaven muß von Zweyen Eines angenommen werden. Entweder behielten sie die mitgebrachte oder im unterjochten Lande vorgefundene Leibeigenschaft — für Schuldner, Verbrecher, Verarmte, Entehrte, Entlaufene ꝛc. nach Sitte und Gesetz bey; oder sie galt nur den auswärtigen Gefangenen; d. h. sie hätten, wie heutzutage, die Negerhorden auf der Westküste von Afrika, nur Kriege geführt, um Gefangene zu machen, und sie als Sklaven wieder zu verkaufen. Da aber diese Gewohnheit unstreitig weniger ehrenhaft und mit der oben gerühmten Achtung für Fremde eben so, wie später mit dem Christenthume unvereinbarlich gewesen wäre; so wird auch bey den alten Slaven die Leibeigenschaft nicht wohl bezweifelt werden können. Sobald unter jenen Zeit- und Rechtsverhältnissen ein Volk seßhaft und heimathlich geworden, konnte es auch der Leibeigenschaft nicht entbehren; erst nun war diese Art von Zuständigkeit, das mancipium, einen Menschen handfest zum Eigenthum zu machen, ausführbar. Ueberhaupt bleibt es unsere Ueberzeugung, und der Hr. Verf. scheint sich auch in so fern anzunähern, daß die Slaven in Böhmen, „die Westslaven“ in der Abstufung der persönlichen und dinglichen Freyheit und Hörigkeit vor den Teutschen nichts voraus hatten.

Von einem glücklichen Feldzuge K. Ludwig des Teutschen gegen die Böhmen im Jahre 854 hat sich auch in den Urkunden des Bisthums Freysing (Meichelbek hist. Frising. P. II. N. DCCII.,) eine merkwürdige Stelle erhalten. Die Urkunde, actum ad Epilingen XVI. Kalendas Aprilis ao incarnationis Domini DCCCLV. berichtet, daß der König da, zu Aibling in Oberbayern, einen Hoftag hielt, um unter andern zwischen dem Bischofe von Trient, und jenem von Freysing wegen Weinbergen bey Botzen ein Urtheil zu sprechen. Dann fährt die Urkunde also fort: „Quibus sibi subactis, ut locus obtulit dono Dei optissimus Rex Ludovicus interea ad Epilingen dies quadragesimales frequentabat, misit aciem Bajovvariorum in Poëmanios, quorum ductor Ernest Comes (Ernst der Noriker, Herr zu Hallstatt ꝛc.) exstitit, Episcopis simul comitantibus. Tum demum reversi cum rumore non minimo, ut moris est, confluebant ad Regem. Tum autem evenit inter alia Missus Regis Longobardorum affuisse etc.“ Graf Ernst war auch da gegenwärtig, und fungirte als Pfalzgraf.

In der Erzählung des Bruderzwistes unter den Söhnen Swatopluks in Mähren (II. B. 5. Cap. S. 151) tritt der Verf. dem dortigen Bischof Wiching, dann Bischof zu Passau, und Kanzler K. Arnulfs, so wie diesem selbst, offenbar zu nahe. Die Aufträge der teutschen und bayerischen Regenten vollführend, in dem angränzenden Mähren Recht und Ordnung zu erhalten, (heutzutage: Interveniren, Cooperiren!) wurde der Markgraf Aribo und sein

Sohn Isanrich, (sonst Isengrimm,) wie schon ihre Ahnherren Wilhelm und Engelschalk (aus dem Hause der Grafen von Tengling, Playn, Beilstein,) mehrfältig und allzuleicht in die Zerwürfnisse der mährischen Fürsten verflochten, und sie mußten dafür auf beyden Seiten hart büssen. Seit Wilhelm waren diese bayerischen Dynasten in Mähren selbst begütert, und mit dem Stamme der Pr'emysliden verschwägert (s. gel. Anz. Jahrg. 1837 Nr. 161.). Bischof Wiching erlitt selbst durch den kriegerischen Dietmar, den Erzbischof von Salzburg, Aribos Blutsverwandten, der dann auch seinen Tod in der Schlacht gegen die Ungarn (907) fand, viele Kränkungen. Adlzreiter, der sehr geachtete bayerische Geschichtschreiber, sagt (in seinen boicae gentis annalib. P. I. Lib. XII. p. 313) unter andern „Ejusce aedificii autorem, (die nachmalige Abtey Ranshofen am Inn,) produnt Wichingum, Pataviensem Episcopum, Arnulfi Cancellarium, virum magni nominis, et praecipuae apud eum dignationis, quippe cujus prudentia potissima regni consilia et summa rerum agendarum vertebantur, sive res publica foret moderanda sive privatorum gratiae et bene meritorum praemia decernerentur etc." Auf keinen Fall war Wiching der „ränkevolle Mann," und das blosse Werkzeug K. Arnulfs zum Abbruch der jungen mährischen Fürsten, wie ihn Hr. P. schildert.

Wäre in der böhmischen Geschichte nicht auch des großen Conventes zu Tulle in Oesterreich, (c. 985), worauf alle benachbarten Bischöfe, Grafen, Landherren und Gränzsassen den Umfang des Bisthums Passau ꝛc. verhandelten, zu erwähnen gewesen?

Bey dem großen Einflusse, welchen damals das Familienleben der Fürsten auf das Volk hatte, muß der Geschichtschreiber die Genealogie besonders fest und klar zu halten suchen. Diese Aufgabe ist aber desto schwieriger, je mehr sich eine Dynastie, wie die der Pr'emysliden, in Böhmen und Mähren, in mannigfaltigen Aesten und Zweigen ausbreitet, und in der oft nur transitorischen Herrschaft durchkreuzt; (abgesehen, daß zur Ermittelung der Namen von ein- und derselben Person hier drey Sprachen, Slavisch, Teutsch, und Latein gegen einander gehalten werden müssen) und je dunkler meistens die Spuren sind, den Zugang und die Heimath der Frauen, der weiblichen Sippschaft, zu erforschen. Hr. Palacky hat auch in dieser Hinsicht viel geleistet, wie das die diesem Bande beygefügte Stammtafel der Pr'emysliden überschauen läßt.

Aber noch ist Manches zu berichtigen und zu ergänzen. Woher die teutschen Namen Conrad, Ulrich, Heinrich, Otto, Luitpold, Diepold, Adelbert, Ottokar u. s. w. in diesem slavischen Fürstenhause, und die mehrmalige Wiederholung dieser Namen in den Generationen? Wie gelangte ein Pr'emyslide, Swatobor (Friedrich) zum Patriarchat von Aquileja? Unstreitig durch teutsche, zunächst durch bayerische Ahnfrauen. Dem Conrad I. von Brünn c. 1054 — 1092, giebt der Verf. eine Hilburg zur Gemahlin, schweigt aber über ihre Herkunft. Und dennoch ist sie eine der merkwürdigsten, der hochherzigsten Ahnfrauen der Pr'emysliden, von welcher der Verf. selbst die erhabensten Züge zu erzählen weiß, z. B. (III. B. 6 Cap. S. 324) wie sie ohne Wissen ihres tiefbedrängten Gemahls in das Lager Königs Wratislaw, des Siegers, eilte, und beredt und flehend, die fürstlichen Brüder versöhnt. S. 329 wird sie Hilburg von Oestreich genannt; und werden ihr zwey Söhne Ulrich und Lutold zugeschrieben. Erster erscheint dann als Prätendent von Böhmen; und der zweyte stirbt als Markgraf von Znaym. Von diesem stammt Conrad II. Markgraf in Mähren u. s. w.

Diese Fürstin Hilburg oder Wiliburg, von den Böhmen auch Wirbirk genannt, stammt unmittelbar aus Bayern von den Grafen Tengling-Playn-Beilstein, von Burghausen und Schala, von demselben weit verzweigten Hause, welchem auch schon die Markgrafen Wilhelm und Aribo, wie wir oben bemerkt, in Oestereich und selbst in Mähren begütert, entsprossen waren. Heinrich, einer der Brüder Wiliburgs, war Bischof zu Freysing. Diese Bluts-Verwandtschaft hat der geniale Ritter Dü-Buat p. 275, 277, 356 zuerst aufgeklärt; ihm folgte Hr. Prof. Filz, s. origines boicae domus, P. I. tabula XVII. in seiner Geschichte der Abtey Michaelbeuern (Salzburg 1833) mit dem ihm eigenen Scharfsinn und selbst die böhmischen Geschichtschrei-

ber Cosmas von Prag, und Dubrovius benützend (S. 74, 119, 123). Und nun erst wird es begreiflich, warum z. B. jene bayerischen Magnaten ihrem Vetter Ulrich aus Ebersbergischem Geblüt, von Brünn gegen Borywoy so thätig zu Hülfe eilten (Palacky S. 349).

Eine andere erlauchte und nicht minder merkwürdige Frau erscheint in Palacky's Stammtafel der Přemysliden, als Richsa, die Gemahlin Wladislaw I. und als eine Gräfin von Berg, † 1125, aufgeführt. Im Texte S. 376 sagt der Verf.: „Herzog Wladislaw hatte Richsa, die Tochter des Grafen Heinrich von Berg aus dem Stamme der Markgrafen von Burgau zur Gemahlin. Boleslaw Schiefmund schloß jetzt mit deren Schwester Salome seine zweyte Ehe; beyde Schwestern stimmten fortan ihre Gemahle zu Eintracht und Frieden.“ Die beyden Frauen waren allerdings Schwestern, aber nicht aus Schwaben, sondern auch aus Bayern, aus dem mit Böhmen zunächst und längst befreundeten Nachbarland gebürtig. Ihr Vater war Diepold II., Graf von Vohburg, und Markgraf von Cham; der aus dreyen Ehen zwey Söhne Berthold und Diepold III. und mehrere Töchter erzeugte. Eine derselben, Adelheid, hatte K. Friedrich I. zur Gemahlin, und damit Waldsassen und Eger als Brautschatz erhalten; sich aber dann von ihr unter Rückhalt ihres Eingebrachten, geschieden. Die wahre und wohlbegründete Ursache hat Otto von St. Blasien der Geschichte bewahrt. Die älteste von Adelheids Schwestern hieß Reiza, in den von ihr ausgestellten Urkunden: Richza, ducissa de Boemia; bey den böhmischen Schriftstellern auch Amabilis: eine dritte Schwester ward an Markgraf Otto von Mähren, Herzog Wladislaus, Bruder vermählt. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Wladislaw eine Tochter Beata, böhmisch Swatowa, an Friedrich Grafen von Bogen, auch ein nächster bayerischer Nachbar, vermählt. Reiza oder Richsa hatte sich aber nach ihres Gemahls Tod, hochschwanger in das von ihren Altern gestiftete Kloster Reichenbach am Regen zurückgezogen, wo sie, noch in demselben Jahre, an der Geburt eines Sohnes starb. Eine vierte Schwester hieß, nach ihrer Mutter, Cunigund, und ward die ihrer Klugheit wegen gerühmte Gemahlin des Markgrafen Ottokar V. von Steyer; ihren Sohn, Ottokar VI. erhob K. Friedrich I. zum Herzog.

An der Gründung der böhmischen Abtey Chladreub, (Cladicina, Chladrima) durch ihren Gemahl Wladislaw hatte Reiza vorzüglich Theil, und auch ihr Bruder Berthold wird als ein Wohlthäter dieser Stiftung gerühmt. Zum Kloster Reichenbach widmete die Herzogin-Wittwe Reiza, „cum consensu liberorum suorum predium superius et inferius Aspach etc.“ Mon. boica T. XIV. 411. T. XXVII. 8. Christ. Friedr. Pfeffel in seiner Geschichtsbeschreibung der alten bayerischen Markgrafen auf dem Nordgau im II. Bande der historischen Abhandlungen der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1764 hat diesen genealogischen Zusammenhang, auch wieder mit Hülfe der älteren böhmischen Geschichtschreiber, zur Evidenz gebracht. Ihm gebührt zunächst das Verdienst, Reiza oder Richsa als zweyte Gemahlin des Herzogs Wladislaw I. und als Schwester der Gemahlin seines Bruders Otto Wladislaw II. und Diepolds I. zu bezeichnen, wornach die von Palacky aufgeführte Gräfin von Berg als erste Gemahlin, aber freylich unter ganz anderm Causalnexus der Begebenheiten, keinen Anstand hat. Diese Sachverhältnisse werfen ein neues Licht auf die böhmische Geschichte. Nun erst wird es begreiflich, warum nur Borywoy II. als eingedrungener Herzog von Böhmen in Verbindung mit seinem Schwager Leopold von Oestreich dem alten Kaiser Heinrich IV. zugefallen, dem Markgrafen Diepold, Wladislaw's Schwiegervater, ins Land fiel, und es gräulich verwüstete; (bayer. Geschichte und Palacky S. 351). Markgraf Diepold I., Graf Berengar von Sulzbach, Otto von Diessen, und andere hohe Verwandte des zu Regensburg im Jahre 1104 unter den Augen K. Heinrichs IV. ermordeten Grafen Sighart von Burghausen und Schala, standen nun offen auf der Seite Heinrichs V. gegen seinen Vater; nun erklärt es sich, warum, als K. Heinrich V. auf den Ruf Wladislaw's im Jahre 1119 nach Böhmen eingebrochen war, (Palacky S. 371), derselbe den Markgrafen Diepold von Vohburg und den Grafen Berengar von Sulzbach zur Erzielung eines Waffenstillstandes unter den Partheyen, nach Prag vorausgesandt hatte. Auch noch andere in

dieser Stammtafel aufscheinende Princessinnen möchten bezüglich auf ihre Herkunft und weitere Verbindung, bayerische Geschichtschreiber zur Hand, einer nähern Erwägung unterliegen. — Jedenfalls sind es zwey bayerische Stammhäuser uralten Adels und ächtfürstlichen Welt- und Heimathlebens, welche durch ihre erlauchten Töchter und durch deren tüchtige Nachkommen auf die Civilisation von Mähren und Böhmen unter den Pr'emysliden den vorzüglichsten Antheil hatten. Es waren nämlich von Süden, von Ostbayern her, und nach der March hinauf die Dynastie der Playen und Beilstein, eben als Hallgrafen, im Gefolge des Salzhandels zuerst; — und von Westen her die Grafen von Vohburg: durch die Arnolde und Bertholde vielleicht ein Zweig der Scheyrer; auch nach ihren Liegenschaften; und im mehrmaligen Nachklang der Agilolfinger Theodo und Theudobald, (dieser † 712: Diepold ist das verböhmischte Theudobald) noch viel weiter hinauf deutend. Der Pr'emyslide Diepold II. erscheint in vorliegender Geschichte als Mensch und Krieger gleich ausgezeichnet; ohne Nachkommen endet er um das Jahr 1190 auf einem Zuge zum hl. Grabe; während die Stammesvettern zu Vohburg und Cham in Bayern mit dem Jahre 1209 erlöschen. Einer der letzten Pr'emysliden in dieser Stammtafel ist Swatopluck von Jamnitz: und zwar, wohl bedacht, ohne weitere Folge; während sich Hr. Boczek, wie wir bey Beurtheilung seines Codex Moraviae Nr. 161, 1837 dieses Blattes zeigten, zum Anknüpfen an einen ganz fremden Zwentibold verleiten ließ. Swatopluck und Zwentibold hat ein- und dieselbe Bedeutung; die teutschen und bayerischen Geschichtschreiber haben die letztere Schreibart; auch wohl Zwetboch: und zufällig sind seit K. Arnulfs natürlichem Sohn Zwentibold in der teutschen, bayerischen und böhmischen Geschichte hintereinander mehrere dieses Namens aufgetreten, welche von einander abzuleiten, wie wir erwiesen haben, eine sehr verfängliche Probabilität wäre.

Als der erste Band der Urkunden von Mähren von Boczek erschien, ward damit die Zusicherung gegeben, daß die Geschichte von Mähren nach vollendeter Herausgabe der Urkunden, sie zu vier Bänden berechnet, folgen würde. Bezüglich auf Böhmen hat man eine umgekehrte Ordnung beliebt. Ein böhmischer Codex soll erst nach vollendeter Geschichte von diesem Lande erscheinen, weil die bisherigen Sammlungen noch zu mangelhaft wären. Dennoch möchte der erste Weg, um zu einer pragmatischen Landes- und Volksgeschichte zu gelangen, der richtigere, und durch eine, wenn auch sehr glänzende Erudition in der Literatur, kaum zu ersetzen seyn. Man wird leicht errathen, daß wir hier auf die Eröffnung und Benützung der böhmischen Klosterarchive und auf eine daraus hervorgehende Topographie, ein besonderes Augenmerk richten. Zur Zeit hat Schaller hierin das Mögliche geleistet. Zwar fangen dort diese Urkunden erst mit dem XI. und XII. Jahrhundert zu sprechen an; sie sind aber dann auch desto beredter, und deuten in vielen Dingen auf die früheren Jahrhunderte unverkennbar zurück. „Die Ermittlung der innern Zustände, des alten Volkslebens" — ist es ja, wie Hr. Palacky in der Vorrede selbst bemerkt, um was es sich vorzüglich handelt.

v. KochSternfeld.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlag der k. Akademie der Wissenschaften, in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.5-6

Âkademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY